ÜBER LAND UND MEER

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

830.6
M22
D3369

Band 71. 1894.

Über Land und Meer

Deutsche Illustrirte Zeitung

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien
Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

LXXI. Band. 1894. Nr. 1—26.

Sach-Register.

Romane, Novellen u. Erzählungen.

Ehepaar Weigand, das. Erzählung von R. Geim 489. 510. 530.
Erreichtes Ziel. Von Isolde Kurz 258. 278.
Erzählungen eines Effendi. Von R. Lindau 369. 389. 409. 429. 449. 470.
Feldinger, die. Von E. von Brixen 349. 378. 398. 418. 438. 458. 478.
Irrweg, der. Künstler-Roman von R. Misch 10. 34. 58. 82. 102. 122. 142. 166. 190. 214. 229.
Kind, das verschenkte. Eine Berliner Weihnachtsgeschichte von R. Giese 254.
Künstlerfahrten. Von A. Roderich 42.
Lilla Nachtschatten. Capriccio von G. Zeh-Blanc 318. 338.
Schwanen-Fabel. Von Hor. Brehlich, nacherzählt von H. Lömmer 365.
Schwestern, die. Roman von Ida Boy-Ed. 1. 25. 49. 73. 93. 113. 157. 181. 205. 238. 249. 269. 289. 310. 329.
See, auf stürmischer. Von M. Jókai 218.
Sylvesternacht, in der. Eine Dorfgeschichte von A. Andrea 298.
Teufels Antrik, des. Novelle von N. v. Eschstruth 498. 518. 538.
Weihnachten, fröhliche. Von E. Roland 263.

Skizzen.

Aschermittwoch. Von A. Braun 395.
„Er ist's." Von A. Bertram 88.
Erwartung. Von G. v. Feriberg 31.
Gelandet. Von Ph. Knieß 98.
Gönner, vor dem 186.
Güte, die. Von Aug. Niemann 382.
Modell, ein williges. Von A. Braun 7.
Neckerei 54.
Rosen im Winter 334.
Spiel, das, um die Zeche 38.
Unmöglich. Von E. Eckstein 455.

Reisen und Jagden.

Entenfall, der. Von Lever 435.
Hasenjagd in Polen 235.
Luitpold, Prinzregent, auf der Fasanenjagd. Von L. Rauchenegger 78.
Orientreise, die, des Großfürsten-Thronfolger 162.
„Platzhirsch", der. Von C. Fischer 106.
Saujagd mit Hatzhunden. Von L. Lever 187.
Wintertour, eine, über das Hochjoch. Von Emil Terschak 543.

Kultur- und Sittenbilder.

Audienztag, ein 118.
Fasching, Münchener. Von A. Braun 440.
Fasching, vom, in Wien. Von J. Konried 380.
Fastnacht in Mittenwald. Von B. Rauchenegger 374.
Freiwillige vor! Von Ph. Knieß 11.
Kukuruzernte in Slavonien 140.
Lustigen Zeit, aus der. Originalzeichnung von M. Wiegand 377.
Salvator, beim. Münchener Stimmungsbild von A. Braun 483.
Schreiber, öffentlicher, in Barcelona 434.
Sonntagmorgen-Andacht am Starnbergersee 455.
Sylvester-Nachklänge. Originalzeichnung von P. Heydel 305.
Untersuchungsrichters, aus der Werkstätte des. Von K. Seefeld 118. 135.
Verurteilt 315.
Weihnachtsfeier in der Geburtsgrotte Christi zu Bethlehem. Zeichnung von F. de Haenen 261.
Weinkelter, eine alte, im Neckarthale. Von P. Rühling 63.

Humoristisches.

Adam und Eva in moderner Darstellung 20.
Freundschaft, dicke 20.
Mäuseplage, die. Originalzeichnung von A. Hoffmann 197.
Mariannens Ballkleid. Humoreske von A. Roderich 359.
Nemesis. Eine Bildergeschichte von E. Hallward 109.
Wie der Hauptmann Schneebauch dem Lieutenant Spindelberg sein neues Pferd zugeritten hat 20.
Zukunft, die, des Zweirads. Originalzeichnung von A. Schmidhammer 465.

Geschichte und Zeitereignisse.

Angriff der Kabylen auf Melilla 138.
Bresche, in der 283.
Bismarck in Berlin. Von D. Hahn 414.
Bombenattentat in der französischen Kammer 295.
Einnahme, die, von Dargo. Von A. G. v. Suttner 495.
Einzugsfeierlichkeiten, die, in Gotha. Von R. Hadermann 443.
Friedrichsruh, in 481.
Gefangennahme Schamyls, die. Von A. G. v. Suttner 162.
Kaiser, der, im Schönbuch. Von R. J. Hartmann 211.
Kinder, die, von Bunzlau 54.
Leichenfeier Lazar Delitschs 344.
Maximilian II. verläßt nach der Krönung die Stadt Frankfurt a. M. 15.
Rückzug, auf dem, vor den Matabeles 434.
Spanisch-marokkanische Konflikt, der. Von R. v. Bieberstein 302.
Stettin, eingestürzter Turm der Jakobikirche in 480.
Todesursache, die, Kaiser Wilhelms I. Von F. W. Groß 342.
Vermählung der Prinzessin Elisabeth von Bayern mit Reichsfreiherrn Seefried 274.
Volksdemonstration in Budapest 515.

Biographien u. Charakteristiken.

Albertus Magnus. Von H. Lee 62.
Alexander, Graf von Württemberg. Von Th. Kerner 119.
Alexandra, Prinzessin von Wales 434.
Alvarez, Luis 295.
Berlioz, Hektor 500.
Billroth, Theodor 400.
Bronsart von Schellendorf, der neue preußische Kriegsminister 147.
Bülow, Hans von 455.
Campos, Martinez 303.
Crispi, Francesco 314.
Elisabeth, Prinzessin von Bayern 269.
Eliot, George 359.
Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen, und Prinzessin Viktoria 376.
Ferida, die Tochter Emin Paschas 461.
François, Luise von. Von E. Lauter-Richter 98.
Friedrich, Prinz von Hohenzollern 148.
Friesen, Friedrich. Von A. Römer 78.
Gabillon, Ludwig 146.
Häckel, Ernst 402.
Hasenauer, Karl Freiherr v., Oberbaurat 362.
Heinrich VII. Reuß, Prinz 424.
Herrmann, Dr. E. 462.
Hertz, Heinrich 382.
Herzog, Hans, General 434.
Hochberger, Dr. G. v. Von Dr. J. Ruff 54.
Jókai, Moriz. Von H. Glücksmann 217.
Junkermann, August 186.
Kameke, General von 147.
Kanoldt, E. 276.
Kossuth, Ludwig 534.
Kriegshammer, Edler von 84.
Levetzow, Ulrike v. Von G. Westenberger 395.
List, Friedrich. Von Th. Kerner 39.
Matejko, Jan 171.
Mello, de, Admiral 234.
Mickiewicz, Adam 16.
Ministerium, das neue österreichische 235.
Möser, Justus. Von Brox 343.
Müller-Guttenbrunn, Adam 129.
Paderewski. Von A. Rossig 18.
Palestrina. Von R. J. Hartmann 374.
Paracelsus, Theophrastus. Von R. Kiesewetter 241.
Pauli, H. Von P. Rühling 87.
Peixoto, Florian, Präsident 234.
Prix, Dr. J. N., Bürgermeister von Wien 487.
Rittershaus, Emil 515.
Rosebery, Lord 536.
Sachs, Professor M. Von M. Schächter 108.
Seefried, Otto Freiherr v. 269.
Siam, König und Königin von 60.
Simitsch G., serb. Ministerpräsident 415.
Söhne, die drei ältesten, Kaiser Wilhelms II. 517.
Soyaux-Schanz, Frida. Von B. W. Zell 502.
Tyndall, John 294.
Wallot, Paul. Von G. Buß 16.
Windischgrätz, Alfred, Fürst 194.
Xenia, Großfürstin, und Großfürst Alexander Michailowitsch 480.
Zeller, Eduard. Von Dr. Saul 274.
Zichy, E., Graf 443.

Feste.

Alt-Berlin und Kölln auf einem Berliner Kostümfest. Von R. Hanske 384.
Ausstellungsfest in Innsbruck. Von K. Wolf 106.
Festkommers alter Corpsstudenten zu Berlin. Von H. Lüders 515.
Novemberfest, das, des „Malkastens" Düsseldorf 1893. Von G. Fleischer 244.

Natur.

Biber, der. Von Dr. E. Kraus 19.
Grundeises, das Rätsel des. Von C. Falkenhorst 254.
Hinterhalt, der 126.
Kampfes Ende, des. Von C. Fischer 147.
Monate, unsere. Von B. Schlegel 36. 144. 210. 294. 402. 494.
Rehe im Winter 362.
Reiherkolonien 80.
„Renntierstation", eine neuentdeckte urgeschichtliche, bei Schaffhausen a. Rh. Von Dr. G. M. 30.
Schlacht bei Eylau, Episode aus der 517.
Schnee, einiges über den. Von R. E. Petermann 274.
Veilchen, das. Von R. E. Petermann 503.
Wachteln, Einbürgerung fremdländischer, als Federwild. Von Dr. K. Ruß 194.
Waldgeheimnisse 242.
Wasserkünstler zwei 127.

Populäre Medizin.

Kindesmund, ein schöner. Von Dr. Fürst 235.
Minderwertigkeiten, psychopathische, im Kindesalter. Von J. Trüper 422.
Winterkuren. Von Dr. O. Gotthilf 171.

Literatur.

Bücher und Schriften, neue 66.
Jubiläum der „Fliegenden Blätter" 368.
Literatur 42. 88. 110. 130. 146. 170. 194. 211. 245. 285. 324. 362. 424. 466. 482. 522.
Plaudereien, literarische. Von R. v. Gottschall 98. 335.
Wie und was sollen unsere Töchter lesen? Von Clara Schreiber I. 39. II. 535.

Länder- und Völkerkunde.

Europa.

Deutschland. Berlin, am Spittelmarkt in 322.
Coburg, Topfmarkt in der Herrengasse zu 210.
Friedrichsruh, Bilder aus 475.
Lübecks 750jährigem Jubiläum, zu. Von Ph. Knieß 190.
Rieden, in, am Staffelsee. Von A. Braun 454.
Salzige See, der, bei Eisleben 535.
Schwäbischen Meere, am 535.
Sylt, Nordseebad. Von H. Heiberg 474.
Frankreich. Kap Martin 536.
Nizza, Karneval in. Von A. Saar 400.
Italien. Pontinischen Sümpfen, in den 7.
Römischen Campagna, in der 495.
Luxemburg. Luxemburgischen Ardennen, Wanderungen durch die. Von H. Philips 322.
Niederlande. Dortrecht, aus 341.
Oesterreich-Ungarn. Abbazia. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld 523.
Aquincum und seine Ruinen. Von K. Müller 63.
Eisenerz in Steiermark 15.
Fischhorn, Schloß, im Salzachthale 186.
Meraner Winzerin. Von K. Wolf 31.
Petersberg, Schloß, in Tirol 220.
Sandwirtshaus, das 84.
Rußland. Grusinischen Heerstraße, von der. Von M. v. Proskowetz 355.
Schweiz. Montreux am Genfersee. Von Dr. M. Kronfeld 415.

Afrika.

Alfa-Mädchen 461.
Marokkanischen Küste, Bilder von der 136.

Amerika.

Brasilien, Bilder aus 234.

Asien.

Delhi, am kaiserlichen Hof in. Zeichnung von A. Karazine 164.
Zeltlager bei den Ruinen von Baalbeck 394.
Siam, Bilder aus 59.

Kunst.

Baukunst.

Burgtheater, das neue, in Wien. Von O. Linden 403.
Mausoleum des Grafen Julius Andrassy 541.
Reichstagsgebäude, das neue deutsche. Von G. Buß 14. 31.
St. Annakirche, die neue, in München. Von A. Braun 169.

Bildnerkunst.

Anzengruber-, Ludwig, Denkmal 170.
Denkmünze zur Aussöhnung zwischen dem Kaiser und Bismarck 486.
Friedensschild 162.
Friesen-Denkmal 78.
Hofer-, Andreas, Denkmal 107.
Kaiser Friedrich-Denkmal, das, in Heilbronn 242.
Mausoleum, im Charlottenburger 456.

Malerei.

Abend. Von D. Hitz 497.
Abschied von der Mutter. Von D. Lanzée 185.
Allerseelentag. Von H. Böhmer 93.
Amor entflieht. Von E. Kanoldt 277.
Audienztag, ein. Von J. J. Aranda 116. 117.
Autor und Kritiker. Von H. S. Marks 240.
Ballkleid, das erste. Von T. v. Margitay 336.
Bresche, in der, 1870. Von F. Birkmeyer 276.
Blumen für Lieder. Von F. Andreotti 533.
Böse Mann, der. Von G. Chierici 289.
Dortrecht, aus. Von C. Hilgers 340.
Einbringung eines Schleppdampfers nach dem Sturm. Von Th. Weber 37.
Einzug der Russen in Dargo 1845. Von Prof. F. Roubaud 492. 493.
Entenfall. Von G. v. Maffei 437.
Erfüllung eines Gelübdes. Von E. Godding 540.
Er ist's. Von J. Kovacs 88.
Erwartung. Von R. Cirelani 25.
Fährte, auf der. Von J. Brandt 208.
Falstaff. Von E. Grützner 137.
Festzug des Königs Gambrinus von P. Grot Johann. Von L. Schütze 415.
Flucht, auf der, vor Wölfen. Von A. v. Wierusz-Kowalski 272.
Freiwilliger, ein, für das Rettungsboot. Von W. Robinson. Kunstbeilage zu Nr. 1.
Gang zur Christmette. Von A. Rieger 256.
Geberger. Von E. Payer 329.
Gefangennahme Schamyls durch General Bariatinski. Von F. Roubaud 160. 161.
Gelandet. Von A. Batin 96.
Gemeinderatssitzung, eine, auf dem Lande. Von G. Schildknecht 148.
Glaube, Liebe, Hoffnung. Von J. Kovacs 97.
Gönner, vor dem. Von L. v. Fortunati 184.
Gratulantin, die. Von H. Peck 289.
Gratulantin, die kleine. Von W. Eilers 284.
Guitarrespieler, der. Von F. Prölß 73.
Guter Bissen, ein. Von G. v. Maffei 324.
Hasenjagd in Polen. Von J. v. Jaroszynski 229.
Hauskonzert. Von L. Alvarez 292. 293.
Heimkehr von der Taufe. Von K. Grob 30.
Herbst. Von R. Pätzelberger 40.
Herbstmorgen im Wildpark. Von St. v. Strechine 100.
Herzblättchen, unser. Von C. Fröschl 157.
Holländer, der fliegende. Von H. Hendrich 193.
Holzfischen am Bodensee. Von J. Moßner 535.
Hund, der, mit dem Essen seines Herrn. Von C. Borchard 85.
Jahreswende, zur. Von H. Kaufmann 297.
Junggesellen-Weihnachten. Von K. Hartmann 265.
Kampfes Ende, des. Von C. F. Deiker 141.
Kanoldt, E., und die historische Landschaft 275.
Katharina. Von E. Long 352. 353.
Kinder, die, von Bunzlau. Von C. Marr 52. 53.
Kleeblatt, lustiges. Von A. Leffel 349.
Klostersuppe, die. Von K. Schultheiß 220.
Kommunion, erste. Von W. Firle 472.
Kukuruzernte in Slavonien. Von T. Aron 140.
Kunst am englischen Hofe. Von L. Leloir 76. 77.
Kunstsalon Neumann in München. Von H. Peters 118.
Lektion, eine doppelte. Von P. Bedini 209.
Liebet euch untereinander. Von H. Danger 514.
Lisetta. Von L. Passini 237.
Luitpold, Prinzregent von Bayern mit seinen Söhnen auf der Fasanenjagd. Von M. Correggio 81.
Maria. Von G. Max 49.
Marterl, am. Von H. Lindenschmit 172.
Maximilian II. verläßt nach der Krönung die Stadt Frankfurt a. M. Von F. Kirchbach 13.
Meerrettich, scharfer. Von A. Hamberg 449.
Menuett. Von L. Schmutzler 316.
Mignon. Von J. Pero 416.
Mildthätigkeit im Winter. Von K. Schleicher 285.
Modell, williges. Von V. Bautier 4. 5.
Musik. Von F. Lesser 9.
Neckerei. Von Th. v. d. Beek 56.
Odysseus auf der Ziegenjagd. Von E. Kanoldt 332.
Paz. Von E. J. Schindler 28. 29.
Platzhirsch, der. Von C. Zimmermann 108.
Pontinischen Sümpfen, in den. Von Barucci 8.
Probe, erste. Von Prof. W. Firle 189.
Prosit Neujahr, Kätzchen! Von K. Kögler 299.
Radierungen von Prinz Heinrich VII. Reuß 424.
Rauchzimmer, im. Von A. F. Seligmann 317.
Rebekka und Deborah. Von Jansoni 341.
Reh im Winter. Von R. Weihe 357.
Rieden, Motiv aus. Von C. Heinisch 452.
Riva di Schiavoni. Von F. R. Unterberger 295.
Römischen Campagna, in der. Von E. Kanoldt 496.
Rosen im Winter. Von M. Nöbbecke 334. 337.
Saujagd mit Hatzhunden. Von L. Beckmann 188.
Schlacht bei Eylau. Von Lionel Royer 517.
Scene aus Sta. Maria dei Frari in Venedig. Von L. Passini 232. 233.
Schreiber, öffentlicher, in Barcelona. Von A. Beaury-Saurel 436.
Schwarz und weiß. Von E. Jeanmaire 196.
Sonnenstrahl, der letzte. Von P. L. Jeanodet 101.
Sonntagmorgen-Andacht am Starnbergersee. Von K. Schultheiß 460.
Soubrette, die. Von M. Gardigiani 205.
Spiel, das, um die Zeche. Von J. E. Gaiser 41.
Spittelmarkt, am, in Berlin. Von P. Hoeninger 320.
Studienkopf. Von G. Max 133.
Sünderin, die. Von Rembrandt 104.
Tirolermädchen. Von F. Defregger 124.
Tischgebet. Von A. Eberle 1.
Tod, der, des Beduinen. Von C. R. Huber 57.
Vereinten Kräften, mit. Von L. Walden 421.
Verlassen. Von F. v. Uhde 128.
Verurteilte. Von G. Max 312. 313.
Weihnachtsbilder, unsere 254.
Weisen, die, aus dem Morgenlande. Von A. Dürer 300.
Wiener Weihnachtsmarkt. Von W. Gause 257.
Windstoß, ein. Von F. Lecke 489.
Winzerin, Meraner. Von M. Wunsch 32.
Yum-Yum. Von Cl. v. Pausinger 373.

Musik und Theater.

Bühne 522.
Raimund-Theater, das, in Wien. Von C. v. Zdekauer 128.
Schlierseer Bauerntheaters, hinter den Coulissen des. Von F. O. Wedel 282.

Poesie.

Bekanntschaften. Von F. Schanz 491.
Blumen für Lieder. Von Frida Schanz 542.
Damals. Von F. Herold 243.
Es war einmal ..... Von M. Kusser 86.
Glaube, Liebe, Hoffnung. Von J. Baltz 98.
Herbstabend 78.
Herbstlaute. Von A. v. Berchtold 127.
Herbstnacht. Von H. Nordeck 31.
Hund, der, mit dem Essen seines Herrn. Von Lafontaine 87.
Kaiser und Bismarck versöhnt! Von F. Kusser 475.
Kind, an ein. Von A. v. Berchtold 434.
Kleeblatt, lustiges. Von F. Schanz 354.
Märchen. Von F. Herold 481.
März. Von K. Beilitzer 482.
Marterl, am. Von B. v. Reuß 172.
Monate, unsere. Von E. Jansen. Oktober 36. November 144. Dezember 213. Januar 301. Februar 397. März 504.
Müdigkeit. Von Chr. Wagner 170.
Musik. Von F. Schanz 14.
Nicht nieder. Von F. Herold 523.
Nichts als Leid. Von H. Frelle 122.
Osterzeit. Von Martin Greif 509.
Riva dei Schiavoni, an der. Von F. Herold 295.
Sonnenstrahl, der letzte. Von D. Saul 107.
Spielhagen, Friedrich. Von M. Gerbrandt 462.
Sylvestervision. Von A. v. Berchtold 273.
Tischgebet. Von J. Baltz 7.
Vorbei. Von E. B. Wieland 510.
Wegwarte. Von A. v. Berchtold 143.
Weihnacht. Von D. Saul 251.
Wiederkehr. Von Chr. Wagner 170.
Wintertrost. Von M. Greif 274.

Digitized by Google

Aphorismen. Von E. Löscher 343. 362. 381. 475. 515.
Gedankensplitter. Von Dr. O. Weddigen 39. 99.
Gedankensplitter. Von H. Diemer 115.
Gedankensplitter. Von A. Roderich 242.
Spruch 63.
Sprüche. Von H. Hango 38. 144. 210. 295. 403. 495.
Sprüche. Von E. Menzel 83.
Sprüche. Von W. Eigenbrodt 108. 144. 169. 207. 271. 358. 402. 434.
Sprüche. Von F. Herold 187. 239. 295. 328. 335.
Sprüche. Von A. Roderich 376. 415. 454.

Kultur und Wissenschaft.

Bildung, was ist? Von F. Bendt 99.
Billrothscher Hörsaal im Wiener allgemeinen Krankenhause 473.
Gesetzgebung, die deutsche, und der Kolportagebuchhandel 355.
Handschriften-Beurteilung. Von L. Meyer 22. 66. 90. 150. 346. 385. 426. 487. 506.
Leichenfund, ein merkwürdiger. Von Dr. G. A. Müller 139.
Märzveer, der alte. Von H. Wachenhusen 55.
Medizin, die, der Naturvölker 463.
Nansensche Nordpolexpedition 315.
Pestalozzi-Fröbel-Haus, das, in Berlin. Von G. F. 163.
Töchter, unsere. Salonplauderei von E. Schreiber 195.
Universitätsausstellung, die deutsche, in Chicago. Von P. Haedicke 78.
Vergnügungssucht, die. Von A. Niemann 127.
Walhalla, eine, deutscher Geistesheroen 376.
Wie und was sollen unsere Töchter lesen? Von K. Schreiber 39. 535.

Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr.

Ausstellungs-Pavillon, der, des „Norddeutschen Lloyd" in Bremen 306.
Eisenbahnen, die elektrischen. Von F. Bendt 283.
Nahrungsmittel frisch von den Antipoden. Von W. F. Brand 374.
Norddeutschen Lloyd, vom, in Bremen 453.
Russischen Handelsvertrages, die Bedeutung des 482.
Schiffsbaukunst, ein Meisterwerk deutscher. Von Dr. Neubaur 454.
Schleppdampfer in Not 38.
Silber, das deutsche, in Gefahr 525.
Wasserversorgung und Kanalisation, die, Berlins. Von O. Thiel 168.

Militär und Marine.

Explosion, die, auf S. M. Schiff „Brandenburg" 495.
Manöver, die, der Herbstübungsflotte 147.

Mode und Sport.

Besuchstoilette 541.
Diner-Toilette 439.
Schlittschuhwettfahren, internationales, in Davos 403.

Für müßige Stunden.

19. 42. 63. 87. 107. 127. 146. 170. 195. 219. 243. 262. 283. 323. 363. 383. 403. 423. 463. 482. 542.

Schach.

22. 46. 66. 90. 110. 130. 150. 174. 198. 222. 266. 286. 326. 346. 366. 386. 426. 446. 466. 506.

Unter uns.

21. 89. 149. 221. 345. 495. 505.

Notizblätter.

39. 63. 88. 107. 127. 146. 170. 219. 243. 262. 285. 295. 324. 343. 362. 383. 406. 422. 443. 462. 466. 482. 502. 522. 525. 542.

Preisrätsel-Ergebnisse.

423. 463.

Briefmappe.

23. 46. 66. 91. 110. 130. 150. 174. 198. 222. 246. 266. 286. 306. 326. 346. 366. 386. 406. 426. 446. 467. 486. 506. 526. 542.

Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.)

Abbazia. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld* 523.
Abend. Gem. von D. Hitz* 497.
Abschied von der Mutter* 186.
Adam und Eva in moderner Darstellung* 20.
Afta-Mädchen* 461.
Albertus Magnus. Von H. Lee* 62.
Alexander, Graf, von Württemberg. Von Th. Kerner 119.
Alexandra, Prinzessin von Wales* 434.
Allerseelentag. Gem. von H. Böhmer* 93.
Alt-Berlin und Kölln auf einem Berliner Kostümfest. Von A. Hanische* 384.
Alvarez, Luis* 295.
Angriff der Kabylen auf Melilla* 138.
Anzengrubers, L., Denkmal* 170.
Aphorismen. Von E. Löscher 343. 362. 381. 475. 515.
Aquincum und seine Ruinen. Von K. Müller* 63.
Aschermittwoch. Von A. Braun* 395.
Audienztag, ein* 118.
Ausstellungsfest in Innsbruck. Von K. Wolf* 166.
Ausstellungs-Pavillon, der, des „Norddeutschen Lloyd" in Bremen* 306.
Autor und Kritiker* 235.

Ballkleid, das erste* 335.
Baume, in der* 283.
Bekanntschaften. Von F. Schanz 401.
Berlioz, Hektor* 500.
Besuchstoilette* 541.
Biber, der. Von Dr. E. Franz* 19.
Billroth, Theodor* 460.
Billroths Operationssaal* 475.
Bismarck in Berlin. Von D. Hahn* 414.
Bissen, ein guter* 324.
Blumen für Lieder. Von F. Schanz* 542.
Bodensee, am* 532.
Böse Mann, der* 394.
Bomben-Attentat in der französischen Kammer* 295.
Brasilien, Bilder aus* 234.
Briefmappe 23. 46. 66. 91. 110. 130. 150. 174. 198. 222. 246. 266. 286. 306. 326. 346. 366. 386. 406. 426. 446. 467. 486. 506. 526. 542.
Bronsart von Schellendorf* 147.
Bücher und Schriften, neue 66.
Bülow, Hans von* 455.
Burgtheater, das neue, in Wien. Von O. Linden* 403.

Campos, Martinez* 303.
Coburg, Topfmarkt in der Herrengasse zu* 210.
Crispi, F.* 314.

Damals. Von H. Herold 243.
Diner-Toilette* 439.
Dolitschs, Lazar, Leichenfeier* 344.
Dortrecht, aus* 341.

Ehrwaar Weigand, das. Erzählung von R. Geim 489. 510. 530.
Einbürgerung fremdländischer Wachteln als Federwild. Von Dr. K. Ruß* 194.
Einnahme, die, von Bergs. Von A. G. v. Suttner* 495.
Einzugsfeierlichkeiten, die, in Gotha. Von R. Hodermann* 443.
Eisenbahnen, die elektrischen. Von F. Bendt 283.
Eisenerz in Steiermark* 15.
Eliot, George* 359.
Entenfall, der. Von Lever* 435.
„Er ist's." Von A. Bertram* 88.
Erfüllung eines Gelübdes* 540.
Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen, und Prinzessin Viktoria* 376.
Erwartung. Von G. v. Freiberg* 31.
Erzählungen eines Effendi. Von R. Linden 369. 389. 409. 429. 449. 470.
Es war einmal. Von M. Amster* 96.
Explosion, die, auf S. M. Schiff „Brandenburg"* 495.

Fähre, auf der* 210.
Falstaff. Gem. von E. Grützner* 137.
Fasching, Münchener. Von A. Braun* 440.
Fasching, der, in Wien. Von J. Kamied* 380.
Fastnacht in Mittenwald. Von B. Rauchenegger* 374.
Feldinger, der. Von E. v. Beizen 349. 378. 398. 418. 438. 458. 478.
Ferida, die Tochter Emin Paschas* 461.
Festkommers, der, alter Corpsstudenten in Berlin. Von H. Lüders* 515.
Festzug des Königs Gambrinus von P. Grot Johann. Von L. Schütze* 415.
Fischhorn, Schloß, im Salzachthale* 186.
„Fliegenden Blätter", Jubiläum der* 363.
Flucht, auf der, vor Wölfen. Gem. von A. v. Kowalski-Wierusz* 272.
François, Luise von. Von E. Lauter-Richter* 28.
Frankl, L. A.* 542.
Freiwillige vor! Von Ph. Knieß* 11.
Freundschaft, dicke* 20.
Friedensbild* 162.
Friedrichsruh, Bilder aus* 475.
Friedrichsruh, in* 481.
Friesen, Fr. Von A. Römer* 78.

Gabillon, L.* 146.
Gebirges* 334.
Gedankensplitter. Von H. Diemer 115.
" Von A. Roderich 242.
" Von Dr. O. Weddigen 39. 99.
Gefangennahme Schamyls, die. Von A. G. v. Suttner* 162.
Gelandet. Von Ph. Knieß* 98.
Gemeinderatssitzung, eine, auf dem Lande. Von A. Braun* 147.
Gesetzgebung, die deutsche, und der Kolportagebuchhandel 355.
Glaube, Liebe, Hoffnung. Von J. Baltz* 93.
Gönner, vor dem* 186.
Gratulantin, die. Gem. von R. Pöck* 289.
Gratulantin, die kleine. Gem. von W. Eilers* 284.
Granderses, das Rätsel des. Von E. Falkenhorst 354.
Grusinischen Heerstraße, von der. Von M. v. Proskowetz* 355.
Güte, die. Von A. Niemann 382.
Guitarrespieler, der* 75.

Häckel, Ernst* 402.
Handschriften-Beurteilung. Von L. Meyer* 22. 66. 90. 150. 346. 385. 426. 487. 506.
Hasenauer, Oberbaurat K. Frhr. v.* 362.
Hasenjagd in Baden* 235.
Hauskonzert* 295.
Heimkehr von der Taufe* 78.
Heinrich VII., Prinz Reuß* 424.
Herbst. Gem. von R. Pöchelberger* 40.
Herbstabend 79.
Herbstglaube. Von A. v. Berchthold 127.
Herbststimmungen im Wildpark. Gem. von St. von Strechine* 100.
Herbstnacht. Von H. Norden 31.
Herrmann, Dr. Emanuel* 462.
Herz, Heinrich* 382.
Herzblättchen, unser* 162.
Herzog, Hans, General* 434.
Hinterhalt, der* 126.
Hochberger, Dr. Von Dr. J. Ruß* 51.
Hofer-Denkmal* 107.
Hohenzollern, Prinz Friedrich von* 147.
Holländer, der fliegende. Von A. Braun* 194.
Hund, der, mit dem Essen seines Herrn. Von Lafontaine* 87.

Jahreswende, zur* 295.
Jesus und die Sünderin* 106.
Jókai, Moritz. Von H. Glücksmann* 217.
Irrweg, der. Künstler-Roman von R. Misch 10. 34. 58. 82. 102. 122. 142. 166. 190. 214. 229.
Junkermann, August* 186.

Kaiser, der, im Schönbuch. Von R. J. Hartmann* 211.
Kaiser Friedrich-Denkmal, das, in Heilbronn* 242.
Kaiser und Bismarck versöhnt! Von F. Kaeffer* 475.
Kameke, General von* 147.
Kampfes, des, Ende. Von E. Fischer* 147.
Kanoldt, E., und die historische Landschaft* 275.
Kap Martin* 532.
Katharina. Von E. Lenz* 352. 358.
Kind, an ein. Von A. v. Berchthold 434.
Kind, das verschenkte. Eine Berliner Weihnachtsgeschichte von M. Eicke 254.
Kinder, die, von Bunzlau* 51.
Knabenmund, ein schöner. Von Dr. Fürst 235.
Kleeblatt, lustiges. Von F. Schanz* 354.
Klostersuppe, die. Von A. Braun* 220.
Kommunion, erste* 475.
Konflikt, der spanisch-marokkanische. Von R. v. Bieberstein* 302.
Kossuth, Ludwig* 331.
Kräften, mit vereinten. Gem. von L. Walden* 421.
Kriegshammer, Edler von, der neue österr.-ung. Reichs-Kriegsminister* 84.
Künstlerfahrten. Von A. Roderich* 42.
Kukuruzernte in Slavonien* 140.
Kunst am englischen Hof. Von A. Braun* 78.
Kunstsalon Neumann, der, in München. Von H. Peters* 118.

Leichenfund, ein merkwürdiger. Von Dr. G. A. Müller* 139.
Lektion, eine doppelte* 210.
Levetzow, U. von. Von G. Wesenberger* 395.
Liebet euch untereinander* 514.
Lila Nachtschatten. Capriccio von E. Lis-Blanc 318. 338.
„Lilette" und „Scene aus Ste. Maria dei Frari"* 225.
Liszt, Friedrich. Von Th. Kerner 39.
Litteratur 42. 88. 110. 130. 146. 170. 194. 211. 245. 285. 324. 362. 424. 466. 482. 522.
Lübecks 750jährigem Jubiläum, zu. Von Ph. Knieß* 120.
Luitpold, Prinzregent, auf der Fasanenjagd. Von B. Rauchenegger* 78.
Luxemburgischen Ardennen, Wanderungen durch die. Von H. Pfitz* 322.

Märchen. Von F. Herold 481.
Märzveer, der alte. Von H. Wachenhusen 55.
März. Von K. Bleibtreu 482.
Münsterbage, die. Orig.-Zeichnung von A. Hoffmann* 197.
Manöver, die, der Herbstübungsflotte* 147.
Maria. Gem. von G. Max* 49.
Mariannens Ballkleid. Humoreske von A. Roderich* 359.
Marokkanischen Küste, Bilder von der* 136.
Martini, am. Von B. v. Reuß* 172.
Mateyko, Jan* 171.
Mausoleum des Grafen Julius Andrassy* 541.
Mausoleum, im Charlottenburger* 456.
Maximilian II. verläßt nach der Krönung die Stadt Frankfurt a. M.* 15.
Medizin, die, der Naturvölker* 463.
Meerrettich, scharfer* 454.
Melilla* 136.
Melilla, Plan des Lagers von* 303.
Mello, Admiral de* 234.
Mentone* 536.
„Menuett" und „Im Rauchzimmer"* 315.
Mickiewicz, Adam* 16.
Mignon. Gem. von J. Popp* 416.
Mildthätigkeit im Winter. Von K. Schreiber* 285.
Ministerium, das neue österreichische* 235.
Modell, ein williges. Von A. Braun* 7.
Möser, Justus. Von Berg* 343.
Monate, unsere. Von B. Schlegel und E. Jansen* 36. 144. 210. 212. 294. 301. 397. 402. 494. 504.
Montreux am Genfersee. Von Dr. M. Kreuzfeld* 415.
Müdigkeit. Von Chr. Wagner 170.
Müller-Guttenbrunn, A.* 129.
Müßige Stunden, für 19. 42. 63. 87. 107. 127. 146. 170. 195. 219. 243. 262. 283. 323. 363. 383. 403. 423. 463. 482. 542.
Musik. Von Frida Schanz* 14.

Nahrungsmittel frisch von den Antipoden. Von W. F. Brand 374.
Nansenschen Nordpolexpedition, zur* 315.
Neckerei* 54.
Nemesis. Eine Bildergeschichte von E. Hallward* 109.
Nicht wieder. Von F. Herold 523.
Nichts als Neid. Von H. Freise 122.
Nizza, Karneval in. Von A. Saar* 400.
Notizblätter 39. 63. 88. 107. 127. 146. 170. 219. 243. 262. 285. 295. 324. 343. 362. 383. 406. 422. 443. 462. 466. 482. 502. 522. 525. 542.
Novemberfest, das, des „Malkastens" Düsseldorf 1893. Von G. Fleischer* 244.

Odysseus auf der Ziegenjagd* 334.
Orientreise, die, des Großfürsten-Thronfolgers* 162.
Osterzeit! Von M. Greif* 500.

Paderewski. Von A. Reißig* 18.
Palestrina. Von A. J. Hartmann* 374.
Paracelsus, Theophrastus. Von K. Kiesewetter* 241.
Pauli, H. Von P. Rühling* 87.
„Pax"* 31.
Peixoto, F., Präsident* 231.
Pestalozzi-Fröbel-Haus, das, in Berlin. Von G. F. 163.
Petersberg, Schloß, in Tirol* 220.
„Platzhirsch", der. Von E. Fischer* 107.
Plaudereien, litterarische. Von R. v. Gottschall 98. 335.
Pontinischen Sümpfen, in den* 7.
Preisrätsel-Ergebnisse 423. 463.
Prix, Bürgermeister von Wien* 487.
Probe, erste. Von A. Bertram* 187.
Prosit Neujahr, Käthchen! Orig.-Zeichnung von K. Kögler* 280.
Psychopathische Minderwertigkeiten im Kindesalter. Von J. Trüper 422.

Raimund-Theater, das, in Wien. Von E. v. Zdekauer* 128.
Rebekka und Deborah* 341.
Rehe im Winter* 362.
Reichstagsgebäude, das neue deutsche. Von G. Buß* 14. 33.
Reiherkolonien 86.
Reiselager bei den Ruinen von Baalbek* 394.
„Renntierstation", die neuentdeckte vorgeschichtliche, bei Schaffhausen a. Rh. Von Dr. G. M. 30.
Rieden, in, am Staffelsee. Von A. Braun* 454.
Ritterband, Emil* 515.
Riva bei Schiavoni, an der. Von K. Gerold* 295.
Römischen Campagna, in der* 465.
Rosebery, Lord* 536.
Rosen im Winter* 334.
Rückzug, auf dem, vor den Matabeles* 434.
Russischen Handelsvertrags, die Bedeutung des 482.

Sachs, Prof. M. Von M. Schüßler* 108.
Salvator, beim. Von A. Braun* 483.
„Salzige See", der, bei Eisleben* 525.
Sandwirtshaus, das. Von K. Wolf* 84.
St. Annakirche, die neue, in München. Von A. Braun* 169.
Santa Lucia, in* 334.
Saujagd mit Hatzhunden. Von L. Lever* 187.
Schach 22. 46. 66. 90. 110. 130. 150. 174. 198. 222. 266. 286. 326. 346. 366. 386. 426. 446. 466. 506.
Schiffsbaukunst, ein Meisterwerk deutscher. Von Dr. Neubaur* 454.
Schlacht von Eylau, Episode aus der* 517.
Schleppdampfer in Not* 38.
Schliersee Bauerntheaters, hinter den Coulissen des. Indiskrete Plauderei von F. O. Webel* 282.
Schlittschuhwettfahren, internationales, in Davos* 403.
Schnee, einiges über den. Von K. E. Petermann 274.
Schreiber, öffentlicher, in Barcelona* 434.
Schwäbischen Meer, auf* 535.
Schwanen-Fabel. Von Jos. Bechstein, nacherzählt von H. Lemmer* 365.
Schwarz und weiß. Gem. von E. Jeanmaire* 194.
Schwestern, die. Roman von Ida Boy-Ed. 1. 25. 49. 73. 93. 113. 133. 157. 181. 205. 238. 249. 269. 289. 310. 329.
Siam, Bilder aus* 59.
Silber, das deutsche, in Gefahr. Von W. Fischer* 525.
Simitsch, G., serb. Ministerpräsident* 415.
Söhne, die drei ältesten, Kaiser Wilhelms II.* 517.
Sonnenstrahl, der letzte. Von D. Saul* 107.
Sonntagmorgen-Andacht am Starnbergersee* 455.
Soubrette, die* 210.
Soyaux-Schanz, Frida. Von D. W. Zell* 502.
Spiel, das, um die Zeche* 38.
Spielhagen, Friedrich. Von M. Gerbrandt 402.
Spittelmarkt, am, in Berlin* 322.
Spruch. Von H. Hango 38. 144. 210. 295. 403. 495.
" 63.
Sprüche. Von W. Eigenbrodt 108. 144. 169. 207. 271. 358. 402. 434.
" Von F. Herold 187. 239. 295. 328. 335.
" Von E. Menzel 83.
" Von A. Roderich 376. 415. 454.
Studienkopf. Gem. von G. Max* 133.
Stürmischer See, auf. Von M. Jókai 218.
Sylt. Nordseebad. Von H. Heiberg* 474.
Sylvester-Nachklänge. Orig.-Zeichnung von P. Hendel* 305.
Sylvesternacht, in der. Eine Dorfgeschichte von A. Andrea 298.
Sylvesterreisen. Von A. v. Berchthold* 273.

Teufels Anteil, des. Novelle von A. v. Eschstruth 498. 518. 538.
Tirolermädchen. Gem. von F. Defregger* 124.
Tischgebet. Von J. Baltz* 7.
Tod, der, des Beduinen* 54.
Todesursache, die, Kaiser Wilhelms I. Von F. W. Groß 342.
Töchter, unsere. Salonplauderei von E. Schreiber 195.
Turm, eingestürzter, der Jakobikirche in Stettin* 480.
Tyndall, John* 294.

Universitätsausstellung, die deutsche, in Chicago. Von P. Haedicke 78.
Unmöglich. Von E. Eckstein 455.
Unter uns 21. 89. 149. 221. 345. 425. 505.
Untersuchungsrichters, aus der Werkstätte des. Von K. Seefeld* 118. 138.

Veilchen, das. Von K. E. Petermann 503.
Vergnügungssucht, die. Von A. Niemann 126.
Verlassen. Gem. von F. v. Uhde* 128.
Vermählung der Prinzessin Elisabeth von Bayern mit Reichsfreiherrn Seefried* 274.
Verurteilt* 315.
Volksdemonstration in Budapest* 515.
Vorbei. Von E. B. Wieland 540.

Waldgeheimnisse 212.
Walhalla, eine, deutscher Geistesheroen 376.
Wallot, Paul. Von G. Buß* 16.
Was ist Bildung? Von F. Bendt 99.
Wasserkünstler, zwei 127.
Wasserversorgung, die, und Kanalisation Berlins. Von O. Thiel* 168.
Wegwarte. Von A. v. Berchthold 142.
Weihnacht. Von D. Saul 251.
Weihnachten, fröhliche. Von E. Roland 263.
Weihnachtsbilder, unsere* 254.
Weinkelter, eine alte, im Neckarthal. Von P. Rühling* 63.
Weisen, die, aus dem Morgenlande. Von A. Dürer* 300.
Wie der Hauptmann Schmerbauch dem Leutnant Spindelberg sein neues Pferd zugeritten hat* 20.
Wie und was sollen unsere Töchter lesen? Von Klara Schreiber 39. 535.
Wiederkehr. Von Chr. Wagner 170.
Windischgrätz, Fürst Alfred* 194.
Windstoß, ein* 491.
Winterkuren. Von Dr. O. Gotthilf 171.
Wintertour, eine, über das Hochjoch. Von O. Terschak* 543.
Winterrast. Von M. Greif 274.
Winzerin, Meraner. Von K. Wolf* 31.

Xenia, Großfürstin, und Großfürst Alexander Michaelowitsch* 480.

Yum-Yum* 375.

Zeller, Eduard. Von Dr. Saul* 274.
Zichy, Eduard, Graf* 443.
Ziel, erreichtes. Von Isolde Kurz 258. 278.
Zukunft, die, des Zweirads. Orig.-Zeichnung von K. Schmidhammer* 465.

Digitized by Google

Kunst-Beilage zu „Ueber Land und Meer“ 1891.

Ein Freiwilliger fi

Nach dem Gemälde

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

· das Rettungsboot.

n Webb Robinson.

Über Land und Meer.

Nº 1.

71. Band.
Sechsundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Postaufschlag Mark 3.50.

Die Schwestern.

Roman
von
Ida Boy-Ed.

I.

Septembersonnenschein schien goldig durch die Baumkronen und die braune Erde der Düsternbrooker Allee hatte einen glänzenden orangefarbenen Ton angenommen, den in regelmäßigen Zwischenräumen die Schatten der riesigen Baumstämme, schwarzen Balken gleich, unterbrachen. Das Laub an den Büschen in all den Gärten zur Rechten und Linken der Straße färbte sich schon bunt, der wilde Wein, der hie und da an den Villen emporkroch, war schon entblättert, nur vereinzelt hing ein blutrotes Blatt zwischen dem nackten Zweiggeflecht. Der Blick hinab zur Kieler Föhrde war freier geworden, über die jäh sich zum Ufer hinabsenkenden Gärten hinweg sah man das blinkende, ewig unruhige Wasser schimmern und das sich lichtende Gebüsch, die dunklen Stämme der Rüstern, die weißen, gemeigten Stämme der Birken überschnitten in dem Landschaftsbild manchen gewaltigen Schiffsrumpf, der in schwerfälliger Ruhe auf der Föhrde ankerte.

Es war ein warmer Tag und eine bunte Menge zog die lange Straße hinab und hinauf, die sich vom Schloß her, in langsamer Steigung, umsäumt von reizenden Bauten und üppigen Gärten, immer oberhalb des Ufers, bis zum höchsten Punkt, der Seebadeanstalt „Bellevue“, hin erstreckt.

Die Gunst des Septembers schenkt der rauhen Küste solche verspäteten Sommertage und verscheucht die feuchten Winde, welche sonst allezeit hier wehen.

Tischgebet. Nach dem Gemälde von Adolf Eberle. (Seite 7.)

Photogravüre-Verlag von Franz Hanfstängl in München.

Obendrein war es ein Sonntag, die Schar der bürgerlich gekleideten Männer, der heiter und zierlich geschmückten Damen und Kinder erschien fast in der Minderheit, gegenüber der Menge von Vertretern der deutschen Marine. In Reihen zu vieren und fünfen die Breite des Bürgersteigs einnehmend, gingen die Matrosen mit ihren weitspurigen Schritten einher, die Mütze, an deren Rand man den Namen ihrer Schiffe las, weit aus der Stirn, den Hals tief entblößt, über der blauen Jacke den breiten Matrosenkragen. Ganze Gruppen von beurlaubten Kadetten kamen von der Marineakademie her und zogen der Stadt zu. Ab und an blieben sie salutirend stehen, ab und an machte eine Schar von Matrosen Front: höhere Marineoffiziere kamen vorüber, ernste Erscheinungen mit Gesichtern, welche gleicherweise vom Studium wie vom Wetter durchfurcht schienen.

Ein sehr elegantes Paar schritt mit der Menge, ließ sich von dieser treiben und schien gar kein Unbehagen zu empfinden, so inmitten von allem Volk zu sein. Der Herr wie die Dame empfingen sehr oft verbindliche Grüße und gaben sie mit Lächeln zurück. Immer in gleicher Linie mit ihnen auf dem Fahrdamm fuhr ein hübscher kleiner Jagdwagen. Auf dem Sitz neben dem Groom, der jetzt das Gefährt lenkte, lag ein Paletot. Er gehörte dem Herrn und der Groom hatte Mühe, die Pferde zu dem langsamen Gang zu zügeln, während er selbst noch nebenbei auf den Wink wartete, der ihm „Halt“ gebot.

Endlich, vor einem Hause, dessen Garten sich meerwärts senkte, erfolgte dieser Wink. Der Herr öffnete das niedere Gitterthor und ließ seine Begleiterin vortreten.

Das Haus besaß über dem Erdgeschoß nur noch ein Stockwerk. Dichte weiße, oder buntdurchwebte Vorhänge waren von innen glatt vor jeder Spiegelscheibe befestigt. Aus dem oberen Stockwerk sprang vor dem mittelsten der fünf Fenster ein Balkon vor, den Sandsteinsäulen trugen. Unter dem Balkon zwischen den Säulen stand ein Tischchen mit einigen Gartenstühlen. Der straßenwärts gelegene Teil des Gartens war mit zierlicher Teppichgärtnerei auf geschorenem Rasen geschmückt; durch die nur engen Raumverhältnisse wirkte alles beinahe wie eine vom Konditor buntverzierte Torte.

Der Eingang zu der Villa war von der Seite und von hier übersah man den in schmalen Terrassen sich abstufenden Garten, in dem seitwärts ein Treppenweg niederging und an dessen Ufersaum an weißgestrichener Anlegebrücke ein schlankes Segelboot im Sonnenschein auf dem bewegten Wasser leise schaukelte.

Wider alle Hausgewohnheit war die Thür nicht geschlossen, die Besucher konnten sich den Druck auf die elektrische Glocke sparen. Auf dem Flur befand sich indes kein Mensch.

Frau Franziska Görne-Hellfeld benützte die Minuten des Wartens, um vor dem Spiegel sich ihr Hütchen zurecht zu rücken und den fast unsichtbaren rosigen Tüllschleier, der ihr gepudertes Gesicht bedeckte, fester zu knoten. Sie war eine hohe, schlanke Erscheinung, hatte ein regelmäßig geschnittenes Gesicht, zu dessen kalten Zügen die blauen Augen wenig paßten, denn diese Augen waren schwärmerisch, feucht und von einem leisen rötlichen Rand umgeben, als hätten sie eben geweint — kurz, Augen, wie Carlo Dolci sie malt. Ihr blondes Haar war hoch gepufft, ein Tüllhütchen mit rosa Blumen saß darauf.

Ihr Freund, der Freiherr von Bodmann, sah ihr mit einem sonderbaren Lächeln zu. Sein Auge konnte nicht umhin, ihre schöne Gestalt und die Art, wie Franziska dieselbe durch Kleidung zur Geltung zu bringen wußte, zu bewundern.

Sie fühlte seinen Blick und begegnete ihm.

Das Lächeln, welches um ihre und um seine Lippen spielte, der Ausdruck ihrer und seiner Augen, waren eine stumme, doch beiden völlig verständliche Unterhaltung voll Wehmut ohne Gemüt, voll spitzbübischen Bedauerns, voll freundschaftlichem Vergnügen aneinander.

Sie seufzte dann ein wenig.

„Es ist sehr nett so mit uns beiden geworden. Ich habe recht behalten,“ sagte sie.

„Sie sind die klügste und beste Freundin unter der Sonne,“ bestätigte er.

Sie sah sich um.

„Sollen wir hier ewig warten?“

In dem Flur regte sich nichts. Von den Wänden herab sahen die fremdartigen Schilde von Leder und Pflanzenfasern, die geflochtenen Matten, die Gruppen von indianischen Waffen. Der moderne Spiegel dazwischen und das Tischchen davor, mit der Garnitur von Schildpattkämmen und Bürsten, nahm sich sehr wunderlich dazwischen aus.

Endlich wurden Schritte laut. Von der Treppe, die aus dem Flur in den oberen Stock führte, kam ein Dienstmädchen herab. Es stapfte schwer und schleppte mit nach hinten gebogenem Oberkörper einen großen Korb vor sich, in dem grünes Laub oder Laubgewinde hoch gehäuft war und von dem der scharfe Herbstgeruch ausging, der abgepflückten Eichenblättern eigen ist.

Das Mädchen trug einen grün und rot gestreiften Friesrock, eine kurzärmelige schwarze Sammetjacke und eine weiße Schürze.

„O Gott, nu hätt he wedder de Dör apen laten. Entschuldigen man, Frau Görne — ach Gott — un der Herr Baron ist auch da — haben Sie all' lang gewartet?“

Das Mädchen setzte den Korb hin und lief an eine Thür. Ihr freundliches Gesicht, welches mit dem stramm gekämmten Haar des runden Kopfes ganz zu der sauberen Erscheinung paßte, strahlte von Zuvorkommenheit, als sie die Thür öffnete.

„Treten Sie man ein — ich will gleich mein' Madam Bescheid sagen. Bitte, nehmen Sie Platz,“ bat sie in ihrem breiten holsteinischen Deutsch, dem man anhörte, daß sie es nur in unumgänglichen Fällen sprach.

Der Freiherr und Frau Franziska sahen sich erstaunt im Salon um.

„Was ist denn bei euch los, Mike?“ fragte Frau Görne-Hellfeld und nahm das langgestielte Lorgnon vor, obgleich sie auch mit bloßem Auge bereits gesehen, daß auf allen Tischchen frische Blumen standen und daß sich um die Thür, welche zum Arbeitszimmer des Hausherrn führte, eine Eichenlaubguirlande zog.

„Uns' Kaptein kümmt wedder — ich mein', der Herr kömmt heut abend wieder,“ sagte sie. „Bitte, nehmen Sie man dreist Platz.“

Sie ging hinaus.

„Die liebevolle Gattin streut dem Heimkehrenden Rosen auf den Weg,“ sprach Franziska spöttisch und steckte ihre klassisch geformte Nase in einen Strauß, der aus einer goldschimmernden, ziselirten persischen Vase auftragte.

Bodmann ging auf und ab. Die Härte seines Schrittes dämpfte der kostbare Teppich. Wohin man in diesem Raum sah, entzückten asiatische Kunsterzeugnisse das Auge: Persien und China, Smyrna und Japan hatten fast die ganze Ausstattung geliefert. Vor Teppichen, Stoffen, Vasen und Geräten aller Art sah man kaum noch ein Fleckchen der eintönig olivenfarbigen Tapete.

Nur eine moderne Staffelei, freilich auch mit einem golddurchwirkten Purpurstoff behangen, stand in einer Ecke. Die Photographie eines Mannes, in der Galauniform des Korvettenkapitäns, befand sich in halber Lebensgröße darauf.

Bodmann blieb vor diesem Bilde endlich stehen und betrachtete lange den Mann.

Groß und fest sah das Auge, selbst aus der Photographie heraus. Die Stirn deckte der Hut in Dreimasterform mit der Goldborte. Sie mußte hoch und eisern sein, die Stirn, wenn sie anders zu dem Gesicht voll Energie passen sollte. Der Mund allein, so weit der leicht verschattende Bart das erkennen ließ, hatte weiche Linien. Die Gestalt schien mittelgroß und breit, eine von jenen Gestalten, die untersetzt und geschmeidig zugleich sind.

„Ist er braun?“ fragte er.

„Ja,“ sagte die Görne-Hellfeld und roch nochmals in die Rosen hinein, „er ist Ihr völliges Gegenspiel in allem.“

„Ist das Lob oder Tadel?“ fragte er, gezwungen lachend.

„Das kommt auf den Geschmack derjenigen Frau an, der Sie gerade gern gefährlich sein möchten,“ sagte sie gleichgiltig.

Es war von jeher eine ihrer Hauptwaffen gewesen, ein Gesicht machen zu können, als interessire sie sich für niemand und nichts.

„Wie wird sich dieser Mann mit mir stellen?“ fragte Bodmann mehr sich selbst als seine Gefährtin. Diese indes antwortete achselzuckend:

„Er wird nicht sehr entzückt sein, uns hier als Freunde installirt zu finden.“

„Uns!“ wiederholte der Baron voll Erstaunen. „Eine etwaige Unfreundlichkeit könnte sich doch nur auf mich erstrecken. Sie sind ja seine Jugendfreundin.“

„So etwas dergleichen,“ sagte sie in ihrem gleichmütigen Ton. Dann sah sie voll Ungeduld umher. „Man läßt uns aber sehr warten.“

„Ehedem wurde Ihnen die Zeit nicht lang mit mir.“

„Ehedem waren Ihre Gedanken auch bei mir,“ spöttelte sie zurück.

Bei dieser glatten Neckerei dachte er sich nichts. Er sprach, nur um eine Nervosität zu beherrschen, die ihn seit seinem Eintritt hier quälte.

„Daß man auch so mit der plötzlichen Rückkehr des Mannes überrascht wird,“ sagte er.

„Man hat ja ungefähr seit dem Tag, wo er im vorigen Jahr mit der Ariadne nach Kamerun ging, gewußt, daß er mit der abgelösten Besatzung Ende September dieses Jahres zurückkehren würde,“ sprach die Görne-Hellfeld mit einer fast impertinenten Ruhe.

„Aber der Tag —“

„Wird wohl unserer kleinen Frau von Hanstein erst bekannt geworden sein, während Sie auf Ihrem Gut waren und ich in Hamburg. Sie sehen wieder daraus, daß man sich von einer Frau, an deren Wohlergehen man Interesse nimmt, keine acht Tage entfernen darf.“

Sie setzte sich, nachdem sie noch in das einfenstrige Stübchen zur Linken und in das ebenfalls einfenstrige Stübchen zur Rechten geguckt und konstatirt hatte, daß auch im Zimmer des Hausherrn, wie in dem der Hausfrau, ein fast unerträglicher Blumenduft herrschte.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie, mit den Händen den Griff und die Spitze ihres langen Sonnenschirms umklammernd, den sie quer über ihre Kniee gelegt hatte, „diese Herbstblumen haben so einen melancholischen Geruch. Die Rosen haben nicht mehr den eitigen Duft wie im Sommer, den Astern entströmt Kälte, Levkojen und Reseda haben so etwas Ueberlebtes, Angefaultes. Blumen ohne Jugend. Das ist ein Paradox. Das ist wie schöne Frauen von vierzig. Man wundert sich, daß sie noch blühen.“

Oswald von Bodmann hörte ihrem Geplauder, welches er einst „unvergleichlich reizvoll“ gefunden, gar nicht zu.

„Nicht einmal gelesen,“ citirte die Frau in stummer Betrachtung bei sich und sah den Mann an, der sie einst geliebt hatte. Ihre Augen schlossen sich dabei halb, sie übte die eingehendste Kritik mit klarem, nüchternem Verstand und ohne daß ihr der Puls rascher schlug, war sie sich bewußt, daß sie ihn immer noch allen anderen Männern vorzog. Es war ein kaltes, gesammeltes Gefühl in ihr; die Liebesleidenschaft ihrer Seele war nicht wie eine Flamme, sondern wie ein Denkmal von Erz.

Er hatte keine Ahnung davon, es war ihm so bequem zu glauben, daß sie seine selbstlose Freundin sei. Ganz ein Herz zu verlieren, in welchem er einst einen Platz gehabt, wäre auch für seine Selbstgefälligkeit ein unerträglicher Gedanke gewesen.

Oswald von Bodmann war ein schöner Mann, hoch und geschmeidig gewachsen, mit einem edlen Angesicht, welches immer ein wenig bleich erschien. Sein blondes Haar und sein blonder Schnurrbart hatten mit den Jahren nachgedunkelt und waren fast aschfarbig geworden. Und dies graublonde Haar zeigte sich in reicher Fülle über der weißen Stirn, während es im Nacken militärisch verschnitten war.

Aber die Frau, die ihn jetzt so still beobachtete, war völlig mit sich einig, daß nicht diese zufällig tadellosen Linien seiner äußerlichen Schönheit ihn so anziehend machten. Sein Wesen war seine Eroberungswaffe, dies Wesen voll liebenswürdiger Ergebenheit, zartem Verständnis für Frauen. Seine unbewußte Grazie, sein völliges Aufgeben für die Angelegenheiten der Frau — kurz, das ganze Gebaren eines Mannes, der keinen anderen Lebenszweck kennt, als sich dem Frauendienst zu widmen, ohne sich scheinbar je zum lebenslänglichen Sklaven einer Frau machen zu wollen.

In hundert kleinen Liebesdiensten konnte er sich

einer Frau unentbehrlich machen. Aber er war nicht im stande, ein großes Opfer zu bringen. „Ein Mann, dessen Eroberung hauptsächlich darum Wert hat, weil die Mitschwestern sie einem beneiden, nicht, weil er an sich eine wertvolle Eroberung ist," schloß Frau Franziska ihre Gedankenreihe.

Nun wandte der Mann sich jäh um.

Nebenan war eine Thür gegangen, Frauenkleider rauschten. Das war dann nicht Frau Malve von Hanstein, denn in ihrem weichen wollenen Kleidchen huschte sie wie ein Wiesel daher, flink und leise.

Und doch — sie war es, aber mit ihr kam ihre Schwester Marianne Dallmer.

Herr von Bodmann küßte die kleinen Hände der Hausfrau und sah ihr dann ernst und traurig ins Gesicht. Sie war dunkelrot und ihre Lippen zitterten. Aber sie faßte sich mit Gewalt und sprach mit einer atemlosen Stimme, der man das jagende Herzklopfen der Frau anmerkte:

„Sie haben schon gehört? — Welche Freude — Günther kommt heute abend zurück — von Wilhelmshaven — mit der Bahn."

„Ich werde also in den nächsten Tagen den Vorzug haben, mich dem Herrn Gemahl vorstellen zu dürfen," sagte Bodmann, aber seine Augen sagten andere Sachen. Malve wich diesen Blicken aus. Ihr Wesen war scheu und unruhig, wie das einer verflatterten Taube.

„Ich habe mir vorhin, zum wievielten mal, weiß Gott, das Bild des Mannes genau angesehen, welcher das Glück hatte, Sie zu finden und zu erringen, ehe ich — o, daß er auch sein Glück so recht zu würdigen wisse," sprach er leise.

„Solche Worte dürfen Sie nicht sagen — ich darf sie nicht hören," flüsterte sie stotternd.

„Ist ein Unrecht darin? Könnte ich sie nicht in Gegenwart Ihres Mannes sagen, wenn ich erst sein Freund sein werde?" fragte der Mann.

„Ja — doch wohl," sagte sie fast unhörbar und erglühte von neuem in dem Gedanken, daß am Ende sie zu viel gesagt, indem sie zu viel in seine Worte legte.

Sie wußte oft nicht mehr jetzt, ob sie recht oder unrecht dachte, fühlte, träumte. Oder ob sie nur von der Sorge gemartert war, daß ein anderer, er, der Freund, ein Unrecht fühle, denke, träume.

Sie strich sich mit der Hand über die Stirn. Sie hatte immer, immer Kopfweh jetzt.

„Das Leben ist so schwer," sagte sie gedrückt, „wenn man ein selbständiger, verheirateter Mensch geworden ist."

„Dazu ist uns die Freundschaft als Himmelsgeschenk gegeben, durch sie wird uns das Leben leichter," sagte Bodmann und drückte ihr bedeutungsvoll die Hand.

Die Freundschaft war für Bodmann nicht nur die Nachrede, welche verständige Menschen zusammen lesen, nachdem sie das letzte Kapitel der Liebe vollendet haben; es war auch für ihn die beste Vorrede zum Hohenlied der Leidenschaft.

Uebrigens hätte er sich sehr entrüstet, wenn ihm jemand vorgeworfen haben würde, daß er das kleine, junge, unreife Geschöpf in Versuchung führen wolle, oder sie mit Vorsatz beunruhige. Er war sich niemals bewußt, eine Ehrlosigkeit zu begehen. Was konnte seine sensible Natur dafür, wenn sie wieder und wieder in die schönen Erregungen neu keimender Neigung hineingerissen wurde? Er hatte sich doch nicht selbst sein Temperament gegeben.

Während er mit Malve von Hanstein am Fenster flüsterte, saß Marianne Dallmer steif und aufrecht neben Franziska Görne-Hellfeld auf dem kleinen Sofa. Sie gab Auskunft über das Befinden ihrer „Frau Mutter" und des „Fräulein Schwester", lobte den schönen Septembertag, besprach den glücklichen Umstand, daß der Korvettenkapitän von Hanstein, ihr Schwager, ohne jeden Unfall sein immerhin schwieriges Kommando beendet habe und welche Freude seine Rückkehr, besonders auch für die kleine Frau, sei, welche ihn doch nur drei Monate nach der ehelichen Verbindung ihr eigen genannt.

Und dabei kehrten sich ihre Blicke mit einem sonderbaren Ausdruck von äußerster Angst auf die flüsternden beiden am Fenster. Aber noch sonderbarer, sie that nichts, gar nichts, um dies erregte Flüstergespräch durch einen Anruf, durch eine allgemeine Frage zu stören.

Ihre Hände, sie waren nicht sehr klein, aber von klassischen Formen, hatte sie fest im Schoß gefaltet. Ihre dunkle, etwas müde Stimme sprach mit hörbarer Anstrengung.

Sie setzte der unermüdlich fragenden Görne-Hellfeld, die so leer fragte, wie Marianne Dallmer antwortete, auseinander, daß sie heute abend wieder in das Haus ihrer Mutter, welche gegenüber wohnte, zurückkehren werde.

Ihr Gesicht hatte einen leidenden Ausdruck, die Blässe auf den Wangen hatte die rosige Frische verjagt, die früher denselben eigentümlich gewesen. Nun erschien das schöne Oval noch etwas schmäler. Das dunkle Haar war über der Stirn gekraust und am Hinterkopf in einen Knoten zusammengewunden. Unter den dunklen geraden Brauen lagen etwas tief die blauen Augen.

Wenn ein Unbefangener diese drei Frauen beobachtet hätte, würde er geglaubt haben, daß sie alle in der gleichen fieberischen Abhängigkeit von dem blonden, schönen Mann lebten.

Es war eine schwüle Atmosphäre zwischen ihnen und das junge Weiben, die kleine Frau mit der Kindergestalt und dem reizenden Puppenköpfchen, konnte ihre innere Erregung am wenigsten verbergen. Ihre Wangen glühten, ihre Stimme brach mehr als einmal mitten im Satz. Die Schwester sprach wie mechanisch, nur in ihren tiefen, leuchtenden Augen war ein banges Leben.

Und über das Gesicht der Frau Görne-Hellfeld war ein Lächeln gebreitet, ein zufriedenes Lächeln, das sich niemand zu deuten gewußt hätte, das aber niemand beobachtete.

Oswald von Bodmann war zu sehr mit seinen, in diesem Augenblick unerträglich eifersüchtigen Gefühlen beschäftigt, um daran zu denken, daß man diesen qualvollen Besuch abkürzen müsse. Aber Frau Franziska war immer Herrin der Lage.

Nach einer schicklichen Zeit stand sie auf, bedauerte, daß nun der eigentliche Zweck ihres Besuches verfehlt sei — sie hatte nämlich Malve von Hanstein und Marianne Dallmer bitten wollen, den Abend bei ihr zuzubringen, mit Bodmann und noch einigen Freunden — trug noch viele, viele Grüße an den lieben Zurückkehrenden auf und fragte Bodmann, ob er seiner Liebenswürdigkeit von vorhin weiter Folge geben und sie nochmals begleiten wolle. An der Thür erzählte sie noch, daß sie vorhin aus ihrer Gartenpforte am Lorenzdamm getreten sei, schon etwas zaghaft, ob sie ihre unbeschützte Person dem Sonntagsgewühl anvertrauen dürfe, als gerade Bodmann in seinem kleinen Jagdwagen vorbei gekommen sei. Sie habe ihn natürlich gezwungen abzusteigen und sie zu begleiten.

Der Freiherr erbot sich, sie auch wieder heimzubringen. Er verabschiedete sich von Frau Malve, die ihm stumm die Hand ließ. Dann küßte er Mariannen die Hand, ging zur Thür, kehrte um und ergriff noch einmal zu heftigem, pressendem Druck die kalten Finger Malves. Hiernach stürzte er fast hinaus.

Es war ein etwas pathetischer Abgang und von nicht mißzuverstehender Deutlichkeit.

Die beiden Schwestern blieben stumm zurück. Die kleine Malve schwankte. Sie hätte sich lieber der älteren Schwester in die Arme geworfen und geweint — geweint.

Doch Marianne stand so ablehnend, so unbewegt da — es hieß schon die Thränen niederschlucken. Sie trat ans Fenster, gedankenlos, gewiß nicht, um Oswald von Bodmann nachzusehen.

Sie erschrak, als sie ihn noch einmal sah und als er, da er hinter dem bunten Vorhang die Umrisse einer Gestalt entdecken mochte, seine Finger an die Lippen legte, als wolle er eine Kußhand machen, wage es aber nicht.

Auf dem Flur begann jetzt ein großes Klopfen und lautes Sprechen. Mike stand dort am Fußende einer Leiter, hielt sie mit ihren derben Fäusten fest und schalt auf plattdeutsch den Burschen aus, der, oben auf der Leiter stehend, über der Thür zum Salon große Nägel einschlug. Neben der Leiter auf dem Fußboden lag, einer zusammengerollten Schlange gleich, die dicke Eichenlaubgutrlande, welche die Thür kränzen sollte.

„O Gott, Krischan, nee, dat ward min Leevdag nix Vernünftiges. Wenn Se de Nagels so hoch 'rinslan, denn langt de Guirlann nich. Man kann Ihnen doch ok nix maken laten."

Krischan hieb statt aller Antwort doppelt kräftig mit dem Hammer auf die Nagelköpfe.

Jeder Schlag durchzuckte die beiden Frauen drinnen.

Es war Mariannen, als klopfe man einen Sarg zu.

Endlich saßen sie fest und an dem Rauschen vor der Thür merkte man, daß der Kranz aufgezogen wurde; zuweilen stieß auch Krischan mit Ellenbogen oder Kniee gegen die Thür, was dann immer einen dumpfen Bumbs gab.

„Es ist alles fertig," hob Marianne an, „ich kann gehen. Krischan trägt mir wohl meine Sachen hinüber."

Plötzlich hing Malve an ihr, die kleinen Hände klammerten sich um die Arme der größeren Schwester.

„Geh nicht von mir, geh nicht von mir," bat sie unter stürzenden Thränen.

„Mann und Frau müssen allein sein, nach so langer Trennung," sagte Marianne mit starrem Ausdruck.

„Laß mich nicht allein mit ihm — nicht allein," jammerte das kleine Geschöpf in völliger Haltlosigkeit.

„Hast Du sein Gericht zu fürchten?" fragte Marianne plötzlich, ihre Stimme stark erhebend.

Es war, als käme die Frage aus priesterlichem Mund.

„Nein," murmelte die Frau weinend, „nein, ich habe doch nichts Böses gethan. Gewiß nicht. Nur die Angst — das Unklare — ich weiß nicht —"

„Er wird Dir alles wiedergeben, die Sicherheit und die Klarheit," sprach die andere etwas milder, und setzte nach einer kurzen Pause leise hinzu:

„Wenn Du sie von ihm willst."

Malve weinte unaufhörlich in ihr Taschentuch hinein.

„So kann ich gehen. Fasse Dich. Solche Heimkehr nach solcher Trennung! Denke an ihn, nicht an Dich."

Marianne konnte nur den Ton der Mahnung, nicht den warmherziger Liebe finden. Nicht einmal so viel konnte sie sich bezwingen, der Schwester, in deren Hause sie länger als ein Jahr nun gelebt, einen Abschiedskuß zu geben.

„Nimm mich mit," schrie Malve auf, als sie hörte, daß Marianne wirklich ging.

Diese wandte sich noch einmal um. Sie sagte nichts. Mit einem großen, gebietenden Blick hielt sie die Schwester von sich zurück.

Die Thür fiel ins Schloß. Malve war allein.

Sie fuhr fort, verzweifelt zu weinen. Auf dem Stuhl nächst der Thür hingesunken, saß sie wie auf dem Armsünderbänkchen hart an der Wand, das Taschentuch mit beiden Händen vor dem Gesicht.

So hatte sie auch geweint, als er ging, ebenso verzweifelt und hatte geglaubt, daß sie nun vierzehn Monate lang nichts anderes thun werde, als immer um den Fernen weinen.

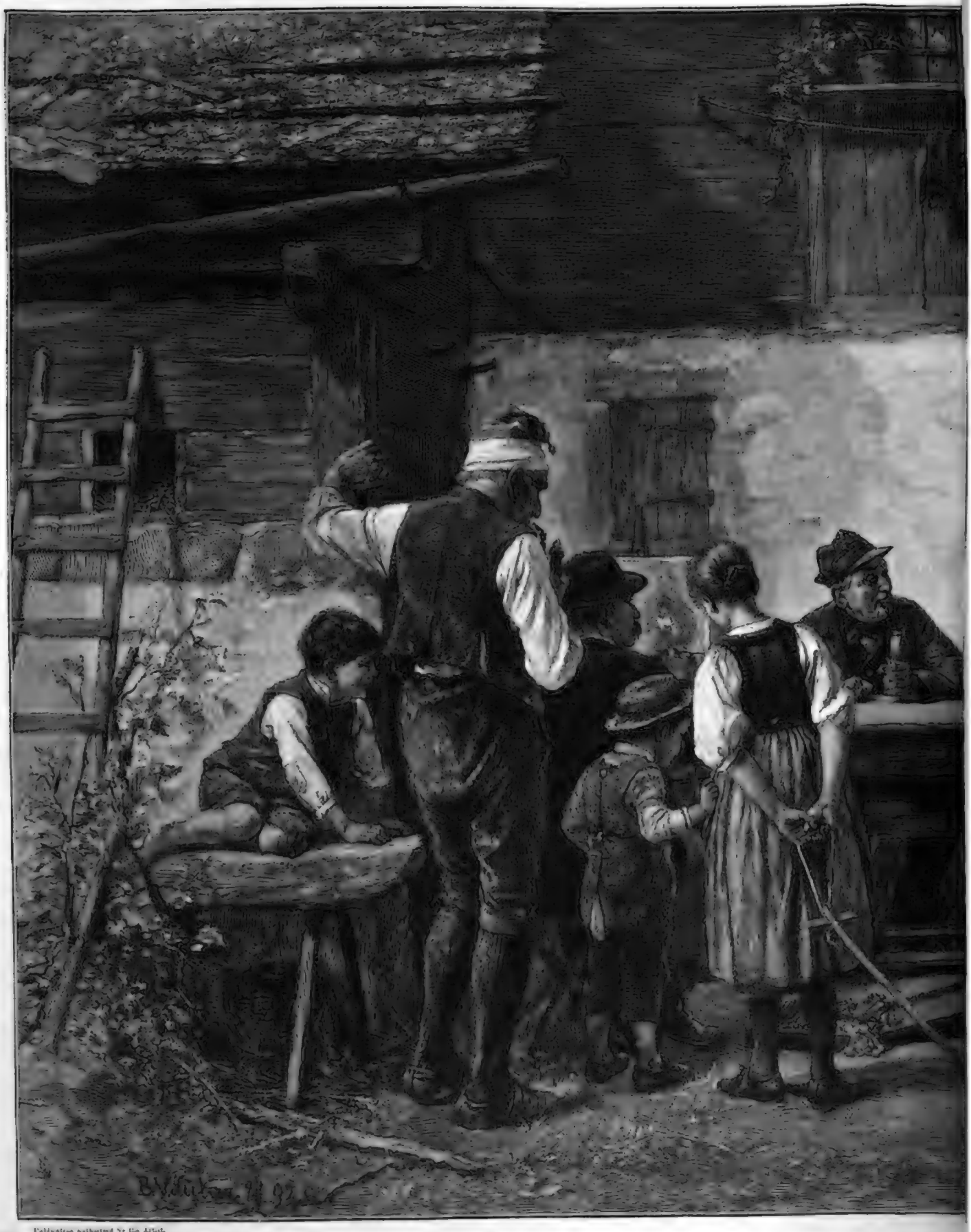
Aber wer kann immer weinen? Man muß auch tapfer sein und sich beherrschen. Und Malve hatte sich eingebildet, sie höre nur aus Selbstbeherrschung auf zu weinen, lächele nur aus Tapferkeit wieder, zwinge sich nur aus Charakterstärke, recht viel Menschen zu sehen.

Und heute kam der Gatte zurück und sie weinte wieder? Warum denn eigentlich?

Sie hörte plötzlich auf, ließ die Hände in den Schoß sinken und starrte ins Leere.

Ja, warum denn eigentlich? Es war doch nichts Unrechtes geschehen. Das konnte ihr Marianne und jedermann bezeugen. Und ganz gewiß, sie hatte nicht mit einer Miene, nicht mit einem Wort Oswald — Herrn von Bodmann — Gründe gegeben, sich in sie zu verlieben. War er denn überhaupt in sie verliebt? Nein, nein — er empfand nur eine schöne, warme, selbstlose Freundschaft für sie. Günther würde sich darüber freuen, daß ein so ausgezeichneter Mann sie einer edlen Freundschaft würdige. Bodmann aber würde seine Freundschaft auch auf Günther ausdehnen.

Ein Charakter wie Günther, groß, gut, klug, würde alles begreifen und Mariannen wegen ihrer Strenge schelten. War denn Marianne überhaupt streng gewesen. Nie, nein, nie mit Worten. Aber ihre Augen blickten so sonderbar oft und es war



Publication authorized by the Artist.

Williges Modell. Nach dem Gem

Benjamin Vautier. (Seite 7.)

Kunstverlag von Franz Hanfstängl in München.

gewesen, als träte Marianne immer ferner und kühler von ihr zurück.

Malve sprang auf und lief im Zimmer auf und ab. Die unbestimmte Angst überfiel sie von neuem.

Wer ihr nur diese Angst hätte erklären können!

Sonst, wenn ihr bang um das junge Herz war, hatte sie vertrauensvoll ihre unverständigen Sorgengedanken Günther anvertraut und er hatte ihr sie so liebevoll als thörichte Hirngespinnste darzustellen gewußt.

Und an der Angst, von welcher sie sich jetzt beklemmt fühlte, war es das gräßlichste, daß sie nicht mit Günther darüber sprechen konnte. Wenigstens war ihr, als sei das unmöglich.

Wie kann man denn über etwas sprechen, das einem selbst nicht klar ist.

Malve wußte nicht, daß das, was sie so folterte, die Furcht vor — noch nicht die Furcht vor der Sünde, aber die Furcht vor Versuchungen.

Nur starke Menschen sehen der Versuchung muthig und siegreich ins Auge. Für den Schwachen bedeutet die Versuchung und das Unterliegen fast dasselbe.

Und die verwirrte Frauenseele fand in sich nicht das Zutrauen, daß schon die Nähe des heimkehrenden Gatten Schutz bedeute, selbst gegen unruhige Gedanken.

So zitterte sie dem entgegen, den sie mit heißen Thränen hatte gehen sehen. Ihr war, als hätte sich in der Zeit der Trennung zwischen ihr und ihm in Wahrheit das Weltmeer gelegt, das sie so lange geschieden.

II.

Marianne Dallmer ging sehr langsam durch den Vorgarten über die Straße und trat durch das Gitterthor, welches vom Bürgersteig in den Garten ihrer Mutter führte.

Ihr schien, als bewegten sich Menschen hinter den Blumen, welche die glashausartige Veranda von innen schmückten. Frau Dallmer liebte sehr Blumen, die prachtvollsten Topfgewächse waren so geordnet, daß sie eine förmliche Wand vor den Fenstern bildeten.

Jetzt fremde Menschen sehen, das war sehr qualvoll für Marianne: sie bereute, nicht ausdrücklich gebeten zu haben, daß man an diesem Sonntagabend einmal keine Gäste lade. Anstatt gleich in die Wohnräume einzutreten, ging sie erst hinauf in ihr Zimmer und sagte dem Dienstmädchen, daß sie sich's gleich ein wenig gemüthlich machen wolle.

Fremd und kahl kam ihr der sonst so anmuthige Raum vor. Er glich einem Gastzimmer, das nur selten bewohnt wird. Das Bett mit dem blaubunten Baldachin war wohl zurecht gemacht, der große japanische Wandschirm, welcher die Zimmerecke mit dem Bett und dem Waschtisch von der „Salonhälfte" des Gemaches schied, war wieder aufgestellt, aber die Nippes hatte Marianne in den Schubfächern ihres Schreibtisches, in der alten Truhe unter dem Fenster verschlossen. Der Blumenständer, der sonst eine große Palme trug, welche ihre Blätter über den Schreibtisch erstreckte, einem grünen Dach gleich, war leer. Damit man die Pflege dieser Palme nicht vergesse, war sie so lange mit in die Veranda gestellt worden. Auf dem Tisch, vor dem kleinen Sofa, der die Ecke zwischen der Wand und dem japanischen Vorsatzschirm abschrägte, befand sich keine Decke.

Marianne legte ihren Hut ab und fing an zu kramen. Sie schloß Schubladen auf, hantirte mit Staubwedel und Wischtuch und brauchte Stifte und ein zierliches Hämmerchen, welches beides sie in einem alten Kasten verwahrte. Nicht einmal rief sie das Stubenmädchen zur Hilfe.

Und wunderbar schnell belebte sich das Gemach, als sei Licht und Wärme hineingekommen. Die Borde und Schreibtischaufsätze standen voll bunter Kleinigkeiten, auf dem Tisch lag ein gestickter Stoff, zierlich mit Spitzen umrandet, ein Geschenk Günther von Hansteins und von Mariannen zu diesem Zweck hergerichtet, und nun fehlte nur noch die Palme hinter dem Schreibtisch und die Bilder auf der Platte desselben. Denn Marianne pflegte dort all ihre Lieben aufzustellen.

Sie nahm die in Seidenpapier eingewickelten Photographien, die alle eingerahmt waren, heraus, eins nach dem andern.

Erst das Bild ihrer Eltern: der Vater, der längstverstorbene, mit all den Orden auf der Brust, welche er für seine großen Verdienste um die Hebung der Schiffsbaukunst erhalten; neben ihm, in der Tracht der ersten siebenziger Jahre, Frau Dallmer.

Das kleine Bild von Mariannes rechter Mutter, bekam seinen besonderen Platz, oben auf dem höchsten Satz des Schreibtisches, so daß Marianne es immer gerade in der Höhe ihrer Augen hatte, wenn sie an dem Tisch saß. Dann das Bild der beiden Schwestern: Malve und Petra, die hübschen Köpfe eng aneinander geschmiegt, beide blond und zart. Und zuletzt Günther von Hanstein.

Marianne sah dies Bild an, lange, sehr lange. Jeden kleinen Zug des Angesichts verfolgte sie mit den Augen, als solle sie die Linien nachher aus dem Gedächtnis nachzeichnen. Dann stellte sie auch dies Bild, aber so vorsichtig, als sei es eine zerbrechliche Kostbarkeit, an seinen gewohnten Platz.

Nun war ihr Heim wieder bereit, nun war es wieder wohnlich.

Die Dunkelheit brach herein und Marianne saß am Fenster, auf der alten Truhe, welche unter demselben stand. Sie starrte hinüber auf das Haus ihrer Schwester. Dort flammte Licht auf, Gestalten bewegten sich im Salon. Die Alleebäume hüben und drüben überschnitten aber einige Fenster so, daß man zu schmale Durchblicke hatte, um jemand erkennen zu können.

Wenn Marianne die Stirne ganz schräg in eine Ecke ihres Fensters zwängte, konnte sie gerade das letzte Fenster an der rechten Seite drüben ganz übersehen. Sie that es und gerade blitzte da Licht auf. Es war das Arbeitszimmer Günthers, zum erstenmal seit vierzehn Monaten stand wieder die Lampe auf jenem Schreibtisch und würde wieder, wie ehemals Abend für Abend, als stilles Licht herüberschimmern.

Man beleuchtete das Haus, damit der Eintritt des Hausherrn festlich sei. Licht und Blumen und Kränze überall. Und doch keine Heimkehr zu dem Glück, das er verlassen.

„Fräulein möchten doch zu Tisch herunter kommen," rief das Stubenmädchen in die Thür. Marianne schrak zusammen, das Klopfen vorher hatte sie überhört.

Es war ganz dunkel im Zimmer, Marianne strich ein Zündhölzchen an.

Die Lampe war noch nicht da, die sonst auf dem kleinen Ständer neben der Thür zu stehen pflegte. Beim Schein eines Stearinlichtes machte sie sich noch ein wenig zurecht.

Dann ging sie treppab. Im Korridor, wo eine zischende Gasflamme in offener Schale neben dem Spiegel brannte, sah Marianne an den Zeughaken neben dem Spiegel zwei Marinemützen hängen, einen Degen und einen Dolch in goldblinkender Scheide an blauen Schnüren.

Sie trat in die letzte der beiden Thüren ein, welche auf den Flur gingen. Durch diese kam man in das Eßzimmer, konnte rund herum durch drei Wohnräume gehen und kam durch die erste Thür wieder auf den Flur. Im Eßzimmer fand Marianne Frau Dallmer, welche noch einen letzten Blick auf den Tisch warf, der für fünf Personen gedeckt war.

Ein Lüstreweibchen hing von der Decke, die acht Lichter auf demselben brannten. Dann standen noch zwei gewaltige Säulenlampen auf dem Tisch. Es sah in dem holzgetäfelten Zimmer schon winterlich gemüthlich aus.

„Guten Abend, Mama," sagte Marianne. Man hatte sich ja jeden Tag gesehen und die Abwesenheit der Tochter war eigentlich keine Trennung gewesen.

Frau Dallmer klopfte der Tochter freundlich ein bischen auf die Schulter und sprach:

„Nun, unsere kleine Malve war wohl schon ein Hangen und Bangen in seliger Erwartung. Der beneidenswerte Günther. Ob er wohl recht so das Glück würdigt, zu solcher reizenden kleinen Frau zurück zu kehren. Beinah glaub' ich nicht, er ist kein Gemütsmensch. Findest Du das genug, Marianne. Hummersalat und kaltes Rostbeef, Sardellen, Eier, Sprotten, Junge, saure Aal, Schinken. Neun Teile und Käse. Na, der Hummersalat reißt uns heraus. Was soll man auch schließlich immer nehmen. Habt ihr schön bekränzt drüben? Hatte Flüh den Blumenkorb hübsch arrangirt? Ich bin 'mal zu Flüh gegangen, Stamer, sind' ich, arbeitet nicht mehr so geschmackvoll, er hat ja wohl 'ne neue Binderin, die es nicht so versteht. Hast Du meine Karte auf den Blumenkorb gelegt? Nun komm aber, damit wir essen können."

Sie ging voran, ihre mittelgroße, ziemlich volle Gestalt war in schwarze Seide mit sehr viel Spitzen gehüllt, so daß man keine rechten Linien feststellen konnte. Das graue Haar trug sie hoch frisirt und ein Häubchen saß zierlich darauf. Sie mußte einmal sehr schön gewesen sein, und sah merkwürdig früh gealtert aus, auch spiegelten ihre Züge keineswegs immer alle Wandlungen ihrer lebhaften Gespräche wieder, sondern trugen einen fast immer gleichen Ausdruck von liebenswürdiger Verbindlichkeit.

In allen Zimmern war es hell und alle Zimmer waren voll von schönen Sachen. Im ersten, dem, welches sich auf die Veranda öffnete, sprangen zwei junge Herren beim Eintritt der Damen auf. Auch Petra, die jüngste Tochter erhob sich und sagte:

„Nun, wir sind beinah halb tot vor Hunger. Nicht wahr?"

„O, ich nicht — in Ihrer Gesellschaft, gnädiges Fräulein," stotterte der Kadet, an welchen Petra dies „nicht wahr" besonders gerichtet hatte.

„Herr Lieutenant Sellhausen hat uns heute seinen Bruder zugeführt," erklärte Mama Dallmer.

Marianne reichte dem hochaufgeschossenen Jüngling, der trotz seiner neunzehn Jahre den vierundzwanzigjährigen Bruder überragte, freundlich die Hand.

„Sie sind von Ihrer ersten Reise zurück?" fragte sie. „Enttäuscht der gewählte Beruf Sie oder finden Sie mehr in ihm als Sie erwarteten. Ich glaube nämlich, man findet nie im Leben genau das, was man erwartet, sondern immer etwas Anderes, Kleineres oder Größeres. Meinen Sie nicht auch?"

Während sie sprach, schritt man miteinander ins Eßzimmer.

Der junge Sellhausen sah mit seinen schönen, geraden Augen Marianne dankbar an, sein junges Gesicht, im schlechtesten Teint der Jugend blühend, errötete glücklich. Den ganzen Abend hatte man ihm noch keine Gelegenheit gegeben, zehn zusammenhängende Worte sagen zu können.

„Ich bin begeistert," begann er.

„Die Familie Sellhausen ist immer begeistert," fuhr Petra dazwischen.

Der Unterlieutenant biß sich auf die Lippen; sein hübsches, dunkles Gesicht bekam einen zornigen Ausdruck und sein dunkles Auge haftete fest auf Petras Zügen.

Eine kleine Verlegenheit huschte schnell über ihr offenes Gesicht, man las dann deutlich in ihren Blicken eine Bitte um Vergebung. „Sei mir nicht böse, ich will versuchen, es zu lassen," sagten ihre Augen.

Diese jüngste Tochter des Hauses schien ihrer Schwester Malve sehr ähnlich, wenn man sie nicht bei einander sah. In der That waren es nur allgemeine Familienähnlichkeiten; Petras Züge waren nicht so puppenhaft fein, ihr Auge verriet mehr Temperament, ihr Haar war nicht so mattblond, sondern schimmerte rötlich und über dem Nasenrücken und auf den Wangen unter den Augen saß wahrhaftig ein kleiner Sattel von Sommersprossen, welcher Petras Lebenskummer bildete und welchen sie für eine schauderhafte Entstellung hielt. Sie hatte daher Augenblicke, in welchen sie sich für sehr häßlich hielt, aber es waren eben nur Augenblicke.

„Also Sie sind begeistert von der Marine?" hob Marianne wieder fragend an, indem sie ihrem jungen Tischnachbar eine Schüssel reichte.

„Ja," sagte der Jüngling, „es kann keine größeren und schöneren Gefühle geben, als die, welche einen beseelen, wenn man zum Beispiel nachts auf Deck Wache geht. Das Rauschen des Schiffes, welches durch die Wogen eilt, dann und wann der singende Ruruf von Wache zu Wache — und sonst kein Laut. Am blauschwarzen Himmel blintern die Sterne, zuweilen jagen Wolken darüber hin und das Meer ist so geheimnisvoll, so unendlich. Der Mensch wird so klein. Es ist immer, als möchte man beten."

Plötzlich schwieg er und begann mit Hast zu essen. Diese Petra würde sich wieder über ihn lustig machen. Was sein Bruder nur an der hatte. Denn Felix Sellhausen hatte ganz gut gemerkt, warum sein Bruder Axel, der Unterlieutenant, ihn mit hergenommen.

Aber Petra sagte nichts Schlimmes, sondern besprach mit dem älteren Sellhausen dessen unmittelbar bevorstehende Beförderung zum Lieutenant zur See, wobei sie sich bemühte, merklich interessevoll und herzlich dreinzuschauen.

Dagegen fragte die sanfte, liebe Stimme wieder: „Aber die Anforderungen an Geistes- und Körperkräfte, welche man an Sie stellt, sind doch ungeheure. In dieser Art ist gerade Ihr Beruf wohl einzig; er fordert die brutalste Arbeit wie von einem Matrosen, der nichts zu üben hat als seine Fäuste, und zugleich fordert er die Tiefe und Gründlichkeit des Gelehrten.“

„Ja, darüber geht denn auch manchmal die offiziersmäßige Eleganz verloren,“ entfuhr es Petra.

„Allerdings,“ sagte Axel Sellhausen scharf, „wir werden den ‚Fliegenden Blättern‘ niemals viel Stoff geben.“

„Kinder, Kinder,“ rief Mama Dallmer. Marianne sah ihre Schwester traurig an. Der junge Sellhausen aber, durch Mariannes Nähe zu männlichem Selbstbewußtsein angefeuert, antwortete:

„Ja, gnädiges Fräulein, die Anforderungen sind ungeheure, sie verlangen einen ganzen Menschen. Nur ein unbändiger Berufsehrgeiz, nur eine fanatische Liebe zur Marine kann uns oft den Mut erhalten. Sehen Sie, Axel weiß es, ich war eigentlich ein verweichlichter Junge, in unserm Elternhaus von Mama als Jüngster sehr verwöhnt. Wenn man mir gesagt hätte, daß ich in zahllosen Nächten, bis auf die Haut durchnäßt, froh sein würde, wenn ich mich nur ein Stündchen auf die harten Planken ausstrecken dürfte, hätt' ich gelacht. Und daß ich meine Hände voll Narben und Schwielen bekommen werde, beim Aufundabentern in der Takelage — das hätte früher meine Eitelkeit verletzt. Das Schlafen auf einem schmalen, schwebenden Leinewandfetzen, Hängematte genannt, wo man nachts von eng neben einem hängenden Kameraden ungewollte Püffe bekommt, das wäre mir unmöglich erschienen. Und was ist dies alles? Nichts. Kleine Aeußerlichkeiten gegen das stolze Gefühl in einem Beruf etwas leisten zu dürfen, der unnachsichtig die Halben, die Schwachen als unbrauchbar ausscheiden muß, der den deutschen Namen, deutsche Ehre und Kraft stolz durch alle Weltmeere trägt. O, wenn Sie wüßten, wie stolz ich schon auf meine Kadettenjacke bin und wie ich mich quäle, daß es sich in höheren Chargen bei mir doch vielleicht noch ausweist, daß ich nicht befähigt genug bin, um mitzukommen.“

Marianne war fast gerührt und hätte am liebsten dem großen Jungen die Hand gedrückt.

„Wir sympathisiren,“ sagte sie leise, „auch für mich ist die deutsche Marine der Inbegriff von Kraft, Ernst, Pflichtbewußtsein, Stolz.“

Petra hatte es doch gehört.

„Marianne hat ihren Beruf verfehlt,“ rief sie belustigt, „sie hätte ein Junge werden sollen. Dann hättest Du schon einen Lieutenant zur See als Sohn, Mama. Oder Marianne hätte einen — einen —“ hier verschluckte sie einen Uebernamen, welchen sie für Marineoffiziere heimlich erfunden, „einen heiraten sollen.“

„Marianne errötete langsam. Sie war nicht im stande, ein Wort zu sagen. Felix Sellhausen fühlte gegen seinen Bruder, der ihm bis heute Vorbild gewesen, eine Art Verachtung aufkeimen. Diese Petra! Nein, er würde noch heute abend Axel erklären, daß er sie nicht als Schwägerin wünsche. Den brüderlichen Gefallen mußte Axel ihm thun, auf diese impertinente Person zu verzichten. Wenn er doch nur auf irgend eine Weise Mariannen seine unbegrenzte Verehrung andeuten könnte.

Ein Blick kann viel sagen. Felix griff entschlossen nach dem Brotkorb, der gerade vor ihm stand, um ihn unnötigerweise Mariannen anzubieten und sie dabei bedeutungsvoll anzusehen. Sie mußte es dann in seinen Augen lesen, wie hoch er von ihr dachte, wie gering er Petra schätzte. Er kam sich bei diesem Vorsatz gewandt und entschlossen vor. Aber ach, als er stammelnd sagte:

„Bitte, etwas Brot, gnädiges Fräulein,“ und als Marianne ihm voll zugewandt, den Brotkorb ergriff, schlug er doch die Augen nieder und seine Lippen zitterten.

„Wie hübsch Ihr kleiner Bruder von der Marine zu sprechen weiß,“ hob Mama Dallmer an; „nicht wahr, Herr Kadet, Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich Sie den ‚kleinen‘ Bruder nenne. Wenn ich nun einmal so sagen darf: mein Fall wäre es zwar auch nicht. Von seiner Familie hat so ein Mann doch nichts. Zum Beispiel mein Schwiegersohn Haustein — drei Monate verheiratet und weg muß er, gleich für über ein Jahr und gleich nach Kamerun, wo man Fieber bekommen kann. Na, er hat es nicht bekommen. Und meine Malve mußte so lange allein sitzen. Das ist doch unrecht von meinem Schwiegersohn.“

„Er gehorchte seinem Kaiser, als er ging,“ sagte Axel Sellhausen, „wie konnte er anders?“

„Ich an seiner Stelle hätte den Abschied genommen. Wenn man eine so reizende junge Frau hat! Na, wenigstens war bei dem Kommando keine Gefahr, daß er ihr untreu werden konnte. In Kamerun gibt es ja wohl nur Schwarze. Sonst heißt es ja bei den besten Männern selbst: ‚ander Städtchen, ander Mädchen‘, darin sind alle gleich. Zwar, so 'was verzeiht sich. Frauen müssen immer verzeihen. Sellhausen, Ihr kleiner Bruder trinkt ja gar nicht. Schmeckt Ihnen der Hummersalat? Von mir selbst bereitet. Denn Lene, unserer Köchin, der kann ich feinere Sachen nicht anvertrauen. Wissen Sie, diese Lene sorgt auch dafür, daß man seines Lebens nicht froh wird. Grob ist sie, ich bin manchmal starr und stumm. Na, Petra, huste nicht so — ich bin schon still. Petra mag nicht, wenn ich über Lene spreche und es ist doch so wichtig. Finden Sie nicht auch, daß es wichtig ist, lieber Sellhausen?“

„Ganz gewiß, für die Hausfrau,“ sagte Sellhausen.

„Sie verstehen mich,“ sprach Frau Dallmer befriedigt und fuhr in demselben Atem fort: „Jetzt muß ja wohl Günther ankommen. Zehn Uhr, richtig, er kann gerade da sein. Die Diepenbrook ist ja wohl ihrem Mann nach Wilhelmshaven entgegengefahren? Eine zu drollige Frau, die Diepenbrook; erinnerst Du Dich noch, Marianne, auf Malves Hochzeit, wie sie in dem gelben Atlaskleid aussah?“

(Fortsetzung folgt.)

Tischgebet.

(Hierzu das Bild Seite 1.)

Der Förster kam aus dem Revier —
Schon dampfen Klöße auf dem Tische,
Daß in dem trauten Heim er hier
An Trank und Speise sich erfrische.
Miez, Dachsel, Peter warten auf ihr Futter,
Wie Hans und Liesel auf das Mittagessen;
Süß lockt der Duft, doch mahnend spricht die Mutter:
„Ihr Kinder, nur das Beten nicht vergessen!“

„Der du des Guten Fülle gabst,
Du lieber Gott, gib deinen Segen
Zu dem, womit du jetzt uns labst,
Und schütz und schirm uns allerwegen!“
Wie herzig fleht das rote Kindermündchen,
Indes erwartungsvoll die Augen schauen,
So sehn gespannt auch Mieze, Hund und Hündchen:
Wem wird zuerst den Teller man vertrauen?

Und doch sind Neid und Mißgunst fern
Der traulich kleinen Tafelrunde,
Hier teilt man jedes Gute gern
Und jede frohe Lebensstunde!
Ein wundersames, goldnes Friedensglänzen
Ruht hell auf dieser lieblichen Idylle;
Hier will mit dornenlosen Rosen kränzen
Das Glück ein Heim in grüner Waldesstille.

Johanna Baltz.

Ein williges Modell.

(Hierzu das Bild Seite 4 und 5.)

Mit der einen Hand den Rechen vorschriftsmäßig gefaßt, die andere auf die dralle Hüfte gestemmt, die Augen — ein paar prächtige dunkle Feueraugen, die es dem Schulzenmathes und manchem andern längst angethan — unverrückt rechts gewendet, steht 's Liseli, den Wünschen des fremden Malers gehorsam, und verzieht keine Miene. Mögen die beiden Schelminnen am Fenster sie immerhin mit dem Strohhalm kitzeln und necken, so viel ihnen beliebt. Sie läßt sich nicht aus dem Konzept bringen, denn 's ist keine kleine Ehre, daß der „zug'reiste Herr Künstler“ von allen Mädchen im Dorfe just sie, „'s simple Magdle vom Mauerhof abmalen will“, und unser Liseli weiß ganz genau, wie gerne jede, selbst die Vroni, die schmucke Haustochter, die jetzt des Kicherns kein Ende findet, an ihrer Stelle stünde. Schon in der Frühe beim Heuwenden hatte der Herr sie „ums Konterfein a'g'sprocke.“ Aber da war die Zeit knapp und reichte kaum zu einem verstohlenen „Schlauderwörtle“ und zu einem noch verstohleneren „Schmätzli“ für den Mathes, dem übrigens die Malerei nicht sonderlich zu passen schien, geschweige denn das stundenlange Modellstehen. Um so eifriger obliegt sie nun nach Feierabend diesem Ehrenamt. Der ganze Hof hat sich um den Wandermann geschart, der mit ein paarmal Hinschauen und kleinen Pinseln 's Liseli, wie's lebt und lebt, auf die Leinwand zaubert. Die Kinder drängen sich so dicht als möglich herzu und besonders der Sepli verschlingt den merkwürdigen Vorgang mit den Augen, und was gilt's, sobald er des Malerwerkzeugs habhaft werden kann, probirt er's selber und malt gleich weiter, wo der Künstler aufgehört hat. Dem alten Mauerbäuer, der behaglich sein „Ob'dpfifle“ raucht, schmeichelt's halb und halb, daß seine Magd und keine andere zu diesem „G'schäft“ auserkoren worden. Nur der Mathes läßt sich in seinem Grimm nicht blicken. Der alte Schulze dagegen kann der Neugierde nicht widerstehen und ist herübergekommen, um sich die „Künstelei“ in der Nähe zu betrachten; da der Maler bei ihm, im Rößli, abgestiegen ist, muß er sich doch anstandshalber um die Werke seines Gastes kümmern. Die Lisel würdigt er natürlich keines Blicks. Käme ihm gerade recht, wenn durch seine lediglich aus Höflichkeitspflicht bekundete Teilnahme an dem Bilde die jungen Leute sich in ihrer leidigen Liebelei bestärkt fühlten. Er folgt also nur der Hand des Malers. Aber während Zug um Zug das Bild des Mädchens hervortritt, die kräftige, anmutige Gestalt, das runde, rosige Gesichtchen, mit dem klugen, lieben Ausdruck, in dem Ernst und Mutwillen streiten, wird's dem Alten ungewöhnlich weich ums Herz und in stille Bewunderung versunken, läßt er sein Pfeiflein sogar kalt werden. Genau besehen, ist's Liseli wirklich ein Prachtmädle und man kann's dem Mathes, dem Schlingel, nicht verdenken, daß sie ihm gefällt. Sie wäre auch eine allerliebste Schwiegertochter, folgert der Schulze nachdenklich weiter, und eine Rößliwirtin, an der alle Welt Freude haben könnte. „Freili die Batze fehle.“ Aber die Sache läßt sich ja überlegen. Und er hat sie überlegt. Der alte Schulze selbst war's, der seinem eifersüchtigen Sohn am andern Tag den Kopf zurechtsetzte und zum allgemeinen Staunen dem Liseli das Wort redete, als angesichts des wohlgelungenen Konterfeis der Mathes sich beschwerte, sie sei dem Maler ein zu williges Modell gewesen.

Alex Braun.

In den pontinischen Sümpfen.

(Hierzu das Bild Seite 6.)

Rom ist, die neuesten Quartiere ausgenommen, welche trivial großstädtisch modern sind, eine ernste, düstere Stadt; dem entspricht auch die Umgebung der einstigen Beherrscherin der Welt; die Campagna ist tief melancholisch und die pontinischen Sümpfe machen geradezu einen ergreifenden Eindruck. Einst war die Campagna und das Sumpfgebiet fruchtbares, schönes Land, bedeckt mit Villen vornehmer Römer, üppigen Landgütern und fruchtbaren Gärten — heute weiden in der Campagna, in der viele Quadratmeilen weiten Einöde, Büffelherden und Büffelherden bevölkern die vom Schweigen erfüllten pontinischen Sümpfe. Von der Mündung des Tiber bis Terracina, von der Meeresküste bis zum Fuße des Volskergebirges erstrecken sich diese berühmten Sümpfe, sie haben eine völlig andere Physiognomie als unsere nordischen wassergefüllten Niederungen — der Charakter der Wiesen fehlt ihnen. Es sind buschreiche, walddurchzogene, weitgedehnte und tiefe Wasserlachen. Südliche Strauch::arten, wie Mastix, durchziehen die Lachen und mächtige Steineichen treiben ihre Stämme mit mächtigen Kronen aus dem bräunlich-schwärzlichen Wasser. Trotz dieser üppigen Vegetation scheint der Tod hier zu herrschen. Fast nie hört man einen Vogel, höchst selten sieht man ein Wild, drückendes Schweigen lagert über der Wasserwildnis. Fieberluft brütet über den Sümpfen. An trockenen, höher gelegenen Stellen nimmt man Rohrhütten wahr, in denen hausen fahlgelbe, schwarzhaarige, hohläugige Hirten, das Fieber spricht aus ihren unheimlich glänzenden Augen, die Haltung der Armen ist müde und schlaff. Auf abgezehrten Rossen durcheilen sie die Sumpfgebiete mit langen Lanzen, zottige, dunkelhaarige Büffelherden, Besitztümer reicher römischer Grundherren, im Zaum haltend. Sie führen ein elendes Dasein, für wenig Lohn setzen sie Leben und Gesundheit in diesem fiebererfüllten Landstrich ein. In die eigentlichen pontinischen Sümpfe verliert sich selten ein Reisender, nicht bloß das Fieber, nicht das Fehlen jeder menschenwürdigen Unterkunft hält Reisende von hier fern. Es ist auch sehr gefährlich in diese Gegenden sich zu wagen, der Büffel wegen, die alles Fremde angreifen und sehr bösartig sind. Ohne Dazwischenkunft der berittenen Hirten wäre der Angegriffene unrettbar verloren und die Hirten sind bei den ausgedehnten Sumpfgebieten und den weit umhergestreuten Herden nicht immer schnell genug zugegen. Wie die melancholische Campagna haben aber auch die pontinischen Sümpfe ihre Poesie und malerischen Schönheiten — die seltsame Stille, welche über den Sümpfen lagert, der Duft, das Grün, der unendlich mannigfaltige Wechsel von Moor, Wasser und dichter Vegetation, dazu der tiefblaue, in den Sommermonaten fast stets wolkenlose Himmel, der über den Sümpfen sich wölbt, verleihen diesen Gegenden einen ganz besonderen Reiz, eine ganz spezielle Physiognomie, die sich dem Beschauer tief einprägt und die niemand vergißt, der einstmals, besonders während der warmen Monate, in den pontinischen Sümpfen gewesen ist.

R.

In den pontinischen Sümpfen. Nach dem Gemälde von Barucci. (Seite 7.)

Musik. Nach dem Gemälde von F. Lefler. (Seite 14.)

Der Irrweg.

Künstler-Roman

von

Robert Misch.

Ueber dem Wasser zitterte die herbstliche Sonne in goldenen und grünlichen Lichtern. Ein leises Lüftchen, das am Nachmittag von den Bergen herwehte, kräuselte den klaren Spiegel des Tegernsees. Ein kleines Segelboot kreuzte ihn von Egern; daraus erscholl munteres Lachen. Drei junge Männer saßen darin, denen man die Lebensfreude und die Lust an dem prächtigen, blitzenden Seebild vom Gesicht ablesen konnte. Der eine, nach der neuesten Mode gekleidet, mit modern gescheiteltem Haar, spitzgeschnittenem Vollbart und bleichen, etwas müden Zügen, lehnte sich mit gekreuzten Armen behaglich zurück, von Zeit zu Zeit lässig seine Cigarrette zum Munde führend. Die beiden anderen hantirten voll Jugendlust und Jugendkraft am Segel und am Steuerruder.

„Mir scheint, Du schläfst, Karnack?“ rief der am Steuer, ein bartloser junger Mann mit blauen, schwärmerischen Augen und hoher, gewölbter Stirn, über der sich eine Fülle von blonden, natürlichen Locken kräuselte.

„Ich genieße. Nur in schweigender Ruhe genießt man Kunst und Natur ganz!“ erwiderte der andere und öffnete schläfrig die müden Augen. „Ihr versteht das beide nicht recht . . . Du schon gar nicht, Baltes!“

Baltes, der Mann am Steuer, antwortete nicht, sondern wendete plötzlich das Ruder gegen die Kirche zu, jene altberühmte Klosterkirche, die die Tegernseer Mönche vor mehr als tausend Jahren begründet. Der leichte Wind hatte nun volles Spiel und legte sich in das Segel, das sich weit aufblähte und das Boot in schnellem Laufe zischend durch die kleinen Kräuselwellen trug. Dabei spähte der junge Mann neugierig nach einem Kahn aus, auf den er offenbar zusteuerte, und dem man zusehends näher kam.

Auch die anderen bemerkten, daß mit diesem kleinen Fahrzeug nicht alles in Ordnung war; es schwankte führerlos hin und her. Ein großer, starker Herr beugte sich über den Rand desselben und versuchte, mit dem einen Ruder das andere aufzufischen, das im Wasser schwamm. Am entgegengesetzten Rande kauerte eine junge Dame, mit beiden Händen den Rockschoß des Mannes umklammernd, damit er nicht Uebergewicht bekomme. Ihr rotgetupfter Sonnenschirm war ihr unter dieser Bemühung entglitten und trieb aufgespannt in einiger Entfernung auf den Wellen.

Mit einer plötzlichen Wendung führte Baltes sein Boot dicht an der Unfallsstelle vorüber, und ihn geschickt unterstützend zog der dritte der jungen Männer, der das Segel regierte, dieses plötzlich ein, so daß das Fahrzeug allmälich seinen Lauf verlangsamte und von den schnell ausgelegten Rudern aufgehalten endlich ganz stille stand.

Die beiden jungen Männer fischten erst das Ruder, dann den Sonnenschirm aus dem Wasser und überreichten beides ihren Eigentümern, wofür die junge Dame mit einem freundlichen Lächeln, der dicke Herr mit einem Schwall von Worten dankte.

„Meine Herren, Sie sind unsere Lebensretter — wahrhaftig, unsere Retter! Das verdammte Ruder! Und das muß mir passiren, der auf dem Orinoco und dem Mississippi zu Hause gewesen ist!“

„Halte die Herren nicht auf, Papa!“ sagte die junge Dame und schnitt kurz weitere Danksagungen ab.

Sie hatte die Stange unterdes in die Haken gelegt und ruderte mit einem leichten Kopfnicken zum Dank und Abschiedsgruß voll Kraft und Gewandtheit davon, in der Richtung nach Egern zu. Als das Boot immer kleiner wurde — die jungen Leute blickten ihm natürlich nach — sah man bald nur noch das helle Kleid des jungen Mädchens, gegen das sich die dichte, rotblonde Haar- und Bartmähne des älteren Herrn effektvoll im glitzernden Sonnenschein abhob, was von den sechs Malerauge im Segelschiffchen nicht unbemerkt blieb.

„Nicht wahr, von hier aus gleicht er ganz entschieden einem Löwen!“ sagte endlich Hans Wieborg, der junge Mann, der das Segel in seine Obhut genommen.

„Ein Abenteuer — ein richtiges, kleines Abenteuer!“ erwiderte Baltes, der Blondgeleckte, und starrte dem verschwindenden Boote seufzend nach. „Ist euch nicht aufgefallen, was für seegrüne Nixenaugen die junge Dame hat?“

„Ohne Nixen geht es bei Baltes nicht,“ lächelte der lebemännische Karnack blasirt. „Auf seinen Bildern nicht — und jetzt sieht er sie schon im Leben. Uebrigens ist das kein Grund, um hier länger still zu liegen! Vorwärts, Baltes!“

Das Segel wurde wieder aufgerichtet, und von neuem flog das Boot vor dem Winde. Bald lagen die weißschimmernden Villen der Sommerfrische hinter ihnen. Baltes legte plötzlich das Steuer um. Wie ein gehorsames, wohldressirtes Pferd folgte das Fahrzeug der Wendung und schoß schäumend in kühnem Bogen gegen Wiesee. Statt fest darauf zuzuhalten, steuerte Baltes daran vorüber gegen Egern, dessen rote Dächer von fern herüberschimmerten. Und als ob sich das von selbst verstünde, zog Hans Wieborg unweit der Landungsbrücke des großen Wirtshauses das Segel ein. Und doch hatten sie am andern Ende des Sees Station machen wollen. Ueber Karnacks blasirtes Gesicht flog ein spöttisches Lächeln, als Hans schnell ans Land sprang und das Schiffchen festband.

„Mir scheint, das Abenteuer soll noch eine Fortsetzung haben! Jedenfalls wollt ihr noch mehr vom Orinoco wissen!“

„Es sitzt sich so schön unter den alten Bäumen,“ stammelte Baltes entschuldigend.

Karnack zuckte stumm mit den Achseln und folgte, sich behäbig auf seinen Stock stützend, den flinkeren Genossen, die der dicke, löwenmähnige Herr mit lauter, durch den ganzen Garten schallender Stimme eben begrüßte.

„Hierher, meine Herren Lebensretter, hierher! . . . Selbstverständlich, Sie setzen sich zu uns . . . es wird mich und meine Tochter sehr freuen. Ich bin der Professor Löwe — meine Tochter Hanna!“

Die jungen Männer blickten sich erstaunt an und verbissen mühsam das Lachen.

„Nun heißt der gar noch Löwe!“ flüsterte Hans seinem Freunde zu, nachdem sie sich vorgestellt und am Tisch niedergelassen hatten. Sie saßen im Schatten einer dichtbelaubten, hochwipfeligen Linde. Vor ihnen lag der See, dessen grüne Fläche die abwärts steigende Sonne mit blitzenden Goldlichtern durchzitterte. Deutlich schimmerten das weiße Schloß und die Kirche von Tegernsee zu ihnen herüber.

„Sie sind gewiß auch Maler?“ begann der Professor das Gespräch und blinzelte sie gutmütig fragend mit seinen kleinen grauen Augen an.

„Richtig geraten!“ bestätigte Karnack.

„Wenn ich sage: auch, so ist das freilich nur mit einer kleinen Einschränkung zu verstehen. Das Malen habe ich mir so ziemlich abgewöhnt; denn offen gesagt, der Geist ist willig, aber das Fleisch nur schwach. Ich bin mein Lebelang ein richtiger Stümper geblieben, ein ganz elender Stümper!“

Der Professor schrie das mit dem lustigsten Gesicht von der Welt hinaus wie etwas höchst Erfreuliches. Jedenfalls schien er sich mit der Thatsache längst abgefunden zu haben. Die jungen Männer wußten nicht recht, was sie eigentlich dazu sagen sollten, aber der dicke Herr ließ ihnen gar keine Zeit zu irgend einer Entgegnung.

„Ich habe auch einmal meine Ideale gehabt und zu den Großen gehören wollen, aber wissen Sie, ich habe Schiffbruch erlitten — Schiffbruch!“

Er sagte das wieder so freudig, als ob er ihnen die Mitteilung mache, daß er einmal die große goldene Medaille der Ausstellung erhalten habe.

„Ich legte mich dann aufs Zeichnen. Damit ging es besser, und schließlich schickten sie mich als Illustrator in die Welt. So kam ich auch nach Amerika, und da wurde ich Professor an einem großen ‚College‘ . . . Professor der Ornamentik und der Kostümkunde! Die Kleine da ist drüben geboren — von einer amerikanischen Mutter.“

„Aber Papa, das interessirt doch die Herren nicht!“ sagte die ‚Kleine‘, eine hochgewachsene, schlanke Blondine von echt englischem Typus.

„Sie müssen doch wissen, wem sie das Leben gerettet haben, Hanna!“

Und dabei lachte er über das ganze, gutmütige rote Gesicht, während die Mähne, die es umschloß, in der Sonne funkelte. Sein Lachen tönte wie das Donnern und Rollen eines Kanonenschusses durch den Garten und wirkte so ansteckend, daß sie schließlich alle einstimmten, selbst Hanna, deren ernste Züge stets einen strengen, fast herben Ausdruck zeigten. Die Stimmung wurde nun gemütlich, und die jungen Maler stießen, als die Steinkrüge mit dem schäumenden Naß erschienen, auf die Fortsetzung der Bekanntschaft mit dem „halben“ Kollegen an, der ihnen noch mitteilte, daß er jetzt Lehrer an der Kunstgewerbeschule zu München sei. Und dann schwatzte er so drollig von den Abenteuern, die er erlebt haben wollte, und mischte Wahrheit und Dichtung so durcheinander, daß man nicht wußte, wo die eine anfing und die andere endete. Aber es war amüsant, ihm zuzuhören; und da er das selbst wußte, so trug er die Hauptkosten der Unterhaltung. Wenn man ihm glauben wollte, hatte er die grimmigsten Kämpfe mit Indianern ausgefochten und mit den kalifornischen Goldgräbern fast täglich Revolverkugeln gewechselt. Seine Stimme war so laut und gewaltig, seine Augen blitzten dabei so wild und er schüttelte seine Löwenmähne so energisch, daß man ihn für einen gar grimmen und scharfen Herrn halten konnte. Wenn man aber näher zusah, bemerkte man bald, wie die Aeuglein doch eigentlich recht gutmütig in die Welt blickten, und wie dieser grimme Löwe zahm wurde, sobald ihn die Kleine mit den Worten unterbrach: „Aber Papa, das interessirt die Herren gewiß nicht!“

Die junge Dame sprach nicht viel. Auf eine gelegentliche Frage teilte sie mit, daß sie „zu ihrem Vergnügen“ auf Porzellan male, aber sie nehme dies dilettantische Gekleckse nicht ernst.

Die Sonne neigte sich bereits dem Horizonte zu, als man sich endlich zum Aufbruch entschloß. In Tegernsee nahm man gemeinschaftlich einen Wagen, der die kleine Gesellschaft zur Station brachte. Als sie sich in München auf dem Bahnhof trennten, hatte der Professor seinen neuen Bekannten das Versprechen abgenommen, sich recht bald bei ihm sehen zu lassen — „ganz ungenirt zu einer Tasse Kaffee!“

*

Hans Wieborg erwachte aus seinem Morgenschlummer. Die Sonne stand schon hoch am Himmel und streifte die grünseidenen Gardinen, endlich auch den Schläfer. Erst dachte er gar nichts und drehte sich auf die andere Seite. Aber die Sonne war so unbarmherzig, und die Farbe der Gardine erschien in deren Strahlen so glühend und leuchtend, daß sein Malerauge sich daran ergötzte. Von draußen nickten die Baumwipfel des Gartens mit mattem, zartem Grün herein, und unwillkürlich verglich er diese verschiedenen Nüancen derselben Farbe. Ja, wenn er das so herausbekommen könnte . . . oder das flammende Rot des Vorhangs, das durch die offene Thür seines daneben belegenen Ateliers förmlich hereinschrie zu ihm!

Hans Wieborg glaubte an sich. Aber zuweilen wurde ihm doch vor seiner Gottähnlichkeit bange; dann fragte er sich zweifelnd, ob er wirklich Talent besitze. Seine Freunde sprachen sich darüber nicht so recht aus. Nur Baltes hatte verschiedenemale vor seinen Entwürfen die Achseln gezuckt und auf sein dringendes Fragen, was er davon halte, endlich mühsam hervorgepreßt: „Ach, es ist ganz nett, aber —“ . . . Dies verdammte „Aber“ hatte er auch auf der Akademie in den Augen seiner Lehrer gelesen, und es hatte ihm die „Dressuranstalt“ verleidet.

Schon oft hatte er darüber nachgedacht, ob es für seine Entwicklung nicht besser sein würde, wenn er als eines armen Mannes Sohn zur Welt gekommen und allein auf sein Können gestellt wäre — etwa wie Baltes, dessen Studium und Existenz einige reiche Gönner bestritten hatten. Vielleicht würde er dann fleißiger sein, müßte es sein. Denn darüber war er sich ja klar, mehr und angestrengter hätte er arbeiten können; er würde dann heute schon weiter sein. Wenn er der Welt noch nicht gezeigt hatte, was er eigentlich könne und was in ihm stecke, dies allein sei schuld daran. Ja, wenn er so arbeiten müßte, wie Baltes, dann . . .“

Er öffnete sein Fenster und sog aufatmend die milde Luft des Spätsommermorgens ein. Durch die

hohen, alten Bäume rauschte der Wind, der von den Voralpen in die bayrische Hochebene herüberstrich. Der kleine Brunnen, den ein Delphin krönte, sprützte so friedlich seine dünnen Strahlen empor, die mit leisem Rauschen in das Becken zurückrieselten — ganz so, wie er es schon seit Jahrzehnten kannte, seit seinen Kinderjahren, wo sie das neue Haus, eigentlich eine Stadtvilla in einer der äußeren Gartenstraßen Münchens, bezogen hatten. Wie liebte er diesen Garten und dieses Haus, an das sich für ihn tausendfältige, schöne Erinnerungen knüpften! Er konnte sich gar nicht vorstellen, daß er einmal anderswo wohnen müßte.

Eigentlich war er doch ein Glückspilz. Während er jetzt in seinem Atelier im lauschigen Erker seinen Kaffee schlürfte, mußte er daran denken. Er hatte sich während seiner Lehrjahre nicht von den Seinen zu trennen brauchen, die er mit seinem guten und reichen Herzen innig liebte. Er wußte nichts von den kleinen und großen Sorgen, die den meisten Jüngern der Kunst gerade in den Jahren der Entwicklung nicht erspart bleiben. Wie sie ihn verwöhnt hatten, die Lieben, Guten! Und wie stolz sie auf ihn sind — besonders die Mama —, auf ihr Wunderkind!

Schon als er die ersten Hörchen erhielt, fing er zu malen und zu zeichnen an, was natürlich damals die allgemeine Bewunderung erregte. Und so war das fortgegangen die ganzen Schuljahre hindurch. Statt sich in den Inhalt seiner Bücher zu vertiefen, kritzelte er sie mit Figuren und Federzeichnungen voll. Die Mutter war sich natürlich bald darüber klar, daß er zum Maler geboren sei. Nicht ganz war der Papa damit einverstanden. Der behauptete im Gegenteil, daß ein verborgenes Handelstalent in dem Knaben schlummere, der für die Leckerbissen, die ihm die Mutter in die Tasche stopfte, allerlei Bildchen und Sächelchen heimbrachte, mit denen er dann sein kleines Zimmer schmückte.

Die Vorliebe für eine geschmackvolle Ausstattung seiner Umgebung, für jene kleinen und großen Kunstgegenstände, die sie zieren, hatte er schon von Kindheit an besessen und dazu den Spürsinn, sich von allen Seiten das Schönste und Passendste dafür zusammen zu tragen, wie ein Vogel die Flöckchen und Halme zu seinem Nest. Er blickte sich befriedigt in dem prachtvollen Raum um, dessen Einzelheiten er nach und nach, von da und dort, oft mit großer Mühe und List unter der Hand erworben. Da fehlten nicht die schweren geschnitzten Ulmer und Nürnberger Schränke, so groß und breit, daß man ihnen ansah, wie wenig ihre ehemaligen Besitzer mit dem Platze zu geizen brauchten. Alte, gediegene Stoffe, deren Brokat vielleicht einst das Brautkleid der Augsburger Patrizierstochter gebildet, lagen neben uralten Perserdecken, auf denen der Sohn der Wüste sein Gebet verrichtet. Der große, saalartige Raum wurde von einem kapellenartigen Aufbau abgeschlossen, einer herrlichen gotischen Schnitzarbeit, die er einst auf einer Studienfahrt in einem uralten, abseits gelegenen Landstädtchen entdeckt und für ein Billiges gekauft hatte. Er besaß eben eine glückliche Hand und einen besonderen Sinn für das Aufspüren und den Erwerb von Kunstsachen. Bei Bauern, Kleinbürgern und Trödlern entdeckte er altes Porzellan und allerlei angejahrte Kostbarkeiten, die kein anderer so leicht fand.

Diese Fähigkeit und Findigkeit war aber nur auf Kunstobjekte gerichtet. Gegen alles andere „Geschäft" fühlte er einen förmlichen Widerwillen. Ihm graute vor dem Gedanken, in die Fabrik seines Vaters eintreten zu müssen, dessen Lieblingswunsch es natürlich war, sich in dem einzigen Sohne den Nachfolger zu erziehen. Es gab harte Kämpfe, aus denen schließlich der Vater als Sieger hervorging. Hans mußte die Schulbank mit dem Comptoirstuhl vertauschen. Hier brütete und seufzte er ein ganzes Jahr über den Briefen und Contobüchern, deren Führung man ihm anvertrauen wollte, bis der milde Vater ein Einsehen hatte. Der junge Lehrling mochte nichts lernen, Frau und Kind schmollten mit dem Gatten und Vater, der endlich nachgab. Jubelnd bezog der Jüngling nach einigen Vorstudien auf der Kunstschule die ersehnte Akademie, deren Pforten sich ihm nach einer leichten Prüfung öffneten. Mit vollem Eifer stürzte er sich nun in das Studium, und so waren denn auch Fortschritte in den ersten Jahren nicht zu verkennen. Aber die pedantisch langsame Ausbildung ekelte ihn schließlich an. Er wollte bald erfinden und gestalten. Ueber den großen Entwürfen, die er zu Haus skizzenhaft aufs Papier warf, in dem Atelier, das ihm der Vater eingeräumt und das er immer schöner schmückte, über diesen Entwürfen, die nie ausgeführt oder auch nur in der Anlage beendet wurden, vernachlässigte er seine Studien. Er wurde lässig und unwillig in der Dressuranstalt, wie er jetzt die vorher so vergötterte Akademie nannte. Die neuere Richtung, die Freilichtmalerei, die Befreiung vom Zwange veralteter Kunstregeln: diese eben auftauchenden Schlagworte führte er jetzt im Munde. War nicht ein Menzel als unbrauchbar und talentlos von der Berliner Akademie fortgejagt worden? Auch er mußte immer und immer wieder hören, daß er nicht gleichen Schritt mit seinen Kollegen halte.

Als ihm einmal einer der Professoren dieselbe Predigt hielt und dann mit der ironischen Bemerkung schloß: „Nun, Sie haben es ja Gott sei Dank nicht nötig, einen Beruf aus Ihrer Kunst zu machen!" hatte er sich zu einer heftigen, wenig ehrerbietigen Antwort hinreißen lassen. Es gab eine unerquickliche Scene, und schließlich erteilte man ihm den freundschaftlichen Rat, lieber freiwillig aus der Anstalt zu scheiden. Als ein Märtyrer des freien Wortes, als ein „Verbannter" und Opfer der akademischen Willkür und Schablone befolgte er diesen Wink mit dem Zaunpfahl.

Er trat in das Atelier eines Meisters, der der akademischen Clique in künstlerischer und anderer Beziehung als Opposition gegenüberstand. Ein genialer Mann, aber ein künstlerischer Sonderling, reich an barocken Einfällen, die er in bizarrer, origineller Malweise auf seine Bilder übertrug. Er wurde viel bewundert und viel verlästert, vor allem aber viel besprochen und — gekauft. In seinem Atelier befanden sich stets einige Schüler beiderlei Geschlechts, von denen manche sich einen Namen zu machen wußten. Wer seinem künstlerischen Wesen verwandt war und eine starke, eigenartige Begabung besaß, konnte viel von ihm lernen. Nur um diese kümmerte er sich, die anderen ließ er links liegen; auch war er für diese, die seine Lehren und sein Vorbild nicht geistig verdauen konnten, ein Wegweiser in die Irre.

Wenn die geschmeidige Gestalt mit dem durchgeistigten Charakterantlitz, das von einem leicht zugespitzten Vollbart und angegrauten Haaren umrahmt war, in der Thür seines Schülerateliers erschien, wurde es still in dem großen Raum. Ein feines Lächeln zeigte sich auf seinem Antlitz, sobald er vor der Leinwand eines Schülers stand, und im ersten Augenblick wußte man nicht recht, war es das der Ironie oder der Anerkennung. Ganz langsam und zögernd kam dann endlich seine wahre Meinung zum Vorschein. An den Leistungen der Unbegabten hatte er am wenigsten auszusetzen, während er denjenigen, mit dem er innerlich am zufriedensten war, am meisten tadelte oder korrigirte. Das ahnten nur die vertrautesten seiner Schüler, wie es Karnack gewesen, ein großes, aber lässiges Talent. Die anderen bildeten sich ein, des Meisters besondere Zufriedenheit zu besitzen, der in seiner feinen, geschmeidigen Diplomatenweise niemals offen mit seiner Meinung hervortrat. Der Schüler sollte selbst beurteilen können, was er zu leisten im stande sei.

Ein anderes, wenig ideales Motiv lag dieser Behandlung außerdem zu Grunde. Professor Gundlach — ein kleiner, thüringischer Landesherr hatte ihm für sein Porträt den Titel verliehen — hatte verschwenderische Neigungen, und sein großes Einkommen reichte nicht ganz dazu aus. Der Eintritt in sein Atelier mußte von seinen Schülern mit Gold aufgewogen werden, und so wies er denn keinen zurück, der nicht gänzlich unfähig war. Mit wenigen Ausnahmen — großen, eigenartigen Begabungen, die er umsonst unterrichtete — fanden sich hier nur wohlhabende junge Leute zusammen, Talente und Mittelmäßigkeiten bunt durcheinander. Der Meister erschien nicht allzu oft in der Schülerwerkstatt; meist saß er drüben in seinem Privatatelier, das nur wenigen Intimen zugänglich war.

Hier hatte Hans vier Jahre zugebracht, die er die schönsten seines Lebens nannte; denn ob er lässig war, ob nicht, niemals hörte er ein tadelndes Wort aus dem Munde seines Lehrers. Endlich glaubte er genug gelernt zu haben, besonders als ihm der Professor bei irgend einer Gelegenheit mit seinem unergründlichen Lächeln sagte: „Ich glaube nicht, daß ich Ihnen noch viel beibringen kann!"

Der Meister hatte es vor einem Bilde Hansens geäußert, dessen Ausführung er seinen vorgeschrittensten Schülern als eine Art von Preisaufgabe gestellt. Ein einfaches Motiv: kartoffellesende Bauern in abendlicher Beleuchtung. Jeder sollte es auf seine eigene Weise lösen. Mit der Ausführung einer solchen Komposition pflegte er die Lehrzeit für beendet zu erklären, falls er dem einen oder andern nicht etwa den Rat gab, sich noch länger seiner Leitung anzuvertrauen.

Es war das erste größere Bild, das Hans wirklich ausführte. Die Entwürfe und unvollendeten Kompositionen hingen und standen zu Dutzenden in seinem Atelier. Auch Karnack hatte zum erstenmal seine Lässigkeit überwunden, und sein Bild wurde von dem Areopag seiner Mitschüler als das beste anerkannt. Der Professor sagte nicht viel. Er blieb lange sinnend vor der Leinwand des jungen russischen Edelmannes stehen, blickte bald ihn selbst, bald diese forschend an, lächelte dann fein und sagte leise:

„Sehr hübsch!"

Erst nach einer Weile fügte er, immer mit demselben diplomatischen Lächeln, hinzu:

„Ihr Herr Papa besitzt einige der größten Rittergüter Kurlands, nicht wahr?"

Und auf das bejahende Kopfnicken Karnacks fuhr er fort: „Schade! Es wäre besser für Sie, wenn er ein Ritter ohne Güter wäre."

Die beiden Freunde hatten dann ihre Bilder im Kunstverein, der permanenten Ausstellung Münchens, an die Oeffentlichkeit gebracht. Für beide fand sich ein Käufer in der Person eines bekannten Kunsthändlers. Karnack schlug das nicht unbedeutende Angebot aus. Er wisse nicht, ob er je wieder ein ganzes Bild zusammenbringe, vorläufig müsse er sich von dieser riesigen Anstrengung erholen. Dies eine, das er wirklich vollendet, solle seinem Vater gehören, damit der die Ueberzeugung gewinne, daß sein Sohn, der ihn so schweres Geld koste, überhaupt den Pinsel führen könne. Und die „kartoffelsuchenden Landleute" wanderten nach Riga. (Fortsetzung folgt.)

Freiwillige vor!

(Skizze eine Rettungsstation.)

Selten hatte der Herbst so prachtvolle Tage gebracht wie heuer. Kein Wunder, daß alle die Gasthöfe und Landhäuser, die einfachen Fischerhütten in dem beliebten Seebade noch zahlreiche Gäste beherbergen, die von der Schönheit des Meeres sich nicht zu trennen vermögen.

Ein wolkenloser Himmel spannte sich über der unabsehbaren, von einer sanften Brise nur leicht bewegten Wasserfläche. Fern am Horizonte bewegen sich die hohen weißen Leinenpyramiden der Segler, hier und da tauchen plötzlich die schwärzlichen Rauchwolken der Dampfer auf, um ebenso rasch wieder zu verschwinden. Die Fischer ziehen auf den braunbesegelten, spitzhändeligen Booten hinaus und kehren mit reicher, silberschuppiger Beute zurück. Segel- und Ruderboote voll fröhlicher Insassen eilen hin und her. Hochaufgeschürzte Knaben und Mädchen plätschern in den leicht sich am Strande brechenden Wellen und bauen im feuchten Sande Festungen, Kanäle und Höhlen, während Herren und Frauen gemächlichen Schrittes spazieren gehen, in Strandkörben der Ruhe pflegen, die jüngeren wohl gar sich halb vergraben in den trockenen, von der Sonne angewärmten, höher liegenden silberglänzenden Sandmassen.

Draußen am Steinriffe des Vorgebirges brüllen und schäumen die Wellen an den weit in die See hinausreichenden Felsblöcken, an deren Ende eine ewig auf- und niedertanzende Boje die Schiffe vor allzu großer Annäherung warnt. Die Möwen umschwärmen das Riff, tauchen in den Schaum und in die klaren Wasserlachen zwischen dem Gestein, nach Atzung spähend. Ferner klingen die lustigen und melancholischen Weisen der Badekapelle.

Dem Schuppen der Rettungsstation, welcher das Boot und den Raketenapparat birgt, schenken nur Neuangekommene vorübergehende Beachtung, die schon länger weilenden Badegäste gehen gedankenlos vorbei und sprechen auch selten ein Wort mit den alten Schiffern, die hier auf der Bank sich sonnen und deren einige einigemale in der Woche sich in den Schuppen begibt, um nachzusehen, ob alle Geräte in Ordnung und gut in „Teer und Smeer (Del)" sind. Eine Strandung hier in der Nähe ist in langen Jahren nicht vorgekommen, trotzdem aber ist die unter dem Befehl des Ortsvorstehers Harder stehende Rettungsmannschaft vortrefflich geschult und macht auch Uebungsfahrten, selbstverständlich aber nur bei stürmischem Wetter und unruhiger See.

Das neue deutsche Reichstagsgebäude: West-(Haupt-)Fassade. Nach den Plänen von Paul Wallot. (Seite 14.)

Maximilian II. verläßt nach der Krönung die Stadt Frankfurt am Main. Nach dem Gemälde von Frank Kirchbach. (Seite 15.)

Manche Badegäste bedauern wohl ebenso sehr, daß sie bisher einer solchen Uebung nicht beiwohnen konnten, als daß sie die See nur in ihrer friedlichen Schönheit und noch nicht in ihrer grausigen Majestät und Wildheit sahen. Die große Mehrheit aber würde, vor eine Wahl gestellt, die Fortdauer der heiteren Tage und das idyllische Stillleben gewiß vorziehen. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten!

Eines Abends ging die Sonne in feurig roter Glut unter, eine feenhafte Dämmerung umleuchtete den Horizont und spiegelte ein wunderbares Farbenspiel in der See wider, die fernen Küstensäume der Bucht glänzten in rosigrotem Scheine. Als der Vollmond heraufstieg, wechselten die lichten Tinten von Minute zu Minute. Niemand konnte sich von dem herrlichen Anblicke losreißen. Die alten, verwitterten, helläugigen Seebären am Rettungsschuppen aber schüttelten die grauen Häupter. Man verlachte ihre weise Rede: „Die Luft sieht böse aus! Das setzt über Nacht etwas, — wir haben Springe (Springflut)."

Sie wußten, was sie sagten.

Um Mitternacht mit Eintritt der Flut schlug der Wind um; schwere Wolken zogen herauf und entluden sich in furchtbaren Regengüssen. Der Wind wurde immer heftiger und artete zuletzt in Sturm aus, der die See aufwühlte und das Wasser so gewaltig aufschwellte, daß eilig die Badekarren und Strandkörbe hoch auf Strand gebracht werden mußten, um sie vor dem Fortschwimmen und Zerscheitern zu retten. Die ganze männliche Bevölkerung des Fischerdorfes arbeitete die Nacht hindurch im Schweiße des Angesichts, während die Kurgäste in ihren Betten lagen und das Wetter über sich hinbrausen ließen, die meisten schlafend, einzelne wachend, vielleicht ängstlichen Gefühlen und Besorgnissen sich hingebend. War's nicht, als ob durch das Heulen des Sturmes das Schrillen einer heiseren Glocke klänge?

Draußen auf der Warte, auf der höchsten Stelle der Düne stand die Strandwache und schaute hinaus in die in Schaum und Gischt aufbrausende, gespenstisch phosphoreszierende See, nach den Felsen des Riffs, an denen die Wogen mit fürchterlicher Gewalt zerstoben. Der durch die zerrissenen Wolken hervortretende Mond warf dann und wann sein fahles Licht auf das großartig grausenhafte Schauspiel. Immer mehr steigerte sich der Sturm zum Orkan. Gottlob ist die Nacht fast vorüber, der Morgen beginnt schon zu grauen. Wogengebrause rings herum, die Fernsicht ist minutenlang durch den herabfallenden sturmgepeitschten Regen verhüllt.

Da!! Herrgott, was ist das?

Dort an der äußersten Spitze des Riffs steigen Blaufeuer auf, durch das Toben der Elemente schallt der langgehaltene Ton einer Signalpfeife . . . Dann Kanonenschüsse. Ist's nicht, als ob der Rumpf eines großen Schiffes drüben auftauchte? Ja, wahrhaftig, kein Zweifel, dort sitzt ein Dampfer!

Die Wache gibt das Zeichen. Nach Verlauf weniger Minuten ist der Ortsvorsteher da. Der Vormann, die ganze Bedienungsmannschaft des Raketenapparates und des Rettungsbootes ist auf Posten, auch die zum Transporte nötigen Pferde traben heran.

„Boote klar machen, Raketenwagen heraus!" befahl der Ortsvorsteher, ein thatkräftiger Mann mit Vollbart, dessen ganzes Auftreten den früheren Schiffskapitän verriet. „Vorwärts mit dem Raketenapparat! Der muß zunächst helfen! Mit dem Boote ist augenblicklich gegen Sturm und Flut nicht anzukommen, es bleibt in Reserve. Bringt es dorthin, an jene Stelle des Strandes, bis auf weiteres!"

Die Mannschaft, mit Oelzeug und Korkjacken angethan, besteigt das Boot, jeder sitzt an seinem Platze, den Riemen (das Ruder) bereit haltend. Die Pferde schleppen den schweren Wagen durch den Sand, während der leichtere Raketenwagen im Galopp davonjagt.

Der Apparat ist zur Stelle. Den Dampfer auf dem Riff kann man jetzt deutlich sehen. Er sitzt hoch auf, die Wellen branden darüber hin. Harder gibt ein Signal, welches aber nicht erwidert wird. Inzwischen ist alles klar. Die Leine wird losgeschossen und fliegt in hohem Bogen nach dem Wrack zu. Sie fällt. Hat sie ihr Ziel getroffen? Es ist noch nicht zu sagen. Man wartet einige Minuten lang. Wird die Leine von dem Dampfer aus angezogen, so ist eine Verbindung herzustellen. Nichts regt sich, sie muß fehlgegangen sein! Eine andere Leine wird geschleudert — kein Erfolg, eine dritte — wieder ohne Wirkung! Harder schaute lange durch sein Fernglas, endlich sagt er: „Das hilft nicht! Die Schiffbrüchigen haben sich in den Wanten (Strickleitern) festgebunden und können offenbar nicht an Deck kommen. Da können wir lange schießen. Laßt den Apparat hier stehen, vielleicht ist er später noch nützlich. Jetzt vorwärts nach dem Boote! Es wird hart gehen, aber es muß sein! Gott segne das Rettungswerk!"

So rasch wie möglich eilt der wackere Mann nach der Stelle, wo das Boot auf dem Wagen bereit steht. „Ihr müßt's wagen!" ruft er der Besatzung zu. „Braucht eure Fäuste und vertraut auf Gott. Los! Es gilt das Leben unserer Brüder!"

Der Fuhrmann treibt die vier starken Pferde an, welche, die Brandung nicht scheuend, weit in das Wasser hineingehen. Vom Lande aus schiebt man nach. Der die lange Stellage mit den Rädern verbindende Zapfen wird losgeschlagen, sie senkt sich, das Boot gleitet wie von einer Helling hinab. Die Mannschaft hält die Riemen bereit, der Vormann steht am Steuerruder. Sobald das Boot flott ist, beginnt die taktmäßige, kraftvolle Arbeit der starksehnigen Arme, der schwere Kampf mit den feindseligen Elementen. Mehrmals schleudert die Brandung das Boot zurück, ehe es den Sieg gewinnt. Dann arbeitet es gegen Sturm und Wogen an, Fuß um Fuß vorwärts rückend. Bald liegt es hoch oben auf dem Schaum und Gischt, dann wieder verschwindet es in den Wellenthälern. Dem Anscheine nach ist die gefährliche Arbeit vergeblich, sie übersteigt menschliche Kräfte, doch was vermag nicht der Wille!

In langem Zuge strömen die Kurgäste dem Strande zu, ihre Wißbegierde und Schaulust zu befriedigen. Alt und Jung, Männer, Frauen, Kinder in den seltsamsten Kleidungen und Vermummungen, jeder fast mit einem Fernglase, der alte Herr Professor sogar mit einem großen Teleskop bewaffnet. Sie scheuen nicht Sturm noch Regen. Es bietet sich ein Bild, dessen Großartigkeit alle Sinne anspannt, dessen Tragik alle Herzen erschüttert.

Immer noch kämpft da draußen das Rettungsboot. Wenn der Sturm auf Augenblicke aussetzt, dann rückt es vor, — dann wieder treibt es zurück. Das Wrack ragt gespenstisch aus dem Gischt und den Regenwolken hervor, die Notflagge weht von der Gaffel des Besanmastes. Ist's nicht, als ob durch das Wettergebrause das Angstgeschrei der in den wankenden Masten sitzenden Unglücklichen herüberdränge?

„Barmherziger Gott, was heißt das?" schreit der Ortsvorsteher erblassend, während er sein Fernglas auf das Boot richtet. „Sie kehren um, die Leute sind offenbar erschöpft, einige Riemen gebrochen."

Er stürzt fort, auf die Gruppe der Alten zu, die mit besorgten Mienen von einem höheren Punkte des Strandes den Vorgängen zusehen.

„Freiwillige vor!" ruft er ihnen schon von fernher zu. „Seid ihr bereit, Leute, zu fahren? Wir dürfen den Kampf nicht aufgeben! Das Wetter bessert sich. Mit frischen Kräften werden wir das Ziel erreichen. Ich selbst werde den Steuerriemen führen!"

„Wir kommen!" antworten alle wie aus einem Munde. Man sieht den verwitterten Gestalten an, daß ihre Herzen noch jugendlich schlagen, daß ihre Arme noch Muskeln wie von Stahl haben.

„Ihr seid brave Kerle!" entgegnete Harder. Er zählte die Leute, denen sich ein Mann, der schon zwei Ersatzriemen auf der Schulter trägt, sowie ein Kriegsschiffsmatrose, der auf Urlaub bei seinen Eltern ist, anschließt. „Ein Mann fehlt noch! Er ist unentbehrlich. Lauft rasch ins Dorf und holt . . ."

„Nehmt mich mit, Herr Harder," ruft Hans Dahl, ein frischer, sechzehnjähriger Jüngling, der einzige Sohn einer armen Witwe, die außerdem noch zwei etwas ältere Töchter besitzt. Sie stehen in der Nähe der sich zum Gehen anschickenden Männer.

„Du, Hans?" fragt der Ortsvorsteher. „Traust Du Dir Kräfte genug zu, weißt Du, daß Du Dein Leben in die Schanze schlägst? Was sagt Sie, Frau Dahl?"

„In Gottes Namen!" ruft die Alte, die Hände faltend.

„Ich weiß, was ich thue!" sagt Hans. „Ich bin meines Vaters Sohn und Erbe. Vater wäre auch nicht zurückgeblieben. Herr Harder, Sie wissen, daß ich einen Riemen regieren kann . . . Laßt mich, ihr Schwestern! Ich gehe, ich erfülle meine Pflicht."

Stolz sieht Marie Harder, seine Jugendgespielin, auf Hans, der männlich und fest dasteht wie ein Held.

„Nun denn vorwärts, alle Mann hoch! Laßt uns nicht zaudern! Mutter Dahl, Ihr Hans kommt glücklich zurück, das glauben Sie nur. Wir haben ein gutes Boot unter den Füßen und Gott steht uns bei. Ade!"

Die freiwillige Schar eilt nach dem Strande, wo inzwischen das Boot mit der gänzlich erschöpften Besatzung wieder angelangt ist.

Viel Worte, viel Wesens wird nicht gemacht. Jeder kennt seinen Platz und ergreift den Riemen. Die Brandung ist überwunden, und da glücklicherweise Sturm und Seegang nachlassen, so kommt das Boot verhältnismäßig rasch vorwärts und erreicht das Wrack. Mit atemloser Spannung sehen die Versammelten der hin und her schwankenden Nußschale nach, und jetzt ist es den Blicken entschwunden.

Nach einer Stunde bangen Wartens kehrt das Boot zurück und landet die glücklich gerettete Mannschaft des Dampfers, der selbst unrettbar verloren ist. Jubelnd wird es empfangen. Die armen Schiffbrüchigen finden die freundlichste und sorgfältigste Hilfe.

Sogleich veranstalten die Kurgäste eine Sammlung für die ihrer ganzen Habe beraubten Unglücklichen und wollen auch die braven Rettungsmannschaften und namentlich den wackern jüngsten Freiwilligen belohnen.

„Das lassen Sie bleiben," sagt der Ortsvorsteher. „Unsere Leute fühlen sich genugsam belohnt in dem Bewußtsein, ihre Schuldigkeit erfüllt zu haben. Hans Dahl, der Tapfere, weiß jetzt, was er sich zutrauen kann, darf und soll, und das ist mehr wert als Gold und Silber!"

Ehre den schlichten, unscheinbaren Männern, den Helden der See, denen tief im Herzen der Sinn des alten Spruches lebt: „Navigare necesse est, vivere non est necesse," das ist: „Not ist's, auf die See hinauszufahren, — unser Leben kommt nicht in Betracht!"

[illegible]

Musik.

(Hierzu das Bild Seite 9.)

Gewitterrufe hör' ich gellen;
Der Wälder Rauschen schwillt empor;
Und wilde Winde, wilde Wellen
Vereinen sich zu schrillem Chor — —
Da naht die Herrscherin im Fluge
Und fügt und ordnet mild und streng
Zu frohem königlichem Zuge
Der Töne flutendes Gedräng.

Auf weichen Schwingen kommt's gezogen,
Die Seele weitet sich wie nie;
Und aus dem Wallen, aus dem Wogen
Hebt rhythmisch sich die Melodie.
Da klagt die Flöte leis und linde,
Die Orgeln brausen durch den Dom,
Waldvöglein singt im Sommerwinde,
Und Harfen tönen überm Strom.

Gesänge gibt's, wie Himmelsgrüße,
Von fremder Sphären Hauch geschwellt.
Musik, du starke, sanfte, süße,
Du große Segnerin der Welt!
Der tiefsten Sehnsucht leihst du Schwingen;
In der Gefühle Region,
Wohin die Worte nicht mehr dringen,
Herrscht frei und herrlich noch der Ton.

Musik, ich hör' dich lieblich schreiten!
Ich lieg' am Berghang, schöne Fee;
Ein Windhauch rührt des Hochwalds Saiten,
Und Glocken klingen überm See.
Der Sonne Brände, sie verglühten,
Ein Ferge harft im kleinen Boot;
Und fern her zittert, hold wie Blüten,
Ein Hirtenlied ins Abendrot.

Frida Schanz.

Das neue deutsche Reichstagsgebäude.

(Hierzu das Bild Seite 12.)

In gewaltiger Ausdehnung und großartiger Architektur, welche in freier Weise hergeleitet ist aus jener Formensprache der italienischen Hochrenaissance, die einst Palladio und Sanmichele so meisterlich beherrschte, liegt das neue deutsche Reichstagsgebäude, eine Schöpfung Paul Wallots, im Aeußern vollendet da. Vor dem Brandenburger Thore zu Berlin und angesichts der Siegessäule erhebt sich am Königsplatze der Bau in stolzer Monumentalität als Symbol der deutschen Einheit. In die Jahrhunderte wird er hineinragen und Zeugnis dafür ablegen, daß die große Zeit, in welcher der nationale Gedanke im Kampfe gegen den Feind mächtig emporflammte, auch zu erfreulichen Gebilden der Kunst Anregung gegeben hat.

Aus der Vorgeschichte des Baues sei nur kurz wiederholt, daß aus dem ersten Wettbewerb, den man für einen Entwurf zu einem Reichstagsgebäude ausgeschrieben, der jetzt verstorbene Architekt Ludwig Bohnstedt in Gotha hervorgegangen war. Auf Grund eines zweiten Wettbewerbes errang Paul Wallot, damals Architekt in Frankfurt a. M., den Sieg. Dieses Künstlers Entwurf wurde auch unter gewissen Aenderungen zur Ausführung bestimmt. Noch nach der am 9. Juni 1884 erfolgten Grundsteinlegung mußte Wallot den Plan umarbeiten. So wurde das hohe Erdgeschoß zum Hauptgeschoß umgewandelt, die Durchführung der Querachse fallen gelassen, die vier symmetrisch angelegten Höfe zu zwei größeren zusammengezogen und endlich nach verschiedenen Aenderungen ein über dem großen Sitzungssaale, dem Kern des Gebäudes, projektierter hoher Kuppelaufbau zu geringerer Höhe herabgemindert und zu einem Oberlicht in Eisen und Glas ausgebildet. Aus dieser Wandlung des ersten Entwurfes ist der Bau hervorgegangen, wie er sich nunmehr darbietet.

Eine Fläche von rund 11,638 Quadratmeter ist bebaut worden. Als ein längliches Viereck von 132 Meter Länge und mehr als 88 Meter Breite liegt der prächtige Sandsteinbau da. Aus den beigefügten Abbildungen der beiden Langfronten geht das System der Architektur zur Genüge hervor. An den vier Ecken ragen vierseitige Türme hoch über die Attika empor, gleichsam die Eckpfeiler des ganzen Gebäudes bildend und in Gegenwirkung tretend zu dem aus der Mitte sich kuppelartig erhebenden, goldschimmernden Oberlicht, das gekrönt wird von der in reicher Vergoldung prangenden Laterne, einem reizvoll erfundenen Türmchen, dessen Spitze die weithin sichtbare Kaiserkrone trägt. Jene vier Türme haben sinnvollen Statuenschmuck erhalten. An jeder ihrer beiden sichtbaren Seiten stehen 3,80 Meter hohe, in Sandstein ausgeführte Gestalten als Verkörperungen der staatserhaltenden Kräfte. An dem einen Turm sind die Aeußerungen der ausübenden Staatsgewalt: Die Wehrkraft zu Wasser, jene zu Lande, die Rechtspflege und die Staatskunst, an dem zweiten die ethischen Elemente der Volksbildung: Unterricht, Erziehung, Kunst und Litteratur, an dem dritten die Gewerbe der Volksernährung: Ackerbau, Viehzucht, Bier und Wein, und an dem vierten Handel und Industrie: Großindustrie und Handel nebst Schiffahrt, Elektrizität und Kleinhausindustrie, dargestellt. Schöpfer

Digitized by Google

dieser Kolossalwerke sind die Bildhauer Maison, Professor Volz, Schierholz, Behrens, Professor Lessing, Diez, Professor Eberlein und Eberle. Man sieht, es sind künstlerische Kräfte aus allen Teilen des Reiches herbeigeholt worden, um die gestellten Aufgaben würdig zu lösen.

Die Front am Königsplatze, welche als Hauptfront zu betrachten ist, wird durch Halbsäulen gegliedert. Ueber den breiten und hohen Bogenfenstern ihres Hauptgeschosses ziehen sich nur noch die Fenster eines einzigen Geschosses hin. Die drei übrigen Fronten sind durch Pilaster gegliedert und weisen über den Fenstern des Hauptgeschosses noch die Fensterreihen zweier Geschosse auf. Als bevorzugte, durch reichen Schmuck verschönte Teile der Architektur treten in diesen vier Fronten die in den Achsen gelegenen Portale auf.

Am Königsplatz ist den drei Portalen ein Giebelbau mit mächtigen Säulen vorgelegt. Rampe und Freitreppe führen zu ihm empor. Dieser Vorbau hat bevorzugten Schmuck erhalten. Auf der Plattform über seinem Giebel wird die jetzt noch in Chicago befindliche, von Reinhold Begas modellirte und von Seitz in München in Kupfer getriebene Kolossalgruppe der nach Männerart hoch zu Roß sitzenden Germania und zweier sie begleitenden heroischen Geniengestalten machtvoll emporragen und in vortrefflicher Weise zu der im Hintergrunde aufsteigenden Kuppel hinüberleiten. Beiderseits der Gruppe ragen auf Postamenten die in Sandstein gemeißelten Insignien des Reiches. Die 6 Meter hohe und 18 Meter lange Giebelfläche wird bestens ausgefüllt durch eine meisterhafte Schöpfung Professor Schapers, welche Bildhauer Lock in Sandstein gemeißelt. Die Mitte dieser Schöpfung nimmt der von zwei kraftvollen Heldengestalten beschirmte, unter Krone und Baldachin stehende Schild mit dem Reichsadler ein; zu beiden Seiten schließen sich edel erfundene Gruppen an, von denen die eine in idealischen Gestalten Handel und Kunst, die andere Wissenschaft und Ackerbau darstellt. Innerhalb der Giebelhalle wird über dem Mittelportal die Figur eines den Drachen der Zwietracht bekämpfenden Rittersmannes sichtbar sein. Auch wird sich hoher hinauf eine Inschrift hinziehen, welche auf die Errichtung des Baues Bezug hat. Und endlich werden in die vordere Wand des Vestibüls zwei von Professor Lessing modellirte Stammbäume derart eingelassen, daß jeder von ihnen zwischen einem der beiden äußeren Säulenpaare sichtbar ist. Von diesen Stammbäumen ist der eine als Eiche, der andere als Tanne gestaltet: diese ist mit den Wappen der norddeutschen, jener mit denen der süddeutschen Bundesstaaten belegt; am Fuße der Eiche ruht der Vater Rhein, an jenem der Tanne die Personifikation der Weichsel.

Zu dem imposanten Giebelbau und seinem fein durchdachten wirkungsvollen Schmuck verhalten sich die Frontflächen selbstverständlich einfacher. Von besonderer Schönheit sind die von Professor Wiedemann in Frankfurt a. M. komponirten Kolossalköpfe an den Schlußsteinen der Bogenfenster des Hauptgeschosses: durch höchst charakteristischen Ausdruck und trefflich gewählte Embleme verkörpern sie unsere vaterländischen Flüsse und Ströme. In den beiden Türmen mit ihren mächtigen, frei vortretenden Säulen, deren vorgekröpftes Gebälk Statuen tragen, während oben die vom Bildhauer Brütt modellirten Gruppen dralle, jubelnder Genienknaben Kaiserkronen emporrecken, findet die Front ihren Abschluß.

Einfacher gibt sich die Langfront an der Sommerstraße. Gleichwohl ist auch hier der vortretende Mittelbau in bevorzugter Weise geschmückt. In den drei Bogenöffnungen, hinter welchen sich die zum Portal führende Rampe hinzieht, werden die überlebensgroßen Bronzestatuen Bismarcks, Moltkes und Roons Platz finden. In sitzender Stellung und getreuer Wiedergabe ihrer äußeren Erscheinung werden diese Paladine Kaiser Wilhelms I. zur Darstellung gebracht. Hoch über dem Mittelbau werden auf Postamenten die Kolossalfiguren zweier zu Roß sitzender Reichsherolde, welche begeistert die Fahnen schwenken, in die Luft ragen. An jeder der beiden Seitenflächen des Vorbaues wird in gewaltiger Größe das Wappen des Deutschen Reiches mit begleitenden Reckengestalten gemeißelt. Was sich sonst an Schmuck vorfindet, läßt sich aus der Abbildung ersehen.

Wird das am Königsplatz gelegene Portal das eigentliche Festportal sein, das bei feierlichen und bedeutungsvollen Gelegenheiten zu benutzen ist, so bildet jenes an der Sommerstraße den Eingang für die Angehörigen der deutschen Herrscherhäuser und die Mitglieder des Bundesrates. Die Reichstagsboten werden das dem Brandenburger Thor zunächst gelegene Portal der Südfront benutzen. Südfront und Nordfront sind die schmaleren Fronten. Auch sie fesseln durch die reiche und schöne Ausgestaltung der beiden Portale. Jedes von ihnen ist durch einen von Pilastergruppen getragenen, über dem Hauptgesims gelagerten Giebel hervorgehoben, in dessen Feld der deutsche Aar seine Schwingen über die durch Wappen symbolisirten vier Königreiche ausbreitet. Beiderseits eines jeden Giebels erhebt sich hoch über die Attika ein vorn mit Lorbeer umwundener Schild und dem Initial Kaiser Wilhelms I. geschmücktes Postament, auf das ein schlangenvernichtender Adler herabgeschwebt ist. Direkt über dem einen Portal wird eine die Stärke darstellende allegorische Gruppe, über dem andern eine solche der Weisheit Platz finden. Großartig und schön ist die Wirkung auch dieser Fronten.

Die Ausstattung des Innern ist vom Künstler nicht minder großartig und bedeutungsvoll geplant. Eifrig ist man mit dieser Ausstattung beschäftigt, denn im Herbst des kommenden Jahres soll der Bau seiner Bestimmung übergeben werden. Die in der Front des Königsplatzes im Hauptgeschoß gelegenen Restaurations- und Bibliotheksäle, die dahinter sich hinziehende große Wandelhalle für die Reichstagsboten, vor allem aber der große Sitzungssaal und dann auch die hinter ihm sich hinziehende Wandelhalle für die Mitglieder des Bundesrats werden in hervorragender dekorativer Weise behandelt. Auf diese Räume näher einzugehen, muß einem späteren Artikel, der sich auf Vollendetes stützen kann, vorbehalten bleiben. Zum Schluß sei nur noch bemerkt, daß Meister Wallots geniales Werk auch in Chicago verdiente Bewunderung erringt. Ein vom Bildhauer G. Berger gefertigtes großes Modell des Baues ist auf Kosten der Reichsregierung daselbst zur Ausstellung gelangt.

Georg Voß.

Maximilian II. verläßt nach der Krönung die Stadt Frankfurt am Main.

(Hierzu das Bild Seite 12.)

Es war am Morgen des 1. Dezember 1562, als aus dem Thore Frankfurts am Main, über die große Mainbrücke, im hellen Sonnenglanze mit prächtigem Gefolge der österreichische Erzherzog Maximilian ritt, nachdem er tags zuvor zum römischen König gekrönt und somit noch bei Lebzeiten seines Vaters Ferdinand I. dem habsburgischen Geschlechte die Erbfolge auf dem Kaiserthrone gesichert war. Lauter Zuruf der Bürgerschaft der alten Reichsstadt begrüßte den allbeliebten Prinzen, und von den Schiffen und Kähnen, die dicht nebenan auf dem Flusse lagen, tönte der Jubel herauf. Seit dem 23. November hatten die Formalitäten der Wahl gedauert, am 28. hatten die Kurfürsten nach mancherlei Unterhandlungen dem vor zwei Monaten zum Böhmenkönig Erkorenen gehuldigt, und am 30. fand sodann die feierliche Krönung statt. Welche Gedanken dem in der Blüte seiner Jahre stehenden Fürsten den Kopf durchkreuzt haben mögen, als er auf seinem geschmückten Zelter am ersten Dezember die Mauern verließ und die Stimmen des allgemeinen Beifalls an sein Ohr klangen? Hohe Hoffnungen setzte man auf den Fünfunddreißigjährigen. Man erwartete von seiner unparteiischen Einsicht die Förderung der allerseits anerkannten Reformen im religiösen und kirchlichen Leben des Vaterlandes, von seinem milden Gemüte Bereitwilligkeit, die nimmer ruhenden Streitigkeiten zwischen Bekennern der alten und der neuen Lehre zu schlichten. Obzwar Karls V. Neffe, Ferdinand I. Erstgeborener und Kronerbe, dazu der Gemahl der spanischen Maria, neigte er doch zum Protestantismus und bekundete, wenn er auch formell Katholik blieb, seine Gesinnung als „Ireniker“, als Vermittler allenthalben und bei jedem Anlasse. Ja, er bethätigte sich als der erste wahrhaft moderne Fürst dadurch, daß er in seinen Erblanden freie Religionsübung gewährte.

Freilich brachten die verwickelten Zeitverhältnisse die Notwendigkeit mit sich, diplomatisch zu handeln. Aber eben daß er mit der einen Hand den Protestanten geben wollte und auch gab, ohne die andere den Katholiken ganz zu verschließen, wurde für seine Beurteilung in beiden Lagern verhängnisvoll. So verfiel er dem Lose aller, die inmitten auf Tod und Leben kämpfender Mächte neutral zu bleiben sich abmühen. Demgemäß hatte er auch vor der Frankfurter Wahl geschworen, als Kaiser die Kirche beschützen zu wollen — allerdings ohne zu erläutern, welche Kirche — und schon im Dezember dem Papst seine Wahl angezeigt. Pius IV. traute dem schwankenden Herrscher aber wenig und war nur für den Fall zur Bestätigung bereit, wenn der neue König das Gelübde des Gehorsams vor dem irdischen Statthalter Christi ablegen wolle.

Die Porträts Maximilians II. zeigen ihn, wie auch die Wiedergabe auf unserem Gemälde, als einen Mann von mittlerer Größe, wohlgebildet und von angenehmen Formen. Großes natürliches Wohlwollen trug er jedermann entgegen und bezauberte die Menschen durch Leutseligkeit und Offenheit. In seinem Antlitze mischten sich Herzensgüte und Mangel an Entschlossenheit. Er besaß etwas Gewinnendes, aber gering waren seine Thatkraft und sein Wagemut. So war diese humane Regentennatur nicht geschaffen, in stürmischen Zeitläuften unversöhnlicher Gegensätze seine schwierige Aufgabe zu lösen. Als er — ohne Beichte und Kommunion — am 12. Oktober 1576 im fünfzigsten Lebensjahre nach langem Herzleiden starb, sank gleichwohl ein Hort der Gerechtigkeit in den strittigen konfessionellen Dingen ins Grab.

Fr.

Eisenerz in Steiermark.

(Hierzu das Bild Seite 16.)

Inmitten majestätischer Bergesriesen liegt überaus malerisch das Kleinod der grünen Mark, das altberühmte Eisenerz. Die schroffen Mauern des Kaiserschild, der Reichenstein, die bewaldete Polsteralpe und der hochaufragende Pfaffenstein, nach dem Volksmunde der steinerne Leichnam eines sündhaften Mönches, bilden den Bergkranz, der das Thal von Eisenerz umschließt. Der rauchgeschwärzte Marktflecken besitzt schon ein sehr ehrwürdiges Alter, wenn auch urkundliche Belege bis zum Jahre 1282 fehlen. Schon in uralten Zeiten war Eisenerz der Sitz eines blühenden Großgewerbes, ein Kulturmittelpunkt, der einen großen belebenden Einfluß auf die Alpenländer nahm. Es ist ein stattlicher Ort, dessen graue Gebäude mit ihrem reichen Eisenschmuck, mit ihren kunstvoll gearbeiteten Gittern, Balkonen und dergleichen von der Wohlhabenheit ihrer Bewohner zeugen. Auf einem Hügel liegt die Oswaldkirche, ein denkwürdiges, spätgotisches Gebäude, das der Wiederhersteller Deutschlands und Oesterreichs, Rudolf von Habsburg, im Jahre 1279 zu bauen begann. Während der Türkengefahr wurde die Kirche in eine Festung umgewandelt und diente dazu, die Schätze des Ortes aufzubewahren. Ein anderes merkwürdiges Gebäude aus alter Zeit ist der Schichtturm, von welchem man eine schöne Fernsicht hat. Täglich verkündet die Glocke des Turmes jetzt, wie von alters her, den Beginn der Arbeit und gibt das Zeichen zum Feierabend. Die Inschrift der Glocke, die Martin Hilger im Jahre 1581 goß, weist schon auf ihre Bestimmung hin:

„Las dich vernemen meinen Klang,
Ghe zur Arbeit, verzeuch nit lang.“

Hinter dem Markte, als ein Ausläufer des Reichenstein, liegt der vielbesungene, sagenumrankte steirische Erzberg, eine altberühmte, unerschöpfliche Fundgrube der besten und reinsten Eisenerze. Schon die taurischen Urbewohner des Thales sollen hier den Bergbau betrieben haben, die Römer schmiedeten ihre Lanzen aus dem norischen Eisen, das Horaz und Ovid priesen. An die Entstehung des Erzberges knüpft sich eine Mythe voll der eigenartigen Poesie, welche dem Bergmannsleben einen so mächtigen Zauber verleiht. Einst, zu Davids Zeiten, tauchte aus einer Grotte ein Wassermännchen auf, um sich an der Sonne zu wärmen. Die Bewohner der Berge fingen ihn und gaben ihn erst frei, nachdem er ihnen als Lösegeld einen ungeheuren Schatz versprochen: „Zeitlich Silber, oder ewig Eisen!“ Sie wählten das Eisen. Das Männlein wies auf den Erzberg und stürzte sich in die Fluten. Auch die für den Erzbergbau eigentümlichen Gnomen hausen in den sogenannten Schatzkammern des Erzberges, wo sie das norische Eisen bereiten. Die Schatzkammern sind von der Natur gewölbte Aragonitklüfte des Erzberges, deren Wände mit blendendweißen, silberschimmernden Eisenblüten in den wunderbarsten und mächtigsten Formen bedeckt sind. Der Gipfel des Erzberges trägt ein großes, ehernes Kreuz, ein früher weithin sichtbares Wahrzeichen, das der Wohlthäter der Steiermark, Erzherzog Johann, errichtet hat, welches aber jetzt von den Tannengipfeln überragt wird. Etwas tiefer befindet sich der Kaisertisch, von welchem Kaiser Max I. den herrlichen Ausblick ins Thal bewundert haben soll. Eine steinerne Säule aus dem Jahre 1782 trägt unter anderem folgende Inschrift: „Als man zehlte nach Chr. Geburth 712 hat man diesen Edlen Erzberg zu bauen Angefangen.“ Noch tiefer steht die steinerne Barbarakapelle. Die heilige Barbara ist die Schutzpatronin der Bergleute. Alljährlich am Barbaratage, am 4. Dezember, bewegt sich die gesamte Knappschaft in ihrer eigentümlichen, maximilianischen Bergmannstracht mit dem weißen Grubenkittel und der grünen Schachtmütze im festlichen Zuge zur Barbarakapelle. Auch die Wunderstufe wird mitgetragen, das ist ein Stück Spateisenstein, das die Knappen im Jahre 1669 im Dorotheestollen fanden. Als sie dieselbe zerschlugen, zeigte die Schattierung des Erzes das Bild Mariens mit dem Jesukinde auf dem Arme.

Der altbewährte Ruf des steirischen Eisens hat sich bis zur Stunde erhalten und alljährlich gelangen aus den Stollen und Tagbauten der unermeßlichen Vorratskammern der Natur in Eisenerz an fünf Millionen Zentner Erze. Der Bergbau auf dem Erzberg gewährt ein großartiges Schauspiel. Ein reizvolles Gebirgspanorama, in welchem die malerischen Gebilde der Alpenwelt mit den saftig grünen Matten der anmutigen Thäler abwechseln, umgibt den Erzberg, der einer Treppe von riesiger Größe gleicht.

Es ist wohl selbstverständlich, daß das Juwel des gottbegnadeten Landes mit seinen reizenden Spaziergängen und Aussichtspunkten ein Ausgangspunkt für eine Reihe der anziehendsten Gebirgswanderungen, auf die erholungsbedürftigen Städtebewohner eine mächtige Anziehungskraft ausübt. Schon der Weg zum berühmten Eisenerz ist überaus reich an entzückenden, abwechslungsreichen Bildern. Von Hieflau geht eine Flügeleisenbahn im Erzbachthale zuerst zwischen grünen Geländen, dann unter den senkrechten Hieller Mauern zur Station Radmer, wo die stattliche Pyramide des Lugauer sichtbar wird. Hier zweigt die Straße nach dem romantisch gelegenen Dorfe Radmer ab. Setzt man in dem engen Thale, in welchem die Waldszenerie immerwährend wechselt, die Reise gegen Eisenerz fort, so zeigt sich immer größer und gewaltiger die Seemauer, dann erblickt man das allerliebst gelegene Schlößchen Leopoldstein, den kühn aufstrebenden Pfaffenstein, dann den braunen Kegel des Erzberges und endlich die Hütten und qualmenden Hochöfen von Eisenerz.

Es ist begreiflich, daß die Bewohner dieser schönen Gebirgswelt mit allen Fasern ihres Herzens die heimatliche Erde lieben, sowie daß ihnen selbst eine sprudelnde Lebensfreude eigen ist.

F. K.

Digitized by Google

Paul Wallot.

Paul Wallot, der Erbauer des deutschen Reichstagsgebäudes, ist am 26. Juni 1841 in dem patriarchalisch anmutenden Städtchen Oppenheim am Rhein, wo die berühmte Katharinenkirche, eine Perle gotischer Baukunst, stolz

Adam Mickiewicz. (Seite 18.)

in die Luft ragt, als der vierte Sohn eines Weinhändlers geboren. Schon seit Jahrhunderten ist die Familie Wallot in dem schönen Rheinstädtchen ansässig, so daß sie zu dessen Patriziat gerechnet werden muß. Auf der Oppenheimer Volksschule erhielt der junge Wallot den ersten Unterricht; später besuchte er die für Handwerker eingerichtete Sonntagsschule, um sich im Zeichnen vorzubilden. Schon damals regte sich in dem Jungen ein kräftiges Talent, wurden doch die von ihm gefertigten Entwürfe für die drei Chorfenster der Katharinenkirche zur Ausführung angenommen. Noch

Paul Wallot.

weiter entfaltete sich sein Talent auf der Real- beziehungsweise Gewerbeschule zu Darmstadt, der Vorläuferin der jetzigen polytechnischen Schule, die er von seinem sechzehnten bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre besuchte. Hier auch faßte er den Entschluß, die ursprüngliche Absicht, Maler zu werden, fallen zu lassen und sich der Architektur zuzuwenden. Demzufolge siedelte er schon im Jahre 1859 nach Hannover über, wo der berühmte Technologe Karmarsch Direktor des Polytechnikums war. Aber von dort zog es Wallot schon nach einjährigem Aufenthalte an die Bauakademie nach Berlin und dann nach Gießen, wo er das hessische Fakultätsexamen ablegte. Kurze Zeit blieb er als Bauaccessist im Staatsdienste seines Heimatlandes, um alsdann wieder an die Berliner Bauakademie zurückzukehren. Schon nach Verlauf eines Semesters trat er in das Atelier von Martin Gropius ein. Später vertauschte er das Atelier dieses hervorragenden Architekten nacheinander mit jenem von Richard Lucä und von Hitzig, um bei diesem vorzugsweise mit den Entwürfen für den schönen Palazzo Kronberg in Warschau beschäftigt zu werden. Drei Jahre hat diese Thätigkeit in Berliner Ateliers gedauert; wie Wallot selbst hervorhebt, hat sie zu seiner künstlerischen Reife wesentlich beigetragen.

Ignaz Jan Paderewski. (Seite 16.)

Ein bedeutsamer Wendepunkt im Leben des Meisters trat im Jahre 1867 ein; nach einer Studienreise in Oberitalien ließ er sich als selbständiger Architekt in Frankfurt am Main nieder. Hier bot sich ihm eine solche Fülle von Aufgaben und ein so anregender Verkehr mit hochgebildeten Fachgenossen, daß seine fernere Entwicklung sich unter den günstigsten Verhältnissen und erfreulichsten Erfolgen vollzog. Ganz besonders festigte sich bei ihm durch das Freundschaftsverhältnis, das er mit dem hochbegabten Bluntschli schloß, eine Wertschätzung der von dem Genossen hochverehrten

Eisenerz bei Leoben. Nach einer Photographie von C. Weighart in Leoben. (Seite 15.)

Biber und ihre Bauten. Originalzeichnung von F. Specht. (Seite 19.)

Werke der italienischen Hochrenaissance, die ihm mehrfach zu Reisen nach Vicenza und Verona, behufs Studiums der Bauten Palladios und Sanmicheles, Anlaß gab.

Wie erfolgreich des Künstlers Thätigkeit in Frankfurt gewesen ist, zeigen die Siege, die er in verschiedenen Wettbewerben errungen: bei dem Wettbewerb um das Niederwalddenkmal wurde er zum engeren Wettbewerb hinzugezogen, für die Friedhofsanlage bei der Kreuzkirche in Dresden im Jahre 1874 erhielt er den ersten Preis, später für den ausgedehnten Entwurf zu der Bahnhofsanlage in Frankfurt am Main den zweiten und für den Entwurf zur Stephaniebrücke in Wien wiederum einen Preis. Alsdann erfolgte sein entscheidender Sieg in dem Wettbewerb um die Ausführung des deutschen Reichstagshauses. Als er den großartigen Auftrag zur Errichtung des Baues erhalten, siedelte er im Jahre 1882 nach Berlin über, wo er, zum Baurat ernannt, bisher eine von echtem Künstlergeiste getragene bedeutsame Thätigkeit entwickelt hat, unter der seine Schöpfung in stolzer Schöne der Vollendung entgegengereift ist. Wallots Name wird hinfort in der Geschichte moderner Baukunst sicherlich als einer der besten leuchten. Georg Buß.

Paderewski.

(Hiezu das Porträt Seite 14.)

„Polen ist heute das Arkadien der Musiker“ — so schrieb während der jüngsten Londoner Konzertsaison eine englische Rundschau. In der That: Polen liefert die berühmtesten Sänger, die Reszkes, einen Mierzwinski, eine Sembrich-Kochanska; Polen deckt den ganzen Bedarf der musikalischen Welt an Wunderkindern — wir nennen nur den hochbegabten Hofman, den kleinen Koczalski und Huberman; die wenigen Virtuosen, welche heute, bei dem bekannten allgemeinen Konzertkrach, materielle Erfolge neben den künstlerischen erzielen, sind zumeist Polen. Für die Musikverleger hat die Endsilbe „ski“, nach dem sensationellen Erfolge der Firma Bote & Bock einen zaubervollen Klang; denn auch J. J. Paderewski, der geniale Künstler, dessen Werke diese Firma verlegt, und der heute als Komponist und Virtuos einen Weltruhm erreicht hat, ist — das liegt auf der Hand — in Arkadien geboren.

•

Wer kennt nicht das anmutige Menuet Paderewskis, diese kleine, vom echt Mozartschen Geiste durchhauchte Tondichtung, welche heute auf beiden Erdkugeln ertönt, wo immer ein Piano im Hause ist? Meine erste Begegnung mit Paderewski knüpft sich an dieses berühmte Menuet. Ich lernte Paderewski erst vor einigen Jahren in Wien kennen. Alexander Swiętochowski, einer der hervorragendsten polnischen Dichter der Gegenwart und der geistvollste Warschauer Publizist, weilte damals auf der Durchreise in Wien. Wir saßen im Café Central, dem traditionellen Polenkaffeehause, und plauderten über Musik. Swiętochowski, ein begeisterter Verehrer Mozarts, sagte unter anderem:

„Unter den zeitgenössischen Musikern hat nur einer in einer einzigen Komposition Mozart erreicht: das ist unser Paderewski in seinem Menuet. Ich bin glücklich, zur Entstehung dieses Menuets unbewußt beigetragen zu haben. Als Paderewski noch am Warschauer Konservatorium wirkte, verkehrte er oft bei mir. Eines Abends sprachen wir über Mozart, und ich hatte die glückliche Rücksichtslosigkeit, zu bemerken, daß kein heutiger Musiker Mozart auch nur im entferntesten erreichen könne. Paderewski antwortete an diesem Abend nur mit einem Achselzucken, aber am Tage darauf kam er wieder zu mir, setzte sich ans Piano und sagte:

„Ich möchte Ihnen ein kleines Stück von Ihrem Mozart vorspielen, das Sie vielleicht nicht kennen.“

Er spielte ein Menuet; ich war entzückt und rief: „Nun, sagen Sie selbst, kann heute jemand so was komponiren?“

„Doch,“ antwortete Paderewski, „denn dieses Menuet ist von mir!“

In diesem Augenblick trat der liebenswürdige Anton, welcher in unserer Ecke den Dienst verrichtete, an unsern Tisch heran, wischte mit seiner Serviette einen nicht vorhandenen Fleck weg und fragte mit seinem verbindlichsten Lächeln:

„Wünschen die Herren vielleicht Herrn Paderewski zu sprechen? Er sitzt im anstoßenden Zimmer. Wenn er in Wien ist, kommt er immer zu uns. Sehen Sie dort im Spiegel den Herrn mit dem Kopf, der so leuchtet?“

„Paderewski ist in Wien?!“ rief Swiętochowski hocherfreut. Und nach zwei Minuten saß Paderewski an unserem Tische.

•

„Der Herr mit dem leuchtenden Kopfe“ war damals gerade am Beginne seiner glänzenden Laufbahn. Er hatte seine ersten großen Pariser Erfolge hinter sich, er hatte sein großes Konzert für Piano und Orchester hinter sich, welches die Wiener Philharmoniker mit Frau Essipow-Leschetizky als Solistin aufgeführt. Schon damals viel bewundert und viel beneidet, hat er in den paar Jahren, die uns von jenem Zeitpunkt trennen, die höchste Höhe des Virtuosenruhms erklommen, die je ein Sterblicher erreicht, und ist noch immer jung, ganz jung. Die Pyramide von silbernen Lorbeerkränzen, verhimmelnden Kritiken, kostbaren Ehrengeschenken und Ehrendiplomen mit der soliden Grundlage von Goldbarren, diese Pyramide, welche den Künstlerruhm repräsentirt, hat ein Mann emporgetürmt, welcher kaum das dreißigste Lebensjahr überschritten hat . . .

Eine Kometenlaufbahn in der That! Vor etwa fünfzehn Jahren, als blutjunger Bursche, bereist Paderewski ganz Kongreß-Polen, ja ganz Rußland und gibt Konzerte. Sohn eines angesehenen podolischen Edelmannes, hat er sein Vaterland verlassen, um sich als Künstler emporzuringen. Voll weltstürmender Energie saust er im strengsten Winter von Stadt zu Stadt; er hat nur einen leichten Sommerüberrock und zittert vor Frost. Als Wunderkind hat er keinen besonderen Erfolg. Ein gutes Vorzeichen für den reifen Kenner der menschlichen Begabung — aber den jungen Künstler entmutigt es. Er gibt die Hoffnung auf, je Virtuos werden zu können, und beschließt, zeitlebens nur Komponist zu sein. Er geht nach Warschau und wird mit achtzehn Jahren Professor am dortigen Konservatorium. Man bemerkt in Musikerkreisen bald seine unheimliche Begabung und trachtet redlich, ihm den Weg zu verlegen. „Aus dem Menschen wird nie 'was werden!“ Es ist so üblich, das junge Genie mit dieser Formel zu begrüßen, daß sich am Ende jeder wirkliche Taugenichts für ein Genie halten könnte . . .

Paderewski hält es nicht lange in Warschau aus; er merkt, daß sein Talent sich hier nicht entwickeln könne. Er geht nach Berlin, wo er mit Feuereifer Kompositionsstudien treibt, und folgt dann einem Rufe an das Straßburger Konservatorium. Man ist von seinem Talent, von seiner Persönlichkeit bezaubert; man hält ihm vor, daß er als Pianist die Welt im Sturmlauf erobern könnte. In dem träumerischen Komponisten wird der Virtuosenehrgeiz der ersten Jugend wach. Er geht zu Leschetizky nach Wien, spielt unter der Leitung dieses trefflichen Meisters, übt mit eiserner Ausdauer Tonleitern und immer wieder Tonleitern, bis er endlich Herr des Instrumentes wird und die großen Musikschöpfungen durch seinen eigenen schöpferischen Geist neu beleben kann.

Und nun geht er in die Welt hinaus, „ein tastenstürmender Titane“, wie ihn Max Kalbeck genannt hat, und leuchtet in Paris mit einem Glanze auf, vor welchem alle anderen Klaviergestirne verblassen. Er wird zum Abgott der vornehmen Salons, sein Ruhm dringt über den Kanal und selbst über das große Wasser. Er geht nach London und entfesselt eine beispiellose Begeisterung. Die berühmtesten Maler Londons, Alma Tadema und John Burne-Jones, vollenden sein Bildnis, auch die Tochter der Königin Viktoria malt seinen Kopf. Die Königin selbst beruft ihn zu sich und läßt ihren Rollstuhl an seinen Flügel heranrücken; die königliche Musikakademie ernennt ihn zum Ehrenmitgliede.

Es folgen seine bekannten Berliner Konzerte und sein Auftreten in Bukarest, wo ihn die Königin von Rumänien in ihren vertrauten Freundeskreis zieht.

Er geht schließlich nach Amerika und bezaubert die Amerikaner, wie er die Franzosen, die Deutschen und die Engländer bezaubert. Seine Konzerte gleichen siegreichen Schlachten; die Huldigungen, welche ihm bereitet werden, überschreiten alles hergebrachte Maß, und dem Triumphator fällt auch die historische „unermeßliche Beute“ anheim. Ein einziges Konzert bringt eine Einnahme von 50,000 Franken; er kehrt als Millionär nach Paris zurück.

•

„Paderewski hat auf der Lotterie des Virtuosentums das große Los gewonnen!“ sagen die europäischen Pianisten. O nein! So ist es nicht; er hat es nicht gewonnen — er hat es errungen, und es war ihm vergönnt, es zu erringen, weil er ein gottbegnadeter Mensch ist. Ich sage „Mensch“, nicht bloß „Künstler“; denn mit dem Klavierspiel allein kommt man nicht so weit. Er gehört zu jenen auserwählten Menschen, in denen die Natur einen unerschöpflichen Reichtum an Elektrizität aufgestapelt hat; zu jenen seltenen Persönlichkeiten, welche auf eine versammelte Volksmasse einen magnetischen Einfluß ausüben und im persönlichen Verkehr bezaubernd wirken. Das ist kein gewöhnlicher Musikant, der nur seine Noten versteht; es ist ein Genie. Voll Wißbegier und voller Wissen, voll Geist und Witz, die Sprachen mit wunderbarer Leichtigkeit beherrschend; eine große Seele, in welcher sich eiserne Willenskraft, Melancholie und Humor mit Großmut mischen, und von einer männlichen Grazie, die ihm selbst Männerherzen erobert. Und noch eins: in den Linien seines Kopfes und seiner Gestalt ist etwas Apartes, das sie zur glücklichsten Ergänzung eines geöffneten Konzertflügels macht. Wenn er spielt, so scheint er mit dem Klavier zu einem Ganzen zu verschmelzen; man glaubt ein geflügeltes Wundertier der Urzeit vor sich zu sehen und seinen gewaltigen Gesang zu vernehmen.

•

Sicherlich, es ist ein Genuß, Paderewski am Klavier zu hören; und doch — so ließ ich mir von einem Londoner Freunde erzählen — hat ein hervorragender deutscher Musiker jüngst die St. James-Hall mitten während des Konzertes Paderewskis verlassen, und — was noch merkwürdiger ist — er that es aus Freundschaft und Wohlwollen für den Künstler.

„Ich konnte es nicht mehr anschauen,“ meinte er, „dieser Jammer! Ein Mensch mit einem solchen Genie — spielt Klavier! Diese ewige Klavierdrescherei bringt ihn ums Komponiren! Er schreibt nichts! Ist das nicht himmelschreiend?“

Nun — der allverehrte Meister, den das Virtuosentum Paderewskis in einen solchen Zorn versetzt, möge sich beruhigen. Paderewski schreibt wieder; er komponirt sogar sehr eifrig, und ich glaube, er hat große Dinge vor. Was ich aber bestimmt weiß, ist, daß er sechs Lieder vollendet hat, welche eben in Berlin*) erscheinen und welche zu dem Reizendsten und Originellsten gehören, was er je geschaffen.

Es sind Gedichte von Adam Mickiewicz, zu denen Paderewski die Musik geschrieben. Bei der fast pietätvollen Verehrung, welche jeder Pole für den größten polnischen Nationaldichter hegt, ist die Wahl Paderewskis erklärlich; aber sie erscheint noch mehr gerechtfertigt durch den hohen poetischen Reiz und den gesanglichen Charakter der Mickiewiczschen Lieder.

Als ich mit Paderewski in Paris wieder zusammentraf, spielte er mir die noch ungedruckten Lieder vor; und unter dem berauschenden Eindrucke dieser neugeborenen, herrlichen Klanggebilde nahm ich den Vorschlag an, die Mickiewiczschen Lieder für die Musik Paderewskis ins Deutsche zu übertragen. Es bedurfte in der That eines berauschenden Eindruckes, denn ich gestehe — unbeschadet meiner Bewunderung für die Lieder Mickiewicz' — daß mir das Uebersetzen in der Seele verhaßt ist. Es ist ein Prokrustushandwerk, bei welchem oft den langen Füßen der Kopf zum Opfer fällt — dem Metrum der Gedanke. Ob es mir gelungen ist, die Verse Mickiewicz' zu übertragen, ohne sie zu verstümmeln, werden andere beurteilen; ich muß zu meiner Entschuldigung anführen, daß die Uebertragung durch einen Umstand bedeutend erschwert war: ich mußte zu einer schon fertigen Musik den Text schreiben. Indes, was die Dichtungen Mickiewicz' durch meine Uebertragung eingebüßt haben, das wird die Musik Paderewskis dem Zuhörer reichlich entlohnen; und so hoffe ich, daß die unten angeführten sechs Lieder des größten polnischen Dichters, welche der größte polnische Musiker vertont hat, unter den Deutschen recht viele Freunde finden werden.

1.

Wie flossen die Thränen, ich weinte bitter;
Dacht' an der Kindheit goldenen Flitter,
An meiner Jugend stolzes Gewitter,
Und an mein Alter — Trümmer und Splitter!
Ich weinte bitter . . .

2.

Ich geh' entlang dem Niemenflusse
Von einem Dorf ins andere,
Ihr lieben Leute, Gott zum Gruße!
Ich singe und ich wandere.

Sie kennen alle, sie hören alle,
Doch mich versteht doch keine;
Ob auch mein Lied dem Volk gefalle,
Ich wand're fort und weine.

Die mich vielleicht versteht, die eine,
Die schlägt die Hände vors Gesicht,
Auch ich, zu ihren Füßen, weine,
Doch weiter wand'r' ich nicht!

3.

Mein süßer Liebling ist zuweilen fröhlich:
Zwitschert und plappert und lacht beständig,
Zwitschert und plaudert und lacht so selig!
Ach, möcht' kein Wörtlein dann überhören,
Wag' nicht zu atmen, wage nicht zu stören,
Möchte nur hören, hören, hören!

Doch macht die Rede die Aeuglein erstrahlen,
Macht sie die Wangen rosiger glühen,
Und die Korallenlippen erblühen —
Dann blick' ich kühner in ihre Augen,
Möcht' ihr am liebsten die Lippen schließen,
Möchte nur küssen, möchte nur küssen!

4.**)

Ach, die Qualen, die mein Herz durchwühlen,
Nur der Tod kann sie für ewig stillen!
Durft' ich dich zu lieben mich erkühnen?
Will dies Wagnis durch mein Herzblut sühnen!

Warum mußt' ich grade dich erwählen!
Warum wollt' ich dir mich vermählen?
So viel Mädchen blühn in unserm Lande,
Und grad dich fesseln andre Bande!

5.

Ueber dem Wasser, dem reinen,
Starrten die Felsen, so düster;
Im Wasser sah man erscheinen
Ihre Bilder, ernst und tief.

Ueber dem Wasser, dem reinen,
Flogen die Wellen, so wild;

*) Bote & Bock.

**) Dies Lied ist kein Originalgedicht von Mickiewicz. Es ist ein Lied von Goethe, welches Mickiewicz in freier Form „[illegible]“ übersetzt hat. Da Paderewski die polnische Uebertragung benutzt hat, so konnte seiner Musik der deutsche Originaltext Goethes nicht angepaßt werden, und so ereignete sich das Merkwürdige, daß ein Gedicht Goethes aus dem Polnischen ins Deutsche übertragen werden mußte.

Digitized by Google

Im Wasser sah man erscheinen
Ihr getreuestes Bild.

Hoch über dem Wasser, dem grünen, reiner,
Fuhr hin der Blitz, der Donner grollte;
Im Wasser sah man erscheinen
Den Glanz — der Donner verrollte.

Dies Wasser, ich bin es selber,
Spiegle getreu, was ich sehe,
Starrende Felsen und Wolken
Und Gewitter in ferner Höhe.

Ewig rauh der Felsen broken,
Die Wolke, sie müssen ziehen,
Und ich muß ewig fließen,
Muß fließen, muß fließen!

6.

Könnt' ich des Sturmlaufs, das dahinfliegen werden,
Um deine Haare zu küssen,
Könnt' ich das Tändeln, das lustige, werden,
Und deinen Busen umfließen,

An deinem Herzen mühte ich kosen,
Wie ihn nun allen gefällt,
Und deinen Augen wollt' ich gefallen,
Mit ihnen, ach, warten und spielen.

Könnt' ich zum Lustbaum, zum Lichtigen, werden,
Und in der Sonne mich wiegen,
Könnt' deine Blum' auf der nächt'gen Erden,
Wollt' doch mit in Minne umschlingen.

Dann blitzt ein Gott, der mein Lieben gesehn,
Heißt mit mir Neuem Erdenken,
Läßt mich vergehen und auferstehen
In deinem Herzen, dem warmen!

Forts. im Register. Alfred Meißner.

Der Biber (Castor fiber.)

(Dazu das Bild Seite 21.)

Ein Wasserbaukünstler in des Wortes vollster Bedeutung, von welchem vielleicht auch die Urbewohner Germaniens manches gelernt haben, ist der Biber, dessen Leben und Treiben uns durch das Bild Seite 17 trefflich vor Augen geführt wird. Seiner Natur nach ein echtes Nagetier, wie die Mäuse, Hasen, Eichhörnchen und andere, zeichnet er sich vor diesen nicht nur durch seine bedeutende Größe, sondern auch durch seine Lebensweise aus. Wie sich das Eichhorn die Höhlungen der Bäume, die Mäuse und Ratten das Erdreich oder unsere Wohnungen, die Hasen die Felder und Wälder zum Schauplatz ihrer Thätigkeit gewählt haben, so finden wir den Biber fast ausschließlich auf das Wasser beschränkt. Hier aber entfaltet er eine staunenswerte Thätigkeit und zeigt dabei so viel Berechnung und Klugheit, daß wir uns über seine Bauten nicht genug wundern können.

Schauen wir zunächst das Tier selbst etwas näher an. Seinem Charakter als Nager entsprechend hat der Biber im allgemeinen die Gestalt und den Aufbau wie das Murmeltier oder die Ratte, namentlich gilt dies vom vorderen Teile des Körpers, während der hintere Teil durch die Anpassung an das Wasserleben ein eigenartiges Gepräge trägt. Er gehört zu den größten Arten seiner Familie, indem er über einen Meter Gesamtlänge und ein Gewicht von 20 bis 30 Kilogramm erreicht. Das Fell ist dunkel kastanienbraun gefärbt und infolge seiner weichen, wollhaarigen Beschaffenheit sehr beliebt, noch wichtiger aber sind die langen, starken Grannenhaare, welche feine und gute Pinsel liefern. Das Gebiß trägt das Hauptwerkzeug des Tieres, die vier großen, meißelartigen Schneidezähne, mit welchen der Biber im stande ist, in wenigen Minuten starke Baumstämme und Aeste zu durchnagen und zu entrinden. Die Vorderfüße sind klein und wie beim Eichhorn zum Greifen der Nahrung geeignet, die Hinterfüße dagegen bedeutend größer und mit Schwimmhäuten versehen, sie dienen fast ausschließlich zum Schwimmen, ebenso wie der Schwanz in ein förmliches Ruder umgewandelt ist; er ist infolge dessen breit und flach, nur an der Wurzel mit Haaren, weiter hinten aber mit glänzenden Schuppen bedeckt.

Viel merkwürdiger als das Tier selbst ist das Leben des Bibers, und seine staunenerregenden Wasserbauten, über welche früher die abenteuerlichsten Geschichten erzählt wurden. Der Biber ist ein geselliges Tier, und durch die gemeinsame zielbewußte Arbeit der zusammenlebenden Heiden entstehen die großen Bauten, mit welchen er eine Wasserregulierung in den Bächen und Flüssen herstellt, an welchen sich manches Tierchen ein Beispiel nehmen könnte. Wie die meisten Nager wählt er seine Wohnung tief unter der Erde aus, aber stets in nächster Nähe und Verbindung mit dem Wasser; es sind 30 bis 40 Schritte lange, glattgetretene und vielfach ausgebesserte Gänge, welche mit dem Wasserspiegel gleichhochlaufend sind und in welchen mehrere Paare zusammenleben. Um nun den Wasserspiegel möglichst gleichmäßig zu erhalten, werden sogenannte Burgen und Dämme gebaut. Zu diesem Zwecke werden Bäume abgenagt und in Knüppel von 1 bis 2 Meter Länge zerlegt, diese sodann in das Wasser an einem günstigen Punkte geschleppt und mit Erde und Steinen beworfen, so daß rasch ein Knüppeldamm entsteht, der das Wasser staut. Je nach Bedürfnis werden diese Dämme 2 bis 3 Meter hoch aufgeführt mit einer Länge bis zu 700 und 800 Meter. Der Fluß selbst trägt zur weiteren Befestigung bei, indem das thalabwärts schwimmende Holz und Geröll sich darin festsetzt, so daß diese Dämme oft eine außerordentliche Widerstandskraft besitzen. Der Stauungssee oberhalb des Dammes bildet nun den eigentlichen Tummelplatz der Tiere, hier werden die sogenannten Burgen errichtet, mächtige bis 3 Meter hohe runde Haufen, welche in gleicher Weise zusammengetragen und aufgebaut sind wie die Dämme; sie dienen den Tieren weniger zur Behausung als zum Zufluchtsort bei Hochwasser. Auf diese Weise verändert sich oft der ganze Charakter der Landschaft nur durch die Bauten dieser Tiere; die Dämme verwandeln kleine Bäche in eine Kette von Teichen, in denen sich gar felsfarbt die kugelförmigen Burgen ausnehmen; der üppige Wald am Ufer ist abgeholzt und es entstehen sogenannte Biberwiesen, oft die einzigen Lichtungen in den noch jungfräulichen Urwaldungen.

Die ruhigen Zeiten, in welchen der Biber noch mit Muße seine Geschicklichkeit entfalten konnte, sind jetzt fast überall vorüber, nur noch in den Urwäldern Nordamerikas pflegt der Pelzjäger Tier und da auf ganz ungestörte Behausungen und macht dann reiche Beute. Einst aber waren die Biber nicht nur in Nordamerika, sondern auch im ganzen nördlichen Europa und Asien verbreitet, aber rasch mußten sie dem Menschen weichen, denn ihr Fell, das Fleisch und vor allem das früher als Arzneimittel gegen Hysterie und Gicht sehr kostbare Bibergeil, eine Ausscheidung in den Afterdrüsen von bitterem Geschmack und scharfem Geruch, lockten die Jagd auf das Tier sehr lohnend erscheinen, zudem da der Schaden, welchen es in den Waldungen anrichtet, sehr groß ist. Nur noch vereinzelt werden sie zuweilen als große Seltenheit in unseren deutschen Flüssen gefangen, wie zum Beispiel das königliche Naturalienkabinet in Stuttgart zwei Exemplare aus der Donau bei Ulm besitzt.

Dr. Eberhard Arent.

Für müßige Stunden.

Preisrätsel.

Schon lange waren wir auf der Sache noch einen recht originellen Abends in Gesellschaft beisammen, zeigte und die Lebensmüdigkeit Hand- Hunde verschiedene bedeutenden Schriftstellern zum Geschenk ihnen vorlegte, und zwar so, daß er auf einem und demselben kleinen Raume in Reihenform gezeichnet grüßten wie sogleich auf und bissen nach Leserinnen einen deutschen Dichter, der irgendwo saß, sondern nur Knochen.

Preisrätsel. Da kam uns der Einfall zu Hilfe. Als wir uns eines fern einen Dichter, den sie deutlich von einigen in ihrem erhalten. Auf diesen Gedanken hatte sich jeder von Hörerkreis den Text eines seiner Werke Diese zeigende und aufgemalte Idee fehlend unseren liebenswürdigen Ihnen leider eine Kürzung Lesern vorenthalten wird.

Die ausgezeichneten Preise werden wir in Nr. 2 veröffentlichen.

Rätsel.

Mit 1 zog' ich voran zum Streit
Den Rittern, die im Waffenkleid
Mit z sich wollt' ergötzen;
Doch wenn sie's in der Friedenszeit
Nach anderm Kampf gelüstet,
So stimmen in der Lüfte Gründen
Mit ih sie den Gegner finden.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 1039 vor. Jahrg.:
Auf schnelle Frogen gib langsam Antwort.

Auflösung des Homonyms Seite 1039 vor. Jahrg.:
Fuchs.

Auflösung des Logogriphs Seite 1039 vor. Jahrg.:
Retter, Erker.

Auflösung des Rätsels Seite 1039 vor. Jahrg.:

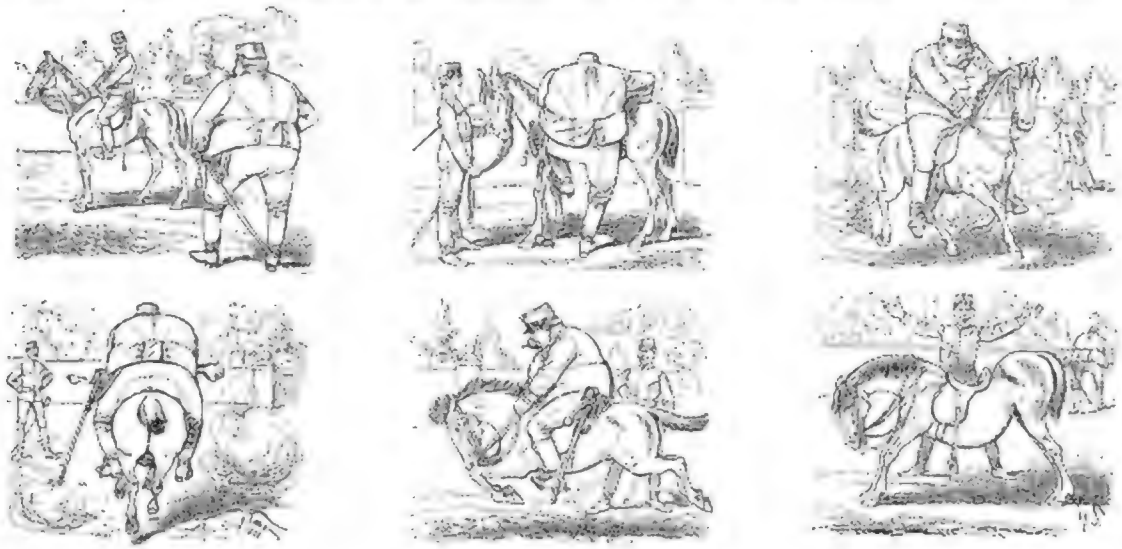
Tod	Ähren.
Tat	

Logogriph.

An Gewalt übertreff' ich die heftigsten Winde und Ströme,
Stellest ein Zeichen du um, werde ich gläubig verehrt.

Adam und Eva in moderner Darstellung.

Wie der Hauptmann Schmerbauch dem Lieutenant Spindelberg sein neues Dienstpferd zugeritten hat.



Dicke Freundschaft.

Herr Huber und Herr Gruber waren von Kindheit an in unzertrennbarer Freundschaft verbunden. Ihre Seelen waren durch seltene Wahlverwandtschaft in eine einzige Individualität verschmolzen und, sämmtlichen Zwischenzügen gleich, sah man sie eng an einander geschlossen, den Kampf ums Dasein führen. Wohl fiel ihnen dies nicht allzu schwer: sie waren nicht und das war für sie gut, denn ein gesunder Magen und der Hang nach einem sorglosen, beschaulichen Leben waren die einzigen Talente, die ihnen mit in die Kriege gelegt wurden. In steter Gedankenlosigkeit, nur auf ihr körperliches Wohl bedacht, leisten sie kummerlos dahin. Sie hatten in ihrem eigenen Hause gemeinschaftliche Wohnung und schliefen sogar in einem und demselben Zimmer. Mittags verließen sie ihr in der Vorstadt gelegenes Heim, um das in der inneren Stadt befindliche, bei allen bedeutenden Feinschmeckern beliebte Gasthaus X zu besuchen. Dortselbst begannen sie mit ihrem eigentlichen Tagewerk: sie speisten, eine Arbeit, welche zehn Holzhüchten zur Ehre gereicht hätte. So vergingen die Jahre und mit ihnen kamen auch die unausbleiblichen Folgen eines solchen Schlemmerlebens: die Bürchlein unserer Lebemänner nahmen eine derartige Wölbung an, daß ihnen der tägliche und einzige Spaziergang zum und vom Wirthaus anfing, eine Last zu werden und sie getrennten waren, eine Droschke zu mieten. Keuchend zog der müde Gaul das unter so mächtiger Last ächzende Gefährt nach der Stadt und wieder zurück, bis endlich auch für Huber und Gruber das Trennungsstündlein schlug. Sie waren schließlich so dick und schwer geworden, daß sie nicht mehr in einem Wagen gleichzeitig Platz finden konnten und der Kutscher aus Rücksicht für Wagen und Pferd sich weigerte, die beiden Dickwänste zu führen. Seit dieser Zeit mußten sie täglich jeder für sich in einer Droschke zum Mittagessen gefahren werden, bis ein gleichzeitiger Schlagfluß ihrem Leben ein Ziel setzte.

Paul Schlemmer.

Digitized by Google

Diese Seite ist insbesondere den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet. Sie soll Winke und Anregungen zu förderlichem Thun und angenehmer Unterhaltung erteilen, auf bestimmtere Erkenntnungen sachgemäß hinweisen, gemeinnützigem Austausch der Ideen dienen helfen.

Unter uns.

Wünsche aus den Kreisen unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt. Mitteilungen über eigene Erfahrungen, soweit sie sich zur Wiedergabe an dieser Stelle eignen, mit Dank verwendet. Alles hierauf Bezügliche ist zu richten an die Redaktion von „Ueber Land und Meer" in Stuttgart.

Einfache Verzierung für Möbel.

Eine einfache und hübsche Verzierungsweise kennen zu lernen, dürfte insbesondere allen denen willkommen sein, welche wohl einige Uebung im Zeichnen haben, doch des Malens unkundig sind. Diese wird heute an einigen Gegenständen aus amerikanischem Naturleder veranschaulicht, ist aber auch für anderes anwendbar. Das soeben genannte Material, aus welchem jetzt vielfach kleine und größere Gebrauchsgegenstände verfertigt werden, läßt sich auf die mannigfachste

Art verzieren. Während für den Laien das Bemalen des Leders, für plastische und sonst geeignete technische Arbeit große Schwierigkeiten bietet, kann man auf dem amerikanischen Naturleder mit Oel- wie Wasserfarben bequem malen. Die nach [illegible] Art ausgeführte schwarze Malerei der heutigen Abbildungen wird sehr sauber mit Blei aufgezeichnet oder aufgepaust, wobei

es sich empfiehlt, rotes Kopierpapier zu gebrauchen, da dieses auf dem Leder die Linien sauberer wiedergibt als das gewöhnliche Graphitpapier. — Hierauf werden die Formen mit schwarzer Tusche oder dergleichen Oelfarbe gleichmäßig ausgefüllt

und nach dem [illegible] sich mit Gold [illegible]. Unter nützlicher [illegible] ich für diesen Zweck aus dem Kunstmagazin von [illegible] & Reiners, Berlin, Leipzigerstraße, einen hübschen Skatblock nebst einem Satz Spielmarkenschälchen und zehre hiedurch vielleicht mancher Leserin die Sorge um ein passendes Herrengeschenk. A. D.

Unselbständig.

Es gibt unter den Frauen unendlich viele, die sich in den einfachsten Lebensfragen als unselbständig erweisen und sich auch gar nicht bemühen, diesen Fehler abzulegen. Im Gegenteil, sie glauben dadurch ihrem Gatten liebebedürftiger und darum liebenswerter zu erscheinen, was aber durchaus nicht der Fall ist. Anfangs der Ehe, wenn es dem Manne noch neu ist, für eine Frau und die Bedürfnisse des Haushaltes zu sorgen, mag es ihm schmeicheln, um alles gefragt oder gebeten zu werden, das und jenes zu besorgen, und willig nimmt er zu seinen Berufsgeschäften auch noch die häuslichen Sorgen auf sich, aber dieser Eifer währt nicht lange, und schließlich ist es einem Manne unerträglich, all die Kleinlichkeiten, die ein Haushalt mit sich bringt, von ihm abhängig zu wissen. Die verschiedenen Dienstbotenangelegenheiten, Kinderpflege, dann die vielerlei Einkäufe für das Hauswesen, als da ist Brennmaterial, Wintervorräte u. s. w., gehört in das Departement der Frau, und ein Mann soll damit nicht belästigt werden. Er hat seinen Beruf, und die übrige Zeit soll zu seiner Erholung bestimmt sein. Ist es nicht lächerlich, wenn eine Frau nicht wagt, die kleinste Reise zu unternehmen, ohne ihren Mann als Begleitung zu haben. Es ist geradezu ein Armutszeugnis, das sie sich gibt, wenn sie bei jeder Gelegenheit sagt: „Das kann ich doch nicht." Man soll es den Männern wahrhaft nicht verübeln, wenn sie bei solchen Erfahrungen die Frauen geistig weit unter sich stellen, und doch ist es meistens nicht Geistesschwäche bei denselben, sondern Gedankenträgheit. Ist es denn jeder Frau beschieden, von ihrem Gatten bis an ihr Lebensende gestützt und geschützt zu werden? Wie soll sie sich denn durchs Leben schlagen, wenn sie gegen solchen Schicksalsschlag nicht gefeit ist, nicht auf eigenen Füßen steht? Gerade da bedarf sie derjenigen Selbständigkeit,

denn mit dem Scheiden eines Beschützers fällt [illegible]. Welch schwere Sorge hat sie für sich und ihre Kinder zu tragen, [illegible]. Eine berechtigte Frau [illegible] ist ein Segen für den Mann, der seine Gattin um deswillen lieben und achten wird. Wo keine Achtung, kann keine Liebe sein, und eine stets zitternde, nie gehende Frau, die nur auf ihre Bequemlichkeit bedacht ist, kann einen Mann unmöglich für die Länge fesseln. Welcher Trost muß es ihm an seinem Lebensende sein, wenn er überzeugt ist, er läßt in seiner Gattin seinen Kindern eine Stütze, einen Halt zurück, die suchen wird, sie nach Kräften zu erziehen. Ihre Forderungen sind für manche Charaktere schwer, sehr schwer, aber zur Hilflosigkeit neigende Frauen sollen früh an sich arbeiten [illegible] und in den Tagen des Glückes sich nicht nachgeben, sondern stets selbständig denkende und handelnde Wesen zu werden. A. L.

Adressenbuch.

Jede Hausfrau sollte sich ein Buch anschaffen, in das sie nicht nur die Adressen der Bekannten einträgt, sondern das Buch muß in verschiedene Abschnitte eingeteilt werden, in die sie erstens: die Adressen der auswärtigen Lieferanten, von denen sie schon Waren bezogen hat und die ihr besonders empfohlen werden, bemerkt. Dann zweitens diejenigen Geschäftsleute des Ortes, als da sind auch zum Beispiel Krankenwärter, geschickte Näherinnen, Wäscherinnen und so weiter, die als bewährt bezeichnet werden. Gebraucht man dieselben auch nicht in Anspruch, soll man sich doch eine Notiz machen, da man nie weiß [illegible]. Auch ein Abschnitt des Adressenbuches [illegible] und Aerzte [illegible]

[illegible] Gelegenheit ist es sehr angenehm, es bestimmt zu wissen. Solch ein angelegtes Buch macht geringe Mühe und schafft sehr oft großen Nutzen, es hilft uns aus mancher Verlegenheit und erspart uns Zeit und Geld. A. E.

Truhe für Mappen, Journale, Briefe und so weiter.

Ein einfacher Kasten aus billigstem Holz mit glatt aufliegendem Deckel und etwas Mühe verwandelt sich in die in Figur 1 abgebildete altertümliche Truhe. Wie der Herrenschreibtisch ebenso gut von einer Dame benützt werden kann wie vom Hausherrn, so kann diese Truhe auch für ein Herrenzimmer ebenso wie für das Damenzimmer als Schmuck gelten. Ob Wäsche oder Wissenschaft und Kunst hineingepackt wird, ist dem Kasten gleichgültig. Doch zur Sache. Die Maße des Kastens sind in der Zeichnung angegeben, das glatte Deckbrett muß verleimt werden, damit es sich nicht wirft, ein tüchtiges Schloß und ein paar gute Scharnier-

Fig. 1.

bänder sind notwendig. Die Bretter des Kastens können 2½ bis 3 Centimeter dick sein. Haben wir den Kasten vom Tischler bekommen, so lösen wir für 10 Pfennig übermangansaures Kali in einem Viertelliter Wasser auf und bestreichen mit dieser roten Lösung denselben innen und außen, bis er eine tiefbraune Farbe hat. Das übermangansaure Kali trocknet in 3—4 Stunden; wir können nun dem Holze leicht einen matten Glanz durch Auftragen von Wachs verleihen. Gelbes Wachs zerstückeln wir, legen es in ein Wasserglas und übergießen es so weit mit Terpentin, daß es gerade bedeckt ist, nach 6—8 Stunden ist das Wachs gelöst. Diese Masse tragen wir mittels Pinsels auf das Holz auf, lassen den dünnen Anstrich 3—4 Stunden stehen und bürsten dann denselben so lange, bis er einen entschiedenen Glanz bekommt. Für den Beschlag, den wir uns selbst anfertigen, kaufen wir uns vom Klempner 16 gleichseitige Dreiecke von je 21 Centimeter Seitenfläche (Figur 2), 2 Stück 25×7 (Figur 3), 1 Stück (Figur 4) 21×25, für Figur 5 ein Quadrat von 23×23 und zum Schluß 4 kleine Quadrate à 4×4 Centimeter für die Rosetten an den Seiten aus Zinkblech schneiden. Die vergrößerten Zeichnungen 2, 3, 4, 5 und 6

Fig. 2.

werden gepaust so, daß [illegible] Bogen Seidenpapier [illegible], so benutzen [illegible] kleben nun mit Gummi die [illegible] Pause [illegible] für jeden Beschlag [illegible]. Dann hiezu das Bild mit dicker und [illegible] Terpentin oder mit einzelnen Pausen auf die Bleche. Mit der beste in jedem Haushalte vorhandenen Laubsäge schneiden wir, wie beim Holz, den Grund aus; die Arbeit geht leichter von statten als beim Holz und strengt nicht. Ein jeder zwölfjähriger Knabe kann die Arbeit ganz selbständig anfertigen. Ist alles geschnitten, wird das noch anklebende Pauspapier abgewaschen und das Blechstück

Fig. 3.

hierauf mit Sandpapier blank gerieben. Vom Schlosser lassen wir uns ein Eisen anfertigen, welches 12—15 Centimeter lang und 1 Centimeter dick ist, nehmen ein Brett auf die hohe Kante, so daß die Hirnseite oben liegt, halten das Blechstück darauf,

Fig. 4.

legen in [illegible] ten der Kasten und geben mit [illegible] Figur 6 und [illegible] Druck gibt [illegible] das Zinkblech ganz leicht nach. Zum Befestigen der Bleche auf den Kasten nehmen wir 1 bis 1½ Centimeter lange Drahtstifte mit halbrunden Köpfen. Die hierzu notwendigen Löcher in den Zinkblechen bohren wir mit dem im Laubsägekasten enthaltenen Drillbohrer (Fig. 8) oder schlagen sie mit einem feinen Locheisen durch. Um den Kasten bequem von einem Ort nach dem andern transportieren zu können, lassen wir uns vom Schlosser ein paar einfache eiserne Griffe anfertigen, die ungefähr die Form von Figur 9 haben können. Es ist selbstredend nicht unbedingt nötig, einen Kasten anfertigen zu lassen, wenn wir ein ähnliches Format haben, denn gerade im Verzieren vorhandener Sachen liegt der wahre Wert derartiger Kunsterzeugnisse. Die gesamten Pausen, 20 Stück auf Seidenpapier, sind

Fig. 5.

durch Frau A. Hilder für 2,10 Mark, Berlin W., Winterfeldtstr. 32, zu beziehen. L. H.

Vorrichtung für den Keller.

Fast in jedem Keller finden sich Mäuse und sind für die Hausfrau eine große Last, da sie alles Eßbare benagen. Hängt man die Vorräte an die Wand, so finden die Plagegeister auch dahin den Weg. Es ließ

Fig. 4.

Fig. 7.

ich mir vom Schlosser eine Vorrichtung fertigen, die sich sehr bewährt. Ich ließ zwei nicht zu starke Eisenstäbchen kreuzweise aufeinander legen und in der Mitte mit einer aufwärts stehenden Stange zusammenhalten. Jedes Ende der Stäbchen wurde zu einem Haken umgebogen. In der Decke des Kellers wurde eine Eisenschraube eingefügt und der Eisenstab daran befestigt. Nun kann man ohne Sorge die verschiedenen Eßwaren in einem Korbe oder Netze an das Gestell hängen. A. S.

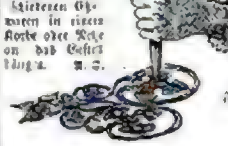


Fig. 8.

Schnur zu fertigen.

Man stellt eine vollkommen schöne, billige Schnur in jeder beliebigen Stärke her, wenn man wie folgt verfährt: Es wird von der Wolle etwas mehr als die gewünschte Länge der Schnur genommen und je nach deren Stärke die Wolle doppelt, drei-, vier-, mehrfach genommen. Auf diese Art macht man drei gleiche Teile, die man zusammen an einen Nagel hängt. Nun beginnt man den ersten Teil von rechts nach links zu drehen, indem man am Ende durch die Wolle einen Bleistift gesteckt hat und diesen nun rasch drehen kann, die Wolle natürlich stramm anziehend. Ist der erste Teil fest genug, gibt man ihn jemand in die Hand, der es gespannt hält, und verfährt nun mit dem zweiten und dritten Teile ebenso. Jetzt schiebt man die drei Teile auf einen Stift zusammen und dreht von links nach rechts. Dadurch entsteht eine ganz gleiche, schöne Schnur, die man so dick fertigen kann, daß

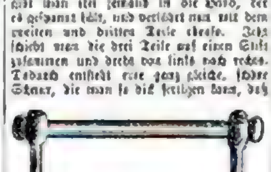


Fig. 9.

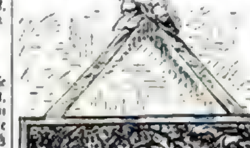
sie zu Vorhanghaltern, Glockenschnüren und so weiter verwendbar ist. Will man sie bunt haben, so macht man jedes der Teile von einer andern Farbe. A. G.

Chokoladebonbons.

Chokoladebonbons oder auch Plätzchen stellt man viel besser und billiger selbst her, als man sie in Konditoreien kauft, wenn man sie auf folgende Art bereitet. Man gibt 1 Pfund Kakao mit Kakaobutter (um 70 Pfennig in jedem Droguengeschäfte erhältlich) in einen Mörser, stellt denselben auf eine heiße Ofenplatte und läßt die Masse ganz zerschmelzen, dann kommt 1 Pfund Puderzucker und eine Stange feingewiegte Vanille dazu. Das arbeitet man mit dem Stößer gut ab, bis das Ganze glänzend davon abhebt. Dennoch macht man von der warmen Masse Kügelchen und legt sie auf ein Backblech. Will man Plätzchen haben, klopft man das Blech mit den noch warmen Kügelchen einigemal auf den Tisch auf. Nun stellt man die Bonbons einige Stunden in ein kaltes Zimmer und löst sie dann, wenn nötig, vom Blech, indem man dasselbe wieder anklopft. A. E.

Schirm für Hängelampe.

Für Hängelampen stellt man einen sehr schönen Schirm her, indem man sich bei einem Buchbinder von farbigem Kartonpapier kleine Rahmen schneiden läßt. Sie sind je nach der Größe der Lampe vielleicht 32 Centimeter lang und 12 Centimeter breit. Man bestreicht die Ränder mit Gummi arabicum, legt den Rahmen auf Pauspapier und schneidet das Papier genau ringsherum ab. Dann ordnet man auf die innere Fläche getrocknete Blätter, Blumen und Gräser geschmackvoll zu einer fort-



laufenden Guirlande und befestigt jedes einzelne Gras oder Blatt mit etwas Gummi arabicum. Man kann den Malkasten zu Hilfe nehmen und die verschiedenen Farben der Blumen etwas auffrischen. Hauptsächlich gut verarbeiten sich Kleeblätter, sogenannte Gänseblümchen, Glockenblumen, Schmalblümchen, einzelne Nelken oder Reisblätter, überhaupt möglichst flache getrocknete Blumen. Sodann legt man wieder Pauspapier und nochmals ein Rähmchen darauf, kleistert die beiden Rahmen zusammen, nachdem man zuvor an den beiden oberen Ecken die Enden eines hübschen Atlasbandes eingelegt hat, und preßt nun das Ganze, bis es getrocknet ist. Die beiden Bänder bindet man, je nach der Höhe des Lampenschirms, oben zu einer hübschen Schleife und versieht sie mit einem Haken, um so den Schirm an dem Lampenring zu befestigen. A. E.

Einkauf eines feinen Harzer Kanarienvogels.

Wer sich nicht darauf verlassen will, daß er gelegentlich auf einer Vogelausstellung den gefiederten Hausfreund gewinne oder daß er sich, wie ich dies kürzlich jemand erzählen hörte, von einem fliegenden Kanarienhändler übervorteilen lasse, wer vielmehr mit vollem Verständnis einen solchen Vogel kaufen will, der einerseits ein vorzüglicher Sänger ist und andererseits nicht zu hoch bezahlt werden muß, soll folgende Ratschläge beachten. Zunächst darf er keineswegs einen guten, angenehm während des ganzen Jahres singenden Kanarienvogel kaufen wollen, sondern nur zu einer bestimmten, günstigen Zeit. Außerhalb dieser soll er immer bedenken, daß entweder keine guten Vögel mehr zu haben sind, oder daß er einen solchen unverhältnismäßig hoch bezahlen muß. Will er nun aber auch ganz geduldig bis zur nächsten günstigen Einkaufszeit warten, so muß er wiederum beachten, daß er dann überhaupt keinen Vogel mehr bekommen kann. Die wertvollsten Harzer Kanarienvögel werden bei unseren hervorragenden Züchtern immer bereits weit hinaus im voraus bestellt. Verkaufbar, d. h. völlig ausgebildet und gesangsreif sind die jungen Vögel alljährlich frühestens von Weihnacht ab, oder am besten sollte man sie erst um Neujahr entnehmen; die eigentliche Zeit für den vorteilhaften Einkauf währt nur etwa von Mitte Dezember bis Ende Januar, höchstens Mitte Februar. Beginnende Liebhaber, welche noch nicht recht Bescheid wissen, thun immer am besten daran, wenn sie sich in dieser Frist an den Vorstand eines in gutem Ruf stehenden Kanarienzüchtervereins wenden und diesen bitten, ihnen Verkäufer von guten, zuverlässigen Vögeln nachzuweisen. Oft werde ich hinsichtlich des Preises gefragt — in Betreff dessen ich allerdings nur schwierig Auskunft geben kann. Kleine Mittelvögel, die aber für den Nichtkenner immerhin herrliche Sänger sein können, kauft man für 15 M., einen guten Mittelvogel für 20 M., einen schon recht feinen Schläger für 30 M., aber der auch den anspruchsvollen Kenner befriedigende Vogel ersten Ranges (zuweilen geradezu „Prima"-Vogel genannt) kostet wohl 60 bis 75 M., ja bis 100 Mark. Dr. K. R.

Schach. (Redigirt von E. Schallopp.)

Aufgabe 1.
Von J. Jespersen in Hjerlund, Dänem.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge matt.

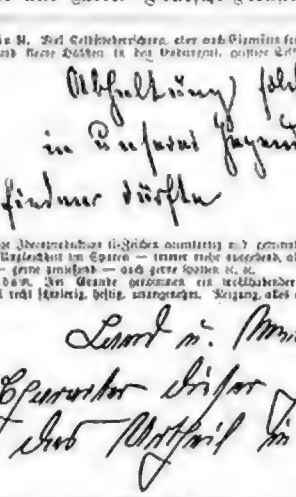
Auflösung der Aufgabe 45 S. 1042 vor. Jahrg.:

D. 1) b 4 d 1 — e 3 (droht 2) e 2 — f 4 ‡ nebst Zugzwang auf d 6, c 7 oder b 6). Nicht Damen zu überzwang nach K g 7 — e 6 oder K e 3 — d 5, je folgt D d 8 — d 6 ‡ und Zugzwang mit b 7 beziehungsweise c 4. Natürlich wird K e 5 — e 4 mit D d 8 — d 4 ‡ und K g 5 — f 4, K e 7 — f 5 oder D d 8 — f 6 ‡ und K e 3 — g 4 beantwortet. Da alles diese Fällen verhindert der lösende Spielzug den Zugzwang des Königs ein wichtiges Zeitmoment. Falls K g 7 — e 8, so D d 8 — e 8 ‡ mit entfesselter Mann-Einheit. Als K g 7 — h 5 führt D 7 a 7 — e 7 ‡, auf K e 3 — e 2 (h 5) hingegen D 7 a 7 — f 7 : letzt zum Ziele.

Handschriften-Beurteilung.

Michel in B. Lebhaft und impulsiv, ein temperirter Naturell, begeisterungsfähig und rasch im Erfassen; bringt eigene Ideen lebend, die er auch verwirklichen könnte, daher thätig, überall Ihren Mann zu stellen. Empfindungsvoll, aber nicht viele Worte machend; fein, aber nicht leichtig.

H. in H. Viel Selbstbewußtsein, aber auch Ehrgeiz; scharfe, gut gebildete Schrift und flotte Haltung in den Unterzügen, positive Lebensansicht und



lebhaftes Temperament; Sie lieben Anregung und können sich begeistern. Empfindsam im Genuß — immer nicht ausgeprägt, als Sie eigentlich wollen — gerne umsichtig — auch gerne kühner N. N.

Caldera. Ihr Gemahl gewinnen ein weltkundiger Mann, aber manchmal recht schwierig, heftig, anregungsreich. Neigung, alles ernst zu nehmen,

hätte Bildung und geistige Selbständigkeit. Nicht viel, aber Fest; viel Takt besitzt aber Festigkeit; nicht unruhig, aber ein rastloses. Gefühlvoll und strebsam. E. S. M. C. in Wien. Gute Begabung, klares Urteil, eine gewisse Gemessenheit, Ruhe für das Empfinden. Zum Teil das Herbste und Rauhe, kaum Gehalt — aber ein lustiger, liebenswürdiger Charakter und ein warmer Herzgott, keine ausgesprochene Individualität. Ehre und den Mädel der Stammtafeln schreiben.

Marie A. Genau beobachtend, aufmerksam und sinnig, dabei eine innere Tiefe und ideale Richtung. In Maßstäben und Verhältnissen gewandt. — Gerne Weihnachtsbescherung. E. Meyer, Kopp.

Briefmappe.

Ol. Sch. in Dover. Sie wollen „den Hauptgrund der philosophischen Zweifel des ungenannten Denkers Arthur Schopenhauer" in Ihrem Gedichte verkörpern. Aber jeden aber teile den letzten Vers Ihres Verses. Wie der folgende:

„Da fuhrst der in jenen Ich erkannte Welt
Sich tauch die Luft' in der leblosen Natur
Und durch den Keil im Pflanzenteil. In aller Stufe
Verbindet er den Elektrizität auf jeder Flur.
Floß den goldnen Strom am Berge hält im Adern
Floß in den Pflanzen, Tieren und im Weltall spielt.
Das ist Identität genug und dem Gebrauchsweise.
Floß ihr in einem Namen als den Willen fühlt!" —

Tacet in Cl. Wie verstehen Sie das.

Sophrosine. Wohl gefühlt. Ihre Begabung reicht in diesem Stück nicht weit.

Alter Erzähler in St. Ulrich. Tod ist gut; in der Jugend auf allen Meeren und in den Minenschächten Südamerikas! Aber sind Ihnen denn für die Verherrlichung und Hebung so bester Kleinmalerei sehr gern, doch unser illustrirter Aufsatz viele Leute auf die Ausstellungsobjekte gespannt hat und daß einzelne Besitzer der Ueber Land und Meer-Nummer in der Folge besser und an Kabinetten drauf verkaufen. Wenn's so steht, gerne heraus damit, wir sie in nächste Zeit einen andern geschickten Weg zu glauben Weise bekandeln.

Münzensammler, Silberliebe. Wie Sie der Verleger Ihnen Offerten machen, haben Sie in den früheren Mannummern.

F. G. G. in Dresden. Wir können Ihnen zu diesem Zweck gute bebe empfehlen die beiden Bücher von Amalie Baisch: „Aus der Theorie-Schule des Lebens" und: „Die eigene Heim" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

HYACINTHEN und alle anderen Zwiebeln und Pflanzen für Garten und Gewächshäuser. Ausgewählte Sortimente zum Treiben und für's freie Land zu Mk. 11.—, Mk. 21.—, Mk. 40.—, bitte anzugeben, zu welchem Zwecke benötigt. Unser Freiland-Sortiment zu Mk. 21.— enthält über 1000 Zwiebeln. Emballage-Spesen werden nicht berechnet.
Deutsche, englische oder französische Kataloge auf Anfrage gratis und franko zu haben von
VAN MEERBEEK & CO., Handelsgärtnern, Hillegom bei Haarlem (Holland). TULPEN

Norddeutscher Lloyd
Post- und Schnelldampfer
von BREMEN nach
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien
Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Spielhagen's Zahncrême
bestes
Zahnreinigungsmittel der Neuzeit. Macht die Zähne bei täglichem Gebrauch blendend weiß, conservirt dieselben und schützt vor Zahnschmerzen. In Zahnen a den Tropen, Parfümerie- u. Geschäften der In- und Auslandes.
Franz Spielhagen, Berlin SW. 29.
Versandbeutel, 3 Tuben in eleg. Carton, gegen Einsendung von M. 1.50 franco.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.
Hochdruck- und Compound-Expansions-Locomobilen bis 150 Pferdekräfte.

mit Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch genietet. Ausziehkesseln mit 3fächriger Garantie für die Feuerbuchsen.
Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Radicale Entfernung der Hühneraugen nur bei Anwendung der Columbus Plates.
Carton m. 12 Plates 2 M., per Brief 1 M. 50 Pf.
Kahnemann & Co., Hamburg.
Käuflich in allen Apotheken.

Weber's Carlsbader Kaffee-Gewürz.

WIR KENNEN keine bessere, kräftigere u. kräftigere Kaffeegewürz als Weber's Carlsbader Kaffee-Gewürz. Preis 1 Pfd. 1 M. 50 Pf. Weber's Carlsbader Kaffee-Gewürz.

Billigste Bezugsquelle für Teppiche
Schönste Muster, Versandpreise 1, 2, 3, 5, 8, 10 bis 100 Mark. Muster gratis!
Teppich-Fabrik Emil Lefèvre, BERLIN N.

HAARAUSFALL!
Schonendste, sicherste Methode. Garantirt unschädlich. Tausende Dankschreiben. Prospekte gratis u. franco.
F. Kiko, Herford.

Eingang Dänische Insel.
Berlin: Erfindungs-, Musterschutz-Bureau
Hamburg: Burstah 28.
Dresden: Seestrasse 1.
Patente
billigst u. streng reell u. sorgfältig besorgt
Dr. J. Schanz & Co.
Vergnügungen
wie von keiner anderen Seite
An- und Verkauf von Erfindungen.

Illustr. Briefmarken-Journal.
Verzeichnisse, einzige Briefm.-Zeit. d. Welt, d. Ins.-u. Ins. wöchentl. Gratis-Beilagen, gratis u. monatl. Preisliste, Probe-Nr. 10 Pf. (10 Kr.) franco und Ueberalles Neuf, Leipzig.

Jeder Naturfreund
abonnire auf die reich illustrirte Zeitschrift
Natur und Haus
Monatlich 2 Hefte. Vierteljährlich 1 M. 50 Pf.
Probehefte gratis und franko vom
Verlag von „Natur und Haus"
Berlin SW. 46.

Gratis u. franco versende Katal. üb. m. reichh. Verlag. Grösste Ausw. in Kl. Laubsäg.-Vorl. Kön. Scenen, Fastnachtsp., Pantomimen, Schattensp., Lieb. Bildern, Couplets, Prologen, Col.-Touren etc. G. Kramer, Verlag, Hamburg 4.

LIQUEUR und PILLEN gegen
Dr LAVILLE
RHEUMATISMUS und GICHT
Dr. Laville & Co., Paris.

Handbuch d. klimat. Heilkunde v. Dr. v. Hartungen, Z. Ges. d. Aerzte Berlins, o. ö. Prof. Vollhardt, Bibliothekar, gesandt. Berlin.

Stehende geschweißte Querrohrkessel
von 1—60 Pferdekräfte, allein und in Verbindung mit Eincylindrigen und Compound-Dampfmaschinen.

In allen einschlägigen Geschäften auf Lager bei
Menck & Hambrock. Altona-Hamburg.

Creolin Pearson
Das beste und billigste
Desinfectionsmittel.
Unentbehrlich
bei Hausbau von Wasserleitungsröhren, Gasleitungen etc. und in der Landwirthschaft. Anwendungsweise Anleitung durch
William Pearson & C. HAMBURG

Ein Wunder der Industrie
ist zu nennen der überaus weit verbreitete, rühmlichst bekannte photograph. Apparat
Phönix
Es ist der vielseitigste und zugleich billigste Apparat der Welt: durchaus kein Spielzeug! Jedermann kann damit sofort ohne alle Vorkenntnisse vorzügliche Bilder ernsten Stils- und Momentaufnahmen...
Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich.
Preis mit Platten, Chemikalien etc. nur 10 Mk.
Prospekt und Probebild kostenfrei.
Hess & Sattler, Bayreuth.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON
Über 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.
= Soeben erscheint =
in 6. neubearbeiteter und vermehrter Auflage:
17 Bände elegant in Halbfranz gebunden zu 10 Mk.
152 Chromotafeln.
17 Bände à ca. 30 Bogen à 10 Pf.
17.300 Seiten Text.
Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.
10.000 Abbildungen, Karten und Pläne.

[illegible]

Inhalts-Uebersicht.

Text: [illegible]

Illustrationen: [illegible]

Kunst-Beilage: [illegible]

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
München: Alex. Braunschild [illegible];
Budapest: Moritz Heckl [illegible]

Anzeigen

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes.

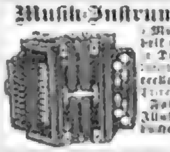
Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

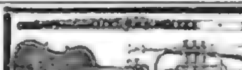
[illegible] Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

CONRAD MERZ
STUTTGART * KÖNIGSSTR. 37.

Erstes Versand-Haus der Württembergischen Leinen-Industrie.
Gegründet 1838.
Man verlange den reich illustrierten Katalog.

Buchführung
Correspondenz, Rechnen.
Schönschrift.
Verlangen Sie gratis Prospect u. Probebrief.
Bessere Stellung! Höheres Gehalt!
F. Simon Berlin O 21. Abtheilung f. briefl. Unterricht.

Musik-Instrumenten-

Musikwerke-Fabrik von L. Feith in Dresden A. 11 liefert nur streng reelle Ware zu wirkl. Fabrikpreisen. Illustrirte Preisliste gratis und franko.


Beste und billigste Bezugsquelle für
Musikinstrumente.
Violinen, Flöten, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, [illegible], Guitarren, Mandolinen, [illegible], Symphonions, Polyphons, Ariston, [illegible], Harmonikas, [illegible], Flavinos, Drehpianos, Harmoniums, Musikautomaten, allerbeste Saiten. Noten zu allen Instrumenten.
Jul. Heinr. Zimmermann, Musikexport, Leipzig.
Neue illustrirte Preisliste gratis.

Seidenstoff-Fabrik. Adolf Grieder & Cie. in Zürich
[illegible] porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen, schwarze, weisse u. farbige Seidenstoffe jed. Art v. 70 Pf. bis M. 15.— per Meter. Muster franco. [illegible] Farben wünschen Sie bemustert? Erste Bezugsquelle für Private.
Garantie-Seidenstoffe.

Ergrautes Haar
[illegible] unschädlicher Birken-Brillantine [illegible] reiche Haar [illegible]
Bombelon & Schmidt in Hamburg.

Elegante Reclame-
Bilder-Plakate, [illegible] etc., sowie Geschäfts- u. Adress-Chromokarten, Umschläge für Preislisten etc.
Stets Neuheiten in feinstem Farbendruck.
Grosser Verlag in Chromos, Bildern, Studien, Gratulationen, Menu-, Tisch- und Tanzkarten und Programme etc. Kalender und [illegible].
Anfertigung aller Spezial-Aufträge für Chromodruck, Plakate, Etiketten etc.
Muster stehen auf Verlangen zu Diensten.
Luxuspapierfabrik von Liebich & Kuntze, Leipzig-Reudnitz.
Kunstanstalt für Chromolithographie, feinsten Chromodruck und Prägerei.

Aut. Massenfänger für Ratten à M. 4.—, Mäuse à M. 2.—, Schwaben à M. 2.—.
[illegible]
Versand d. L. Feith, Dresden, A. 15.

PATENTE
schnell und preiswürdig durch
RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

Görbersdorf i. Schl.
Dr. Brehmer'sche Heilanstalt für Lungenkranke.
Sommer- u. Winter-Kur.
[illegible] Prospecte u. d. Verwaltung.

Jede Dame ist im Stande, [illegible] Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen komplett. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.
[illegible]
PATENT BRENNAPPARAT Mk. 6,50.
Gustav Fritzsche, Leipzig.
[illegible]

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen.
[illegible]
Mey & Widmayer in München I.

Eine Leinenweberei und Wäschefabrik wünscht, zur Vergrösserung [illegible]
Damen der besseren Stände
in Verbindung zu treten. [illegible]
[illegible] N. 7371 an Rudolf Mosse, Köln.

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.
Paris, E. Grillon
33, rue des Archives
In allen Apotheken.

Behrendtina
Behrendtina ist ein neues [illegible]
Behrendtina [illegible]
Behrendtina [illegible]
Behrendtina [illegible]
Behrendtina [illegible]
Behrendtina [illegible]
Mk. 16.50, [illegible]
Nachnahme und unfrankirt.
[illegible]
[illegible] Polyphon, Symphonion, Pianophon [illegible] gratis u. franko.
H. Behrendt, Berlin SW., Friedrichstr. 160.
Musik-Instrumenten-Fabrik u. Export.

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt
RIVA am Gardasee.
[illegible] Prospekte gratis.

C. Maquet,
Berlin W., Charlottenstr. 63, und Heidelberg.
Bade-Oefen, Bade-Wannen, [illegible], Closets.

Heilanstalt für Hautkrankheiten.
[illegible]
Leipzig-Lindenau, Dr. med. Ihle.

[illegible] Liqueuren, [illegible] köstlichen Geschmack [illegible] Aroma nicht nur den Appetit [illegible] die Verdauung befördern, [illegible] Hals, Brust, Magen u. Gedärme [illegible]

Holz- u. Stroh-Instrument (Xylophon).
[illegible]
Adolf Klinger, Reitlesberg 2 in Böhmen.

Vorbereitungsanstalt des Direktor Prinzhorn,
vormals Preuske,
für Fähnriche, Primaner, Abiturienten und Einjährig-Freiwillige.
Dresden-Neustadt, Katharinenstraße [illegible]
[illegible]

Reclame-Karten u. Wandkalender
in feinstem Farbendruck von hervorragenden Künstlern.
Höchst originelle Ideen als Zugabe Artikel für alle Branchen vorzüglich geeignet.
[illegible]
Grimme & Hempel, Leipzig.
[illegible] Berlin, [illegible]

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 M. an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nr. 615. Schwarzgrundige Decke mit mattbunten Losenmuster.
Tischdecke 130×130 Cm., das Stück ℳ 3.—
Kommodenlaufer 30×120 „ „ „ „ 2.—
Nähtischdecke 50×50 „ „ „ „ 1.50.

Teppich-Stoffe.

Tapestry, Muster gedruckt, 67 Cm. breit, das Meter ℳ 4.75.
Brüssel, Muster gewebt, 69 Cm. breit, das Meter ℳ 6.25.
Tournay-Velvet, Plüschteppich, Muster gewebt, 67 Cm. breit, das Mtr. ℳ 9.—.

Teppich-Kanten.

Tapestry, Muster gedruckt, 34 Cm. breit, das Meter ℳ 2.50.
Brüssel, Muster gewebt, 34 Cm. breit, das Meter ℳ 3.50.
Tournay-Velvet, Plüschteppich, Muster gewebt, 34 Cm. breit, das Mtr. ℳ 5.—.

Diese Teppich-Stoffe, hauptsächlich zum Auslegen ganzer Zimmer bestimmt, halten wir in reicher Musterauswahl vorrätig. Zu jedem Dessin liefern wir die passende 34 Cm. breite Bordüre, und sind dadurch im Stande, größere Teppiche, als die von uns geführten abgepassten, nach vorgeschriebenen Maßen zusammenstellen zu lassen.

Cocos-Läufer-Stoffe.

Nr. 25300. Naturfarbener Cocos-Läufer, 68 Cm. breit, . . das Meter ℳ 1,50.
Nr. 25501. Naturfarbener Cocos-Läufer mit roter Kante, 68 Cm. breit, d. Mtr. ℳ 1.25.

Glatte Mohair-Plüsch-Tischdecken

liefern wir in allen Farben und aus bestem Material.

Qual. 6891.
Ohne Schnur u. Quaste.
120×120 Cm. groß, das Stück ℳ 24.—
130×130 Cm. groß, das Stück ℳ 28.—

Qual. 6892.
Mit Schnur u. Quaste.
120×120 Cm. groß, das Stück ℳ 28.—
130×130 Cm. groß, das Stück ℳ 31.—

Plüsch-Tischdecken mit Kante.

120×120 Cm. groß, das Stück ℳ 17.—
130×130 Cm. groß, das Stück ℳ 20.—

Läufer-Stoffe.

Nr. 6907. Jutestoff, braun und madefarben gestreift, mit roter oder grüner Bordüre, 65 Cm. breit, das Mtr. ℳ 0,90.

Nr. 6908. Jutestoff, madefarbener Grund mit roten Streifen oder hellolivefarbener Grund mit braunen Streifen, 65 Cm. breit, . . . das Meter 0,90.

Nr. 6910. Jutestoff, beuteförmiger Grund, oliv vorherrschend mit dunkelroter Bordüre, 65 Cm. breit, das Meter ℳ 0,95.

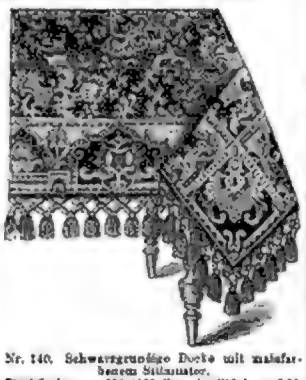
Nr. 6911. Jutestoff, schwere Qualität, grau oder madefarben melirt mit roter oder grüner Bordüre, 65 Cm. breit, ... das Meter ℳ 1.20.

Nr. 6912. Ganz schwer, Manillastoff; madefarbener, gestreifter Grund mit roter Bordüre, 65 Cm. breit, das Mtr. ℳ 1.15.

Nr. 6913. Halbwolle, sogenannte Hollander Läufer; grauer Grund mit roten oder grünen Streifen, 65 Cm. breit, ... das Meter ℳ 1.—.

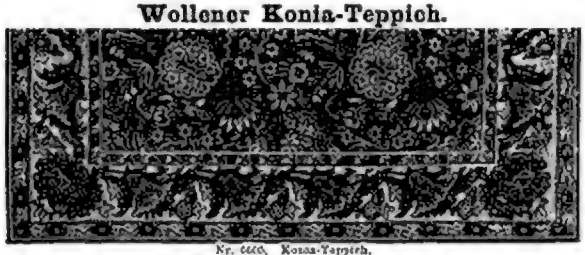
Nr. 6914. Schwerer halbwollener Läufer, grauer Grund mit dunkelbrauner, schwarz und roten Streifen, 65 Cm. breit, ... das Meter ℳ 1,70.

Nr. 6916. Extraschwerer halbwollener Läufer, grau braun und bordeaux gemustert, 65 Cm. breit, das Mtr. ℳ 2,—.



Nr. 140. Schwarzgrundige Decke mit mehrfarbenem Silhmuster.
Tischdecke 130×130 Cm., das Stück ℳ 5.50.
Kommodenlecke 30×120 „ „ „ „ 3.—.
Nähtischdecke 50×50 „ „ „ „ 2.—.

Wollener Konia-Teppich.



Nr. 6666. Konia-Teppich.
Wegen seiner Haltbarkeit für Wohn-, Speise- und Kinderzimmer besonders geeignet.
Größe 135×200 160×230 200×290 Cm.
ℳ 12.— ℳ 18.— ℳ 26.—

Man verlange illustrirten ausführlichen **Katalog**, den wir auf Verlangen an Jedermann unberechnet und portofrei versenden.

Velours- oder Plüsch-Teppich.

Nr. 6666. Velours-Teppich.
Schwarzgrundig mit mattbunten Silhmuster und Kante.
Nur in Größe: 100 Cm. lang, 135 Cm. breit, das Stück ℳ 20.—
Zu diesem Teppich passende Bettvorlagen sind nicht lieferbar.

Prospekt.

„Ueber Land und Meer" tritt mit dieser Nummer in den 36. Jahrgang ein. Die Kunstbeilage, die wir heute bieten, möge zunächst als Beispiel dafür dienen, in welchem Sinne wir die neuesten Errungenschaften im Illustrationswesen zur Ausschmückung unserer Zeitschrift, des so beliebten Gastes in jedem deutschen Hause des In- und Auslandes, zu verwerten gedenken.

Der Aufgaben wohl bewußt, die **„Ueber Land und Meer"** als echtestem deutschem Familienblatte gestellt sind, werden wir fortfahren, in reicher Auswahl Aufsätze über alle öffentlichen, wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und künstlerischen Fragen der Zeit zu bieten; wir werden außerdem den so beliebten Abteilungen der Graphologie, Rätsel, des Schachspiels u. s. w. erhöhte Sorgfalt und Aufmerksamkeit zuwenden, vor allem aber das Gebiet des Humors durch Beiträge der besten deutschen Zeichner erweitern.

Die Romane, die wir zur Unterhaltung der Leser von **„Ueber Land und Meer"** für diesen neuen Jahrgang vorbereitet haben, werden, wir sind dessen gewiß, die bewährte Anziehungskraft unserer Zeitschrift noch erheblich steigern. Wir beginnen mit dem neuesten Roman von

Ida Boy-Ed, „Die Schwestern",

einem ergreifenden Seelen- und Sittengemälde aus den Kreisen der deutschen Marine, und einem höchst anziehenden Roman aus Münchens Künstlerleben:

„Der Irrweg" von Robert Misch.

„Erreichtes Ziel" von **Isolde Kurz**, das auf italienischem Boden spielt, **„Die Feldinger"** von **Elisabeth von Heyking**, ein Gemälde aus der Adelswelt Oesterreichs, die **„Erzählungen eines Effendi"** von **Rudolf Lindau**, höchst originelle Bilder aus dem farbenreichen Morgenlande, und eine spannende psychologische Studie im modernsten Sinne des Wortes: **„Um ein Kleines"** von **Ludwig Thoma** werden uns außerdem aufs wirksamste helfen, unsere alten Freunde fester mit uns zu verbinden und immer neue zu gewinnen.

Der sechsundreißigste Jahrgang von **„Ueber Land und Meer"** (Oktober 1893/94) erscheint als

Groß-Folio-Ausgabe in Wochennummern von mindestens 2½ Bogen oder 20 Seiten größtes Folio zum vierteljährigen Abonnementspreis (für 13 Nummern) von 3 Mark durch den Buchhandel, oder 3 Mark 50 Pfennig durch die Post bezogen;

Groß-Folio-Ausgabe in vierzehntägigen Heften von je mindestens 5 Bogen größtes Folio in illustriertem Umschlag (jährlich 26 Hefte) zum Preis von 50 Pfennig pro Heft im Abonnement.

Mit diesem neuen Jahrgang von **„Ueber Land und Meer"** beginnt gleichzeitig die nach denselben Grundsätzen redigirte

„Deutsche Romanbibliothek",

die billigste und wertvollste aller deutschen Romanzeitungen,

wöchentlich eine Nummer von 24 Quartseiten. — Alle 14 Tage ein Heft von doppeltem Umfang. — Preis vierteljährlich nur 2 Mark oder 35 Pfg. pro Heft,

ihren zweiundzwanzigsten Jahrgang. Sie eröffnet denselben mit dem besten Roman, den **Ossip Schubin** noch verfaßt: **„Gebrochene Flügel"** und mit **„Asphodill"** von **Wilhelm Jensen**, der hier wieder alle jene Vorzüge der Schilderung entfaltet, die ihm einen der ersten Plätze unter den Romandichtern der Gegenwart gesichert haben. Einen besondern Reiz dieser Zeitschrift bieten bekanntlich die Bildnisse und Selbstbekenntnisse der Verfasser, die ihren Werken vorauszugehen pflegen. Jene beiden ersten Romane, sowie die ihnen folgenden werden auch im neuen Jahrgange der Deutschen Romanbibliothek ihren Vorrang unter den deutschen Romanzeitungen sichern.

Der Abonnent auf die „Deutsche Romanbibliothek" bekommt in jedem Vierteljahr für nur 2 Mark so viel Lesestoff, daß — wenn letzterer in Romanbände gleichen Umfangs eingeteilt wird — dieselben einen Buchwert von mindestens 18 Mark darstellen; er erhält also in schöner Ausstattung **die neuesten Romane der ersten deutschen Schriftsteller** als sein Eigentum dasselbe um den Preis der Gebühr für das Lesen in der Leihbibliothek.

Bestellungen auf den neuen Jahrgang von „Ueber Land und Meer" sowie als „Deutsche Romanbibliothek" nehmen alle Buchhandlungen, Postämter und Journal-Expeditionen, sowie jeder mit dieser solchen in Verbindung stehende Buchhandel entgegen. Die Postämter effektuiren jedoch nur Bestellungen auf die wöchentlichen Nummern-Ausgaben.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

No 2.

71. Band.
Sechsundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Die Schwestern.

Roman
von
Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung)

Frau Dallmer lachte spöttisch in sich hinein und sagte gleich darnach weiter mit einem niedlichen, bittenden Ton:

„Ach Gott, ich hab' mich wohl eben über jemand mokirt? Aber ich mein' es nicht bös, wirklich nicht. Ich kann es nicht helfen, aber ich sehe immer das Komische an den Leuten."

„Natürlich an anderen Leuten," setzte Sellhausen innerlich hinzu und das war vielleicht nicht respektvoll, besonders weil er aus Frau Dallmers Hand sein Lebensglück zu empfangen dachte.

Petra hatte sich inzwischen zu dem Gefühl durchgekämpft, daß sie gut machen wolle, was ihre schnelle Zunge verbrochen. Ach, ihre ganzen Tage bestanden nur aus Sündigen und Gutmachen. Sie neigte sich ein wenig nach vorn und fragte liebenswürdig den Kadetten: „Sie laufen gewiß ebenso schön Schlittschuh wie Ihr Bruder. Wenn die Föhrde hält – man prophezeit ja einen sehr kalten Winter, wollen wir dann zusammen laufen? Ich engagire Sie hiermit schon feierlich."

Aber der Kadet Felix Sellhausen war in seinem Groll denn doch standhafter, als sein offenbar aller Männlichkeit beraubter Bruder, der gleich liebevoll und dankbar auf Petra sah.

Finster erwiderte er, daß er wahrscheinlich nicht Schlittschuh laufen werde, um keine Zeit bei den Vorarbeiten zur Seekadettenprüfung zu verlieren.

Erwartung. Nach dem Gemälde von A. Cipriani. (Seite 31.)

Diese Niederlage, die sie erlitt, machte Petra ein ungeheures Vergnügen.

„Das allerhöchste Mißfallen habe ich mir also zugezogen," konstatirte sie lachend, hob ihr Glas und rief: „Auf bessere Beziehungen in der Zukunft, lieber Felix."

Arel lächelte. Aber Felix fand es empörend, daß man ihn so schlankweg wie einen kleinen Knaben beim Vornamen anredete. Das schickte sich selbst für seine künftige Schwägerin nicht, wenn sie es würde. Aber daß sie es nicht werde, dahin wollte er arbeiten. Er hätte weinen mögen.

Es schien, als erriete Marianne, was in ihm vorging, denn auch sie hob ihr Glas und sagte mit ihrer sanften Stimme, die auf andere immer wie Ruhe wirkte:

„Auch wir wollen Freunde sein, nicht wahr?"

Felix stieß heftig mit ihr an.

„Auf Tod und Leben," murmelte er unhörbar und sah Marianne leuchtend an.

„Arel muß diese Schwester heiraten," sagte er sich, „ein schöneres und edleres Wesen gibt es gewiß nicht auf der Welt."

Er beschloß, seinem Bruder sehr ernst ins Gewissen zu reden, sobald sie auf der Straße seien. Voll Ungeduld erwartete er die Stunde des Aufbruchs. Oft sah er auf die Uhr, aber dies konnte bei einem Kadetten, der seinen Urlaub inne zu halten hatte, nicht unartig gefunden werden. Frau Dallmer bedauerte ihn in allen Tonarten und fragte ihn noch weitläufig nach der Beschaffenheit der Mittagstafel in der Kadettenmesse und erkundigte sich nach der Leistung und den Preisen der Waschfrau, die Felix' Wäsche besorgte.

Marianne saß still dabei; Felix beobachtete, daß die träumerischen, dunklen Augen in unbestimmte Ferne sahen und daß sie das Haupt geneigt hielt, als lausche sie.

Auf eine Erinnerung? Auf einen Laut aus versunkenen Welten? Wie schön sie war. Und so ernst, so drückend ernst. Vielleicht lastete ein großer Kummer auf ihr?

„O, sie plättet unsere Kragen sehr gut. Die Kante muß herausgeplättet sein, das ist alles Vorschrift," sprach Felix, während sein Herz klopfte und seine Blicke die lange feine Linie von Mariannens Hals verfolgten, die sich vom braunen Haaransatz hinter dem Ohr hinabzog und im tiefliegenden Spitzenkragen verschwand.

„Junge, es ist ein Viertel vor elf," rief Arel herüber, der mit Petra in der offenen Thür zur Veranda gestanden und halblaut eindringlich mit ihr gesprochen hatte.

Felix schnellte empor.

„Ich hoffe, Sie besuchen uns an jedem freien Sonntag," sagte Frau Dallmer, seine Hand festhaltend; „wir können zwar nichts bieten in unserer bescheidenen Häuslichkeit und ich bin nur eine langweilige alte Frau. Aber wie gesagt, wenn Sie nichts Besseres vorhaben. Also nicht wahr, Sie kommen?"

„O gern," sprach Felix einfach. Er wußte noch nicht, daß er der „bescheidenen Häuslichkeit" und „langweiligen alten Frau" hätte widersprechen müssen.

Felix kämpfte mit sich, ob er Mariannen die Hand geben dürfe. Er hätte es so gern gethan. Aber das ganz Einfache einer solchen Bewegung erschien ihm in seiner Stimmung schon zu bedeutungsvoll. Er verbeugte sich steif.

Aber Marianne reichte ihm, wie das ganz natürlich war, ihre Hand und drückte die seine sehr freundschaftlich. Der Jüngling mit den ehrlichen Augen und dem heißen Enthusiasmus gefiel ihr. Sie erriet ein starkes, mit Unreife schmerzlich kämpfendes Seelenleben in ihm.

„Auf baldiges Wiedersehen," sprach sie voll einfacher Herzlichkeit.

Es war nur ein alltägliches Wort, aber Felix fand, daß es „himmlisch" anzuhören gewesen.

Gegen Petra verneigte er sich aus solcher Ferne, daß es unmöglich für sie wurde, durch ihre Hand die seine zu „entweihen", die eben von Mariannen berührt worden war.

Die Brüder gingen. Es war keine Zeit zu verlieren, der Weg nach der Anlegebrücke, wo ein Boot der „Niobe" auf die beurlaubten Kadetten wartete, war in zehn Minuten zu erreichen. Deshalb begann Felix sofort und zwar gleich im heftigsten Ton: „Du bist in diese Petra verliebt. Du willst sie heiraten. Wie ist das möglich, sie ist so impertinent, sie achtet unsern Beruf nicht. Sie spottet über Dich und mich und sogar über ihre Schwester."

Arel schwieg betroffen. Diesen Ausbruch seines Bruders hatte er nicht erwartet, ebenso wenig wie diesen Scharfblick. Denn für ältere Geschwister bleiben die jüngsten immer „Kinder".

Er antwortete erst, als Felix hinzufügte:

„Du bist zu gut für sie."

Etwas scharf, mit dem Aerger, den Männer empfinden, wenn sie sich durchschaut fühlen, erwiderte er:

„Kennst Du die Dame so genau? Weißt Du so gewiß, daß ich sie heiraten will, oder ob sie mich nimmt? Hab' ich Dir überhaupt derartige Geständnisse gemacht, daß Du ein Recht hast, daran zu rühren?"

„Ich bin Dein Bruder," sagte Felix einfach.

Es war etwas in seinem Ton, das den Aelteren zugleich rührte und Respekt einflößte. Dieser Knabe überraschte ihn so oft. Nicht gerade durch Thaten und Worte, dazu bot seine Lebensstellung ihm noch wenig Veranlassung, aber durch einen immer stärker hervortretenden Zug männlicher Sicherheit. Besonders war dies der Fall, wenn die Brüder allein waren, denn unter Menschen, in der Gesellschaft von Frauen, ward Felix noch oft von der hilflosen Verlegenheit des Neulings überfallen.

„Ich bin Dein Bruder."

„Ja, mein Junge, das bist Du. Aber Du sollst auch mein Freund sein — was, alter Felix?"

Dabei legte er seinen Arm um die Taille des Bruders und so schritten sie zusammen weiter.

„Sieh, Felix, es ist so, ich liebe dies Mädchen und ich möchte sie wohl zum Weib gewinnen. Ich bewerbe mich unter den Augen der Mutter und Schwester sehr offenkundig um sie; begegnen wir uns in der Welt, halt' ich mich vorsichtig fern, um die wachsamen Tanten und Freundinnen nicht vorzeitig und vielleicht vergebens zu beunruhigen. Denn das sag' ich Dir, es wird nicht gefreit, außer mit Garantien."

Er lachte, aber es klang sehr schmerzlich dies Lachen.

„Mit was für Garantien?" fragte Felix.

„Nun, mit solchen für Glück."

„Kann man die sicher haben?" fragte der Jüngling weiter.

„Man muß wenigstens an ihre Sicherheit glauben," sagte Arel ernst. „Petra liebt mich, ich habe mehr als ein Zeichen dafür. Aber alle meine äußeren Umstände sind ihr verhaßt. Wäre ich ein schneidiger Husar, sie fiele mir jubelnd um den Hals. Mein Ernst, meine Schwerfälligkeit ärgern sie. Ich kann ihre Spottlust nicht ertragen. Sie wiederum kann die ganze Marine nicht ausstehen und findet das Los einer Frau schrecklich, die von ihrem Gatten oft lange getrennt sein muß. Es kann schon sein, Felix, daß sie mich trotzdem eines Tages nähme. Aber ich will nicht ‚trotzdem' geheiratet sein. Stolz soll sie sein auf den blauen Rock, stolz, wie ich es bin, wie Du es bist. Das bin ich dem blauen Rock da schuldig. Und eher wird die bewußte Frage nicht gethan."

Felix fiel seinem Bruder um den Hals.

„Ich danke Dir, ich danke Dir."

Arel schob ihn von sich.

„Still, hinter uns kommen von Deinen Kameraden welche."

Felix schob seinen Arm in den des Bruders.

„Eins noch," sprach er leise und mit starkem Herzklopfen, „eins noch kann ich nicht begreifen, wie Du Dich in Petra verlieben konntest, neben Marianne. In dieses launische Wesen, wo das vollkommene daneben vor Dir stand. Denn so viel ich von ihr sah heute, scheint sie vollkommen."

Arel lächelte trübe.

„Ja, mein Junge," sagte er nachdenklich, „wenn es bei der Liebeswahl immer nach den Vollkommenheiten ginge! Das ist eine vertrackte unfreiwillige Geschichte, mit einemmal bist Du verliebt und kannst es selbst nicht begreifen, warum gerade in die. Gottlob, wenn man so viel Mann ist, um sich nicht blind von seinen Wünschen regieren zu lassen. Ich habe vom ersten Tag an, daß ich da ins Haus kam, gesehen, was für ein harmonischer Mensch Marianne scheint und was für ein unfertiger Kobold Petra ist. Aber die Stimme der Natur wird wohl nicht lügen, Petra wird wohl trotz allem besser zu mir passen. Das Abschleifen ist nie eine vergnügliche Arbeit und da gibt's mißtönige Laute."

„Es ist doch unbegreiflich," meinte Felix, der gar nicht fassen konnte, daß sein Bruder nicht Marianne liebte.

„Vielleicht ist es die alte Geschichte von den Gegensätzen. Ich wollte mich auch gar nicht wundern, wenn Marianne, die ich, nebenbei gesagt, keineswegs für kühl und ruhig halte, eines Tages einen Mann nähme, der ihr ebenso viel Kummer macht, wie mir Petra."

Die Stimmen von Felix' Kameraden klangen jetzt nahe hinter ihnen. Und das war nur gut. Denn in diesem Augenblick hätte Felix kein Wort zu sagen gewußt. Die Kehle war ihm zugeschnürt. Wie konnte Arel nur annehmen, daß Marianne einen Gatten nehmen könne, der nicht ein Muster aller männlichen Vollkommenheiten war?! Ja, warum hatte sie denn überhaupt nicht geheiratet? Sie war doch gewiß schon fünfundzwanzig Jahre.

Man stand nun auf der Anlegebrücke und gerade langte das Boot an, um die Urlauber zu holen. Die Kadetten lachten und sprachen durcheinander. Waren alle vollzählig versammelt? Nein, von Gitebrecht fehlte noch. Aber da kam er gerade angerannt.

„Mensch, wo bleibst Du."

„Um ein Haar wären wir ohne Sie losgepullt."

„Gute Nacht." „Adieu."

Arel und Felix konnten sich nur noch flüchtig die Hand drücken.

Das Boot stieß ab und Arel blieb noch ein weilchen auf der Brücke stehen.

Die Nacht war dunkel, aber doch von einer matten Transparenz, in welcher die auf der Föhrde ankernden riesigen Schiffskörper wie schwarze Kolosse sichtbar waren. Wie große Sterne schimmerten die an den Raaen befestigten Laternen durch die Nacht. In einer stolzen Reihe waren die Schiffe des kürzlich heimgekehrten Manövergeschwaders gegen den Wind liegend neben einander aufgefahren. Das Wasser flutete schwer und schwarzglasig und ein frischer Wind blies. Der Himmel zeigte sich bewölkt.

Nachdenklich sah Arel hinaus.

Ein weilchen hörte man noch das gleichmäßige, ruckende Geräusch der sich hebenden und senkenden Ruder, das Rauschen des Wassers und das muntere Schwatzen der Kadetten, die einander brüderlich ihre Urlaubserlebnisse mitteilten. Die Stimme Felixens klang nicht dazwischen, die erkannte man so leicht, und auch sein sonores, prächtiges Lachen war nicht zu vernehmen.

Dann verhallte alles, das Geräusch der Ruder und die jungen Stimmen. Nur noch das raunende Wogen der Flut war vernehmbar.

Da hob ein melancholisches Getön an, je sechs klare Glockenschläge auf den Schiffen. Sechs Glas — die dritte Stunde der Wache war abgelaufen.

„Schon elf Uhr," murmelte Arel und schritt schnell den Brückensteg hinauf.

III.

Hatte Petra kein gutes Gewissen, dann summte sie halb pfeifend eine Melodie vor sich hin. Das that sie auch, nachdem die Brüder gegangen waren und sie artig Mariannen und der Mutter beim Abräumen des Tisches half. Das Stubenmädchen Lisette stand hilflos daneben, manchmal lud Frau Dallmer ihr eine Schüssel auf, nahm sie aber unentschlossen gleich wieder ab. Marianne hätte mit dem Mädchen allein in fünf Minuten alles besorgt gehabt, infolge der Hilfe von Frau Dallmer brauchte man mehr als eine halbe Stunde. Dann verzog sich die Mutter mit den Dienstboten in die Souterrainräume, um noch persönlich die Reste wegzuschließen.

Petra pfiff noch immer summend den Fledermauswalzer. Sie hatte sich ganz ergeben neben das Buffet auf einen Stuhl gesetzt, sah ihre Schwester mit ihren lustigen, spitzbübischen Augen an und wartete auf ihre Strafpredigt.

Aber Marianne schloß das Silber ins Buffet ein und sagte nichts.

Digitized by Google

„Du schiltst nicht mit mir?“ fragte Petra, der das Warten zu lange dauerte.

„Ich bin dessen müde geworden,“ sagte Marianne. „Es sind Kindereien. Ich habe den Kopf so voll anderer Sorgen.“

„Kindereien!“ rief Petra empört aus, „Kindereien! Wo es sich um mein ganzes Lebensglück handelt.“

Sie nahm es ernstlich übel, daß Marianne ihre Kämpfe mit Axel Selthausen plötzlich für etwas Unwichtiges zu halten schien.

„Wenn Du wahrhaft die Erkenntnis hättest, daß es sich um Dein Lebensglück handelt, würdest Du einen Mann wie Axel Selthausen nicht fortwährend so schnöde kränken,“ sagte Marianne mehr traurig als strenge.

„Kannst Du Dich denn gar nicht in meine Seele hinein versetzen. Da ist ein Mann, der sich offenbar um mich bewirbt, der mich liebt und der mich nun schon seit Monaten damit quält, daß er die entscheidende Frage nicht ausspricht. Das ist doch zum Verrücktwerden,“ erklärte Petra.

Marianne sah sie aufmerksam an.

„Erwartest Du die Frage, um bedingungslos und freudig „Ja“ zu sagen?“ fragte sie.

„Darüber kann ich mich doch erst entscheiden, wenn er sie gethan hat,“ sprach Petra übellaunig.

„Nein,“ sagte Marianne mit starkem Ausdruck, „wahrscheinlich wird er sie nur thun, wenn er vorher sieht, daß Du mit Dir einig bist und daß er Deinem Charakter vertrauen darf. Sonst richtet er sie nie an Dich. Dafür glaube ich seine Gesinnung zu kennen. Er ist ein ernster Mann.“

Petra fing an zu weinen.

„Nur zu fürchterlich ernst. Mein Gott, er liebt mich doch und ich liebe ihn doch. Dann verzeiht man einander alles, ich will ja auch gern das übersehen, was mir an ihm nicht recht ist. Das ist Liebe.“

„Nein,“ flüsterte Marianne und umarmte die Schwester zärtlich, „kleines thörichtes Kind, das ist Egoismus — Du willst den Mann Deiner Liebe haben, aber Opfer willst Du ihm nicht bringen.“

Petra schluchzte herzbrechend.

„Ich will mich ja so gern bessern,“ stotterte sie, „aber es geht nicht. Es ist nun 'mal so meine Natur. Und ich finde es nun doch 'mal schrecklich, einen Marineoffizier heiraten zu sollen.“

Marianne mußte lächeln.

„Geh zu Bett, Kind,“ sagte sie tröstend, „es zwingt Dich ja auch keiner. Geh, ich muß noch mit Mama sprechen.“

„Wegen Malve?“ fragte Petra blitzschnell und trocknete ihre Thränen.

Marianne erschrak, sagte aber abweichend:

„Wie so über Malve?“

„Ich meinte nur,“ sprach die jüngere Schwester verlegen und indem sie hinausging, klagte sie noch: „Jetzt sieht Lisette, daß ich geweint habe, ich kriege immer solche rote Nase. Und alles um ihn!“

Marianne löschte die Lampen aus und ging in das vordere Zimmer. Schwer vor sich hinbrütend saß sie auf dem Sofa und kämmte mechanisch mit gekrümmten Fingern die Fransen eines dunklen Deckchens aus, das auf der großen Tischdecke als zierliche Auflage noch Platz gefunden.

Endlich kam Frau Dallmer.

„Das impertinente Wesen von Lene halte ich nicht länger aus. Immer schnippisch, immer pazig. Ich sagte auch zur Lisette, solche Manieren sollte sie sich nur nicht angewöhnen.“

„Mama, ich möchte mit Dir sprechen,“ sagte Marianne mit müder Stimme.

„Mein Gott, doch nichts Unangenehmes? Hat Lisette Malheur gehabt? Doch nicht eine von den großen Lampen —“

Frau Dallmers Stimme hatte sich angstvoll erhoben.

„Nichts dergleichen. Ueber Malve.“

Frau Dallmer setzte sich Mariannen gegenüber, hielt ihre Hände über ihrem Schlüsselkorb gefaltet, der auf ihren Knieen stand und sagte erstaunt:

„Ueber Malve? Na, die ist doch jetzt selig im Wiederbesitz ihres Mannes.“

„Das ist eben die Frage, ob sie selig ist und ob Günther nicht bemerken wird, daß Malve eine andere geworden ist — für ihn.“

„Ach,“ sagte Frau Dallmer wohlgemut, „Du meinst, weil sie sich ein bißchen amüsirt hat, viel ausgegangen ist, ihr Haus hübsch einrichtete und sich ein bißchen von Bodmann die Cour machen ließ? Ein zu reizender Mensch, der Bodmann, ich kann wohl sagen, daß ich ihn lieber als Schwiegersohn gehabt hätte. Er ist mehr etwas für meine reizende Malve, Geld hat er auch mehr, obgleich das ja Nebensache ist. Aber denk 'mal, sein Gut ist in zwei Stunden Fahrt von Kiel zu erreichen. Man hätte Malve auch nicht verloren. Und ich liebe das Landleben so.“

Es wurde Marianne schwer, sehr schwer, weiter zu sprechen.

„Doch, Mama,“ sagte sie langsam, „könnte Günther das Gebaren seiner Frau tadeln, wenn er es erführe.“

„Das wäre ungerecht und pedantisch. Es ist doch gar nichts Böses geschehen. Und Malve war immer mit Dir oder mir, also immer mit einem Schutz. Einmal ist der Mensch nur jung. Sie sollte sich doch nicht wie eine Nonne geberden? Du meine Güte, ein Mann, der seine Frau so lange verläßt, kann froh sein, wenn er sie so wieder findet, wie Günther seine kleine Malve. Und Günther ist auch froh. Der weiß, was er an Malve hat und er ist ein prächtiger Mensch, das muß man sagen, obgleich mir Bodmann lieber gewesen wäre. Darüber mach Dir nur keine Grillen, ich kenne die Welt besser, ich bin eine erfahrene Frau.“

„Nun, dann Gute Nacht,“ sagte Marianne schwerfällig, wie jemand, der vor Müdigkeit nicht mehr sprechen kann und ging in ihr Zimmer hinauf.

In ihrem Gesicht veränderte sich kein Zug, die Augen waren halb geschlossen, vielleicht von Schlafbedürfnis, vielleicht von Kopfweh.

Schnell war sie entkleidet und lag im Bett.

Sie löschte vom Bett aus das Licht.

Dann legte sie sich lang ausgestreckt nieder, das Angesicht im Kissen vergraben, die Hände unter dem Kissen gefaltet. Kein Seufzer hob ihre Brust, kein schnellerer Atemzug, und keine Thräne fiel in das Linnen.

Unbeweglich lag sie so, aber in ihren Gedanken war Leben.

Ein qualvolles, rastloses, verzehrendes Leben. Das stumme Leid einer riesengroßen Leidenschaft.

Auch im Hause gegenüber waren die Lichter erloschen, ohne daß die Dunkelheit der Nacht friedlichen Schlummer beschützte. Günther von Hanstein lag wach und dachte nach. Es war ein mühsames Nachdenken, denn es versuchte Ungreifbares, Unnennbares in Deutlichkeit umzuwandeln. Jeden Augenblick lebte er noch einmal durch, der seit seinem Eintritt in das Haus verflossen. Wie pochte sein Herz, als der Wagen sich seinem Heim näherte. Daß Malve nicht am Bahnhofe war, befremdete ihn nicht. Ein solches Wiedersehen durfte sich nicht abspielen vor den Augen neugieriger Zuschauer. Wie langsam die Droschkengäule ihren Trott dahinliefen. Die Häusermauern schienen den Mann und sein Gefährt zusammendrücken zu wollen. Er atmete auf, als er rechts das Wasser durch die Abenddunkelheit aufblinken sah. Vorwärts, vorwärts — ihm schien, als hätte er besser gethan, zu Fuß zu gehen. Dies geduldige Stillsitzen erhöhte die Qual der Ungeduld. Und endlich hielt der Wagen.

Günther von Hanstein sprang heraus; seinem auf dem Bock sitzenden Burschen alles weitere überlassend, stürzte er durch den Vorgarten. Die Hausthür öffnete sich schon. Im Flur war Licht und Eichenlaubduft.

Dann ein Laut, einem unterdrückten Schrei gleich, und Malve, sein Weib, war vor ihm. Ihre Kräfte versagten und als er sie umschlingen wollte, sank sie weinend an ihm nieder, seine Kniee umschlingend und ihre Stirn gegen seinen Mantel drückend.

Mit überströmenden Augen zog er sie empor und seine starken Arme umschlossen eng die zierliche Gestalt. Nun weinte sie an seiner Brust weiter.

Sein Glück fand keine Worte. Stumm zog er sein Weib mit sich in sein Zimmer. Dort riß er die Weinende noch einmal an sich. Sein Auge richtete sich nach oben. Es lag ein Dank darin gegen den, der ihn durch Gefahren bisher geleitet.

„Wieder daheim,“ murmelte er. „Wieder bei Dir! O, Malve, wie hab' ich mich gesehnt.“

Er bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. Es fiel ihm nicht auf — da noch nicht — daß sie diese Küsse nicht erwiderte.

Ihre Thränen flossen immer fort und ihre tiefe Erschütterung ergriff ihn, denn in diesem Augenblick war sie ihm nur ein Zeugnis überwältigender Freude.

„Fasse Dich, kleine. Die Not hat ein Ende. Dein Gatte ist bei Dir, bleibt bei Dir, lange — lange.“

Eine ganz unvernünftige Seligkeit ergriff ihn. Er kam sich vor wie ein Knabe. Seine Augen wanderten trunken im Zimmer umher.

Wie traulich. Als sei er gar nicht fort gewesen. Da seine breite Ottomane, auf welcher er schon als Junggeselle von bestandenen Reisen und Abenteuern geträumt. Da sein alter großer Schreibtisch mit der still brennenden Lampe am gewohnten Platze und jeder kleine Gebrauchsgegenstand in hübscher Ordnung daneben. Der ganze Zauber der Häuslichkeit überkam den Mann.

„O, Malve,“ sagte er und legte den Arm wieder um ihre Taille, „was das ist, ein friedliches, schönes Heim, das können nur wir so recht würdigen, wenn wir aus Kämpfen mit Wetter- und Lebensnot zurückkehren. Noch als ich ein Junggeselle war, schien es mir, als strahle den Heimkommenden diese Lampe ganz märchenhaft und geheimnisvoll an, als wohne in ihr der gute Geist der Häuslichkeit. Aber wie anders jetzt. Wie tausendmal schöner. Du bist der Geist, der gute märchenhafte meines Hauses und in Deinen Augen ist das Zauberlicht, welches mich bewillkommnend anstrahlt.“

Er neigte sein Haupt und suchte ihren Blick zu erhaschen.

Sie schlug die Augen nieder und ein blasses Lächeln erschien, fast erkünstelt, auf ihren Lippen.

Der starke Mann fühlte sich von einer unnennbaren Seligkeit durchschauert. Sein Weib schien ihm befangen, von keuscher Zurückhaltung wie gebannt — wie damals, an jenem Abend, als er sie zuerst in sein Heim geführt, und der weiße Schleier noch ihre jungfräuliche Gestalt umwallte. Er liebte sie nur noch mehr, weil sie ihm zagend begegnete.

Malve machte sich los von ihm, ganz zart und sagte leise:

„Von Mama.“

Dabei deutete sie auf einen köstlich geordneten Blumenkorb, der auf dem Schreibtisch stand. Günther trat heran, nahm die Karte, auf welcher stand „Mamachen grüßt ihren lieben Schwiegersohn,“ und sagte dankbar:

„Wie gut und aufmerksam von Mama.“ Dann sah er daneben noch einen Strauß liegen, bunt und lustig, ein Zettel war daran: „Petra freut sich auf den gestrengen Herrn Schwager.“

Günther lachte glücklich.

„Wie das wohlthut. Eine Familie haben, wissen, daß sich liebe Menschen auf einen freuen. Ehedem hieß es höchstens von den Kameraden: ‚Na, seid ihr wieder da.‘ So unpersönlich — ihr vom Moltke, ihr von der Elisabeth — niemals war man heiß erwartet, niemals gingen liebevolle Gedanken einem nach über das Meer.“

„Ach, wie schön,“ setzte er nach einer sekundenlangen Pause hinzu. Neben seinem Tintenfaß hatte er in einem schlanken, dünngeschliffenen Glase eine Rose entdeckt, eine weiße Nyphetosrose, die ihren langen, duftenden Blumenkörper träumerisch neigte.

„Von Marianne,“ sagte Malve.

Eine seltsame Stille legte sich plötzlich um das Herz des Mannes. Es war, als träte in seiner lauten Freude eine ernste, schöne Pause ein, einer kurzen, schweigenden Andacht gleich.

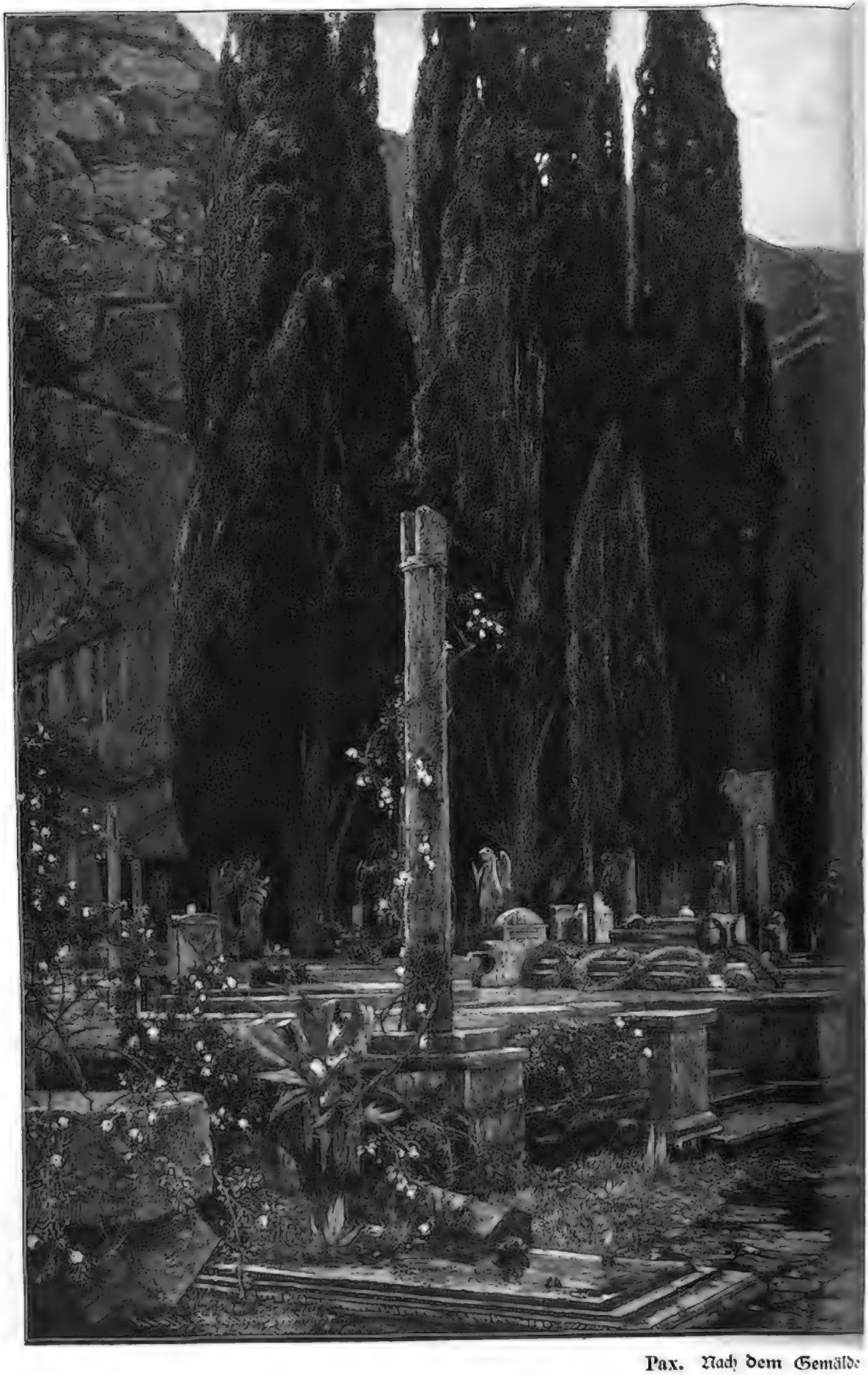
Mit einem Lächeln verscheuchte er die ihm unerklärliche Stimmung, die ihn so jäh befallen.

„Hat Marianne mir meinen kleinen Schatz gut behütet? Aber er brauchte keinen Schutz, die tapfere kleine Frau eines deutschen Seemannes weiß sich selber zu schützen.“

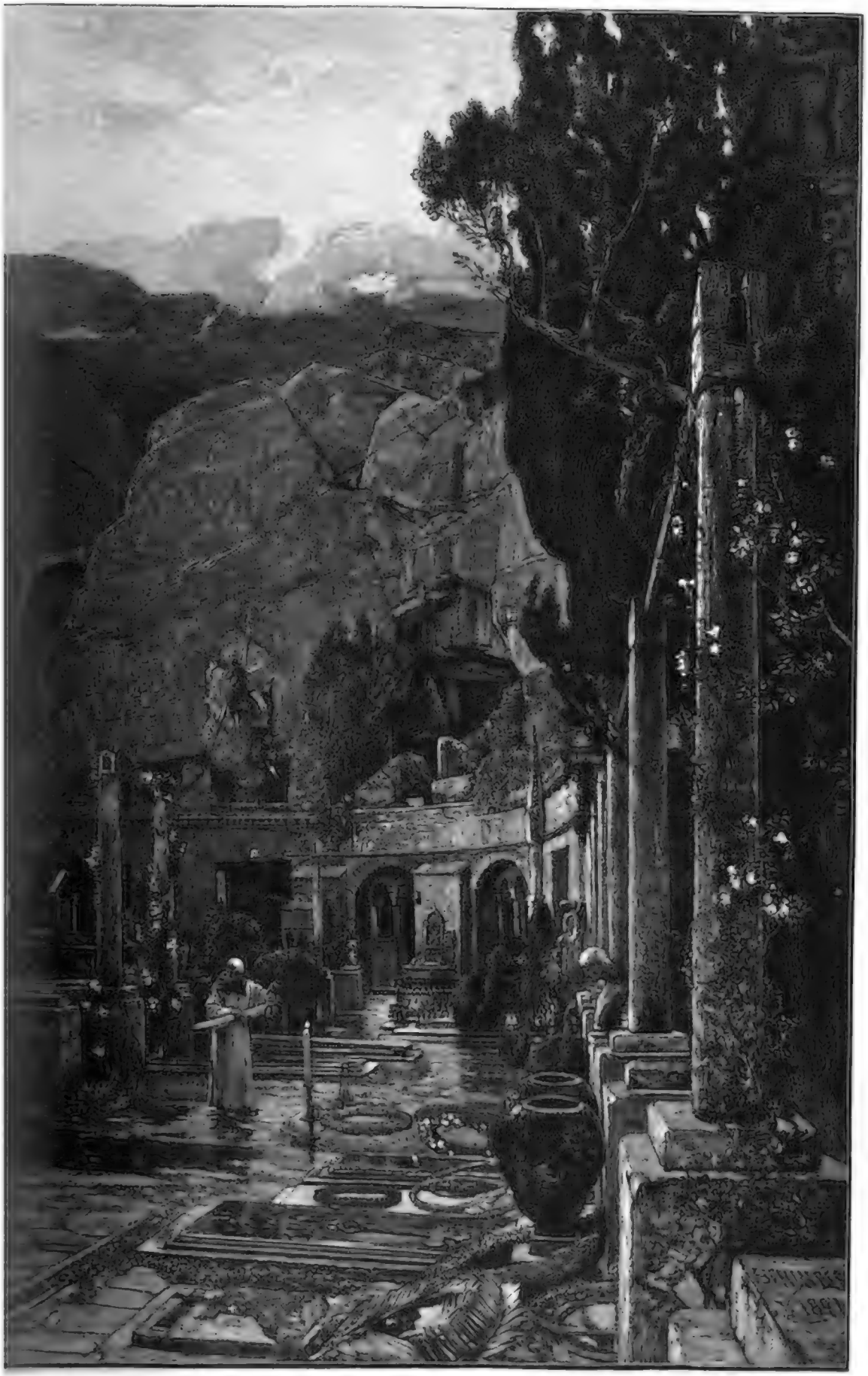
In diesem Augenblick trat Mike geräuschvoll ein. Das brave Mädchen, dessen derbe Manieren Malven ein Gegenstand der Beschämung gewesen, seit die Görne-Hellfeld sie so oft bespöttelt, erschien Malven wie ein rettender Engel.

„Die Köchin sagt, wenn nicht sofort*) gegessen

*) Glück.



Pax. Nach dem Gemälde



J. Schindler. (Seite 31.)

würd, kann sie nich dafor, wenn es allens verbraten is."

Sie hielt mit beiden Händen ihre Schürzenkanten fest und sah ihren Herrn voll Neugier, Sehnsucht und Zweifel an. Trotz des unendlichen persönlichen Selbstbewußtseins, das Mike, wie jeden holsteinischen Bauerncharakter auszeichnete, war sie sich nicht klar, ob es sich wohl schicke, wenn sie die Hand gäbe.

„Nun, Mike," sprach Günther von Hanstein mit seinem gütigsten Ausdruck und hielt ihr die Hand hin, „wollen Sie mir nicht auch guten Tag sagen?"

Mike schlug derb ein.

„Ach, wie gern, Herr Korvettenkapitän, ick freu' mi to und to dull, dat Se wedder doar sind. So'n Haus ohne Herrn, das 's man'n halben Kram. Un denn wollt' ich man fragen der anner Buricke, der mit Ihnen gekommen ist, soll der auch hier bleiben?"

„Hätten Sie etwas dagegen?" fragte der Kapitän lachend.

„Ich mein' man bloß, mit zwei Mannslente in einer Kricke, das thut nicht gut. Bei Vornehm und Gering nich," sagte Mike mit besonderer Betonung.

„Nun, heute werden Sie und die Köchin wohl den braven Gassen tüchtig verpflegen. Er hat es um mich verdient. Morgen werden wir weiter sehen. Und nun komm, mein Weib," schloß er zärtlich.

Malve nahm seinen Arm. Sie gingen in das Eßzimmer; anstatt den Weg durch den Salon und Malves kleines Gemach zu wählen, schritten sie über den Flur. Das Eßzimmer nahm den hinteren Teil des Hauses ein, so weit der Treppenaufgang ihn nicht beanspruchte. Dem großen, vierfenstrigen Raum war eine Terrasse vorgebaut, von welcher man hinabsah auf die Föhrde. Jetzt schlossen dichte Vorhänge die Fensterthüren und das saalartige Gemach war sanft erhellt.

„Ah," sagte Günther und blieb auf der Schwelle stehen.

Die großlinigen Eichenmöbel hatten sich schon immer dort befunden, sie waren von Mama Dallmer zur Aussteuer angeschafft. Aber oberhalb der Eichenpaneele, welche die untere Wandhälfte deckten, zog sich jetzt ein Sims hin, auf welchem viele Kostbarkeiten in Porzellan, altem Silber und Kristall schön geordnet waren. Auch deckte jetzt den ganzen Boden ein schöner Teppich und der schwere Kirchenleuchter, der vom Plafond herabhing, war ebenfalls neu. Ehedem, wenn Günther recht erinnerte, hatten auch nur braune Stoffgardinen vor den Fenstern gehangen, wo jetzt echte Reliins niederwallten.

Wo kam denn all der Glanz her? Wahrscheinlich Geburtstags- und Weihnachtsgaben von Malves Familie.

In diesem Augenblicke hatte Günther keine Lust, das „woher" zu erforschen. Er freute sich an dem Anblick.

„Gefällt Dir unser Eßzimmer jetzt besser?" fragte Malve, und ein froher Schein kam in ihr Gesicht, als er sagte:

„Aber bedeutend."

Es wurde ein ganz erträgliches Mahl. Mike und Krischan gingen ab und zu, wobei Mike nicht immer ganz unhörbar ihre vernichtende Kritik über des Burschen Mangel an Anstelligkeit ausübte.

Günther von Hanstein erkundigte sich nach allem, nach Mama und Petra und Marianne und ob die muntwillige Petra sich denn noch nicht bald verlobe. Malve sagte, daß es ihr zwar vorkomme, als mache Lieutenant Sellhausen der Schwester den Hof, aber —

„Nun aber?" fragte Günther, „Sellhausen ist ein prächtiger Mensch. Ich wollte, Du hättest recht. Indessen, kleine Frauen haben in diesen Dingen zu viel Phantasie."

„Nein," behauptete Malve eifrig, „ich glaube gewiß, daß er sich um Petra bewirbt. Sie wird ihn aber nicht wollen."

„Warum nicht?"

„Sie sagt, sie dankt dafür, ihren Mann ein halbes Leben, Gott weiß wo, herumschwimmen zu wissen und das andere halbe Leben in der Furcht vor neuer Trennung zu zittern. Sie sagt, sie wolle ihren Mann unter Aufsicht haben und auch ihrerseits unter Aufsicht bleiben."

„Weh ihr, wenn sie das nötig haben sollte," sprach Günther mit tiefem Ernst, „dann fehlte ihr das beste: die Achtung vor sich selbst, das Vertrauen zu sich selbst. Die Ehre des Mannes schirmt sein Weib und schirmt ihn selber. Wenn wir hinausgehen, weil unser Beruf es so befiehlt, lassen wir unser Weib zurück, im Schutz unseres Namens und unserer Stellung; indem das Weib diese achtet, dingt sie sich selbst gegen jede Gefahr."

Malve sah ihren Gatten an. Wie seine dunklen Augen blitzten — wie streng er aussehen konnte. Er war ein Mann. Es schien Malve, als müsse sie in Furcht vor ihm vergehen.

Zu ernst, zu schwer, zu anspruchsvoll für die kleine Malve — solch ein Mann.

Wie hatte sie nur einst sich so zutraulich an ihn schmiegen können? Warum war sie nicht gleich in Furcht erstorben? Malve begriff es nicht.

„Nun, kleine, was starrst Du mich so an?" fragte er und streichelte die kleine Hand, die auf dem Tisch lag.

„Ich denke oft, Du hättest eine bedeutende Frau haben müssen," sagte sie, mit einem Anflug ihrer alten, kindlichen Naivität; „ich bin zu gering für Dich."

„O, mein Liebling," rief Günther unwillig und zärtlich zugleich und küßte die kalten Finger, „sprich nicht so thörichte Sachen. Ich bin kein bedeutender Mann. Ehrlich mit meinen Aufgaben ringend, such' ich meinen Beruf ganz zu erfüllen. Das ist alles. Weil uns Männern nun das Leben schwerere Aufgaben zuweist, als euch Frauen, deshalb sind wir nicht immer die bedeutenderen. Nicht der Kopf, das Herz entscheidet den Wert eines Menschen. Und reife Männer können klein, unwürdig, andächtig sich gering dünken, vor der Herzensreinheit und Seelengröße einer Frau."

Malve brach in Thränen aus.

„Du bist allzu bereit zum Weinen," sprach er, stand auf und nahm seine Frau auf den Schoß, indem er sich auf ihren Stuhl setzte, „die Wiedersehensfreude hat Dich ganz nervös gemacht."

„Das hat sie auch," sagte Malve, trocknete ihre Thränen und saß ein weilchen still, ihr Haupt an dieser festen, breiten Schulter bergend. Sie dachte nach, was sie harmlos dem Gatten vorplaudern könne. Ihre Gedanken kehrten zu dem Eingang des Gespräches zurück.

„Ja," sagte sie, „Petra ist noch zu thöricht zum Heiraten. Auch finde ich, daß nun erst Marianne daran käme, da schon ich ihr vorangegangen bin."

Ein maßloses Erstaunen befiel den Mann.

Der Gedanke war ihm nie gekommen, daß Marianne heiraten könne. Ihrem Wesen haftete so etwas Unberührbares an, es schien, als sei ihre Seele jenseits aller Leidenschaften.

„Wen sollte sie wohl —" begann er zweifelhaft.

„O, den Professor Lazard zum Beispiel, der paßte mit seinem Ernst und seiner Gelehrsamkeit gewiß sehr gut zu ihr. Oder den Mitmeister von Hartenburg, Mamas Neffen," zählte Malve eifrig auf, froh ein Gesprächsthema gefunden zu haben.

Sie sann es unermüdlich aus, verheiratete beide Schwestern, machte Pläne für die dann vereinsamte Mama und sorgte sich, ob die Mama bei ihr oder bei Petra wohnen werde.

Günther von Hanstein hörte kaum zu. Seine Gedanken beschäftigten sich immer damit, daß in der That, für den oberflächlichen Beobachter, der Professor Lazard sehr gut zu Mariannen passen würde, aber eben nur für den oberflächlichen.

Zuletzt fing Malves unnützes Phantasiren über die möglichen Gestaltungen der Zukunft an, ihn zu martern.

„Lassen wir die Zeit das entscheiden," sagte er. „Wir wollen schlafen gehen."

Und befangen schweigend folgte Malve ihrem Gatten.

Das war um elf Uhr gewesen oder wenig später, und jetzt, in der Nacht um zwei lag der heimgekehrte Mann noch wach und grübelte über Unbegreifbares nach.

Als er sein Weib in seine Arme genommen hatte, duldete sie seine Zärtlichkeit, wie hilflos ergeben. Sie erwiderte sie nicht.

Und da begriff er es, daß sie bei seinem Eintritt, anstatt ihm um den Hals zu fallen, geweint, daß sie, anstatt ihn zu küssen, wieder nur geweint hatte. Daß ihre mädchenhafte Scheu vor ihm kein weibliches Zagen, sondern nur ein fremdes Zurückweichen gewesen.

Was war das?

Hatten die langen, langen Monate seiner Abwesenheit ihr Herz gegen ihn erkaltet? In ihren Briefen war nichts davon zu merken gewesen.

Günther von Hanstein war gewohnt, mit Besonnenheit der Gefahr ins Auge zu sehen. Wenn er ein Schiff an ferne Küsten zu leiten hatte, hing das Leben von vielen hundert Menschen von seiner kaltblütigen Berechnung, seiner Kühnheit, seiner Gefaßtheit ab. Niemals durfte die Sorge, der Zorn oder gar die Furcht sein Auge trüben. In der Schule seines Berufs hatte er früh schon gelernt, seine Leidenschaften zu meistern.

So suchte er auch jetzt, obschon eine seltsame Bangigkeit sein Herz bedrückte, sich mit Ruhe klar zu machen, was diese Veränderung in Malves Wesen zu bedeuten habe.

Er sagte sich endlich, daß die Entfernung einen gefährlichen Zauber habe; in romantischen, jungen Köpfchen umkleide sich durch sie der Abwesende mit einem besonderen Nimbus. Die Phantasie arbeitet zu sehr und die nüchterne Erinnerung hört auf die Gedanken zu regeln. So hatte Malve sich wohl aus dem Gatten einen großartigen Helden zurechtgeträumt und war durch den einfachen Menschen ernüchtert, der ihr entgegentrat. Erst die Gewohnheit, erst das neue Zusammenleben würde sie damit aussöhnen, daß sie keinem überlebensgroßen Heros, sondern einem gewöhnlichen Sterblichen vermählt sei.

Ja, so konnte es sein. Und der nächste Tag schon dürfte klar machen, ob Günther mit seiner Erklärung recht hatte. In diesen Gedanken schlief er zuletzt beruhigt ein.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neuentdeckte urgeschichtliche „Rennthierstation" bei Schaffhausen am Rhein.

Von

Dr. H. M.,

Mitarbeiter der Münchener Allgemeinen Zeitung.

Die Wissenschaft der heimatlichen Vorgeschichte in den einzelnen Kulturländern, die Prähistorie, deren Forschungsarbeit sich bis auf die allerältesten Perioden menschlicher Kulturentwicklung erstreckt, hat in den letzten Jahren unsere Kenntnis von jenen Epochen, in die wir bei uns die ältere und jüngere Steinzeit, die Höhlen- und Pfahlbautenkultur zu setzen haben, um ein Bedeutendes bereichert. Zahlreiche wohlgeordnete Museen bieten uns als „prähistorische Sammlungen" ein Gesamtbild der technischen und vegetabilen Verhältnisse, unter denen die einheimische Bevölkerung in der Diluvialzeit, in der Stein- und Metallzeit den ersten „Kampf ums Dasein" geführt hat. Die Prähistorie zeigt uns den Menschen der Urzeit zwar lange Zeit hindurch auf dem kulturellen Niveau unserer heutigen Naturvölker, allein sie zeigt ihn uns selbst in den rohesten und primitivsten Zuständen und Fertigkeiten als vollwertigen Menschen, weder als Ganz- noch als Halbaffen.

Während die goldreicheren Funde aus der formen- und farbenreicheren Bronzezeit bereits mehr das kulturhistorische Interesse herausfordern, gewinnt jeder Fund aus der ältesten Steinzeit, aus den ältesten natürlichen oder künstlichen Felsenwohnungen an kulturgeschichtlicher und anthropologischer Bedeutung, je mehr er sich der diluvialen Epoche der Erdentwicklung nähert, wo Klima, Fauna und Flora bei uns einen mehr „nordischen" Charakter annahmen, wo die Gletscher noch ragten und das Rentier und Elen des Menschen Genosse waren. Weit über die anfänglich beschränkten Grenzen der Fachwissenschaft hinaus ist die hervorragende Wichtigkeit bekannt geworden, die den Entdeckungen an der Schussenquelle in Schmeehen, in der Blaubeurer Höhle, dem Keßlerloch bei Thayngen und neuerdings in einer württembergischen Höhle beigemessen werden mußte. Nun dringt in weitere Kreise die Nachricht, daß Herr Dr. J. Nüesch in Schaffhausen bei den Felsenwänden des sogenannten „Schweizerbildes" eine neuzeitliche Niederlassung entdeckt hat, die in den einzelnen Etagen ihrer Erforschung immer größere Bedeutung für die Vorgeschichte verrieth, die an Schönheit, Mannigfaltigkeit und typischer Seltenheit der Funde alle bisherigen Entdeckungen dieser Art erreicht, ja überragt, und die allgemeines Interesse um so mehr verdient, als sie auch durch ihr Alter sich auszeichnet, indem sie in die diluviale Epoche hineinreicht und sicherlich über das vierte Jahrtausend vor Christus hinausgeht. Diese „Rennthierstation" bei Schaffhausen hat in jeder Beziehung die wissenschaftliche Teilnahme der Gelehrtenwelt wie keine andere seit langer Zeit wachgerufen.

Im Jahre 1891 hat Dr. J. Nüesch mit den Ausgrabungen begonnen, und noch ist der wackere Pionier der

Vorgeschichte mit seiner erfolgreichen Arbeit nicht zu Ende. Er hat den gesamten Hausrat der hier gesessenen Urmenschen an Waffen und Werkzeug, an Schmuck und Gerätschaften aller Art unter den Felsenabhängen hervor- und aus der Erde herausgezaubert. Nun liegen sie in charakteristischen Exemplaren vor uns — die roh zugeschlagenen Steinarte und Meißel, die Feuersteinwaffen (Pfeilspitzen, Messer, Schaber und so weiter), die Horn- und Knochengeräte; man darf sich wundern über das natürliche Raffinement, die Schärfe und Sorgfältigkeit, mit welcher hier insbesondere die — im Süden weit selteneren als im Norden — kunstvoll zugeformten Feuersteinartefakte gearbeitet worden sind. Stein, Knochen und Horn — diese Vorläufer des Metallmaterials — verstand der Urmensch mit staunenswerter Geschicklichkeit den dringendsten Lebensanforderungen entsprechend zu verarbeiten. Vom erbeuteten Tier nahm er das Material, mit dem er die wilde Tierwelt bekriegte oder der menschlichen Feinde sich erwehrte, mit dem er alle die kleinen Bedürfnisse täglicher Arbeit befriedigte. Dolche, Pfriemen, Glätter, Nadeln schuf er aus Knochen und Horn. Was jedoch die Renntierstation bei Schaffhausen ganz besonders zu einer großartigen Fundstätte erhebt, das sind die vielen Knochen- und Hornfunde, die ein beredtes Zeugnis ablegen für den regen Kunstsinn, die Schönheitsempfindung, die — Kunstgeschicklichkeit der Urbewohner, die sich in den merkwürdigen Zeichnungen äußert, von denen man sich auf Renntiergeweihstücken, auf Knochen- und Horngeräten und auf Steinen überzeugen kann. Wir besitzen ja von den Thainger Höhlenbewohnern Proben solcher natürlichen Kunstfertigkeit in den Zeichnungen weidender Renntiere, in Zeichnungen und Skulpturen vom Schaf und Rind, von Schwein und Moschusochs. Diese künstlerischen Versuche sind so naturwahr, so einfach-originell, so richtig in Form und Auffassung, daß man, im Gedenken an die sonstige „Roheit" der Verfertiger, ihre Wahrheit und Echtheit bezweifeln möchte, würde uns nicht die Ethnographie, die Kenntnis unserer modernen Naturvölker, hier einen deutlichen Lehrbeweis liefern. Natürliche Zeichnungsgabe verraten manche afrikanischen und australischen Stämme in hohem Grade, indem sie es verstehen, die sie umgebende Tierwelt in lebenswirklichen Situationen durch in den Stein eingeritzte Zeichnungen wiederzugeben. Das Wiener Museum besitzt Prachtstücke solcher Versuche, Antilopen und Strauß und anderes Getier prangen, von Buschmännerhänden gezeichnet, als Muster solcher „wilden" Kunst. Ja, kaum hatten manche ozeanischen Naturkünstler unser europäisches Pferd erblickt, da sah man in kurzer Zeit sein getreues Konterfei an Felsen und auf Steinen glänzen.

Am „Schweizersbild" nun hat diese Erfahrung für die Prähistorie eine große Bereicherung erfahren. Die eingeritzten Zeichnungen, zugleich einen Blick gestattend auf die unmittelbare tierische Umgebung des Zeichners, sind von vollendeter Fertigkeit und überraschen selbst den Kenner solcher Dinge. Von höchstem Interesse ist in dieser Beziehung, was Herr **Dr. J. Nüesch** dem Schreiber dieser Zeilen über eine von ihm aufgefundene Kalksteinplatte mitgeteilt hat. Auf derselben sieht man deutlich und wohlgetroffen Renntier, Pferd und Füllen; sogar ein Mammut zeigt sich den erstaunten Blicken, und das ist das Allermerkwürdigste an der Sache. In der Prähistorie war es keine ausgemachte Sache, ob der älteste Mensch unserer Länder in jenen Tagen eingewandert sei, wo das gewaltige Riesentier noch bei uns gehaust. Wohl kannten wir Spuren der Elfenbeinbearbeitung aus westlichen Höhlen; allein man neigte jener Ansicht zu, die den Urmenschen nur noch den Ueberresten, den toten Trümmern des Mammut begegnen läßt. Nun macht ein absolut vertrauenswürdiger, selbstforschender Gelehrter den Fund bei Schaffhausen! Wir glauben es gerne, daß die hervorragendsten Vertreter der Anthropologie gerade auf diese Kalksteinplatte ein Hauptgewicht legen. Rudolf Virchow war persönlich an Ort und Stelle und hat der großen Bedeutung der von **Dr. Nüesch** gemachten Entdeckungen fachmännische Anerkennung gezollt.

Jedenfalls wird die Arbeit des Schaffhauser Forschers auch der Verallgemeinerung der Prähistorie, ihrer teilnahmsvollen Aufnahme in allen Kreisen der Bevölkerung Vorschub leisten. Denn die Prähistorie ist eine populäre Wissenschaft wie keine andere. Sie führt auch — vorurteilsfrei betrieben — keineswegs abseits von den Prinzipien des Glaubens, sie hat im Gegenteil schon manchen Irrwahn zerstört, der sich Mühe gab, die Menschenwürde des Urmenschen als Abgeschmacktheit hinzustellen.

Erwartung.

(Hiezu das Bild Seite 29.)

Es gibt wohl in keiner Stadt fabelhaftere Existenzen als in Venedig, welches Lord Byron „das Eiland der Träume", aber auch ein „See-Gehenna" nennt. Licht und Schatten, Märchenhaftes und Prosa berühren sich nirgends schroffer als in diesem Labyrinth von Palästen, um stillose Baracken und Kanäle. Wer im Gasthof absteigt, erfährt freilich nichts davon. Die Reisenden besuchen nur die vornehmen Stadtteile; aber gerade die entlegenen bergen Abenteuerliches und Ueberraschendes in jeder Hinsicht.

Nie vergesse ich den überraschenden Anblick, der mir eines Tages in Cannaregio ward. Ich stieg aus der Gondel vor dem Palazzo Manfrin und befand mich einer ehrfurchtgebietenden Greisengestalt mit silberlockigem Haupte gegenüber, ehrfurchtgebietend, obgleich Lumpen sie umhüllten. Aus dem wahrhaft königlichen Antlitz blickten mich ein Paar wundervoller Augen an, voller Klarheit und leuchtender Tiefe.

„Ein echter Tintoretto," sagte ich zu Memmo, meinem kunstsinnigen Gondolier.

„'s ist ein Graf," flüsterte Memmo mir zu.

„Wie! ein Graf? und sammelt Lumpen in seinen Korb?"

„Ja, ja." Und der Gondolier nannte einen der bedeutendsten historischen Namen aus dem „goldenen Buche" der einstigen Serenissima Republica von San Marco, während der majestätische Alte, Cigarrenstummel und Papierfetzen vom Boden auflesend, weiterging.

„Kann ein Nobile so tief herabkommen?" staunte ich.

„Es hat damit seine eigene Bewandtnis," gab Memmo zurück, indes ich mein Skizzenbüchlein hervorzog und die Fassade eines Hauses abzuzeichnen begann.

„Nicht Verarmung trieb Don Marino auf die Straße hinaus . . ."

„Da bin ich doch neugierig."

„Er war der Sohn reicher, angesehener Eltern und seinerzeit der glänzendste Kavalier von ganz Venetien, dabei das beste, großmütigste Herz in der Brust! Und nun denken Sie sich, Signor: einige Jahre nach dem Tode des alten Grafen erfuhr Don Marino, daß sein Vater im Jahre achtundvierzig den eigenen Bruder als ‚Hochverräter' ausgeliefert habe, um dafür ein bedeutendes Blutgeld, ein ganzes Vermögen, in Empfang zu nehmen."

„Schrecklich!"

„Vierundzwanzig Stunden, nachdem Don Marino die volle Gewißheit dieser Thatsache erlangt hatte, warf er seine feinen Kleider ab, verzichtete auf jeglichen Besitz zu Gunsten der Armen von Venedig und verschwand aus den Sälen Palladios, um ein Bettler zu werden.

„Freunde und Angehörige beschworen ihn, sich irgendwo und irgendwie ein Asyl zu gönnen, aber der Edelmann entgegnete: ‚Ich büße für die Sünden meines Vaters.'

„Seitdem," fuhr mein Erzähler fort, „ward es seiner Sippe verwehrt, ihn einen Narren zu schelten und sich nicht mehr um ihn zu bekümmern. Nur ein alter Diener wartet seit mehr denn fünfundzwanzig Jahren auf die Rückkehr des Padrone. Der treue Zanetto! sieht er nicht Abend für Abend unter dem Portal des Palastes — wem dieser jetzt eigentlich gehört und welche Rechte Don Marino noch darauf hat, weiß ich nicht — und späht in jedwede Gondel, ob der geliebte Herr ihm daraus entgegenwinkt? Ja, wenn den Zanetto die Gicht plagt, muß sein Weib oder seine Tochter hinaus auf die steinerne Schwelle und — warten."

„Rudere mich den Canal grande hinan," bat ich Memmo, „daß ich das Haus des freiwilligen Martyrers anschaue."

Wir glitten an dem Prachtbau vorüber. Zwischen den gigantischen Löwenköpfen der unteren Pilaster stand ein junges Weib, ein Kind auf dem Arm . . .

„Das ist Bella, Zanettos Tochter," erklärte Memmo . . . „man könnte meinen, sie erwarte ihren Schatz . . . aber ich weiß es besser."

Gustav v. Freiberg.

Herbstnacht.

Geheimnisvoller Mondenschein
Lugt durch die dunkeln Tannen,
In holde Zauberphantasien
Den stillen Sinn zu bannen.

Ich lausche, wie so leis vom Ast
Die welken Blätter fallen;
Mir ist, ich müßte hören fast
Die schneeigen Wolken wallen.

So lautlos ist's, so tiefe Ruh',
Kein Hauch spielt in den Bäumen,
Ich schließe selbst die Augen zu,
Um friedlich fortzuträumen.

Hans Nerbeck.

„Pax."

(Hiezu das Bild Seite 24 und 25.)

Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein, so sang in seiner schlichten Weise der schwäbische Dichter. Und ob wir durch Thebens Königsgräber wandeln, in denen als seinem letzten Heim, umgeben von den Abzeichen seiner einstigen Macht, der Pharao als Hausherr uns mit mildem Lächeln zu empfangen scheint; ob wir die römischen Katakomben mit den Grabmälern der Welteroberer und den Grüften der ersten christlichen Blutzeugen durchschreiten; ob wir niedersteigen in die Kolumbarien, an deren Wänden die Aschenurnen der Hingeschiedenen gereiht sind; ob uns auf den Gräbern heimischer Totenäcker die von frommer Hand gepflanzten und gepflegten Blumen und Bäume an den Abschied von der Lust und Qual des Erdenlebens mahnen: überall umweht uns der Hauch stillen Friedens. „Das Thal des Friedens" hatte denn auch E. J. Schindler, der Lyriker unter den deutschen Landschaftsmalern, die Begräbnisstätte von San Michele bei Ragusa genannt, als er auf seinen künstlerischen Streifzügen entlang der dalmatinischen Meeresküste diesen merkwürdigen Ort traf, und rasch war denn auch eine Skizze fertig, in deren Vordergrunde zwischen Gruppen hoher Cypressen alte Grabmäler, umschlungen von wilden Rosen und Strauchwerk, sichtbar waren, und vergilbte Kränze und Palmblätter Steinplatten und Erdhügel bedeckten, während im Mittelgrund ein Hain von silbertönigen Oelbäumen sich erhob und eine hohe Felswand rückwärts das Thal begrenzte.

Viele Skizzen, mit mehr oder weniger eingreifenden Aenderungen, insbesondere aber eine Reihe von Briefen, die er über den Gegenstand mit dem ihm befreundeten Erzherzog Johann, Johann Orth, wechselte, zeugen für den Ernst und Eifer des Künstlers, die von der Natur gegebenen Motive in seinem poetischen Empfinden und seinem künstlerischen Anschauen ausreifen zu lassen, bis zum Schlusse das Werk entstand, dessen grandiose Eigenart er durch das kleine, inhaltschwere Wort Pax (Friede) bezeichnen konnte.

Beim Eindruck dieses Bildes erneuert sich dem Beschauer der Eindruck, den er etwa bei der „Toteninsel" von Böcklin empfangen, dem Meister, mit dem sich der lyrisch gestimmte Schindler öfter begegnete als man auf den ersten Blick denken sollte. Wir sehen die Ruhestatt der Toten eingegraben in die blaugrauen Felsen des Karstes, aus denen kein Ausblick als der zum Himmel hinauf. Aber eine gütige, oder wenn man lieber will, fühllose Natur läßt auch von diesem Boden Moos aufkeimen, Aloën gedeihen, wilde Rosen sich um das Gestein schlingen und Cypressen aufragen. Ein einsamer Mönch durchwandelt die felsige Nekropole und zündet Kerzen an, zum Zeugnisse, daß etwas den Tod überdauert, das Gedächtnis der Menschen. Man kann lange dieses Bild betrachten, oft zu ihm zurückkehren, sich nicht genug thun mit Träumen und Gedanken, die es weckt: immer wird es ein Gefühl süßen Friedens sein, das bei seinem Anschauen in uns aufsteigt.

R. L.

Meraner Winzerin.

(Hiezu das Bild Seite 32.)

Die schönste Zeit in Meran ist doch der Herbst. Wenn man hinaufsteigt auf den Segenbühel, den höchsten Punkt des Kichelberges, und wirft einen Blick hinaus in das an Burgen so reiche Etschthal, so muß man rufen: es ist fürwahr ein von Gott gesegneter Erdenwinkel, das Burggrafenamt. Ja, ja, die alten Herren wußten recht gut, warum sie so zahlreich in diesem Thalkessel ihre Burgen bauten, ihre Burgen mit den mächtigen, hochgewölbten Kellern, wo die Fässer in langer Reihe lagern. Die Klöster aus Bayern wußten recht gut, warum sie sich hier so viele Besitze erwarben. Hier gedeiht der Opferwein in seltener Güte, dieser Trostspender für so viele Genüsse des Lebens, welche den Herren versagt sind.

Weit in der Ebene dehnen sich die Obstanger aus, auf welchen das edle Meraner Obst gezogen wird, der Stolz des ganzen Landes. Der köstliche Rosmarin, der duftende Calville, der Marschanzger Apfel, in aller Welt bei Feinschmeckern bekannt. Dann die Butterbirne in vielleicht zehn Sorten, jede von einer Güte, daß man sie in Gesängen lobpreisen könnte.

Dort aber, wo der Boden hügelig zu werden beginnt, da macht sich die Rebe breit. Sie wird hier laubenartig gezogen, denn die edle Vernatsche soll nicht direkt der Sonnenglut ausgesetzt sein. Diese Rebengelände ziehen sich hinauf bis in das Mittelgebirge, wo man die Edelkastanie in förmlichen Wäldern findet.

Der Weinbau ist der Haupterwerb der Meraner Bauern. Man kann sich von der Fruchtbarkeit des Bodens einen Begriff machen, wenn man weiß, daß zwischen den Rebenreihen noch Mais oder Korn gezogen wird, dann zu beiden Seiten Bohnen und endlich ganze Reihen von Pfirsichbäumen. An den Mauern der aufsteigenden Weinfelder zieht man Spalierobst, Feigen und Granatäpfel.

Die schönste Zeit ist doch der Herbst in Meran, das kann ich guten Mutes wiederholen. Da macht der Bauer ein vergnügtes Gesicht und schlägt in seinem Keller ein frisches Faß guten, alten Weins an.

Magd und Knecht sollen gut leben, wenn sie die herrliche Gottesgabe winzern und manchen Jauchzer, manch lustiges Lied hört man von der Höhe, und der Wanderer, wenn er vorüber kommt, wird freundlichst eingeladen.

„Nimm her und kost a mol insere Weinbeer (Trauben) und trink an Schluck Wein derzua, daß Alts und Neus zammenkimmt."

Und über den schmalen Steig kommt die dunkeläugige Winzerin geschritten. Zweige vom Weinstock trägt sie auf dem Kopfe, weiße und blaue Trauben im Korbe, damit will sie das Kreuz am Wege schmücken, ein Zeichen der Dankbarkeit, daß der liebe Herrgott heuer so reichen Segen gespendet und Hagel und Unwetter ferne gehalten hat. Dann umschwärmen gefräßige flinke Vöglein das Kreuz und kosten von dem Opfer.

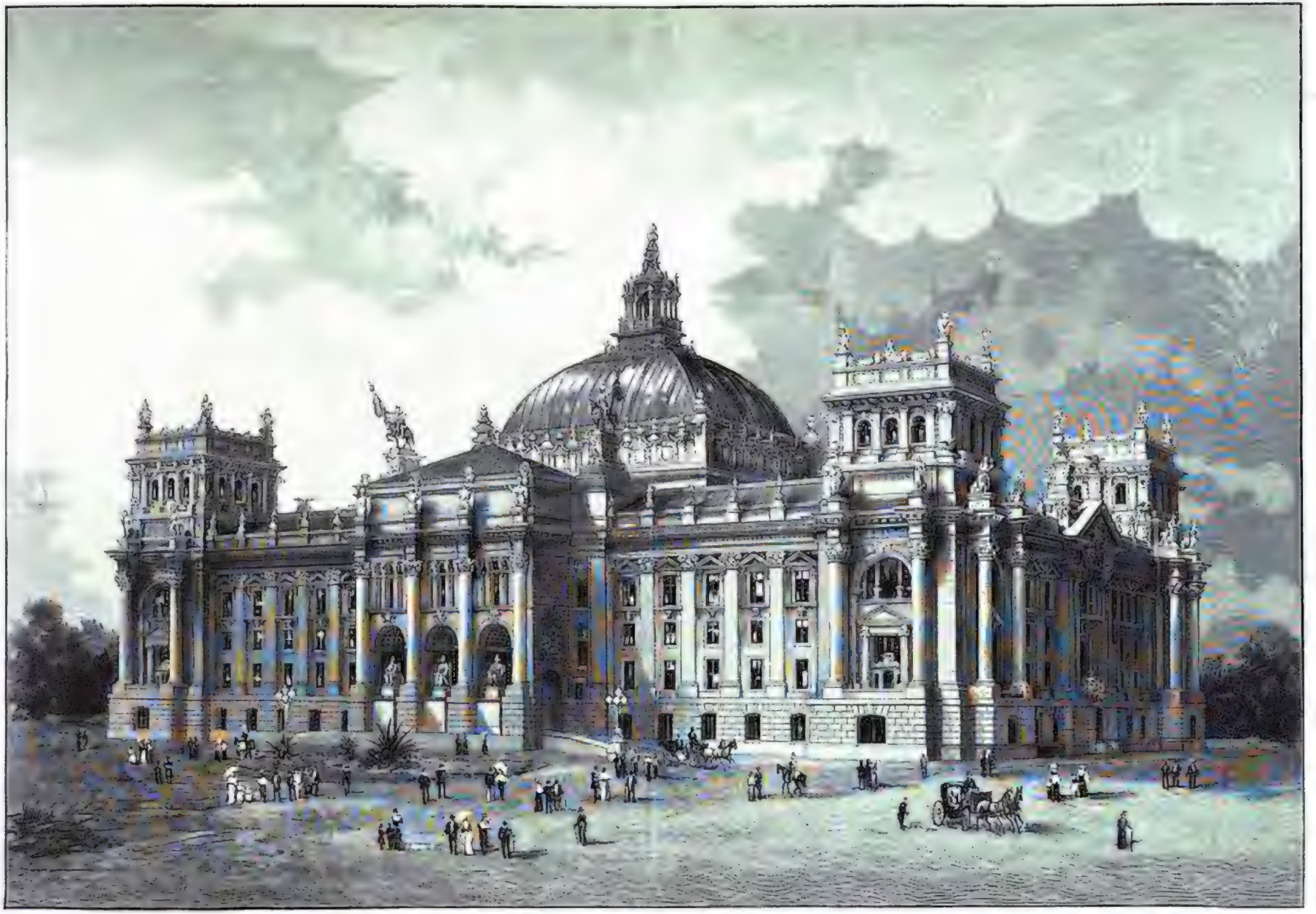
Hinten aber, im Dunkel der Laube, steht der Saltner (Weinhüter), ein stämmiger, sonnenverbrannter Bursche, in seinem ledernen Wams mit den kurzen Kniehosen.

Der schlingt seine Arme um die Schultern der Winzerin, das Köpfchen dreht er ihr sachte auf die Seite, denn da weiß er etwas, was ihm süßer schmeckt, als alle Trauben der Welt. Ein heller Juchschrei bestätigt dies.

Karl Wolf.

Digitized by Google

Meraner Winzerin. Nach dem Gemälde von M. Wunsch. (Seite 31.)



Das neue deutsche Reichstagsgebäude: Ost-Fallade. Nach den Plänen von Paul Wallot.

Der Irrweg.

Künstler-Roman

von

Robert Misch.

(Fortsetzung.)

Für Hansens Bild wurde bedeutend weniger geboten und bezahlt. Erst hatte er geschwankt, ob er sein Erstlingswerk nicht lieber in sein eigenes Atelier hängen solle — „als einzige Krähe unter so vielen Singvögeln", wie Karnack sagte, der zuweilen beißend werden konnte. Endlich gab er es hin, um doch einmal das „wonnige Bewußtsein" auszukosten, Geld zu verdienen. Aber er fand es am anderen Tage zu seiner großen Ueberraschung an hervorragender Stelle im elterlichen Prunksalon wieder. Mit einem halb spöttischen, halb freudigen Schmunzeln teilte ihm der Vater mit, er selbst habe seinem Sohne dies „wonnige Bewußtsein" verschaffen wollen.

Seitdem waren wieder einige Jahre verflossen, in denen Hans seiner weiteren Ausbildung lebte. In allen Winkeln und an allen Wänden seines Ateliers standen und hingen Skizzen, angefangene Entwürfe und Porträts, die niemals vollendet wurden. Er wollte sich dazu zwingen, aber es ging nicht. Seine Kraft erlahmte bald. Sowie er bis zu einem gewissen Punkte der Ausführung gelangt war, gefiel ihm „das Ding" nicht mehr.

Miene und Ton seines Vaters, wenn er mit ihm sprach, wurden immer spöttischer, je länger dies Treiben dauerte. In seiner Mutter fand der junge Maler, der sein dreißigstes Jahr bereits überschritten, eine beredte Verteidigerin. In ihren Augen war Hans ein gottbegnadetes Talent, das die Welt eines Tages anstaunen würde. Sie konnte nicht genug Worte zur Verteidigung ihres Lieblings finden.

Uebrigens, wozu brauchte sich ihr Junge so furchtbar abzuquälen? Sie liebte die Ruhe und Behaglichkeit und konnte stundenlang ohne Beschäftigung oder mit einer leichten Lektüre auf dem Sofa liegen. Das wohlgeordnete, reiche Hauswesen ging doch seinen Gang, auch wenn sie sich nicht überanstrengte. Und so würde es ja wohl auch bei ihrem Hans gehen. Wenn er langsam, ganz langsam, ohne Uebereifer und Ueberarbeitung seines Weges zog, würde er gerade so sein Ziel erreichen wie die anderen, die sich um das tägliche Brot abquälen mußten. Aber das hatte ja sein Vater in der Jugend besorgt, nun sollte es der Sohn eben besser haben. Warum ihr „Alter" das dem Hans nicht gönnen wolle?

„Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!" war seine Antwort.

„Ja, der Goethe hatte gut reden! Für den hatte sein Vater auch gesorgt, er war ein vermöglicher Patrizierssohn, dem alles von selbst zufiel. Ich kann nicht finden, daß er sich, besonders in seiner Jugend, überarbeitet hat!" erwiderte Frau Wieborg.

„So? Na, Goethe hat in jungen Jahren den Götz und den Werther geschrieben. Hans ist jetzt mehr als dreißig. Und was hat er geleistet?"

„Ja, malen ist auch schwer! Ehe man die Technik weg hat —"

„Das sprichst Du Deinem Sohne nach, meine Liebe! Das sind so seine Redensarten! Ich verlange ja auch nicht, daß er schon jetzt ein berühmter Mann sei . . . ach, ich glaube überhaupt nicht, daß er es je wird . . . aber arbeiten kann er doch wenigstens, wie sein Freund Baltes."

„Der hat's freilich nötig als der Sohn eines kleinen Schulmeisters! Ich begreife gar nicht, warum Du Hans das Leben so schwer machen willst. Wie man sich überhaupt das Leben schwer machen kann!"

Papa Wieborg seufzte und wendete sich ab, um das bittere Lächeln zu verbergen, das über seine Züge flog. So ging es immer, und er fühlte sich nicht stark genug, ein Machtwort zu sprechen.

Er hatte die Firma, die er von seinem Vater übernommen, mit Energie in die Höhe gebracht, oft unter den schwierigsten Verhältnissen. Aber seiner Frau und seinem Sohne als strenger Herr und Gebieter gegenüber zu treten, das vermochte er nicht. Schmollen, Thränen, kalte, beleidigte Mienen konnte er nicht ertragen — lieber gab er seufzend nach. Und dann war ihm jede Erregung verboten, seines Herzens wegen, das nicht ganz regelmäßig funktionirte.

„Sie können achtzig Jahre alt werden," hatte ihn der Arzt beruhigt. „Ich sage das nicht, um Sie durch falschen Trost zu täuschen — es ist meine wirkliche Ueberzeugung. Aber Sie müssen sich schonen in jeder Beziehung. Kein Aerger, keine Aufregungen, keine Sorgen! Gehen Sie alledem wie Gift aus dem Wege!"

Und so schwieg er still, der ruhige, klare Mann und lächelte in bitterer Ironie. Mit seinem gutmütigen Sarkasmus, den sein Sohn so sehr fürchtete, half er sich darüber hinweg.

*

„Bitte, melden Sie mich Herrn Professor Löwe!"

„Herr Professor ist nicht zu Hause, aber das gnädige Fräulein ist da!"

„So melden Sie mich dem Fräulein!"

Das weißbeschürzte, saubere Dienstmädchen nahm Hansens Karte und führte ihn in ein kleines Wartezimmer, das wohl zugleich der Arbeitsraum des Professors war.

Er blickte sich neugierig um. Einfach ausgestattet, etwas altväterisch, aber ganz behaglich! Man spürte die weibliche Hand, die dies alles in Ordnung hielt. An den Wänden hingen Zeichnungen und Aquarelle — keine Kunstwerke, aber gar nicht übel in der Ausführung — die Farben mitunter grell, die Zeichnung aber stets korrekt und sauber. Jedenfalls Produkte von der Hand des alten „Löwen". Die meisten stellten amerikanische Landschaften und Genrestücke dar.

Hinter ihm öffnete sich die Thür und Fräulein Hanna, die blonde Nixe vom Tegernsee, streckte ihm freundlich die Hand entgegen. Wie hübsch sie aussah in dem weißen Morgenkleid, das ihre zierliche, schlanke Figur knapp umspannte! Das goldblonde Haar hatte sie gleich einer Krone ums Haupt geschlungen, und die Despreggerfrisur hob ihre zarte englische Schönheit. Und diese merkwürdigen Augen, die ihn jetzt freundlich anstrahlten!

Sie lud ihn ein, ihr in das Wohnzimmer zu folgen, wo Baltes bei seinem Eintritt verlegen vom Stuhle aufsprang.

„Sie treffen hier einen guten Bekannten," sagte das junge Mädchen lächelnd.

Ei, dieser Baltes! Er hatte sich die Nixenaugen auch einmal in anderer Beleuchtung anschauen wollen. Hans konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, weshalb; aber es war ihm unangenehm, den Freund hier im tête-à-tête mit der jungen Dame zu treffen.

Unbefangen lud ihn diese ein, Platz zu nehmen. Er blickte sich fast erstaunt um, einen so behaglich comfortablen Eindruck machte das Zimmer. Ueberall waren kleine Ruheplätzchen und Sitzgelegenheiten verteilt, die zu behaglichem Ausruhen und Plaudern einluden, dazwischen allerlei Dekorations- und Kunstgegenstände. Nichts Kostbares, nichts was große Geldauslagen verriet, aber doch alles in einem abgeklärten Geschmack, der auf künstlerische Anlagen schließen ließ.

Hans gab diesem Eindruck unverhohlen Worte.

„Ein reizendes Zimmer! Schon daran erkennt man die Künstlerin in Ihnen!" sagte er verbindlich.

„Künstlerin?" Sie zuckte verächtlich mit den Achseln. „Ich bin nicht so anspruchsvoll, mich dafür zu halten."

„Aber Sie sagten doch selbst, daß Sie auf Porzellan —?"

„Da hier alles malt in München, und ich günstige Gelegenheit fand — das ist nichts als ein Stückchen soziale Frauenfrage. Jedes Mädchen ohne Vermögen sollte etwas lernen, womit sie im Notfall ihr Brot selber verdienen kann."

„Ich finde, daß Sie Ihre Kunst sehr materiell auffassen, Fräulein Löwe" rief Hans lachend.

„Ach, wenn ich Künstlerin wäre, wenn ich ein großes Talent besäße! . . . Pah, das sind doch nur Spielereien! Aber es ist etwas Schönes darum, selber Geld zu verdienen. Es hat für mich einen eigenen Reiz, sich sein Leben selbst zu ‚machen', wie sie drüben sagen."

„Da schlägt Ihnen die amerikanische Abstammung in den Nacken! Verzeihen Sie, aber für eine junge Dame —"

„Finden Sie diese Anschauungen sonderbar, nicht wahr? Kann sein, aber das Leben ist doch verteufelt ernst, Herr Wieborg!"

Was sie zuweilen für Kraftausdrücke gebrauchte! Es berührte Hans ganz sonderbar, sie so sprechen zu hören.

„Nun ja," entgegnete er langsam, „ernst, aber doch auch schön! Und darum soll man es genießen, so lange man kann und so lange man jung ist."

„Und wann soll man arbeiten?"

„Nun, das — dazu hat man immer noch Zeit genug."

„Arbeiten Sie nicht gern?"

„O ja . . . aber wenn ich offen sein soll, mit Maß! Ich bin allerdings in der glücklichen Lage, es nicht nötig zu haben . . . überanstrengt habe ich mich noch nicht."

„Das weiß Gott!" rief Baltes lachend.

„O, einen Mann, der nur genießt und nicht arbeitet, kann ich nicht achten! Und der Künstler hat die doppelte Verpflichtung dazu . . . er darf sein Talent nicht rosten lassen."

„Es ist merkwürdig," dachte Hans, „wie mich dies Thema heute verfolgt." Er zuckte gleichmütig mit den Achseln und fragte schnell, um davon abzulenken:

„Kann man nicht ein Produkt Ihres Kunstfleißes zu Gesicht bekommen?"

„O, das wage ich gar nicht, wirklichen Künstlern zu zeigen. Uebrigens, ich male diese Kindereien meist auf Bestellung und habe nur Kleinigkeiten hier."

„Wer das auch von sich sagen könnte: nur auf Bestellung arbeiten! O glückliche Porzellanmalerei!" rief Hans in komischer Begeisterung. „Aber ich lasse nicht locker, bis ich Ihre Kunst bewundert habe."

Nach einigem Sträuben brachte Hanna einige Teller und Vasen herbei, die teils noch in der Ausführung begriffen waren, teils schon den Brand hinter sich hatten. Wenn auch keine üppige Phantasie aus diesen Stillleben und kleinen humoristischen Genrebildchen sprach, alle zeugten sie von einem graziösen, feinen Geschmack und einer durch großen Fleiß und lange Uebung erworbenen Kunstfertigkeit.

„Leider ist man beim Porzellan so in den Farben beschränkt," klagte sie, „daß dabei von einer freien Entfaltung nicht die Rede sein kann. Alles Technik! Und gerade das Schönste mißlingt oft beim Brand."

*

„Kommst Du mit zu mir?" fragte Baltes, als sie sich verabschiedet hatten und nun vor dem Hause des Professors standen in einer jener ruhigen, breiten Straßen, die Münchens Zentrum gleich einem Kranze umgeben.

Hans, der wie so oft nicht recht wußte, was er mit seiner Zeit anfangen solle, sagte zu. Baltes wohnte weit draußen in der Nähe der Theresienwiese, wo sich die gewaltige Kolossalfigur der ehernen „Bavaria" erhebt, und wo Luft und Licht noch nicht durch hohe Mieten für einen armen Maler verteuert waren. Hier befand sich in einem dreistöckigen Hause das Atelier des jungen Künstlers, die ehemalige glasgedeckte Werkstätte eines Photographen, der hier draußen um einige Jahrzehnte zu früh hatte ein Geschäft machen wollen.

Eine spekulative Beamtenwitwe mietete nach seinem unfreiwilligen Auszug Atelier und Wohnung in der nicht getäuschten Hoffnung, einige junge Maler als Mieter und Pensionäre zu gewinnen.

Eine spanische Tapetenwand teilte den großen, lichterfüllten Raum in zwei Ateliers, zu deren beiden Seiten sich zwei kleine Zimmer befanden. Hier hauste auf der linken Seite Baltes, während rechts ein junger, von Baltes und seinen Freunden „das Kirchenlicht" getaufter Maler seine fromme Kunst ausübte. Er nannte sich mit seinem bürgerlichen Namen Lahmel und stammte vom Niederrhein, aus der Gegend von Kevelaar, wo noch immer wie zu Heines Zeiten Wallfahrt und Kirche eine große Rolle spielen. Als der Sohn des Küsters und Mesners hatte er schon in frühester Jugend im weißen Chorhemd das Rauchfaß geschwungen. Die Kirche und ihre Diener waren ihm vertraut und standen seinem Herzen und Ideenkreis nahe. Was Wunder, daß er seine Kunst ihrem Dienste weihte, als sich die ersten Spuren malerischer Begabung bei dem Knaben zeigten.

Er kam zu einem Kirchenmaler in die Lehre. Geistliche Stipendien und reiche Prälaten halfen dem jungen,

begabten Menschen weiter, den man nach Düsseldorf und später auf seinen Wunsch nach München schickte. Einflußreiche Empfehlungen verschafften ihm auch hier die Gönnerschaft von Bischöfen und anderen Kirchenoberen, die ihn mit Aufträgen reich bedachten zu Altarbildern und anderen frommen Schildereien. Manch stattlicher, wohlbeleibter Prälat ließ sich in dem schlichten Atelier an der Theresienwiese abkonterfeien. So konnte es nicht fehlen, daß allmälich der Wohlstand bei dem „Kirchenlicht“ einkehrte. Längst hätte er sich eine behagliche Wohnung und ein künstlerisch ausgeschmücktes Atelier in einer der besseren Straßen der Stadt vergönnen können, aber es hielt ihn mit eisernen Klammern in der „Grotte“ fest, wie sie ihre Künstlerklause nach dem Namen der Wirtin, der Frau Grotte, benannten.

Allmälich aber, wie er sich als Künstler und Mensch entwickelte, begann der Kirchenmaler sich innerlich immer mehr von seinen Jugenderinnerungen loszulösen. Ein heißes Begehren nach der schönen, großen Welt und ihrer künstlerischen Abschilderung schlich sich in sein Herz ein. Aber die goldenen Fesseln, mit denen sie ihn umwunden hatten, waren zu stark, als daß er sie hätte so leicht sprengen können. Dazu bedurfte es einer Kraftnatur oder jener stillen, zähen Idealität von Baltes, der nicht um Fingerbreite von seinem Wege abwich trotz Not und Armut. Ein Gefühl brennenden Neides, das er früher nicht gekannt, erfaßte ihn den Arbeiten und Erfolgen des strebsamen, begabten Atelliergenossen gegenüber.

Hinter dem trennenden Vorhang, der das „Reich Gottes“ von dem „des Satans“ trennte, auch „Himmel“ und „Hölle“ genannt, schielte er oft hinüber nach den Schildereien des glücklicheren Kollegen, der in den Spuren Böcklins und Gabriel Max' wandelte, zwar noch nicht seine Eigenart gefunden, aber doch schon die Löwenklaue erraten ließ. Nixen und Nymphen, selige und unselige Wasser- und Waldfrauen, mit wenig oder gar keinem Gewande angethan, waren Baltes' Spezialität, und in den keuschen, edlen Formen dieser nackten Gestalten verriet sich die keusche und ideale Phantasie des jungen Künstlers.

Noch fehlte ihm die starke Eigenart der Ideen, der Erfindung und Ausführung, jenes gewisse Cachet, das nur den Bildern eines großen Meisters eigen ist und uns auf den ersten Blick dessen Hand erraten läßt. Aber es hatten sich doch schon Liebhaber für seine Arbeiten gefunden, so daß er seit einiger Zeit ohne Sorgen leben und das Zeichnen für illustrirte Zeitschriften nach und nach aufgeben konnte.

Während Baltes sich jetzt an die Ausführung eines „Arabischen Märchens“ gemacht hatte, mußte das Kirchenlicht einen dicken, reichen Domherrn konterfeien, dessen schwammige Züge nicht gerade sehr reizvoll für ein Malerauge waren. Außerdem pinselte er im Auftrag einer niederbayrischen Landkirche an einer Madonna mit den sieben Schwertern, bei deren Bestellung der biedere Pfarrer ausdrücklich gewünscht hatte, daß nur ja die Schwerter und die Wunden recht deutlich zu sehen seien, damit es den Bauern beim Anblick des Bildes kalt über den Rücken laufe.

Die Madonna hatte er wohl schon zwanzigmal herstellen müssen, ebenso oft die Hauptheiligen. Wenn er dabei nur seinen eigenen modernen Ideen hätte folgen dürfen! Aber man schrieb ihm genau vor, wie er es zu machen habe, und hielt sich dabei natürlich an die von den großen Renaissancemalern festgelegten Typen, wie sie seit Jahrhunderten in der katholischen Kirche üblich sind.

Die lilientragenden Engel und das ganze Drum und Dran der kirchlichen Schablone waren dem Maler zum Ueberdruß geworden. Aber wehe ihm, wenn er es gewagt hätte, diese breite, ausgetretene Heerstraße zu verlassen und etwa den Bahnen Meister Uldes und seiner Anhänger zu folgen! Er wäre in die künstlerische Acht erklärt worden und hätte seine geistliche Kundschaft unfehlbar eingebüßt. So trottete er denn weiter im ausgetretenen Geleise der sogenannten „idealen Richtung“ alten Stils. Aber sein Herz sehnte sich nach der Fleischeslust der „höllischen“ Seite.

Als Baltes und Hans das Atelier betraten, stand der bäßliche, kleine, schwarzborstige Heiligenmaler vor dem Märchenbild seines jüngeren Kollegen, hatte die Hände in die Hosentaschen gesteckt und betrachtete das glühende, farbenfreudige und duftige Gebilde mit finsterer Miene, während er leise vor sich hinsprach und dazwischen pfeifende Töne ausstieß, wie es seine Gewohnheit war.

Als er die beiden Freunde sah, machte er mit einem kurzen Kopfnicken Kehrt und verschwand hinter seiner Wand. Hans, der es liebte, mit dem schwarzgalligen Gesellen seinen Scherz zu treiben, rief ihm lachend nach:

„Ei, ei . . . Sie haben ja schon wieder von der verbotenen Frucht genascht, Lahmel!“

Ein höhnisches Lachen kam statt einer Antwort. Erst nach einer Weile hörte man es über die spanische Wand wie im Selbstgespräch:

„Wenn ich so viel Kobalt und Berliner Blau verbrauchen wollte bei meinen Heiligen! Mit Asphalt malen — freilich, das leuchtet; aber in fünf Jahren ist's schmierig und rissig.“

„Recht so, lieber Lahmel,“ rief Hans lachend zurück, „wenden Sie sich nur wieder dem Himmel zu! Erstens ist es für Ihr Seelenheil besser, und dann ist's auch leichter und einträglicher.“

In diesem Moment pochte es an die Thür, die von dem dunklen Gang in die Baltes'sche Abteilung führte. Vor dem Oeffnenden stand ein junges Mädchen, das den beiden Malern einen kurzen Gruß zunickte und schnell hinter einem kleinen Verschlage verschwand. Es war Angela, das bestellte Modell, eine brünette, üppige Schönheit, die hauptsächlich für vornehme Damen auf altvenetianischen Maskenfesten, für Römerinnen am Brunnen und die Judiths, Esthers und andere biblische Berühmtheiten stand. Angeblich war sie in Italien geboren; man vermutete aber, daß sie nur einen italienischen Vater habe.

Schon nach unglaublich kurzer Frist trat sie als Fee hinter dem Schirme hervor. Es war allerdings nur ein leichtes und durchsichtiges Schleiergewand, das sie angelegt hatte und das ihre Reize ins volle Licht treten ließ. Mit einem koketten Lächeln nahm sie die vorgeschriebene, liegende Stellung auf einem Ruhebett ein.

Baltes machte sich an die Arbeit, und Hans sah voll Interesse zu, wie sich Strich an Strich fügte und der junge Künstler oft minutenlang an einer Farbenmischung herumprobirte, bis sie seinen Wünschen entsprach.

Eine Weile herrschte tiefstes Schweigen. Von der anderen Seite hörte man nur des Kirchenlichtes leises Pfeifen und zuweilen ein Niesen und Lachen, untermischt mit unverständlichen Tönen und Worten. Baltes' Besucher und Freunde waren daran gewöhnt und beachteten es kaum mehr.

Plötzlich öffnete sich die Thür, und ein dicker Herr im langen, schwarzen Gewande des Priesters blickte verwundert auf die leichtbekleidete Dame, fuhr entsetzt zurück und stieß einen dumpfen Laut aus:

„Wenn ich gewußt hätte, daß Sie solche Bilder malen! . . . Ich bin doch recht bei Herrn Lahmel?“ stotterte der dicke geistliche Herr und wendete verlegen sein Antlitz ab.

Baltes, der an dergleichen Verwechslungen schon gewöhnt war, deutete mit dem Pinsel nach der Verbindungsthür und sagte mit einer gewissen, vergnüglichen Höflichkeit, die nicht ganz frei von Schadenfreude war:

„Dort ist der Himmel und Herr Lahmel!“

Worauf der würdige Herr, „ein neuer Hunde“, wie Hans ihn boshaft mit lauter Stimme anmeldete, schnellen Schrittes dorthin verschwand. Man hörte nur die Begrüßung, dann zogen sich die Herren in das kleine Zimmer des Malers zurück. Es entsprach dies der gegenseitigen Abmachung, die Verhandlungen geschäftlicher Natur nur hinter geschlossenen Thüren vorzunehmen. Nach einiger Zeit hörte man sie zurück kommen. Lahmel zeigte und erklärte seinem Besucher die vorhandenen Bilder und Entwürfe, der seinem Wohlgefallen unverhohlen Ausdruck gab. Dann, nachdem sich der Priester vorsichtigerweise durch die andere Thür entfernt hatte, wurde es wieder ruhig in der Künstlerwerkstatt.

„Was macht denn eigentlich Klein-Hedwig?“ unterbrach Hans das Schweigen. „Man sieht sie ja gar nicht mehr!“

Das Pfeifen auf der anderen Seite hörte plötzlich auf. Und als ob es nur auf dies Stichwort gewartet hätte, erschien in der geöffneten Thür ein junges Mädchen, das Miene machte, sich wieder zurückzuziehen, als es das Modell bemerkte. Doch blieb sie zögernd stehen. Hans näherte sich der kleinen, zarten Elfengestalt und bot ihr freundlich die Hand. Hedwig blickte ihn mit ängstlichen, verschüchterten Nehaugen an und die Hand, die sie ihm bot, zitterte merklich.

„Guten Tag, Fräulein Hedwig!“ rief Hans freundlich. „Aber was haben Sie denn, liebes Kind? Hat man Ihnen etwas gethan?“

„O nichts, Herr Wieborg!“ flüsterte das junge Mädchen, das fast noch ein Kind war, befangen.

„Ich habe Sie ja schon eine Ewigkeit, mindestens aber eine Woche nicht mehr gesehen, Hedwig!“ nickte Baltes ihr freundlich zu, ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen.

„Ich konnte nicht . . . ich hatte nicht Zeit . . . ich wollte . . . ich wollte wieder einmal zusehen“ . . .

Ihre Augen glitten dabei scheu an Angela vorüber, welche mit ruhigem Gleichmut und dem ewigen Modellächeln auf den Lippen ihre Stellung beibehielt und die Kleine gar nicht zu bemerken schien.

„Aber ich will doch lieber zu Herrn Lahmel hinein gehen!“ fügte sie zögernd hinzu.

Von der anderen Seite kam es wie ein knurrender Ton; dann hörte man ein Fallen und Poltern, wie wenn einer allerlei Gegenstände von einem Stuhl herunterwirft.

Die Kleine verschwand darauf ebenso unhörbar, wie sie gekommen war, auf der himmlischen Seite. Wieder herrschte eine Weile tiefes Schweigen in dem Atelier, das plötzlich durch ein klapperndes Geräusch vom Korridor her unterbrochen wurde. Auf einen heimlichen Wink von Baltes eilte Hans auf den Zehen zum Eingang, den er plötzlich aufriß. Eine weibliche Gestalt, die offenbar durchs Schlüsselloch zu blicken versucht hatte, taumelte erschrocken zurück.

„Treten Sie nur näher, Fräulein Grotte!“ rief Baltes ironisch. „Sie können es viel bequemer haben als durchs Schlüsselloch. Wie Sie sehen, nur eine harmlose Modellsitzung!“

Die Angeredete folgte nicht allzu verlegen der Einladung.

„Ich habe nur meine Schwester gesucht,“ erwiderte sie mit harmloser, unbefangener Miene, die von den verschmitzten, ruhelos umherstreifenden Augen Lügen gestraft wurde.

Es gab einen klappernden Ton, sobald sie den linken Fuß aufsetzte, denn sie trug ein künstliches hölzernes Bein, das sie sehr geschickt zu gebrauchen und zu verbergen verstand.

„Ihre Schwester ist dort!“ sagte Baltes, ohne sich beim Malen stören zu lassen. Sein Ton und seine Miene verrieten eine gewisse Geringschätzung, die Fräulein Grotte indessen nicht zu bemerken schien.

Sie humpelte in den gegenüberliegenden Raum, wo das Kirchenlicht an seiner Madonna pinselte. Auf einem Ruhebett neben dem Fenster saß Hedwig, die sich im hellen Lichte des Spätsommertages, dessen Reflexe ihr goldenes, welliges Haar wie mit einer flimmernden Krone umwoben, selbst wie eine kleine Heilige ausnahm. Der Maler schien sie gar nicht zu beachten; nur sein Pfeifen hatte er eingestellt. Sie starrte vor sich hin, die Arme über die Kniee verschränkt, regungslos wie eine Statue.

„Du möchtest doch hinüberkommen, die Mutter braucht Dich!“ redete ihre Schwester sie an.

Hedwig schreckte zusammen und wurde ganz blaß. Sie schüttelte verneinend das Haupt.

„Aber so komm doch! Wenn die Mutter es wünscht!“ . . .

„Nein, nein,“ rang es sich angstvoll von den Lippen des jungen Mädchens. „Lassen Sie mich hier — bitte, schicken Sie mich nicht fort, Herr Lahmel!“

„So lange Sie wollen, Hedwig! Sie sind mir immer willkommen!“

Ein schwaches Rot glimmte plötzlich in seinem bleichen, düstern Gesichte auf.

„Entschuldigen Sie nur, Herr Lahmel, die Kleine ist manchmal so eigensinnig! Willst Du nun kommen?“ Fräulein Grottes Stimme nahm einen grellen Ton an. Sie blitzte mit ihren schwarzen, funkelnden Augen die Schwester zornig an:

„Die Mutter wird böse werden, Du Eigensinn! Adieu, Herr Lahmel! Schicken Sie sie nur fort, wenn sie Ihnen lästig wird!“ Damit humpelte sie zur Thüre hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Monate.

Der Monat des Laubfalls.

Von

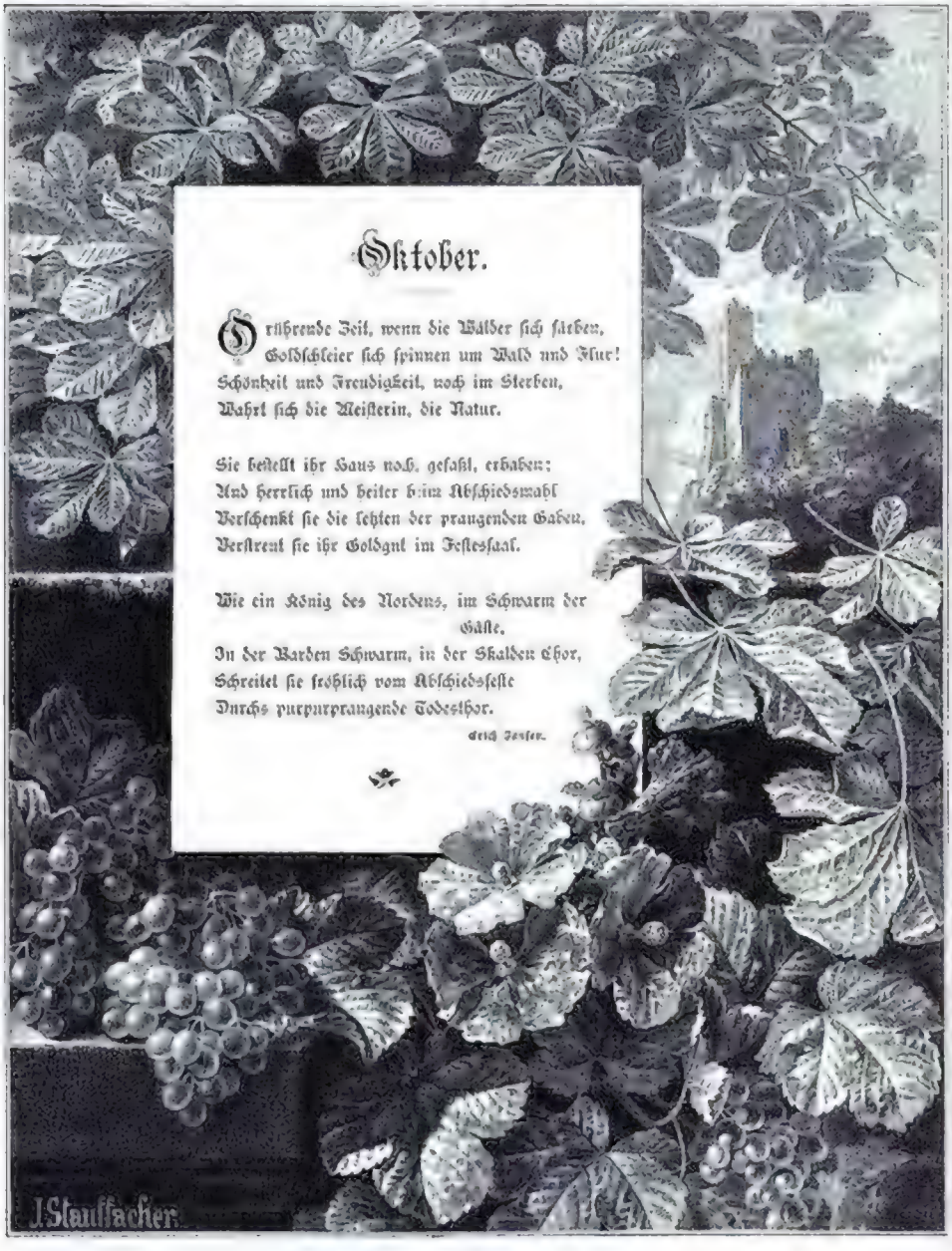
B. Schlegel.

Kein anderer Bestandteil der Pflanzenwelt übt auf den jahreszeitlichen Charakter der Landschaft, und somit auf die Stimmung des menschlichen Gemütes einen größeren Einfluß, als die Laubbäume. Zwar sind auch die Wiesen und Saatfelder, je nachdem sie in jungem Grün oder in fahlem Gelb erscheinen, von hoher Bedeutung für die malerische Gesamtwirkung; aber immer steht der Effekt ihrer Farbentöne zurück hinter der Wirkung, welche die Riesen der Pflanzenwelt je nach ihren periodischen Zuständen ausüben. Die immer grünen Nadelbäume, deren Beständigkeit das alte schöne Volkslied preist, sind eben wegen ihres beständigen ernsten Grüns, das nur im Mai, wenn ihre Zweige hellgrüne Sprossen treiben, einen Anflug von Heiterkeit annimmt, weniger fähig, die wechselnden Stimmungen des Jahreslaufes darzustellen. Diese Rolle ist den Laubbäumen zugeteilt. Ihr kahler Winterzustand, ihre hoffnungsfrische Begrünung, ihr anmutiges Blühen, ihre massige Fruchtbildung, das Buntwerden ihres Laubes und zuletzt der Blattfall bezeichnen die großen Abschnitte der wunderbaren Symphonie der Jahreszeiten weit eindringlicher als die Ankunft, der Hochzeitsang und die Abreise der Vögel, als die Farben und Wolkengestalten der Luft.

Die Natur hat glücklicherweise als echte, die Uebergänge sanft einleitende Künstlerin und Vermittlerin, alle Knall- und Falleffekte vermieden; sie läßt jene wichtigsten Aktschlüsse nicht für alle Bäume zu gleicher Zeit und auf dieselbe Art eintreten. Der Laubausschlag, die Blüte, die Herbstfärbung stellt sich mit wohlthuender Allmählichkeit ein, so daß wir glücklichen Mitteleuropäer auch in diesem Bereiche nicht die grellen Wechsel des hohen Nordens und des heißen Südens zu bestehen haben. Wer tauschte unsern sanft einziehenden Frühling, trotz seiner Wetterwendischkeit, mit dem urplötzlichen Lenze Rußlands, wo, wenn kaum der Schnee geschmolzen ist, alles mit hastigem Drängen grün wird?

Auch der Oktober, der Monat des Laubfalles, wie man den Weinmond eben so passend und für alle Gegenden der gemäßigten Zone der nördlichen Halbkugel treffend nennen konnte, tritt nicht unvorbereitet als rauher Entlauber und Zerstörer auf. Der September, der Blattfärber, hat ihn angemeldet. Schon sind von manchen buntgewordenen Kronen viele Blätter herniedergesäuselt; aber doch sind die gelben, roten und braunen Wipfel noch so wohl belaubt, daß die Architektur des Astwerkes nur selten hervorscheint, auch bei uns konnte der September oft noch als Nachglanz des Sommers gelten.

Der Oktober hat die Aufgabe, die Blätter zu bestatten und dadurch die Natur mit gemessenem Schritte zur Winterruhe überzuführen. Und wie schön weiß er diese zu lösen!



Oktober.

Grührende Zeit, wenn die Wälder sich färben,
Goldschleier sich spinnen um Wald und Flur!
Schönheit und Freudigkeit, noch im Sterben,
Wahrt sich die Meisterin, die Natur.

Sie bestellt ihr Haus noch, gefaßt, erhaben;
Und herrlich und heiter beim Abschiedsmahl
Verschenkt sie die letzten der prangenden Gaben,
Verstreut sie ihr Goldgut im Festessaal.

Wie ein König des Nordens, im Schwarm der Gäste,
In der Barden Schwarm, in der Skalden Chor,
Schreitet sie fröhlich vom Abschiedsfeste
Durchs purpurprangende Todesthor.

Erich Jensen.

Eindringung eines Schleppdampfers nach dem Sturm. Nach dem Gemälde von Th. Weber. (Seite 38.)

Ein Morgengang zwischen Baumreihen oder im bunten Laubwalde zeigt uns sein Schalten und Walten. Die Nacht war sternenklar und kühl, so daß sich auf Halmen und Blättern zierliche Eiskristallchen angesetzt haben. Zarte Nebelschleier, die sich gegen Morgen gebildet haben, werden allmälich von der Sonne aufgesogen und die bunten Baumkronen prangen bestrahlt von goldigen Lichtern in den reichsten Farben. Es scheint fast, als hätten die Blätter die Rolle der Blüten übernommen, als gewönne das Laub, das sich zum Sterben anschickt, eine verklärte Schönheit. Nun beginnt der Vorgang, welcher seit dem alten Homer, der die Geschlechter der Menschen mit den fallenden Blättern verglich, so viele Herzen sinniger Menschen tief ergriffen hat, der Laubfall. Ohne von einem Lufthauch berührt zu sein, löst sich sanft und leise ein Blatt nach dem andern vom Zweige ab und fällt — nein, dieser physikalische Ausdruck, der auch auf den plump niedersausenden Apfel paßt, ist zu schwerfällig — schwebt und tanzt in wunderschönen Ringelreihen zur Erde nieder. Und zwar hat jede Baumart ihren besonderen Blättertanz. Die herzförmigen Blätter der Linde, die sich so früh zur Erde begeben, schwingen sich anders ab als die lappigen Blätter des Ahorns oder die handförmigen Fächer der Roßkastanie. Bei allen beschreibt die Bahn eine graziöse Spirale, aber die Windungen derselben haben je nach den Gesetzen des Gleichgewichts, welches zwischen Stil und Blattfläche stattfindet, bei allen ihre eigene Form. Indes auch von demselben Baume fällt kein Blatt auf ganz gleiche Art wie seine Genossen. Das größere durchläuft seinen letzten Gang rascher, ein von Reif beschwertes kommt auffallend schneller zur Erde, ein drittes fällt auf einen Zweig, rastet da eine Zeit lang, und begibt sich dann in Gesellschaft mehrerer Gefährten, die es durch sanfte Berührung zum Hingang angeregt, zum Boden nieder. Stundenlang könnte man zusehen und würde immer neue, schöne Fallbewegungen gewahren.

Was ist denn aber die Ursache, daß gerade an solch schönem Morgen die Blätter in Scharen zum Tode gehen? Die vorbereitenden, das Leben der Blätter untergrabenden Einflüsse fanden schon im vorigen Monate, vielleicht schon im August, statt. Die grünen Körnchen des Chlorophylls in den Zellen, denen das Laub seine Farbe dankt, fingen unter den Einwirkungen des alles angreifenden Sauerstoffes an zu erbleichen und sich in Gelb oder Rot umzufärben, der Saftgehalt minderte sich, besonders beginnen die Zellenschichten, durch welche der Blattstiel an dem Zweig gelötet wird, welk zu werden. Bei manchen Bäumen bildet sich sogar an der Gelenkfläche des Stieles und der des Zweiges eine Schicht korkartiger Zellen, welche den Saftaustausch mehr und mehr hemmen. So werden denn dem Laube die Verkehrswege, auf denen es seinem Mutterbaume Luft zuführte, und zur Entschädigung nährenden Saft erhielt, allmälich abgesperrt; es ergeht dem Blatte wie einem Haare des Menschenhauptes, dessen Wurzel, nicht mehr von Blutströmchen ernährt, sich lockert und ausfällt. Die Veranlassung aber zum massenreichen Blätterfall an schönen Oktobermorgen gibt die kühle Nacht und die warme Frühsonne. Der Wassergehalt der Blattstielzellen war zu Eis erstarrt, dabei sind die zarten Wände der Zellen übermäßig ausgedehnt und wohl vielfach zersprengt worden, das plötzliche Auftauen vermindert noch ihre Widerstandskraft, sie vermögen das Gewicht der Blattfläche nicht mehr zu tragen und so bricht der Blattstiel von seiner Gelenkfläche ab.

Dem sinnigen Naturfreund ist die nähere Betrachtung der abgefallenen Blätter von verschiedenen Bäumen sehr zu empfehlen. Er wird am freien Ende des Blattstieles eigentümliche, glatte Vertiefungen gewahren, welche genau sanften Buckeln der Zweige entsprechen. Diese Gelenkflächen sind durch ihre verschiedenen Formen (bald sind sie rundlich, bald rautenähnlich, bald herzförmig; oft sind sie von den Enden der Gefäßbündel, die vom Zweig ins Blatt liefen, mit mehreren vorragenden Punkten besetzt) so bezeichnend für die einzelnen Baumgattungen, daß man dieselben an denselben erkennen kann. Bei manchen Bäumen werden die alten verlebten Blätter von ihren Nachfolgern offenbar abgetrieben und verdrängt, so daß man an die Drohnenschlacht der Bienen erinnert wird. Es entwickeln sich nämlich zum Beispiel beim wilden Jasmin (Philadelphus), bei der Akazie und Platane unter den alten Blattstielen junge Knospen, durch deren Anschwellung das Gelenk des Blattstieles gelockert und sozusagen ausgerenkt wird.

Den Frauen sind die frisch abgefallenen Blätter der Bäume als ein zwar vergängliches, aber dennoch dankbares Mittel zu Kränzen und Gewinden zu empfehlen. Hielte sich der bunte Farbstoff der Blattzellen längere Zeit, so wäre ein Kranz aus dem roten Laube des Hartriegels, der amerikanischen Rebe und des Kirschbaumes, dem die gelben Blätter der Birken und des Ahorns, sowie die braunen der Eiche beigefügt wurden, gewiß ein sehr gesuchter Zimmerschmuck. Indes sind die herbstlichen Blattfarben kaum so rasch verbleichend wie die Farbstoffe mancher gewöhnlich zu Kränzen verwendeten Blumen, und schon weil dadurch Gelegenheit gegeben ist, die Blätter, deren Anblick nun fünf Monate entbehrt werden muß, noch einmal näher zu beschauen, sollte ein Herbstkranz aus dem bunten Laube der Bäume im Zimmer nicht fehlen.

Wiederholt sich nun der Laubfall an mehreren Morgen, so rauscht das rote und gelbe Laub lauter unter den Füßen des Menschen, die Baumkronen werden lichter und kahler, nur einzelne jüngere Blätter, die sich noch nicht zum Hingang entschließen mögen, zittern noch an ihren Stielen, als fürchteten sie sich, ihren Brüdern nachzufolgen. Dann sind die Tage gekommen, an denen der Herbst das Menschenherz mit Wehmut erfüllt und mit ernster Mahnung an die letzten Tage des Lebens erinnert.

Aber noch bietet der Oktober manche schöne Tage, deren milde Heiterkeit an die liebenswürdige gute Laune eines Greises erinnert. Noch kommen laue, sonnige Nachmittage, an denen der Himmel mit weißen Flockenwolken geschmückt ist, an denen die feinen Fäden (der fliegende Sommer) in der Luft zittern und flittern, an denen einzelne Grillen auf den Wiesen umherhüpfen, einige Käfer, unter anderen die allbeliebten Marienkäferchen, sich tummeln, ja einzelne Schmetterlinge, namentlich die Falter und der Fuchs, die auch im ersten Frühling sich zeigen, umherflattern. Der Vogelsang ist zwar verstummt, aber noch beleben manche Zugvögel, und zwar gerade die, welche im Frühling am ersten gekommen sind, die Fluren, und Strichvögel, besonders die Meisen, welche nunmehr das Gebirge mit dem milderen Tieflande vertauschen, schwärmen in Hainen und Gärten umher. Die Stare versammeln sich gegen Abend in den Schilfdickichten der Weiher, als wollten sie sich für die gemeinsame große Wanderfahrt vorbereiten. Von den nordischen Wanderern, denen die deutschen Fluren selbst im Spätherbst und Winteranfang als milde Fluren erscheinen, stellen sich die Krammetsvögel in Scharen ein.

Auf den Feldern und Wiesen herrscht noch reges Leben. Auf dem Acker werden Rüben und Kartoffeln geerntet, in den Hopfenpflanzungen sind viele Hände geschäftig, die herben duftenden Zapfen abzupflücken. Und welches muntere Treiben herrscht in den milden Fluren, wo die edelste Frucht, die Traube, geerntet wird! Fröhliches Plaudern, helle Jubelrufe erschallen von den sonnigen Terrassen, wo, vom bunten Laube kaum noch verdeckt, die duftigen Beeren hervorleuchten. Am Abend wird die Winzerfreude fast bacchanalisch laut; Freudenschüsse knallen, Schwärmer knacken und platzen, Raketen steigen rauschend zum tiefblauen Himmel auf. In solchen Fluren ist dann der Oktober nicht der zur Wehmut stimmende Monat, wie in den des Weinbaues entbehrenden Landschaften, wo die Wahrnehmung des Laubfalles den Grundton zur Stimmung bildet; er ist vielmehr der Jubelmonat der schönsten Ernte, fast ein Gegenstück des herrlichen Mai. War dieser die Zeit der freudigen Aussicht auf das frische schöne Sommerleben, so stellt der Oktober die Zeit der erfüllten Hoffnung dar.

Lese des Weines! Das Feuer der Jugend ergießt sich geläutert
Jetzt aus der Traube ins Glas, aus dem Gemüt in den Geist.

Hermann Heyse.

Schleppdampfer in Not.

(Siehe das Bild Seite 37.)

Zur Belebung des wechselvollen Bildes, das jeder große Hafen zu jeder Tageszeit bietet, tragen nicht das wenigste die kleinen Schleppdampfer bei, die man ununterbrochen in dem Hafenbassin herumkreuzen, in See gehen und von See kommen sieht. Schon eine halbstündige Beobachtung zeigt uns die Unermüdlichkeit dieser kleinen Schiffe, mit den verhältnismäßig sehr starken Maschinen und ihre Unumgänglichkeit im Hafenverkehr. Da kommt eine dieser Nußschalen von See, im Schlepptau einen Riesendampfer moderner Bauart führend. Winzig klein sieht der Schlepper gegen den Koloß, den er in den Hafen hereinbugsiert, aus, und doch kann der Koloß ohne den kleinen Helfer nicht von der Stelle. Die großen Dampfer gehorchen nämlich dem Steuer nicht, sobald sie nicht mehr unter Volldampf gehen. Nun muß aber bei der Einfahrt in einen Hafen wegen des starken Verkehrs und wegen des gewöhnlich schmalen und beengten Fahrwassers langsam gefahren werden und so müssen sich die Riesendampfer schleppen lassen. Kaum ist der große Dampfer im Hafen am Quai vertäut, so ist auch der Schlepper schon wieder unterwegs, um eine Reihe von Leichterfahrzeugen nach dem nächsten Speicher zu bringen, wo dieselben ausgeladen werden sollen. Eine Viertelstunde später schleppt derselbe Dampfer drei Fischerschmacks nach der See hinaus, da diese kleinen Segelfahrzeuge erst im freien Wasser sich selbst fortbewegen können und eine Stunde später dampft der Schlepper wieder in den Hafen, hinter sich ein Segelschiff, das starke Havarie erlitten hat.

Die größeren Schleppdampfer machen meilenweite Fahrten in die See hinaus, um dort „Arbeit“ zu suchen. Viele Stunden lang, bevor das große Schiff, das in den Hafen will, diesen auch nur sieht, begegnet es schon Schleppdampfern, die gegen gute Bezahlung ihre Dienste anbieten. Aber diese Dienste werden nicht immer ohne weiteres angenommen, denn sie müssen sehr teuer bezahlt werden. Der Kapitän des großen Schiffes antwortet dem Führer des Schleppdampfers auf sein Angebot mit einem lauten: „Geh zum Teufel“, aber der Schlepper bleibt in der Nähe des großen Schiffes, das schließlich doch nicht seine Dienste entbehren kann. Wenn schlechtes Wetter eintritt, dann blüht das Geschäft der Schlepper; die Segelschiffe können bei widrigem Winde nicht in den Hafen und die Dienste des Schleppers sind ihnen hochwillkommen. Ebenso sieht der Kapitän manchen gewaltigen Dampfers sehnsüchtig nach dem Schlepper aus, wenn er seit Tagen mit schwerem Sturm gekämpft und schwere Havarie vielleicht gar an der Schiffsmaschine erlitten hat.

Wenn es am tollsten stürmt, dann gehen die Schlepper erst recht hinaus auf die hohe See und mancher von ihnen geht dann auch, wie auf unserem Bild, in schwerem Wetter verloren.

Der Schleppdampfer „Vulkan“, den unser, nach der Wirklichkeit gezeichnetes Bild darstellt, hat sich auf der Barre, die der Hafeneinfahrt vorgelagert ist, festgefahren und See auf See bricht sich über dem Schiffe, das weder vorwärts noch rückwärts kann. Der rechte Radkasten ist bereits zertrümmert, bald wird der Mast stürzen, an welchem die Notflagge weht. Die Mannschaft befindet sich in höchster Gefahr. Von der Lotsengalliote aus und vom Feuerschiff hat man aber die gefährliche Situation des Dampfers bemerkt und schon nahen die Rettungsboote, denen es auch gelingt, die gesamte Mannschaft zu bergen. Da der Sturm in der Nacht außerordentlich zunahm, fand der Dampfer bis zum Morgen sein Grab in den Wellen. Die unersättliche See hatte den „Vulkan“ verschlungen. A. O. K.

Das Spiel um die Zeche.

(Siehe das Bild Seite 41.)

In Güstrow läuteten die Glocken. Die Kaiserlichen waren vertrieben und König Gustav Adolf zog ein. Er brachte der Stadt ihre beiden Herzöge, die rechtmäßigen Landesherren, zurück und Mecklenburger und Schweden, nun Waffengenossen, lagen freundschaftlich zusammen im Quartier. Der berühmteste Gasthof in ganz Güstrow war die „goldene Traube“ und in ganz Mecklenburg wurde keinem Gastwirt so viel Lob gesungen wie der Traubenwirtin Frau Hildegard. Sie war nicht mehr die Jüngste, aber doch noch rund und appetitlich genug, und obwohl Frau Hildegard so resolut war, wie es ein so großes Hauswesen verlangte, so war sie doch auch so freundlich und gütig, daß vor ihrem sanften Lächeln selbst die verwilderten Kriegsmänner gefügig wurden wie zahme Bären. Ungebetene Gäste kamen genug, aber Frau Hildegard stellte die Thonkrüge mit dem dünnen Braunbier so holden Blickes auf den Tisch, daß es noch einmal so gut schmeckte.

Bis unter die Dachsparren waren die Häuser der Stadt mit der Mannschaft gefüllt und in der goldenen Traube waren Offiziere eingekehrt, herzogliche und königliche. Im Keller stand ein köstliches Faß mit Malvasier; diesmal schenkte es Frau Hildegard nicht, denn die Herren hatten wohlgefüllte Geldbeutel und zahlten. Auch sträubte sich Frau Hildegard nicht gerade übermäßig, wenn einer von den Herren in zärtlicher Laune den Arm um ihre nicht eben allzu schlanke Hüfte legte; am wenigsten sträubte sie sich, wenn ihr das von dem schwedischen Rittmeister geschah, und noch weniger hätte sie sich gesträubt, wenn das der herzogliche Hauptmann einmal versucht hätte. Der Rittmeister war ein gar zu lustiger Herr, er erzählte eine Schnurre um die andere und dabei funkelten seine kleinen Augen mit seiner roten Nase um die Wette. Der Hauptmann dagegen war ernst und gesetzt, aber er hatte einen so schönen Bart und ein so treues Gesicht, daß ihm ein weibliches Herz nicht widerstehen konnte. Nur trug er den linken Arm in einer schwarzen Binde, ein Streifschuß hatte ihm vor der Stadt die Hand verletzt, und in der rechten hielt er immer eine Thonpfeife, da ging es mit dem Umarmen nicht gut. Auch blinkte an seiner rechten Hand ein goldener Ehering und er sehnte sich vielleicht nach Weib und Kind.

Drei Tage lagen die Herren schon in der goldenen Traube, heute zogen sie ab, und um Mittag hatten die Regimenter auf dem Marktplatz zu stehen. Die Königlichen zogen gen Magdeburg und es kam zum Scheiden. „Noch einen Trunk zum Abschied, meine Herren,“ sagte der Rittmeister, und zum letztenmale klangen die Gläser in der schmucken Stube zusammen. Als es zum Zahlen kam, sprach der Hauptmann: „Halt! Hier ist gut Mecklenburg, der König ist unser Gast, Mecklenburg zahlt die Zeche.“ — „Haubitzen und Musketen,“ lachte der Rittmeister, „wir haben euch geladen, die Zeche zahlt Schweden!“ — „Wie ist's mit einem Kartenspiel, meine Herren,“ warf Frau Hildegard ein, „nicht wer verliert, sondern wer gewinnt, soll die Zeche bezahlen!“ Das war ein guter Rat und sowohl Mecklenburg wie Schweden fand ihn annehmbar. „Da muß ich aber einen andern für mich spielen lassen,“ sagte der Hauptmann und zeigte auf seine Hand. „Wenn der Herr Hauptmann zu mir Vertrauen hat,“ lächelte Frau Hildegard, „so will ich eintreten für ihn. Auf eine Partie Grimbarde verstehe ich mich schon!“ Der Rittmeister und Frau Hildegard spielten. Frau Hildegard hielt in der Hand den höchsten Trumpf, die Herzen-Dame, aber die Ehre forderte, daß der Spieler die Partie verlor. Der Rittmeister spielte den Pique-Narren. „Soll ich?“ fragte Frau Hildegard und zog die Pique-Zehn, um billig zu stechen. „Nein,“ sagte der Hauptmann und zeigte auf die Herzen-Dame. So stach die Herzen-Dame den Pique-Narren, das war der kleinste Stich, und Mecklenburg bezahlte mit Ehren die Zeche. Dann klangen auf der Gasse die Trommeln und

Digitized by Google

Kerner und Frau Hildegard stand auf der Steintreppe der goldenen Traube und sah, ihr Taschentüchlein schwenkend, den vorbeiziehenden Reitern mit einem letzten Gruß nach. Sie dachte bei sich als eine kluge Frau: „Heute habt ihr die Zeche noch billig bezahlt. Wer aber wird die große Zeche zahlen, wenn das heilige römische Reich endlich zum Frieden kommt?“ H. L.

Friedrich List.

Eine Erinnerung aus dem Hause Justinus Kerners

von

Theobald Kerner.

Ein alter Freund und Gesinnungsgenosse meines Vaters (sie kannten sich seit 1818) war der Nationalökonom Friedrich List. Seine Vaterstadt Reutlingen hat ihm ein schönes Denkmal errichtet. Ich erinnere mich aus frühester Kindheit seiner Besuche im elterlichen Hause, und das fiel mir auf, daß mein Vater und List sich immer „Er“ anredeten.

„Alle Welt nennt sich ‚Du‘ oder ‚Sie‘, wir wollen uns ‚Er‘ tituliren,“ hatte einst List gesagt.

Bemerkenswert ist folgender Brief an meinen Vater, datirt von der Festung Hohenasperg:

„Freund Schmerzenreich!

„Wenn ich Euch schon drei Jahre lang nicht geschrieben, so habe ich Euch doch während dieser Zeit im Herzen getragen. Ich weiß, Ihr seufzt mehr als einer in Deutschland über die Miserabilität Eurer Mitmenschen und Landsleute und beugt Euer Haupt ohne Zweifel nimmermüde vor dem Baal. Ich kann Euch versichern, daß ich mich schon hundertmal zu Euch hin gewünscht habe, nur um auch wieder einmal recht gemütlich mit Euch zu kaisern und zu lachen, zu träumen und zu weinen. Mir ist's indes wunderlich gegangen, doch eines oder auch zwei habe ich behalten und wieder mitgebracht, das ist mein guter Mut und ein so gutes Gewissen, daß mir oft vorkommt, wenn ich auf dem Wall spazieren gehe, es sei doch besser, ich sei hier oben als dort unten bei den Schreiberknechten. Daß ich wieder heimgekommen, mag Euch seltsam erscheinen, ist's aber nicht, denn wißt, ich habe meine guten Gründe.

„Im Vertrauen will ich es Euch sagen, aber ich bitte Euch, es für Euch zu behalten. Ich bin nämlich gekommen, meinen Pack zu machen und übers Meer zu ziehen, und mich um den ganzen europäischen Plunder, Euern alt- und neumärkischen Quark mit inbegriffen, nicht weiter zu kümmern. Dazu werde ich hauptsächlich durch die Aussicht auf meine Kinder bestimmt, die ich nicht dem Moloch erziehen und von Eurer Schreiberzunft zu Tod regieren lassen will. Das ist fest beschlossen und wird ausgeführt, sobald die Schwalben ziehen. Ihr habt inzwischen, höre ich, ein niedliches Haus gebaut in einem lieblichen Gärtlein. Ist auch mein Wunsch, nur soll mein Häuslein nicht auf europäischem Grund und Boden stehen, sondern in der freien Luft einer Republik, wo man die Leute nicht bei den Haaren herumzieht und einsperrt, wenn sie Vernunft reden. Ihr geht nicht mit, das weiß ich wohl, aber vielleicht schickt Ihr mir einmal Euern Buben, der soll mir willkommen sein.

„Mit Eurem Keßler ist's nichts. Der schwatzte und demonstrirte und allegirte und gab am Ende das Fersengeld. So ist's, wenn man die Sache desjenigen, der zuerst angegriffen ist, nicht zur gemeinen Sache macht. Keßler und Schübler haben mich verlassen und in mir die Unantastbarkeit der Deputirten verloren gegeben. Darum mußten sie auch früher oder später fallen. Als man mich aus der Versammlung stieß, hatte Ew den glücklichen Gedanken, alle unabhängigen Leute sollten mit mir austreten.

„Wir berechneten ihre Zahl auf fünfundzwanzig, und das hätte ein Loch hineingeschlagen. Aber Keßler lächelte selbstgefällig, als wollte er sagen: ‚Ich will meine großen Pläne schon ohne Dich durchführen, bin ich nicht der große Keßler?‘ Und das kleine Schüblerchen meinte, man werde um eines Lists willen keinen so großen Spektakel machen. Das kleine Männchen bildete sich ein, er regiere mit seinem halbtoten Volksfreund die öffentliche Meinung. Aber es galt nicht dem List, sondern der Sache, dem Grundsatz. Und so mußten sie, die den rühmlichen Tod auf dem Schlachtfeld hätten sterben können, schimpflich über die Klinge springen. Das ist meine Ansicht seit drei Jahren, und daher habe ich auch von meinem Exil aus dem hochbeleibten Herrn Keßler empfindliche Briefe geschrieben. Ich habe seit meiner Zurückkunft hören müssen, daß er einen dieser Briefe einem Geheimen habe lesen lassen, um sich zu purifiziren!!

„Was macht Euer Bruder, der Eisenminister? Immer noch Eisen und Stahl? Das ist schön. Wenn er einst sterben sollte, so muß man seine kolossale Büste in Wasseralfingen aufstellen. Ich möchte ihn wohl noch einmal sehen vor meinem Hinscheiden, aber ich fürchte, einen Kriegsratspräsidenten bei ihm zu treffen wie vor drei Jahren. Seitdem ist es noch um vieles gefährlicher geworden, einen Menschen meines Gelichters bei sich zu haben.

„Aber zu Euch komme ich noch, das lasse ich mir nicht nehmen, und sollten Euch die Schreiber Eure Pferderation, die Ihr von Stadt und Amt bezieht, deswegen nehmen. Dann wollen wir noch recht vergnügt zusammen sein und uns für die lange Trennung schadlos halten.

„Apropos! Ich habe einen Zins von der Stadtkasse in Neckarsulm zu erhalten, wollet Ihr nicht dem Schlingel von Stadtkassier ernstliche Mahnung zugehen lassen, daß er ihn mir sogleich hieher schickt auf den Berg? Und noch etwas. Es hat mir geträumt, ich werde in der Lotterie mein Reisegeld gewinnen und noch etwas darüber. Da ich nun inzwischen ein Mystiker und Magnetiseur geworden bin, so zweifle ich keinen Augenblick an der Wahrheit dieses Ereignisses, nur sehe ich nicht ein, wie ich in der Lotterie gewinnen könnte, wenn ich nicht darin setzte. Wollet Ihr nicht die Güte haben, mir von irgend einem Lotterie-Kollekteur in Heilbronn (ich höre, es sollen sich dort mehrere mit diesem Geschäft abgeben) ein Los zu verschaffen, gleichviel, von welcher Lotterie, nur darf es nicht über zwanzig Gulden kosten. Im Hessischen und Bayrischen werden mehrere Güter ausgespielt, und ich glaube, die Lose kosten nur sechs Gulden bis zwölf Gulden. Ein solches wäre mir am liebsten. Und je früher die Lotterie gespielt wird, um so lieber ist es mir, denn ich brauche das Geld bald. Es ist dies mein vollkommener Ernst; sorgt, daß mir ein solches Los zur Einsicht zugeschickt wird nebst dem Plan. Vom Gewinn sollt Ihr Euern Teil erhalten, denn Eure Hand bringt mir Glück.

„Von meinem hiesigen Aufenthalt werde ich Euch ein andermal mündlich Bericht geben.

„Schließlich bitte ich Euch, Gegenwärtiges alles unter uns zu behalten und mir recht bald zu schreiben.

„Eure Briefe müßt Ihr an meine Frau nach Stuttgart adressiren. Eurer lieben Frau meine freundschaftlichen Empfehlungen. Lebt inzwischen wohl bis auf Wiedersehen, lieber Freund Schmerzenreich, und bleibt gut

Eurem Freudenreich.

„Höllenberg, den 7. November 1824.“

List, vordem Professor der Staatswissenschaft in Tübingen, nahm 1819 seine Entlassung, wurde Mitglied der württembergischen Abgeordnetenkammer, 1821 aber wegen eines Konfliktes mit der Regierung aus der Kammer ausgeschlossen, in Anklagestand versetzt und 1822 zu zehnmonatlicher Festungshaft verurteilt, die er 1824 antrat.

Zu verwundern ist, wie der streng rechnende Nationalökonom den kindlichen Glauben an das Gewinnen des geträumten Loses haben konnte. Einst fuhr List, der, wenn ich mich nicht irre, einige Zeit bei dem Kameralamt in Heilbronn beschäftigt war, im Einspänner meines Vaters mit dem späteren Gemahl Bettinas, Achim von Arnim, nach Heilbronn. Mein Vater kutschirte. List und Arnim hatten schon in Weinsberg einen heißen politischen, nationalökonomischen Streit mit einander gehabt, den sie im Doktorchaischen fortsetzten. Plötzlich kam ein Gewitter mit starkem Platzregen, mein Vater flüchtete sich vom Bock in die Chaise, kutschirte von da aus; List und Arnim, der Volkstribun und der Patrizier, mußten sich abwechselnd auf den Schoß nehmen. Ich weiß noch, wie mein Vater erzählte: Im Anfang saß List auf Arnim und zwar aus lauter Gutmütigkeit, er machte sich in seinem grauen Flaus nichts daraus, daß der Regen auf ihn einspritzte, und wollte dem feingekleideten Arnim sozusagen als Spritzleder dienen. List war aber in der Lebhaftigkeit des Gesprächs so unruhig, bald aufspringend von Arnims Schenkel, bald wieder prall auf denselben niederfallend, dem Freiherrn quasi a posteriori die Richtigkeit seiner nationalökonomischen Ansichten beweisend, daß Arnim bald vorzog, sich auf den Schoß von List zu setzen, von dessen Arm umspannt er sanft ruhte und dafür aber auch wieder bärenhaft gedrückt wurde. Beide waren froh, als der kleine Noahkasten sich in Heilbronn am Gasthof „zur Sonne“ zum Aussteigen öffnete, aber das Liebe an der Geschichte war, daß sie als rechte gute Freunde schieden und dankbar Gottes gnädige Fügung anerkannten, der durch direkten Einfluß des Himmels die nord- und süddeutschen widerstrebenden Elemente so gründlich zu einem einigen Deutschland amalgamirt hatte.

Gedankensplitter.

Der Blick, der in die Tiefe dringt,
Nur selten reine Freude bringt;
Weit sorgenfreier solche leben,
Die an der Oberfläche kleben.

Dr. Otto Weddigen.

Gestorben.

Baka, Marie, früher badische Hofopernsängerin, Anfang September, in Berlin.

Corti, Gaetano, italienischer Volksliederdichter, am 2. September, in Genua.

Kalliwoda, Wilhelm, großherzogl. bad. Hofkapellmeister a. D., bekannter Komponist, 66 Jahre alt, am 8. September, in Karlsruhe.

Krauß, Jakob, von 1856—83 Redakteur des „Börsenblattes für den deutschen Buchhandel“, 71 Jahre alt, am 5. September, in Steglitz bei Berlin.

Lang, Heinrich, Oberbaurat, Professor an der technischen Hochschule in Karlsruhe, Ehrenmitglied des Instituts der britischen Architekten, 69 Jahre alt, am 6. September, in Karlsruhe.

Miribel, de, Marie François Joseph, franz. General und Generalstabschef, 62 Jahre alt, am 11. September, in Schloß Chatelard (Drôme).

Nagy, Emmerich, der erste Tragöde Ungarns, 45 Jahre alt, am 6. September, in Budapest.

Ruchonnet, L., schweizerischer Bundesrat, berühmter Staatsmann, 60 Jahre alt, am 14. September, in Bern.

Schroell, Theophil, der Gründer und langjährige Herausgeber und Redakteur der Luxemburger Zeitung, 64 Jahre alt, am 3. September, in Luxemburg.

Stempf, Karl, kaiserl. österr. Rat und Direktor der ungarischen Staatsbahnen a. D., hervorragender Eisenbahnfachmann mit großen Verdiensten um die ungar. Eisenbahnen, 66 Jahre alt, am 20. August, in Wien.

Yvon, Adolphe, bedeutender französischer Schlachtenmaler, 76 Jahre alt, am 12. September, in Paris.

Wie und was sollen unsere Töchter lesen?

Nur selten sind wir in der glücklichen Lage, für unsere Kinder verläßliche, treue Freunde zu finden, welche sie auf dem Wege durchs Leben begleiten, ihnen jederzeit guten Rat geben, ihre Kraft im Ungemach stärken, ihre Freude im Glück vor dem Umschlag in Uebermut bewahren.

Und doch gibt es Freunde, die uns, so wir sie zu benützen verstehen, überall und jederzeit umgeben. Es sind das gute Bücher, aus welchen die edelsten und vornehmsten Geister zu uns sprechen, Lehrmeister, die gerade auf die empfänglichen, jugendlichen Gemüter am tiefsten wirken.

Die Frage: „Was sollen unsere Kinder lesen?“ ist für jede denkende Mutter nicht leicht zu beantworten. Noch wichtiger als für Knaben gestaltet sich die Frage mit Bezug auf unsere Töchter. Die Knaben werden durch die Schule und das Maß der zu bewältigenden Arbeiten mit guten Autoren vertraut. Sind die Söhne herangewachsen, so läßt die Fachwissenschaft, mit der sie sich beschäftigen, weit weniger Zeit für Lesen nach Gefallen. Dem Mann ersetzt das Leben häufig das Buch. Der Frau ersetzt nicht selten das Buch das Leben. Es ist immer Aufgabe der Erziehung, die richtigen Bücher für unsere Töchter zu wählen. Diese Arbeit beginnt in dem Augenblick, in welchem das Kind das erste Lesebuch vollendet hat und nach dem ersten Unterhaltungsbuche verlangt.

Es ist Aufgabe der liebenden Mutter oder Erzieherin, dafür zu sorgen, daß unser kleines Mädchen vom Beginn an mit Aufmerksamkeit liest. Wenig, aber gründlich lesen, das sei die dem Kinde zufallende Aufgabe, welche dann meist auch der Erwachsene löst, wenn er sich gewöhnt hat, sie von Beginn an zu erfassen.

Wenn unser kleines Mädchen das erste Buch ausgelesen hat und mit der Bitte um eine neue Geschichte zu uns kommt, sollen wir nicht unterlassen, von dem Kinde eine Erzählung und Beurteilung des Gelesenen zu verlangen. Kann das Kind uns den Inhalt der Geschichte nicht mitteilen, so gebe man das Buch wieder in die kleinen Hände zurück und tausche es erst um, wenn sein Inhalt dem Kinde verständlich wurde und im Gedächtnis haftet. Kinder haben mit Büchern, die ihnen gefallen, rührende Geduld. Mein jüngstes Töchterchen las im Alter von sieben Jahren einige Monate drei französische Bände aus der Bibliothèque rose. Sie wußte die Bücher auswendig und als ich ihr andere Bücher gab, meinte sie: „Schade, so schöne Geschichten wie die gelesenen kann es nicht mehr geben.“

Sehr wünschenswert ist es, den Sinn für Kulturgeschichte und Weltgeschichte, für die Lebensgeschichte bedeutender Männer und Frauen durch das Lesen einschlägiger Werke zu entwickeln. Das Märchen, die Erzählung bilden gleichsam das Zuckerbrot der Lektüre. Gewöhnt man die Jugend, nur nach solchem zu greifen, so verdirbt man den Magen des Geistes und schwächt die Aufnahmsfähigkeit des Gehirns, welches dann immer wieder nach Zuckerbrot verlangt und kräftige Nahrung nicht mehr verdaut.

Von den ersten Jahren hängt alles ab, sind diese nicht weise ausgenützt, so ist der Geschmack ein für allemal nach falschen Mustern geschult. Für sehr wichtig halte ich die Kenntnis von Scenen und Skizzen aus dem Tierleben, sowie von alle dem, was mit der Natur in engen Zusammenhang bringt. Kinder interessiren sich gewöhnlich sehr für die Vorgänge in der Natur, sie sind scharfe Beobachter und in der Regel warme Tierfreunde.

Ob man gut daran thut, Kindern viel Reisebeschreibungen in die Hand zu geben, hängt von dem Wesen des betreffenden Kindes ab, wie denn im allgemeinen die Eigenart den Ausschlag geben muß. Bei dem einen Kinde handelt es sich um die Anregung der Phantasie, bei dem andern um die Beruhigung und Abtönung derselben. Hier kann die Pädagogik nur Winke geben, die Mutter, welche die Eigenart ihres Kindes versteht, wird diese nützen und das richtige herausfinden.

Vom zurückgelegten zehnten Lebensjahre an gewöhne man das kleine Mädchen, die Titel aller gelesenen Bücher zu verzeichnen und ein kurzes Urteil, selbst nur die Mitteilung des empfangenen Eindruckes niederzuschreiben. Diese Einzeichnungen sagen der Mutter besser denn alles, wie es um das Geistesleben ihrer Lieblinge bestellt ist; sie sind auch für das Kind eine Quelle der Anregung. Mit Stolz überblicken die jugendlichen Schreiberinnen nach Jahr und Tag ihr selbstgeschriebenes Buch, das Gedanken, Urteile und Gefühle festhält. Mit dem beginnenden Literaturunterricht ist die Zeit gekommen, das junge Wesen mit den Werken der deutschen Dichter und Schriftsteller vertraut zu machen. Gerade um diese Zeit ist die Gefahr, durch zu viel leichte Lektüre

Digitized by Google

den Geschmack an ernsten Büchern zu verlieren, am größten. In unserer jungen Generation wird sehr häufig auf gründliche Kenntnis der Klassiker und auf Liebe zu denselben nicht genug Rücksicht genommen. Wohl erinnern wir Mütter uns noch an die flammenden Wangen und glänzenden Augen, an die tiefe Bewegung, welche uns ergriffe, als wir Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Wallenstein und Don Carlos lasen, an die süße Aufregung, welche in diesen Stunden unsere Seele gefangen nahm. Oft genug wird die Bemerkung gemacht, es sei sonderbar, die Jugend in den Klassikern Dinge lesen zu lassen, deren Kenntnis man ihr aus anderen Büchern nicht gewähren würde. Die Erklärung eines solchen Vorgehens ist leicht gegeben. Die Glut der Leidenschaften, welche in klassischen Stücken wirkt, ist gleichsam aus den Situationen selbst hervorgegangen, nicht aber Selbstzweck. Ueber allem herrscht das Gesetz von Maß und Schönheit, waltet der Reichtum des Gedankens. Kein reines, jugendliches Wesen wird durch ein Drama unserer vornehmsten Dichter andere als erhebende Empfindungen kennen lernen. Freilich wird auch hier die Mutter wählen und eine weise Einteilung treffen. Sobald aus dem Kinde das junge Mädchen geworden ist, wird die Wahl der Lektüre noch wichtiger und bedeutsamer.

Das junge Geschöpf holt mit seiner frischen, glühenden Phantasie nicht selten aus Büchern die Ideale, welche es in das Leben überträgt, die Charaktere, denen es nacheifert. Es ist darum leicht möglich, daß die falsche Richtung eines ganzen Menschenlebens Schuld trägt.

Wann der Augenblick eintritt, in welchem aus dem unbefangenen Kinde das denkende, urteilende Mädchen wird, der Augenblick, in welchem der farbige Schmetterling aus der Puppe emporflattert, das läßt sich nicht durch den Kalender bestimmen. Manche Mädchen sind mit sechzehn Jahren erwachsen, andere bleiben mit achtzehn Jahren nicht nur kindlich, sondern Kinder im Geist und in der Auffassung.

Als bestimmte Lebensgrenze möchte ich das vollendete zwanzigste Jahr ansehen und eine große Anzahl von Büchern erst zu dieser Zeit in die Hand geben. Die deutschen Gesetze erklären ein Mädchen von einundzwanzig Jahren für mündig, das heißt für vollberechtigt, über sich selbst, über seinen eigenen Lebensgang zu bestimmen. Es scheint mir demnach nur gerecht, als Vorbereitung auch eine Kenntnis des Lebens zu erwerben und vielen Dingen gerade ins Auge sehen zu lernen.

Nichtsdestoweniger wird eine Anzahl von Büchern zum Heile der Mündigen diesen auch dann noch unbekannt bleiben sollen. Zumeist wird es von gutem Einflusse sein, wenn die Mutter über die sogenannten verbotenen Bücher ein offenes Wort spricht und der Tochter begründet, weshalb sie gewisse Autoren ausschließt und die Lektüre im allgemeinen leitet. Die Neugierde nach dem Verbotenen darf nie rege werden. Wenn die Mutter der Tochter sagt: „Sieh, mein Kind, ich will dir die Freude am Leben, die Jugendlust, den Glauben an die Menschen ungetrübt erhalten; ich will dich nicht jetzt schon durch Bücher auf Verhältnisse aufmerksam machen, die dich nicht freuen können, die dich nur betrüben

Verbst. Nach dem Gemälde von R. Pötzelberger.

müssen, so wird die sittsame Tochter der liebenden Mutter mit einem Kuß danken und gern die führende, treu stützende Hand annehmen. Innige Freundschaft ist die schönste Gabe, welche Mutter und Tochter miteinander austauschen können, und so wie es für das Leben von großem Werte ist, wenn die Tochter über alle Ereignisse und Vorkommnisse desselben mit der Mutter spricht, so ist es auch wünschenswert, daß sie ihre Ansichten über Bücher mit der Mutter austauscht. Das Urteil über das Passende und Unpassende eines Buches erleidet nun allerdings die verschiedenste Auffassung. Ich möchte die Jugend vor allem Rohen, Gemeinen, Frivolen, Grobsinnlichen, vor allem Pessimismus, vor den Ausschreitungen des Naturalismus bewahrt sehen. Es scheint mir kein Unglück, wenn erwachsene Mädchen in Büchern über Verhältnisse lesen, die ihnen auch im Leben täglich entgegentreten, bei denen die Durchsichtigkeit des Schleiers eben nicht zu vermeiden ist.

Wohl aber möchte ich die Jugend vor einer Kenntnis von Menschen und Dingen bewahrt sehen, die wir auch im Leben ferne halten, bewahrt sehen vor allem Schmutz, welcher sich unter der Maske der Wahrheit, des Realismus nur allzu oft in unsere moderne Literatur einschleicht. Die ganze, allerneueste Berliner Schule, sowie einige an sie sich anlehnenden jungen Wiener Schriftsteller, sind für unsere Töchter auszuschließen.

Der Beginn der literarischen Erziehung soll für das erwachsene Mädchen selbstverständlich mit den Meisterwerken unserer Klassiker, jedoch nicht bloß mit den Dramen gemacht werden. In den letzten zehn Jahren verhält man sich bedauerlicherweise gegen die klassische Prosa etwas ablehnend. Goethes „Wahrheit und Dichtung", seine „italienische Reise", seine „Harzreise", werden von der Jugend seltener als früher zur Hand genommen und Schillers „kleine prosaische Schriften" bleiben fast ebenso unbekannt wie Lessings „Hamburgische Dramaturgie", aus der junge Damen, die sich für das Theater interessiren, wertvolle Fingerzeige für richtiges Urteil empfangen und an Auffassung ungemein viel lernen können.

Die berühmten Immermannschen Werke „Münchhausen" und der „Oberhof" überdauern ihre Zeit. Die Novellen Tiecks sollen schon um des kulturhistorischen Wertes willen ebenso wenig ganz unbekannt bleiben wie einzelne Gesänge aus Wielands „Oberon", einzelne Kapitel aus Jean Pauls „Siebenkäs" und der „Hesperus". Bevor wir die Schatzkammer der modernen Literatur öffnen, empfiehlt es sich denn doch, die Saat und Ernte der verflossenen Jahrzehnte kennen zu lernen. Körner, Arnde, Uhland, Platen, Kleist, Freiligrath, Geibel, Herwegh und Kinkel sind nur einige der Männer, deren Genius die Deutschen auf den französischen Schlachtfeldern umschwebte. Diese Geister kämpften in den Luften mit für die deutsche Ehre, für den Sieg, für die Einheit. Sie sollen nicht nur dem Namen nach unserer Jugend geläufig sein. Die Hauptrolle in der Lektüre fällt allerdings stets dem Roman zu.

Das Wort: „Meine Tochter sollen keine Romane lesen," halte ich für gleichbedeutend mit dem Ausspruch: „Meine Tochter sollen durch die Welt gehen, ohne zu hören, ohne zu sehen, und ohne zu fühlen." Wohin wir sehenden Auges blicken, finden wir Romane, jede Familie erlebt dieselben, jedes denkende Mädchen bemerkt sie, und das Leben aller Menschen ist reich an Stoff zu Erzählungen, an Episoden ernster und heiterer Natur.

Wir werden unseren Töchtern allerdings auch nicht die Lebensgeschichte eines jeden erzählen und so werden wir ihnen auch viele Romane entziehen. Ein völliges Uebergehen der Erzählungsliteratur halte ich für unmöglich. Auch auf diesem Gebiet ist eine von historischem Geiste beseelte Auswahl nützlich, und dieser soll unsere nächste Plauderei gelten.

Elise Polko.

Das Spiel um die Ehre. Nach dem Gemälde von J. E. Gaißer. (Seite 38.)

Die Photolithographie der photographischen Union in München.

Deutsche und fremde Literatur.

Im Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf erschien: „Ruhmeshalle", eine Sammlung ausgewählter deutscher Kriegsgedichte, herausgegeben von Ludwig Bund, mit einem Titelblatt und zwei Abteilungsbildern von Professor W. Kamphausen. Das geschmackvoll ausgestattete Werk schildert von der Zeit des großen Kurfürsten an bis zum Feldzuge von 1870/71 die deutschen Waffenthaten in einer stattlichen Sammlung von Gedichten, in der die besten Namen des vaterländischen Parnasses erscheinen sind.

Im Verlag des Bibliographischen Bureaus in Berlin erschien: „Im Schaukelstuhl", heitere Gedichte von Adolf Brecher. Das von der Verlagshandlung äußerst geschmackvoll ausgestattete Bändchen wird seinem Titel in jeder Beziehung gerecht. Die heiteren Gedichte Adolf Brechers, wie er es selbst wünscht, nach einem mit Appetit genossenen Mahle im Schaukelstuhle gelesen, werden unzweifelhaft die gute Laune und das Wohlbehagen des Lesers wecken und fördern. Nach Art Rudolf Baumbachs bietet der Autor in einige Verse gebrachte Scherzlaute, denen der Beifall nicht ausbleiben wird.

Im Verlag von Macmillan & Cie. in London und New-York erschien: „Balladen und Romanzen", selected and arranged with notes and literary introduction by C. A. Buchheim, Ph. D., professor of german literature in King's College, London, editor of the „Deutsche Lyrik" etc. Professor C. A. Buchheim, der sich um die Würdigung der deutschen Lyrik in England ein besonders hohes Verdienst erworben, hat in diesem geschmackvoll ausgestatteten Bande eine von literarischem Feingefühl zeugende Auswahl deutscher Balladen und Romanzen getroffen, die er mit einer literarhistorischen Einleitung und zahlreichen erläuternden Noten versehen hat. Das mit dem Bilde Uhlands geschmückte Werk zerfällt in die drei Perioden: Von Bürger bis Chamisso, Von Uhland bis Heine und Von Freiligrath bis auf die Gegenwart.

Preise

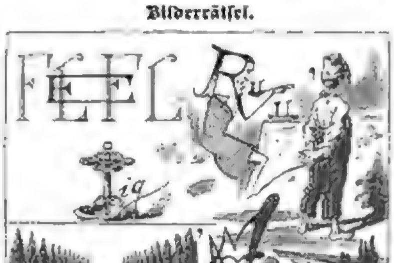
für die Lösung des Preisrätsels in Nr. 1.

1. Preis: **Prachtbibel**, mit 230 großen Bildern von Gustav Doré. 2 Bände in Original-Prachteinband. Preis ℳ 100.—
2. Preis: **Schillers Werke**. Mit 740 Illustrationen erster deutscher Künstler und 11 Lichtdruckbildern. Pracht-Ausgabe. 4 Bände in Original-Einband. Preis ℳ 48.—
3. Preis: **Dantes Werke**. Mit mehr als 300 Illustrationen hervorragender deutscher Künstler. Pracht-Ausgabe. 2 Bände in Original-Einband. Preis ℳ 25.—
4. Preis: **Leben Christi**. 30 Bilder nach Gemälden berühmter Meister. Mit einem Präludium und 30 Liedern von Ludwig Freytag. In prachtvoller Leinwandmappe. Preis ℳ 20.—
5. Preis: **Pilsfahrt**. Von L. von Ganzenbach. Mit 203 Illustrationen im Text, 40 Schwarzbildern und vielen Randverzierungen von Kal. Meinolfis. In Original-Einband. Preis ℳ 20.—
6. Preis: **Deutsche Romanbibliothek**. Salon-Ausgabe. Jahrgang 1884. 15 Bände. Fein gebunden. Preis ℳ 20.—
7. Preis: **Beethovens sämtliche Sonaten** für das Pianoforte. 4 Bde. Kartonirt. Preis ℳ 18.—
8. Preis: **Ein halbes Jahrhundert**. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Adolf Friedrich Graf von Schack. 3 Bände. Mit dem Porträt des Verfassers. Fein gebunden. Preis ℳ 18.—
9. Preis: **Die Rose vom Haff**. Roman von Emile Erhard. 3 Bde. Fein gebunden. Preis ℳ 15.—
10. Preis: **Cicerone durch das alte und neue Aegypten**. Ein Lese- und Handbuch für Freunde des Nillandes, von Georg Ebers. Mit vielen Holzschnitten und 2 Karten. Fein gebunden. Preis ℳ 13.—
11. Preis: **„O du mein Oesterreich!"** Roman von Ossip Schubin. 3 Bände. Fein gebunden. Preis ℳ 11.—
12. Preis: **Schillers Gedichte**. Pracht-Ausgabe. Mit 1 Lichtdruckbild, 87 Text-Illustrationen und 20 Vollbildern. In Original-Prachtband. Preis ℳ 12.—
13. Preis: **Goethes Faust**. Pracht-Ausgabe. Mit 1 Lichtdruckbild, 71 Text-Illustrationen und 16 Vollbildern. In Original-Prachtband. Preis ℳ 12.—
14. und 15. Preis: **Die Sebalds**. Roman aus der Gegenwart. Von Wilhelm Jordan. 2 Bände. Fein gebunden. Preis ℳ 12.—
16. Preis: **Auch Einer**. Eine Reisebekanntschaft von Friedrich Theodor Vischer. 2 Bände. Mit 1 Lichtdruck nach der Büste Vischers. Fein gebunden. Preis ℳ 11.—
17. und 18. Preis: **Kirchweih**. Gedichte in oberbayrischer Mundart von Konrad Dreher. Illustrirt von Münchener Künstlern. In Original-Einband. Preis ℳ 10.—
19. Preis: **Die Geschichte meines Lebens**. Vom Kind bis zum Manne. Von Georg Ebers. In Original-Einband. Preis ℳ 10.—
20. Preis: **Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten** des General-Feldmarschall Graf Helmuth von Moltke. VI. Band: **Briefe an seine Braut und Frau**. Gebunden in Halbfranzband. Preis ℳ 10.—
21. und 22. Preis: **Der Zusammenbruch** (Der Krieg von 1870/71). Roman von Emile Zola. 3 Bände. Fein gebunden. Preis ℳ 8.—
23. Preis: **Pandora**. Vermischte Schriften von Adolf Friedrich Graf von Schack. Fein gebunden. Preis ℳ 7.—
24. Preis: **Josua**. Eine Erzählung aus biblischer Zeit. Von Georg Ebers. In Original-Einband. Preis ℳ 7.—
25. Preis: **Das Geld**. Roman von Emile Zola. Fein gebunden. Preis ℳ 6.—
26. Preis: **Heinrich Perel**. Ein russischer Roman von L. Lynch. Deutsch bearbeitet von H. Ludwig. Fein gebunden. Preis ℳ 6.—
27. Preis: **Ein Goethe-Strauß**. Ausgewählte Gedichte, biographisch erläutert von Robert Keil. Mit Holzschnitt-Illustrationen und 1 farbigen Lichtdruck. In Original-Einband. Preis ℳ 6.—
28. Preis: **Die elegante Hausfrau**, Mitteilungen für junge Haushalte. Von Frau Ida von der Lütt. In feinstem Damast gebunden mit Goldschnitt. Preis ℳ 6.—
29. und 30. Preis: **Elifen**, ein Wüstentraum. Poetische Erzählung von Georg Ebers. In Original-Einband. Preis ℳ 6.—
31. Preis: **Abenteuer und Reisen des Freiherrn von Münchhausen**. Illustrirt von Gustav Doré. Oktav-Ausgabe. In Original-Einband. Preis ℳ 6.—
32. Preis: **Das Weihnachtsbuch**. Von Philipp Graf zu Eulenburg. Erzählungen, Märchen, Gedichte und Lieder. Mit 35 Illustrationen und 1 Musikbeilage. Fein gebunden. Preis ℳ 6.—
33. Preis: **Schiller-Erinnerungen aus Marbach a. N.** Zur Erinnerung an Schillers Geburtshaus in Marbach. 24 Ansichten in photographischem Lichtdruck. In feiner Leinwandmappe. Preis ℳ 4.50
34. und 35. Preis: **Dichten und Denken**. Gedichte von Auguste Weiner. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis ℳ 4.50.
36. Preis: **Ein Vermächtnis Kaiser Wilhelms I. Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg**. Von Cäsar Wedding. Mit zahlreichen Illustrationen. Fein gebunden. Preis ℳ 4.—
37. Preis: **Passionsblumen**. Novellenbuch von Marie Conrad-Ramlo. Mit dem Porträt der Verfasserin. In Original-Einband. Preis ℳ 4.—
38. Preis: **Neue Gedichte von Sigmund Schott**. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis ℳ 3.50.
39. und 40. Preis: **W. Shakespeares dramatische Werke**. Übersetzt von Schlegel und Tieck. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von W. Oechelhäuser. Bd. VI. Fein in Leinwand gebunden. Preis ℳ 3.

Die Lösung muß spätestens Ende Dezember 1893 mit Nachweis des Abonnements auf diese Zeitschrift an die Redaktion derselben in Stuttgart mit dem Vermerk: „Preisrätsel" eingesandt werden. Die Bekanntgabe der Preisverteilung erfolgt in Nummer 20 (10. Großfolioheft).

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Magisch-geometrische Kombinations-Aufgabe.

R	E	N	E	G	E	L
O	O	S	L	M	A	A
S	A	A	R	A	A	T
		R	E	N		
			G			

Die 6 fest umrahmten Bestandteile obiger Figur sind zu einem Quadrate zusammenzulegen, dessen korrespondierende wag- und senkrechte Reihen gleiche Wörter von folgender Bedeutung geben:

1. Nebenfluß der Rhein.
2. Kampfplatz in den alten Amphitheatern.
3. Soviel wie „Arbeitsamt".
4. See, Fluß und Stadt in Rußland.
5. Gemüse.

Silbenrätsel.

Dämm'rung senkte schon mit leisen Schwingen
Auf die Stadt sich, wo in einem Garten
Elfe des Geliebten sehnend harrte.
Endlich kommt er, doch erregt so eigen,
Und „Was hast du, was ist dir begegnet?"
Fragt sie schnell ihn mit besorgten Blicken.
Doch schon lächelt er und spricht: „Dies will ich
Dir in einem Rätselworte künden:
Füg an die bedeutungsleeren ersten
Einen Laut an, zeigt sich, was jetzt ist;
Seine beiden letzten aber sagen,
Was du, Lieb, mir bist und immer sein wirst."
Elfe hatte bald das Wort gefunden,
Das er ihr ausführlich dann erklärte.

Auflösung des Rätsels Seite 1059 vor. Jahrg.:

Wichtig. Richtig.

Auflösung des Anagramms Seite 1059 vor. Jahrg.:

Jerusalem.
Uarda.
Niagara.
Gardasee.
Gleditschie.
Etrurien.
Wieland.
Oxenstierna.
Hekatombe.
Namenstag.
Toleden.
Abenteuer.
Lausanne.
Trübsal.
Gundermann.
Engländer.
Techniker.
Henriette.
Aberglaube.
Niederlage.

Jung gewohnt, alt gethan.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 1059 vor. Jahrg.:

Zieht man von den Punkten, die über den Buchstaben der obern Zeile stehen, Senkrechte zu den Punkten der untern Zeile, so treffen diese Senkrechten gewisse Wendepunkte der Blitzlinie, die mit ihren Buchstaben von oben nach unten der Reihe nach abgelesen den Namen: Prometheus ergeben, wenn man nur die Buchstaben der obern Zeile berücksichtigt. Bei der zweiten Lösung von oben nach unten, unter Berücksichtigung der untern Buchstaben beginnt der Name. Th. L. Tolsen.

Künstlerfahrten.

Von

Albert Roderich.

Mit Bildern von C. Helmer.

Die Reise im Zimmer.

Heute waren fast alle Hauptmitglieder der „Künstlerarche" in der gemütlichen Kneipe versammelt. Sie saßen um den langen Tisch ihres geräumigen Separatzimmers und plauderten und tranken. Da trat der Kollege Krempe ein und mit ihm ein Mann, den man bisher in diesen abgeschlossenen Räumen noch nicht gesehen hatte. Der Fremdling war in den vierziger Jahren und von Breite, Länge, Aussehen, Bewegung und allen sonstigen menschlichen Aeußerlichkeiten von fast ungewöhnlicher Gewöhnlichkeit. Nur ein besonderes Kennzeichen hatte er: auf seinem sonst auch gewöhnlichen Gesichte lag so viel Mißmut, Unzufriedenheit und Grämlichkeit, als wenn aller Jammer der letzten Jahrhunderte sich in diesen Mienen zum Ausdruck bringen wolle.

„Meine Herren," begann Herr Krempe zu seinen Freunden, „gestatten Sie mir, Ihnen hiermit meinen Vetter Jeremias Düster aus Elmshörnchen vorzustellen und in die Arche einzuführen."

Alles blickte verwundert auf den Sprecher und seinen Vetter. Es war ein ungewöhnliches Unternehmen, so ohne weiteres einen Fremden in diese geistig exklusive Gesellschaft einzuführen.

Herr Krempe verstand auch sehr wohl die verwunderten Blicke und sagte:

„Meine Herren, im Namen der Menschlichkeit und der Nächstenliebe bitte ich um Einlaß für meinen Vetter Jeremias Düster aus Elmshörnchen. Es gilt den letzten Versuch, ihn zu retten. Sehen Sie in dieses jammervolle Antlitz! Keiner seiner Zeitgenossen hat jemals zu irgend einer Zeit diesen Menschen lächeln gesehen. Alle Krankheiten, die es gibt, hat er gehabt, oder hat sie jetzt, oder wird sie noch bekommen. Jetzt schickt ihn sein Arzt ihn auf Reisen. Meine Herren, wenn es irgend einen Kurort gibt, wo der Aermste Linderung finden kann, dann ist es hier!"

Man rückte zusammen und bot dem Fremden einen Stuhl. Vorsichtig setzte er sich nieder. „Ich bin vor vier Jahren erst mit einem Stuhl zusammengebrochen," entschuldigte er seine Vorsicht.

„Der Arzt hat Ihnen Reisen verordnet?" fragte Herr Lange, der Maler.

„Ja, ich soll mir Bewegung machen. Aber ich kann mir gar keine Bewegung machen. Wenn ich mir Bewegung mache, thut mir gleich alles weh."

Herr Jeremias Düster zog eine Schachtel aus der Tasche und steckte eine Emser Pastille in den Mund.

„Wenn ich so viel spreche, muß ich eine Pastille nehmen, dies scheußliche Kratzen in der Kehle!"

„Wohin wollen Sie denn reisen?"

„Nach der sächsischen Schweiz. In Schandau wohnt eine Tante von mir. Aber zu Fuß soll ich hingehen. Lächerlich!"

„Wenn Du nur wüßtest, wie Du ganz tüchtig zu Fuß," wandte etwas ärgerlich Herr Krempe seinem Vetter ein.

„Berge soll ich steigen," jammerte dieser weiter. „Berge! In fünf Minuten habe ich die fürchterlichsten Lungenstiche, und dann die kalte Zugluft da oben! Lächerlich!"

„Na, dann bleib hier und steig im warmen Zimmer Berge!"

„Nun," mischte sich jetzt plötzlich Herr Feist ins Gespräch, „mein lieber Krempe, das wäre vielleicht gar nicht so übel für Ihren verehrten Herrn Vetter! Ich schlage vor, daß er jetzt gleich hier im Zimmer die ganze Reise durch die sächsische Schweiz macht! Lange und ich haben vor zwei Jahren die Tour gemacht und führen ihn. Ihr anderen seid Schaffner, Wirte, Führer, Engländer und sonstige Sorten von Menschen, die auf Reisen vorkommen. Eine Stunde soll die Reise dauern, und wenn sie dem Herrn Jeremias Düster nicht zu einigen freundlichen Augenblicken verhilft, dann ist ihm überhaupt nicht zu helfen!"

Alle Insassen der Künstlerarche waren aufgesprungen und stimmten lachend dem Humoristen zu.

„Die Uhr dort oben zeigt fünf Minuten vor neun," rief Herr Feist, „bis zehn Uhr dauert die Reise durch die sächsische Schweiz! Wer von uns vor dem Glockenschlage zehn nur mit einem Augenzwinken aus der Rolle fällt, zahlt zehn Flaschen Sekt! Einverstanden?"

„Einverstanden!" riefen jubelnd die fröhlichen Genossen.

„Peter," wandte sich Herr Feist an den etwas verblüfft dastehenden diensthabenden Kellner, „Peter, wenn Du Dich hier in unserem Zimmer vor zehn Uhr blicken läßt, treten wir alle in den Verein gegen Trinkgelder."

Die der Künstlerarche zum alleinigen Gebrauche überwiesene Räumlichkeit bestand aus dem bereits bekannten großen Zimmer und einem kleineren für Garderobe, Toilette und Bedienung.

In dies Nebenzimmer zog sich für einen Augenblick die ganze Gesellschaft zurück. Dann traten die drei Reisenden wieder in das große Lokal. Alle in Mantel und Hut, Herr Feist trug einen Regenschirm, Herr Lange einen großen Knotenstock und Jeremias Düster trug über dem Mantel noch einen

dicken Plaid und hatte ein wollenes Tuch um den Hals geschlungen.

„Aha,“ rief Feist, „Dresden, altstädtischer Bahnhof!“ Darauf trat er in eine Ecke des Zimmers und forderte mit lauter Stimme drei Billette zweiter Klasse nach Pötscha. Dann setzten sich Feist und Lange auf eine Seitenbank und nahmen Herrn Jeremias Düster in die Mitte. Herr Lange pfiff auf dem Finger und deutete mit Pusten und Fußstampfeln die Fortbewegung des Zuges an.

Da kam auch schon aus dem Nebenzimmer ein Schaffner.

„Meine Herrchens, sein Sie so gut, bitt' scheene, die Billjetts!“

Herr Lange überreichte feierlich eine Visitenkarte und Herr Feist eine unbezahlte Rechnung. Der Schaffner coupirte die Billetts mit Daumen und Zeigefinger. Herr Düster suchte noch immer nach irgend einem Stück Papier in seinen Taschen herum.

„Mei kutestes Herrchen,“ spornte ihn der Schaffner an, „da soll Sie doch gleich 'n Donnerwetter Meißlein beißen, — dies is doch 'n Eilzug!“

Jetzt hatte Herr Jeremias einen Lappen Papier gefunden.

„Ach, um Gottes willen,“ rief er aber flehend, „das ist ja eins von meinen Rezepten, das ist mein letztes Rezept von Doktor Müller, zerreißen Sie's nicht!“

Aber der Schaffner hatte es schon wie die anderen Billets coupirt und schwang sich jetzt mit einem kühnen Schwunge auf das Trittbrett des nächsten Wagens.

„Donner, wie zieht das hier!“ rief Herr Feist plötzlich, „Lange, mach 'mal das Fenster zu!“

Wie unwillkürlich griff Herr Düster nach seinem wollenen Halstuche und zog es fester an.

„Sag 'mal,“ begann nun Herr Lange, „warum fahren wir denn eigentlich rückwärts? Das ist eine große Rücksichtslosigkeit gegen Herrn Düsters Gesundheit!“

Ein Blick der Dankbarkeit aus dem Jammergesichte traf Herrn Lange.

„Na, meinetwegen,“ sagte Herr Feist, „wir können uns ja umsetzen.“

Damit stand er auf und setzte sich auf die andere Seite der Bank. Seine beiden Reisegefährten folgten ihm.

„Pötscha, aussteigen!“ tönte jetzt eine schrille Stimme aus dem Nebenzimmer.

Mit einem Sprunge von der Bank verließen die Reisenden den Eisenbahnwagen.

Da standen auch schon zwei Männer und schrieen auf sie ein: „Führer gefällig?“ — „Führer gefällig?“

Nach kurzem Hin- und Herreden engagirte Herr Lange den einen der Führer, — „weil er die längsten Beine hätte“, bis zur Bastei für den Preis von vier Mark und fünfundzwanzig Pfennig.

„Es fängt an zu regnen,“ sagte Herr Feist und spannte seinen Regenschirm auf.

„Wenn ich ausgehen will,“ sagte mürrisch Herr Düster, „regnet es immer.“

Nun faßten die beiden Künstler den Hypochonder je unter einem Arm und marschirten mit ihm, den Führer voran, in raschem Tempo im Zimmer auf und nieder.

Der Führer machte sie dabei auf einzelne besondere Schönheiten der Gegend und auf die zuweilen so sonderbaren Formen der herüberhängenden Steinmassen aufmerksam.

„Sie gehen so schnell,“ keuchte schon nach kurzer Zeit Jeremias Düster, „ich bekomme schon wieder mein Herzklopfen, bitte, einen Augenblick!“

Er befreite sich von den Armen seiner Reisegenossen, zog seine Taschenapotheke hervor und tröpfelte aus einer der vielen kleinen Fläschchen sorgfältig etwas auf ein Stückchen Zucker.

„Hoffmannsche Tropfen,“ belehrte er seine Freunde, „gegen meine Beklemmungen.“

„Herr Düster,“ begann nun der Humorist, „ich habe früher einen Herrn gekannt, der war ganz genau in derselben Verfassung wie Sie. Der hatte acht verschiedene Krankheiten!“

„Ach, du lieber Gott, ich habe viel mehr!“

„Der Mann ist aber an den richtigen Arzt gekommen und wieder ganz gesund geworden.“

Die trüben Augen Jeremias' belebten sich ein wenig. „Was hat der Arzt ihm denn verordnet?“

„Lachen! Jedesmal, wenn Sie so recht von Herzen lachen, werden Sie eine Krankheit los, hatte ihm der kluge Arzt gesagt; — und so ist es auch gekommen.“

„Was war denn das für ein Mann?“ fragte Jeremias Düster.

„Das war ein Rentier, der absolut nichts zu thun und für nichts zu sorgen und an nichts zu denken hatte als an seine eigene Person.“

„Hm, wie ich! Und durch Lachen, sagen Sie, ist er gesund geworden? Hat er sich denn noch nicht wieder krank gelacht?“

„Nein, der Arzt hat, um das zu verhüten, ihm auch noch etwas anderes verschrieben.“

„Was denn?!“

„Das weiß ich augenblicklich nicht. Ich will aber sehen, daß ich's herausbringe, und es Ihnen dann sagen.“

„Ach, wirklich, wollen Sie das thun?“

„Verlassen Sie sich darauf, Herr Düster!“

Während dieses Gesprächs waren die Touristen rüstig weiter marschirt.

„Jetzt sind wir auf der Bastei!“ rief plötzlich der Führer.

Feist und Lange blickten zum Fenster hinaus, das auf einen vollständig dunklen Hof hinausführte, und riefen abwechselnd wie in Verzückung: „Himmlisch! — entzückend! — großartig!“

„Da drüben liegt der Königstein,“ belehrte sie der Führer.

„Ah, — herrlich! Sehn Sie doch 'mal, Herr Düster —“

Sie wandten sich nach ihrem Gefährten um und sahen ihn auf einer Bank sitzen. Er hielt sich den Leib und schnitt die sonderbarsten Gesichter, als wenn er niesen wollte.

„Was machen Sie denn da, Herr Düster?“

„Ich — ich — ich — wollte auch gern einmal so recht von Herzen lachen,“ stöhnte Jeremias.

Die nächsten Erlebnisse der Reisenden, die Fahrt nach dem Königstein und die Besteigung desselben gaben keine Veranlassung zur speziellen Berichterstattung. Es war nach Angabe des Herrn Lange später Abend, als sie wieder in dem Städtchen Königstein anlangten, und sie begaben sich, todmüde von den fast unmenschlichen Anstrengungen, ins Hotel „zur Stadt L...“

Es trat ihnen auch sofort ein Herr entgegen, der sich als den Portier des Hotels vorstellte.

„Wir wollen hier übernachten,“ sagte Herr Lange, „bitte, geben Sie uns zwei oder drei Zimmer.“

Der Portier lächelte etwas hämisch und entgegnete: „Bedaure unendlich, wir haben auch nicht ein einziges Zimmer mehr frei!“

„Natürlich!“ murmelte Jeremias Düster, „so was kann auch nur uns passiren!“

„Fatal! sehr fatal!“ sagte Feist, „es ist so spät und wir sind so furchtbar müde, — ah, Sie müssen uns Unterkommen schaffen, und wenn's in einem alten Stalle ist.“

„Bedaure wirklich, das heißt, da fällt mir ein, oben auf dem Boden ist so eine Art von Kammer für den Hausknecht, wenn Sie damit fürlieb nehmen wollen —“

„Gewiß, natürlich! bitte, führen Sie uns gleich hin!“

In halber Höhe der einen Wand der Künstlerarche befand sich ein ziemlich breiter Bord, auf dem verschiedene Bierkrüge, Weinhumpen und allerlei sonstiger Zierat aufgestellt waren.

Auf den Tisch, der unter diesem Bord stand, stellte der Portier einen Stuhl und auf diesen Stuhl wieder einen Holzschemel.

„So,“ sagte er dann zu den müden Reisenden, „wenn Sie gütigst diese Treppe hinaufsteigen wollen. Da oben ist die Schlafkammer.“

Dabei zeigte er auf den Bord an der Wand.

„Danke Ihnen bestens,“ entgegnete Herr Lange, indem er sich gewandt auf den Tisch schwang und Stuhl und Schemel erstieg. Er schob die Bierkrüge und Weinhumpen beiseite und kletterte auf den Bord.

„Hier ist es ganz famos!“ rief er dann seinen Gefährten zu, „kommt nur herauf!“

Dem etwas wohlbeleibten Herrn Feist gelang das Ersteigen der Treppe nicht so ganz leicht, aber es gelang ihm doch, und er setzte sich an Langes Seite.

Herr Jeremias Düster hatte mit Staunen und Schrecken dem Aufstiege seiner Reisegenossen zugeschaut.

„Da kriz' ich nicht hinauf!“ rief er mit einer bei ihm seltenen Entschiedenheit.

„Herr Düster,“ schrie der Humorist laut hinunter, um sich von der ungeheuren Höhe aus verständlich zu machen, „Herr Düster, seien Sie doch nicht unvernünftig. Sie können doch nicht die ganze Nacht da auf der kalten Hoteldiele zubringen. Sie sind todmüde und müssen schlafen. Kommen Sie doch herauf!“

„Ach was, ich denke nicht dran, lassen Sie mich mit dem Unsinn in Ruhe!“

Da brach der Maler Lange plötzlich in ein geradezu erschütterndes Lachen aus.

Jeremias Düster blickte begierig nach oben.

Jetzt lachte auch Herr Feist in heftigster Weise.

„Was ist denn da so zu lachen?“ fragte Jeremias.

„Das können Sie da unten nicht sehen,“ schrie Lange, von förmlichem Wiehern unterbrochen.

Nun entspann sich ein kurzer aber heftiger Kampf in der Seele des Herrn Düster. Konnte ihm das ersehnte Lachen mehr nützen als das gefürchtete Hinaufklettern schaden? Ja, es konnte ihm mehr nützen, entschied Jeremias, und er begann mit außerordentlichster Vorsicht den Aufstieg. Sobald Herr Düster zitternd und zagend den Stuhl erklommen, reichten ihm die Reisegefährten je eine Hand und zogen den ängstlich keuchenden Mann auf den Bord an ihre Seite.

„Warum haben Sie denn so gelacht?“ fragte sogleich Jeremias.

„Ach, Sie haben da unten ein gar zu komisches Gesicht gemacht, mein lieber Herr Düster,“ antwortete Herr Lange.

„Ja, ein gar zu komisches Gesicht, Herr Düster,“ bestätigte Herr Feist, „sieh einmal, Lange, jetzt macht der Herr Düster schon wieder ein beinahe ebenso komisches Gesicht!“

In Wirklichkeit aber machte Jeremias eines seiner finstersten und trübsten Gesichter. Es war ja jetzt klar, daß er ohne jeden Nutzen die gefährliche Höhe erklommen hatte.

„Natürlich,“ murrte er vor sich hin, „so geht's mir immer!“

„Kinder,“ sagte nun Herr Lange, „jetzt laßt uns aber endlich einmal ein bißchen schlafen. Es ist spät in der Nacht und ich habe dem Portier gesagt, er soll uns um sechs Uhr morgen früh wecken. Um sieben Uhr geht das Dampfboot nach Schandau.“

Nun streckten sich die beiden Künstler, eng aneinander gedrängt, der Länge nach auf dem Borde aus, wobei der Maler beinahe, über den schmalen Rand hinweg, hinunter gekollert wäre. Jeremias Düster kauerte, den Rücken und Kopf ängstlich an die Mauer gepreßt, zu Häupten der beiden.

Der Humorist begann auf eine ohrzerreißende Weise zu schnarchen.

„Herr Düster,“ fragte mit gedämpfter Stimme Lange, „wollen Sie denn noch nicht zu Bett? Wir haben für morgen noch eine ganze Menge Strapazen vor uns.“

„Ach, du lieber Himmel,“ wimmerte Jeremias, „wie komme ich hier wieder herunter?“

Da trat eine schwere, massige Gestalt aus dem Garderobenzimmer der Künstlerarche und näherte sich mit dumpfen, lauten Schritten der aus Tisch, Stuhl und Schemel hergestellten Treppe. Die Gestalt wollte eben die erste Stufe, den Tisch, erklimmen, da schrie Jeremias Düster hinunter: „Zum Donnerwetter! was wollen Sie? Bleiben Sie da unten!“

Die massige Gestalt schaute verwundert nach oben.

„Na nu,“ rief sie, „wer ist denn da oben in meiner Kammer?!“

„Wer sind Sie denn?“ rief der Maler.

„Ich bin der Hausknecht, und da oben ist meine Schlafkammer!“ antwortete der Dicke, der bereits auf der zweiten Stufe der Leiter stand.

Jetzt erwachte auch der Humorist aus seinem anscheinend so tiefen Schlafe.

„Der Portier hat uns dies Zimmer angewiesen, bleiben Sie gefälligst da unten,“ rief er.

„Ach was, Unsinn, der Portier is 'n Dämelack, ich will schlafen!“

Dabei packte er mit beiden Händen den Rand des Bordes, der ein bedenkliches Knacken hören ließ. Das ging selbst dem Humoristen ein wenig über den Spaß.

„Lassen Sie los, Sie Mamuth, Sie reißen ja die ganze elende Schlafstelle zusammen!“

Da schrie Herr Jeremias Düster laut auf. Es krachte und knackte. Eine Klammer in der Wand hatte sich gelöst und auf dem sich schräge niederneigenden Holzbord schossen die drei Reisenden wie auf einer Rutschbahn pfeilgeschwind zu Boden.

Die beiden Künstler lagen unten, und obgleich Jeremias ganz weich auf sie gefallen war, war er doch der einzige, der stöhnte und jammerte.

Aber noch hatten sich die Verunglückten nicht vom Boden erhoben, da trat der Portier hinzu und sagte:

„Meine Herren, Sie wünschten um sechs Uhr geweckt zu sein. Es ist sechs Uhr!“

„Danke Ihnen,“ erwiderte Herr Lange, sich etwas mühsam erhebend, „Feist, was suchst Du denn da noch an der Erde? Steh auf, wir müssen weiter!“

Der Humorist stand mit einem etwas schmerzlich verzogenen Gesichte auf und machte einige Schritte vorwärts.

„Na, zerbrochen ist nichts, aber wenn dieser vermaledeite Hausknecht —“

„Wünsche, wohl geruht zu haben,“ unterbrach ihn der Portier, „gestatten die Herren die Rechnung.“

Dabei überreichte er Herrn Feist ein Papier von größerem Umfange. Herr Feist las: Zimmer für drei Personen — 1 Mark 50 à Person — macht 4 Mark 50.

„Das ist nicht teuer,“ sagte Lange.

Der Humorist las weiter: „Abendessen à Person 1 Mark gleich 3 Mark. — Aber wir haben hier ja gar nicht zu Abend gegessen!“

„Belieben die Herren, — das Abendessen hat bereit gestanden. —“

„Aber wir haben ja doch nichts bestellt!“

„Belieben, — ist deshalb auch nur 1 Mark à Person gerechnet. Bestelltes Abendessen kostet 1 Mark 50 à Person.“

„So — na, wissen Sie, — dann wollen wir's auch verzehren, — geben Sie's nur her!“

„Sehr gern! Dann ist es aber ein Frühstück. Gestatten die Herren, daß ich auf Rechnung hinzufüge —“

„Was?!“

„Belieben — dreimal Frühstück à 1 Mark 50 —“

„à 1 Mark 50?!“

„Belieben, — es ist ein bestelltes Frühstück!“

„Feist, bezahle!“ rief der Maler, „wenn wir noch fünf Minuten so weiter schwelgen, sind wir am Bettelstab!“

„Danke verbindlichst,“ sagte der Portier und fügte mit einer tiefen Verbeugung hinzu: „Belieben die Herren, — die Preise sind exklusive Trinkgeld.“

Dabei hielt er seine offene Hand hin. Zu gleicher Zeit kamen aus dem Nebenzimmer drei Männer, die ebenfalls den Reisenden eine geöffnete Hand hinstreckten. Der eine streckte sogar beide geöffnete Hände hin. „Ich bin der Zimmerkellner,“ sagte er.

„Ich bin der Hausknecht, — wissen Sie,“ sagte der andere.

„Ich bin der Stiefelputzer,“ sagte der dritte.

„Aber wir haben ja unsere Stiefel gar nicht putzen lassen!“

„Ja, das ist Ihr Pech!“

„Allerdings,“ entgegnete der Humorist, „na, hier, — Kleingeld habe ich ich nicht. — teilt euch dies Papier —“

„Herr, das ist ja 'ne alte Empfehlungskarte von 'nem Schneider!“

„Ja, das ist euer Pech!“

Digitized by Google

„So," begann nun Maler Lange, „jetzt aber direkt zu der alten Tante nach Schandau. Sieh, da ist ja schon das Dampfbrot."

In einem Winkel der Künstlercoupé fand ein altes Lederfoje, da hinauf setzten sich die drei Reisenden, und Herr Feist klopfte mit der Tischglocke zum Zeichen der Abfahrt des Schiffes.

„Sch—t, ratzá!" rief jetzt mit gedämpfter Stimme Lange. Es öffnete sich nämlich die Thüre, die von dem Separatzimmer der Künstler in den großen, allgemeinen Saal des Restaurants führte, und herein traten vier fremde Personen. Es waren drei Männer und eine Frau in sehr gesetzten Jahren. Jeder der drei Männer hatte ein Glas mit Bier in der Rechten, und der eine außerdem noch in der Linken ein Spiel Karten.

„Hier, Heinrich," rief der eine der Männer, „hier is 'n schönes Zimmer. Da können wir Spektakel und Vollheit kann kein Mensch Skat spielen. Und denn die Masse Kiebitze!"

„Ja, hier is fein," rief ein anderer der drei, „da is 'n ganz leeres Tisch. Nu sag' ich die letzten zweihundert Runden an!"

Die drei Männer setzten sich an den Tisch, und der eine begann sofort die Karten zu mischen.

Frau Pahle — so hieß die bereits erwähnte Frau in den sehr gesetzten Jahren — setzte sich an die Seite ihres Herrn Gemahls, des Klempnermeisters Heinrich Pahle.

Frau Pahle war etwas eifersüchtig und noch etwas mehr geizig. Deshalb erlaubte sie ihrem Manne selten, daß er in die Kneipe ging, und wenn sie's erlaubte, ging sie selber mit. Sie konnte stundenlang bei dem Glase Bier ihres Mannes sitzen und in seine Karten starren. Sie war nie durstig und hungrig genug, um selber etwas zu verzehren. Wenn ihr Mann gute Karten bekam, schmunzelte sie, — verlor er, schrumpfte sie mit verbissenem Aerger drein. Die drei Männer waren gleich in ihr Spiel vertieft, und die Reisenden verließen das Dampfboot.

„Nun sind wir also in Schandau," sagte Feist, „und jetzt suchen wir Ihre Tante auf, Herr Düster. Wie heißt sie denn eigentlich?"

„Frau Emma Melchert," entgegnete Herr Düster.

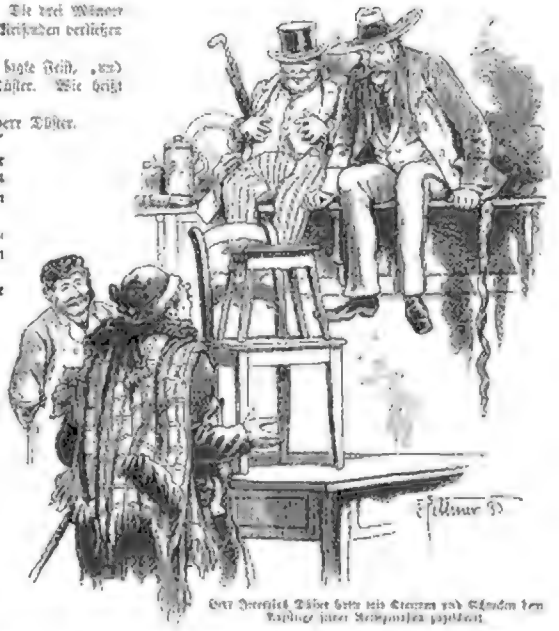
„Ahn, sehr schön. Sie da, mein Herr," wandte sich nun der Humorist an einen der Genossen der Arche, der in der Thür des Nebenzimmers stand, „wissen Sie hier in Schandau vielleicht Bescheid?"

„Gewiß, mein Herr," antwortete nähertretend der Künstlergenosse, „wo wünschen Sie zu sein?"

„Bei Frau Emma Melchert. Wissen Sie vielleicht, wo die Dame wohnt und kennen Sie sie näher?"

„O, sicher, mein Herr. Die Dame wohnt da drüben."

Er zeigte auf den Tisch, an dem Frau Pahle und die drei Kartenspieler saßen.



Herr Jeremias Düster hatte die Stiefeln und Schuhen den Kopfkissen seiner Reisegefährten gepolstert.

Nun stehen die beiden Künstler den Hausknecht je unter einem Arm und marschiren mit ihm, der Führer voran, an leichten Beinen im Zimmer auf und nieder.

„Wenn Sie's interessirt," fuhr der gefällige Wegweiser fort, „kann ich Ihnen auch noch mitteilen, daß der Herr Gemahl der Frau Melchert Skatgesellschaft bei sich hat."

„Danke verbindlichst, mein Herr!"

„Bitte sehr."

Die beiden Künstler nahmen nun Herrn Düster in die Mitte unter'n Arm und schritten auf Frau Pahle zu, die sie mit mißtrauischer Verwunderung anstarrte.

„Madame," sagte Feist, „wir bringen Ihnen hier Ihren Neffen aus Elmshörnchen."

Die mißtrauische Verwunderung der Dame nahm zu.

„Lange, gib 'mal das Paket mit den Geschenken für Tante her," wandte sich Herr Feist jetzt an den Kollegen.

„Donner — das haben wir ja im Hotel liegen lassen!" rief Herr Lange ärgerlich.

„Das ist einfach lächerlich von Dir, Lange. Wie kann einer ein Paket vergessen von der Größe!"

„Na, ihr habt es ja auch vergessen, — also, was schiltst Du auf mich? Uebrigens, ich danke dafür, mich mit dem Gewicht abzuschleppen. Dafür gibt's Kutscher oder Kofferträger."

Frau Pahles Antlitz hatte sich ganz bedeutend aufgeheitert.

„Heinrich!" rief sie.

Heinrich hielt einen Augenblick inne mit den lebhaften Vorwürfen, die er seinem Aiden vom letzten Spiel machte, und sah auf.

„Heinrich," sagte seine Gattin, „hier is eben ein Neffe von mir angekommen."

„'n Neffe von Dir?! Du hast ja gar kei— —"

Auf dem sich stürzig niederringenden Holzpferd schaffen die drei Reisenden schleunigst geschwind zu Boden.

Dann setzen sich Feist und Lange auf eine Seitenbank und nehmen Herrn Jeremias Düster in die Mitte.

Ein Augenwink seiner Frau ließ Herrn Pahle mitten im Worte verstummen.

„Du gibst, Pahle," sagte einer der Skatkollegen, der Mechaniker Nitsche, und Pahle begann die Karten zu mischen und zu geben.

„Setzen Sie sich doch ein bißchen," rief Frau Pahle den fremden Herren zu, „und dann laß' 'n Glas Bier kommen, Heinrich, wenn der Kellner kommt!"

„Wenn Sie erlauben," erwiderte darauf Herr Feist mit einer graziösen Verbeugung, „wenn Sie erlauben, stellen wir uns den Herren vor. Mein Name ist Feist, — dies ist mein Freund Lange und das da ist der Neffe dieser Dame, Herr Jeremias Düster aus Elmshörnchen."

„I," rief der Mechaniker Nitsche, „Frau Pahle, haben Sie denn eine verheiratete Schwester?! Da haben Sie ja nie

Herrin traten vier strenge Censoren.

'was von gesagt! Pahle, das ist nicht in Ordnung von Dir. Du hast mir gesagt, Du erbst das Haus von Deinem Schwiegervater ganz allein. Ja, das hast Du gesagt. Sonst hätt' ich Dir nicht die Hypothek darauf gegeben. Nee, das ist nicht in Ordnung von Dir!"

„Meine Herrschaften," fiel jetzt rasch Herr Feist ein, „wie die Sache auch ist, — Sie werden diesen Neffen nicht zu bereuen haben. Nein, das wird keiner aus der Familie. Ganz im Gegenteil. Wir sind gerade auf der Reise, um die Familie dieses Herrn an dem Glücke teil nehmen zu lassen, das ihm bevorsteht."

„Ah! Hinrich, laß' doch noch 'n Glas Bier kommen, wenn der Kellner kommt," sagte Frau Pahle und rückte ihrem Neffen etwas näher. Auch ihr Gatte und die anderen Herren neigten sich weiter zu dem geheimnisvoll blickenden Humoristen herüber.

„Was is denn? — Was denn?"

„Herr Düster ist im Begriff, eine großartige Erfindung zu machen."

„Ih! — Wahrhaftig! — Ah!"

„Ja, eine Erfindung, womit Hunderttausende verdient werden können! Er will nämlich eine chemische Flüssigkeit erfinden, vermittelst welcher verhindert wird, daß die Steinkohlen verbrennen!"

„Ih — daß die Steinkohlen verbrennen —", wiederholte in staunendster Verwunderung Herr Pahle.

„Daß sie nicht verbrennen!" belehrte ihn halb verächtlich seine Gattin.

„Daß sie nicht verbrennen, natürlich," fuhr Feist fort. „Nun denken Sie 'mal! — Es werden nach den statistischen Berechnungen jährlich in Europa allein für 321 Millionen Mark Kohlen verbrannt, wenn die nun alle nicht verbrennen, — und wenn Ihr Neffe sich da ein Patent drauf geben läßt — —"

„Hinrich, besell doch 're Flasche Wein, wenn der Kellner kommt."

„Pahle, mein lieber Freund," sagte der Mechaniker Nitsche und umschlang zutraulich den Nacken seines guten Freundes, „das war ja man Spaß mit der Hypothek, — und wenn Deine liebe Frau noch meinetwegen sieben Schwestern hätt' — Du bist mir gut dafür, mein alter Junge!"

„Und die Familie soll dann Teil dran haben?" fragte begierig Frau Pahle.

„Natürlich, deshalb reisen wir ja gerade herum. Seh'n Sie' mal, unser Freund Düster hat vier nahe Anverwandte, und er gebraucht für die ersten Anlagen 10,000 Mk. Wenn nun jeder erst 'mal 2500 Mk. hergibt —"

Die zusammengesteckten Köpfe fuhren auseinander.

„Was?! Hat er denn die — die Sache nicht schon erfunden?" rief Frau Pahle.

„Nöh — er will die chemische Flüssigkeit erfinden, habe ich ja gesagt, — er steht im Begriffe —"

„Na, denn laß' ihn da man stehn," rief hohnlächelnd der dritte der Skatspieler, der Schlossermeister Hebbich, „ich hab' die Vorhand, — Du mußt mich reizen, Nitsche!"

Herr Hebbich hatte nämlich inzwischen seine Karten besehen.

„Nöh, nart' 'mal," sagte eifrig Herr Pahle, „da hat mancher schon auf diese Weise sein Glück mit 'n Fuß von sich gestoßen, — wie viel sagen Sie? 2500 Mark à Person?"

Frau Pahle war aufgesprungen. Sie warf jetzt ihrem Manne einen vernichtenden Blick zu und schrie mit vor Aerger heiserer Stimme:

„Hinrich, bist Du — —, komm mit nach Haus!"

„Aber Frau, — es läßt sich doch drüber reden — sieh 'mal —"

„Hinrich, — komm mit nach Haus — oder —!"

Hinrich erhob sich zögernd.

„Nee, halt," schrie jetzt aber der Schlossermeister Hebbich, „dies Spiel muß gespielt werden, — ich sag' 'n Grand Schneider an."

Der Verlust, der in dieser Ansage ihrem Gatten drohte, veranlaßte Frau Pahle zu noch energischerem Treiben.

Auch Herr Nitsche hatte die Karten hingelegt.

„Pahle," sagte er, „ich muß doch noch 'mal 'n Wort reden mit Dir, wegen der Hypothek; von wie nahe Anverwandten hat der Mann geredet — das sind doch wohl nicht alle Geschwister von Deiner Frau?"

„Ach was," rief mürrisch Frau Pahle, „meinen Sie denn nicht, daß die ganze Sache Schwindel ist?! Das will 'n Neffe von mir sein? Ich hab' gar keinen Neffen! Komm, Hinrich!"

„Ja, wenn das auch Dein Neffe nich ist, Frau, — aber ob das Schwindel is, — das weißt Du doch nicht; — das kann heutzutage mit Erfindungen alles angehen —"

Jetzt aber ergriff Frau Pahle den Arm ihres Gatten und riß ihn mit sich zur Thüre.

„Aber ich bös' Grand Schneider angesagt, — denn spielen wir da drinnen wieder weiter," rief Schlossermeister Hebbich und folgte, langsam die Karten zusammennehmend, seinen Freunden in den Restaurationssaal. — —

Ein auch nur oberflächlicher Beobachter würde bemerkt haben, daß während des eben erzählten Vorganges das Benehmen und besonders der Gesichtsausdruck des Herrn Jeremias Düster sich nicht unbedeutend verändert hatten. Nachdem er noch kurz zuvor ganz besonders triste und trübselig vor sich hingeblickt hatte, belebte sich plötzlich sein Auge, wie von einem großen Gedanken erleuchtet, und als Frau Pahle mehreremale ihren Gatten fruchtlos zum Getränke beiden aufgefordert, da ging — ganz bestimmt und wahrhaftig — ein Lächeln über die traurigen Züge des Hypochonders. Aeußerlich lächelte er nur, innerlich aber lachte er brünstig schon ganz laut über den Plan, den er ausgeheckt hatte.

Nachdem die Skatgesellschaft glücklich die Arche verlassen, zeigte Maler Lange auf die Wanduhr.

„Es ist nur noch fünf Minuten vor zehn; um zehn Uhr müssen wir wieder zu Hause sein. Ich wette, die ganze Gesellschaft erwartet uns am Bahnhof."

„Gut," sagte Herr Feist, „dann lassen wir uns jetzt mit der Fähre über die Elbe setzen, und dann nehmen wir uns einen Extrazug."

Seine Genossen waren einverstanden, und die drei stiegen auf eine Holzbank. Die beiden Künstler nahmen Jeremias in die Mitte, und hielten ihn fest, damit er nicht in die Elbe fiele.

„Mir ist ganz schlecht zu Mute," klagte Herr Düster.

Als die Reisenden eine Minute später die Fähre verließen, strömten sämtliche Genossen der Künstlerarche aus dem Nebenzimmer mit Hallo und Triumphgeschrei heraus. Sie waren, wie sie sagten, den Freunden entgegengereist, um sie hier willkommen zu heißen. — Es gab ein großes Freuen, Umarmen, Begrüßen und Jubeln.

„Nun, Jeremias, wie ist es Dir denn gegangen?" fragte Herr Kremper, der Vater des Melancholikers.

„Na, es geht, — wenn nur diese Beklemmungen, — ach, grad jetzt ist mir so miserabel." — Er mochte wirklich sein mitleidenswertes Gesicht und klammerte sich an den Humoristen, als wenn er umsinken müßte.

„Aber ich weiß, woran's kommt," jammerte er weiter, „ich bin so trocken, so ausgedörrt, — auf der ganzen Reise nicht einen einzigen Tropfen getrunken, — ich muß was trinken, Bier, — oder — ach —"

Da richtete sich Jeremias Düster plötzlich kerzengerade auf und brach jetzt auch äußerlich in ein lautes Lachen aus.

Dem Humoristen ward ordentlich ängstlich.

„Lange," rief er, „er fällt mir um, — gib 'mal schnell das Bier da vom Tisch her!"

Der Maler nahm schnell einen der halbleeren Schoppen und reichte ihn dem südwestenden Hypochonder.

„Was ist das für 'n Bier?" fragte weinerlich Jeremias.

„Ganz egal," sagte Herr Feist, „trinken Sie nur, das steht noch von vorhin auf'm Tisch."

Da richtete sich Jeremias Düster plötzlich kerzengerade auf und brach jetzt auch äußerlich in ein lautes Lachen aus.

„Was," — rief er lachend vor Lachen, „hier an dem Ufer der Elbe wollt ihr mir Bier geben, das in einer Kneipe noch von vorhin auf 'm Tisch steht! Nee, das Bier trinken wir nicht, wir trinken Champagner. Herr Lange und Herr Feist, Sie sind aus der Rolle gefallen, — das kostet zehn Flaschen Sekt!"

In diesem Augenblick begann die Wanduhr zehn zu schlagen. Aber man hörte nur den ersten Schlag, — die anderen gingen in Lachen und Jubeln unter.

Der Humorist und der Maler tauschten einen wehmütigen Blick.

„Lange, wir sind von einem elenden Melancholiker geschlagen!"

„Ja, von so einem erbärmlichen Menschenfeind! Feist, es ist zehn Flaschen Sekt wert, die Schande abzuwaschen."

Das gab ein fröhliches Leben in der Künstlerarche bis zum frühen Morgen. Der Held der Nacht aber war Herr Jeremias Düster, der die berüchtigtsten Menschenfeinde, den Humoristen Feist und den Maler Lange, gefoppt hatte. In dieser Nacht hat Herr Düster nicht ein einzigesmal über eine einzige seiner zahlreichen Krankheiten geklagt. Wie wird's ihm aber am nächsten Morgen und wie wird's ihm weiter ergangen sein? Nun, ich denke, wir werden noch einmal wieder von ihm hören.

„Ah wahl!" rief mürrisch Frau Pahle, „meinen Sie denn nicht, daß die ganze Sache Schwindel ist?!"

Schach.

(Redigirt von E. Schallopp.)

Aufgabe 2.

Von A. Zeidowski in Berlin.

Schwarz.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 46 S. 1062 vor. Jahrg.:

1) S f 4 — d 5 :
2) K g 4 — f 5
3) D e 2 — h 5
c. 2) d 4 — c 3 :
3) f 2 — f 4 matt.

A.

c. 1) d 4 — c 3 :
2) f 2 — f 4 !
c. 2) K g 4 — f 5 (oder beliebig)
3) D h 2 — h 3 (8 4 5 — e 3) matt.

B.

c. 1) g 6 — g 5
2) S 8 4 5 — e 7
c. 2) beliebig
3) D f 2 — f 3 matt.

C.

2. 1) K g 4 — f 5
2) D h 2 — f 4 !
c. 2) K f 5 — e 6
3) S 8 d 5 — c 7 matt.

Briefmappe.

Clara Malina (Hellar Müller) in P. Sie sind bei einem Fiaker eingestiegen, wie Sie schreiben, und möchten gern irgend ein Geschäft dirigiren, um es den Gebildeten vorzuführen, welches aber nicht, welches Sie wollen lassen, nachdem Sie es gesehen, Schreiben, Siegeln und so weiter eingerichtet werden soll? Wir raten Ihnen, einen Besuch mit der Tochter von Augenzeugen zu machen, die unseren Rath noch nicht vorgebracht worden sind.

Hermann M. in St. Jago de Chile. Sie haben uns das Manuskript eines Romans geschickt, doch erklären Sie unsere Antwort ertheilung gegen das Honorar verstehen, da mit für Erzählungen, in denen sich auf jeder Seite kommt umgestoßen oder ausgestanden wird, Hilfsverhältnisse keine Verwendung haben; auch können Ihnen die deutsche Tintenstraße (während Ihres Herumstreifens in den Wäldern und Forsträumen Chiles etwas abhanden gekommen zu sein. Wir können schon lange nicht mehr „Handarbeiterin", auch nicht „Aerzte" und „Aerzte".

Richtige Lösungen sandten ein: M. Schiff in Gelsenkirchen (3). A. B., Chalet Tabarin (Schweiz) (2). Frau Emilie Schmidt in Genf (5). „Mimosa und Eleonore" in Hamburg. „Mond und Mais" in Hamburg (3). „Kleine Ida" in Hamburg (3). Clement Von Wahl in Neumark (4). „Alexander" in Freiburg i. Br. (3). Marie Gellermann in Hannover.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Schreiber. Roman von Ida Boy-Ed. Fortsetzung. — Eine romantische orgelfabrikation „Kommerzfinanz" bei Schreibern am Rhein, von Dr. G. M. Rudimentsvorlesungen in München. — Erwiderung, von Günther v. Freiberg. — Heidekraut, Gedicht von Hans Richard. — „Pax", von M. D. — Meteore Wörgetin, von Karl Groß. — Der Jurong, Kinder-Reisen von Robert Wiese. Fortsetzung. — Bunte Steine. Der Mensch des Lebens, von B. Schmidt. — Schacher, Gedicht von Erich Janicke. — Schreibmaschine in Act, von A. C. Kl. — Das Spiel um die Liebe, von H. L. — Friedrich Lift, eine Erinnerung und den Dank Julius Reinert von Theodor Reinert. — Verschiedenes, von Dr. Otto Hoffmann. — Silhouetten. — Wie und wo sollen unsere Töchter lernen? von Klara Schindler. — Tonkunst und fremde Literatur. — Tonkunst für die Lehrer des Tonsetzbuchs in Nr. 1. — Für weibliche Studien: Bibliothek; Lehrmittel; Anstellung des Gehaltsbuch Seite 1000 vor. Jahrg.; Allgemeine-gewerbliche Konditionsanstalt; Auflösung des Rätsels Seite 1000 vor. Jahrg.; Auflösung des Anagramms Seite 1000 vor. Jahrg. — Kunstkarte, von Albert Roderich. — Schach. — Briefmappe.

Illustrationen. Erwiderung, nach dem Gemälde von C. Spitzweg. — Pax, nach dem Gemälde von H. J. Schindler. — Meteore Wörgetin, nach dem Gemälde von M. Wirsich. — Das neue deutsche Reichstagsgebäude: Ost-Façade, nach den Plänen von Paul Wallot. — Chöre. Originalzeichnung von J. Thumsticker. — Einbürgerung eines Schleswigers nach den Sturm, nach dem Gemälde von Th. Hagen. — Heißt, nach dem Gemälde von A. Wahlberger. — Das Spiel um die Liebe, nach dem Gemälde von J. V. Gleyre. — Kunstbeilagen, mit fünf Bildern von G. Schreyer.

Redigirt und dem Inhalt dieser Zeitschrift unter Kreuzband versandt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Kaufmännisch redigirende Vertretungen:

Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 10); München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 66, I, 11); Budapest: Moriz Fecht (V. Alaxy Jozsefgasse 3).

Kleinste Insertions-Gebühren bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämmtliche deutschen Zeitungen.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1.40 bis 1.80 Reichsmark.

für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Berlin, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer von BREMEN nach

Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Neueste Orts- und Landeskunde.

Soeben erschient und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs,

dritte, von Direktor W. Heil neubearbeitete u. vermehrte Auflage, mit vielen Städteplänen, statistischen Karten, Wappenbildern &c.

Ein Hilfsbuch ersten Ranges, enthält in ca. 70000 Artikeln alle auf Deutschland bezüglichen topographischen Namen, sämmtliche Staaten und deren Verwaltungsbezirke sowie alle irgendwie erwähnenswerten Ortschaften, die Einwohnerzahlen nach neuesten offiziellen Material, die Erläuterungen über die Religionsverhältnisse, Angaben über die Verkehrsanstalten, die Gerichtsorganisation, Industrie, Handel und Gewerbe sowie geschichtliche Notizen jedem Land und Ort betreffend, kurz das Wissenswerthe über allen Staaten und Verwaltungsbezirke, Flüssen und Bergen, Städten, Dörfern und Wahrorten im Deutschen Reich.

26 Lieferungen zu je 50 Pf. oder in Halbleder geb. 15 Mk.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig u. Wien.

Seidenstoff-Fabrik. Adolf Grieder & Cie. in Zürich

versenden porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreis, schwarze, weisse u. farbige Seidenstoffe jed. Art v. 70 Pf. bis M. 15.— per Meter. Muster franco. Welche Farben wünschen Sie kennen? Beste Bezugsquelle für Private.

Foulards-Seidenstoffe.

MEYER'S KONVERSATIONS-LEXIKON

Über 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint = in 5. neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17 Bände in Halbleder gebunden zu 10 Mk.

152 Chromotafeln.

17 Hefte zu 50 Pf. 17 Bände zu 8 Mk.

17,500 Seiten Text.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung. Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Remontoir-Ankeruhr Nr. 1708

mit Sprungdeckel Oberes Zifferblatt. Die Deckel des Gehäuses bestehen aus zwei soliden Platten, 14karät. Gold, innen Stock eine Lage Metallgitterung verstärkt. Kunstvoll gravirt. Garantie für Werk u. Gehäuse.

Nur 60 Mark frko.

Gut abgezogen und regulirt.

Versand gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung. Briefe u. Stempelmarken u. altes Gold werden angenommen. Illustr. Katalog üb. Gold- u. Silberwaaren, Uhren u. Schmuck werden jeder Art gratis und franko

Carl Holl, Goldwarenfabrik. Cannstatt.

Honig

Triumph-Wasche-Mangeln

(Patentirt) zum Handbetrieb, versende von M 25.— an franko nach allen deutschen Bahnstationen. Man verlange gratis u. franko Katalog.

H. Henle in Nürnberg a.

Rheinwein.

gegen Nachnahme von M. 30 versende mit Fass ab hier 50 Liter selbstgekelterten extra guten und für dessen abgelagerten Weisswein, absolute Naturreinheit ich garantire.

Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Unsere Herren Aktionäre werden hiermit zu der am

Montag den 30. Oktober 1893 Vormittags 11 Uhr

im Oberen Museum hier stattfindenden

zwölften ordentlichen Generalversammlung

unserer Gesellschaft eingeladen.

Gegenstände der Tagesordnung:

1) Geschäftsbericht und Jahresbilanz pro 30. Juni 1893;
2) Ertheilung der Entlastung an Vorstand und Aufsichtsrat;
3) Beschlußfassung über die Verwendung des Reingewinnes;
4) Mittheilung des Geschäftsberichts und der Bilanz der Aktiengesellschaft Neues Tagblatt vom Jahre 1892;
5) Neuwahlen in den Aufsichtsrat.

Behufs Legitimation zur Theilnahme an der Versammlung (§§ 29 und 30 des Statuts) sind die Aktien in der Zeit vom 14. bis 28. Oktober entweder bei der Gesellschaftskasse oder bei einem der Bankhäuser:

v. Erlanger & Söhne in Frankfurt a. M.,
Dörtenbach & Co. in Stuttgart

gegen Empfang einer Bescheinigung nebst Einlaß- und Stimmkarte zu hinterlegen.

Der gedruckte Geschäftsbericht mit Bilanz- und Gewinn- und Verlustrechnung kann vom 16. Oktober ab im Comptoir der Gesellschaft, Neckarstraße Nro. 121 hierselbst, Zimmer Nro. 15, sowie bei den obengenannten Bankhäusern in Empfang genommen werden.

Den 25. September 1893.

Der Aufsichtsrat.

Ueberaus günstige Ergebnisse

Dresden G. Moesta, Dir.

Ein alter Freund

für Damen und junge Mädchen ist unsere soeben neu im Druck erschienene

Haupt-Preisliste von Handarbeiten,

welche jedermann auf Wunsch kostenlos übersandt wird.

Francke & Co.

Tapisserie-Waaren-Fabrik

Gnadenfrei, Schlesien.

Schmücke Dein Heim

mit Diaphanie-Glasbildern.

Vorzüglichste Fensterdekoration

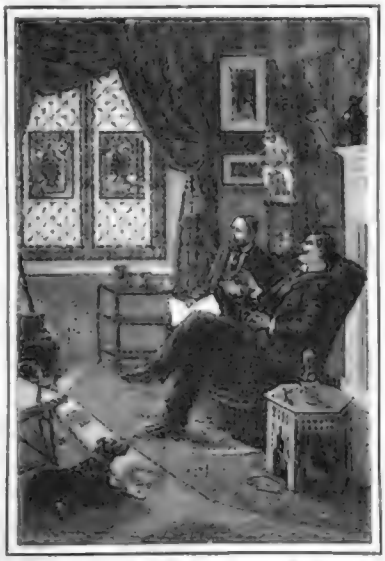
für Familien-, Musik-, Speise-, Herren-, Schlafzimmer, Treppen-Fenster, Veranden etc. etc.

Reizende Geschenke

zu haben in den meisten Kunst- und Luxuswarengeschäften.

Haupt-Katalog (in 4 Sprachen) mit ca. 600 Illustrationen über Hängelampen, Lampen etc. gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken. Ausland Mk. 1

Prachtkatalog in Buntdruck Mk. 2. Fürs Ausland Mk. 3.



GRIMME & HEMPEL. LEIPZIG.

Muster-Lager und Detail-Verkauf:

Berlin. Friedrichstrasse **Leipzig.** Augustusplatz 1.

Für Amerika:

Fabrik & Versand: New-York 310. Broadway.

Beste und billigste Bezugsquelle für

Musikinstrumente.

Violinen, Flöten, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordeons, Guitarren, Mandolinen, Ocarinas, Symphonions, Polyphons, Aristons, Piano-Melodico, Pianos, Harmonikas, Mundharmonikas, Pianinos, Drehpianos, Harmoniums, Musikwerke, einzelne Saiten, Saiten zu allen Instrumenten

Jul. Heinr. Zimmermann,

Musikexport, Leipzig.

Neue illustrirte Preisliste gratis.

Louis Hermsdorf

Aus garantirt 60% Diamantfüllmass. überall gleichmässige Qualität. Ein Versuch wird Sie überzeugen. Diamantfüllmassenfabrik Hermsdorf b. Berlin.

Stellung. Prospekt gratis **Existenz.** Erfolg. franco.

Gratis Prospect. Deutscher prämiirter Unterricht.

BUCHFÜHRUNG

Doppel-, Correspond., Contorwiss.

Stenographie.

Schnell-Schön-Schrift.

Gratis Prospekt. Gründl. Lehrgang ganz neu.

Adressiren für genau wie folgt.

Erste Deutsche Handels-Lehr-Institut

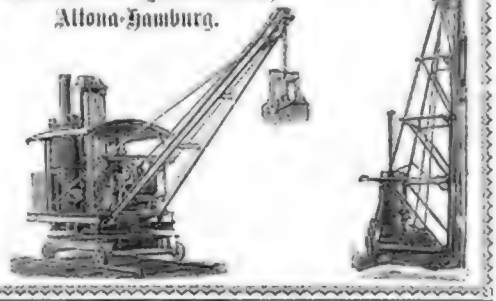
OTTO SIEDE – ELBING.

Dampframmen, Dampfkräne und Priestmann's Greifbagger

in allen gangbaren Größen auf Lager bei

Wendt & Hambrock,

Altona-Hamburg.



Auf Massenfänger:

für Ratten à M 6.–

„ Mäuse à M 2.–

„ Schaben à M 2.–

Versand d. L. Feith, Dresden, A. 16.

C. Maquet,

Berlin W.,

Charlottenstr. 61, Heidelberg.

Krankenbetten, Nachttische, Leibstühle, Zimmer-Closets.

Illustr. Briefmarken-Journal.

Gebrüder Senf, Leipzig.

Damen der besseren Stände

Ärztliche Broschüre gratis und franco durch Rudolf Mosse, Köln.

Gicht Nierengries Rheumatismus

Wesen u. rationelle Behandlung.

C. H. L. Geyer, Gohlis bei Dresden.

WIR KENNEN die Besten,

Gustav Kaulfuss

Reisfuttermehl

G. A. O. Lüders, Hamburg.

F. Wolff & Sohn's Toiletteseifen sind die **besten** zur Erhaltung einer zarten weissen Haut.

Indische Blumenseife

hochfeine Toiletteseife, 50 ₰ p. St.

PALMITIN-SEIFE

neutral - gut - billig.

F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.

Wien I. Wollzeile 9.

Bumbass.

Gesetzlich geschützte Schutzmarke

Adolf Klinger, Reichsstrasse 7, in Dresden

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

GEGEN

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.

Paris, E. Grillon

33, rue des Archives

IN ALLEN APOTHEKEN

Eisenwerk Joly Wittenberg

Feuersichere patent

Treppen mit Holz oder Marmorbelag

Haupttreppen

Wendeltreppen.

Deutsch. Reichs-Patent.

Katalog kostenfrei

PALMITIN-SEIFE

neutral - gut - billig.

Für Familien u. Kinder. Von Ärzten empfohlen.

In allen Städten Deutschlands.

F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.

Wien I. Wollzeile 9.

— Wichtig für Hausfrauen! —

Aus Lumpen fertigt billigste Stoffe für Aerzte und Militär-Gerichte,

Fischer & Cie., Offenburg, Baden. Gegründet 1702.

Aerztl. Gutachten u. illustr. Kat. gratis und franco.

Achtet vor Fälschungen.

HAARAUSFALL!

F. Kiko, Herford.

Handbuch d. Klimat. Heilkunde v. Dr. C. v. Bettenpoe. 7. Aufl. d. alle Buchh. u. d. Verlagsh. Wilhelm Issleib, Nachf., Schkeuditz, Leipz.

Stilvolle Landhäuser, Schutz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen,

Behrendtina

Behrendtina

Behrendtina ist ein rasch wirkendes mit unübertroffenem Erfolge.

Behrendtina reinigt die Haut, macht sie weich und zart.

Behrendtina ist in jedem Falle unschädlich.

Behrendtina ist für Damen und Herren gleich angenehm.

Behrendtina wird jeder Probe-Sendung beigefügt.

Behrendtina kostet per Flasche 2 Mk. 50 Pf.

Behrendtina ist zu beziehen durch alle Parfümerie-Handlungen.

Behrendtina ist nur echt mit 6 Medaillen.

Behrendtina franko Deutschland u. Oesterr.-Ungarn Mk. 10.50, gegen Nachnahme 25 Pf. mehr.

Nachnahme nur auf Verlangen.

Behrendtina wird nur auf Verlangen des Publikums zugesandt.

Behrendtina ist nur zu haben bei

H. Behrendt, Berlin SW., Friedrichstr. 240.

Musik-Instrumenten-Fabrik u. Export.

Preisliste wird kostenlos zugesandt.

Postdose Magdeburger Sauerkraut Mk. 2,50

1/2 Anker ca. 25 Pf. M. 4, 1 Anker ca. 50 Pf. M. 7, Zentnerfass M. 12, 1/2 Oxhoft 220 Pf. M. 16, 1 Oxhoft ca. 5 Zentner M. 30.

Postdose saure Salzgurken M. 2,50, 1/2 Ank. ca. 60 Stück M. 6, Anker 120—150 Stück M. 10.

Postdose kl. Wein-Gewürzgurken M. 4, 1/2 Ank. M. 10, Ank. M. 18.

Postdose Senfgurken, M. 4,50, 1/2 Ank. M. 8, 1/2 Ank. M. 15, Ank. M. 25.

Postdose Preisselbeeren gezuckert i. Zucker, M. 5, Zuckergurken M. 5.

Postdose Vierfrucht (Erdb., Himb., Johb., Kirschen) M. 6,50.

Postdose Mixpickles M. 5, Perlzwiebeln M. 4,50.

Postdose Ia. Pflaumenmus mit Walnüssen M. 3, Zentner M. 25.

Postdose Brabanter Sardellen M. 7 und M. 9.

Probekorb enthaltend 7 Dosen feinster Früchte sortirt M. 6,50.

Probekorb enthaltend 7 Dosen feinster Gemüse sortirt M. 6,50.

Inclusive Emballage, ob hier gegen Nachnahme oder Voreinsendung.

Conservenfabrik S. Pollak, Magdeburg.

VELOUTINE CH. FAY

Das beste und berühmteste Toiletpuder

EXTRA POUDRE DE RIZ

mit BISMUTH coloré et

Von CH. FAY, Parfumeur

9, rue de la Paix, PARIS

Junker & Ruh-Oefen

mit Mica-Fenstern und Wärme-Circulation bei Junker & Ruh, Karlsruhe (Baden).

In Ausführung und Regulirbarkeit anerkanntermassen die bewährtesten aller **Dauerbrenner.** Wo keine Vertretungen sind, liefert die Fabrik direkt

Junker & Ruh-Gaskocher, von sparsamem, völlig geruchlosem Brande, in allen Grössen und Ausstattungen.

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Confiserien.

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der überaus weit verbreitete, rühmlichst bekannte **photograph. Apparat**

Phönix

Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **daruhaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen. Zeit- und Momentaufnahmen.

Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich. Preis mit Platten, Chemikalien etc. nur 10 Mk.
Prospekt und Probebild kostenfrei.
Hess & Suttler, Bayreuth.

Grossh. Technische Hochschule zu Darmstadt.

Fachabteilungen: Bauschule, Ingenieurschule (Bau- u. Kultur-Ingenieure, Maschinen-Ingenieure), Chemische Schule (Chemiker, Hüttenchemiker u. Farmaceuten), Mathematisch-naturw. Schule, Forstschule, Schule Kurse für Gewerbetreibende, Vorbereitungskurse für Real-Gymnasial- und Realschüler. Staatsprüfungen vor dem Grossh. Prüfungsamte zu Darmstadt, Beeidigung für Thurneyer, Diplomprüfungen, besondere Prüfungen für Aspiranten der Staatsforstlaufbahn in den Staatsprüfungen für Hochbau-, Ingenieur- und Maschinenwesen in Hessen, Preussen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Braunschweig. **Anmeldungen** für das Wintersemester bis 14. Oktober. Beginn der Vorlesungen 17. Oktober. Programme vom Sekretariate unentgeltlich.
Die Direktion.

Unentbehrlich für jeden Haushalt sind:
heizbare Badestühle (patentirter Kostenaufwand pro Bad nur 5 Pf. Zeit in 25 Minuten ein warmes Vollbad bereiten kann. In „Leoser" Brenner liefert zu verwenden. Mit „Leoser" Brennmaterial zu heizen.
Illustrirte Preislisten gratis und franko
Kosch & Teichmann, Berlin S., 43 Prinzenstr. 43.
Fabrik heizbarer Badestühle und **Badewannen**, Klimmer-

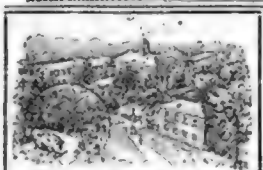
Spielhagen's Zahncrème

bestes

Zahnreinigungsmittel der Neuzeit. Macht die Zähne bei täglichem Gebrauch blendend weiss, conservirt Zahnfleisch und schützt vor Zahnschmerzen.
In Schachteln à 60 Pfennig, Porzellandosen à 1 Mark, Glasgläsern à 2 Mark und Flaschen à 3 Mark.
Franz Spielhagen, Berlin SW. 29.
Versandhandlung, 3 Tuben in Carton gegen Einsendung von M 1.50 franco.

Zimmer-Closets
von 14 M. an i. d. Fabrik von
Kosch & Teichmann,
Berlin S., 43
Prinzen-Strasse 43.
Preisliste kostenfrei.

Weber's
Carlsbader
Kaffee-Gewürz.



Kur- und Wasserheilanstalt
Prospekte **Bronnthal-München** kostenlos.
Sommer- u. Winterkur.
Prämiirt: Hygiene-Ausstellung London 1884
Engl. Arzt: **Dr. Lahusen** früher Celle.
Kurarzt für Aerzte, Leiter, Kaiser Wilhelm Kur. Gebrauchtes ℳ 6.— pr. Tag.

Gärbersdorf i. Schl.
Dr. Brehmer's Heilanstalt
für Lungenkranke.
Sommer- u. Winter-Kur.
Illustr. Prospekte v. Verwaltung.

Jeder, der sich nur ein wenig für Gesundheitspflege interessirt, sollte durchaus Pfarrer Kneipp's hierauf bezügliches Werk lesen. Dasselbe ist gratis u. franko erhältlich. **Kneipp-Broschüre** (64 S. stark). Jos. Ritter'sche Buchhandlung in Kempten.

Patent-Anwälte
C. Fr. Reichelt, W. Majewski
diplomirte u. prämiirt.
Dresden, Wilsdruffer Str. 21

Gründlichste Ausbildung durch deutlichen Unterricht in
Buchführung (auch kaufmännischen)
kaufm. Rechnen, Wechsel-Lehre, Schriftverkehr u. Deutsch. Sprache geg. geringe Monatsraten. Verlangen Sie Prospekte und Lehrbr. 1 freo. u. gratis u. Durchsicht vom Ersten Handels-Lehr-Institut
Julius Herzenstern, Magdeburg, Jacobstrasse 37.

Liqueur- und Pillen des
Dr. LAVILLE
Rheumatismus und Gicht
Sofortige Heilung durch den Liqueur und die Pillen des Dr. Laville dargestellt von Apotheker Chevallier, Paris, vor Liqueur bei acute, die Pillen bei chronische Leiden. — Seit vielen Jahren von Aerzten und in Krankenhäusern mit bestem Erfolge angewandt, erfreut sich auch fortwährend steigender Verbreitung.

Centralheizungen,
Gas- und Wasserleitungen
besorgt seit 28 Jahren
Hermann Liebold, Dresden,
Gerok Strasse.
Anfertigung von Dresdner u. Patent-Closetts. — Bäderetablissements ganzer Städte. —

PATENTE
besorgt und verwerthet darnach
RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur
in GÖRLITZ.

Musik-Instrumenten-
u. Musikwerke-Fabrik von **L. Feith** in **Dresden A. 16**
liefert nur streng reelle Waare zu Preisen, die wirklich zu bezahlen sind.
Illustrirte Preisbücher gratis und franko.

Filialen Deutsche Plata.
Berlin: Stettinerstr. 4 Bremen: Stadt 23.
Hamburg: Barstab 23.
Dresden: Seestrasse 5.
Patente
billigst u. streng reell sorgfältig besorgt:
Dr. J. Schanz & Co.
Vergrößerungen
wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, Leipzig-Plagwitz.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn der Schweiz, Holland und Dänemark

Abteilung: Fantasie-Waren.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Nr. 1470. Rahmen-Handarb. Prakt. Hauskragen. Farben: schwarz, dunkelbordeaux, marine. Stück ℳ 2.70.

Nr. 1472. Breit garnierter Kragen aus Zephyrwolle. Farben: schwarz, bordeaux, braun. Stück ℳ 3.25.

Nr. 1542. Rahmen-Handarbeit. Farben: schwarz, bordeaux, braun, crème. Stück ℳ 2.—.

Modernste Form.
Nr. 1543. Rahmen-Handarbeit Gürtel, Chenille-Tapette (ausreichend, Kappe) auf Wolle gestickt mit Seide durchzogen. Farben: schwarz, bordeaux, braun. Stück ℳ 3.50.
Nr. 1547. Dunkle Form in Strapswolle s. Wolle gestickt (Handarbeit). Farben: schwarz, marine, crème. Stück ℳ 3.75.

Nr. 1545. Rahmen-Handarbeit. Capotte mit Chenille u. Seide durchzogen. Farben: schwarz, bordeaux, braun. Stück ℳ 3.—.

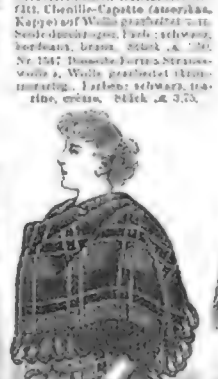
Nr. 1546. Rahmen-Handarb. Elegant. Hals-Kragen v. Wolle reich mit Seide durchzogen. Duftiges Spitzenmuster. Nur crème. Stück ℳ 3.50.
Nr. 1544. Dreieckige Form in schwerer Ausführung. Nur schwarz. Stück ℳ 4.75.

Nr. 1474. Rahmen-Handarb. Kragen aus Zephyrwolle m. Strapswolle genäht. Sehr preiswert! Farb.: bordeaux m. schwarz, marine m. grau. Stück ℳ 3.75.

Nr. 1481. Elegant. Cape in reichem Garnirung. Wollene Seidenverarbeitet. Umfang 130 Centim., 40 Centimeter. Farben: bordeaux m. roth, braun m. silbergrau, schwarz mit schwarz. Stück ℳ 7.—.
Nr. 1488. Dorsalia Chile, ungefähr 120 Cm. lg., 45 Cm. br. Farben: bordeaux mit grau, braun mit silbergrau. Stück ℳ 3.50.

Nr. 1487. Schwarzer wollener Filoch-Chile, ungefähr 240 Cm. lang, 80 Cm. breit. Farben: weiss mit hellrothen, hell- und dunkelblauen, rosa- und dunkelbordeaux. Stück ℳ 6.—.

Nr. 1489. Wollener Doppel-Buch-Chile mit Seiden-streifen, ungefähr 160 Centimeter lang, 90 Cm. breit. Farben: weiss mit roth, weiss mit blau, weiss mit braun, weiss mit grau. Stück ℳ 5.75.
Nr. 1491. Dorsalia Chile, bei Farben: weiss mit hellblau, weiss u. roth, weiss u. grau. Stück ℳ 3.—.



Nr. 1492. Moderner reich garnirter Chile in bessere Qualität, ungefähr 240 Cm. lang, 44 Cm. breit. Grundfarben: bordeaux, marine. Stück ℳ 14.—.

Nr. 1493. Weißer Tuch-Chile, ungefähr 240 Cm. lang, 90 Cm. breit, mit Seide gestickt. Farben: schwarz, bordeaux, marine. Stück ℳ 12.—.
Nr. 1494. Weißer Tuch-Chile, ungefähr 240 Cm. lang, 90 Cm. breit, mit Seide gestickt. Farben: schwarz, bordeaux, marine. Stück ℳ 12.—.

Nr. 1497. Schwarzer Chenille-Chile mit Chenille-Fransen, ungefähr 240 Cm. lang, 44 Cm. breit, Farben: schwarz mit grün, marine mit roth, olivr mit marine. Stück ℳ 10.—.

Nr. 1493. Einfarbiger Chenille-Chile mit Chenille-Fransen, ungefähr 240 Cm. lang, 42 Cm. breit, Farb.: schwarz, bordeaux, braun. Stück ℳ 9.25.
Nr. 1495. Breiter Ausführung in schwerster Qualität, ungefähr 240 Cm. lang, 44 Cm. breit, Farben: schwarz, dunkelbordeaux, olivr. Stück ℳ 14.—.

→ Unsern ungemein reichhaltigen Katalog versenden wir auf Verlangen unberechnet und portofrei. ←

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

Nº 3.

71. Band.
Sechsundsiebzigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Zuschlag, Mark 3.50.

Die Schwestern.

Roman
von
Ida Boy-Ed.

IV.

Und der nächste Tag brachte Klarheit. Frisch, glücklich, das Behagen, daheim zu sein, völlig auskostend, saß Günther am Frühstückstisch. Er hatte seinen Platz am Tisch so, daß er von da durch die offene Thür in den herrlichen Septembertag hineinsehen konnte. Das Meer in seiner schimmernden, blitzenden Beweglichkeit sah er durch das bunt gefärbte Laub der Gartenbäume. Ein herber Duft drang herein, herbstfrisch und gesättigt von Seeluft und jenem starken Laubgeruch, den absterbende Blätter entwickeln.

Die Sonne funkelte und ließ die zahllosen Spinngewebe in den Büschen, die im Frühreif und in Tauperlen glänzten, wie Silbergespinnst erscheinen.

Ein ferner, dumpfer Lärm scholl herein, ab und an unterbrochen von dem hohlen Pfiff einer Dampfschiffspfeife. Man sah auch das muntere Leben auf dem Wasser; fortwährend glitten, durch die davor verschrankten Aeste und Zweige immer nur auf Sekunden erkennbar, kleine Dampfschiffe, Segel- und Ruderboote oder Barkassen der Flotte vorüber.

Günther seufzte auf, tief und gesättigt, streckte beide Arme von sich, wie jemand, der sich burschikos dehnt und rief:

„Ach, wie ist es schön hier! Weißt Du, Kind, daß unsere Kieler Föhrde einer der schönsten Flecke Erde und Wasser ist, die ich kenne?“

„Wirklich?“ fragte Malve, die in einem sehr kostbaren Morgenkleid fröstelnd neben Günther saß. Durch die Spitzen und den dünnen Kaschmir ihres erdbeerfarbigen Kleides fühlte sie allzu sehr die Morgenluft. Jetzt machte sie so unverkennbare Schulterbewegungen, daß der Kapitän fragte:

„Dich friert. Soll ich die Thür schließen?“

Malve sprang schon auf und lief zur Thür.

„Mich fror schrecklich, aber ich mochte es nicht sagen. Am sechsundzwanzigsten September kann man doch nicht mehr bei offenen Thüren sitzen,“ sagte sie.

Er fand es sehr rücksichtsvoll, daß sie es so lange ausgehalten und sah sie dankbar an. Wie sie so durch den großen Raum wieder an seine Seite zurückkehrte, fiel ihm etwas auf.

„Sage, Kind, was hast Du denn für ein schauderhaftes Kleid an?“

Marie. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.

Malve blieb auf halbem Wege stehen, entsetzt über diese barbarische Frage.

„Das ist kein Kleid, das ist eine Morgenrobe. Sie ist sehr schön und sehr teuer. Du hast wohl bei den Schwarzen vergessen, wie eine Dame sich kleidet,“ rief sie.

Günther fühlte einiges Mißtrauen gegen sich selbst.

„Es kann sein,“ sagte er zögernd, „aber mir ist, als ob ich Dich früher in so niedlichen, weißen, einfach wollenen Morgenkleidern gesehen, denen nicht eine so lange Schleppe nachfegte und aus deren Aermel Deine Arme nicht so unbekleidet herausschlüpften, wenn Du sie bewegtest. Aber ich versteh' so etwas nicht — ich bescheide mich.“

„Man wechselt seinen Kleiderschnitt nach der Mode,“ sprach Malve belehrend.

„So,“ sagte er verdutzt.

Er war davon überzeugt, daß Seemänner in diesen Fragen gleich täppischen Bären seien und sich sehr hüten müßten, einer kleinen Frau weh zu thun.

„Wenn ich mir das Morgengewand genau beiche, ist es doch sehr schön,“ sprach er kindlich gutmütig.

„Siehst Du!“ rief Malve triumphirend, welche den rührenden Zug von Güte in diesen Worten nicht verstand.

„Nachher will ich gleich Mama begrüßen und Mariannen danken für ihre lange Anwesenheit hier,“ begann Günther nach einer kleinen Pause; „die Deinen haben Dich gewiß sehr verzogen und alles gethan, meiner kleinen Penelope die Einsamkeit zu erleichtern.“

„O ja,“ sagte Malve gedehnt.

„All die Herrlichkeiten stammen auch wohl von Mama?“ fragte er, mit der Hand in einer Rundbewegung auf all die Neuheiten im Zimmer weisend.

„Die habe ich mir selbst gekauft,“ sprach Malve, mit einer nicht ganz sicheren Stimme.

„Selbst — gekauft,“ wiederholte der Mann bestürzt. „Aber das muß ja schrecklich viel Geld gekostet haben.“

„Doch — ziemlich viel,“ sagte sie obenhin, „aber es ist alles bezahlt.“

Günther wurde still. Nach seiner Art dachte er gesammelt nach.

Die kleine Frau, zum erstenmal selbständig, hatte Vergnügen gefunden, ein wenig zu verschwenden. Wie verzeihlich. Warum aber hatte Marianne das nicht verhütet? Vielleicht hatte auch sie, die Klugbesonnene, sich gesagt, daß man der jugendlichen Thorheit einmal den Willen belassen müsse, damit sie durch Schaden klug werde. Den Schaden mußte Malve ja alsbald daran gespürt haben, daß sie in Geldnot gekommen war. Vielleicht hatte sie bei der Mama gar ein Anlehen machen müssen. Günther hatte gesorgt, daß seiner Frau regelmäßig auskömmliche Zahlungen an jedem Quartalsersten gemacht wurden, aber mit Geld zu solchen Extravaganzen hatte er sie nicht ausgerüstet, ganz einfach, weil er es auch gar nicht dazu besaß.

Die Zinsen seines kleinen Vermögens, sowie die von Malves väterlichem Erbe reichten, im Verein mit seiner Gage, zu einem sehr gemütlichen, vollkommen sorglosen und durchaus standesgemäßen Leben. Aber zu dem modernen Ueberfluß in allen materiellen Dingen reichten sie nicht.

Immerhin aber brauchte ihm eine kleine Thorheit seiner Frau, die vielleicht zwei oder dreitausend Mark kostete, kein Kopfzerbrechen zu machen.

Das ritterliche Herz dieses Mannes hatte schon verziehen, schon die Bestürzung überwunden.

Seiner Frau einen Vorwurf zu machen, hätte ihn selbst beschämt. Er glaubte an die lehrreiche Gewalt der Konsequenzen, die, nach seiner Meinung, einem Menschen nie vergebens klar werden. Wer an sich arbeitet, lernt am meisten aus den begangenen eigenen Fehlern.

Malve fühlte sich durch sein Schweigen erleichtert. „Er wird schelten,“ hatte sie gedacht. Ihrem Mut wuchsen die Schwingen.

„Willst Du nicht auch gleich die vorderen Zimmer sehen,“ sagte sie, „auch dort habe ich etwas verändert.“

Er legte seine Serviette hin und folgte ihr über den Flur.

Sein Auge glitt über die Wände desselben.

„Alle meine alten Reisetrophäen,“ sagte er und nickte freundlich zu den Schilden, Speeren und Geflechten empor, die er nach und nach, seit seiner Kadettenzeit, zusammengetragen.

Sie traten in sein Zimmer. Dort war nichts verändert. Und auf dem Schreibtisch hing noch, wie gestern abend, die bleiche Niphetosrose ihr träumerisches Blumenhaupt über den Rand des Glases herab.

„Da,“ sagte Malve, „das hast Du gestern abend übersehen.“

Sie reichte ihm ein Kabinetbild, welches in einem Photostand sich auf dem Schreibtischaufsatz befunden.

Es war ihr eigenes Bild in großer Balltoilette. Ihre zarten Schultern erschienen tief enthüllt und kamen aus einem dicken Gewinde großer Blumen hervor, das sich um den Ausschnitt zog.

Günther machte ein hilfloses Gesicht. Er fürchtete wieder, ihr wehe zu thun.

„Es ist mir wohl ungewohnt, Dich so zu sehen,“ sagte er langsam; „vor zwei Wintern auf den Bällen in der Marineakademie trugst Du Dich noch als halbes Backfischchen, ganz gleich mit Petra. Aber hier hast Du so etwas Großmächtiges, beinah wie eine Bühnenprinzessin.“

„Alle Bekannten sagten, ich müsse mich in der Toilette abnehmen lassen. Das waren Orchideen, natürliche,“ erläuterte Malve.

Günther blieb in seiner hilflosen Stimmung. Er verstand das nicht und kam sich vor wie ein inzivilisirter Mensch. Daß diese photographirten Orchideenkränze ein kleines Vermögen gekostet haben mußten als sie frisch waren, fiel ihm gar nicht ein.

Malve öffnete die Salonthür, welche über Nacht stets geschlossen wurde.

Günther trat ein und blieb wie erstarrt stehen.

„Aber das sind ja dreimal so viel Sachen, als ich selbst gesammelt habe,“ sagte er.

„Teils geschenkt, teils gekauft. Vorher war es zu wenig, um einen ganz warmen Effekt damit zu erzielen und doch zu viel, um daneben modern europäische Dekoration anbringen zu können,“ sprach sie.

„Geschenkt,“ murmelte er wie verwirrt. Da fiel sein Blick auf eine riesengroße Vase aus Japan, die auf niederem Postament vor einem Fenster stand. Ach ja, sein alter lieber Max, sein Kamerad, der jetzt in Japan weilte, hatte versprochen gehabt, Günthers kleiner Frau so ein köstliches Monstrestück zu schicken. Vielleicht meinte sie das mit dem „teils geschenkt.“

„Von Max Bredow?“

Malve nickte.

„Und der wundervolle persische Tisch, den kenne ich auch nicht.“

„Ach,“ sagte sie in einem Ton, als handle es sich um eine ganz nebensächliche Frage, „das ist ein Vielliebchengeschenk vom Freiherrn von Bodmann.“

Auf Günthers Angesicht wandelte sich das Erstaunen jäh in finsteres Mißbehagen.

„Ein Vielliebchengeschenk von diesem Wert? Ich kenne den Mann nicht. War es taktvoll von ihm, Dir das zu senden, taktvoll von Dir, es zu nehmen?“ fragte er.

„Du hast Dir ja einen förmlichen Inquisitorton angewöhnt,“ sagte sie gereizt; „gewiß, das Geschenk war für die scherzhafte Veranlassung etwas groß, allein zurückweisen konnte ich es nicht. Das fand Franziska auch.“

„Franziska?“ Marianne hatte sie sagen wollen, gewiß, Marianne. Und wenn die das gebilligt hatte, war auch nichts Tadelnswertes dabei.

„Welche Franziska, wer ist das?“

„Nun, die Görne-Hellfeld.“

„Mit der verkehrst Du.“

„Wir sind sogar sehr intime Freundinnen geworden.“

Das war schnell hin- und hergeflogen, Wort um Wort.

Dem Mann wuchs die unbestimmte Angst bis zur Unerträglichkeit im Herzen.

„Franziska Görne-Hellfeld ist kein Umgang für Dich,“ sagte er langsam.

„Aber die Frau ist doch eine Jugendbekannte von Dir. Wenigstens kennst Du sie schon, sagte sie mir, seit sie ihren ersten Ball besuchte und Du noch Lieutenant zur See warest. Wir trafen uns bei der Diepenbrook und Frau Görne-Hellfeld schien förmlich entzückt von mir, sie machte mir schon andern Tags einen Besuch und bat, ob wir nicht Freundinnen sein wollten.“

Das erzählte Malve im Ton eines verzogenen Kindes, dem man ungerechterweise zürnt.

„Wo war denn Marianne?“ fragte sich Günther innerlich; „sah denn sie nicht, welch eine Frau das ist.“

Er verlor sich in Grübeleien. Also nicht nur verschwendet hatte seine Frau, auch in schlechte Gesellschaft war sie geraten. Welchen Schaden hatte ihre junge Seele davon genommen? Vielleicht noch keinen. Wie ein heißes Gebet stieg der Wunsch in ihm auf.

Er wußte es: Kinder spielen an Abgründen hin und haben ihren Engel, welcher sie vor dem Sturz in die Tiefe bewahrt. Und war denn Malve mehr als ein Kind? Wie Freudenbotschaft klang ihm daher jetzt ihre Frage:

„Was hast Du gegen Franziska. Sie ist so klug und lieb und thut doch nichts Böses.“

„Ich habe nichts gegen sie,“ murmelte Günther, „wie ein Vorurteil. Vorurteile sind oft eine Ungerechtigkeit. Früher schien es ihr auch in der That an rechtem Ernst zu fehlen. Sie wird gereifter und gediegener geworden sein.“

Er schalt sich selbst wegen seiner Gedanken, es kam ihm unedel vor, daß er in der Stille seines Herzens den Verdacht in sich wachsen fühlte, daß dies Weib bei der Annäherung an Malve einen Zweck verfolgt habe. Den Zweck, sich an Günther von Hanstein dafür zu rächen, daß er einst dem offenkundigen Liebeswerben der jungen Franziska kühl widerstanden, die viel lieber Frau von Hanstein als Frau Görne-Hellfeld geworden wäre.

Seine Art machte Malve hochgradig nervös. Sie erinnerte sich mit einemmal, daß sie auch schon früher diese Manier an ihm beobachtet hatte, wenig zu sprechen und zwischen den kargen Sätzen immer lange stumm zu grübeln.

„Nun sieh auch noch mein Zimmer,“ sprach sie, sich im voraus mit Trotz wappnend.

Und zum zweitenmal blieb Günther wie angedonnert auf der Schwelle stehen.

„Wo — wo hast Du Deine Einrichtung gelassen, ich meine die —“

„Die, welche Mama mir für mein Zimmer zur Ausstener kaufte? Ach weißt Du, die war so geschmacklos, auch fand Franziska und es fanden alle, daß blaßblau viel schöner zu meinem Haar paße. Sie sagen immer, ich sei ein Rokokofigürchen und diese hellblaue Seide mit den rosa Rosensträuchen darin sei wie für mich erfunden. Da verkaufte ich denn die erste Einrichtung, leider gab's nicht viel dafür, weißt Du, sie war zu plump. Dies hier ist ja ein bißchen teuer gekommen, besonders durch die Gardinen und Portièren und den Teppich, der erst eigens in Schmiedeberg passend gewirkt werden mußte. Ich hatte auch ein bißchen Angst — aber nicht wahr, Du schiltst nicht mit Deiner kleinen Malve. Mein Geld reichte natürlich nicht, all die alten, dummen Rechnungen mußt Du begleichen. Du hast ja mein Vermögen dazu, ich allein konnte mir nichts davon geben lassen. Es sind auch nur, mit allen Rechnungen für meine Kleider und so, acht oder zehntausend Mark.“

Mit schwindelerregender Schnelligkeit hatte Malve das hingesprochen und wollte sich nun schmeichelnd an Günthers Arm hängen.

Doch wie sie sein bleiches Gesicht und die tiefe Falte auf seiner Stirn sah und einen gewissen drohenden Ausdruck auf seinen wetterbraunen Zügen, da erschrak sie und stand mit Herzklopfen vor ihm.

Von seinen Lippen aber rang sich endlich die Frage:

„Und Marianne ließ alles geschehen?“

„Sie hat nichts gesagt. Sie war auch gar nicht schwesterlich zärtlich mehr mit mir. Immer so still und fremd,“ sagte Malve kläglich.

Das begriff er — ja, ihre vornehme Seele hatte sich verächtlich von dem kindischen Treiben abgewandt. Aber warum hatte sie es nicht verhütet? Warum nicht?

Sie fragen, mit ihr sprechen! Das stammte als übermächtiges Verlangen in Günther auf.

Malve erwartete einen Zornesausbruch. Seine finsteren Augen ließen alles erwarten.

Aber dieser Mann verstand seinen Zorn zu bändigen wie einen Feind, der ihm selber schaden konnte. Er wollte das thörichte Kind nicht richten, ehe er nicht wußte, wer der eigentliche Schuldige sei.

Digitized by Google

„Viel, sehr viel Thorheit auf einmal, Malve,“ sprach er mit mildem Ernst. „Wir wollen sehen, wie wir alles gut machen und ich will Dir helfen zu lernen, daß es weder vornehm noch moralisch ist, mehr Geld auszugeben als man hat.“

„Als man hat?“ fragte sie naiv. „Ich habe doch gewiß zehnmal so viel Geld von meinem armen lieben Papa geerbt, als die alten Rechnungen ausmachen.“

Das rührte ihn. Er streichelte ihr sanft das Haar aus der Stirn und sagte:

„Das ist Kapital. Nur die Zinsen davon darfst Du verbrauchen. Man kann nicht den zehnten Teil seines Kapitals für Dekorationsluxus ausgeben, sonst würde man schnell verarmen. Verstehst Du das.“

„Ja, ja,“ sprach Malve. Solche Erklärungen waren ihr überlästig. Auch hatte Günther so eine ungeschickte Manier, wenn er ihr das Haar streichelte, alle Stirnlöckchen einfach weg zu streichen. Mit zierlichen Fingerchen ordnete sie schnell die Zerstörung wieder.

Er, der sonst kleine weibliche Gesten und Kindereien weder beachtete noch zu deuten wußte, sah diesmal die Bewegung der feinen Finger, die das Blondhaar wieder in die Stirne zogen und zurecht pflückten.

Wie ein schmerzhafter Stich ging das durch sein Herz.

„Sie ist ein Kind,“ dachte er, diesmal aber nicht voll Nachsicht, sondern voll Bitterkeit.

Und da war ihm, als raune ihm jemand ins Ohr:

„Warum legtest Du Dein Leben und Deine Ehre in die Hand eines Kindes.“

Er ging davon, in schwere Gedanken versunken und vergaß, Malven ein Wort des Abschieds zu sagen.

Sie sah ihm verdutzt nach.

„Wie anders weiß Oswald, Herr von Bodmann, mit Frauen umzugehen,“ dachte sie. Aber nein, so etwas durfte sie nicht denken, wollte sie nicht denken. Das war ein Unrecht. Dieselbe Angst von gestern befiel sie wieder. Und immer hörte sie, inmitten derselben wieder Franziska sagen: „Unser Freund Oswald hätte besser zu Dir gepaßt.“ Das hatte Franziska wenigstens zehnmal versichert.

Gutseglich, wenn sie recht hätte.

Malve setzte sich hin und weinte über ihr mögliches Mißgeschick, während Günther mit langsamen Schritten über die Straße ging.

Mama Dallmer begoß gerade ihre Blumen in der Veranda und nickte dem Schwiegersohn freudig zu.

„Famos aussehen thut er, das muß man ihm lassen,“ sagte sie zu Petra. „Sag mal, Kind, ich seh' wohl ein bißchen unordentlich aus. Gar nicht? Aber mein Haar, und diese Schürze. Da geht schon die Thür. Guten Tag, lieber Günther. Du siehst ja prächtig aus, so sonnverbrannt; findest Du nicht, Petra, daß Günther sehr sonnverbrannt aussieht. Ach, entschuldige nur, daß ich noch eine Schürze vorhabe, aber Du erinnerst Dich wohl, daß weder auf die Lene noch auf die Lisette Verlaß ist und daß ich alles selbst machen muß.

„Du wunderst Dich wohl, daß ich Lene noch habe, aber wir vertragen uns immer wieder. Hat Malve sich gefreut? Was für 'ne überflüssige Frage. Hast Du eine gute Reise gehabt? Immer, wenn ich von Stürmen las, dachte ich an Dich, mein lieber Schwiegersohn. Nein, aber ganz sonnverbrannt, nicht wahr, Petra, er ist ganz sonnverbrannt.“

„Guten Tag, Günther,“ sagte Petra dazwischen, „ich freue mich riesig, daß Du wieder da bist. Wir waren zu viel Frauenzimmer ohne männliche Stütze.“

„Wie findest Du Malve? Reizend, nicht wahr? Ja, sie ist noch schöner geworden. Sie ist ein Engel. Was für Komplimente ich immer über sie höre, glaubst Du gar nicht. Du kannst ganz stolz auf Deine Frau sein. Vorigen Winter war sie, wenn sie ausging, die Ballkönigin.“

„Daß sie überhaupt ausgegangen ist, wundert mich,“ sprach Günther.

Frau Dallmer machte eine Geberde, wie jemand, der so viel Ungerechtigkeit nicht fassen kann.

„Das süße Kind sollte doch sein Leben nicht vertrauern? Du sagtest ja selbst, es sei nicht Dein Wunsch, daß sie immerfort nach Dir weine. Und ich und Marianne, wir sind ja immer mitgegangen. Mit mir kann sie doch überall hingehen. Ich hätt' auch gar nicht zu Hause bleiben mögen, ich will sehen wie meine Kinder Triumphe feiern. Dafür bin ich die Mutter. Und Triumphe hat sie gefeiert. Und den Hof haben sie ihr gemacht. Du kannst Dir 'was einbilden auf Deine Frau. Und welch einen Geschmack das Kind hat. Bist Du nicht bezaubert von eurer Wohnung?“

„Ich bin bestürzt über die thörichten Ausgaben,“ sagte Günther gedrückt.

Mama Dallmer reichte ihm die Hand hin und sprach: „Darum mache Dir keine Sorgen, mein lieber Junge. Genirt es Dich irgendwie, das Geld zu missen, so bezahle ich freudig die kleinen Rechnungen.“

Günther drückte die Hand, verneigte sich etwas förmlich und sagte:

„Ich danke Dir sehr, liebe Mama, aber ich wünsche durchaus nichts anzunehmen. Selbst nicht von Deiner Güte. Die Zinsen von Malves und meinem Vermögen, nebst meiner Gage, genügen für ein standesgemäßes Leben. Luxus in der Art, wie ihn Börsenfürsten treiben, schickt sich für einen Offizier der deutschen Flotte nicht. Er hat ein edleres Feld für seinen Ehrgeiz, und sein Rang ist ihm Glanz genug, auch für seine Frau.“

„Albern,“ dachte Mama Dallmer, wandte sich zu Petra und sagte:

„Stolz lieb' ich den Spanier. Ein großer Charakter, unser lieber Günther, nicht wahr, Petra. Malve kann sich etwas auf ihn einbilden. Ja, Malve weiß auch, was sie an Dir hat.“

„Ich finde Malve etwas verändert,“ sprach Günther vorsichtig.

Vor diesem Forum wollte er sein Weib weder anklagen noch sich ihr Thun erklären lassen.

„Ja, du lieber Gott, eine junge Frau muß sich wohl verändern, wenn ihr Mann sie so lange allein läßt. Warum hast Du das auch riskirt. Malve ist wohl ein bißchen selbstbewußter geworden? Ganz natürlich, man hat ihr doch alle Tage gesagt, daß sie reizend ist. Deshalb brauchst Du doch nicht eifersüchtig zu sein. Ach, ich erinnere mich so deutlich, wie ich jung war, ja, ich war auch 'mal eine hübsche Frau, Günther, da rissen sich die Herren auf den Ball um mich. Und Dallmer war so eifersüchtig!“ Sie kicherte vergnügt in der Erinnerung an die damaligen Siege und setzte dann hinzu: „Aber er hatte im Ernst auch keinen Grund.“

Gequält stand Günther auf.

„Ich möchte Marianne sprechen.“

„Die ist oben. Petra, ruf sie 'mal.“

„Nein, nein,“ sagte er schnell, „ich gehe mit Deiner Erlaubnis hinauf.“

„Ihr Zimmer wird doch schon in Ordnung sein?“ fragte Frau Dallmer.

„Natürlich, wie immer, tadellos,“ rief Petra, „ich war eben oben, Marianne schrieb gerade an Tante Hartenburg.“

Günther stieg die Treppe hinan und klopfte an Mariannens Thür. Er war noch nie in ihrem Zimmer gewesen und doch mutete ihn dieser Raum, nun, da er eintrat, wie etwas ganz Bekanntes an. Hell, wohnlich, zierlich und doch wieder ganz eigenartig kam ihm das Gemach vor.

„Guten Tag, Marianne,“ sagte er. Sie war aufgestanden, ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand.

„Meine Rückkehr befreit Sie von einem Amt, welches oft sehr lästig gewesen sein muß. Ich bin gekommen, um Ihnen zu danken,“ begann Günther.

Marianne schob ihm einen Stuhl hin, neben ihrem Schreibtisch und während sie selbst wieder Platz nahm, sprach sie leise:

„Sie dürfen mir nicht danken. Ich verdiene keinen Dank.“

Ihn anzusehen wagte sie nicht.

Günther nannte seine Schwiegermutter und Petra „Du“. Mit Mariannen kam er nie über das förmliche „Sie“ hinaus. Das lag vielleicht daran, daß Marianne, als Günther zuerst Malve kennen lernte und im Hause Dallmer sich einführen ließ, gerade für einige Monate bei der Tante Hartenburg zum Besuch gewesen war und bei ihrer Rückkehr die Schwester als Braut fand. So hatte sie sich nicht allmälich an das neue Familienmitglied gewöhnen können, sondern stand unvermittelt vor der Aufgabe, den fremden Mann als Bruder begrüßen zu sollen.

Günther verstand sehr gut, daß ihr das nicht möglich gewesen; er wagte nie, sie um das schwesterliche „Du“ zu bitten, noch drängte es ihn, es ihr brüderlich zu geben.

„Sie verdienen keinen Dank?“ wiederholte er, „weil Sie nicht zu verhindern wußten, was Malve an Thorheiten beging? Wie das kam und warum Sie all dies Unheil nicht zu verhüten sich bemühten, das, Marianne, möchte ich von Ihnen hören. Ich vertraue Ihnen ganz. Ich weiß, daß ich aus Ihrem Munde nur Wahrheit hören werde. Malve hat mir gestanden, daß Sie wohl fremde und feindliche Mienen gezeigt — aber sie hat mir nie gesagt, daß Sie auch nur einmal den Versuch gemacht hätten, ihr jene kindische Verschwendung zu verbieten, den Umgang mit jener Frau zu verhüten.“

Marianne neigte das Haupt; ihre Hände hielt sie im Schoß gefaltet. So saß sie da, ergeben und traurig.

„Ich bin schuldig,“ sprach sie.

Der Mann bekam Herzklopfen. Wie sollte er dies Wort verstehen? Und war es möglich, daß hinter dieser weißen Stirn das Bewußtsein einer wirklichen Schuld wohnte?

„Sie — Marianne — schuldig! Und warum?“ fragte er.

„Ich habe klein gehandelt,“ sagte sie, ohne sich zu regen.

„Um Gotteswillen, martern Sie mich nicht mit Rätseln. Wahrscheinlich bin ich zu grob organisirt, ich verstehe nur das Einfache und Gerade.“ Seine Stimme klang verschleiert vor innerer Erregung.

Da hob Marianne die Stirn und die gesenkten Lider. Sie sah den Mann an und sprach:

„Ich zürnte Ihnen, weil Sie ihre höchsten Güter einem Kinde anvertraut hatten.“

Er erschrak. Fast ganz dasselbe hatte er auch sich vorhin gesagt. So sah auch Marianne ihn als den eigentlich Schuldigen an? In seiner Bestürzung wich er von dem geraden Wege logischer Nachforschung ab. Denn mit diesem ihrem Geständnis war im Grunde doch die Frage nicht beantwortet, warum sie Malvens Thorheiten nicht verhindert hatte.

„Was hätte ich thun sollen?“ sagte er halblaut vor sich hin.

Marianne antwortete nicht, was sie dachte: „Vielleicht das achtzehnjährige Mädchen länger bei der Mutter lassen, ihm mehr Zeit zur Selbstprüfung geben, es erst nach dieser großen Reise heiraten.“

Aber sie begriff, daß sie dem Manne etwas sagen müsse, ihm Stoff geben für seine suchenden Gedanken.

„Ich hätte vielleicht, nur vielleicht, Günther, bedenken Sie das wohl, Malve von manchem zurückhalten können. Es wäre ein täglicher Kampf geworden, von Bitten, Vorstellungen, Zurechtweisungen meinerseits, und Schmollen, Thränen, Heftigkeiten ihrerseits. Und wahrscheinlich wäre ich doch unterlegen, denn in Malve ist das Gefühl sehr stark, daß die verheiratete Schwester ein Uebergewicht besitzt gegen die unverheiratete, mag diese gleich noch so viel älter sein. Außerdem würde Malve auch an ihrer Mutter Rückhalt gefunden haben.“

Günther nickte vor sich hin; er sowohl wie Marianne wußten beide, ob sie es gleich nie aussprachen, daß Frau Dallmer zu den Müttern gehörte, welche blinde Affenliebe als Bethätigung des Muttergefühls ansehen und sich, im Vergleich zu gerechten Erziehern, noch als die wahrhaft pflichtgetreuen dünken. Für solche Frauen heißt es nicht: wer sein Kind lieb hat, züchtigt es, sondern: wer sein Kind nicht als Musterbild aller Vollkommenheiten ansieht, hat es nicht lieb.

„Dies alles,“ fuhr Marianne fort, „entschuldigt mich keineswegs. Ich hätte in Versuchen nicht ermüden sollen. So brauchte ich jetzt vor Ihnen nicht die Augen niederzuschlagen.“

„O, Marianne!“ rief er, faßte nach ihrer Hand und küßte die Finger, die zu seinem Erschrecken eisig kalt waren. Er war völlig überzeugt, wenn er alles recht bedachte, daß Marianne gar nichts hätte thun können.

„Aber vielleicht,“ sprach Marianne weiter und umschloß die Hand, die er geküßt, fest mit ihrer andern Hand, „vielleicht überschätzen Sie auch die Thatsachen. Es handelt sich um Thorheiten, um Versuchungen, um Beunruhigungen. Nichts ist geschehen, was nicht zu heilen und zu verzeihen wäre.“

Die Kinder von Bunzlau. Nach dem

Gemälde von Carl Marr. (Seite 54.)

Er atmete auf. Das hatte er gewußt, denn dazu hätte es Marianne nicht kommen lassen, mit Zornesmut hätte sie sich zwischen die Sünde und das schwache Weib geworfen. Aber es that doch wohl, zu hören, daß er verzeihen dürfe.

„Ich finde die Görne-Hellfeld in meinem Hause installirt, sie ist eine Duzfreundin Malves geworden. Meine nächste Sorge soll sein, den Umgang allmälich einschlafen zu lassen. Diese Frau thut wahrscheinlich niemals etwas greifbar Tadelnswertes, allein sie ist illusionslos, blasirt, gefallsüchtig und erfahren im Leben wie ein Mann. Das ist kein Verkehr für Malve."

„Thun Sie so," sagte Marianne, „und mit ihr wird auch hoffentlich der Baron von Bodmann wieder von der Bildfläche verschwinden."

„Bodmann — Bodmann —" Günther suchte in seinem Gedächtnis nach. Der persische Tisch fiel ihm ein. Er stand auf. Unwillkürlich that Marianne ebenso.

Seine Blicke bohrten sich in die ihrigen. Sie waren beide stumm, die Menschen, die sich so einander gegenüber standen.

Langsam, unter dem strengen Adlerblick dieser Augen und unter dem schrecklichen Ausdruck dieser kühnen Züge, errötete Marianne tief und glühend.

Was sie dachte? Wenn er das geahnt hätte! Während sie vor seinem Blick erbebte, dachte sie: „Wie ist es möglich, einen andern zu beachten, neben diesem, diesem!"

Ihre Glut aber fiel ihm auf, ein neuer Schrecken durchjagte seine Gedanken.

„Dieser Mensch umwirbt Malve mehr als er darf?" fragte er rauh.

„Ja," sagte Marianne und ergriff eine Stuhllehne, um sich zu halten.

Günther wandte sich ab. Niemand sollte sehen, wie aus seiner braunen Wange das Blut entwich, daß sie fahl wurde.

Er glaubte nun alles zu verstehen.

Marianne liebte diesen Mann und in gequälter Eifersucht mußte sie zusehen, wie jener sich in frivoler Spielerei der verheirateten Schwester zuwandte.

Und ihre stolze Seele hatte sich schweigend abgewandt. Sie konnte nicht als Schützerin und Warnerin über der Schwester wachen, weil diese ihr den geliebten Mann raubte.

Sie konnte sich nicht dem Vorwurf aussetzen, im eigenen Interesse zu handeln.

„Ich wiederhole Ihnen, Günther, nichts geschah, was unverzeihlich wäre," sagte Mariannens Stimme hinter ihm.

Er kehrte ihr wieder sein Gesicht zu. Mit einem harten Druck umklammerte er ihre Hand.

„Weinen Sie nicht," sprach er tonlos, „ich werde für meine Ehre und Ihr Glück zu ringen wissen."

Dann ging er davon, Mariannen in einem Zustand voll fassungslosen Erstaunens zurücklassend. Denn seine letzten Worte waren und blieben ihr ein Rätsel.

(Fortsetzung folgt.)

Ein neunzigjähriger Badearzt.

Drei Sehenswürdigkeiten seiner Vaterstadt zeigt der eingeborene Karlsbader dem Kurgast am liebsten: den Sprudel, den Hirschensprung, das heißt die Gemse aus Erz auf scharf vorragendem Felsblock, die die Entdeckung des Sprudels legendarisch darstellt, und den — alten Hochberger! So heißt der Mann, den die Kurstadt Karlsbad am 15. Oktober feiert, schon seit dreißig Jahren! Wenn er durch die Straßen geht, da zieht jeder männliche Insasse Karlsbads seinen Hut und jeder weibliche knixt und lächelt, der Ratsherr verbeugt sich, der Schutzmann salutiert und die Kinder küssen ihm die Hände. Was eine Stadt an Ehrungen zu bieten hat, das hat Karlsbad seinem Hofrat bereits dargebracht — es machte ihn zum Ehrenbürger und taufte eine Heilquelle und eine Brücke auf seinen Namen — was aber mehr als jede äußere Ehrung bedeutet — alles liebt und verehrt den Hofrat! Solche Liebe und Anhänglichkeit aber erringt man nicht durch lange Lebensdauer allein, sie muß verdient sein. Und er hat sie verdient, treu und redlich verdient! Er hat nichts an sich von der gleisnerischen Tünche, die man mit billigem Witze dem Badearzte andichtet, knorrig und fest ist sein äußeres und inneres Gefüge, er ist ernst und milde in seinem Berufe, fest bis zur Starrheit in seinem unermüdlichen Eifer für das Wohl der Stadt, an der er mit allen Fasern seines Herzens hängt, und leutselig und liebenswürdig im persönlichen Verkehr. Seine Bedeutung für Karlsbad wird an seinem Jubeltag in Karlsbad von allen Lippen tönen; hier soll seine Bedeutung als erster Arzt des ersten Kurortes der Welt in kurzen Zügen gegeben werden.

Wenn Du, freundlicher Leser, in Karlsbad weilst und Deine Schritte von dem wohlgepflegten Stadtparke nach der „alten Wiese", Karlsbads „Graben" oder „Unter den Linden" lenkst, so erblickst Du einen mächtigen Bau, der an seinem Giebel die Inschrift trägt: „Der k. k. Armee das dankbare Vaterland." Dieses Haus, in dem alljährlich Hunderte von im Dienste ihres Vaterlandes erkrankten Soldaten, Offiziere wie Mannschaften, Heilung finden, ist das bleibende Denkmal, das sich Hochberger selbst errichtet hat und das, so lange Karlsbad seine Heilkraft bewahrt, Zeugnis ablegen wird von dem Opfermut und dem Edelsinn seines Schöpfers. Was der heute neunzigjährige Mann aber persönlich für die leidende Menschheit geleistet hat, das haben alljährlich Hunderte von dankbaren Menschen in allen Sprachen auf dem ganzen bewohnten Erdenball gekündet, Fürsten und Bettler! Kein Kurort der Welt barg in seinen Mauern im Laufe der Jahre eine solche Summe von Berühmtheiten wie Karlsbad, und ihrer aller Arzt und Berater war Hochberger. Als äußerliche Zeichen ihres Dankes können die Titel gelten, die er führt, und die Orden, die seine Brust schmücken — menschlich bedeutungsvoller aber sind der Dank und die Verehrung, die Tausende und Abertausende ihm in

ihrem Herzen zollen und für die der Karlsbader Heilerfolg untrennbar mit dem Namen Hochberger verknüpft ist.

Als unsern Hofrat Dr. med. Gallus Ritter von Hochberger — dies sein Name und seine Würden — die Aerzte am 15. Oktober 1883 zu seinem achtzigsten Geburtstage feierten, erwiderte er auf den ihm gebrachten Trinkspruch in launiger Weise unter anderem: „Außerdem aber wünsche ich Ihnen allen, daß Ihnen, wenn Sie achtzig Jahre alt sind, Essen und Trinken so gut schmecken möge wie mir." Humor, geistige und körperliche Frische des Ritters v. Hochberger sind auch heute noch die gleichen, und der Schreiber dieser Zeilen hofft mit Zuversicht auf die Erfüllung des Wunsches: Prosit, Herr Hofrat, auf den hundertsten Geburtstag bei gleichem Humor und gleichem Appetit.

Dr. J. Kef.

Die Kinder von Bunzlau.

(Hierzu das Bild Seite 52 und 53.)

Mehrfach in der deutschen Kriegsgeschichte haben die Kinder eine denkwürdige Rolle gespielt. Wer erinnert sich nicht der Kinder von Naumburg, deren Flehen das wilde Herz des Prokop erweichte? Eine andere, nicht minder rührende Geschichte ist diejenige der Kinder von Bunzlau, die im Auftrage der Verbindung für historische Kunst in Berlin der Pinsel des Geschichtsmalers Karl Marr in München auf der Leinwand verewigt hat. Der Künstler mag wohl im wesentlichen der Darstellung des Vorgangs in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" von Gustav Freytag gefolgt sein. Der Vorgang selbst ist eine der lieblichsten Episoden aus der Geschichte unserer Befreiungskriege und ein leuchtendes Zeugnis für die echt menschlichen Gesinnungen unseres deutschen Volkes, auch einem Feinde gegenüber, den der zürnende Dichter als Bluthund gebrandmarkt.

Die Schlacht bei Bautzen war geschlagen und eine Menge französischer Soldaten, namentlich Husaren, in die Hände der Sieger gefallen. Unter der Bewachung von Kosaken wurden die Gefangenen weggeführt. Nach langer Wanderung auf staubiger Landstraße gelangte der Zug, hungernd und dürstend, am 22. Mai 1813 zu dem Galgenteiche bei der Stadt Bunzlau. Dort wurde Rast gehalten, und die Bunzlauer strömten aus der Stadt heraus, um die Gefangenen wie die Steppensöhne zu betrachten, die dieselben bewachten. Beim Anblicke der Not, welche unter den Gefangenen herrschte, wurden Männer und Weiber von tiefem Mitleid ergriffen. Vergessen war im Augenblick alles Leid und alle Schmach, die man lange Jahre hindurch von dem übermütigen Feind erlitten hatte. Man sah in den gefangenen Gegnern nur noch leidende, hilfsbedürftige Menschen, und alsbald wurden Körbe mit Eßwaren und Krüge mit erfrischendem Getränke vor die Stadt gebracht, um die Aermsten zu laben. Allein die Kosaken hielten strenge Wacht und ließen niemand an die Gefangenen herantreten. Da erinnerten sich die Bunzlauer, welch große Kinderfreunde die Russen sind. Sie riefen ihre Kinder herbei, beluden sie mit Brot und Wein und schickten sie durch die russischen Reihen hindurch, die wohlwollend die kleinen Samariter ihres Amtes walten ließen.

Diesen schönen Vorgang hat der Künstler meisterlich geschildert. Und wem würde das Herz nicht aufgehen bei einem Schauspiele, in welchem echte Menschenliebe einen so herrlichen Sieg feierte?

U. L.

Neckerei.

(Hierzu das Bild Seite 56.)

Die Buben sind alle meist grob und abscheulich zu ihren Schwestern, besonders in den sogenannten Flegeljahren. Der Hannes auf unserem Bilde macht es gerade so wie die anderen.

„Hast Du nicht vom Frieder gesagt, er könne keinen rechten Hopser tanzen?" ruft der Schlingel seinem Mariele höhnisch zu, und freut sich über den Schreck und die Verlegenheit der Schwester. Das Mariele aber steht ganz verdutzt vor ihm, wird rot bis über die Ohren und die Stimme versagt ihr fast vor Scham und Aerger über den bösen Bruder.

„Ich hab' über den Frieder nichts Böses gesagt," stammelt sie und legt die Hand beteuernd aufs Herz, das ja schon längst im stillen für den Frieder geschlagen. Mit der andern Hand deutet sie auf die beiden anderen schmucken Mädchen vom Ort, die Dörthe und Liese, und meint ganz schüchtern: „Die werden's wohl gewesen sein, denn g'wiß und wahrhaftig, der Frieder ist mir ja der liebste Tänzer; und wenn Du 'was anderes von mir sagst als die reine Wahrheit, so bist Du kein rechter Bua, und mein Bruder brauchst auch nimmer zu sein!"

Die Dörthe und die Liese daneben, die kichern miteinander und wissen wohl, daß an der ganzen Geschichte kein Wörtle wahr ist, aber so ein bische hänseln thun sie die Marie doch gern, denn daß der Frieder alleweil allein mit der Marie tanzt, hat sie schon lang geärgert, und da meinen sie: Jetzt wird beim nächsten Tanz schon auch etwas für uns übrig bleiben.

Und vorne auf der Ofenbank sitzt die Gertrud, ein schmuckes, junges Bauernweib, die ist über solche dumme Mädelesgeschichten hinaus und lacht sich halbtot über die einfältige Marie, so daß ihr der Strickstrumpf vom Schoß heruntergerollt ist. Das weiß die Gertrud aus eigener Erfahrung nur zu gut, wenn die Leute auch noch so viel schwätzen und hetzen, zwei Liebesleut' stehen alleweil wieder zusammen, wenn sie sich in die Augen sehen.

Und so ist es dem Frieder und der Marie auch gegangen beim nächsten Tanz, und die „Neckerei" war keinen Deut wert.

F. K.

Der Tod des Beduinen.

(Hierzu das Bild Seite 57.)

Was ist ein Menschenleben, was ist namentlich das Leben des Beduinen, in der großen, weiten Wüste, der Sahara, wenn er sie durchschweift auf magerer, aber unermüdlicher Stute, auf dem flüchtigen Rennkamel, dieses ewige furchtbare Nichts, in welchem nach des Arabers Sprichwort der Schatten nicht größer als das Maß seiner Fußsohle, und die Sonne das Fieber und andere Krankheiten in den Eingeweiden, giftige Gase in den Wasserschläuchen brütet, der Chamsin, der Harmattan, die Brunnen verschüttet, und wenn er in den Sommermonaten die Karawane wie ein feuriger Drache überfällt, sie mit in Funken glühendem Steinregen überschüttet und Reiter und Tier in seiner Lava begräbt!

„Mein rascher Rappe rennet mir
Wohl hundert Meilen noch von mir"

singt Zedlitz von dem Beduinen, aber ehe er diesen erreicht, zieht wohl unglückverkündend jener rote, wetterleuchtende Schimmer herauf, dem unfehlbar der Samum folgt, der, Tod und Verderben schleudernd, ganze Berge von Kies und Sand in trockenen Wolken vor sich hin wirbelt, sich wie eine versengende Lawine über die Palmen der Oasen stürzt und, oft zwanzig Tage wütend, ganze Leichenfelder hinterläßt und die kostbare Ladung der wohl an tausend Kamele zählenden Karawane unter sich weithin streckenden Dünen begräbt.

Viele Tausende werden so alljährlich die Opfer des großen Sandmeeres, nicht gerechnet diejenigen, die unter den Schwertern der räuberischen Nomadenstämme der Sahara fallen, denn Feindschaft und Kampf ist immer unter diesen Stämmen.

W

Der alte Märtyrer.

Von

Hans Wachenhusen.

Es vergehen kaum vierzehn Tage, während welcher wir nicht immer wieder eine Abhandlung von irgend einem Arzt oder sonst einem gelehrten Thebaner über die Frage lesen, ob der Tabak schädlich sei oder nicht. Klug geworden ist daraus sicherlich noch niemand; inzwischen aber wird der Tabak, sagen wir, das Nikotin, seit zweieinhalb Jahrhunderten in Europa genossen und hat als Gift bisher keinen wesentlichen Schaden gethan.

Es liegt natürlich auch mir fern, eine Meinung hierin auszusprechen, denn die Wahrheit liegt ja gewöhnlich in der Mitte. Die strengen Verbote, gegen den Tabak gerichtet, als er in Europa eingeführt war, haben nichts genützt, und wie vorurteilsfrei unsere modernen Staaten in dieser Richtung sind, beweist der Umstand, daß der Märtyrer von den Finanzministerien immer wieder als Retter aus der Not ins Auge gefaßt wird, wenn es gilt, neue Steuern zu schaffen.

Ein Gutes mag das letztere haben. Heute, wo der Tabak von neuem bluten soll, wird sich mancher Rauchbold sagen: Ich werde weniger oder sparsamer rauchen; möglicherweise werden die Cigarren so teuer und schlecht werden, daß mir hierdurch vom Staate die Kraft über mich selbst gereicht wird, daß ich's mir ganz abgewöhne oder daß ich die Pfeife rauche, denn im Grunde sind die Saucen, mit welchen die Cigarren fabrizirt werden, eben das Schädliche an diesem Genuß. Was diese Steuer also zunächst beeinträchtigt, wird nicht der Genuß selbst sein, denn er ist eben nur unter Umständen ein Genuß, nämlich für den, der in der Lage ist, sich Gutes spendiren zu können, für die große Menge der Raucher ist er eine Gewohnheit, die abzulegen Tausende und Abertausende sich schon vergeblich bemüht haben, wenn sie sich nicht überzeugen konnten, daß ihre Gesundheit wirklich darunter leide.

Und dies letztere entscheidet nach meiner Ansicht auch die Frage, ob der Tabak schädlich oder nicht. Was des Schmiedes Rettung, kann des Schneiders Tod sein. Wenn ich meine Freunde zum Souper einlade und setze ihnen die feinsten Havannas vor, so wird mich hinterdrein dieser und jener verfluchen dafür, daß er eine schlaflose Nacht gehabt und mit schwerem Kopfschmerz aufgestanden. Das ist aber dasselbe wie mit den Weinen; wer einen schweren Steinberger oder Bocksbeutel nicht vertragen kann und trinkt ihn dennoch, der hat sich selbst deshalb anzuklagen, nicht den Wein. Welch lasterhafte Mühe geben wir uns als Knaben, heimlich des Vaters Cigarren, sogar die weggelegten Stumpfe aus den Aschenbechern zu rauchen und uns der Folgen davon an einem einsamen Ort zu entledigen, aber wir rauchen dennoch weiter, bis wir durch die Buße durch sind. So manche, die das als Schüler notwendig mitgemacht, sind dieser gewaltsamen Versuche, sich ihrer Unfähigkeit gegen die Kameraden schämend, aber diese nicht bekennend, satt geworden: ihre Natur hat das Kraut, und wenn es das beste war, nicht vertragen; sie schwuren es ab und zu ihrem Vorteil ihr ganzes Leben hindurch, wenigstens zu dem ihrer Börse.

Sie bedauern es vielleicht selbst, daß sie sich mit der Cigarre nicht haben befreunden können, wenn sie erwachsen sind, denn es fehlt ihnen in der Gesellschaft etwas, wenn sie nach dem Diner, dem Kaffee die anderen mit der Cigarre im Mund sehen, sich schweigend über den ihnen ungewohnten Qualm beklagen und sich gar von den Damen fragen lassen müssen: „Wie? Sie rauchen nicht?“ Sie dürfen nicht antworten: „Ich treibe dieses Laster nicht!“ weil die Mehrzahl der Frauen es an den Männern sogar liebt, wenn sie rauchen, weil letztere mit diesem sie zerstreuenden und beruhigenden Laster umgänglicher sind. So zum Beispiel habe ich einen Freund, der nicht raucht, aber, wenn er mit seinen Bekannten zusammen ist, zu einer Cigarette greift, diese in den Mund steckt und das Papier kaut, nur um scheinbar mitzuthun. In einer Versammlung der Künstler- und Schriftstellergesellschaft „Die grüne Insel“ in Wien, wurde eines Abends ein Quartett gespielt von hervorragenden Persönlichkeiten, darunter Flotow am Klavier, mit einer langen Virginia im Mund; Richard Levy blies das Waldhorn, zwei andere bedeutende Künstler strichen die Geige und das Cello, auch mit der Virginia zwischen den Lippen. Plötzlich mitten im Vortrage setzte Levy das Waldhorn ab. „Aber, Richard, warum blast Du denn nit?“ rief ihm einer zu. „Ich will auch a Cigarren rauchen!“ war des Künstlers Antwort.

Das Rauchen ist nur für den ein Genuß, der wenig und Gutes raucht, durch seinen Beruf gezwungen ist, dies nur in seinen freien Stunden zu thun, oder, wenn er sein freier Herr ist, sich in diesem Genuß zu bescheiden weiß; das gewohnheitsmäßige Rauchen ist aber nur eine Art von Zerstreuung, eine Unterhaltung für sich selbst, aber für gesunde Naturen unleugbar eine auf die Nerven, die Stimmung günstig wirkende. Mit der Cigarre in Hand oder Mund wird eine sanguinische Natur nicht so reizbar sein wie ohne dieselbe, wird ein Ehemann sich nicht aufgelegt fühlen, in die Töpfe zu gucken, sich die Laune durch die täglichen häuslichen Unannehmlichkeiten verderben zu lassen; er wird sich lieber hinsetzen und seinen Unmut durch die Cigarre in die Luft qualmen. Deshalb fragte die junge Gattin eines meiner Freunde, wenn sie ihn mißgestimmt und zum Nergeln aufgelegt sah, immer: „Warum rauchst Du denn nicht?“ Lieber wollte sie die Gardinen des Jahres ein paarmal öfter waschen lassen! Der beste Familienvater also wird deshalb immer der rauchende sein; er wird auch, wenn er seine Knaben schon beim heimlichen Rauchen ertappt, ihnen, nachdem er ihnen eine abmahnende Rede gehalten, von seinen eigenen Cigarren geben, damit sie mit schlechten, von ihrem Taschengelde gekauftem Kraut sich nicht Kopf und Magen verderben.

Daß auch die Damen sich schon das Rauchen angewöhnen, ist gerade nicht schön. Wenn zum Beispiel der Vater, die Mutter und die Söhne rauchen, so wird das Haus zur Tabagie; es fehlt nur noch, daß auch die Tochter sich das Rauchen angewöhne. Namentlich will das letztere zu der weiblichen Toilette nicht passen. Eine Dame in lichter Sommerkleidung, von Parfüm duftend, mit einer Cigarre zwischen den Lippen macht unwillkürlich einen unangenehmen Eindruck. Ich erinnere mich eines Morgens, an welchem ich von Wien abfuhr; ich saß allein im Coupé bis Gänserndorf. Dort stiegen zwei Damen in dasselbe, die ich in der Gesellschaft kennen gelernt, zwei junge Gräfinnen von alten Namen. Ich hatte bei ihrem Anblick eine Cigarette, die ich eben erst angezündet, zum offenen Fenster hinausgeworfen. Während wir plauderten, sah ich die eine von ihnen ein ledernes Etui, das sie beim Platznehmen hinter sich gestellt, hervor holen. Ich glaubte irgend welchen Reisebedarf darin, Gräfin R. aber öffnete es, reichte es ihrer Gefährtin, die zog aus demselben eine große Regalia, und alsbald pafften beide Damen wie die Wachtmeister.

In Oesterreich, wo der Tabak zu den Staatseinkünften zählt, ist ja das Rauchen zugleich eine Aeußerung des Patriotismus. Zivil- und Militärbeamte, Hoflieferanten, alles, was der Regierung seine Anhänglichkeit zeigen will, es raucht, die höchsten Chargen rauchen sogar in den Straßen und wäre es auch nur die einst so wohlfeile Virginia, ein fettes Kraut, das zu genießen, und zwar selbst mit einem guten Magen, erst gelernt sein will. Ich erinnere mich der ersten Virginia, die ich auf dem Wege von Mailand nach Alessandria früh morgens in der Diligence zu kosten wagte, um nach den ersten Zügen einen unwiderstehlichen Reiz zum Erbrechen zu empfinden. Das hinderte mich jedoch nicht, sie später in Oesterreich mit Behagen zu rauchen und am Morgen nach der Schlacht von Magenta in Binasco, dem Sammelplatz der geschlagenen Gyulaischen Armee, einen Zwanziger für eine solche zu bezahlen, das einzige feuchte und kaum genießbare Exemplar, das im Wirtshause noch zu haben war.

Wie unentbehrlich den unteren Klassen der Tabak ist und wie er den Hunger beschwichtigt zu Tageszeiten, an welchen der Arbeiter beim Bau, der Landmann hinter dem Pflug, der Soldat auf dem Marsch und im Lager nichts zu essen hat, das ist bereits zu Zeiten, wo es sich um Erhöhung der Steuer handelte, genugsam von unseren Abgeordneten besprochen worden. Der Tabak ist einmal Genußmittel geworden, entbehrlich allerdings wie jedes derselben, wenn man es durch ein anderes ersetzen kann, aber schwer entbehrlich und deshalb in den ordinären Gattungen ebenso hart, den armen Leuten zu verteuern, denen ihre Pfeife ebenso ein Trost im Ungemach; sie müßten es hart empfinden, wenn er ihnen geschmälert würde, und grausam war's, heute, wo jeder mit Sorgen zu kämpfen hat, dem armen Familienvater auch dies noch zu verkümmern, denn in den unteren Klassen, die bekanntlich einen besseren Magen haben als die oberen, wird verhältnismäßig mehr Tabak konsumirt als in den letzteren, namentlich in den Staaten, in denen er nicht zur Regie gehört, obenan in Deutschland.

Vielleicht kommt das daher, daß er bei uns noch am wenigsten geblutet hat, also populärer ist als zum Beispiel in Frankreich. Das erste kleine Uebel, das mich überfällt, wenn ich nach Paris komme, ist das Sodbrennen durch die schlechten Cigarren, und da ich mindestens zehn Jahre meines Lebens dort verbracht habe, halte ich dies für einen Beweis, daß der Regietabak immer schlechter fabrizirt wird, wenn ich auch zugeben will, daß mein Magen inzwischen nicht besser geworden.

Die französische Regierung ist jedenfalls der Meinung, daß der Tabak kein Genußmittel, und die große Bevölkerung beklagt sich auch darüber nicht. Weit seltener als bei uns sieht man in Frankreich den Landmann mit der Pfeife im Munde hinter dem Pflug; der Arbeiter liebt zwar seine kurze Holzpfeife mit dem Caporal oder dem Maryland, aber sie ist ihm nicht unentbehrlich; viele von ihnen rauchen gar nicht. Auch der Pariser raucht weniger als wir, und selbst wenn wir in ein Kaffeehaus, sogar eines der vornehmeren an den Boulevards, treten, verrät uns der Speichel unter den Tischen, welche Wirkung das Regiekraut auf seinen Magen übt. Aehnlich ist es in Italien, namentlich im südlichen. Ich erinnere mich der Zeit, da der Minister Cavour nach dem Vevey-Muster eine neue Cigarre fabriziren ließ, die vom Volke „Cavours“ getauft wurde. Anfangs war sie gut und billig, später wurde sie für Fremde ungenießbar.

Spanien ist das Land der Cigarretten; es hat vorzüglichen amerikanischen Tabak, aber er ist teuer. Jeder trägt dort in der einen Westentasche sein Papel, das Cigarettenpapier, in der andern einen Tabakgrus, schwarz und trocken wie alter Schnupftabak, aber er schmeckt dem Volke. Die Cigarrette ist überall, und die Fingerspitzen sind immer gelb gefärbt durch das Drehen der Cigarrette. Man raucht sie in den Gesellschaften, im Foyer, in den Korridoren der Theater, ja es ist durchaus nicht gegen die gute Sitte, wenn ein junger Elegant mit der Cigarrette in die Logen tritt, um seinen Bekannten im Zwischenakt, auch während der Vorstellung eine Visite abzustatten. Als ich den Palast der Cortes besuchte, um einer Sitzung beizuwohnen und den Diener nach der Diplomatenloge fragte, in der ich einen Herrn suchte, führte er mich, die Cigarrette rauchend, in dieselbe.

In England ist die Gesellschaft noch immer etwas prüde gegen den Tabak. Der Fremde, der im Hotel auf das smooking-room, einen abgelegenen Raum, angewiesen ist, wenn er nach Tisch eine Cigarre rauchen will, tritt lieber auf die Straße und macht mit derselben eine Promenade, denn es ist „shocking“, einer Dame diesen Geruch bereiten zu wollen. Mir geschah es einmal in London, daß, als ich im Hotel in meinem Zimmer meine Cigarre zum Frühstücksthee rauchte, ein Bekannter zu mir eintrat, der mir lachend sagte, er komme soeben von den beiden neben mir wohnenden Damen, Verwandten von ihm, die sich über meinen Cigarrenrauch beklagten. „Mein Gott,“ rief ich, „bin ich denn nicht in meinem Zimmer und steht das Fenster nicht offen? Wie kann sie mein Rauch belästigen!“ — „Ja, aber doch durch das Schlüsselloch!“ lachte er. — „So sollen sie das zustopfen!“ — „Das haben sie ja schon gethan!“ — „Na, dann kann ich ihnen nicht helfen!“

Das europäische Eldorado des Tabaks beginnt am rechten Ufer der unteren Donau, in Bulgarien, dessen Produkt weit versandt wird und sich durch Feinheit und Aroma auszeichnet. Hier in Bulgarien raucht schon alles nach orientalischer Sitte bis zur Zigeunerdirne, die ihre geschwärzte Holzpfeife im Munde hat, und jenseits des Balkans, in der europäischen Türkei, fängt das eigentliche Reich des Tschibuk und des Nargileh, der Wasserpfeife, an.

Einen Beweis für die ausgesprochene Ansicht, daß der angefeuchtete Tabak die Nerven beruhige, gibt uns der Gleichmut, das Phlegma des Orientalen. Ohne den Tabak wäre das letztere unmöglich. Man muß sie sehen, die Effendis, die Agas, die Beys, die Paschas, wie sie in ihrem Selamlik in unstörbarer Ruhe auf dem Diwan sitzen, den langen, bis auf die Mitte des Teppichs reichenden Tschibuk oder das Mundstück des sich wie eine Schlange auf diesem windenden Nargilehschlauches in der Hand, nichts sprechend auf ihren Diwans, wenn sie beisammen sind, nur dem monotonen Brodeln des Rauches in der Wasserflasche lauschend, während der Sklave oder Diener, einen Eiertanz durch die Schläuche und die Pfeifenköpfe machend, den Kaffee servirt und rückwärts sich durch dieselben Hindernisse hinausbewegt.

Mit was sie sich sonst beschäftigen oder unterhalten würden, wenn ihnen der Tabak fehlte, das ist kaum zu berechnen.

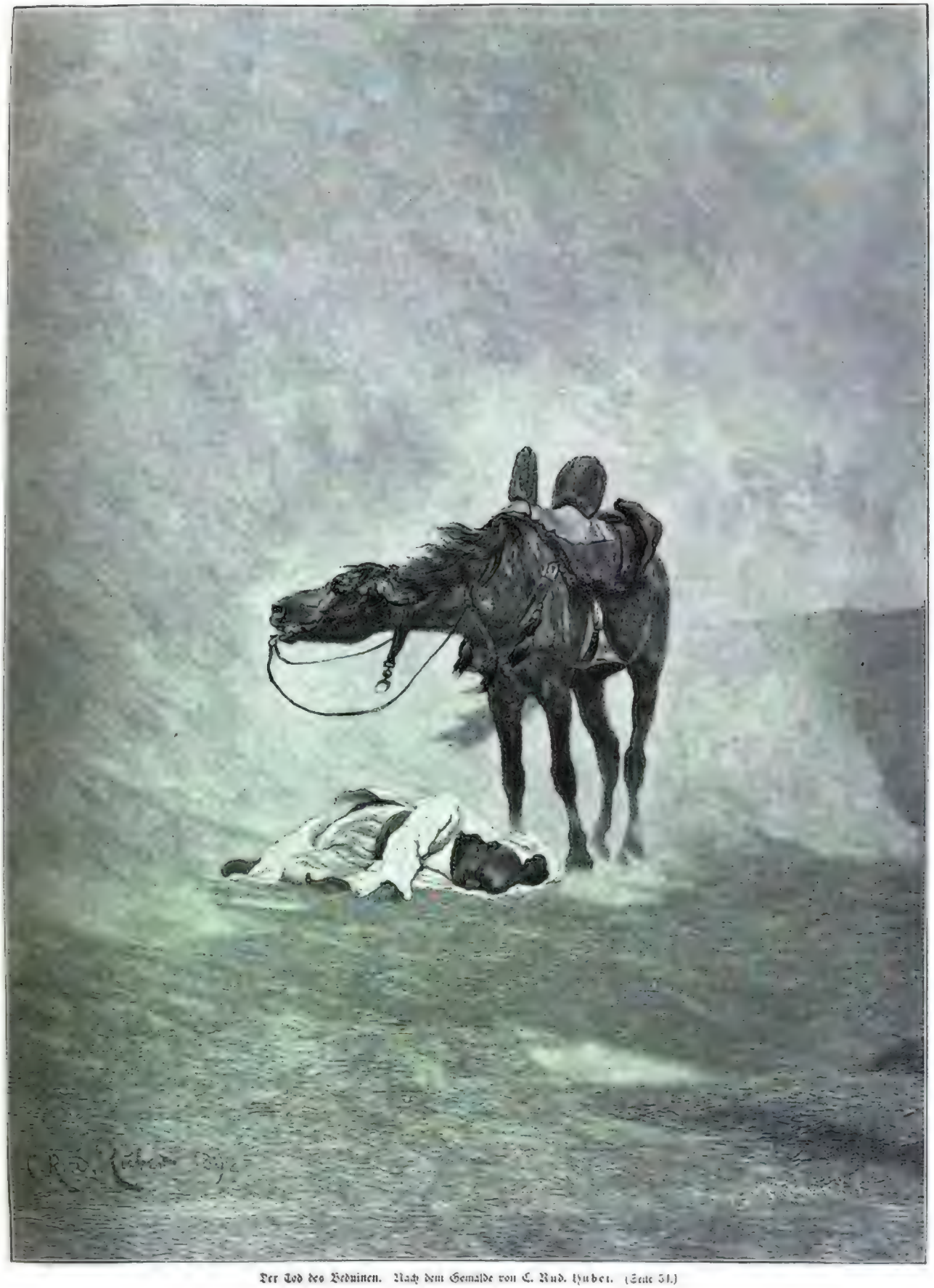
In der Wasserpfeife raucht der Orientale eine besondere Spezies von Tabak, den Tombeki, der, in Stücke geschnitten, in einem Tuch gefeuchtet wird, wenn man sonst keine Vorrichtung hat, und naß in die kleine Pfeifenschale gelegt wird. Selbstverständlich ist das Inbrandsetzen sehr umständlich, und der Reiche überläßt das also seinen Dienern. Dieser Tabak, dessen Rauch mit der Lunge eingesogen wird, hat etwas Berauschendes, er befördert das Behagen des „Keff“, des süßen Nichtsthuns, eines unteren Stadiums der Nirwana. Dem Ungewohnten steigt er zu Kopf, indes ist dies wohl individuell, denn ich habe oft, namentlich auf dem Nil, die Hälfte der herrlichen Mondnächte beim Nargileh verbracht, ohne eine Wirkung der Art zu empfinden.

Einen gewissen Grad von Feuchtigkeit muß überhaupt der Tabak bei dem Türken haben. Der gewöhnliche Mann kauft sich auf der Straße seinen „Tütün“, seinen Tabak, für einige Para (Pfennige) bei dem Tütünschi, der in seiner vorn ganz offenen Holzbude sitzt und dem Kunden mit seiner Häckselmaschine, in welcher der Vorrat liegt, das begehrte Quantum abschneidet, nicht mehr als für etwa eine Stunde reicht, damit er nicht trocken werde, und damit geht der Kunde ins Kaffeehaus, und wenn er artig sein will, so wirft er hier seinem nächsten Bekannten nach dem üblichen Gruß „Merhaba!“ den frisch gefüllten Tabaksbeutel in den Schoß, der ihn dankbar hinnimmt, den Kopf seines Tschibuks auf dem Boden umkippt, ihn hoch über den Rand mit dem frischen Kraut füllt, mit dem Finger eine Höhlung hineindrückt und dann, wenn keine Kohle zur Hand, den noch brennenden Rest nimmt und ihn auf den frisch gefüllten Kopf legt.

Und wenn von ihnen hier fünfzig auf ihren Binsenmatten im Kaffeehause sitzen, die weder Karten noch Domino spielen, sondern nur rauchen, kein Qualm belästigt sie in dem von feinen Glasscheiben geschlossenen Raum; selbst im Diwan des Reichen herrscht trotz Tschibuks und Nargilehs stets frische Luft, da der Türke im Zug zu sitzen gewohnt; keiner nennt den andern einen Rauchbold wie bei uns, keiner klagt über Nerven- oder Kopfschmerz, selbst die Frau beschwert sich nicht über vom Rauch geschwärzte Vorhänge, weil es keine solche gibt und — weil sie selber raucht, denn in allen Haremliks, den Frauenwohnungen des Hauses, wird namentlich aus zierlichen, oft sehr kostbaren Nargilehs geraucht und auch in den öffentlichen Bädern wird dem Gast, wenn er, in ein Tuch gehüllt, in der offenen Galerie an der Sonne trocknet, aufmerksam der Tschibuk in die Hand gedrückt.

Digitized by Google

Neckerei. Nach dem Gemälde von Th. von der Beek. (Seite 54.)



Der Tod des Beduinen. Nach dem Gemälde von C. Rud. Huber. (Seite 51.)

Der Irrweg.

Künstler-Roman

von

Robert Misch.

(Fortsetzung.)

Ein langes Schweigen, eifrige Arbeit folgten dieser kleinen Episode. Lahmel warf von Zeit zu Zeit verstohlene Blicke auf die Kleine, die ihn gar nicht beachtete und noch immer regungslos in ihrer alten Stellung verharrte.

Hedwig war bei weitem jünger als ihre Schwester — eben siebenzehn Jahre — und von einem andern Vater, dem zweiten Gatten der Frau Grotte, nach dem diese ihren jetzigen Namen trug. Nur aus Bequemlichkeit redeten die Maler und alle Besucher des Hauses auch die ältere mit diesem Namen an. Frau Grotte begrub auch den zweiten Mann. Ganz gerne hätte sie noch zum drittenmal ihr Glück in der Ehelotterie versucht, aber es fand sich keiner mehr für die ältliche Frau, die nun allein auf ihre schmale Pension angewiesen war. Resolut, wie sie ihr ganzes Leben lang gewesen, verlegte sie sich darauf, allerlei Hausmittel und Quacksalbereien zu verfertigen und zu vertreiben, die Rose zu streichen, an Wunden und Geschwüren ihre „Kunst“ zu versuchen. Ihr Ruf breitete sich allmälich aus, und sie fand hiermit ein ganz behagliches Auskommen, bis endlich die Polizei dem einträglichen Geschäft ein Ende machte. Unter der Hand trieb sie zwar das Gewerbe noch weiter, aber der Nutzen war nicht mehr so groß, um ihr die behagliche Existenz zu sichern, an die sie bereits gewöhnt war. Aber sie verstand es, neue Geldquellen zu entdecken. Sie richtete das Atelier und die Zimmer zum Vermieten ein, prophezeite aus den Karten die Zukunft und fand, da gewisse Leute nicht „alle“ werden, auch hierbei ihr gutes Auskommen.

Als ihre älteste Tochter Agnes heranwuchs, fing sie an, mit deren Anmut und Schönheit zu rechnen, die ihr zu einer guten Partie verhelfen sollten. Aber das Schicksal machte einen großen Strich durch die Rechnung. Das junge Mädchen wurde von einem Wagen überfahren; man mußte ihr ein Bein amputiren.

Als die Maler in die „Grotte“ zogen, hatte sich Agnes längst mit ihrem Geschick abgefunden. Sie schritt mit ihrem künstlichen Bein, das man aus Paris hatte kommen lassen, sicher einher, sprach auch ganz unbefangen mit jedermann von „ihrem Unglück“. Man kannte sie in der ganzen Nachbarschaft, und auch sie war in aller Welt Schicksale und Geheimnisse eingeweiht. Ueberall hatte sie ihre Freundinnen, mit denen sie die chronique scandaleuse des Viertels, ja der ganzen Stadt betlatschte.

Die beiden Maler waren ihr und der Mutter nicht sehr gewogen. Baltes entdeckte Agnes einmal dabei, wie sie in seinen Papieren umherwühlte, und verbat sich das energisch. Aber er war nicht sicher, daß sie nicht an der Thür stand und lauschte, oder durchs Schlüsselloch sah, wenn er Besuch oder eine Sitzung hatte. Was das Kirchenlicht betrifft, so konnte er sich über Aehnliches beklagen. Außerdem war auch seine Zunge spitz und boshaft, und es ist eine alte Erfahrung, daß zwei boshafte und klatschsüchtige Menschen entweder die besten Freunde werden oder sich gegenseitig tödlich verhaßt sind. Längst hätte Lahmel dem ein Ende gemacht und wäre in eine bessere Gegend und in ein schöneres Atelier übergesiedelt, das ihm seine Mittel jetzt reich und kostbar auszustatten erlaubten, wenn ihn nicht Hedwigs aufblühende Madonnenschönheit unwiderstehlich festgehalten hätte.

Als er zu Frau Grotte zog — ein Jahr, bevor Baltes die Hälfte des Ateliers übernahm — da war sie noch ein Kind, das voll Eifer mit seinen Puppen spielte und die Märchenbücher las, die er ihm schenkte. Schon damals fühlte er sich zu ihr hingezogen, und die Kleine erwiderte die harmlose Freundschaft durch Vertrauen und Zuneigung zu dem finsteren Gesellen, den sie allein durch ihr lustiges Geplauder und ihr sonniges Kinderlächeln aufheitern konnte. Ganze Stunden, ihre ganze freie Zeit brachte sie in seiner Gesellschaft zu. Dicht beim Fenster, neben seiner Staffelei hatte sie ihr Stühlchen, ihren Tisch und ihr ganzes Puppenheim aufgeschlagen. Hier las und arbeitete, hier spielte und träumte sie, und hier auf diesem selben Ruhebett, auf dem sie jetzt saß, hatte sie sich so manchesmal mit der Puppe oder dem Buch im Arm in den Schlaf hinübergeträumt. Sie war sein Schwesterchen, und er ahnte lange Jahre nicht, daß ihn ein anderes Gefühl zu diesem sanften, liebenswürdigen Geschöpfe hinziehe. Er hatte sie in eine Wunderwelt von Glauben, Legenden und kirchlicher Romantik eingelvonnen, wie er sie damals selbst aus seinem Inneren schöpfte, und hielt sie ängstlich fern von allem, was ihr diese Welt trüben konnte. Auch Baltes, den ihr gutes, reiches Herz bald als zweiten Freund umschloß, wehrte ihm nicht. Aber während der Kirchenmaler selbst immer mehr den frommen Wahn von sich abstreifte, wuchs und vertiefte sich ihr rührender Kinderglaube.

So reifte sie zu einer blonden, zarten Schönheit heran, die ihre Freundschaft zwischen ihm und Baltes schwesterlich teilte. Schon damals regte sich ein Gefühl von Eifersucht in dem Kirchenmaler, ohne daß er sich klar darüber wurde.

Während er jetzt neben ihr arbeitete und eifrig weiter pinselnd verstohlene Blicke auf sie warf, dachte er daran, wie das alles gekommen war und wie es weiter gehen würde. Wenn er doch in dieser Brust, in diesem Köpfchen lesen könnte! Aber sie wußte ihr zartes Geheimnis treu zu hüten. Doch er ließ sich nicht täuschen. Die Liebe ist nur blind gegen die Schwächen des geliebten Wesens, sonst sieht sie scharf; mit unheimlicher Sehkraft spürt sie das Verborgenste aus.

Durch ein Bild war es ihm offenbar geworden. Als sie noch Kind war, hatte er ihr Köpfchen oft benützt zu Engeln und jugendlichen Märtyrerinnen. Als sie fünfzehn Jahre alt wurde, malte er ihr Porträt. Drüben hing es in der „guten Stube“, und es war wohl das Beste, was er je geschaffen. Er hatte es damals ausstellen wollen und hoffte bestimmt, einen Preis oder eine ehrenvolle Erwähnung dafür zu erhalten. Aber Hedwigs kindliches Zartgefühl sträubte sich dagegen. Sie wollte sich nicht „von aller Welt“ anschauen lassen; und das Bild hätte ihr ihr guter, lieber Freund Lahmel geschenkt, und sie dürfe damit machen, was sie wolle. Lahmel gab nach, obwohl es ihn als Künstler schmerzte, sein Meisterwerk nicht an die Oeffentlichkeit bringen zu dürfen. Selbst Baltes war damals Feuer und Flamme und hatte ihm gesagt: „Lahmel, zum erstenmal habe ich wirklich Respekt vor Ihnen!“

Seitdem hatte sie sich nicht wieder zum Modell hergegeben, wie denn überhaupt, als sie zur Jungfrau heranreifte, das Verhältnis zu ihren beiden Freunden allmälich ein anderes wurde. Nach und nach zog sie sich ganz von ihnen zurück und ließ sich nur noch selten im Atelier sehen. Baltes bemerkte es kaum und blieb so unbefangen wie zuvor. Aber Lahmel fehlte seitdem etwas. Zu diesem Schmerz gesellte sich eine verzehrende Eifersucht. Als er sie einmal bat, ihm ihre Züge zu seiner Muttergottes zu schenken, da weigerte sie sich; es käme ihr wie eine Entweihung vor. Er war nicht wieder auf diesen Wunsch zurückgekommen, trotzdem ihn ein glühendes Verlangen trieb, ihr Antlitz auf die Leinwand zu bannen.

Um so schmerzlicher überraschte es ihn, als sie Baltes gewährte, was sie ihm verweigert hatte. Er war auf einige Zeit verreist, um eine Restauritung in einer oberbayrischen Pfarrkirche vorzunehmen. Bei seiner Rückkehr fand er sie, wie sie Baltes zu einer Phantasiefigur saß, in ein langes, weißes Gewand gehüllt, die Traumgöttin darstellend. Da wallte es jäh und bitter in ihm auf in eifersüchtigem Zorn und Haß. Von dem Augenblicke an wußte er, wie er zu ihr stand, er, der Häßliche, Unliebenswürdige — und sie zu dem anderen, dem Schönen, Idealen, der mit seinen blauen Augen so schwärmerisch kühn in die Welt blickte. Nur eines Wortes hatte es von Baltes bedurft, und was sie ihm verweigert, jenem hatte sie es gewährt. Welch glühendes Rot ihre Wangen bedeckte, als er ganz unerwartet zwei Tage früher, als er und die anderen gedacht, in das Atelier trat! Und auch Baltes schien verlegen. Oder schien es ihm nur so? Von jetzt ab beobachtete er genau; keines ihrer Worte und keine ihrer Mienen entging ihm.

Er haßte den schönen Jüngling-Mann, dem die Natur mit freigebiger Hand alles geschenkt, was sie ihm versagt hatte. Eher hätte er sein Leben geopfert, ehe er das junge Mädchen mit dem Ateliernachbar längere Zeit allein gelassen hätte.

Endlich waren die da drüben fertig mit ihrer Pinselei. Das Modell zog sich hinter den Schirm zurück und verschwand bald darauf mit einem lustig geträllerten Lied. Die beiden Freunde rüsteten sich auch zum Aufbruch.

Baltes öffnete die Verbindungsthür, musterte ziemlich erstaunt Hedwig, die noch immer auf dem Ruhebett neben der Staffelei saß und rief ihr ein munteres Abschiedswort zu. Wie aus einem Traume fuhr das junge Mädchen auf. Dann gingen die Herren. Darauf hatte der Kirchenmaler nur gewartet. Er war zu einem seiner Mäcene bestellt, aber Hedwig mit Baltes allein lassen — niemals!

Jetzt reinigte er seine Pinsel und machte sich zum Fortgehen fertig. Hedwig sah diesen Vorbereitungen mit wachsender Unruhe zu. Als Lahmel aus seinem kleinen Zimmer zurückkam mit Hut und Mantel angetan, saß sie in sich zusammengekauert, das Köpfchen tief in ihre Arme und die Polster vergraben.

„Fräulein Hedwig, ich gehe jetzt!“

Keine Antwort.

Ein krampfhaftes Zittern durchlief den zarten Körper. Erschrocken trat der kleine Maler näher. Als er mit einiger Anstrengung den lieblichen Blondkopf in die Höhe hob, blickten ihm ihre thränenfeuchten Augen entgegen.

„Um Gottes willen, Fräulein Hedwig — was ist Ihnen denn?“

Er setzte sich neben sie und versuchte, sie durch sanften Zuspruch zu beruhigen, aber es war vergebene Mühe. Bitterlich schluchzend sank ihr Köpfchen an seine Brust.

„Aber so sprechen Sie doch, Hedwig! Bin ich nicht Ihr Freund, dem Sie vertrauen können? Wer hat Ihnen etwas gethan?“

Statt einer Antwort deutete das junge Mädchen nach der Richtung des Korridors, in der die von der Familie Grotte benützten Zimmer lagen.

„Die Mutter?“

Hedwig nickte zustimmend.

„Was will sie von Ihnen?“

„Sie will, daß ich . . . daß ich mit ihm ausfahre!“ stieß Hedwig unter Schluchzen hervor.

„Mit wem?“

„Mit dem alten Herrn Freisinger, den ich nicht leiden kann! Drüben bei der Mutter sitzt er,“ fuhr das weinende Mädchen fort. „Er will mit mir spazieren fahren und ins Theater, und die Mutter redet mir zu. Er hat mich gefragt, ob ich sein Frauchen werden will, und die Mutter wünscht, daß ich ihn heirate; aber ich will nicht, ich will nicht!“

Ihre Stimme sank zu einem verschämten Flüstern herab, während ein Schauder des Widerwillens ihren Körper durchlief.

Lahmel stampfte wütend mit dem Fuße auf. Soweit war es schon gekommen! Er hatte bereits früher von diesem Projekt reden hören, hatte aber die Sache nicht ernst genommen. Jetzt schien die Alte die Heirat ernstlich zu betreiben. Sie wollte wirklich ihr junges, schönes, blühendes Töchterchen an diesen alten, abgelebten Mann verkuppeln, der sein Leben mehr als reichlich genossen, und dessen Ruf durchaus nicht tadellos war. Und das alles aus schnödem Eigennutz, aus Geiz! Auf Kosten von Hedwigs Lebensglück wollten diese beiden Frauen, die er glühend haßte, ein vergnügtes, behagliches Leben führen. Aber Hedwig hatte einen Beschützer. Die Vorsehung selbst hatte ihn dazu bestimmt. Lieber gönnte er sie noch diesem Baltes, trotzdem es ihm bei diesem Gedanken einen Stich durchs Herz gab.

„Bleiben Sie hier, Hedwig, und beruhigen Sie sich!“ sagte er sanft, während er das junge Mädchen auf den Sitz niedergleiten ließ. „Sie sollen mit dem Herrn nicht ausfahren müssen und auch nicht ins Theater . . . der Mensch soll Sie überhaupt nicht mehr belästigen . . . lassen Sie nur das meine Sorge sein!“

Er ging schnell hinaus. An der letzten Thür des langen Ganges klopfte er. Statt eines „herein“ hörte er ein leises Flüstern und Stühlerücken, dann öffnete sich die Thüre zur Hälfte, und durch die

entstandene Spalte spähte Agnes vorsichtig hinaus. Der kleine Maler schob sie rücksichtslos beiseite und stand plötzlich in dem großen, wohnlich eingerichteten Zimmer seiner rundlichen Wirtin und einem älteren, elegant gekleideten Herrn gegenüber, der am Fenster in einem Fauteuil saß. Das freundliche Lächeln verschwand sofort aus dem roten, behaglich glänzenden Gesicht der dicken Frau, und in schnippischem Tone fragte sie:

„Sie wünschen, Herr Lahmel?“

Der kleine Maler schien diese Frage zu überhören.

Er wünschte allerseits einen guten Abend, und er wolle nur wieder einmal mit seiner lieben Wirtin plaudern, was schon seit so langer Zeit nicht mehr geschehen sei. Ohne eine Aufforderung abzuwarten, ergriff der Kleine einen Stuhl und ließ sich behaglich nieder. Der ältere Herr — Haar und Bart waren schwarz gefärbt, aber die faltige, gelbe Haut ließ erkennen, daß die Natur hier gefälscht worden — rückte unruhig hin und her, als Lahmel sich nach seinem werten Befinden erkundigte und dabei die boshafte Frage einfließen ließ, ob Herr Freisinger, der ja als Kunstmäcen bekannt sei, und der Baltes schon einmal einen Auftrag zu einer „Leda“ gegeben, sich wieder einmal Bilder ansehen wolle. Er habe sich gewiß zu ihm oder Baltes bemühen wollen. Dieser sei nicht zu Hause, aber er selbst sei mit Vergnügen bereit, Herrn Freisinger seine neuesten Entwürfe zu zeigen, trotzdem er wohl wisse, der Herr interessire sich weniger für Heiligmalerei und mehr für lebende Bilder.

Der „Kunstmäcen“ warf ihm einen kühlen, verwunderten Blick zu, Frau Grotte einen wütenden, unter dessen Wucht jeder andere zusammengeknickt wäre. Den kleinen Maler schien es indessen nicht zu geniren, daß man ihn merken ließ, wie lästig und unwillkommen er hier sei. Mit der größten Unbefangenheit schwatzte er weiter und verstand es dabei meisterlich, die anzüglichsten Dinge mit der unschuldigsten Miene zu sagen.

Während dessen hatten die beiden Weiber flüsternd die Köpfe zusammengesteckt, worauf sich Agnes möglichst geräuschlos entfernte. Aber den feinen, gespitzten Ohren des Malers entging der klappernde Ton nicht, mit dem die Einbeinige den langen Korridor entlang schritt.

Nach kurzer Zeit kam sie zurück, hochrot, mit funkelnden Augen, und flüsterte ihrer Mutter leise etwas ins Ohr, worauf diese plötzlich eine Kampfstellung annahm und das Geschwätz des Kirchenmalers plötzlich mit der heftigen Frage unterbrach:

„Hedwig ist drüben bei Ihnen?“

Der kleine Kirchenmaler nickte unbefangen.

„Ja wohl, das liebe Mädchen ist in meinem Atelier!“

„Sie haben sie eingeschlossen?!“

„Ja wohl, ich habe sie eingeschlossen!“ erwiderte Lahmel gleichmütig und klopfte lächelnd auf die Tasche, in der sich der Schlüsselbund befand.

„Was beabsichtigen Sie damit? Was berechtigt Sie dazu?“

„Sie wissen ja, meine liebe Frau Grotte —“

„Ich bin nicht Ihre liebe Frau!“ unterbrach ihn wütend die dicke Dame, deren apoplektisches Gesicht so aussah, als könne sie jeden Moment der Schlag treffen.

„Daß ich mein Atelier immer verschließe, wenn ich fortgehe,“ fuhr der Kleine unbefangen fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten.

„Aber man schließt keine jungen Damen ein und beraubt sie der Freiheit. Oeffnen Sie sofort und lassen Sie Hedwig heraus!“

Herr Freisinger erhob sich plötzlich. Schon öffnete er den Mund, um sich seinerseits in das Gespräch zu mischen, als ihm der Maler einen so stechenden Blick zuwarf, daß er kleinlaut zusammenknickte und schnell wieder in seinen Stuhl sank.

„Sie haben ja einen zweiten Schlüssel; ich hindere Sie nicht, Ihre Tochter zu ‚befreien‘! Aber wie mir scheint, hat sich Hedwig von innen eingeriegelt . . . sie will gar nicht befreit sein . . . oder ja, befreit von der Gegenwart gewisser lästiger Leute, und deshalb zieht sie es vor, bei mir zu bleiben unter meinem Schutze — und ich werde sie beschützen, so wahr ich Josef Lahmel heiße!“

Das Gesicht des kleinen Malers hatte bei diesen Worten einen tief ernsten Ausdruck angenommen, seine Augen schossen Blitze. Er sprang von seinem Stuhle auf, und die dicke Frau und der kleine Künstler standen sich wie zwei kampfbereite Fechter gegenüber. Ihre Blicke kreuzten sich wie Dolche, und wenn Blicke töten könnten, so hätte keiner von ihnen das Zimmer lebend verlassen.

Der ältliche Herr wurde leichenblaß, hüstelte verlegen und sagte schnell:

„Ich . . . ich will doch lieber gehen . . . ich störe am Ende und —“

Die Alte machte eine Bewegung, aus der herauszulesen war: „Geh nur und überlaß mir diesen allein!“ denn er zog sich eilig ohne Gruß zurück.

„Und nun wollen wir 'mal deutsch mit einander reden, mein werter Herr!“ rief die dicke Frau giftig aus. „Was fällt Ihnen ein, sich in Dinge zu mischen, die Sie gar nichts, auch gar nichts angehen!“

„Da sind Sie aber im Irrtum! Hedwigs Glück geht mich sehr viel an. Sie wollen das arme junge Ding an diesen Burschen verkuppeln, aber sie dankt für das Glück, Frau Freisinger zu werden; lieber geht sie ins Wasser!“

„Haha, sie wird sich besinnen,“ lachte die dicke Frau auf, „und Ihr Schutz wird dem dummen Mädel, das ihr Glück mit Füßen tritt, wenig nützen. Packen Sie nur Ihre Siebensachen zusammen und packen Sie sich, Herr Lahmel!“

„Sehr gern, aber Hedwig begleitet mich dann!“

„Mir scheint, Sie haben den Verstand verloren!“ rief Frau Grotte, ihn erstaunt anblickend.

„Nein! Natürlich geht Hedwig nicht mit mir fort, aber ich werde ihr durch Geld und Empfehlungen behilflich sein, irgendwo ein Unterkommen zu finden und sich ihr Brot zu verdienen, wo sie vor Ihren Nachstellungen sicher ist.“

„Dagegen haben wir doch noch die Polizei —“

„Die wird Ihnen wenig nützen, wenn das Mädchen nun einmal nicht bei Ihnen bleiben will. Ich mache Sie darauf aufmerksam, Frau Grotte, daß ich Hedwigs Vormund von allem unterrichten werde. Es ist doch noch sehr die Frage, ob er damit einverstanden ist, das junge Ding an den alten Mann zu verkaufen — ja wohl: verkaufen! Wenn ich gehe, geht auch Hedwig — das haben wir schon mit einander ausgemacht. Und Herr Baltes wird auch nicht bei Ihnen bleiben, wenn er das erfährt. Dann suchen Sie sich eine neue Tochter und neue Mieter für Ihre elende Bude! So lange ich lebe, geschieht der Kleinen kein Unrecht — ich will ihr Vater, Mutter und Schwester sein. Das merken Sie sich!“

Krachend schlug er die Thüre beim Hinausgehen hinter sich zu.

*

Hans wurde ein häufiger und gern gesehener Gast beim Professor Löwe. Hier brachte er plaudernd einige Abende in der Woche zu. Der Winter rückte allmälich heran, in München mit seinem Voralpenklima ein harter, rauher Geselle. Im traulichen Wohnzimmer fanden sich an den langen Abenden einige junge Herren und Damen ein. Man lachte und plauderte, schließlich spielte man sogar Komödie. Baltes kam eines Tages auf eine geniale Idee; er führte das Kartoffeltheater ein.

Die jungen Maler stellten aus Erdäpfeln und einigen Lappen die Figuren her; ein kleines Gerüst wurde in der Thüre zwischen dem Arbeits- und Wohnzimmer aufgeschlagen, Hans malte mit Unterstützung Hannas die Dekorationen, und dann führten sie allerlei Tragikomödien auf, zuerst die Geschichte von der Prinzessin Pumphia, später allerlei Gelegenheitsscherze, die sie der Reihe nach herundichteten. Besonders Hans zeichnete sich hierbei aus und erntete solche Lobsprüche, daß ihm Hanna einmal mit spöttischer Miene sagte:

„Sie sind ein Universalgenie — Sie werden nie etwas!“

„Wie meinen Sie das, Fräulein Hanna?“ fragte er verdutzt.

„Nun, jedes wahre Talent ist einseitig. Wer alles kann, kann nichts ordentlich!“

„Sie zweifeln noch immer an meinem Talent? Wenn ich Sie doch endlich davon überzeugen könnte!“

„Ich wünschte nichts sehnlicher als das?“

„O, das wird bald geschehen — ich habe ein großes Bild angefangen.“

„Was wetten wir, daß Sie es nie vollenden werden?“

In diesem Tone sprachen sie jetzt öfters mit einander. Hans fühlte sich manchmal beleidigt und ging dann einen oder zwei Abende nicht mehr zum Professor, aber immer wieder zog es ihn unwiderstehlich dorthin. Lächelte ihm Hanna dann freundlich zu, so begriff er nicht, wie er so empfindlich hatte sein können. Sie meinte es ja doch nur gut mit ihm, sie interessirte sich für sein Vorwärtskommen, sie wollte seinen Ehrgeiz anstacheln. Er empfand ein wonniges Glücksgefühl bei diesem Gedanken und war übermütig und ausgelassen wie ein Knabe. Manchmal teilte Hanna diese Lustigkeit, wenn eine größere Gesellschaft um sie versammelt war; dann lachte und scherzte sie, neckte sich mit den Herren und war so heiter, daß der Professor erstaunt sein rote Mähne schüttelte. Zu anderen Stunden wieder, besonders wenn sie mit Hans und Baltes allein war, zeigte sie eine gänzlich unmotivirte Gereiztheit gegen Hans und sagte ihm so bittere Wahrheiten, daß es ihres ganzen Zaubers bedurfte, um ihn nicht ernstlich und für immer zu entfernen.

Papa Löwe entging die Veränderung in dem Wesen seiner Tochter nicht und er fühlte sich höchst unbehaglich dabei. Es war ja sehr nett, daß sie jetzt oft so sanft und einschmeichelnd war, wie nie zuvor, aber dann wieder so launisch und nervös, wie er es von der „Kleinen“ nicht gewöhnt war. Und dann sorgte sie in neuester Zeit nicht mehr so für sein Wohlbefinden wie früher.

Heute hatte sie ihm sogar die Eier, die er nach amerikanischer Sitte zum ersten Frühstück einnahm, hart gekocht, zum erstenmal seit zehn Jahren.

Kopfschüttelnd verließ der Professor seine Wohnung und wälzte den Gedanken mit sich herum, daß mit der Kleinen etwas vorgehe. Was, das war ihm freilich noch unklar. (Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Siam.

Die Wolken, welche noch immer den politischen Horizont zwischen der französischen Republik und dem Königreich Siam verdüstern, lenken die allgemeine Aufmerksamkeit auf jene entfernten asiatischen Länder, in denen die Einrichtungen, Sitten und Gebräuche so ganz verschieden von den europäischen sind. Ich hatte vor einigen Jahren Gelegenheit, dieselben eingehender kennen zu lernen und manches zu sehen, was gewöhnlich Reisenden schwer, ja oft gar nicht zugänglich ist, da ich von einem fürstlichen Paare eingeladen wurde, dasselbe auf einer größeren Reise nach Ostasien zu begleiten.

Nach zweitägiger Fahrt von Java aus wurde in den ersten Tagesstunden die Mündung des Menam erreicht, der sich im Nordosten der Halbinsel Malakka in den Golf von Siam ergießt. Bei der kleinen Stadt Paknam, wo jedes Schiff, welches stromaufwärts geht, seine Kanonen und seine Munition ausladen und einen Zollbeamten an Bord nehmen muß, hatte auch unsere „Medusa“ einen kurzen Aufenthalt. Gegen neun Uhr fielen die Anker vor der 60 Kilometer von der Mündung des Menam gelegenen Hauptstadt des Reiches. Ein auf dem rechten Stromufer befindliches Fort aus Steinbau, dessen Mauerwerk, mit üppiger Vegetation überwuchert, einen malerischen, ruinenhaften Anblick gewährt, die Reisfelder, Zuckerplantagen, die Kokospalmen, die Betelnuß- und Bambusbäume gestalten die flachen Ufer, welche hin und her auch mit hohen Dschungeln in dem wunderbaren Grün der tropischen Pflanzen bestanden sind, zu einem sehr wechselvollen Bilde. Die Häuser, der am Ufer gelegenen Ortschaften ruhen wegen des häufig wechselnden Wasserstandes entweder auf hoch aus dem Wasser hervorragenden Pfählen oder auf Flößen. Die Verbindung zwischen ihnen wird, wie in Venedig, auf Gondeln hergestellt.

Unmittelbar nach dem Anlegen der Medusa erschien der österreichische Konsul, Herr Kurtshalz, zur Begrüßung des prinzlichen Paares an Bord und brachte die Nachricht, daß der König das „Wang“ (Palais) „Sanrarom“ den Herrschaften zur Verfügung stelle. Am Lande wartete ein Beamter des Hofmarschallamtes, Herr Müller, ein Wiener, mit den königlichen Equipagen.

Wang Sanrarom ist ein in europäischem Stil schön eingerichtetes Haus, etwa fünfzig Schritte von dem mit einer hohen Mauer umgebenen königlichen Palast mitten in der Stadt, in deren Innern keine Europäer wohnen. Da der König befohlen hatte, die Herrschaften mit allen ihrem Stande gebührenden Ehren zu empfangen, so stellten sich auch bald drei ihnen zur Begleitung überwiesene Herren vor: Excellenz Phraya Bamropad mit seinem Sohne Koon Saking und Kapitän Plian. Die beiden jüngeren dieser drei Herren sprachen recht gut englisch und hatten sich auf ihren Reisen in Europa sehr angenehme Umgangsformen und ein recht empfehlendes Benehmen angeeignet. Am Nachmittage erschien auch Seine Königliche Hoheit der Prinz

Kromamun Prachal Silapokom zur Begrüßung der Herrschaften im Namen des Königs.

Einen sehr befremdenden Eindruck macht auf den Europäer die in jenen Gegenden übliche Bekleidung. Männer und Frauen sind nach ihrer Gesichtsbildung kaum von einander zu unterscheiden, um so weniger, als auch die Frauen das Haar kurz geschoren tragen und, da die Mode der Ohrringe dort unbekannt ist, keine Löcher in den Ohren haben. Alles bekleidet sich mit dem Sarong, der aus einem Stück — in der Regel bunten — Baumwollstoffes besteht, welches um die Hüften geschlungen wird. Bei den Männern wird der Sarong durch das Zusammennähen des unteren mittleren Teiles in eine Art von Hosen umgeformt. Die Frauen binden außer dem Sarong gewöhnlich noch ein Tuch um die Brust. Alle Siamesen werden von Amts wegen auf dem Arme tätowirt und gleichzeitig mit einer Nummer und einem Abzeichen der Kaste, zu welcher sie gehören, versehen. Die vornehmen Herren legen über den Sarong noch Röcke nach europäischem Schnitt an. Der Oberkammerherr erschien bei unserem in einem blauen Hosenanzug, weißen Kniestrümpfen, schwarzen Schuhen und einem schwarzen Seidenrock. Nach seinem Besuche begrüßte in dem vom Palais gebildeten Garten die Kapelle der Königlichen Yacht Veteran. Dieselbe besteht aus meistenteils eingeborenen Musikern unter Leitung eines Neapolitaners.

Der König von Siam.

Die Königin von Siam.

Der Palast des Königs.

Da der König den Empfang erst für den nächsten Nachmittag um vier Uhr festgesetzt hatte, so fanden wir Zeit und Gelegenheit, Bangkok zu besichtigen und uns über die dortigen Sitten und Gebräuche zu unterrichten. Die Bevölkerung ist ganz gemischt, ein Beweis, daß die Asiaten auch ohne Bevormundung durch europäische Mächte zu Fortschritten in der Kultur befähigt sind.

Die Lebensweise des Volkes ist, wie in den meisten orientalischen Ländern, eine sehr mäßige und die so häufig von den Europäern ausgesprochenen Klagen über die Ungemütlichkeit des tropischen Klimas entstehen in der Regel nur durch Verstöße gegen die durch das Klima gebotene Einfachheit in den Genüssen. Das Klima ist sehr warm, in vielen Gegenden auch recht feucht, wie gerade in Bangkok, wo ein großer Teil der Bevölkerung noch dazu in schwimmenden Häusern auf dem Flusse wohnt. Diese sind natürlich aus Holz auf Pontons oder auf Flößen aus Bambus erbaut. In mancher Beziehung sind diese Wohnungen sehr bequem für ihre Besitzer, weil dieselben ohne Schwierigkeiten ihren Wohnsitz ändern können, wenn es ihr Geschäft erheischt oder wenn ihnen ihre Nachbarschaft nicht mehr gefällt.

Abweichend von unseren Sitten und Gebräuchen ist auch die Bestattung der Toten. Die Verbrennung der Leichen, deren allgemeine Einführung bei uns von vielen Seiten auf so großen Widerstand stößt, ist dort hergebrachte Sache und nur für die bevorzugten Stände sehr teuer, nicht wegen der Ausführung selbst, sondern wegen der damit verknüpften religiösen Zeremonien und Festlichkeiten.

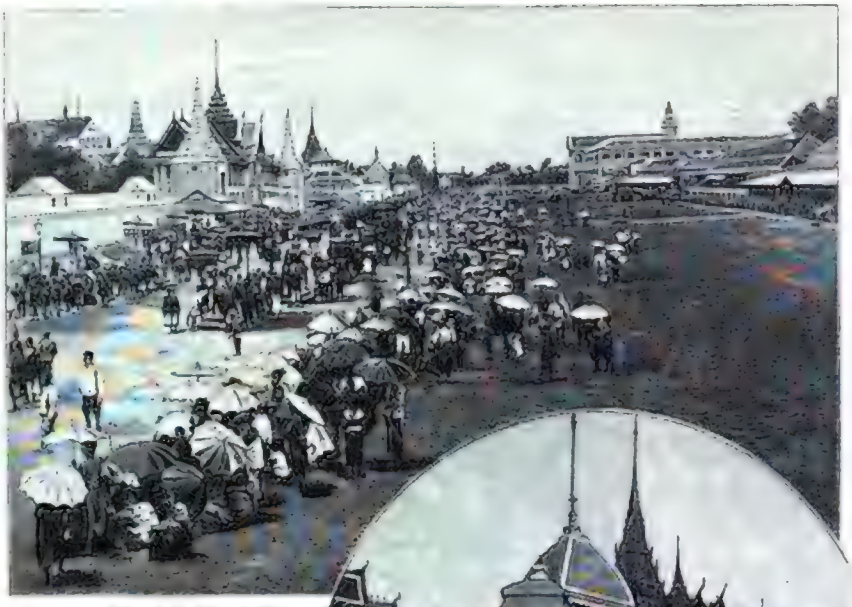
Unmittelbar vor unserem Eintreffen in Bangkok hatte erst die Verbrennung von zwei Vollprinzen stattgefunden. Das zu diesem Zwecke errichtete Gebäude soll unseren Ausstellungspalästen ähnlich gewesen sein. Neun Monate hatte man an der Herstellung eines Komplexes von Pavillons in üppigen Gartenanlagen mit Springbrunnen und elektrischem Lichte gearbeitet. Die Gebäude waren auswendig vergoldet und im Innern mit kostbaren Stoffen ausgeschlagen. Ein solches Verbrennungsfest dauert vierzehn Tage, am dritten findet die Verbrennung statt. Die Kosten der letzten Festlichkeit sollen mehr als anderthalb Millionen Franken betragen haben. Der König hat bei derselben nicht weniger als vierzigtausend Geschenke im Werte von zwanzig Centimes bis zu tausend Franken gemacht. Die Verteilung geschieht auf sehr einfache Art dadurch, daß jeder Besucher aus einem Sacke eine Nuß ziehen darf, welche einen Zettel mit der Bezeichnung des Geschenkes birgt.

Zur Bestattung eines Königs bilden die vier höchsten Würden der Reiches, welche zu diesem Zwecke nach Bangkok geschafft werden müssen, die Pfeiler des Verbrennungsbaues. Die hartnäckig verbreitete Behauptung, daß die königlichen Leichen erst nach einem Jahre dem Scheiterhaufen übergeben werden, ist vollkommen grundlos. Allerdings kann die Verbrennung im großartigen Stile mit königlichen Ehren nur in der trockenen Jahreszeit ausgeführt werden, demzufolge warten diejenigen der höchsten Herrschaften, welche das Unglück haben, während der Regenzeit das Zeitliche zu segnen, oft einige Monate auf ihre Verbrennung warten. Aus ihrem Körper wird dann durch Anwendung von Luftpumpen die Feuchtigkeit entfernt, darauf wird derselbe balsamirt und mit einer goldenen Hülle bekleidet, welche gleich weiter nicht mitverbrannt wird. Nach diesen Vorbereitungen legt man ihn in einen Sarg aus wohlriechendem Holz bis zu der zur Verbrennung geeigneten Zeit. Andere Leichen, welche sterben, ehe sie die Zähne bekommen haben, werden nicht verbrannt. Die Leiche des jüngsten Sohnes des jetzigen Königs, der vor dem erwähnten Zeitpunkte starb, fand seine Begräbnisstätte in einer kleinen, in gothischem Stile erbauten Kapelle des Tempels Wat Rednapopat.

Die Zeremonie unseres Empfanges war auf das feierlichste vorbereitet. Alle verfügbaren Truppen waren zu derselben aufgeboten. Vor dem Palais standen Infanterie

Thronsaal im Palast des Königs.

und Artillerie mit ihren Kanonen, im Hofe und neben der Stiege Marinesoldaten und Hellebardiere. Bei Annäherung der Herrschaften traten die Truppen ins Gewehr und machten die Honneurs. Die Griffe wurden so musterhaft ausgeführt, wie man sie nur bei den gut gedrillten europäischen Armeen zu sehen gewohnt ist. Einen gleich guten Eindruck wie die Truppen machte auch der Palast und seine Einrichtung. Derselbe ist ganz europäisch gebaut und mit dem größten Luxus ausgestattet. Unten an der Stiege harrte der Oberkammerherr der königlichen Hoheiten und eben erwartete sie der Minister des Aeußern, Prinz Kromaluang Dewawongse, ein Bruder der Königin und Halbbruder des Königs. Nach unseren Sitten und Anschauungen kann niemand, auch selbst nicht ein König, seine Halbschwester heiraten, dort ist es aber Gebot. Nach dem Hausgesetze der Königsfamilie in Siam kann der König so viel Frauen haben, als ihm beliebt, und auch der jetzige Monarch macht von dieser Erlaubnis ausgiebigen Gebrauch, seine Halbschwestern aus Ehen mit wirklichen Prinzessinnen dürfen aber nur ihn heiraten, und haben sie nicht den Vorzug, ihm zu gefallen, dann müssen sie ledig bleiben, denn eine andere Ehe ist ihnen nicht gestattet. Der jetzt regierende König Somdetsch Phra Paramindr Maha Chulalongkorn ist 1853 geboren, also ein Mann in den besten Jahren, kam am 1. Oktober 1868 zur Regierung, nach der früheren Staatseinrichtung gemäßigt durch den Ministerrat und die „alten Prinzen" der vier höchsten Rangklassen. Er hat jedoch die Erbfolge geregelt und bestimmt, daß der älteste Sohn, ohne verbrechende Wahl, stets der Nachfolger sein soll, und hat seinen Sohn Somdetsch Phra Tschau Yoel Pha-tue Tschau Fa Maha Wajirunhis im Jahre 1867 zum Kronprinzen proklamirt. Der Kronprinz, damals ein elfjähriger Knabe, wohnte auch dem Empfange bei. Der Minister führte uns in eine prächtige Halle des ersten Stockes. Nachdem er uns eingeladen hatte, Platz zu nehmen, wurde sofort Thee gereicht und das prinzliche Paar und sein Gefolge aufgefordert, ihre Namen in das „Geburtstagsbuch" des Königs einzutragen. An die schöne Halle, welche als Vorzimmer dient, schließen sich zwei Säle mit auf Säulen getragenen Galerien an, von denen die linke in die Gemächer des Königs führt. In dieser Galerie bildeten die Prinzen und hohen Würdenträger Spalier. Zwanzig Minuten nach vier Uhr erschien Seine Majestät, begrüßte im Vorsaale die Herrschaften und entschuldigte seine Verspätung mit der Krankheit seiner Großmutter, welche zufolge religiöser Satzungen ihm große Beschränkungen auferlege. Der König führte dann den Prinzen und die Prinzessin in seine Gemächer, an deren Eingange sie die Königin Savang Vaddhana mit dem Kronprinzen erwartete. Die Begleitung folgte, wurde aber vom Oberkammerherrn am Eintritt in die königlichen Zimmer verhindert, nur der Hofdame gelang es, die Prinzessin zu begleiten, da niemand gewagt hatte, die Dame zurückzuhalten. Ihr war es auf diese Art vergönnt, dem ganz intimen Empfange beizuwohnen. Die Unterhaltung wurde durch Vermittlung des Ministers des Aeußern in englischer Sprache geführt, welche der König ganz vortrefflich, jedoch nicht fließend spricht, um sie fließend reden zu können.



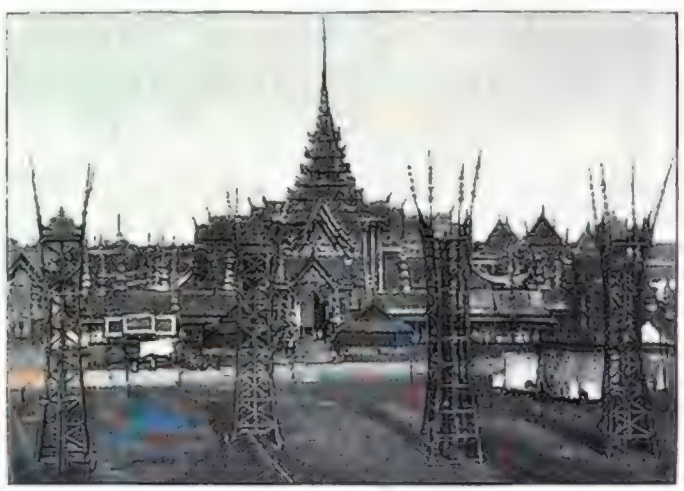
Audienzhalle des Kronprinzpalastes.

Nachdem die Herrschaften die königlichen Gemächer verlassen, hatte der Oberkammerherr die Vorstellung zur Tafel. Diese Zeremonie war sehr kurz. Der König empfing uns an der Schwelle des Zimmers, reichte jedem einzelnen die Hand, die Königin nickte uns freundlich zu und mit einer Verbeugung unsererseits war alles beendet.

Pavillon eines Prinzen auf dem Verbrennungsplatz.

Der Nachricht von uns noch bevorstehenden Festlichkeiten ging bald in Erfüllung, denn der König hatte den Befehl zu einer Elefantenparade im Garten des Wang Santarom gegeben. Die Elefanten sind eine Spezialität Bangkoks. Diese Tiere, die überaus gelehrig, zu vielen Arbeiten geschickt und verwendbar sind, werden am Hofe des Königs von Siam nur als Luxusgegenstände gehalten. Ihre Hauptbeschäftigung ist ihre Teilnahme an festlichen Aufzügen und Prozessionen. Die weitverbreitete Fabel, daß die weißen Elefanten in Indien für heilig gelten, ist durchaus hinfällig. Wirkliche weiße Elefanten gibt es nicht, die so genannten unterscheiden sich von ihren Brüdern nur durch eine etwas hellere Farbe, die aber noch sehr weit vom Weiß entfernt ist. Der Seltenheit dieser Tiere hellerer Färbung verdanken sie ihre bevorzugte Stellung. Wie ehedem die Bären in Bern Ehrenbürger waren, so führen heute noch die sogenannten weißen Elefanten in Bangkok den Titel Excellenz und werden als glückbringend angesehen. Zur Parade erschienen sieben dieser Riesentiere, darunter auch vier helle, deren Färbung in der Zusammenstellung mit ihren weniger begünstigten Kameraden allerdings in die Augen fiel, wenn man einen solchen Elefanten aber allein sieht, so ist seine hellere Farbe kaum bemerkbar. Unter den vorgeführten Exemplaren von Riesen befand sich auch ein ehrwürdiger Herr von 126 Jahren, welcher zu jener Zeit, als Ajuthja noch des Reiches Hauptstadt war, schon zum königlichen Hofstaat zählte. Seine Stoßzähne von fast

Verbrennungshalle mit der goldenen Urne.



Verbrennungsplatz.

zwei und einem halben Meter Länge sind von ganz außerordentlicher Größe. Zum Andenken an diesen europäischen Besuch ließ der König die Herrschaften mit ihrer Begleitung auf dem Elefanten reitend photographiren und jedem einzelnen, nachdem er selbst seine Auswahl getroffen hatte, eine Aufnahme überreichen.

Wenige Tage nach der Parade im Garten erhielten wir die Einladung, der Waschung der königlichen Waffen im Tempel beizuwohnen. Diese große Feierlichkeit findet jährlich zweimal im Tempel des Palastes statt. Vor denselben erwarten die Prinzen, die Edlen und alle Würdenträger die Ankunft des Königs. Der feierliche Gebrauch besteht in der Waschung und Segnung der königlichen Waffen, mit denen ein Anschlag gegen die Person des Monarchen gerächt werden soll. Die Brahminen nehmen unter Lehren und Gebeten die Waschung vor. Von dem allerdings nicht sehr appetitlichen Wasser mußten dann alle Anwesenden trinken und sich einige Tropfen über den Kopf gießen. Den königlichen Zug nach dem Tempel eröffnen Männer mit Fahnen, Speer- und Schwertträger, denen der König, der Kronprinz, die übrigen Königskinder, der Hofstaat und die Beamten folgen. Beim Herannahen des Zuges begaben sich die prinzlichen Herrschaften zu den Prinzen, den Brüdern und Stiefbrüdern des Königs, um gemeinsam mit diesen in die Pagode einzutreten, weil bei dem ersten Teil der Feierlichkeit nur die Priester und Personen des königlichen Geblüts anwesend sein dürfen. Die drei Herren von der Begleitung des Prinzen mußten am Eingange des Tempels stehen bleiben. Beim Eintritt in denselben reichte der König aber jedem von uns die Hand. Beim Eröffnen der Personen königlichen Blutes im Tempel ertönte eine originelle Musik, welche auf Muscheln hergestellt wird. Dieselbe ist nach unseren Begriffen nicht gerade wohltönend und angenehm, aber die Eigentümlichkeit ist ihr nicht abzusprechen. Der König nahm auf dem Throne, die Kinder ihm zu Füßen Platz. Als der König und die Priester ihr Gebet beendet hatten, durften dann auch wir mit den Ministern die Pagode betreten, bevor die Waschung der Waffen in silbernen Gefäßen durch die Brahminen begann. Nach Beendigung derselben wurde zuerst dem Könige von dem wunderbaren Wasser gereicht. Er trank einen Schluck und reichte es seinen Brüdern. Den beiden jüngsten goß er es selbst in den reizenden Mund und über den Kopf. Hierauf wurden die Prinzen und die übrigen Anwesenden beteiligt. Niemand blieb von dem wenig anziehenden Genuß verschont. Nach Schluß der Zeremonie eilten wir mit unseren Herrschaften zum Museum des Palastes, um die Rückkehr des Königs, der nur durch den Vorhof des Tempels geht und die übrige Strecke getragen wird, mit anzusehen. Vor dem Museum waren zwei Bataillone Infanterie, Marinesoldaten, Matrosen und eine Batterie aufgestellt. Am Thor des Tempelhofes bestieg der König eine Sänfte und nahm die beiden jüngsten Söhne zu sich. In gleicher Weise folgten zuerst der Kronprinz und dann die übrigen Kinder. In einer Sänfte saßen sechs dieser reizenden kleinen Wesen. An die Prinzen schlossen sich die Würdenträger an und hinter diesen wurden die gesattelten Pferde des Königs geführt. Die Truppen präsentirten das Gewehr unter den Klängen der Nationalhymne. Als der Monarch an uns vorüberkam, begrüßte er die Prinzen durch Abnehmen des Helmes. Der kleine Kronprinz nickte freundlich lachend und sah sich noch lange nach uns um.

Die Truppen hatten soweit beim feierlichen Empfange, wie auch bei dieser Feierlichkeit einen so günstigen Eindruck auf mich gemacht, daß ich trachtete, dem Exerzieren einer Kompagnie beizuwohnen und mich über die Armeeverhältnisse zu unterrichten. Die Siamesen verdienen in ihrem Bestreben nach europäischer Kultur alle Achtung. Sie hatten damals bereits eine Kriegsmarine von vierzehn Dampfern und eine kleine Armee von zweitausend Mann, von denen tausend in Bangkok stationirt sind. Die Ausbildung der Truppe scheint vortrefflich zu sein; wenigstens klappte alles ausgezeichnet, was ich zu sehen Gelegenheit hatte. Die Haltung der Gewehre läßt nichts zu wünschen übrig. Einen sonderbaren Eindruck macht es auf den Europäer allerdings, die Soldaten ohne Fußbekleidung zu sehen, aber landüblich sittlich, die Fußbekleidung hält man dort für die Bevölkerung überhaupt für einen überflüssigen Luxus. Ein früherer dänischer Offizier befehligte die Kompagnie. Es sollen fünf Europäer als Offiziere in Siam dienen. Auch die Post und Telegraphie sind Unternehmungen, welche fast ausschließlich von Deutschen und Engländern geleitet werden.

Elefantenritt.

Albertus Magnus.

Im Jahre 1280, im Novembermonat, starb zu Köln in einer Klosterzelle ein schwachsinniger siebenundachtzigjähriger Greis, wegen der umfassenden, ungeahnten Belesenheit und Gelehrsamkeit, die er einst besessen hatte, weit berühmt und darum „der Große" genannt. Die Gelehrten und das Volk nannten ihn so. Es hieß, er war ein Zauberer. Einst bewirtete er den Grafen von Holland beim heftigsten Winterfrost in seinem Klostergarten. Während der Tafel blühte der Garten wie im Frühling; als aber die letzte Schüssel fortgetragen wurde, wurde es mit einem Male wieder Winter. Auch hatte er einen eisernen Menschen gemacht, der sprechen konnte wie ein wirklicher, und Thomas von Aquino, sein nicht weniger berühmter Schüler, schlug vor Schrecken nach dem Eisernen mit dem Stock. Ferner ging die Sage von ihm, er sei in seiner Jugend sehr unwissend und dumm gewesen, da erschien ihm die Jungfrau Maria, begleitet von drei schönen Frauen, und ermunterte ihn, sich dem Studium zu ergeben. Er werde die Kirche erleuchten, sprach sie zu ihm; daß er aber infolge seiner Studien nicht als Zweifler sterbe, dafür werde sie sorgen. Richtig ließ ihn die Jungfrau Maria fünf Jahre vor seinem Tode wieder alle Philosophie vergessen, so daß er in der Rechtgläubigkeit seiner Jugend starb. Dieses Ereignis kleidete sich in ein Sprichwort: Albert werde aus einem Esel ein Philosoph und aus einem Philosoph ein Esel.

Albertus Magnus-Denkmal.

Albertus Magnus hieß der berühmte Mann. Geboren war er 1193 zu Lauingen an der Donau (Bayern), wo man ihm 1880 ein Denkmal errichtete, als ein Sproß des edlen Geschlechtes derer von Bollstädt. Der Knabe war zart und schwächlich und wurde darum für den geistlichen Stand bestimmt. Er studierte in Padua und trat darauf in den Orden der Dominikaner. Dann zieht er als Lehrer der Philosophie und der Theologie nach den Klosterschulen des Ordens in Freiburg, Straßburg, Köln, Regensburg und Hildesheim. In Köln sitzt zu seinen Füßen Thomas von Aquino. 1245 begibt er sich im Auftrage des Generalkapitels nach Paris. Die Pariser Universität, den Bettelmönchen abgeneigt, führt seit Jahren mit dem Orden einen Streit; der Orden verlangte in Paris einen Lehrstuhl, aber die Universität widersetzt sich ihm. Albertus tritt auf und lehrt. Der Ruf von seiner Thätigkeit und seinen Schriften ist ihm vorausgeeilt. Von allen Orten strömen die Schüler herbei, selbst Fürsten und Prälaten und auch das Volk. In Paris wird er Magister der Theologie und 1248 kehrt er nach Köln zurück, um hier die neu errichtete hohe Schule des Ordens zu leiten. Ein Kapitel zu Worms ernennt ihn zum Provinzial für Deutschland. Zu Fuß bereist er die Niederlassungen in seiner Provinz; als Lohn für die Bewirtung streicht er Abhandlungen und läßt sie in den Klöstern zurück. Denn streng tritt er für das Gebot der Armut ein, das der Orden vorschreibt, und erläßt Dekrete darüber. 1256 ruft ihn Papst Alexander IV. an seinen Hof nach Anagni bei Rom. Abermals nämlich ist der Streit zwischen der Pariser Universität und den Bettelmönchen ausgebrochen, Albertus soll die Sache der Mönche verteidigen. Albertus spricht mit Glanz und der Papst entscheidet den Streit zu Gunsten der Mönche. Er bleibt am Hofe in Anagni und im Kreis der Kardinäle erklärt er die kanonischen Briefe und das Evangelium Johannis. 1260 ruft der Papst ihn, obwohl gegen seinen Wunsch, nach Regensburg auf den Bischofsitz. Zwei Jahre später legt Albertus auf seinen wiederholten Wunsch mit Genehmigung des Papstes Urban IV. das Amt wieder und mit großer Feierlichkeit wird er in Köln wieder empfangen. Nun ist sein Leben ganz den Wissenschaften geweiht. In stiller Zelle schreibt er seine Schriften, theologischen, philosophischen, naturgeschichtlichen und alchimistischen Inhalts; ferner Kommentare zum Aristoteles und zum Neuen und Alten Testament. Vierhundert Jahre später gibt ein Buchhändler in Lyon eine Gesamtausgabe seiner Werke heraus, die einundzwanzig Foliobände füllen. Zuweilen ruft den altersschwachen Mann von seinem Schreibtisch die Bürgerschaft hinweg, damit er Streitigkeiten schlichte, besonders die ewigen Zwiste mit dem Erzbischof. Basel, Straßburg, Antwerpen und Utrecht schicken zu ihm, damit er ihre Kirchen und Altäre einweihe. Der Papst hat ihn vom Gelübde der Armut entbunden und mit dem eingenommenen Gelde baut Albertus den Chor der Dominikanerkirche in Köln. In hohem Alter reist er noch einmal nach Paris. Die Rechtgläubigkeit seines Lieblingsschülers Thomas von Aquino wird von der Universität bezweifelt und mit der alten Beredsamkeit und mit glänzendem Gelingen verteidigt er ihn. Fünfundachtzig Jahre alt verliert er sein Gedächtnis. Zwei Jahre dämmert er noch still in seiner Zelle hin. Sein Leichnam wird im Chor seiner Kirche beigesetzt. Heute ruhen seine Gebeine in der Andreaskirche. Papst Gregor XV. spricht den Geschiedenen 1621 selig und die Frommen weihen ihm ihre Verehrung . . .

Während Albertus zu Padua auf der hohen Schule weilte, war in der gelehrten Welt des Abendlandes ein gewaltiges Ereignis eingetreten. Die sämtlichen erhaltenen Schriften des Aristoteles werden bekannt. Einen Teil, die ganze Logik des griechischen Meisters, besaß man bereits. Nun kamen auch seine naturwissenschaftlichen, metaphysischen, psychologischen und ethischen Schriften hinzu. Sie kamen aus dem Morgenland von den Arabern und die arabischen Gelehrten Avicenna und Averroes, sowie Moses Maimonides haben Erklärungen dazu geschrieben. Aber diese Erklärungen überwuchern das Original, sie drängen sich zwischen den Text, und die Phantasie des Orients rankt sich wie wildes Weinlaub durch das geistige Stahlwerk des Aristoteles. Schon der englische Franziskaner Alexander und der Pariser

Bischof Wilhelm von Auvergne haben das Werk der Reinigung und der Verbreitung begonnen. Da naht Albertus, er wird der größte Förderer des Aristoteles. Aristoteles heißt fortan die Sonne, die erleuchtend und erzeugend der Gelehrsamkeit des Mittelalters den Pfad zeigt, und widerstrahlend glänzt in ihrem Licht der Name Albertus.

Albertus ist des Griechischen nicht mächtig, auch nicht des Arabischen. Er übersetzt nicht selbst, sondern er benützt bereits vorhandene Uebersetzungen. Er schreibt den ganzen Text des Aristoteles noch einmal und versieht ihn mit seinen eigenen Erörterungen. Sein Aristoteles soll eine Encyklopädie des ganzen Wissens sein. Wo Lücken sind, ergänzt er sie aus seinen eigenen unerschöpflichen Kenntnissen. In den Naturwissenschaften, in der Physik, Chemie und Mechanik, besonders in der Botanik, ist sein Wissen unerreicht. Er schöpft es nicht allein aus den Büchern, sondern im Gegensatz zu den anderen Gelehrten auch aus der eigenen Betrachtung und Beobachtung der Natur. Sein Buch „Ueber die Art der Oertlichkeiten“, worin er das Wesen des Klimas behandelt, nennt noch Humboldt mit Ehren. Ueberall in der Natur erkennt er ein gesetzmäßiges Walten. Ausdrücklich erklärt er sich deshalb gegen die Magie und Astrologie, die dem gesetzmäßigen Lauf der Natur widerspricht. Freilich, den Kern, die Gesetze selbst, findet er nicht. Was er weiß, reiht er aneinander wie an einem Faden. Ein Buch über die Mineralien, bei Aristoteles nicht vorhanden, schaltet er ein und den zehn Büchern der Tiergeschichte fügt er sechs weitere zu. So wächst das Riesenwerk bis zur Vollendung.

„Den Affen des Aristoteles“ nennen ihn mißgünstige Zeitgenossen. Ungescheut aber stellt er dem Meister, wo seine eigenen Betrachtungen ihm widersprechen, diese entgegen. „Sine praejudicio“ fügt er nur bescheiden hinzu. Albertus ist gläubiger Christ, der Meister ist Heide, und wenn Aristoteles die Welt als etwas seit der Ewigkeit Bestehendes betrachtet, so bezieht sich Albertus auf die Schrift und auf die zeitliche Handlung der Schöpfung. Nicht der Affe, nicht der Sklave des Aristoteles ist Albertus, sondern sein begeisterter Verkündiger, aber Denker zugleich. An Schärfe des Verstandes haben andere Albertus übertroffen, keiner aber an getreuem Fleiß. Bewunderungswert ist der Reichtum seines Schaffens. Stets der eifrige und kampfbereite Streiter für seinen Orden und für die Christenheit, von tausend Geschäften beansprucht, und dennoch stets die Feder in der Hand; rastlos, unermüdlich den künftigen Jahrhunderten den Schatz aufspeichernd, von dem sie zehren wurden, der Doctor universalis, wie ihn die Nachwelt genannt hat, der große Nährvater des mittelalterlichen Wissens.

Ein neues Wissen ist gekommen. Doch was wir sind, das sind wir anderen schuldig, und dankbar legt die Nachwelt dem verdienten Veteranen auf den Sarkophag den schuldigen Kranz.

Heinrich Lee.

Spruch.

Weit auf das Auge! Du könntest erblinden,
Dann mußt du die Welt in der Seele finden.

Notizblätter.

Kultur und Wissenschaft.

Die in Hissarlik-Troja kürzlich beendigten Ausgrabungen des deutschen Archäologen Dr. Dörpfeld haben dem „Athenäum“ zufolge sehr bedeutende Ergebnisse gehabt: Man hat beträchtliche Mauerreste und Verteidigungswerke der mykenischen Periode gefunden; an erster Stelle stehen darunter die Ueberbleibsel eines ... (des Mauerkastells), so wie es seit den Ausgrabungen von Tiryns und Mykenä bekannt ist, die Mauern eines sehr altertümlichen Turmes, zu dem eine Treppe von dreißig Stufen führt. Von Goldschmuck ist gar nichts zu Tage gekommen, dafür aber zahlreiche Terracotta-Fragmente aus der mykenischen Zeit und andere, darunter auch ein homerischer Doppelbecher. Auch verschiedene Pithoi (große Vasen aus Terracotta), deren die Berliner Schliemann-Sammlung mehrere aufzuweisen hat und die nach Virchows Retrogradentheorie zum Verbrennen des Leichnams dienten, sind dort aufgefunden worden; sie waren über zwei Meter hoch und ganz oder halb mit Getreidekörnern angefüllt, die entweder verbrannt oder durch die Länge der Zeit verdorben waren. Einige dieser großen Krüge standen in einem Raum, der als Vorratshaus gedient haben mag, dicht dabei lag ein anderer Raum, in dem man geneigt sein könnte, eine Küche zu sehen; in dieser wurden ein sehr hoher, aber schmaler Pithos, sowie eine kleine Handmühle für Getreide und altertümliche Spinnwirtel gefunden. Die zu gleicher Zeit zu Tage gekommenen römischen Inschriften verbreiten einiges Licht über die Geschichte von Ilium Novum.

Bildende Künste.

Vom 16. bis 24. Oktober findet im Auktionslokale der bekannten Firma J. M. Heberle (H. Lempertz' Söhne) in Köln die Versteigerung der reichhaltigen und ausgewählten Kunstsammlung des Museums Christian Hammer von Stockholm statt. Es ist da besonders eine ungemein reiche Porträtsammlung deutschländischer, schwedischer und anderer Regenten und bedeutender Persönlichkeiten, dann kommen an die Reihe eine Masse Töpfereien aller Art, Glas-, Elfenbein-, Email-, Gold-, Silber- und andere Metall-, Schildpatt-, Perlmutter- und Bernstein-Arbeiten, weiter alte Kunstmöbel, Miniaturen. Auch mit vielen Illustrationen versehene Kataloge, die auch die Verkaufsordnung und Bedingungen enthalten, geben eine genaue Beschreibung der zum Verkauf angebotenen wertvollen Kunstgegenstände aller Art.

Gestorben.

Achscharumow, N. D., beliebter russ. Novellist, am 30. August, auf seinem Gute bei Moskau.

Böhmer, Gustav, k. preuß. Generalleutnant z. D., 73 Jahre alt, am 11. September, in Hannover.

Ehrke, Paul Alex., hochgeschätzter und vielbekannter Opernsänger, der im Fache hoher Baß- und Baßbuffopartien Treffliches leistete, 55 Jahre alt, am 9. September, in Hamburg.

Guillot, J. B., der bedeutendste Rosenzüchter Frankreichs, 65 Jahre alt, Mitte September, in Lyon.

Lentz, Michel, früher Rechnungskammerrat, bekannter luxemburgischer Liederdichter, Verfasser des „Feierwon“ (Feuerwagen), des Nationalgesanges der Luxemburger, am 7. Sept., in Luxemburg.

Müller, Leopold, Dr., Oberstabsarzt 1. Klasse und Chefarzt des 1. Garnisonlazareths in Berlin, gründete mit Dr. E. Hoffmann die Medizinisch-Chirurgische Akademie in Tokio, am 11. September, in Berlin.

Nebolsin, Pawel Iwanowitsch, k. russ. Wirkl. Staatsrat, bekannter Forschungsreisender und geographischer und ethnographischer Schriftsteller, 77 Jahre alt, Mitte September, in Wilna.

Pavlesitsch, Johann, Bischof, Kapitelsdekan und Verweser des Erzbistums Agram, k. und k. Geheimrat, 79 Jahre alt, am 9. September, in Agram.

Sauppe, Hermann, Dr., Geh. Regierungsrat, Prof. der klass. Philologie an der Universität Göttingen, 84 Jahre alt, am 15. Sept., in Göttingen.

Schulze, Heinrich, tüchtiger Botaniker, einer der bedeutendsten Moossammler Schlesiens, 70 Jahre alt, am 10. Sept., in Breslau.

Semrau, August, früherer langjähriger Chefredakteur der „Breslauer Morgenzeitung“, 77 Jahre alt, am 12. Sept., in Breslau.

Tiele-Winckler, v., Hubert, Oberst a. D., einer der bedeutendsten Großgrundbesitzer und Großindustriellen Schlesiens, am 12. September, in Partenkirchen.

Eine alte Weinkelter im Neckarthal.

(Hierzu das Bild Seite 64.)

Das Bessere ist des Guten Feind! So ein treffend Wort kann man im Leben oft anwenden, wenn man die Augen offen hält und sieht, wie ein Herkommnis aus der „guten alten Zeit“ nach dem andern von neuen Erfindungen und praktischen Einrichtungen über den Haufen geworfen wird. So ein Stück alten Herkommens bietet unser Bild, ein getreues Konterfei einer alten Weinkelter.

Am Fuße des Rothenberges, auf dem das leider abgebrochene Stammschloß der Könige von Württemberg stand, liegt in einem reizenden Thale mit romantischem Ausblick auf die umliegenden Hügelketten das Dorf Uhlbach, eingebettet in Obstgelände, Weinberge und Gärten, ein beliebter Ausflugsort der Stuttgarter, die dort gerne ihrer Vorliebe für den heimatlichen Tropfen Genüge thun.

Die alte Kelter in Uhlbach ist ein großes, luftiges Gebäude; sie dient dem ganzen Dorf zur Gewinnung des edlen Getränkes, auf das sich Alt und Jung schon längst gefreut. Wie mancher Tropfen Schweiß hängt an jeder Traube, ja an jeder Beere, aber wie lustig geht's auch dann im Herbst her! Draußen, am Fuße seines Weinbergs hat jeder eine große Kufe aufgestellt, drüber ist ein weites Gefäß mit kreuzweise gestellten scharfkantigen Holzstäben, die Raspel, angebracht, dahinein kommt der Traubensegen und der Raspler drückt nun die saftigen Früchte hin und her, die Beeren lösen sich zerquetscht von den Kämmen und fallen in den untern Raum. In früheren Jahren wurden draußen am Weinberg die Trauben durch kräftige Bursche in einem über der Butte befindlichen durchlöcherten Zuber getreten, mit oder auch ohne Stiefel. Alles ist vergangt, und die recht mühsame Arbeit des Traubenlesens, den ganzen Tag in gebückter Stellung, wird nicht angeschlagen. Trauben! Trauben! hallts in langgezogenen Tönen durch die Halden. Das ist das Zeichen, daß der Raspler oder Treter neue Ware verlangt.

Es fängt schon an zu dämmern, die Gesellschaft sucht Fach und Dach auf, denn die Herbstabende sind schon frisch und kühl! Dort steigt eine Rakete auf, hier knallt ein Schwärmer, huscht ein Frosch feuersprühend zwischen einen Trupp junger Mädchen hinein, die erschreckt auseinander fahren, während sich die mutwilligen Buben, die ihn geworfen, ins Fäustchen lachen. Ueberall Leben, Frohsinn, Heiterkeit, Musik, Tanz, Feuerwerk und allgemeiner Jubel über den Dreiundneunziger.

Morgen kommt das breiige Resultat in Fässern nach dem Dorf in die um die Kelter stehenden großmächtigen Butten, jede viel hundert Liter haltend. Da drinnen muß die erste stürmische Gärung, die gewöhnlich drei Tage währt, stattfinden, dann läßt man die Flüssigkeit ab und der Traubenbrei kommt auf die Presse.

Nur selten noch wird man eine solche Kelter mit den Einrichtungen unserer Vorfahren finden, sinnreiche und doch einfache, leicht zu handhabende Maschinenpressen versehen jetzt allenthalben den Dienst rascher und besser, aber wir möchten die guten, biedern Uhlbacher nicht tadeln, weil sie den Jungen ein interessantes Stück des Altehrwürdigen erhalten haben.

Welch würzig-geistiger Duft in den Herbsttagen in und um die Kelter! So ein honigsüßer Weinmost ist ein leckerer Trunk, und wer den nicht 'mal an der Quelle versucht, der kann gar nicht mitreden von einem Herbst im Weinland. Die Stimmung hält denn auch immer guten und gleichen Schritt mit dem Jahrgang, und je besser der Neue, je froher und heiterer das Herbstfest. Weil aber der ganz Süße noch keinen Alkohol hat, also auch keine Stimmung gibt, so wird auch wacker Alter getrunken, der thut's dann!

Und wenn der Neue im Frühjahr zum zweitenmal aus dem Lagerfaß im Keller von der Hefe abgelassen wird und beim Einschenken so prickelt und schäumt wie Champagner, dann schmeckt er am besten. Von den Zöpfen, die sich der wackere Trinker dabei holt, wollen wir noch nicht sprechen. Also ein Hoch auf den Dreiundneunziger! Paul Kittling.

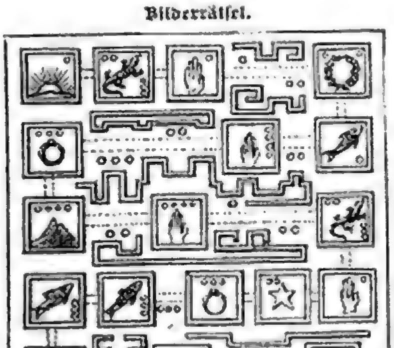
Aquincum und seine Ruinen.

Ein an landschaftlichem wie architektonischem Schmuck überaus reiches Bild breitet sich vor uns aus, wenn wir uns von den stattlichen, stilvollen Häuserreihen der ungarischen Hauptstadt auf eine der drei gewissermaßen den Westen mit dem Osten Europas verbindenden Brücken begeben. Mit Lust und Freude erfüllt uns der Anblick der prächtigen Korsos mit ihren zahllosen Spaziergängern, des amphitheatralisch sich emporhebenden Ofener Stadtteiles mit der gleich einem Diadem das Ganze beherrschenden Hofburg, der sich weit nach Westen ziehenden waldreichen Gebirge, der steil abfallenden Felsen des Blocksberges, der meergrünen glitzernden Wellen der Donau und vor allem auch der paradiesisch schönen Margaretheninsel.

Auf dem rechtsseitigen Ufer gelangen wir in das ehemalige Pannonien, Jahrhunderte hindurch als strategisch höchst wichtiger Punkt der Tummelplatz vieler Völkerschaften

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Auflösung des Rätsels Seite 19:
Pauke, Panzer, Panther.

Worträtsel.

Mit D acht'st du mich oft gering,
Spielst mit mir nach Belieben,
Du schlägst mich gar, du wirfst mich weg
Und brauchst mich doch vor allen.
Mit T bin ich oft kurz, oft lang,
Bald so, bald so entsprechend.
Mit H triffst du im Wald mich an,
Gehölz und Dorn durchbrechend.
Mit J sah mich in Deutschlands Gau'n
Bei Fürsten und bei Bürgern,
Mit L wohl hinter Hag und Zaun
In unheilvollem Düster.
Mit W find'st mich in Dorf und Stadt
Bald tief, bald hoch gelegen,
Mit Sch verwünscht man mich
Und fleht um mich als Segen.
Mit S in deinem Angesicht
Erzählt's von Mißgeschicken,
Doch heute ist's dir sicherlich,
O Leser, nicht geworden.

Rätsel.

Begeistert lauschte die frohe Menge
Dem Zauberklange der Gesänge,
Dem wunderschönen Märchenwort.
Doch wirfst du seine letzten Zeichen
Mit zweien tauschen, die sich gleichen,
Die frohe Deutung schwindet fort.
Dann aus der Vorzeit dunklen Tagen
Siehst du's in unsere Zeiten ragen,
Mit Ehr' und Glanz verbrämter Mord.

Auflösung des Logogriphs Seite 19:
[illegible]

Digitized by Google

und wiederholt zur Stadtegründung erkoren, so auch im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von den Römern erobert und befestigt. Nur an der Stelle des jetzigen Altofen befand sich die römische Ansiedlung mit dem Namen Aquincum, zu deren Ruinen uns der freundliche Leser folgen möge, um der Sprache der dort ruhenden Steine zu lauschen und als Gegenstück zu dem lieblichen Budapester Bild der Gegenwart ein solches aus der Vorzeit genauer zu betrachten, und hieraus so manches von dem Leben und Treiben, von den Sitten und Gebräuchen der Alten kennen zu lernen.

Eingehendere Kenntnis über diese hochst interessante Stadt verdanken wir unter anderem Herrn Dr. Nagy, der seit 1888 die Ausgrabungen leitet und dessen in ungarischer Sprache herausgegebene Beschreibung Aquincums uns wesentlich das Verständnis der so manches Geheimnis bergenden Objekte erleichtert.

Wandern wir vom Altofener Hauptplatz auf der zur Stadt St. Andrä führenden Landstraße, so haben wir schon die ersten Spuren der römischen Bauten vor uns, nämlich steinerne Pfeiler der Wasserleitung, in welcher die Thermen des heutigen Römerbades nach Altofen geführt wurden.

Nach halbstündigem Spaziergang befinden wir uns vor dem ansehnlichsten Ueberreste Aquincums, nämlich vor dem Amphitheater, einer der beliebtesten Vergnügungsstätten der Römer. Von dem dasselbe umgebenden Ringdamm erblicken wir den Kampfplatz, die Arena, zu welchem durch das eine Thor die Gladiatoren auf den Ruf ihres Lehrmeisters — lanista — einzogen und mit stumpfen, später mit blitzenden scharfen Waffen kämpften, bis Leichname den Boden bedeckten; die Sieger verließen sodann durch das andere Thor den Schauplatz unter den Jubelrufen der Zuschauer, deren Leidenschaft erst durch das Fließen von Blut entfacht werden konnte.

Ein weiteres Schauspiel, unseren heutigen unschuldigen Zirkusvorstellungen kaum vergleichbar, wurde dem römischen Volke durch den Kampf mit wilden Tieren, wie Wölfen, Bären, Ebern und Nebhöcken geboten, die, in Kammern untergebracht, auf ein gegebenes Zeichen herausgelassen wurden durch Oeffnen zweiflügeliger, mit Riegeln versehener Thüren. Mit solchen hatten verurteilte Sklaven und Verbrecher zu kämpfen; wohl hat auch mancher Christ hier den Märtyrertod zu erleiden gehabt.

Die Sitzreihen (cavea), auf denen die vornehmsten Bürger der Stadt Platz nahmen, waren in entsprechender Höhe über dem Kampfplatz über den beiden Ringwänden angebracht. Dieselben bestanden aus nicht ganz regelmäßigen Kalk- und Sandsteinbauten (sedilia). Ueber den Thoren ruhten dieselben auf Gewölben und waren natürlich stufenweise hinter einander angebracht.

Während die Sitze unserer Theater nur mit Nummern versehen sind, finden wir in diesem Amphitheater die Sitzreihe mit Inschriften versehen, so lautet zum Beispiel eine solche: VAL. IVLIANI. E. EL. QVINTI, bezeichnet also die Namen der resp. Inhaber.

Wie sich an allen Gebäuden und Gegenständen der alten Zeit das eifrige Bestreben des Römers uns kundgibt, auch im neueroberten Land die heimatliche Lebensweise beizubehalten, so hatte er doch auch andererseits den klimatischen Verhältnissen hiebei Rechnung zu tragen. Es lehrt uns denn auch der Umstand, daß bei den Ausgrabungen hier eine große Menge von Dachziegeln gefunden wurde, daß gegen die Unbill des Wetters ein festes Dach den Zuschauerraum überdeckte, während derselbe in Italien frei oder nur mit einer Leinwandhülle (velum) gegen die Sonnenstrahlen geschützt war.

Eine alte Weinkelter im Neckarthale. Nach dem Gemälde von A. Kappis. (Seite 63.)

An der südlichen Ecke des westlichen Thores bezeichnen Mauerreste die heilige Stätte der Göttin Nemesis.

Das Schaurige dieser Kampfesspiele kann uns kaum überzeugender vor Augen geführt werden, als es das hier wiedergegebene Reliefbild auf dem Bruchstück eines römischen Gefäßes aus rotem Thon zeigt, wie der nur mit Steinen bewaffnete Verurteilte, unbekleidet und mit aufgeknüpftem Haarzopf einem Bären oder ähnlichen Tiere im Kampf gegenübersteht. Deutlich erkennen wir auch die den alten Triklinienresten eigenen zwischen den Rippen und der Hüfte sitzenden starken Muskeln.

Auf der andern Seite der Landstraße zeigen uns die Ausgrabungen eine Gasse, mit Kalksteinplatten belegt, die noch heute deutlich die Raderspuren der römischen Wagen tragen; von hier gelangen wir in die Palästra, wo die Jünglinge mit körperlichen Uebungen ihre Körper stählten, das reifere Alter zu Gespräch und Zerstreuung sich einfand. Neben der östlichen Seite dieses Turnplatzes sehen wir Kanäle, durch welche die heiße Luft von einer Feuerstätte aus geleitet, der steinerne Fußboden erwärmt, und überhaupt der Raum geheizt wurde. Diese unterirdische Luftheizung war die übliche Erwärmungsart der römischen Häuser.

Wiederum als Versammlungs- und Spazierort diente ein ebenfalls öffentliches Gebäude, von je drei Seiten durch Säulenreihen eingeschlossen, daher Säulenhalle genannt.

Jenseits der breiteren Gasse der Niederlassung treten wir in den beliebtesten Unterhaltungsort des Römers ein, das öffentliche Bad, wo er nach den Beratungen der öffentlichen Angelegenheiten den größeren Teil des Tages zubrachte, öfters badete und Zerstreuungen fand, die uns heute das Gast- und Kaffeehaus und Kasino bieten. Dem Römer war das Baden ein eben solches Lebensbedürfnis wie das tägliche Brot, daher auch jede Niederlassung über mehrere solcher Bäder verfügt hat.

Nehmen wir noch hinzu, daß diese Bäder mit einer vorzüglichen Heizung versehen waren und nicht mit Tabakrauch gefüllt, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß es der Römer besser verstanden hat, der Erhaltung seiner Gesundheit Rechnung zu tragen, als dies heute im allgemeinen der Fall ist.

Zwei Räume dienten als Wartezimmer — apodyterium — sein Boden bestand feinerzeit aus zwölfeckigen Mosaiksteinen; ein Raum — das frigidarium — diente mit Wasser als Kaltbad; die Wände des letzteren sind aus Kalkmörtel und Ziegelsteinstückchen außerordentlich sorgfältig hergestellt, wie wir dies an unseren modernen Gebäuden vergeblich suchen werden.

Vom kalten Bad begab sich sodann der Römer in die warmen Bäder (tepidarium) unter deren Fußboden, welcher von Steinsäulen getragen wurde, das hypocaustum, nämlich derjenige Raum sich befand, durch den die heiße Luft zur Erwärmung der Bäder von der Feuerstätte aus geleitet wurde.

In einem Raume (caldarium) herrschte höhere Temperatur, die heiße, trockene Luft hatte hier denselben Zweck wie unsere Dampfbäder, nämlich den Körper in Schweiß zu bringen. Außer der unterirdischen Heizung waren behufs starker Erwärmung der Luft an den Seitenwänden unterhalb des Fußbodens Ziegelröhren mit Lehm befestigt, wen denen die warme Luft an den Wänden empor gegen die Zimmerdecke geführt wurde. Es wurde so jedenfalls eine wohlthätigere und gleichmäßigere Wärme erzeugt, als mit unseren rauchenden, reizluftenden, mit lebensgefährlichen Klappen versehenen Zimmeröfen.

Ein Bad endlich, welches mit den anderen nicht in Verbindung steht, wurde laconicum genannt, dessen hochgradige Wärme den Römer von den üblen Folgen der Magenüberfüllung zu befreien die Aufgabe hatte.

Nach solchem energischen Baden war es wohl dem Römer jedenfalls ein lockendes Bedürfnis, seinen Hunger zu stillen und Bewegung im Freien zu machen; hiefür war denn auch bestens gesorgt, denn nur einige Schritte entfernt

Ansicht des Mithraeums.

sind er hiezu die beste Gelegenheit auf dem Marktplatz. Rings an den Wänden finden wir dreizehn Kaufmannsbuden. Der Käufer trat aber nicht in dieselben ein, wie wir dies gewohnt sind, sondern der Verkaufsraum war der ganzen Breite nach offen, auf dem Gestell zeigte der Kaufmann, ganz wie es noch heute im Orient zu sehen ist und wie wir es ganz ähnlich bei unseren Jahrmarktbuden finden, dem draußen stehenden Käufer seine Ware.

Die hölzernen Vorderwände eines solchen Ladens waren mit den steinernen Schwellen des Hauses und ferner mit der verschließbaren Thür befestigt, so daß der Laden also bei Nacht verperrt werden konnte und zwar mittelst recht geschickt hergestellter eiserner Schlüssel.

In der Mitte dieses Marktplatzes befand sich die Fleischhalle, macellum, um welche sich Saulenreihen gruppiren, gegen Sturm und Regen ausgiebig geschützt.

Von einem engen Gäßchen treten wir in ein dem früheren ähnlich eingerichtetes, mit derselben Heizeinrichtung versehenes öffentliches Bad, mit den Vor- und Wartezimmern und dem für mehrere Besucher bestimmten Schwimmbassin, neben welchem sich sodann je drei heizbare Räume, für Männer und für Frauen von einander abgetrennt, gruppiren, zu denen aus dem Vorraum je eine Thüre führte. Ein anderer Raum hat als Heißluftbad gedient.

War also vollauf Gelegenheit und Platz zum Baden vorhanden, so sind wir mit Recht erstaunt, in einem nebenstehenden großen Wohnhause von größerer Ausdehnung abermals und zwar ein vorzüglich eingerichtetes, noch gut erhaltenes Bad vorzufinden. Der Hausbesitzer ist allem Anscheine nach mit irdischen Gütern reich gesegnet gewesen, sonst hatte er den Auskleideraum seines Bades nicht mit solch

Medea.

künstlerischem Luxus versehen können, wie wir ihn in dem mosaikartig geschmückten Fußboden sofort erkennen, einen der merkwürdigsten Gegenstände der Kolonie. Auf weißem Grund sind nämlich drei Männer mittelst grauer und schwarzer Steinplättchen abgebildet, zwei in heftigstem Ringkampf begriffene Athleten und der daneben sitzende Lehrmeister mit einem Stock in der Hand. Der eine Ringer wird eben in die Höhe gehoben, um trotz allen Widerstandes augenscheinlich im nächsten Augenblick zu Boden geschleudert zu werden. Ihre charakteristischen Merkmale bestehen in dem Knoten — cirrus — zu dem ihr Haupthaar in die Höhe gebunden ist, und in ihrer Nacktheit. Das Bild, aus dem Leben der Turnhalle entnommen, wird durch einen Palmzweig, das Sinnbild des Sieges, durch drei Schabmesser (strigilis), die zum Reinigen der mit Oel bestrichenen Körper gedient haben, sowie durch ein Oelgefäß und eine Schale ergänzt.

Einen weiteren wichtigen Bestandteil dieses Wohnhauses bildet das Peristylium, das ringsum von Säulenhallen eingeschlossen ist. Von diesen führten die Thüren zu den einzelnen Wohnräumen, welche vom Hof aus durch größere oder kleinere Thüröffnungen ihr Licht erhielten.

An den in der Mitte mit einer tellerförmigen durchlöcherten, zur Aufnahme des Regenwassers dienenden Steinplatte — impluvium — versehenen Landwirtschaftshof schließt sich die prachtvollste Abteilung des Hauses an, der Empfangsraum der Familie — unser heutiger Salon — dessen Wände mittelst Freskomalerei mit großer Sorgfalt geschmückt waren und dessen Fußboden mit verschiedenen verschiedenen Marmorplatten ausgelegt war.

Die sehr interessante Frage, in welcher Art das Abhängigkeitsgefühl des Römers vom Göttlichen damals sich gezeigt hat, findet ebenfalls in unserer Kolonie klare und bestimmte Antwort durch das Studium des Tempels, des

Relief des Taufbeckens.

mithraeum, dem uralten Gotte der Perser, Mithras, der Personifikation der Sonne und des Guten, errichtet.

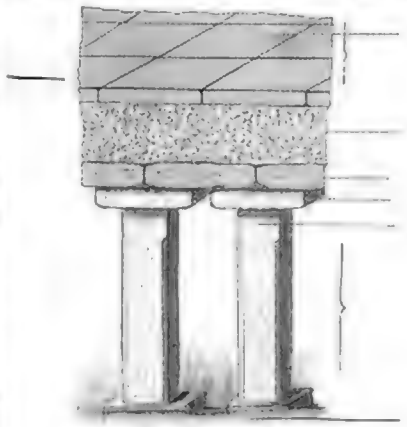
Nach dem Brauch der Perser wurde diesem Gott ausschließlich in Höhlen Verehrung dargebracht, daher es uns erklärlich erscheinen muß, daß diesem Tempel ebenfalls ein höhlenartiger Charakter verliehen wurde durch seinen Aufbau im abschüssigen Teile des Bodens.

Im Tempel wurde die Statuette des Mercurius gefunden. Wir unterscheiden hier eine Vorhalle, vestibulum, und das eigentliche Heilige. In den Brustwänden sehen wir vier Opfersteine eingemauert, errichtet von M. Antonius, einem der damaligen Beamten der Kolonie, zwei von ihnen dem Mithras geweiht, eine dritte der nie versiegenden Quelle (Fons perennis), während die Bestimmung des vierten Steines wegen seiner Beschädigung unbekannt ist. Bei a steht die Steinstatue des Mithras, deren Unterteil Steinfelsen darstellt, um die sich eine Schlange, das Sinnbild der Unsterblichkeit, windet. Von diesen Felsen erhebt sich die Götterfigur in Jünglingsgestalt, in langen Locken fließt sein Haar auf die Schultern, die linke Hand hält eine brennende Fackel, die rechte einen Dolch. Nach diesem Bild ist Mithras die aufgehende Sonne, die im Sinne des Urglaubens jeden Morgen von dem Felsen geboren wird (Mithras petrogenitus), die Fackel das Sinnbild des Lichtes, der Dolch hingegen stellt die Macht dar, mit der der Gott die Finsternis der Nacht besiegt.

Es wird dem Leser nicht unwillkommen sein, zu erfahren, daß zwischen den eben beschriebenen Gebäuden und dem Donaufluß abermals mehrere Bäder aufgedeckt wurden, die sogenannten Soldatenbäder, und ein größeres daneben befindliches alleinstehendes mit einem großen Schwimmbassin, sowie die übrigen üblichen Abteilungen enthaltend, denen wir in den öffentlichen Bädern begegnet sind.

Zum Schlusse möge uns der freundliche Leser in das Museum Aquincums begleiten, in dem wir eine große Anzahl einzelner Gegenstände und Werkzeuge vorfinden, zu deren zweckmäßiger Aufbewahrung ein neues stattlicher Bau seiner Vollendung entgegen geht. Sehr interessant sind die Lapidarschriften, deren eine in der Uebersetzung lautet: „Dem Julius Alexander und der sechsjährigen Julia Crispina, der Julius Crispus, der Bruder, und Aelia Maximinia, die Mutter."

In Glaskasten wohlgeordnet sehen wir etwa dreihundert Bronzen, Kleiderschließen (fibula), Schnallen, Petschafte,



Bestandteile der warmen Badezimmer.

Thorschlüssel von Eisen, Klingeln, Schreibschalen, eine zweiarmige Handwage, Sonden und so weiter, ferner aus Knochen hergestellte Nadeln mit Knöpfen und Oesen, Spielwürfel, Zählmarken. Auf einer Gemme ist ein Storch abgebildet, der einem die Flöte spielenden Hasen zuhorcht.

Aus Glas verfertigte Broschen, Zählmarken und Perlen aus verschiedenfarbiger Glaspasta, Armspangen, Ringe, Schalen aus durchsichtigem Glas, Tafelglasbruchstücke lassen uns einen lohnenden Einblick in die Industriewerkstätten der Alten thun, wie wir auch die Geschicklichkeit der Töpfer aus verschiedenen Geschirren italienischen Ursprungs aus rotem Thon — terra sigillata — mit Reliefverzierungen erkennen.

Hiebei fehlt nicht eine stattliche Anzahl von Geldstücken aus Gold und anderen Metallen.

In einem Schrank endlich sind unter anderem untergebracht: die auf dem Marktplatz zum Vorschein gekommenen dreieckigen Gewichte der Fleischhalle, viele Lämpchen aus rotem Thon, mit äußerst geschmackvollen Reliefverzierungen, eine Art Kronleuchter, der aus einer kreisförmigen, ebenfalls thönernen Röhre besteht und mit mehreren Flammenöffnungen versehen ist, eine Form für Kuchenbäcker, den Opfernd mit dem Minotaurus verstellend, ein Mercuriuskopf aus dem Mithraeum, die kleine Statuette einer Venus, vor allem aber noch ein anderes Bildhauerwerk, die zur Ermordung ihrer Kinder sich anschickende Medea darstellend.

Mit diesen Beschreibungen glauben wir dem Leser das Wichtigste vor Augen geführt zu haben, wer aber sein Zonen-

Opferstein aus dem Mithraeum.

billet nach Budapest gelöst und in der als Reiseziel mit Recht beliebt gewordenen Donaustadt angenehme Tage verlebt hat, wird sicher nicht bereuen, ein kleines Opfer an Zeit für die Besichtigung des ältesten Teiles der Hauptstadt, nämlich Aquincums, gebracht zu haben. **Karl Mäder.**

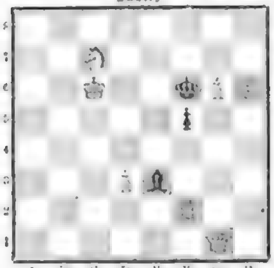
Schach. (Redigirt von E. Schallopp.)

Aufgabe 3.

Von J. Musil in Prag.

(Im Zweizügerturnier des „Schachmatny Journal" zu Petersburg preisgekrönt.)

Schwarz.



A B C D E F G H

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 47 S. 1082 vor. Jahrg.:

W. 1) T f 2 — f 6
S. 1) a 7 — a 6
W. 2) T f 6 — c 6
S. 2) K e 5 — d 4: oder L d 7 beliebig
W. 3) D b 7 — b 2, g 7 matt.

A.

S. 1) K e 5 — d 4:
W. 2) D b 7 — b 2 +
S. 2) K d 4 — c 5
W. 3) D b 2 — c 3 matt.

B.

S. 1) K e 5 — f 6:
W. 2) D b 7 — d 7.
S. 2) beliebig
W. 3) D d 7 — g 7 matt.

C.

S. 1) L beliebig
W. 2) D b 7 — g 7
S. 2) K e 5 — d 4:
W. 3) T f 6 — c 6 matt.

Schachbriefwechsel.

H. in Neustrelitz. Er. E. in Stuttgart. Richtige Lösungen zu Nr. 42 beziehungsweise zu Nr. 41, 42 und 43 erhalten.

L. in Fürstenberg (Mecklenburg). Besten Dank für Ihre anerkennenden Worte. Die zu Nr. 44 eingesandte Lösung ist richtig.

R. R. (Sachsen, Adresse unleserlich). Von Ihren Vorschlägen, die auflösbare Aufgabe Nr. 38 des vorigen Jahrgangs durch Hinzufügung eines weißen B d 2 zu heilen (der nach 1) B e 6 — f 4 K e 5 — d 4 2) D h 6 — b 6 + K d 4 — e 5 auf d 4 mattieren soll), nehmen wir dankend Akt.

G. W. in Frankfurt a. M. Nr. 44 lösten Sie richtig; zu 45 fanden Sie eine leider vorhandene, D d 8 — b 8 + beginnende Nebenlösung, der sich dadurch beseitigen läßt, daß man den weißen Turm von a 7 nach c 7 versetzt und den schwarzen B b 6 in einen weißen verwandelt.

Richtige Lösungen gingen ferner ein: zu 42—44 von Dr. in Nordhorn, zu 43 von Fr. Tr. in Berlin, zu 41 von Ed. G. in Stuttgart.

Neue Bücher und Schriften

Bennert, J. C., Aus der Gesellschaft. Schauspiel in vier Aufzügen. Köln, J. G. Schmitzsche Buch- und Kunsthandlung. (Verd. Sohn & J. F. Bose.)

Bode, Franz, Der Fall eines Bankbeamten. Ein Sittenbild aus der niederländischen Gesellschaft. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Brandes, G., Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. 4. Auflage. 8. Lieferung. Leipzig, H. Barsdorf.

Bennett, William, Des Lebens Mühsal ein Segen, und andere Betrachtungen. Mit Vorwort von der Gräfin Abderdeen. Autorisirte Uebersetzung von L. von Leuden. Halle a. d. S., Otto Hendel.

Guhl & Koner, Leben der Griechen und Römer. Sechste, vollständig neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von Richard Engelmann. Lieferung 9—13. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Hankel, Paul, Harold. Ein Lied der Liebe. Berlin, Paul Ackermann.

Heims, Gerhard Paul, kaiserl. Marinepfarrer a. D. Lebensfragen. Gedanken über allerlei Alltägliches. Erste Reihe. Zweite, unveränderte Auflage. Kiel, H. Eckardt.

Koerger, Karl Dr., Aus drei Erdteilen. Gesammelte Aufsätze. Leipzig, G. C. Hirschfeld.

Kleinpaul, Rudolf, Das Mittelalter. Bilder aus dem Leben und Treiben aller Stände in Europa. Unter Zugrundelegung der Werke von Paul Lacroix. Lieferung 2 und 3. Leipzig, Hd. Schmidt und Karl Günther.

Kortmann, M., Entstehung des Kunstwerkes. Hamburg, Lucas Gräfe & Sillem.

Kriegskorrespondenzen, bis zu die, Erinnerungen aus der Zeit des großen Krieges von 1870—71. Von einem Alten. Berlin, Karl Siegismund.

Löwenberg, J., Das Weltbuch Sebastian Francks. Das erste allgemeine Geographie in deutscher Sprache. Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Lohmeyer, Julius, Deutsche Jugend. Neue Folge. Band XI. Heft 21, 22. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Meyer, Hans Jürgen, Vaterlandsliebe, Patriotismus und Weltbürgertum im deutschen Reich. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter.)

Morgenstern, Lina, Frauenarbeit in Deutschland. Erster Teil: Geschichte der deutschen Frauenbewegung und Statistik der Frauenarbeit auf allen ihr zugänglichen Gebieten. Zweiter Teil: Adreßbuch und Statistik der Frauenvereine in Deutschland. 2 Bände. Berlin, Verlag der „Deutschen Hausfrauen-Zeitung".

Muther, Richard, Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert. 6. Lief. München, G. Hirths Kunstverlag.

Naturheilmethode, Lehrbuch der vom Standpunkte der Erfahrung und Wissenschaft. (Die inneren Erkrankungen) von Dr. med. Max Böhm und Dr. med. Siegfried Ebert. Chemnitz, Lehrer & Zimmer.

Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs. Ein geographisch-statistisches Nachschlagebuch für deutsche Landeskunde. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage von Direktor W. Keil. In Lieferungen oder 1 Band mit einer geographisch-statistischen Skizze, einer Uebersichtskarte, 2 Nebenkarten, 31 Städteplänen und 275 Wappenbildern. 1. Heft. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Oechsler, Robert, Von hoher Warte! Denkwürdigkeiten eines alten Krupphs. Eine neumodische Jetztchronik. Stuttgart, J. Hof.

Oberberg-Boralsch, Max, Das Reich Juda im Jahre 6000 (2241 christlicher Zeitrechnung). Stuttgart. Druckerei u. Verlagshaus, Dr. Foerster & Co.

Patriotischer Hausschatz, Illustrirte Unterhaltungsblätter für das deutsche Volk und Heer. Heft 6—12. Berlin, Paul Kittel.

Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller (A. V.) Satzungen. München, G. Schuh & Cie.

— — Leitfaden zu den Satzungen. Dasselbe.

Peder, Heinrich, Lieder aus „Tag des Lebens". Dresden, Hch. Peder (vorm. Verlag der Dresdner Wochenblätter).

Reinecke, Karl, Biblische Bilder für Klavier. Op. 220. Heft 1—4. Preis: Jedes Heft 2 M. Leipzig, St. Petersburg und Moskau, Jul. Heinr. Zimmermann.

Schad, Elisabeth, Gesch. oder Scherz für Scherz. Aus dem Englischen übersetzt. Altdorf, A. Schad.

Skowronnek, Richard, Eine Palastrevolution. Lustspiel in vier Akten. Dresden und Leipzig, Hch. Minden.

Spangenberg, Pauline, Charles Kingsleys Gedichte. Aus dem Englischen mit einem Vorwort. Kassel, Th. G. Fisher & Co.

Wagner, Martin, Die Patrizianer im sittlichen Volke zur Zeit Jesu. (Charakter und Stoddarten). Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Witte, E. A. Dr., Der große Krieg von 187—. Ein Zukunftsbild von Generalmajor V. Colomb, Oberst J. F. Maurice, Hauptmann F. N. Maude, Archibald Forbes, Charles Lowe, D. Christie, Murray und F. Scudamore. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. Mit einer Vorrede von Generalleutnant z. D. G. von Below. Berlin, Karl Siegismund.

Wust, Franz, Der Tag von Speichern. Schauspiel in 1 Akt. Berlin und Saarbrücken, Verlag der „Werkstatt", Werder Konrads Wahrzeitung.

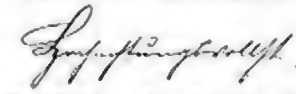
Zapp, Arthur, Der Ibsen-Bund. Berlin, Karl Georgi.

Zwei Jahrzehnte ärztlicher Praxis. Separatabdruck aus den homöopathischen Monatsblättern. Stuttgart, Verlag der Hahnemannia.

Handschriften-Beurteilung.

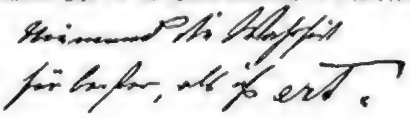
J. R.-S. in R. Geordnet, ziemlich genau, gewissenhaft, treu und energisch oder stolz, selbstbewußt, verschlossen, geneigt zu dominiren und egoistisch, auch eitel. Keine stark entwickelte, bedeutende Eigenart; mehr männlich als idea, oder gar nicht arch — herrschsüchtig und passiv.

J. L. in Stuttgart. Jung und unfertig, aber doch schon recht bestimmt



Seitenweise, verdirbt, aber nicht in Gefahr, daß das Herz mit dem Verstande durchgehen, auch nicht ausserordentlich oberflächlich, Nicht ohne Begeisterungsfähigkeit, oder sich langsam erwärmen. Nicht großartig angelegt, aber fein und sehr verständig; auch im Erfassen.

L. D. Z. Ein fleißiger, feinfühliger Charakter (aufsteigende Linie und scharf gestellte Züge), aber nicht eigentlich liebenswürdig, weil oft scharf (letzte



Schrift), eigensinnig, selbstsüchtig (Häkchenendungen und abgebrochene D), geneigt zu bevormunden (Abbiegen in der Schleife und hoher Querstrich). Ein schöner Denkbarer lassen (zwischen Schleifen, sich knapp ausdrücken, Selbstbeherrschung u. a.).

F. in R. Verzagend, unfestes Wesen, nicht ohne Phantasie und geistige Regsamkeit, wenig materiell, gegenteils Idealismus oder Sinn für Anderes — fähig, sich andern anzupassen, aber zu wenig Wachheit und Wille. Mehr weich, als klug. Stimmung und Sparsamkeit ungleich, je nach Sache oder Person. L. Meyer, Riga.

Briefmappe.

Laura R. in Ungarn. Wenden Sie sich an solche deutsche Verleger, die viele Uebersetzungen veröffentlichen, mit der Bitte um Uebersetzungsaufträge. Wollen Sie selber das Uebersetzungsrecht erwerben — was nicht zu empfehlen ist, so lange Sie keinen deutschen Verleger für das betreffende Werk haben —, so ist in jedem Falle das Einfachste, Sie wenden sich an den Verleger der Originalausgabe.

A.-Beredner. Unserem Porträt des Herrn Geh. Hofrats R. v. Gottschall in Nr. 30 vorigen Jahrgangs liegt eine photographische Aufnahme von Georg Brokesch in Leipzig zu Grunde. Da können Sie also das Bild beziehen.

G. v. d. H—dt. „Herbstlicher Sturm" hat einen gewissen wilden Reiz, aber der Klang der Verse schwirrt und etwas zu hart.

Herrn Taff. in Krakau: Die deutsche Uebersetzung des neuen Werkes von Graf Leo Tolstoj „Das Reich Gottes" wird demnächst in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, die vom Grafen Tolstoj selber eine Kopie seines Manuskriptes erhalten hat, erscheinen.

Herrn Paul K. in Berlin. Der neue Pitaval. Zeitschrift für merkwürdige Fälle der Strafrechtspflege. Neue Serie. Band 18—21 à M. 5.— Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Herrn Guerlin in Bern. Von den vielen in den Verkehr gebrachten Heilmitteln sind, seitdem die Chemie in die Heilmittelkunde energisch eingegriffen hat, eine Menge durch neuere, sicherer wirkende ersetzt worden. So übertrifft als Mittel gegen Rheumatismus, Gicht u. s. w. alle früher angewendeten durch seine ausgezeichnete Wirkung H. W. von der Lindes Anti-Rheuma, hergestellt in der chemischen Fabrik H. W. von der Linde in Crefeld: ein ätherisches Produkt, gewonnen durch trockene Destillation des Holzes und äußerlich anzuwenden. Dieses Einreibemittel hat sich durch seine überraschende Heilwirkung auch in ärztlichen Kreisen schnell beliebt gemacht und bereits vielen Leidenden ihre Gesundheit wiedergegeben. Es ist durch alle Apotheken zu beziehen.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer von **BREMEN** nach

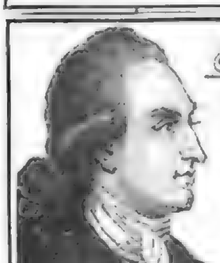
Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Seidenstoff-Fabrik. Adolf Grieder & Cie. in Zürich versenden porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreis. schwarze, weisse u. farbige Seidenstoffe jed. Art v. 70 Pf. bis M. 15.— per mètre. Muster franco. Welche Farben wünschen Sie bemustert? Beste Bezugsquelle für Private.

Garantie-Seidenstoffe.



Goethe im 35. Lebensjahre

Leixners Deutsche Litteratur-Geschichte.

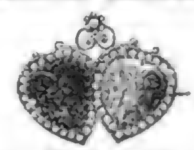
Verlag von OTTO SPAMER in Leipzig.

Geheftet Mk. 14. In Prachtband Mk. 18.

Auch in 35 Lieferungen zu je 40 Pfg. beziehbar.

Mit über 400 Abbildungen im Texte, 50 ...

Moderner Schmuck.



Nr. 1703. Brosche, ein Herz, ächter Granat (...), das andere ächter Marcasit (...) mit ächten Perlen ... Fassung 900 fein Silber ...

-⅓- Preis Mk. 20.60 franko. -⅓-

Gegen Nachnahme, bar oder Marken. Illustrirter Katalog gratis und franko.

Carl Holl in Cannstatt, Goldwaren-Fabrik.

100 Märchen gratis ... Scherz- ... Vexir-Artikel 10 ℳ. d. Verl. R. Oschmann, Konstanz 22.

Spielhagen's Zahncrême

— Bestes —

Zahnreinigungsmittel der Neuzeit.

Macht die Zähne bei täglichem Gebrauch blendend weiss, conservirt dieselben und schützt vor Zahnschmerzen.

Zu haben in allen Drogen-, Parfümerie- u. Geschäften des In- und Auslandes.

Franz Spielhagen. Berlin SW. 29.

Probedosen, 3 Tuben in eleg. Carton, gegen Einsendung von M. 1.50 franko.

Eine wichtige Erfindung auf dem Gebiete der Gesundheitspflege.

Die Haut des Menschen bildet das große Thor, welches von der Außenwelt alle Einflüsse, die uns Wohlbehagen oder Schmerz bereiten, Gesundheit oder Krankheit bringen, aufnimmt und nach innen leitet, sämtliche Eingeweide, Muskeln, Nerven versorgt. Durch die Haut hindurch kommt das Blut mit der Luft in Berührung, nimmt gewisse Bestandteile auf, führt sie sämtlichen inneren Organen zu, denen sie verbrauchte Stoffe entnimmt und sie an die Außenwelt abgibt. Die Haut atmet, nimmt auf, scheidet aus, empfindet. Sie bildet den Spiegel der Gesundheit und Schönheit, die Wahlstatt, welche Zeugnis ablegt von Tugenden und Lastern der Vergangenheit, das große Beobachtungsfeld, auf welchem jede Freude, jeder Schmerz eine Spur zurückläßt. Um aber die zahllosen Verbindungen und Wechselbeziehungen, welche die Haut mit allen übrigen Organen des menschlichen Körpers unterhält, stets und frei zu erhalten, ist das Schwitzbad und dessen zeitweiser Gebrauch das beste, rascheste und sicherste Hilfsmittel. Das Schwitzbad bildet nicht nur das vollkommenste Reinigungsverfahren, sondern auch eine Schutzmaßregel gegen Erkrankungen der verschiedensten Art, welche ... eine so häufige ... Krankheiten wird. Bei allen meisten ... Krankheiten hat sich das Schwitzbad als ein mächtiges Heilmittel bewährt. Wie aber ... des Gebrauches jedes Heilmittels erst feine ... so ist auch den ... Anwendung ... von Schwitzbädern ... des Dampfes ... die nötige Vorsicht geboten ... am zweckmäßigsten und ... ist es daher, das Dampfschwitzbad im eigenen Heim anzuwenden, da es nur hier ohne viele Umstände mit Erfolg genommen werden kann. Diesem Bedürfnisse ist die Firma **Moosdorf & Hochhäusler, Berlin S., Kommandantenstraße 60** nachgekommen, indem es ihr gelungen ist, einen zerlegbaren, leicht transportablen Zimmer-Dampf-Schwitzapparat zu konstruiren, der allen solchen Anforderungen entspricht und über welchen von Herrn Sanitätsrat Dr. Koch nach erfolgter Prüfung, sowie von anderen hervorragenden Aerzten bei ... während der medizinisch-wissenschaftlichen Ausstellung in Berlin den Erfindern die vollste Anerkennung ausgesprochen wurde. — Die praktische Einrichtung hat die Zufriedenheit vieler Leidenden erworben, welche in ihren Dankschreiben der Vorzüglichkeit des Apparates ... Der Preis eines solchen Apparates stellt sich ... Mark ... Mark) und können wir denselben allen in Stadt und Land dringend empfehlen, denen an Erhaltung und Erlangung ihrer Gesundheit gelegen ist. Für eine billige Kur im Hause konnte natürlich Besonderes nicht ersonnen werden.

Handbuch d. klimat. Heilkunde ...

Musikbegabte Knaben (Schüler) bekommen ... zur Ausbildung ... sich brieflich zu wenden an Ed. Jäger, Musikdirektor in Winterthur (Schweiz). Preise ... 20 ℳ franko.

C. R. in Wiener-Neustadt. Dankend abgelehnt. Wir sind hinreichend mit derartigen Beiträgen versehen.

Emma St. in H. Ihr Gatte schnarcht so entsetzlich, schreiben Sie, daß Sie in keiner Nacht ruhig schlafen können. Das beste Mittel, denselben das Schnarchen abzugewöhnen, ist, ihn zu bewegen, den Mund beim Schlafen zuzumachen; doch ist das nicht so leicht durchführbar. Sollte Ihnen dieses einfache Mittel nicht gelingen, so versuchen Sie es mit dem Pfeifen. [illegible] Ihr Gatte zu schnarchen anfängt, so pfeifen Sie recht laut; sofort hört der Schnarcher [illegible] und wird dieses Mittel für kein kleines Vergnügen empfinden, [illegible], [illegible] in der Nacht [illegible] und das [illegible] während, [illegible]. Er wird dann jedenfalls so lange sich wach erhalten, bis Sie [illegible] sind. Schaden kann gar nichts.

Frau Ida St. in Halberstadt. Sie haben keinen Arzt in der Nähe Ihres Wohnorts und wünschen zu wissen, was Sie zu thun haben, wenn sich bei Ihren Kindern die ersten Spuren des Scharlachs zeigen? Sobald Sie bemerken, daß der Gaumen, der Schlund und namentlich die Mandeln geröthet und mit weißen Flecken bedeckt sind, so sorgen Sie vor allen Dingen für frische Luft im Zimmer, indem Sie [illegible] Fenster [illegible], da die Luft zur Verhütung der in den Körper [illegible] Pilze wesentlich beiträgt. [illegible] durch das Zimmer ist nicht zu fürchten. Ferner geben Sie das kranke Kind in [illegible] Lager [illegible], aber [illegible] noch eine wollene Decke [illegible], um durch Schwitzen die Thätigkeit der Haut zu befördern; dieses [illegible] muß wiederholt täglich wiederholt werden und das Kind jedesmal 1 bis 2 Stunden schwitzen, eventuell mit Hilfe von heißen Krügen. Dann von [illegible] Durst gequälten Patienten geben Sie reichlich frisches Wasser zu trinken, [illegible] die Reinlichkeit der Krankenzimmer bedeutend; zu demselben Zwecke dient [illegible] und Wasser oder aus Erdbeerwasser. Mit diesen Maßregeln halten Sie bis zum Eintreffen des Arztes fest, der das weitere dann anordnen wird.

F. D. in B.

„Veränderung ist des Pfarrers Licht
Die dunkle Hälfte, ja, die fehlt da nicht",

so sagen Sie; wir finden aber, Sie drücken sich hier mehr [illegible] als klar aus. Und etwas gesperrt erscheint uns der Vers:

„Es wehet die [illegible] Wand an Wand
Auf dem Platz mit der Gerechtigkeit,
Doch in der Fechtschul am Grabesrand
Die Gutmüthigkeit."

R. R. L. in München. Man darf wohl „sitzen", nicht aber „sitzen" auf „lieben" reimen. Jedenfalls erscheint es uns unmöglich, auf „liebe" als einen Reim zu nippen. Und doch singen Sie:

„Als die [illegible] hervor [illegible]:
Blume, Berge, Thäler, Quellen;
[illegible] hab' [illegible]
Wie [illegible] darf' ich [illegible]?"

Karl G. in L. Sie fragen, wie man am besten Fettflecken aus Seidenstoffen entfernt? Ein altes, aber wenig bekanntes Mittel ist folgendes: Man mischt gebrannte Magnesia und Benzin zu einer breiartigen Masse und reibt mit dieser die Flecken behutsam ein. Frische Flecken verschwinden sofort, ältere nach zwei- bis dreimaliger Behandlung. Dieses Verfahren hat den Vorzug, daß es selbst dem feinsten Stoffe keinen Schaden zufügt, vorausgesetzt, daß man reines Benzin verwendet.

C. Kr. in Braunschweig. Ihre Gedichte sind noch eine etwas trübe Mischung von Prosa und Poesie. Wir können Verse wie den folgenden Ihren Geschmack [illegible]:

„Seliges Hoffen schwellt die Adern,
Das Herz [illegible] über im [illegible] Raum,
Die Zukunft strahlet im goldigsten Schein,
Sie zeigt uns ein ewiges, traulisches Heim.
Kaum [illegible] es die Fülle von Seligkeit,
Und wir, wir müssen doch [illegible] —
Selig vereint,
Sind wir [illegible]!"

Ad. M. in O. Sie fragen, ob Buchenholz schwerer ist als Eichenholz? Das spezifische Gewicht von Buchenholz beträgt 0,852, während das Eichenholz von Stämmen, trocken = 0,715 und vom Kern, naß = 1,170 ist. Es dürfte Ihnen wohl bekannt sein, daß man unter dem spezifischen oder Eigengewichte eines Körpers eine Zahl versteht, die angibt, wie oft ein Körper schwerer ist als reines Wasser von gleichem Volumen.

Ingeborg von Sch. in V. Wir können mit Ihnen ganz den Schmerz über den Verlust Ihres zahmen Kanarienvogels fühlen, derselbe berechtigt Sie aber keineswegs, ihm in Reimen wie: „Du hast dein letztes Lied gesungen, und dadurch mich zu Tod betrübt," nachzuklagen. Derartigen gewaltsame Reime werden Ihren Kummer nicht lindern.

Karl Sch. in Konstantinopel. Sie schreiben, es sei vor kurzem in der Teutonia, Ihrem dortigen Klublokale, die Frage aufgeworfen worden, was man mit dem Ausdruck „Faktie" bezeichne? Was versteht unter einem „Faktie" einen Mann, der keinen Meinungen eine gewaltige Idee von seiner Dummheit, Fähigkeiten und Arbeitskraft beizubringen weiß, oder daß in Wirklichkeit besonders viel dahinter zu stecken pflegt. Der allgemein bekannte Ausdruck „Herr Dampf" kommt dem „Faktie" noch am nächsten. Man begegnet den Faktien in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft, sowohl in den höchsten wie in den niedrigsten.

H. F—h in Breslau. Wir können mit gutem Gewissen sagen, daß „Der gute Ton in allen Lebenslagen" (Leipzig, Julius Klinkhardt) an Reichhaltigkeit, Vollständigkeit und geistreicher Darstellung in unserer Litteratur wenig Nebenbuhler hat.

Käthe E. in F. Ihr Bübchen hat zuweilen eine etwas ungezogene Nase? [illegible] Sie dasselbe morgens und abends mit etwas Creme Simon, in jeder Parfümeriehandlung käuflich, und trinken Sie eine Zeit lang Schafgarbenthee. Da Sie eine junge Dame sind, brauchen wir wohl nicht hervorzuheben, daß der Genuß von Cognac und so weiter für einen zarten Teint nicht besonders zuträglich ist.

Adelina Peterini (Adele Peters) in G. Sie beklagen sich über Zurücksetzung bei Vertheilung der Rollen, und namentlich darüber, daß Ihnen ein Platz in der ersten Reihe der Künstlerinnenloge vorenthalten wird, was freilich eine große Vernachlässigung ist. Sie hätten es bereits mit einer Ohnmacht auf dem Sofa im Bureau des Intendanten versucht, wie Sie uns schreiben, doch hätte sich dieser [illegible] Theatern beeinigt, dem Theaterdirektor zu künden und ihn zu bitten, Ihnen ein Glas Wasser ins Gesicht zu schütten, denn Sie sich natürlich unmöglich erwehren konnten. Sie raten uns den Vorstand der Presse an, doch können wir Ihnen wirklich nicht helfen und nur raten, sich eine Theatermutter anzuschaffen. Jeder Leiter eines Theaters hat eine heilsame Furcht vor diesen Damen, da dieselben es verstehen, alles durchzusetzen.

A. L. in Cannstatt. Nehmen Sie L. Rothschilds Taschenbuch für Kaufleute (Leipzig, G. A. Glöckner); dort finden Sie beste Auskunft über die Grundlehren der Handelswissenschaft und die Geschäftspraxis des Kaufmanns.

Richtige Lösungen sandten ein: A. Kat in Bonn, „Freude und Spiele" in Hamburg. H. Schmidt in Antwerpen. „Mond und Blick" in Hamburg (2). Wilhelm Pilat in Prag (2). „Das Verzeichnis Annahmeschein" in Hamburg. Marie Oettermann in Hannover. Helene Schmidt in Ettingen in Schlesien. „Oldenbürger" in Dresden (3). Manja v. V. in Tilsit (4). Wanda v. Rey in Aachen (1). „Makarie" in Kairo (3).

Gesundheitspflege.

T. Z., Köln. Als für Sie günstig gelegenes Trinkerasyl ist zu nennen die Heilanstalt für Morphium- und Alkoholentziehung von Dr. A. Schmitz in Bonn am Rhein; ferner das Trinkerasyl in Lintorf am Rhein. Eine von einem Geistlichen in Westfalen geleitete derartige Anstalt ist uns unbekannt.

Fritz K. in M. Gegen derartigen unreinen Teint empfehlen sich Sandabreibungen oder Waschungen mit Sandmandelkleie, selbstverständlich längere Zeit hindurch fortgesetzt. Dr. Sch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Schwestern, Roman von Ida Boy-Ed, Fortsetzung. — Die neuaufgefundenen Ruberiz, von Dr. J. Kaff. — Die Kinder von Berghaus, von M. T. — Rokoko, von P. R. — Der Tod des Beduinen, von M. — Der alte Märtyrer, von Hans Wachenhusen. — Der Irrweg, Künstler-Roman von Robert Misch, Fortsetzung. — Bilder aus Siam. — Albertus Magnus, von Heinrich Lee. — Spruch. — Notizblätter. — Für müßige Stunden: Bilderrätsel; Auflösung des Rätsels Seite 19; Wechselrätsel; Rätsel; Auflösung des Logogryphs Seite 19. — Eine alte Wassermühle im Neckarthal, von Paul Kießling. — Kaninchen und seine Rassen, von Karl Müller. — Schach. — Neue Bücher und Schriften. — Handschriften-Beurteilung, von L. Meyer, Rowno. — Briefmappe.

Illustrationen: Maria, nach dem Gemälde von Gabriel Max. — Die Kinder von Berghaus, nach dem Gemälde von Karl Merz. — Bildnis von Dr. Dehnhardt. — Rokoko, nach dem Gemälde von Th. von der Beek. — Der Tod des Beduinen, nach dem Gemälde von C. Rud. Huber. — Bilder aus Siam, neun Abbildungen. — Albertus Magnus-Denkmal. — Eine alte Wassermühle im Neckarthale, nach dem Gemälde von A. Kappes. — Kaninchen und seine Rassen, fünf Abbildungen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist vollständig erschienen

der erste Band von:

Gesammelte Werke

von

Georg Ebers.

Mit dem Porträt des Dichters.

Preis geheftet M. 2.50; prachtvoll geb. in Original-Einband M. 3.50.

Unter vom Verfasser nochmaliger Durchsicht unterzogene Ausgabe von Georg Ebers gesammelten Werken erscheint vollständig in fünfundzwanzig Bänden und wird enthalten:

Eine ägyptische Königstochter. — Uarda. — Homo sum. — Die Frau Bürgemeisterin. — Die Schwestern. — Ein Wort. — Der Kaiser. — Serapis. — Die Gred. — Die Nilbraut. — Josua. — Eine Frage. — Elifen. — Drei Märchen. — Per aspera. — Die Geschichte meines Lebens.

Einzelne Werke aus dieser Gesamtausgabe werden nicht abgegeben.

Seit langem steht Georg Ebers in der ersten Reihe derjenigen Dichter, die das Geistesleben des deutschen Volkes durch eine Fülle neuer und unvergänglicher Bilder bereichert und erweitert haben. Die Sympathien für den Dichter sind im Laufe der Jahre ihm dauernd erhalten geblieben, denn Ebers' Werke sind Schöpfungen eines feinen Dichtergeistes, der Land und Leute, die er schildert, aus gründlicher persönlicher Beobachtung kennt und seine Gestalten gerade deshalb so glaubhaft und lebendig vor uns hinzustellen vermag, weil er selbst als Mensch, dem nichts Menschliches fremd ist, unter den Menschen der Gegenwart lebt und in der Vergangenheit eben auch nichts anderes sucht als das ewig Menschliche. Daher begreift sich auch die Treue, mit der die deutsche Leserwelt, insbesondere aber unsere Jugend, die sich dem immer jugendfrischen Genius des Dichters so gerne gefangen gibt, Georg Ebers von einem Markstein seiner schriftstellerischen Laufbahn zum andern nachgefolgt ist.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 56, I. L.);
Budapest: Moritz Hecht (V. Neue Jarosgasse 5).

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Ossip Schubin's neuester Roman „Gebrochene Flügel"

beginnt soeben zu erscheinen in der allbeliebten Unterhaltungs-Zeitschrift:

Deutsche Romanbibliothek Jahrgang 1893—94.

Alle verehrlichen Leser von „Ueber Land und Meer" machen wir auf dieses hochbedeutende Werk der berühmten Schriftstellerin aufmerksam, das jedenfalls das Beste darstellt, was sie bisher geschrieben, und empfehlen die „Deutsche Romanbibliothek" zum Abonnement.

Preis: vierteljährlich (für 13 Wochen-Nummern) **2 Mark** oder **35 Pfennig** pro Heft.

Der Abonnementspreis stellt sich hiernach nicht höher als die Leihgebühr in der Leihbibliothek, die für eine solch große Menge an Lesestoff, wie die „Deutsche Romanbibliothek" bietet, zu zahlen wäre; sie ist **die billigste und wertvollste deutsche Romanzeitung.**

Abonnements in allen Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen und Postanstalten. Am einfachsten ist es, bei der Bezugsquelle zu abonnieren, welche „Ueber Land und Meer" liefert.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt.

HYACINTHEN und alle anderen Zwiebeln und Pflanzen für Garten und Gewächshäuser. Ausgezeichnete Sortimente **zum Treiben** und **für's freie Land** zu Mk. 11.—, Mk. 21.—, Mk. 40.—; bitte anzugeben, zu welchem Zwecke benötigt. Unter Freiland-Sortiment zu Mk. 21.— enthält über **1000** Zwiebeln. **Emballage-Spesen** werden **nicht** berechnet. Deutsche, englische oder französische Kataloge auf Anfrage gratis und franko zu haben von **VAN MEERBEEK & CO.**, Handelsgärtner, **Hillegom** bei Haarlem (Holland). **TULPEN**

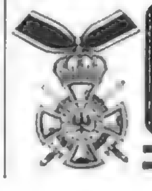
Seidenstoffe direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld, [illegible]

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt **RIVA am Gardasee.** Sommer-Seebäder — Traubenkuren. [illegible] pr. Woche von 35 Mark [illegible]. Prospekte gratis.

Gratis u. fr. versende Katal. üb. m. reichh. Verlag. Grösste Ausw. in kl. Lustsp., Possen, kom. Scenen, Fastnachtssp., Pantomimen, Schattensp., leb. Bildern, Couplets, Prologen, Cot.-Touren etc. G. Kramer, Verlag, Hamburg 4.

Versand d. L. Feith, Dresden, A 16.

Hühneraugen Radicale Entfernung der Hühneraugen nur bei Anwendung der **Columbus Plates.** [illegible] Kaufbar in allen Apotheken.


Cotillon-Touren, Orden, Bouquets etc. Karnevalistische Kopfbedeckungen, Knallbonbons, Attrapen, Fächer etc. Pracht-Christbaumschmuck versendet die Dresdner Cotillonfabrik **C. R. Springfeld, Dresden.**

Feine Qualitäten, chemisch untersucht. **Elsäss. Tischwein, rot, Rheinwein, weiß,** [illegible] Emil Schroeter, Landsberg Warthe.

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Conditoreien.

Dritte Auflage. Textlich wie illustrativ völlig neugestaltet!

Spamers illustrirte Weltgeschichte

Prof. Dr. O. Foerster und Dr. L. Storenburg.

Verlag von OTTO SPAMER in Leipzig.

Elegante **Reclame-** Bilder-Plakate, Feuerversicherungs-Polizzen etc., sowie Geschäfts- u. Adress-Chromokarten, Umschläge für Preislisten etc.

Stets Neuheiten in feinstem Farbendruck.

Grosser Verlag in Chromos, Reliefs, Studien, Gratulations-, Menu-, Tisch- und Tanzkarten und Programme etc. Kalender und Haushaltungs-Bücher.
Anfertigung aller Spezial-Aufträge für Chromodruck, Plakate, Etiketten etc.
Muster stehen auf Verlangen zu Diensten.

Luxuspapierfabrik von Liebich & Kuntze, Leipzig-Reudnitz,
Kunstanstalt für Chromolithographie, feinsten Chromodruck und Prägerei.

R. WOLF
Magdeburg-Buckau.
Bedeutendste Locomobil-Fabrik Deutschlands.
Locomobilen
von 4—200 Pferdekraft für
Landwirthschaft
und jegliche Betriebe der
Klein- und Gross-Industrie.
WOLF'sche Locomobilen ergeben auf allen denkbaren Lastengrad Concurrenzen.

= Ergänzungsband zu „Brehms Tierleben". =
Soeben erscheint im Anschluß an das berühmte Werk:

Die Schöpfung der Tierwelt.
Von Dr. Wilh. Haacke.

Mit 200 Abbildungen im Text und auf 19 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt nebst 1 Karte von *R. Koch, W. Kuhnert, G. Mützel* u. a.

13 Lieferungen zu je 1 Mk. (60 Kr.) oder in Halbfranz gebunden zu 15 Mk. (9 Fl.). Prospekte kostenfrei.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Neuheiten ?
Reclame-Karten u. Wandkalender
in feinstem Farbendruck von hervorragender Künstlerhand
Nicht originelle Ideen als Zugabe Artikel für alle Branchen vorzüglich geeignet.
Grimme & Hempel, Leipzig

Unentbehrlich für jeden Haushalt!
G. BOEHM'S
BRILLANT
SILBER-SEIFE
Bestes und billigstes Reinigungsmittel für Tischbestecke, Tafelgeräthe etc.
aus jeder Art von Metall.
Bewirkt vollkommene Wiederherstellung des ursprünglichen Glanzes ohne auch selbst die feinste Versilberung anzugreifen.
Zu haben in den meisten Silberwaaren-, Seifen- u. Droguen-Handlungen
Gustav Boehm (Inhaber A. H.)

Jeder Dame ist im Stande ohne fremde Hilfe diese reparatur Lederarbeiten als: kleine Geburtstags-, Gelegenheits-Geschenke herzustellen. Werkzeugkasten mit Anleitung und Vorlagen kostet: Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.

Patent Brennapparat Mk. 6,50.
Gustav Fritzsche, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
Illustr. Prospekten Preiscurs. franko u. gratis.

Stellung. Existenz.
Prospect gratis — Gratis Prospect. — Potential franco.
Gründlicher privatisirter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Doppel-, Einfach-, Kontorist.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schreib.
Gratis Prospekt. Gründlich gelernt.
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
OTTO SIEDE — ELBING.

Behrendtina
Behrendtina ist ein neues Mundwasser und vollendetes Kosmetikum.
Behrendtina reinigt die Mundhöhle und erhält.
Behrendtina tötet in kurzer Zeit in ihrem Inhalt befindliche
Behrendtina ist für Zahn- und Unterleibsmittel.
Behrendtina kostet mit Gebrauchsanweisung franko Postversand a. Centner gegen Nachnahme Mk. 16,50, extra Stärke Mk. 9,50 Pf.
Nachnahme auf unfrankirt.
Für Nichtconvenienz Umtausch oder Rückzahlung bei Betrages.
Behrendt, Berlin SW., Friedrichstr. 116.
Musik-Instrumenten-Fabrik u. Export.

HAARAUSFALL!
Schonendste Kopf- und Haarpflege für Herren und Damen. Garantirt 1000 Mark b. Nichtbewährung. Langjähr. Erfahrg., tausendfach Dankschreiben. Prospekte gratis u. franco.
F. Kiko, Herford.

Beste und billigste Bezugquelle für
Musikinstrumente.
Violinen, Flöten, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Orgelbässe, Symphonions, Polyphons, Aristons, Piano-Melodico, Physiks, Harmonikas, Mundharmonikas, Pianinos, Drehpianos, Harmoniums, Musikautomaten, allerbeste Saiten, Noten zu allen Instrumenten.
Jul. Heinr. Zimmermann,
Musikexport, Leipzig.
Neue illustrirte Preisliste gratis.

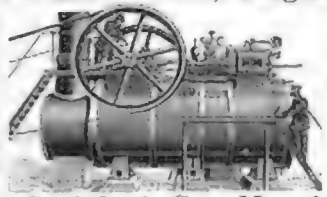
UNBEDINGT DIE ZARTESTE HAUT
bekommt man durch d. Gebrauch von
LANOLIN-
JÜNGER & GEBHARDT
BLUMENDUFT
BLUMENSEIFE
Berlin

Buchführung
Correspondenz, Rechnen, Schönschrift.
Verlangen Sie gratis
Prospect u. Probebrief
Bessere Stellung! Höheres Gehalt!
F. SIMON Berlin O 21
Abtheilung f. briefl. Unterricht.

Musik-Instrumenten-
u. Musikwerke-Fabrik von L. Feith in Dresden A. 16.
Lieferl auf strengreelle Ware zu Fabrikpreisen.
Illustrirte Preisbuch gratis und franko.

Universal-Knet- u. Mischmaschinen
Werner & Pfleiderer,
Cannstatt, Berlin, Wien, Paris, London.
Verkaufen auf der Ausstellung Chicago 1893
Patentirt in allen Ländern.
— 33 Bronze-Medaillen u. s. —
Für chemische, pharmaceut. u. chemisch-techn. Industrie.
Für Bäckereien, Konditoreien, Fleischereien, Hotels etc. etc.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.
Hochdruck- und Compound-Expansions-Locomobilen
bis 150 Pferdekräfte.



mit Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch gebogenen Kesseln mit 5jähriger Garantie für die Feuerbuchsen.
Garrett Smith & Co., Magdeburg.

LIQUEUR und PILLEN des
Dr. LAVILLE
RHEUMATISMUS und GICHT

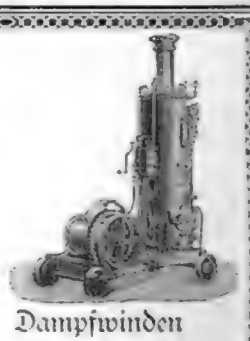
Dr. OIDTMANN Pillen u. Purgatif (Klistierchen)
gegen Schwerhörigkeit, Ohrenfluß, Unterleibs- u. Verdauungsstörungen.
Gen.-Depot Maastricht (Holland).

Für Geldschränke und Wert-Gelasse.
Angenommen und empfohlen von
Welt-Firmen
der Kassen-Branche,
der
Kaiserlich Deutschen
Reichspost,
Reichsbank und
Admiralität.

Patent-Protector-Schloss.
Anerkannt höchster Schutz gegen Diebe
Welt-Ausstellung Wien 1873 Erste Medaille.
Neuerdings für alle Haupt-Verschlüsse des neuen grossen
Reichs-Bank-Gebäudes
in Berlin
erwählt und verwendet.
Lieferanten: Geldschrank-Fabriken ed. Theodor Kromer, Freiburg, Bad.

Champagner-Kellerei
Gegründet 1826
Grempler & Co.
Grünberg in Schlesien
Erste Marken: Landkarte
" " Medaille
" " Gold
Zu beziehen durch alle Wein-Grosshandlungen

Transportable
Pumpmaschinen
und
Centrifugalpumpen.



Dampfwinden
stets auf Lager bei
Menck & Hambrock,
Altona-Hamburg.

Menzer's Griechische Weine
sollten in keiner guten Haushaltung fehlen.

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen**, herb, süss oder claret:

Marke	A.	B.	C.	D.	F.	G.
	18 Mk.	18 Mk. 60 Pfg.	20 Mk. 40 Pfg.	19 Mk.	12 Mk.	12 Mk.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pfg. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pfg. das Liter an.
Bitte, verlangen Sie die ausführliche **Preis-Liste** von **J. F. MENZER, Neckargemünd.**

Wichtig für Gicht-, Stein- u. Zuckerkranke.
Das von der **Chemischen Fabrik auf Aktien** (vorm. E. Schering) in **Berlin** dargestellte und in den Handel gebrachte
Piperazin Schering
ist bereits von vielen Aerzten — u. a. von Professor Schweninger — auf Grund der ungewöhnlich günstigen, mit dem Präparat gemachten Erfahrungen als ein spezifisches Heilmittel bei obigen Leiden erkannt worden. — Ferner empfiehlt die genannte Fabrik
LAEVULOSE
(**unschädlicher u. ernährender Zucker f. Diabetiker-Zuckerkranke**), empfohlen von den Geheimräten Mastein und Leyden. — Näheres teilt auf Wunsch die gedachte Fabrik mit. **Piperazin** und **Laevulose** selbst sind durch die **Droguenhandlungen** bezw. **Apotheken** zu beziehen. — Der Verkauf der **Laevulose** in und für Deutschland ist der Firma **Gebr. Stollwerck, Köln a. Rh.**, übertragen, und hat dieselbe die Herstellung von **Laevulose-Chokolade** übernommen.

Neue Preise für **Piperazin „Schering“** sind 85 Pfg. per Gramm, bei 10 Gramm 75 Pfg., bei 100 Gramm 70 Pfg. **R. Schering, Droguenhandlung, Berlin N.**, Chausseestr. 19.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“
anerkanntes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unfortgesetzte **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftl. Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken. [illegible] Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.

Bromwasser
gegen [illegible], Nervenleiden, Kopfschmerz, Epilepsie etc. in Flaschen à 40 ₰ excl. Glas; bei 50 Flaschen franco durch Apotheker **F. Pätzner**, [illegible] **Sulza i. Thür.**

Pädagogium Thale am Harz.
[illegible] **Dr. Lohmann.**

Heilanstalt für Hautkrankheiten.
[illegible]
Leipzig-Lindenau, Dr. med. Ihle.

Eine Leinenweberei und Wäschefabrik wünscht zur Vertretung und für den Verkauf ihrer Fabrikate an Private mit
Damen der besseren Stände
in Verbindung zu treten. Der Artikel ist reell [illegible]
Gefl. Offerten sub N. 7371 an **Rudolf Mosse, Köln.**

Nach dem einstimmigen Urteil der Aerzte ist die verbesserte Leube-Rosenthal'sche
Fleischsolution
der **Dr. Mirus'schen Hofapotheke** (R. STÜTZ) — **Jena** — das leicht verdaulichste Nahrungsmittel für
Magen- u. Darmkranke,
ein vorzügliches Kräftigungsmittel f. Nervenleidende, Genesende, Greise, schwächl. Kinder, e. geeignete Speise bei Krankheiten des Mundes, [illegible] Vorrätig in den Apotheken [illegible]

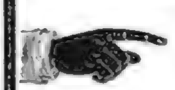
Badeeinrichtungen
Wanne mit Heizofen; leicht aufzustellen

60 Mark
Badestühle, Douche-Apparate, Kinderwannen, Sitz-, Dampf-, Abreibewannen.

Zimmer-Closets
mit und ohne Wasserspülung, auch für Torfmull; in Stuhl-, Kasten- und Eimerform
von **11 Mark** an.
Bidets, Waschtische, Eisschränke, Aufwaschtische, Wasch- und Wringmaschinen.
Illustrirte Preislisten kostenfrei.
Zeppernick & Hartz,
Berlin SW., Gitschinerstrasse 108.

Feinstes Dessert
Pulsnitzer-
Macronen, candirte Vanillekuchen, Lebkuchen, Honigkuchen, Pflastersteine etc. versendet in Sortimentskistchen zu M. 3.— bis M. 10.— franko geg. Nachn. die Pfefferkuchenfabr. v.
Gottlieb Bubnick
Pulsnitz i. Sachsen
Filiale Leipzig, Grimmaischestr. 3.
„ Berlin, Königstrasse 41/44.

PATENTE
schnell und sorgfältig durch
RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

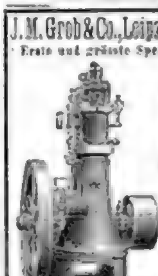

[illegible]

Patent 20,027.
Gegen Blutarmut!
Dr. Pfeuffers Patent 20,027. München, den 10. Juli 1884
Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer bereiteten [illegible]
Dr. [illegible], Professor an der Univ. München
Dr. [illegible], kgl. Prof. an der Univ. München
Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für [illegible]
Jessler's Ludwigs-Apotheke in München.
Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Patent.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen.

MERAN
(Meran, Obermais, Untermais und Gratsch.) Saison September—Juni.
Klimatischer Kurort im deutschen Süd-Tirol.
Prospekte durch die Kurvorstehung.

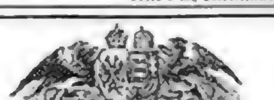
Kopfstation der Gotthardbahn am Lago Maggiore
Locarno die allerbeste und allernächste **Winterstation.**
Von allen medic. Autoritäten und speziell vom Kgl. Bayr. Med.-Rat Herrn Univ.-Prof. Dr. A. Martin proklamirt: das vorzüglichste Herbst-, Winter- und Frühlingsklima Europas.
Grand Hotel Locarno.
Bester Aufenthaltspunkt an den italienischen Seen.
Aufs beste für den Winteraufenthalt eingerichtet.
Eines der comfortabelsten Hotels des Kontinents [illegible]
[illegible] Balli, Besitzer.

Preiscourante gratis, Badestühle etc.

J. M. Grob & Co., Leipzig-Eutritzsch
Erste und grösste Specialfabrik von

Patent-Petroleum-Motoren
(kein Benzin). Vorzüglich geeignet für jeden Kraftbedarf. Kein Schornstein. Über 1700 Motoren in Betrieb. Prämiirt auf allen Ausstellungen. Günstigste Zahlungsbedingungen event. monatl. Ratenzahlungen.
Prospekte gratis und franko.

WIR KENNEN keine bessere, interessantere u. leichtverständlichere [illegible]
[illegible] **Steingräber Verlag, Leipzig.**

Prämiirt: Brüssel 1876, Stuttgart 1881, Porto Allegre 1881, Wien 1882.
Burk's Arzneiweine
In Flaschen à ca. 1000 Gr. . . 500 . . 300 . — Gleiche Preise in ganz Deutschland.
Mit edlen Weinen bereitete, Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.
Von vielen Aerzten empfohlen:
Burk's Pepsinwein (Essenz).
Verdauungsflüssigkeit.
In Flaschen à ℳ 1.—, ℳ 2.— u. ℳ 4.50.
Burk's China-Malvasier.
Ein delikates Tonicum.
In Flaschen à ℳ 1.—, ℳ 2.— u. ℳ 4.—
Burk's Eisenchinawein.
wohlschmeckend u. leicht verdaulich.
In Flaschen à ℳ 1.—, ℳ 2.— u. ℳ 4.50.
Zu haben in d. Apotheken Deutschlands u. vieler grösseren Städte d. Auslands.
Man verlange **ausdrücklich:**
„Burk's Pepsinwein“,
„Burk's China-Malvasier“ etc. und beachte obige Schutzmarke u. die Firma: **C. H. Burk, Stuttgart.**
Export nach überseeischen Ländern.

Andreas Saxlehner in Budapest, kais. und kön. HOF-LIEFERANT.

Analysirt und begutachtet durch Liebig, Bunsen, Fresenius, Ludwig.
Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser ist einzig in seiner Art.
Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.
Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.
Saxlehner's Bitterwasser
Anerkannte Vorzüge:
Prompte, verlässliche, milde Wirkung.
Leicht und andauernd vertragen. Gleichmässiger, nachhaltiger Effect. Geringe Dosis. Milder Geschmack.
In den Mineralwasser-Depôts und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen:
Saxlehner's Bitterwasser
Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung:
Auf jeder Etiquette der echten Hunyadi János Quelle befinden sich Firma und Namenszug **„Andreas Saxlehner.“**

Naturrichtigste Hilfe! (Magenleidenden) durch Speisestoffe!
[illegible]
„Magenheil“
[illegible]
Broschüre gegen 3 Pfennig-Marke franko gesandt, à Dose ℳ 1.50 nur durch
Heinr. Senf, 23, Rheingasse Köln 23.
Bei mehr. 3 Dosen in Deutschland franko. Nachnahme extra.

C. Maquet, Berlin W., Charlottenstrasse 63. **Heidelberg.** Krankenmöbel, medicin. Schwimmapparate, Zimmerclosets, Bidets

Berlin SW., Friedrichstr. 238. **Schiedmayer & Soehne** Stuttgart, Neckarstrasse 14/16.

Flügel und Pianinos. Gegr. 1781. Aelteste und Stamm-Firma.

Gegründet 1826.

Kessler Cabinet

feinster Sect.

S. C. Kessler & Co. Esslingen.

Salzbrunner Oberbrunnen

Seit 1601 medicinisch bekannt. Aerztlich empfohlen bei:

Katarrhen des Rachens, des Kehlkopfes und der Bronchien, chron. Magenkatarrh, Gelbsucht, chron. Darmkatarrh.

Blasenleiden, Nierenleiden, Steinbeschwerden, Gicht, Rheumatismus, Hämorrhoidalbeschwerden und Diabetes.

Zu haben in allen Mineralwasserhandlungen und Apotheken. — Broschüren gratis und franco durch

Furbach & Strieboll, Versand der fürstl. Mineralwässer, Salzbrunn i. Schl.

Preisausschreiben.

Im Jahre 1893 begeht die Firma

Rud. Ibach Sohn, Barmen-Köln

ihr hundertjähriges Jubiläum und widmet zu diesem passenden Gedenktage der Geschäftsfreunde mit Genehmigung zu ehren. Behufs Erlangung eines künstlerisch hervorragenden Gedenkblattes für diesbezüglich offerirt die Firma, zu der Hoffnung, dasselbe gestaltet sich Kunst zu bieten, einen allgemeinen Wettbewerb, zu welchem alle deutschen Künstler eingeladen werden. Es ist die Summe von

2400 Mark

ausgesetzt, welche in drei Preisen von M. 1000 — M. 800 — und M. 600 — zur Vertheilung kommt. Die Bedingungen sind von Rud. Ibach Sohn, Barmen, Neuerweg 40, gefälligst zu erfragen. Das Preisgericht haben freundlichst übernommen:

Herr Professor **Hans von Bartels, München,**
„ Professor **Emil Doepler d. J., Berlin,**
„ Maler **Carl Gehrts, Düsseldorf,**
„ Architekt **Bruno Schmitz, Berlin.**

und als Vertreter der Firma

Walter Ibach, Barmen.

Die Einsendung sind bis **20. Dezember 1892** einschließlich für an die Kunsthalle, Düsseldorf einzusenden. Näheres für nach heutigem Preisgericht entscheidet Barmen-Köln, Oktober 1892.

Rud. Ibach Sohn.

Königl. Preußischer Hof-Pianoforte-Fabrikant Se. Maj. des Deutschen Kaisers.

Aug. Spangenberg, Krankenmöbelfabrik, Berlin, Neanderstrasse 3, **Strassen-Fahrstühle, Krankenstühle** jeder Art, **Tragstühle, Bett Tische, Zimmercloscts, Zimmer-Douche-Apparate** etc. **Verstellb. Kopfhaltekissen** von Kranken selbst bei auf Spezialen Plan einsehbar. Preis M. 2[illegible] — Preis-Courant gratis und franco. Lieferung sofort. Illustrirte erbeten. Alle Preis-Courante gratis und franco.

Jux- und Scherz-Liste, reich illustrirt, umsonst und postfrei. **J. C. Schmidt Erfurt.**

SAVOY HOTEL

BERLIN — am Bahnhof Friedrichstr.

Haus I. Ranges. 200 Zimmer u. Salons (100 Front-, 100 Garten-Zimmer); **Appartements mit Bade- und Toilettezimmer.** Mässige Logis-Preise incl. Licht, Bedienung, Heizung und **freier Gepäckbeförderung** von und vom Bahnhof Friedrichstrasse. Nur elektrisches Licht; hydraulische Personen- und Lastik-Fahrstühle, System Otis.

Restaurant ersten Ranges mit Garten und Terrasse. Feinste französische Küche; Déjeuners, Dîners, Soupers und à la carte. **Eigene Kellerei. Auserlesene Weine.**

Die Direktion: Gustav Adler.

Für Kunstfreunde.

Unser neuer Katalog für 1894 mit vielen Illustrationen ist soeben erschienen und versenden wir denselben gegen Einsendung von 50 Pfennig (Ausland 1 Mk.) franco. Derselbe enthält eine reichhaltige Übersicht unserer Photogravuren nach Originalgemälden alter und moderner Meister religiösen, patriotischen, historischen und mythologischen Inhalts; Genrebilder, Jagd- und Sportbilder, Landschaften und weiblicher Früchte und Naturalwerke. Der Katalog wird gegen Einsendung von 50 Pfennig (Ausland 1 Mk.) und von 80 Pfennig (Ausland 1 Mk. 50 Pf.) in Briefmarken franko zugesendet.

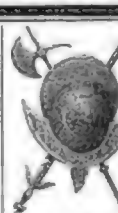
Photograph. Gesellschaft, Berlin.

Plakate, Etiketten, Reklamekarten, Ölsreckbücher, Kalender, Cartonnagen, Druck-Arbeiten jeder Art in anerkannter Ausführung liefert billigst die Lithographische Kunstanstalt

A. Molling & Comp.

Commandit-Gesellschaft

HANNOVER



Zum Zimmer-Schmuck empfehlen wir unsere Etruska-Vasen, elfenbeinfarbig mit rothem Schmuck, in Steingutfabrik-Imitation, in Gelegenheits-Geschenken gern gesehen, kunstgerecht Gebrauchs- u. Zierstücke. Preisgekrönt. Muster, Preisliste gratis und franco.

Etruria Kunstgewerbl. Anstalt, Actiengesellschaft. Vertretung: Bernhard A. C. Krause, Berlin SW., Friedrichstrasse 240.

Stilvolle Hausflüge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen,

in Verein der Hand auf Holz gebracht. Preisverzeichniss mit 1200 Abbildungen nach alten Mustern und Naturvorlagen, 20 Pfennig Briefmarken.

Meo & Hillmayer in München 1.

Lasch's Heft-Briefblock.

Eleg. Briefschreiber u. Tischtelegraphat

C. L. Lasch & Co., Leipzig.

Spezialität: Drahtheftmaschinen und Drahtklammern aller Art.

Verrophon (Glaseuphonion)

Musikinstrument, leicht erlernbar, sehr reiner Ton, der leicht durch mit Essig benetzte Finger hervorgelockt wird. Preis M. 3.— bis M. 15.— ein bester Preis M. 30.—

Adolf Klinger Reichenberg 2/B. (Böhm.)

Illustr. Briefmarken-Journal. Vierteljährlich 4 Nummern. Probe-Nr. gratis und franco. Probe-Nr. mit 50 Pf. Briefmarken franco.

Gebrüder Senf, Leipzig.

Imhoff's patentirte Patronen-Cigarrenspitze.

Bricht durch eine eingesetzte Rauchpatrone giftfreies, gesundes Rauchen. Aechte Weichselspitzen à 0,20 M., 0,75 M., 1 M., 1,20 M., 1,50 M. u. 3 M. ecc. Nachn. od. Briefm. Prospekte, Preislisten u. Abbildungen gratis. Wiederverkäufer gesucht.

Wilh. Imhoff, Cassel, Leipzig-Linie.

Teppiche

Wollene Teppiche, Portièren, 1.5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Probestücke gratis! Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre,** Grunerstr. 15a. BERLIN S.

Arndt'sche Kaffee-Aufgußmaschine.

Gesundheitsgemäße Bereitung des Kaffees nach Dr. Edel. Wohlthätig anregend für Verdauung und Nerven. Beste Ausnutzung des gemahlenen Kaffees; kein Verlust von Aroma.

(Mehrfach empfohlen von vielen Aerzten.)

Verbesserung: Filterboden herausnehmbar; daher leicht zu reinigen und durch frische Reserveböden ohne jede Reparatur zu ersetzen.

Preise für 2 4 6 8 12 20 Tassen à ℳ Liter Inhalt

M. 2.— 2.50 3.— 3.50 4.— 5.—

Ersatz-Reserveböden

M. 0.50 0.75 1.— 1.25 1.50 2.—

Zu haben in Hotels und Restaurants neuen Systems Apparate mit Heizung und Spiritusflamme zum Warmhalten des fertigen Kaffees in den Größen von 12, 20 und 30 Tassen.

Zu haben in den größeren Geschäften für Haus- und Küchen-Bedarf.

Zur Sicherung vor minderwerthigen Nachahmungen, namentlich vor sogenannten „Quedlinburger Kaffeeaufgussmaschinen" achte man darauf, daß auf jeder Maschine die Firma der Fabrikanten, **Gebr. Arndt** in Quedlinburg, angebracht ist.

Haarschäfte Nr. 1320

Feine Qualität à Kalb, worin so Haare versetzt. Grosse Haarschäfte. Gg. Hähnert.

Erfolg wunderbar

bei Rheum., Gicht, Kalt., schwerem Fuss Wir liefern nur Sohlleder, weiches Sohlleder

bestgegerbtes Leder- u. Schäftefabrik

F. Fischer & Cie., Offenburg, Baden. Gegründet 1762.

Arzneilich empfohlen u. in Kat. frei. Ueberall Anpreisung, beruhend auf Unwahrheit u. Täuschung. Obacht vor Fälschungen.

Eisenmangelpillen

W. Kirchmann, Apotheker. Ottensen-Hamburg.

Nebelbilder und Apparate.

B. Segebers, Berlin NW., Alt-Moabit.

Postdose delikat. Sauerkohl à 2. 1 Fass mit ca. 35 Pfd. à 4.50.

Postdose delikat. Salzgurken à 2. 1 Fass mit ca. 60 Stück à 9.

Postdose Wein-Senfgurken à 1.

Postdose Zuckergurken à 1.

Postdose Mixpickles à 1.

Postdose Perlzwiebeln à 1.

Postdose Preisselbeeren gelierend.

Postdose Vierfrucht (Kirschen, Johannisb., Himbl., Erdb.) à 1.20.

Postdose Pflaumenmus a. frischen Früchten m. Walnüssen à 2.

Postdose (ff. Rhein. Apfelkraut) à 2.

Probe Brabanter Sardelles à 0.75.

Probe still 5 Dosen sortirt à 6.50.

Preisliste kostenlos.

S. Pollak, Magdeburg.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Über 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =

In 6. neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17 Bände in Halbfranz gebunden zu 10 Mk.

192 Chromotafeln.

17,000 Seiten Text.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

Verlagsbuchhandlung des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

CHOCOLADE UND CACAO vereinigen vorzügliche Qualität bei mässigem Preis.

HARTWIG & VOGEL DRESDEN

Ausgezeichnet durch feinstes Aroma und grosse Ausgiebigkeit, daher billig.

CACAO-VERO

Zu haben in allen durch unsere Plakate kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonialwaren-, Delikatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.

Junker & Ruh-Oefen mit Mica-Fenstern und Wärme-Circulation, in Ausführung und Regulirbarkeit unerkannt die bewährtesten aller Dauerbrenner

Wo keine Vertretungen sind, liefert die Fabrik direkt.

Rudolf Mosse

Christus v. Thorwaldsen.

Gebrüder Schultz.

Das Einfädeln ist spielend leicht bei Kosmosnadeln. Neues Nadelöhr. Fadenschneiden unmöglich. Triumph der deutschen Industrie. Fabrik: H. F. Neuss, Aachen. Zu haben in allen Kurzwarenhandlungen.

Ergrautes Haar

Bombelon & Schmidt in Hamburg.

Spezial-Arzt Dr. Meyer, Berlin, Kronenstraße Nr. 2, 1 Tr.

Zauber-Apparate

Schönheitsfehler

Gebr. Illez, Dresden A. 16.

Photograph. Brustbilder

Carl Blaage, Frankenberg i. Sa.

kauft Patente

Alleinverkaufs

Emerich Gal. Budapest, Wien.

Ueberaus günstige Ergebnisse

Dresden 6.

Patente

Berlin, Hamburg, Dresden

Dr. J. Schanz & Co.

Vergünstigungen

Nur echt,

H. Licke, Berlin W.

Vorbereitungsanstalt des Direktor Prinzhorn, vormals Prenske,

für Fähnriche, Primaner, Abiturienten und Einjährig-Freiwillige.

Dresden-Neustadt, Katharinenstraße.

Wellenbadschaukel.

(Deutsches Reichspatent.)

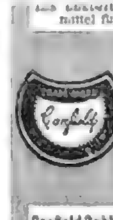
C. F. L. Dittmann, Berlin, Holzmarkt-Str.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen VERSTOPFUNG Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.

Paris, E. Grillon 33, rue des Archives

IN ALLEN APOTHEKEN



"CANFIELD" Schweissblätter

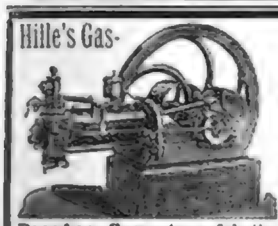
Canfield Rubber Co., Hamburg.

Haar-Feind

Enthaarung

Vornehmste Neuheit! SAKURA Japanische Kirschblüthe Köstlich, duftig, edel.

Honig



Hille's Gas- und Petroleum-Motoren normale Tourenzahl, keine Schnellläufer. Der einzig wirklich brauchbare Motor für Gewerbe und Landwirtschaft

Kräftig gebaut, reichliche Kraftleistung.

Wirklich billige Preise.

Dresdner Gasmotorenfabrik vorm. Moritz Hille, Dresden.

DAIMLER-MOTOREN-GESELLSCHAFT CANNSTATT WÜRTTEMBERG empfiehlt ihre bereits in mehreren Hunderten im Betrieb befindlichen

DAIMLER-MOTOR-BOOTE

Vertreter gesucht.

Hofrath Dr. med. Hofzahnarzt weil. S. M. d. Kaisers Friedrich III.

Dr. TELSCHOW's MUNDWASSER

Dr. TELSCHOW's ZAHNPASTA

JÜNGER & GEBHARDT, BERLIN.

Selbstgekelterter Rheinwein.

Spezialität: Wechtheimer 1889er, garantirt rein.

Gebr. Wenglein, Weingroßhandlung, Darmstadt.

Marken-Kataloge überflüssig. Uebertrifft alle Albums der Gegenwart.

Universal-Permanent-Briefmarken-Album

Prospecte gratis!

Vereinigte Dampf-Buchbindereien Baumbach & Co., Leipzig.

Lebens-Versicherungs-Gesellschaft zu Leipzig

(alte Leipziger) auf Gegenseitigkeit gegründet 1830

A. Zuleger, Leipzig.

Den Vorzug vor allen

Ohne Konkurrenz

Autoharp mit einlegbaren Musikstücken.

Autoharp.

A. Zuleger, Leipzig, gegründet 1872.

CONRAD MERZ

STUTTGART * KÖNIGSSTR. 37.

Erstes Versand-Haus der Württembergischen Leinen-Industrie.

Gegründet 1838.

Man verlange den reich illustrirten Katalog.

Prämiirt mit der Medaille der Kriegsschul-Ausstellung Köln 1890.

Leder-Ohren. D. R.-Patent No. 52079. Holzbügel.

Kleiderbügel „Puck", einfacher Apparat

zum zweckmässigen Aufhängen von Hose, Weste, Rock.

Die Hose nimmt in kurzer Zeit die ursprüngliche Form an, erscheint wie aufgebügelt und die vom Tragen benöthigte Ruhe verschwindet, beim Rock die herausgedrückten Schultern.

Ordnung Raum-Ersparniss, Ordnung im Schrank, kein abgerissenes Aufhängeel mehr!

Der ganze Anzug (Hose, Weste und Rock) hängt geordnet zusammen; dort, wesselbst vorher nur der Rock Platz fand, hängen auch Hose und Weste, ohne mehr Raum zu beanspruchen.

Jemand Hose zu Rock wollend, nimmt eine weit kürzere Zeit zum Aufhängen hängen, das Ingangsetzen verspart die Kleidungsstücke, wenn am Aufhängeel hängend, erheblich, während dieses Eigengewicht beim Puck die gute Form der Kleidungsstücke wieder herstellt.

M. —,60 einfacher Puck (Holzbügel) } das Dutzend = 10 Stück { M. 5,—
„ 1,20 Puck mit Leder-Gleve . . . } „ 10,—
(die Leder-Ohren schonen den Rock.)

Elegante Form polirt, geschnitzt, Intarsia etc. in reicher Wahl.

Berlin, Kleine Präsidentenstrasse 2. Hamburg, Grosse Bleichenstrasse 12. Stand in Chicago: Industrie-Palast, 1. Galerie, Deutsche Abtheilung.

Puck & Co.

Ehren-Diplom und goldene Medaille Madrid 1892.

Anerkennungs-Diplom Stuttgart 1892.

Ehren-Diplom Deutsche Gewerbe-Ausstellung London 1891.

Schmerzstillendes Mittel

Analgen — Dr. — Vis.

Mit grossem Erfolge bereits und privatärztlich erprobt. Gegen Gicht — und rheumatische Schmerzen, Migräne, Neuralgie und Ischias. Unangenehme Nebenwirkungen fehlen vollständig. In allen Apotheken zu haben. Literatur u. Proben: Dahl & Co., Barmen.

LIEBIG Company's FLEISCH-EXTRACT

NUR ÄCHT wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in blauer Farbe trägt.

Neuerdings erscheint

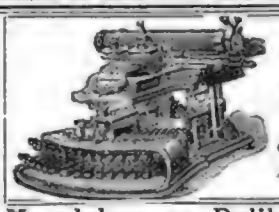
Die Modenwelt

ohne Preis-Erhöhung in jährlich 24 reich illustrirten Nummern von je 12, statt bisher 8 Seiten, nebst 12 grossen farbigen Modenbildern mit etwa 700 Schnittmustern.

Vierteljährlich 1 M. 25 Pf. = 1 fl. 20 kr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Katalog Nr. 4202). Probenummern in den Buchhandlungen gratis oder auch bei den Expeditionen

Berlin W. 35. — Wien I. Opernring 3.



The „Crandall"

beste und billigste aller Klaviatur-

Schnellschreibmaschinen.

Preis M. 300,—.

Prospekte gratis und franko bei: Crandall Maschine Co. of U. S. Europäische Filiale: Amsterdam, Keizersgracht 302. Agenten gesucht!

Magdeburger Delikatess-Sauerkraut

in Cylindern ca. 480 Pfund 25 M., ½ Cylinder ca. 225 Pfund 13 M., Viertel ca. 110 Pfund 7 M., Achtel ca. 53 Pfund 3,50 M., ¼ Achtel ca. 27 Pfund 2,50 M., Zentnerfass 1,25 M.

Ia. Salzgurken, kleine, Fässer 250 St. 15 M., Fässer 500 St. 25 M., Tonnen 1000 St. 45 M.

Ia. Grüne Schnittbohnen, Fässer 15 M., Fässer 8 M., Tonnen 2 M.

Ia. Perlzwiebeln, Fässer 20 M., Fässer 10 M., Fässer 5 M., Tonnen 2 M.

Ia. Perlgelbeerben, Fässer 20 M., Fässer 10 M., Fässer 5 M., Tonnen 2 M.

Ia. Pfeffergurken, Fässer 15 M., Fässer 8 M., Fässer 4 M., Tonnen 2 M.

Ia. Pfeffergurken, Fässer 20 M., Fässer 11 M., Fässer 6 M., Tonnen 3 M.

Ia. Pfaumenmus, Fässer 20 M., Fässer 11 M., Fässer 6 M., Tonnen 3 M.

Sämtliche Fässer mit Gratis-Zugabe von 1 Fass Inhalt. Preise gelten für den Fall Bahnversendung des Betrages vorher eingesandt wird. Versand gegen Nachnahme oder Postanweisung des Betrages. Preisliste gratis und franco.

Driesen & Hellmann, Magdeburg-Neustadt.

Sauerkohl- u. Konservenfabrik mit Dampfbetrieb.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neues prachtvolles Festgeschenk für jede christliche Familie!

In unserem Verlage ist erschienen:

Leben Christi.

Zwanzig Bilder nach Gemälden berühmter Meister.

Mit einem Präludium und zwanzig Liedern von

Ludwig Ziemssen.

Grossfolio. In stilvoller Mappe mit Gold- und Farbendruck.

Preis 20 Mark.

Seit Jahrhunderten hat die Kunst aus den Ereignissen des Lebens Jesu die Motive zu ihren herrlichsten Hervorbringungen entnommen. Malerei, Bildhauerei, Dichtkunst und Musik sind in gleicher Weise von ihnen befruchtet und beeinflusst worden. Und jedes Zeitalter hat seinen besonderen Anklang für die verschiedenen Stimmungen gesucht, die im Menschenherzen durch die Betrachtung des Lebens des Erlösers angeregt werden. In dem vorliegenden Prachtwerk sind nun 20 Meisterwerke religiöser Malerei, welche das Leben Christi behandeln, in fein ausgeführten Holzschnitten reproducirt, auf getontes Papier gedruckt und auf Kupferdruckpapier aufgezogen, in einer farbenprächtigen Mappe vereinigt, und Ludwig Ziemssen hat es unternommen, die wundersamen Schöpfungen der Malerei mit einem Text in poetischer Form zu begleiten, der weniger fast die dogmatische, als die allgemein menschliche Seite des Lebens- und Leidensgeschichte betont.

Verzeichnis der einzelnen Bildtafeln:

„Maria Verkündigung" von Bartolomeo Esteban Murillo. — „Die heilige Nacht" von Antonio Allegri da Correggio. — „Anbetung der Hirten" von Paul Veronese. — „Ruhe auf der Flucht nach Aegypten" von Ferdinand Bol. — „Der zwölfjährige Jesus im Tempel" von Gerard Houthorst. — „Die Taufe Christi" von Guido Reni. — „Die Versuchung Christi in der Wüste" von Urs Scheller. — „Die Heilung zu Cana" von Paul Veronese. — „Christus und die Schriftgelehrten" von Bernardo Luini. — „Der Ehebrecher" von Tizian Vecellio. — „Die Auferweckung des Lazarus" von Peter Paul Rubens. — „Das heilige Abendmahl" von Leonardo da Vinci. — „Christus vor Gericht" von Antonio Allegri da Correggio. — „Christus mit der Dornenkrone" von Guido Reni. — „Christus auf dem Wege nach Golgatha" von Rafael Sanzio. — „Christus wird ans Kreuz geschlagen" von Peter Paul Rubens. — „Die Kreuzigung Christi" von Peter Paul Rubens. — „Klage um den toten Christus" von Anton van Dyck. — „Die Grablegung Christi" von Tizian Vecellio. — „Christi Himmelfahrt" von Eduard von Gebhardt.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes.

Creolin Pearson

das beste und billigste Desinfectionsmittel.

Unschädlich und nicht ätzend

Unentbehrlich

Wissenschaftl. Arbeiten, Atteste etc. durch William Pearson & Co. HAMBURG

Gegründet 1865.

Jede Dame wunscht ein chices, faltenloses Sitzen der Taille!

Nur durch Prym's Patent-Reform-Haken und -Oesen ist dies zu erreichen!

Weittragendste Erfindung auf dem Gebiete der Mode.

Taille mit seitherigen Haken und Oesen nach nur 4 Wochen langem Gebrauch.

Lücken und Falten überall

Taille mit Prym's Reform-Haken u. Oesen nach über 6 Monate langem Gebrauch.

sitzt noch faltenlos wie neu.

— Auf verschiedenen Abbildungen sind die Haken und Oesen zur besseren Veranschaulichung auf dem Stoffe angebracht, in Wirklichkeit befinden sich die Haken und Oesen bekanntlich unterhalb des Stoffes. —

Prym's Patent-Reform-Haken und -Augen

verbiegen sich nicht, und gehen nicht auf, öffnen sich nicht von selbst. Stehen auch ohne Messungen genau gegenüber, daher regelrechtmässiges Zunähen und schneller Insbesorgungsetzen.

Für Haus-, Wasch- und Arbeits-Kleider geradezu unentbehrlich. Wäsche und Bügelnähen schaden ihnen nichts. Die Taille hält doppelt so lang und haben selbst bei Arbeit und starker Bewegung ihren guten Sitz.

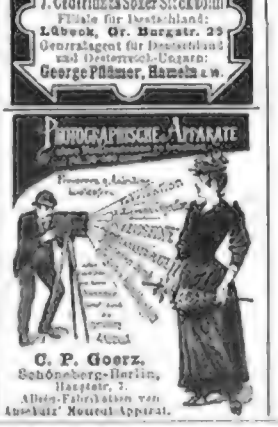
Auf die Dauer billiger wie alle anderen Verschlüsse, weil sie auch Verschleiss der Zeit nicht wieder abgetragen und auf Neue verwendet werden können.

Jede sparsame Hausfrau kaufe darum für 10 Pfennige und rühe sich nur zum Male — immer und nur über den schönen adretten Sitz, den sie der Taille wieder geben.

Anzubringen leicht, auch der besten Kunstnähen schädigen Mängelung.

Zu kaufen in allen besseren Posamenten- u. Kurzwarengeschäften.

Fabrik: William Prym'sche Werke, Stolberg, Rheinland.



C. P. Goerz. Schöneberg-Berlin, Hauptstr. 7. Allein-Fabrikation von Anschütz' Moment-Apparat.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

№ 4.

71. Band.
Sechsundsiebzigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Die Schwestern.

Roman
von
Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Günther von Hanstein befand sich in einer Aufregung, welche ihm das Herz schwer klopfen machte und sich wie ein dumpfer Druck auf die Stirn legte. Ihm war, als könne er vor Beklemmung nicht atmen. Gerade so war ihm, wenn er in engen, heißen Zimmern verweilen mußte.

Aber trotzdem ging er mit einem ruhigen Gesicht und festen Schritten seinen Pflichten nach. Er konnte nicht von Mariannen nach seinem Hause zurückkehren; Meldungen und Besuche, die er zu machen hatte, beschäftigten ihn noch über zwei Stunden. Aber keiner von den Männern, mit denen er lange zu sprechen hatte, merkte ihm auch nur den Schatten einer Verstimmung an.

Es war bald ein Uhr, als er wieder in seinen Garten trat. Im Augenblick, wo er die Hausthür öffnete, war ihm, als zerbräche der Panzer, den er um sein Inneres trug, als könne er seinem Weibe doch nicht unbefangen begegnen.

Mit starken Schritten ging er neben dem Hause auf und ab, um sich zu sammeln. Dann zog es ihn hinab zum Ufer. Ihm schien, als atme sich dort der salzige Hauch des Meeres unmittelbarer und als thäte ihm schon der blasse Anblick des Wassers wohl, wie ein Heilmittel.

Indessen sein Fuß stockte auf halbem Weg.

Da unten sah er, im lichten Mittagsschein des fröhlichen Herbsttages, ein buntes Bildchen.

An der Brücke lag neben seinem eigenen Segelboot noch ein fremdes.

Zwei Damen saßen darin, in sehr auffallenden Sportkostümen, mit keden Friesmützen auf den Haaren. Die eine Dame war Franziska Görne-Hellfeld. Sie schwatzten mit einander, während das Segel gelockert an dem Mast leise und träumerisch hin und wieder schwankte, wie ein großer Vogelflügel.

Auf der Brücke stand Malve, noch in jenem Morgenkleid. Den einen Arm hatte sie erhoben und mit der Hand hielt sie den schlanken Flaggenmast umklammert, der aus dem Geländer der Brücke aufragte. So zeigte sich der schlanke Arm ganz enthüllt.

Vor ihr stand ein Mann, hoch, elegant, blond, in enganliegendem Sportkostüm. Der Mann sprach auf Malve ein.

Photogravure-Verlag von Franz Hanfstängl in München.

Der Guitarrespieler.

Nach dem Gemälde von Fr. Preliß (Seite 25).

Und sie lächelte, strahlend, unterhalten, ganz zufrieden.

Diesen Ausdruck hatte Günther seit gestern abend noch nicht bei ihr gesehen.

Man bemerkte ihn nicht. Er kehrte um, seine Lippen waren farblos.

„Ich muß sie mir noch einmal erobern," sprach er zu sich.

„Werd' ich das können?" fragte er sich.

„Wirst Du es wollen?" schien ihn irgend eine ferne, fremde Stimme zu fragen.

Es war die Stimme des gequälten, gedemütigten Stolzes, der für immer verwarf, was seiner nicht würdig war.

Aber Günther von Hanstein war gewöhnt, zu allererst immer auf die Stimme der Ehre und der Pflicht zu hören.

Und diese befahl ihm, mit Geduld und Liebe das haltlose Weib zu sich empor zu retten.

V.

Einige Wochen waren hingegangen und es schien, als habe sich gar nichts ereignet. Ueber Günthers Lippen war kein Wort gekommen, das Malve hätte zu beunruhigen brauchen, weder zu einem Vorwurf, noch zu einer Ermahnung hatte er sich herbei gelassen. Er war immer liebevoll, aber es war nur eine väterliche Art von Güte; seine Zärtlichkeit brauchte Malve nie wieder nach jenem ersten Abend zu erdulden. Er führte Malve aus und gab selbst die Veranlassung dazu, daß man Gäste einlud, aber es waren fast durchweg andere Gäste, als die, welche in Günthers Abwesenheit im Hause verkehrt hatten. Ohne eine weitere Bemerkung bezahlte er die bösen Rechnungen, aber das Monatsgeld für die Haushaltung wie für die persönlichen Bedürfnisse Malves zahlte er in einer merklich geringeren Summe aus, auch trank er bei Tisch einen ganz einfachen Wein, im Gegensatz zu dem guten Bordeaux, an welchen er gewöhnt war. Dies alles hieß stumm und deutlich: Wir werden so lange sparen, bis wir die vergeudete Summe wieder hereingebracht haben. Malve konnte recht gut an den Fingern sich abzählen, daß man schneller zehntausend Mark ausgibt als zusammenspart, und daß man, da die Ersparnisse nur für die Welt unmerkliche sein durften, viele Jahre nötig haben würde, bis sie wieder beisammen waren. Malve fühlte sich bei diesen Zuständen wie von unsichtbaren Ketten umgeben.

Anstatt reuevolle Selbsteinkehr zu halten, sah sie sich im blinden Trotz als das Opfer eheherrlicher Tyrannei an. Sie klagte sich oft bei ihrer Mutter aus und hatte da die Genugthuung, sich bestätigen zu lassen, daß Günther eine feine Frauenseele gar nicht verstehe, daß solch ein Mann lieber gar nicht hätte heiraten müssen.

Drei oder vier Tage nach Günthers Heimkehr hatte Oswald von Bodmann seinen Besuch gemacht. Gerade war Marianne zugegen, welche den Geschwistern eine Einladung der Mutter brachte. Sie sah es wohl, daß bei der Meldung Günthers Farben sich veränderten und daß Malve dunkelrot wurde.

„Er wird den Besuch nicht annehmen," dachte sie zitternd, hörte aber schon Günthers ernste, ruhige Stimme sagen: „Wir lassen bitten." Es schien, als sähe er Malvens glühende Wangen nicht. Mite stand noch einen Augenblick zögernd still und sah ihre Herrin ganz naiv vorwurfsvoll an. Erst auf des Kapitäns ungeduldiges „Nun —" verschwand sie.

Bodmann trat ein, völlig unbefangen, verbindlich wie immer. Das Bedürfnis, sich angenehm zu machen, war immer so stark in ihm und er war seiner Erfolge stets so sicher, daß auch jetzt die Gewißheit in ihm vorherrschte, er werde sich den Mann in fünf Minuten erobern. Es ging ihm wie vielen Frauenlieblingen, er hatte keine Ahnung davon, daß die Männer ihn so sehr gering schätzten. Und wenn er es schon einmal bemerken mußte, schob er das auf persönliche Eifersuchtsmotive.

Dieser Besuch ward für Marianne wie ein Schauspiel, das sie nie wieder vergaß und sie ahnte nicht, daß ihre Zuschauerrolle von Günther für eine sehr analvolle gehalten wurde.

Die bestrickende Liebenswürdigkeit Bodmanns erkannte an der steifen Höflichkeit des andern Mannes. Malve wagte nur, wenn sie besonders von einem der beiden Männer angerufen ward, ein ängstliches Wort.. Günther von Hanstein war höflich, aber gerade nur so viel als es nötig schien, den Freiherrn nicht zu beleidigen, er war ablehnend, aber gerade nur so weit, daß der andere sich nicht greifbar gekränkt fühlen konnte.

Marianne hatte alle Vorzüge in Günther gesucht, nur nicht die des überlegenen Weltmannes. Jetzt war sie vor erstaunter Bewunderung stumm über sein Benehmen. Noch einen Grad mehr Kälte und Bodmann hätte sich so mit Absicht gekränkt fühlen müssen, daß er Günther seine Zeugen schicken konnte. Noch ein Grad Wärme mehr und Bodmann hätte schließen dürfen, er sei ein willkommener Gast. Es war unschwer, bald auf den feinen Zügen des schönen Mannes das Unbehagen zu lesen, welches in ihm wuchs und wuchs. Er befand sich in einer verwünschten Situation. Diesem Seebären war ja auf keinerlei Weise beizukommen. Weder konnte man ihn bezaubern noch reizen.

Arme kleine Frau, an einen vollkommenen Eisblock gefesselt zu sein.

Nur die Genugthuung hob Bodmann über diese Stunde hinweg, daß seine Persönlichkeit ohne Zweifel der tyrannisirten Frau ein Lichtblick im sonst unerträglichen Leben bedeutet habe.

Bald nach diesem Besuch gaben Günther und Malve ihre erste Gesellschaft; Bodmann wurde nicht geladen, was ihn beinahe mit Genugthuung erfüllte. Er sah darin ein Zeichen blinder Angst des eifersüchtigen Mannes.

Franziska Görne-Hellfeld gab sich aber auf dieser Gesellschaft als liebste Freundin des Mannes wie der Frau. Und Marianne sah mit erneuter Bewunderung, wie Günther auch das ertrug, wie er darauf einzugehen schien, ja sie sogar zu Tische führte. Sie allein dachte sich, daß dies die Henkersmahlzeit der Frau in diesem Hause sein werde und daß Günther durch sein Benehmen sagen wolle: ich habe keine Gründe, meiner Frau zu zürnen.

Hätte Marianne nun gar die Gespräche der beiden belauschen können!

Frau Franziska fühlte sich wie bewaffnet. Ihr Vergnügen war ein unaussprechliches und sie wollte die Stunde auskosten.

Mit der Sentimentalität, welche so gut zu ihren feuchtschimmernden, rötlich umrandeten Augen paßte, begann sie, sich vergangener Jugendtage zu erinnern.

Aber Günther erinnerte sich an nichts — so genau sie auch Daten und Begleitumstände dieser oder jener gemeinsam verlebten Stunde feststellte.

Dann beklagte sie den Mißgriff, den sie mit ihrer Heirat gemacht; was habe eine Frau davon, wenn der Gatte excentrischen Neigungen nachlebe, auf eigener Jacht die Meere durchkreuze und alle Jahr nur zwei- oder dreimal sich in seinem Hause zeige.

Aber anstatt sie zu bedauern, riet Günther ihr, doch stets den Gatten auf dessen köstlich ausgestatteter Jacht zu begleiten, sprach mit hoher Anerkennung von einem gediegenen Reisewerk, welches Herr Görne-Hellfeld herausgegeben und erkundigte sich mit warmer Anteilnahme nach den jetzigen Plänen und dem gegenwärtigen Aufenthalt des Mannes.

Wenn Franziska sich keine Blößen geben wollte, mußte sie nun lebhaft beklagen, daß ihre unüberwindliche Furcht vor dem Wasser eine Teilnahme an den Reisen nicht gestatte; sie mußte sogar Beunruhigung heucheln darüber, daß von ihrem Mann seit drei Monaten alle Nachrichten fehlten. Als sie so begriff, daß es ihr mit der Sentimentalität nicht gelingen werde, aus Günther ein lebhaftes Wort herauszulocken, ging sie zur Bosheit über. Dies war ihre echtere Waffe.

Sie überstürzte sich in Fragen und Bemerkungen. „Haben Sie sich nicht gefreut, daß aus Ihrer Frau inzwischen eine Lady geworden? — Malve hat geradezu ein Genie für die Erfindung von Dekorationen und Kleidern. — Finden Sie nicht, daß Bodmann ein entzückender Mensch ist? Warum haben Sie ihn nicht eingeladen? Das ist undankbar, er hat sich stets als bestissener Kavalier um Ihre Frau verdient gemacht. — Hat Malve Ihnen von dem bezaubernden Feste erzählt, welches Bodmann im Frühling auf seinem Gut gab? — Sind Sie nicht erstaunt, mit wie wenig Mitteln Malve das Haus so entzückend eingerichtet hat."

„Nein," sagte Günther mit einem Ausdruck von höchstem Phlegma, „ich gehöre zu den Menschen, die über nichts erstaunen."

Sie lachte nervös auf, breitete ihren riesigen Federfächer vor ihrer Büste aus und sprach, sich nachlässig fächelnd:

„Nun, über gewisse doch vielleicht. Wenn zum Beispiel Malve Ihnen unterdes treulos geworden wäre — ich sage ja nur wäre — so würden Sie sich doch etwas unangenehm gewundert haben."

„Ich würde mich nicht gewundert, sondern ich würde gehandelt haben," sprach Günther.

Man konnte nichts Einfacheres sagen. Aber die schwere Art, wie dies „ich würde gehandelt haben" herauskam, enthielt eine versteckte Drohung.

„Hu," rief sie und zog mit gespielter komischer Furcht die nackten Schultern hoch, „hätten Sie in Stich- oder Schußwaffen gearbeitet? Wissen Sie, Pistolen — das knallt so fürchterlich. Ich ziehe geräuschlose Waffen vor."

„Ich auch," sagte er eisig, „und zu diesen rechne ich besonders die Verachtung für gefällige Vermittler."

Eine Sekunde lang verließ sie die Fassung. Aber es hieß sich eine unbefangene Miene geben. Unter gräuschvoller Lustigkeit verbarg Franziska ihren Zorn.

Sie wußte jetzt auch, wie Marianne es gewußt, daß sie an diesem Tisch nicht wieder sitzen würde. Aber daß Günther ihre Hand noch spüren sollte, schwor sie sich.

Seit dieser Gesellschaft waren nun Wochen vergangen, Malve fing allmälich an zu begreifen, daß sie jeder Freiheit beraubt sei. Jeden Morgen wußte ihr Gatte auf eine harmlose und in die Form liebender Fürsorge gekleidete Art ihr einen Tagesplan zu entlocken und stand auf demselben ein Besuch bei der Görne-Hellfeld, erklärte Günther sich bereit, denselben mitzumachen, worauf Malve ihn dann aufgab. Nur zwei- oder dreimal hatte sie gewagt, während der Dienststunden des Gatten, heimlich zur Freundin zu schlüpfen.

Daß das „arme Kind" dies Leben nicht mehr aushalten könne, war bei Frau Dallmer feste Meinung geworden. Dem Schwiegersohn zum Aerger, wie sie dachte, beschloß sie eine große Gesellschaft zu geben und zu derselben die beiden, von Günther so ungerecht Verfehmten einzuladen. Ihr wenigstens hatte Gott sei Dank dieser Mann, der seine Frau so gar nicht verstand, nichts zu befehlen.

Die Einladungen waren ergangen und da es Günther auch nicht im Traum einfiel, daß Mama Dallmer zwei Leute einladen könne, die er von seiner Schwelle entfernt hielt, fragte er gar nicht nach der Liste der Gebotenen. Marianne hatte auch keine Ahnung davon, diese beiden Formulare füllte Frau Dallmer selbst aus und trug sie selbst zur Post.

An einem sehr freundlichen Novembertag — der Herbst war milder und noch kein Frost hatte die Erde gehärtet — gingen Marianne und Petra in die Stadt. Mama Dallmer hatte ihnen einen langen Zettel und ein Portemonnaie voll Gold mitgegeben. Es hieß Bestellungen und Einkäufe für die Gesellschaft machen.

Petra hing vergnügt am Arm der Schwester. Sie hatten beide Sealskinjacken bekommen und Petra freute sich unbändig.

„Du, Alte," sagte sie, „ich will Dich 'mal ein bißchen loslassen und ein paar Schritte voran gehen, damit Du mir sagen kannst, wie ich mich so von weitem in der Jacke mache. Ja — soll ich?"

Damit ging sie schon allein schnell mehrere Schritte voraus, stand wieder still, die Schwester erwartend, und fragte:

„Na?"

„Einfach großartig," sprach Marianne mit gutmütigem Lächeln. Petra hing schon wieder an ihrem Arm.

„Neben Dir falle ich doch weg. Besonders mit dem Teint. Früher verzogen sich doch die Sommersprossen immer, wenn es Winter wurde, aber jetzt sieht man ihren holden Abglanz auch im Winter auf meiner Nase. Am Ende stößt Axel sich an den Sommersprossen — Gott, das wäre schrecklich."

„Ich glaube, daß er nicht der Mann ist, sich an Aeußerlichkeiten zu stoßen," sagte Marianne.

„Aber warum schweigt er denn noch immer — immer! Bin ich nicht ganz artig gewesen? Hast Du seit vier Wochen ein vorwurfsvolles Wort gegen ihn oder

seinen Felix von meinen Lippen kommen hören? Nein — ich habe mich einfach musterhaft betragen, das mußt selbst Du zugeben. Und doch spricht er immer noch nicht," klagte Petra.

„Ich kann zugeben, daß Du versucht hast, Dich zu beherrschen und zwar mit ziemlichem Erfolg. Aber sich beherrschen und sich mit Ueberzeugung ändern, das sind zwei ganz verschiedene Dinge," sagte Marianne.

„Ich will Dir was anvertrauen, Alte," flüsterte Petra vergnügt, „ein bißchen habe ich mich schon wirklich geändert. Weißt Du, Günther hat Schuld daran, oder das Verdienst davon, richtiger gesagt. Denkt ihr etwa, daß ich nicht weiß, daß Malve Schulden gemacht hat und sich auch sonst nicht korrekt benahm? Ich dachte immer: wenn Günther heimkommt, gibt es einen Heidenspektakel. Er wird rasen und zuletzt doch alles verzeihen. Und was geschah? So zu sagen nichts. Donnerwetter, was für 'ne männliche Selbstbeherrschung und was für 'ne kaltblütige Energie. Ohne einen Ton zu sagen, erstickt er alle Gefahren wie mit einer eisernen Faust. Das hat mir riesig imponirt. Und der Mann sagt von Axel: ‚Sellhausen ist ein Charakter, der mir imponirt.' Weißt Du, ich glaube doch beinahe, daß sie da draußen auf dem Meer, so Aug' in Aug' mit der ungeheuren Größe der Schöpfung, andere Menschen werden als wir. Reiner, fester, edler. Der kleine Schmutz so vom Alltagsleben kommt nicht an sie heran."

Marianne drückte den Arm der jüngeren Schwester fest an sich. Ihr Herz klopfte, als Petra so in Bewunderung Günthers sich erging, und ihr Auge ward feucht, als sie hörte, wie in dem lieben, kleinen thörichten Kopf demütige Gedanken wach wurden.

„Ich wollte, er hätte es gehört, was Du eben sprachst," sagte sie.

„Erzähle es ihm nicht wieder," bat Petra erschreckt, „dann leugne ich alles."

Sie waren jetzt bei den Anlagen vor dem Schloß und wollten dieselben eben schräg durchgehen, als Petra in den Arm der Schwester kniff.

„Sieh da — ist es möglich — es ist zum Totlachen — wahrhaftig — zu Pferde — er."

Sie hielt ihren kleinen Muff vor Mund und Nase und kicherte hinein.

Der Lieutenant zur See Axel Sellhausen kam im Schritt angeritten.

„Was ist dabei zu lachen," sagte Marianne streng, „es reiten doch viele Marineoffiziere, jetzt sogar müssen es die Kadetten lernen, Felix Sellhausen hat es Dir erst neulich erzählt."

„Ja, weil 'mal ein Admiral vom Pferde gefallen ist, bei einer Repräsentationsangelegenheit — wie komisch, wie komisch."

Petra konnte sich vor Vergnügen nicht fassen. Sie mußte immer lachen, wenn sie einen Marineoffizier zu Pferde sah. Und zufällig hatte sie Axel noch nie reiten sehen.

Da die beiden Schwestern stehen geblieben waren, konnte Axel Sellhausen nur annehmen, daß sie ihn mit einem Gruß erfreuen wollten. Er ritt heran, legte die Hand an die Mütze und verneigte sich artig. Er wußte, daß er sich vortrefflich zu Pferde ausnahm, seine Kameraden hatten es ihm oft gesagt. Deshalb kam ihm nicht im entferntesten die Idee, daß etwa er der Gegenstand von Petras Heiterkeit sein könne. Er freute sich, da er sie lachen sah, denn gerade ihre Lustigkeit war für ihn, den etwas Ernsten, von bestrickendem Reiz.

„Befinden sich die Damen und Frau Mama wohl?" fragte er vom Pferd herab.

Marianne antwortete und erzählte, daß sie im Begriff seien, Kommissionen für die Gesellschaft zu machen.

„Ich freue mich unaussprechlich auf den Ball," sagte Sellhausen; „mein kleiner Felix auch."

Sein Blick ruhte lächelnd auf Petra, die immer in neuen Heiterkeitsausbrüchen in ihren Muff hineinkicherte.

„Darf ich wissen, Fräulein Petra, worüber Sie sich so amüsiren?" fragte er.

„Ueber die berittene Jebirgsmarine," rief sie, eines Berliner Volkswitzes gedenkend, den sie einmal in einer komischen Gerichtsverhandlung gelesen. „Sie sehen zum Totlachen aus — so hoch zu Roß."

Sie konnte das Wort nicht zurückhalten, sie wäre daran erstickt.

Er wurde jäh dunkelrot.

„Es ist für einen Mann nicht schmeichelhaft, die komische Figur für spottlustige Damen zu spielen," sagte er, verneigte sich gegen Marianne mit ganz besonderer Höflichkeit, sah Petra gar nicht mehr an und sprengte davon.

„Du hast ihn schwer gekränkt," rief Marianne.

Petra sah aus, wie das schlechte Gewissen in Person, meinte aber obenhin:

„Ach was, er ist auch zu empfindlich, so ein kleines, dummes Wort."

„Ein kleines, dummes Wort," sprach Marianne im Weiterschreiten, „kann sehr viel sein. Es kann zum Tropfen werden, welcher das Gefäß zum Ueberlaufen bringt. Es kann einen Glauben zerstören, in den man sich gewiegt. Und wenn Axel seit vier Wochen anfing, zu hoffen, daß Du Dich änderst, dies kleine, dumme Wort hat ihn aus allen Hoffnungen gerissen."

Petra ging mit kläglich gesenktem Kopf nebenher. Ihr fiel mit einemmal ein, in welcher besonderen Art Axel gesagt hatte: „Ich freue mich unaussprechlich auf den Abend." Gewiß, er hatte da das erlösende Wort sprechen wollen.

Nun, wenn das seine wirkliche Absicht gewesen war, dann wäre es ja höchst unmännlich von ihm, sie wegen des überflüssigen kleinen „Schnacks" nicht auszuführen. Und unmännlich war er nicht.

Nachdem Petra sich diesen Satz zurechtgelegt, erhob sich ihr unzerstörbarer Optimismus daran gleich zur hellsten Freude.

„Ach was," sagte sie, „es hat gewiß keine schlimmen Folgen. Komm, laß uns nur erst nach Flamme gehen. Auf den Schreck muß ich erst einmal eine Tasse Schokolade trinken."

Da sie ohnehin bei Flamme in der Dänischenstraße die Torten und das Eis zu bestellen hatten, ergab sich Marianne. Es war ihr selbst niemals möglich, länger als zwei Minuten mit der Schwester böse zu sein.

In der Konditorei war es, wie immer, sehr voll. In dem langen, schmalen Lokal saßen an den kleinen Marmortischchen eine Unzahl Marineoffiziere jeder Charge. Die Tonbank, welche sich gerade dem Eingang quer gegenüber lang hinstreckte, war mit den verlockendsten Süßigkeiten beladen. Zwei Kadetten standen davor und packten sich ihren Teller, den sie jeder in der Hand hielten, mit Kuchen voll.

Marianne stieß den größeren etwas an, als sie herantrat. Der wandte sich halb — es war Felix Sellhausen.

Das junge Gesicht mit Purpurröte bedeckt, begrüßte er die Damen und verwünschte seinen vollen Kuchenteller zu allen Teufeln.

Es war für ihn auch kein geringer Augenblick: er stand seinem Ideal gegenüber und mußte von diesem für gefräßig gehalten werden.

Doch Marianne in ihrer himmlischen Güte sah den Kuchenteller gar nicht, sondern sah nur gerade und freundlich Felix in die Augen.

Aber Petra sagte gleich:

„Was für 'ne Torte mögen Sie am liebsten, Sellhausen? Ich will extra eine für Sie bestellen, die verstecken wir uns dann in der Veranda übermorgen abend, was?"

„Ich mache mir gar nicht so viel aus Kuchen," sagte Felix trotzig; „es gab heute mittag nur ein Gericht, das ich nicht essen konnte und Axel hat gesagt, in solchen Fällen soll ich lieber zu Flamme als ins Bierhaus gehen."

„Das ist sehr richtig," sprach Marianne; „ich freue mich immer über die jungen Leute, die hier verkehren und mache gute Rückschlüsse auf ihre Solidität."

„Wo man nascht, darfst du nichts Schlechtes suchen, böse Menschen essen keinen Kuchen," improvisirte mit ihrer nie versagenden Schlagfertigkeit Petra.

Nun mußte selbst Felix lachen und setzte sich in wiederhergestellter Unbefangenheit zu den Damen. Es hatte auch etwas Versöhnendes, daß Petra ihrerseits mehr Kuchen aß, als Felix bei einer jungen Dame für möglich gehalten.

Marianne warf daneben einen Blick in die Zeitung.

Es war sehr behaglich in dem langgestreckten Raum; das leise Geräusch der flüsternden Stimmen, das Klappern der Löffel und Tassen, das Grüßen herüber und hinüber, wenn jemand kam oder ging, machte, daß man sich heimisch fühlte.

Felix war sehr glücklich. Während er mit seiner künftigen Schwägerin plauderte — seit einiger Zeit hatte er ihr innerlich zugestanden, daß sie es werden dürfe, hauptsächlich, weil Marianne ihm dadurch verwandt werde — konnte er immer das feine, ernste Gesicht bewundern, welches er mehr liebte als alles. Mit einemmal sah er, daß die blassen Farben sich veränderten.

„Sie haben etwas Unangenehmes gelesen, gnädiges Fräulein?" fragte er.

„Etwas Erschreckendes. Hören Sie."

Vorgebeugt, mit raunender Stimme, um nicht den Anschein der Unbescheidenheit zu erwecken, als läse sie in einem Café laut vor, gab sie eine Zeitungsnotiz wieder.

„Erst jetzt erfährt man den Tod eines Mannes, der sich durch seine kühnen Reisen und ein im vorigen Jahre herausgegebenes Werk ‚Die Küsten Westafrikas' sehr bekannt gemacht hatte. Moritz Görne-Hellfeld ist mit seiner Jacht, wahrscheinlich Anfang August, an der Küste von Angola gestrandet. Er und die Bemannung waren hilflos an einen Strand geworfen von welchem aus ihnen zunächst jede Möglichkeit fehlte, Nachrichten zu geben und um Hilfe zu bitten. In mühsamer Wanderung suchte man Loanda zu erreichen. Görne-Hellfeld, sowie ein Teil seiner Leute unterlag dem Fieber und die beiden Ueberlebenden brachten endlich die Kunde nach Mossamedes, von wo sie nach Kapstadt gelangte. Gestern hat der Telegraph endlich die Unglücksbotschaft bis hierher und an die tiefgebeugte Witwe des Herrn Görne-Hellfeld getragen."

„Wie gräßlich," sagte Petra schaudernd, „nun ist die Frau seit drei Monaten Witwe und hat es nicht gewußt. Sie hat gelacht und getanzt, während er im Elend unterging. Was muß das für ein Gedanke sein. Obgleich sie ja im Grunde unschuldig ist, muß sie sich doch wie eine Verbrecherin vorkommen. Nein, wenn ich meinen Mann fern von mir wüßte, sollte mich kein Vergnügen in der Welt reizen. Ich würde immer denken: vielleicht geht es ihm gerade schlecht." (Fortsetzung folgt.)

Der Guitarrespieler.

(Hierzu das Bild Seite 73.)

Jeh' da schau oaner her! Dös is ja der Oberaufseher von Hoamalirch, just wie er d' Guitarre spielt und a Schnadahüpfl singt dazua. Guat hat 'n der Maler troffa, aber so muaß ma'n a abbildeln; denn an bessern Guitarrespieler findst net in der ganzen Revier. Grad gmüatli wird alles und kreuzfidel, wenn er no d' Guitarre abilangt (herabnimmt) von der Wand und a'fangt mit seine Gsetzanzeln (Strophen). Thaist net moana, daß er a Gschtudirter is mit 're (einer) Brilln auf der Nas'n und all das Geld vom Forstamt unter eahm hat, so viel schön kann er spiel'n und singa. Freili, kommt er aus der Gegend, vom Rainlaitnerhof drunten, und d' Musi is eham alleweil liaber gwen, als die Gschtudiererei (Studium). Velli jung is eahm z' Muat, sobald er d' Saiten unter die Finger g'schpürt und vom Diendl singt „Hoch droben auf der Alm", als klopfet eahm 's Herz no verliabt unterm Brustfleck und er hätt' net schon vor a zwanzig Jahrln sei Alte in d' Kirchen geführt. Läßt er im Herrenzimmer abends am Honoratzoritisch sei Leibgsangl hören:

„So lieb und so fei'
Mecht mer nix wia da Wei',
Und is do net so fei'
Wia die ea, die i mea."

so macht die Mirzl g'schwind die Thür in die große Stuben auf und jeder Bua schiebt's Glas auf d' Seiten und schaut sich nach an Diendl zum Tanzen um. Bald springt und hüpft und juchzt alles, daß 's a wahre Freud is, und den größten G'schnaß hat der Guitarrespieler, der ein Landler um den andern zum besten gibt. „Diendl, Du gfreust mi", „A Birn am Rucken, an Boschen am Huet" und so geht's furt, bis der Herr Oberaufseher, dieweil (zuweilen) recht spat, den Weg aus'm Bräustüberl z' Haus findt. Aber d' Gsangeln gehn eahm no lang net aus, und will 's Weib daheam harb (unwirsch) wern und nix wissen von dö „Sterneln und Engerln im Himmi", so klopft er's schön stat auf d' Schulter und singt:

„Du bist ma viel liaba
Als d' Engl'n allsamm
Und i mog erscht in Himmi,
Wann's di drob'n hamm" —

's verschmacht's (verdrießt) schier, aber schaut's eahm in das guatmüati, treuherzi G'sicht, so is vorbei mit Zorn und Trutz und 's thuat ihr grad leid, daß'n net g'hört hat beim Guitarrespiel'n. A. R.

Kunst am englischen Hofe. Nach dem

ilde von Louis Leloir. (Seite 78.)

Kunst am englischen Hofe.

(Zu dem Bild Seite 76 und 77.)

Die Terrasse an der Parkseite des königlichen Lustschlosses war der Sammelplatz aller kunst- und schönheitliebenden Kavaliere, seit der unlängst von Karl I. berufene junge Niederländer, der Maler der entzückenden Armida, dort seine Staffelei aufgeschlagen hatte. Keine Fabelgöttin, sondern Lady Grace Pengrave, die bezaubernde Armida des Hofes, in ihrem vollen verführerischen Reiz darzustellen war heute Van Dyck zur erwünschten Aufgabe geworden. Um so dankbarer erschien sie ihm, als der stolzen, rotgoldenen Schönheit sich die kindlich sanfte, anmutige Mary Ruthvens gesellte. Die beiden Damen hatten sich auf den teppichbelegten Stufen niedergelassen, Lady Grace, die schlanken, zierlichen Hände träumerisch in den Schoß gesenkt, Lady Mary die Laute im Arm. Hinter ihnen halb im Schatten der das Portal schmückenden Blütensträucher und Ranken lehnt am Geländer Marquis Richford und verwendet, in Graces Liebesbande verstrickt, kein Auge von seiner Angebeteten. Wie freundlich sie das Antlitz zu langer, aufmerksamer Betrachtung dem Maler darbietet, der, in ihren Anblick tief versunken, ihre Erscheinung mit ganzer Seele zu erfassen strebt! Unmutig krampft sich Richfords Hand, an der bereits ein Treupfand der schönen Grace blinkt, um die Hutkrampe. Aber er mag unbesorgt sein, wenigstens in Betreff des Malers.

Nicht umsonst sitzt Mary Ruthven, in Rücksicht auf die schlimmen Vermögensverhältnisse ihres Vaters, des Grafen Gowrie, sonst meist dem Hofe ferne, heute der reichen, vielgefeierten Peeress zur Seite. Herzog Buckingham hat sie seinem Schützling Van Dyck zur Braut auserkoren. Eben beugt er sich herab und lenkt flüsternd die Gedanken des Künstlers auf die holde Lieblichkeit Marys, die halb unbewußt ein Liedchen zur Laute angestimmt hat. 's ist eine alte Weise von Feinsliebchens Treu, „die einmal geschworen, nimmer verloren", fast zu ernst und herzlich für diesen höfisch galanten Kreis; aber just darum ergreift sie den Maler so wundersam. Marys inniges, sinniges Wesen entzieht ihn sachte dem Bann der blendenderen Nebenbuhlerin und bald, hofft Buckingham, wird sie ihn dauernd zu fesseln vermögen. Auch Sir Kenelm Digby, hier wie stets in der ersten Reihe der Bewunderer Van Dycks, ist dem Plan gewogen. Er hat einst die Beziehungen des jungen Rubensschülers zu Karl I. angebahnt und während er mit Kennermiene das in leuchtendem Farbenschmelz hervortretende Gemälde prüft, zweifelt er nicht, daß es dem Meister den Rang eines königlich englischen Hofmalers sichern wird. Das nächste Bildnis Van Dycks aber, Mary Ruthven als seine Braut in Erinnerung der Stunde, da sie zuerst „mit süßer Musik sein Herz gerührt", die Violine in der Hand, darstellend, gewann ihm dank höchster königlicher Gunst noch überdies die Ritterwürde und eine Brillantkette zum Hochzeitsschmuck.

Kurt Kraus.

Friedrich Friesen.

Am 24. September 1893 ist auf dem „Fürstenwall" in Magdeburg die Hülle von einem Denkmal gefallen, das einem der edelsten Söhne Deutschlands zum Gedächtnis errichtet worden.

Friedrich Friesen war der Sohn des Packhofbuchhalters Friesen in Magdeburg und wurde daselbst am 27. September 1785 (nach anderen 1784) geboren. Seine Eltern starben früh. Unter der treuen Fürsorge seiner zweiten Mutter wuchs er empor, wandte sich 1805 nach Berlin, dort das Baufach zu studiren, wurde aber durch Fichtes gewaltige „Reden an die deutsche Nation" angeregt, sich in jener schweren Zeit in den Dienst der Jugenderziehung zu stellen. Er trat in die nach Pestalozzischen Grundsätzen geleitete Plamannsche Schule in Berlin als Lehrer ein und entwickelte dort eine überaus segensreiche Thätigkeit, besonders in dem von seinem Mitlehrer Jahn begründeten Turnunterricht, dessen wissenschaftliche Begründung und methodische Durchführung er sich angelegen sein ließ. Auch außerhalb der Plamannschen Anstalt trat er für die Pflege des Turnens anregend und eifrig fördernd ein. War doch zu jener Zeit der Turnplatz eine Sammelstätte aller Nationaltugenden geworden. Wessen Faust sich unter dem Joche der verhaßten Fremdherrschaft ballte, wessen Herz bei dem Gedanken an das arme, geknechtete Vaterland blutete, der schloß sich in Berlin jenen Männern an, die zielbewußt an der Erneuerung der deutschen Nation arbeiteten. So auch in erster Reihe Friesen. Er und Jahn waren es denn auch, die im Verein mit Harnisch, Zeune, Preuß und anderen den nachmals so schnöde verdächtigten „Deutschen Bund" zur Befreiung des Vaterlandes stifteten. Als endlich die Tage der Erhebung kamen und Lützow in Breslau sein berühmtes Freicorps gründete, trat auch Friesen als Freiwilliger bei ihm ein. Eiselen, der Freund und Schüler Friesens, nennt die Stiftung der „schwarzen Schar" sogar Jahns und Friesens Werk.

Am 26. August 1813 fiel Theodor Körner und starb in den Armen seines Freundes Friesen; wenige Monate später, am 15. März 1814, sank auch dieser dahin, getroffen von der heimtückischen Kugel eines blödsinnigen ardennischen Bauern. Der Kirchhof von La Lobbe in den Ardennen wurde zunächst Friesens Ruhestätte.

Der Schmerz über seinen Verlust war groß. Lützow nennt ihn „von allen Menschen, die er kennen gelernt, den, der am wenigsten zu missen ist und an dem das Vaterland in jeder Beziehung am meisten verliert." Arndt widmet dem Gefallenen eines seiner stimmungsvollsten Gedichte; Jahn rühmt ihn als einen „aufblühenden Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher; eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt gleich lieb hatte."

Friesens Freund und Mitkämpfer August von Vietinghoff entriß, einem einst gegebenen Versprechen treu bleibend, im Jahre 1817 Friesens Gebeine der welschen Erde und führte sie — aus nie klar gewordenen Gründen — sechsundzwanzig Jahre in einer eisernen Kiste mit sich.

Am 15. März 1843 endlich wurden des herrlichen Heldenjünglings sterbliche Ueberreste der geliebten deutschen Erde auf dem Invalidenkirchhof in Berlin übergeben.

Der Geist Friesens ist lebendig geblieben, besonders in den Herzen der deutschen Turner, die zu ihm aufschauen als

Friedrich Friesen-Denkmal.

ihrem Ideal. Turner aus allen Gauen des Reiches sind es denn auch vor allem gewesen, die zur Errichtung des Denkmals freudig beigesteuert haben. Dasselbe besteht aus einem vierstufigen Unterbau, auf dem ein vierseitiger Sockel von poliertem schwedischem Marmor ruht. Dieser trägt die in Lauchhammer gegossene Kolossalbüste Friesens. Sie ist aus Bronze und legt durch den reinen harmonischen Ausdruck in ihren Zügen ein beredtes Zeugnis von dem künstlerischen Können ihres Schöpfers, Ernst Habs, ab, der das Denkmal im Auftrage seiner Vaterstadt geschaffen. Der Sockel trägt auf der Vorderseite die Inschrift:

Friedrich Friesen,
geboren 27. September 1785,
gestorben 15. März 1814.

und darunter Jahns Worte:

„Wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen unter der Jugend der Größeste aller Gebliebenen."

Die übrigen Seiten des Sockels sind mit trefflichen Reliefs geschmückt, welche die Hauptmomente aus Friesens Leben zur Darstellung bringen. Besonders das auf der Rückseite, den Schwur der Lützower in Breslau behandelnd, ist von lebensvoller Schönheit. Das aufblühende Magdeburg kann sich des neuen Schmuckes aufrichtig freuen.

Alwin Römer.

Heimkehr von der Taufe.

(Zu dem Bild Seite 81.)

Mit lauter Stimme verkündet die Glocke des kleinen Kirchleins das Ende des sonntäglichen Gottesdienstes und weithin dringt ihr Schall zu allen in dem engen Thale verstreut liegenden Häusern des einsamen Alpendorfes. Die Feierlichkeit hat heute etwas länger gedauert, denn an den eigentlichen Gottesdienst hat sich noch die Taufe eines neuen Erdenbürgers angeschlossen, in dieser Weltabgeschiedenheit ein hochwichtiges Ereignis, an dem natürlich alle Gemeindemitglieder, namentlich die weiblichen, gebührenden Anteil nehmen. Die glückliche junge Mutter des nun in die Gemeinschaft der Christen Aufgenommenen schreitet stolz mit ihrer süßen Last dem heimatlichen Herde zu. Aber sie kommt nur langsam vorwärts, denn immer treten wieder andere an sie heran, um sie zu beglückwünschen und das kleine, pausbackige Menschenkind pflichtschuldigst zu bewundern. Und auch die liebe Sonne ist jetzt über die Berge emporgestiegen und begrüßt mit ihren freundlich warmen Strahlen das kleine Wesen auf seines Lebens erstem Gange, den es im Mutterarm beginnt.

Prinzregent Luitpold auf der Fasanenjagd.

(Zu dem Bild Seite 83.)

Unter dem Federwild nimmt der Fasan eine höchst ehrenwerte Stellung ein; er ist ein vornehmer Vogel und vergilt die Weidmannsmühe mit — einem vorzüglichen Braten. Die Jagdherren lassen es deshalb an Rücksichten für denselben nicht fehlen und verstatten ihm vielfach ein trauliches Asyl, in dem er ungestört eine Familie gründen kann. In der Nähe Münchens befinden sich mehrere königliche Leibgehege für Fasanen; eines der größten ist die Fasanerie Hartmannshofen, unmittelbar hinter dem königlichen Lustschlosse Nymphenburg gelegen. Das stille Forsthaus am Waldessaum wird von den Städtern gerne besucht und zählt zu den beliebtesten Ausflugsorten der Münchener Umgebung. Erst im Spätherbst, wenn es niemand mehr gelüstet, unter dem Schatten der Tannen seinen Mokka zu schlürfen, ersteht auf den einsamen Gefilden ein frohes Weidmannstreiben. Eine erlauchte Jagdgesellschaft, der Prinzregent Luitpold von Bayern mit seinen Kavalieren, liegt dem edlen Weidwerk ob und durch Wald und Busch ertönt das Lärmen der Treiber, welche den schönen Hausfrieden der langgeschwänzten Ansiedler stören und sie veranlassen, ihr Heil in unbestimmter Ferne zu suchen.

Nun beginnt das scharfe Knallen der Büchsen und einer der eifrigsten Schützen ist der hohe Jagdherr selbst, der mit bewunderungswürdiger Treffsicherheit einen der Burschen nach dem andern herabschießt. Die weidmännische Rüstigkeit des Regenten läßt den Gedanken gar nicht aufkommen, daß es ein Siebenziger ist, dessen scharfes Auge und sichere Hand jeden jungen Schützen mit Neid erfüllen muß. Bald ist eine erkleckliche Zahl von Fasanen zur Strecke gebracht; das Jagen wird eingestellt, und nachdem der Jagdherr die Beute gemustert hat, wird an Ort und Stelle ein einfaches Jägerfrühstück eingenommen, bei dem es nach Weidmannsart fröhlich und gemütlich hergeht, denn der Regent mit seinem jugendfrischen Herzen liebt gemütliche Unterhaltung und frohen Scherz, wenn sich Zeit und Gelegenheit dazu bietet. Zuletzt erhalten sogar die Hunde ihr eigenes Frühstück, das zuweilen von dem hohen Jäger selbst verteilt wird. Dann geht es von der Weidmannslust wieder zur Residenz, wo ernste Arbeit und Herrschersorgen des unermüdlichen Fürsten harren.

B. Rauchenegger.

Herbstabend.

Dort hinter den dunklen Höhen
Sank sterbend die Sonne hinab,
Die schweigenden Gründe stehen,
Ein weites geöffnetes Grab.

Vom Thale die Nebel ziehen
In geisterhaft schwebenden Reihn —
O, könnt' ich mit ihnen fliehen
In den leuchtenden Himmel hinein!

J. S.

Die deutsche Universitätsausstellung in Chicago.

Chicago, September 1893.

In einem früheren Berichte habe ich die deutsche Universitätsausstellung in Chicago als ein kostbares Geschenk Deutschlands an das Ausland bezeichnet. Soweit die Vereinigten Staaten die beschenkte Nation sind, hat man ungefähr auf die Dankbarkeit zu rechnen, die uns ein Chicagoer Schlachthausbesitzer für Goethes „Faust" oder ein Indianer für ein Klavier darbringen würde. Der Vergleich mit dem Schicksal gewisser Perlen liegt freilich näher. Wenn es die Absicht der deutschen Unterrichtsverwaltungen war, den Amerikanern einen Begriff von dem deutschen Universitätswesen und der dermaligen Höhe deutscher

Wissenschaft zu geben, so haben sie mit dieser Ausstellung ihren Zweck vollständig verfehlt, denn letztere ermangelt jeglicher Eigenschaften, die für das amerikanische Volk Interesse haben. Und wenn ein Verständnis dafür vorhanden wäre, so würde der in Deutschverachtung großgesäugte Amerikaner eher die Augen absichtlich davor verschließen, als sich vor der Erhabenheit deutscher Wissenschaft und Forschung demütig beugen. Ist es jedoch das Ziel der deutschen Unterrichtsverwaltungen gewesen, eine unmittelbare Ausstellung des geistigen Lebens der deutschen Nation, soweit dies überhaupt möglich ist, als Selbstzweck zu versuchen, so ist das in schönster Weise erreicht worden, wobei eben nur zu bedauern ist, daß diese Ausstellung unter großen Opfern zur verunglückten Krone der deutschen Ausstellung in Chicago überhaupt gemacht wurde, zum schönsten Juwel, von dessen Existenz kaum einer aus tausend und von dessen Wert kaum einer aus fünfzigtausend der täglichen Schaulustigen eine Ahnung hat.

Auf einen deutschen Akademiker müssen die amerikanischen Universitätsausstellungen im Vergleich zur deutschen einen fast lächerlichen Eindruck machen. Selbst die berühmtesten amerikanischen Universitäten, wie Yale, Harvard, Princeton, Johns Hopkins, Cornell, Columbia, Ann Arbor, haben weiter nichts als Lehrmittelausstellungen zu stande gebracht. Was da an physikalischen Instrumenten, Tafeln, Karten und so weiter zu sehen ist, erinnert besten Falls an die Ausführungen deutscher Gymnasien oder Realschulen. Es wäre freilich unrecht, hochmütig darauf herab zu schauen. Die amerikanischen Universitäten sind nichts als höhere Schulen. Sie sind viel zu jung, um schon mehr zu sein. Wissenschaftliche Forschung und wissenschaftliche Demonstration kennt man auf amerikanischen Universitäten nicht. Die Professoren unterrichten einfach nach Lehrbüchern, sind aber nie Selbstforscher. Was an wissenschaftlicher Forschung in Amerika geleistet wird, geschieht von Männern, welche mit den Universitäten in keiner Beziehung stehen, so daß von einer Freiheit des akademischen Lehrens und Lernens und von einem nennenswerten Einfluß der Universitäten auf die Bildung und das Leben der Nation, wie das in Deutschland der Fall ist, keine Rede sein kann. Mit besonderem Stolz weisen amerikanische Zeitungen auf eine Reihe von chemischen Präparaten hin, welche von Schülern der Ann Arbor-Universität verfertigt wurden. Das ist ja recht nett, doch als Beweis akademischer Erziehung können solche Schülerarbeiten nicht gelten. Der Student soll verstehen, wie ein chemisches Präparat zu stande kommt, aber seine wissenschaftliche Erziehung kann er nicht dadurch erhalten, daß er Sachen selbst fertig stellt, die man zum Zwecke der Erziehung viel einfacher irgendwo kauft. Eine andere Universität stellt als anatomisches Lehrmittel die nachgebildeten Knochen eines menschlichen Skelets in dreifacher Vergrößerung aus. Was könnte wohl unwissenschaftlicher sein, als dieses menschliche Mastodon-Gerippe zum Studiren der Osteologie. Doch was könnte auch amerikanischer sein!

So leicht es ist, das amerikanische höhere Unterrichtswesen äußerlich anschaulich zu machen, so schwer ist es, das Wesen der deutschen Universitäten einigermaßen zu versinnbildlichen. Es handelt sich dabei nicht nur um Ausstellung der Unterrichtsmethoden, sondern auch der Resultate der Forschungen. Doch diese Resultate sind nicht immer greifbarer Natur. Sie bestehen oft in Axiomen und Gesetzen von relativem Wert, oft aber auch auch solchen von sehr tief eingreifendem, praktischem Wert, was besonders bei den naturwissenschaftlichen der Fall ist, welche das ganze wirtschaftliche und soziale Leben beeinflussen und die Machtstellung der Nationen bedingen. Wie läßt sich das anschaulich machen? Zunächst nach den verschiedenen Gebieten der Forschung, die großenteils wiederum theoretischer Natur sind. Ich will hier an einigen Beispielen berichten, wie gut es gelungen ist, die Aufgabe zu lösen. Von der gegenwärtigen Entwicklung der Mathematik erhält man ein Bild durch eine Reihe greifbarer oder sichtbarer Modelle und durch mathematische Zeitschriften, durch welche die hervorragendsten deutschen Mathematiker zu uns sprechen. Das ist nun rein theoretisch, hat aber doch praktischen Wert. Die mathematische Wissenschaft findet sich angewendet in der Konstruktion von Instrumenten und Apparaten, die wiederum zur Darstellung physikalischer Vorgänge führen. Das ermöglicht also eine raumliche Versinnbildlichung des Wertes der mathematischen Forschung, welche direkt in die Mechanik und Physik eingreift. Daraus ergibt sich der Wert einer Ausstellung von scheinbar nur abstrakten Dingen. Dem denkenden Beschauer zeigt sich der Zusammenhang der theoretischen Wissenschaft mit der greifbaren Wirklichkeit.

Doch die Verführung für das Auge gelingt nicht nur für die Philosophie und die rein abstrakten Fächer. Da muß man sich begnügen mit der Ausstellung von Statuen, Bildern und Werken unserer großen Denker. Wir finden Büsten von Luther, Leibniz, Schleiermacher, Gauß, Kirchhoff, v. Helmholtz, v. Liebig und Johannes Müller, eine Bronzestatuette von Kant und Tafelbilder von Droysen, v. Ranke, Mommsen, A. v. Humboldt, Wilhelm Weber, Neumann, v. Hofmann, Kekulé und Virchow. Denen, welche die Namen dieser Männer kennen, werden deren Werke in Erinnerung gerufen. Das Interesse wird erneuert und der Zweck der Ausstellung ist erfüllt. Einige Zweige dieses rein abstrakten Forschungsgebietes stehen in direktem Zusammenhang mit der praktischen Wissenschaft, wie zum Beispiel die Physiophysik, für welche in Amerika ein lebhaftes Interesse besteht und bei der die Möglichkeit gegeben ist, sichtbare Objekte zu konstruiren. Hier steht die Büste Fechners und der Stand der von ihm begründeten Wissenschaft läßt sich aus den physikalisch-optischen Apparaten von Helmholtz und Stumpf und aus anderen Instrumenten erkennen.

In der Philologie bietet sich vieles, was sich äußerlich demonstriren läßt, so daß der Laie sehen kann, was geleistet wird. Die Ausstellung gibt eine Auswahl wissenschaftlicher Werke, eine ganze Reihe von Riesenarbeiten großer Manner, wie die monumenta Germaniae historica, Grimms deutsches Wörterbuch, Wenkers Sprachatlas und so weiter. Ein Blick auf diese Denkmäler deutschen Geistes lehrt, daß Forscher nach deutschen Begriffen zu allermeist Universitätsgelehrte sind und waren und zugleich auch freie Forscher. Das erklärt auch die wissenschaftliche Kraft Luthers, dessen Werke, so weit sie bis jetzt erschienen, ausgestellt sind. Die historische Entwicklung aller wissenschaftlichen Gebiete läßt sich nirgends so gut zeigen und beweisen wie in Deutschland, wo man schon in früherer Zeit zu sammeln anfing und die Klöster alles erhielten und bewahrten. Um die Kulturentwicklung zu demonstriren, kommt es weniger auf fertige Resultate an, als auf die Entstehung und auf die Ausarbeitung, die manchmal ebenso wichtig ist, wie die Entstehung des ersten Gedankens. Von diesem Gesichtspunkt aus finden sich Sachen ausgestellt, welche in der Geschichte der Entdeckungen und Forschungen eine bedeutende Rolle spielen, obwohl sie vielleicht längst durch bessere Resultate überholt sind. So zum Beispiel der erste Augenspiegel von Helmholtz, mit dem man heute nicht mehr fertig wurde, der aber doch den Gedanken verständlich macht, daß durch diese Helmholtzsche Entdeckung erst die moderne Augenheilkunde geschaffen wurde. Ebenso andere Apparate, wie Dubois-Reymonds Multiplikator, mit dem es ihm zuerst gelang, die elektrische Thätigkeit der Nerven zu studiren. Die Wissenschaft der Physiologie ist nachher viel weiter gelangt und obwohl sich manches Frühere nicht halten ließ, so hat doch der erwähnte Apparat eine riesige Bedeutung für die Wissenschaft. Von ihm datirt für das populare Verständnis der Gedanke, daß selbst die so komplizirte Thätigkeit der Nerven nicht unter die übernatürlichen Begriffe fällt, sondern daß es sich um Kräfte handelt, die mit Wärme, Bewegung und anderen Erscheinungen in natürlichem Zusammenhang stehen. Ein anderes Beispiel sind die Magdeburger Halbkugeln von Otto von Guericke, hier im Original mit der dazu gehörigen Luftpumpe ausgestellt. Der Anblick dieses Apparates, mit welchem der Magdeburger Physiker zuerst den Atmosphärendruck vordemonstrirte, wirkt wie eine Suggestion. Nun denke man sich daneben kunstvolle moderne Apparate, welche mit Hilfe von Uhrwerken und Elektrizität automatisch ununterbrochen Tag und Nacht auf Kurven aufzeichnen, welche Windstärke berichten, wie die Temperatur wechselt, wie schwer die Luft ist und welche Feuchtigkeitskapazität sie hat und so weiter. Schöner läßt sich doch die Entwicklung einer wissenschaftlichen Entdeckung greifbar kaum darstellen.

Von ebenso großem Interesse sind Sachen, die noch kaum eine Geschichte haben. Dazu gehört vor allem die Bakteriologie und Antiseptik, deren eminent praktischer Wert von selbst in die Augen springt, wenn man die hygienischen Vorrichtungen der Neuzeit und die Möglichkeit, Infektionskrankheiten radikal zu bekämpfen, mit der früheren Hilflosigkeit der Menschen vergleicht. Man denke zum Beispiel daran, daß von den 500,000 Soldaten, die Napoleon I. nach Rußland führte, die volle Hälfte durch Infektionskrankheiten umkam, während nicht mehr als 6000 durch Waffengewalt getötet wurden, und vergleiche damit die Thatsache, daß von den 43,000 deutschen Soldaten, die im deutsch-französischen Kriege das Leben verloren, nur gegen 11,000 durch Infektionskrankheiten dahingerafft wurden. Und wie tief sich die zivilisirte Menschheit, vorzugsweise in Deutschland, in den Gedanken des antibakteriologischen Schutzes eingelebt hat, ergibt sich aus den vielen gesundheitspolizeilichen Vorschriften wie aus den hier ausgestellten Apparaten zur Durchführung derselben als einer direkten Errungenschaft der Universitätsforschung. Die Entstehung und Entwicklung der bakteriologischen Wissenschaft ist durch die Methoden der Universitätsforscher in ihren Laboratorien anschaulich gemacht. Es zeigt sich hier, daß die Praxis noch gar nicht im stande gewesen ist, der Forschung nachzukommen. Es finden sich Namen, Methoden und Theorien anschaulich dargestellt, die selbst den meisten Aerzten noch unbekannt sind. Man sieht, daß sich jetzt schon die Chemie mit den Bakterien beschäftigt und die zerstörende Wirkung dieser mikroskopischen Lebewesen nicht in ihnen selbst, sondern in dem Gift, welches sie produziren, sucht, um daraus die Mittel zur Bekämpfung zu finden. Es ist dies die Serumtherapie, welche mit den Sekreten und dem Blut immunisirter Tiere die Diphtheritis, die Cholera und sogar die Pest mit absoluter Sicherheit ertöten zu können hofft.

Ebenso belebt die Chemie durch die Eigenart ihrer Ausstellung ein charakteristisches Bild des Wissenschaftsbetriebes an den deutschen Universitäten. Die 1500 Präparate aus den verschiedenen akademischen Lehrlaboratorien oder von Privatchemikern, die ihre Wissenschaft den Universitäten verdanken, bilden die Grundlage für alle die Entdeckungen, aus denen der Wunderbau der heutigen Chemie entstanden ist. Dazu gehören zum Beispiel solche, durch welche es gelungen ist, durch Synthese Alkaloide darzustellen, oder die Substanzen, deren Erkenntnis zum Nachweis der Konfiguration der Benzolkerne führte, oder die, aus denen man zur Darstellung der Anilinfarben gelangte. Man braucht nur an letztere zu denken, um sich klar zu machen, welche praktische Bedeutung solche wissenschaftlichen Entdeckungen haben können. Ein Jahr, nachdem die Hochster Fabrik eingefangen hatte, Anilinfarben zu machen, war die ganze Krappindustrie in Südfrankreich ruinirt.

Es würde weit über den mir hier zur Verfügung gestellten Raum hinausgehen, wollte ich aus jeder der achtunddreißig Gruppen der wundervollen deutschen Universitätsausstellung einige Beispiele anführen und auch nur andeutungsweise demonstriren, wie schön und faßlich uns dieser Ausstellung von jedem, der einen Einblick erhielt, die große Thatsache begriffen werden kann, daß das gesamte deutsche nationale Leben in der freien Universitätsforschung seine Wurzel und seine Krone hat, und daß die freie, vom Staate gepflegte deutsche Wissenschaft nicht nur die kulturelle Entwicklung Deutschlands bedingt, sondern auch zu dem fundamentalen Fortschritt der ganzen zivilisirten Welt gewaltig beitragt. Gerade darum ist diese Ausstellung, in welcher das ganze große deutsche Herz schlägt, als ein kleiner, im Verborgenen glänzender Anhängsel zu einem Weltjahrmarkt von nie zuvor dagewesener Größe, viel zu edel, viel zu gut. Die großen Opfer, die man diesen ersten, großartig gelungenen Versuch einer Ausstellung des deutschen Universitätswesens gebracht hat, wurden nur an solcher Stelle in einem Verhältnis zu ihrem Zwecke stehen können, wo der gute Wille und die Fähigkeit, sie zu würdigen, in weiten Kreisen vorhanden ist.

Wenn es in den Vereinigten Staaten Fackeln gibt, welche die deutsche Universitätsausstellung zu verstehen im stande sind, so ist mir nicht bekannt, daß sie sich bisher in nennenswerter Zahl bemerkt hätten, das Wesen und die Errungenschaften deutscher Universitätsforschung hier kennen zu lernen. Und nun gar das sich zuweilen in diese heiligen Räume auf der Galerie des Industriepalastes verirrende amerikanische Publikum! Was sind ihm die Urkunden Karls des Großen, Ottos des Großen, das klassische Testament Friedrichs des Großen und ein eigenhändiges Schreiben Wilhelms I., aus dem die ganze Weisheit dieses großen zielbewußten Herrschers spricht, was sind ihm die Knilletschen Prunkgemälde, die — man möchte darüber weinen — im Original aus der Nationalgalerie nach Chicago gebracht wurden, was sind ihm alle die Kunstwerke, die zur äußeren Ausschmückung verwendet wurden, und was denkt es sich dabei, wenn es das Bild des jungen deutschen Kaisers als Bonner Corpsstudent erblickt? Was wäre auch zu erwarten von diesem Publikum, wenn, mit einziger Ausnahme des Chicagoer „Herald“, für welchen der deutsch-amerikanische Feuilletonist Wolf von Schierbrand einige gute Berichte darüber schrieb, kein einziges amerikanisches Blatt auch nur den schwächsten Versuch gemacht hätte, der deutschen Universitätsausstellung einiges Verständnis abzugewinnen. Die Verkündung der Thatsache, daß es Karl Friedrich Gauß im Verein mit Wilhelm Weber schon 1833 gelang, den elektromagnetischen Telegraphen zu konstruiren und zwar schon nahezu fast vollendet, ist hier in deutscher Sprache in bescheidenem, kleinem Holzrahmen zu lesen. Wäre man diese Thatsache in großer bunter Schrift aushängen und von einem Marktschreier ausposaunen lassen, so würde sie darum nicht bekannter werden. Das deutsche Licht unter den Scheffel zu stellen, gehört zu den ersten nationalen Aufgaben der amerikanischen Presse, welche den Geschmack und den Bildungsgrad des amerikanischen Volkes wesentlich verkörpert.

Die Aufgabe, Hüter der deutschen Universitätsschätze zu sein, wird von Herrn Professor Dittmar Zinller aus Bonn, als Generalkommissar, und Herrn Dr. Lichtenfelt aus Berlin als Kommissar, in würdigster Weise erfüllt, obwohl sie sicherlich wenig Freude darin finden, als hervorragende Vertreter deutscher Universitätsforschung täglich sehen zu müssen, daß das Bedürfnis, von ihnen Informationen zu erhalten, beim Publikum nur soweit vorhanden ist, daß, wenn Fragen gestellt werden, die Alternative der Frage „disgusting“ ist. Die Geduld dieser Herren ist bewundernswert und findet nur darin ihre Erklärung, daß ihr Stolz, Vertreter eines so vornehmen und unschätzbaren Ausstellungswerkes zu sein, doch noch größer ist als die Verachtung, die sie meiner Meinung nach vor dem amerikanischen Publikum im allgemeinen unbedingt empfinden müssen.

Zusammenfassend möchte ich trotz alledem mein Urteil dahin beschränken, daß die deutsche Universitätsausstellung unter anderen Umständen auch in Amerika auf die gebildeten Kreise einen gewaltigen Eindruck ausüben könnte, zum Beispiel wenn sie unabhängig von irgend einer andern Ausstellung ganz allein für sich vielleicht in Berlin veranstaltet wäre. Da konnte sie zum Gegenstand ernster Studien seitens amerikanischer Fachmänner, amerikanischer Gebildeter beiderlei Geschlechts und der in der That sehr strebsamen und bildungshungrigen amerikanischen Universitäts-, das heißt Hochschuljugend dienen und das Verständnis des deutschen Universitätslebens doch wohl in einen fruchtbringenden und dankbaren Boden dringen lassen. **Paul Heyse.**

Heimkehr von der Taufe. Nach dem Gemälde von K. Groß. (Seite 78.)

Prinzregent Luitpold von Bayern mit seinen Söhnen auf der Fasanenjagd. Nach dem Gemälde von Max Correggio. (Seite 78.)

Der Irrweg.

Künstler-Roman

von

Robert Misch.

(Fortsetzung.)

Hanna saß am Fenster und malte, als ihr Herr Wieborg gemeldet wurde. Hans machte bei seinem Eintritt eine tiefe, förmliche Verbeugung und fragte, an der Thür stehen bleibend, nach dem Professor. Wenn er nicht zu Hause sei, wolle er sofort wieder gehen, da er ja bei dem „gnädigen Fräulein“ in Ungnade gefallen sei.

Als Hanna lachte, trat er näher, ließ sich neben ihr nieder und bat sie, sich in ihrer Arbeit nicht stören zu lassen. Es war ein weißseidener Fächer, auf den sie ein zierliches Rosenbouquet gemalt, um welches Schmetterlinge und Libellen gaukelten.

„Das sind Sie!“ sagte Hans und deutete auf die Rosen.

„Und das sind Sie!“ erwiderte Hanna und zeigte auf die Schmetterlinge. Beide lachten, und Hans erklärte feierlichst, darin thäte sie ihm wahrhaftig unrecht. Wenn selbst alle ihre Vorwürfe berechtigt wären, mit denen sie ihm gegenüber nicht gerade sparsam sei, ein Schmetterling sei er gewiß nicht. Im Gegenteil, wen er einmal in sein Herz geschlossen, den müsse er selbst gegen seinen Willen darin behalten.

Hanna errötete leicht und lenkte schnell von diesem gefährlichen Thema ab. Aber Hans kam immer wieder mit zäher Hartnäckigkeit und einem gewissen diplomatischen Geschick darauf zurück. Er war mit einem ganz festen Entschluß hergekommen. Er wollte diesem Zustand der Ungewißheit, den er nicht mehr ertragen konnte, ein Ende machen. Er liebte das Mädchen, die ihn bald anzog, bald abstieß, und er wollte endlich Gewißheit haben, ob er hoffen dürfe. Sie war heute so sanft und freundlich, wie sie lange nicht gewesen, und er wollte diese günstige Stimmung benützen und die seltene Gelegenheit des Alleinseins. Und doch zitterte er davor, daß sie seinen Antrag abweisen könne. Sie war ja so ganz anders wie er — gerade darum liebte er sie — so kühl und nüchtern besonnen. Fast zweifelte er, ob sie ein Herz habe wie andere Frauen und überhaupt einer wirklichen Leidenschaft fähig sei. Noch wagte er das entscheidende Wort nicht zu sprechen. Vielleicht war dann alles vorbei, und er dürfte sie nie wieder sehen.

Und so schwatzte er von diesem und jenem, und jeden Augenblick konnte der Professor nach Hause kommen. Er mußte sich endlich ein Herz fassen.

„Fräulein Hanna,“ sagte er mit einem plötzlichen Entschluß, „Ihr Herr Papa ist doch der glücklichste Mensch von der Welt!“

„Mein Papa? Warum denn? Er fühlt sich durchaus nicht so glücklich!“

„Ich meine, weil er immer mit Ihnen zusammen sein darf!“

Hanna lächelte verlegen.

„Gestern abend, als wir uns zankten, waren Sie dieser Meinung gewiß nicht.“

„Doch! Auch gestern abend! Wenn man liebt —“

„Herr Wieborg!“

„O, gehen Sie nicht fort, Fräulein Hanna! Daß ich Sie liebe wie ein — ein Narr, das wissen Sie ja doch schon!“

Hanna zitterte so stark, daß sie sich an der Lehne ihres Stuhles festhalten mußte. Da war es ja nun, wovor sie seit langem gebangt. Aber sie faßte sich schnell und setzte ihm scheinbar ganz ruhig auseinander, daß er sich wohl in seinen Gefühlen täusche und sich diese „Liebe“ nur einbilde. Er sei eben eine schnell aufflammende, schnell begeisterte Natur, aber tief und von Dauer sei diese Begeisterung nie. So sei es auch mit seiner Neigung. Und außerdem paßten sie nicht zu einander; er sei ein Sanguiniker und sie eine „Nervöse“, wie sie ihr Vater heiße, eine strenge, positive Natur.

Als Hanna mit ihrer Erklärung soweit gekommen, stiegen ihr plötzlich die Thränen in die Augen, und so positiv als möglich schluchzte sie in ihr Tuch, das sie schnell abgewendet an die Augen drückte.

Hans hatte ihr verblüfft zugehört. Ganz verschüchtert hatte er während ihrer Rede seine Fußspitzen betrachtet und hörte aus all ihren Ausführungen nur das „nein“. Als sie zu weinen anfing, schaute er ganz überrascht auf. Da stand sie abgewendet von ihm, mit dem Taschentuch vor den Augen, und ihre zarten Schultern hoben sich krampfhaft. Die stolze, überlegene Hanna weinte, weinte wie irgend ein anderes kleines Mädchen, das sich unglücklich fühlte.

Also hatte sie doch ein Herz?! Also liebte sie ihn?! Blitzschnell durchzuckte der Gedanke sein Gehirn und goß eine namenlose Seligkeit in sein Herz. Er wollte vor ihr niedersinken, aber am Ende fand sie das lächerlich und übertrieben. Und so begnügte er sich damit, sie fest in seine Arme zu schließen, ohne ein Wort zu sagen.

Nach der ersten Ueberraschung wollte sie sich ihm entwinden, aber er hielt sie fest und küßte ihr leidenschaftlich die Thränen von den Wangen. Und jetzt fand er auch die Sprache wieder und flüsterte ihr zärtliche Liebes- und Trostesworte in das kleine, zierliche Ohr, das er mit Küssen bedeckte.

„Weine nicht, Hanna, jetzt wird alles gut! Du wirst meine Frau — nicht wahr, Du wirst meine liebe, kleine Frau?“

Und als er keine Antwort auf seine Frage erhielt, obwohl es ihm Antwort genug hätte sein sollen, daß ihre Thränen allmälich versiegten und ein feines Rot ihre weiße, zarte Haut färbte — wie Morgensonnenschein auf schneeigen Bergspitzen — und daß ein zartes Lächeln wie eine süße Andeutung des Glückes ihren Mund umschwebte: als er keine Antwort erhielt, da schwor er bei allen Heiligen, daß er nur sie und nie eine andere lieben werde.

Das Lächeln um den Mund vertiefte sich zu zwei reizenden kleinen Grübchen, das schwache Rot färbte sich purpurn.

Und als er noch immer keine Antwort erhielt, da verpfändete er seine Ehre, sein Leben und die Ehre und das Leben seiner Eltern, daß er sich eine selbständige Stellung erringen und nicht mehr von seinem Vater abhängig sein wolle. Und er würde jetzt arbeiten wie noch nie und Erfolge erringen und berühmt werden und sie dann als seine kleine Frau in sein eigenes Heim einführen. Und die Verlobung brauche ja noch gar nicht öffentlich zu sein — ganz, ganz geheim, nur für sie selbst und ihre Nächsten, bis er seine ersten künstlerischen Erfolge erzielt — dann erst sollte es die Welt wissen und ihn beneiden um seinen süßen, lieben Schatz.

Da sagte sie endlich „Ja“; sie flüsterte es ihm leise ins Ohr, und als er sie mit heißen Küssen ersticken wollte, da schickte sie ihn fort. Und als er nicht gehen wollte, da sagte sie ihm, sie habe jetzt die Herrschaft in Händen und wolle sie brauchen, wie es für sie beide gut und von Nutzen sei.

Und dann ging er nach langem, seligen Abschied, und es war merkwürdig, wie die sonst so kühlen, grauen Nixenaugen Hannas glitzten und glänzten, nicht mehr kühl und verständig — nein, wie im übermütigen Glanze eines großen, reichen Glückes.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als er zurückkam und mit ernster Miene fragte:

„Hat es nicht noch ein wenig Zeit?“

„Womit?“

„Mit dem ‚Berühmtwerden‘?! Ich habe jetzt so gar keine Zeit . . . ich muß Dich lieb haben!“

Und er küßte sie wirklich noch einmal und noch einmal und ließ sich nicht fortschicken, der böse Mensch, und blieb richtig so lange, bis der Papa Professor zurückkam und, da er einen Korridorschlüssel besaß, seine „verständige“ Hanna ganz unverständig in süßem Rosen in den Armen eines fremden, jungen Mannes fand. Hätte ihn Hanna nicht gebeten, sich zu mäßigen, der alte Löwe wäre närrisch geworden vor Freude. Aber das „Löwengebrüll“ war doch so mächtig, daß die Leute, die unten auf der Straße vorübergingen, verwundert emporblickten und die Köpfe schüttelten.

*

Hans machte seinen Eltern die Mitteilung, daß er sich verlobt habe, mit einem gewissen bänglichen Gefühl. Er wußte nicht recht, wie der Vater es aufnehmen würde, daß er ein mittelloses Mädchen gewählt, noch dazu er vorläufig außer stande war, sich sein Brot selber zu verdienen. Aber dieser hörte die Nachricht freundlicher an, als er gedacht.

„Ich habe es schon lange geahnt; Du schwärmtest so viel und oft von der jungen Dame . . . Als sorgsamer Kaufmann habe ich mich übrigens erkundigt und nur das Allerbeste über die Familie erfahren.“

„So weißt Du also, daß kein Vermögen vorhanden ist?“

„Auch das weiß ich,“ erwiderte Herr Wieborg. „Und wenn ich meine Zustimmung gebe, so ist es in der sicheren Hoffnung, daß Du nun mit der Arbeit Ernst machen wirst. Nichts treibt mehr dazu, etwas zu werden und zu erreichen, als die Liebe und die Absicht, sich einen eigenen Herd zu gründen.“

Noch vernünftiger fand es Papa Wieborg und seine volle Sympathie für das „gescheite Mädchen“ erweckend, als er erfuhr, daß sie vorläufig die Geheimhaltung des Versprechens wünschte, bis Hans irgend einen Erfolg errungen und ein selbständiger Künstler geworden sei.

Die Mama war natürlich wie immer mit allem einverstanden, was ihr lieber Sohn that. Und da der Vater seine Zustimmung gegeben, so hätte sie schon um des lieben Friedens willen die ihre nicht verweigert.

Hans führte seine Verlobte zum erstenmale bei seinen Eltern ein. Man fand sich gegenseitig sehr sympathisch und war auf allen Seiten höchst zufrieden mit einander. Die Mama küßte ihr zukünftiges Schwiegertöchterlein auf die Stirn und bewunderte ihre vornehme englische Schönheit.

„Nein, sie ist wirklich reizend,“ flüsterte sie ihrem Sohne zu, „und so graziös und so ruhig und sicher.“

Auch der Papa bewunderte sie, vor allem ihre Augen und ebenfalls ihre ruhige Grazie und vornehme Sicherheit, der gegenüber man das Gefühl hätte, sich schon lange Jahre zu kennen.

Hans fing ihr Bildnis an. Der Professor redete ihm zu. Er hatte erst an etwas Großes, Sensationelles für die Ausstellung gedacht, aber der alte Löwe meinte:

„Sie kennen ja unsere Jury — Zopf und Vorurteil, besonders den jüngeren gegenüber! Ein Porträt stößt auf keine Hindernisse. Sammeln Sie Ihre Kraft, Ihr Können erst einmal im kleinen Genre, ehe Sie an ein großes gehen. Und dann — Hanna hat einmal die Schrulle, daß Sie erst Geld verdienen sollen . . . das wird Ihnen am ehesten im Porträtfach gelingen. Und wie reizend wäre es, wenn Ihnen gerade das Bild Ihrer Braut zu einem Erfolge verhülfe . . . Ich bin ein wenig abergläubisch, ich würde darin ein gutes Omen für Ihre Zukunft und Ihre Ehe erblicken.“

So fing er denn in Gottes Namen das Bildnis an. Im Wohnzimmer wurde das Atelier improvisiert. Die Sitzungen waren für den Vormittag festgesetzt, aber Hans kam gleich nach den ersten Tagen sehr unregelmäßig. Etwas anderes nahm seine Phantasie vollständig in Anspruch. Er hatte den Plan zu einem großen Sensationsbilde im Kopf, von dessen Ausführung er sich einen ungeheuren Erfolg versprach. „Die letzte Aussage“ sollte es heißen, und die letzte Aussage eines im Streit tödlich Verwundeten sollte es darstellen. Dieser, ein einfacher Arbeiter — was wäre modern, ohne einen Arbeiter? — sollte in seiner ärmlich kahlen Dachkammer in den Armen seines Weibes im Verscheiden liegen, den Kopf auf deren Schoß gebettet, während sie sich zu ihm niederkauert und sich um seine Wunde bemüht. Die Leute, die ihn heraufgetragen, und neugierige Weiber aus der Nachbarschaft stehen im Hintergrund an der Thür. Im Vordergrunde, mit dem Rücken gegen den Beschauer, ein Polizist auf einem Stuhle, das Notizbuch, in dem er die letzte Aussage des im Streit Gestochenen zu Protokoll nimmt, in der Hand. Das Ganze umflossen von fahlem Dämmerlicht, das sich mühsam durch das kleine Dachfenster der Kammer stiehlt — Armut und Todesgrauen ringsumher.

Baltes war entsetzt, als ihm der Freund diese Idee mitteilte und ihm den ersten vorläufigen Entwurf, eine kleine Bleistiftskizze, zeigte. Hanna war es nicht minder. Sie nannte es eine bloße Spekulation auf die unedlen Triebe des Menschen, auf seine Sensationslust und grausame Freude am Schrecklichen.

„Ueberhaupt bist Du noch gar nicht im stande, ein solches Thema malerisch zu bewältigen," schloß sie ihre Abmahnung.

Baltes hatte ihm dasselbe gesagt. Offenbar redete sie es diesem nach. Schon lange hatte er den Freund im Verdacht, daß er sich seiner Braut gegenüber mißgünstig über ihn und sein Können ausspreche. Als Hanna ihm vorgehalten, daß er nicht fleißig genug sei und sich allzu sehr auf des Vaters Geldbeutel verlasse, sagte er ihr auf den Kopf zu, daß sie das von Baltes habe. Hanna leugnete nicht einmal.

Hier mußte eine Aenderung eintreten. Es ging nicht, daß sein „bester Freund" ihr Mißtrauen gegen seine Ausdauer und sein Können noch vermehre. Und er wußte, wie sie darauf hielt, daß er sich aus eigener Kraft vorwärts helfe.

Sein bester Freund?! Während er von Löwes, bei denen er heute nach der Sitzung zu Tische geblieben, nach Hause ging, überkam ihn wieder ein Gedanke, den er seit einiger Zeit nicht los werden konnte. Baltes schien ihm sein Glück zu neiden und absichtlich oder unabsichtlich an der Vernichtung desselben zu arbeiten. Ihr Verhältnis war seit seiner Verlobung ein entschieden kühleres geworden.

Liebte Baltes die Tochter des Professors? Nicht mit einem Ton, einem Blick hatte er es verraten. War das nur Selbstbeherrschung oder täuschte sich Hans? Empfand der Freund nur eine freundschaftliche Sympathie für das junge Mädchen und ihren Vater, zogen ihn nur die ungezwungene Gastfreundschaft und die behagliche Atmosphäre des Künstlerheims in ihren Bann? Hans mußte des Tages seiner Verlobung gedenken. Als er dem Freunde die Mitteilung gemacht, sah ihn dieser lange an und streckte ihm die Hand zum Glückwunsch entgegen mit den Worten:

„Ich gratulire Dir von Herzen ... Du hast eine große Pflicht auf Dich genommen ... mach sie glücklich!"

Jedenfalls wollte er den Freund zur Rede stellen, und die Gelegenheit fand sich bald dazu. Am Nachmittag sprach Baltes für einen Moment in seinem Atelier vor, um sich ein Werk auszuleihen, das er zu einer Arbeit brauchte. Hans lag, in dichte blaue Rauchwölkchen eingehüllt, lesend auf dem Sofa, zu dessen Häupten eine große Lampe ihr mildes Licht über den träumerischen Sybariten goß.

Hans bot ihm Platz und eine Cigarre an. Nach einigen Fragen und Gegenfragen schlief das Gespräch langsam wieder ein.

„Apropos" — Hans richtete sich langsam aus seiner liegenden Stellung auf, die er gleich nach der Begrüßung wieder eingenommen — „da fällt mir ein ... Weißt Du, daß ich heute mit meiner Braut einen kleinen Streit hatte."

„Das kommt unter Brautleuten doch wohl öfters vor," erwiderte Baltes harmlos.

„Ja wohl, aber schuld daran bist Du!"

„Ich?" Baltes blaue, strahlende Augen richteten sich ganz erschrocken auf den Freund.

„Ja — Du ganz allein! Es geht nicht, daß mein bester Freund — und Du bist doch mein Freund? — meiner Braut Mißtrauen gegen mich einflößt. Ja, leugne nicht, Du hast es gethan! Du hast ihr gesagt, ich sei nicht im stande, meine letzte Ausage malerisch zu bewältigen. Du erfüllst sie mit Mißtrauen gegen meinen Fleiß, gegen mein Talent und mein Streben. Und Du weißt doch, welchen Wert Hanna gerade darauf legt, daß ich auf eigenen Füßen stehe."

Hans sprudelte erregt diese Anklage hervor, während sich seine Miene verfinsterte, seine Augen sich scharf und drohend in die seines Freundes bohrten. Einige Augenblicke saß der junge Maler ganz verdutzt da. Endlich richtete er sich energisch in die Höhe.

„Hans, wahrhaftig, Du thust mir unrecht! Ich habe Dich im Gegenteil noch gegen die Vorwürfe Deiner Braut in Schutz genommen —"

„Vorwürfe?" warf Hans erregt dazwischen.

„Nun ja, sie beklagte sich, daß Du nicht einmal die Ausdauer hättest, das Porträt Deiner Braut zu vollenden. Ich suchte ihr das auszureden, wenn ich ihr auch im Grunde nicht unrecht geben kann."

„Im Grunde? — Also gibst Du zu —?"

„Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Ich habe zum Guten geredet. Freilich, ich leugne nicht — ich selbst halte von Deinem Fleiß nicht allzu viel."

„Auch von meiner Begabung?" fragte Hans erregt. „Ich bitte, genire Dich nicht!"

Baltes zuckte schweigend die Achseln. Ein frostiges Stillschweigen trat ein, das der Gast mit den Worten beendete: „Du bist heute schlechter Laune, ich will Dich nicht länger stören. Adieu!"

Als der andere gegangen war, blieb Hans sinnend liegen. Sie glaubten nicht an ihn. O, er wollte ihnen schon sein Können beweisen — bald, sehr bald. Eine unbändige Schaffenslust überkam ihn plötzlich. Er sprang auf und drehte den Hebel der elektrischen Krone, die sein Atelier in strahlendes Licht tauchte. Auf der Staffelei stand bereits ein Karton, vor den er jetzt trat. Mit wenigen leichten Kohlenstrichen entwarf er die Mittelgruppe, den am Boden liegenden Mann und das Weib, das den Kopf des tödlich Verwundeten in ihrem Schoße hält. Von Zeit zu Zeit wich er prüfend und ängelnd einige Schritte von der Staffelei zurück. Er war mit sich zufrieden. Wenn das weiter so leicht ginge, so würde es etwas werden. Es war schon beim ersten Entwurf Leben, Wahrheit und Ausdruck in den Figuren und in der Gruppirung. Mehr konnte man von einer Komposition nicht verlangen. Wenn er die richtigen Modelle bekam, so würde sich das übrige finden. In glühendem Eifer fuhr sein Stift über die Leinwand, sein Herz schwoll von Schaffensfreude.

Hinter ihm pochte es an der Thür.

„Herein!" — Fatale Störung, gerade in diesem Moment!

Die Thür öffnete sich. Mit leisen, behenden Schritten trat der kleine Kirchenmaler ins Zimmer.

„Herr Lahmel, was verschafft mir das Vergnügen?" fragte Hans erstaunt und etwas kühl.

„O, ich — ich bummelte gerade vor Ihrem Hause vorüber und wollte einmal sehen, was Sie treiben," erwiderte Lahmel ziemlich verlegen. „Aber lassen Sie sich meinetwegen gar nicht stören. Ich sehe, Sie komponiren eben."

„Ja, Sie finden mich in vollster Schaffenslust. Wenn Sie erlauben, arbeite ich weiter. Eine solch seltene Stimmung muß man benützen. Sehen Sie sich ein wenig in meinem Atelier um, vielleicht finden Sie etwas, was Sie interessirt. Ich habe da einige gute Bilder — sie sind nicht von mir," fügte er mit leisem Spott hinzu. „Auch meine Bronzen und Antiken werden Ihnen zusagen."

Der kleine Maler nickte leicht mit dem Kopf, nahm ungenirt eine Cigarrette aus einer Schale, zündete sie an und betrachtete mit ernster, prüfender Miene die Kunstwerke, die in verschwenderischer Fülle an den Wänden hingen und standen, auf Tischen und Stühlen lagen.

Nach einer Weile trat er vor die Staffelei und prüfte kritisch die Zeichnung, die unter den rastlos schaffenden Händen Hans Wiebergs schnelle Fortschritte machte und bereits deutlich erkennen ließ, was daraus werden solle.

„Hm, hm!" machte der kleine Kirchenmaler. „Was wird denn das?"

„Sehen Sie das nicht, Lahmel?"

„Eine Dachkammer, ein Toter oder Verwundeter, ein Weib, das ihn pflegt, und ein Mann, der davor sitzt. Also ganz was Realistisches!"

„Ganz realistisch — die letzte Aussage eines im Streit Erstochenen! Das hier wird der Polizist, der sie entgegennimmt."

„Gar nicht übel! Aber erlauben Sie mir eine Bemerkung. Warum wendet der Polizeimensch dem Beschauer das Gesicht im Profil zu? In Wirklichkeit würde er doch den Verwundeten ansehen und dem verehrlichen Publikus den Rücken drehen!"

Hans besann sich einige Augenblicke. „Eigentlich haben Sie recht."

Mit einigen schnellen Strichen löschte er den bereits in den Umrissen entworfenen Mann wieder aus.

„Würden Sie mir 'mal erlauben?"

Ohne weiter zu fragen, nahm ihm Lahmel die Kohle aus der Hand und legte mit schnellen, sicheren Strichen die Figur in der von ihm gewünschten Weise an. Die Skizze war von frappanter Wahrheit. Der vorgebeugte Rücken des lauschenden Mannes drückte deutlich die angespannte Aufmerksamkeit aus, mit der er den leise gehauchten Worten des Sterbenden lauschte.

„Hm, ich habe gar nicht gewußt, daß Sie so etwas auch können," rief Hans verwundert aus, und ein naives Erstaunen zeigte sich in seiner Miene.

Das „Kirchenlicht" zuckte verächtlich mit den Achseln, während sich ein spöttisches, bitteres Lächeln um seine Mundwinkel zog.

Etwas ernüchtert von dem Schaffensrausch, der ihn so plötzlich befallen, trat Hans von der Staffelei zurück und ließ sich, seinen Gast zum Sitzen auffordernd, in einem Fauteuil nieder, während er mechanisch eine Cigarrette entzündete.

Der Teufel auch, wie ihm der Kleine das Konzept verrückt hatte. Er unterschätzte den kleinen Kerl entschieden. Nun, er wäre wohl schließlich von selbst auf diese Umgestaltung verfallen, tröstete er sich im stillen. Ah bah, andere konnten etwas, aber er konnte auch etwas. Er fühlte es jetzt wieder, und von der Seite warf er einen verstohlenen, liebevollen Blick auf die Tafel, auf der sich seine Kompositionen im grellen Lichte der elektrischen Lampen scharf abhoben. Das da wird etwas, ganz entschieden wird es etwas. Er fühlte eine Armee in seiner Faust. Mit dem Selbstbewußtsein hob sich seine Laune, die ihm die Unterredung mit Baltes gründlich verdorben hatte.

„Nun, lieber Lahmel, wonlit kann ich Ihnen dienen?" begann Hans von neuem die Unterhaltung. „Denn ich kann mir wirklich nicht denken, daß Sie mir bloß die Ehre Ihres Besuches schenken wollten, was ja noch nie vorgekommen ist."

„Wirklich nur — wirklich!" versicherte der kleine Kirchenmaler.

„Wissen Sie, daß vorhin Ihr Nachbar Baltes bei mir war?"

„Nun, der kommt ja wohl jeden Tag?" fragte der Maler.

„Nicht gerade jeden Tag — übrigens, das dürfte jetzt ein Ende haben — wir haben uns heute einige bittere Wahrheiten gesagt."

„Sie haben sich gezankt?"

Hans nickte eifrig. Er wollte dem ihm unsympathischen Menschen doch nicht zu viel verraten. Hoffentlich würde Baltes, den er doch im Grunde sehr gern hatte, sein Unrecht einsehen und durch eine reumütige Abbitte die Kluft wieder überbrücken.

„O, dann versöhnen Sie sich nur recht bald wieder mit ihm, damit er das Porträt beenden kann," rief Lahmel mit höhnisch verzerrtem Munde.

„Welches Porträt?"

„Sollten Sie nicht wissen, daß Baltes Ihre Braut porträtirt? Wie mir scheint, allerdings nur aus dem Gedächtnis mit Hilfe einer Photographie und einer kleinen Bleistiftskizze. Das Bildchen ist nur klein, aber mit das beste, was sein Pinsel bisher geschaffen hat."

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Von

E. Mentzl.

Ist's gelungen, so ist's recht,
Fehlt der Beifall, war es schlecht,
Blätt Erfolg dir, bist du groß,
Ohne Glück ein Stümper bloß.
Wer genommen und nur verlor,
Geht durch der Erkenntnis Thor,
Lernt im Nu die Menschen kennen
Und vom Schein die Wahrheit trennen.

•

Undank redet sich immer heraus,
Und weiß er sonst nicht ein und aus,
So sagt er ohne Federlesen,
Warst ihm das alles schuldig gewesen.

•

Der Mensch muß leiden auf der Erden,
Der Weinstock muß beschnitten werden,
Aus Erdenweh wächst fester Glaube,
Des Winzers Schnitt gibt Saft der Traube.

•

Geht kannst du jede Liebe nennen,
Die deine Fehler darf erkennen.
Doch steht die Lieb' auf schwachen Beinen,
Sollst du als Engel ihr stets scheinen.
Wer dich verdammt, ob kleinem Fehl,
Liebt nur sich selbst und zeigt's ohn' Hehl.

Der neue österreichisch-ungarische Reichs-Kriegsminister.

Kaiser Franz Joseph hat durch Schreiben vom 23. September den General der Kavallerie und seitherigen Corpskommandanten in Krakau, Edlen von Krieghammer, zum Reichs-Kriegsminister ernannt. Es ist dies das erstemal, daß aus der Mitte der berühmten Reiterei des Kaiserstaates ein Mann an die Spitze der Heeresverwaltung berufen wurde. Der doppelte Umstand aber, daß Krieghammer bei den letzten Manövern in Ungarn als Schiedsrichter und, wie schon bemerkt, seither auf dem besonders verantwortungsvollen Posten eines Corpskommandanten in Krakau thätig war, beweist wohl hinlänglich, welche günstige Meinung von seinen strategischen Fähigkeiten maßgebenden Ortes herrscht.

Krieghammer wurde als Sohn eines Rittmeisters am 4. Juni 1832 zu Landshut in Mähren geboren. Er kam am 26. September 1843 in die Neustädter Militärakademie, wurde am 1. August 1849 Lieutenant im Kürassierregiment Nikolaus I., Kaiser von Rußland Nr. 5, in welchem er am 6. Februar 1854 zum Oberlieutenant und am 1. Mai 1859 zum zweiten Rittmeister vorrückte. Den italienischen Feldzug von 1859 machte er als Ordonnanzoffizier mit und wurde für seine hervorragenden Leistungen in der Schlacht bei Solferino mit dem Militärverdienstkreuze ausgezeichnet. Am 25. September 1861 zum ersten Rittmeister befördert, machte er den Feldzug 1866 gegen Preußen als Eskadronkommandant mit, wurde am 23. April 1869 zum Major befördert und gleichzeitig zum Flügeladjutanten des Kaisers ernannt. 1872 zum Oberstlieutenant und zwei Jahre später zum Obersten und Kommandanten des Dragonerregiments Nr. 10 befördert, erhielt er im Jahre 1877 seine Ernennung zum Kommandanten des Dragonerregiments Nr. 3, im Jahre 1879 zum Kommandanten der 13. Kavalleriebrigade und am 1. Mai desselben Jahres zum Generalmajor und Kommandanten der 14. Kavalleriebrigade. Im Mai 1884 rückte er zum Feldmarschalllieutenant vor und wurde 1886 zum Kommandanten der Kavallerietruppendivision in Lemberg ernannt. Seit dem 27. Oktober 1891 war er General der Kavallerie und Krakauer Corpskommandant. Der neue Kriegsminister ist Geheimer Rat, Ritter der eisernen Krone erster Klasse und Inhaber des 100. Infanterieregiments.

Edler von Krieghammer,
österreichisch-ungarischer Reichs-Kriegsminister.

Das Sandwirtshaus.

Haben schon in früheren Jahren sehr viele Touristen das Passeierthal und das Wirtshaus am Sand, die Heimat Andreas Hofers, aufgesucht, so ist diese Stätte durch die Volksschauspiele in Meran ein förmlicher Wallfahrtsort geworden. Manche Fremde kommen von Sterzing über den Jaufen, andere wandern wieder von Meran aus in das Thal.

Es ist vielfach die Ansicht verbreitet, das Sandwirtshaus sei auch eines der Schildhöfe in Passeier, deren Besitzer in Wehr und Waffen gehen durften, ein Wappen führten und bei Anwesenheit der Landesherren auf Schloß Tirol die Ehrenwache beizustellen hatten.

Der Sandhof ist ein gewöhnlicher Bauernasthof, wie solche zu Hunderten im Lande zu finden sind. Er hat erst durch Andreas Hofer eine historische Bedeutung erhalten. Die Familie Hofer stammt aus der mitten im Walde gelegenen Ortschaft, eigentlich ein Weiler, „Moosfeld". Ein Zweig dieser Familie übersiedelte von dort nach dem Dorfe Meos in Hinterpasseier und von dort erst nach Sand.

Das Sandwirtshaus, eine Stunde hinter St. Martin und eine Viertelstunde vor St. Leonhard gelegen, hat durch die wilde Passer fast alle zum Anwesen gehörigen Felder verloren, so daß es sich nur durch die Einnahme der Wirtschaft erhalten muß. Und diese ist selbst zu Hofers Zeiten nicht von Bedeutung gewesen, und es suchte derselbe seinen Hauptverdienst in der Handelschaft mit Vieh und Wein. Durch diese auch im Lande weitum bekannt, machte er sich noch durch sein biederes, treuherziges Wesen beliebt.

Das Haus ist, wie alle Bauernhöfe in Passeier bis unter das Dach gemauert, mit weit vorspringendem Schindeldach. Die Treppe zur ebenerdigen Gaststube läuft von außen einige Stufen hinauf und mündet auf einen „Selder" (Söller), wo es an Sommerabenden ungemein angenehm zu sitzen ist. Das kleine Gelände im Vordergrunde ist eine Stallung für Schweine und dient zugleich den Backofen, denn in Südtirol backen sich die Bauern ihr Brot selbst.

Das Sandwirtshaus im Passeierthal. Nach einer Photographie im Verlage von Würthle & Spinnhirn in Salzburg.

Der Hund mit dem Essen seines Herrn. Nach dem Gemälde von Ed. Borchard. (Seite 87.)

Gegen Süden ist ein Gemüsegarten mit Bienenstöcken und hinter dem Hause stehen Stall und Stadel. Gegen die Passer zu war ehemals ein Schießstand, welcher aber schon lange nicht mehr benützt wird. Die Gaststube ist noch genau so erhalten wie zu Hofers Zeit, und in der Schlafkammer zeigt man noch seine Kleider und den letzten Brief, welchen er seiner Familie aus Mantua geschrieben hat. Auf den Bergwiesen hinter dem Hause befindet sich die Pfandler Alpe, in deren Hütte Hofer mit seinem Weibe und seinem Sohne Haus, sowie seinem Schreiber Sweth versteckt weilte, bis er vom Kapitän Renaud gefangen wurde.

Knapp am Wege nach St. Leonhard steht eine Kapelle, zum Andenken an den großen Vaterlandshelden erbaut, der allen Tirolern ein Muster der Vaterlandsliebe und Treue sein möge.

K. Mail.

Reiherkolonien.

Bewußt kämpft der menschliche Verbrecher, der Leben und Eigentum anderer angreift, den Kampf gegen Sitte, Gesetz und Humanität und zwingt den Staat, ihn wieder zu bekämpfen. Anders der Räuber und Wilderer aus dem Tierreiche! Er gehorcht einfach dem unabänderlichen Naturtriebe, welcher ihn bezüglich seiner Ernährung und Jungenerziehung auf gewisse Beutetiere anweist. Er entzieht darum dem Menschen nichts widerrechtlich, sondern wird diesem, der sich kraft seiner höheren Begabung alles und jedes in der Welt als Eigentum zugesprochen hat, nur als Konkurrent lästig. Mit der Mehrung der Menschen hat sich diese Konkurrenz verschärft, und eine Folge davon war die namhafte Verminderung, ja die Ausrottung jener Geschöpfe, welche menschlichen Zwecken dienenden Pflanzen und Tieren nachstellen.

Wenn wir also einen sympathischen Blick auf Geschichte und Naturgeschichte eines dem Untergange nahen, räuberischen „Wasserwaters“ werfen, so ist dies ethisch etwas ganz anderes, als wenn wir die Justifizirung eines „Schinderhannes“ sentimental bejammern würden.

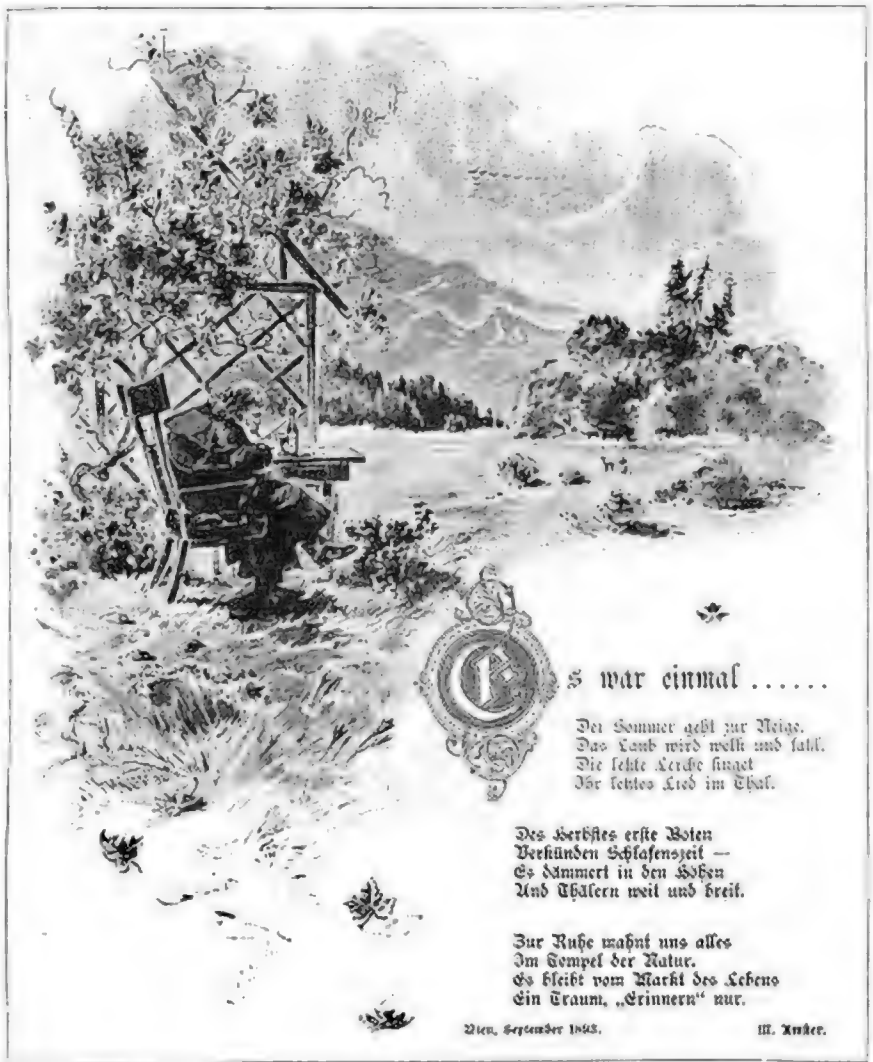
In dichter bevölkerten Gegenden steht allerdings der graue Fischreiher, Ardea cinerea L., auf dem Aussterbeetat. Es haben Schiffahrt, Kanalisirungen, Vergiftung durch Fabrikabflüsse, Schilfnutzung, Raubfischerei unsere Gewässer fischarm gemacht, Straßen und Eisenbahnen halten ihre Ufer in beständiger Unruhe, kunstgerechte, zwerghafte Kulturen verdrängen die himmelanstrebenden alten Forstbäume, der Glanz der Falknerei ist — trotz einiger lokaler Versuche in Nordfrankreich, in England, in Holland, sie zu neuem Leben zu galvanisiren, — unwiederbringlich erstorben. Somit bietet die neue Welt unserem, Ruhe, Waldnähe, klare, fischreiche, seichte und fließende Gewässer beanspruchenden, gleichmäßig tiefe Ströme und Teiche jedoch meidenden Vogel keinen Platz mehr. Diese neue Welt wird die poetische Verherrlichung der (ursprünglich verfischen) Reiherbeize durch die Werke eines Gottfr. Kinkel und Jul. Wolff binnen kurzem gar nicht mehr zu verstehen im stande sein. „Virtus post nummos“, das ist heute, indessen voraussichtlich nicht für immer, der allgemeine Wahlspruch. Und unter „Jugend“ dürfen wir doch wohl auch Genügen an idyllischer Natur, Pflege altehrwürdiger Ideale und ritterlichen Sport rechnen.

„Doch nicht nicht steigt das Federspiel,
Vorbei die Jagd mit Falk und Sperber,
Und traurig rauscht der Wald die Frage:
Wo blieben sie, die frohen Tage?“

Ja wohl! Wen entzückten nicht schon im Bilde die schönen Herbstlandschaften, durch welche die Kavallade der Falkenjagd braust? Männlich frische Junker, deren Barett die Federfülle kaum zu bändigen vermag, Edelfräulein, deren Wangen oft nicht nur Jagdlust höher färbt, kriegserprobte Ritter, ja sogar weltfremdige Geistliche, alle auf herrlichen Rossen, flüchtige Spürhunde und buntbehaubte Falken, dazu der Troß der Falkeniere, Reitknechte und Hundeführer in malerischen Uniformen, — alles folgt nächsten Weges über Steck und Stein, über Gräben und Hecken, wenn ein Reiher aufgetrieben, der entbundene Falke nach ihm geworfen war, und nun beide Vögel kämpfend sich höher und höher in die Luft schraubten. Gelang es dem abgerichteten Falken über den Reiher zu kommen und den gefährlichen Stößen von dessen scharfem Schnabel auszuweichen, so drückte er den Fischräuber rasch zu Boden. Ein Ehrenpunkt war es für die Jagdteilnehmer, womöglich als erster an Ort und Stelle anzukommen. Wir begreifen darum des alten v. Flemming ironische Bemerkung: „wobey wohl sehr zu zweiffeln, ob diese Zuschauer zum Teil wohl den Himmel all ihr Lebtag aus inbrünstigem Verlangen, einsmahls hineinzukommen, so unverwendt betrachtet haben.“ Auch wollen wir ihm gerne glauben, daß „es nicht fehlen kann, daß nicht beyde Roß und Mann stürtzen und Unglück nehmen selten, worbey nach grentlichen Schmertzen die Balbierer und Roß-Aertzte den besten Profit ziehen.“

Um nun immer Material für solche Beizjagden zu haben, hegte man früher die Reiher in geeigneten, wasserdurchspülten Walddistrikten. Ein solcher „Reiherstand“ befand sich unter anderen auch bei Calw an der Nagold, und bis in unsre Zeit hielten sich dort zahlreiche Nachkommen, nicht zur Freude der Fischereiberechtigten. Aber nunmehr hat im Jahre 1870 ein Wirbelsturm den dortigen Hochwald gerafft und die den Berg anschneidende Eisenbahn, neuangelegte Sägmühlen und Wege besiegelten die völlige Austreibung derselben. Die jungen, bald flüggen Reiher wurden ehemals den Nestern entnommen und nach Ludwigsburg gebracht, um auf den dortigen, das Reiten ermöglichenden Feldern nach herzoglichem Befehle gebeizt zu werden. Auch in Hohenlohischen kennt man noch einen solchen Reiherstand. Ehemals gab man den Gefangenen, wenn sie nicht schwer verletzt waren, die Freiheit wieder, nachdem man ihnen einen Metallring mit dem Namenszuge des Jagdherrn und der Jahreszahl um die Ständer gelegt. Wir wissen so, aus dem wiederholten Fange der gezeichneten Vögel, daß Reiher fünfzig bis sechzig Jahre alt, ja noch älter wurden.

Indessen horstet der Reiher, so ungesellig und widermärtig sein Charakter im übrigen ist, doch auch außerhalb solcher Gehege gerne in Kolonien, und zwar nicht nur mit seinesgleichen, sondern auch mit Silber-, Purpur-, Nacht- und Zwergreihern, schwarzen Störchen, Scharben, ja mit Staren, Schwarzspechten, Wildtauben, Krähen, Turmfalken, Habichten, Geiern und Adlern zusammen. Die größte Individuenzahl und Artenmischung dürften, nach den Schilderungen von Landbeck, Brehm, Kronprinz Rudolf und Keller, die untere Donau und ihre Nebenflüsse aufweisen, wo das Stimmengewirr einem Sturmwinde, der fallende Kot einem Platzregen, der abgelagerte einer Schneedecke, die durch einen Schuß aufgescheuchten Scharen einer dichten Wolke gleichen! Aber auch in Deutschland, besonders in der Mark, in Pommern, in Mecklenburg und so weiter finden sich nicht selten noch solche Kolonien, wenn auch weit bescheidenerer Umfangs. Einzelne Paare jedoch nisten fast überall zerstreut, und selbst solche vereinzelte Horstbäume fallen durch ihren kalkweißen Anstrich und durch das Parfum der Umgebung auf. Ferner werden die Horste auf sehr hohen Eichen, Buchen oder Kiefern angelegt, welche selbst wieder auf einer Höhe stehen, niemals im Thale. Zum Segen gereichen den gemißten Bäumen die Reiherhorste keineswegs, da die massenhaft verspritzten, scharfen Exkremente der Vögel, sogar die Stämme weiß tünchend, Blätter und Nadeln, und damit die ihrer Atmungsorgane beraubten Bäume selbst, wie deren Unterwuchs zum Absterben bringen. Altum schildert einen solchen märkischen Reiherstand sehr anschaulich: „Schon aus der Ferne war der Anblick überraschend. Die von den Reihern besetzte Bestandesfläche glich einem abgebrannten Torfe, in dem die nackten Sparren etwa hier und dort noch, mit den Resten der früheren Strohdächer behangen, in die Luft emporragen. In der Nähe enthüllten sich dörfe räthselhaften Stangen und Stümpfe als die Spitzen alter Eichen und die Strohklumpen als eine Menge Horste. Uebermäßig stark war der Stand nicht, denn er enthielt nur einundneunzig besetzte Horste; aber letztere standen so dicht, daß eine der alten Eichen allein dreizehn derselben trug.“ Rechnet man dazu die dürren, ihrer Wipfel und selbst der Aeste beraubten, dem Moder verfallenen, dann vom Winde zerfetzten Bäume, das abgebrochen herumliegende Reisig, die Nestmassen, die zerbrochenen Eischalen, verfaulenden Fische und Muscheln, Frösche, Mäuse, jungen Wasservögel — alles dies verschwenderisch zugetragene Jagdbeute —, auch etwa die Kadaver aus den Horsten gestürzter Jungen und weiter eine Unmasse kriechenden wie fliegenden Ungeziefers, so wird man von der Summe des Abstoßenden überrascht sein. Ueber all dem streichen hoch in der Luft die alten Reiher, deren tiefes „Krah“ der Reihvogel „Keckeck“ beantwortet. Letztere sind den Mitte April in der Zahl von je drei bis fünf gelegten, blaugrünen Eiern noch im Mai entschlüpft und werden im Herbste selbständig, falls nicht des Jägers Blei den Lebensfaden



vorher abschneidet. Denn gewöhnlich wird ein großes Reiherschießen veranstaltet, ehe die Brut ausfliegt. Und solcher Vernichtungskampf ist in der That diesem gefräßigen, tückischen, waldverwüstenden Geschöpfe gegenüber am Platze. Denn seine Verdauung ist nicht nur so energisch, daß sie Fische samt Schuppen und Gräten völlig auflöst, sondern auch so rasch, daß sie häufige Nahrungszufuhr erfordert. Die drei sammetschwarzen langen Nackenfedern des männlichen Reihers sind eben, so hoch sie als Schmuckfedern geschätzt werden, ein allzu dürftiges Aequivalent für seine Räubereien. Außerdem ist die Jagd auf den alten Reiher sehr schwierig. So mancher, der eben fischend im Wasser lauert, wird einfach übersehen, weil ein ungeübtes Auge ihn in seiner verkürzten Form und Unbeweglichkeit für einen grauen Pfahl oder Pflanzenbüschel hält, oder der Vogel, sich erkannt fühlend, streicht schon über Kugelschußweite ab, da Mißtrauen zu höchst seinen Sinnen sich gesellt. Gewöhnlich wechselt er auch mit seinem Stande und Fischplatze, so daß selbst ein wohlverborgener Anstand auf ihn erfolglos bleibt. Gleich unsicher, doch bequemer ist der Fang in Tellereisen, in Fußschlingen oder mittelst der Angel, welche man an beliebten Fischplätzen in seichtes Wasser legt.

Unser Vogel ist übrigens Kosmopolit ohne alle patriotische Anwandlungen, zufrieden, wenn er Ruhe, Einsamkeit und viel, recht viel Fraß findet. Schon das Zufrieren der meisten Gewässer zwingt ihn zum Umherstreichen; er wandert aber auch bis ins innere Afrika. Der langen, teilweise zerschlissenen Federn entkleidet, überrascht der Reiher durch die Kleinheit und Mißgestalt seines kaum haushahngroßen, thrandurchtränkten Körpers, während er, mit langsamem Flügelschlage, zurückgebogenem Kopfe und rückwärts gestreckten Ständern die Luft durchschneidend, doch nahezu 1 m Länge und 1,6 m Flugbreite aufweist. Erschreckt aufstehend, speit er, wie andere Raubvögel, um sich leichter zu machen, den verschluckten Raub aus.

Trotz alledem gewährt dieser Vogel ein anziehendes Naturbild, das ich nicht gerne gänzlich missen möchte. Eine seiner stattlichen blaugrauen Schwungfedern, welche als zarter Kehrwisch stets zum Inventare meines Schreibtisches gehört, erinnert mich nicht minder als die darüber aufgehangten Geweihe an so manche schöne Stunde, welche ich dem rings zu den Fenstern hereingrüßenden Gebirgswalde verdanke.

Dr. W.

Hermann Pauli.

Noch einer von den letzten aus der alten Garde, zu der die Erinnerungen aus den frühesten Jahren meines Theaterbesuches zurückreichen, steht Hermann Pauli jetzt vor seinem fünfzigjährigen Künstlerjubiläum, zu dessen Feier sich seine Kollegen und vielen Freunde vereinen möchten, wenn ein gütiges Geschick dem Jubilar Genesung von einem schweren Leiden schenkt, das ihn vor kurzem seinem Wirkungskreis an der Stuttgarter Hofbühne zum allgemeinen Bedauern entzogen hat.

Hermann Pauli, geboren am 14. Oktober 1819 als der jüngere Sohn einer einfachen Bürgerfamilie in Berlin, wurde von seinen Eltern gleichfalls für einen bescheidenen bürgerlichen Beruf bestimmt, trat als Lehrling in eines der ersten dortigen Weingeschäfte und hielt treu und fleißig seine Lehrzeit aus, während welcher er sich die später an ihm so gerühmte Weinkennerzunge erwarb.

Das Berliner Theaterblut, in damaliger Zeit vornehmlich erzeugt und angeregt durch die vortrefflichen Künstler des Berliner Hoftheaters, sowie der nicht minder berühmten Königstädtischen Bühne, von wo aus eine Henriette Sontag ihren Lauf am Kunsthimmel begann, spukte auch in unserem jungen Weinbeflissenen und ließ ihm keine Ruhe.

Schon in der Schule hatte er in den deutschen Deklamationsstunden die Zufriedenheit seiner Lehrer, sowie die Bewunderung seiner Mitschüler zu erringen gewußt, so daß es nicht wundernehmen konnte, wenn ihn sein früh entwickelter schauspielerischer Drang aus der für ihn reizlosen bürgerlichen Berufssphäre heraus zur Bühne trieb, deren künstlerische Aufgaben seinen ganzen Sinn fesselten und sein wahrer Lebensberuf werden sollten.

Durch die Bekanntschaft mit dem Baron Eugen von Vaerst, einem hochgebildeten, feinen Mann, welcher den damaligen Theaterkreisen sehr nahe stand, wurde es dem jungen Pauli möglich, der schnellen Erfüllung seines Herzenswunsches, Schauspieler zu werden, näher zu treten, indem ihn Baron von Vaerst an seinen Freund Karl von Holtei empfahl, der um diese Zeit (1843) die Privatbühne des kunstsinnigen Grafen von Herberstein in Grafenort bei Glatz als Direktor leitete. Aus dem jungen, feurigen Weinkenner wurde nun ein ebenso feuriger Kunstjünger, aus dem Saulus wurde ein Paulus, oder richtiger: aus dem Paul — ein Pauli! Ein angenommener Theatername vom besten Klange bis auf den heutigen Tag.

Zum erstenmale betrat Pauli dort die Bühne als Peter in dem Holteischen Lustspiel „Sie schreibt an sich selbst", das zur Geburtsfeier des Grafen Herberstein zum erstenmal aufgeführt wurde.

Unter der Leitung Holteis, des bühnengewandten und literaturkundigen Schriftstellers und Theaterdirektors, wurde nun Pauli reiche Gelegenheit gegeben, sein Talent dergestalt zu entwickeln, daß es ihm schon nach kurzer Zeit gelang, am Stadttheater in Breslau eine ehrenvolle Stellung zu erhalten und auszufüllen, welche er vom Jahre 1845 bis 1848 mit steigendem Erfolge inne hatte. Aber hier sollte seine Laufbahn als Künstler nicht schließen, das große Stadttheater in Leipzig berief ihn dorthin als Schauspieler und Regisseur, in welcher Eigenschaft er dort vom Jahre 1852 bis 1856 wirkte.

Leipzig war damals noch, wie die meisten großen Bühnen Deutschlands, im glücklichen Besitz eines feststehenden, eingespielten Künstler-Ensembles, in welches ein zu häufiger Personalwechsel, wie er heute Mode geworden, keine klaffenden Wunden riß, die selbst die geschickteste Hand eines begabten Theaterleiters künstlerisch zu schließen nicht

Hermann Pauli.

immer im stande ist. In einem solchen vorzüglichen Ensemble wuchs sich Pauli zu einer schauspielerischen Kraft von hervorragendem Range aus und verließ seine Stellung dort erst im Jahre 1856, wo ein Ruf der Hofbühne von Stuttgart an ihn erging, dem er auch Folge leistete, um in der schwäbischen Hauptstadt unter König Wilhelm I. durch einen lebenslänglichen Kontrakt für immer an das Hoftheater gefesselt zu werden.

Hier erwarb er sich neben seiner allgemeinen Beliebtheit als Schauspieler, auch die Anerkennung seiner Vorgesetzten und Kollegen als Regisseur, und machte sich durch seinen liebenswürdigen, frischen Humor alle geselligen Kreise zu Freunden.

Paulis hervorragende schauspielerische Verdienste und Eigentümlichkeiten im ernsten sowie in heiteren Rollen bestehen in dem gewinnenden und bestechenden Naturton seiner Rede, in der Ueberzeugungstreue, mit welcher er seine Charaktere auszustatten gewohnt ist und welche wie ein roter Faden durch alle seine Leistungen geht — wohl noch ein Erbstück aus seiner glücklichsten Theaterjugendzeit, wo manieriertes und unnatürliches Pathos von allen guten Bühnen entfernt und verbannt blieb.

Im September 1882 feierte Pauli sein fünfundzwanzigjähriges Wirken an der Stuttgarter Hofbühne und wurde als Timotheus Bloom, in Töpfers „Rosenmüller und Finke" vom Publikum auf das herzlichste und ehrenvollste ausgezeichnet. Und jetzt, vor dem Abschlusse seiner langen, reichen und ehrenvollen Künstlerlaufbahn, werden es seine vielen Freunde, seine Kollegen, ja die ganze Stadt Stuttgart sich nicht nehmen lassen, ihrem lieben alten Pauli, einem der letzten aus der alten Garde, die verdienten Ehren zu erweisen.

Paul Kürling.

Der Hund mit dem Essen seines Herrn.

(Hierzu das Bild Seite 85.)

Nicht unbestechlich sind für Schönheit unsre Augen
Und unsre Hände nicht für Gold;
Es gibt nur wen'ge, die zu Schatzhütern taugen,
So wie man Schätze hüten sollt'.

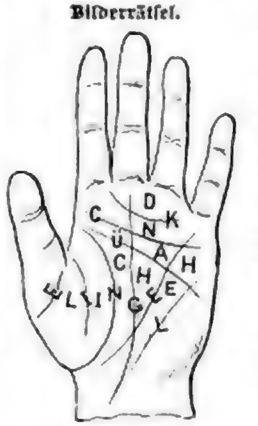
Ein Hund, der seinem Herrn im Kloster dann und wann
Das Essen holte, trug's am Hals bedächtig fein.
Er war sehr mäßig, mehr als er hätt' mögen sein,
Sah er die gute Mahlzeit an.
Doch blieb er's jederzeit. Wir alle, ach, begehren
Und werden leicht von der Versuchung überwunden.
Wie seltsam, daß man lehrt Enthaltsamkeit den Hunden
Und kann sie nicht den Menschen lehren?
Wie so einmal der Hund das Essen trägt, das heiße,
Naht sich ein Schlächterhund, daß er es ihm entreiße.
Doch ist so leicht nicht der Gewinn,
Wie er gehofft; es stellt der Hund das Essen hin,
Daß unbehindert er sei für des Kampfs Beginn.
Die Schlacht war heiß und andre Hunde kamen,
Die lebten nur von dem, das sie sich nahmen,
Und fürchteten nicht Schläge, Biß und Schmach.
Genüber allen sah sich unser Hund zu schwach,
Auch sah er wie das Fleisch in offener Gefahr.
Da, um sein Teilchen sich zu retten, sprach er klug:
„Still, meine Herrn, mir ist mein Bissen schon genug,
Das übrige nehmt ihr euch wahr."
Bei diesen Worten schnappt er nach dem ersten Bissen,
Und Schlächterhund nun und Gesindel stürzt sich
Darüber her. Kein einz'ger wich,
Bis er ein Stück an sich gerissen.

Das scheinet mir ein Bild von einer Stadt, in der
Vom öffentlichen Geld für sich ein jeder rafft.
Die Schöppen und die Kaufmannschaft,
Sie alle nehmen nach Begehr.
Geschickt ist jeder da mehr als gewissenhaft.
Wie schnell bei solchem Brauch ein Haufen Geld verschwindet!
Und wenn ein Redlicher es nicht in Ordnung findet,
Mit einem Worte zu vertheidigen sucht das Geld,
Zeigt man ihm, daß man ihn für einen Narren hält.
Er wird gewiß sich bald bequemen
Und sich zuerst sein Teil entnehmen.

Lafontaine. (Uebers.: J. Wege.)

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels N. 42:
Ein Zweifler ist unbeständig auf allen seinen Wegen.

Auflösung des Silbenrätsels N. 42:
Abenteuer (Abend, teuer).

Homonym.

Der Vater spricht in strengem Ton
Zu Otto, seinem ält'sten Sohn:
„Ich konnte dich im vor'gen Jahr
Nicht mit zur Badereise nehmen,
Weil du dich wolltest ganz und gar
Zu Fleiß und Ordnung nicht bequemen.
Wenn nun des Wortes nicht so viel
Dein Zeugnis diesmal wird enthalten,
So seh ich wieder Gnade walten.
Und 's Wort ist unser Reiseziel
Als fleiß'ger Arbeit schöner Lohn;
Drum richte dich darnach, mein Sohn."

Auflösung der magisch-geometrischen Kombinations-Aufgabe N. 42:

M	A	R	O	S
A	R	E	N	A
R	E	G	E	L
O	N	E	G	A
S	A	L	A	T

Rätsel.

Und ist die Zeit
Auch schon die Zweit',
Da sie die Erste waren,
Dran denken doch
Mit Freuden noch
Die Ersten reich an Jahren.
Und bringt der Ton
Durchs Telephon
Und greift dich, den entziehen,
Der Freundesbotschaft,
Dann wenn es das
Auch wohl mit den drei Letzten.
Bist abgesandt:
Du von dem Land
Als Reiter zu den Alten,
Bist du gewählt,
Wirst du gequält,
Das Ganze, ach, zu halten.

Dreisilbige Charade.

Ein Felseneiland nennt das erste Paar,
In blaue Meereswogen hin gebettet,
Das des Tyrannen Lieblingssitz einst war,
Der an sein Thun den Fluch der Welt gekettet.

Im Namen eines Reiters alter Zeit
Und holder Frauen, die den Thron noch schmückten,
In jedem Vivat, das sich ihnen weiht,
Versteht sich meine Letzte auszudrücken.

Wer einen Riesen zu errichten wagt,
Muß Kraft und Mut in sich vereinigt wissen,
Denn ob der Bau auch stolz zum Himmel ragt,
Der kühne Meisterhand war schwer zu missen.

Des Ganzen Walten mag gesegnet sein,
Das große Erbe sehr noch zu gründen;
Wer alles setzt für edle Ziele ein,
Wird auch die Hindernisse überwinden.

(M. Sch. Kassel.)

„Er ist's."

Da steht sie, die reizende Comtesse Alice, ganz allein, mitten in der vornehmen Stille des herbstlichen Parkes. Ihr Herz klopft und ängstlich spähen ihre dunklen Augen durch die kahlgewordenen Aeste der Bäume, hinaus auf die leere, sonnenbeschienene Landstraße. An ihrer Seite steht Hektor, ihr treuer Wächter und Begleiter; jetzt spitzt er die Ohren und furchtsam schreckt die schöne Herrin zusammen. Nichts: ein schlichtes Bäuerlein geht draußen seiner Wege. „Mein Gott!" sie preßt die Hand aufs Herz, daß die Rosen in ihrem Gürtel die Köpfchen erschreckt zusammendrängen. Wenn er nun nicht käme, wenn sie ihn gestern durch ihr mädchenhaftes Sträuben, durch ihr thörichtes Schweigen erzürnt, verscheucht hätte, auf immer? Hier, an dieser Stelle hat er ihr gestern in heißen, zärtlichen Worten seine Liebe gestanden — und sie, stumm und blaß, wie überwältigt von der unbekannten Macht der Leidenschaft, hatte sich plötzlich von ihm losgerissen und war davongelaufen, wie ein unwissend Kind, auf der Flucht vor der Liebe. Enttäuscht und zweifelnd war er zurückgeblieben — nun denkt er sicher, sie liebt ihn nicht und kehrt nicht wieder. Denn Rémond ist stolz, sie weiß es; er würde sich lieber die Lippen blutig beißen, als um ihre Liebe betteln.

Da horch, tönt nicht ein Hufschlag von ferne? Der Atem versagt ihr; schon biegt der Reiter um die Ecke und Hektor hebt zornig knurrend den schmalen, gescheiten Kopf, aber schon faßt die Hand der Herrin ihn am Halsband — „Er ist's, er ist's!" so jubelt sie selbstvergessen und im weiten Bogen fliegt eine rote Rose dem glücklichen Reiter zu Füßen.

Im nächsten Augenblick wird Rémond ihr selbst zu Füßen liegen und diesmal werden sich ihre strahlenden Augen gern in die seinen versenken und zwei rote Lippen willig den seinen begegnen — heute noch heimlich, aber morgen — morgen weiß ihr süßes Glück die ganze Welt.

A. Bertram.

Er ist's. Nach dem Gemälde von J. Koppay.

Notizblätter.

Bühne.

Der Trifels und Palermo. Trauerspiel in vier Akten von Detlev von Liliencron, erlebte, obwohl bereits vor Jahren entstanden, am 21. September am königlichen Hoftheater zu München seine erste Aufführung in Deutschland. Fürwahr ein traurig Spiel! Freilich kein Trauerspiel, genau genommen überhaupt kein Bühnenstück, sondern eine zweck-, ja beinahe sinnlose Aneinanderreihung wild phantastischer Scenen, die mit der Wahrheit, der Geschichte und der Natur gleich willkürlich umspringen. Der Hohenstaufe Heinrich VI., ein von blutdürstigem Cäsarenwahnsinn befallenes Scheusal, rast mit einer für das Mittelalter doch erstaunlichen Schnelligkeit zwischen Trifels und Palermo hin und her, um ein Weltreich zu gründen und nebenbei seines Bruders Philipp Braut, Irene, zu verführen. Da das „hirnverbrennende" Fieber, das in ihm wütet, ihn allmählich [illegible] läßt, setzt die Kaiserin Konstanze durch einen ihm als Abschiedstrunk vor der erzwungenen Ehescheidung kredenzten Gifttrank seinen Grausamkeiten und ihrem eigenen Jammer ein Ziel. So wird die Normannenkönigin Sibylla samt ihrem geblendeten Söhnlein vom Folterrad errettet; Herzog Philipp kann die liebliche [illegible], die ihre aus Furcht vor des Kaisers Liebe etwas [illegible] vom Trifels nach dem Kaiserhof in Palermo [illegible] in Knabentracht gefolgt ist, kraft seiner rechtmäßigen Vermählung vor weiteren solchen Bubenstreichen bewahren und mit einem unter Teilnahme des Volkes gesprochenen Gebet an der Leiche des eben erbarmungslosen Heinrich schließt der vierte Akt. Zur Charakterisierung des „bilderreichen" Gepräges mag noch angedeutet werden, daß einer der biederen alten Ritter die ihr blindes Kind verteidigende Königin mit Niobe vergleicht, was der klassischen Bildung des tapferen Recken aus Rotbarts Heer gewiß alle Ehre macht. Auch der Kaiser verrät die Dichtergabe, die das schöne Wiegenlied „Ich grüße mit Gesang die Süße" erzeugte, indem er den ihm dargebrachten Staatsschlüssel von Salerno mit einem auf weichem Kissen „unschuldig träumenden Kindlein" vergleicht. — Die Hauptrolle spielten übrigens in der That der Trifels und Palermo, beide in Savits trefflicher Inscenierung prächtige Bilder deutschen und südlichen Landschaftsreizes. Besetzung und Darstellung waren sehr gut und besonders Rémond (Kaiser Heinrich) verkörperte den finsteren Tyrannen überaus wirkungsvoll. Dennoch war der Beifall, den freundliche Hände spendeten, recht schwach. Dergewäß wurde die erste Wiederholung bereits vertagt; denn „und auch die guten Freunde des ersteren mag so hilfreich, zum zweitenmal kommen selbst die besten nicht mehr", wohl ein wohlbegründetes Witzwort. A. B.

Spiel.

Bei der Nachricht, daß einige Sozialdemokraten es für zeitgemäß hielten, Spielkarten zu erfinden, in denen die Könige beseitigt und durch ältere Arbeiter ersetzt werden, erinnert man sich wohl an den Vers Heines über Amerika, „wo sie ohne König kegeln." Halten wird sich allerdings die Sache schwerlich. Dieselbe ist ohnedies nicht neu. Schon 1793 kamen Spielkarten in Gebrauch, die gleichfalls die Könige abgesetzt hatten. Man griff damals aber zum Ideal hinauf und erlebte die Entthronten durch Genien. Es gab einen Genius der Kriegsgenius, einen Friedensgenius, einen Preis- oder Kunstgenius und einen Gartenbau- oder Handelsgenius. Die Damen wurden durch den Begriff der Freiheit verdrängt, so Genus- oder Religionsfreiheit. Die Buben mußten dem Begriffe der Gleichheit weichen und das As wurde sogar zum Gesetz erhoben, zum Beispiel das Vorgesetz und so weiter. Es mag sich nicht wenig seltsam, vielleicht gotteslästerlich angehört haben, wenn damals der Kriegsgenius das Friedensgesetz erstach, als wie wenn jetzt der „Junge" über den „Alten" geht.

Gestorben.

Dengremont, Maurice, Violinvirtuos, einst als musikalisches Wunderkind gefeiert, 27 Jahre alt, Anfang September, in Buenos-Aires.

François, v., Luise, bekannte Schriftstellerin, 77 Jahre alt, am 25. September, in Berlin.

Howlsley, Thomas, berühmter englischer Zivilingenieur, erste Autorität Englands im Bau von Gas- und Wasserleitungen, 84 Jahre alt, am 24. September, in London.

Kettler, v., Karl, kgl. preuß. Generalleutnant z. D., 81 Jahre alt, am 18. Sept., in Wiesbaden.

Klette, G. Reinhold, Baumeister und Lehrer an der herzogl. Baugewerkschule in Holzminden, langjähriger Leiter von C. L. Hedermanns „Zeitschrift für Bauhandwerker", bedeutender bauwissenschaftlicher Schriftsteller, am 16. September, in Holzminden.

Lang, Karl, Dr., Direktor der kgl. bayr. meteorologischen Centralstation und Privatdozent an der technischen Hochschule und Universität München, 44 Jahre alt, am 23. Sept., in München.

Nickliz, Franz, k. u. k. Forstmeister i. R., bekannter Naturforscher und Entomolog, am 16. September, in Rudmannsdorf in Krain.

Monnier, belgischer Oberst, namhafter Militärschriftsteller und Archäolog, am 20. September, in Ledeberg bei Gent.

Reß, Karl, herz. Opernsänger, ein seinerzeit hervorragender Bassist, am 19. September, in Leipzig.

Rommel, Helene, geb. Herrmann, hervorragende Herzenskünstlerin, 47 Jahre alt, Mitte September, in London.

Tappenbeck, von 1878 bis 1887 Vorstand der oldenburgischen Ministerialabteilung der Justiz und der Kirchen und Schulen, 73 Jahre alt, am 19. September, in Oldenburg.

Thile, v., Rudolf, kgl. preuß. Generalleutnant z. D., 67 Jahre alt, am 18. Sept., in Merseburg.

Weaver, Henry, der Betriebsdirektor der Anglo-Amerikan. Telegraphen-Gesellschaft, führte zuerst das System ein, die Depeschen nach Worten zu zählen und darnach den Kostenpreis zu bestimmen, 68 Jahre alt, Ende September, in Folkestone.

Zschückner, Geheimer Postrat, Oberpostdirektor a. D., am 14. Sept., in Dresden.

Deutsche und fremde Literatur.

„Fontanes Sammlung deklamatorischer Vorträge", herausgegeben von Gustav Burkhard (Berlin, F. Fontane & Cie.), ist mit vielem Geschmack angeordnet und enthält im Gegensatze zu Sammlungen ähnlicher Art sehr wenig bekannte und teils noch nicht veröffentlichte Gedichte.

Ein Buch, das Julius Stettenheim mit einem Vorwort als Geleitzeilen versehen, spricht wohl am besten durch sich selbst: „Neu-Berlin. Was Frau Gutike in der Reichshauptstadt erlebte" von G. v. Beaulieu (Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt, vormals S. Schottlaender). In Frau Gutike lebt, spricht und handelt der unverfälschte Berliner Typus und wir können uns nur Julius Stettenheim anschließen, wenn er sagt: „Ueberall, wo noch der Sinn für den echten Volkshumor lebendig ist, wird Frau Gutike als Hausfreundin eine wohlverdiente freundliche Aufnahme finden."

Bei Wilhelm Braumüller in Wien ist erschienen: „Ungarische Volkslieder und Balladen", deutsch von B. Corneri. Diese kleine Sammlung ungarischer Volkslieder, die in einer geschmackvollen Uebertragung geboten wird, enthält die köstlichsten Perlen ungarischer Volksdichtung.

„Im Naturalismus, Nihilismus, Idealismus in der russischen Dichtung", erschienen bei Hans Lüstenöder in Berlin, litterarhistorische und kritische Streifzüge von Erwin Bauer, mit vielen Porträts entwirft der in der russischen Litteratur gründlich bewanderte frühere Herausgeber der „Nordischen Rundschau" ein Bild der gesamten neueren und neuesten russischen Literatur und erörtert dabei zugleich die Frage, in welchen Grenzen sich das Interesse der deutschen Gesellschaft berechtigterweise den Geisteserzeugnissen unserer Nachbarn im Osten zuzuwenden habe.

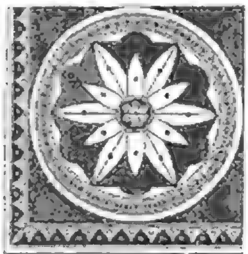
Diese Seite ist insbesondere den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet. Sie will Winke und Anregungen zu förderlicher Thätigkeit und angenehmer Unterhaltung erteilen, auf beachtenswerte Erscheinungen hinweisen, bewährten, zweckmäßigen Neuerungen den Weg bahnen helfen.

Unter uns.

Wünsche aus dem Kreise unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt, Mitteilungen über eigene Erfahrungen, soweit sie sich zur Wiedergabe an dieser Stelle eignen, mit Dank verwendet. Alles darauf Bezügliche ist zu richten an die Redaktion von „Ueber Land und Meer" in Stuttgart.

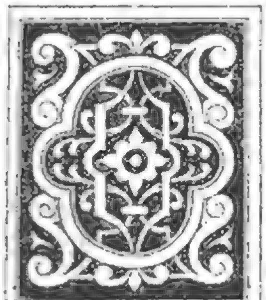
Tauschirte Holzsachen.

Die Technik, schon von altersher im Orient geübt, welchselbst sie zur höchsten Kunstfertigkeit gediehen, wurde erst in neuerer Zeit bei uns eingeführt und eignet sich vermöge ihrer hohen Schönheit vorzüglich zur Verzierung von Kästchen und Schränken, Spiegel- und andern Rahmen von jeder Größe, Brief- und Zeitungsmappen, Buchdecken, Tischplatten u. s. w. Sie besteht darin, daß wir eine ganze Fläche mit irgend einem Muster aus feinen Metalllinien, Kreisen und Punkten zieren. Dieses kann nun auf einer einfachen Holzfläche, wie auch auf einer aus verschiedenen Holzarten zusammengesetzten Fläche, immer mit nur einer und auch mehreren Metallsorten, von welchen Zink, Messing und Kupfer die gebräuchlichsten sind, ausgeführt werden. Gewöhnlich nimmt man hiezu 0,25 mm starken, vierkantig gezogenen Metalldraht zu den Linien, dann dünne Cylinder von



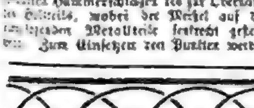
Kassettendeckel.

1 bis 4 mm Durchmesser zu den kleinen Kreisen, fein zugefeilte Drahtstückchen für die Punkte und endlich Teilchen von Metallstäben, deren Querschnitt Sterne und Rosetten bilden. Am besten eignen sich zur Ausführung alle Flachmuster mit geometrischen Figuren und auch von verschiedener Ornamentierung, zumeist aus der Pflanzenwelt. Unsere beigegebenen Abbildungen zeigen ein paar einfache Muster. Zur Abwechslung können auch Wappen, sonstige heraldische Embleme, Monogramme &c. gewählt werden. Die Werkzeuge bestehen in einem Hammer mit breitem Kopfe, einer Stechahle, einem feinen Meißel mit 2 bis 3 mm langer Schneide, einem ebenso großen stumpfen Meißel zum Daraufsetzen auf das Metallstück, einer Zwickzange zum Abschneiden der Metallteile und einer Rundzange zum Biegen der Metallstreifchen. Letzteres wird auch häufig nur mit den Fingern vorgenommen. Zur Vervollständigung dienen noch eine Feile zum Abschrägen der Ränder und eine



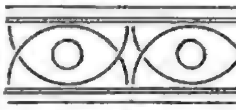
Kassettendeckel oder Buchdecke.

Kornzange zum Anfassen kleinster Teilchen. Zum Einlegen nimmt man ein ausgesuchtes Birn- oder Nußholzbrettchen mit wohlgehobelter Fläche, zeichnet auf dieses das Muster, sticht die Konturen mit dem feinen Meißel senkrecht und 2 bis 3 mm tief ein, schneidet die Metallstreifchen in die erforderlichen Längen, bringt sie in die entsprechenden Krümmungen, setzt sie in die Einschnitte und versenkt sie mit gleichmäßig geführten Hammerschlägen bis zur Oberfläche des Holzes, wobei der Meißel auf die einzulegenden Metallteile senkrecht gestellt wird. Zum Einsetzen der Punkte werden



Einfache *a* Bordüre.

die Drahtstückchen an einem Ende spitz zugefeilt; zu den kleinen Ringen sägt man von den Metallcylindern mit der Laubsäge 2 bis 3 mm lange Teilchen ab und feilt sie an der Einsatzseite schräge zu. Es versteht sich von selbst, daß das Muster nicht in einem Stück eingelegt werden kann, sondern dies, den Konturen entsprechend, in mehreren kleinen Teilen zu geschehen hat. Aufschluß über die Art dieses Vorganges geben die Abbildungen der einfachen Bordüren a und b. Ist die ganze Fläche eingelegt, so wird sie zuerst behobelt mit einer



Einfache *b* Bordüre.

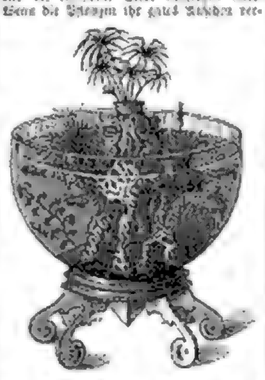
guten Ziehklinge abgezogen, dann mit feinem Glaspapier geschliffen und endlich poliert, wodurch erst die eigenartige Schönheit der Tauschierung vollends zur Geltung kommt. Da das Polieren immerhin eine heikle Arbeit ist, so kann es einem geübten Tischler überlassen werden. Sämtliches Material zur Tauschierung — auch indische Einlegearbeit oder Certosina genannt — wie auch die erforderlichen Werkzeuge liefert in bester Qualität die Tischlerwerkzeughandlung [illegible] in München, Theatinerstraße 11. V.

Barbarazweige oder der Mai im Zimmer.

Wer in den ersten Tagen des Dezember, nach dem Volksglauben am Tage der heiligen Barbara oder des heiligen Andreas, Zweige von den Gebüschen bricht und ins Wasser stellt, kann sich zu Weihnachten und in den darauf folgenden Wochen den Mai in das Zimmer zaubern und sich dadurch den Winter auf die lieblichste, billigste Weise verschönern. An der Knospe liegt schon im Herbste Blatt und Blüte fertig vorgebildet, und es bedarf bloß der Anregung durch Feuchtigkeit und Wärme, um sie zur Entwicklung zu bringen. Es ist selbstverständlich, daß die im Freien am frühesten blühenden Bäume auch bei der im folgenden angegebenen Behandlung am leichtesten zur Blüte kommen. Man schneidet zu der oben angegebenen Zeit etwa ½ m lange Zweige von Kirschen, Pflaumen, Schlehen, Cornelkirschen (Herlitzen), Aepfeln, Birnen, spanischem Flieder (Syringa), namentlich gewöhnlichem weißen Schneeball, japanischer Quitte (Cydonia japonica) mit feuerroten großen Blumen, wildem Jasmin, wilden Rosen und anderen schön blühenden Gehölzen, dazu noch belaubten Birkenzweige, Stachelbeeren, Buchen u. s. w.; bricht dieselben am unteren Teile ab oder macht einen möglichst langen, schrägen Schnitt, um viele Saftgefäße zur Aufnahme des Wassers bloß zu legen, und stellt sie in ein Gefäß mit Wasser. Dieses wird in das warme Zimmer möglichst hell gestellt und gegen Ausdörren, was bei den weit abstehenden Zweigen leicht vorkommt, geschützt. Das Wasser wird wöchentlich zweimal ergänzt, und wenn es übel riechen sollte, durch warmes erneuert. Kann man ohne Nachteil für andere Gegenstände des Zimmers die Zweige täglich mit einem nassen Borstenbesen fein überspritzen, so geht die Entwicklung noch rascher vor sich. Schon nach acht Tagen öffnen sich die Goldknospen der Cornelkirschen zugleich mit den Stachelbeeren, und wenige Tage später brechen Schlehen, Pflaumen und Kirschen auf. Zugleich bilden die Syringen (Flieder) Triebe mit und ohne Knospen, und nach vier Wochen steht, wenn kein Unfall dazwischen kommt, alles in Blüte und völlig grün da. Allerdings bleiben die Syringen kläglich und klein, aber auch die unvollkommeneren Blumen entzücken um diese Jahreszeit. Je wärmer und feuchter ein Zimmer ist, desto besser gelingt der künstliche Frühling, und es sind besonders Küchen dazu geeignet, aus welchen man die Zweige blühend und grünend in das Wohnzimmer bringt. Wer viel Raum hat, kann sich ein ganzes Fenster oder Zimmereck als Laube einrichten, indem man lange Zweige nimmt und an die Wand befestigt. Bei einigen Holzarten gehört Uebung dazu, die blühbaren Zweige zu erkennen, z. B. bei Syringen, wo nur die kurzen, dicken Endknospen Blüten bringen. C. Sch.

Ein Aquarium.

Ein wirklich reizendes und in jeder Hinsicht zweckentsprechendes Aquarium, das nicht nur einen eleganten Zimmerschmuck bildet, sondern auch noch den großen Vorzug besitzt, außerordentlich billig zu sein, kann sich jedermann nach folgender Anleitung mit Leichtigkeit selbst herstellen. Eine größere Glasglocke, wie solche zum Bedecken verschiedener Speisen gebraucht werden, um sie vor Staub und Fliegenschmutz zu schützen, bildet die Grundlage zu unserem Aquarium, das gewiß die Aufmerksamkeit aller erregt, die es sehen. Eine solche Glasglocke ist fast in jeder Haushaltung zu finden, im anderen Falle jedoch in jeder Glas- und Porzellanwarenhandlung für wenig Geld zu bekommen. Man wähle eine möglichst große, von mindestens 35 Centimeter Durchmesser. Das Gestell, welches aus einer Holzscheibe und vier bis sechs Füßen besteht, kann sich jeder mit der Säge selbst ausschneiden. Die Holzscheibe wird in der Mitte mit einem Loch versehen, in welches der an der Glasglocke befindliche Knopf zu liegen kommt. Das ganze Gestell kann schwarz poliert werden, was sich wohl am besten ausnimmt. Nun wird der Boden der Glocke mit Austernschalen, die Oeffnung nach unten, belegt (4—5 Stück), und diese mit Zement verbunden, was sehr gut geht, wenn man die Zwischenräume mit nicht allzu dünn angemachtem Zement, dem etwas Sand zugesetzt wird, ausfüllt. Gut ist es, wenn man den Boden der Glocke, bevor man den Zement anwendet, mit Oel einreibt, um das Binden desselben mit dem Glase zu verhüten. Jetzt muß das Werk einige Zeit stehen bleiben, um dem Zement die nötige Zeit zum Erhärten zu geben. Ist alles fest, so wird der nun entstandene Boden herausgehoben und bildet die Basis zum Aufbau einer Felsengrotte aus Tuffstein, welch letzterer auch nicht schwer zu bekommen ist. Der Tuffstein wird so arrangiert, daß er mehrere Thore und Durchgänge offen läßt, auch kleine Vertiefungen zur Aufnahme von Wasserpflanzen. Der Felsen reicht etwa 10 Centimeter über den Wasserspiegel hinaus und wird oben so gebildet, daß er eine hübsche Pflanze aufnehmen kann. Der Aufsatz wird ebenfalls in Zement hergestellt und ist hier der Phantasie des Verfertigers ein weiter Spielraum gegeben. So kann man ein wenig unterhalb des Wasserspiegels einige Austernschalen horizontal, mit der Oeffnung nach oben anbringen, das heißt mit eindauen, die kleine Blumentöpfchen mit Sumpfpflanzen tragen. Ist das alles fertig und fest, so wird der Fels wieder eingesetzt und der Boden mit grobem Sand, kleinen Steinen, Muscheln und so weiter, alles aber vorher gut gewaschen, bedeckt, Wasser aufgefüllt und die Fische eingesetzt, die sich gleich von Anfang an in diesem Heim äußerst wohl fühlen, und zwar des sandigen Grundes und der Unterschlupfe wegen, die den Tieren geboten werden. Unsere fließenden Gewässer bieten eine große Anzahl von Pflanzen, die in kleinen Exemplaren im Aquarium angebracht werden können. Ebenso gibt es eine ganze Reihe von interessanten Tieren, die sich zur Belebung außer den Fischen verwenden lassen, so zum Beispiel Wasserschnecken in 5 bis 6 verschiedenen Formen, sogar unsere Teich- und Flußmuschel eignet sich dazu, kleine Salamander und so weiter; nur hüte man sich vor dem großen Wasserkäfer, der unablässig die kleinen Fischchen verfolgen und bei lebendem Leibe anfressen wird. Wenn die Pflanzen ihr gutes Aussehen ver-



lieren, müssen sie erneuert werden; Geiz ist hier leichtsinnig und taugt nichts. Das Wasser wechsle man alle drei Tage, nehme aber nie lauter frisches, sondern lasse stets etwas altes Wasser im Aquarium. Das Entleeren geschieht am besten durch einen Gummischlauch oder Heber. Zum Nachfüllen nehme man nie eiskaltes Wasser, sondern bringe es vorher durch Zusatz von wenig heißem Wasser auf einige Grad unter die Zimmertemperatur. Zu kaltes Wasser bekommt den Fischen nicht gut und hebt deren Munterkeit auf. Man werfe auch nie geschnittenes Brot in das Wasser, sondern füttere die Tiere mit Oblaten, Ameiseneiern, Fischfutter, kleinen Würmern und so weiter, im Sommer reichlich, im Winter weniger. Ein so hergestelltes Aquarium wird zur Quelle steten Vergnügens und sollen diese Zeilen zur Nachahmung anregen. F. W.

Die Laube im Zimmer.

Eine der reizendsten Verzierungen des Zimmers, der man aber leider viel zu wenig begegnet, ist eine im schönsten frischen Grün prangende, womöglich mit Blumen bedeckte Laube. Sie ist so recht danach angethan, uns, wenn es draußen stürmt und schneit, die lieblichste Zeit des Jahres vorzuzaubern, so daß wir in ihr alle Unbilden des Wetters vergessen und uns in die sonnige Sommerzeit versetzt wähnen. Es gehört zwar dazu richtige Auswahl der Pflanzen, Verständnis für ihr Leben und ebenso viel Liebe zu seinen Pfleglingen. Hat man diese, dann ist nur noch ein Gestell aus Holz nötig, um dir auch diese Zierde im Zimmer zu verschaffen. Unsere Zimmerpflanzen brauchen ebenso wie die im Freien wachsenden zu ihrem Gedeihen Licht. Ganz ohne Licht vermögen nur wenige niedrige Gewächse, Pilze, zu leben. Alle grünen Pflanzen aber können ohne Licht nicht leben. Durch das Licht nämlich wird dasjenige Gas, welches die Pflanze aus der Luft mit den Blättern aufnimmt und aus welchem sie den größten Teil ihres Körpers aufbaut, die Kohlensäure nämlich, zerlegt und zwar in der Weise,

Ipomoea rubro-coerulea.

daß ihr einer Bestandteil, der Kohlenstoff, in der Pflanze zurückbleibt, während der andere von der Pflanze ausgeatmet wird. Diesen Vorgang nennt man Assimilation. Indessen nicht alle Pflanzen brauchen zu ihrem Gedeihen die gleiche Lichtmenge. Wenn wir im Sommer mit offenem Auge durch die Landschaft wandern, dann sehen wir, daß gewisse Pflanzen, wie zum Beispiel die Fetthenne, nur dort wachsen, wo sie das volle Tageslicht bekommen. Andere dagegen ziehen sich mehr in den kühlen Schatten zurück, den ihnen benachbarte Pflanzen geben. Kamille und Kornrade sind Beispiele dieser. Endlich gibt es eine ganze Reihe von Pflanzen, denen auch diese Lichtmenge noch zu viel ist und die sich deshalb in das dichte Gebüsch hoher, dunkler Wälder zurückziehen. Zu ihnen gehören Efeu, Sauerklee u. A. In unseren Zimmern können wir deshalb namentlich die der zuletzt genannten Gruppe angehörigen Pflanzen mit Erfolg kultivieren, da sie allein hier noch die ihnen nötige Lichtmenge finden. Unter ihnen haben wir also unsere Auswahl zur Bekleidung der Zimmerlaube zu treffen. Am besten ist es, wenn wir sie direkt aus dem Walde holen. Das Gestell braucht nur leicht gebaut zu sein, denn es soll nur den Pflanzen einen Halt geben. Wir lassen uns hierzu zwei mit Oelfarbe außen und innen gestrichene Kästen von etwa 1 Meter Länge und ½ Meter Breite und Tiefe anfertigen, welche im Boden eine Anzahl großer Löcher haben und auf je drei Querleisten aufgenagelt sind, damit sie hohl stehen. Aus starkem spanischem Rohr oder Draht biegen wir uns dann drei ∩förmige Bogen, welche die äußeren Umrisse der Laube abgeben. Sie werden so in den Kästen befestigt, daß je ein Bogen zwei entsprechende Schmalseiten der beiden Kästen miteinander verbindet, während der dritte Bogen zwischen beiden aufgestellt wird. Damit haben wir das Gerippe der Laube, dem wir durch einige meterlange dickere Drahtstangen, welche die drei Bogen in viertelmeterweiten Abständen verbinden, die nötige Festigkeit verleihen. Nun ziehen wir noch in Abständen von 10 Centimeter dünnen Draht parallel diesen Stangen, an welchem die Pflanzen angeheftet werden. Dann werden die Kästen mit Erde gefüllt und zwar in folgender

Rhodochiton volubile.

Weise: zunächst breiten wir eine etwa 5 Centimeter hohe Schicht Topfscherben in jedem Kasten aus, welche dazu dienen soll, daß die Erde nicht zu naß wird. Auf diese Schicht bringen wir einen Finger hoch reinen groben Sand, wie ihn die Maurer zur Bereitung des Mörtels benützen. Dann füllen wir die Kästen bis etwa 2 Centimeter unter den Rand mit einer kräftigen, dabei aber doch lockeren Erde. Vorzüglich ist Lauberde aus dem Walde, welche mit etwa dem fünften Teile groben Sandes vermischt wurde. Bei der Bepflanzung, die am besten im Frühjahre vorgenommen wird, setzen wir die aus dem Walde mitgebrachten Pflanzen in Abständen von etwa 10 Centimeter in die Kästen. Die Stengel werden zunächst noch bei weitem nicht das ganze Gestell bedecken. Das schadet aber nichts, denn in kurzer Zeit werden sie aus den Achseln der obersten Blätter kräftige Seitentriebe bilden, welche bald die Laube mit einer gleichmäßigen grünen Laubdecke bekleiden. Daß wir die Pflanzen aus dem dunklen Walde holen, sichert uns ein gutes Gedeihen derselben. Eins ist dazu allerdings noch nötig. Im Walde ist es dort, wo der Efeu wächst, stets feucht, während unsere Zimmerluft sehr trocken ist. Wir müssen deshalb unsere Efeupflanzen in den ersten Wochen täglich mehrmals bespritzen, wozu sich am besten ein sogenannter Refraichisseur oder Zerstäuber eignet. Späterhin gewöhnt sich der Efeu an die trockene Zimmerluft und braucht dann nicht mehr gespritzt zu werden. Wie feucht die Erde sein muß, das haben wir erfahren, als wir die Pflanzen aus dem Walde holten, nämlich so feucht, als sie dort war. Außer Efeu können wir aber auch noch manche andere Pflanze verwenden. Sehr gut geeignet zum Beispiel Brombeeren, welche wir uns ebenfalls aus dem Walde holen, wo er am dunkelsten ist. Im

Hablitzia tamnoides.

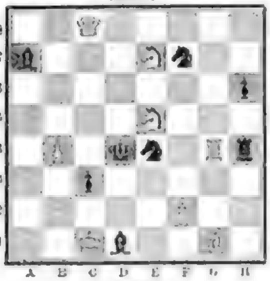
Freien verlieren sie beim Eintritt des Winters ihr Laub, im Zimmer dagegen bleiben sie immer grün. Ferner ist Hopfen, der im lichten Gebüsch des Waldes auftritt, für unsere Zwecke sehr gut zu verwenden. Er wächst sehr schnell und überzieht die Laube in kurzer Zeit mit seinen schönen Blättern. Auch die Zaunwinde und ihre Schwester, die gefüllt blühende, rosenrote Calystegia pubescens fl. pl., die man aus einer größeren Gärtnerei bezieht, sind gut zu verwenden. Recht zierlich ist auch das Bittersüß aus unseren Waldgebüschen, das aber dort, wo Kinder im Hause sind, seiner Giftigkeit wegen nicht genommen werden darf. Steht die Laube in einem hellen Zimmer, in welchem sie von zwei Seiten Licht empfängt, so kann man dort noch eine ganze Anzahl anderer, lichtbedürftiger Schling- und Kletterpflanzen verwenden. Die beistehenden Abbildungen, welche uns von der Firma Haage & Schmidt in Erfurt freundlichst überlassen wurden, führen uns eine Anzahl guter, bewährter Schling- und Kletterpflanzen vor, welche sich bei geeigneter Pflege sehr gut zu dem Zweck eignen. Verwendet man langsam wachsende Sorten, dann empfiehlt es sich, dazwischen einige schnellwüchsige Arten zu pflanzen, wie Ipomoea rubro-coerulea, Calampelis, [illegible], Clitoria, Dolichos, Lathyrus, Loasa, Lophospermum, Maurandia, Hablitzia tamnoides, Thunbergia, welche in der ersten Zeit, bis die anderen nachgewachsen sind, das Gestell schnell mit frischem Grün überziehen. Besonders eignen sich hierzu ferner [illegible], Rhodochiton volubile, Cobaea scandens, Humulus, Tropaeolum canariense, [illegible] und Passiflora kermesina, Impératrice Eugénie und sehr gut zu einer reizenden dekorativen Umrahmung eines Fensters oder einer Glaswand auf dem Balkon. Dagegen hält man die Aristolochia-Arten mit ihren wunderlichen bis zwei Fuß großen Blättern fast für den warmen und heller Garten. Dr. U. F.

Schach. (Redigirt von E. Schallopp.)

Aufgabe 4.

Von H. Chocholous in Prag.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 1 S. 22:

W. 1) T g 7 — g 5 :
S. 1) h 6 — g 5 :
W. 2) D h 5 — h 8
S. 2) f 7 — f 6 (g 5 — g 4)
W. 3) D h 8 — f 8 ≠.

A.

S. 2) L e 8 — e 6
W. 3) D h 8 — e 5 ≠.

B.

S. 2) L e 8 — d 7
W. 3) D h 8 — d 4 ≠ rc.

Auf 1) .... L e 8 — d 7 folgt 2) T g 5 — b 5: L d 7 — f 5 3) T b 5 — f 5:, auf 1) .... f 7 — f 5 dagegen 2) D h 5 — e 8 : nebst 3) D e 8 — e 7 (f 6) ≠.

Handschriften-Beurteilung.

Gablonke. Ein vertrauenswürdiger Charakter, dem Reflexionskraft, Klarheit und Selbstbeherrschung fehlen, der viel zu sehr der momentanen Stimmung folgt, ohne eigentlich eine leidenschaftliche Natur zu sein.

Aug. D—T., Gothenburg. Ein freundlicher, angenehmer Charakter; ruhig und gutherzig, warm im Gefühl und einfach in der Art sich zu geben —

Jedenfalls ich Ihnen Ungarnsche, zeichnen

sehr nahe, gern plaudern; kritisieren, aber ohne Bosheit. Ziemlich nüchtern, verständig. Ein Vertrauensmann, der im näheren Verkehr nur gewinnt.

Ditto II. Recht gebildet, nicht gewandt und doch nicht ganz ohne Prätension, aber ein gutes Herz und viel Gemüt.

Eusebius Florestan. Bildung und wissenschaftliche oder litterarische Interessen, logischer Geist und klares Urteil; Empfindlichkeit und oft ab-

Schweiz Ragaz.

weisendes Wesen, auch Spott und Eigensinn und doch daneben viel Wohlwollen und ein lebhaftes Empfinden. Beharrlich und etwas grüblerisch.

Kl. W. in W. Spaß ist es zwar nicht mit der Graphologie, vielmehr eine sehr ernste Sache, aber Ihr Urteil ist Ihnen dennoch nicht vorenthalten. Sie sind überhaupt geneigt, die Dinge von ihrer spaßhaften Seite aufzufassen und optimistischen Anschauungen zu huldigen, dabei kritisieren Sie gern in etwas verzeihlicher, aber harmloser Weise, auch lieben Sie den Widerspruch, aber es lebt sich doch ganz angenehm mit Ihnen, da Sie den Grundsatz haben: leben und leben lassen und ein heiterer, ausgeglichener Charakter sind.

C. M. in Baden. Kurz angebunden (knappe Endungen), aber heiter, lebhaftig und anpassungsfähig (gedrängte Striche, ganzes Schriftwesen, das sie besonders an den folgenden Buchstaben gebraucht und Abschnitt), Schönheitssinn (hübsche Formen),

ein einzig Volk von Brüdern.

wenig geistige Interessen (keine hochstrebenden Zeichen) aber Verständigkeit (gute Schattierung).

Moosrose in R. Die geschwungenen R-Zeichen deuten auf Humor, die verdoppelten t auf Phantasie, das außergewöhnlich lange Ausstreichen der Zeilen auf Begeisterung, seine geistige Genialität, die wenig geneigte Schriftlage über-

Hochachtungsvoll!

haupt und die gute Schattierung auf Verständigkeit, ein gutes Gegen- und Überlegungsvermögen für die erfahrenen Eigenschaften. Eilfertige Mitteilungen; mannigfache Interessen, rasches Erfassen — breites H: Selbstbewußtsein; große Schrift: keine Engherzigkeit und Kleinlichkeit.

Klaudine in F. Traurigkeit, Mutlosigkeit, Enttäuschung und dabei eine gewisse Nüchternheit sprechen aus diesen Zügen. Sie haben ein lebhaftes Empfinden, aber Selbstbeherrschung und einen angeboren geraden, wahren Charakter. Sinn für Familienleben und Häuslichkeit — einfaches Wesen, Bescheidenheit und so weiter.

Dagmar. Geistesverwandt mit Klaudine, aber kühler.

L. K. in St. Leider wurde es übersehen, Ihnen bereits einen Prospekt mit den näheren Bedingungen für Privatarbeiten einzusenden, falls es noch Zeit hat, folgen sie hier: Material: sechs 20 Zeilen ohne Tintenfleck, keine Kopien, keine Karten. Preis für vollständige Analyse *ℳ* 2.20 = fl. 1.30 für kürzere *ℳ* 1.20 = fl. 1.— Da Sie sich auch mit Graphologie befassen, dürfte Ihnen Urteil mit Begründung erwünscht sein. Preis hierfür je doppelt. Ihre Schrift hat etwas Nüchtern-Sachliches und etwas Gewissenhaft-Fleißiges, aber durchaus nicht Gewöhnliches. Dabei sind Sie sehr einfach und bescheiden und ein treuer Mensch, der nicht wandelt, aber dauernd festhält.

Memoria. Die Regelmäßigkeit, die sich in Ihrer Schrift ausdrückt (Kombination von Schiefer, angleicher Lage und Höhe bei sehr starkem Anstrich) wird wohl mit dem von Ihnen erwähnten Magenleiden zusammenhängen. Je mehr Ihr Wesen schwierig und macht Ihnen Urteil die Objektivität in Verbindung mit den vorhandenen weiteren Eigenschaften: Lebhaftigkeit, Egoismus und Eitelkeit (lange Züge, auf sich selbst zurückkehrende, und Schnörkeleien), was man an den Verzierungen der Linien erkennt der Schriften und den verschiedenen Linien erkennt. Die väterlichen Ausführungen der Druckschrift sind Beweis

Grüß zu schreiben, nur Fr. M.

von einer kraftvollen Energie, die stark schattierten Schleifen von Genußsucht, die langen Anstriche von Widerspruchsgeist, die zusammengezogenen Buchstaben von Kompliziertheit und die geschlossenen Kurven von Verschlossenheit. Aber die Linie ist gerade, die Worte sind nicht spitz verlaufend, die Punkte gut placirt und fest; der Charakter ist also ehrenhaft, wahr, zuverlässig und gründlich.

Kl. Ab. L. H. Im ganzen geneigt, die Dinge entschieden zu lassen, aber sie und da auch sich aufzuraffen und das Begonnene gut zu Ende zu führen. Gut und feines Gefühl, aber ein wenig entwickelter Charakter.

Cornant in Krakau. Ein gerader, ehrenhafter, aber etwas exklusiver Charakter (gerade Linie), widerstandsfähig, aber auch eigensinnig (feste Winkel und keine Häkchen in den Endungen). Warmes Gefühl und großer Treue

Österreich-Ungarn, kann zu lassen. —

Liebe (sehr liegende Schrift und fest) nicht launisch, gleichmäßige Schrift) klar im Denken und Handeln (klare Schrift — Gedankenstriche) aber Leichtgläubigkeit, einseitiges Entgegenkommen, sanftes Vor- und Nachgeben fehlen, wie überhaupt alle Weichheit (keine Kurven).

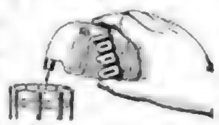
Ditto b. Mehr Regsamkeit als praktische, mehr Verstand als Gefühl und dabei von feiner Witze, eine große Naivetätigkeit. Sie haben beide ausgesprochene Sympathien und Antipathien und schließen sich nicht leicht an.

F. W. in Wien a. Eine verschlossene Natur, selbst unnahbar und etwas zu Mißtrauen geneigt, auch verschüchtert, sich nicht überhaupt. Sie entbehren der Festigkeit und Reflexionsfähigkeit. Ihr Wesen ist mehr gewandt als kraftvoll. Sie sind sparsam, aber Sie brauchen doch mehr, als Sie eigentlich brauchen wollen.

Derselbe b. Rein weiblich in der Empfindung, das ideale Moment der Dinge an erster Linie in Betracht ziehend, aber darum doch keine unpraktische Schwärmerin. Das Gefühl ist vorherrschend und Häuslichkeit wird höher geschätzt als Gesellschaftsleben, wenn auch Freude an feinen und mäßigen Genüssen nicht fehlt.

Kl. v. W. Zu wenig Material, namentlich bei so unfertiger Schrift. Ein kühler, aber gerader und wahrer Charakter. **L. Meyer, Ragaz.**

Vor längerer Zeit brachten die „Fliegenden Blätter“ einen Scherz, in welchem ein Herr auf die Frage, was er denn so Lustiges erzählt habe, daß Fräulein X. so oft habe lachen müssen, antwortete: „O, nichts von Bedeutung, die Dame lacht über das Harmloseste, nur um ihre schönen Zähne zu zeigen.“ Die Dame hatte Recht, sagen wir. Schöne, gut erhaltene Zähne sind nun einmal ein Besitz, auf den man stolz sein kann. Schade nur, daß nicht bei Jedem die Eitelkeit allein genügt, um ihn zu einer sorgsamen Pflege seiner Zähne zu treiben. Aber es geht den Zähnen wie der Gesundheit im Allgemeinen, man lernt ihren Wert erst schätzen, wenn sie ganz oder teilweise verloren gegangen. Es ist eine charakteristische Eigentümlichkeit der Menschen, daß sie dasjenige nicht achten, was ihnen nichts gekostet hat. Sie lassen ihre Zähne verderben und verfaulen, aber ein Kleid wird mit zärtlicher Sorgfalt wohl verwahrt und aufgehoben. Die Zähne haben ja **nichts gekostet** und das Kleid hat man bezahlen müssen. Die Pflege der Zähne ist aber nicht nur eine Grundbedingung der Schönheit und eine **Pflicht des guten Anstandes**, sondern auch für das Wohlbefinden überhaupt notwendig, denn bei schadhaften und faulenden Zähnen ist namentlich eine gute Verdauung kaum denkbar. Allerdings putzen viele Menschen ihre Zähne mit Zahnpulver oder Zahnpasta. Wer aber glaubt, damit genug gethan zu haben, **geht total irre.** Diese Putzerei hat gar keinen Zweck. Man besehe nur einmal seine Zähne genau. Die meisten werden trotz Zahnpulver und Pasta doch hohle Zähne haben. Das ist ja auch ganz natürlich, denn gerade diejenigen Zahnstellen, die am ehesten stocken und anfaulen, wie Rückseite der Backzähne, Zahnspalten, Zahnlücken u. s. w. bleiben beim Zahnbürsten mit Pulver oder Pasta unbehelligt. Hier fault es also ruhig weiter. Will man seine Zähne gesund erhalten, so muß die Zahnreinigung unbedingt mit einer antiseptischen **Flüssigkeit** vorgenommen werden. Diese kann überall hindringen in die Zahnspalten sowohl wie an die Rückseiten der Backzähne u. s. w., und wenn sie sicher antiseptisch wirkt,



vernichtet sie alle zahnfressenden Stoffe und Pilze; die Zähne werden also vor Hohlwerden bewahrt. Diese Wirkung wird unbedingt sicher nur durch das neue Zahnantisepticum Odol erreicht, und zwar hauptsächlich durch die ganz merkwürdige Eigentümlichkeit des Odols, daß es sich in die hohlen Zähne und in die Zahnfleischschleimhäute einsaugt und hier gewissermaßen einen antiseptischen Vorrat zurückläßt, der noch **stundenlang** fortwirkt. Auf diese Weise wird eine kontinuierliche antiseptische Wirkung erzielt, wodurch das Gebiß bis in die feinsten Spalten von allen zahnfressenden Prozessen und Pilzen unbedingt sicher befreit und freigehalten wird. Odol kostet die ganze Flasche (Original-Spritzflacon), die für **mehrere Monate** ausreicht, M. 1,50 in allen besseren Geschäften der Branche. Nur nach Orten, wo keines zu haben, sendet das Dresdener Chemische Laboratorium Lingner in Dresden direkt **franko** eine Flasche für M. 2,—, 3 Flaschen für M. 5,— (Vorher-Einsendung oder Nachnahme).

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer

von **BREMEN** nach

Newyork | **Baltimore**
Brasilien | **La Plata**
Ostasien | **Australien**

Prospekte versendet

Bremen. **Die Direction des Norddeutschen Lloyd.**

100 seltene Briefmarken: ... u. Argent., Austral., Brasil., Bulg., Cabar., Cuba, Canad., Guatem., Jamaic., Java, Luxemb., Mexic., Norweg., Neus. Port., Peru, Rum., Cuero, Serb., Türk., Türkei, rc. — überrschend. — garant. echt — **nur 2 Mk.!!** Porto extra. Preisliste gratis. **Grosser ausführlicher Katalog mit über 10000 Preisen nur 50 Pf.** **E. Hayn, Naumburg (Saale).**

Eine Leinenweberei und Wäschefabrik wünscht, zur Empfehlung und für den Verkauf ihrer Fabrikate an Private, mit **Damen der besseren Stände** in Verbindung zu treten. Der Artikel ist vorteilhaft und in bestimmter Beziehung von vielen ersten Autoritäten warm empfohlen. Franko Offerten sub **N. 7371** an **Rudolf Mosse, Köln.**

Seidenstoff-Fabrik. Adolf Grieder & Cie. in Zürich versenden porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreis. schwarze, weisse u. farbige Seidenstoffe jed. Art v. **70 Pf.** bis M. 15.— per mètre. Muster franco. Welche Farben wünschen Sie bemustert? Beste Bezugsquelle für Private. **Foulards-Seidenstoffe.**

Garantirt reingehaltige **Aprikosen-Marmelade** ... 10 Pfd. Dose 4 — *ℳ* ... **Siegmund Fischer, Hamburg, Steinstrasse 5—9.**

— Wichtig für Hausfrauen! — **Aus Lumpen** fertigt haltbare Stoffe für Frauen- und Männer-Garderobe, Teppiche, Decken, Portièren, Schlafdecken und liefert bereits an Private die bereits 1833 hoch prämiirte ... Fabrik **Carl Döring, Mühlhausen i. Thür.** Prospekte u. Muster frei.

Knaben-Weihnachtsgeschenke! Laubsäge-Apparate, bel. i. Geber, leicht erlernbar, leicht zu handhaben, Preis M. 6.—, ... M. 7,50 ... **Eis. Drehbänke** (Ment) von M. 25 an. Illustrierte Preisliste gratis und franko. **Jul. Gelger, mech. Werkstätte, Stuttgart.**

Handbuch d. klimat. Heilkunde v. Dr. Ch. v. Kartmann. 2. bez. d. ... Buchh. o. d. Verlagsbh. Wilhelm ... Berlin.

Gründlichste Ausbildung durch brieflichen Unterricht in **Buchführung** (auch landwirtschaftl.) kaufm. Rechnen, Wechsel-Lehre, Schönschrift u. Deutsch, Sprache geg. geringe Monatsraten. Verlangen Sie Prospekte und Lehrbr. 1 frco. u. gratis z. Durchsicht vom Ersten Handels-Lehr-Institut **Julius Morgenstern, Magdeburg,** Jacobstrasse 37.

Bromwasser gegen Schlaflosigkeit, Nervenschwäche, Kopfschmerz, Epilepsie rc. in Flaschen à 60 *ℳ* excl. Flasche, bei 30 Flaschen franko durch Apotheker **F. Rüdiger,** Fabrik künstl. Mineralwässer, **Sulza i. Thür.**

Ein alter Freund für Damen und junge Mädchen ist unsere soeben neu im Druck erschienene **Haupt-Preisliste von Handarbeiten,** welche jedermann auf Wunsch **kostenlos** übersandt wird.

Francke & Co. Tapisseriewaaren Fabrik Gnadenfrei, Schlesien.

Briefmappe.

E. H. in Graudenz. In der Regel sind die Bezugsquellen unten an den Bildern angegeben. Jedenfalls verschafft Ihnen all das Gewünschte Hugo Grosser's Kunsthandlung, Leipzig.

F. F. in Smyrna. „Gänseblümchen für junge Herzen" (Cannstatt). „Der gute Kamerad" für Knaben (Stuttgart). „Das Kränzchen" für Mädchen (Stuttgart). „Musikalische Jugendpost" (Stuttgart). Lassen Sie sich durch die Post oder Ihre Buchhandlung Probehefte kommen.

H. G. in G. Die Redaktion des Wochenblattes des Johanniter-Ordens Balley Brandenburg in Berlin W. 41, Mauerstraße 44, wird Ihnen gern Auskunft geben.

B. K. Durch die Vereins-Zentrale Frauendorf, Niederbayern, zu beziehen. Näheres in der Nummer Nr. 52 Seite 1016a. Der botanische Name ist Plectranthus fruticosus.

M. Landgutbesitzer Kr. in der Ukraine. In diesen Streit können wir uns nicht mischen, das geht die landwirthschaftlichen Chemiker und die Fachzeitungen an. — Hochinteressant sind jedenfalls diese Hellriegel'schen Forschungen und seine in der kleinen Arbeit „Wie aus Steinen Brot wird" niedergelegten Erfahrungen. Ordnen Sie von ihm Ulrichs Verlag, Herrendorf unserm Kunsthaus keine Flugschriften u. über diese Sache.

G. K. in G. Sehr interessant. Schönsten Dank für die Mittheilung. Wir möchten sagen: „ein Zeichen der Zeit". Aber, wenn Eigerl möglich sind, — und diese Seele Menschen scheint sich von Tag zu Tag mehr auszubreiten, — dann dürfen uns Erscheinungen, wie die von Ihnen erzählten, nicht wundernehmen. — Theilen Sie es die Selbstpeinigungen im Mittelalter, an die Kinderkreuzzüge.

Ad. K. in Bunzlau. Greulich ist nichts anderes als Heimweh und bedeutet der Heim-Flüchtige. Näheres erwähnt in Ihrem „Deutsches Namenbüchlein", erschienen zu Braunschweig im Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Es ist dies ein von Ferdinand Khull bearbeitetes Handbuch zur Mehrung des Verständnisses unserer heimischen Vornamen und zur Förderung deutscher Namengebung.

H. Bamberg. Wenn Sie über den künstlerischen Werth Ihrer Einsendungen ins Klare kommen wollen, lassen Sie den letzten Vers Ihrer „Erinnerung" in Musik setzen und sich vorsingen:

„Was die Erinn'rung mir tief zurück,
Ich selbst, einst der junge Geselle,
Das alles kommt mir jetzt vor wie ein Stück
Aus einer Storm'schen Novelle."

F. P. in New-York. Stellen Sie sich doch genau vor, was Sie mit dem ersten Vers Ihres „Trostes" eigentlich sagen wollten:

„Schwebt mit Engelsschwingen nieder
Eil'ger Geister mildes Weben:
Steigt es mit den Wogen wieder,
Seh' ich's um die Felsen schweben."

Richtige Lösungen sandten ein: Fritz Gassenberger in Weiblach in Eichstätt (3). Emilie Schmelz in Grefee bei Chemnitz (2). „Kleeblatt in Kassel" (3). Henriette Hillbring-Liebold in Küstrin. G. Delfner in Mühlhausen im Elsaß (2). Clemens Leo Kahl in Neuwied (3). „Die beiden Unkerle" in Magdeburg (3). Viktoria Pirk in Prag (2). Baronin Th. v. R. in Marburg in Steiermark (3). Anna v. Kr. in Riga (3). Pia Delenge in Konstanz am Bodensee (3).

Gesundheitspflege.

Nr. 84. Die Ursachen der derartigen Riechflusse sind noch dunkel, in manchen Fällen mögen krankhafte Verdauungsstörungen oder andere Unterleibsleiden, namentlich bei Frauen, die Ursache sein. Leider gibt es auch noch keine absolut wirksamen Mittel dagegen. Man muß sich daher zunächst darauf beschränken, diese Störungen zu erforschen und zu beseitigen zu suchen. Außerdem wären noch öfters kühle Bäder, sowie innerlich die Fowler'sche Lösung (Arsenik) vorsichtig anzuwenden. Von letzterer beginnt man mit dreimal täglich 3 Tropfen, steigt nach je 4 Tagen um je 1 Tropfen bis auf dreimal täglich 12 und geht dann in derselben Weise allmählich wieder bis auf dreimal 3 zurück. — Versuchen Sie gegen die erkältete Nase ebenfalls Einpinselungen mit Ichthyolcollodium.

Dr. Sch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Schwestern, Roman von Ida Boy-Ed, Fortsetzung. — Der Guitarrespieler, von R. R. — Kunst am englischen Hofe, von Fritz Braun. — Friedrich Fricke, von Edwin Körner. — Heimkehr von der Taufe. — Prinzregent Luitpold auf der Fasanenjagd, von B. Rauchenegger. — Herbstabend, Gedicht von J. G. — Die deutsche Universitätsausstellung in Chicago, von Paul Horvilke. — Der Irrweg, Künstler-Roman von Robert Misch, Fortsetzung. — Sprüche, von G. Wendel. — Der neue österreichisch-ungarische Reichs-Kriegsminister. — Das Sandwirthshaus, von K. Weiß. — Aerztliche Plaudereien, von Dr. W. — Es war einmal, Gedicht von M. Ansker. — Hermann Pauli, von Paul Kühling. — Der Hund mit dem Essen seines Herrn, Gedicht von Lesefrauen. — Für müßige Stunden: Bilderräthsel; Auflösung des Bilderräthsels Seite 42; Auflösung des Silbenräthsels Seite 42; Homonym; Auflösung der magisch-geometrischen Kombinations-Aufgabe Seite 42; Räthsel; Dreisilbige Scharade. — „Ur 'N'", von A. Brettan. — Notizblätter. — Deutsche und fremde Literatur. — Unter uns: Tausende Holzfacken; Verbrauchsrecht oder der Mai im Zimmer; Ein Aquarium; Die Laube im Zimmer. — Handschriften-Beurtheilung, von L. Meyer, Kassel. — Briefmappe.

Illustrationen: Der Guitarrespieler, nach dem Gemälde von Fr. Prölß. — Kunst am englischen Hofe, nach dem Gemälde von Louis Leloir. — Friedrich Fricke-Denkmal. — Heimkehr von der Taufe, nach dem Gemälde von R. Groß. — Prinzregent Luitpold von Bayern mit seinen Söhnen auf der Fasanenjagd, nach dem Gemälde von Max Correggio. — Edler von Krieghammer, österreichisch-ungarischer Reichs-Kriegsminister. — Das Sandwirthshaus im Passeierthal, nach einer Photographie im Verlage von Würthle & Spinnhirn in Salzburg. — Der Hund mit dem Essen seines Herrn, nach dem Gemälde von Ed. Beckert. — Es war einmal, Originalzeichnung von M. Ansker. — Bildniß von Hermann Pauli. — Er ist's, nach dem Gemälde von J. Koppay. — Unter uns, acht Abbildungen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sammlung hervorragender Novitäten des Auslandes.

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

Doktor Pascal.

Roman aus dem Französischen von **Emile Zola.**

Zwei Bände. Preis geheftet M. 5.—; elegant gebunden M. 6.—

Dieses Werk bildet den Abschluß und Schlüssel der berühmten Roman-Serie „Rougon-Macquart". Die früheren Werke Zolas werden durch „Doktor Pascal" erst völlig klar und jeder, der sie kennt, wird auch diesen Roman lesen müssen. Er ist indeß auch für diejenigen, welche die „Rougon-Macquart" nicht gelesen haben, völlig verständlich und der äußerst dankbare und interessante Stoff so packend und fesselnd behandelt, daß „Doktor Pascal" als das Meisterwerk Zolas angesehen werden kann.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11).
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 36, I, l.);
Budapest: Moritz Hecht (V. Kreuz Jarosgasse 5).

Anzeigen

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

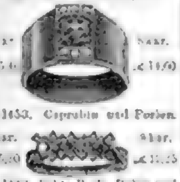
Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M 80 Pf Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

HYACINTHEN und alle anderen Zwiebeln und Pflanzen für Garten und Gewächshäuser. Ausgezeichnete Sortimente **zum Treiben** und **für's freie Land** zu Mk. 11.—, Mk. 21.—, Mk. 49.—; bitte anzugeben, zu welchem Zwecke benötigt. Unser Freiland-Sortiment zu Mk. 21.— enthält über **1000** Zwiebeln. **Emballage-Spesen** werden **nicht** berechnet. Deutsche, englische oder französische Kataloge auf Anfrage gratis und franko zu haben von **VAN MEERBEEK & CO.**, Handelsgärtner, **Hillegom** bei Haarlem (Holland). **TULPEN**

VELOUTINE CH. FAY
Das beste und berühmteste Toiletpuder
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit BISMUTH zubereitet
Von CH. FAY, Parfumeur
9, rue de la Paix, PARIS

Massiv goldene Ringe, 585 gestempelt.



Nr. 1453. Caprubin und Perlen.
Nr. 1443. Echte Perle, Rubin und Saphir-Imitation.
Katalog mit 1500 Abbild. grat. u. frko. Versand g. Nachnahme, bar od. Briefmark. Umtausch gestattet; bei 20 Mark franko.
Carl Holl in Cannstatt
Goldwarenfabrik.

Louis Hermsdorf

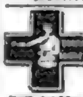
Specialarzt Dr. med. Liebhorst:
Gicht Nierengries u. Rheumatismus
Wesen u. rationelle Behandlung.
Preis 1 Mk.
C. M. L. Seeger, Grünau bei Berlin.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen,
Men & Widmayer in München I.

Sechseckige Waschmaschine „Regina"
H. Henle in Nürnberg.

HAARAUSFALL!
F. Kiko, Herford.

Centralheizungen,
Gas- und Wasserleitungen
Hermann Liebold, Dresden.
Gegr. Kirchgasse
— Wasserversorgung ganzer Städte. —



Emil Schäfer, Chemnitz.

= Ergänzungsband zu „Brehms Tierleben". =
Soeben erscheint im Anschluß an das berühmte Werk:
Die Schöpfung der Tierwelt.
Von Dr. Wilh. Haacke.
Mit 200 Abbildungen im Text und auf 19 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt nebst 1 Karte von *R. Koch, W. Kuhnert, G. Mützel* u. a.
13 Lieferungen zu je 1 Mk. (60 Kr.) oder in Halbfranz gebunden zu 15 Mk. (9 Fl.). Prospekte kostenfrei.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

kauft Patente
behufs Erzeugung oder Alleinverkauf der zu Oesterreich, Ungarn und den Orient;
Alleinverkaufs
Emerich Gál.
Budapest. Wien.

Nebelbilder: Apparate,
Gebr. Mittelstrass, Magdeburg.

Gläser-Nachfolge

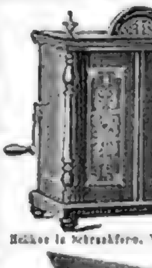
Nebelbilder und Apparate.
W. Hagedorn, Berlin SW., Alte Jakobstr. 5.

Neuheiten
O. A. Noll, Halle a. S.

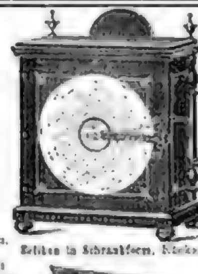
Radikale Entfernung der **Hühneraugen** nur bei Anwendung der **Columbus Plates.**
Kahnemann & Co., Hamburg.
Käuflich in allen Apotheken.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON
Über 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.
= Soeben erscheint =
In 5. neubearbeiteter und vermehrter Auflage:
272 Hefte zu 50 Pf. — 17 Bände zu 8 Mk. — 17 Bände in Halbfranz gebunden zu 10 Mk.
152 Chromotafeln.
17,500 Seiten Text.
Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.
10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Ariston und Helikon
sind unstreitig die besten mechanischen Musik-Instrumente der Welt.
Patentirt in Europa und Amerika.



Helikon in Schrankform.



Helikon in Schrankform.

Musik für alle Länder der Welt.
Ariston Excelsior mit runden u. Fächernoten zu spielen.
Ariston jeder Grösse auch in Schrankform.
Ariston und Helikon unterscheiden sich vor jedem andern mechanischen Musik-Instrumente **dadurch**, dass die Auswechselung der einzelnen Notenscheiben die **denkbar einfachste und zuverlässigste** ist.
Sämtliche Instrumente werden auch mit fast unzerbrechlichen Stahl-Kompositions-Zungen geliefert.

Neu! Patent Ehrlich.

Resonatorspieldose „Monopol"
mit auswechselbaren runden Stahlnotenscheiben. Die neueste und praktischste aller bisher erschienenen Spieldosen. Ganz wundervoller Ton. Sehr elegante Ausstattung.
Spieldosen-Automaten,
Flötenwerk-Automat, Orchestrion-Musik.
Ganz neu, überraschend schöner Ton.

Neu! Patent Ehrlich.

Zu beziehen durch alle besseren Musik- und Spielwaren-Handlungen des In- und Auslandes.

Ariston, Helikon, Resonatorspieldose Monopol, Musikautomaten, Orchestrion
bestens zu beziehen durch **Jul. Heinr. Zimmermann**, **Leipzig.**

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Conditoreien.

Neu!!
Viktoria-Schreibmappe.
Vor Nachahmung geschützt.

Die neue hocheleganten und praktisch brauchbare Schreibmappe eignet sich zu einem passenden Geschenk für Jedermann. Sie ist in 6 dunkelbraunen Nuancirtleder mit Leinen zu haben zum beliebigen Umnähen mit reicher Papeterie-Ausstattung und elegantem Schreibgarnitur, Visitenkarten, Tintenstift, Marken für Marken und Feuer, elfenbeinen Schreibtisch, interessantem verschiedenen Kalender und 3 Taschen für Portemonnaie, Billets und Visitenkarten.

Stück 10 Mark.
Nur allein zu haben bei
Albert Rosenhain, Berlin SW.,
Lederwaren eigener Fabrik. —— Versandgeschäft gegründet 1864.
Gross. illustrirter Preiscourant gratis und franko.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1889.

Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Vorzügl. Theemischungen à Mk. 2.80 u. 3.50 p. Pfd. in Blechdose. Kreisen eingeführt. (Kais. Kgl. Hof.) Probepack. 60 u. 90 Pf.

Thee „MESSMER"
Bedeo-Roden u. Frankfurt a. M.

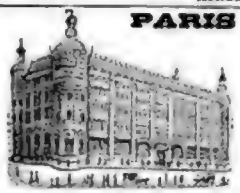
Billigste Bezugsquelle für Hühnerfutter
Reisfuttermehl
G. & O. Lüders, Hamburg.

WIR KENNEN Feine Bessere, Instrumente u. sehr erhaltene, zu Kauf und Zieh preiswerthe Schule (Zigmist b. mäss. Preis)." „G. Damm, Klavierschule u. Melodienbuch. M 4. Direkt 4.80. Verzeichn. 5.20. Kilo) 120,000. Steinsträßer Verlag, Leipzig.

Rheinwein.
Gegen Einsendung von M. 30 versende mit Fass ab hier 50 Liter selbstgekelterten feinen und Weisswein, absolute abgelagerten Naturreinheit ich garantire.
Friedrich Lederhose, Ober-Ingelheim a. Rh.

Gratis und franko verlange
mein Katalog preiswerter Bücher zu billigen Preisen von
August Schupp, Neuwied a. Rh.

PARIS



GROSSTE MODEMAGAZINE

Printemps

Kostenfrei

versenden wir den illustrirten Catalog, in deutscher Sprache, enthaltend die neuen Modekupfer für die Winter-Saison, auf frankirtes Anfragen an

JULES JALUZOT & Cie
PARIS

Muster der grossartigen Sortimente des Printemps ebenfalls gratis. Um genaue Angabe der gewünschten Sorten wird gebeten.

EXPEDITIONEN NACH ALLEN WELTTHEILEN.

Bestellungen erfolgen portofrei von 25 Fr. an und auf Wunsch auch zollfrei mit einem Aufschlag von 15 %.

Correspondenz in deutscher Sprache

= Als zweiter Teil unserer bestens und gemeinverständlich geschriebenen „Allgemeinen Naturkunde" erscheint soeben: =

Der Mensch

von Prof. Dr. Joh. Ranke.

Zweite, neubearbeitete Auflage.

Mit 1000 Abbildungen im Text, 6 Karten u. 33 Tafeln in Farbendruck. 28 Lieferungen zu je 1 Mk. (60 Kr.) oder 2 Halblederbände zu je 15 Mk. (9 Fl.).

Vollständig liegen vor der „Allgemeinen Naturkunde": der: Buhn, Tierleben, 10 Halblederbände zu je 15 Mk. — Ratzel, Völkerkunde, 3 Halblederbände zu je 16 Mk. — Kerner, Pflanzenleben, 2 Halblederbände zu je 16 Mk. — Neumayr, Erdgeschichte, 2 Halblederbände zu je 16 Mk.

Erste Lieferungen durch jede Buchhandlung zur Ansicht. — Prospekte kostenfrei.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der überall weit verbreitete, rühmlichst bekannte photograph. Apparat

Phönix

Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; durchaus kein Spielzeug! Jedermann kann damit sofort ohne alle Vorkenntnisse vorzügliche Bilder erzielen (Zeit- und Momentaufnahmen).

Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich. Preis mit Platten, Chemikalien etc. nur 10 Mk.

Prospekt und Probebild kostenfrei.
Hess & Sattler, Bayreuth.

Kunstfeuerwerk

Land-, Wasser-, Salon- u. Garten-Feuerwerk. Magnesiumfackeln, sowie bengal. Beleuchtungsartikel
empfiehlt und versendet Preisliste gratis
J. F. Elsfeld.
Pulver- u. pyrotechn. Fabriken. Silberhütte-Anhalt.
Wiederverkäufer werden gesucht.

Schmücke Dein Heim

mit Diaphanie-Glasbildern.

Vorzüglichste Fensterdekoration
für Familien-, Musik-, Speise-, Herren-, Schlafzimmer, Treppenhaus-Fenster, Veranden etc. etc.

Reizende Geschenke
zu haben in den meisten Kunst- und Luxuswarengeschäften.

Haupt-Katalog (in 4 Sprachen) mit ca. 600 Illustrationen über Hängebilder, Schirme etc. gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken. Ausland Mk. 1.
Prachtkatalog in Buntdruck Mk. 2. Fürs Ausland Mk. 3.

GRIMME & HEMPEL, LEIPZIG.
Muster-Lager und Detail-Verkauf:
Berlin, Friedrichstrasse 59/60. **Leipzig,** Augustusplatz 1.

Für Amerika:
Fabrik & Versand: New-York 310. Broadway.

Apothekerlicher
Bestes Eisenmittel gegen Bleichsucht, Blutarmuth.
1 Dose 200 Pillen M. 1,50.
Zu haben in allen Apotheken.
Eisenmanganpillen
Fabrik
Depot
W. Kirchmann, Apotheker.
Ottensen-Hamburg.

100 Mark sein (auf gratis in jede Ecke! Katalog über neue unfehlbare Scherz- und Gesellschafts-Artikel 20 ₰ p. Brief
A. Lichtenau, Nordhausen 22.

Spielhagen's Zahncrême
Bestes
Zahnreinigungsmittel der Neuzeit.
Macht die Zähne bei täglichem Gebrauch blendend weiss, conservirt dieselben und schützt vor Zahnschmerzen.
Zu haben in allen Drogen-, Parfümerie- u. Geschäften des In- und Auslandes.
Franz Spielhagen, Berlin SW. 29.
Probesendungen, 3 Tuben in eleg. Carton gegen Einsendung von M. 1.50 franco.

Keine Hosenträger!! Keine Riemen mehr!!

Der Automat

D. R. Patent.

Dieses neu erfundene Instrument, das am leichtesten jeder Hose angeschnallt werden kann, macht den Gebrauch von Hosenträgern und Riemen vollständig entbehrlich. Die Vorteile sind unendlich, denn nicht nur, dass man der Unbequemlichkeit des An- und Abknöpfens der Hosenträger enthoben ist, wird auch die ganze Haltung des Körpers eine viel freiere und ungezwungenere, da der „Automat" vermöge seiner grossen Elastizität (5 Spiralen) bei jeder Bewegung des Körpers, sogar bei jedem Atemzuge nachgibt und sich anschmiegt.

Unentbehrlich für Jedermann, besonders für Turner, Radfahrer etc.

Preis M. 1,25;
im Dutzend 20 % Rabatt.

Junggesellen-Hosenknopf.

Kein Knopfabreissen mehr.

Jeder macht sich den Knopf ohne Nadel und Faden selbst an.

Keine Lochgut zu nähen; mit grösster Leichtigkeit anzubetten und abzunehmen.

Wirklich originelle Erfindung und praktisch für Jedermann.

Preis: M. 1,25 per Dutzend;
im Gross 20 % Rabatt.

Verstellbarer Beinkleid-Schützer

D. R. Patent.

Sehr praktisch, um den unteren Rand der Beinkleider bei schlechtem Wetter vor Nässe zu schützen.

Preis pro Paar M. 0,60;
im Dutzend 20 % Rabatt.

Hermann Hurwitz & Co., Berlin C., Klosterstrasse 49.
Spezialgeschäft für Patent-Artikel.
Aufträge von M. 5.00 an **franko.** Kleinere unfrankirt. Briefmarken aller Länder nehmen in Zahlung.

71. Band.
Sechsundsiebzigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Die Schwestern.

Roman von **Ida Boy-Ed.**

(Fortsetzung)

Marianne und Felix sahen Petra ganz erstaunt an und nun merkte sie erst, daß sie in der ersten Erregung Dinge gesagt hatte, welche ihren bisher ausgekramten Ansichten ganz widersprachen.

Sie wurde ein bißchen rot und sagte noch: „Na, es ist ja auch wahr.“

Als die beiden Schwestern anderthalb Stunden später heimkehrten, fanden sie ihre Mutter schon in großer Aufregung über den Todesfall, den ihr Frau Görne-Hellfeld inzwischen brieflich mitgeteilt hatte. Weil niemand im Hause gewesen war, sprach Frau Dallmer sich inzwischen in der reichlichsten Weise mit Lene und Lisette aus, kritisirte diesen beiden gegenüber das freie und kokette Wesen der neuen Witwe und drückte die Ansicht aus, daß der nun Verstorbene wohl seine guten Gründe gehabt habe, sein Heim so oft und so lange zu fliehen.

Es war ein Vergnügen für Frau Dallmer, den Töchtern gegenüber nochmals ihre abfälligen Ideen über Frau Görne-Hellfeld ausführlich darzulegen. Marianne hörte schweigend zu; sie als die Stieftochter dieser Frau hütete sich ängstlich vor jedem unbescheidenen Wort oder jedem richtenden Gedanken, denn allezeit hielt sie sich vor, daß die Stiefmutter ihr Liebe gezeigt habe, auf ihre Art. Was konnte die Frau selbst dafür, daß dies eine wechselnde, unzuverlässige und ganz thörichte Art war.

Petra aber, mit der kritischen Schärfe, welche gerade verzogenen Kindern den Eltern gegenüber oft eigen ist, rief aus:

„Warum lädst Du denn die Frau ein zu uns, wenn Du so schlecht von ihr denkst?“

„Ach,“ sagte Frau Dallmer, über den Unverstand des Kindes lächelnd, „wenn man nur mit den Leuten verkehren wollte, an denen man gar nichts auszusetzen hätte!“ — Nach einigen Sekunden fiel ihr etwas ein.

„Morgen machen wir Kondolenzbesuch.“

„Ich auch?“ schrie Petra entsetzt. „Nein, es ist mir ganz egal, ob Herr Görne-Hellfeld tot oder lebendig ist. Und in meinem schwarzen Kleid kriegt mich kein Mensch auf die Straße. Ich sehe darin aus wie ein Konfirmand. Diese Gelegenheit beweist Dir schlagend, Mama, daß ich längst ein neues schwarzes Kleid hätte haben müssen.“

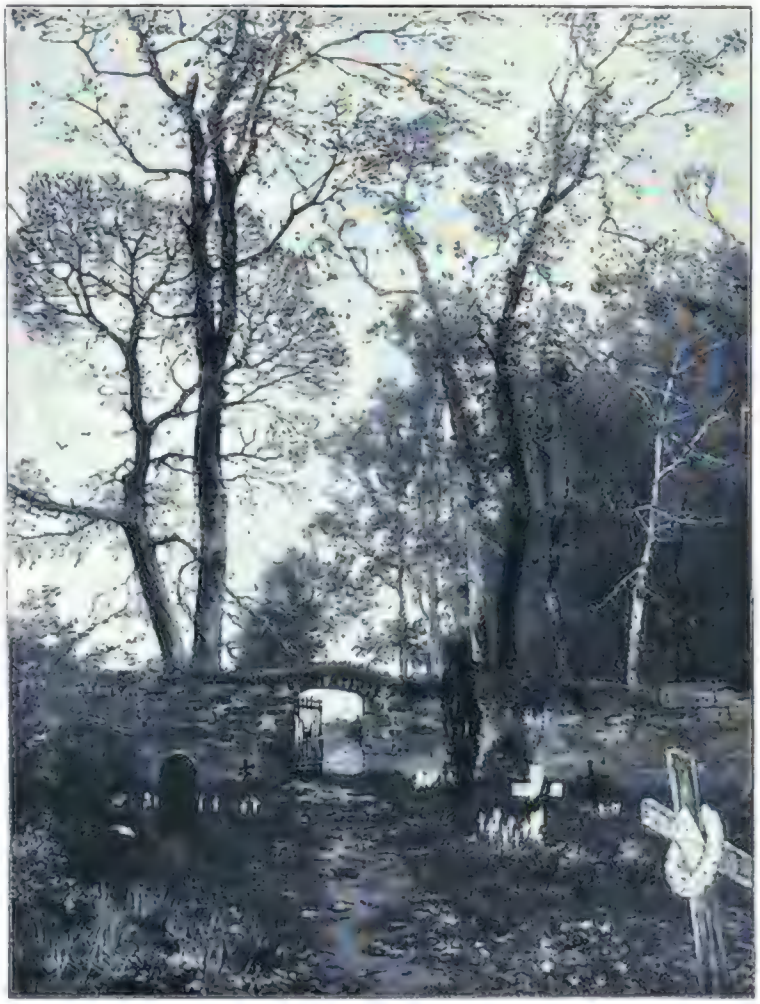
„Hänge doch nicht so fürchterlich an Aeußerlichkeiten. Marianne, ich mache Dich dafür verantwortlich, daß Petra mit geht.“ Immer, wenn Frau Dallmer sich zu schwach fühlte, um bei ihren eigenen Töchtern etwas durchzusetzen, machte sie Marianne „verantwortlich.“ „Und dann,“ fuhr sie fort, „dann soll Lisette doch gleich 'mal zur Putzmacherin laufen: ich kann doch unmöglich mit dem bunten Asternbouquet an dem Spitzenhut einen Kondolenzbesuch machen.“

„Wenn Du es erlaubst, Mama, kann ich die Astern abnehmen und irgend eine schwarze Schleife, oder ein Federchen an Deinen Hut stecken; wir finden gewiß etwas,“ sagte Marianne.

Frau Dallmer streichelte ihr gerührt die Wangen.

„Du bist unsere gute Fee. Petra soll sich an Dir ein Beispiel nehmen. Ja, willst Du Dir die Mühe machen? Aber stecke den Ausputz ja recht hoch zusammen, niedrige Sachen kleiden mich nicht.“

Marianne brachte es richtig fertig, daß Petra sich am andern Mittag entschloß, in das enge und kurze, schwarze



H. Böhmer: Allerseelentag.

Kleid hinein zu schlüpfen. Wohl zehnmal sah Petra in den Spiegel und fragte, ob man nicht, trotz der neuen Sealskinjacke, merke, daß sie aus dem Kleid herausgewachsen sei. Man stieg zu dritt in den Wagen und Frau Dallmer setzte sich gleich ernst und feierlich zurecht.

„Damit man doch in die nötige Stimmung kommt," sagte sie.

Petra fühlte eine sonderbare Neugier auf das Gesicht, welches Frau Franziska machen werde und malte sich alle möglichen Lagen aus: verweint, gefaßt, verzweifelt oder ehrlich gleichgiltig. Und Marianne empfand eine Erregung, als gehe die Frau und der Verlust, den jene erlitten, sie persönlich sehr viel an.

Vor dem Hause Görne-Helfeld, am Lorenzendamm, standen zwei Equipagen. Die eine war nur eine gewöhnliche Mietsdroschke, die andere aber trug das Wappen des Freiherrn von Bodmann.

Im Vorgarten, der lang und schmal, nur einen breiten Weg und rechts und links von demselben Gebüsch-, Rasen- und Blumenanlagen hatte, kamen ihnen zwei Offiziere vom Seebataillon entgegen, die grüßend vorüber gingen. An der Hausthür trafen sie die Familie Diepenbrook, die fortging und drinnen auf dem Flur rüsteten sich noch andere Herren und Damen zum Aufbruch.

„Große Trauercour," dachte Frau Dallmer; „so kommt man schnell davon."

Die Besuche wurden heute unangemeldet vorgelassen. Es war ein fortwährendes Kommen und Gehen.

In ihrem Salon, der groß und fast erdrückend reich ausgestattet war, stand Frau Franziska Görne-Helfeld vor dem winzigen Sofa, welcher in Fensternähe, mit dem Rücken gegen das Licht, schräg hingeschoben war.

Eine ganze Gesellschaft von Menschen nahm die Sessel ein, welche im Verein mit dem Sofa einen weiten Kreis bildeten. Man sprach flüsternd zusammen und Franziska hatte sich gerade erhoben, um den Korvettenkapitän Günther von Hanstein und Frau zu entlassen. Denn gerade so, wie eine gnädige Entlassung sah die Verabschiedung aus.

Von schwarzen Schleiern majestätisch umwallt, stand die schöne Witwe vor der kleinen Malve, die in ihrem schwarzen Seidenkleid und dem improvisirten schwarzen Hütchen, einer düster angezogenen Puppe glich.

Jetzt neigte sich Franziska, um die Freundin zu küssen und sprach, indem sie Günther die Hand reichte:

„Sie haben mir in den letzten Wochen die Freundin entzogen, lieber Hanstein; ich begriff das, der Gatte wollte sein langentbehrtes Frauchen für sich allein haben. Aber nun werden Sie mir den Trost nicht versagen, daß ich meine kleine Malve häufig sehen darf."

Alle konnten es hören, die wohllautende Stimme und die sichere Sprechweise der Frau übertönte jegliche Flüsterunterhaltung. Aber trotzdem ließ Günther sich kein Höflichkeitsversprechen entlocken. Er verneigte sich ernst und sagte ganz im allgemeinen:

„Der Verlust, welchen Sie, meine Gnädige, erlitten, läßt sich durch keine Freundschaft ersetzen."

Sie gingen, mit Frau Dallmer und deren Töchtern nur stumme Grüße im Vorübergehen tauschend. Marianne sah noch, daß der Freiherr von Bodmann, der unmerklich aus dem feierlichen Kreise bis zur Thür gelangt war, sich dort tief vor Malve verneigte und daß Malve purpurn erglühte.

Das Mädchen schloß sekundenlang die Augen. Dies Erröten der Schwester, während sie neben dem Gatten ging, auf dessen Arm sich stützte — es that Mariannen weh, in die Seele des stolzen Mannes hinein.

Frau Dallmer saß schon neben Franziska auf dem Sofa und weinte Thränen des innigsten Mitleids, wobei sie der Witwe wieder und wieder die Hand hinstreckte. Franziska machte ein tadelloses Gesicht, ernst und gemessen. Auch das Lamento darüber, daß sie schon drei Monate Witwe sei, ohne es zu ahnen, nahm sie mit taktvoller Haltung und einigen schwermütigen Seufzern hin.

Petra saß wie ein Häuflein Unglück auf einer Stuhlkante. Es war der erste Kondolenzbesuch ihres Lebens und sie fand die ganze Geschichte „schaudervoll." Alle thaten, als sei ihnen persönlich ein teurer Freund geraubt; jeder erinnerte sich eines besonders rühmenswerten Zuges des Verstorbenen und Mama Dallmer war nicht die einzige, die Thränen vergoß.

Petra starrte die Leute der Reihe nach an, als seien sie Wundertiere und ihre Gedanken waren geteilt. Einerseits dachte sie voll Angst und Unbehagen, daß sie sich auch ins Gespräch mischen müsse und hier nicht immer wie „Trumpf siebenzehn" sitzen könne, einem unbeholfenen Backfisch gleich und andererseits malte sie sich den Effekt aus, den es machen würde, wenn sie plötzlich laut sagte: „Kinder, einer von euch flunkert immer noch mehr als der andere." Diese Vorstellung hatte etwas ungemein Reizvolles für sie und schon kämpfte sie qualvoll damit, ein Lächeln zu unterdrücken, welches auf ihrem beweglichen Gesicht zu wetterleuchten begann, als der Lieutenant zur See, Axel Sellhausen, ins Zimmer trat.

Petra dachte sofort an ihr häßliches, schwarzes Kleid und an den greulichen Hut, welchen sie auf hatte. Dieser Gedanke machte sie geradezu linkisch und sie war teils wütend über sich, daß sie sich nicht schon ins Gespräch mit ihrem Nachbarn gemischt, teils wütend über die Mama, die immer noch ganz Mitgefühl war. Wenn Axel sie so dasitzen sah, mußte er ja denken, sie sei noch ein Schulmädchen. Aber Axel schien bei seiner allgemeinen Verneigung gar nichts von Petras Anwesenheit zu merken. Nach den herkömmlichen Worten an die trauernde Witwe, begann er ein halblautes Gespräch mit Marianne.

Gott sei Dank, endlich brach die Mama auf. Das heißt, hatte sie so lange gesessen, konnte sie ganz wohl noch fünf Minuten länger sitzen, damit Axel sich ihnen beim Fortgang anzuschließen vermochte. Aber — o unerwartete Freude — Axel kam doch gleich mit. Aber sah er sie denn immer noch nicht?

„Guten Tag, Herr Lieutenant," sagte Petra laut auf dem Flur.

Er dankte mit flüchtigem Aufblick und zweimaliger, hastiger Verbeugung.

Sie gingen durch den Vorgarten; da Sellhausen mit Marianne sprach, hing Petra sich in den Arm der Schwester. Aber es schien wieder, als sähe er sie nicht.

Hinter ihnen, neben der Mama, ging Bodmann, der sich auf dem Flur zu ihnen gesellt. Er unterbrach die weltschmerzigen Klagen der alten Dame, die auch hier noch glaubte, die Maske des Mitgefühls festhalten zu müssen, mit einem:

„Pardon, meine gnädigste Frau, aber ich muß Ihnen unbedingt zwei Worte sagen, darf ich Ihnen vertrauen?"

Mama Dallmer stand still und hielt ihm die Hand hin.

„Mir? Aber unbedingt. Sie wissen doch, Herr Baron, daß ich Ihre Freundin bin."

„Nun denn," sagte Bodmann leise, „ich bin erschrocken darüber, daß Ihre Frau Tochter so elend aussieht. Sagen Sie mir, ist dieser Korvettenkapitän ein Tyrann? Quält er das holde Geschöpf?"

„Also Sie haben es auch bemerkt," rief Frau Dallmer befriedigt. „Ich bin Ihnen so dankbar für die Teilnahme an meiner Tochter."

„Hanstein verbannt die Freunde seiner Frau eifersüchtig aus ihrer Nähe. Ich muß mit Ihrer Frau Tochter ein offenes Wort darüber sprechen, ob sie sich das gefallen lassen will, ob er ihr eine Begründung gegeben hat für sein Verhalten."

Oswald von Bodmann kannte die thörichte Frau ganz genau, zu welcher er sprach. Der Umstand, daß sie ihn zu ihrem Ballfest eingeladen, hatte ihn ermutigt, sie zu seiner Bundesgenossin zu machen. Denn seine Eitelkeit litt seit Wochen bis zur Unerträglichkeit unter dem Gedanken, daß Günther von Hanstein verstanden habe, Malven eine geringe Meinung von ihm, Oswald, beizubringen. Die Klugheit, mit welcher Hanstein ihn einfach „kaltgestellt" hatte, erbitterte ihn. Es war ja nicht einmal möglich, mit diesem Mann zum Streit und zum Duell zu kommen.

Frau Dallmer war entzückt, in einer romantischen Angelegenheit die Vertraute zu spielen.

„Rechnen Sie auf mich," sagte sie und fügte mit einem Seufzer hinzu: „Ach, hätten wir Sie doch früher gekannt."

Dann kam ihr doch ein Gefühl, daß sie immer gerecht und korrekt sein wolle und sie sprach mit großer Anerkennung von Günther.

„Man kann nicht über ihn klagen, direkt über nichts. Das sei fern von mir. Er ist ja sehr bedeutend. Aber sehen Sie, meine kleine Malve versteht es nicht. Sie ist ein so poesievolles, sensibles Geschöpf."

Die beiden Mädchen standen wartend am Wagenschlage, nachdem Sellhausen sich verabschiedet hatte. Wieder so, als kenne er Petra kaum.

Die starrte ihm verdutzt nach.

„Siehst Du, Alte," sagte sie, „er hat einen vernichtenden Eindruck von mir bekommen in diesem scheußlichen Kleid. Alle Illusionen sind zum Teufel."

„Er wird Dein Kleid gar nicht bemerkt haben," sprach Marianne langsam, „Du hast ihn gestern durch Dein böses Lachen so beleidigt."

„Gestern?" Petra hatte schon total vergessen. „Ach ja, so, die Geschichte mit der berittenen Gebirgsmarine," und sie lachte wieder. „Unsinn, das kann er mir doch nicht nachtragen. Wenn man's so recht bedenkt, konnte er sich ja bei einem Kondolenzbesuch gar nicht anders als feierlich gegen alle Welt betragen."

Ihre unzerstörbare, heitere Anschauung aller Dinge und Ereignisse ließ sie nie im Stich.

Marianne seufzte und trug sich mit schweren Befürchtungen.

„Mama," rief Petra mahnend und setzte leise hinzu. „Soll ich ihr und Bodmann Stühle bringen?"

„Petra!" sprach Marianne scharf.

Petra duckte sich, als solle sie eine Ohrfeige bekommen.

Nun trat auch Frau Dallmer an den Wagen und Bodmann blieb mit gelüftetem Hut ehrerbietig am Schlage stehen, bis die Droschke sich in Bewegung setzte.

„Ein reizender Mensch," sagte Frau Dallmer voll Behagen; „so ein Kondolenzbesuch ist doch etwas schrecklich Lästiges. Die Görne hielt sich aber, das muß man sagen. Fandest Du den Schleier nicht zu theatralisch, Marianne? Gott sei Dank, daß wir den Besuch hinter uns haben. Die Görne heiratet gewiß bald wieder. So 'ne reiche, junge Witwe ohne Kinder, das ist doch eigentlich eine famose Stellung."

VI.

Frau Dallmer hatte viel mehr Personen eingeladen, als sie mit Bequemlichkeit in ihren Räumen lassen konnte. Ihre feste Berechnung, daß die und die Personen absagen würden, hatte sie betrogen. Und dabei waren das Eßzimmer und das Verandazimmer eigentlich nur klein. Man mußte einen der beiden Salons gänzlich ausräumen, um Platz für die tanzende Jugend zu schaffen. Petra hatte sich gedacht, daß dieser Salon ohne Möbel doch noch viel größer sei, als sich's nun ergab. Frau Dallmer ging im leeren Gemach auf und ab, zählte die Schritte, welche sie brauchte, um seine Länge zu durchmessen, holte ein Centimetermaß und rechnete den Quadratinhalt aus und hatte sich so binnen einer Viertelstunde selbst eingeredet, daß der Salon ein ganz großer Tanzsaal sei, in dem die Gäste sich bequem bewegen würden.

In der Veranda hatte Frau Dallmer kleine, bunte Lampen zwischen die Topfgewächse gestellt und einige chinesische Laternen an Netzchen unter der Decke befestigt. Sie konnte sich gar nicht satt an dieser Anordnung sehen.

Petra betrug sich unleidlich den ganzen Tag. Sie behauptete vor Ungeduld zu „sterben", zankte und vertrug sich mit den Dienstboten, lag Marianne in den Ohren mit Klagen über alles und jedes und war naseweis gegen ihre Mutter. Sie hatte sich fest in den Kopf gesetzt, daß Axel Sellhausen ihr zu diesem Ball einen Blumenstrauß senden werde. Solche Aufmerksamkeiten legen gar nicht in seiner Art. Aber in ihrem allezeit rastlos beschäftigten Köpfchen war ein ganzes Phantasiegebäude entstanden, sie erinnerte sich an die Betonung, mit welcher er vom Pferde herab gesagt hatte: „Ich freue mich unaussprechlich auf den Ball." Er hatte es in der That liebevoll gesagt. Aber in Petras Ohren war schon viel, viel mehr daraus geworden. Es lag ihr so als verheißender Nachklang im Gehör und

hieß so viel als: „An diesem Abend werde ich Dich endlich fragen, willst Du meine Frau werden.“ Und Petra war entschlossen, „ja“ zu sagen und all seine schwerverträglichen Eigenschaften mit in den Kauf zu nehmen. Sie wollte übersehen, daß er ein Marineoffizier war und ihm seine schulmeisterliche Strenge, seinen Mangel an schneidiger Eleganz vergeben.

Der Tag ging hin; das so gänzlich unbegründet erwartete Bouquet kam nicht, in allen Zimmern brannten schon die Lichter, und Petra im hellgrünen Tüllkleid, einen Kranz von Heideblüten am Leibchen, spazierte auf und ab. Man erwartete das Eintreffen der ersten Gäste und Mama Dallmer wiederholte in der Küche noch zum zwanzigstenmal, in welcher Reihenfolge die Erfrischungen gereicht werden sollten und wann das Souper an kleinen Tischen, die überall aufzustellen seien, eingenommen werden konnte.

„Ach Gott,“ sagte Petra ordentlich wütend über Mariannens Ruhe, „mußt Du Fischblut in den Adern haben. Weißt Du was: Ich hab' direkt Leibschmerzen vor Aufregung.“

Marianne, auch in einem grünen Tüllkleid, aber mit Niphetosrosen an der Brust, saß scheinbar seelenruhig auf einem Lehnstuhl und guckte von Licht zu Licht, von Lampe zu Lampe, ob auch jede Flamme sauber brenne.

„Es ist doch nicht Dein erster Ball,“ sagte Marianne.

„Ach, der war eine Kinderei gegen den von heute.“

„In wie fern?“

„Ich hab' solche Ahnung,“ sagte Petra geheimnisvoll.

„Also wenn man ‚Ahnungen‘ hat, beträgt man sich wie ein eingesperrtes Eichhörnchen?“ fragte Marianne.

„Thue ich das?“

„Ja, Du hast den ganzen Tag gebissen und gesprungen und getobt. Es war nicht schön, gar nicht schön!“

„So ekelig bin ich gewesen? Auch gegen Dich?“ fragte Petra.

„Gegen mich am meisten. Das ist so das allgemein Menschliche: Wer mich am liebsten hat, den kann ich am meisten quälen, denn der verzeiht's am schnellsten.“

Petra saß schon auf dem Schoß der Schwester.

„Heute nur noch einmal vergib mir,“ flehte sie beweglich. „Wenn Du wüßtest, Marianne, wie es hier drinnen manchmal aussieht —“ sie klopfte voll Energie gegen das seidene Leibchen und die Tüllpuffen darauf, „dann hättest Du Erbarmen. Weißt Du, ich möchte, daß einmal etwas geschehe, etwas Ungeheueres, wenn's auch ein Unglück wäre. Aber immer so hinleben, so vom Morgen bis Abend stets dasselbe, Blumenbegießen, Staubwischen, Mamas Klagen über Lene, dazwischen 'mal Besuch, von dem man höchstens Lauferei hat, oder eine Gesellschaft, wo die Menschen sich etwas vorlügen — nein, siehst Du, Alte, ich kann es nicht mehr. Deshalb will ich lieber heiraten, es ist doch 'mal 'was anderes. Wie Du das so ausgehalten hast, eine alte Jungfer zu werden, das begreife ich nicht.“

Marianne hielt das wilde Kind fest auf ihren Knieen und legte ihre Wange gegen Petras Gesicht.

„Bin ich Dir schon eine alte Jungfer, mit fünfundzwanzig Jahren?“ fragte sie lächelnd, „ich fühle mich nicht als solche. Aber immerhin denke Dir, daß auch in meinem Herzen manchmal nicht die Stille ist, welche Dir mein Wesen zeigt. Man lernt verbergen, Petra, sich beherrschen. Es ist nicht schön, gegen andere zu toben, weil in uns selbst kein Friede ist.“

„Sprich nicht so, sprich nicht so,“ bat Petra jammervoll, „sonst muß ich weinen. In Deiner Stimme ist es wie Thränen. Ach, wie sind wir unglücklich.“

Marianne umarmte die Schwester mit einem himmlischen Lächeln voll Geduld.

Was waren diese jungen Leiden. Sie glichen dem Schmerz, über den ein Kind Geschrei erhebt, wenn es sich eine Rose pflücken will und sich vorerst am Dorn sticht. Sie glichen dem Jammer über ein zerbrochenes Spielzeug.

Arme Petra, möchtest Du nie über ein zerbrochenes Leben weinen müssen.

Plötzlich sprang Petra auf. Ein Wagen rollte heran, noch einer — im Flur wurde es laut.

Sie stürzte an den Spiegel und zupfte den Heideblütenkranz zurecht, an den zu denken sie während der letzten fünf Minuten vergessen.

Atemlos kam nun auch Frau Dallmer heran und gerade erschienen Günther von Hanstein mit seiner Frau, als erste Gäste. Malve hatte eins von jenen übermäßig kostbaren Kleidern an, welche in Günthers Abwesenheit angeschafft worden waren.

Die Mutter und Petra gingen bewundernd um die rosaseidene, mit olivfarbigen Mustern durchwirkte Schleppe herum und sahen sich genau das Unterkleid von rosa Atlas, die bestickte, tiefausgeschnittene Taille an. Das zarte Frauchen, das in der mächtigen Toilette steckte, lächelte zufrieden. Günther hatte ihr kein Wort der Bewunderung gegönnt, obgleich sie ihm gesagt hatte, daß dies Kleid einer Robe nachgearbeitet sei, welche Sarah Bernhardt in der Kameliendame getragen haben solle. Ja, es schien beinahe, als ob er anstatt Bewunderung Kummer oder Aerger empfinde. Malve bereute, aus der gewöhnlichen Schweigsamkeit herausgegangen zu sein, welche jetzt zwischen ihnen fast immer herrschte. Aber am Ende — wenn man zwanzig Jahr ist, will man doch 'mal eine kleine Lebensfreude haben.

„Nun, Günther, bist Du nicht stolz auf Deine Frau? Einen Geschmack hast Du, Malve, das muß man sagen. Ach, da kommen schon Gäste. Denke Dir, Günther, das Malheur, alle haben zugesagt.“

Die Thür öffnete sich und von nun an gab es ein unaufhörliches, freudiges Begrüßen.

Plötzlich bemerkte Marianne den Freiherrn Oswald von Bodmann und vor Schreck wurden ihr die Füße schwer. Wie hatte ihre Mutter das thun können. Mit zitternden Händen umklammerte sie ihren zusammengefalteten Fächer. Ihr Auge flog zu Günther hinüber. Der stand vor der Verandathür und sprach mit Frau von Diepenbrook. Sein Lächeln war etwas mühsam, schien es Mariannen, die Tropenfarbe seiner Züge war schon wieder sehr verblaßt und schärfer waren diese Züge geworden, viel schärfer.

Noch sah er Bodmann nicht. Marianne sprach weiter mit einer Freundin Petras, welche schon seit fünf Minuten neben ihr stand; was sie sprach, wußte sie nicht, ihre Blicke hingen an Günther.

Jetzt, jetzt sah er den Mann, dem er todfeind war. Sein Auge weitete sich, seine Nasenflügel bebten. Eine drohende Falte erschien auf seiner Stirn.

Und sein Blick suchte die, welche mit ihrer ganzen Seele vor seinem gerechten Zorn bebte.

„Warum habt ihr mir das gethan?“ fragte sein Auge über all die Menschen hinweg. Und da sah er in ein bleiches, flehendes Gesicht, begegnete beschwörenden Blicken.

Er verstand nicht ganz, was dies Gesicht ihm sagte, er sah nicht die Bitte um Vergebung, nicht das Geständnis: „Ich habe von dieser Thorheit nichts gewußt.“ Er erinnerte sich, daß Marianne den Mann liebe und er begriff die Schwäche, daß sie ihn sich eingeladen, er begriff, aber er verzieh nicht. Denn für diesen eitlen Frauendiener war ihm Marianne zu gut.

Petra war inzwischen schon dreimal bei der Musik gewesen, welche, aus einem Klavierspieler, zwei Geigern und einem Pistonbläser bestehend, im Eßzimmer, nächst der Thür zum „Tanzsaal“, untergebracht war.

„Noch nicht anfangen,“ rief sie, denn es hatte bald neun geschlagen und auf den Glockenschlag sollte der erste Walzer erklingen.

„Bitte, fangen Sie noch nicht an,“ rief sie fünf Minuten später ins Eßzimmer hinein. Und nach abermals fünf Minuten kam sie und sprach mit zitternder Stimme.

„Wir wollen noch fünf Minuten warten, Lieutenant Sellhausen ist noch nicht da.“

Die Musiker guckten sich lachend an, als sie fort war.

Gleich darnach fühlte Günther, daß man ihn am Aermel zupfte. Er wandte sich um und sah in Petras Gesicht. Dies trug den Ausdruck offenkundigster Verzweiflung.

„Du, er ist noch nicht da,“ sagte sie.

„Wer?“ fragte Günther verständnislos, denn seine Gedanken waren schwer beschäftigt, während er als Schwiegersohn des Hauses den Verbindlichen spielte.

„Er!“ sagte Petra heftig und die Hände zusammenlegend über so viel schwerfälliges Auffassungsvermögen. „Arel Sellhausen.“

„Ich weiß auch nicht, wo er ist,“ sprach Günther. „Aber er besucht Dich doch fast jeden Tag. Und Felix, der ist auch noch nicht da,“ klagte sie mit Thränen in den Augen. „Glaubst Du, daß sie nicht kommen? Haben sie Dir 'was gesagt?“

„Da ist er ja und der Kadet auch,“ sagte Günther, der die Brüder gerade eintreten sah.

Petra schrie beinahe auf und lief davon.

„Anfangen, anfangen,“ rief sie der Musik zu und stand mit Herzklopfen an der Thür still, die vom Verandazimmer in den ersten Salon führte. Hier mußte Arel sie sehen. Was war das? Er engagirte Marianne? Und vor ihr stand schon Felix, strahlend vor Freude?

Aber natürlich, es war taktvoll, erst die ältere Schwester zu engagiren. Sie hielt Felix am Arm auf der Stelle fest, wo sie standen. So mußte Arel mit Marianne an ihr vorbei.

Der Lieutenant zur See, Arel Sellhausen, machte im Vorübergehen eine tiefe Verbeugung, welche Petra — sie wußte selbst nicht warum — ebenso förmlich erwiderte, während ihre Lippen blaß wurden.

Felix walzte unerwartet gut. Er verspürte überdies heute abend kein bißchen Unsicherheit und bewegte sich in der Gesellschaft, als sei er in ihr schon zu Hause. Ihm war auch so, als sei er in diesen Räumen heimatsberechtigt; er fühlte sich Petra schon brüderlich nahe und wußte, daß hier zwei Menschen waren, die ihn lieb hatten. In Günther von Hanstein verehrte er sein männliches und in Mariannen sein weibliches Ideal. Der Korvettenkapitän zeichnete ihn durch geradezu väterliche Güte aus und Marianne hatte vielleicht ein kleines bißchen Wohlwollen für ihn. So durfte er sich wohl frei und sicher bewegen — er war sehr, sehr glücklich.

„Finden Sie nicht, daß Fräulein Marianne wunderschön aussieht?“ begann Felix sein Gespräch.

„Ach ja und sie hat keine Sommersprossen,“ sagte Petra.

„Die Ihren sieht man beinahe gar nicht,“ tröstete Felix; „denken Sie nur, was denn ich erst sagen soll.“

Das Fräulein und der Kadet unterhielten sich eine Weile darüber, daß man das Unglück eines schlechten Teints charaktervoll ertragen müsse. Petra war ganz sanft und Felix sagte sich, daß ihre Liebe zu seinem Bruder doch wohl groß sein müsse, weil sie solche bessernde Kraft in sich trug. Daß er nicht so leicht an Petras Besserung geglaubt haben würde, wenn nicht Marianne als „Milderungsgrund“ neben der zungenfertigen Schwester lebte, gestand er sich nicht.

„Was sagen Sie denn, Fräulein Petra, daß Arel in Urlaub geht,“ hob Felix in der nächsten Pause an.

Petra hielt sich an ihm fest vor Schreck.

„In Urlaub — er — davon weiß ich nichts,“ stotterte sie.

„O, bitte, dann hat er es Ihnen gewiß noch sagen wollen und ich hab' es ihm vorweg genommen. Verraten Sie mich nicht. Es hat so etwas voreilig Taktloses, wenn man einem andern eine angenehme Nachricht vorweg nimmt,“ bat Felix eifrig. Er hatte nämlich seine eigene Gedanken über die plötzlich beschlossene Heimreise des Bruders und glaubte nicht anders, als daß Arel ihrer Mutter mitteilen wolle, er habe eine Braut gewählt.

Petra fühlte einen Schwindel. Der Urlaub sollte einer „angenehmen Nachricht“ gleich sein? Das konnte nur eine Bedeutung haben.

„Wohin reist er denn?“ fragte sie.

„Zu unserer Mutter!“ sagte Felix so ernst, als kündige er ein ungeheures Ereignis an.

Also doch! Petra schloß einen Moment beseligt die Augen.

Dann erwachte aber schon sofort ein stachlichter Gedanke in ihr. So, also er wollte wahrscheinlich erst artig die Mama und den Papa um Erlaubnis fragen, ob er um Petra Dallmer anhalten dürfe. Und da würden denn all ihre Fehler erörtert werden, ihre kecke Zunge und ihre Sommersprossen, ihre üblen Launen und ihre Eitelkeit. Sie dankte ganz

Ulysse Butin: Gelandet.

J. Koppay: Glaube, Liebe, Hoffnung.

ergebenst dafür vor dem Forum des Sellhausenschen Familienrates gerichtet zu werden. Das wollte sie Axel auch ganz deutlich zu verstehen geben.

Aber die Gelegenheit dazu blieb aus. Auch zum nächsten Tanz kam Axel nicht und Stunde um Stunde verrann, ohne daß er die jüngste Tochter des Hauses zu bemerken schien. Man sah ihn selten tanzen, oft stand er mit Günther von Hanstein in, wie es schien, wenig animirten Gesprächen und auf seiner Stirn lag anstatt festlicher Freude, ein undurchdringlicher Ernst. (Fortsetzung folgt.)

Gelandet.

(Hierzu das Bild Seite 96.)

Dumpf hallen die Schläge der Totenglocke durch die engen Straßen des Fischerortes an der Nordseeküste. Vor dem ausgetreppten niederen Häuschen an der Ecke nach dem Strande zu sammeln sich die Träger, Totengräber und die schwarz vermummten Klageweiber. Wunderlich mischt sich das Licht der flackernden Trauerkerzen mit der Helligkeit des klaren Morgens. In der schmalen offenen Hausthür steht der weiß verhängte Sarg. Kruzifix und Lichter schmücken das ärmliche Tischchen auf dem Treppenabsatz, es zu einem Altare weihend. Leises Gemurmel zieht durch die Reihen der Versammelten. Hier und da faltet ein Alter die Hände wie zum stillen Gebete. Ein halbwüchsiger Knabe, dem die Thränen aus den Augen perlen, steht da, an der Hand das jüngste Schwesterchen; ein Bübchen und noch ein kleines Mädchen neben ihm schlagen traurig die Augen zu Boden. Ach, er allein kann unter den vier Geschwistern die Größe des Verlustes fassen, den sie und die Mutter erlitten. Der Sarg dort im Häuschen birgt die Leiche des Vaters! — Ein verspäteter Freund kniet vor dem Sarge. Dann tritt er ein, spricht einige tröstende Worte zu der Witwe und setzt sich zu den Männern, den Verwandten und Freunden, die ernst und schweigend essen, trinken und rauchen, der Ankunft des Priesters entgegensehend.

Was ist geschehen? Kam der Engel des Todes in das Haus, hat er den Verblichenen von langem Siechtum, vielleicht von kurzen, heftigen Leiden, erlöst und in das Land ewigen Friedens geleitet? Ach nein! Er ist jählings ein Opfer seines Berufes geworden.

Er fuhr hinaus im leichten Boote auf die See mit einem Gehilfen, gesund und froh, in der Fülle der Kraft, um die ausgestellten, reiche Ausbeute verheißenden Netze zu ziehen. Man sah von der Höhe der Düne die beiden emsig arbeiten; ihre Netze lagen am weitesten hinaus. In ihrem Eifer versäumten sie wohl, auf Wind und Wetter zu achten, hörten vielleicht kaum das Grollen des Donners eines heraufziehenden Gewitters, gewahrten nicht, wie andere Fischer dem bergenden Strande zueilten. Plötzlich brach die ganze Wucht des Wetters los. Eine furchtbare Böe raste daher, die Wellen gingen haushoch, der Gischt schäumte und sprühte als ob die empörte See koche. Mit starken Armen suchten die beiden das Boot in der Gewalt zu behalten; sie ruderten mit fast übermenschlicher Anstrengung — es schien, als ob sie obsiegen würden, aber — nur einen kurzen Augenblick. Da, o Entsetzen! — man konnte es vom Lande deutlich erblicken — da rollte eine riesige Woge heran; sie hob das tief beladene Boot hoch auf ihren weißen Kamm, dann aber sank es jäh hinab und kam nicht wieder zum Vorschein: das Meer hatte es mit Mann und Maus verschlungen . . .

. . . Das Wetter zog vorüber, die See beruhigte sich wieder, auf den geglätteten Wellen trieb das gekenterte Boot — von den beiden Insassen war keine Spur zu finden. Nach den Leichen zu fischen, wäre vergebliche Arbeit gewesen. Wie konnte man wissen, wo die lagen? Das entsetzliche Unglück war da.

Aber, wie oft geschah Aehnliches! Hier, wie in allen Fischerorten der Nordseeküste gab es viele, viele Witwen und Waisen, denn die See forderte jahraus jahrein zahlreiche Opfer. Auf den Friedhöfen zeigen die Inschriften der Kreuze und Grabsteine auffallend wenige Namen von Männern. Selten nur gibt die See ihren Raub wieder heraus, selten nur wird eine Leiche — gelandet und findet ihre Ruhestätte in geweihter Erde. Nur zu oft heißt es von den Gebliebenen: Man weiß ihre Stätte nicht, im Grunde der Tiefe bleiben ihre Gebeine.

Diese Leiche aber, über welche jetzt die Glockentöne dahinrauschen, auf deren Bahrtuch die Thränen der Witwe fallen, sie trieb an, sie ward — gelandet. Das arme Weib, die verwaisten Kinder, sie haben in ihrem herzzerreißenden Leide doch den einen Trost, das Grab des Mannes, des Vaters zu kennen und pflegen zu dürfen.

Der Priester ist erschienen, der Sarg wird gehoben und fortgetragen. Die gebeugte Witwe mit den Kindern geht hinterdrein, die Litaneien tönen leise die Gasse entlang, welche der Trauerzug durchschreitet. Das Grab empfängt die sterbliche Hülle, die gelandete Leiche. Wenige Worte noch spricht der Priester, dann wölbt sich der Hügel. Gott wird sich der armen Verlassenen annehmen, er ist der Witwe Berater, der Waisen Vater.

Philipp Kniest.

Luise von François.

Die später so gefeierte Schriftstellerin Luise von François wurde als einzige Tochter des Obersten von François zu Herzberg am 27. Juni 1817 geboren. Schon in ihrem ersten Lebensjahre verlor sie den Vater, und die Mutter, eine geborene Hohl aus Weißenfels und siedelte mit ihrem Töchterchen (der Sohn wurde nachgeboren) in die Heimatstadt über, wo ihre Voreltern seit dem siebenzehnten Jahrhundert Tuchhandel betrieben.

Der Kaufmann Hohl besaß vierzehn Häuser, doch verloren sie in den Kriegsjahren von 1813—15 allen Wert, und er bot sie — so unglaublich es vielen klingen mag — zum Verschenken aus, da ihn die Kriegslasten zu schwer bedrückten, doch niemand fand sich in der gefahrvollen Zeit, der ihm ein Haus abnahm. Die Witwe verband sich später mit dem Gerichtsrat Herbst zu Weißenfels, dem sie zwei Söhne schenkte. In dem Kreis der heranwachsenden Brüder wurde das Schwesterchen oft als Dornröschen betrachtet, die ein schöner Prinz heimführen müsse. Helfend und ratend stand Luise, als sie heranreifte, der Mutter zur Seite, und keine Ahnung, daß in ihr ein dichterischer Funke der Auferstehung harre, fand Eingang in ihrer Seele. Erst später, als sie schon das dreißigste Lebensjahr überschritten, überredete sie eine Freundin, die selbst literarisch thätig war, einen schriftstellerischen Versuch zu machen, und er gelang über alles Erwarten. Ihre erste Arbeit, die Beschreibung der Stadt Potsdam, erschien in Cottas Morgenblatt. Unter größter Heimlichkeit schrieb sie, hierdurch angeregt, ihre ersten Novellen während einer langwierigen Krankheit, größtenteils im Bett sitzend, und im Jahre 1855 wurden anonym in Cottas Verlag die Novellen: „Der Erbe von Saldeck", „Florentine Kaiser", „Hinter dem Dom", und später „Der Posten der Frau", „Judith die Kluswirtin" und „Die Standarte" herausgegeben. Als ihr freundlicher Verleger starb und kurz darauf das Morgenblatt einging, traten an sie die entmutigenden Kämpfe des Schriftstellers heran.

Luise von François.

Ihre berühmteste, von der strengsten Kritik als Meisterwerk geschilderte Schöpfung: „Die letzte Reckenburgerin" erhielt keinen Verleger; sie fand immer wieder den Weg nach dem schlichten Heim, wo sie das Licht erblickt, zurück. Dem liebenswürdigen Dichter Otto von Roquette gelang es erst auf persönliches Verwenden, in Otto Janke den Mann zu finden, der ihr Bahn brach, und in seinem Verlag erschienen die Erzählungen „Glück", „Geschichte einer Häßlichen", „Natur und Gnade", „Zu Füßen des Monarchen", und die Romane „Frau Erdmuthens Zwillingssöhne", „Phosphorus Hollunder" und „Hellstädt". Für „Die letzte Reckenburgerin", welche bereits die fünfte Auflage erlebte, erhielt sie als Honorar 150 Gulden. Sie gab ihre sämtlichen Werke ohne allen schriftlichen Vorbehalt aus den Händen.

Luise von François besaß einen großen Geist, aber ein schlichtes, bescheidenes Herz; sie ist eine der wenigen Koryphäen des Schriftstellertums, denen materielle Glücksgüter so fern liegen wie die Fixsterne am Himmel. Doch als ich ihr die fünfte Auflage der „Reckenburgerin" glückstrahlend mitteilte, entschlüpfte ihrem Munde, der nie im Leben ein schmähendes Wort über Freund und Feind gesprochen, eine bittere Klage, die ich im Andenken an die edle Tote nicht wiederholen mag. „Stufenjahre eines Glücklichen" brachte das „Daheim", und den „Katzenjunker", ihr letztes Werk, gab die „Deutsche Rundschau", redigirt von Rodenberg, 1878 heraus. — Die im Morgenblatt erschienenen Werke gingen dann in Jankes und Westermanns Verlag über, doch ihre Urheberin wußte bei manchen nicht, aus wessen Verlag sie bezogen werden konnten. Ihre Anverwandten, mit denen sie stets im schönsten Einklang lebte, kauften ihre Bücher, um der eigenen Verfasserin eine Freude zu Geburts- und Weihnachtszeit damit zu bereiten.

Viel Freude, Liebe und Anerkennung verschönte ihren Lebensweg, aber auch das Leid breitete sich um die edle, in ihrer Bescheidenheit doch strahlende, vornehme Gestalt aus. Ihr Verlobter, dem sich ihr Herz im rückhaltslosen Vertrauen ergeben, wurde, nachdem ihr Vermögen verloren ging, untreu.

Die Mutter war dreißig Jahre bettlägerig und ihr zweiter Vater zehn Jahre blind. Sie selbst litt seit langem an einem schweren Augenleiden, dem schwarzen Star, und ihre größte Sorge war es, daß sie noch im Leben der furchtbaren Dunkelheit anheim fallen könne. Dieses Schicksal blieb ihr erspart, ihr geistvolles, lebensprühendes Auge schloß erst zur völligen Nacht der Tod.

Am 28. Sept. d. J., morgens 8 Uhr, wurde nach ihrem Wunsch ihre sterbliche Hülle auf dem Friedhof zu Weißenfels in aller Stille der Erde übergeben. Sie ruht einsam, wie sie größtenteils gelebt, neben Fremden.

Emma Lauter-Richter.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

(Hierzu das Bild Seite 97.)

In holder Friedensstille ruht das Meer
Von wundersamem Schimmer überzogen.
Was sänftigt hier die trotzig wilden Wogen?
Und was zerreißt der Wolken dräuend Heer?

O kommt ihr alle, die ihr hoffnungsleer,
Kommt, die ihr wähnt, daß Liebe euch gelogen,
Und daß der fromme Glaube euch betrogen,
Bis euch im Kampf zersplittert Schild und Speer!

Schaut diese drei! Der grausen Stürme Brandung
Verstummt vor ihrer heil'gen Majestät
Und sicher ist in ihrem Schutz die Landung!

Kommt her zu diesen! kommt, eh' es zu spät!
Denn allen, die den sichern Port erreichen
Winkt rettend der Erlösung Siegeszeichen! —

Johanna Balk.

Literarische Plaudereien.

Von
Rudolf von Gottschall.

I.

Im Salon der Frau von Z. versammelte sich allwöchentlich einmal ein kleiner Kreis zu Unterhaltungen über die neuesten Erscheinungen der Literatur, die im Laufe der Woche bei den Besuchern des Salons zirkulirt hatten; es war ein improvisirter Verein von Literaturfreunden, die keineswegs auf den gleichen Ton gestimmt waren, sondern verschiedenen Richtungen angehörten; gemeinsam aber war allen die Teilnahme am geistigen Leben der Nation, dessen Pulsschläge doch ebenso vernehmbar, wie aus großen wissenschaftlichen Leistungen, aus dem Schaffen und Dichten der begabten Jünger der Poesie herauszuhören sind. Freilich, die Zeit der ästhetischen Thees ist längst vorüber, die Zeit, wo man bei Geheimerats die schwindsüchtigen Butterbrötchen in den rumlosen Milchthee stippte, während ein glattgescheitelter Jünger der Musen irgend ein Feenmärchen vorlas oder eine Waldidylle, wo unmögliche fleurs animées aus den Blumenkelchen hervortauchten. Da hörte man mit Andacht, mit Schwärmerei auf die Offenbarungen eines für die zarte Sprache der Naturgeisterchen so feinhörigen Talents und überbot sich in Ausdrücken der Bewunderung.

Damals war die Kritik ausgeschlossen in den Salons; jetzt ist die Zeit kritischer geworden und die in den Literaturfeldern ausgestreute Drachensaat ist auch in den Salons aufgegangen, so daß sich auch hier die geharnischten Männer kampfmutig gegenüberstehen.

Frau von Z. war eine geistreiche Witwe, mit allen Künsten vertraut, Freundin der Poesie und des Theaters. Doch hatte sie nie selbst zur Feder gegriffen; sie war nicht der Ansicht, daß man in diesem tintenklecksenden Säkulum seine Weisheit gleich auf den Markt und an den Mann bringen müsse; sie war eine zurückhaltende, vornehme Natur, pflegte die Ueberlieferung an der Remusat und den anderen berühmten Salondamen, indem sie der Mittelpunkt eines in anregenden Gesprächen sich ergehenden Kreises war und durch den Zauber ihrer anmutigen Persönlichkeit die Unterhaltung belebte. Ihr zur Seite stand ihr Bruder, Major von Z., ein noch in jungen Jahren verabschiedeter Offizier, ein vielgenannter Militärschriftsteller, der sich dabei stets auch für die schöne Literatur interessirt hatte; nur liebte er das Gediegene, Kernhafte, den gesunden Humor und war allem Gekünstelten und Gemachten, das nicht frisch und frei aus der Seele floß, abgeneigt. Der Onkel der Frau von Z., Baron Sterner, war ein älterer Herr, der in seiner Jugend sich an den politischen Bewegungen beteiligt hatte, später auf seinem Rittergut als Landwirt thätig, daneben den Musen huldigte, dem aber die Erinnerungen früherer Zeit heilig und unvergeßlich waren, so daß er von ihnen den Maßstab für die Beurteilung der jüngsten literarischen Richtungen entnahm. Diesen aber war Dr. Baron, ein junger Mediziner, mit Begeisterung zugethan; er war Mitglied aller freien Bühnen, Abonnent aller freien Blätter, von Kopf zu Fuß mit den Stichwörtern derselben ausgerüstet; soweit es ihm seine Praxis erlaubte, eilte er zu den Aufführungen der neuen Dramen in den Berliner Matinées der Ausnahmebühnen; er las alles, was „die Gesellschaft" empfahl und war überzeugt, daß Schiller und Goethe gegen die Gebrüder Hart, gegen Holz und Schlaf nicht aufkommen konnten. Das war die Kerntruppe des literarischen Salons der Frau

von Z.; daneben fand sich aber auch eine flottirende Bevölkerung ein, einige ältere Damen, von denen die Geheimrätin Zirbel sich durch ihren Abscheu vor den Ungeniertheiten Goethes und Schillers hervorthat — natürlich waren ihr die jüngeren Dichter ein Greuel. Bisweilen erschien auch ein älterer Universitätsprofessor, Dr. Fernow, seines Zeichens ein Germanist, der von der neuen Literatur nicht allzu viel kannte, aber über das wenige, was ihm bekannt war, die Nase zu rümpfen pflegte; er war in allem Ernste der Ansicht, daß, was über einen Dichter geschrieben wurde, viel wichtiger sei als das was der Dichter selbst geschrieben hatte, daß Düntzer, Scherer und Erich Schmidt Schiller und Goethe um mehr als eine Nasenlänge schlugen.

Am letzten Abend war er nicht zugegen und konnte deshalb seine geringschätzige Meinung über Friedrich Spielhagen, dessen neuester Roman „Das Sonntagskind" den Gegenstand der Unterhaltung bildete, nicht wie schon oft vorbringen; er hatte mehrere Romane dieses Schriftstellers gelesen, fand aber den Stil desselben schwerfällig, die Vorliebe für zeitgemäße Debatten mit rötlicher Färbung, die bald deutschfreisinnig, bald sozialdemokratisch opalisirte, bedauerlich, die Abschlüsse ungenügend, teils Katastrophen mit Massenmord, teils eine willkürliche Unterbrechung der Handlung, die noch gar kein wirkliches Ende erreicht hat.

Dagegen war Frau von Z. eine eifrige Vorkämpferin des Dichters und sprach sich auch über „Das Sonntagskind" mit warmer Anerkennung aus. „Man hat ja für den Roman mancherlei Kunstregeln ersonnen oder vielmehr nach großen Vorbildern zurechtgemacht; ich meine aber, der Roman ist kein mit so strengem Maß zu messendes Kunsterzeugnis; er soll uns vor allen Dingen interessiren für die Charaktere und die Lebensvorgänge, die er schildert. Und „Das Sonntagskind" hat mich interessirt; der Charakter dieser mehr nixenhaften als feenhaften Isabel, welche die eigentliche Heldin des Romans ist, der mit ihrem Tod zu Ende geht, ist nicht nach der Schablone gezeichnet; er hat eigenartige Züge und es liegt in der Mischung derselben etwas befremdend Rätselhaftes, für welches aber doch die feinere Seelenforschung den Schlüssel besitzt. Ebenso treffend sind die anderen weiblichen Charakterköpfe ausgeprägt: die kranke, schwärmerische Sibylle mit ihrer stillen, das ganze Leben ausfüllenden Herzensneigung, die tüchtige Krankenpflegerin Martha, die eifersüchtige Edith, Eva, die vielgebildete Professorstochter mit ihrer klaren Lebensanschauung und humanen Gesinnung, die neidische und intrigante Mademoiselle Margot — das sind alles Frauen, denen man Eigenart und Lebenswahrheit nicht absprechen kann. Und enthielte der Roman nur dies Frauenalbum — ich würde die Lektüre desselben für keine Zeitverschwendung halten."

„Er enthält freilich mehr," versetzte der Major, „die Lebensbeschreibung des Helden Justus, des Sonntagskindes, und diese läßt sich anfangs ganz romanhaft an; man ist auf Ueberraschungen gespannt und das ist doch wohl der Zweck der Romane, mit denen ich sonst nicht viel anzufangen weiß. Der arme Förstersohn, dessen Vater als eines Fürsten unehelicher Sohn voll von Stolz und Ehrgeiz ist, die Liebe des Justus zu der reizenden Pfarrerstochter, ihre Begegnisse auf dem Grafenschloß, der Faustkampf zwischen dem jungen Grafen und dem Förstersohn, Justus als Arbeiter in der Fabrik, dann im Bureau des Direktors, Justus als der Josef einer ländlichen Potiphar, die Schmugglerszenen, die Arbeiterunruhen — das alles hat Leben und Bewegung und man ist auf den Fortgang der Handlung gespannt. Doch die Dichtung hält nicht, was sie verspricht; ich finde, daß der epische Strom allmälich versandet. Was ward aus Justus? Ein Schriftsteller, dessen Drama bei der Aufführung an einer zweiten Residenzbühne durchfällt und dessen Roman ihn mit dem Staatsanwalt in Berührung bringt: zwei Erlebnisse, zu denen der Autor mehr oder weniger die Farben aus seiner eigenen Biographie genommen hat. Justus hat Isabel geheiratet; die Ehe ward nicht glücklich; Isabel ist eine an Luxus gewöhnte Dame und Justus hat kein Geld. Solche Ehen sind traurig, aber häufig und auch in Romanen oft genug verwertet. Es kommt hier aber ein romantischer Zug hinzu: Isabel weiß, daß sie ihrem Gatten nie ein Kind schenken oder dabei selbst ihr Leben opfern muß. Eine erste Pariser Autorität hat es ihr gesagt. Und so ist es nun auch gekommen. Erst in einem nachgelassenen Briefe enthüllt sie Justus dieses Geheimnis. Gewiß ein edler Opfermut!"

„Und was hast Du nun auch daran auszusetzen?" fragte Frau von Z.

„Wenn man sich in solches physiologische Detail einläßt, da muß man auch gewissenhaft darin sein; ich bin einmal der Mann der exakten Forschung. Mir fällt bei diesen rührenden Enthüllungen unwillkürlich ein, daß Isabel ja schon einmal verheiratet war, und zwar ohne Neigung mit dem Baron Schönau. Nun, die Sache muß doch damals ohne alle Romantik dieselbe gewesen sein; gab es aber einen Unterschied, so vermisse ich die Aufklärung darüber. Doch lassen wir Isabel sterben — was aber wird aus Justus? Er ist doch einmal der Held der Geschichte und man darf um seine Zukunft besorgt sein. Wir dürfen sogar zweifeln, ob er ein großer Dichter wird — und dazu hat doch ein Sonntagskind ein gutes Recht."

„Der Roman erscheint Ihnen also ein Fragment?" versetzte Dr. Barow, „das soll er auch sein, ein lambeau de la vie humaine, wie Zola sagt. Darin ist Spielhagen ein Jünger Zolas er kümmert sich nicht um die Neugierde seiner Leser. Wenn er das Buch zuschlägt, dann ist die Geschichte eben aus. Wollen die Leser mehr wissen, so mögen sie's sich selbst erfinden. Man kann in dem neuen Roman auch hier und dort ein Stückchen „Germinal" entdecken oder auch „La joie de vivre". Freilich ist auch recht viel deutsche Romantik darin; ich muß aber bekennen, daß ich Spielhagen durchaus für keinen Romantiker halte und daß ihm das phantastisch Märchenhafte nicht sonderlich zu Gesicht steht. Die blaue Blume des Novalis blüht nicht in seinem Garten. So hat das Märchen vom Justus, mit dem die Tannen fressenden Oger, mit seinen allerdings durch das ganze Werk hindurchgehenden Bezüglichkeiten auf mich mehr einen befremdenden Eindruck gemacht; da fehlt jede Naivität des Märchens, es ist ziemlich mühselig zusammengesucht."

„Ich glaube nicht, Herr Doktor," versetzte Frau von H., „daß Sie überhaupt in Ihrem Leben viele Märchen gelesen haben."

„Man ist doch Kind gewesen," sagte Barow, „und ich weiß noch von damals, was mich gepackt und ergriffen hat. Man braucht ja auch kein Märchendichter zu sein. Das ist doch mehr für die Kinder. Und dies „Sonntagskind", womit auch noch die junge Ehefrau den Gatten heimsucht, hat doch auf die Länge etwas häßlich Geziertes. Ich bin kein Gegner Spielhagens; von unseren literarischen Jubelgreisen hat er immer noch das mir am meisten sympathische Gesicht; er hat auch mehr Realismus als er selber weiß; aber dies Zuckerwerk von Märchen hätt' er in der Kinderschachtel lassen sollen. Auch hat der Reiz, den diese Isabel schon als vierzehnjähriges Mädchen ausübt, etwas Märchenhaftes. Lessing rühmt einmal dem Homer nach, daß er die Schönheit der Helene besonders durch ihre Wirkungen zeichnet, durch die Bewunderung, welche sie bei den trojanischen Greisen hervorruft, und hält dies für dichterisch mehr berechtigt, als eingehende Beschreibung. Doch Spielhagen macht von diesem Rezept einen allzu ausgedehnten Gebrauch: schon der Held von „Plattland" ist ein solcher Herzeneroberer, daß, wo er sich nur zeigt, alle weiblichen Wesen von ihm entzückt sind und auch seine Isabel ist so feuergefährlich, daß alle Männerherzen schon bei ihrem ersten Anblick in Flammen stehen. Ich halte das nicht für lebenswahr; denn auch anerkannte Schönheiten finden nicht überall blinde Bewunderer, sondern rufen auch ebenso oft die Kritik wach! Wer verliebt sich nicht in Isabel? Außer dem Sonntagskind, der alte Graf und der junge Graf, der Dr. Eberhard, der Jurist und Kritiker Sander, der österreichische Rittmeister von Floridsdorf und viele andere, bis zu den Bedienten und Kutschern herab. Noch märchenhafter aber erscheint der Einfluß, den die Vierzehnjährige auf dem Schloß gewinnt, wo alles nach ihrer Pfeife tanzen muß. Mir scheint, Isabel ist mehr Märchenprinzessin als die Fee Maienacht und ist es eigentlich besonders dort, wo das Märchen nicht hingehört."

Jetzt mischte sich Baron Sterner in die Unterhaltung, welcher er bisher schweigend zugehört hatte:

„Wir zupfen zu viel am Lorbeer eines hochbegabten Schriftstellers, der es freilich, wie kein Sterblicher, allen recht machen kann. Spielhagen ist doch einer der wenigen, die an die namhaften Schriftsteller einer früheren Epoche wie Karl Gutzkow anknüpfen, welche das geistige und gesellschaftliche Leben der Gegenwart in seinen tieferen Beziehungen darzustellen bestrebt sind; er ist einer der Ritter vom Geiste und das ist für mich das größte Lob. Sie wollen, Herr Doktor, die Übrigen dagegen in die Schranken führen; doch das sind zunächst nur Knappen vom Geiste, und es ist sehr fraglich, ob ihnen die Zukunft den Ritterschlag erteilen wird; denn es genügt nicht, mit den Sporen zu klirren; man muß sich dieselben erst verdienen. Ich gebe zwar auch Romanen wie „Sturmflut" den Vorzug, in denen für ein großes Kulturgemälde eine entscheidende Wendung gefunden wird, aber auch eine Lebensgeschichte, selbst wenn sie keinen rechten Abschluß findet, wenn sich aber große Gedanken- und Zeitbewegungen in ihr spiegeln, ruft meine lebhafteste Teilnahme wach. Und ich bin der Ansicht der Frau von Z., daß man die Romane nicht auf ein ästhetisches Prokrustesbette spannen muß; freilich sie müssen geist- und gedankenreich sein, sonst gehören sie einer platten Unterhaltungsliteratur an, um welche sich eigentlich gebildete Leute gar nicht bekümmern sollten. Reiche mir die Hand zum Bunde, liebe Nichte, wir sind diesmal einig in der Anerkennung eines hervorragenden Schriftstellers, der mehr oder minder glücklich sein mag in seinen Erfindungen, der aber stets durch den tieferen Gehalt seiner Werke die Alltagsskribenten sehr in Schatten stellt."

Gedankensplitter.

In vino veritas.

Läge die Wahrheit wirklich im Wein,
Ließe wohl mancher das Trinken sein.

Schilt hundertmal die Fliege keck
Und halt dir das Gschmeiß vom Leibe
Sie kehrt zurück auf ihren Fleck
Und peinigt dich zum Zeitvertreibe.

Dr. Otto Weddigen.

Was ist Bildung?

Aus der Gesellschaft, für die Gesellschaft.

Von

Franz Bendt.

In dem mit allem Luxus unserer Zeit ausgestatteten Räumen, in dem Hause eines der bekanntesten Berliner Finanziers, waren am Schlusse des letzten Winters Männer der verschiedensten Berufskreise versammelt. Der nivellirende Einfluß der Damen fehlte, und so hatten sich denn, wo nicht gerade engere Beziehungen mitspielten, die Gruppen vor dem Souper so geordnet, wie es ihren augenblicklichen Interessen entsprach. In einer Ecke ging es sehr lebhaft zu. Ein Kreis Berliner Schriftsteller verhandelte hier über die Kreutzersonate und die seltsame Person des russischen Dichters.

Ein bedeutender Industrieller, welcher an dieser Gruppe vorüberteilte, wurde mit der Frage aufgehalten: „Sie sind ein Mann der Praxis, was halten Sie von Tolstojs Kreutzersonate?"

Der Angeredete stutzte und fragte verwundert: „Tolstoj, Tolstoj? Den Namen kenne ich nicht," und entfernte sich.

Er ließ eine recht verlegene Gruppe zurück, bis endlich einer der Herren mit ziemlich spöttischem Ausdruck sagte: „Das nennt man nun einen gebildeten Mann, Reichstagsabgeordneter, Stadtverordneter und was weiß ich."

Nickend stimmten die meisten diesem Ausrufe zu. Nur der Chefredakteur eines hiesigen Blattes bemerkte:

„Sie dürften Herrn X. dennoch falsch beurteilen, die Sache ist keine so einfache. Ich behaupte, daß, wenn Sie an einen großen Teil unserer bedeutendsten Männer, die hohe und einflußreiche Stellen bekleiden, ähnliche Fragen richten, Ihnen ziemlich gleiche Antworten zu teil werden würden. Ich halte es für leicht erweislich, daß dasjenige, was in der inländischen und ausländischen Literatur erscheint, fast nur von unserer Damenwelt gelesen wird, natürlich die Fachleute ausgenommen."

„Aber dies ist doch sehr betrübend," fiel einer der Herren ein.

Achselzuckend fuhr der Redner fort: „Vielleicht, vielleicht aber nur natürlich. Sehen Sie Herrn X., der sich nach unserer Meinung eben so schwer gegen den Namen Tolstojs versündigt hat; da haben Sie einen Mann von der höchsten geistigen Bildung. Bitte, schütteln Sie nicht den Kopf, meine Herren; aber einen Mann allerdings, der ganz in den geistigen, ja, ich betone ausdrücklich in den geistigen Interessen seines Standes aufgeht. Betrachten wir uns doch einmal den Arbeitstisch dieses bekannten Technikers. Sie finden dort eine wahrhaft unheimliche Anzahl von Schriften, Journalen und dergleichen in allen Sprachen, in denen die Fortschritte, neue Ideen, Versuche, Beobachtungen aus allen Teilen der Naturwissenschaft und ihre Verwendungen besprochen werden. Es ist für den technischen Fachmann unserer Tage durchaus Bedingung, mit allen diesen Gegenständen sich vertraut zu machen, und dieselben mehr oder minder zu verarbeiten, wenn er konkurrenzfähig bleiben will. Halten Sie solche Arbeit für nur mechanisch? Meinen Sie, daß das völlige Aufgehen in den großen Fragen, welche zum Beispiel die physikalischen Naturwissenschaften und die heutige Technik sich stellen, nicht ganz den Kopf eines noch so bedeutenden Mannes erfüllen können? Die Schöpfungen des originell denkenden Technikers verlangen ebenso „den Witz", ja, ich möchte sagen in mancher Beziehung einen gestaltenden dichterischen Geist, wie ihn zum Beispiel der Dichter bei der Komposition seines Kunstwerkes bedarf. Halten Sie es für möglich, daß ein solcher Mann, dessen Leben der lebendigen That gewidmet ist, Lust, Zeit, ja überhaupt Verständnis für die Phantasiegestalten eines noch so hervorragenden Schriftstellers haben wird? Es ist sehr zu bedauern, aber ich behaupte, daß es heutzutage einen sogenannten Kreis der Gebildeten, der für ein Ideal schwärmt, nicht mehr gibt. Unsere Zeit hat Kreise von Gebildeten geschaffen, welche ähnlich wie die Qualitätenkreise Fichtes für einander geschlossen sind."

Das laute Gespräch und die teils billigenden, teils mißbilligenden Zwischenrufe hatten die Aufmerksamkeit anderer Personen im Saale erregt, welche sich nun näherten. Auch ein junger Universitätsprofessor, übrigens klassischer Philologe, dessen schöner Kopf und urbanes Wesen das Interesse der Damenwelt während der letzten Saison besonders erregt hatte und welcher der Rede des Redakteurs bisher aufmerksam gefolgt war, erhob sich von einem Fauteuil, in dem er bisher geruht hatte, trat lebhaft auf die Gruppe zu und sagte:

„Ich muß mich durchaus als Mitschuldigen des Herrn X. bekennen, auch mir waren Tolstojs Schriften bis vor kurzer Zeit unbekannt, und wenn sein Name hie und wieder in Zeitungen und Gesprächen auftauchte, dann erschien er mir mehr als ein wunderbarer Heiliger, wie deren das heilige Rußland so viele hervorbringt, denn als ein moderner Goethe, zu dem man ihn jetzt machen will, wie ich vermute. Mein Herr Vorredner hat vollkommen recht; ich fürchte, daß der Kreis der literarisch Gebildeten über andere Berufskreise geneigt ist, ein schiefes Urteil zu fällen. Es gilt zum Beispiel in unserer Gesellschaft als ein starker Bildungsverstoß, mit

Digitized by Google

Stefanie von Strechine: **Herbstmorgen im Wildpark.**

P. L. Jenoudet: Der letzte Sonnenstrahl.

einer historischen Thatsache auch von minderer Bedeutung nicht vertraut zu sein, und den Sinn einer oft höchst mittelmäßigen Phrase aus irgend einem Schriftsteller der Vergangenheit nicht zu kennen, beziehungsweise begrifflich unmittelbar zu erfassen. Ebenso müssen uns die Liebesgeschichten des Olymps durchaus vertraut sein; dahingegen würde man höchst sonderbar beurteilt, ja, als ein Pedant betrachtet werden, wenn man die Kenntnis irgend eines großen Naturgesetzes als selbstverständlich voraussetzen würde. Ich behaupte, daß zum Beispiel die Keplerschen Gesetze nur von dem allerkleinsten Teile akademisch gebildeter Männer, natürlich die Fachleute abgerechnet, wirklich verstanden sind. Was von naturwissenschaftlichen Schlagworten fällt, ist durchschnittlich nichts als verständnislos hingeplapperte Phrase. Und doch sehen wir, wie so oft stolz behauptet wird, im Jahrhundert der Naturwissenschaft. Fast jeden Monat berichten uns die Zeitungen von neuen Fortschritten, großen Entdeckungen und Erfindungen, durch welche das Weltbild vor dem Beobachter sich stetig verändert. Hier sehen wir ein dauerndes Werden, ein lebendiges Vorwärts! Und was thut der große Kreis der Gebildeten? Er betrachtet alles das als ein Kuriosum, auf dessen Einzelheiten einzugehen er ebenso wenig veranlaßt sei wie zum Beispiel auf die Konstruktionen eines genialen Schuhmachers oder auf die Tricks eines Taschenspielers. Daß durch die Erkenntnisse in den Naturwissenschaften der geistige Horizont sich erweitert hat und dauernd erweitert, wird wohl zugegeben, aber nicht weiter diskutirt! Sie bezeichnen es als eine große Bildungslücke, die Werke eines bedeutenden Schriftstellers ignorirt zu haben; ich halte mich für berechtigt, diesen Tadel zum Beispiel auch auf denjenigen auszudehnen, welcher von dem Wirken und Schaffen eines bedeutenden Mathematikers nichts weiß."

„Ich glaube, mein lieber Professor, Sie gehen da doch ein wenig zu weit," fiel freundlich der Hausherr ein, der ebenfalls näher getreten war.

„Durchaus nicht," erwiderte lebhaft der erstere, „ich will Ihnen das, wenn Sie mir noch einen Augenblick Gehör schenken wollen, in aller Kürze beweisen. Kepler hätte niemals seine Gesetze finden können, wenn es nicht kurz vorher dem großen Cartesius gelungen wäre, die analytische Geometrie zu erfinden und die Gesetze der Kurven festzustellen, auf denen sich, wie wir jetzt wissen, die Planeten bewegen. Niemals wäre es Leverrier gelungen, die höchste That auszuführen zu können, deren sich der menschliche Geist rühmen darf, einen vordem nie gesehenen Stern zu errechnen, wenn nicht von Gauß und Laplace die mathematischen Theorien der Störungen entwickelt worden wären. Und so allüberall im weiten Reiche der exakten Naturwissenschaft erfordert das Zusammenfassen einer großen Menge von Thatsachen zum Gesetze, als Vorbedingung das Vorhandensein einer bestimmten mathematischen Form. Der große mathematische Denker bereitet daher für kommende Zeitalter stets den Boden vor, auf dem die Erfindungen späterer Generationen sich aufbauen. Gerade die selbständige mathematische Gedankenarbeit ist der Phantasiearbeit des Dichters nahe verwandt; auch sie schafft neue Gestalten, neue Formen. Und eine solche Thätigkeit — verdient sie nicht wenigstens das Interesse der sogenannten gebildeten Kreise? Aber ich weiß sehr wohl, der Mathematiker erscheint uns heute genau wie im konventionellen Roman, als ein alter, etwas sonderbarer und natürlich recht zerstreuter Herr; und diese Weisheit findet sich bekanntlich auch in den fliegenden Blättern."

Der Redner pausirte einen Augenblick. Der Leiter eines hiesigen Gymnasiums, welcher darauf schon gewartet hatte, fiel nun lebhaft ein:

„Ganz meine Auffassung, Verehrtester! Man kann klar daraus erkennen, wie richtig die Forderung ist, die höhere Schule in ihren bestehenden Formen zu erhalten; bei der vielfältigen Zersplitterung unserer heutigen Berufszweige ist dringend ein gleichmäßiger, gleichsam neutraler Bildungsgang als Fundament die Hauptsache. Und welches Studium konnte das besser bieten als dasjenige des Altertums!"

„Mit ganzer Entschiedenheit muß ich Ihrer Ansicht widersprechen;" erwiderte der Professor; „mir scheint es eine Wahrheit zu sein, die auf der Straße liegt, und welche ich mich fast schäme auszusprechen: das heutige Gymnasium ist nur eine Zuchtanstalt für Philologen. Nicht mit dem soll unsere Jugend gequält werden, was da war, sondern sie soll bekannt gemacht werden mit dem, was da ist! Neben dem Studium der großen Kultursprachen und ihrer Litteraturen soll sie eingeführt werden in das Leben der Nationen, mit ihren Wünschen, Hoffnungen und Strebungen. Der junge Mensch, der mit dem Leben unserer Zeit vertraut ist, wird stets einen offenen Blick behalten für die Entwicklung und für die Vorgänge in den einzelnen Berufszweigen, weil er ihre Wichtigkeit und Notwendigkeit innerhalb des Ganzen erkennt!"

„Ich freue mich," hob der Arzt des Hauses an, „daß ein Kollege von der Philologie ein so lustiges Wort für meine Wissenschaft eingelegt hat. Gestatten Sie auch mir, daß ich auf einige recht ernste Erscheinungen hinweise, von denen ich behaupte, daß sie eine Folge der Gleichgiltigkeit sind, welche unsere Gesellschaft gegen naturwissenschaftliche Erkenntnisse zeigt, und durch welche, wie ich fürchte, sich dereinst sehr große Gefahren für dieselbe entwickeln können.

„Wie oft kommt es mir, dem Arzte und Naturkundigen, nicht vor, daß man es als selbstverständlich betrachtet, daß religiöse Ueberzeugung, ja, daß überhaupt das Organ für jede Regung des Gemütes mir und meinen Fachgenossen fehlen müsse. Ein jeder Narr in der Gesellschaft hält es für eine große That, wenn er den Freigeist spielt. Ich glaube, daß es nicht leicht einen Menschen geben kann, der die Berechtigung wahrhaften freien Denkens rückhaltloser anerkennt als ich, aber ich gestehe, daß es mich mit Widerwillen erfüllt, wenn an öffentlicher Stelle von Leuten, deren ganzes Gebahren den Mangel jedes tieferen Wissens darlegt, das freche Wort in die Welt hinaus geschrieen wird: ‚Ich bin Atheist' — Und bei allen solchen Bemerkungen beruft man sich auf die Naturwissenschaft!

„Die Schuld an solchen Vorgängen tragen zweifellos die Gebildeten: es sei ausdrücklich bemerkt, daß die Naturwissenschaft unserer Tage zu der Erkenntnis gelährt hat, daß sie nur die Welt der Erscheinungen zu beschreiben vermag. Denn die Kluft, welche die Welt des Verstandes von der Welt des Gemütes trennt, ist nicht durch die Wissenschaft zu überbrücken.

„Wir dürfen es gerade als einen großen Fortschritt bezeichnen, daß durch die Grenze, welche die Wissenschaft sich selbst gesetzt hat, den unklaren Phantasien, die zum Aberglauben und dergleichen führen, ein Ziel gesetzt ist. Zu den Männern, die zu solcher Erkenntnis gelangten, gehört ein Helmholtz, Du Bois Reymond, Sir William Thomson und andere, Männer, auf deren Schultern zum Teil das Riesengebäude der modernen Naturwissenschaft ruht.

„Die großen Gefahren, welche uns durch die Herrschaft der Phrase drohen und welche zum Sozialismus und Materialismus führen, brauche ich nicht erst zu schildern.

„Der größte Teil der Gesellschaft verhält sich zu den Fortschritten unserer Zeit wie ein Wanderer auf unbekanntem Wege. Dürfen wir uns wundern, wenn derjenige, welcher mit verbundenen Augen dahineilt, endlich zu Fall kommt?"

Hier unterbrach der Wirt das Gespräch.

Als nach Beendigung des Soupers Gott Bacchus sein Scepter über der Gesellschaft schwang, waren die Anwesenden nicht mehr gestimmt, Fehler der Gesellschaft zu rügen.

Der Irrweg.

Künstler-Roman

von

Robert Misch.

(Fortsetzung)

Der Kirchenmaler sah wohl, daß sein Gegenüber abwechselnd bleich und rot wurde, aber er dichtete das Messer, das er jenem in die Brust gestoßen, unbarmherzig in der Wunde um und sagte leichthin:

„Es soll wohl eine Art Ueberraschung sein, denn er malt es bei geschlossenen Thüren und schließt die kleine Leinwand stets sehr sorgsam ein. Ich bin zufällig hinter das Geheimnis gekommen. Na, ich will Sie nun aber nicht länger in der Arbeit stören. Auf Wiedersehen!"

Als Hans aufblickte, war der kleine Maler verschwunden. Er hatte ihn nicht einmal weggehen hören.

Ah, nun konnte er sich alles erklären. Baltes liebte Hanna und beabsichtigte, ihn aus deren Herzen zu verdrängen. Darum suchte der „Freund" — er lachte höhnisch auf — der „Freund", ihn in den Augen seiner Braut verächtlich zu machen, als einen schwächlichen, energielosen Nichtskönner und Träumer hinzustellen, als einen zerfahrenen Menschen, dem sie ihre Zukunft niemals anvertrauen könne. Wohl ausgedacht, das Bubenstück. Eine flammende, heiße Entrüstung überkam ihn. Mit diesem Menschen hatte er intim verkehrt, er hatte ihn zum Vertrauten seiner Liebe gemacht. Fast wollte ihn ein Zweifel überkommen, ob denn eine solche Falschheit möglich sein könne, wenn er an die ehrlichen, blauen Augen, an das sanfte, gute Herz des Stameraden dachte. Aber die Liebe, die macht den Menschen zum Gott oder zum Verbrecher. Wie manche Männerfreundschaft, die für ewig gegründet schien, ist nicht durch ein Weib gesprengt worden. Die Eifersucht, der Neid auf den Nebenbuhler hat schon manchem Menschen den Dolch oder das Giftfläschchen in die Hand gedrückt. Warum sollte sie den braven Baltes nicht zu einem kleinen, stillen Verrat an dem Freunde gebracht haben? Je mehr er darüber nachdachte, je klarer und wahrscheinlicher erschien ihm der Verrat des „Freundes".

Mußte man Hanna nicht lieben? Diese großen, grauen Augen, die Nixenaugen mit ihrem feuchten, geheimnisvollen Schimmer, sie hatten es eben auch Baltes angethan. Wie sehr er selbst Hanna liebte, erst jetzt fühlte er es ganz, wo ihm ein anderer ihr Herz zu rauben drohte. Und wie fein es der Nebenbuhler angefangen. Baltes kannte Hannas schwache Seite. Wie jedem Weibe imponirte ihr der Erfolg, die Kraft, das Können. Dazu noch ihre amerikanischen Ideen von den selfmade-men und der ökonomischen Unabhängigkeit jedes Menschen. Das hatte der andere in seine Rechnung gezogen, denn offenbar war hier ein planmäßiges Vorgehen. Aber er wollte einen dicken Strich durch diese Rechnung machen. Baltes durfte das Haus des Professors und seiner Braut nie wiedersehen. Wenn Hanna ihn wirklich liebte, so würde sie das selbstverständlich finden nach den Aufklärungen, die er ihr geben wollte.

Er setzte sich an den Schreibtisch. An der Hast, mit der die Feder über das Papier flog, merkte man seine Aufregung. Es war ein entrüsteter, geharnischter Absagebrief an den Freund von ehemals, dem er die Freundschaft kündigte, das Löwesche Haus und das seine verbot.

Hanna empfing ihn am andern Morgen mit mißbilligendem Blick.

„Was hat Dir denn der arme Baltes gethan?" fragte sie gleich nach der ersten Begrüßung. „Er war gestern abend noch einen Moment hier und beklagte sich bitter über Dich."

„Er beklagte sich?" lachte Hans höhnisch auf. „Und noch dazu abends? Ich finde das etwas —"

„Was findest Du?" Hanna maß ihn mit einem erstaunten, ernsten Blick ihrer großen, schönen Augen. „Ich denke, es ist nicht der erste Abend, den er bei uns verlebt. Wir hatten Besuch und ich forderte ihn zum Bleiben auf, aber er wollte nicht."

Hans blieb vor ihr stehen und sah sie mit einem durchdringenden Blick an.

„Nun, er wird nicht mehr kommen. Ich habe ihm dies Haus verboten."

„Verboten — Du! — mit welchem Rechte?"

„Mit dem Rechte des Bräutigams, der sich nicht gerne durch einen Nebenbuhler verdrängt sehen möchte," entfuhr es Hans unwillkürlich. Im selben Augenblick bereute er, es ausgesprochen zu haben.

Hanna lächelte flüchtig.

„Eifersüchtig? Welche Thorheit, Hans! Und auf Baltes? Eine doppelte Thorheit, da er wahrhaftig an ganz andere Dinge denkt."

„Scheint doch nicht — er malt heimlich Dein Bild!"

Das junge Mädchen errötete leicht.

„Wer sagt das? — Und wenn er es thut . . . Vielleicht eine Ueberraschung für mich, für Dich — eine Spielerei! Du wirst diesen kindischen Streich rückgängig machen, wirst Dich mit ihm versöhnen."

„Nein, niemals! Das Bild, das war nur der äußere Anlaß, das hat er mir nur endlich klar gezeigt, wie wir mit einander stehen. O, ich ahnte es längst, daß er Dich liebt. Seit jener ersten Begegnung in Tegernsee sind wir Rivalen; und seitdem wir verlobt sind, haßt er mich."

Hanna starrte ihn, wie er immer heftiger und lauter wurde, ganz entsetzt an.

„Er ist es, der Dir all diese Dinge in den Kopf gesetzt hat — daß es mir an Begabung und Fleiß fehlt, daß ich ein energieloser Schwächling bin, ein Muttersöhnchen, das nie auf eigenen Füßen stehen wird. Aber ich werde euch allen das Gegenteil beweisen."

Er war in eine wilde Erregung geraten. In seinen braunen, sonst so lustigen Augen flammte der Zorn, die ungebändigte Wut.

„Beruhige Dich nur," sagte Hanna kühl. „Du weißt, ich kann es nicht leiden, wenn man die Herrschaft über sich selbst verliert. Nicht Baltes hat mir die Meinung, die ich von Dir habe, eingeflößt — Du selbst. Ich denke und beobachte selbständig genug, um keiner fremden Brille zu bedürfen. Nun ja, ich glaube nicht recht an Dein Können und Streben, und es ist ein schwerer Kummer für mich." Ihre Stimme sank zu einem leisen, schmerzlichen Flüstern herab. „Belehre mich eines Besseren, ich warte nur darauf. Du hast mein Bild angefangen, Du liebst mich und bist doch so wenig ausdauernd, daß Du selbst das nicht einmal vollendest!"

Digitized by Google

„Ich werde es vollenden ... bis zur Ausstellung ist es noch lange hin. Aber der neue Stoff hat mich mit Macht gepackt. Warum willst Du mich hindern, ihn zu vollenden?“

„Weil Du nicht im stande bist, ein solches Motiv zu bewältigen.“

„Eben das hat Dir Baltes eingeredet. Er freilich, er könnte es.“

„Gewiß, er kann mehr als Du!“

„Hanna, treibe mich nicht zum Aeußersten.“

Er stand vor ihr mit geballten Fäusten. Das junge Mädchen musterte ihn ruhig, während ein Zug tiefer Verachtung über ihr Gesicht glitt.

„Ich bin es nicht gewöhnt, mich tyrannischen Launen zu fügen. Du hast Deinen und meinen Freund schwer gekränkt. Du wirst ihn um Verzeihung bitten.“

Hans lachte höhnisch auf.

„Das werde ich nicht thun! Du wirst ihn nicht mehr empfangen! Ich verbiete es Dir!“

„Du bist hier im Hause meines Vaters,“ erwiderte sie schnell, während der Unwille ihr bleiches Gesicht mit zartem Rot färbte. „Wenn ich erst Dein Weib bin, kannst Du mir verbieten, wen ich empfangen soll, jetzt nicht! Du wirst ruhiger werden und Dein Unrecht einsehen.“

„Mein Unrecht — meines? Es scheint, ich bin hier überflüssig. Ich habe Dir die Wahl gestellt zwischen ihm und mir. Du hast gewählt — ihn! Es steht in diesem Moment viel auf dem Spiel, unser ganzes Lebensglück.“

Er faßte sie in seiner Aufregung ungestüm bei der Hand, die sie ihm schnell entzog.

„Ich kann jetzt nicht mit Dir sprechen,“ sagte sie leise. „Wenn Du ruhiger geworden bist —“

„Ich bin ruhig — weiche mir nicht aus! Willst Du Baltes das Haus verbieten? Ja oder nein?“

„Nein!“

„Gut, so haben wir uns nichts mehr zu sagen.“

*

Acht Tage lang war es nun her, daß er sie nicht mehr gesehen hatte, acht schwere lange Tage. Den Seinen teilte er nichts von dem Bruch mit. Ein Gefühl von Scham und Trotz hielt ihn davon zurück. Er ging am Abend, den er ja meist bei seiner Braut zuzubringen pflegte, wie gewöhnlich fort, bald in ein Theater, bald zu Karnack, der mit philosophischer Ruhe und kühlem, blasiertem Lächeln seine Klagen und Zornesausbrüche anhörte, wenn er allein war. Zumeist war das nicht der Fall, zumeist tobte hier eine wilde, lustige Gesellschaft durch die Flucht der mit geschmackvollem Luxus ausgestatteten Zimmer. Es war Fasching, und der junge Russe wollte ihn zum letztenmal in seinem geliebten München auskosten. Sein Vater, der sich krank und einsam fühlte, wünschte seine Rückkehr zum Frühjahr, um den einzigen Sohn und Erben mit der Verwaltung der zahlreichen Güter und Werke nach und nach zu betrauen. Karnack war unglücklich darüber. Der Gedanke an das Landleben, an eine unkünstlerische Umgebung, an Geschäfte und Sorgen erfüllten ihn grauenvoll. Durch Masken- und Künstlerfeste suchte er sich zu betäuben.

Hans machte das einigemale mit, ohne ein rechtes Vergnügen daran zu empfinden. Er sehnte sich nach den traulichen Abenden im behaglichen Wohnzimmer des Professors, wo es sich beim Dämmerschein der grünverhängten Lampe so gemütlich plaudern ließ. Ein leises Schuldbewußtsein nagte an seinem Herzen. Ob er nicht zu weit gegangen war, ob er nicht dem Freunde unrecht gethan? Aber nein, es ließ sich nicht ableugnen — und sie hatte es auch nicht geleugnet — daß Baltes systematisch das Gift des Zweifels, des Mißtrauens in ihr Herz geträufelt. Und wie die meisten Frauen wollte Hanna zu dem Manne, den sie liebte, bewundernd emporschauen, wollte stolz auf ihn sein. Karnack, mit dem er darüber sprach, lehnte es ab, sich irgendwie einzumischen oder auch nur ein Urteil über Baltes' Verhalten abzugeben, der sich übrigens seit einiger Zeit auch von jenem auffallend zurückgezogen hatte.

Hans versuchte, an seinem neuen Werke weiter zu arbeiten, aber er konnte nicht in die rechte Stimmung kommen. So trieb er sich denn ruhelos in der Stadt herum, stöberte bei allen Antiquaren und Trödlern nach kunstvollen Raritäten und schleppte zusammen, was irgendwie für sein Atelier zu gebrauchen war. Es hatte sich das in der letzten Zeit zu einer wahren Manie bei ihm ausgebildet, und der Papa schüttelte oft sorgenvoll das Haupt, wenn Hans, dessen reguläre Mittel natürlich nicht immer ausreichten, sich an ihn um finanzielle Beihilfe wendete.

„Dazu reicht das Vermögen nicht aus, das ich Dir einmal hinterlassen kann,“ war die Antwort auf eine solche Bitte. „Die Geschäfte gehen miserabel, das Ausland ist uns durch hohe Zölle verschlossen, für Luxuswaren finden sich immer schwerer Abnehmer; kurz, mein Sohn, ich bin nicht mehr reich. Du mußt Dich einschränken, Du mußt bei Zeiten lernen, Dir auch einen Wunsch zu versagen.“

Hans blickte seinen Vater verwundert an, wenn solche Reden fielen, und lachte achselzuckend. Das waren alte Redensarten, wie sie jeder Kaufmann im Munde führt, und wie er sie schon seit seiner Geburt kannte. Gab es einen Kaufmann oder Fabrikanten, der nicht klagte?

Er, der Sohn und Erbe der alten Firma Wieborg und Co., der Begründerin und festesten Säule der Seidenbandweberei in Bayern, er brauchte sich doch wahrhaftig nicht ängstlich einzuschränken. Zwar, seit einiger Zeit lagen oft Wolken auf des Vaters Stirn. Ah bah, diese Kaufleute sind die geborenen Pessimisten. Das rechnet und zählt und kommt darüber niemals zum Genuß.

„Uebrigens, Papa, sind das zwar zins-, aber keine nutzlosen Anlagen,“ pflegte er solche Bitten zu begründen. „Was ich kaufe, kaufe ich unter der Hand und so billig, daß ich später das drei-, ja, oft das zehnfache dafür erhalten kann. Für die beiden holzgeschnitzten Apostelfiguren, die ich neulich bei einer alten Frau aufgestöbert, bot Karnack mir gleich tausend Mark, ich habe fünfzig dafür bezahlt.“

Was war das für ein eigentümlicher Blick, mit dem ihn der Vater ansah, halb zweifelnd, halb freudig. Aber jedenfalls griff er darauf in die Tasche und gab das Verlangte willig her.

Hans lag in seinem Atelier auf dem Ruhebett, als es klopfte. Zu seinem großen Erstaunen trat der Professor ein. Er sprang verwirrt auf, aber der alte Löwe that ganz harmlos, als ob sie sich erst gestern zum letztenmal gesprochen hätten und nichts zwischen ihm und Hanna vorgefallen sei.

„Wann lassen Sie sich denn wieder einmal bei uns sehen?“ fragte der Professor unbefangen. Und als Hans etwas erwidern wollte, fuhr er schnell fort: „Die Kleine ist nicht ganz in Ordnung. Weiß der Henker, was ihr fehlt, aber ihr blasses Gesichtchen wird seit einiger Zeit noch blasser, und kurz, sie —“

„Sie ist krank?“ rief Hans erschrocken und sprang schnell empor

„Nun, ich will nicht sagen: direkt krank, aber —“

„Wissen Sie was, ich begleite Sie gleich! Wir überfallen sie unvorbereitet.“

„Das wird sie riesig freuen,“ lachte der alte Löwe und sprang geräuschvoll vom Stuhle auf.

„Glauben Sie wirklich? Ich weiß doch nicht so recht —“

„Ich will Ihnen 'was im Vertrauen mitteilen, Hans, aber lassen Sie's die Kleine nicht merken, daß ich geplaudert: sie hat sich nach Ihnen gesehnt und sich gegrämt.“

„Hat sie das merken lassen?“

„Merken lassen, aber nichts gesagt; eher bisse sich das Mädel die Zunge ab. Na, Sie kennen ja den Eigensinn! Das hat sie von ihrer Mutter ... die war auch so, so ruhig und energisch. Unter uns, sie hatte mich am Leitseil, aber ich stand mich gut dabei. Ohne sie hätte ich's mein Lebtag zu nichts Rechtem gebracht, denn mir fehlte die rechte Ausdauer und Energie. Und weißt Du, Hans, mein Junge“ — der Professor duzte ihn, wenn er vertraulich wurde — „ohne das kommt man heutzutage nicht mehr durch, die Konkurrenz ist zu groß, der Kampf ist zu schwer. Nicht einmal, wenn man ein kleines Genie ist, geschweige denn solche Talentchen, wie wir beide — ach, Pardon!“

Der Professor wurde still und blickte verlegen zur Seite.

Auch dieser dachte im Grunde klein von ihm und seiner Begabung. Bah, was verstand der davon! Nun erst recht, erst recht würde er es ihnen beweisen. Dabei fiel ihm Baltes ein. Wenn er den nun bei ihr träfe. Sollte er vielleicht sie und den „Freund“ um Verzeihung bitten, als ein Reuiger zurückkehren, der sein Unrecht einsieht? Freilich, wenn er ihr gegenüber immer den Entgegenkommenden, den Nachgebenden spielte, würden ihr einmal von selbst die Zügel der Herrschaft zufallen wie beim Professor.

Es war, als ob der Professor diese Gedanken in seinem Innern gelesen hätte, denn er kam gleich darauf auf Baltes zu sprechen und erzählte ihm, daß der junge Maler damals an Hanna geschrieben hätte, es sei unter diesen Umständen selbstverständlich das beste, wenn er seine Besuche einstelle. Er würde sich stets als ihren Freund betrachten und bitte sie, ihm ein gutes Andenken zu bewahren. Er würde wahrscheinlich im Sommer München ganz verlassen und nach Italien oder Paris gehen.

Hanna saß an ihrem gewohnten Platze und las, als der Vater mit Hans ins Zimmer trat. Sie fuhr zusammen und errötete leicht.

„Na, nu reicht euch die Hand und vergebt und vergeßt!“ sagte der Professor jovial. „Das kommt ja bei allen Brautleuten vor. Ich habe mich mit Deiner Mutter auch gezankt, aber wir haben nicht gleich alles so tragisch genommen wie ihr.“

Die jungen Leute folgten seinem Ratschlag, und der Papa benützte den ersten besten Vorwand, um bald zu verschwinden.

*

Hans nahm sein früheres Leben von neuem auf. In einem Vierteljahr sollte die große Ausstellung eröffnet werden, für die er Hannas Porträt und seine „letzte Aussage“ bestimmt hatte. Er mußte sich fleißig an die Arbeit machen, wenn er zur rechten Zeit fertig werden wollte. Fast täglich malte er an ihrem Bilde, das sich allmälich der Vollendung näherte. Aber er hatte keine rechte Freude an dieser Arbeit. Die äußere Aehnlichkeit war ja vorhanden, aber es fehlte diesem Kopfe etwas — was ein Porträt erst zum Kunstwerk erhebt, die innere Beseelung und Belebung, die „höhere“ Aehnlichkeit, die in den zufälligen äußeren Zügen den Charakter, das ganze Wesen und Sein der Persönlichkeit zum Ausdruck bringt.

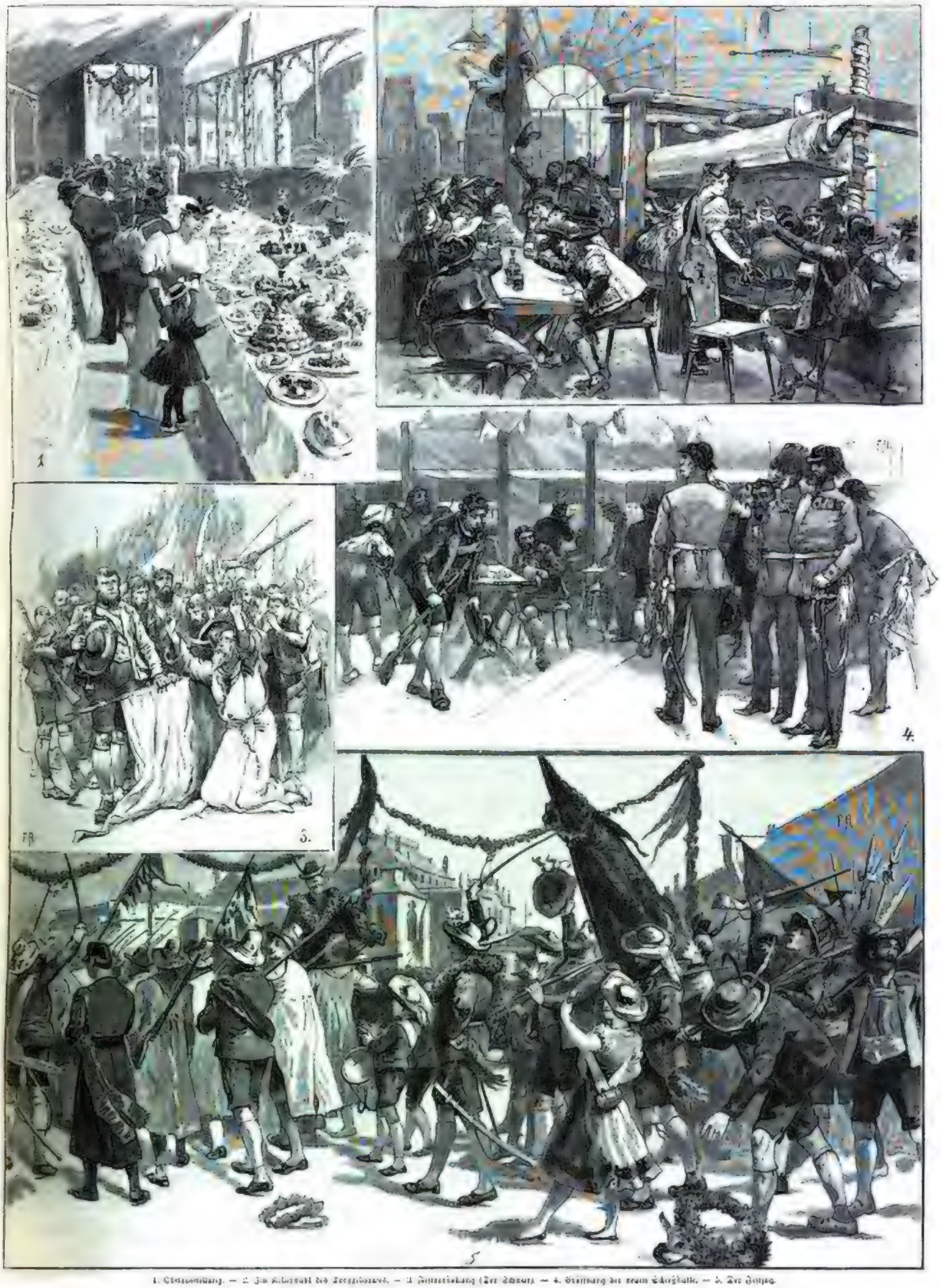
Hanna selbst wollte sich auf sein Befragen, wie sie damit zufrieden sei, nicht recht aussprechen. Erst solle er es fertig machen. Aber er fühlte doch den heimlichen Tadel. Sie wollte ihn nur nicht entmutigen.

„Mein Gott, ich bin eben nicht zum Porträtisten geboren,“ sagte er dem Professor, der das Wort von der höheren Aehnlichkeit zuerst fallen ließ.

Um so eifriger arbeitete er an der „letzten Aussage“, die denn auch schnelle Fortschritte machte. In der Idee und Komposition war das Bild gelungen, aber bei der Ausführung haperte es, je mehr es sich der Vollendung näherte. Lahmel, der jetzt von Zeit zu Zeit bei Hans vorsprach und Bericht über seinen Ateliergenossen abstattete, Lahmel schenkte ihm auf sein Befragen reinen Wein ein. Er wies ihm starke Verzeichnungen, perspektivische und andere Mängel nach.

Aber etwas anderes, was schlimmer war, fühlte Hans jetzt, wo er sich zum erstenmal an eine große Aufgabe gemacht, mit erschreckender Deutlichkeit. Ihm fehlte der höhere Sinn für die Feinheiten der Farbe, also das, was den Maler eigentlich ausmacht. Die Freude an koloristischen Effekten und Stimmungen war ja vorhanden, aber er war nicht im stande, diese Feinheiten selbstschöpferisch hervorzubringen. Lahmel sagte es ihm, und Karnack, der sich dazu aufgeschwungen, das Bild in seinem Atelier zu besichtigen, sagte es ihm auch. Wie das fahle Licht des herniederdämmernden Abends in die kahle Dachkammer drang: das war das malerische Problem, das er sich gestellt, das er aber befriedigend zu lösen nicht im stande war. Mit unheimlicher Klarheit fühlte er, wie wenig er eigentlich gelernt hatte von dem, was in seiner Kunst erlernbar war, wie er sich in selbstgefälligem Dilettantismus über deren technische Grundlagen hinweggesetzt hatte. Jetzt fehlte ihm das natürlich an allen Ecken und Enden. Sollte er jetzt von neuem beginnen? Ihm graute davor, graute vor der Arbeit und ein wenig vor sich selbst.

Die Sünderin. Nach dem Gemälde von Rembrandt.



1. Obstausstellung. — 2. Im Kellerstuhl des Tropfsteinhauses. — 3. Festvorstellung (Der Schwarz). — 4. Gruppirung der neuen Scheißhalle. — 5. Der Festzug.

Ausstellungsfest in Innsbruck. Originalzeichnungen von F. Amling.

Hannas eifrigen Fragen nach den Fortschritten des Bildes wich er ängstlich aus. Es ginge langsam vorwärts, aber er würde schon fertig werden bis zum Ablieferungstermin. Ein gewisser innerer Trotz bemächtigte sich seiner. Schließlich hing doch nicht seine und ihre Seligkeit davon ab, daß das Bild zur rechten Zeit oder überhaupt fertig würde. In einer der letzten Sitzungen, die sie ihm gewährte — er legte mit einer gewissen Erleichterung die letzte Hand an das Porträt — kamen sie auf dies Thema zu sprechen. Hanna erklärte es für ein Zeichen des Dilettantismus, einen begonnenen Entwurf nicht zu beendigen.

„Ich finde im Gegenteil, es ist eine philiströse Anschauung, wenn man vom Künstler verlangt, er solle jeden Entwurf, bei dessen Ausführung er kalt geworden oder der ihn sonst nicht befriedigt, fein säuberlich beenden, wie ein Schuster seine Stiefel, die er in Arbeit hat. Unsere großen Dichter und Maler haben auch nicht alles beendet, was sie angefangen."

„Die Großen können sich gestatten, was den Kleinen nicht immer erlaubt ist," gab sie zur Antwort.

Ihr schulmeisterlicher Ton war unerträglich. Karnack, dem er seine Sorgen anvertraut, hatte ihn ausgelacht wegen der kindischen Angst, die er vor seiner Braut hatte. Ja, es war lächerlich, er wollte nicht schon jetzt den Pantoffelhelden spielen, er wollte ihr gestehen, daß er das große Bild nicht vollenden könne oder wolle, daß ihn ein plötzlicher Ekel vor diesem naturalistischen Thema, das er sich damals gestellt, vor dieser „Armeleute-Malerei" erfaßt habe, daß ihm bereits wieder ein neues, herrliches Motiv Kopf und Herz erfülle. Aber vor ihren grauen, kühlen Augen, die so spöttisch lächeln konnten, traute sich das Geständnis nicht hervor.

„Du siehst immer nur die Arbeit, die Ausführung," sagte Hans leise und zögernd. „Und doch sind alle Künstler darüber einig, daß dazu eine gewisse äußere und innere Nötigung gehört. Jedenfalls ist die Konzeption und die Komposition das Schönste und Genußreichste beim Schaffen."

„Echt dilettantisch gedacht!" rief Hanna spöttisch. „Auf diese Weise würde nie etwas geschaffen werden. Du suchst eben in der Kunst nur momentane Erregungen und Genüsse, weil es Dir nicht ernst mit dem Werke ist. Uebrigens trifft das nicht einmal auf die Malerei zu, eher auf die Dichtkunst. Der echte Maler findet seine Freude, den Genuß, von dem Du sprichst, in den Wirkungen der Farbe, in dem liebevollen Vertiefen, im Ausführen des Details, der Formen und der Lichtwirkungen."

Solchen Ansichten gegenüber traute er sich nicht mit der Wahrheit hervor. Sollte er ihr eingestehen, daß er ein Dilettant, ein fauler, unfähiger Mensch sei? Seine schüchternen Andeutungen, daß es ein Glück für den echten Künstler sei, wenn er ungehindert von der treibenden Peitsche der Not sich in Muße seinen Idealen widmen könne, hatte sie spöttisch mit der Antwort abgethan, daß zwischen Muße und Muße ein Unterschied sei. Der eine sehe sie als Verlängerung der Faulheit und als Vorwand zum Nichtsthun an, der andere sammele durch sie seine Kraft zu neuen Thaten.

Natürlich konnte er darauf ihre Fragen nach dem Bild nur mit einer Lüge beantworten. Es würde sich schon eine Gelegenheit finden, die volle Wahrheit zu gestehen. In einer vertraulichen Stunde, wo er der Absolution gewiß war, wollte er seine Sünden beichten. Oder in seinem Atelier wollte er sie vor die Staffelei führen und ihr klar machen, daß ihm das Motiv widerwärtig sei, daß er jetzt für einen Entwurf glühe, den er bereits in der ersten Skizze auf einen Karton geworfen: „Der aus dem Himmel geschleuderte Luzifer erhebt sich von seinem Sturz und droht dem Himmel Rache." Das war doch noch ein Stoff, bei dem man etwas zeigen konnte.

Meistenteils beschäftigte er sich aber nicht damit oder überhaupt mit einer Arbeit. Wenn er nicht mit Karnack die Nacht zum Tage machte, so fuhren sie unter dem Vorwande, Naturstudien in der langsam aufblühenden Frühlingspracht zu treiben, mit einigen lustigen Gesellen über Land. Irgendwo an einem der schönen Punkte von Münchens Umgebung hatte Karnack ein opulentes Frühstück bestellt. Man aß, trank Champagner und sang im Freien, spielte Kegel oder tanzte mit den Kellnerinnen und Bauernmädchen.

Karnack trug fast immer die Kosten; mit vollen Händen streute er das Geld aus. Es war wie ein Rausch über ihn gekommen. Der Vater, der sich sehr kränklich fühlte, drängte zur Heimkehr. Der Sohn hatte sich noch eine Galgenfrist bis zur Eröffnung der Kunstausstellung ausbedungen.

„Sobald ich wieder da oben bin, ist es doch vorbei mit dem Vergnügen und der Kunst. Drum will ich es noch einmal auskosten bis auf die Neige, dies wonnige, ungebundene Künstler- und Vagabundenleben. Noch lange soll man von dem ‚tollen' Karnack sprechen!"

Hans war das gerade recht. Wenn Karnack fort war, wollte er ein neues Leben beginnen. Für diese Ausstellung war es ja doch schon zu spät. So konnte er wenigstens seine innere Angst und seine Gewissensbisse übertäuben.

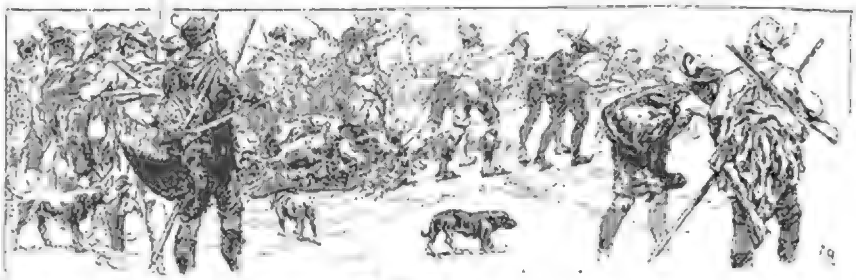
Es war ihm unangenehm, mit Hanna, die ihn immer so forschend anblickte, längere Zeit allein zu sein. Und da das Porträt endlich beendet und an die Aufnahmekommission abgeschickt war, ging er der Gelegenheit dazu möglichst aus dem Wege. Als wenn sie die Wahrheit ahnte, war sie kalt und abstoßend wie nie zuvor. Hätte nicht der Professor in seiner lauten, gutmütigen Art etwas Leben hineingebracht, ihre Zusammenkünfte wären recht frostig verlaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Jesus und die Sünderin.

(Hierzu das Bild Seite 104.)

Als Jesus von einem der Pharisäer eingeladen worden war, bei ihm zu speisen, kam ein Weib herbei, da er am Tische saß, kniete vor ihm nieder und weinte und fing an, seine Füße mit Thränen zu netzen und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen, und küßte seine Füße und salbte sie mit Salbe. Der Pharisäer aber sprach zu sich selber: „Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüßte er, wer und welch ein Weib das ist, die ihn anrühret, denn sie ist eine Sünderin." Jesus durchschaute die Gedanken seines Wirtes und sagte zu ihm: „Siehest Du dieses Weib? Ich bin gekommen in Dein Haus, Du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen; diese aber hat meine Füße mit Thränen genetzt und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet. Du hast mir keinen Kuß gegeben; diese aber, nachdem sie hereingekommen ist, hat sie nicht abgelassen, meine Füße zu küssen. Du hast mein Haupt nicht mit Oel gesalbt, sie aber hat meine Füße mit Salbe gesalbt. Deshalb sage ich Dir: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt; welchem aber wenig vergeben wird, der liebet wenig." Und er sprach zu ihr: „Dir sind Deine Sünden vergeben." Da fingen an, die mit zu Tische saßen, und sprachen bei sich selbst: „Wer ist dieser, der auch die Sünden vergibt?" Er aber sprach zu dem Weibe: „Dein Glaube hat Dir geholfen; gehe hin mit Frieden!"



Die Jagdzeit.

Ausstellungsfest in Innsbruck.

(Hierzu das Bild Seite 109.)

Das Tiroler Volk im Schaffen,
Das Tiroler Volk in Waffen!

So hat der Kaiser von Oesterreich sein geliebtes Land Tirol wieder geschaut.

Als der Monarch, umjubelt von der Volksmenge, die aus allen Gauen und Thälern des Landes herbeigekommen war, um den vielgeliebten Kaiser zu sehen, in der Tiroler Landesausstellung erschien, war er selbst überrascht von der für ein so industriearmes Land so reich beschickten Halle. Es ist die erste Ausstellung, welche man in Tirol unternommen hat, und man hat von vielen Seiten mit einer gewissen Aengstlichkeit diesem Wagnis entgegengesehen. Das Werk kann aber als ein wohlgelungenes und schönes betrachtet werden. Mancher Industriezweig, besonders Tischlerei und Kunstschlosserei, hat sich in ungeahnter Tüchtigkeit dargestellt.

Ganz besonders gefiel dem Kaiser die wirklich herrliche Obstausstellung. Die Schönheit der Tiroler Früchte und deren herrliches Aroma sind ja schon in aller Welt bekannt. Das heurige Jahr aber war von einer so seltenen Fruchtbarkeit und der Sommer hatte die Früchte so schön herangereift, daß man eine günstigere Zeit für eine solche Ausstellung nicht hätte finden können. Aber nicht nur in Südtirol, auch nördlich des Brenners hat man glänzend gezeigt, welch große Fortschritte der Obstbau gemacht hat. Die Ausfuhr des Obstes und der Trauben steigert sich von Jahr zu Jahr, und es eröffnen sich dem Lande immer neue Absatzgebiete, so daß man nicht mehr mit einer so großen Furcht den sich immer enger ziehenden Kreisen all der vielen Gefahren und Krankheiten, welchen die Reben ausgesetzt sind, entgegenzusehen braucht. Die „Torggel", wie das Südtiroler Weinhaus der Ausstellung in Tiroler Mundart genannt wird, übt eine ganz gewaltige Anziehungskraft auf alle Besucher der Ausstellung aus. Selbe ist bis in die kleinste Einzelheit eine genaue Nachahmung einer Südtiroler Torggel, mit den aufrechtstehenden Weinfässern, der primitiven Weinpresse, wie sie schon Hunderte von Jahren im Gebrauch ist, und all den Geräten und Einrichtungen, die für die Kellerwirtschaft in Tirol gebraucht werden.

Da sitzen die Weinbeißer in hellen Haufen beisammen und verkosten die edlen Tropfen, welche auf den Gehängen des Küchelberges, von Terlan, St. Magdalena und Kaltern, oder weit hinaus auf den Bozener Böden, am Kalterersee, Tramin und so weiter reifen.

Auch der Kaiser besichtigte die „Torggel" und nahm mit sichtlichem Behagen ein Glas funkelnden Tiroler Weins zu sich.

Hatte der Rundgang durch die Ausstellung den Monarchen in hohem Grade befriedigt, so war dies durch die Feier der Enthüllung des Hoferdenkmales noch viel mehr der Fall. Das war eine Begeisterung, welche die Menschenmasse durchzog, so aufrichtig und hoch, wie sie nur aus dem Herzen eines Volkes kommen kann, das seinen Herrn und Kaiser so liebt und ihm so treu ergeben ist, wie der Tiroler.

Und als die Hülle von dem Standbilde des schlichten Bauern und Wirtes am Sand im Passeierthale fiel und der Kaiser dankbar der seltenen Treue und Aufopferung der Männer vom Jahre 1809 gedachte, da war sich jeder Tiroler bewußt: wir sind die Erben jener Männer, so wollen wir es halten und unsere Kinder lehren.

Die Schönheit des Festzuges zu beschreiben, fühlt sich meine Feder zu schwach. In anderen Städten und bei allen erdenklichen Gelegenheiten greift man immer zurück in frühere Zeiten und führt den Gästen Gestalten vor, die sich unbehaglich fühlen in der ihnen fremden Gewandung.

Tirol hat dem Kaiser sein Volk vorgeführt in Waffen, welche zu tragen jeder Tiroler berechtigt ist. Das Volk von heute, der Passeirer in der kurzen Hose und der schlichten braunen Lodenjoppe, der schmucke Meraner, die Sarnthaler und Kastelruther, die Eggenthaler mit den schwefelgelben Joppen, dann die Massen der Pusterthaler, die Wippthaler, die kräftigen Gestalten aus dem Ober- und Unterinnthale, dem Ziller- und Achenthale.

Dreiundzwanzig Musikanten waren in dem Zuge eingeteilt und zwar durchweg Bauernkapellen. Da flatterten die alten, zerfetzten Kriegsfahnen, da wirbelten die alten Trommeln und schrillten die Schwegeln dazwischen, da schritt neben dem alten, silberhaarigen Mann der frische Bursche, der Knabe einher, alle nur von einem Gedanken, von einer Begeisterung durchdrungen: „Hoch unser lieber Kaiser Franz Joseph I.!" Und als der Kaiser auf dem neuen Schießstand zur Eröffnung desselben erschien, da konnte er sich überzeugen, daß das Schießwesen dem Tiroler nicht nur Sport ist, sondern daß er es ernst meint mit dem alten Schützenspruch:

Ueb Aug' und Hand
Fürs Vaterland.

Der Festzug war die Huldigung der Bauern, die Festvorstellung jene der Städter.

Im Stadttheater wurde ein Festspiel von Hermielsen gegeben, aber die ganze Aufmerksamkeit der im Festkleide

erschienenen Gäste war nur auf den geliebten Kaiser gerichtet, welcher kurz nach Beginn des zweiten Aktes in der Hofloge erschien und mit heller Begeisterung empfangen wurde.

Und als am Abend der Kaiser durch die festlich beleuchteten Straßen der Stadt zum Bahnhof fuhr, um wieder nach Wien heimzukehren, da war der allgemeine Jubel auf seinem Gipfelpunkt angelangt, denn die Worte des Dankes, welche der Kaiser durch den Statthalter Grafen Merveldt seinem Volke von Tirol übermachte, waren ein neues Band, welches Tirol und Oesterreich verbinden wird für alle Zeit.

Karl Wolf.

Der letzte Sonnenstrahl.

(Hiezu das Bild Seite 101.)

Wie ein Gast, dess' Abschiedsstunde klang,
Rüstet sich der müde Herbst zum Gang.

Einen letzten milden Sonnenstrahl
Sendet er dem still gewordnen Thal;

Bis zur Hütte, wo ein krankes Kind
Vom vergangnen Lenze träumt und sinnt.

Armes Kind, nimm, was der Herbst dir beut:
Blätter, von dem Winde hingestreut;

Weiche Lüfte wie am Maientag,
Vogelzwitschern aus vergilbtem Hag.

Da du keinen Lenz mehr nennest dein,
Will der Herbst dein letzter Frühling sein.

D. Saul.

Der „Platzhirsch."

(Hiezu das Bild Seite 105.)

Wenn die Heide, um mit dem Minnesänger zu reden: „rot wird, weil sie den Wald ergrünen siehet", dann regt sich auch beim Edelwild jenes geheimnisvolle Sehnen, das der Dichter als Liebessehnsucht, der Jäger mit dem rauhen Wort „Brunft" bezeichnet. Waren bisher junge und alte Hirsche, Junggesellen und alte, griesgrämige Familienväter, in holder Eintracht in einem Rudel versammelt, so hat jetzt auf einmal die lang gehegte Freundschaft im „Klub" ein Ende und jeder sucht für sich — nicht errötend aber — mit der Schärfe aller Sinne, namentlich mittelst der feinen Nase, die Spur des Rudels der Tiere, um sich den „spröden Schönen" gefällig zu zeigen. Aber nicht so leicht soll der „Minnesold" erworben werden und dies führt uns der treffliche Künstler vor Augen. Zwei nahezu ebenbürtige starke Hirsche haben auf der Hochgebirgsheide, nachdem ihr Kampfruf schon in der Dämmerung des Morgens in wildem „Schreien" ertönt ist, auf dem Kampfplatz sich getroffen. Bald stehen sie sich gegenüber, die edlen Tiere, und es beginnt ein Turnier, in welchem, laut schallend im Zusammenrennen, die Stangen des Achters und Zehners zusammenschlagen. Nun beginnt ein Schieben und Zerren, Auseinanderrennen und wieder Vorstoßen, ein sich die Seite Abzugewinnen, kurz, ein Kampf auf Leben und Tod. Mit dem Benehmen echter Koketten, scheinbar, als ob es sie gar nichts angehe und doch immer in nächster Nähe, beobachten die weiblichen Tiere das großartige Schauspiel, nur ab und zu bei einem kurzen Schrei des einen oder andern Kämpfers, der gerade frei geworden ist, leicht „schmälend". Für den Jäger gibt es nichts Schöneres als den Anblick dieser vollen Kraftentwicklung zweier Kapitalhirsche, wenn er sich in der Frühbirsch an das Rudel angeschlichen hat, während sich die gelbrote Heide aus den violetten Tönen der Dämmerung heraus, allmälich mit Tau beperlt, im lichten Grün zeigt. Wohl wird kein weidgerechter Jäger es übers Herz bringen, selbst bei schußmäßiger Stellung des Wildes, die sicher tragende Büchse zu benutzen, um den Kampf durch Erlegung des einen Hirsches ein Ende zu machen. Immer heftiger wird der Kampf, waren anfangs die Anläufe nur kurz, so gehen die Gegner jetzt weiter auseinander und der Schwächere sucht da und dort einem erneuten Anprall auszuweichen. Nun aber zeigt sich's, daß der „starke" Hirsch dem „geringeren" gegenüber keine Schonung kennt und mit wenigen raschen Sätzen ist er wieder am Gegner, der notgedrungen nochmals ihm sich zuwendet. Endlich aber erlahmen die Kräfte, auch der Zehnender ist so erschöpft, daß er wohl das stattlich bewehrte Haupt noch senkt und in den taufrischen Morgen hinein mit heißem Atem den Siegesruf ertönen läßt, aber zur Verfolgung des Gegners besitzt auch er nicht mehr die Kraft. Dieser aber fühlt sich selbst „abgeschlagen" und räumt seinem stärkeren Genossen den „Platz", den dieser nun als „Platzhirsch" einnimmt, so lange die Brunft dauert. Doch versucht auch der Schwächere die Gunst der weiblichen Tiere zu erringen, indem er sich nur so weit vom Rudel entfernt hält, um immer wieder seinen stärkeren Nebenbuhler eifersüchtig machen und necken zu können. Vielleicht ist er im nächsten Jahre so erstarkt, daß er den Sieg als Platzhirsch davon trägt und dann ist es an der Zeit, den alten Kämmerer, der heute noch Sieger blieb, durch eine sichere Kugel als überzählig zu beseitigen. C. Zimmer.

Notizblätter.

Denkmäler.

Am 28. September fand in Innsbruck die feierliche Enthüllung des Andreas Hofer-Denkmals in Gegenwart des Kaisers Franz Joseph und der Erzherzoge Karl Ludwig, Ludwig Viktor und Joseph Ferdinand sowie des Ministerpräsidenten Grafen Taaffe statt. Der festliche Akt begann mit einer Ansprache des Präsidenten des Denkmalausschusses, Oberst von Reich, an den Kaiser, der darauf seine Befriedigung aussprach, daß durch Errichtung dieses Denkmals das Volk von Tirol und Vorarlberg eine Dankesschuld dem Andenken des großen Volkshelden entrichtet habe. Dann fiel die Hülle.

Andreas Hofer-Denkmal.

Auf einem hohen Unterbau von rotem Granit erhebt sich die überlebensgroße Figur, das letzte Werk Heinrich Natters. Mit der Linken umfaßt Hofer die tapfer verteidigte Fahne, während er mit der Rechten hinunter in das Thal deutet, woher er so manchesmal den Tod geschickt, um die Feinde aus dem Lande zu treiben. Nach Besichtigung des Denkmals durch den Kaiser schloß die erhebende Feier mit dem tausendstimmigen Gesange „Zu Mantua in Banden", worauf noch ein Vorbeimarsch der aus allen Teilen des Landes herbeigeströmten Schützen bei der Hofburg stattfand.

Bühne.

Am 7. Oktober wurden im deutschen Volkstheater zu Wien die in Aussicht gestellten Erstaufführungen von Stücken Wiener Dichter mit dem dreiaktigen Schauspiel „Die Sündflut" von Marco Brociner und Konrad Lowe recht unglücklich eröffnet. Der erste lange Akt wirkt von Langeweile. Da gibt es keine geistreiche Wendung, keinen Gedankenblitz. Im ganzen Stück gibt es nur eine Stelle, welche verdient, mitgeteilt zu werden: Die leichtfertige Frau wird so gut bei ihrem Scheidungsprozeß verteidigt, daß sie sagt, sie habe vorher gar nicht gewußt, wie unglücklich und rechtlos sie in ihrer dreijährigen Ehe gewesen sei. Diese Frau wurde von Fräulein Sandrock gut gespielt. Schade, daß dieselbe stellenweise ganz unverständlich war. Die sogenannten Effektszenen brachten meist ungewollte Heiterkeit hervor. m.

— Im Wiener Opernhause wurde am 1. dieses Monats, zum Namenstag des Kaisers „A Santa Lucia" von Pierantonio Tasca zum erstenmale aufgeführt. Das „Melodrama" in zwei Akten, wozu Enrico Golisciani den Text lieferte, bietet weder in der Musik noch in der Handlung Neues, noch irgendein Ueberraschendes oder gar Packendes. Wenn es trotzdem gefiel und stellenweise gewaltigen Eindruck machte, so ist dies, neben der gelungenen Gesamtdarstellung und glänzenden Ausstattung, der herrlichen Leistung der Bellincioni zu danken. Diese unvergleichliche dramatische Sängerin überraschte als Rosella selbst diejenigen, welche sie während der vorjährigen Theaterausstellung glanzvoller bewundert hatten und somit nicht ohne hochgespannte Erwartungen ihrem Auftreten entgegen sahen. Ein solches a tempo von Ton, Gesichtsausdruck und Bewegung, ein so fein berechnetes und doch natürlich wirkendes Geberdenspiel sieht man so leicht nicht wieder. Wenn diese Künstlerin nicht mehr singen kann, bleibt noch eine große Schauspielerin übrig. Neben dieser hervorragenden Darstellerin mußten sich die Herren Stagno (Gast) und Neidl sowie die Damen Kaulich und Forster mit einem Gesamtlob begnügen. Es wurde italienisch gesungen. m.

— Der „Schatz des Tarlus" betitelt sich ein neues Ballet, das am 4. Oktober im k. Opernhause zu Budapest zum erstenmale aufgeführt wurde. Der Text befaßt sich mit einem Schatzgräber, der auf Grund vergilbter Papiere den Schatz des Tarlus sucht und in einem phantastischen Traume die Freuden und Leiden eines orientalischen Schatzes durchlebt. Die Musik ist von F. X. Szabó, Professor der Instrumentation an der Musikakademie in Budapest. Schon aus seinen früheren Werken (Orchesterstücke, Symphoniesätze, geistliche Chöre und so weiter) erkannte man den Musiker von gediegenem Wissen, solider Technik und feinem Klangsinn. Diese Eigenschaften zeigt auch sein Ballet, dessen Instrumentation fast des Ueberflusses kraft. Szabó, der mit diesem Werke die Schablone der ungarischen Tanzmusik verlassen hat, dürfte erst im Auslande volle Anerkennung ernten.

Gestorben.

Bolgár, Alexander, zweiter Vizepräsident des ungarischen Abgeordnetenhauses, am 1. Oktober, in Budapest.

Hotermans, J., namhafter niederländ. Bildhauer, 68 Jahre alt, am 23. September, im Haag.

Illing, k. preuß. Geh. Oberregierungsrat a. D., früher vortragender Rat im Ministerium des Innern, 77 Jahre alt, am 27. September, in Berlin.

Kotze, v., Gebhard, k. preuß. Generalleutnant z. D. und kaiserl. Oberjägermeister, 85 Jahre alt, am 27. September, in Hannover.

Kulka, Julius, Dr., Wiener Schriftsteller und Theaterkritiker, 28 Jahre alt, am 22. September, in Wien.

Liendorff, Josef, k. preuß. Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, früher vortragender Rat im Kultusministerium, 75 Jahre alt, am 28. September, in Münster.

Moore, Albert, engl. Maler, der vorzügliches in der Darstellung weiblicher Schönheit leistete, 52 Jahre alt, am 25. September, in London.

Schubert, Friedrich Wilhelm, k. sächs. Oberst z. D., hervorragender Ingenieuroffizier, 78 Jahre alt, am 23. September, in Dresden.

Viehoff, Gustav, Chefredakteur der „Täglichen Pariser Korrespondenz", 55 Jahre alt, am 26. September, in Paris.

Für müßige Stunden.

Dreisilbige Charade.

Die Erste einst vereinigt sich.
Geschmückt für solche Ehre prächtig,
Louis Philipp und Viktoria,
Als noch der Bürgerkönig mächtig.
Nicht weiter wird das letzte Paar
Als gleiches Geschenk verliehen,
Und leider ist es nur zu wahr,
Daß all die Rosen, die erblühen
In solcher Auserwählten Leben
Mit scharfen Dornen sich vertreten.

Wie leicht die Herrlichkeit der Welt
Mit allem Glanz und aller Pracht,
Im Strom der Zeit versinkt, zerschellt,
Und von dem Gipfel stolzer Macht
Ein jäher Sturz mag niederschmettern,
Das predigt uns in Flammenlettern
Der Name, den das Ganze kündet:
In keiner andern unsrer Zeit
Sich so gleichsam verkörpert findet
Die irdische Vergänglichkeit.

(M. Sch., Kehl.)

Rätsel.

Dulde doch mit Schmerzensheere,
Trachtʼ ich auch nicht nach dem Leben,
Schon in das Teufelchen
Ist es schwer sich zu ergeben.

Oft verletzʼ ich plötzlich dich,
Kann auch lange bei dir bleiben;
Kunst vielleicht ehrlich mich
Noch am sichersten vertreiben.

Nimmst du nun ein Zeichen fort,
Bin ich wunderbar verwandelt,
Schenk nicht gar dich nach dem Wert,
Das dich erst so schlecht behandelt!

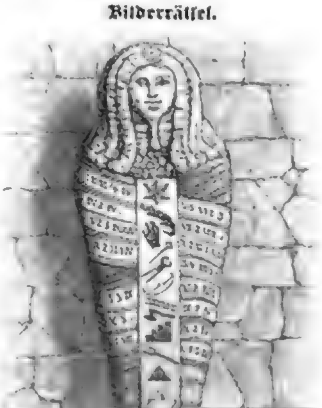
Hoch der schönsten Küste liegt's,
Die dem Auge je begegnet,
In des Gottes Werken schmiegt's
Sein Gestade reich gesegnet.

Ist es nicht als ob Natur
Wo sie solche Gestirne fühle
Ihres Herrns harte Spur
Dann und wann zu zeigen liebte!

Jenen Erdstrich bewies
Sie das auch in Schreckensstunden,
Doch in einem Paradies
Heilen bald die schwersten Wunden.

(M. Sch., Kehl.)

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 63:

Die Anzahl der Kugeln oder Perlen in jedem Bilderabschnitt zeigt an, der wievielte Buchstabe aus dem Namen des betreffenden Stammabzeichens oder Figur zu lesen ist. Diese Buchstaben geben die Konsonanten. Die Vokale a, e, i, o, u sind in dieser Reihenfolge mit 1, 2, 3, 4, und 5 Perlen am Wege zwischen den Bildern als solche dargestellt. Von der obern linken Ecke geht das Ablesen längs der mit punktierter Verbindungslinie verbundenen Bildchen bis sich bis zum Ende. Der resultierende Text lautet: Schärfe dein Gedächtnis, so du Lorbeer wirst.

Auflösung des Worträtsels Seite 63:

Bauer, Tauer, Hauer, Jauer, Lauer, Mauer, Schauer, Sauer.

Auflösung des Rätsels Seite 63:

Dreit, Treit.

Professor Michael Sachs.

Der 10. Juli dieses Jahres war für die Bewohner des im bayrischen Hochgebirge herrlich gelegenen Städtchens Partenkirchen ein Trauertag. Haben sich doch an denselben die Augen eines der größten Wohlthäter der dortigen Gegend, des trefflichen Malers und Professors Michael Sachs für immer zur ewigen Ruhe geschlossen.

Derselbe war am 25. Oktober 1836 als der Sohn des noch lebenden Rechnungskommissärs Sachs in Hadamar, einer kleinen Amtsstadt im Lahnthal, geboren. Er besuchte in Wiesbaden, nachdem sein Vater dorthin versetzt worden, das Gymnasium mit bestem Erfolg, allein sein künstlerisches Talent führte ihn ab von der Universität zur Kunstschule in Karlsruhe, wo er unter dem trefflichen Landschafter Johann Schirmer studirte. Auf die Empfehlung des berühmten Malers Anaus trat unser strebsamer Kunstjünger in das Atelier O. Achenbachs in Düsseldorf als Schüler ein und schuf dort seine ersten eigenen Werke, Landschaften aus der Lahn- und Rheingegend, sowie Partien aus dem Eifelgebirg.

Im Jahre 1860 sehen wir ihn im eigenen Atelier in Wiesbaden thätig und hier erhielt er von dem kunstliebenden Herzog Adolf von Nassau den ehrenvollen Auftrag, alle historisch denkwürdigen Punkte des Herzogthums aufzunehmen für ein Werk, zu dem der Archivar Dr. Rossel den Text schrieb.

Aber auch literarisch trat Sachs vor die Oeffentlichkeit; so manchen Artikel schrieb er für den „Rheinischen Kurier", mit dessen Gründer Bernhard Scholz er eng befreundet war, wie er auch Georg Freudenberg, Franz Prätorius, Arthur Müller und den dramatischen Dichter Raff, welche damals den Mittelpunkt des geistigen Lebens in Wiesbaden bildeten, zu seinen Bekannten zählte. Dabei war Michael Sachs ein Freund des Volkes in des Wortes vollster Bedeutung, und tagelang verkehrte er auf seinen Studienreisen mit Förstern und Holzhauern im Walde.

Seine Hochzeitsreise führte ihn in das bayrische Gebirg. Mit offenem Blick erkannte er, daß hier die Holzschnitzerei noch sehr in den Windeln lag. Gelegentlich einer späteren Studienreise nach Italien erwarb sich Sachs ein kleines Anwesen in Partenkirchen, das er im Jahre 1866 zum Bedauern seiner Wiesbadener Freunde und Verehrer zum dauernden Aufenthalte erkor. Er wurde nun der dortigen Gegend zu einem wahren Segen.

Schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes in Partenkirchen eröffnete Sachs einen Lehrkursus für Zeichnen und Modelliren, und es wurde ihm ein Raum im dortigen Gemeindehaus für diesen Zweck zur Verfügung gestellt. Unser Künstler nahm die Hirtenbuben von der Weide weg und brachte sie in seine Schule, um ihnen, die wohl einen Vorgriff von Schnitzen hatten, aber nicht zeichnen und modelliren konnten, diese Fertigkeiten beizubringen. Modelle und Zeichenmaterial wurden von Sachs kostenfrei abgegeben, und bald wurde der am Mittwoch und Samstag abends wie am Sonntag nach der Kirche zweistündig erteilte Unterricht von vierzig Leuten jeden Alters mit Eifer und überraschendem Erfolg besucht.

Professor Michael Sachs.

Die bayrische Regierung wurde auf ein solches Streben aufmerksam und unterstützte Sachs, seine künstlerische Bedeutung erkennend, auch mit Geldmitteln. Später wurde er zum königlichen Inspektor der Schnitzerschulen im Kreise Werdenfels ernannt. Als solcher besuchte er auf seinen Dienstreisen die Schulen in Mittenwald, Oberammergau, Garmisch und Berchtesgaden. Auch entferntere Kreise richteten ihre Aufmerksamkeit auf Michael Sachs, und von allen Seiten wurden ihm Ehrungen und Anerkennung für seine segensreiche Thätigkeit zu teil.

Sein gastliches, trautes Heim wurde von dem kunstsinnigen König Ludwig II. von Bayern und der Königin-Mutter Marie mit einem Besuche beehrt; auch der Herzog Adolf von Nassau, sein Landesvater, die Fürsten und Prinzen von Solms-Braunfels und noch so manche anderen hervorragenden Persönlichkeiten haben in den schönen Räumen des Künstlerhauses gerne geweilt.

Für Partenkirchen schuf Sachs den Verschönerungsverein, die Feuerwehr, die er eine Zeit lang als Hauptmann leitete, und sonstige wohlthätige Anstalten. Auch legte er den Grundstock zur Errichtung einer evangelischen Kirche. So hob er Partenkirchen nach allen Seiten und machte es zu einem allgemein beliebten Aufenthaltsort. Wem sind nicht seine geistreich geschriebenen hierauf bezüglichen Artikel in „Ueber Land und Meer" und in anderen illustrirten Zeitschriften bekannt?

Seit der 1881 erfolgten Pensionirung als Direktor der Partenkirchener Schnitzschule lebte Michael Sachs wieder, soweit es sein schweres Nervenleiden gestattete, seiner Kunst. Manch treffliches Bild verließ die Werkstatt des fleißigen Künstlers, um in einer öffentlichen Sammlung den ihm gebührenden Platz zu finden. Auch erlebte Professor Michael Sachs noch die Freude, viele seiner Schüler als Lehrer an Kunstanstalten angestellt zu sehen. So folgt ihm auch nach dieser Richtung Dank und Liebe über das Grab hinaus.

Martin Schleich.

Sprüche.

Umdröhnt von tausend wirren Lebensfahren —
Wie mußt du horchen, um dein Herz zu hören!

•

Bewahrt einander vor Herzeleid!
Die Zeit ist kurz, daß ihr beisammen seid.

•

Nur treu dir selbst, so wirst du groß!
Und doch — o seltsam Künstlerlos —
Wie darfst du hoffen, vielen oder allen
Mit dem, was dir besonders, zu gefallen?
Als Ausweg weiß ich nur dies eine:
Daß deutlich deine Art durchscheine
Das allen Allgemeine.

Th. Oismeda.

Carl Zimmermann: Der Platzhirsch.

Nemesis.

Eine Bildergeschichte von Cyrill Hallward.

Rika Wallis war eine Schönheit, was sie aber nicht verschwieg, dabei eine reiche Erbin zu sein. Mit den Heiraten wartete sie, bis sie großjährig geworden war. „Denn ich will mir von niemand dreinreden lassen," sagte sie, „und nach meinem Herzen wählen!"

Dieses Herz aber hatte am Tage ihrer Großjährigkeit noch immer keine Wahl getroffen und bisher nur eine Neigung gekannt: ihren Pintscher Pussi.

Pussi war aber auch ein ganz einzig Exemplar seiner Gattung — ein wahres Prachtexemplar. Jeder Zirkusclown hätte ihn gern mit Gold aufgewogen und im Triumphe durch Europa geführt, aber Pussi war viel zu praktisch, um Künstlerehrgeiz zu haben,

und zog es vor, von seiner holden Herrin gehätschelt, gekost, gefüttert, mit Milchbrot, Würstchen und Hühnerknochen vollgepfropft zu werden. Dafür kannte er aber auch, wie gesagt, die blendendsten Kunststücke des Hunderepertoires produzieren, nämlich eine Pfeife rauchen, aufwarten, auf den Hinterbeinen gehen und die „faule Jungfer machen".

Die holde Rika hatte ein unbedingtes Vertrauen auf seinen Instinkt und sein Urteil. Natürlich benutzte er das, gleich allen Lieblingen, und tyrannisierte seine Herrin. Sobald ihm der Schnee zu kalt, der Kot zu feucht oder der Spaziergang zu weit war, deutete er der holden Rika kategorisch an: „Trage mich!" — Und sie trug ihn. Am meisten Vertrauen hatte sie aber auf seine Menschenkenntnis. Kein Freier hatte auch nur die geringste Aussicht auf Erfolg bei ihr, wenn es ihm nicht gelang, die Gunst Pussis zu gewinnen. Und wenn Rika, das Stubenmädchen, einen neuen Bewerber in den Salon ließ, und sie hörte, während sie an der Türe lauschte, Pussi knurren, da sagte sie sich seufzend: „Da haben wir's! Schon wieder nichts! Der geht sicher mit einem ungeheuren Korbe fort, denn Pussi dezeyirt!"

Und so kam es, daß Monde um Monde verrannen, und noch immer war es keinem Bewerber gelungen, das Herz, die Hand und die Mitgift der holden Rika zu erringen.

Der eine geberdete sich jämmerlich feig und wehleidig, wenn Pussi ihm mit einem Panthersprunge an die Weichteile der Waden fuhr. Ein anderer wieder, der den unartigen Köter verdientermaßen mit geschicktem Fußtritte in die Ecke expedierte, lud die ganze Entrüstung der holden Erbin auf sich. Und so kam und ging Freier auf Freier, und Schlo-Rika und Pussi sahen denselben „kalt lächelnd" und mit steter Langsamkeit nach.

Da stellte sich eines schönen Tages sich begreife, heißsinnig gesagt, nicht, weshalb jeder Tag an dem in einer Novelle etwas geschieht, just ein schöner sein muß? Aber es ist nun einmal so

vergebracht und ich wage es nicht, an der alten Sitte zu rütteln mit fressender Hand) ein junger Herr vor, der, wie alle „Helden" groß, schlank, männlich, distinguirt, vornehm, einnehmend und blond war. Selbst Rosa lächelte ihn fast an, als sie ihm die Thür zum Salon öffnete, und sagte sich: „Ach, wenn doch der bei uns Arbeit und Gemüse fände!" Denn Rika hielt mehr auf gute Behandlung von seinen Herren als auf Lohn.

Und der schöne Herr, welcher sich Baron Theo von Bubenorbis nannte, trat ein, wobei er vorsichtig ein saftiges Stückchen kalten Rostbrats, auf einen Bleistift gespießt, hinter seinem Rücken verbarg.

Baron Theo von Bubenorbis gewann gleich bei dieser ersten Visite das Herz der Herrin und Hund. Die holde Rika lächelte, Pussi wedelte und wartete auf. Amor triumphierte. Und als Baron Theo von Bubenorbis sich entfernte, da nahm er zwei Dinge mit sich: das Herz der holden Rika und — Pussi, der ihm unbemerkt und heimlich folgte, wie von einer unwiderstehlichen Macht gezogen, wedelnd, schnuppernd, schmeichelnd und nach dem Leckerbissen in der Hand des schönen Barons emporspringend.

Und Baron Theo ging und ging immer weiter und weiter, aus der Stadt auf die Landstraße und von der Landstraße abzweigend auf Wiesenwege, einer Au und einem Bach entlang, und ließ sich endlich auf einer Bank nieder und starrte selbstzufrieden auf Pussi, der ihm fortwährend nachgegangen war und sich jetzt wedelnd vor ihm auf die Hinterbeine setzte.

O Pussi, Pussi, hattest du die schwarzen Gedanken erraten können, welche das Gemüt des hohen Barons Theo von Bubenorbis durchwogten.

Da kam ein Kerl in einer schmierigen Pelzmütze des Weges, und Baron Theo winkte ihn zu sich und sprach lange, eifrig und mit düsteren Mienen mit ihm, wobei er dann und wann auf den noch immer wedelnden und aufwartenden Pussi deutete.

Endlich sagte der Kerl in der schmierigen Pelzmütze: „Gut, ich übernehme das Geschäft, aber legen Sie noch was zu!"

Wochen vergingen und Pussi erschien nicht wieder im Hause der holden Rika, an seiner Statt aber kam Baron Theo. In allen Zeitungen wurden Belohnungen ausgesetzt für das Wiederbringen des Lieblings — vergebens, Pussi blieb verschwunden.

Rika weinte, Baron Theo tröstete.

Eines Tages, als er schmeichelnd seinen Arm um ihre schlanke Taille legte, und als des Langen und Breiten die edlen Eigenschaften des Hundetiers gewürdigt worden waren, sagte sie mit einem Lächeln unter Thränen-gefunkel:

„Ach, Baron! Sie haben ihn auch geliebt, nicht wahr! Und auch er schien Ihnen vom ersten Augenblick an zugethan!"

„Unser gemeinsamer Verlust, Teuerste, ist wenigstens das Mittel gewesen, unsere Herzen einander näher zu bringen!"

„O Theo!"

„O Rika!"

Der Tag der Hochzeit kam. Der Himmel war blau, der Bräutigam schwarz, die Braut weiß. Lerchen jubelten, in der Kirche waren neugierige Nachbarinnen versammelt und „er Brautzug wollte eben in den bläulichen, kühlen Schatten des Tempels treten — es war wie im „Lohengrin".

Da nahte sich ein Kerl in einer schmierigen Pelzmütze dem Brautpaare. Der Kerl trug einen zottigen Pintscher unterm Arme. Der Pintscher wedelte und winselte beim Anblick der Braut; es war Pussi. Die Braut eilte mit einem gellenden Jubelschrei auf den wiedergefundenen Liebling zu. Der Bräutigam wurde fahl im Gesichte. Der Kerl in der Pelzmütze sagte zu ihm gewandt:

„Da haben Sie das Vieh wieder, ich konnte es auf keine Weise vertilgen. Hundertmal knutete ich ihn unter, schleuderte ihn in das Wasser, hing ihm Mühlsteine um den Hals, kurz, that, was ich konnte, aber der Köter paddelt immer wieder in die Höhe. Jetzt wird mir die Sache zu dumm, zahlen Sie mir jetzt das Lösegeld für diese zwei Monate und die Doktorrechnung für meinen Buben, dem das Vieh (der Hund, nicht der Doktor!) ein Stück Waden rausgebissen hat!"

Tableau: Pussi herrin, Baron von Bubenorbis hinaus, Rika Männerfeindin, alte Jungfer!

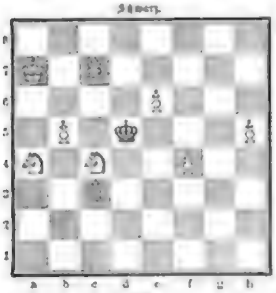
Schach. (Redigirt von E. Schallopp.)

Aufgabe 5.

Von Dr. A. v. Gottschall in Neumarkt.

(Variantenjagd für das Wiegandmuster des Kieler Schachkongresses.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 2 S. 46:

D. 1) S f 1 — e 3
E. 1) L d 1 — e 2
D. 2) S e 3 — d 5
E. 2) K e 4 — f 3 :, L e 2 — d 3 :, d 5 — d 4 matt.
D. 2) T f 5 — d 5 :, D c 6 — g 4 :, S d 3 — e 5, T f 5 — f 4 matt.

A.

E. 1) L d 1 — f 3, K e 4 — d 4
D. 2) T f 5 — f 4 †
E. 2) K — f 4 : c 5, e 3 :
D. 3) S e 3, — d 5, d 2, D c 6 — f 6 matt.

B.

E. 1) d 3 — d 4
D. 2) S e 3 — f 3
E. 2) K e 4 — d 3 : e), bl.
D. 3) T f 5 — f 2, S f 3 — e 5 matt.

C.

E. 1) c 6 — c 5
D. 2) T f 5 — g 5 † und
D. 3) D g 6 — f 5, f 5 matt.

Schachbriefwechsel.

C. v. D. in Sperlich. Sie hätten ganz recht bei Mittheilung der Lösung zu Nr. 40 hätten unter A auch die Varianten D . . . . K d 5 — c 4 und e 6 mit den Drohzugmatt der Dame auf a 4 beziehungsweise b 3 angeführt werden sollen.

Dr. G. in Nordhausen. Mit Nr. 46 sind Sie leider veranlaßt: Ein totes König und Dame verwechselt. Auf d 8 steht der weiße, auf g 4 der schwarze König, auf h 2 die weiße Dame.

Richtige Lösungen gingen ein: von H. L. in Ernstbrunn (Wien) zu Nr. 44, von O. in Neustrelitz zu Nr. 43 und 44, von L. in Hückeswagen (Westfalen) zu Nr. 43, 46 und 47, von Ed. G. in Stuttgart zu Nr. 45 und 46.

Deutsche und fremde Literatur.

— Im Verlag von Leopold Freund in Breslau ist jetzt auch eine zweite Serie des mit Beifall aufgenommenen Werkes „Die Breslauer Frau Buchholzen" ihr Wirken, ihre Betrachtungen und Erlebnisse in Breslau, Ober-, Mittel- und Niederschlesien von Erwin Busch erschienen. Auch diese zweite Serie enthält eine Reihe charakteristischer Plaudereien, in denen die Breslauer Frau Buchholzen in geist- und witzreicher Weise über schlesische Art und Sitte und vieles andere degert.

— Im Verlag der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg im Breisgau erschien: „Ausgewählte Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca", zum erstenmal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Professor K. Vaih, erstes und zweites Bändchen. Diese Sammlung schließt sich an das früher im gleichen Verlage veröffentlichte Epitaph „Lasdenons gelöste Dramen religiösen Inhalts", übersetzt von Dr. F. Lorinser, an und soll in sieben Bänden 14 bisher noch nicht ins Deutsche übertragene Schauspiele Calderons enthalten. Das erste Bändchen bringt eine treffliche getreue Uebertragung der Dramen „Spaniens letzter Zweikampf" und der Gelehrte Lail Perez", das zweite enthält „Morgen des Aprils und Mai" und „Maria Herrin über Alles".

— „Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1807 bis 1815" von Rudolf Goette, zwei Halbbände (Friedrich Andreas Perthes, Gotha). Dieses Buch gibt ein Bild jener Zeit, in der sich ein neues Deutschland zu gestalten begann. Den Autor leitete bei der Schilderung der deutschen Geschichte während der Fremdherrschaft und der Befreiungskriege vornehmlich die Absicht, eine eingehende Darstellung der inneren Entwickelung insgesamt zu geben, jener Thaten, die heute noch dauern. Die vornehme Sachart des Autors und sein objektives Urteil werden dem Buche zahlreiche Freunde gewinnen.

— Von Adolf Stahrs gedankenvollen Werke „Weimar und Jena" ist nun im Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlung (A. Schwartz) in Oldenburg und Leipzig die dritte Auflage erschienen, die durch ein Vorwort von Dr. Eduard von der Hellen, Archivar am Goethe- und Schillerarchiv in Weimar, eingeleitet wird. Das Werk bietet dem Leser so mannigfache Anregung und eine so schöne, geist- und herzerquickende Unterhaltung, daß es in keiner Bücherammlung fehlen sollte.

— „Karl Reinecke, sein Leben, Wirken und Schaffen", ein Charakterbild von Wilh. Jos. v. Wasielewski (Verlag von Jul. Heinr. Zimmermann in Leipzig). Der Autor bietet in dieser Schrift den zahlreichen Freunden und Verehrern der Tonkunst Reinecke eine getreuliche Schilderung des vielseitigen Wirkens des Komponisten, der als Leiter der Leipziger Gewandhauskonzerte zu den bekanntesten Meistern der Gegenwart gehört.

Briefmappe.

Dr. W. G. in München. Leben Sie über Maximilian II. die „Allgemeine Deutsche Biographie" nach (herausgegeben von der k. bayr. Akademie der Wissenschaften).

Frelin v. K. Die goldene Jugendzeit wird vom Dank verklärt zu solche, welche der heiligen Stadt Freunde sind, nicht an Stoße dieser Ehre aber auch an Stöße und Raden. Interessant war die Symbol eine gleiche Blume mit Stempel. Seit Sigtag V. ist Je von Gärtnern Blumen und Blattwerk umgeben. Später erhielt dieser Strauß noch einen Kranz und seine Blumen werden mit Edelsteinen und mit Brillanten, die Zaunreben durchbrochen, besetzt.

Ernst K. in Klagenfurt. Der einzige im Mittelalter selbst colonisirte gotische Kirchenbau in Deutschland ist das Münster in Freiburg im Breisgau. Seine Erbauung fällt in die Jahre 1122—1152. Der Name des Baumeisters ist unbekannt.

„Expectorantia". Von Ihren „Extrafein" möchten wir nur den ersten Theil gelten, von dem der zweite abfällt, „Nebelspalt" kann in passender Jahreszeit vorkommen.

L. K. in K. Wir haben stets wahrnehmt auf die Frage geantwortet, was am beim mit einer Jahresjagen von „Ueber Land und Meer" anzulangen sei, wenn der Raum zum Aufbewahren derselben nicht entweder oder zum Wohnzimmer durch Mitbringen seiner Lust übermäßig erschwert werde. Sehen Sie dieselben in Bollbindleinen oder Halbfilz, so werden Sie sich bei Ansehen und Lesen großen Dank verdienen.

Emil W. in C. 1) Internationale Korrespondenz-Officinen. Prädikat. Adolfen von Majestät. Gentleman. Volksl. Hospital, Ungarn; 2) Philipphil. Anleitung zur Planzeichnen für Anfänger. C. Knapps Verlag, Halle. Mark 3. 3) Gletsch. Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, Braunschweig. Vierteljährlich Mark 12.

Ernst Frei. „Herbstlied Rauschen im fröhlichen Heim. Es fallen die Blätter auf gelblichen Rain" gibt einen untreuen Reim.

Einladung zum Abonnement auf die **Deutsche Romanbibliothek** zu „Ueber Land und Meer".

In wöchentlichen Nummern von je drei Bogen. Preis nur 2 Mark pro Quartal. — In vierzehntägigen Heften in elegantem Umschlag. Preis nur 35 Pfg. pro Heft.

Die „Deutsche Romanbibliothek", dieses billigste und vornehmste Unterhaltungsblatt, ist soeben in einen neuen, den zweiundzwanzigsten Jahrgang eingetreten. Derselbe beginnt mit dem neuesten Werk von

Ossip Schubin „Gebrochene Flügel"

dem besten Roman, den die berühmte Schriftstellerin bisher verfaßte und in welchem sie ein erschütterndes Seelengemälde bietet, das des Lesers innigste Teilnahme vom Anfang bis zum Ende wie mit eisernen Klammern festhält. Diesem Kunstwerk von Ossip Schubin ist zur Seite gestellt: „Zophodil" von Wilhelm Jensen, und es wird die so große Jensen-Gemeinde in Deutschland mit Vergnügen erkennen, daß der Meister, seiner Eigenart treu bleibend, mit diesem Roman alles in den Schatten stellt, was er im letzten Jahrzehnt geschaffen. — Diese beiden ersten Romane, sowie die ihnen folgenden werden auch im neuen Jahrgange der „Deutschen Romanbibliothek" ihren Vorrang sichern, und überdies mit interessanten Feuilleton-Novellen und anderen Gaben von kleinerem Umfang, aber anziehendem Inhalt reich ausgestattet, mit den Bildnissen der Autoren geschmückt nebst deren Selbstbiographien, kann sie mit Recht als die billigste und wertvollste aller deutschen Romanzeitungen bezeichnet werden.

Bestellungen auf den zweiundzwanzigsten Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek" nehmen alle Buchhandlungen, Postämter und Journal-Expeditionen, sowie jeder Bücheragent entgegen; die Postämter jedoch nur auf die wöchentliche Nummernausgabe. — Am einfachsten ist es, bei der gleichen Bezugsquelle zu abonniren, von welcher „Ueber Land und Meer" geliefert wird.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer von BREMEN nach

Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Hochdruck- und Compound-Expansions-Locomobilen bis 150 Pferdekräfte, mit Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch geteilet. Ausziehkesseln mit 3jähriger Garantie für den Feuerbuchsen.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Kinderbesteck mit Etui.

Nr. 931. Versilbert . . M. 6.50, mit Goldvergoldung . . M. 14.40, geg. Nachnahme, bar oder Marken. Umtausch gestattet. Bei 20 M. franko. Katalog m. 180 Abbild. gratis u. franko.

Carl Holl in Cannstatt, Goldwarenfabrik.

Man verlange ausdrücklich

Leicht Löslicher CACAO MOSER

Wohlschmeckend rein und gesund

In ORG: PACKUNGEN mit FIRMA-M: 2,90-2,60-2,20. Per ½ Kilo ohne Lose.

Seidenstoffe direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,

Also aus erster Hand in jedem Maaß zu beziehen. Schwarze, farbige und weiße Seidenstoffe, Sammte und Plüsche jeder Art zu Fabrikpreisen. Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich

versend. portof. u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15. — ps. mitte. Muster franko.

Garantie-Seidenstoffe

Beste Bezugsquelle f. Private. Doppelten Briefporto nach der Schweiz.

PATENTE

erlangt und verwerthet durch Richard Lüders, Civil-Ingenieur in Görlitz.

Verlangen Sie gratis-franko Verzeichniß der außergewöhnlich niedrigen Preisen

Kupferstiche von 2 Mark an

Geschenkliteratur.

C. Kaufmann, Berlin SW. 13.

Handbuch d. Klimat. Heilkunde v. Dr. O. v. Bartenstein. 2. Bez. d. alle Buchh. u. d. Verlagsh. Wilhelm Isleib (Ernst Schubert), Berlin.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Über 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint = in 5. neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17 Bände in Halbfrz. geb. à 10 Mk.

152 Farbentafeln.

17,500 Seiten Text.

272 Hefte à 50 Pf. 17 Bände à 5 Mk.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Im eigenen Heim. Vielleicht bringen Sie doch in Ihrem Klima, wenigstens als Rente an Ihrem Hause, die Portugiesertraube fort, die früh reift. Es ist dies eine blauschwarze Tafeltraube, der Wein daraus in jüngem Zustand angenehm, zur Lagerung aber nicht geeignet. — In Ihrer Obstbaumanlage vergessen Sie nicht aufzunehmen „Gravensteiner“ [illegible], die neueste Apfelsorte, eine Kreuzung von edlem Winter-Borsdorfer mit Pyrus spect., zwar Rose, oder edle Frucht mit allen guten Eigenschaften des Borsdorfer, reicher Ertrag, Baum und Blüten widerstandsfähig gegen Spätfröste.

Stud. jur., Straßburg. Doch, Faust ist eine historische Person, keine Phantasiegestalt, aber er war nicht der schöne Mann, wie wir ihn nach der Goethe'schen Dichtung vor Augen haben, sondern ein kleiner, unansehnlicher, bucklicher Mensch. Es existiren etwa 300 Schriften über ihn aus alter Zeit. In einem Buche, das jetzt eben die Presse verlassen hat, von Karl Kiesewetter: „Faust in der Geschichte und Tradition. Mit besonderer Berücksichtigung des occulten Phänomenalismus und des mittelalterlichen Zauberwesens. Als Anhang: Die Wagnersage und das Wagnerbuch.“ Mit 31 Abbildungen (bei Max Spohr in Leipzig erschienen) finden Sie alles, was sich auf ihn bezieht, ungemein fleißig gesammelt und weiter eine Menge Parallelen. — Im Archiv zu Schwäbisch Hall ist eine Handschrift über Faust von einem Zeitgenossen aufbewahrt.

Richtige Lösungen sandten ein: Ida Kremer in [illegible] bei [illegible] (3). C. P. G. (2). v. H. in Amsterdam. „Maus und Maß“ in Hamburg. Auguste Schmiedel in Breslau (2). L. Katz in Bonn (2). M. Schlitz in Geisenheim (2). „Die kleine Olga“ in Hamburg (2). Wilhelm Zilcher in Aschaffenburg in Offenbach (2). Frau Max Friedrichs in Zwickau (2). E. in B. (2). „Eltelcher“ in Dresden (2). „Maud und Elinor“ in Glasgow (3). „Maria Magdalena“ in Cleve (3). „Tristan und Isolde“ in Aussig (3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Schwestern. Roman von Ida Boy-Ed. Fortsetzung. — Gelandet, von Philipp Arndt. — Taufe von Franzosen, von Emma Laddey-Richter. — Glaube, Liebe, Hoffnung. Gedicht von Johanna Balk. — Litterarische Plaudereien, von Rudolf von Gottschall. — Lebenskraftsbäume, von Dr. Otto Wittdigen. — Was ist Bildung? von Franz Bendt. — Der Irrweg. Künstler-Roman von Robert Misch. Fortsetzung. — Jesus und die Sünderin. — Kaiserin-Elisabeth-Denkmal in Innsbruck, von Karl Wolf. — Der letzte Sonnenstrahl. Gedicht von A. Essl. — Der „Walkürisch“, von G. Fischer. — Rattenfänger. — Für müßige Stunden: Dreisilbige Charade; Rätsel; Auflösung des Bilderrätsels Seite 63; Bilderrätsel; Auflösung des Worträtsels Seite 63; Auflösung des Rätsels Seite 63. — Professor Michael Sachs, von Markus Schüssler. — Sprüche, von W. Eigenbrodt. — Arnold, eine Bildergeschichte von Gyrill Hofnoth. — Schach. — Literatur. — Briefmappe.

Illustrationen: H. Viktor: Kinderfesttag. — Alexis Baltin: Gelandet. — J. Koppay: Glaube, Liebe, Hoffnung. — Bildnis von Taufe v. Franzos. — Stefanie von Strechine: Herbststimmungen im Wildpark. — P. R. Jeanniot: Der letzte Sonnenstrahl. — Die Sünderin, nach dem Gemälde von Rembrandt. — Kaiserin-Elisabeth-Denkmal in Innsbruck, sechs Originalzeichnungen von J. Anding. — Andreas Hofer-Denkmal. — Bildnis von Professor Michael Sachs. — Carl Zimmermann: Der Waldkönig. — Arnold, eine Bildergeschichte mit sechs Abbildungen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 10);
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 86, I. l.);
Budapest: Moriz Hecht (V. Franz Josefsgasse 8).

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 30 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

HYACINTHEN und alle anderen Zwiebeln und Pflanzen für Garten und Gewächshäuser. Ausgezeichnete Sortimente **zum Treiben** und **für's freie Land** zu Mk. 11.—, Mk. 21.—, Mk. 40.—; bitte anzugeben, zu welchem Zwecke benötigt. Unser Freiland-Sortiment zu Mk. 21.— enthält über **1000** Zwiebeln. **Emballage-Spesen** werden **nicht** berechnet. Deutsche, englische oder französische Kataloge auf Anfrage gratis und franko zu haben von **VAN MEERBEEK & CO.**, Handelsgärtner, **Hillegom** bei Haarlem (Holland). **TULPEN**

Meyers Klassiker-Ausgaben.

Unübertroffene Korrektheit. Schöne Ausstattung. Eleganter Liebhaber-Einband.

Deutsche Litteratur.	M.	Pf.
Goethe, 12 Bde., von H. Kurz	30	—
Schiller, 6 Bde., von Demselben	[illegible]	—
— 8 Bde., von Demselben	[illegible]	—
Lessing, 5 Bde., v. F. Bornmüller	12	—
Herder, 4 Bde., von H. Kurz	10	—
Wieland, 3 Bde., von Demselben	6	—
H. v. Kleist, 2 Bde., v. Demselben	4	—
Chamisso, 2 Bde., von Demselben	4	—
E. T. A. Hoffmann, 2 Bde., v. Demselb.	4	—
Lenau, 2 Bde., von C. Hepp	4	—
Heine, 7 Bde., von E. Elster	16	—
Hauff, 3 Bde., von M. Mendheim	6	—
Eichendorff, 2 Bde., v. R. Dietze	4	—
Gellert, 1 Bd., von A. Schullerus	2	—
Bürger, 1 Bd., von A. E. Berger	2	—
Tieck, 3 Bde., von G. L. Klee	6	—
Arnim, 1 Bd., von J. Dohmke	2	—
Brentano, 1 Bd., von Demselben	2	—
Novalis u. Fouqué, 1 Bd., v. Demselb.	2	—
Uhland, 2 Bde., von L. Fränkel	4	—
Körner, 2 Bde., von H. Zimmer	4	—
Englische Litteratur.		
Altenglisches Theater, 2 Bde.	4	50
Burns, Lieder und Balladen	1	50
Byron, Ausgewählte Werke, Strodtmannsche Ausgabe, 4 Bde.	8	—
Chaucer, Canterbury-Geschichten	2	[illegible]
Defoe, Robinson Crusoe	2	[illegible]
Goldsmith, Der Landprediger	1	[illegible]
Milton, Das verlorne Paradies	1	[illegible]
Scott, Das Fräulein vom See	1	[illegible]
Shakespeare, Schlegel-Tiecksche Ausgabe mit Biogr. v. R. Genée, 9 Bde.	18	—
Shelley, Ausgewählte Dichtungen	1	50
Sterne, Die empfindsame Reise	1	25
— Tristram Shandy	3	—
Tennyson, Gedichte	1	25
Amerikanische Anthologie	2	—
Italienische Litteratur.		
Ariost, Der rasende Roland, 2 Bde.	4	—
Dante, Göttliche Komödie	2	—
Leopardi, Gedichte	1	—
Manzoni, Die Verlobten, 2 Bde.	2	50
Spanische und portugiesische Litteratur.		
Camoëns, Die Lusiaden	1	25
Cervantes, Don Quichotte, 2 Bde.	4	—
Cid, Romanzen	1	25
Spanisches Theater, 3 Bde.	6	[illegible]
Französische Litteratur.		
Beaumarchais, Figaros Hochzeit	1	—
Chateaubriand, Erzählungen	1	25
La Bruyère, Die Charaktere	1	25
Lesage, Der hinkende Teufel	1	25
Mérimée, Ausgewählte Novellen	1	25
Molière, Charakter-Komödien	1	25
Rabelais, Gargantua, 2 Bde.	5	—
Racine, Tragödien	1	50
Rousseau, Bekenntnisse, 2 Bde.	3	50
— Briefe	1	—
Saint-Pierre, Paul und Virginie	1	—
Sand, Ländliche Erzählungen	1	25
Staël, Corinna	2	—
Töpffer, Rosa und Gertrud	1	25
Skandinavische und russische Litteratur.		
Björnson, Bauern-Novellen	1	25
— Dramatische Werke	2	—
Holberg, Komödien, 2 Bde.	4	—
Puschkin, Dichtungen	1	—
Tegnér, Frithjofs-Sage	1	—
Die Edda	4	—
Orientalische Litteratur.		
Kalidasa, Sakuntala	1	—
Morgenländische Anthologie	1	25
Litteratur des Altertums.		
Aeschylos, Dramen	3	—
Anthologie griechischer und römischer Lyriker	2	—
Euripides, Ausgewählte Dramen	1	50
Homer, Odyssee	1	[illegible]
— Ilias	2	[illegible]
Sophokles, Dramen	2	[illegible]

Ausführliche Verzeichnisse gratis.

Bibliographisches Institut in Leipzig und Wien.

D. R. P. a. **Metalloid-Malerei!** D. R. P. a.

auf Porzellan — Glas — Thon — Metall etc.

Die neueste Erfindung auf dem Gebiete der keramischen Dekoration.

Mit **Metalloid** wird auf kaltem Wege ohne Einbrennen dieselbe Haltbarkeit und Schönheit der Farben erzielt, wie bisher durch Einbrennen. — **Metalloid** gibt uns die Mittel, unser Heim zu schmücken, da es wie Aquarellfarben verwendet wird, vollständig [illegible] und unempfindlich gegen Luft, Licht, Nässe, Hitze. Dinge aller Art [illegible]. Die Gegenstände mit **Metalloid** bemalt, sind der **schönste Zimmer- und Tafelschmuck**.

[illegible] Nr. 1	[illegible]	Mark 6.—	Nr. 1	groß Mark	9.—
2	14	9.—	2		12.50
3	20	12.—	3		16.50
4	8	7.50	4		10.50
5	14	10.50	5		16.—
6	20	14.—	6		18.50
7	24	18.50	7		24.—
8	8	9.—	8		13.50
9	14	11.—	9		18.50
10	20	13.50	10		25.50
11	26	22.75	11		33.—

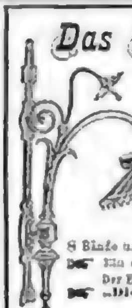
Elegant mit Neusilberbeschlag.

Mit **Metalloid** wird die feinste **Porzellanmalerei ohne Vorkenntnisse** erzielt. Lieferungen direkt ab Fabrik unter Nachnahme oder gegen vorherige Einsendung.

Fritz Trendel, Berlin O. 27.

Niederlagen in allen Kulturstaaten. — Prospekte gratis.

Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien.



Rundschau auf allen Gebieten der gewerblichen Arbeit.

In Verbindung mit einer Anzahl namhafter Fachleute herausgegeben von Professor **F. Reuleaux.**

8. Auflage.

Mit vielen Ton- und Titelbildern und über **5000** Text-Abbildungen.

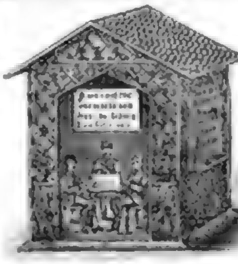
8 Bände u. 1 Ergänzungsband: Geheftet je Mk. 8.—, gebdn. je Mk. 9.50.

Ein elegantes in Eiche gebeiztes **Wandregal** hierzu Mk. 15.—.

Der Ergänzungsband ist auch als selbständiges Werk unter dem Titel: **„Die Elektrizität“** von **A. Wilke** in Original-Einband für Mk. 9.50 beziehbar.

Verlag von OTTO SPAMER in Leipzig.

„Kucki“.



Die neueste elegante Spielkassette mit Kartenpresse D. R. Patent 16874 in höchst origineller u. überraschender Ausstattung, in feinem Leder gearbeitet, enthält alle Spielutensilien u. scherzhafte Ueberraschungen.

Stück 10 M. mit Musikwerk, (ein oder 2 Stück spielend 20 Mark. Nur direkt aus der Fabrik zu beziehen von

Albert Rosenhain,

Berlin SW., [illegible]

Ueberraschende Neuheiten in Lederwaren-, Galanterie- und Bronzewaren-Branche.

[illegible] gratis und franko.

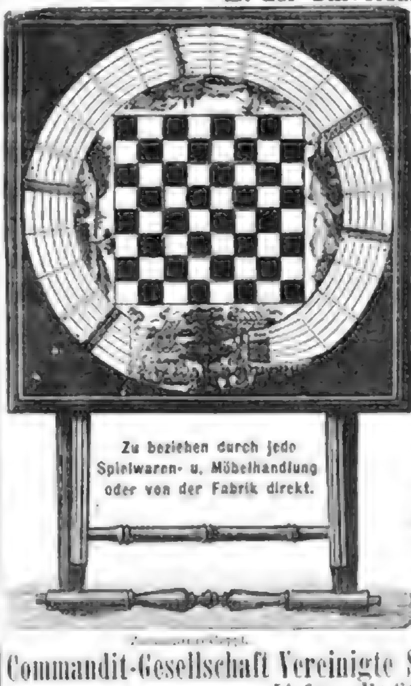
Grossartigstes Musikwerk: Polyphon Excelsior.

Dasselbe ist die beste Spieldose mit einlegbaren Metall-Musikscheiben. Der Ton ist geradezu bezaubernd, und sollte deshalb dieses herrliche Musikwerk in keinem Hause fehlen. Da ich seit [illegible] Jahren im Musikinstrumentenfach thätig bin, so kann ich nur dieses Polyphon als ein außerordentlich schönes Musikwerk empfehlen. Musikstücke sind in größter Auswahl vorhanden und wird noch fortwährend das Repertoire vermehrt. Dasselbe liefere von **M. 12.— bis M. 450.— Noten dazu von 40 Pf. bis M. 1.25 je nach der Größe des Instrumentes.** Preiskourante hierüber als auch über Symphonions, Accordeons, Harmonikas, Aristons, Phönix, Manopans, Ocarinas, Mignon Orgeln, Zithern, Trommeln, Trompeten, Autoharps und alle anderen Musikinstrumente werden auf Verlangen **gratis und franco.**

A. Zuleger, Leipzig, gegr. 1872.

Grösstes Musik-Versandgeschäft Deutschlands.

Ein grossartiges Weihnachtsgeschenk ist der Universal-Spieltisch **„Matador“**



Zu beziehen durch jede Spielwaren- u. Möbelhandlung oder von der Fabrik direkt.

Zusammengeklappt.

Die 64×64 Ctm. grosse Tischplatte enthält, in brillanten Farben ausgeführt, Tableaux zum **Schach-, Dame-, Mühle-, Wettrennen- und Kegelspiel.** Im Preise einbegriffen sind alle dazu gehörigen Figuren: Schachspiel, Damensteine, Kegel, Jockey, Würfel und Dominosteine und lassen sich dieselben im Tischkasten unterbringen. Der Tisch ist solid gebaut u. sauber lackirt und deshalb auch zu anderen Zwecken verwendbar.

Um rechtzeitig liefern zu können, nehmen wir Bestellungen schon jetzt an und liefern sicher an den vorgeschriebenen Terminen.

Aufgestellt.

Preis **12 Mark** und 50 Pf. für Verpackung.

Dient als Servir- und als Gartentisch.

Commandit-Gesellschaft Vereinigte Sägewerke und Holzwarenfabriken Haarmann, Holzminden.

Liefern alle Sorten Klappstühle und Tische für Export.

CONRAD MERZ

STUTTGART * KÖNIGSSTR. 37.

Erstes Versand-Haus der Württembergischen Leinen-Industrie.

Gegründet 1838.

Man verlange den reich illustrirten Katalog.

Mayers Hand-Tiefbohr-Apparat

D. R. P.

Bohrt bis zu 5 Meter tief pro Stunde u. eignet sich vorzüglich zu Bodenuntersuchungen

TIEFBAU-WERKZEUGE-FABRIK NÜRNBERG

Bohrung durch jedermann leicht ausführbar. Bohrzeug äußerst einfach, praktisch, dauerhaft.

Apparat 2–10 Mtr. tief bohrend, kostet 15–60 M.

Apparat 10–30 M. tief bohrend, kostet 60–170 M.

Prospekte gratis und franko.

Fabrikation aller Art Tiefbohrwerkzeuge für Hand- und Maschinenbetrieb bis 1500 Meter Tiefe und 1 Meter Durchmesser.

Tiefbau-Werkzeuge-Fabrik Nürnberg. Vertreter gesucht.

Prämiirt mit der Medaille der kriegstechnischen Ausstellung Köln 1890.

D. R.-Patent No. 52079.

Kleiderbügel „Puck", einfacher Apparat

zum zweckmässigen Aufhängen von Hose, Weste, Rock.

Die Hose nimmt in kurzer Zeit die ursprüngliche Form an, erscheint wie aufgebügelt und die vom Tragen bedingten Knöse verschwinden, beim Rock die herausgedrückten Schäften.

Ordnung Raum-Ersparniss, Ordnung im Schrank, kein abgerissener Aufhängeel mehr!

Der ganze Anzug (Hose, Weste und Rock) hängt geordnet zusammen; dort, woselbst vorher mit der Hand Platz fand, hängen auch Hose und Weste ohne mehr Raum zu beanspruchen.

Sowohl Hose als Rock sollten immer nur sehr kurze Zeit an Aufhängel hängen, das Eigengewicht verzerrt die Kleidungsstücke, wenn an Aufhängel hängend, schädlich, während dieses Eigengewicht beim Puck die gute Form der Kleidungsstücke wieder herstellt.

M. —,60 einfacher Puck (Holzbügel) | das Decher = 10 Stück { M. 5,—
„ 1,20 Puck mit Leder-Ohren „ „ „ | „ 10,—

(Die Leder-Ohren schonen den Rock.)

Elegante Etiketten, geschäftl. Inserate etc. in reinen Stilen.

Berlin, Kleine Präsidentenstrasse 2. Hamburg, Grosse Bäckerstrasse 12. Basel in Chicago: Industrie-Palast, 1. Galerie, Deutsche Abtheilung. Puck & Co.

Ehren-Diplom und Goldene Medaille Berlin 1890.

PARIS

GRÖSSTE MODEMAGAZINE

Printemps

Kostenfrei

versenden wir den illustrirten Katalog, in deutscher Sprache, enthaltend die neuen Modekupfer für die Winter-Saison, auf frankirtes Anfragen an

JULES JALUZOT & Cº PARIS

Muster der grossartigen Sortimente des Printemps ebenfalls gratis. Um genaue Angabe der gewünschten Sorten wird gebeten.

SPEDITIONEN NACH ALLEN WELTTHEILEN.

Bestellungen erfolgen portofrei von 25 Fr. an und auf Wunsch auch zollfrei mit einem Aufschlag von 10 %.

Correspondenz in deutscher Sprache

Creolin Pearson

das beste und billigste Desinfectionsmittel.

Wasserschalen, Aborten, Aerzte etc. durch William Pearson & Cº HAMBURG

Honig

Musikinstrumente.

Violinen, Zithern, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Ocarinas, Symphonions, Polyphons, Aristons, Piano-Violoflex, Phönix-Harmonikas, Xanthar-Harmonikas, Pianinos, Drehpianos, Harmoniums, Musikautomaten, sämtliche Saiten, Noten zu allen Instrumenten.

Jul. Heinr. Zimmermann. Musikexport, Leipzig.

Neue illustrirte Preisliste gratis.

100 Mark

Reclame-Karten u. Wandkalender

Höchst originelle Ideen als Neueste Artikel für alle Branchen vorzüglich geeignet.

Grimme & Hempel, Leipzig

= Ergänzungsband zu „Brehms Tierleben". =

Soeben erscheint im Anschluß an das berühmte Werk:

Die Schöpfung der Tierwelt.

Von Dr. Wilh. Haacke.

Mit 200 Abbildungen im Text und auf 19 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt nebst 1 Karte von R. Koch, W. Kuhnert, G. Mützel u. a.

13 Lieferungen zu je 1 Mk. (60 Kr.) oder in Halbfranz gebunden zu 15 Mk. (9 Fl.). Prospekte kostenfrei.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Feinstes Dessert Pulsnitzer-

Herrenen, extrafeine Vanillesorten, Lebkuchen, Honigkuchen, Pfefferküsse etc. versendet in Sortimentskistchen zu M. 3.— bis M. 10.— franko geg. Nachn. die Pfefferkuchenfabr. v

Gottlieb Bubnick Pulsnitz i. Sachsen

Filiale Leipzig, Grimmaischestr. 2. Berlin, Königstrasse 46.

LIQUEUR und PILLEN gegen

Dr LAVILLE

RHEUMATISMUS und GICHT

Illustr. Briefmarken-Journal.

Weber's Carlsbader Kaffee-Gewürz.

Buchführung

Correspondenz, Rechnen. Schönschrift.

Verlangen Sie gratis Prospect u. Probebrief

Bessere Stellung! Höheres Gehalt!

F. SIMON Berlin O 21

Eisenwerk Joly Wittenberg

Feuersicheres patent. Treppen mit Holz oder Marmorstufen

Haupttreppen Wendeltreppen.

Gesetzl. Rechts-Patent.

Kataloge kostenfrei.

Patente

Dr. J. Schanz & Co.

Vergünstigungen

wie von keiner anderen Seite.

An- und Verkauf von Erfindungen.

Spielhagen's Zahncrême

Bestes

Zahnreinigungsmittel der Neuzeit.

Macht die Zähne bei täglichem Gebrauch blendend weiß, conservirt dieselben und schützt vor Zahnschmerzen.

Zu haben in allen Drogen-, Parfümerie- u. Geschäften des In- und Auslandes.

Franz Spielhagen, Berlin SW. 29.

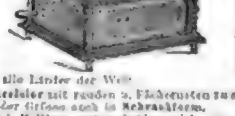
Probesendungen, 3 Tuben in eleg. Carton gegen Einsendung von M 1,50 franco.

Ariston und Helikon

sind unstreitig die besten mechanischen Musikinstrumente der Welt.

Patentirt in Europa und Amerika.

Ariston für Schränken. Vorderseite.



Ariston für Schränken. Rückseite.

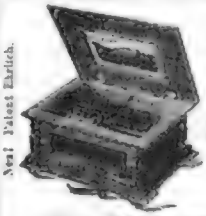
Musik für alle Länder der Welt.

Ariston Excelsior mit runden u. flachen Zinken zu spielen.

Ariston jeder Grösse auch in Schränken.

Ariston und Helikon unterscheiden sich vor jedem andern mechanischen Musik-Instrumente dadurch, dass die Auswechselung der einzelnen Notenscheiben die denkbar einfachste und zuverlässigste ist.

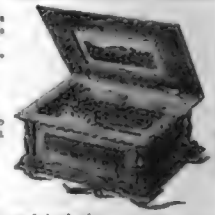
Sämtliche Instrumente werden auch mit fast unterbrechlichen Stahl-Kompositions-Zungen geliefert.



Neu! Patent Ehrlich.

Resonatorspieldose „Monopol"

mit auswechselbaren runden Stahlscheiben. Die neueste und praktischste aller bisher erschienenen Spieldosen. Ganz wundervoller Ton. Sehr elegante Ausstattung.



Neue Patent Ehrlich.

Spieldosen-Automaten,

Flötenwerk-Automat, Orchestrion-Musik.

Ganz neu, überraschend schöner Ton.

Zu beziehen durch alle besseren Musik- und Spielwaren-Handlungen des In- und Auslandes.

Ariston, Helikon, Resonatorspieldose Monopol. Musikautomaten, Orchestrion

beziehen zu beziehen durch Jul. Heinr. Zimmermann, Musikexport, Leipzig. Illustr. Preisliste gratis.

Über Land und Meer.

Nº 6.

71. Band.
Sechsundsiebzigster Jahrgang.
Oktober 1893—1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Die Schwestern.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Petra kämpfte schwer mit sich, wie, wenn sie hinginge und sagte: „Ich habe den Cotillon für Sie aufgehoben," oder wenn sie einfach geradeaus fragte: „Weshalb tanzen Sie nicht mit mir?"

Und hierzu entschloß sie sich endlich. Axel saß neben Günther im Verandazimmer, zwischen ihnen war ein Tischchen mit Flaschen und Gläsern und die anderen Trinkgenossen standen gerade auf, weil die Klänge einer Polka sie zu ihren Pflichten riefen.

Petra stellte sich neben Günther auf, sie war leichenblaß und ihre Augen funkelten vor Zorn. Sie fächelte sich heftig und ein wenig geziert mit ihrem weißen Gazefächer und fragte:

„Sie haben heute nicht den Wunsch, mit der jüngsten Tochter des Hauses zu tanzen?"

Günther sah sie mit nachsichtigem Lächeln an. Axel aber sprang auf, klappte die Hacken zusammen und nahm eine ihm sonst niemals eigene, beflissene Haltung an.

„Gnädiges Fräulein wollen vergeben," sagte er höflich, „aber meine Bescheidenheit verbietet mir, Ihnen meine Persönlichkeit, die Ihnen so possenhaft komisch erschien, jemals wieder aufzudrängen."

Petra wurde dunkelrot, der Fächer klappte zusammen, die gezierte Haltung war vergessen.

„Also doch um das eine kleine, dumme Wort," murmelte sie.

Axel schien nichts zu hören.

In diesem Augenblick stürzte ein Unterlieutenant herbei, der bemerkt hatte, daß Fräulein Petra nicht tanze.

„Ich danke sehr, Herr von Liebenow, ich möchte ausruhen," sagte Petra mit zitternder Stimme und

Lübeck, vom Dasen aus gesehen.

sank auf einen Stuhl neben ihrem Schwager nieder. Sofort setzte sich auch Axel.

Herr von Liebenow zog sich zurück.

Petra schob ihren Arm in den Günthers und legte sich mit der Schulter an ihn. So fühlte sie sich in seinem ganz persönlichen Schutz und in diesem gesichert, richtete sie wieder ihr Auge auf ihr Gegenüber.

Axel Selthausen guckte neben ihr weg nach der Thür zum andern Zimmer hin, als interessire ihn, was er im Rahmen der Portière sähe.

„Sie haben Urlaub genommen," begann sie zögernd, „Ihr Bruder sagte es mir — Sie wollen zu Ihren Eltern?"

„Zu meinen Eltern nur im Vorübergehen, um ihnen zu melden, daß ich von Plänen, über die ich sie schriftlich in Kenntnis gesetzt hatte, zurückgekommen bin. Ich hoffe, mich einige Zeit in Berlin aufzuhalten und nachher ein Kommando zu bekommen, vielleicht nach Wilhelmshaven oder Danzig — Sie werden mir zugeben, gnädiges Fräulein, daß man Kiel auch einmal satt bekommt. Und im Frühling geht's hoffentlich nach Westindien oder Japan."

Petra wollte antworten, aus bitterem Trotz heraus ihn beglückwünschen, zu so viel angenehmen Aussichten. Aber der Trotz ward ohnmächtig in ihr, zum erstenmal in ihrem Leben, von dem Schmerz, der ihr die Kehle zuschnürte.

In ihren Ohren sauste es. Sie fürchtete, ohnmächtig zu werden.

„Er verläßt mich — er zieht sich zurück — es ist aus — ganz, für ewig."

Das war ihr einzig klares Denken. Sie konnte die Blicke nicht mehr erheben, sonst hätte sie vielleicht bemerkt, daß Axel auch blaß war wie der Tod und daß seine Hand zitterte, die mechanisch den Fuß eines Glases umschlossen hielt.

Sie stand auf, ein wenig unsicher. Und als sie fühlte, daß ihre Füße sie trugen, lief sie davon, zur Thür hinaus in ihr Zimmer hinauf.

Es schien, als habe Axel Selthausen nur darauf gewartet, Petra seine Abreise mitzuteilen. Denn er verließ alsbald das Fest, ohne seinem Bruder davon zu sagen. Denn wie er seinen Felix kannte, würde dem das Vergnügen vergällt sein, falls er den Bruder in Traurigkeiten wußte. Petra setzte sich in einen Stuhl am Fenster im dunklen Zimmer. Sie weinte nicht, sie atmete kaum. Sie dachte nur wie versteinert über das Ungeheuer nach, daß der Mann an demselben Tage, wo sie seine endliche Werbung erwartet hatte, ihr deutlich sagte: „Ich habe meine Absichten auf Dich fallen lassen."

Und sie, sie hatte seit Monaten gnädig bei sich die Frage erwogen: Nehme ich ihn oder nehme ich ihn nicht? Endlich war sie bereit gewesen, an ihm alles zu übersehen, was ihr an ihm mißfiel und nun sagte er „Adieu." Kalt und schnöde, als sei ihr Verlust nicht einmal schmerzliches Bedauern wert.

„Bin ich so schlecht, so gering?" dachte sie. Aber sie dachte es nicht voll Bitterkeit, sondern in einem dumpfen, fassungslosen Erstaunen.

„Was soll nun mit mir werden?" dachte sie weiter.

Ihr schien, als ob nun alles aus und zu Ende sei: nicht nur Hoffnung auf Glück, sondern das Leben selbst.

Es war, als stehe unmittelbar vor ihr eine schwarze, undurchdringliche Wand und als könne sie deshalb keinen einzigen Schritt mehr vorwärts wagen.

Ach, wenn doch Marianne da wäre, um ihr zu helfen. Aber die arme Marianne, die weder sehr den Tanz noch menschenüberfüllte Zimmer liebte, mußte unten die Angenehme spielen.

Mit einemmal fiel ihr etwas ein. Morgen wollte er fort — morgen! Aber heute nacht war er noch da, noch in ihrem Hause; sehen konnte sie ihn wenigstens noch, wenn auch nur aus scheuer Ferne. Und dann konnte sie seinen Felix fragen, wann genau er abreise, damit ihre Gedanken wenigstens diese Schreckensminute ganz auszukosten vermochten.

Nur wenigstens von ihm wissen, wenn sie denn auch keinen Anteil mehr an ihm haben durfte.

Sie stand auf und dabei streifte ihr Blick das Fenster und die Nacht draußen. Sie stutzte und legte die Stirn gegen die Scheiben. Wer von den weiblichen Gästen hatte denn im Hintergarten etwas zu thun? Petras Zimmer lag nach hinten, über der Eßstube, und der kleine Garten des Hauses hob sich in sanfter Steigung gegen die Veranda, auf deren Höhe zur Universität gehörige Gebäude sich befanden. Der Garten hatte einige hohe alte Linden und viel Koniferengruppen. Auch ein Pavillon befand sich auf dem höchsten Punkt desselben. Der Halbmond war von Wolken überdeckt, die sich nur langsam an ihm vorbeischoben. Aber er gab Licht genug, daß Petra erkennen konnte, wie eine Dame hastig den Weg zum Pavillon emporlief. Obgleich diese Dame einen großen dunklen Mantel um Kopf und Schultern geschlagen hatte, glaubte Petra an der Kleinheit der Gestalt und an der Art, wie die Dame ihre enorme Schleppe hoch gerafft hielt, wohl Malve zu erkennen, aber das war natürlich Unsinn, denn Malve hatte einen weißen Mantel und was sollte Malve wohl draußen im Dunkeln thun, sie, die so furchtsam war wie ein Hündchen und nie ohne Licht in ein finsteres Zimmer und nie ohne Begleitung über die Straßen ging.

Aber vielleicht hatte sie Kopfweh gehabt, wie jetzt immer. Petra erinnerte sich, daß ihre Schwester sehr leidend ausgesehen hatte. Wenn sie es doch wäre! Welche Thorheit dann, in der frischen Luft eines Novemberabends Erholung zu suchen. Petra machte schnell Licht und suchte nach ihrem Mantel. Sie wollte flink hinauslaufen, der Schwester beistehen, wenn ihr nicht wohl sei und sie in jedem Falle ausschelten. Aber Petra fand ihren großen Mantel nicht. Anstatt dessen lag Malves weißer Umhang auf ihrem Bett. Malve hatte ihren Mantel genommen.

Petra warf sich den weißen Umhang um, dessen Besitz sie der Schwester, so oft beneidet hatte, und lief die Treppe hinunter, hinaus ins Souterrain, um von dort, durch die für Dienstboten und Handelsleute bestimmte Thür, den Garten zu gewinnen.

Als sie aus dem kleinen kellerartigen Eingangsschacht auftauchte, wollte sie gerade auch schon mit der vollen Kraft ihrer hellen Stimme „Malve, Malve" schreien, als ihr im offenen Mund der Ton stecken blieb.

Oswald von Bodmann kam aus dem Garten, das Licht aus den Küchenfenstern beschien zwar nur die untere Hälfte seiner Gestalt, aber Petra erkannte ihn doch. Er schien die weiße Erscheinung auf der obersten Stufe, der zur Küchenthür hinunter führenden Treppe gar nicht zu bemerken. Er ging mit schnellen Schritten um das Haus und betrat es wahrscheinlich durch den Haupteingang wieder.

Petra stand wie angewurzelt. Ein Windstoß hob ihr den Mantel von den nackten Schultern, sie bemerkte es nicht.

Ihre brave, kleine Seele war erfüllt von maßlosem Zorn. Was hatte Bodmann mit Malve im Garten zu thun? Wie durfte sich Malve unterstehen, dort mit ihm zu sprechen. Waren es auch vielleicht nur sieben oder zehn Minuten gewesen, keine einzige hatte Malve einem andern Mann heimlich zu schenken.

Die Heftigkeit, welche der Fehler ihrer Kindheit gewesen, wandelte sie wieder an und zwar in derselben kindischen Art, wie einst, wenn sie sich mit Malve geprügelt hatte, wie ein Junge, wobei Malve dann stets den kürzeren gezogen. Denn Malve hatte als Kind manchmal gelogen und dann anschmiegend zärtlich und schutzbedürftig bei der Mutter gethan; Petra aber ertrug keine Ungerechtigkeit und da sie sich anders kein Recht verschaffen konnte, schlug sie mit ihren kräftigen kleinen Fäusten zu.

Sie erwartete sie hier, wie sie sie einst erwartet, um wie ein Tigerkätzchen auf sie loszuspringen.

Und da kam Malve, eilig, atemlos, umrauscht von den schweren Gewändern.

Sie prallte zurück, da sie auf die Schwester traf. Einen Herzschlag lang sahen sie sich starr an.

„Du hast etwas Unrechtes gethan," sagte Petra streng.

Malve lachte nervös und unsicher. Ihre Wangen waren fieberrot.

„Kind," sprach sie, „laß mich vorbei. Kümmere Dich nicht um Dinge, die Du nicht verstehst. Ich habe nichts Unrechtes gethan und thue nichts Unrechtes. Ich hatte mit Bodmann zehn wichtige Worte zu sprechen und da Günther mich wie ein Tyrann bewacht, mußten wir uns eben heimlich treffen. Laß mich vorbei. Wir erkälten uns."

Petra stand unbeweglich.

„Gethan? Gesprochen? Gedacht? Egal. Unrecht bleibt unrecht," sagte sie scharf. „Ich werde Mama davon erzählen müssen."

„Mama weiß es," sprach Malve und es schien, als hätte sie eine andere Drohung befürchtet, denn ihre Stimme klang auf einmal freier.

„Mama," stotterte Petra verdutzt.

„Also —" sagte Malve, mit einer Handbewegung, die bedeutete: „Nun bist Du geschlagen."

Sie ging nun sicheren Schrittes an der Schwester vorbei. Ganz dumm und verwirrt im Kopf folgte Petra ihr.

Wenige Minuten später sah sie die Schwester mit dem Freiherrn von Bodmann tanzen. Malves Gesicht strahlte, ihre Augen blickten verklärt. Man sah ihr an, daß ein unnennbares Glücksgefühl ihr ganzes Wesen verklärte.

Petra bekam Herzklopfen und ihr wurde bange, wie vor einem Unglück, als sie die Schwester sah.

„Ich muß mit Marianne sprechen," dachte sie. Marianne war ihre Zuflucht in allen Sorgen und Zweifeln des Lebens.

„Wo ist Axel?" fragte plötzlich hinter ihr Felix' Stimme. Sie fuhr herum.

Mein Gott, ja, wo war Axel. Sie hatte eine halbe Stunde lang ihn und ihr eigenes Elend vergessen.

„Wir wollen ihn suchen," stammelte sie und ergriff Felix' Arm.

Sie drängten sich durch alle Stuben und fragten jedermann. Einige wußten, daß man ihn zuletzt mit dem Korvettenkapitän von Hanstein habe zusammen sitzen sehen. Und Günther gab endlich die Auskunft, daß Axel fortgegangen sei.

Felix sah Petra an. Er sah in große, bange Augen, er sah zuckende Lippen und farblose Wangen.

Dieser Anblick bewirkte, daß Felix, der gleich einen neuen Streit zwischen den Liebenden gewittert und schon etwas Tadelndes sagen wollte, sich sehr ergriffen fühlte. Das offenkundige Unglück Petras rührte ihn.

„Er hat mich verlassen," murmelte Petra, „er liebt mich nicht mehr."

Sie standen in der Veranda und gerade über Petras Haupt baumelte melancholisch ein verlöschendes Laternchen an seiner Kette.

„Unmöglich," rief Felix und faßte ihre Hand. „Doch — doch — es ist aus!"

Felix hatte schon feuchte Augen. Ach, auch in seinem jungen Herzen begann sich ein Ahnen auszubreiten, daß unglückliche Liebe sehr wehe thun kann.

Er konnte nichts sagen und drückte nur immer die kleinen kalten Hände. Er vergab Petra alles und rechnete ihr keine von ihren Unarten mehr an. Er sah, daß sie seinen Bruder doch wahrhaft liebte und fand diesen jetzt zu strenge, zu unerbittlich.

Ihm war auf einmal so viel Weisheit gekommen und er meinte, daß Liebe alles verzeihen müsse. Er stellte sich vor, daß er zum Beispiel Mariannen immer gleich grenzenlos verehren werde, entdecke er auch einmal an ihr einen Fehler.

„Sagen Sie ihm, Felix," flüsterte Petra mit einer Stimme, die vor unterdrückten Thränen ganz heiser war, „daß ich mein künftiges Leben damit zubringen werde, meine Schlechtigkeit zu bereuen."

„Ich spreche ihn nicht mehr," sagte Felix unglücklich; „er reist morgen früh halb acht Uhr fort und jetzt ist es doch unmöglich, ihn noch zu treffen, er wird schon an Bord sein."

„Morgen früh — halb — acht," wiederholte Petra und schien von einem besonderen Gedanken erfaßt.

Mit einemmal hob sie das tiefgebeugte Köpfchen.

„Felix," sprach sie fester, „ich schleiche mich davon, hinauf in mein Zimmer. Sagen Sie Mariannen, ich wäre halbtot vor Kopfweh und käme nicht mehr. Nicht wahr, Sie begreifen, Felix, daß mir die Menschen und der Lärm, die Musik und das Tanzen ein Greuel ist. Ohne ihn ist keine Freude mehr für mich."

Diese ihre Worte ergriffen sie selbst sehr. Sie mußte wieder beginnendes Schluchzen zurückdrängen. Felix besann sich gewaltsam darauf, daß er ein Mann und ein Soldat sei, sonst hätte er mitgeweint. Aber er gelobte sich, Axel morgen schon zu schreiben, daß Petras Herz gebrochen sei und daß Axel zum Mörder werde, wenn er nicht zu ihr zurückkehre.

„Ich begreife alles, Petra," sprach er fast zitternd, „o, könnte ich Ihnen helfen."

„Mir kann niemand helfen. Ich bin für ewig unglücklich,“ sagte sie und ihre Thränen trocknend, bat sie noch: „Gucken Sie 'mal hinein, ob da viel Menschen sitzen und ob ich durchkomme.“

Felix beugte seinen Kopf vor.

„Die Lohndiener stellen gerade die Tische zum Souper zurecht.“

„Nun, dann lauf' ich. Adieu.“

Felix küßte ihr beide Hände, sie sahen sich jammervoll an. Ums Leben gern wäre Petra ihm um den Hals gefallen, es war ja „sein“ Bruder, und Felix hätte zu gern ihre Stirn geküßt, es war ja „ihre“ Schwester.

Und wie sie sich so ansahen, die Augen voll Thränen, die reinen Kinderherzen voll Leid, zog es sie zu einander. Sie hielten sich an den Händen gefaßt, neigten die Gesichter gegen einander und ihre Lippen berührten sich, leise, zart und keusch.

Sie erschraken auch gar nicht über das, was sie gethan und sahen sich wieder an, ein wenig getrösteter, mutvoller. Dieser Augenblick hatte sie zu Geschwistern gemacht und Petra fühlte, daß ihr in Felix ein Fürsprecher bei dem Geliebten entstanden sei.

„Lebe wohl, Felix,“ sagte sie.

„Lebe wohl, Petra,“ sagte er.

Es war ein großer Augenblick für Felix gewesen, der größte in seinem Seelenleben. Ihm war, als sei Petra unter seinen ritterlichen Schutz gestellt und er schwor sich, ihr ewig der treueste Freund zu bleiben.

Für ihn gab es noch Ewigkeiten und Superlative.

Er suchte Marianne auf und als er ihrer ansichtig wurde, überwältigte ihn eine sonderbare Empfindung, in welcher er errötete. Ihm war, als sei er durch den Kuß der Schwester gegeben, ihr viel, viel näher gerückt.

Bis jetzt war seine heiße Verehrung für Marianne von völliger Unbefangenheit begleitet gewesen. Mit einemmal war in seinen Adern eine Unruhe, welche ihn zu ihr drängte und in seinen Nerven eine Unsicherheit, die ihn scheu fern hielt.

Das Vergnügen, neben ihr zu sein, mit ihr zu sprechen, das er immerfort gesucht, war ihm gestört. Er fürchtete, daß er ihr lästig sein, daß man es bemerken, daß man ihn necken könne.

Als er seine Botschaft ausgerichtet, die Marianne mit einem mitleidigen Ausruf angehört, zog er sich zurück, um sich einigen Freundinnen Petras zu widmen. Allein auch dies Vergnügen war ihm gestört; vor einer Stunde noch hatte er sich lustig mit den Damen geneckt, oder voll Eifer seine Kavalierpflichten geübt, jetzt sah er aus der Ferne nur immer auf Marianne.

Er bemerkte, daß Oswald von Bodmann vor ihr stand, der wahrscheinlich mit ihr tanzen wollte. Aber nach zwei Minuten zog dieser sich zurück — was war das, wollte sie nicht mehr tanzen? Felix wartete schon mit Bangen auf den Moment, wo er sie wieder in den Armen halten konnte, aber wenn sie nicht mehr tanzte, war es vorbei damit.

Doch nein, da kam Liebenow und sie walzte mit diesem.

Der kleine Vorgang hatte noch einen Zeugen gehabt und zwar einen in unmittelbarer Nähe. Das war Günther gewesen, der mit Malve in der Thür zum Tanzsaal stand. Er hatte Malve mit verbindlichen Worten und doch einer gewissen, nur ihr fühlbaren Strenge ersucht, nicht so viel zu tanzen, hatte ihr den Arm gegeben, war mit ihr langsam durch die Räume gegangen, mit dem harten, bittern Gefühl im Herzen, daß er sich als liebevoller Ehegatte sehen lassen müsse und war endlich mit ihr in jener Thür stehen geblieben, in deren unmittelbarer Nähe Marianne an der Wand lehnte, ein wenig erschöpft von den vielen Tanzanforderungen, die an die älteste Haustochter ergingen.

Sie bemerkte die Geschwister nicht. Während sie sich mit ihrem Fächer zu schaffen machte, dachte sie mitleidsvoll an Petra, deren „Kopfweh“ sie völlig durchschaute.

Mit einemmal verneigte sich der Freiherr von Bodmann vor ihr.

„Das gnädige Fräulein sind den ganzen Abend so beansprucht, daß ich noch gar nicht den Vorzug haben durfte, um eine Tour zu bitten.“

Damit machte er schon die selbstverständliche Bewegung, seinen Arm um ihre Taille zu legen.

Aber Marianne verharrte steif in ihrer Haltung, die sie bei seinem Anblick eingenommen und die voll eisiger Abwehr war.

„Ich danke sehr. Ich tanze nicht,“ sagte sie kühl.

„Aber das ist grausam,“ sagte der schöne Mann mit seinem liebenswürdigsten Lächeln, mit welchem er gewohnt war, jeden Widerstand zu besiegen. „Wenn Sie zu ermüdet sind, darf ich vielleicht im nächsten Tanz wiederkommen?“

„Ich danke sehr,“ wiederholte Marianne dasselbe Wort mit derselben Betonung, „ich habe alle Tänze vergeben.“

„Das sieht beinahe aus, als wollten Sie nur nicht mit mir tanzen,“ sprach Bodmann und lächelte Marianne ins Gesicht, volles Einverständnis von ihr erwartend, über die Unsinnigkeit solcher Annahme.

„Nehmen Sie immerhin an, daß es so ist,“ sagte sie und begegnete seinem ungläubigen Blick gerade und fest.

„Sie wollen einen Gast Ihrer Frau Mutter mit Absicht kränken,“ fragte er mit sanftem Vorwurf. Wo eine Frau im Spiel war, ließ er sich bis zu sehr vorgeschobenen Grenzen Beleidigungen bieten, ohne sich die Miene zu geben, als bemerke er sie. Und mit einer Schwester der allerliebsten kleinen Malve wollte er Frieden halten.

Zu seiner unaussprechlichen Verwunderung sagte Marianne knapp und laut: „Ja!“

Er verbeugte sich, ratlos, innerlich empört und sprach: „Sie sind als Dame immer im Recht, mag auch unbegreiflich sein, was Sie thun.“

Er zog sich zurück. „Sollte sie etwas gemerkt haben,“ dachte er; „aber nein, wahrscheinlich ist sie nur gekränkt, daß ich so spät zu ihr kam.“

Malve und Günther hatten jedes Wort gehört. Die junge Frau zitterte vor Zorn und ein Gefühl von Haß gegen die Schwester glomm in ihr auf, weil diese es wagte, den Mann zu beleidigen.

Günther fühlte, wie sie bebte und von einem Gefühl getrieben, welches dem Widerwillen sehr nahe verwandt war, ließ er den Arm seiner Frau los.

Er trat rasch vor und sah Marianne an. Sie wußte im selben Augenblicke, daß er alles gehört hatte. Sie hielt seinen forschenden Blick nicht aus. Angstvolle Gedanken durchjagten ihr Gehirn. „Er wird glauben,“ dachte sie, „daß ich ihn absichtlich in Bezug auf Bodmann belog. Er wird glauben, daß Malve und Bodmann schuldig sind.“ Und fast bereute sie, jenem Manne so offen ihre Mißachtung gezeigt zu haben. Hätte sie gewußt, daß Günther sie beobachte, würde sie versucht haben, gegen Bodmann höflich zu bleiben.

Aber Günther that, nach sekundenlangem Schweigen, eine Frage, die sie so wenig verstand, wie damals sein Gelöbnis für „ihr Glück“ zu kämpfen.

„So lieben Sie diesen Mann nicht?“ fragte er schnell.

„Nein!“ rief sie und erschrak über ihre eigene Heftigkeit. Denn in diesem „nein“ hatte leidenschaftliche Ablehnung solcher Annahme gelegen.

Günther wollte etwas sagen, vielleicht noch eine Frage thun. Aber er mußte sie auf seiner Lippe hemmen, denn in diesem Augenblick kam Herr von Liebenow auf Marianne zu und diese trat ihm, als habe sie auf Erlösung aus dieser Situation schon dringend gewartet, schnell entgegen.

Während sie davontanzte, auf dem blassen Gesicht den Ausdruck erkünstelter Fröhlichkeit, sah Günther von Hanstein ihr gedankenvoll nach.

„Warum,“ fragte er sich, „warum hat sie denn geschwiegen zu den Thorheiten meines Weibes, wenn es nicht seinetwegen war. Warum?“

VII.

Der Regen klatschte gegen die Scheiben und pfeifende Sturmstöße fuhren durch die Luft. Die Mondsichel war untergegangen und das Grelle der Nacht wurde durch die schwarze Finsternis nur noch schauriger. Die Wogen der Föhrde wurden vom offenen Meer her durch den Sturm wild hineingepeitscht und bäumten sich im Hafen am Quai und drüben an den sanften Ufern von Ellerbeck und Gaarden hochschäumend auf. Die Schiffslaternen schwankten gleich fallenden Sternen und an Bord der schaukelnden Schiffsungeheuer war wachsames Leben. An den Ankerplätzen der kleinen Verkehrsorte ging ein Krachen um zwischen den Fahrzeugen, die Planke an Planke gedrängt wurden, um vom nächsten Wogenprall wieder getrennt zu werden.

Die entlaubten Kronen der alten Bäume in der Düsternbrookallee schwangen hin und her wie veitschende Ruten; ab und an brach mit hartem Knacksen ein Ast ab und fiel rasselnd auf den regenüberströmten Bürgersteig nieder. Das Brausen der Wogen, das Heulen des Orkans und das Gelärm in den Baumkronen erfüllte die Luft mit einer donnerähnlichen Musik. Die gigantischen Töne sangen ihr altes Lied von der Ohnmacht der kleinen Menschen und schreckten die Schläfer aus dem Schlummer.

Selbst Frau Dallmer fuhr empor. Sie war so befriedigt eingeschlafen und glaubte ihren Töchtern allen drei ein großes Vergnügen bereitet und sich selbst als reizend liebenswürdige Wirtin ins beste Licht gesetzt zu haben. Unempfindlich gegen die unsichtbare, aber desto lauter von sich predigende Majestät der Sturmesnacht, dachte sie voll Sorgen daran, daß ohne Zweifel wieder durch die Fensterritzen Regen dringen und auf die Vorhänge niederrinnen werde. Schon wollte sie sich erheben, als sie im Korridor bereits Mariannens Stimme vernahm.

Marianne hatte nicht geschlafen und das langsame Wachsen des Unwetters gehört. Sie ging nun mit der schlaftrunkenen Lisette von Zimmer zu Zimmer, um nach allen Fensterverschlüssen zu sehen. Als sie bei der Mutter eintrat, empfing sie von dieser die genauesten Verhaltungsmaßregeln für alles, was sie schon erledigt hatte. In Petras Zimmer schlich Marianne auf nackten Füßen umher, um die Schlafende nicht zu stören, die sich auch nicht rührte, als ein Lichtstrahl von der offenen Kerze, die Marianne trug und mit der Hand zu schützen suchte, über ihr Gesicht weghuschte. Erst als Marianne die Thür wieder geschlossen hatte und ihre Schritte draußen verhallten, bewegte Petra sich.

Ach, sie hatte nicht geschlafen, gar nicht. Und sie wollte auch gar nicht schlafen. Sie war ihrem Kummer eine schlaflose Nacht schuldig und verachtete sich selbst, wenn eine schwere Müdigkeit ihr doch zeitweilig die Glieder löste. Dann dachte sie schnell daran, wie schrecklich der morgige Tag und alle künftigen Tage seien und ihr Gram ward gleich wieder so überwältigend, daß er die Müdigkeit verscheuchte.

Mit Grauen horchte sie auf das rasende Wetter. „Er“ konnte bei demselben auch nicht schlafen — befand er sich doch an Bord und wurde doch sein Schiff hin und her geschaukelt. Petra stellte sich das genau vor, wie der schwarze, klotzige Schiffskörper sich gleichsam widerwillig und selbst in der Bewegung noch ruhevoll von den stürmischen Wellen wiegen ließ. So königlich, als merke er zwar den Sturm, aber nähme seinerseits nicht allzu viel Notiz davon.

„Gerade wie er,“ dachte sie weinend. „Ich bin aber nur eine schwache, kleine Person und mich wird der Sturm zerbrechen.“

Sie war fest überzeugt davon, daß sie an ihrem Gram sterben müsse und daß die unglückliche Liebe ihr das Herz bräche. Jeder Trotz war aus ihrer Seele wie weggewischt. Nichts war darin wie maßloser Jammer und ein übertriebenes Gefühl von unwürdiger Kleinheit.

Sie hörte Marianne im Hause umher gehen. Auch hierüber fing sie an zu weinen.

„Sie ist unser guter Hausgeist, Nacht und Tag besorgt und pflichttreu,“ dachte Petra und rührte sich immer mehr, indem sie sich ausmalte, wie sie selbst nur Mariannen nacheifern wolle und wie sie beide dann später als edle, liebevolle, durch Entsagung im Gemüt geläuterte Schwestern, bis ins hohe Alter hinein zusammen leben könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Gedankensplitter.

Von

Hermine Diemer, geb. v. Hillern.

Es gibt auch auf dem sittlichen Gebiet eingebildete Kranke.

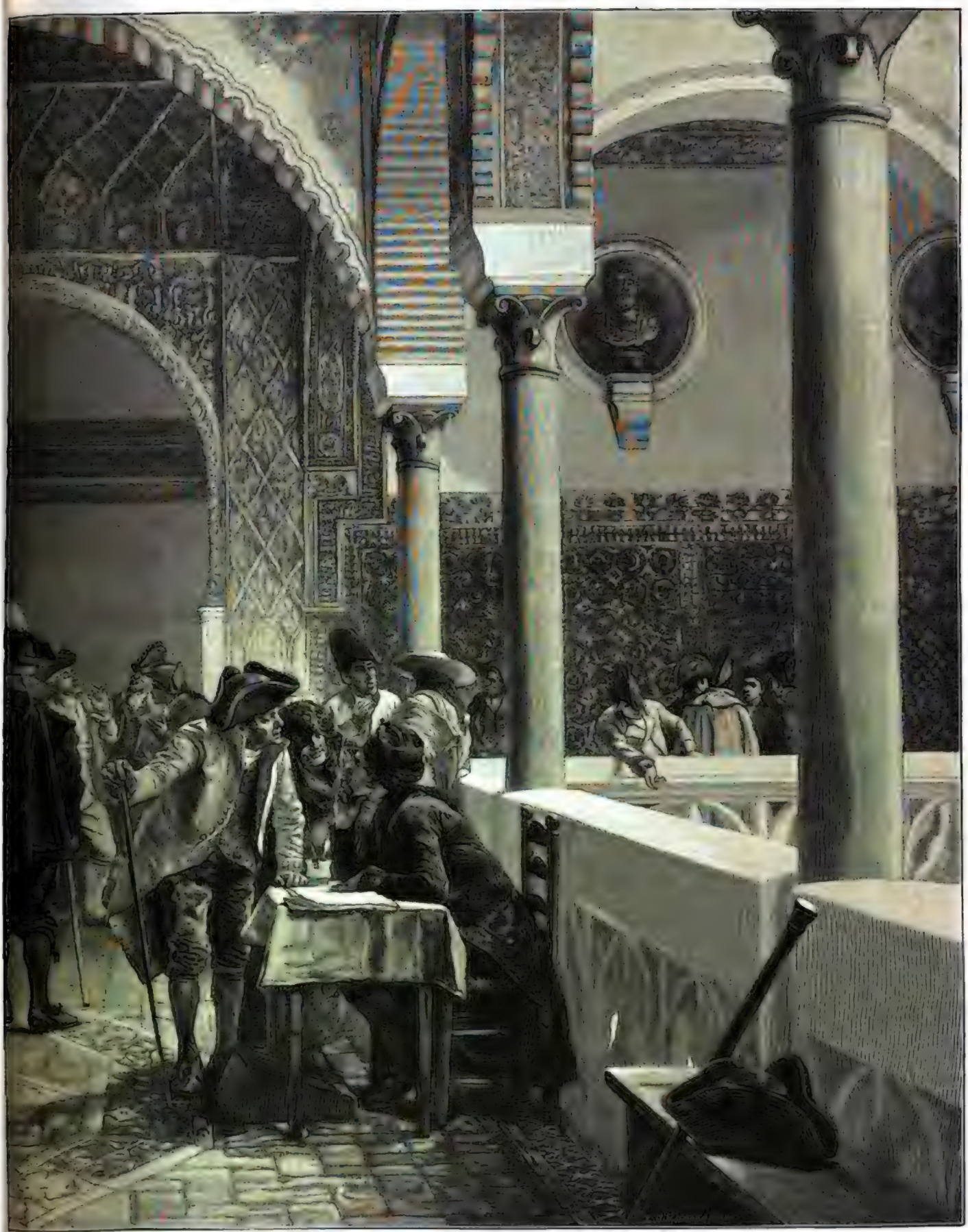
•

Der Prüfstein für die Echtheit eines Charakters ist, ob er die Wahrheit verträgt.

•

Maß und Gesetz sind die Erzieher der Schönheit.

J. Jimenez Ar



2 Audienztag".

Aus der Werkstätte des Untersuchungsrichters.

Von

Karl Heefeld.

Das große Publikum, vor dessen Augen sich das Drama einer öffentlichen Strafverhandlung abspielt, ahnt nicht, welche Summe von Wissen, Scharfsinn und Arbeit erforderlich ist, um zu den Ergebnissen zu gelangen, die ihm als etwas in sich Abgeschlossenes, Fertiges vorgeführt werden. Der Untersuchungsrichter muß in der That Energie, Scharfsinn und Arbeitskraft in seltenem Maße vereinigen; er muß aber auch auf so ziemlich allen Gebieten menschlichen Thuns und Wissens zu Hause sein, weil es eben kein fremdes Gebiet gibt, das nicht einmal in irgend eine Beziehung zu verbrecherischer Thätigkeit treten und daher seiner Beurteilung anheimfallen könnte. Das Wort: „Nihil humani a me alienum puto“ paßt ganz besonders auf den Untersuchungsrichter, wenngleich in anderem Sinne, als in dem des Philosophen. Da mag es sich denn wohl der Mühe verlohnen, auch einmal weiteren Kreisen einen kleinen Einblick in das so großartige und für den Außenstehenden geheimnisvolle Walten des Kriminalisten zu gewähren. Den unmittelbaren Anlaß hiezu bietet das Erscheinen eines ganz ausgezeichneten, auch für den Laien vielfach hohen Interesse bietenden Buches,*) in welchem der Verfasser, selbst ein in hervorragendster Weise praktisch wirkender Kriminalist, die Thätigkeit des Untersuchungsrichters ihrem vollen Umfange nach und in allen Einzelheiten auf Grund umfassender Erfahrungen und Studien beleuchtet. An der Hand eines so kundigen Führers wollen denn auch wir ein wenig in der Werkstatte des Untersuchungsrichters Umschau halten, wobei aber selbstverständlich in der Auswahl des überreichen Stoffes weise Beschränkung nötig ist. Der geneigte Leser kann daher im Folgenden nur mit einigen wenigen Bildern aus der Praxis des Untersuchungsrichters bekannt gemacht werden, die eben auf allgemeineres Verständnis und Interesse rechnen dürfen.

I. Psychologische Beobachtungen.

Jeder Untersuchungsrichter sollte eigentlich ein großer Menschenkenner sein, und wenn er keiner ist, so muß er doch mit der Zeit einer werden. Mit wie viel Menschen in den verschiedensten Altersstufen, Berufsarten, Ranglassen, von den verschiedensten geistigen Fähigkeiten, Temperamenten und sonstigen Eigentümlichkeiten, in den oft verwickeltsten und peinlichsten Situationen bringt ihn nicht sein Amt in Berührung! Und von ihnen allen soll er die Wahrheit herausbringen; denn das ist ja das Wesentliche seiner Aufgabe. Wie verschieden gestaltet sich nun die Vernehmung dieser Personen unter der Einwirkung der genannten Momente. Betrachten wir nur den Einfluß von Geschlecht und Alter auf die Aussage eines Zeugen.

In bestimmter Richtung sind — so schreibt Dr. Groß — Kinder, etwa bis zum Alter von sieben bis neun Jahren, die allerbesten Zeugen. Liebe und Haß, Eitelkeit und Falschheit, Religion und Stand, soziale Stellung und Geldpunkt sind ihnen noch fremd, falsche Auffassung infolge von Voreingenommenheit, nervöser Gereiztheit und langer Erfahrung kommt auch nicht vor, der Spiegel der Kindesseele zeigt ungetrübt und klar das, was sich vor ihm befindet. Dem stehen allerdings andere Schwierigkeiten gegenüber. Das Kind verbindet nämlich mit den Dingen vielfach andere Vorstellungen und Begriffe, als der Erwachsene, während andererseits viele Wahrnehmungen überhaupt kein Auffassungsvermögen übersteigen. Auch darf die absichtliche oder unabsichtliche Einwirkung von außen auf die so empfängliche Kindesseele nicht außer acht gelassen werden. Bei Vernehmung von Kindern ist also große Vorsicht erforderlich; doch irren wir meist, indem wir ihnen zu wenig zutrauen. Bei der nächsten Altersstufe müssen wir schon zwischen den Geschlechtern unterscheiden.

Der gesittete, gutgeartete Knabe ist der beste Beobachter und daher der beste Zeuge, den es gibt. Auf den Knaben beginnt die Welt hereinzustürmen mit all ihrem ungezählten Interessanten und das wenige, was ihm Schule und Alltagsleben bringt, füllt sein lebenshungriges, warmes Herz nicht aus. Was sich Neues, Merkwürdiges, Seltsames ereignet, das ergreift er mit beiden Händen, und mit gespannten Sinnen sucht er es aufzunehmen, so gut und so weit es ihm gelingt. Wenn niemand im Hause eine Veränderung wahrnimmt, wenn niemand von der wandernden Gesellschaft ein Vogelnest entdeckt, wenn niemand in Flur und Feld etwas Auffallendes sieht, dem halberwachsenen Burschen ist es gewiß nicht entgangen und alles, was über das eintönige Leben hinausragt, ist ihm ein willkommener Anlaß, seinen Scharfsinn zu üben, seine Kenntnisse auszudehnen und den Blick des Erwachsenen durch Mitteilung des Gefundenen auf sich zu lenken. Die Interessen des Knaben sind durch die Notdurft, Kämpfe und Peinigungen des Lebens noch nicht abgelenkt und dabei hat er doch schon Grundsätze. Das Lügen ist ihm verächtlich und der Eigensinn ist ihm nicht fremd; die schöne Gelegenheit, mit seiner Beobachtung recht zu behalten, läßt er sich nicht entgehen. So ist er fremden Einflüsterungen meist weniger zugänglich und gibt alles so an, wie er es wirklich gesehen hat.

Nicht dasselbe läßt sich vom gleichaltrigen Mädchen sagen. Schon die Natur und die Erziehung, die meist auf die enge Häuslichkeit beschränkt ist, bringen es mit sich, daß das Mädchen dem Knaben an Auffassungsgabe und Kenntnis des praktischen Lebens nachsteht. Bei den Mädchen entwickelt sich meist die Phantasie frühzeitig auf Kosten der Verstandeskraft. Diese Neigung zur Romantik und Schwärmerei macht das heranwachsende Mädchen sogar oft zu einer gefährlichen Zeugin, nämlich dann, wenn es selbst an der Sache beteiligt oder gar deren Mittelpunkt ist. Ist es schon an sich interessant, vor Gericht zu erscheinen, eine Aussage zu machen und in das Schicksal anderer einzugreifen, so ist es noch viel merkwürdiger, wenn es sich um etwas Wichtiges handelt und alles auf die Zeugin lauscht. So geschieht es dann nur zu leicht, daß aus einem belanglosen Tatbestand ein kleiner Raub, aus einem gewöhnlichen, armseligen Gauner ein interessanter blasser Jüngling, aus einer Grobheit ein Ueberfall, aus einem dummen Bubenstreich ein wichtiges Komplot wird; kurz, der echte „Backfisch“, gleichgiltig welchen Ständen angehörig, kann nicht vorsichtig genug behandelt werden. Für das Bemerken und Erkennen gewisser Dinge ist aber wieder niemand geschickter als das heranwachsende Mädchen. Die Gründe dafür sind die nämlichen wie für die Erfindungen und Uebertreibungen solcher Mädchen. Schule, Erlebnisse und Selbstbeschäftigung geben nicht genug Stoff für Grübeln, Schwärmen und Träumen, das jemelle Moment regt sich auch schon und so wird in der Umgebung bald unbewußt nach Erlebnissen gejagt, die, wenn auch noch so entfernt, diese Sphäre streifen. So kommt es, daß niemand kleine Interessen und Liebeleien der näheren und ferneren Umgebung besser erdenkt und genauer in allen Stadien beobachtet, als das begabte, lebhafte, halberwachsene Mädchen. Eine interessante Schönheit oder ein junger Mann, der in der Nähe wohnt, hat seinen genauesten Wächter über das ganze Thun und Treiben, als ein zwölfjähriges Mädchen aus der Nachbarschaft. Wer die Leute sind, was sie thun, mit wem sie verkehren, wann sie ausgehen, wie sie sich kleiden, weiß niemand so gut, als dieses. Das kleine Geschöpf merkt auch seelische Stimmungen, Freude, Kummer, Hoffnung und was sie sonst bewegt, an seinen Beobachtungsopfern am allerbesten. Will man über solche Fragen unterrichtet werden, so sind Schulmädchen die besten Zeugen, wofern sie nur die Wahrheit sagen.

Nun kommt die erwachsene Jugend; sie steht zwar in der Blüte des Lebens, gibt aber keineswegs die besten Zeugen ab. In der glücklichsten Zeit des Lebens stehend, von Hoffnungen und Idealen erfüllt, nur sich und ihren Wünschen lebend, sind diese jungen Leute die schlechtesten Beobachter; sie bemerken nichts, was außerhalb ihres Interessenkreises liegt. Man denke nur an das junge Mädchen, dem eine Welt unbemerkt versinken könnte, neben den Vorbereitungen zu einem Balle oder an den Studenten, dem seine Verbindung mehr gilt, als alles andere unter dem Monde.

Aehnlich wie mit den bisher geschilderten, verhält es sich auch mit den übrigen Altersstufen: bei jeder äußert sich der Einfluß der Jahre und die Beschaffenheit der Aussage in anderer Weise. Der Untersuchungsrichter darf daher dieses wichtige psychologische Moment ebenso wenig wie die anderen erwähnten Momente aus dem Auge verlieren, wenn es ihm daran gelegen ist, von den vernommenen Personen die Wahrheit zu erfahren.

Die Wahrheit! Welche Mühe kostet es, zu ihr zu gelangen und wie oft der Zweifel an ihr berechtigt! Oft sind Beschuldigte und Zeugen vom besten Willen erfüllt; sie wollen die volle Wahrheit aussagen und sie sagen doch falsch aus. Daß Wahrnehmungen, die im Zustande großer Aufregung gemacht werden, oft unrichtig sind, hat wohl schon jedermann an sich oder anderen zu erfahren Gelegenheit gehabt. Ein berühmtes historisches Beispiel dieser Art, das auch Dr. Groß anführt, betrifft die Berichte über die Hinrichtung der Königin Maria Stuart. Als man (in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts) ihren Sarg öffnete, ergab sich, daß sie mit dem Richtschwerte zwei Hiebe: einen in den Nacken und einen, der den Kopf vom Rumpf trennte, erhalten haben müsse. Die mit echt englischer Breite abgefaßten Berichte über die Hinrichtung erwähnen aber des Hiebs in den Nacken mit keinem Worte. Offenbar waren die Beobachter so aufgeregt, daß alle den fehlgegangenen Hieb übersehen hatten und ihn gewiß eidlich in Abrede gestellt hätten, wenn sie gerichtlich wären vernommen worden. Aehnlich sind die Angaben von Zeugen eines Eisenbahn- oder andern Unfalles oder gar der Opfer eines Gewaltaktes über die Einzelheiten desselben in der Regel nicht zuverlässig: Angst und Schrecken pflegen das Wahrnehmungsvermögen eben wesentlich zu beeinträchtigen.

Am verdächtigsten muß der Untersuchungsrichter sein, wenn es sich um Aussagen von Personen, die Kopfverletzungen erlitten haben, handelt; solche Verletzungen üben auf den geistigen Zustand des Verletzten oft den merkwürdigsten Einfluß.

So war ein Bauer auf dem Wege zum Viehmarkt, auf dem er eine Kuh hatte kaufen wollen, schwer verletzt und seines Geldes beraubt worden. Am Tage nach der That gerichtlich einvernommen, erzählte er bei klarem Bewußtsein den Hergang in genauester Uebereinstimmung mit den sonstigen Erhebungen. Nur behauptete er steif und fest, die gekaufte Kuh (nicht das Geld zum Kuhkauf) sei ihm weggenommen worden und war trotz aller Gegenvorstellungen und den augenscheinlichen Widersinne dieser Behauptung (der Markt fand unter anderem erst am Tage nach der That statt) nicht davon abzubringen.

Ein anderes Beispiel. Bei einer größeren Rauferei hatte ein Müllerbursche einen wuchtigen Hieb mit einem Pistole über den Kopf bekommen, so daß er lange bewußtlos war und eine Schädelverletzung erlitt. Bei seiner Einvernehmung erzählte er mit aller Bestimmtheit, daß ihn ein auffallend großer Mann mit langem schwarzem Barte niedergeschlagen habe. Glücklicherweise befand sich unter den Teilnehmern am Raufhandel kein solcher, auf den diese Beschreibung auch nur entfernt paßte; sonst hätte er auf Grund jener Aussage, die ganz klar und bestimmt lautete, verhaftet werden müssen. Als der Mann wieder gesund war und vernommen wurde, gab er als Thäter denjenigen an, den die anderen Zeugen bezeichnet hatten, und erzählte auf Befragen, es sei ihm allerdings, als er im halbbewußten Zustande im Bette lag, stets so vorgekommen, als ob ihn ein großer Mann mit langem schwarzem Barte aus dem Bette hatte ziehen wollen!

Merkwürdig ist auch folgender Fall. Ein Ingenieur ging in Begleitung eines alten Herrn an einem Wirtshause vorbei, aus welchem plötzlich eine Schar rauschender Soldaten herausstürmte, von denen einer dem ahnungslosen Ingenieur einen solchen Säbelhieb über den Kopf versetzte, daß er zu Boden fiel. Der Begleiter des Verletzten eilte davon, um Hilfe zu suchen, und als nun die herbeigeholten Leute zum Thatort gingen, begegnete ihnen der Ingenieur, der von dem ganzen Vorfall und von der Verletzung nichts wußte und nur nicht begreifen konnte, wohin sein Begleiter gekommen war. Und doch war die Verletzung so tief, daß bei der später vorgenommenen gerichtsärztlichen Untersuchung die Gehirnmasse mit der Sonde erreicht werden konnte. Wie irreführend können solche Aussagen auf den Gang der Untersuchung einwirken!

Aber wir dürfen dieses Gebiet psychologischer und psychopathischer Beobachtungen, zu welchen die Thätigkeit des Untersuchungsrichters überreichen Stoff liefert, so anziehend und lehrreich dasselbe auch sein mag, hier nicht weiter verfolgen und wollen unsern Lesern das nächstemal auch noch etwas aus den Erfahrungen des Untersuchungsrichters im Verkehr mit dem Gaunertume mitteilen.

*) Der vollständige Titel dieses Werkes lautet: „Handbuch für Untersuchungsrichter, Polizeibeamte, Gendarmen und so weiter. Von Dr. Hans Groß, k. k. Untersuchungsrichter in Graz. Verlag von Leuschner und Lubensky in Graz. 1893.

Ein Audienztag.

(Hiezu das Bild Seite 116 und 117.)

In die selige Ferienzeit — dieselbe hat in Spanien etwas länger gedauert als anderwärts — versetzt uns der berühmte Maler Jimenez Aranda mit seinem großen Bild „Ein Audienztag“. Es ist beiläufig die Zeit, in der noch die reizendste Novelle der spanischen Gegenwart, Pedro de Alarcons „Dreispitz“ spielt, die Zeit der allmächtigen Corregidoren. Und des freundliche maurische Quadrat der Vorhalle, in welcher sich die Audienzsucher vereinigen, weist uns bezüglich des Ortes nach Südspanien, in irgend einen alten Alcazar zu Cordoba, Sevilla oder Granada. Die Lebhaftigkeit und Ungezwungenheit des Verkehrs zwischen der hier durch die verschiedenartigsten Zwecke zusammengeführten Leuten entspricht auch mehr dem andalusischen Südgebenklassen als der kastilischen Grandezza. Wir dürfen wohl annehmen, daß der fast in die Mitte des Bildes gepflanzte Streithahn, der seiner Sache offenbar ganz sicher ist, von dem gewaltigen Vertreter der Staatsordnung sehr gnädig empfangen werden wird; er kommt, um die Erlaubnis zu einem außerordentlichen Stiergefecht zu erbitten, und der Herr Corregidor darf überzeugt sein, der Meister der Arena wird, wenn er die Erlaubnis bekommt, seinen Stier gerade unter der Corregidorloge mit wohlgezieltem Stoße niederstrecken und dann mit lautem „Viva el senor corregidor“ hinaufgrüßen. Nicht minder als die Rechtsanwalte und Verwaltungsbeamten, die hier in reich gestickten Uniformen erscheinen, fühlen sich in dem Staatsgebäude die Herren Geistlichen zu Hause. Alle mit einander teilen sich in brüderlich in die fetten Pfründen, die Kirche und Staat zu vergeben haben; und noch blüht ja die herrliche Zeit, da ein jeder, auch wenn er sich mit Studieren nur sehr mäßig geplagt hat, in kurzer Frist drüben, in einem der spanischen Reiche Amerikas, Macht und Vermögen erwerben kann. So wird der Audienztag, da er vieles bringt, auch allen etwas bringen, vielleicht sogar den Leuchten und dem Volke, die einem öffentlichen Schreiber den schwierigen Prozeß auseinandersetzen, um dessen endliche Erledigung sie nachsuchen wollen. L. L.

Der Kunstsalon Neumann in München.

(Hiezu auch die Bilder Seite 121, 125 und 128.)

Wer müden Fußes und noch müderen Auges die fast endlosen Bilderreihen der heiteren gegenwärtigen Münchener Kunstausstellungen durchwandert, wird sich, wie schmählich und begeistert er auch sei, kaum des leisen Seufzers:

Digitized by Google

„Weniger wäre mehr!“ erwehren können. Ja, die Meister aus beiden Lagern vereinigt zu sehen, unbehelligt von dem Troß, der sich hier wie dort breit macht — das wäre ein Genuß! Zum Glück besitzt München einen solchen Sammelpunkt für die Auserwählten der modernen Kunst. Im Salon Neumann finden wir alle ohne Unterschied der Nationalität und des künstlerischen Sonderbekenntnisses: Meissonier neben Israels, Corot neben Herkomer, Defregger, Henner, Maas, Max neben Uhde, Thoma, Herst, Hacker, Heider.

Durch den vor zehn Jahren von dem derzeitigen Besitzer, H. L. Neumann errichteten Salon, dessen vornehm gediegene Ausstattung zwei Ansichten dem Leser vergegenwärtigen, wurde der Grundstock der alten Wiener Kunsthandlungsfirma gleichen Namens, nach München verpflanzt, um durch wechselseitige Beziehungen das Absatzgebiet der einen wie der anderen zu erweitern. In der That verfehlten die reizvoll feinsinnigen Stimmungslandschaften Pettenkofers und Schindlers, die anmutigen Sittenbilder von Maas, die bewunderungswürdigen Kleinmalereien von Anton Müller, Kauffmann, Schödl, die Werke von Alt, Wisinger-Florian, Canon, Hamza und all die anderen, die Neumann von der Donau mitbrachte, nicht, Kenner und Käufer anzuziehen.

In geschlossener Reihe erschienen in dem eleganten Salon an der Maximilianstraße, der bald dem Kunstverein den Rang ablief, die Münchener Meister: Lenbach mit seinen durchgeistigten Porträts, F. A. Kaulbach mit seinen bezaubernden Frauen und Mädchen, Hermann Kaulbach mit seinen lieblichen Genres, Grützner, der geniale Humorist, Gabriel Max, der schwermütige Seelenmaler, Defregger, der klassische Vertreter einer kerngesunden, im höchsten Sinne volkstümlichen Kunst, Lindenschmitt und Diez, die beiden bedeutenden Lehrer der Historie, die reichbegabten Griechen Gysis und Jakobides — kurz, kaum ein hervorragendes Gemälde verläßt in München die Staffelei, ohne sofort Neumanns Salon zu schmücken. Hier begegnet der Liebhaber einer Auswahl, die ihm jeden Fehlgriff unmöglich macht; denn zu den Perlen heimischer Kunst gesellt sich das Erlesenste, was das Ausland zu bieten vermag. Mit Meissonier, Jaquet, Corot, Ribot, Detaille, Troyon, Salinas, Favretto, Rotta, Gordigiani, Pasini seien nur wenige einzelne erwähnt. Darum ziehen auch die meisten Galerien Deutschlands, staatliche wie städtische, München, Dresden, Frankfurt a. M., Bremen, Breslau und andere, den Salon Neumann zu Hilfe, wo es gilt, ihre Bilderschätze im internationalen Sinne zu erweitern und zu vervollständigen.

Vorurteilsfrei und vielseitig, gewährt er doch vor allen einem Meister besonderen Spielraum, Fritz von Uhde, dessen Schaffen hier zuerst eine Heimstätte gefunden hat. Wenn Uhde, in der That, wie man ihm nachrühmt, der Verkündiger einer neuen künstlerischen Heilslehre ist, so besitzt er in Neumann einen Apostel von seltenem Eifer und großer Wirksamkeit. Daß seine Werke aber jedenfalls unser Interesse verdienen, beweist „Verlassen“, ein Stimmungsbild voll tiefempfundener Innigkeit.

Wir geben dieses „Verlassen“, sowie ein weiteres: „Defreggers Tirolermädchen“, als Probe von dem reichhaltigen Inhalt des Neumannschen Kunstsalons in München.

Hans Peters.

Neumanns Kunstsalon. Eingang.

Graf Alexander von Württemberg.

Eine Erinnerung aus dem Hause Justinus Kerners

von

Theobald Kerner.

Es haucht mich wie frischer Morgenwind an, wenn ich an ihn denke. Im Anfang zwar, als ich mit anderen Knaben auf der Straße spielte und der Graf blitzschnell mit seinen schönen ungarischen Pferden in der leichten Troika angefahren kam und der hohe, schlanke Mann mit gewirbeltem blondem Schnurrbart in unser Haus trat und ich dann erfuhr, er sei der Sohn eines Herzogs, dem königlichen Hause nahe verwandt, da konnte ich nicht schnell genug meinen Kameraden erzählen, welche Ehre uns widerfahren. Aber, als ich ihn näher kannte, welcher Unterschied zwischen meiner kindischen Vorstellung von einem Prinzen und ihm! Ach, er war ja auch ganz anders! Die steife Flittergoldhülse schien er schon im Hausgang abgestreift zu haben, und er trat uns entgegen als einfach bürgerlicher Mann, als Mensch im edelsten Sinne des Wortes. Wie er mir, dem Knaben, erschien, so unverfälscht, männlich gerade, freidenkend und in Freundschaft und kindlichem Glauben an die Menschheit.

„Wie ein Felsen unbewegt,
Wenn an ihn die Woge schlägt.“

Und welche Wogen schlugen oft an ihn! — So erschien er mir auch noch in meinem Mannesalter bis zu seinem Tode. Nie sah ich seinen herrlichen Charakter durch eine Wolke getrübt, verdunkelten auch deren noch so viele sein Leben. Wenn er nach Weinsberg kam — und er kam oft und ich danke ihm noch in der Erinnerung für die Freude und den Trost, den er immer meinem Vater brachte — da spürte man durchs ganze Haus die Wirkung seines guten Geistes, alles war fröhlich erregt; selbst Lenau, wenn er eben noch eine seiner schwarzen, misanthropischen Stunden gehabt, meinte, es sei jetzt Zeit, sich der Melancholie zu entkleiden, und sprudelte bald von lustigen Wiener Geschichten und alles lachte herzlich zusammen. Wie nett und freundlich, keinen Standesunterschied beachtend, wußte Alexander mit jedem Gaste zu sprechen, und kam ein General oder sonst etwas Hohes, da wußte er auch seinen Mann zu stellen und die richtige Tonart zu finden. Nie war sein Erscheinen störend, nur einmal erinnere ich mich eines Falles, wo es fast durch ihn, aber nicht durch seine Schuld, ungemütlich wurde. David Strauß und Eduard Mörike waren, während Alexander da war, gekommen und übernachteten im Kernerhause. Beim Nachtessen wurde viel Interessantes gesprochen und erzählt, und es kam auch auf die Politik und von ihr aus auf die Türkei die Rede. Strauß behauptete, die Türkei sei ein kranker Mann und die Türken ein entnervtes, verweichlichtes Volk ohne Saft und Kraft und geistiges Streben. Alexander widersprach dem und sagte, man mißkenne vielfach dieses Volk, es sei zwar durch Barbarei und Druck niedergehalten und wissenschaftlich verkürzt, aber die Verweichlichung gehe nicht so tief, wie man oft meine, es läge in ihm eine ungeahnte Energie und Tapferkeit, und man finde unter den höheren Klassen sehr strebsame, geistreiche und hochgebildete Männer.

„Herr Graf, waren Sie vielleicht schon in der Türkei, daß Sie das so genau wissen?“ fragte Strauß spitzig.

„Nein, in der Türkei selbst war ich nie,“ entgegnete Alexander ruhig, „aber an der türkischen Grenze, und in Ungarn und namentlich in Wien lernte ich viele Türken von der Gesandtschaft und Diplomatie kennen, die ich wegen ihres Verstandes und ihrer Kenntnisse hochschätzte und mit denen ich viel über türkische Zustände sprach. Uebrigens, Herr Doktor, waren Sie schon in Bethlehem, da Sie alles von dort so genau wissen?“

„Nein!“ sagte Strauß kurz und stand auf.

Den andern Morgen kam Alexander früher als die anderen zum Frühstück und mein Vater sagte zu ihm: „Du hast — scheint's — gestern Strauß beleidigt.“

„Ich will's schon wieder gut machen, es thäte mir leid,“ entgegnete Alexander, und als Strauß eintrat, ging er auf ihn zu und sagte: „Herr Doktor, ich habe gestern abend etwas zu viel getrunken“ (dem war aber nicht so!), „sollte ich Sie durch irgend eine Rede beleidigt haben, so bitte ich Sie herzlich um Verzeihung,“ und bot ihm dabei die Hand.

Strauß aber trat einen Schritt zurück, ohne ihm die Hand zu geben, und sagte: „Herr Graf, wir brauchen keine Zeremonien!“

Ich sah, wie Alexander rot im Gesicht wurde, schnell aber hatte er seinen Unwillen unterdrückt und sagte gutmütig lächelnd: „Sie haben ganz recht, Herr Doktor, wir sind zwei zu entgegengesetzte Naturen, Sie sind der negative, ich der positive Pol, und wenn wir uns berühren, könnte es eine Explosion geben, und diesen Schrecken dürfen wir unserem guten, gastfreundlichen Justel nicht machen.“

Die Gedichte von Graf Alexander von Württemberg enthalten viele echte Perlen der Poesie, zum Beispiel: „Des Kürassiers Gang zum Tode“. Im Jahre 1843 erschienen von ihm Sonette: „Gegen den Strom“. Weil sie gegen den Strom waren, fanden sie wenig Anklang, aber zu beachten ist, daß schon fünf Jahre vor 1848 ein Angehöriger des württembergischen Königshauses solches in Gedichten aussprach. Ich entnehme denselben eines:

„Mein Vaterland, wie bist du doch zerrissen!
Was nützt dich deine Kraft, dein vieles Wissen!
Wie haben deine Feinde sich beflissen,
Zu reizen dich mit allen Aergernissen!

Du trägst ein Kleid von achtunddreißig Farben,
Noch bluten deine Krieger an den Narben,
Die sie im schlimmen Bruderkrieg erwarben,
Wo viele Tausend auf dem Schlachtfeld starben.

Noch unbekannt bist du im eig'nen Meere,
Daß keine Flotte, die für dich sich wehre,
Und keine Flagge weht zu deiner Ehre.

Doch Mut gefaßt, der Sturm hat angeschlagen
Die Glocke der Geschichte! Wer wird zagen?
Jetzt gilt es, frisch zu handeln und zu wagen.“

Mein Vater schrieb einige Tage nach Alexanders Tod, der ihn in unsägliche Trauer versetzte, Folgendes nieder: „Der schwäbische Dichterkreis betrauert den Verlust seines ritterlichen Sangesgenossen, des Grafen Alexander von Württemberg. Nach vieljährigen Kämpfen mit einem leidenden Körper übereilte den Edlen der Tod am 7. Juli 1844 in den Bädern des Wildbades.“

Herzensgüte, Freundestreue und eine reiche Phantasie, die ihn hauptsächlich zum Dichter schuf, waren Grundzüge seiner Natur. Als Soldat (früher Oberstlieutenant in einem Reiterregiment) erwarb er sich die Herzen seiner Kameraden und Untergebenen durch seine durchaus ungezwungene Natur. Bei der Liebe, mit der auch der Gemeine an ihm hing und für ihn jede kühne That gewagt hätte, bei seinem persönlichen Mut und seiner ritterlichen Erscheinung hätte er in einem Krieg gewiß Ausgezeichnetes geleistet. Es ist um so mehr zu bedauern, daß sein Leben nur in Zeiten der Friedensruhe fiel, wo die in ihm liegende Kraft nicht die entsprechende Richtung nehmen konnte, was ihm gewiß die Anerkennung des deutschen Vaterlandes verschafft hätte. Seine „gesammelten Gedichte“ beginnen mit einer Reihe von „Liedern eines Soldaten im Frieden“. Sie sprechen eine einem Soldaten wohl zu verzeihende Trauer aus, sich nicht in Kampfeslust ergehen, nicht den Tod fürs Vaterland sterben zu können, und doch Soldat zu sein; sie fassen den Soldatenstand im Frieden elegisch auf. Ihnen folgen Bilder vom Plattensee, Traumbilder, Waldbilder, Bilder aus den Alpen, Lieder des Sturmes, vermischte Gedichte. Alle diese Dichtungen zeugen von einem tiefen Gefühle, von einer unverdorbenen Natur, deutschem, bürgerliebendem Sinne neben einem Geiste edler Ritterlichkeit und alle verklärt die Folie einer reichen, bunten Phantasie. Schmerzlich fällt es auf, daß sie hie und da getrübt werden durch das Ringen, eine Kraft zu offenbaren, die zwar in seiner Seele lag, die aber später sein durch Gemütsleiden und Krankheit müde gewordener Leib nicht immer zu freier Entfaltung kommen lassen wollte. Sein Herz war herzlich wie kein Herz und man konnte mit allem Rechte sagen: „Jeder Muskel an ihm ist ein Herz.“ Wen er einmal mit Liebe umfing, von dem konnte er nicht mehr lassen, nie mehr den Glauben an ihn verlieren. Zeigte sich solcher in der Folge auch noch so treulos und undankbar, er glaubte es nicht, glaubte nur seinem Herzen, das von nichts wußte als von Liebe und Treue. Dadurch wurde er oft mißkannt und von denen, die seine Natur nicht kannten, schwach gescholten, was seine Seele nicht war, nur sein am Ende durch vieljährige Krankheit untergrabener Körper, der früher in voller Manneskraft dastund und ihn zum treuesten Bilde eines ritterlichen schwäbischen Sängers aus alter Hohenstaufenzeit machte. Später war er das Bild eines Aares, dem ein Pfeil die Brust getroffen. Lange mochte er auch in sich ein Gefühl des Verwundetseins und Hinsterbens getragen haben, so sehr er es oft auch wieder zu verbergen suchte. Das sprechen auch nachstehende Verse, die er schon vor Jahren schrieb, rührend aus:

„Mein Leben gleicht dem alten Turme,
Verwittert blickt er in die Welt,
Trotzt wohl noch manchem harten Sturme,
Bis er in sich zusammenfällt;
Doch sind die Glocken drin zersprungen,
Ein Blitzstrahl traf mir das Geniht,
Die frohen Lieder sind verklungen,
Nur, eine trübe Flamme, glüht
Die Ampel auf dem Altare
Der Todeskunst noch und wirft ihr Lohe
Auf eine stille Totenbahre,
Bis daß der Turm zusammenbricht.“

Der ritterliche Turm ist gebrochen, der müde Leib zur Ruhe bestattet in der Stiftskirche zu Stuttgart in der Gruft seiner Ahnen, nahe dem Platze, den das Standbild des größten der schwäbischen Dichter ziert, aber sein Geist der Liebe und Treue lebt in den Herzen seiner Freunde, und, sind auch diese von der Erde gegangen, noch in fühlenden Herzen der Nachkommen durch seine Lieder fort.

Holstenthor.

Zu Lübecks 750jährigem Jubiläum.

Von

Ph. Nelen.

Photogravüren von Bernh. Röhring in Lübeck

(Hierzu auch das Bild Seite 113.)

Als vor nunmehr siebenhundertundfünfzig Jahren, nach Zerstörung des weiter nach See zu gelegenen Alt-Lübeck, auf den zwischen den Flüssen Trave und Wakenitz gelegenen Hügeln durch Graf Adolf II. von Schauenburg eine neue Stadt gegründet wurde, da hat wohl niemand geahnt, daß diese Ansiedlung so bald schon große, zu europäische Bedeutung erlangen werde. Bereits 1157 fiel Lübeck durch einen Brand in Schutt und Asche, es ward jedoch rasch wieder aufgebaut und um 1300 war die jetzige innere Stadt gänzlich besiedelt. Lübeck ward von vornherein nach einem feststehenden Plane angelegt. Daher denn das gut ausgebildete Straßennetz: lange Häuserzeilen, der Trave parallellaufend, von Querstraßen meistens im rechten Winkel durchschnitten, einerseits bei der Trave, andererseits bei der Wakenitz mündend.

Die schon 1226 freie Reichsstadt schwang sich zur Führerin in dem Städtebunde der Hansa auf, gelangte im 14. und 15. Jahrhundert auf den Gipfel der Macht und entfaltete sich zur höchsten Blüte. Damals war sie ungleich stärker bevölkert als später. Das war die Zeit, welche Emanuel Geibel, bekanntlich ein Lübecker Kind und mit ganzem Herzen an seiner Vaterstadt hängend, so herrlich besungen hat.

Die Entdeckung Amerikas und die dadurch bedingte Veränderung im Handel und Verkehr, zusammen mit dem Scheitern der großartigen Pläne Jürgen Wullenwebers, stießen die Königin des Nordens von ihrem Throne herab. Der Handel ward nun mehr und mehr ostseeischer Binnenhandel, die Bedeutung Lübecks sank von Jahrhundert zu Jahrhundert, die Hansa war zum Schatten geworden. Der Wohlstand der jedoch noch immer angesehenen Stadt erhielt den letzten, fast tödlichen Schlag durch jene unglückliche Schlacht bei Lübeck am 6. November 1806, die mit der Gefangennahme Blüchers, welcher sich nach den Tagen von Jena bis an die Trave durchgeschlagen hatte und mit einer grausamen Plünderung seitens der Franzosen endete. Die Jahre der Fremdherrschaft richteten die Stadt fast gänzlich zu Grunde. Erst um die letzte Hälfte des Jahrhunderts befestigten sich die Verhältnisse; Eisenbahnen, vervollkommnete Wasserwege, der Zollanschluß 1867, brachten einen gewaltigen Aufschwung. Kraftvoll glänzt das ehrwürdige Lübeck heute in der Krone deutscher Städte.

Als See- und Handelsplatz behauptet Lübeck gegenwärtig keinen geringen Rang, wenngleich nicht den einer Welthandelsstadt. Die Einfuhr und der Vertrieb nordischer Hölzer ist riesig, die hochaufgestapelten Lager von Dielen und Balken erstrecken sich in gewaltiger Ausdehnung längs der Traveufer. Umfangreich ist die Einfuhr von Getreide, Wein, englischen Steinkohlen, Erzeugnissen des Nordens, wie auch die Ausfuhr deutscher Waren und Fabrikerzeugnisse nach Dänemark, Schweden, Finnland und Rußland, das Speditionsgeschäft blüht. Der Hafen, von der Trave und ihren Nebenarmen (früheren Festungsgräben) gebildet, liegt voll von großen und kleinen Seglern und Dampfern, deren Mehrzahl die russische und schwedische Flagge führt. Der an sich sehr unbedeutende Strom, ein Kastenfluß, wurde im Verlauf der letzten zwanzig Jahre verbreitert, begradigt und vertieft, so daß jetzt Schiffe bis zu fünf Meter Tiefgang den städtischen Hafen erreichen können. Dieser letztere besitzt an der Stadtseite großenteils nur hölzerne Bollwerke und meistens alte und nicht mehr zeitgemäße Lagerschuppen. Gegenüber entstanden aber in den letzten Jahren großartige steinerne Quais, die mit Speichern, hydraulischen Kränen und allen modernen Einrichtungen zum raschen Löschen und Laden der Schiffe versehen werden sollen.

Alte, treppengegiebelte Gebäude und Speicher begrenzen die Wasserkante; hoch empor über den hügelansteigenden Häusern erhebt sich die zum Himmel strebende St. Marienkirche mit ihren Doppeltürmen, die schon draußen, weit in der See, über den sich vorstreckenden Hügeln und Wäldern auftragend, den Schiffer grüßen. Von der Landseite bietet nach allen Richtungen die Stadt mit den vielen hohen Türmen einen ehrfurchtgebietenden Anblick. Zu der altertümlichen Umgebung des Hafens passen in ihrer mittelalterlichen Tracht mit schwarzem Wams, kurzen Wiederhosen und derben wollenen Strümpfen die breitschulterigen, riesigen Gestalten der Arbeiter, Träger genannt, die auch bei feierlichen Umzügen und Leichenbegängnissen angesehener Kaufleute in gleichartiger alter Prunktracht, zu welcher die modernen Cylinderhüte aber gar schlecht passen, eine Rolle spielen.

Wohl nicht ganz ohne Grund wird befürchtet, daß der im Bau begriffene Nordostseekanal nach seiner Vollendung dem lübeckischen Handel einen empfindlichen Stoß versetzen könnte. Seit Jahren ist daher das Streben der maßgebenden Kreise darauf gerichtet gewesen, die alte, seit fünfhundert Jahren bestehende, jetzt ziemlich wertlose, weil unvollkommene Wasserverbindung der Trave mit der Elbe bei Lauenburg den Bedürfnissen der Gegenwart gemäß neu zu gestalten. Ganz neuerdings kam in dieser Richtung ein Staatsvertrag mit Preußen zu

Kriegsstube im Rathaus.

Marktplatz mit Rathaus und Marienkirche.

Inneres des Rathskellers.

Rathhaus.

kunde. Lübeck wird erhebliche Geldopfer, an 16 Millionen Mark, zu bringen haben, aber es erwirbt den Anschluß an das weite Hinterland der Elbe und tritt an den Mittellandkanal. Freilich wird der Wettbewerb mit glücklicheren Städten, namentlich mit den so viel günstiger gelegenen und den Welthandel beherrschenden Seeverkehrsplätzen nicht ganz leicht sein.

Steigen wir jetzt vom Hafen die steile Böschung hinan!

Nun beschattet uns eine jener prachtvollen Lindenreihen, wie sie alle in die Stadt führenden Landstraßen überwölben. Links liegt das mit Villen und Parkanlagen umgebene weite, seeartige Becken der Wakenitz, von deren hohem Ufer ausgedehnt ein unvergleichlich schönes Stadtbild sich entrollt. (Die mittelalterliche Ansicht Lübecks, die wir bringen, ist von dort aus genommen.) Vor uns türmt sich das alte, malerische Burgthor auf, dessen Bogengang wir durchschreiten. Wir erreichen den Geibelplatz mit dem Denkmal des Dichters.

Neben alten Häusern steht das berühmte Hospital zum heiligen Geist. Der Eingang zu der großen, mit Buden für jeden einzelnen Hospitaliten besetzten Halle geht durch eine mit alten Fresken bemalte Halle. Gegenüber ist die Jakobikirche, welche, inwendig stilgemäß hergestellt und farbig bemalt, unsere Raumverhältnisse nicht fesseln soll, weil wer, erhitzt wie wir sind, uns nicht in die kalten, hohen Gewölbe wagen dürfen. Dort der mächtige Treppengiebelbau des Hauses der Schiffergesellschaft winkt herüber. Die Beischlagwangen neben der Thür tragen die Inschrift: „Allen zu gefallen, ist unmöglich." Aber die wirkliche, nicht künstlich hergestellte, „altdeutsche" Trinkstube drinnen hat noch niemand mißfallen, ebenso wenig wie das gute Münchener Bier. Harte Bänke, alte Eichentische, Wappenschilder hier und da, getäfelte Wände, rauchgeschwärzte Gemälde, von der Balkendecke herabhängende altdänische Kogge, Galeeren und sonstige Schiffsmodelle, alles das bildet ein unendlich anziehendes Ganze.

Manch steiles altes Haus steht noch an der Breitenstraße, der Hauptverkehrsader der Stadt. Leider aber fällt eins nach dem andern der Baufpekulation zum Opfer; in wenigen Jahren werden nur noch moderne Zinshäuser daneben stehen. Nur in den Seitenstraßen ist das altbankartige Lübeck noch reich vertreten. Da streben sie noch empor, jene mächtigen Kaufmannshäuser mit den Treppen- und geschweiften Giebeln, den großen, mit Steinmetzarbeiten gezierten Portalen, welche auf die hohe Diele führen, zu jenen kleinen Gemächern, mit denen sich frühere Geschlechter begnügten, den Waren die weitesten Räume anweisend. Die Häuser haben, abgesehen von den Portalen, fast durchgehends einen schmucklosen, ernsten Charakter. Die Giebelflächen werden durch gotische Profilirungen belebt, doch kommt auch oft der Rund- und Flachbogen vor. Leider hat fast überall graue Tünche die farbigen und glasirten Steine verdeckt. Manche Häuser im Rokoko- und Barockstil sind jüngeren auch von dem Wohlstande späterer Geschlechter.

Eine enge Gasse führt auf den Marktplatz, einen der schönsten Deutschlands. Inmitten desselben steht der mit den Bildsäulen Heinrichs des Löwen, Adolfs II. von Schaumburg, Kaiser Friedrichs I. Barbarossa und Kaiser Friedrichs II. geschmückte Roland-Brunnen. Links erhebt sich der prächtige gotische Neubau des kaiserlichen Postamts, rechts ein Flügel des Rathauses, mit Staffelgiebeln und ernstem Gewölbe ruhend, gegenüber der andere, laube Backsteinbau, spätromanisch und gotisch, der letztere mit einem Renaissancevorbau in Sandstein versehen. Die großartige, der Marktseite zugewandte Nordfassade wurde kürzlich wieder hergestellt und mit Freskobildern geschmückt. Das Rathaus enthält außer vielen Amtsstuben den Audienzsaal des Senats, die Börse und den neuen Bürgerschaftssaal, welcher, ein gotischer Prachtbau, vor einigen Jahren durch ein dem deutschen Kaiser gegebenes Bankett eingeweiht wurde. Hinterher rauchte Seine Majestät in der durch reiche Schnitz- und Intarsiaarbeiten altberühmten Kriegsstube mit den „Herren von Lübeck" die Friedenscigarre beim Kaffee. Das neue großartige Treppenhaus im Innern wird gegenwärtig mit Wandgemälden aus der lübeckischen Geschichte geschmückt.

Im Hintergrunde des Marktplatzes erhebt sich die riesige Marienkirche, ein Denkmal bürgerlicher Kraft und Stolzes, vor welcher die Kathedrale des Stifts, der Dom, verschwindet. Die Türme der dreischiffigen Pfeilerbasilika sind 125 Meter hoch. Das Mittelschiff erreicht 38½ Meter Höhe, steht also der des Kölner Domes nur wenig nach. Das leider eintönig weiß getünchte Innere der Kirche, der es noch dazu sehr an farbigen Fenstern mangelt, enthält zahlreiche altertümliche und zum Teil wertvolle Epitaphien lübeckischer Ratsherren, einen prachtvollen Marmoraltar, viele Kunstwerke, Gemälde, Altarschreine, Schnitzwerk, einen Totentanz und eine astronomische Uhr, die um zwölf Uhr mittags, wenn der Kaiser und die Kurfürsten sich vor dem Heilande verneigen, von Neugierigen stark umlagert wird.

Ein Blick auf die Westseite zeigt die dortige langgestreckte Front des Rathauses mit dem durch einen Vorbau verdeckten Eingang. Eine Menge kleiner Türme schmücken alle Seiten des großen, ernsten Gebäudes, den Schauplatz so vieler großer Ereignisse; es enthielt den Saal, in welchem die Abgeordneten der Hansastädte tagten.

Jetzt nach dem Dom! Er liegt freundlich genug da unter den hohen Bäumen des Kirchhofes. Leider ist aber sowohl das Aeußere wie auch das Innere der Kathedrale durch die pietätlose und rohe Umgestaltung der ursprünglichen romanischen Pfeilerbasilika in eine Hallenkirche arg verbaut. Die neuerdings restaurirte Eingangshalle an der Nordseite, das Paradies, nennen Kunstverständige ein „Juwel des Uebergangsstils". Namentlich ist alles Backsteinrohbau, abgesehen von Säulen und Ornamenten. Das Innere enthält wenigstens im einzelnen manches Schöne und Interessante, wie die Kanzel, das reiche und große Triumphkreuz, einen unschätzbaren Altarschrein von Hans Memling, Grabkapellen, Bronzegrabplatten, altertümliches Gestühl, Epitaphien, Kronleuchter und anderes mehr.

An die Südseite der Kirche lehnt sich an Stelle von ehemaligen Stiftsgebäuden, deren Kreuzgänge zum Teil noch erhalten sind, das neue Museum. Das charakteristische

Dom mit dem neuen Museum.

Architekturbild spiegelt sich in dem Wasser des Mühlenteichs. In dem großartigen Gebäude befinden sich natur- und kulturhistorische Sammlungen, ein Handels- und Gewerbemuseum, lübeckische Alterthümer, Gemälde und Skulpturen.

Wenden wir unsere Schritte nun nach dem Walle zu! Unter schattigen Laubgängen wandern wir durch die Anlagen, welche hier einen Luginsland und auf dem sich immer mehr ausdehnenden, das Innere Lübecks umgebenden Villenkranz, dann dort wieder einen Blick auf das rothdachige Häusermeer, überragt von den Thürmen und Thurmpaaren, bieten. Wir gelangen an den stolzen Bau des alten Holstenthores, dessen beide plumpe Thürme diesen ehrwürdigen Zeugen altlübeckischer Macht und Pracht flankiren. Es grüßt in goldener Schrift den Wanderer mit den goldenen Worten: Concordia domi foris pax.

Nun noch die belebte Holstenstraße hinauf! Ein kühler Trunk im altberühmten Ratskeller wird munden.

Lübeck. Burgthor.

Welch gescheidte Leute waren doch die Alten, daß sie Weinkeller unter ihren Rathäusern anlegten! Ja, ja:

Dieweil ein Lübecker Rat dort oben Weisheit pflegt,
Hat man der Weisheit Quell hier unten ergiebig!

„Kellner, eine Flasche Rüdesheimer in den Hansasaal!“

Von den mächtigen Gewölben der weiten Halle schauen die Wappen und Embleme der alten Hansestadte nieder.

„Ihnen Sie mir Beifall, meine Verehrten! Auf das Wohl der Freien und Hansestadt Lübeck! Möge sie noch fünfzig Jahren das achthundertjährige Jubiläum in alter Schöne, neuer Kraft und voller Blüte feiern.“

Nichts als Neid.

Dort am Platz, wo die Droschken stehn,
Hab' ich den Sperlingen zugesehn,
Wie sie sich um das Futter plagen,
Einer dem andern die Bissen abjagen.
Und haben sie selbst den Schnabel voll,
Macht sie der blasse Neid doch toll.
Machen sich allerwegen breit —
Futterneid — Futterneid.

Heiraten will sie, das junge Ding,
Das eben noch erst zur Schule ging?
Ei, da schau einmal einer an!
Nein, ich beneide nicht den Mann.
Was ist er denn eigentlich? Referendar?
Wie? Assessor, warum nicht gar?
Offen gestanden, er thut mir leid —
Mitterneid — Mitterneid.

D. Fiedler

Der Irrweg.

Künstler-Roman
von
Robert Misch.

(Fortsetzung.)

Wie ein schwerer Druck lag es auf dem Herzen von Hans, wenn er bei Hanna war. Und doch liebte er dies Mädchen, das so ganz anders geartet wie er selbst — vielleicht gerade deshalb, weil sie anders war, und weil er fühlte, daß sie ihm an Mut und moralischer Willenskraft überlegen sei, liebte sie um so mehr, je mehr sie sich ihm innerlich entfremdete.

Ja, er war ein Schwächling, ein Feigling! Er klagte sich dessen selbst an, aber er verschob den Moment der Aufklärung von Tag zu Tag. Wohl möglich, daß sie die Sache doch nicht so leicht auffaßte, wie er. Aber was war denn schließlich geschehen?

Er hatte ein Bild angefangen, dessen Stoff und Ausführung ihm nicht mehr gefielen, und das er daher liegen ließ. In allen Ateliers geschah das. Von Karnack ganz abgesehen, der nur geniale Skizzen entwarf, die niemals ausgeführt wurden, brauchte er nur in das Atelier des ersten besten Bekannten zu gehen, um Dutzende von unvollendeten Bildern zu finden, deren ihr Schöpfer überdrüssig geworden.

In zwei Tagen war der Ablieferungstermin verstrichen. Mit diesem unangenehmen Gedanken wachte er ziemlich spät auf. Heute abend wollte er ihr lachend beichten. Er studirte sich eine recht scherzhafte Art aus, in der er es ihr beibringen könne. Nicht einmal die ganze Wahrheit brauchte sie zu wissen. Er konnte ja bis heute an dem Bild gearbeitet haben, aber er würde nun doch wahrhaftig nicht mehr fertig mit dem Ding und wäre auch durchaus nicht damit zufrieden.

Von einer nahen Kirche schlug es zwölf. Hans saß am offenen Fenster und sog die linde, weiche Frühlingsluft ein, während er gedankenvoll den Rauch seiner Morgencigarre von sich blies. Wie schön war doch die Welt! Die Büsche und Bäume im Garten grünten und sproßten; leise plätscherte der liebe, alte, wohlbekannte Melodie. Eine träumerische Sehnsucht überkam ihn, ein Drang in die Ferne. Reisen wollte er, hinaussliegen in unbekannte Länder, das Skizzenbuch in der Tasche, sein Weibchen zur Seite. Er sah sich mit ihr im offenen Wagen, wie sie durch ein freundliches Gebirgsthal im ersten Morgensonnenstrahl fuhren. Der Postillon auf dem Bock schmetterte in sein Horn; von weitem tönte das Echo zurück. Eichendorf, der in seinem „Taugenichts“ diese Reisesehnsucht und Wanderlust wie kein Zweiter geschildert hatte, fiel ihm ein.

Und warum sollte er diesen Traum nicht zur Wirklichkeit machen? Er besaß ja die Mittel dazu. Sie sollte endlich sein Weib werden. Entweder war er ein wirklicher Künstler; dann würde es auch zu Tage treten, wenn die Zeit erfüllt und er zur Reife gediehen war. Oder er war keiner, es war alles nur eine Täuschung; dann würde er sich eben kunsthistorischen Studien widmen, über Kunst schreiben und als Forscher und Sammler, als Mäcen und Entdecker junger Talente ein angenehmes, wohlausgefülltes Dasein leben. Die Mittel waren ja dazu vorhanden. Andere lebten auch so und wurden gepriesen und beneidet. Seine Mutter hatte recht. Wozu sich das Leben schwer machen, wo die Schicksalswürfel so günstig gefallen waren wie bei ihm?! Es gab doch so gar keine Hindernisse, die sich ihrer Vereinigung entgegen stellten. Er hatte das Junggesellen- und Bummelleben jetzt gründlich satt, und Karnack reiste ja nun auch bald ab.

Ja wohl, er wollte ernst machen. Eine Freudigkeit überkam ihn, eine Thatkraft, wie er sie lange nicht empfunden. Noch heute sollte sich alles entscheiden. Gerade die Beichte, vor der er sich so lange gefürchtet, wollte er zum Anlaß nehmen, um ihr ernstlich seine Meinung zu sagen und ihr die Zusage zur baldigen Hochzeit abzunötigen. Den Professor hatte er auf seiner Seite, das wußte er: der sähe seine Tochter lieber heute als morgen wohlversorgt als junge Frau.

Und dann, wenn sie die Seine war, wollte er die Welt an ihrer Seite durchfliegen — Italien, den Orient, ehe sie sich hier ein traulichtes Nestchen bauten. Ja, traulich sollte es werden. Er hatte eine kleine Villa in Aussicht, draußen vor der Stadt, auf die sich Karnack gespitzt, der sie hatte mieten wollen. Aber vorläufig war sie noch für ein Jahr an einen reichen Engländer vergeben; das paßte also ganz gut. In Gedanken teilte und richtete er bereits die Zimmer ein. Ihr Schmollwinkel und Boudoir natürlich in Rokoko. Dafür hatte er eine ausgezeichnete Idee. Sein Atelier: das sollte noch etwas anderes werden als das Gelumpe hier. Fort mit allen Schnurrpfeifereien und Nachahmungen! Nur das Gediegenste und Echteste wollte er behalten. Karnack hatte übrigens angedeutet, daß er bei seinem Wegzug das meiste von seinen Sammlungen verkaufen würde; und es war manches darunter, worauf er schon lange lüstern war — seine Tellersammlung zum Beispiel.

Die Gartenthür knarrte in ihren verrosteten Angeln. War das nicht Hanna, die da über den Kiesweg kam? Sie nickte freundlich zum Fenster hinauf und ging auf das kleine Pförtchen zu, durch das man über eine schmale, niedrige Treppe direkt in das Atelier gelangte, ohne die Vorderwohnung berühren zu müssen. Gleich darauf klopfte es; sie stand vor ihm.

„Hanna — ich bin ganz starr. Was verschafft mir die seltene Ehre?“

Noch niemals hatte sie ihn am Vormittag besucht — noch dazu allein.

„Ich war gerade in der Nähe,“ stotterte sie und wurde dunkelrot. — „Nein,“ fügte sie schnell hinzu, „ich will Dich nicht belügen; ich kam nur, um Dein Bild zu sehen, da Du es vielleicht schon morgen fortschickst!“

Sie blickte suchend umher. Ihr Auge blieb an der großen Leinwand haften, die er verkehrt an die Wand gestellt, weil ihn der Anblick des unvollendeten, verhaßten Bildes störte.

Er faßte sich schnell. Was er ihr heute abend hatte gestehen wollen, mußte also gleich gesagt werden. Die Zukunftsphantasien, mit denen er sich eben beschäftigt, hatten ihm gerade zur rechten Zeit den Mut gegeben, dessen er bedurfte.

Mit einem schnellen Griff drehte sie unterdessen die große Leinwand um, starrte sie einen Augenblick verdutzt an und streifte ihn dann wortlos mit einem langen, ernsten, prüfenden Blick, der ihm das Blut in die Wangen trieb. Er zuckte verlegen die Achseln.

„Nun ja — es ist nicht fertig!“

„Also hast Du mich belogen?“ rief sie leise, während es wehmütig um ihren Mund zuckte.

„Belogen? Was das für Ausdrücke sind! Ich habe bis vor kurzem daran gearbeitet,“ stotterte er verlegen.

„Lüge wenigstens jetzt nicht mehr! Es ist ja kaum halb fertig.“

Ein trotziges Gefühl stieg heiß in ihm auf. Stand er nicht vor ihr wie ein gescholtener Knabe, der sein Pensum nicht gemacht hat und hinter die Schule gegangen war?

„Nun ja, ja — es ist kaum halb fertig. Ich habe plötzlich die Lust daran verloren — weil mir das Motiv nicht liegt, weil es mir keine Freude mehr machte, weil — meinetwegen, weil ich das Thema nicht bewältigen kann, wie Du und Baltes es ja vorausgesagt. Soll ich das Bild fertig machen, bloß weil ich es Dir versprochen habe? Auch wenn ich einsehe, daß es eine verfehlte Arbeit ist; daß niemals etwas Rechtes daraus wird!“

Er blickte sie herausfordernd an; er war jetzt in der rechten Stimmung, ihr den kleinen Trotzkopf zurecht zu setzen. Langsam glitt sie auf den Sessel nieder, neben dem sie gestanden. Er wollte sie vollends entwaffnen; jetzt war die rechte Stunde gekommen.

Sein ganzes Herz schüttete er vor ihr aus. Daß

der Künstler frei sein müsse in seiner Arbeit und eine innere Verwandtschaft haben mit dem Stoffe, den er sich gewählt. Er habe sich eben vergriffen; das sei anderen Leuten auch passirt. Jetzt hätte er dagegen ein Motiv gefunden, das seinem Wesen verwandt sei und einen großen Zug in sich trage. Er zeigte ihr die kleine Tafel mit der Luzifiskizze. Und dann kramte er noch einmal all die Ideen aus, die sie schon so oft gehört: daß ein Künstler kein Handwerker sei, der die angefangene Arbeit beenden müsse, und so weiter.

Und er habe es Gott sei Dank nicht nötig, auf Bestellung und fürs tägliche Brot zu arbeiten; er könne sich langsam, ungehindert entwickeln. Und sie sei thöricht, wenn sie das jetzt nicht einsähe, und welch glänzendes Los ihr an seiner Seite beschieden sei. Ueberhaupt verlange er, daß sie den Menschen in ihm liebe, ganz gleich, ob er Talent besitze, ob nicht. Habe er das nicht, so würde er eben zu seinem Vergnügen weiter malen und Kunsthistoriker und Sammler werden. Deswegen wäre sein Leben doch kein verfehltes. Denn wen die Not nicht zwinge, der könne und solle sich dem widmen, wozu ihn das Herz treibe. Immer besser, als wenn er ein verpfuschter Gelehrter, Beamter oder Kaufmann geworden wäre. Sei er aber ein Künstler, so würde sich eines Tages seine Begabung durchringen. Und in den nächsten Jahren wolle er die Welt kennen lernen, und sie solle ihn begleiten. Ob sie sich ein schöneres, beneidenswerteres Dasein vorstellen könne? Später wolle er dann eine kleine Villa mieten — er habe schon seine Pläne für die innere Ausstattung — und dann hier ganz der Kunst, ihrer Liebe und einer edlen, vornehmen Geselligkeit leben.

Er redete sich ganz in Eifer und Begeisterung hinein. Er fühlte es lebhaft, wie vernünftig er sprach, und daß er sie überzeugt haben müsse. Jetzt faßte er sie bei der Hand und fragte leise und innig: „Sag, Schatz, wann soll die Hochzeit sein?“

Ein seltsamer Blick traf ihn. In den Tiefen ihrer grauen, klaren Augen schimmerte es fragend. Dann erwiderte sie ruhig:

„Du verlangst doch wohl nicht gleich eine Antwort!“

Er stampfte unwillig mit dem Fuße auf. Da hatte er sich nun warm gesprochen, hatte ihr sein ganzes, volles Herz ausgeschüttet, und sie blieb kühl bis ans Herz hinan, schmollte wohl gar noch trotzig, weil er ihr in Bezug auf das Bild ihren Willen nicht gethan und ihr in dummer Furcht nicht gleich die Wahrheit gesagt. Wie kleinlich doch die Weiber sind! Und er wollte sich auch nicht mehr vor ihr fürchten, wollte von jetzt an den Herrn herauskehren — das imponirt den Frauen, das macht sie zahm.

„Nun gut, gut — überlege es Dir!“ erwiderte er etwas verletzt. „Ein anderes Mädchen an Deiner Stelle würde mit beiden Händen —“

„Ich danke Dir für Deine Großmut,“ sagte sie spöttisch und erhob sich. „Adieu!“

Ihr Blick war eiskalt; nicht einmal die Fingerspitzen reichte sie ihm. Sie schmollte. Mochte sie doch! Ohne sich noch einmal nach ihm umzusehen, war sie verschwunden.

Einen Moment stutzte er, aber er beruhigte sich gleich wieder. Es wäre doch lächerlich, wenn sie die dumme Bildergeschichte ernsthaft nähme. Das war ja gar nicht möglich. Es hatte sie wohl ein wenig verwundert und verletzt, ihn so energisch auftreten zu sehen. Damit mußte sie sich eben abfinden. Ja, wenn es zum „Klappen“ kam, da zeigte er sich eben doch als Mann. Höchlichst zufrieden mit sich selbst zündete er sich eine neue Cigarre an und setzte seine Lieblingsbeschäftigung fort, den blauen Rauchwölkchen am offenen Fenster gedankenvoll nachzusehen, in süße Zukunftsträumereien verloren. Bah, morgen würde sie zahm sein, die kleine Widerspenstige! Sie sollte sich seine „Pauke“ gehörig durch den Kopf gehen lassen und eine Nacht darüber schlafen; er wollte sie heute nicht mehr stören.

Dabei fiel ihm ein, daß ihn Karnack zu heute abend geladen hatte, zu einem kleinen Feste. Der Freund schmunzelte so geheimnisvoll bei der Einladung, als wenn er eine große Ueberraschung in petto hätte. Es paßte also ganz famos, daß er nicht verhindert war.

Als Hans gegen neun Uhr das in vornehmer Zurückgezogenheit hinter einem Vorgarten sich versteckende Haus betrat, in welchem der Russe eine ganze Etage inne hatte, fuhr gerade ein Mietswagen vor. Zwei Damen und ein Herr entstiegen demselben, die ihm bekannt erschienen und sich als Schüler seines ehemaligen Lehrers entpuppten. Auf sein verwundertes Fragen, was sie hier suchten, enthüllte sich ihm die Ueberraschung. Karnack gab statt eines kleinen Soupers, wie Hans vermutet, ein großes Abschiedsfest, zu dem außer der ganzen Schule Professor Gundlachs die malerische Jugend Münchens geladen war. Die jungen Damen — sie waren wirklich noch jung — erzählten ihm, der weibliche Teil der Gundlach'schen Schule habe erst geschwankt, ob er die Einladung zu einem Junggesellen, der noch dazu im Rufe eines Don Juans stehe, annehmen solle. Aber der Professor, der natürlich anwesend sei, habe ihnen alle Bedenken ausgeredet und die volle Verantwortung übernommen. So seien sie denn gekommen, noch dazu eine bekannte ältere Malerin die Einladungen mitunterzeichnet und die Honneurs des Hauses zu machen übernommen habe.

Als sie die strahlend erleuchtete Zimmerflucht betraten, an deren Ende das saalartige, heute zu einem Wintergarten umgewandelte Atelier lag, fanden sie schon zahlreiche Menschen vor, meist junges Volk, auch einige Maler und Mäcene mit ihren Frauen. Lärmend und lachend schwirrte die Menge und wuchs mit jeder Minute. Eben war Professor Gundlach angekommen, der ob seines kaustischen Witzes in der Gesellschaft ebenso gefürchtet als beliebt war. Im ganzen war es also die aufstrebende Jugend und die Opposition gegen die akademische Richtung, die hier vertreten war.

Karnack kam Hans mit freudestrahlender Miene entgegen und drückte ihm warm die Hand.

„Nun, was sagst Du zu meiner Ueberraschung? Ein Fest der künstlerischen Jugend ... und sie sind alle gekommen, Männlein und Weiblein ... ich erwarte gegen achtzig Personen. Im Atelier sind die Buffets aufgeschlagen; man wird sich an kleinen Tischen zwanglos gruppiren.“

Hans hatte Karnack noch nie so belebt gesehen; sein blasirtes Wesen, das er sonst niemals ablegte, war einer freudigen Erregung gewichen. Hans mischte sich unter die Menge, bald hier, bald da Bekannte begrüßend. Plötzlich fühlte er sich am Aermel gezupft. Vor ihm stand am Arme des „Kirchenlichts“ Klein-Hedwig, Baltes' Wirtstöchterlein, die ihn freudestrahlend begrüßte.

„Wie kommen Sie denn hierher, Fräulein Hedwig?“ fragte Hans erstaunt.

„O, das will ich Ihnen erklären, Herr Wieborg,“ sagte die Kleine, der das helle Musselinkleidchen reizend stand, mit lieblichem Erröten, „wenn Sie mich einmal ganz durch diese Feenträume führen möchten!“

Sie nahm seinen Arm, ohne eine Antwort abzuwarten, nickte Lahmel freundlich zu, mit einem „Auf Wiedersehen nachher!“ und zog Hans schnell mit sich fort.

„Nun, nun — Sie entführen mich ja förmlich, Fräulein Hedwig,“ lachte der Maler und folgte seiner Begleiterin in ein kleines Nebengemach, in dem sich nur wenige Menschen aufhielten.

„Also, was gibt's, liebes Kind? Denn offenbar wollen Sie etwas von mir wissen?“

„Warum kommen Sie nicht mehr zu uns? Was ist zwischen Ihnen und Herrn Baltes vorgefallen?“

„Ach, liebes Fräulein Hedwig, wenn Sie es gut mit mir meinen, so lassen Sie jetzt die unerquickliche Sache ruhen. Hier will ich mich amüsiren und —“

„Aber ich will Sie heute abend mit ihm aussöhnen.“

„Baltes kommt her?“

„Ja, gewiß, er hat es Herrn Karnack, der extra bei uns war, ganz fest versprochen.“

„Nun, dann will ich lieber gehen. Von einer Aussöhnung kann gar keine Rede sein — jetzt weniger als je!“

„Wenn ich Sie aber recht, recht schön bitte,“ sagte die Kleine mit einschmeichelnder Stimme und sah mit ihren unschuldigen Kinderaugen flehend zu ihm auf.

„Es ist zwar sehr schwer, einer solchen Bittstellerin und solchen Augen zu widerstehen, aber ich bin als Bräutigam dagegen gefeit. Baltes und ich können nie wieder Freunde werden.“

„Weshalb nicht?“ Ein tiefes Staunen malte sich auf ihrem Antlitz.

Hans zuckte schweigend die Achseln.

„Sie müssen es mir sagen,“ bat sie dringender.

„Warum interessirt Sie das so sehr?“

„Weil ich Ihre Freundin bin und auch die seine,“ erwiderte sie leise und schlug verschämt die Augen zu Boden. „Seitdem Sie uns nicht mehr besuchen, ist er oft sehr traurig. Er arbeitet auch nicht mehr so leicht und freudig wie früher — kurz, er ist ganz verändert, und ich möchte ihm so gerne helfen.“

„Er ist verändert — traurig? Ja wohl, ich glaube es gern,“ rief Hans bitter.

„Was bedeutet das alles?“

„Da Sie seine und meine Freundin sind, liebes Kind, sollen Sie es erfahren. Ich weiß, daß Baltes meine Braut liebt; auch Lahmel weiß es ... er hat heimlich ihr Bild gemalt. Aber nicht daran habe ich es gemerkt — Ja, was ist Ihnen denn? Ist Ihnen nicht wohl, Hedwig?“

„Der Lärm und die Hitze und die vielen Menschen — es ist schon wieder gut!“

Sie lächelte ihn matt an und drückte ihm leicht die Hand.

„Erzählen Sie mir nur alles, vielleicht läßt sich doch noch ... noch manches gut machen.“

„Nein, nein, geben Sie sich keine Mühe, Hedwig! Das ist vorbei. Er hat sich zwischen mich und meine Braut drängen wollen — ich habe ihn in seine Schranken zurück gewiesen, habe ihm ihr und mein Haus verboten. So etwas läßt sich nie wieder gut machen, nie wieder vergessen. Ich glaubte übrigens, Sie wüßten es — durch Lahmel.“

In diesem Augenblick hörte Hans seinen Namen rufen. An der Schwelle des Zimmers standen einige junge Leute, Schüler des Professors.

„Was gibt's denn?“

„Wir brauchen Sie, Wieborg.“

Er verabschiedete sich schnell von der kleinen Hedwig, der es sehr nahe zu gehen schien, daß sie keine Versöhnung zwischen den beiden ehemaligen Freunden herbeiführen konnte.

Die jungen Leute teilten ihm mit, daß Karnack auf die Idee gekommen sei, Professor Gundlach irgend eine Huldigung zu bereiten. Man wolle ein lebendes Bild improvisiren, etwa mit der Büste des Professors als Mittelpunkt, die als Geschenk desselben im Besitze Karnacks sei. Dieser selbst wäre zu sehr durch seine Pflichten als Gastgeber in Anspruch genommen, um die Sache arrangiren zu können, und habe ihn vorgeschlagen. Im Atelier, das wegen des Soupers abgesperrt sei, könne das Bild gestellt werden. Ob er nicht irgend eine Idee dazu hätte?

Hans besann sich einen Moment. Das Ersinnen und Stellen von lebenden Bildern war seine starke Seite und hatte ihm schon oft großen Beifall eingetragen.

„Was meinen Sie zu folgender Idee, meine Herren? Die Wahrheit und die Schönheit kränzen Hand in Hand die Büste des Professors mit dem Lorbeer, während die Wahrheit dem gefesselten Neid den Fuß auf den Nacken setzt. Im Hintergrund huldigen die bekanntesten Gestalten seiner besten Bilder ihrem Schöpfer.“

Mit Jubel wurde diese Idee von den jungen Leuten begrüßt und zum Beschluß erhoben. Man machte sich sogleich an die Ausführung. Eine Estrade, zum Modellstehen bestimmt, wurde hinter den geschlossenen Schiebethüren, die den großen Raum von der eigentlichen Wohnung trennten, aufgestellt und mit Lorbeer und Palmen geschmückt. Zwei junge Damen, Schülerinnen des Professors, erklärten sich zur Darstellung der Wahrheit und der Schönheit bereit. In der reichhaltigen Kostümgarderobe Karnacks, alte, echte Stücke zu Modellzwecken und die Ueberbleibsel von Künstler- und Maskenfesten enthaltend, fand sich das meiste, was nötig war. Was noch fehlte, schafften die jungen Leute, die ganz Feuer und Flamme waren, schnell zu Wagen aus ihren Ateliers und von Verleihern herbei. Während sich hinten ein geheimnisvolles Treiben entwickelte, wurde vorne

Franz Defregger: „Tirolermädchen".

musizirt, konversirt und getanzt. Doch hatte es sich schnell herumgesprochen, daß „da hinten“ etwas los sei.

Eine gewisse Aufregung, eine elektrische Spannung bemächtigte sich der Gesellschaft. Trotzdem die Mitwirkenden, und wer sonst in die Sache eingeweiht war, das tiefste Stillschweigen gelobt hatten, schwirrte ein dumpfes Gerücht von allerlei Anzüglichkeiten gegen den Akademiezopf durch die Menge. Man lachte, plauderte, ließ sich den Thee und den Champagner schmecken, der schon jetzt gereicht wurde, und harrte gespannt der Dinge, die da kommen sollten.

Endlich forderte Karnack seine Gäste auf, sich in das letzte Zimmer zu begeben, in dem man für die Damen, den Professor und andere Respektspersonen Stühle aufgestellt hatte. Dahinter gruppirten sich die jüngeren Elemente. Auf ein gegebenes Zeichen schoben sich plötzlich die weiten Schiebethüren wie von selbst zurück, und in strahlender, elektrischer Beleuchtung zeigte sich ein glänzendes Bild, das mit einem wahrhaft tosenden Beifallssturm begrüßt wurde und diesen Beifall auch in der That verdiente.

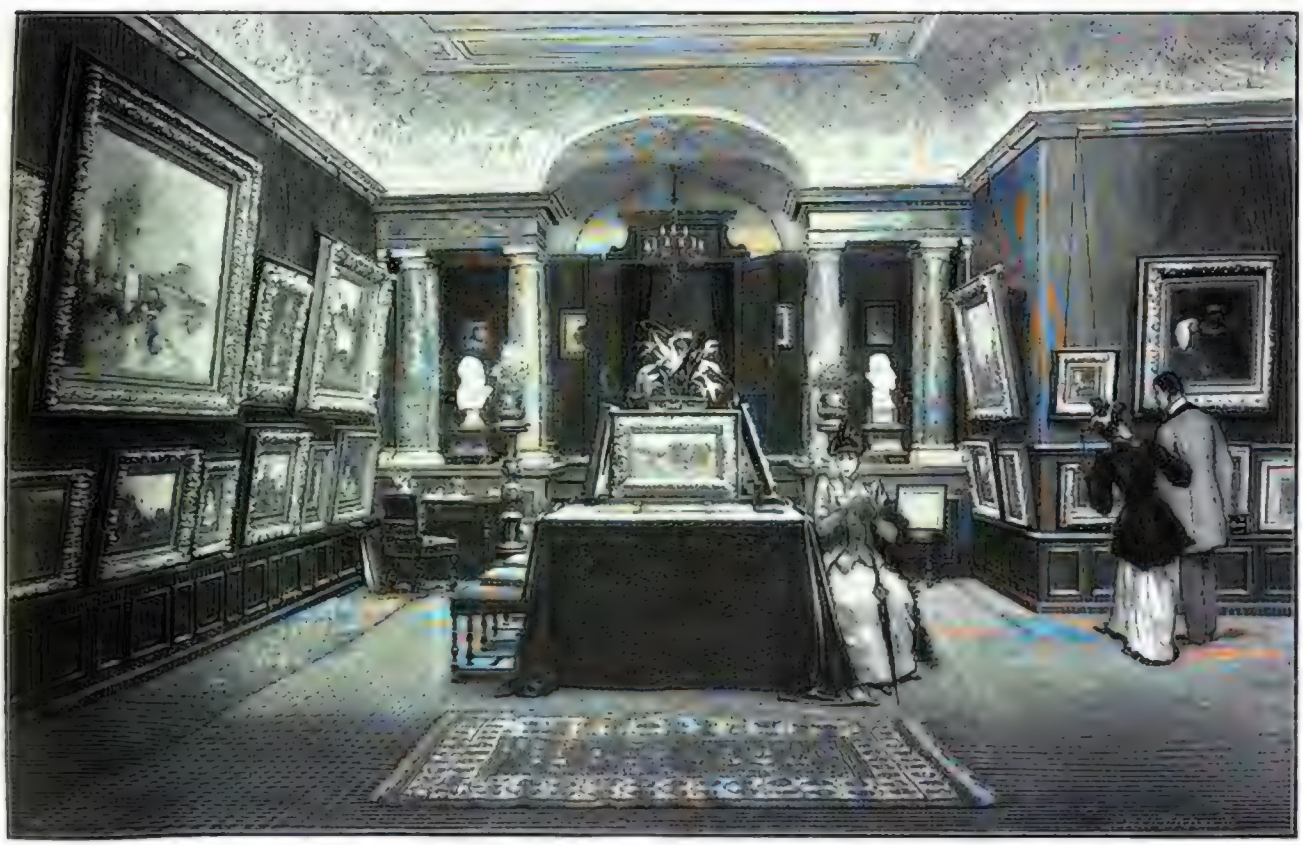
Vor einem Hintergrunde von Palmen und Lorbeerbäumen stand in weitem, malerischem Halbkreise eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, den verschiedensten Zeiten, Völkern und Klassen angehörend: die Hauptgestalten der berühmtesten Bilder Gundlachs.

Da fehlte nicht der bekannte „Landsknecht“, der sich seine Wunden verbindet, nach einem kleinen Bilde à la Meissonier, einem Kabinetsstückchen von spitzig-feinster Ausführung — daneben seine Figuren aus der Zeit Friedrichs des Großen, der er in seiner ersten Epoche ein treuer Schilderer gewesen; dann seine modernen Gestalten: der „Dorfschmied,“ die Klatschbasen vom „Kleinstadtmarkt“, der jüdische Viehhändler aus dem „Viehhandel“, der Wucherer aus der „Gerichtsverhandlung“, Bauernmädchen und Burschen vom „Tanzboden in Tegernsee“, die junge Witwe aus dem „Heiratsantrag“ und andere mehr, und alle standen, saßen oder lagen in der charakteristischen Stellung, die ihnen der Meister auf seinen Schöpfungen gegeben hatte. Im Vordergrunde die beiden idealen weiblichen Gestalten, die „Wahrheit“ und die „Schönheit“, zwischen ihnen die Büste des Meisters auf lorbeerumwundenem Postamente.

Der Hinterhalt.

Die Wahrheit, eine schlanke brünette Dame, war in ein schlichtes, graues Gewand gekleidet, das Arme und Büste frei ließ; auf dem Haupte trug sie wie ein Diadem einen Spiegel, am linken Arm einen spiegelbesetzten Schild. Sie hielt ihn dem Neide entgegen, der im gelben Gewande unter ihrem rechten Fuße lag, den sie auf seinen Nacken gesetzt, und in ohnmächtiger Wut einen Dolch gegen sie zückte.

Die Schönheit, eine üppige, bildschöne Blondine, trug das ideale Gewand einer griechischen Göttin und krönte die Büste mit einem Lorbeerkranz. Plötzlich trat von der Seite ein kleiner Junge auf, der durch einen braunen Havelock, durch Schlapphut, lange Locken und die Form des Bartes, den man ihm angeklebt, die frappant ähnliche Verkleinerung und Karikatur eines sehr bekannten Akademieprofessors, eines Hauptgegners von Gundlach darstellte. Sein Erscheinen wurde mit einem schallenden Gelächter begrüßt, das sich noch steigerte, als sich der Kleine die Aermel aufstülpte, eine kurze Handsäge hervorzog, eine lange Nase gegen die Büste machte und das Postament, auf dem sie stand, abzusägen versuchte. Die Göttin der Schönheit zog eine Rose aus dem Kranze, der ihr Haupt schmückte, und warf



D. L. Neumanns Kunstsalon in München: Hauptansicht.

sie gegen den Kleinen, der darauf erschrocken sein Instrument fallen ließ und die Sache so drollig natürlich machte, daß erneutes Gelächter losbrach.

Kaum hatte es sich gelegt, als Hans in seiner natürlichen Tracht hervortrat und, gegen die Büste gewendet, einige schnell improvisirte Verse ablas, eine Huldigung der dankbaren Schüler für den Meister, den er bei den Schlußworten direkt ansprach. Er nahm der Büste den Lorbeerkranz vom Haupte, trat dicht vor den Professor und reichte ihn diesem mit den Worten:

„Nicht diesem Bild, dir sei der Kranz.
Noch blühe und leih und lebe du, Meister
Der Kunst, des Schaffens gute Geister
Umschweben dich im Strahlenglanz.
Drum nimm ihn hin! Wer kann ihn dir bestreiten?
Er wird dir bleiben bis in ferne Zeiten!“

Ein wahrer Sturm brach jetzt los. Mit Hochrufen umdrängte man den Professor, drückte seine Hände und wußte sich gar nicht zu lassen vor stürmischer Begeisterung. Professor Gundlach dankte gerührt und erfuhr erst jetzt, daß die Sache völlig improvisirt war.

Die Gruppen lösten sich nun auf, und die Kostümirten mischten sich unter die Menge, die dadurch ein lebhafteres, buntes Aussehen erhielt. Bald darauf öffneten sich aufs neue die großen Schiebethüren, und der Wirt forderte seine Gäste auf, zum Souper näher zu treten. Ueberall zwischen den Bäumen, unter Trophäen und tausend Kunstgegenständen, die den weiten Raum füllten, waren kleine Tische aufgestellt, an denen man sich in zwanglosen Gruppen nach freier Wahl niederlassen konnte. In der Mitte der Längswand stand eine größere Tafel, an der sich auf Aufforderung Karnacks die Hauptakteure des lebenden Bildes um den Professor scharten, zu dessen beiden Seiten Hans und die „Schönheit“, dem gegenüber Karnack selbst und die „Wahrheit“ Platz nahmen.

Es wurde von vornherein Champagner gereicht, der für Künstler passendste Wein, wie Karnack meinte. Der junge baltische Edelmann erhob sich, um in bewegten Worten seinen Dank auszusprechen, daß man so zahlreich seiner Einladung Folge geleistet. Der Abschied von München würde ihm schwer, unendlich schwer. Aus dem Süden, aus einer heiteren, der Kunst geweihten Atmosphäre solle er zurück in den kalten Norden, wo die Kunst nur ein geduldetes Stiefkind sei, das in der Ecke stehe. Auf lange Jahre, vielleicht für immer müsse er Abschied nehmen von München und seinen lieben Kollegen. Was ihn aber vor allem schmerze, sei der Abschied von seinem teuren Lehrer, „unserem genialen Meister“. In einer schwungvollen Ansprache apostrophirte er diesen nochmals und ließ seine Worte ausklingen in ein Hoch auf den Professor, auf ganz München und dessen Kunst.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hinterhalt.

(Siehe das Bild Seite 123.)

Die Hühnerjagd ist offen! Wie freudig begrüßt der Jäger das Ende der langen Schonzeit! Der sorgfältig im Stand gehaltene Doppellauf wird nebst der erforderlichen Anzahl Patronen aus dem Gewehrschrank genommen, der klugen, vortrefflich abgeführten Diana gepfiffen, und hinaus geht es zu den nächsten Stoppelfeldern und Kartoffeläckern. Weit voraus sucht die Hündin eine Furche nach der andern, einen Ackerstreifen nach dem andern mit dem größten Eifer ab; plötzlich bleibt sie stehen, markirt durch Aufheben der rechten Vorderpfote, daß sie eine Kette Hühner ins Auge gefaßt, und erwartet unbeweglich das Herannahen ihres Herrn.

Beide Läufe schußfertig machend, schreitet dieser vorsichtig näher, doch der Hahn des Volkes hat ihn bemerkt, und mit einem lauten Prr! Prr! geht ein Dutzend Feldhühner auf. Wie der Blitz wird das Gewehr an die Backe genommen und piff! paff! fliegen die beiden Schrotladungen zwischen die davonschwirrende Kette. Drei Hühner flattern zu Boden und werden rasch hinter einander von Diana apportirt und ihrem Herrn zu Füßen gelegt, der inzwischen scharf beobachtet hat, wo die Hühner wieder eingefallen sind, und zwei frische Patronen einschiebt. Noch einmal gelingt es ihm, zum Schuß zu kommen, noch ein Feldhuhn kann Diana ihrem Herrn bringen, dann streicht der Rest des Volkes dem nahen Busche zu.

Doch nicht der Mensch allein stellt den im September so feisten Feldhühnern eifrig nach, auch Meister Reineke ist ein großer Liebhaber dieses leckern Bratens. Er hat, aus dem Busche tretend, ein Volk Hühner gewittert, das kurz vor Sonnenuntergang sich in den Wald zurückziehen will, und schleicht sich nun unhörbar an dasselbe heran. Wahrscheinlich ist der wachsame Hahn im Laufe des Nachmittags abgeschossen worden, sonst würde der rote Räuber sich gewiß nicht so unbemerkt aus dem Hinterhalte nähern können.

v. B.

Die Vergnügungssucht.

Von
August Niemann.

Das Vergnügen ist dem Menschen ebenso nötig, wie die Arbeit.
Lessing.

Arthur Schopenhauer meint in seinem von vortrefflichen und witzigen Bemerkungen funkelnden Aufsatz „Von dem, was Einer ist“, daß das Bedürfnis der Geselligkeit, der Zerstreuungen, des Vergnügens, aus der innern Leerheit entspringe, worunter die meisten Menschen litten. Diese Leerheit sei die wahre Quelle der Langeweile, wogegen der bedeutende Mensch einen innern Reichtum an dem eigenen Geist besitze, der ihn der Langeweile überhebe. Deshalb führe Eminenz des Geistes zur Ungeselligkeit.

Etwas Wahres ist daran, aber ganz wahr scheint mir der Ausspruch nicht zu sein, wie ich denn überhaupt finde, daß Schopenhauer bei psychologischen Fragen leicht strauchelt. Die Philosophen haben alle recht, solange sie in der schweren Rüstung eines geschlossenen Systems einherschreiten, aber sobald sie auf einzelne Punkte des täglichen Lebens kommen, die der gesunde Menschenverstand kontrolliren kann, findet man bei nahezu allen, daß ihr Pfeil neben das Schwarze trifft.

Ich erinnere mich hier zum Beispiel des großen Goethe, der sicherlich ein eminenter Geist war, auch die Einsamkeit nicht scheute, aber in der Regel die Gesellschaft, namentlich der Frauen, vorzog und sagte: Wer sich der Einsamkeit ergibt, ach, der ist bald allein. Ein jeder lebt, ein jeder liebt und läßt ihn seiner Pein. Auch Sokrates war gewiß ein eminenter Geist, er heißt der weiseste aller Menschen. Aber er lebte nicht einsam, sondern verkehrte täglich mit Sophisten und Jünglingen, auch mit berühmten Schönheiten wie die Aspasia, und konnte, wie es scheint, ohne Disputationen nicht leben.

Gleichwohl hat es etwas Einleuchtendes, wenn Schopenhauer sagt, der Intelligente verschmähe die Geselligkeit, denn wahrhaftig, man findet nur zu oft recht langweilige Gesellen, wenn man ausgeht, und wer mit Studien und geistiger Arbeit beschäftigt ist, empfindet sehr oft das sogenannte Vergnügen als eine Störung und die sogenannte Zerstreuung langweilig. Schopenhauer selbst war ungesellig und gewiß ein eminenter Geist.

Dann ist es wieder auffallend und bemerkenswert, daß auch die Tierpsychologie den Unterschied zwischen Geselligkeit und Einsamkeit und das Bedürfnis der Zerstreuung aufweist, und zwar scheinen die intelligentesten Tiere oder vielmehr die von uns für intelligenter angesehenen, am meisten unter der Langeweile zu leiden. Während eine Kuh stundenlang daliegt und wiederkäut, wird der Hund, wird der Affe nach Unterhaltung verlangen. Der Hund gerät in Entzücken, wenn er mit dem Herrn spazieren gehen soll, Hundezwang mit Leine und Maulkorb macht ihn schwermütig, und der Affe ist nahezu so vergnügungssüchtig wie der Mensch. Andererseits ziehen sich wieder alte Böcke beim Edelwild, nachdem sie das Leben genossen haben, ebenso übellaunig wie Schopenhauer in die Einsamkeit zurück.

Nach alledem, denn ich halte gerade die Tiere für unbestochene Lehrmeister in Fragen der Psychologie, denke ich, daß Vergnügungssucht und Hang zur Einsamkeit gar nichts mit der Intelligenz zu thun haben. Die dümmsten Menschen können ungesellig, aber auch vergnügungslustig sein, die intelligentesten ebenso, und wenn Schopenhauer von Goethe sagt, er habe eine Thorheit begangen, indem er seine Ruhe und Muße für Glanz und Rang hingegeben hatte, so hat er eben Goethes Charakter nicht erkannt. Denn Goethe war so beschaffen, daß er auch aus der fadesten Gesellschaft Geistesnahrung sog wie die Biene Honig aus der Blume.

Es kommt hinsichtlich der Geselligkeit nicht darauf an, ob wir intelligent oder einfältig sind, sondern darauf, ob wir gesellige Talente haben. Und dann fragt sich auch immer noch, welcher Art die Vergnügen sind, die wir aufsuchen. Und in dieser Hinsicht entscheidet auch nicht einmal die Moral. Denn mancher feine und umfassende Geist hat schon aus schlechter Gesellschaft mehr Gewinn gezogen als aus guter, wie denn Goethe sagt, die gute Gesellschaft heiße deshalb gut, weil sie auch zum kleinsten Gedichte keine Gelegenheit böte. Unterscheiden wir! Der Intelligentere wird immer an dem feinern Vergnügen den höhern Genuß finden, aber die unendlich reiche Natur bietet seinem durchdringenden Auge oft gerade da die schönste Anregung, wo der Stumpfsinnige nichts sieht.

Denn das ist das Entscheidende: die Anregung. Niemand, der Zerstreuung und Vergnügen sucht, wünscht etwas anderes als geistige Anregung, ein jeder innerhalb seines Horizonts. Wer deshalb die Ausdrücke Vergnügungssucht, Neugierde, Schaulust und so weiter gebraucht, beschäftigt sich noch mit den Masken, hat aber das Gesicht noch nicht erblickt. Das Gesicht ist der unwillkürlich nach Beschäftigung, Belehrung und damit nach Veredlung suchende Menschengeist. Was sind denn Komödie und Oper, Wettrennen, Hahnenkämpfe, Leierkasten mit Bildern und Caroussellreiten auf der Vogelwiese? Ein tiefer Sinn liegt in dem Spiele. Die Götter, so sagten die alten Griechen, beschäftigen sich nur mit Mathematik. Wer thut das im Grunde auch, denn im Galopp des Zirkusreiters wie in der Musik und der Dichtkunst erfreuen uns schließlich nur die in den Erscheinungen sichtbar werdenden Gesetze der Natur und unserer eigenen Seele. Die Gesetze aber sind der Götter Mathematik.

Außerdem aber ist nicht zu vergessen, welche Erholung und Erleichterung in unzähligen Fällen die sogenannten Zerstreuungen dem vom Unglück getroffenen Menschen bieten. Wie mancher wäre in seiner Einsamkeit dem Schmerz erlegen, wenn er nicht durch neue Eindrücke der quälenden Reihenfolge immer wiederkehrender Bekümmernisse und Erinnerungen hätte entgegenwirken können.

Gewiß wird ja der edlere und höher gebildete Mensch auch den höheren und feineren Vergnügungen nachgehen. Wer erhabene Musik und Dichtkunst, die Meisterwerke der bildenden Künstler zu schätzen weiß, wird an den Künsten des Jahrmarkts, die den Bauer vor Entzücken brüllen machen, keinen Geschmack finden. Und der Philosoph wird wohl am Nachdenken über die tiefsten Probleme des Daseins das höchste Vergnügen finden und deshalb oft selbst die edelsten Künste geringer schätzen. Aber damit ist noch durchaus nicht bewiesen, daß Leerheit des Geistes die Vergnügungssucht erzeuge. Wenn Philosophen und Dichter über die müßigen Reichen spotten, die vom Lande in die Stadt eilen, von der Stadt wieder nach ihrer Villa, Gesellschaften und Theater und Pferderennen an einander reihen, immer in Unruhe, als suchten sie das Glück da, wo sie nicht sind, so ist das ergötzlich zu lesen und hat seine Wahrheit. Und wenn die Prediger gegen die Weltlust, den oberflächlichen Sinn und die Vergnügungssucht eifern, so haben sie ebenfalls recht. Ohne solchen Spott und solche Ermahnung wäre die gesellschaftliche Ordnung unvollkommen. Aber darum bleibt es doch wahr, daß alle Vergnügungssucht, jedes Bedürfnis der Zerstreuung und selbst der fadesten Unterhaltung in der Natur des Menschen begründet sind und schließlich nur dem Bedürfnis geistiger Anregung und der Bethätigung angeborener und entwickelter Fähigkeiten entsprechen.

Glücklich, wer das rechte Maß zu halten weiß, weder in trübseliger Einsamkeit verrostet und verbittert, noch seinen Geist durch beständige Geselligkeit und Vergnügung so zerstreut, daß er sich nicht mehr auf sich selbst besinnen und nicht mehr mit sich selbst allein sein kann. Am glücklichsten, wer so erhabenen Geistes ist, daß seine Gesellschaft für die mit ihm verkehrenden Menschen belehrend und erhebend ist. Dieser wird sich nicht finster wie Schopenhauer in sein Studierzimmer zurückziehen, sondern Freude nehmen und leben, indem er die Geselligkeit aufsucht und an Vergnügungen teilnimmt. Solche Eigenschaft aber ist nicht nur Philosophen wie Sokrates und Dichtern wie Goethe verliehen, sondern ganz allgemein dem schönern Geschlecht im Gegensatz zu den Männern. Das ist, was Schiller mit den Worten meint: Ehret die Frauen, sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben. Ihnen ist die Anmut verliehen, ihnen das Talent der Unterhaltung. Was wäre die menschliche Gesellschaft ohne ihre geselligen Talente? Schelten wir darum nicht thörichterweise auf der Frauen Vergnügungssucht! Einem Philosophen mag einsiedlerisches Wesen gut stehen, bei einer Frau ist es traurig. Den Frauen steht neben ihren häuslichen Tugenden das Talent der Vergnügung so schön, daß wir den Musen und Grazien immer nur danken können für die Huld, die sie unsern Begleiterinnen zugewandt haben.

Daß also die Vergnügungssucht aus der Leerheit der Seele entspringe, ist allerdings insofern richtig gesagt, als die Seele nach einer ihr mangelnden Anregung verlangt, aber es ist falsch, wenn gesagt wird, diese Leerheit lasse auf mangelnde Intelligenz schließen. Im Gegenteil zeigt die fehlende Langeweile oft Stumpfsinn, Mangel an Interessen an, wenn auch oft Geistesstärke. Wer gleichgiltig ist gegen die unendliche Mannigfaltigkeit und die Fülle von Belehrung in Natur und Welt, langweilt sich ebensowenig wie der gesättigte, gebildete, umfassende und nun nachsinnende Geist.

Aber nicht allein nach Anregung und Belehrung, sondern auch nach Bethätigung der ihr innewohnenden Fähigkeiten verlangt die Seele, und hieraus ebensowohl entspringt die Vergnügungslust. Die Menschen von beredter Zunge und lebendem Witz langweilen sich, wenn sie viel allein sein müssen, und sehnen sich nach anderen Menschen, um mit ihnen zu plaudern, die sie interessirenden Fragen zu erörtern und sich an der eigenen Fähigkeit zu ergötzen. Ihre Seele schläft ein, ihre Zunge wird müde, wenn sie sich nicht mitteilen können. Die liebenswürdigen Menschen sehnen sich nach Geselligkeit, weil sie vergnügt machen wollen, und finden ihre Freude an der Anderen Heiterkeit. Wer aber ungelenk mit der Sprache, oder von mißtrauischem, hartem und düsterm Charakter ist, bleibt lieber allein. Und so erging es Schopenhauer. Wer Liebe zur Musik hat, entbehrt in einem Dorfe viel und sehnt sich nach Konzert und Oper, findet Erhebung, Freude, Belehrung in der Ausübung der ihm vertrauten Kunst und wächst geistig, während er sich nur zu vergnügen scheint, denn die Musik wie jede Kunst ist göttlicher Art. Ebenso wer am Theater Freude hat,

Digitized by Google

nimmt, obwohl es so aussieht, als wolle er sich nur zerstreuen, teil an den herrlichen dichterischen Gedanken der Autoren und bildet sich hierdurch wie auch durch die Betrachtung der Kunst des Schauspielers. So auch, wer Gemäldegalerien besucht und die Ausstellung plastischer Kunstwerke, denkt mit der Seele der Maler und Bildhauer und dringt, ohne daß er es immer weiß, in die Geheimnisse der Musen ein, der Töchter des Zeus und Begleiterinnen des Phöbus. Ja, wer auch nur am Zirkusspiel und der Kunst der Seiltänzer teilnimmt, erfreut sich in Wahrheit am Gleichklang der Bewegungen, an der Formenschönheit lebender Körper und wird an die Gesetze des Gleichmaßes, der Schwerkraft und der Centrifugalkraft erinnert. Dies ist es eigentlich, was ihm Freude macht. Der vielseitige Geist und der Mensch, der in allen diesen Künsten, auch im Reiten und Turnen und Fechten bewandert ist, führt ein umfassenderes, höheres Dasein, indem er an allen diesen Dingen teilnimmt, als der einer Eule gleich daheim kauernde Einsiedler. Es ist ja nicht ohne tiefere Bedeutung, daß der Mensch immer, bei allen Völkern und zu allen Zeiten, auf Spiel und Tanz, Musik und Theater und alle die sogenannten Vergnügungen verfallen ist.

Notizblätter.

Kultur und Wissenschaft.

— Der Gesamtvorstand des Allgemeinen deutschen Sprachvereins hat den Stifter und langjährigen Vorsitzenden des Vereins, Museumsdirektor Prof. Dr. Hermann Riegel in Braunschweig, zum Ehrenmitglied ernannt, in Anerkennung der hohen Verdienste, welche er in rastloser Thätigkeit und begeisterungsvoller Hingabe um die gute Sache sich erworben hat. Da Dr. Riegel mit dem Schlusse dieses Jahres von dem Amte des Vorsitzenden zurücktritt, so wählte der Gesamtvorstand zu seinem Nachfolger den Oberstlieutenant a. D. Dr. Max Jähns, den rühmlichst bekannten Verfasser der „Geschichte der Kriegswissenschaften“, den die Universität Heidelberg im Jahre 1886 zum Ehrendoktor der Philosophie promoviert und die königlich schwedische Akademie der Kriegswissenschaften neuerdings zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hat. Er hat in seinen militärischen Arbeiten stets den kulturhistorischen Gesichtspunkt innegehalten und daher auch den sprachlichen Fragen große Aufmerksamkeit gewidmet.

Bühne.

— Der starke Erfolg, welchen das dramatische Märchen „Der Talisman“ von L. Fulda an der Hofbühne in Stuttgart, wie in anderen Städten zuvor, errungen hat, ist ein neuer Beweis, daß das Publikum die Poesie des Schönen noch zu würdigen weiß. Diejenigen, welche das Heil nur in unschönen Verzerrungen wirklicher Gedanken und Gestalten suchen, können hierdurch eines Besseren belehrt werden. Die Aufführung des Stückes war im großen Ganzen sehr lobenswert und ebenso die Ausstattung, wenn dieselbe auch nicht so märchenhaft war, wie die Handlung selbst. In den Hauptrollen, welche die Damen Gybelt und Dumont, die Herren Freiburg, Ellmenreich und Amanti inne hatten, gelang es nur Fräulein Gybelt und Herrn Amanti den Vers, eine Klippe auch für manchen erprobten Schauspieler, ganz zu beherrschen, während in den Episodenrollen nur die Herren Wilführ und Lorento die Natürlichkeit der Sprache beizubehalten verstanden. Indem wir gern über manche kleine Unvollkommenheiten bei den verschiedenen Leistungen hinwegsehen — wer sollte auch nur Vollkommenes erwarten! — verweilen wir umso lieber bei der künstlerisch vollendeten Leistung des Fräulein Gybelt, die mit entzückender Anmut und Natürlichkeit der schönen Idealgestalt, die sie verkörperte, wirkliches Leben einzuhauchen wußte.

— Am 14. Oktober wurden von zwei Wiener Theatern Neuheiten gebracht. Waren es wirklich Neuheiten? Eigentlich nur neue Namen für alte Sachen. „Eine Palastrevolution“, Schwank in vier Akten von Richard Skowronnek, zum erstenmale im Deutschen Volkstheater aufgeführt, ist eine neue verwässerte Ausgabe von Freytags „Journalisten“, und was an diese erinnert, ist noch das Beste und wenigst Bekannte. Alles übrige ist aus alten und neuen Possentöchtern viel bekannter. Aber auch alte Anekdoten, wenn sie gut erzählt werden, kann man belachen, und so lachte man auch da über die alten Possenfiguren und über die alten Späße, der Vorhang des gewonnenen Spiels wird gerufen — der Erfolg ist fertig. Das Stück ist ja auch geschickt gemacht — die Handlung setzt ich als bekannt voraus, weil in Deutschland nicht neu — und hat dankbare Rollen, von welchen leider nur wenige Darsteller Gebrauch machten. Den meisten Beifall fand Fräulein Odilon als radebrechende Amerikanerin, verdiente ihn aber am wenigsten; sie war nicht Amerikanerin, nicht Dame und sprach die verschiedensten Dialekte durcheinander. Es muß befremden, wenn eine Künstlerin, welche schwierige und weniger dankbare Rollen vorzüglich spielt, einer so leichten und dankbaren sich nicht gewachsen zeigt. Wozu sich bemühen! denkt sie; sie gefällt auch so, sie kennt ihr Publikum; ihm gilt daher die Rüge, wie ihr. Gut war Herr Tewele als Redakteur Zindeisen, Herr Tewele als zerstreuter Professor, Herr Giampietro in einer stummen Scene als überspannter kleiner Novellenschreiber, Herr Arnau in der kleinen Rolle des Musikprofessors.

— „Das Goldland“, großes Ausstattungsstück in drei Akten und neun Bildern von Henri Chivot und Albert Vanloo, deutsch von Fritz Mai, Musik von Leon Vasseur, im Karltheater aufgeführt, ist „Die Reise um die Erde in achtzig Tagen“ zu einer Reise von England nach Kalifornien umgearbeitet, mit Aufzügen aus verschiedenen Possen gewürzt, mit üblichem Ballet, fließendem Wasser, Beleuchtungseffekten, Kunststücken aus der Artistenwelt, Schiffen und so weiter. Alles was zu einem Ausstattungsstück gehört, bekommt man zu sehen, auch einen Cancantanz. Das Karltheater konkurriert hier gleichzeitig mit dem Ballet in der Hofoper und mit Ronacher. Es versucht eben alles. Vielleicht ist es gerade deshalb, daß ihm nichts recht glückt. m.

— Die neueste Gründung auf dem Theatergebiete in Wien ist ein theatralischer Damenverein „Freie Bühne“. Jedes Mitglied darf mitspielen. Damit sollen die Damen zum Beitritt angelockt werden. Ob die Damen auch Männerrollen spielen? Wenn der Verein viele Mitglieder zählt — wird man Stücke schreiben, worin für jede eine Rolle ist? Wird nicht jede die größte und dankbarste Rolle spielen wollen? Selbst an wohlgeordneten Bühnen soll es zuweilen Rollenstreitigkeiten geben. Ich fürchte sehr für die Zukunft des neuen Vereins. m.

Aus der Gegenwart.

— Mitten in den Festjubel hinein, welcher ganz Frankreich anläßlich des Besuchs der russischen Flotte durchbrauste, fiel die Nachricht von dem Tode Mac Mahons, des berühmten Heerführers im Krimkriege und bei Magenta. Mac Mahons politische Thätigkeit war weder bedeutend noch glücklich gewesen; aber auch auf diesem gefährlichen Gebiete wurde wenigstens seine strenge Redlichkeit anerkannt. Graf Marie Edme Patrice Maurice von Mac Mahon wurde am 13. Juni 1808 auf Schloß Sully bei Autun im Departement Saône-et-Loire geboren. Er widmete sich dem Militärdienst und gehörte von 1830—1855 der Afrikanischen Armee an, wo er es bis zum Generalinspektor der Infanterie brachte. 1855 erhielt er den Befehl über das 2. Korps der Orientarmee, mit dem er am 8. September den Malakoff erstürmte; im italienischen Kriege 1859 entschied er die Schlacht bei Magenta und wurde zum Marschall und Herzog ernannt. Weniger glücklich war er bekanntlich im deutschen Kriege, wurde aber dennoch nach dem Sturze Thiers' am 4. Mai 1873 zum Präsidenten der französischen Republik gewählt, welche Stellung er bis zum 30. Januar 1879 bekleidete, wo er nach dem entscheidenden Siege der republikanischen Partei seine Entlassung einreichte und sofort erhielt. Er zog sich ins Privatleben zurück und trat auch nicht wieder aus seiner stillen Zurückgezogenheit heraus.

Herbstglaube.

Mit bunten Astern schmückt den Tisch,
Mit wildem Wein die Silberschale,
Legt Früchte drauf und sorgt, daß frisch
Der Rheinwein leuchte im Pokale!

Nehmt schwer den Trunk, aus gutem Jahr —
Des Herbstes kühle Nebel steigen,
Schon trägt er ersten Reif im Haar —
Zu Ende will das Jahr sich neigen.

's ist Herbsteszeit, nehmt schwer den Trunk,
Schon rinnt das Blut in sanftern Wellen,
Schon hält uns die Erinnerung
Das Licht, den Thalweg zu erhellen.

Bergab gehn wir mit zagem Tritt,
Den Fuß umrauscht vom welken Laube —
Zur lichten Heimat lenkt den Schritt
Der Kindheit halbvergess'ner Glaube. — —

Stoßt an, ihr blickt getrost zurück
Auf Ringen, Irren, Hoffen, Zagen,
Auf Lieb und Haß, auf Leid und Glück —
Das wirre Spiel in heißen Tagen;

Laßt nun in Frieden euern Blick
Hoch überm Erdenstaub sich weiten
Tief unter euch der Welt Geschick,
Vor euch im reinern Licht die Zeiten.

Stoßt an! und mutig denn voran,
Das bunte Laub vor eurem Tritte —
Denkt froh der Zeit, die abgethan:
Zu neuem Lenz lenkt ihr die Schritte.

A. von Berchtold.

Zwei Wasserkünstler.

„Was, so schöne Vögel gibt es bei uns?!“ riefen mehrmals Ausgäste aus, denen ich frischgeschossene Eisvögel zeigte. Und in der That, man möchte glauben, nur der Tropenglut konnten solche glänzende Farbengebungen gelingen. Da, wie wir in einem früheren Abschnitte erörterten, derartige Prachtgefieder nur durch Lichtbrechung in farblosen Federüberzügen zu stande kommen, so nennt der Inder mit einigem Rechte die Glanzvögel gleich direkt „Sonnenstrahlen“, und allerdings schimmert unser blaugrün, orange und weiß gekleideter Eisvogel (Königsfischer, Martinsvögelchen, Martin pêcheur, Alcedo ispida L.), im Sonnenlichte dahinstreichend, als der schönst gefärbte deutsche Vogel gleich einem fliegenden Juwel. Das gilt selbst für das matter gefärbte und mehr grün als blau schillernde Weibchen. Seine Benennung dürfte aus „Gleißvogel“ (Glanzvogel) verdorben sein, denn zum Eise hat er ja eher ausschließende Beziehungen. Betrachten wir ihn und seine Lebensweise jedoch näher, so müssen wir ihm des Dichters Denis Lob, der die Vögel „irdische Engelsbilder“ genannt hat, leider vorenthalten. Der große, freßgierige Schnabel, der unproportioniert dicke Kopf an dem kurzen Halse und dem sperlingsgroßen Körper, das etwas kurzgeratene Schwänzchen, die Unverträglichkeit, welche selbst Männchen und Weibchen bald wieder auseinandertreibt, seine unzähmbare Wildheit, die empfindliche Schädigung der Fischerei durch den ewigen Hunger, die finstere, schmutzige, aasduftige Kinderwiege — all dieses ist doch zu irdisch! Seine scharf pfeifende Stimme hat ferner niemals einen Sängerpreis errungen. Stundenlang mag er auf einem die Wasserfläche überragenden Zweige, Pfahle oder Steine lauern, sowie ein bis fingerstarkes Fischchen, ein Egel, eine Wasserschnecke oder Insektenlarve und dergleichen naht, fällt er wie ein Bleiklumpen ins Wasser und kehrt mit der Beute im Schnabel auf seinen Sitz zurück. Dem Luchse gleich verfolgt er, falls sein erster Stoß das Ziel verfehlte, niemals ein Tier weiter. Trotz des Mangels der Schwimmhäute an den zarten, kaum gehfähigen Füßchen blamiert ihn indessen selten ein Fehlstoß, und sein langzerschlissenes Gefieder läßt ihn auch die Winterkälte nicht scheuen. Nur braucht er offene Gewässer, schnellflüssige, froststreie, mit Wald oder doch mit Gebüsch umsäumte Gebirgsbäche, welche seine Fischerei ermöglichen; auch „im Trüben zu fischen“ ist nicht seine Sache. Der Winter macht ihn darum häufig zum Strichvogel. Das Interessanteste sind seine geschickten Minirarbeiten, indem er an steilen Ufern oder auch vom anstoßenden flachen Boden aus bis meterlange Röhren ausgräbt, an deren etwas ausgeweitetem Ende das Weibchen im Frühjahre 5 bis 8 emailglänzende, weiße Eier auf eine Unterlage von ausgespieenen Fischgräten (Gewölle) bettet. Die unscheinbaren, lange in den starrenden Federstoppeln steckenden Jungen werden mit Libellen und dergleichen aufgeatzt. Wegen des Schadens, welchen er durch tägliche Entnahme von etwa 150 bis 160 Gramm Fischfleisch (Metzger-Liebe) der Fischzucht zufügt, wird der Eisvogel mit Leimruten, Sprenkeln und kleinen Tellereisen gefangen, die man als bequemen, aber trügerischen Aufsitz an der Wasseroberfläche anbringt, und ich überzeugte mich, daß er sich auch für den Schuß leicht zutreiben läßt, da er stets und unbedingt dem Wasserlaufe in allen seinen Krümmungen zu folgen pflegt, wie dies auch die Wasseramsel thut. Leicht ist der Schuß im Fluge freilich keineswegs, leichter wohl ein solcher auf den dohlengroßen australischen Eisvogel.

Die Sage bemächtigte sich längst des Eisvogels, wohl namentlich veranlaßt durch das über seiner geheimnisvollen Nistweise schwebende Dunkel. So läßt die griechische Mythologie und nach ihr die Ovidische Dichtung ihn von den Göttern aus den Gestalten der Alkyone und des von

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 87:

Werden sämtliche Lettern auf den Randlinien in der Ordnung, wie sie von links nach rechts folgen, also: E I N E G L, dann die Horizontalen von unten nach oben: U C K, hierauf in gleicher Ordnung die Lettern aller Flächen: L I C H E H A N D abgelesen, so erhält man die Worte: Eine glückliche Hand.

Auflösung des Homonyms Seite 87:
Rügen.

Buchstabenrätsel.

Europa dir das Erste bietet,
In Afrika erwart es nicht!
Das Zweite jedes Herz behütet
Und auch im Schmerz übt's seine Pflicht.
Der Jugend hält sich fern das Dritte
Und gibt dem Alter sich zu eigen;
Das Vierte hält die goldne Mitte
Und will sich gleich im Anfang zeigen.
Fünf ist der Hoffnung wie dem Glauben
Gegeben, nur der Liebe nicht;
Das Sechste läßt kein Stand sich rauben,
Obwohl es jedem Amt gebricht.
Der Dichtkunst Muse hat das Ganze
Als einen Liebling auserkoren,
Und seinem vollen Lorbeerkranze
Blieb noch die Frische unverloren.
Wie mächtig griff es in die Saiten
Galt es für Freiheit, Vaterland,
Für alles Hohe, Edle streiten,
Dem sich sein stolzer Geist verband.
Wie reizvoll weiß' es zu erschließen
Uns der Romantik Zauberbann!
Vertraut uns die Gestalten grüßen,
Die es so lebenswarm ersann.
Und was im tiefsten Herzensgrund
In Wonne oder Schmerz erklungen,
Ward von dem liederreichen Mund
Verklärend, weihevoll besungen. (M. Sch. Kassel.)

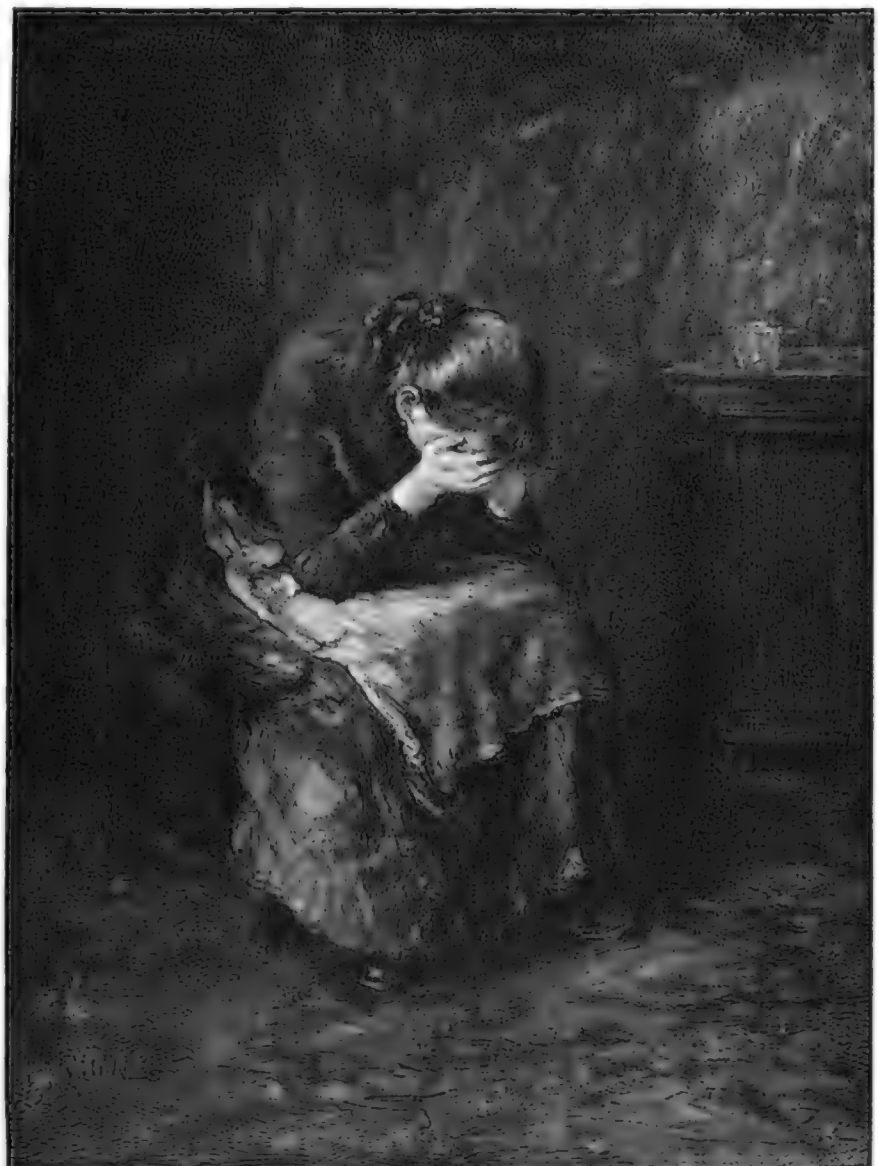
Auflösung des Rätsels Seite 87:
Jungfernrede.

Auflösung der dreisilbigen Charade Seite 87:
Kaserne.

ihr betrauerten Gatten Nero, die beide im Meere den Tod gefunden, umgeschlossen werden, und zum Lohne für die treue Liebe sollte während der Brutzeit der Eisvogel (Halcyones), welche sie nach Aristoteles und Plinius fabeldurchwebter Naturgeschichte auf freiem Meere im schwimmenden Neste durchwachten, völlige Windstille herrschen; daher bedeutet der Ausdruck „halcyonische Tage“: Tage heiterer Ruhe. Einem weit verbreiteten Aberglauben zufolge soll des Eisvogels Erscheinen sogar den Hausfrieden wahren, den Vaterrath abhalten und Schiffern wie Fischern Glück bringen. Möge er schon durch sein Erscheinen in diesem Aufsatze allen Lesern dieses Gute vermitteln! Als weiterer Mitbewohner unseres idyllischen Schwarzwaldthales und seines rauschenden Flüßchens tritt, außer gelben und grauen Bachstelzen, die Wasseramsel (Wasserstar, Wasserschwätzer, Cinclus aquaticus L.) auf. Da sie das Tiefland ebenso wie die hochalpine Region meidet, ist ihr Vorkommen recht charakteristisch für das Mittelgebirge und für das Standquartier der edlen Forelle. Dem Deutschen „Engelsbilde“ kommt sie schon näher als ihr eben besprochener, schillernder Kamerad. Oftmals suchten die Blicke von Fremden, mit denen ich spazieren ging, nach dem Vogel, dessen angenehm zwitschernder Gesang vom Wasser her erklang. Fast niemals jedoch erkannten der Besucher ungeübte Augen trotz der Nähe den immerhin drosselgroßen Sänger, dessen schiefer-schwarzes, an der Brust rostbraunes Gefieder sich von allerlei Schattenwürfen, vom Felsgerölle und Wurzelwerk kaum unterscheidet und dessen schneeweißer Brustfleck einem Schneeballen, einem weißen Steine oder Blütenbüschel ungemein gleicht. Anderemale war er plötzlich verschwunden, bei es, daß er von seinem Steinsitze oder hart vom Ufersaume aus niedrig über dem Wasser fortstrich, sei es, daß er in die Fluten tauchte. Manchmal macht er lange seine komischen Verbeugungen, sich dabei oft nach allen Seiten wendend und mit dem kurzen Schwänzchen schnippend. Ohne Ruderfüße, aber mit dichtem Gefieder und mit verschließbaren Hautklappen an den Nasenöffnungen wie der Eisvogel ausgerüstet, beherrscht die Wasseramsel das flüssige Element weit mehr als ersterer; sie stößt, sie jagt und verfolgt aber auch ihre Pendelflüge, indem sie zu schwimmen, zu tauchen und selbst länger unter Wasser zu bleiben, ja auf den Grund desselben zu tauchen vermag, ein Kunststück, das kein anderer Wasservogel ihr nachzumachen im stande ist. Da sie ebensowohl Fischlaich und junge Fische verzehrt als Insekten und namentlich auch die der Fischbrut höchst gefährlichen Larven derselben, so schadet und nützt sie der Fischzucht gleichzeitig. Besonders hat Professor Metzger zahlreiche Gehörsteine junger Forellen und Fischfleisch in den Wasseramselmagen nachgewiesen, während andere wieder den häufigen Befund von Käferdecken und sonstigen Insektenresten rühmend hervorheben. Bei der Seltenheit derartiger Feststellungen seitens solcher Männer, welche geübte und erfahrene Anatomen, Zoologen und Mikroskopiker zugleich sein müssen, wird die Wasseramsel noch sehr verschieden beurteilt. Während sie zum Beispiel in Württemberg laut Verordnung vom Jahre 1876 unbedingt und jederzeit geschont werden muß, wurden im angrenzenden Baden im Jahre 1892 vom Ministerium 288 Mark als Prämien für deren Vertilgung ausgegeben!! Da darf ich annehmen, die richtige Mittelstraße gewandelt zu sein, indem ich, so lange ich noch ausgedehntere Jagden besaß und künstliche Fischzucht betrieb, alle 3 bis 4 Jahre — wenn ich auf meiner circa 7 Kilometer langen Bachstrecke etwa 24 bis 30 Stück zählte und wenn deren häufige Kämpfe in der Luft schon eine Uebervölkerung anzeigten — zu Ende Oktober eine Razzia auf Wasseramseln mit der Flinte unternahm und alle, die ich bekommen konnte, wegschoß. Es blieb immer noch ein genügender Stamm übrig und Wasseramseln wie Forellen befanden sich gut bei dieser Praxis. Da unsere Vögel alljährlich zwei Bruten machen, so begreift sich der rasche Ersatz nach solchem Abschusse leicht. Außerdem schoß ich nur hie und da, gleichfalls außerhalb der Brutzeit, ein oder das andere für Sammlungen nach auswärts erbetene Exemplar und freue mich noch stets an ihrem geschäftigen Treiben, an dem selbst zwischen winterlichem Schnee und Eis so störenden Liede des Männchens und an dem unter überhängenden Ufern, unter Brücken, in Mauerlöchern und Baumhöhlen, ja in stillstehenden Mühlradern erbauten, kugligen Moosneste mit den vier lehmfleischfarbenen Eiern und den lockeren Nestjungen, welche sich schon öfter schreiend vor mir ins Wasser warfen, um rasch unsichtbar zu werden. Sogar hinter starken Wasserfällen, die der mutige Vogel gerades Weges durchfliegt, finden sich, jedem Feinde entrückt, solche Nester. Die Jungen und die Weibchen sind etwas kleiner und auch matter gefärbt als die dunklen, fein grau gewässerten Männchen, welche überhaupt manche lokale Abänderung in der Färbung erleiden.

Das ist das Wesentlichste aus der Naturgeschichte eines der liebenswürdigsten, zahmsten und sangeslustigsten Vögel der Heimat, den tagtäglich in mehreren Exemplaren ganz ungescheut zu beobachten ich selbst in 25 Jahren noch nicht müde geworden bin.

Dr. B.



F. von Uhde: „Verlassen“.

Das Raimund-Theater in Wien.

Mit der bedeutenden Ausdehnung, welche die Kaiserstadt an der Donau in den letzten Jahrzehnten gewonnen, erwachte auch das Bedürfnis nach der Gründung eines neuen Theaters.

Daß dasselbe der Volkskunst im edelsten Sinne des Wortes geweiht sein müsse, darüber war man sich bald klar, da der Stadt eine solche Bühne bisher gefehlt hatte. In diesem Sinne sollte das neue Haus zur Feier des hundertsten Geburtsfestes des größten österreichischen Volksdichters Raimund-Theater genannt werden, und ein günstiger Zufall wollte es, daß es in Mariahilf, in dem Geburtsbezirke Raimunds, zwischen der ehemaligen Mariahilfer- und Gumpendorferlinie erbaut werden konnte. Die Anregung war von mehreren Wiener Bürgern ausgegangen, deren eifrigen Bemühungen es gelang, das für den Bau wie für die erste Zeit des Betriebes erforderliche Kapital im Wege der Zeichnung von Anteilscheinen sicher zu stellen. Der Architekt Franz Roth, gegenwärtig Vorstand-Stellvertreter der Künstlergenossenschaft, entwarf in entgegenkommendster Weise einen Plan, der wegen seiner vielen Vorzüge den Ausschuß vollständig befriedigte, so daß man nicht zögerte, im vergangenen Frühjahr diesen bewährten Architekten mit der Ausführung zu betrauen. In erstaunlich rascher Zeit wurde das nun nahezu vollendete Werk aufgeführt. Das Raimund-Theater wurde nach dem Systeme Asphaleia, welches teilweise bereits in der Budapester Oper, in Halle an der Saale und in Chicago zur Anwendung gelangte, erbaut. Die Vorzüge dieses Systems liegen insbesondere in der großen Sicherheit, welche dem Publikum durch die eigenartige Anlage des Zuschauerraumes für den Fall einer Feuersgefahr geboten wird, dann in der Erzielung von dekorativen Effekten, welche bei anderen Bühneneinrichtungen ganz unmöglich erscheinen, so zum Beispiel in der Darstellung einer offenen Gegend ohne Verwendung von Luftsoffiten und Seitencoulissen, bloß begrenzt durch die Horizontdekorationen, endlich in der Ersparung von Dekorationsmaterial und Arbeitskräften, durch die Beweglichkeit des Podiums vermittelst hydraulischer Maschinen. Das Theatergebäude besteht aus einem halbkreisförmigen, bloß von dem Foyerring umschlossenen Zuschauerraume und aus der Bühne mit deren Nebenräumen. Die in architektonisch schönen Verhältnissen dreifach gegliederte Fassade des Hauses ist in italienischem Renaissancestil gehalten.

Das oberste Gesimse wird von einer allegorischen Gruppe gekrönt, deren Mittelgestalt die entfesselte Phantasie darstellt, zu welcher von beiden Seiten der Humor und der Ernst in sinniger Charakteristik der Werke des großen Volksdichters emporblicken. Diese ebenso geistvoll komponirte, wie dekorativ trefflich wirkende Arbeit ist ein Meisterwerk des Wiener Bildhauers Johannes Benk, der auch die vorzügliche überlebensgroße Porträtbüste Raimunds modellirt hat, welche die über dem Haupteingang von Säulen getragene Loggia ziert. Den Gedanken der heitern und ernsten

Rule hat auch der Bildhauer Professor Rudolf Weyr in den Genien gestalten, welche die Bogenzwickel oberhalb dieser Loggia füllen, sehr glücklich zum Ausdruck gebracht. Die in die Zwickelfelder bei den kreisförmigen Fensteröffnungen des zweiten Geschosses dekorativ eingefügten Putti, sind, gleich den Karyatiden an der Außenseite des Hauses, Arbeiten eines jüngeren, begabten Bildhauers, Ludwig Durnbauer. Der plastische Schmuck im Innern beschränkt sich auf eine schwungvoll gedachte allegorische Reliefgruppe über dem Proscenium von Professor Weyr und auf Karyatiden im Vestibül, die von dem Bildhauer Baidl modellirt wurden.

Zu den besonderen Eigenthümlichkeiten des Theaterraumes gehört der Plafond, der in Form einer bis hinter das Proscenium gegen die Bühne zu verlaufenden Muschel angelegt wurde, und das Haus sehr akustisch zu machen verspricht. An Stelle des sonst üblichen in der Mitte der Decke angebrachten vielarmigen Kronleuchters, sind in sieben Plafondöffnungen elektrische Bogenlampen angebracht, die den Zuschauerraum beleuchten. Ueber der theilweise durchbrochenen Decke befindet sich ein großer Luftraum, welcher es ermöglicht, dem Inneren des Hauses im Winter erwärmte, im Sommer frische Luft zuzuführen; was besonders für die heiße Jahreszeit von Wichtigkeit ist, da die Spielzeit des Theaters eine ganzjährige sein soll. Sehr sinnreich hat der Architekt die zu der ersten und zu der zweiten Galerie führenden Treppen übereinander angelegt, wodurch der Raum für je ein Treppenhaus erspart wurde. Jede der beiden Galerien enthält ungefähr fünfhundert Sitze, das Parterre deren achthundert, so daß der Zuschauerraum nahezu siebzehnhundert Personen faßt, die insgesammt auf amphitheatralisch angeordneten Sitzplätzen untergebracht werden. Von jedem derselben hat man die ganze Bühne im Auge und wird man vermuthlich vorzüglich hören. Dem Charakter eines wahren Volkstheaters entsprechend, wurden die Preise der Plätze so niedrig als möglich bemessen; der theuerste Sitz wird 2 fl., der billigste 30 Kreuzer kosten. In dem Hause befinden sich nur vier Logen, und zwar für den Hof, für den Theaterverein, die Direktion und für die Schauspieler. Wie bei dem ganzen Bau fast durchwegs feuersicheres Material, nämlich Stein und Eisen, verwendet und das Holz theilweise durch unverbrennbares Xyloith ersetzt wurde, so ist auch fast die gesammte Einrichtung der Bühne aus Eisen konstruirt.

Die Beleuchtung wird von der Mariahilfer Centrale der Elektrizitätsgesellschaft beigestellt, und weist bei der Bühne die Eigenthümlichkeit auf, daß die Schauspieler, nicht wie sonst üblich, bloß von unten, von der Rampe, sondern auch durch Seitenlicht und von oben beleuchtet werden. Eine besondere Sehenswürdigkeit bildet der Vorhang, mit dessen Komposition und künstlerischer Ausführung der Maler Julius Schmid betraut wurde. Das von einem breiten, reich ornamentirten Rahmen umschlossene Mittelbild zeigt im Vordergrunde die Gestalt des Volksdichters Raimund, von einer Anhöhe in eine von der Schneebergkette abgeschlossene Thalschlucht herabblickend. Tief aus der Tiefe emporsteigenden Nebelgebilde gestalten sich zu bezaubernd schönen Feen und Zaubererscheinungen, wie solche die Phantasie des Dichters gebar. Zur Rechten setzen von unten die charakteristischen Figuren des Verschwenders und des Bettlers empor. In die Ornamenten zu beiden Seiten sind die allegorischen, naturgetreu gedachten Gestalten der Wahrheit und der Schönheit eingefügt; den unteren Theil der Bordüre füllt ein sinnig komponirter Lebensfries. Der Vorhang macht den Eindruck eines Kunstwerkes von hervorragender Bedeutung und zeichnet sich ebenso durch eine der poetischen Idee der Verherrlichung des Volksdichters vollständig angepaßte Auffassung, wie durch volle Harmonie in der koloristischen Stimmung aus.

Zum Direktor des Raimund-Theaters wurde der bekannte Schriftsteller Adam Müller-Guttenbrunn gewählt. Derselbe hat seine literarische Schaffenskraft wiederholt als Dramatiker bethätigt, und wurde deshalb auch von Heinrich Laube geschätzt, der dessen Drama: „Des Hauses Fourchambault Ende" mit einer Vorrede einbegleitet, und seine letzte dramatische Arbeit, das Lustspiel „Schauspielerei" gemeinsam mit Müller-Guttenbrunn geschrieben hat.

Besonders Verdienste erwarb sich dieser Schriftsteller durch seine Schriften „Wien war eine Theaterstadt" und „Die Lektüre des Volkes", welche das von ihm gegründete literarische Unternehmen „Gegen den Strom" herausgab. Müller-Guttenbrunn hat es verstanden, dem Raimund-Theater eine Anzahl tüchtiger Kräfte für das Schauspiel zu gewinnen, wie Frau Auguste Wilbrandt-Baudius, Fräulein Barsescu, Frau Schönchen und andere. Dem Repertoire des neuen Theaters sollen Erzeugnisse leichtblütiger Art und französische Boulevardpiecen gänzlich fern gehalten werden. Von älteren Volksdichtern wird dasselbe die Werke Raimunds, Nestroys, Raisers, Bergs, von neuen und neueren die Anzengrubers, Wilbrandts, Voß', Sudermanns, Saars, Marriots, Morrés und anderer aufnehmen. Die Eröffnung soll Mitte November dieses Jahres mit Raimunds „Die gefesselte Phantasie" erfolgen. Bezeichnend für den Charakter dieser Bühne ist der Schillersche Text des über dem Proscenium angebrachten Spruchbandes:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben;
Bewahret sie,
Sie sinkt mit euch. Mit euch wird sie sich heben."

Carl v. Stefaneck.

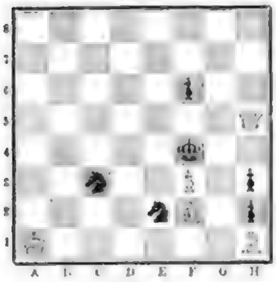
Das Raimund-Theater in Wien.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 6.

Von Dr. A. Decker in Chicago.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 3 S. 66:

W. 1) T f 2 — e 2
S. 1) L e 3 — g 1:
W. 2) T e 2 — e 6 matt.

A.

S. 1) L e 3 — b 6:
W. 2) S c 7 — e 8 matt.

B.

S. 1) K f 6 — e 5
W. 2) D g 1 — a 1 matt.

C.

S. 1) K f 6 — e 7, f 5 — f 4
W. 2) D g 1 — g 5 matt.

Deutsche und fremde Literatur.

— Kaum ein Schriftsteller hat so viel Widerspruch gefunden als Emile Zola, und dennoch ist er von Erfolg zu Erfolg geschritten und sein Einfluß auf die ganze zeitgenössische Literatur ist ein so gewaltiger, unwiderstehlicher geworden, daß ein Werk von ihm als ein Ereignis für die ganze moderne Welt angesehen werden kann, soweit sie sich überhaupt für Literatur interessirt. So ist auch sein neuester Roman „Le Docteur Pascal" von den hervorragendsten Kritikern aller zivilisirten Völker mit einer fast leidenschaftlichen Teilnahme besprochen und sofort in alle europäischen Sprachen übersetzt worden. In Deutschland erschien er, gleichzeitig mit dem Original in der „Revue Hebdomadaire", unter dem Titel „Doktor Pascal" in der Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen", die es sich bekanntlich zur Aufgabe gestellt hat, die hervorragendsten Werke der modernen erzählenden Literatur aller Völker der deutschen Lesewelt zugänglich zu machen. Jetzt liegt diese deutsche Ausgabe auch in Buchform vor (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Die Uebersetzung ist so vortrefflich, daß sie nirgends den Eindruck einer Uebersetzung macht. Die Wucht und die Kraft der Zola'schen Darstellung sind durchaus gewahrt, die Farben wirken mit der Frische und Unmittelbarkeit des Originals. Ueber dieses kann man, soweit der Stoff in Frage kommt, sehr verschiedener Meinung sein; das künstlerische Können aber, das sich in ihm ausspricht, ist ein so gewaltiges, daß auch der Widerstrebende mit fortgerissen wird. Welche Fülle von Gedanken und packender Szenen, welche Fülle blendender Einzelheiten, welche Originalität! Hier ist überall Neuland, das der Dichter der Kunst erst erobert; neben manchem Abstoßenden welche Größe, welche Farbenpracht! Es ist in seinen Vorzügen und seinen Schwächen ein echt modernes Werk, das nur in unserer Zeit geschaffen werden konnte, und jeder, der im Roman nicht bloß Unterhaltung, sondern auch ein Kulturbild, Anregung, Aufklärung sucht, wird immer wieder mit neuer Teilnahme zu ihm zurückkehren. Für Naturen ist es allerdings eben so wenig zu empfehlen, als ein anderer Roman des Auslandes, „Abendliches Opfer" von P. Boborykin, der in demselben Verlage erscheint. Bisher war dieser Erzähler, obgleich er in Rußland längst zu den bekanntesten und beliebtesten gehört, in Deutschland noch völlig unbekannt; „Abendliches Opfer" atmet aber einen so sprühenden Geist, so viel Humor, verrät ein so feines, tief eindringendes Beobachtungstalent, daß der Name des Verfassers sicherlich auch bei uns bald zu den bekannten gehören wird. Der Roman schildert die Entwicklung einer russischen Weltdame, die trotz ihres empfänglichen Herzens und trotz der besten Absichten vergebens ihrem Leben einen befriedigenden Inhalt zu geben versucht, von einem Extrem in das andere fällt und schließlich an ihrer inneren Haltlosigkeit zu Grunde geht und ihre Beziehungen freiwillig mit dem Tode büßt. Auf jeder Seite wird der Leser entzückt durch eine Fülle pikanter, origineller Einfälle, Bemerkungen und Ausblicke in die Besonderheiten der russischen Natur und der russischen Gesellschaft. Die deutschfreundliche Gesinnung, die in dem Roman an verschiedenen Stellen hervortritt, wird für den geistreichen Schriftsteller uns so mehr einnehmen.

— In ihrer Uebersicht des deutschen Büchermarktes zollt die „Times" einen wahrhaft begeisterten Beifall der neuen Auflage von Meyers Konversations-Lexikon; sie nennt es ein Wunder deutscher Arbeit und Gründlichkeit.

Briefmappe.

M. v. D., Kapstadt. Hat jemand einmal den Drang zum Entdecken, so halten wir mit Ihnen das Mängelverzeichnis für sehr anregend, namentlich wenn verwandte Stücke angehäuft werden. Durch die „Familien- ... Korrespondenz", ein in Berlin erscheinendes Blatt, können Sie sich immer auf dem Laufenden halten und mit Hilfe desselben Tauschverkehr anbahnen. Wären Sie nicht so sehr entfernt, so würden wir Ihnen raten, sich am 6. November und die folgenden Tage stattfindende Marken- und Medaillenauktion bei Otto Helbing ... zu beteiligen, da kommen nicht weniger als ... Stück, darunter sehr seltene, zur Versteigerung.

Fräulein Mathilde N. in G. Mit Dank abgelehnt.

Konrad-Verehrer. Das Porträt Ihres von Ihnen so verehrten ... haben wir im vorigen Jahrgang, Nr. 38, in Begleitung einer eingehenden Lebensbeschreibung und Würdigung desselben, gebracht.

Kalinovorstand St. ... haben Sie jedenfalls einen ... ein Konzert und etliche Musikstücke ... so daß Sie ... Kindersymphonien ... Es existiren außer den zwei längst bekannten derartigen Kompositionen von Haydn und Romberg noch ... Instrumente jeder Musikalienhändler nennen kann. Zu den ... Kinderinstrumenten: Kuckuck, Nachtigall, Wachtel, Trompete, Trommel und so weiter sind bei neueren Stücken noch: Waldteufel, Glockenspiel und einige andere gekommen. Am besten, Sie verschaffen sich den Katalog dieser Musikstücke und Instrumente vom Joh. André'schen Musikverlag in Offenbach a. M. Das Zeichen der Kaufmannsgilde ... in solchen musikalischen Sachen sind wir selbst ... .

Frau Rittergutsbesitzer v. H. in Fr. Neuerdings ist von Dr. Eckert in Hamburg ... in den Handel gebrachte patentirte Kleiderhalter „Piccadilly-Dweller". Jeder Hausfrau und gewiß auch Ihnen wird derselbe doch willkommen sein; ist damit doch ein Apparat gefunden, der ein gründliches Reinigen der Damen- und Herrengarderobe gestattet. ... abgetretene Aufhänger und dadurch entstellte Kleidungsstücke werden, da bei ... dem Piccadilly-Dweller ... Stücke dem ... nicht nachgeben. Ihr Kenner Ihnen diesen Kinderhalter empfohlen.

Rich. W. in L. e. M. H. Wacht: Dr. med. G. Ulsen in Hamburg, Gr. Bleichen 10.

Sch. in K. (2) Es ist möglich, weiches Eisen und zwar in Form eines Drahtwendels anzuwenden. Je weicher das Eisen ist, um so weniger Magnetismus bleibt nach Unterbrechung des Stromes zurück. Vollständige Aufhebung des Magnetismus würde nur bei chemisch reinem Eisen möglich sein.

Gutsherr auf dem Lande. Wenn freundliches Wesen gegen Ihre Nachbarn nicht hilft, dann vielleicht Gleichgültigkeit, Kühlheit.

„Wenn an jedem Mast
Ein Schloß wäre angelegt worden,
Dann wär' die edle Schließkunst
Die beste Kunst auf Erden",

heißt ein alter Spruch.

Dem „treuen Abonnenten in Odessa" stimmen wir gerne zu ... haben es an uns selbst erfahren und Freunde haben uns ... diese Erfahrung bestätigt. Wir möchten Sie in dieser Sache auf einen Artikel in Prof. Dr. G. Jägers Monatsblatt für Gesundheitspflege und Lebenslehre (1892) „Gemischte Kost und fleischlose Kost", Worte und Weg zu Verständnis, verweisen.

R. v. W. in Below. Unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit wollen wir Ihnen mitteilen, daß die untere Zeichnung auf dem ersten Folioblatt der Preisrätsel in Nr. 1 Osterwollmann vorstellt.

Die jetzt allgemein übliche Methode, Mund und Zähne nur mittelst Zahnpulver oder Zahnpasta zu reinigen, ist eine total verkehrte. Das heißt verkehrt, wenn man beabsichtigt, seine Zähne gesund zu erhalten. Und das, meinen wir, ist doch der Zweck der ganzen Zahnpflege. Wer seine Zähne gesund erhalten will, muß sich unbedingt daran gewöhnen, Mund und Zähne mittelst einer antiseptischen Flüssigkeit zu reinigen. Die Zahnreinigung mittelst Zahnpulver oder Zahnpasta kann nie und nimmer die Zähne vor Verderben schützen. Aus dem einfachen Grunde nicht, weil gerade diejenigen Stellen, die am ersten angreifen, wie Rückseiten der Backzähne, Zahnlücken, Zahnwinkel u. s. w. bei der Zahnreinigung mittelst Pulver oder Pasta unberührt bleiben. Da kann es also nichts nützen. Eine Flüssigkeit dagegen kann überall hindringen, und wenn sie wirklich antiseptisch wirkt, vernichtet sie alle zahnzerstörenden Stoffe. Ein wirklich antiseptisch wirkendes, d. h. die zahnzerstörenden Prozesse und Pilze sicher und durchaus vernichtendes Zahnantiseptikum ist das neue Odol. Die unbedingt sichere Wirkung (Freisein von Fäulnis und Gärung) des Mundes und der Zähne ergibt sich beim Gebrauch des Odols vornehmlich durch die merkwürdige Eigenart des Odols, daß es sich in die Zahnfleischschleimhäute und in die hohlen Zähne einsaugt, hier gewissermaßen einen antiseptischen Vorrat zurückläßt, welcher noch stundenlang fortwirkt. Die Zähne werden durch regelmäßige Odol-Reinigungen vor Hohlwerden sicher geschützt, faulende Zähne vor weiterem Verfall bewahrt. Odol muß deshalb ohne jeden Zweifel als das beste aller bekannten Zahn- und Mundreinigungs-Mittel angesehen werden. Der Preis des Odols (1/1 Original-Spritzflacon M. 1.50) ist ein mäßiger, wenn man bedenkt, daß eine Flasche mehrere Monate ausreicht. Man erhält das Odol in allen Geschäften der Branche. Nur nach Orten, wo keines zu haben, sendet das Dresdener Chemische Laboratorium Lingner in Dresden direkt franko eine Flasche für M. 2.—, 3 Flaschen für M. 5.—, nach Oesterreich-Ungarn franko und zollfrei 1 Flasche für fl. 1.40, 3 Flaschen für fl. 3.40 ö. W. (Vorher-Einsendung oder Nachnahme.)

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
von **BREMEN** nach
Newyork | **Baltimore**
Brasilien | **La Plata**
Ostasien | **Australien**

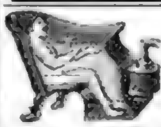
Prospekte versendet
Bremen.
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

in 3 originellen Formen, darunter als Neuheit „Gloriosa" mit ... Noten, ... gleichzeitig eine permanente ... Ill. Prospekt gratis.
J. C. Eckardt, Stuttgart.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15.— p. mètre. Muster franko.

Schwarze Seidenstoffe

Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.



Unentbehrlich für jeden Haushalt sind:
heizbare Badestühle verbesserter Konstruktion,
in welchen man für nur 5 Pf. Kohle in 25 Minuten ein warmes Vollbad bereiten kann. In „jedem" Zimmer sofort aufzustellen. Mit „jedem" ... zu heizen.
Illustrirte Preislisten gratis und franko.
Kosch & Teichmann, Berlin S., 43 Prinzenstr. 43.
Fabrik heizbarer Badestühle und Badewannen, Zimmerclosets, Douchenapparate etc. Beste Referenzen ...

Richters Anker-Steinbaukasten

bleiben nach wie vor unerreicht da. Sie sind das **beliebteste Weihnachtsgeschenk** für Kinder über drei Jahre. Sie sind besser, wie jedes andere Geschenk, weil sie viele Jahre lang ... und jeder ... ergänzt und vergrößert werden können. Die echten

Anker-Steinbaukasten

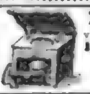
sind das einzige Spiel, das in **allen Ländern ungeteiltes Lob gefunden hat,** und das von allen, die es kennen, aus Ueberzeugung weiter empfohlen wird. Wer dieses einzig in seiner Art dastehende Spiel- und Beschäftigungsmittel noch nicht kennt, der lasse sich von der unterzeichneten Firma einfach die **neue illustrirte Preisliste** kommen, und lese die darin abgedruckten, überaus günstigen Gutachten. Beim Einkauf verlange man gefälligst ausdrücklich: **Richters Anker-Steinbaukasten** und weise jeden Kasten **ohne** die Fabrikmarke **Anker** scharf **als unecht zurück;** wer dies unterläßt, kann leicht eine ... erhalten. Die **echten Anker-Steinbaukasten** sind zum Preise von 1 Mk., 2 Mk., 3 Mk., 5 Mk. und höher vorrätig

in allen feineren Spielwaren-Geschäften des In- und Auslandes.

Neu! Richters Geduldspiele: **Ei des Columbus, Blitzableiter, Kopfzerbrecher, Grillentöter, Quälgeist, Kreuzspiel** u. s. w. Preis 50 Pfg. Nur echt mit Anker!

F. Ad. Richter & Cie., K. u. K. Hoflieferanten,
Rudolstadt (Thüringen), Nürnberg, Wien, Olten (Schweiz), Rotterdam, London E.C., New-York, 17 Warren-Street.

Bromwasser
nach Dr. Erlenmeyer. Bewährtes Mittel gegen Nervosität, Schlaflosigkeit, Epilepsie etc. In Flaschen à 60 ₰ exkl. Flasche, bei 30 Flaschen franko durch Kontinent.
W. Rüdiger, Fabrik künstl. Mineralwässer, Schloss Sulza i. Thür.



Zimmer-Closets
von 18 M. an i. d. Fabrik von
Kosch & Teichmann,
Berlin S.,
Prinzen-Strasse 43.
Preisliste kostenfrei.

— Als zweiter Teil unserer fesselnd und gemeinverständlich geschriebenen „Allgemeinen Naturkunde" erscheint soeben: —

Der Mensch von Prof. Dr. Joh. Ranke.
Zweite, neubearbeitete Auflage.
Mit 1000 Abbildungen im Text, 6 Karten u. 32 Tafeln in Farbendruck.
26 Lieferungen zu je 1 Mk. (60 Kr.) oder 2 Halblederbände zu je 15 Mk. (9 Fl.)

Früher erschienen von der „Allgemeinen Naturkunde" ... Brehm, Tierleben. ... Halblederbände ... Ratzel, Völkerkunde. ... Kerner, Pflanzenleben. 2 Halblederbände zu je 16 Mk. — Neumayr, Erdgeschichte. 2 Halblederbände zu je 16 Mk.

Erste Lieferungen durch jede Buchhandlung zur Ansicht. — Prospekte kostenfrei.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Hänsig: Abonnentin. Mit dem Bildnis des Prinzen nicht leicht selbst gewählt können wir Ihnen wahrscheinlich noch im laufenden Jahrgang [illegible] dienen.

E. K. 174. Wenn es auch hier und dort noch tauert, dürfen wir Ihre [illegible] doch keineswegs als Stümperei bezeichnen.

Richtige Lösungen sandten ein: Viktoria Pick in Prag (2). [illegible] Emil Lutzeria in der Schweiz (3). Walther Rohl in Rixdorf bei Berlin (3). [illegible] Ackermann in Hannover (2). G. Pellizer in Waltershausen im Elsaß. [illegible] Guggenberger in Mediasch in Siebenbürgen. Vincenz Leo Pohl in [illegible] (3). Fritz Gutmann in Altona in Westfalen (1). „Flaut und Maß“ in [illegible] (2). Kamill Heller in Innsbruck-Wilten (2). M. Schütz in Oelsen-[illegible]. Maria v. B. in Trieste (3). Wanda v. Arz in Athen (3). „Makette“ in Rom (1).

Gerne verständigen wir unsere Leser, daß der wesentliche Inhalt unseres Artikels „Max v. Pettenkofer“ in Nr. 40 des vorigen Jahrgangs (Jahrgang 35) einer Arbeit des Herrn Wilhelm Krebs in Berlin entnommen ist.

Gesundheitspflege.

A. R. K. in L. Bei starker Schuppenbildung verbunden mit Haarausfall wird folgendes Kopfwasser empfohlen: Salicylsäure 0,5, Ricinus oleosus 30,0, Glycerin 15,0, rektifizirter Weingeist 70,0, destillirtes Wasser 200,0. Mit dieser Mischung wird die Kopfhaut gewaschen, jeden dritten Tag die Waschung jedoch ausgesetzt und dafür die Kopfhaut mit einem Fettmittel eingerieben. Kurz geschorenes Haar erleichtert natürlich die Anwendung des Kopfwassers.

F. K. in Entrerac. Tägliches Waschen des Kopfes mit nicht zu kaltem Wasser ist weder für die Augen noch für das Wachstum des Haares nachteilig.

Eine im höchsten Grad Nervöse. Die Symptome einer Zahnwurzelhautentzündung sind Schmerzen in dem betreffenden Zahn sowohl spontan als auch auf Berührung. Gewißheit über denselben. Die beiden anderen Fragen sind zu bejahen. Dr. Sch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Schwestern. Roman von Ida Boy-Ed. Fortsetzung. — Gedankenblätter, von Hermine Tenner geb. v. Holtem. — Aus der Werkstätte des Unterseebootsbaues, von Karl Gerlich. — Ein Radausflug, von L. L. — Der Fasching im Künstlerhaus in München, von Hans Peters. — Graf Alexander von Württemberg, eine Erinnerung aus dem Hause Justinus Kerners, von Theobald Kerner. — Zu Lübecks 700jährigem Jubiläum, von Th. Krick. — Rückt als Held, Gedicht von H. Zeise. — Der Irrweg, Künstler-Roman von Robert Misch. — Der Hinterhalt, von v. B. — Die Verzauberungsflasche, von August Niemann. — Notizblätter. — Herdfeuerkunde. Gedicht von R. von Freiwald. — Zwei Blumenkunde, von Dr. B. — Für müßige Stunden: Bilderrätsel; Auflösung des Bilderrätsels Seite 67; Auflösung des Homonyms Seite 67; Buchstabenrätsel; Auflösung des Rätsels Seite 67; Auflösung der dreisilbigen Charade Seite 67. — Das Raimund-Theater in Wien, von Curt v. Zelau. — Schach. — Litteratur. — Briefmappe.

Illustrationen: Zu Lübecks 700jährigem Jubiläum, acht Photographien von Heinr. Rohrung in Lübeck. — J. Zimmermann: Krenda: „Ein Radausflug“. — Franz Defregger: Tirolermädchen. — Der Hinterhalt. — H. L. Neuhaus: Künstlerfest in München: Eingang und Hauptansicht. — F. von Uhde, „Verlassen“. — Porträt von Adam Müller-Guttenbrunn. — Das Raimund-Theater in Wien.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:

Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 10); München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 86, 2. r.); Budapest: Moritz Hecht (V. Franz Josefsplatz 3).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Demnächst wird erscheinen:

Gedichte

von

Georg Scherer.

Mit Illustrationen von Paul Thumann.

Vierte, vermehrte Auflage.

In hochelegantem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis M 8.—

Daß dieses Buch bereits in vierter Auflage erscheint, spricht am besten für seine Beliebtheit und in seiner neuen, höchst vornehmen Ausstattung bildet dasselbe auch ein reizendes **Weihnachts- und Gelegenheitsgeschenk** für sinnige Gemüter.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Anzeigen

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M 40 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Meyers Klassiker-Ausgaben.

Unübertroffene Korrektheit. Schöne Ausstattung. Eleganter Liebhaber-Einband.

	M.	Pf.
Deutsche Litteratur.		
Goethe, 12 Bde., von *H. Kurz*	30	—
Schiller, 6 Bde., von *Demselben*	15	—
— 8 Bde., von *Demselben*	20	—
Lessing, 5 Bde., v. *F. Bornmüller*	12	—
Herder, 4 Bde., von *H. Kurz*	12	—
Wieland, 3 Bde., von *Demselben*	4	—
H. v. Kleist, 2 Bde., v. *Demselben*	4	—
Chamisso, 2 Bde., von *Demselben*	4	—
E. T. A. Hoffmann, 2 Bde., v. *Demselb.*	4	—
Lenau, 2 Bde., von *C. Hepp*	4	—
Heine, 7 Bde., von *E. Elster*	14	—
Hauff, 3 Bde., von *M. Mendheim*	4	—
Eichendorff, 2 Bde., v. *R. Dietze*	4	—
Gellert, 1 Bd., von *A. Schullerus*	2	—
Bürger, 1 Bd., von *A. E. Berger*	2	—
Tieck, 3 Bde., von *G. L. Klee*	6	—
Arnim, 1 Bd., von *J. Dohmke*	2	—
Brentano, 1 Bd., von *Demselben*	2	—
Novalis u. Fouqué, 1 Bd., v. *Demselb.*	2	—
Uhland, 2 Bde., von *L. Fränkel*	4	—
Körner, 2 Bde., von *H. Zimmer*	4	—
Englische Litteratur.		
Altenglisches Theater, 2 Bde.	4	50
Burns, Lieder und Balladen	1	50
Byron, Ausgewählte Werke, Strodtmannsche Ausgabe, 4 Bde.	8	—
Chaucer, Canterbury-Geschichten	2	50
Defoe, Robinson Crusoe	2	50
Goldsmith, Der Landprediger	1	25
Milton, Das verlorene Paradies	1	50
Scott, Das Fräulein vom See	1	—
Shakespeare, Schlegel-Tiecksche Ausgabe mit Biogr. v. *Sievers*, 3 Bde.	10	—
Shelley, Ausgewählte Dichtungen	1	50
Sterne, Die empfindsame Reise	1	25
— Tristram Shandy	3	—
Tennyson, Gedichte	1	25
Amerikanische Anthologie	2	—
Italienische Litteratur.		
Ariost, Der rasende Roland, 2 Bde.	4	—
Dante, Göttliche Komödie	2	—
Leopardi, Gedichte	1	—
Manzoni, Die Verlobten, 2 Bde.	2	50
Spanische und portugiesische Litteratur.		
Camoëns, Die Lusiaden	1	75
Cervantes, Don Quichotte, 2 Bde.	4	—
Cid, Romanzen	1	75
Spanisches Theater, 3 Bde.	6	50
Französische Litteratur.		
Beaumarchais, Figaros Hochzeit	1	—
Chateaubriand, Erzählungen	1	25
La Bruyère, Die Charaktere	1	25
Lesage, Der hinkende Teufel	1	25
Mérimée, Ausgewählte Novellen	1	25
Molière, Charakter-Komödien	1	75
Rabelais, Gargantua, 2 Bde.	5	—
Racine, Tragödien	1	50
Rousseau, Bekenntnisse, 2 Bde.	3	50
— Briefe	1	—
Saint-Pierre, Paul und Virginie	1	—
Sand, Ländliche Erzählungen	1	25
Staël, Corinna	2	—
Töpffer, Rosa und Gertrud	1	25
Skandinavische und russische Litteratur.		
Björnson, Bauern-Novellen	1	25
— Dramatische Werke	2	—
Holberg, Komödien, 2 Bde.	4	—
Puschkin, Dichtungen	1	—
Tegnér, Frithjofs-Sage	1	—
Die Edda	4	—
Orientalische Litteratur.		
Kalidasa, Sakuntala	1	—
Morgenländische Anthologie	1	25
Litteratur des Altertums.		
Aeschylos, Dramen	2	—
Anthologie griechischer und römischer Lyriker	2	—
Euripides, Ausgewählte Dramen	2	50
Homer, Odyssee	1	50
— Ilias	1	50
Sophokles, Dramen	2	50

Ausführliche Verzeichnisse gratis.

Bibliographisches Institut in Leipzig und Wien.

Monogrammbroschen.

Jede beliebige 2 Buchstaben innerhalb 8 Tagen, silber kunstvoll ausgeführt; [illegible]

do. Manschettenknöpfe p. Paar M 15.—. Geg. Nachnahme, vorh. Einsendung od. Briefmarken. Bei 20 M franko. Katalog mit 1200 Abbild. gratis u. franko.

Carl Holl in **Cannstatt**, Goldwarenfabrik.

Honig [illegible] Sendung frei M 6.50. **Aug. Schüllers** [illegible]

HYGIENE DES KOPFES

Schönheit der Haare

EAU DE QUININE

VON

ED. PINAUD

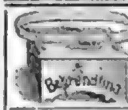
Unfehlbar gegen Schuppen und Ausfallen der Haare

37, Boul^d de Strasbourg, PARIS

Jede ächte Flasche ist mit nebenstehender Unterschrift *Ed. Pinaud* versehen.

PARIS 1889 GRAND PRIX

Behrendtina



Behrendtina ist ein neues Wundermittel [illegible]

Behrendtina ersetzt die Watte [illegible]

Behrendtina hilft in [illegible]

Behrendtina ist für Damen und [illegible]

Behrendtina kostet mit 6 [illegible] franko [illegible] Mk. 16.50, [illegible]

Nachnahme nur unfrankirt.

[illegible]

Außerdem Polyphon, Symphonion, Pianophon Musikautomaten [illegible] Accordeons, Accordzithern [illegible] gratis u. franko.

H. Behrendt, Berlin SW., Friedrichstr. 160.

[illegible]

Eingang Dorotheen-Platz.

Berlin [illegible]

Hamburg: Burstah 24.

Dresden: Seestrasse 1.

Patente

[illegible]

Dr. J. Schanz & Co.

Vergünstigungen [illegible]

Au- und Verkauf von Erfindungen.

Photo-graphische Apparate

[illegible]

empfiehlt **Emil Wünsche** Fabrik photogr. Apparate

DRESDEN Marschallstrasse 20. LEIPZIG Salzgässchen 1.

Den illustrierten Katalog für Weihnachten 1893

[illegible] versendet gratis und franko **Leipziger Lehrmittel-Anstalt** von Dr. Oskar Schneider Leipzig [illegible]

für Jung und Alt.

Reine Weine.

Albert Angermayer, Frankfurt a. M.

Weingroßhandlung, Adlerstraße 61.

Weingutsbesitzer

in

Nierstein, Bodenheim, Laubenheim a. Rh. und Hochheim.

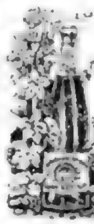
Eigene Traubenkeltereien

empfiehlt seine weissen und roten, garantiert reinen

Rhein-, Rheingauer-, Mosel- und Pfälzer-Weine, sowie Bordeaux-, Dessert- und Medizinal-Weine, Champagner, Spirituosen etc.

zu billigsten Preisen unter Zusicherung gewissenhafter und prompter Bedienung.

Auf Wunsch Preislisten und Proben kostenfrei.



Tüchtige, repräsentationsfähige Vertreter an allen Orten gesucht.

Marken-Kataloge überflüssig. Uebertrifft alle Alben der Gegenwart.

Universal-Permanent-Briefmarken-Album

Illustrierte Nachträge vierteljährlich frei [illegible]

Prospecte gratis!

Vereinigte Dampf-Buchbindereien Baumbach & Co., Leipzig.

Mayers Hand-Tiefbohr-Apparat

(D. R. P.)

bohrt bis zu 5 Meter tief pro Stunde u. eignet sich vorzüglich zu Bodenuntersuchungen

[illegible]

Gebrauch durch jedermann leicht ausführbar. Werkzeug äußerst einfach, praktisch, dauerhaft.

Apparat 2–10 Met. tief bohrend, kostet 15–60 M

Apparat 10–30 M. tief bohrend, kostet 60–170 M

Prospekte [illegible]

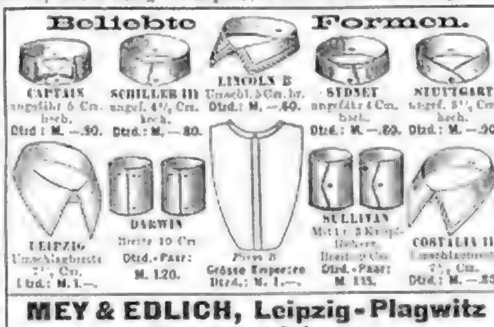
Fabrikation aller Art Tiefbohrwerkzeuge für Hand- und Maschinenbetrieb bis 1500 Meter Tiefe und 1 Meter Durchmesser.

Tiefbau-Werkzeuge-Fabrik Nürnberg. Vertreter gesucht.

MEY's Stoffkragen, Manschetten u. Vorhemdchen

mit Webstoff überzogen u. daher von Leinenwäsche nicht zu unterscheiden, sind in Bezug auf **Eleganz**, guten Schnitt und bequemes Passen trotz ausserordentlicher Billigkeit unerreicht. Der Preis von **Mey's Stoffwäsche** ist kaum höher als der Waschlohn [illegible] weggeworfen, [illegible] der Wäscherin. Man trägt stets neue, tadellos passende Manschetten und Kragen. Letztere haben vor den Leinenkragen noch den grossen Vorzug, dass sie niemals kratzen oder [illegible] wie es bei schlecht geplätteten Leinenkragen stets vorkommt. Für Knaben, besonders für die in Pension befindlichen, giebt es nichts Besseres u. Praktischeres. Geradezu unentbehrlich ist Mey's Stoffwäsche auf Reisen, da d. Mitführen schmutziger Wäsche wegfällt. Jedermann sollte daher einen Versuch machen. Das Versand-Geschäft **Mey & Edlich, Leipzig-Plagwitz** theilt auf Wunsch d. Namen derjenig. Geschäfte mit, welche in dem Orte des Fragestellers **MEY's Stoffwäsche** führen, versendet auch auf Verlangen gratis und portofrei den reichhaltigen, mit über 100 Illustrationen versehenen Special-Catalog.

Beliebte Formen.



CAPTAIN angefähr 6 Cm. hoch. Dtzd.: M. —.50.

SCHILLER III angef. 4½ Cm. hoch. Dtzd.: M. —.50.

LINCOLN B Umgebl. 5 Cm. br. Dtzd.: M. —.60.

SIDNEY angefähr 4 Cm. hoch. Dtzd.: M. —.60.

STUTTGART angef. 3½ Cm. hoch. Dtzd.: M. —.50.

LEIPZIG Umschlagbreite 7½ Cm. Dtzd.: M. 1.—

DARWIN Breite 10 Cm. Dtzd.-Paar: M. 1.20.

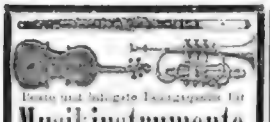
Form B Grösse [illegible] Dtzd.: M. 1.—

SULLIVAN [illegible] Dtzd.-Paar: M. 1.35.

COSTALIA III Umschlagbreite 7½ Cm. Dtzd.: M. —.55.

MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz

Königl. Sächs. Hoflieferanten.



Reste und billigste Bezugsquelle für
Musikinstrumente.
Violinen (spezial) bessere Instrumente von ℳ 100 an, Flöten, Clarinetten, Cavaria, Trompeten, Signalhorner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Cearinas, Ninghelhas, Peripheon, Autoharp, Piano-Melodica, Phonix, Harmonikas, Mundharmonikas, Pianinos, Orchestrions, Harmoniums, Musikwerke, Schmerzte Saiten, Noten zu allen Instrumenten.
Jul. Heinr. Zimmermann,
Musikexport, Leipzig.
Neue illustrirte Preisliste gratis.

Mariage.
Gesellschaft Gebildeter, 28 Jahre, angenehmer Erscheinung, mit gutem Einkommen, wünscht mit einer gebildeten, wohlhabenden Dame von 24–28 Jahren, auch Witwe ohne Anhang, in Briefwechsel zu treten, um sich event. recht bald zu verheirathen. Gefl. Offerten unter Chiffre O. 3131 an Rudolf Mosse in Stuttgart. Gewünschtes, wie Photographie, wird retournirt. Discretion Ehrensache.

Illustr. Briefmarken-Journal. Verzeichniss sämmtlicher Briefmarken, Couverts, Postkarten, Stempel, Atteste, Preis-Courante gratis u. franco. Probenummer 20 Pf. (10 Kr.). Verlag von Gebrüder Senf, Leipzig.

Schmücke Dein Fenster
mit unsern prachtvollen modernen Diaphanie-Glasbildern.
Reizende Geschenke für Jedermann.
Als Fensterbilder zum aufsetzen. Versand in allen Grössen und Ausführungen stets auf Lager: Ahnenreihen, Landschaften, Architektur- und Blumenmotive, Portraits, Wappenschilder etc.
Grosse Auswahl von Neuheiten dieser Saison: [illegible]
Illustrirter Hauptkatalog über Fenstermosaiken, Bleiglasbilder, sowie dekorative Scheiben zum Einsetzen, hunderte der reizendsten Muster enthaltend, gratis und franco.
Preisliste über Fenstermosaiken, Bleiglasbilder, sowie dekorative Scheiben zum Einsetzen, hunderte der reizendsten Muster enthaltend, gratis und franco.
Illustrirter Hauptkatalog über Fenstermosaiken, Bleiglasbilder, sowie dekorative Scheiben zum Einsetzen, hunderte der reizendsten Muster enthaltend, gratis und franco.
Vogler & Kachholz, Wandsbek und Leipzig.
Specialität für künstlerische Fensterdekorationen.
Specialfabrikation von feinen Lackierschalen, Lackmuseumsarbeiten, Cigarren-, Blechdosen- und Transparentpapieren.
Permanente Ausstellung und Detailverkauf: Leipzig, Grimmaischer Str. 8, I.

VELOUTINE CH. FAY
Das beste und berühmteste Toiletpuder
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit BISMUTH zubereitet
Von CH. FAY, Parfumeur
9, rue de la Paix, PARIS

Unsere Nähmaschinen
weltberühmt durch das darin verwendete Material, die feine Ausstattung und den leichten Gang, zeichnen sich auch vor allen übrigen **durch saubere Justirung und grösste Nähfähigkeit aus.** Bei keinem Artikel ist das Sprichwort „Der Schein trügt", mehr am Platze als bei der Nähmaschine. Es werden täglich eine Unzahl billiger Nähmaschinen auf den Markt geworfen, welche für den ersten Augenblick nicht von der soliden Ware zu unterscheiden sind, deren Mangelhaftigkeit sich aber zum Schaden des Käufers schon nach kurzer Zeit bemerkbar macht. Eine von uns erzeugte Nähmaschine gewährleistet, infolge des darin benutzten Materials, eine jahrelange Haltbarkeit und übernehmen dafür unsere Vertreter die weitgehendste Garantie.
Nähmaschinenfabrik u. Eisengiesserei
vormals **Seidel & Naumann, Dresden.**

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.
Die
Jagd-Gewehre
der Gegenwart.
Ein Handbuch für Jäger u. Waffenfreunde
von **Georg Roth,**
Hauptmann a. D.
Mit 94 Abbildungen.
In illustr. Einband.
gr. 8. 5 Mark.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON
Über 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.
= Soeben erscheint =
in 5. neubearbeiteter und vermehrter Auflage:
17 Bände in Halbfrz. gebunden zu 10 Mk.
152 Chromotafeln.
17 Bände zu 5 Mk.
17.500 Seiten Text.
272 Hefte zu 50 Pf.
Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.
10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Vornehmste Neuheit!
SAKURA Japanische Kirschblüthe
Köstlich. duftig. edel.

HAARAUSFALL!
Schuppen, Juckt, sofortiger Haarausfall! Für jeden trotz jahrelangen Leidens unheilbaren Haarleidenden, Prospekte gratis u. franco.
F. Kiko, Herford.

Der beste u. vollkommenste
Accord-Zither
der Welt
ist jetzt
Peter Renk's
Sublime Auto-Harp
„LIPSIA"
mit 3 Touren und 3 Manualen. Prospekte mit Noten-Verzeichnis versendet gratis und franko
Peter Renk, Leipzig.

Versand d. L. Feith, Dresden, A. 16.

1000
echte Briefmarken
worin 200 Verschiedene, mit Japan, Guatemala, Aegypten, Cuba, Victoria, Türkei, Ceylon, Argent. Rep. Java, Austral. etc. nur **eine Mark.**
Porto 20 Pf. extra. Kasse voraus
Paul Siegert in Hamburg.

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, abführende Fruchtpastille
GEGEN
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.
Paris, E. Grillon
33, rue des Archives
IN ALLEN APOTHEKEN

Stellung. Existenz.
Prospect gratis — Gratis Prospect. — Discretion franco.
Brieflicher gründlicher Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Stenographie.
Gratis Prospect. Discretion franco.
Adressiren Sie gefl. nur wie folgt:
Institut Commercium Deutsch-Amerikanisch
OTTO SIEDE – ELBING.

C. Maquet,
Berlin W.,
Gartenstrasse 61
Heidelberg.
Krankenmaschinen, Schlafsessel, Zimmerclosets, Pissoirs.

Triumph-Wäsche-Mangeln
[illegible]
B. Henle in Nürnberg.

Feinstes
und bestes Fabrikat in
Herren- und Damen-Cheviots und Loden
liefert Aug. Eckert in Privat-
H. Eckert.
Lauingen, Bayern.
Muster
[illegible]

Keine Hosenträger!!
Keine Riemen mehr!!
Der Automat
D. R. Patent.

Dieses neu erfundene Instrument, das am Rückteile jeder Hose angeschnallt werden kann, macht den Gebrauch von Hosenträgern und Riemen vollständig entbehrlich. Die Vorteile sind augenfällig. Dem nicht nur, dass mit der Unbequemlichkeit des An- und Abknöpfens der Hosenträger enthoben ist, wird auch die ganze Haltung des Körpers eine viel **freiere** und **ungezwungenere,** da der „Automat" vermöge seiner grossen Elastizität (5 Spiralen) bei jeder Bewegung des Körpers, sogar bei **jedem Atemzuge** nachgibt und sich anschmiegt.
Unentbehrlich für Jedermann, besonders für Turner, Radfahrer etc.
Preis M. 1,25;
im Dutzend 20 % Rabatt.

Junggesellen-Hosenknopf.
Kein Knopfabreissen mehr.
Jeder macht sich den Knopf ohne Nadel und Faden selbst an.
Keine Lederjar zu sehen; mit grösster Leichtigkeit anzubringen und abzunehmen.
Wirklich originelle Erfindung und praktisch für Jedermann.
Preis: M. 1,25 per Dutzend;
im Gross 20 % Rabatt.

Verstellbarer Beinkleid-Schützer
D. R. Patent.
Sehr praktisch, um den unteren Rand der Beinkleider bei schlechtem Wetter vor Nässe zu schützen.
Preis pro Paar M. 0,60;
im Dutzend 20 % Rabatt.
Hermann Hurwitz & Co., Berlin C., Moltkestrasse 49.
Spezialgeschäft für Patent-Artikel.
Aufträge von M. 3,00 an **franko.** Kleinere aufgerundet. Briefmarken aller [illegible]

Über Land und Meer.

71. Band.
Sechsunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Die Schwestern.

Roman von **Ida Boy-Ed.**

Da hörte Petra Marianne bei sich eintreten und versteckte ihre Stirn in den Kissen, damit man nicht merke, daß sie wache. Jetzt ein Blick, ein Wort von der Schwester und sie hätte alles gesagt, was ihr Herz bedrückte. Aber Petra hatte sich gelobt, diesmal allein alle ihre Sorgen durchzukämpfen, auch besonders die wegen Malve und des Rendezvous mit Bodmann. Die arme Marianne hätte zu viel Kummer dadurch gehabt und Petra wollte sich und anderen beweisen, daß sie von nun an ein reifer Mensch sei.

Dies Verstecken kam ihr zwar noch besonders schwer an, weil sie heftige Halsschmerzen hatte und gewohnt war, wenn ihr nur der kleine Finger weh that, Mariannen vorzuklagen. Sie hatte sich offenbar erkältet, als sie hinaus gelaufen war, um Malve zu holen.

Eine schlaflose Nacht ist lang, viel länger als Petra je für möglich gehalten. Und während sie so lag und auf den fürchterlichen Sturm horchte, der mit dem Vorrücken der Stunden immer rasender tobte, fielen ihr doch die Lider zu, ohne daß sie es merkte. Als sie die Augen aufschlug und ein fahles Grau in zwei hochviereckigen Formen sich von dem nächtigen Schwarz im Raum abheben sah, wußte sie, daß der Morgen zu dämmern begann und sein erstes Tagen durch die Fenster anmeldete. — Sie erhob sich mit einem Seufzer der Erleichterung. Als sie ein Zündhölzchen anstrich, that ihr das in den Augen weh. Ein Blick auf die Uhr flößte ihr namenlosen Schrecken ein. Schon halb sieben! Um halb acht fuhr Axel fort, mehr als eine halbe Stunde brauchte man zum Bahnhof, selbst wenn man so schnell wie möglich ging.

So schnell hatte Petra sich noch nie angezogen. Die Löckchen über der Stirn zu brennen, dafür blieb ja keine Zeit, auch die gewohnte Frisur kam ihr unter den zitternden Händen nicht zu stande. Sie wühlte die rotblonden, langen Haare in eine Strähne gedreht hinten im Nacken zusammen und steckte Haarnadeln hinein, eine ganze Menge, förmlich wütend, immer von rechts und links, so daß der Haarknoten wie gespickt aussah.

Das Licht brannte so flackernd und gab so unsicheren Schein. Petra sah gar nicht, daß sie ihr neues, bestes Winterkleid anzog. Sie hakte in fiebernder Eile die Nesteln zu und fuhr in ihre Sealskinjacke. An der Thür erst merkte sie, daß sie keinen Hut auf hatte. Nur schnell den ersten besten. Es war ihr großer Federhut, den sie erwischte. Sie trank noch schnell ein Glas Wasser, weil ihr die Kniee so zitterten und ging dann leise hinaus.

Im Korridor war es noch sehr dunkel und eisig kalt, als habe der Sturm über Nacht jedes bißchen Wärme aus dem

Gabriel Max: Studienkopf.

Aus H. L. Mannhardt Kunstverlag, München.

Hause gefegt. Nichts regte sich — natürlich, nach dem Ball und der Störung durch den Sturm schliefen selbst Lene und Lisette, bis es heller Tag war.

Schaudernd vor Nässe und ein bißchen ängstlich durch die dämmerige Stille und das bleierne Morgengrauen, schlich Petra treppab. Sie schloß die Hausthür auf. Draußen an derselben hing der Brotbeutel und in den Schnüren derselben hatte der Zeitungsjunge schon die Kieler Zeitung gesteckt.

Petra sorgte sich nicht wegen der unverschlossen bleibenden Hausthür, denn Lene mußte doch bald aufstehen.

Bei dem ersten Schritt, schon im Vorgarten prallte sie zurück. Ein Windstoß faßte sie und zerrte all ihre Kleider nach einer Seite, so daß sie sich wie Fesseln stramm um die andere legten. Einen Schirm aufzuspannen war unmöglich, er schlug schon um, als Petra nur den Versuch machte. Die großen Regentropfen fielen förmlich schwer gegen ihr Gesicht.

Aber Petra streckte weiter; kaum war sie auf der Straße und wandte sich, so faßte der Wind sie von rückwärts und schob sie vorwärts, so daß ihre laufenden Füßchen kaum den Boden zu berühren schienen. Etwas Eisiges und Strechendes rutschte ihr im Nacken herab. Eine von den vielen Haarnadeln. Und gleich darnach klirrte eine zweite leise hinter Petra auf dem Bürgersteig nieder. Sie ließ eine Weile eine Saat von Haarnadeln hinter sich, bis die letzte mit den entfesselten Strähnen fiel und der Sturm nun, das Haar teilend, es rechts und links über die Schultern nach vorn wehte.

Es wurde etwas heller, aber der schwarzgraue Himmel sah so aus, als ob er sich heute überhaupt nicht mit mehr Licht schmücken wolle.

Drunten die Föhrde wogte wild und weiße Schaumköpfe zerspritzten auf den sich türmenden Wellen. Naß und verwaschen sahen die Schiffe aus, so als ob alles fröhliche Leben von ihnen weggespült war. Sie schaukelten sich groß und ruhevoll in der Bewegung, gerade so wie Petra es nachts im Geiste gesehen.

Und durch diese wildbewegte Flut war er schon geschifft — sie dachte es mit Bangen.

Auf der Föhrde war schon das Arbeitsleben wach geworden. Ein Dampfschiff mit Werftarbeitern kämpfte sich durch die Wogen, die sich gegen seine Backbordseite warfen. Man sah schon vereinzelte Boote und Barkassen der Flotte hin und her kreuzen.

Ja, für die, welche auf dem gewaltig tobenden Element ihre Heimat hatten, für die durfte es keine Gefahr geben.

Nun bog Petra in die Dänische Straße ein. So menschenleer, naß und tot alles. Sie lief immer flinker. Eine große Angst war in ihr, vielleicht zu spät zu kommen. Endlich der Bahnhof in Sicht. Ein langgezogener Lokomotivenpfiff ertönte, weißlicher Dampf stockte sich ballend hinter dem Bahnhofsdach auf.

Wenn das schon sein Zug war, Petra flog nur so. Ihn sehen! Einmal noch sehen — das war der herrschende Gedanke, der brennende Wunsch in ihr.

Nun stand sie in der Bahnhofshalle. Das langgestreckte, stallartige und düstere Gebäude war des kargen Morgenlichtes wegen mit Gas beleuchtet. Den schmalen langen Bahnsteig hinauf und hinab sah man nur wenig Menschen und diese waren Beamte. Unter dem niederen Dach zog widriger, kohlendunstiger Rauch hin, den die zur Abfahrt bereite Lokomotive aushauchte und den draußen die regenschwere Luft nicht aufnehmen wollte. Die Lokomotive stand gerade unter der Eingangsöffnung wie ein Tier, das gleich ins Freie hinausrasen will. Die kleine Wagenreihe hinter ihr stand an dem Bahnsteig entlang.

Das ganze Bild war unsäglich düster und kläglich. Es fehlte der große Zug des Weltverkehrs, nur der Jammer des Abreisens lag in dieser Scene.

Petra stand an einem der vorgebauten Pfeiler und ihr Auge ging an der Wagenreihe hin. Verzweiflung malte sich in ihren gestörten Zügen. Mein Gott — welch unerwarteter Schrecken — welch ein neuer Gedanke!

Wenn er nun hinten in einem Coupé saß und sie gar nicht sah?!

Sie lief einmal an der Reihe entlang. Ihr Kleid, bis zu den Knieen naß, schlotterte um ihre Füße, ihr Haar hing ihr über der durchweichten Jacke im Rücken nieder, die Federn auf dem Hut waren nur noch triefende Strippen.

Da stockte ihr Fuß. Sie hatte Axel gesehen. Er saß an der Innenseite eines Wagens, dem Bahnsteig am fernsten. Sie trat zurück, um ihn besser zu beobachten. Ihre Hände falteten sich.

Da gingen drei schrille Glockentöne durch den Raum.

Axel zuckte zusammen, sein blasses Gesicht wandte sich dem Bahnsteig zu.

Und da sah er sie — naß wie ein Fischlein, zerzaust wie ein Sturmvögelchen, mit gefalteten Händen wie ein Engel, der um Gnade fleht.

Die blauen Augen strahlten ihn an in Wonne und Demut.

Er sprang auf, er riß, seiner Sinne nicht mehr mächtig, an der Thür. Umsonst. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung.

Und der Mann, der vor dem ungezogenen Mädchen geflohen war, streckte beide Arme nach eben demselben Mädchen aus, während er doch wußte, seine Hand könne die Geliebte nicht mehr erreichen.

Als zöge eine unsichtbare Gewalt sie nach, ging sie, immer mit gefalteten Händen, neben dem Zuge her, jene kurze Strecke bis zur Glaswand, die die Halle abschloß.

Ihre Augen hingen an ihm, die seinen an ihr. Ueber ihre Wangen rannen dabei unaufhaltsam Thränen und vor den seinen flimmerte es.

Dann war es aus.

Der Zug raste davon und Petra konnte nach Hause gehen.

Sie hatte den geliebtesten Mann noch einmal sehen dürfen.

Das stürmische Unglück ihres Herzens beruhigte sich zu ergebener Stille.

Und wie sie sich in einen Wagen setzte, um heimzufahren, spielte ein Lächeln um ihre Lippen. Zwar war es kläglich und weinerlich — aber es war doch ein Lächeln.

*

Auch Malve hatte in dieser Nacht nicht geschlafen. Ihr ganzes Wesen war in einer fieberhaften Erregung und sie hatte alle ihre Selbstbeherrschung nötig, um ruhig zu erscheinen. Da sie einer solchen aber nur in geringem Grade, vor allem aber nicht in gleichmäßiger Form fähig war, mußte Günther bald bemerken, daß seine Frau mit besonderen Gedanken beschäftigt war. Er beobachtete das junge, zarte Gesicht und sah es bald von strahlender Freude durchleuchtet, bald verfinstert und verschüchtert, wie von heimlicher Angst.

Aber wie immer seit vielen Wochen schwieg er. Auf den rechten Weg hatte er sie mit zugleich starker und schonender Hand gewiesen, nun mußte er ihr Zeit lassen, ob sie lerne sich tapfer zurecht zu finden.

Daß ihre starke innere Bewegung durch dies unerwartete Wiedersehen mit Oswald von Bodmann hervorgerufen war, bezweifelte er keinen Augenblick. Er war entschlossen, dafür zu sorgen, daß ein solches nicht abermals stattfände, wenigstens nicht im Hause seiner Schwiegermutter. Er gedachte der thörichten Frau, deren Gedankengang bei dieser an Bodmann erlassenen Einladung er völlig durchschaute, klar zu machen, daß sie fortan der Erfüllung ihrer Mutterpflichten in anderer Weise nachkommen solle, als darin, ihrer Tochter „das bißchen vergnügliche Abwechslung zu gönnen".

Daß Oswald von Bodmann jemals mehr für Malve bedeuten könne, als ein „Gourmacher", der ihrer kindlichen Eitelkeit schmeichelte, das dachte er nicht.

Da er aber die Eitelkeit als den Grund alles Uebels ansah und wußte, daß sie einer von den Fehlern sei, die von ihrer Sättigung immer hungriger werden, fühlte er es als seine Mannespflicht, Malves Eitelkeit allmälich die Nahrung zu entziehen.

Während er so voll schmerzlicher Ruhe über seine Sorgen nachdachte, lag Malve und sah mit brennenden Augen ins Leere. Das Zimmer war sanft durch eine Nachtlampe in rosiger Glasglocke erhellt, denn die junge Frau fürchtete sich immer im Dunkeln.

Draußen begann der Sturm zu rasen und trotz der doppelten Fenster bewegten sich leise die Vorhänge und zuweilen ging ein Luftstrom über das Flämmchen hin, daß es in seinem rosa Glase gleichsam zu verhauchen schien, um sich gleich darnach mit knisterndem Geräusch wieder aufzurichten.

In anderen Zeiten hätte Malve vor Angst gezittert. In dieser Nacht drang das Toben der Elemente kaum bis an ihr Ohr. Darin lag noch der Nachklang anderer, schmeichelnder Laute, und ihr Gedächtnis half ihr immer und immer wieder die Worte zu wiederholen, die der bestrickende Mann ihr gesagt. Daß er nicht leben könne so von ihr fern gehalten, die er liebe; daß er sie anflehe ihm zu sagen, wann und wo er sie zuweilen sehen könne; daß er recht gut wisse, wie auch sie sich im geheimen nach seiner Nähe sehne und die Stunde verwünsche, wo sie sich dem andern vermählt habe.

Und wieder und wieder bedachte sie, ob ihre Antwort auch recht gewesen. Sie lohnte die Angst noch einmal durch, mit welcher sie in den Pavillon hinauf gelaufen war, und mit Herzklopfen gefragt: „Sie wollen mich sprechen?" Und wie dann all die wundervollen, heißen Worte von seinen Lippen kamen, denen sie fast schwindlich vor Entzücken gelauscht. Aber eben die Angst, die sie keinen Augenblick verließ, hatte sie keine andere Antwort finden lassen als:

„Sie werden von mir hören."

Jetzt in der Nacht wälzte sie die ungeheure Frage durch ihren Kopf: „Was soll werden?!"

Sie war Günthers Weib. Daß sie es nicht bleiben könne, war ihr sicher. Man kann nicht eines Mannes Weib sein und den andern Mann lieben. Und daß sie Oswald liebte, war ein Bewußtsein, welches ihr jeden Nerv erzittern ließ.

Sie schloß manchmal die Augen, um ihn so recht deutlich im Geiste zu sehen. Sein stolzes, bleiches Gesicht, sein schönes Blondhaar, diesen weichen, fast frauenhaften Mund unter dem blonden Schnurrbart. Welch namenloses Glück, den geliebten Mann sich eigen zu wissen; ihn vielleicht später, in einer traumhaft schönen Zukunft immer, immer sehen, ihn besitzen zu dürfen.

Aber dann kam wieder die schreckliche Angst. Günther das gestehen müssen — ihn um Freiheit zu bitten — o, und dann all der Lärm in der Gesellschaft, wenn sie sich scheiden ließ — Malve bekam eine Ohnmachtsanwandlung.

Als sie sich ein wenig erholte, empfand sie mit einemmal ein Gefühl von physischer Uebelkeit, welches sie nie vorher gekannt. Das Tanzen war ihr offenbar nicht bekommen. Sonderbar, vorigen Winter fühlte sie kaum Ermüdung darnach. Die Uebelkeit verging. Malve dachte weiter.

Ob sie mit der Mama vertraulich spräche? Mama würde sie verstehen und ihr in allem recht geben, das wußte Malve. Aber sie wußte auch, daß Mama den Fall sofort mit Marianne und Petra besprechen werde, wenn nicht gar mit der Köchin Lene. Diese kleine Schwäche der guten Mama mußte man schonen und ihr nie wichtige Dinge anvertrauen.

Vor ihren Schwestern hatte Malve mit einemmal eine Scheu, die an Abneigung grenzte.

Franziska — ja, die würde ihr helfen und raten. Die kannte das Leben und die Welt.

Jetzt mußte Malve doch auf den Sturm horchen. Ein Stoß wie von einem Erdbeben erschütterte das Haus und zugleich klirrte etwas.

Günther fuhr empor. Ob er schon geschlafen hatte, wußte Malve nicht. Während er sich schnell anzog, ertönte unten im Hause in gemessenen Intervallen immer dumpf ein Knall. Kein Zweifel, irgend eine Thür war aufgerissen vom Sturm, nachdem er Fensterscheiben eingedrückt hatte. Günther schien der Meinung, daß Malve schlafe bei dem Getöse, wenigstens sprach er kein Wort und verließ, ein noch unangebranntes Licht in der Hand, schweigend das Schlafzimmer.

Malve horchte ihm bang nach. Sie hörte, wie er den Burschen weckte. Bald nachher hörte das schreckliche Lärmen unten im Hause auf. Aber Günther kam nicht wieder. Vielleicht mußten die Männer unten wachen, um größeren Zerstörungen vorsorglich zu begegnen. Denn der Orkan raste immer tobender um das Haus.

Malve bebte vor Furcht. Sie fühlte wieder einen elenden Zustand über sich kommen, als sei sie seekrank. Sie wollte sich aufrichten, um etwas Wasser zu nehmen, auf ihrer Stirn perlte kalter Schweiß. Im selben Augenblick fuhr ein neuer Windstoß mit

brachender Wut um das Haus und blies seinen Odem durch die feinsten Ritzen.

Die Nachtlampe erlosch und mit einem Schrei des Grauens sank Malve ohnmächtig in ihre Kissen zurück.

Welch ein Morgen dann: grau, kalt, die Welt wie von einer Sintflut überspült. Im Garten lagen Bäume wie Strohhalme geknickt, der Flaggenbaum am Stege war abgebrochen. Malve schlich im Hause umher, ein Bild des Elends.

Der Mann fühlte ein Erbarmen, das ihm das Herz erweichte.

„Bist Du krank?“ fragte er, in ihre veränderten Züge blickend und streichelte ihr voll zärtlicher Milde das blonde Haar aus der Stirn. Er sah, daß diese Stirn einen gelblichen Farbenton angenommen hatte.

Heute pflückte Malve nicht mit ihren Fingern sorglich wieder die Stirnlöckchen zurecht. Sie wich sehen Günthers Blick aus und murmelte: „Das Tanzen ist mir nicht bekommen, es war zu heiß in den engen Zimmern mit den vielen Menschen. Und ich habe nicht schlafen können des Sturmes wegen.“

„Also kein Wunder, daß Du elend aussiehst. Lege Dich wieder,“ riet er, indem er schon seinen Paletot anzog.

„Nein, frische Luft wird besser sein. Sobald es stiller wird, gehe ich ein wenig.“

Der Dienst rief ihn. Er war vor kurzem zum Kommandeur einer Marinenartillerieabteilung ernannt worden. Sonst pflegte sein Geist, sobald er die Thüre seines Hauses hinter sich geschlossen, ganz beschäftigt zu sein mit den Aufgaben seines Berufes. Die besondere Fähigkeit dieses Mannes, seine Kräfte völlig immer auf das zu versammeln, was ihm als nächste Pflicht oblag, schien ihn heute zu verlassen. Er war zerstreut, als er durch den zerstörten Vorgarten dahin ging. Eine unbestimmte Sorge drückte ihn. Malves Aussehen war wirklich schlecht gewesen.

Als er sein Gartengitter öffnete, bemerkte er erst drüben vor dem Hause seiner Schwiegermutter den Doktorwagen.

„Marianne wird doch nicht krank sein,“ fuhr es ihm schreckensvoll durch den Sinn. Mit wenig Schritten war er drüben.

Lisette, welche mit übernächtigem Gesicht gerade ein großes Tablett mit noch ungespülten Weingläsern trug, begegnete ihm im Flur.

„Wer ist krank?“ fragte Günther hastig.

„Fräulein Petra,“ antwortete Lisette mürrisch. „Das hat auch bloß noch gefehlt heute.“

Günther fühlte sich erleichtert. Aber dann dachte er doch, was denn der lustigen und immer gesunden kleinen Schwägerin nur angekommen sein könne. Er ging wartend im Verandazimmer auf und ab, wo eine edle Luft von kaltem Cigarrenrauch vorherrschte und wo der Teppich noch die Spuren der Ballnacht trug.

Endlich kam Frau Dallmer, sehr eilig, sehr ärgerlich und streckte dem Schwiegersohn die Hand hin.

„Ja, diese Petra,“ sprach sie in ihrer raschen Art, „ich bin wirklich böse. Du weißt doch, lieber Günther, daß ich die liebevollste und nachsichtigste Mutter bin. Nicht wahr, das bin ich. Ausgegangen ist Petra, in aller Herrgottsfrühe; die Hausthür hat sie einfach aufgeschlossen und offen gelassen, so daß man mir mein Haus hätte ausräumen können. Und nicht 'mal sagen will sie, wo sie gewesen ist. Als wir uns schon bedachten, ob man nach der Polizei schicken solle, nachdem wir eben aufgestanden waren und entdeckt hatten, daß sie weg war, kam sie wieder an. Halb tot habe ich mich gefürchtet, ich dachte, sie wäre ins Wasser gegangen, verrückt geworden oder so was. Einer solchen treuen Mutter solchen Skandal zu machen. Na, zum Glück erfährt ja niemand von dieser Eskapade. Und wie sah sie aus, als sie wieder kam! Das beste Winterkleid, das modefarbene, weißt Du, Günther, mit der Biberkante unten herum — total verdorben. Ihr bestes Kleid auszuziehen. Und gar erst der Hut! Drei Straußfedern zu fünfzehn Mark das Stück! Wie Strippen — ich kann sie nun wegwerfen. Wie findest Du das, Günther? Und obenein war sie kalt wie ein Eisklumpen und hatte Halsweh und bekam Weinkrämpfe, als ich schalt. Du weißt, Günther, wie selten ich schelte, nicht wahr, ich schelte selten — aber hier mußte ich doch böse werden. Hätte das dumme Ding ihren geheimnisvollen Weg wenigstens auch zu Fuß zurück gemacht, die Kleider waren ja doch hin. Aber nein, setzt sich in den Wagen anstatt sich durch Laufen zu erwärmen und holt sich was weg. Ach, Günther, wenn Petra sich nun ernstlich was weg holt. Ich habe meine Kinder zu lieb, ich kann sie nicht leiden sehen.“

Sie trocknete sich einige Thränen ab mit ihrem noch ungebrauchten Taschentuch, welches sauber zusammengelegt war.

Günther machte sein undurchdringliches Gesicht, von welchem Frau Dallmer einmal gesagt, es sähe aus wie eine Bronzemaske, und sagte:

„Wir wollen hoffen, daß unsere liebe Petra nicht ernstlich krank wird.“

„Kein Wort des Bedauerns für mich,“ dachte sie empört, streckte ihm aber die Hand hin und sprach:

„Gib mir die Hand, Günther. Du bist ein teilnehmender, guter Mensch.“

Der Doktor kam mit Marianne treppab.

„Ah, Herr Korvettenkapitän. Guten Morgen, guten Morgen,“ rief der Doktor.

Doktor Eiche war lange Marinearzt gewesen und ein grundlicher Herr in den besten Jahren. In seinem vollen, rosigen Gesicht nahm sich ein winziges, weißblondes Schnurrbärtchen etwas drollig aus. Vor seinen hellen Augen trug er einen Kneifer in Goldfassung, von dem ein dünnes Goldkettchen über der festen Backe senkrecht niederhing. Die glatte Stirn war von wenigen glatten Haaren gekrönt; wenn man hinter Doktor Eiche stand, bemerkte man erst seine starke Glatze.

Man sagte von ihm, daß er oft erklärt habe, wenn er überhaupt einmal heiraten würde, dürfte nur Marianne Dallmer seine Frau werden. Er setzte aber immer beruhigend hinzu, er würde indes nie heiraten.

Er war immer vergnügt und bei ernsten Fällen kostete es ihm Mühe, ein bedenkliches Gesicht zu machen. Aber trotz seiner Fettleibigkeit besaß er viel Energie und seine Kranken liebten ihn, wie man die Hoffnung liebt.

„Scheußliche Nacht, was?“ fragte er Günther, „der Deubel war los. Mein gemaltes Fenster ist mir eingedrückt worden. Sie wissen doch, in meiner urgemütlichen Trinkstube.“

Günther erinnerte sich und fragte nach Petras Befinden. Marianne stand dabei und ließ keinen Blick vom Gesicht des Doktors.

„Bei Diepenbrocks ist das halbe Dach abgedeckt und vier kleine Schooner sollen gesunken sein. Arme Kerls, die ihr bißchen Habe in den Planken ihrer Fahrzeuge stecken haben,“ fuhr Eiche fort.

„Mit Petra steht es also schlecht,“ sagte Marianne fest dazwischen.

Doktor Eiche lächelte, halb verlegen, halb gutmütig.

Es war ihm zu peinlich, sagen zu müssen: „Euer Patient ist wirklich sehr krank.“ Lag ihm das ob, griff er erst nach anderen Gesprächsthemen. Das wußte man. Und als er von seinem gemalten Fenster und von Diepenbrocks Dach sprach, wußte Marianne, daß Petra wirklich krank sei.

„Das werden wir heute abend oder morgen erst genau wissen,“ sprach Doktor Eiche und stieß mit seinem Stock an einer welken Blume herum, die zu seinen Füßen auf dem Teppich lag: „es ist offenbar, daß Fräulein Petra sich gestern abend schon bei der Tanzerei erkältet hat; dieser unsinnige Spaziergang in der Morgenfrühe bei Sturm und Regengüssen, dann die Fahrt mit nassen Kleidern haben ihr den Rest gegeben. Sie hat ein Fieber — ich möchte beinahe sagen, in so schneller Entwicklung ist mir's fast nie vorgekommen. Vierzig Grad, ein bißchen viel. Na, und in unserem lieben Kiel sind wir ja von so kleinen Scherzen wie Typhus und Diphtheritis nie ganz verschont. Abwarten, liebes Fräulein, und aufpassen. Na, daran fehlt's ja nicht. Ich komme wieder gegen Abend.“

Er reichte den Damen die Hand hin. Frau Dallmer erging sich in wortreichen Sorgenausdrücken. Marianne sagte kein Wort. Und wie Günther sie da so still und ernst stehen sah, wurde ihm zum erstenmal klar, daß ihr Petra alles bedeutete — eine ganze Familie. Die Stiefmutter konnte Marianne nicht lieben, für Malve hatte sie wahrscheinlich mehr aus Pflicht als aus freier Neigung sich allezeit schwesterlich bewiesen. Aber an Petra hing sie mit ihrem ganzen Herzen.

Günther nahm plötzlich mit seinen beiden Händen ihre herabhängende Rechte und drückte diese sehr fest.

„Sie ist ein kerniger, kleiner Mensch,“ sagte er.

Marianne sah ihn dankbar an. Und wie das dunkle, thränenfeuchte Auge sich zu ihm hob, schien ihm, als stünde mehr darin wie nur die Sorge um Petra — noch ein anderer tieferer Gram.

Ihm wurde sonderbar zu Mut, und schnell ließ er die Hand wieder fallen.

„Kommen Sie mit, Kapitän? Guten Morgen, meine Damen.“

Eiche legte seine flache Hand auf Günthers Rücken und schob ihn vorwärts. Sie gingen hinaus. Eiche hatte einen so drolligen Gang, er machte seine Schritte sehr auswärts, um seine Plattfüßigkeit zu verbergen, und infolge dessen wiegte sein ganzer, rundlicher Körper hin und her.

„Eine ganz besondere Person, die Marianne,“ sagte er, an seinem Wagenschlag noch eine Minute stehen bleibend, „wenn ich jemals heiraten sollte, würde ich mir nur Marianne Dallmer aussuchen. Aber ich werde niemals heiraten.“

Mit einem stöhnenden Seufzer stieg er ein und nickte dem Korvettenkapitän noch einmal freundlich zu.

VIII.

Frau Franziska Görne-Hellfeld horchte hoch auf, als man ihr Frau von Haustein meldete. Sie war überzeugt gewesen, daß heute bei dem Wetter kein Mensch zu ihr kommen werde und hatte sich an die Durchsicht des Schreibtisches ihres verstorbenen Mannes gemacht. Der Schlüssel zu demselben war sonst bei dem Rechtsanwalt des Herrn Görne-Hellfeld hinterlegt gewesen und nun an sie ausgeliefert worden.

Es war ihr eine langweilige Arbeit. Neue Aufschlüsse über ihre Vermögensverhältnisse konnte sie nicht erwarten, denn sie wußte, daß sie eine reiche Frau war, sie kannte genau die Ziffer des Kapitals, welches ihr zufiel, und die Höhe der Zinsen, die es abwarf. Durch den Tod des Mannes verdoppelte sich die Summe, die sie verbrauchen durfte, denn die kostspieligen Reisen des dilettantischen Forschers fielen weg. Das war alles so einfach und klar. Aber immerhin mußte sie doch einmal die Sachen des Verstorbenen aufräumen und ihr Sinn für Ordnung trieb sie an, dies schleunigst zu thun.

In dem fast nie bewohnten Zimmer hatte sie heizen lassen. Die Ofenglut hatte jene dumpfige Wärme erzeugt, die zwischen ausgekälteten, feucht gewordenen Wänden entsteht.

Nicht einmal die großen englischen Polstermöbel vermochten einen Schein von Gemütlichkeit in den Raum zu bringen, der gerade aussah wie ein Hotelzimmer, in welchem lange kein Gast mehr abgestiegen.

Franziska saß an dem mächtigen Schreibtisch, auf dessen Platte ein ungefülltes Tintenfaß und eine längliche Schale mit Federhaltern und Blaustiften als einzige Belastung standen. Die Stahlfedern an den Haltern waren rot von Rost.

Neben Franziska befand sich ein mächtiger Papierkorb, in den nach und nach der Inhalt der Schubladen wanderte. Die Frau las keinen einzigen von all den Briefen, die in Bündel zusammengebunden waren. Mit einem dumpfen, kleinen Geräusch fielen sie alle hinab. Hier — die Korrespondenz mit dem Verleger und Holzschneider über das Reisewerk — weg damit. Dort Briefe von Gelehrten, von Geographen und Anthropologen, an die Görne sich Auskunft heischend gewandt — weg damit. Ob irgend ein wertvolles Autogramm dabei vernichtet ward, oder eine wichtige Aeußerung aus berufenem Munde, kam Franziska nicht einmal in den Sinn. Sie schätzte alle Gelehrten gering als Männer ohne elegante Manieren. Wer kein Weltmann war, war für sie überhaupt kein Mann.

Dort ihre eigenen wenigen Briefe, die sie als Braut und als Frau an den oft Fernen geschrieben. Geschwind — weg damit.

Und da eine ganze Reihe von Paketchen, auf deren jedem eine Jahreszahl stand. Die Briefe von Görnes längst verstorbener Mutter an den Sohn. Weg damit.

Nach einander, in der Reihe ihrer Jahreszahlen, warf die schlanke Frauenhand diese Päckchen in den Papierkorb. Es gab jedesmal einen sonderbaren Ton.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aschiraka.

Kriegsspiel von Kabylen bei Melilla.

Aschiraka-Häuptling mit Schacher.

Ansicht von Melilla.

Bilder von der marokkanischen Küste.

Ed. Grützner: Falstaff.

Aus der Werkstätte des Untersuchungsrichters.

Von

Karl Seefeld.

II. Gaunerpraktiken.

Je länger ein Untersuchungsrichter sein Amt ausübt und je mehr Erfahrungen er in demselben sammelt, desto klarer wird in ihm die Erkenntnis, daß das Gaunertum eine eigene, abgeschlossene Klasse oder Kaste, einen eigenen Stand bildet, der im Kampfe mit der Gesellschaft sich seine besonderen Satzungen, Gebräuche, Kunstgriffe, Verständigungsmittel angeeignet hat, ja sogar eine besondere Sprache spricht. Es liegt auf der Hand, daß es für alle diejenigen, welche berufen sind, den Kampf mit jenen Elementen aufzunehmen, von höchstem Werte sein muß, diese Eigentümlichkeiten kennen zu lernen und darüber möglichst genau unterrichtet zu sein. Es haben sich auch seit jeher Fachschriftsteller mit diesen Dingen beschäftigt, unter denen namentlich F. Ch. B. Avé-Lallemant mit seinem Werke über „das deutsche Gaunertum" belehrend und aufklärend gewirkt hat.

Besonders charakteristisch und ein allgemeines Interesse bietend sind die sogenannten „Zinken", worunter man seit Mitte des vorigen Jahrhunderts alle geheimen Verständigungsmittel zwischen den Gaunern versteht. Unter ihnen sind es wieder die graphischen Zinken, welche in erster Linie unsere Neugierde erregen und verdienen. Sie werden mit Recht auf die alten Mordbrennerzeichen zurückgeführt, die schon vor Jahrhunderten in Gebrauch waren und ursprünglich dazu dienten, einer weit verzweigten Bande das Haus zu bezeichnen, das zu einer bestimmten Zeit überfallen und nötigenfalls nach Ermordung der Bewohner, ausgeraubt und niedergebrannt werden sollte. Am häufigsten waren Mordbrenner und ihre Zeichen während des dreißigjährigen Krieges, wo Räuberbanden, Gauner und fahrende Leute der ungebundensten Freiheit genossen. Aus dieser Zeit stammt unter anderem ein noch erhaltenes Mordbrennerzeichen (Fig. 1), das in Thüringen an einer einsamen Waldkapelle angebracht war.

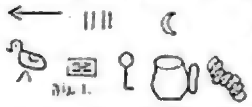


Fig. 1.

Die erste Zeile war die Aufforderung, die zweite die Bestätigung der Kenntnisnahme. Die erste Zeile bedeutete: in der Richtung des Pfeils das vierte Haus von hier aus, wird in der Nacht des nächsten letzten Mondesviertels überfallen. Dies deuten zu können, war die Kenntnis des Lesens nicht erforderlich: man mußte nur Gauner sein und jeder solcher war als Helfer willkommen. Kam nun einer vorbei, der die Aufforderung verstand und an der Sache teilnehmen wollte, so machte er mit Blei, Rötel, Kohle oder Messer sein Handzeichen dazu. Und jeder Gauner hatte und hat noch sein Zeichen, eine Art Wappen, das alle gleichen Gelichters wohl kennen. Wir finden demnach in der zweiten Zeile obiger Figur gleichsam als „Vidi": einen Vogel, einen Würfel, einen Schlüssel, einen Topf und eine Kette — fünf Zeichen von Mordbrennern, auf deren sicheres Eintreffen der Unternehmer der Sache, wenn er nachsah, mit Bestimmtheit rechnen konnte. Es graut uns noch heute, wenn wir die entsetzliche Bedeutung so harmlos scheinender Zeichen erkennen.

Und daß heute noch die allerdings zahmeren Enkel dieser unheimlichen Vorfahren leben, wissen wenige, obgleich ihre Zeichen vor unser aller Augen gemalt, gelesen und verstanden werden. Wer aufmerksam an Kapellen, Scheunen, Kreuzen, Zäunen, Mauern, besonders an einsamen Orten und Scheidewegen Umschau hält, entdeckt Gaunerzinken in Menge. Freilich bedeuten sie nur selten mehr Mord und Brand, wohl aber meist, daß dieser oder jener Fechtbruder hier war, in Begleitung oder allein, daß er in der angegebenen Richtung sich entfernte und am so und so vielten wieder zurückkommen will. Wichtiger sind Andeutungen für Vorübergehende, in welchen Häusern das Betteln Erfolg hat; sehr bedenklich die Mitteilung, daß in der Nähe ein Diebstahl auszuführen sei, wozu ein Helfer gesucht werde.

Einige solche von Dr. Groß angeführte Zinken mögen wohl auch hier am Platze sein.

Schlüssel mit Pfeil (Fig. 2) ist ein Einbrecherzeichen. Gekreuzte Schläger (Fig. 3) ist das Zeichen von Bettelstudenten. Karten mit Pfeil (Fig. 4) ist das Zeichen reisender Falschspieler. Fig. 5 ist ein allgemeiner Bettelzinken: Richtung und Datum der Reise. Die Nullen bedeuten Kinder, die langen Striche Kameraden, der halbe Strich die Zuhälterin. (Uebrigens wechselt diese Bezeichnung nach verschiedenen Ländern.)

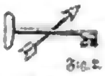


Fig. 2.

Fig. 3.

Figur 6 ist eine Landschaft mit Tannenbaum in einem Zuge gezeichnet — das oft vorkommende Wappen eines berüchtigten Landstreichers, der einst Gutsbesitzer war. Zeichnungen in einem Zuge sind bei Gaunerzinken sehr beliebt und zeugen von hohem Alter, da sie besonders um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts (unter anderen von Albrecht Dürer) mit Vorliebe entworfen wurden. (Vergleiche zum Beispiel die herrlichen Randzeichnungen im Gebetbuche für Kaiser Max.)

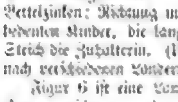


Fig. 4.

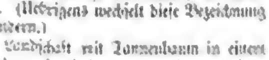
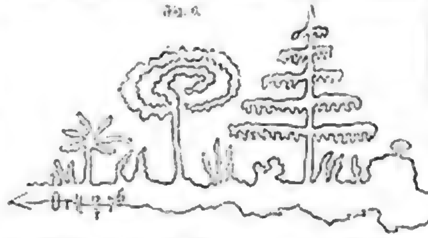


Fig. 5.

Fig. 6.



Das Wappen des sogenannten „Brezenbäckers" (Fig. 7) bedeutet: war hier am 5. November 72, kommt wieder am 20. Dezember 72.

Einen sehr interessanten Gaunerzinken stellt Figur 8 dar. Der in einem Zuge gezeichnete Vogel soll einen Papagei darstellen, anspielend auf die große Sprachfertigkeit des Wappeninhabers, eines bekannten Einbrechers. Das zweite Zeichen ist eine Kirche, das dritte ein Schlüssel. Darunter befinden sich drei runde Gegenstände über einem Striche: in dem sogenannten Bauernkalender in Steiermark das Zeichen des hl. Stephanus, nämlich drei Steine auf dem Erdboden, da dieser Heilige den Märtyrertod durch Steinigung erlitten hat. Diese drei Steine können hier nur ein Datum bedeuten, also den Tag des hl. Stephanus, das ist den 26. Dezember. Daneben ein Wickelkind: das Zeichen der Geburt des Heilandes als Datum für den 24. Dezember. Nun ist das ganze leicht zu lesen: der allen Gaunern wohlbekannte Besitzer des Papageienwappens beabsichtigt, am 26. Dezember in eine Kirche einzubrechen; er sucht Genossen und wird sich am 24. Dezember am Orte der Anbringung dieses Zinkens (einer einsamen Waldkapelle) einfinden, um Genossen zu finden, die an dem Raubzuge teilnehmen wollen. Die Gendarmen verstanden sich auf solche Zinken und brachten sie zu Gericht, ein Pfarrer half die liturgische Erklärung finden und am heiligen Weihnachtsabende wurden vier berüchtigte Gauner bei der Waldkapelle gefangen.

Fig. 7.

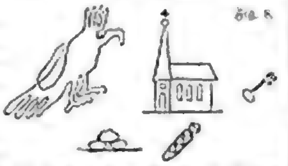
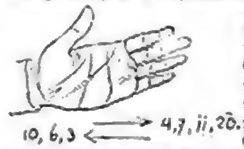


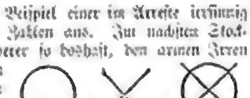
Fig. 8.

In die Kategorie der geheimen Verständigungsmittel gehört auch der phonische Verkehr im Gefängnis, welcher den Gefangenaufsehern, Strafhausverwaltern und Untersuchungsrichtern so viel Mühe, Sorge und Verdruß bereitet. Alle Isolirung der Gefangenen, alle angewendeten Vorsichtsmaßregeln reichen nicht aus, um ihn zu verhindern. Es klingt oft ganz unglaublich, mit wie großer Schlauheit, zumal Genossen derselben strafbaren Handlung, zu Werke gehen, um eine Verständigung mit einander zu erzielen.



Zinken, wo gut betteln ist.

Da stellte sich zum Beispiel einer im Arreste irrsinnig und sprach fortwährend Zahlen aus. Im nächsten Stockwerke aber war ein anderer so boshaft, den armen Irren zu verspotten und ihn ebenfalls mit Zahlen nachzuäffen. Der untere wurde zornig und rief wieder Zahlen, der oben lachte und spottete wieder und als man endlich merkte, daß die zwei sich nur verständigt hatten, war es längst zu spät.


Bezeichnung der Häuser, wo man etwas erhält und wo nichts.

Zu einem andern Gefängnisse waren zwei Juden verhaftet. Das waren gar fromme Leute und sangen alle Tage, merkwürdigerweise aber nie zugleich, „um einander nicht zu stören", hebräische Psalmen und erst nach langer Zeit wurde zufällig entdeckt, daß die beiden ununterbrochen sich zugesungen und zupsalmirt hatten und so alles verabreden konnten, was ihnen beliebte.

Die meiste Verbreitung hat die Verständigung durch Klopfen, das sogenannte „Hakesen" gefunden. In manchen Gegenden wurde es damit so arg, daß man zu den kostspieligsten Baueinrichtungen schreiten mußte. Avé-Lallemant erzählt, daß man in den Korridoren des Gefängnisses von Weimar Turmuhren aufstellte, um durch deren lauten Pendelschlag das Hakesen zu stören. Das interessanteste Beispiel für das „Hakesen" ist der unglückliche Franz von Spaun, der Ende des vorigen Jahrhunderts zehn Jahre in Munkacs und Kufstein als „staatsgefährlicher Mensch" gefangen saß. Er hatte entdeckt, daß neben ihm ein Franzose, Namens M. (später Herzog und Minister), in Haft war und suchte sich nun mit ihm zu verständigen. Er begann nun unzähligemale je vierundzwanzigmal an die Wand zu klopfen, bis der Nachbar merkte, daß damit die vierundzwanzig Buchstaben des Alphabets gemeint seien und antwortete. Nun begann Spaun erst ein-, dann zwei-, dann dreimal und so weiter zu klopfen, bis der andere merkte, daß dies a, b, c und so weiter bedeutete; der Genosse antwortete und in kurzer Zeit konnten die zwei Gefährten einander vollkommen verstehen und mit einander verkehren. M. wurde früher frei als Spaun, erinnerte sich aber seiner und erwirkte ihm später eine Pension. Man erzählt auch, daß, als Spaun den M. in München besuchte und vor der Thür das alte Klopfen begann, M. ihn daran sogleich erkannte und ausrief: „C'est Spaun ou le diable!"

Schließlich noch einige Worte über die Gaunersprache. Die Kenntnis derselben ist nicht nur für den Kriminalisten von großem praktischem Werte, sondern bietet auch dem Ethnologen und Sprachforscher ein hohes Interesse dar. Dr. Groß hat sich daher die Mühe nicht verdrießen lassen, in seinem Werke ein Vokabulare dieser Sprache zusammenzustellen, das mehr als dreitausend Ausdrücke umfaßt und dennoch nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen kann. Wenn wir dasselbe genauer durchsehen, so finden wir, daß sich die Gaunersprache aus einem Gemenge von Rotwelsch, Jenisch, Jüdisch, Mengisch, Zigeunerisch und so weiter und oft auch aus Worten der Alltagssprache, die in einer, honnetten Leuten unbekannten, übertragenen Bedeutung gebraucht werden, zusammensetzt. So nennt der Gauner „Erbsen" (auch „Graupen" oder „Erdäpfelpalast") das Zuchthaus; „Emmes" heißt Geständnis, „lauer Emmes" falsches Geständnis, „Emmespfeifen" gestehen; „treife fallen" auf frischer That betreten werden; „Döse machen" sich vor den Taschendieb stellen, um die Aufmerksamkeit abzuziehen; „Klappen Dusse" Vorhängschloß; „Drängler" einer der Gedränge verursacht, um den anderen zum Taschendiebstahle Gelegenheit zu geben; „Erefgänger" oder „Erefhalchener" oder „Erefschieber" Dieb, der abends stehlen geht; „Chassime handeln" Wertvolles mit Wertlosem vertauschen; „Brenner" jeder, der von der Beute etwas verlangt; „Bilbul" großer, gefährlicher Prozeß; „den Bimmer überrutschen" die Hausglocke mit Hand oder Stock dämpfen; „Paules plede machen" mit der Zeche davongehen; „Badde, luppe drücken" Börse, Uhr stehlen; „Diepstirer" langer Stock, um aus Fenstern und so weiter etwas herauszulangen; „Glucke mit Küchlein" Suppenlöffel mit Eßlöffeln; „gebuchelt" bei der Behörde gut angeschrieben; „Jaskehändler" Kirchendieb und so weiter.

Von den Sprachen aller Völker, mit denen der Gauner in Berührung kam, hat er Ausdrücke aufgelesen, wenn sie zu seinem Sinne paßten, am meisten aber von den Völkern, die an sich mehr ungekannt und abseits und so wie er, ohne Heimat, ohne Vaterland, recht- und besitzlos ihr Dasein fortgeführt hatten: von den Zigeunern und Juden.

Entstanden ist, wie Dr. Groß ausführt, die Gaunersprache, als der erste handwerksmäßige Gauner zu seinem ebenbürtigen Genossen sprach, entwickelt hat sie sich durch die Wirren des Mittelalters hindurch bis in die Neuzeit und sie fand ihre Blüte mit der Blüte des Gaunertums in deutschen Landen, als die schweren Zeiten des dreißigjährigen und des siebenjährigen Krieges, dann der Franzosenkriege die Macht der Ordnung geschädigt hatten. Aus dieser Zeit hat das Gaueridiom seine Ausdrücke, zähe festhaltend am Hergebrachten, mitgenommen in unsere Tage, es bereichernd und ausbauend durch neue Worte, wie sie die modernen Dinge und die denselben angepaßte neue Gaunertechnik notwendig gemacht haben.

Und so ist sie geworden, die Gaunersprache: ein organisch gegliederter Bau von Geheimnisvollem und kindlich Unentwickeltem, von Umschreibungen und Andeutungen, von Unwahrem, Falschem und Geändertem, von Spott und Ironie, von Kaltglattem und Unfaßbarem; sinnlich roh, widerstrebend, kosmopolitisch und strenge sich abschließend, überall verstanden und ohne Heimat. Wer einst das Buch schreibt über die Psychologie der Sprachen, der wird darin auch ein großes Kapitel widmen müssen der Psychopathie der Sprachen: der Gaunersprache.

Angriff der Kabylen auf Melilla.

(Hiezu das Bild Seite 136.)

Spanien besitzt bereits seit dem Jahre 1494 an der Nordküste von Marokko zwei befestigte Punkte, Ceuta, gerade gegenüber von Gibraltar, und östlich davon Melilla bei dem Kap Tres Forcas, zwischen beiden liegen die kleinen Inseln Velez de la Gomera und Alhucemas. Diese vier Besitzungen werden mit dem Namen Los Presidios bezeichnet und dienen der spanischen Regierung als Verbrecherkolonien und Verbannungsort.

Das Innere südlich von Melilla und Tres Forcas wird von den Beni-Inlaia und einigen andern Kabylenstämmen bewohnt, von denen namentlich die ersteren als die berüchtigten Riffpiraten bekannt sind. Sämtliche umwohnenden Stämme gehören zu den wildesten, unbotmäßigsten Völkerschaften Marokkos, über die selbst der Sultan von Fez und Marokko nur eine sehr zweifelhafte Herrschaft hat.

Unsere Leser erinnern sich gewiß noch des Kampfes, den

der preußische Admiral, Prinz Adalbert, mit den Booten der Fregatte Danzig im August des Jahres 1856 gegen die Riffpiraten zu bestehen hatte. Die Veranlassung zu demselben war der Ueberfall der preußischen Brigg „Flora“ 1853, die von den Riffpiraten geplündert wurde, wobei ein Teil der Schiffsmannschaft getötet worden war. Als der Prinz-Admiral nun 1856 mit einem Boote seiner Fregatte eine Rekognoszierungsfahrt längs der Küste von Kap Tres Forcas unternahm, wurde er von den Riffpiraten beschossen, landete mit sämtlichen Booten der Danzig und hatte ein sehr lebhaftes Gefecht mit den Beni Zulaia, in welchem mehrere von seinen Leuten getötet und verwundet wurden. Der Prinz selbst erhielt einen Schuß durch den linken Oberarm.

Wenige Jahre später, im Winter 1859/60, sahen sich die Spanier genötigt, einen Feldzug gegen Marokko zu unternehmen, der ebenfalls durch Ueberfälle und Angriffe der Kabylen hervorgerufen worden war. Eine bedeutende Truppenmacht unter dem Befehl des Marschalls O'Donnell wurde nach der Küste bei Melilla hinübergeschifft, und am 1. Januar 1860 fand die blutige Schlacht bei Los Castillejos statt. Auch der im französischen Kriege so berühmt gewordene preußische General von Goeben nahm an dem spanischen Feldzuge gegen Marokko teil. Vor wenigen Wochen haben die um Melilla wohnenden Kabylenstämme von neuem Veranlassung zu einem Streitfalle zwischen Marokko und Spanien gegeben.

Es handelt sich diesmal nicht um ein von Riffpiraten ausgeplündertes Schiff oder um ein niedergebranntes Landgut auf spanischem Gebiet, was die Veranlassung zum Feldzuge von 1859/60 gegeben, sondern um einen Massenaufstand der Kabylen bei Melilla und einen regelrechten Kampf zwischen denselben und der spanischen Besatzung der Festung.

Der General Margallo, Kommandant von Melilla, hatte nämlich zur größeren Sicherheit der ihm anvertrauten Festung vor einiger Zeit mehrere Forts anlegen lassen, und besonders in ganz letzter Zeit mit dem Bau eines solchen bei Sidi-Guarich begonnen, einem Orte, etwa drei Kilometer von Melilla entfernt. Der Punkt, auf dem das neue Fort erbaut werden sollte, liegt ganz in der Nähe eines großen arabischen Kirchhofes. Der vom Sultan von Marokko mit der Beaufsichtigung jener Kabylenstämme betraute Pascha hatte den spanischen General darauf aufmerksam gemacht, daß es sehr schwer sein würde, die Stämme von neuen Ausschreitungen und Angriffen abzuhalten, wenn der Kommandant fortfahre, noch mehr Forts um Melilla anzulegen, und namentlich warnte er vor dem Bau eines solchen bei Sidi-Guarich, weil dasselbe den arabischen Kirchhof vollständig beherrsche.

General Margallo beachtete diese Warnung nicht, und schickte einige Abteilungen Geniesoldaten mit einer Anzahl von Galeerensträflingen aus dem Bagno von Melilla ab, um mit den Arbeiten an dem unmittelbar an der Grenze liegenden Fort zu beginnen. Sobald indes die Kabylen diese Arbeiten bemerkten, nahmen sie sofort eine feindliche Haltung an. Sie schickten ihre Frauen, Kinder und Herden in die Berge und kamen nicht mehr auf den Markt in Melilla, wo sie in der Regel mit großen Mengen von Lebensmitteln, Gemüsen, Vieh und dergleichen erschienen waren. Während der ersten Nächte rissen sie alles, was während des Tages an den Forts gebaut war, wieder ein, erbrachen die Werkzeugschuppen, stahlen die Werkzeuge und warfen sie ins Meer.

General Margallo ließ darauf ein starkes Blockhaus bauen und Laufgräben nach Sidi-Guarich ausheben. Am 3. Oktober rückten 50 Geniesoldaten und 100 Galeerensträflinge unter dem Kommando von mehreren Offizieren in den Laufgraben vor und standen im Begriff, die Arbeiten aufs neue zu beginnen, als etwa 500 Kabylen zu Fuß und zu Pferde vom rechten Ufer des nahen Flusses ein heftiges Feuer auf die Arbeiter eröffneten. Auf die Meldung von diesem Angriffe hin sandte der Kommandant von Melilla nach dem äußersten Fort auf dem linken Flußufer Verstärkung und ließ von dort aus durch die Feldartillerie ein wirksames Feuer auf die Kabylen eröffnen. Trotz der schrecklichsten Verluste wichen dieselben indes nicht zurück.

In dem etwa 3000 Einwohner zählenden Melilla herrschte große Aufregung, denn man erkannte die gefährliche Lage der Verteidiger des neuen Forts und befürchtete einen Massenangriff der zur größten Wut gereizten Araber. Zahlreiche Freiwillige aus der Bürgerschaft schlossen sich den Truppen an, sogar Galeerensträflinge ergriffen die Gewehre der getöteten und verwundeten Soldaten und feuerten auf die Angreifer. Aus allen Forts wurde ein lebhaftes Geschützfeuer auf die Kabylen unterhalten, die auf der weiten Ebene am Flusse umherschwärmten.

Margallo hatte gehofft, durch dieses Geschützfeuer den Feind wenigstens so weit zurückzutreiben, daß man die heldenmütigen Verteidiger des unvollendeten Forts hinter die Linie der spanischen Truppen in Sicherheit bringen konnte, aber die Kabylen behaupteten, trotz der großen Verluste, ihre Stellung zwischen jenem Fort und der Festung. Da entschloß sich der General mit einigen hundert Mann gegen Fort Guarich vorzurücken. Die Kabylen wichen langsam, unter hartnäckiger Gegenwehr, zurück.

Etwa einen Kilometer von dem Fort entfernt, sandte der Kommandant einen Sergeanten der Kavallerie und zwei Soldaten, die in vollem Laufe mitten durch die Feinde sprengten, nach Guarich, um den Verteidigern den Befehl zum Rückzuge zu überbringen. Vergebens. Endlich gelang es einem Kapitän des Stabes, die kleine, tapfere Schar zu bewegen, das Blockhaus zu verlassen, die Galeerensträflinge ohne Waffen; die Verwundeten wurden zuerst heraus geschafft, dann folgten die Offiziere mit den Soldaten, die nun auf allen Seiten von den Kabylen unter lautem Wutgeheul angegriffen und beschossen wurden. Dennoch gelang es, die zur Aufnahme aufgestellten Truppen zu erreichen, die sofort ein wirksames Feuer auf die verfolgenden Feinde eröffneten. Die Kabylen ließen darauf ihre Wut an dem Blockhause und den Arbeiten des Forts Guarich aus, die sie dem Erdboden gleichmachten. Die Spanier hatten in diesem Gefechte 19 Tote und 70 Verwundete, darunter 3 Offiziere, verloren. Der Verlust der Kabylen war bedeutend größer.

In Madrid wie in ganz Spanien entstand auf die Nachricht von dieser neuerlichen Ausschreitung der Kabylen die größte Aufregung. Die spanische Regierung hat sich endlich genötigt gesehen, dem Drange der öffentlichen Meinung nachzugeben und einen starken Truppenkörper nach Marokko hinüberzuschicken, um die unbotmäßigen Stämme in der Umgebung von Melilla für ihre Frechheit zu züchtigen, da der Sultan von Marokko machtlos gegen dieselben ist. u. R.

Ein merkwürdiger Leichenfund.

Im Jahre 1892 hat man zu Schlettstadt im Elsaß einen merkwürdigen Grabfund gemacht, der zwar die lebhafteste Teilnahme der Archäologen und Historiker wachgerufen, aber nur durch Zeitungsnachrichten unvollständiger Art den Weg in die größere Oeffentlichkeit gefunden hat.

In Lava gehüllt, abgeformt in die einst flüssige, nun kaltstarre Feuermasse fand man in Pompeji ab und zu die Leichen der alten Bewohner der untergegangenen Stadt, die Körper von Männern und Frauen.

Auch in der Prähistorie kennen wir merkwürdige Beispiele von natürlicher Erhaltung der Toten in den dänischen und schwedischen „Moorleichen“, die uns wichtige Aufschlüsse über die Kleidungsart längst vergangener Zeiten gegeben haben. Der künstlichen Mumifizierung, vorab Aegyptens, der wir zum Beispiel die erstaunliche Erhaltung des berühmten Pharao Ramses II. verdanken, wollen wir dabei gar nicht gedenken. Aus dem frühen Mittelalter sind Grabfunde mit Resten zeitgenössischer Tracht überaus selten, und die Erhaltung hochfeinsten Gewebes, wie der Schreiber dieses ein Stück aus einem maurischen Grabe des 12. Jahrhunderts besitzt, gehört zu den Seltenheiten ersten Ranges. In Schlettstadt indessen ist der natürliche Mörtelabguß einer wohlerhaltenen Frauenleiche des 11. Jahrhunderts mitsamt der für diese Zeit charakteristischen Gewandung gefunden worden, eine bedeutsame Entdeckung aus einer Epoche, die nur spärlich aus Monumenten zu uns redet. Wer immer unsere Abbildungen betrachtet, wird von vornherein die Thatsache zugestehen, daß wir vor — keinem Alltagsfunde stehen.

Schlettstadt, die freie Reichsstadt mit ihrer geistigen und sozialen Blüte im 13., 14. und 15. Jahrhundert, besitzt neben dem herrlichen gotischen Dom eine von den Hohenstaufen 1094 gegründete, jedoch erst später vollendete Kirche

Original-Abguß.

im romanischen Uebergangsstil, St. Fides genannt, die im Jahre 1892 einer umfassenden Renovation unterzogen ward. Man stieß dabei unter dem Chorboden auf eine Absidenanlage, die sich zweifellos als ein Rest des ältesten Kirchenbaus ergab, den, wie man urkundlich weiß, Hildegardis von Schwaben, die Gemahlin Friedrichs von Büren und Urgroßmutter Barbarossas, als fromme Stiftung im Jahre 1094 veranlaßt hatte. Diese Absis hatte einen schrein-

Rekonstruiert durch Herrn Etienne

artigen Mauerabschluß, in welch letzterem drei — leer befundene — Sarkophage ausgebrochen waren. Weiter konstatierte man, auf das Fundament dieser Uranlage aufgesetzt, ein aus dem 17. Jahrhundert stammendes, also viel jüngeres Grab, das — seltsam genug! — unseren merkwürdigen, viel älteren Leichenfund barg. Das Grab war nämlich mit Bauschutt moderner Herkunft ausgefüllt, und aus diesem erhob man — den natürlichen Mörtelabguß einer Frauenleiche des 11. Jahrhunderts. Leider konnte man nicht die ganze Gestalt, sondern nur den Kopf mit dem größten Teil des Oberleibes — bis zur Herzgrube — finden; der linke Arm war fest an die Brust angedrückt, unter der rechten Achselgrube trat frei sichtbar die linke Hand hervor, und es zeigten diese Teile die Kleidung der Toten in wunderbarer Schärfe.

Dem Berichte des Herrn Baurat Winkler in Kolmar können wir so viel mit Bestimmtheit entnehmen, daß die Leiche ursprünglich sich in einem Holzsarg befunden und daß ersterer alsbald nach erfolgtem Tod mit Kalkmörtel begossen wurde, der — wie die vorzügliche Konservierung des Gesichtes zeigt — rasch sich erhärtete. Die Ursache dieser Ueberschüttung mit Kalk haben wir wohl ohne Bedenken in einer ansteckenden Krankheit zu suchen, wenn wir auch diese Maßregel ohne epidemische Veranlassung, nur aus allgemein sanitären Gründen, in vielen alten Klostergrüften beobachten können. Die Leiche war bis zum 17. Jahrhundert wohl an anderer Stelle — vielleicht im Vorraum der gleichfalls neu entdeckten Krypta — beigesetzt.

Mit großem Geschick hat Bildhauer Etienne in Straßburg die Rekonstruktion des Naturabgusses, speziell der stark lädierten linken Seite, ausgeführt. Professor Anton Seder sagt, wie wir uns persönlich überzeugt, nicht zu viel, wenn er von dem dargebotenen Bilde also spricht: „Welch unvergeßlichen Eindruck dieser Abguß auf mich gemacht hat, kann ich nicht schildern. Entsagung aller weltlichen Leidenschaften ist der hervorragendste Zug in diesem schönen Gesicht, welches dem feinfühligen Beobachter, je länger man es betrachtet, vorkommt wie eine Erscheinung aus einer andern Welt.“

Wer ist diese Frau mit ihren edlen Gesichtsformen, den zwei um das Haupt gewundenen Haarzöpfen, dem langen weißen Hemd aus feinster, nur von Vornehmen gebrauchter Leinwand, der wollenen, gestrickten Jacke, dem linnenen Unterkleid und dem faltenreichen Mantel, der an klösterliche Tracht erinnert? Aus Haartracht und Gewandung hat Professor Seder erwiesen, daß die Leiche in das 11. oder 12. Jahrhundert zu datieren sei. Er schätzt das Alter der ehrwürdigen Gestalt auf achtunddreißig bis fünfundvierzig Jahre, eine Schätzung, welche den Gedanken an die Kirchenstifterin Hildegard, die in weit höherem Alter gestorben, nicht zuläßt, und eher jenen an Hildegards edle Tochter und Pflegerin in den Tagen der Pestkrankheit, Herzogin Adelheid, gestatten würde. Denn die Geschichte meldet, Hildegard sei (wie wohl ihre sie verpflegende Tochter) an der Pest gestorben, und die Ueberlieferung will wissen, daß sie in Schlettstadt begraben liegt.

Dr. Oskar A. Müller.

Toni Aron: Kukuruzernte in Slavonien.

Kukuruzernte in Slavonien.

Spätsommer im Flachland! Die blaue Himmelswölbung ist rein und ungetrübt wie ein Kinderantlitz; nicht der Hauch eines weißen Wölkchens schwebt über der unbegrenzten Ebene, auf der die letzten Nebelstreifen in der Morgensonne wie Schaum zerfließen.

Wo der Gesichtskreis von einem feinen Hauch begrenzt ist, steht das Dorf. Es scheint heute wie verlassen; nur etliche Hunde sind da, liegen vor den verschlossenen Hausthüren und blinzeln nach der Sonne.

Da tritt ein Mann zu uns, mit weißem Hemde, tief gegürtet, die Kappe im Genick, das weite, pladerige Beinkleid in Bundschuhen verlaufend. Umschnürte Lappen ersetzen die Gamaschen. Er grüßt und sagt: „Das gibt heuer volle Scheunen, Herr; wollen nachsehen draußen beim Weibsvolk.“ Dann verschwindet er in der dunklen Thüröffnung.

Nach einigem Rumoren im Innern des Hauses öffnet sich nach dem Anger hin das schwere Lattenthor, und ein magerer Gaul trottet hervor. Der Mann im Hemde folgt, aber jetzt trägt er einen weißgelben, buntgeblümten, wie es scheint, nagelneuen Schafpelz. Das Rößlein findet ohne Führung das bereitstehende Wägelchen und stellt sich neben die Deichsel.

Dann geht es hinaus, auf breit ausgefahrenem Feldwege und hinüber zu der großen Scheune, wo reges Leben sich kund gibt. Von weitem sieht man nichts als einen Knäuel bunter Gestalten, weiße Röcke, die gelben Haufen der Maiskolben, flatternde Tauben, grasende Pferde. Wie eine braune Insel ragt der alte Holzbau mit seinem Strohdache aus dem ruhelosen Treiben. In langen Sätzen ist der zottige Wolfshund des Großbauern voraus und treibt einen Schwarm genäschiger Gänse in wilde Flucht.

Da hält der Wagen, ein Knecht läuft hinzu, die Bäuerin mit dem vollgefüllten Korbe auf dem Kopfe nahet sich zum Grube. Hei, wie nun die Dirnen flinker hantiren, wie sie paarweise und zu dritt die vollen Körbe schleppen, singend und schäkernd über Haufen gelben Strohs wackeln und die Last zu den offenen Thoren hinaufschwingen, wo sie von anderen übernommen wird. Dort ist ein beständiges Rollen und Poltern. Immer reicher häuft sich der Erntesegen an. Schon sind etliche Kammern bis zur Decke gefüllt, und immer neue Frucht drängt sich zu den Treppen.

Am heitersten ist Mare. Sie hat ihren Burschen, den krauslöpfigen Ivo, in der Nähe. Als er den Schopfeimer in die Zisterne hinabgleiten läßt, schielt die Dirn hinüber. Ihre schwarzen Augen haben den Glanz der Sonne, ihr Mund mit den tadellos weißen Zähnen ist in leisen Zuckungen, als wäre dort jemand zu Gast zu flüchtigem Zeitvertreib. Gute Freundinnen wissen Angenehmes zu sagen, daher der Frohmut, die naive Glückseligkeit.

Die Gänse schnattern, die Taubengurren, die Pferde wiehern, ab und zu schlägt der Hund leise an, als wittere er etwas im fernen Dorfe. Darüber kräht heiß das weiße kosmische Licht und treibt das warme Blut des jungen Volkes rascher durch die Adern. „Vorwärts, daß die Arbeit ende!“

Gemälde von C. F. Deiker: Des Kampfes Ende.

Der Irrweg.

Künstler-Roman

von

Robert Misch.

(Fortsetzung.)

Gleich darauf erhob sich Gundlach und dankte mit einigen kurzen Worten. Er habe viele Schüler gehabt, an denen er Freude erlebt, aber auf keinen setze er größere Hoffnungen als auf den jungen Gastgeber, wenn es auch bis jetzt nur Hoffnungen seien. Plötzlich schien dem Professor etwas einzufallen; er ging mit einer geschickten Wendung auf einen zweiten, ebenfalls schon seiner künstlerischen Zucht entwachsenen Schüler über, der heute wieder Beweise seiner Anlagen gegeben habe, er meine seinen jungen Tischnachbar und Freund Hans Wieborg, der sich sicher noch einmal auf irgend einem Gebiete der Kunst auszeichnen würde, wenn er auch dies Gebiet, wie nur natürlich bei seiner Jugend, noch nicht gefunden habe. Gundlach rühmte den feinen Geschmack, die Erfindung und das Kompositionstalent, die bei der Stellung und dem Arrangement jener prachtvollen Gruppe zu Tage getreten seien, und endete mit einem Hoch auf seine beiden jungen Freunde Karnack und Wieborg, in das alle jubelnd mit einstimmten.

Die Wogen der Begeisterung gingen immer höher, je mehr der Champagner seine Wirkung that. Einige junge Maler kamen als Nigger verkleidet und gaben unter Begleitung des „banjok“, der Negergitarre, allerlei komische niggersongs und Tänze zum besten.

Hans wurde nach Aufhebung der Tafel von allen Seiten zu dem Erfolge des lebenden Bildes beglückwünscht. Er solle sich doch nun einmal ernstlich an eine größere Komposition machen; er habe eine ausgesprochene Begabung, größere Massen zu komponiren und zu gruppiren. Ein ziemlich bekannter Maler riet ihm, er möge es einmal mit einem Jahrmarktsbilde oder einem Volksfest versuchen, da er zur Bewältigung solcher Aufgaben ein besonderes Talent zu haben scheine.

Hans schwamm in einem Meer von Wonne. Sein Selbstbewußtsein hob sich bedeutend unter diesem befruchtenden Regen der Anerkennung. In seiner gehobenen Stimmung hatte er es sogar ganz überhört, mit welch feiner Ironie der Professor davon gesprochen, daß er sein eigentliches Gebiet noch nicht gefunden habe. In ihm hallte und tönte es wieder von Glück und Zufriedenheit mit sich selbst. „Und ich bin doch ein Maler!“

Das war überhaupt ein glücklicher Tag heute. Ganz unverhofft hatte er sich mit seiner Braut aussprechen können, hatte ihr endlich einmal den Mann gezeigt, war endlich zu einem festen Entschluß gekommen, der diesem unwürdigen Hin- und Hergezerre ein Ende machte.

Plötzlich fiel ihm Baltes ein, den er vor dem Souper flüchtig von weitem gesehen. Wahrscheinlich war er gegangen. Aber auch Hedwig und der Kirchenmaler schienen sich entfernt zu haben. Trotz seines Suchens konnte er sie nirgends entdecken.

Im Atelier, das man unterdes ausgeräumt, wurde jetzt nach dem Klavier getanzt. In den Ecken hatte man einige Tische stehen lassen und dort bildeten sich bei einem Faß Hofbräu kleine, animirte Kneipgruppen. An dem größten Tisch saß der Professor mit seinen Lieblingsschülern und Karnack. Man bestürmte den letzteren, seinen Aufenthalt in München noch um einige Wochen zu verlängern und das Frühjahr in den Alpen zu genießen. Karnack, der schweren Herzens von München schied, ließ sich breitschlagen. Er wolle versuchen, die Einwilligung seines „Alten“ zu erhalten, wenigstens bis zum August in Deutschland bleiben zu dürfen. Darauf stieß die kleine Gesellschaft mit den Biergläsern an, während vor ihnen die Paare sich nach den Klängen des Fledermauswalzers drehten.

„Was gibt's denn?“ fragte Karnack den Lohndiener, der ihn bei Seite winkte.

„Ein Telegramm für den gnädigen Herrn!“

„Ein Telegramm? Zeigen Sie her!“

Die kleine Gesellschaft neben ihm lachte eben über einen Witz des Professors. Der Klavierspieler spielte gerade die liebliche Melodie:

„Mein Herr Marquis,
Ein Mann wie Sie“ . . .

Karnack läßt das Papier mit einem unterdrückten Aufschrei zu Boden fallen und wird totenbleich. Vor ihm rasen die Paare in seliger Tanzvergessenheit vorüber; irgendwo hinten ruft man: „Hoch, hoch, hoch!“ Er ist in einen Stuhl gesunken, sieht und hört nichts mehr. Erst Hansens Stimme, den der Lohndiener aufmerksam gemacht, weckt ihn aus seiner starren Ruhe.

„Karnack, um Gottes willen?! Ein Unglück?“

Hans hebt das Telegramm vom Boden auf.

„Wenn Sie Ihren Vater noch am Leben treffen wollen, so reisen Sie schleunigst ab.“

Darunter irgend ein polnischer oder russischer Name.

Während sie jetzt im Schlafzimmer, das auf den Garten hinausgeht, mit Hilfe der alten Haushälterin das Nötigste zusammenpacken, tönt von drüben noch immer der Lärm der Tanzenden, Musik und Gelächter her. Karnack hatte die Zähne zusammengebissen, um sich vor den Gästen nichts merken zu lassen, während er am Arme des Freundes langsam hinausschlenderte, über den Korridor in das stille, luftige Gemach.

„Sie sollen nichts merken, sie sollen nicht mit einem solchen Mißklang von hier fortgehen.“

Erst drüben, als sie allein waren, war er schluchzend zusammengebrochen.

„Mein armer, armer Vater! Und er ist noch nicht einmal alt — kaum sechzig.“

Um Fünf in der Frühe ging der Schnellzug, den er benützen konnte. Es war jetzt drei Uhr — noch zwei Stunden!

„Wenn's so schlimm steht, werde ich ihn kaum lebend wiedersehen,“ sagte er leise.

Hans bat im stillen dem Freunde ein Unrecht ab; er hatte ihn im Grunde für kalt und herzlos gehalten. Aber der wahre Mensch zeigt sich nur in den großen Momenten des Lebens, bei einem tiefen Schmerz, oder wenn es einen großen Entschluß zu fassen gilt.

Während Hans mit Hilfe der alten Frau das Nötige aus den Kästen und Spinden zusammensuchte, saß Karnack still in sich versunken am Fenster.

„Jetzt ist's vorbei mit der Freude am Leben,“ sagte er endlich mit einem bitteren Lächeln und zeigte nach dem Atelier hinüber, dessen große Fenster hell durch den dunklen Garten schimmerten. „Ich komme mir vor wie ein Kronprinz, der vor der Zeit zu Thron und Herrschaft berufen wird. Darauf war ich nicht vorbereitet, darauf nicht.“

Allmälich legte sich drüben der Lärm. Klavier und Tanz hörten auf. Es mußte wohl das Gerücht nach vorn gedrungen sein, daß dem Hausherrn etwas Schlimmes begegnet sei. Als Hans hinüberging, hatten die meisten bereits die Wohnung verlassen, und eben rüsteten sich die letzten jungen Leute, die in einer Ecke vergnügt dem Hofbräu zugesprochen, zum Aufbruch. Man fragte ihn nach dem Hausherrn, und was denn vorgefallen sei. Hans gab eine ausweichende Antwort und geleitete sie hinaus, sorgte auch dafür, daß die Lichter und Lampen gelöscht würden und schickte die gemietete Dienerschaft fort.

Langsam wandelten sie eine Stunde später dem Bahnhof zu. Karnack hatte den Wunsch geäußert, zu Fuß zu gehen. Der Tag dämmerte eben herauf, und von den Bergen her strich ein frischer Luftzug durch die Straßen Münchens.

Wortlos schritten sie dahin, jeder in seine eigenen, ernsten Gedanken vertieft.

„Wenn wir uns wiedersehen, ist wohl manches anders geworden,“ rief Karnack plötzlich impulsiv und faßte die Hand des Freundes. „Aber wir, wir bleiben die Alten!“

Hans nickte wortlos. Ein unendliches Mitgefühl überkam ihn mit dem armen Freund, der so schwerem Leide entgegenfuhr.

Im Wartesaal besprachen sie noch einmal alles Nötige. Hans wollte von Zeit zu Zeit in der Wohnung nachschauen, in der vorläufig die Wirtschafterin bleiben sollte. Später würde Karnack dann bestimmen, was mit den Kunstgegenständen und Möbeln geschehen solle.

Noch einmal drückten sich die Freunde stumm die Hand — ein Pfiff, und hinaus rollte der Zug in die graue Morgenluft.

Tief verstimmt, bis ins innerste Mark fröstelnd, lenkte Hans seine Schritte dem väterlichen Hause zu. Er versetzte sich in des Freundes Lage und dachte innerlich, welch ein Glück es sei, daß er München niemals für immer zu verlassen brauche.

Auf dem Tisch seines Schlafzimmers lag ein Brief, den er zerstreut in die Hand nahm. Er trug die Handschrift seiner Braut. Er öffnete ihn schnell. Sie schrieb:

„Der Entschluß, den ich zur Ausführung bringe, ist mir, Gott allein weiß es, sehr schwer geworden. Aber es ist besser, wir machen ein schnelles Ende, als daß wir uns noch länger das Leben zu einer unerträglichen Qual gestalten. Doch nein, Du hast nicht gelitten wie ich, die ich das Unabwendbare kommen sah und doch nicht von Dir lassen konnte. Ich habe Dich geliebt, Hans, aber ich kann nie die Deine werden, denn ich fühle, daß ich mich nicht auf Dich stützen kann für ein ganzes Leben.

„Verstehe mich nicht falsch, Hans! Nicht das stößt mich zurück, daß Du kein Künstler bist und wohl nie einer werden wirst. Begnügtest Du Dich, Dir ein kleines Ziel zu stecken und dies zu erreichen, wie es mein Vater gethan, es würde mich nicht abhalten, die Deine zu werden. Ich würde mich freudig mit wenigem begnügen, denn mir liegt nichts am äußeren Schein des Lebens. Aber Du hättest dann ein wohlausgefülltes Dasein, die innere Zufriedenheit, die Dir jetzt fehlt und stets fehlen wird. Du hast es nicht nötig, um Brot zu schaffen. Aber da Du den unglückseligen Hang zu einer Kunst hast, für die Dir die starke Begabung mangelt, so wird Dein Leben ein verfehltes sein. Dein Wollen ist groß — und das eben ist Dein Unglück, denn Dein Wille ist klein und auch die Kraft. Selbst mit Deiner nur mittelmäßigen Begabung würden andere ein gewisses beschränktes Ziel erreichen. Du wirst das niemals können, denn auch dazu fehlen Dir Ausdauer und Kraft. Und stets wirst Du das Schicksal anklagen und die Mißgunst der Welt, die Dir den Weg versperren. Und das ist's, wovor ich zittere. Das wird Dich unglücklich machen und mich mit Dir.

„Ich hoffte aus tiefstem Herzen, Deine Liebe zu mir würde Dich aufrütteln, würde Dir endlich den Mut und die Kraft zur Arbeit geben, aber ich hoffte vergebens. Ich kann und mag mein zukünftiges Schicksal keinem Manne anvertrauen, der nicht im stande ist, sich sein eigenes Schicksal zu gestalten. Mag auch Dein Vermögen Dir Unabhängigkeit gewähren, für einen echten Mann genügt das nicht.“

Er ließ den Brief versteinert zu Boden sinken. Mochte sie auch zum Schluß nochmals beteuern, daß sie ihn geliebt habe, sie löste das Band, das sie verbunden, mit einem kühnen Schnitt. War das die große Neigung, die er ihr einzuflößen gewähnt? Er lachte grell auf.

Der große Tag der Münchener Künstlerwelt war gekommen. Die internationale Kunstausstellung wurde vom Prinzregenten in eigener Person mit großem Pomp unter den üblichen Zeremonien eröffnet. Die ganze vornehme Gesellschaft und die Malerwelt der bayrischen Kunststadt, dazu eine Anzahl auswärtiger Künstler und Kunstschreiber: alles dies flutete wie ein breiter, bunter, tosender Strom durch die Säle und Kabinette des Glaspalastes. Zuerst galt es, einen allgemeinen Ueberblick zu erhalten, die von den Zeitungen und den Fachmännern schon im voraus gerühmten „Perlen“ und Sensationsbilder zu besichtigen, vor denen sich dichte Menschengruppen sammelten.

Vor einem solchen, von einem jungen Norweger geschaffen, standen Baltes und das „Kirchenlicht“, an dessen Arm sich Stein-Hedwig gehängt hatte. Nachdem sie ihre Ansichten über das Bild ausgetauscht, ließen sie sich vom Strome weiter treiben, bis sie schließlich im Restaurant landeten, das nur wenig besucht war.

„Hier ist es still und kühl, hier laßt uns Hütten bauen,“ schlug Baltes vor.

Angesichts einer großen, aber nicht sehr aufregenden Landschaft ließ man sich nieder und bestellte Erfrischungen.

Digitized by Google

„Mich freut es," sagte Hedwig, und ihre blauen Augen leuchteten dabei in strahlendem Glanze, „daß man Ihrem ‚Arabischen Märchen' so viel Aufmerksamkeit schenkt. Die Leute drängen sich ja förmlich davor. Ich habe links und rechts gehorcht und nur Gutes gehört, sogar von zwei Kritikern —"

„Woher wissen Sie denn, daß es Kritiker waren, Hedwig?" lachte Baltes.

„Nun, sie hatten Notizbücher in der Hand, in die sie Bemerkungen schrieben. Der eine sagte: ‚Man merkt zwar noch die Meister, in deren Spuren er wandelt, aber immerhin hat er schon eine gewisse Eigenart und ein prachtvolles Kolorit.' ‚Ja,' meinte der andere, ‚wie ihm die Farben zusammengehen, und Stimmung ist drin und Luft und Licht! Und modern ist er auch, wenn er auch keine Bauern und keinen Fabrikhof malt.'"

„Ich danke Ihnen, Hedwig. Sie sind ein gutes, liebes Mädchen," sagte Baltes leise und drückte ihr dankend die Hand. „Sie wollen mir Mut machen."

Das junge Mädchen errötete bei der unerwarteten Berührung.

„Nein, nein — das ist doch nicht nötig bei einem solchen Bild."

Das Kirchenlicht war ganz bleich geworden bei dieser Lobrede und biß sich auf die Lippen. Hedwig, die es mit ihrem reinen, weiblichen Gefühl bemerkte, wendete sich ihm schnell zu.

„Auch Sie können zufrieden sein, Herr Lahmel. Ihre ‚Himmelfahrt Mariä' macht Ihrem Können alle Ehre."

„Geben Sie sich keine Mühe, Hedwig! Wir Heiligenmaler von der alten Schule sind nicht mehr Mode. Und da ich nicht in den Bahnen eines gewissen Jemand wandle —"

„Wie Sie nur so sprechen können! Reißt man sich nicht um Ihre Bilder?"

„In den Augen der Kritik und der sogenannten Kunstkenner bin ich nur ein veralteter Schönfärber. Lassen Sie es gut sein."

Baltes stieß einen Ruf des Erstaunens aus und fuhr jäh vom Sitze auf, während eine leichte Röte sein bleiches Gesicht überflog.

Aus dem benachbarten Kabinet näherten sich in flüchtiger Betrachtung der Bilder Hanna und ihr Vater. Der Professor bemerkte den jungen Mann zuerst, flüsterte seiner Tochter etwas ins Ohr und kam ihm mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Nein, das ist wirklich eine Freude, lieber Freund, daß ich Sie hier treffe. So kann ich Ihnen doch gleich gratuliren, von ganzem Herzen, wahrhaftig! Sie sind ja ein ganz verfluchter Kerl. Ihr ‚Märchen' — alle Achtung! Das nenne ich einen Fortschritt. Hätte ich Ihnen, offen gesagt, gar nicht zugetraut. Hanna meint auch, daß Sie sicher eine Medaille kriegen."

Baltes trat auf die junge Dame zu, die ihm in ihrer ruhigen, gemessenen Art freundlich begrüßte.

Mit jagenden Pulsen und mit weit aufgerissenen Augen sah Hedwig atemlos der Begrüßung der beiden zu, die ruhig weiter plauderten, während der Professor einen bekannten Kollegen begrüßte.

Auch den Kirchenmaler schien diese Begegnung zu interessiren; aber er wendete seine Aufmerksamkeit hauptsächlich seiner Nachbarin zu, deren Gesicht er nicht einen Moment außer Augen ließ.

„Also haben sie sich endlich wiedergefunden," sagte er wie im Selbstgespräch halblaut vor sich hin.

Hedwig warf ihm einen raschen Seitenblick zu und fragte zögernd, mit zitternder Stimme:

„Sie glauben wirklich, daß er sie zum erstenmal wiedersieht nach — nach jenem Ereignis?"

„Wie kann ich das wissen, liebe Hedwig?"

„Ach, ich fragte nur so. Weil Sie mir doch erzählten, er verkehre nicht mehr bei dem Professor."

„Hm, jedenfalls hat er sie gemalt," entgegnete der Maler, während ein hämisches Lächeln um seine Lippen zuckte. „Ob nun nach dem Original oder nach dem Gedächtnis, das weiß ich natürlich nicht."

„Warum hat er denn das Bild nicht ausgestellt?"

Lahmel zuckte mit den Achseln.

„O, er hält es sehr geheim, er hat es eingeschlossen und betrachtet es nur, wenn er sich allein glaubt. Vielleicht wird sie ihm jetzt die Erlaubnis geben, es auszustellen."

„Wie ... wie meinen Sie das?"

Es sind unterdrückte Thränen, die in ihrer Stimme zittern. Der kleine Maler krampft heimlich die Fäuste zusammen.

„Nun, wenn Baltes sie nicht schon besucht hat, jetzt wird er wohl bald wieder Hausfreund werden bei Professors, da die Verlobung mit dem andern rückgängig gemacht ist. Das sieht doch ein Kind, daß er in das hübsche Mädchen verschossen ist."

„Herr Baltes — liebt sie?"

„Ich glaube wohl. Gesagt hat er es mir natürlich nicht."

Hedwig ist aufgesprungen. Dadurch aufmerksam geworden, wendet sich ihr Baltes zu.

„Ach Gott, entschuldigen Sie, liebe Hedwig — aber ich habe Fräulein Löwe so lange nicht gesehen. Sehen Sie, Fräulein Hanna, das ist das liebe Mädchen, von dem ich Ihnen erzählt, und das ich gekannt habe, wie ihr noch eine große Puppe das liebste auf der Welt gewesen ist."

Hanna streckte ihr freundlich die Hand entgegen, aber das junge Mädchen schien es nicht zu bemerken. Mit einem zornigen Blicke musterte sie die fremde Dame, während sie wiederholt die Farbe wechselte. Sie mußte sich abwenden, um die Thränen zu verbergen, die sie nicht mehr zurückhalten konnte.

„Um Gotteswillen, was ist Ihnen, Hedwig?" fragte Baltes erschrocken und beugte sich über sie.

Sie wich zurück, ergriff schnell den Arm des Kirchenmalers und stammelte verwirrt:

„Mir ist nicht ganz wohl. Führen Sie mich nach Haus!"

Baltes schüttelte verwundert den Kopf, als das Paar nach kurzem, stummen Gruße gegangen war.

„Finden Sie das nicht sonderbar?"

„Sehr sonderbar."

Und über ihre Mundwinkel flog ein leichtes, schalkhaftes Lächeln, dessen Bedeutung Baltes ebenfalls nicht recht entziffern konnte. Während er zwischen dem Professor und Hanna die weiten Säle durchschritt, kam er zu dem Resultat, daß die Weiber doch eigentlich sehr merkwürdige und rätselhafte Geschöpfe seien.

Der junge Maler wurde jetzt aufs neue täglicher Gast beim Professor. Man brachte die herrlichen Frühjahrsabende meist im Freien zu, in irgend einem der Bränsommergärten, die der Münchener seltsamer Weise „Keller" nennt.

Einer stummen Verabredung gemäß wurde Hans' Namen zwischen den Dreien nie erwähnt, jene Zeit und die Vergangenheit überhaupt nie berührt. Aeußerlich merkte man der jungen Dame keinerlei Veränderung an; sie lachte und sprach in ihrer gewohnten, ruhigen, etwas kühlen Art wie ehedem. Dem genaueren Beobachter blieb eine gewisse Resignation nicht verborgen, der ihr ganzes Wesen zu einer stillen Trauer dämpfte.

Als die Jury der Ausstellung die Preise verteilte, erhielt Baltes eine der silbernen Medaillen. Ein amerikanischer Kunstfreund kaufte ihm sein Bild zu einem ziemlich hohen Preise ab. Er bekam sofort den Auftrag zu mehreren Porträts, die ihm glänzend bezahlt werden sollten. Aeltere Skizzen und Bilder von ihm wurden von Kunsthändlern gekauft und ausgestellt, die ihm außerdem Aufträge gaben; sein „arabisches Märchen" wurde in Zeitschriften und photographisch reproduzirt, die Blätter brachten Notizen darüber — kurz, alles das geschah, womit sich der werdende Ruhm ankündigt. Er fing an, in Mode zu kommen.

Seine Freunde teilten seine Freude mit ihm; aber er ließ sich dadurch nicht abhalten, sein ruhiges, genügsames Künstlerdasein weiter zu leben wie bisher. Er „schwamm" im Gelde, wie er selbst behauptete, dem dieser Ueberfluß etwas Neues war. Elegante Ateliers in den vornehmsten Gegenden der Stadt wurden ihm angeboten, aber er dachte nicht daran, die „Grotte" zu verlassen.

Hedwig sah er jetzt nur noch selten; es war, als ob sie ihm ausweiche. Einmal fand er sie, als er unerwartet zu einer ungewohnten Stunde nach Haus kam, in seinem Atelier in Thränen gebadet. Auf seine Fragen, was ihr fehle, gab sie keine Antwort. Als er stärker in sie drang, gestand sie ihm schließlich, daß die Mutter sie gegen ihren Willen an einen wohlhabenden, älteren Herrn verheiraten wolle. Mutter und Schwester lägen ihr täglich in den Ohren, doch endlich vernünftig zu sein, in die Verlobung zu willigen und so ihr eigenes und das Glück ihrer Familie zu gründen.

Baltes fragte, ob er bei der Mutter vermitteln und sie von diesem Plane abbringen solle, aber Hedwig brach bei seinem gutgemeinten Vorschlag aufs neue in Thränen aus und lief schnell davon, ihn in ratloser Verwunderung zurücklassend.

*

Baltes hatte sein Atelier soeben mit einem Kunsthändler verlassen, der ihn mitten in der Arbeit überraschte. Leise öffnet sich die Thüre, die Lahmels Werkstatt mit der seinigen verbindet. Mit Luchsaugen spürt der kleine Maler in dem weiten Raum umher und lächelt höhnisch, als sein Blick auf einen großen Schrank fällt, in dessen halbgeöffneter Thür ein Schlüssel steckt. Baltes verwahrt darin seine Briefe, Papiere und kleinen „Kostbarkeiten." Wie eine Katze schleicht das Kirchenlicht näher; er sucht und findet bald, was er sucht: eine kleine Leinwand, das Porträt Hannas.

„Sie wollten ja immer das Bildchen sehen, Hedwig, von dem ich Ihnen so oft erzählt. Kommen Sie nur herein — er hat vergessen, das Heiligtum zu verschließen, in dem seine Göttin ruht."

Von der anderen, der „himmlischen" Seite tönt ein leiser Aufschrei. Hedwig erscheint auf der Schwelle. Sie ist ganz verändert, bleich, matt, die einst so strahlenden Augen glanzlos und dunkel umrandet.

Mit zuckenden Lippen betrachtet sie die Leinwand.

„Es ist ein gutes Bild," murmelt sie leise.

„Wie alles, was man aus Liebe und mit Liebe thut."

Das blonde Köpfchen senkt sich leise. Lahmel hat schon lange auf diesen Augenblick gewartet, der vielleicht nie so günstig wiederkehrt. In leichtem, spöttischen Ton sagt er:

„Nun, gönnen wir dem guten Baltes sein Glück! Seinetwegen hat sie dem anderen den Laufpaß gegeben; es steht ja nun ihrer Vereinigung nichts mehr im Wege. Wir werden wohl nächstens die goldgeränderten Karten erhalten: als Verlobte empfehlen sich ..."

Klein-Hedwig ist auf einen Stuhl gesunken. Sie will es sich nicht merken lassen. Wie lange schon muß sie lächeln und sich verstellen. Sie lächelt den Freund auch jetzt wieder an, während jedes seiner Worte ihr wie ein Dolchstoß ins Herz dringt. Und dann spricht er davon, daß auch er glücklich werden wolle, daß auch er liebe. Das junge, verschmähte, verwundete Herz, so hofft er, wird bei ihm Schutz und Trost suchen. Sie läßt es geschehen, läßt geschehen, daß er ihre Hand mit leisem Drucke ergreift. Seine Worte dringen in ihr Ohr, nicht in ihren Geist — ihre Gedanken sind weit, weit weg.

Daß er ihr ein Heim bieten kann und eine glückliche Zukunft, gesteht er ihr in glühenden Worten. Sie solle ihm eine günstige Antwort geben und sein Weib werden, sein liebes, kleines Weib — und er bedeckt ihre Hand mit glühenden Küssen. Da begreift sie, aufgerüttelt aus ihrem traumhaften Brüten; ein wirrer, erstaunter Blick trifft ihn, sie zuckt jäh zusammen und entzieht ihm ihre Hand, die er noch immer an seine heißen, bebenden Lippen preßt.

„O, das ist Ihre Freundschaft? Das war die Absicht? Geben Sie sich weiter keine Mühe, Herr Lahmel."

Wie sie das hinausschreit aus dem verwundeten, gequälten Herzen, scheint sie zu wachsen. Mit einem zornsprühenden Blick auf den kleinen Maler, der totenbleich zurückbleibt, enteilt sie. (Fortsetzung folgt.)

Wegwarte.

Blaublümlein du am harten Strauch
Am Rain im grauen Grase,
Umweht von rauhen Herbstwinds Hauch
Und von dem Staub der Straße,

Du blickst so treu und hoffnungswarm,
Suchst nach dem Licht der Sonne —
Und ward das Jahr längst kalt und arm,
Du glaubst an Lenzeswonne.

Wartst still am Wege auf das Glück
Aus fernen, schönen Tagen ...
Ach, nimmer kehrt es nun zurück —
Dein Glück heißt, Hoffnung tragen.

A. von Winterfeld.

Unsere Monate.

Monat des Frühwinters.

Von

P. Schlegel.

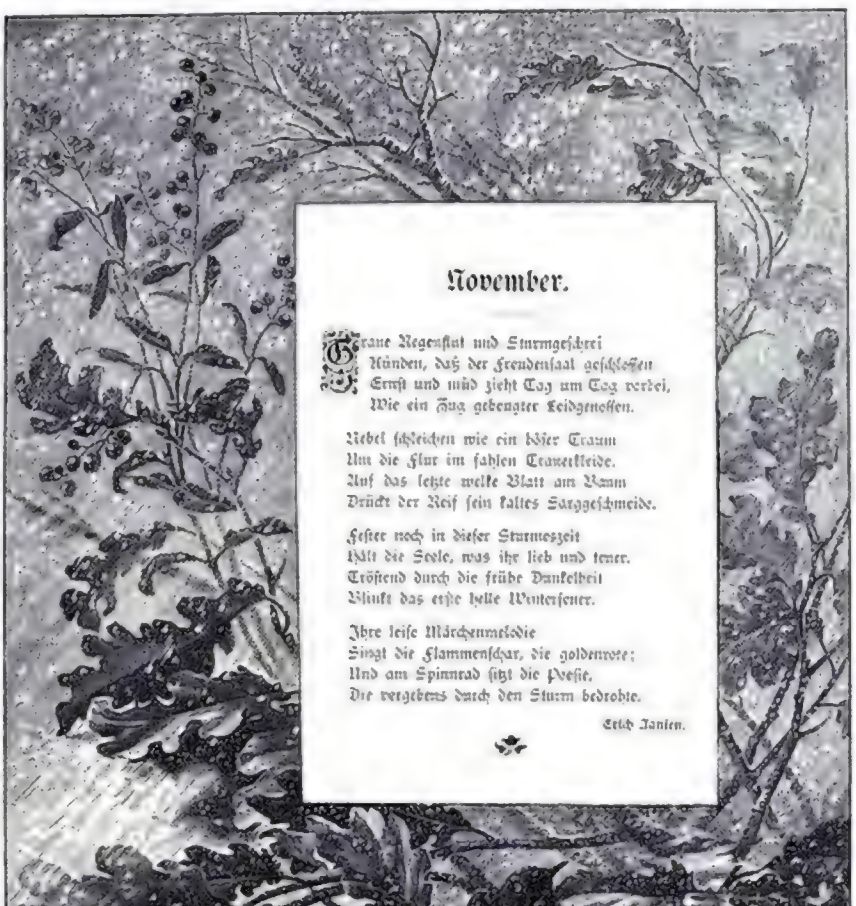
Es gibt Gesichter, zu deren Abbildung sich Maler und Lichtbildner ungern entschließen, Gesichter, denen man gern etwas nachhelfen möchte, um ihnen ihre Farbheit oder Mürrischkeit zu nehmen, denen man aber nicht im geringsten schmeicheln darf, weil die kleinste Verschönerung jedem Beschauer als Lüge erscheint.

Ein solcher Charakterkopf ist auch der November, der erste Herrscher in dem Zeitraume, in welchem die deutsche Natur ihre traurige Leidenszeit durchmacht. Als echte Tyrannenseele tritt er grießgrämig und unwirsch auf, deutlich zeigend, daß ihre nichts an dem Beifall seiner Untergebenen liegt; scheint es auch einmal auf Stunden, als erwache in ihm ein Funke von Freundlichkeit und Wohlwollen, wirft er auch dann und wann einen hellen Sonnenblick auf sein Reich, das der warmen Teilnahme gar sehr bedürfte, so merkt man doch bald, daß jene Freundlichkeit nicht vom Grunde des Herzens kommt, ihr Sonnenschein ist ohne Wärme und befruchtende Kraft und bald verwebelt sich wieder alles, wenn nicht gar ein wilder Neuniederschlagsturm wie ein heftiger Hornesausbruch einherfahrt, die Bäume rüttelt und schüttelt, und weil er ihnen doch nichts entreißen kann, seine Wut an den Schiefern der Türme auslöst, mit denen er abscheulich klappert und rasselt. Dann bringt der November wieder kalte, unerquickliche Regentage, langweilig, mit schlechte Laune. Seine Versuche, den vollen Winterernst zu spielen, glücken ihm selten; wohl gelingt es ihm zuweilen, einen Schneeschauer über sein Gebiet zu jagen, aber die Flocken zerrinnen bald wieder und es bleibt bei ohnmächtigen Drohungen. Nur in einer Maßregel geht der launige Herrscher folgerecht und erfolgreich voran: er verkürzt allmählich die Zeit der Helligkeit und verlängert die kühle, schaurige Nacht.

Die Pflanzenwelt hat sich klaglos in ihr Schicksal ergeben. Die einjährigen Pflanzen sind gestorben, die mit längerem Leben begnadeten liegen im Winterschlafe. Die Bäume sind entlaubt, nur einige Steinbuchen und Eichen halten trotzig ihr welkes, raschelndes Laubkleid und die immergrünen Laubbäume haben ein trauriges, gebräuntes Aussehen. Das einzige frische Grün zeigt von allen Pflanzen des Feldes die Wintersaat. An den Segen des Herbstes erinnern nur einzelne Schlehen, Hiefen und Hagebuttenfrüchte, die an den laublosen Sträuchern der Hecken hängen geblieben sind und einige scharlachrote Fruchtbüschel der Eberesche, an denen sich hungrige Vögel laben.

Die Tierwelt sucht sich kummervoll oder kleinlaut in die schwere Zeit der Not. Tausende von Wesen, welche die Fluren belebten, sind verdorben und gestorben; sie haben dem Dasein entsagt, zufrieden, daß ihre Nachkommen die bessere Zeit erleben werden. Die Staaten der Hummeln und Wespen sind ausgestorben, ihre kunstreichen Bauten stehen leer und öde da, nur die Prachtbauten Aegypterins; nur einzelne Mutter überwintern, in einem Schlupfwinkel geborgen, die böse Zeit, um im nächsten Frühjahr neue Staaten zu gründen. Von Schmetterlingen flattert bloß ein unliebsamer Gast, der Frostspanner, gegen Abend um die Stämme der Obstbäume, um sein Weibchen zu suchen, das, flügellos, an der Rinde sitzt und seine Eier ablegt. In den meisten noch lebenden Tieren, welche in der Heimat ausharren, ist die Flamme des Lebens zu einem kaum merklichen Fünkchen verglommen; sie liegen in totenähnlichem Winterschlafe. Unzählige Käfer schlafen, starr wie Leichen, unter Stein und Moos; die Schnecken haben ihr Haus mit steinerner Thüre verrammelt und sich mit dem süßen Troste: „Mein Haus ist meine Burg" für mehrere Monate vom Reiche des Lichts zurückgezogen; Eidechsen und Schlangen schlafen unter Steinen und welkem Laube, Fische und Molche im Schlamm der Teiche; in hohlen Bäumen und in Erdhöhlen halten Igel, Siebenschläfer, Haselmäuse und Hamster ihren so gründlich tiefen Schlaf, daß man an ihnen nur durch die sorgfältigste Beobachtung die Atem- und Kreislaufbewegungen fortdauern sieht. Die Fledermäuse haben sich aus Verzweiflung aufgehängt: mit den Nägeln der Hinterfüße angeklammert, baumeln sie kopfunter in Baumhöhlen und an Dachsparren. Wer dem traurigen Zustande der Heimat entrinnen konnte, ist dem glücklichen Süden zugeeilt. Alle unsere Zugvögel sind nunmehr an den Orten angelangt, die sie für ihre freiwillige Verbannung wählen. Ob sie wohl an ihrer Freistatt des duldenden Vaterlandes gedenken, oder ob das Heimweh in ihnen erst dann erwacht, wenn sie die Rückkehr besserer Zeiten ahnen? Diese anziehende Frage der Tierseelenkunde wird wohl leider dem Menschen immer ein Geheimnis bleiben. Auf dem Durchzuge erblicken wir nunmehr bloß einige Bewohner des Nordens, Schwärme von Gansen und Enten, welche unterwegs kurze Einkehr nehmen und kolossale Züge von Staaren und Kranichen. Sonderbarerweise stellen sich einige Nordländer bei uns ein, denen unsere böse Zeit immer noch als verhältnismäßig gute erscheint; gibt es doch — so mögen sie vernünfteln — noch Erbsenkäfer und Früchte der Eberesche und des Wachholders in Deutschland, warum sollte man es sich da nicht gefallen lassen trotz Eis und Schnee? Solche Virtuosen in der Kunst des Zufriedenseins sind der Bergfink (Quäker), der Karminhänfling (Jäkscher), der Krammetsvogel und der Seidenschwanz. Aber einen so guten Appetit diese Wintergäste auch mitbringen, durch ihre Stimmen, die zum Teil durch die oben eingeklammerten, volkstümlichen Namen angedeutet sind, verschönern sie unsere Wälder keineswegs, und die deutschen Gebirgsbewohner, jeden gefiederten Gast als gute Prise betrachtend, fangen dieselben zu Tausenden.

Von den Säugetieren, welche in der Heimat ausharren und noch bleiben, legen viele für die rauhe Zeit ein besonderes Winterkleid an. An manchen Pferden und Rindern fällt das lange zottige Winterkleid auf. Hirsch und Reh erscheinen im Winter mehr graubraun, der Iltis mehr schwarzbraun, der Pelz des Eichhorns ist mehr mit Grau untermischt, der des Hasen mehr weißlich. Der Hermelin wird gar zum Greis: sein braunes Haar wird schloßenweiß und nur die Schwanzspitze, der Schmuck des herzoglichen Mantelkragens, bleibt dunkel.



November.

Graue Regenflut und Sturmgeschrei
Künden, daß der Freudensaal geschlossen
Ernst und müd zieht Tag um Tag vorbei,
Wie ein Zug gebeugter Leidgenossen.

Nebel schleichen wie ein böser Traum
Um die Flur im fahlen Trauerkleide.
Auf das letzte welke Blatt am Baum
Drückt der Reif sein kaltes Sarggeschmeide.

Fester noch in dieser Sturmeszeit
Hält die Seele, was ihr lieb und teuer.
Tröstend durch die frühe Dunkelheit
Blinkt das erste helle Winterfeuer.

Ihre leise Märchenmelodie
Singt die Flammenschar, die goldenrote;
Und am Spinnrad sitzt die Poesie,
Die vergebens durch den Sturm bedrohte.

Erich Janien.

Da sich die Erscheinungen der Tierwelt in dieser Zeit dem Auge des Stadtbewohners größtenteils entziehen, so weiß ich einem in der Stadt lebenden Naturfreunde, der auch in dieser Zeit des Winterschlafs in Verkehr mit lebendem Wesen bleiben will, nichts Besseres zu empfehlen, als Pflanzenbeobachtungen im Zimmer. Dazu eignen sich zuerst und vor allem die Moose, welche den Winter nicht als eine Zeit der Trauer und Leblosigkeit ansehen, sondern als die glücklichen und feuchten Tage begrüßen, welche ihnen eine freudige Vegetation gestatten. Viele Moose treiben jetzt ihre Blüten und ihre zierlichen, urnenförmigen Früchte. Setzt man eine Anzahl Polster verschiedener Moose in eine Schüssel, bewahrt diese in einem kühlen Zimmer auf und gewährt ihnen hinlänglich Feuchtigkeit, so kann man sich des wohlfeilsten und doch viele Freuden spendenden Wintergärtleins erfreuen. Als zweite Novemberlust sei ein Thüringer Volksbrauch empfohlen. Die Bewohner des Thüringer Waldes stecken am St. Andreastage Zweige der Eberesche in mit Wasser gefüllte Töpfe, um sich an der Entfaltung der Knospen, welche im Warmen rasch vor statten geht, gleichsam am Vorgeschmack des Frühlings zu erfreuen. So möge denn der Naturfreund von verschiedenen Bäumen und Sträuchern Reiser schneiden und sie in Wasser von mäßiger Stubenwärme aufsetzen. Das allmähliche Bersten der Knospenhüllen, das Hervorwachsen der zarten, grünen Blättchen anzusehen, ist eine gar anmutige Erheiterung im trüben November, und selbst wenn manche Augen jener Provinz nicht trocken sollten, ist schon die Kenntnis der mannigfachen und schönen Formen, in welchen die Holzgewächse ihre jungen Triebe verhüllen, ein wertvoller Gewinn, der doppelt erfreut in einem Monat, wo ein Spaziergang nur den unerquicklichen Blick in das Treiben eines Tyrannen bietet, der sich bloß in der Launenmixtrichkeit hervortut, es aber nie zu der schaurigen Tetzotengröße seiner Nachfolger bringt.

Schnee auf der Flur und dem Scheitel: doch lenken die reineren Nächte Aller die Erde hinauf zu den Gestirnen den Blick!

Hermann Hango.

Spruch.

Wer hat denn je genug getan,
Daß er hier stille Dank empfahe?
Und wer hat je so wenig empfangen,
Daß ihm nicht sollte zu danken verlangen?

M. Eigenbrodt

Von den Ostsee-Manövern der deutschen Kriegsmarine. Originalzeichnung von Willy Stöwer.

Ludwig Gabillon.

Burgtheaterspieler Ludwig Gabillon wird am 31. Oktober das vierzigjährige Jubelfest seiner Thätigkeit am Wiener Burgtheater feiern.

Er ist zu Güstrow am 16. Juli 1828 geboren — nebenbei bemerkt, ein vortrefflicher Interpret seines Landsmanns Reuter geworden, dessen Dichtungen er mitunter vom Vorlesertische aus mit treuer Wiedergabe des Dialekts vermittelt. Nach zurückgelegten Gymnasialstudien für den ärztlichen Beruf bestimmt, zog er aus innerem Drange die

Ludwig Gabillon.

Schauspielerlaufbahn vor. Vorerst spielte er 1845 bei der Bethmannschen Gesellschaft in Rostock Liebhaberrollen, trat dann in Schwerin, Kassel und Hannover auf, um nach einem 1853 unter Devrients Leitung in London absolvierten Gastspiele sich dem Publikum des Wiener Burgtheaters vorzustellen.

Die großen Erwartungen, die er damals erweckte, sind in Erfüllung gegangen, und er hat uns mit allen Vorzügen der schauspielerischen Schaffenskraft bekannt gemacht.

Der jüngeren Generation ist sein Hagen Tronje — in Hebbels Nibelungen — typisch geworden, sein Caligula, Fechter von Ravenna, sein Alba, sein Talbot, sein Hofmarschall Kalb. Markige Sprechweise, kernige Charakteristik, eindringende Einzelmalerei — das sichert ihm seine Erfolge im höheren Drama. Aber auch im Lustspiele blühen ihm Lorbeeren; so stattet er den Ritter Boschen in Bauernfelds Landfrieden mit groteskem Humor aus.

Die Last der Jahre drückt Gabillon wenig. Kommen die Ferien ins Land, so zieht er nach dem Grundlsee und widmet seine Zeit als Jäger und Ruderer kräftigendem Sport. Sch.

Deutsche Literatur.

— Konrad Beyer, der verdienstliche Verfasser der dreibändigen großen „Deutschen Poetik“ legt uns nunmehr einen „für höhere Schulen und zum Selbstunterricht“ bestimmten Abriß seines Lebenswerkes vor: „Kleine Poetik“ (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1894). Unter besonderer Hervorhebung der Verslehre, deren Erörterung, wie nach des Verfassers bekanntem Standpunkte nicht zu verwundern, mehr als die Hälfte des Büchleins gewidmet ist, folgt die Betrachtung der Dichtungsarten, wobei der dramatischen Poesie ein besonderer Abschnitt eingeräumt wird. Die Einteilung des Werkchens verrät wenig von des Verfassers verwandten Arbeiten Abweichendes. Es sind eben Leitzüge für das Verständnis poetischen Schaffens, welche, durch die ersten Lichtblicke in die Geheimkammern gottbegnadeter Geister, ein gründlicheres Begreifen bloß anbahnen, zu tieferer Erkenntnis erst anleiten sollen. „Also handelt es sich hier um eine jener zahllosen Schriften aus dem Handgelenk, welche nichts als das Wissenswerteste dieses Gebiets in dürrem Paragraphengefolge mitteilen?“ Nur der oberflächlichste Leser könnte so urteilen; der mit den Verhältnissen Vertraute, der in die Fachliteratur Eingeweihte wird zu einem ganz entgegengesetzten Schlusse gelangen. Während andere gleichartige trockene Darlegungen sich mit der verzweigten Wiederholung dessen begnügen, was aus umfassenderen Handbüchern nach Bedarf „herübergenommen“ wird, schaltet und waltet unser Verfasser überall durchaus auf eigenstem Grund und Boden. Man merkt es Beyer in seiner „Kleinen Poetik“ auf Schritt und Tritt an, daß er sich völlig zu Hause fühlt, daß er unter lauter von ihm mit Liebe gehegten Schutzbefohlenen und Pfleglingen weilt. Und demnach möchte man ohne Uebertreibung sagen, Beyers „Kleine Poetik“ sei Satz für Satz ein Spiegel seines persönlichen Durchempfindens des Gegenstandes, wie denn die Einzelabschnitte ausnahmslos das Ergebnis unmittelbarer, bis ins Mark eingehender Prüfung der strittigen Fragen bilden. Daß dies keine leere Redensart ist, dafür läßt sich bis aufs I-Tüpfelchen der unwiderleglichste Beweis leicht erbringen. Ist ja doch das hier auf den knappsten Raum Beschränkte und in die kürzeste Form Verdichtete thatsächlich der Kern jenes mächtigen Opus, und hinter manchem schlichten Sätzchen des Auszugs steckt oft ein gar gewaltig Stück ehrlich erarbeiteter, glänzend bestandener Geistesarbeit. Gereicht aber dieser Vorzug einer Epitome deren Inhalte zu gute, so vernimmt man auch nirgends in Beyers Werk die kecke, verblüffende und verschwommene Sprache der Halbwisser, den die Verständnislücken desselben bemäntelnden Fisteltönen gewisser Hirnzwitter, die etwas für ihr Eigentum halten und ausgeben, was es gar nicht ist: auf jedem Punkte wird das zu Dankende von Beyer beim rechten Namen genannt, und das gibt dem Vorgetragenen den Stempel größter Faßlichkeit und sogar einen Hauch von Lebenswärme, wie man ihn sonst in ähnlichen Leitfäden vergebens suchen würde. Man vergleiche in diesem Betrachte nur die Ausführungen über Recitation (S. 6), über das accentuierende Prinzip (S. 18), über den Geist deutscher Prosodie (S. 21), über den Stabreim (S. 31), über Verwendbarkeit des Sechsfüßlers (S. 49) und sonst viele Stellen. Die Ausführungen der gesamten Verslehre zeichnen sich überhaupt durch eine in Schulbüchern ebenso seltene wie willkommene Frische und Lebendigkeit aus. Daß bei der Benennung der mannigfachen Strophen vielleicht nicht jedermanns Geschmack genügt erscheint, darf kaum befremden. Alles in allem: wir haben es hier mit einem Schulbuch im edelsten Sinne des Wortes zu thun, das eine vornehme Bereicherung des einschlägigen Schrifttums bedeutet, das, so bescheiden sein Umfang ist, durch Gehalt und Fassung ähnliche Arbeiten weit überbietet. Dr. A. Sieberslik.

Notizblätter.

Vereinswesen.

— In Nürnberg wurde in den Tagen vom 21. bis 23. Oktober die 17. Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins beziehungsweise der 18. Deutsche Frauentag abgehalten. Bei der Eröffnungsfeierlichkeit waren gegen 600 Frauen anwesend, darunter Abgesandte aus ganz Deutschland und zum Teil auch aus dem Ausland, meist Frauen, die sich um die von dem Vereine verfolgten Zwecke hohe und bleibende Verdienste erworben haben. Die Verhandlungen wurden in Verhinderung der ersten Vorsitzenden, Frau Luise Peters-Leipzig, von der zweiten Vereinsvorsitzenden, Fräulein Auguste Schmidt-Leipzig, geleitet. Von den zur Tagesordnung stehenden Gegenständen erregten sehr lebhaftes Interesse unter anderem die Stellung der Frau der gegenwärtig herrschenden Arbeitslosigkeit gegenüber, das Krankenpflegewesen und die Bestrebungen zur Hebung des weiblichen Schulwesens. Es wurde beschlossen, zur Förderung der Vereinszwecke in eine lebhafte Agitation für Bildung von Ortsgruppen und zur Errichtung von Mädchenhorten und ähnlichen Anstalten einzutreten. Das geplante Mädchengymnasium des Vereins soll zu Ostern 1894 in Leipzig eröffnet werden. Wie sich aus dem Rechenschaftsberichte ergibt, beträgt das Vereinsvermögen zur Zeit 210,000 Mark.

Bühne.

— Nach einer Bekanntmachung der königl. Hoftheater-Intendanz in München hat der Prinzregent Luitpold von Bayern einen Preis von 6000 Mark für eine neue deutsche Oper ausgesetzt. An dem Wettbewerbe können alle deutschen und österreichischen Komponisten teilnehmen, und es ist denselben die Wahl des Stoffes freigestellt; ausgeschlossen bleiben alle jene Werke, welche bereits aufgeführt oder gedruckt sind. Die Preisrichter können sich am Wettbewerb nicht beteiligen. Die Werke sind längstens bis 1. November 1894 — dem Allerhöchsten Namensfeste Sr. königl. Hoheit des Prinzregenten — an die königl. Hoftheater-Intendanz mit einem Motto einzusenden; denselben ist zugleich ein versiegeltes Schreiben beizulegen, welches den Namen und Wohnort des Komponisten enthält und auf der Außenseite mit dem gleichen Motto versehen ist. Das Preisgericht besteht aus den Herren: General-Intendant der königl. Hoftheater Graf v. Hochberg, Berlin, General-Intendant der königl. Hofmusik Freiherr v. Perfall, München, Generalmusikdirektor Hofrat Schuch, Dresden, Hofkapellmeister Hans Richter, Wien, Hofkapellmeister Hermann Zumpe, Stuttgart, Direktor Julius Hofmann, Köln, General-Direktor der königl. Hoftheater Hermann Levi, München. Die Preisrichter entscheiden durch Stimmenmehrheit, ob eines der eingesandten Werke des Preises würdig erscheint. Sollte dies nicht der Fall sein, so wird der ausgesetzte Preis zu gleichen Teilen an die Komponisten der verhältnismäßig besten drei Opern verteilt. Das Urteil der Preisrichter wird am 12. März 1895 — dem Allerhöchsten Geburtsfeste Sr. königl. Hoheit des Prinzregenten — veröffentlicht werden. Die königl. Hoftheater-Intendanz erwirbt mit Zuerkennung der Preise das Recht der ersten Aufführung, sowie das Material der preisgekrönten Werke unter den an der königl. Hofbühne üblichen Bedingungen.

— „Malaria“, das Schauspiel von Richard Voß, wurde am 21. Oktober im Deutschen Volkstheater auch den Wienern vorgeführt und hatte den Erfolg, daß bei dreien von den fünf Akten gar nicht geklatscht und niemand hervorgerufen wurde. Wohl der erste Fall in diesem Hause! Es geschah bei den letzten drei Akten. Der erste ist theatralisch sehr gut gemacht und schließt wirkungsvoll. Auch der zweite konnte noch bestehen. Von da geht es aber stetig abwärts. Daß der Herzog die ehebrecherische Frau nicht tötet, sondern zum Leben verurteilt, begreift man, auch daß er den Verlocker nicht tötet; aber was man nicht begreift, ist, daß er sich selbst tötet, und so zwecklos. Die ehebrecherische Herzogin wurde von Fr. Gänsereich gespielt; sie ist eine geübte Schauspielerin und hat ihre lange Rolle gut auswendig gelernt — der Rest ist schöne Toilette und Sentimentalität. Im übrigen wurde nicht schlecht gespielt. — Das Theater in der Josefstadt hat nun auch sein Ausstattungsstück nach dem Vorbild „Die Reise um die Welt in achtzig Tagen“: „Die Wiener in Amerika“ von Oblavacel und Krenn. Die Posse gibt viel zu lachen, dankt aber ihren Erfolg nicht zum geringsten Teil den wunderbaren Dekorationen von Gilbert Lehner und den hübschen Melodien von dessen Sohn Fritz. m.

— Daß der Dichter Franz Nissel die Aufführung seines dreiaktigen, historischen Lustspiels: „Ein Nachtlager Corvins“, an der Burg in Wien (17. Okt. d. J.) nicht mehr erlebte, sollte man nicht allzu sehr beklagen. Er hätte wenig Freude an dem lauwarmen Erfolg gehabt. Das Stück kann, wie es ist, nie und nirgends eine starke dramatische Wirkung erzielen, ist auch für ein Lustspiel zu wenig lustig — so wenig wie dem König Corvin am Schlusse, kommt dem Publikum das Lachen von Herzen, — hat aber so viel dichterischen Reiz in einzelnen Szenen, daß man immerhin der Leitung des Burgtheaters für die Aufführung dankbar sein muß, selbst abgesehen davon, daß es ein Gebot der Pietät für den vaterländischen Dichter war, dem man im Leben gebührende Anerkennung vielfach schuldig blieb. Banffy (Herr Krastel) hat eine junge schöne Frau, welche er in grundloser Eifersucht wie ein „Wolfshund“ bewacht, um sie vor Männern zu schützen; keinen König fürchtet er am meisten, weil er weiß, welchen Zauber seine Erscheinung auf Frauen übt, und als dieser plötzlich ihn besuchen kommt, verbirgt er die Gattin auf einer einsamen Insel, wo der König sie durch Zufall findet. Der Zauber wirkt auch hier, aber schließlich wahrt doch die Gattin dem Gatten, der König dem Freunde die Treue. Die schwierigste Rolle fiel Herrn Krastel zu, weil er als in Schlachten ergrauter Krieger bei aller kindisch-tollen Eifersucht nicht lächerlich werden darf, und er gab sich redliche Mühe, die schwierige Aufgabe zu lösen. König Corvin haben wir uns anders gedacht, als ihn Herr Hartmann gab; Fr. Hohenfels als Banffys Gattin ließ im ersten Akte ihre Rolle etwas kälter, führte sie aber siegreich im zweiten Akte, dem weitaus besten des Stückes, durch; ein Liebespaar fand in Frl. Reinhold und Herrn Reimers treffliche Vertretung. m.

Am 28. Oktober ist im k. k. Hof-Burgtheater in Wien zum erstenmal „Der Meineidbauer“, Volksstück mit Gesang in drei Akten von Ludwig Anzengruber, aufgeführt worden. Eine Vorfeier zu der tags darauf erfolgten Enthüllung des Anzengruber-Grabdenkmals von Scherpe? Nein! Anzengruber in der Burg war die Hauptfeier, die Enthüllung des Denkmals die Nachfeier. Keiner Erstaufführung wurde mit solcher Spannung entgegengesehen, und keiner wurde wohl seit lange so warmer, einmütiger Beifall zu teil. Den Meineidbauer, die Titelrolle, hat man schon besser gesehen, als in der Darstellung des Herrn Lewinsky — er blieb bei seiner tief durchdachten, meisterhaft ausgeführten Leistung den Bauer schuldig; — den Meineidbauer, das Stück, hat man noch nicht besser gesehen. Der große Erfolg ist vor allem Fr. Schratt zu danken. Wenn Anzengruber diese Vroni gesehen hätte, so würde er, wie Heine einst dem Leser eines seiner Gedichte sagte: „Ich wußte gar nicht, daß mein Gedicht so schön ist,“ wohl auch gesagt haben: „Ich wußte gar nicht, daß meine Vroni eine so herrliche Bühnenfigur ist.“ Wenn je, so paßt hier für sie das Wort: sie spielte nicht, sie war die Vroni. Einen solchen Einklang in Haltung, Gebärde, Gesichtsausdruck, Ton und Sprache wird man so leicht nicht wieder hören und sehen. Musterhaft in der kleinen Rolle der Crescenz war Frl. Weibrein, sehr gut Frl. Walbeck als Bauerndirn, gut Fr. Mitterwurzer als Burgerliese. Verdienstvolle Leistungen boten Herr Winds als Großknecht, Herr Sommer als Adamsbauer, Herr Schreiner als dessen Sohn Toni und Herr Baum als Vronis Bruder Jakob. Herr Reimers als hochdeutsch sprechender Sohn des Meineidbauers ließ zu wenig die bäuerliche Herkunft merken, welche seine Sehnsucht, Bauer zu werden, verständlich und ihn Vroni begehrenswert machen kann. Herr Schöne als Hausierer Levy war zu schablonenmäßig; er könnte von Herrn Kraßer lernen, wie man Juden zu spielen hat. Die Gesamtaufführung bedeutet einen großen Erfolg und für lange eine erste Stelle im Spielplan des Burgtheaters. m.

Preisverteilung.

— Auf die Preisfrage des Geraer Tierschutzvereins: „In welcher Weise kann die Jugend durch Thun und Lassen praktisch Tierschutz üben?“ sind rechtzeitig 105 Arbeiten eingelaufen. Den Nummern 50, 21 und 70 wurden die ausgesetzten Preise zugesprochen.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.

Rätsel.

Während mit e du als Stadt auf der roten Erde mich findest,
Suche am Eiderstrom mich, wenn ich umschließe ein s

Silbenrätsel.

a — le — do — dern — do — o — ey — ham — han — lan — le — mant — ni — na — nor — nol — re — ro — schau — sen — shi — si — son — ler — ti — ling — von.

Aus diesen 27 Silben sind 8 Worte zu bilden, die in richtiger Reihenfolge in ihren Anfangs- und Endbuchstaben den Titel eines Stückes des großen spanischen Dramatikers Calderon nennen.

Die acht Worte bezeichnen: einen Fluß in Rußland, eine Stadt in Thüringen, eine Stadt in England, eine Stadt in Persien, eine Grafschaft in England, einen semitischen Volksstamm, einen berühmten französischen Altertumsforscher, ein Negervolk.

Homonym.

Du findest mich in vielen Städten,
Dort leg' ich viele Menschen an.
In Kirchen werd' ich auch gehalten,
Damit man sich erbauen kann.
Auf jedem Schiff der Kriegsmarine
Triffst du mich ferner immer an.
Doch dort erwähl' ich nicht die Seele,
Dem Leib spend' ich Erholung dann.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 107:

Schon zu meinen Lebzeiten gedachte man in Wehmut der guten alten Zeit.

Auflösung der dreisilbigen Charade Seite 107:

Vorzeile

Auflösung des Rätsels Seite 107:

Jöhina — Jßla.

Die durch Dr. O. Pleyer erfolgte Oeffnung der Couverte ergab folgende Verfasser: Lehrer Karl Gehring in Kleingartach erster Preis, Herr Paul Weise in Gera zweiter Preis und Privatier Ernst Leuk in Offenbach dritter Preis. Außerdem wurden noch die Ankündigungen des Oberlehrers Rocker-Magdeburg und der Lehrer Donner-Königsberg, Pilzer-Wurchingen, Sammler-Liegnitz, Sommer-Freiburg, Abele-Halle a. S. und Wendenburg-Merseburg noch je ein Ehrendiplom ausgezeichnet.

— Der Seckerinfabrik von Fahlberg, List & Co., Salbke-Westerhüsen a. d. Elbe, ist auf der Columbischen Weltausstellung in Chicago für ihre Saccharin-Präparate die höchste Auszeichnung erteilt worden.

Des Kampfes Ende.

(Hierzu das Bild Seite 141.)

Majestätisch hebt sich hinter den felsigen Kuppen des Buchenhags der volle Mond, fahler und fahler werden die vorhin noch beim Abendrot in rötlichem und gelblich rotem Licht erglühten herbstlichen Blätter — nun ist auch der Enzian und das Heidekraut auf der Hochlandswiese verblaßt im weißlichen Lichte des Monds, und einsam und still steht der Jäger im Trauf der überhängenden Buchenzweige. Da plötzlich dröhnt ein tiefer Schrei an sein Ohr, das ihn nur zu gut kennt, ist es doch der Schlachtruf des Königs unserer Wälder, der „Brunftruf“ eines „Platzhirsches“, der bereits auf der Heide eifersüchtig das Rudel der Tiere hütet, nachdem er die „Schneider“ und Kälber von demselben „weggeprescht“ hat. Schon pocht dem Weidmann ob der Aussicht eines anbringbaren Blattschusses das Herz schneller, da tönt von anderer Seite wie ein Echo die Antwort auf den Kampfruf und in leichtem „Ziehen“ den Kopf und stark bemähnten geschwollenen Hals dicht am Boden erscheint der ebenbürtige Gegner — nun hebt er das stolze Geweih, mächtig dehnt er die kräftigen Läufe und wieder schallt herausfordernd sein Schrei in die klare Herbstnacht. Und nicht lange darf er warten, denn mit einigen blitzschnellen Fluchten steht sein Gegner vor ihm und zeigt mit „trotzigem Plätzen“ (Stampfen der Vorderläufe) und gesenktem Geweih, daß er den Angriff „begehrt“. Schnaubend mit heißem Atem und sich mit wütendem Rollen der Lichter messend, stehen einen Augenblick die kräftigen Tiere, prächtige Zwölfer, einander gegenüber, ehe in hartem Anprall die Stangen aneinander schlagen. Nun beginnt ein gewaltiges Recken und Schieben, ein Drängen und Schlagen, bald sich lösend, dann wieder sich verschlingend — nun stehen beide Gegner ermattet still, um einen Augenblick sich zu erholen; schon will der stärkere den Hals dehnend mit erhobenem Geweih den Schrei ertönen lassen, der dem ängstlich zusammenstehenden Rudel der Tiere die Botschaft seines Sieges bringen soll, da ist mit mächtiger Flucht ihm der Gegner seitwärts in die Weichen gedrungen und tief hat sich die Augsprosse des halbgehobenen Geweihs in die Seite gebohrt. Ein dumpfer Fall — der kräftige Platzhirsch, der Stolz des Hochgebirgswalds, liegt zuckend am Boden — noch ein kurzes Röcheln und er „verendet“. — Wohl steht auch der Gegner atemholend still über dem gefallenen Feinde, dann aber beginnen stolz die Lichter zu funkeln und mit heißem Hauch schreit er die „Tiere“ heran, um in der kalten Nacht mit dem erkämpften Rudel weiter zu ziehen. — Nur selten wird dem Weidmann dies Schauspiel zu teil; keiner wird es, wenn er weidgerecht zu handeln gewohnt ist, durch einen störenden Schuß unterbrechen und diesem Umstand verdanken wir das vortreffliche Bild, das wir dem „Weidmann“, der ersten illustrirten deutschen Jagdzeitung (Blasewitz-Dresden), entnehmen.

C. Fischer.

Die Manöver der Herbstübungsflotte.

(Hierzu das Bild Seite 145.)

Die in diesem Herbst abgehaltenen Uebungen der deutschen Kriegsflotte beanspruchen ein ganz besonderes Interesse. Die in Kiel im August zusammengezogene Flotte, 22 Kriegsschiffe und 28 Torpedoboote, war die größte, die in Deutschland je in Dienst gestellt worden ist. In zwei Geschwader und zwei Torpedoflottillen geteilt, verließ sie am 21. August unter dem Oberbefehle des kommandirenden Admirals Freiherrn von der Goltz den Kieler Hafen und dampfte durch den großen und kleinen Belt nach der Nordsee. In Wilhelmshaven wurden Proviant und Kohlen aufgefüllt, und dann bewegten die stolzen Schiffszüge sich wieder hinaus auf die hohe See, um teils in der Ostsee, teils in der Nordsee ihre Uebungen zu beginnen. Bei diesen operirten sie abwechselnd gegen einander oder vereint gegen einen markirten, das heißt als vorhanden angenommenen Feind. Von dem bewegten Leben, das während dieser Tage in den deutschen Meeren herrschte, gibt unsere Zeichnung ein anschauliches Bild. Wir befinden uns an Bord eines der kleineren Fahrzeuge und sehen bis fernab zu dem Verschwindungspunkte der Perspektive die Wasserfläche von großen und kleinen Schiffen bedeckt, rechts und links die Züge der großen Panzerschiffe und zwischen ihnen, nach allen Richtungen hin kreuzend, die unheimlichen Torpedoboote und flinken Avisos. Letztere sind von ganz besonderer Wichtigkeit, weil ihnen ein wesentlicher Teil des so komplizirten Kommandodienstes übertragen ist. Sie sind von ganz moderner Konstruktion, klein, nur wenig über das Wasser hervorragend und doch mit besonders starken Maschinen ausgerüstet, damit sie stets und überall zur Stelle sein können, hier um Weisungen entgegenzunehmen, dort um solche zu übermitteln. Die größeren Schiffe weisen verschiedene Bauart und verschiedene Einrichtung auf; neben den alten, durch fortgesetzten Umbau notdürftig den Forderungen der jetzigen Marinetechnik angepaßten Panzerschiffen stellen sich (allerdings von nur geringerem Gehalt) Schiffstypen neuesten und allerneuesten Zuschnittes dar. Das Bild ist im ganzen etwas buntscheckig, entsprechend dem Entwicklungsgang, den die deutsche Kriegsmarine durchgemacht hat, und dennoch läßt sich ihm in seiner Gesamtheit ein imposanter Charakter nicht absprechen; man fühlt unwillkürlich, wie sich aus kleinen Anfängen etwas herausgebildet hat, das stetig und fest einem großen Ziele zustrebt und dieses Ziel mit Bestimmtheit in absehbarer Zeit erreichen wird. Die großen Herbstmanöver sind jedesmal als ein Prüfstein für das zu betrachten, was unsere Marine zu leisten fähig ist, und wie in jedem Jahre haben auch in diesem die Fortschritte bezüglich ihrer taktischen und strategischen Kriegstüchtigkeit als große sich herausgestellt.

General von Kameke.

Am 12. Oktober verschied in Berlin der Nachfolger Roons im Kriegsministerium, General der Infanterie z. D. von Kameke. Arnold Georg Karl v. Kameke war am 14. Juni 1817 in Pasewalk geboren als Sohn des dortigen Obersten und Kommandeurs des 2. Kürassierregiments Karl v. Kameke. Er bestand das Abiturientenexamen auf dem

von Kameke.
Preußischer Kriegsminister †.

Gymnasium in Stettin, trat als Avantageur bei den Pionieren ein, wurde 1836 Sekondelieutenant, 1848 Premier, 1850 Hauptmann im großen Generalstabe. Von 1856 bis 1858 war er der preußischen Gesandtschaft in Wien zugeteilt und wurde dann in das Kriegsministerium versetzt. Im Juni 1861 übernahm er die Führung des 2. schlesischen Grenadierregiments Nr. 11 in Breslau, wurde im Oktober 1861 Oberst, 1863 Chef des Generalstabs des 8. Armeecorps, 1865 Generalmajor, bald darauf Chef des Generalstabs des 2. Armeecorps und Mitglied des Ingenieurkomites in Berlin. Den Feldzug von 1866 machte er als Stabschef des 2. Armeecorps mit, wurde 1867 zum Inspekteur der 2. Ingenieurinspektion ernannt und noch in demselben Jahre zunächst interimistisch an die Spitze des Ingenieurcorps berufen; 1868 wurde er Generallieutenant. Am deutsch-französischen Kriege 1870 und 1871 nahm er zunächst als Kommandeur der 14. Infanteriedivision teil. Am 23. Dezember 1870 wurde er nach Versailles berufen, um die Oberleitung des Ingenieurangriffs auf Paris zu übernehmen. Am 18. Februar 1871 erfolgte seine Ernennung zum Chef des Ingenieurcorps und der Pioniere und zum Generalinspektor der Festungen, worauf er am 26. Februar für die Dauer der Besetzung von Paris mit der wichtigen Stellung eines Kommandanten des von den Deutschen besetzten Teils der französischen Hauptstadt betraut wurde. Nach dem Frieden vertrat Kameke fast ein Jahr lang Preußen im Bundesrate als Vorsitzender des Ausschusses für das Landheer und die Festungen, wurde am 1. Januar 1873 à la suite des Ingenieurcorps gestellt und zum zweiten Chef der Armeeverwaltung mit dem Titel und Range eines Staatsministers, am 9. November desselben Jahres an Roons Stelle zum Kriegsminister und am 22. März 1875 zum General der Infanterie ernannt. Aus dieser Stellung schied er am 3. März 1883 in Genehmigung seines Abschiedsgesuchs und wurde zur Disposition gestellt, blieb jedoch à la suite des Ingenieurcorps und Chef des 2. hannoverschen Infanterieregiments Nr. 77.

Der neue preußische Kriegsminister.

(Hierzu das Porträt Seite 148.)

Wiederum hat sich im preußischen Kriegsministerium ein Wechsel vollzogen: an Stelle des Generals v. Kaltenborn-Stachau ist der General der Infanterie Walter Bronsart von Schellendorf, der erst anfangs dieses Jahres zur Disposition gestellt war, zum Kriegsminister ernannt worden. Er ist auf diesem Verwaltungsgebiete noch ein Neuling, da er bisher noch kein Kommando zum Kriegsministerium gehabt hat. Aber ihm geht der Ruf voraus, daß er sich stets als einer unserer tüchtigsten, sachkundigsten und fleißigsten Offiziere und Generale bewiesen, daß er einen reichen Schatz von Erfahrungen im Kriege wie im Frieden erworben, daß er vor allem sich jederzeit durch vornehme Gesinnung, sachliches Urteil und feinen Takt ausgezeichnet hat.

Walter Franz Georg Bronsart von Schellendorf wurde am 21. Dezember 1833 in Danzig geboren und trat, nachdem er im Kadettenhause erzogen, 1851 in das 1. Infanterieregiment ein. Nach dem Besuch der Kriegsschule 1855 bis 1858 wurde er 1859 beim Generalkommando des 1. Armeecorps zum Adjutanten ernannt und 1860 zur topographischen Abteilung des Generalstabs kommandirt. 1864 nahm er an der Belagerung der Düppeler Schanzen teil und machte 1866 den Krieg gegen Oesterreich im Hauptquartier des Königs von Preußen mit. Beim Ausbruch des Krieges von 1870 war er Chef des Generalstabs des 9. Armeecorps und nahm als solcher an allen Gefechten dieses Corps teil. Nach dem Kriege wurde er in verschiedener Stellung verwendet, bis 1884 seine Ernennung zum Kommandanten der 17. Division unter gleichzeitiger Beförderung zum Generallieutenant erfolgte. Nach Rücktritt des Grafen Wartensleben wurde er mit noch nicht siebenunddreißig Dienstjahren kommandirender General des 3. Armeecorps im Sommer 1888 und vertauschte dieses Corps mit dem 10. in Hannover, als dieses durch Ernennung Caprivis zum Reichskanzler frei wurde. Am Anfang dieses Jahres sah er sich jedoch durch eine schwere Erkrankung seiner Gemahlin veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen, der ihm nur ungern vom Kaiser bewilligt wurde und nur in der Hoffnung, den verdienten General unter besseren persönlichen Verhältnissen für das Heer wieder zu gewinnen. Dieser kaiserliche Wunsch ist jetzt, nachdem die Gemahlin des Generals wieder hergestellt, in Erfüllung gegangen.

Der neue Kommandirende des III. Armeecorps.

(Hierzu das Porträt Seite 148.)

An Stelle des verstorbenen Generals von Versen ist Generallieutenant Prinz Friedrich von Hohenzollern vom Kaiser zum kommandirenden General des 3. Armeecorps ernannt worden. Prinz Friedrich Eugen Johann wurde geboren am 25. Juni 1843 als dritter Sohn des 1885 verstorbenen Fürsten Karl Anton von Hohenzollern und der Fürstin Josephine Friederike Luise, einer geborenen Prinzessin von Baden, die am 21. Oktober ihren achtzigsten Geburtstag gefeiert hat. Am 30. September 1862 trat er als Sekondelieutenant bei der 3. Eskadron des westfälischen Ulanenregiments Nro. 5 in den königlich preußischen Dienst ein. Als solcher machte er während des Feldzuges von 1866 die Schlacht von Königgrätz und das Gefecht von Münchengrätz als Sekondelieutenant mit. Im französischen Kriege 1870/71 hat er als Eskadronschef an den Schlachten von Mars la Tour, St. Privat, la Montagne vor Metz, Beaumont, Sedan, den Gefechten von Dieulouard und Velbec, sowie der Belagerung von Paris vom 19. September bis 21. November teilgenommen und das eiserne Kreuz erworben. Nach und nach erstieg er dann die militärische Rangleiter, bis er am 24. März 1890 zum Kommandeur der 22. Division ernannt wurde. Vermählt ist Prinz Friedrich seit dem 21. Juni 1879 in kinderloser Ehe mit der Prinzessin Luise, geboren am 1. Juni 1859 als Tochter des verstorbenen Erbprinzen Maximilian von Thurn und Taxis und dessen gleichfalls verstorbener Gemahlin Prinzessin Helene, Herzogin in Bayern.

Eine Gemeinderatssitzung auf dem Lande.

„So was leide mer nit! Aus unserm G'meindewasser darf emol kei Licht 'rausgezo'e werde!“ erklärte mit allem Nachdruck der wackere Schultheiß von Gänsbach den in feierlicher Sitzung um ihn versammelten weisen Vätern des Orts. — „Von so 'me herg'laufene Bürschle scho gar nit,“ pflichtete der Löwenwirt bei, „wenn's sei' muß, könne mer's selber!“

Der Adlerbauer freilich hatte seine Zweifel an einer so außerordentlichen Fähigkeit des heimatlichen Gemeinderats, während der alte Hoferer die Hand ans Ohr legte, um besser zu verstehen, wie denn eigentlich der Dorfbach in viele hunderttausend Flammen verwandelt werden sollte. Wie viele Lichter sie aus dem Wasser zogen, war dem Müller ganz gleichgiltig, aber es wurmte ihn, daß ein wildfremder Mensch all das schöne Geld, das man mit dem Bach verdient würde, ihm, der doch von rechtswegen der nächste dran war, vor der Nase wegschnappte. Warum mußte er auch den Teufelskerl, der nicht nur die ganze Natur, sondern sogar

Bronsart von Schellendorf,
der neue preußische Kriegsminister

Prinz Friedrich von Hohenzollern,
kommandierender General des III. Armeecorps.

dem Anneli, der schönsten Müllerstochter weit und breit, den Kopf verdrehte, vorigen Sommer selbst ins Quartier nehmen? Zwar hätte dem jungen Ingenieur niemand was Böses zugetraut, als er, den Zeichenblock auf dem Rücken, mit Rucksack und Angelzeug zum Fischen gekommen war. 's Anneli wies ihm die stillen Plätzlein am Bach, wo's ihm dann so gut gefiel, daß er gar nimmer fort wollte und schließlich das schöne Wasser der Gemeinde abkaufte. Um fünfzig Mark war's zu haben, denn wer konnte damals wissen, daß ein: solche Unmenge Lichter drinsteckten? Aber der Schultheiß hatte recht und der Löwenwirt auch. Dem verwunschten Springinsfeld gehörte nur das Wasser, die Lichter aber zog die Gemeinde selber. Das war dem gesamten Rat klar, obwohl ihm im übrigen die Beleuchtungsgeschichte nicht recht einleuchtete. Am unbegreiflichsten erschien sie dem Seifensieder, der in schmerzlicher Erkenntnis der eigenen Beschränktheit von seinem bescheidenen Platz im Hintergrunde den Verhandlungen folgte und, um sein sachmännisches Urteil befragt, von gewalttätigen Schritten gegen den neumodischen Hexenmeister abriet. So leicht ist jedoch ein Kollegium eigensinniger Bauern nicht umzustimmen. Laut Gemeindebeschluß wurde jede widerrechtliche Ausnutzung des Dorfbaches strengstens untersagt, was indes nicht hinderte, daß drei Monate später sich die Sitzung mit dem Ehegesuch eines wohlbestallten Elektrotechnikers und Beleuchtungskommissärs beschäftigte, der Müllers Anneli heimzuführen gedachte, ein Gesuch, das der Müller selbst nach reiflicher Ueberlegung befürwortete.

So kamen all die ungefaßten Lichter wenigstens keinem Fremden zu gute!

Otto Braun.

Georg Schildknecht: Eine Gemeinderatssitzung auf dem Lande.

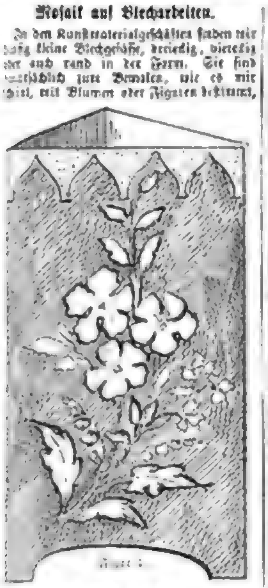
Diese Seite ist insbesondere den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet. Sie will Winke und Anregungen zu förderlichem Thun und anregende Unterhaltung erteilen, auf beachtenswerte Erfindungen sachgemäß hinweisen, gemeinnützigen Neuerungen den Weg bahnen helfen.

Unter uns.

Wünsche aus den Kreisen unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt, Mitteilungen über eigene Erfahrungen, soweit sie sich zur Wiedergabe an dieser Stelle eignen, mit Dank verwendet. Alles hierauf Bezügliche ist zu richten an die Redaktion von „Ueber Land und Meer“ in Stuttgart.

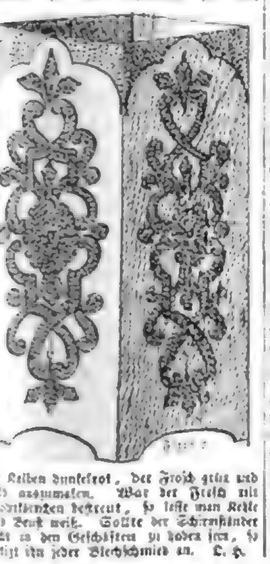
Mosaik auf Blecharbeiten.

In den Kunstmaterialgeschäften finden wir häufig kleine Blechgefäße, dreieckig, viereckig oder auch rund in der Form. Sie sind hauptsächlich zum Bemalen, wie es mir scheint, mit Blumen oder Figuren bestimmt,



Figur 1.

um dann als Vasen für Makartsträuße verwendet zu werden. Da es nicht jedermanns Sache ist, Blumen und Figuren auch nur einigermaßen richtig in Farbe und Form wiederzugeben, so sei hier eines sehr einfachen, aber originellen Verfahrens erwähnt, um eine sehr wirkungsvolle Dekoration zu erzielen. Wir zeichnen uns ein ganz einfaches Ornament auf den Blechgegenstand oder pausen einen schon vorhandenen Blumenzweig, wie wir derartige Sachen in den Kunstmaterialhandlungen häufig entsprechend finden, übertragen diese Pause auf die Fläche und umziehen den Kontur mit brauner Oelfarbe; nach dem Trocknen der Farbe nehmen wir einen klaren Cellack (Kopallack) und füllen die innerhalb des Konturstriches befindliche Fläche aus und bestreuen nun den aufgestrichenen Lack mit Rübsamen, Reiskörnern, Mohnsamen oder feinen Graupen. Der Lack nimmt so viel Körnchen auf, wie die Fläche braucht, um glatt gedeckt zu sein. Nachdem die Aufschüttung fest angetrocknet ist (etwa zwei bis drei Tage), wird mit einem weichen Pinsel das nichthaftende Korn abgenommen und der ganze Auftrag mit farblosem Spirituslack noch einmal bestrichen. Der Spirituslack ist in einer halben Stunde trocken und es ist nun möglich, wenn wir nicht vorziehen, den Gegenstand in der vorhandenen Farbe zu lassen, denselben mit farbigen Bronzen zu bemalen. Die Bronzemischung besteht aus Bronzetinktur und Bronze gemischt. Zu beachten ist, daß heller Grund dunkle Bronzen, also besonders Rot und Oliv, dunkler Grund aber zur besseren Wirkung helle Bronzen, Gold, Bleichgold, Silber, Aluminium und Zink verträgt. In den Figuren 1 und 2 sind kleinere Blechgefäße gegeben, Figur 3 zeigt einen Schirmständer, der in derselben Weise herzustellen ist. Die Schilfblätter sind oliv,



Figur 2.

die Kolben dunkelrot, der Frosch grün und gelb auszumalen. War der Fleck mit Kristallinken bestreut, so lasse man Kehle und Brust weiß. Sollte der Schirmständer nicht in den Geschäften zu haben sein, so fertigt ihn jeder Blechschmied an. C. H.

Wink bei Herstellung von Fleischsuppen.

Liebe Hausfrau, hast du nicht schon oft, ja wohl immer den Schaum von kochender Fleischsuppe abgeschöpft, weil du ihn als unsauber ansahst? Thue dies in Zukunft nicht mehr, denn thatsächlich hast du nicht Unreinigkeiten, sondern das sehr wertvolle Eiweiß abgeschöpft und damit die Fleischsuppe weniger nahrhaft bereitet. Rühre daher in Zukunft den entstehenden Schaum unter die Suppe und du wirst stets den Deinigen eine kräftige Suppe bieten können. H. Kr.

Aussteuer.

Jüngst sah ich eine sehr hübsche, aber auch praktische Aussteuer, die eine vernünftig denkende Mutter ihrer Tochter zusammenstellte, von dem Grundsatz ausgehend, ihrer Tochter die Gegenstände so anzuschaffen, daß sie dieselben lange benützen und ihr bei Erhaltung derselben unnötige Mühe erspart bliebe. Sie sagte mir: „Ich kann kein Kammermädchen mitgeben, meine Tochter wird wohl die Wäsche sehr oft selbst bügeln, also sorge ich, daß sie nicht allzu viele Plage damit hat.“ So waren die Hemden einfach, ohne jegliche Falten gemacht, aber Ausschnitt und Aermel mit hübschen Spitzen besetzt. Die Beinkleider hatten den Bund nur bis in die Seite der Taille, von da an gegen rückwärts war der Stoff zu einem Saume genäht, durch den ein Band gezogen war, um den Beinkleidern durch den Zug eine beliebige Weite geben zu können. Desgleichen waren alle Bahnen des Unterrockes zusammengenäht, auch da war eben nur zur Hälfte ein Band an dem Rocke angebracht, die übrige Stoffweite aber zu einem Saume verwendet. An jedem Ende des Bundes ist ein Band befestigt und diese gegenseitig durch den Saum gezogen, am Bund kommen sie

Figur 3.

wieder zum Vorschein und werden vorwärts gebunden. Aus dem Aussteuerschatze der Mama bekam das Töchterchen verschiedene Tischwäsche. Der Mädchenname der Mutter stand noch in der Ecke, darüber war derjenige der Tochter eingezeichnet, was sehr hübsch aussah. Altmodische, große Servietten waren in Kaffeetücher umgewandelt, indem sie auf vier Seiten mit Kreuzstichstickerei bestickt, rings herum aber mit einer hübschen Spitze versehen waren. Die Handtücher waren nicht in Ecken genäht, sondern glatt gelassen, hatten Knopflöcher und zwar so, daß an den vier Ecken ein Knopf der Decke drei Knopflöcher aufnehmen muß; das erste ist das auf der Nebenseite, die zwei anderen sind an der Oberseite des Tuches. Auf diese Art die Tücher einzuknöpfen bildet sich von selbst das Eck, es ist einfach und sind die Tücher, weil ganz glatt, rasch zu bügeln; dieselben waren an den oberen Seiten mit Spitzen besetzt. Alle Betten hatten einen ganz leichten Ueberzug von dünnem Stoff und werden die Inletts dadurch sicher sehr geschont. Um Kissenüberzüge sah ich nur auf drei Seiten hübsche, breite Spitzen gesetzt, man sagte: „Einsätze zerreißen, dann macht es viele Arbeit, sie wieder zu ersetzen, während man die Spitzen einfach entfernt und will man nicht wieder welche daran nähen, der Ueberzug dennoch brauchbar bleibt.“ An der Bettwäsche waren nur Knopflöcher angebracht, damit die Knöpfe bei der Wäsche nicht zerbrechen. Dieselben waren auf eine Stoffleiste genäht, die man dann in die doppelten Knopflöcher einknöpfte. Die ganze Ausstattung war reichlich, von gutem, zur täglichen Gebrauchswäsche nicht allzu feinem Leinen hergestellt und machte einen sehr gediegenen Eindruck. Eine Wäsche-, Wring- und Mangmaschine war beigegeben; besonders letztere ist sehr zu empfehlen. Es ist eine eiserne Maschine mit gekämmten Holzwalzen, die eine Drehvorrichtung hat und aus der die einfache, glatte Wäsche so schön hervorgeht, als ob sie gebügelt worden wäre. Man bekommt sie in jedem größeren Haushaltungsgeschäfte; sie nimmt wenig Raum ein und ist für eine junge Hausfrau eine unendlich praktische Mitgabe. A. L.

Der Salmiakgeist und dessen Benützung im Haushalte.

Salmiakgeist, auch Ammoniakflüssigkeit genannt, sollte in keinem Haushalte fehlen. Von den mancherlei Verwendungen dieser Flüssigkeit, welche jeder Drogist vorrätig hält, seien einige hier angegeben. 1. Um Zimmerteppichen ihre ursprüngliche Farbe wieder zu verleihen, reinigt man die schmutzig gewordenen Teppiche zunächst mit einem in warmes Wasser getauchten Besen. Dann bürstet man den Teppich aus, nachdem man die Bürste zuvor getränkt hat mit einer Flüssigkeit, die auf 1 Liter Wasser einen Eßlöffel voll Salmiakgeist enthält. Derartig gereinigte Teppiche erscheinen wie neu. 2. Messing-, Nickel- und Silbergegenstände werden hochglänzend, wenn man sie mit einer Bürste abreibt, die man in Salmiakgeist getaucht hat. Man wäscht die betreffenden Gegenstände mit Wasser nach und poliert sie mit einem Putzleder nach. 3. Setzt man zu Seifenwasser, das zum Waschen von Gegenständen aus Wolle und Flanell dienen soll, auf einen Eimer des Wassers einen Eßlöffel Salmiakgeist, so wird die Wäsche schön weich; auch wird ein Einschrumpfen derselben vermieden. 4. Um schmutzig gewordene Haarbürsten und Kämme zu reinigen, legt man dieselben in Salmiakgeist, dem man ein wenig reines Wasser beigemischt hat. Spült man dann die Bürsten oder Kämme in kaltem Wasser nach, so ist sämtlicher Schmutz aus ihnen entfernt. 5. Hat man Kleidungsstücke mit Schwefelsäure bespritzt, so gießt man auf die entstandenen roten Flecken Salmiakgeist. Die rote Farbe verschwindet, die ursprüngliche Farbe des Kleidungsstückes kommt wieder zum Vorschein und die Säure kann nicht mehr zerstörend auf den Stoff einwirken. Schon aus diesen wenigen Beispielen wird die umsichtige Hausfrau ersehen, daß auch eine Flasche mit Salmiakgeist oder Ammoniakflüssigkeit in dem Haushalte von Nutzen ist. Kr.

Einige Vorteile für die Küche.

Wir wollen eine Torte oder kleine Kuchen backen, es fehlen uns aber die Formen dazu; da helfe ich mir nun leicht, indem ich solche selbst herstelle. Ich nehme einen Bogen starkes, weißes Papier, schneide eine runde Scheibe, nähe rings einen Papierstreifen herum und fasse diesen oben mit einem Draht ein. Diese Form wird mit Butter bestrichen, auf ein Backblech gestellt und habe ich auf diese Art schon die schönsten Torten und Törtchen gebacken. Besonders wenn man mit Familie zum Landaufenthalte ist und selbst menagiert, sind diese Papierformen sehr praktisch. — Man backt kleines Konfekt, das schwer vom Bleche geht; da nehme ich einen ganz feinen Blumendraht, ziehe ihn zwischen Blech und Gebäck und zerbreche dadurch gar keine Stückchen, während das nicht leicht ohne dies abgeht, wenn ich es mit dem Messer lockere. — Ich habe öfter festgestellt, es bleiben Fleischreste übrig, die so unansehnlich sind, daß ich sie nicht gerne aufstelle. Da habe ich aber zuvor L'espic gekocht, sulze nun in kleine Geschirre die Reste von Fleisch, Fisch, Hühnern, Wildbret und so weiter und stelle damit noch manche Mahlzeit her. Die Sulze koche ich, indem ich drei Kalbsfüße, die ich klein hacken ließ, mit reichlich viel Wasser zusetze, gebe daran Essig, Salz, Suppengrünes, Zwiebeln, Zitrone, Pfefferkörner, Lorbeerblätter, vielleicht auch etwas Wein. Das lasse ich einkochen, bis es erkaltet, fest steht. Dann quirle ich ein Ei, gebe es in die abgefettete, erwärmte Sulze, lasse das zusammen langsam aufkochen, bis es sich klärt, gieße es durch ein Tuch und ist so nun die helle, schöne Sulze fertig. Bei Gebrauch stürze ich die Geschirrchen und habe für ein Frühstück oder Abendtisch ein gutes, appetitliches Gericht, das ungemein wenig kostet. — Weißbrot vom vergangenen Tage übrig, hebe ich nicht auf, ohne zuvor kleine Würfelchen zur Suppe oder feine Schnittchen zu Kirsche und dergleichen schneiden zu lassen. Sind die Brote einmal hart, läßt sich das nicht mehr so leicht und gleichmäßig thun. A. L.

Für den Garten im Zimmer.

Wer bisher auch nur wenige Blumenstöcke im inneren Fenster stehen hatte, der weiß, wie lästig es war, dieses zu reinigen oder zu öffnen. Sollte das geschehen, so wurden die Blumenstöcke gewöhnlich auf Tisch und Stühle gestellt, wobei die Möbel beschädigt und den Pflanzen häufig die schönsten Knospen und Triebe abgebrochen wurden. Außerdem war das Fensterbrett, sobald man Blumenstöcke darauf stellte, bei aller Vorsicht vor Beschädigungen und Unsauberkeit fast gar nicht zu schützen. Diesem Uebelstande wird gründlich abgeholfen durch eine reizende Neuheit — das Patent-Blumenbrett, welches im inneren Fenster, über dem Fensterbrett frei schwebend, angebracht wird. Will man das Fenster öffnen oder reinigen, so genügt

Halbgeöffnetes Fenster mit zwei Blumenbrettern.

ein einziger, leiser Druck und das Fenster ist frei, ohne daß man einen Blumentopf auch nur zu berühren braucht. Das neue Blumenbrett schützt ferner, in rückwärtsbewegter Stellung, die auf demselben stehenden Pflanzen in strengen Winternächten vor dem Erfrieren, kann im Sommer auch vor dem äußeren Fenster angebracht werden, wodurch die bisherigen Blumengitter überflüssig werden und gestattet auch da Blumen im Fenster zu ziehen, wo nur schmale oder überhaupt keine Fensterbretter sind. Da man die Blumen bei der neuen Einrichtung von allen Seiten betrachten, säubern und spritzen kann, ohne einen Blumentopf auch nur einen Centimeter von seinem Platze entfernen zu müssen, so kann man seinen Pflanzen die denkbar beste Pflege angedeihen lassen. Dieses reizende Zimmergärtchen paßt für jedes Fenster und ist ein praktisches und schönes Hochzeits-, Weihnachts- und Geburtstagsgeschenk, dazu berufen, das Zimmer zu schmücken und die häusliche Liebhaberei zu fördern. In verschiedenen Größen und Ausstattungen mit Gebrauchsanweisungen zu haben bei J. C. Schmidt, Kunst- und Handelsgärtnerei in Erfurt.

Heizung der Straßenbahnwagen, Equipagen und so weiter.

Wie angenehm, wenn wir bei Wind und Wetter in einem erwärmten Wagen unsere Touren nach den entfernteren Stadtteilen machen können. Nicht gleich von Anfang an gab es geheizte Eisenbahnwagen; es war ein jahrelanges Wünschen und Drängen des Publikums gegen die Eisenbahnverwaltungen und ein Erwägen, wie das machen! Das Gleiche wiederholt sich gegenüber den Straßenbahnwagen und da verdient eine von der bekannten Fabrik von H. W. von der Linde in Krefeld konstruierte neue Heizvorrichtung, die sich bewährt hat und von der Firma Stadtländer & Co. in Bremen eingeführt wird, alle Beachtung. Der Apparat besteht für Equipagen aus einem leichten, gußeisernen, luftdicht verschließbaren Kasten, welcher unter dem Vorder- oder Rücksitz anzubringen ist. In diesen Kasten wird ein loser Rost mit Aschkasten eingeschoben, worauf ein Brikett ruht. Drei Zuströmungsrohre, welche durch den Boden des Wagens in die untere Seite des Kastens eingeführt werden, sowie zwei durch die Rückwand des Wagens unterhalb des Sitzes nach außen führende Abströmungsrohre ermöglichen die für die Verbrennung des Briketts erforderliche Luftzirkulation. Bei Straßenbahnwagen läßt sich der Heizkasten leicht unter der Sitzbank zwischen den Radkasten anbringen. Die Heizung erfolgt mit von der genannten Firma präparierten, geruchlos verbrennenden Briketts, die eine Brenndauer von 7 bis 9 Stunden haben (15 Pfennig das Stück). R.

Das Reinigen der Parkettböden.

Um meinen Parkettboden, der gelb ist, wieder hell zu bekommen, lasse ich ihn nicht mit Stahlspänen reiben, was eine sehr große Anstrengung ist, sondern ich lasse ihn mit Sodawasser und feinem Sand gründlich ziehen. Der Boden wird darauf sehr schön, ebenso als ob er mit Stahlspänen abgerieben wäre. Ist er dann ganz trocken, reibe ich mit Wachs, ohne jeden Lack, lasse es gut warm werden, kehre es mit einem Besen auf und reibe mit einem wollenen Tuche nach. Die Reinigung des Bodens geschieht auf diese Art des Jahres zweimal. Der Boden meines Wohnzimmers ist noch ganz hell, obgleich ich ihn schon sechs Jahre benütze. A. L.

Naschen.

Es ist ein großer Fehler in der Erziehung, wenn Eltern es als nichtig betrachten, daß ihre Kinder die üble Gewohnheit haben zu naschen. Man hält das meist für vollständig ungefährlich, leistet darin noch Vorschub und ahnt nicht, zu welch schlimmen Folgen das oft führt. Verwandte und Bekannte glauben sich angenehm zu machen, wenn sie bei ihren Besuchen den Kindern Süßigkeiten mitbringen, oder die Mütter stecken ihren Sprößlingen selbst möglichst viel „Gutes“ zu, ohne zu bedenken, daß sie damit eine Begehrlichkeit groß ziehen, die später nicht mehr abzugewöhnen ist. Wie gedankenlos geben oft Freunde der Eltern deren Kindern Geld mit den Worten: „Kauft euch Gutes dafür!“ anstatt sie sagen sollten: „Legt das in eure Sparbüchsen.“ Oft hört man, daß ein heranwachsendes Kind sich nicht gescheut, den Eltern Geld zu entwenden, und wenn man fragt, was es damit gethan, zur Antwort bekommt: „Ich vernaschte dasselbe“. So wird aus einem unbeständigen Kinde ein erwachsener Mensch, der nun glaubt, vom Guten haben zu müssen, und das führt so viele an den Abgrund des Verbrechens. Schon sehr bald soll ein Kind gewöhnt werden, sehen zu können, daß Eltern etwas genießen, ohne davon haben zu wollen. Bekommt es etwa Geschenke, muß man dasselbe darauf hinweisen, sie nicht gleich zu essen, ja man soll sogar dem Kinde lehren, damit einem anderen Menschen Freude zu machen. Dadurch wird es sich gewöhnen, nicht alles haben zu müssen, und welcher Segen ist es im späteren Leben, wenn man auf den Genuß des guten Essens und Trinkens nicht solch hohen Wert legt, daß man sich unglücklich fühlt, wenn es uns nicht erreichbar ist. Viel Unfriede ist schon durch Naschen in Familien gekommen, besonders wenn die Mittel nicht sehr reichlich waren und eine Frau das Geld zum Konditor trug, anstatt sie Ersparnisse machte oder das Nötige beschaffte. Ja, ich habe schon Hausfrauen kennen gelernt, die lieber Schulden machten, als daß sie suchten, sich das Naschen abzugewöhnen. Darum trete man dieser Untugend schon bei dem Kinde strenge entgegen, gewöhne es nicht zu sehr an den Genuß von Süßigkeiten, dann wird es dieselben auch nicht vermissen, denn nicht umsonst heißt es: „Jung gewohnt, alt gethan!“ Diese Gewöhnung an das Entbehren ist ja zum Leben unerläßlich, und ganz hervorragend in unserem Falle. A. S.

Für Billardspieler.

„Tivoli-Billard“ nennt sich eine neue Erfindung, die wir unseren Lesern mit Hilfe einiger Abbildungen vorführen möchten. Das

Figur 1.

Instrument, das zusammenlegbar ist, besteht, wie Figur 1 zeigt, aus einem aus bestem Material fein gearbeiteten Billard, welches in der Größe von 110 cm Länge und 60 cm Breite, das in seiner ganzen Ausstattung den Anforderungen geübter Spieler entspricht und dabei der reiferen Jugend Gelegenheit zur Erlernung des Spiels bietet, auch als Zimmerschmuck dient und mit übergelegter Holzplatte bequem als Tisch benützt werden kann. — Die Umwandlung in ein Tivoli, Figur 2, geschieht durch wenige Griffe. Man schraubt die beigegebenen Verlängerungsstücke an die oberen Füße, setzt den Bogen, die Seitenbahnen und den Kugelfang ein und steckt die Glocken in die am oberen und unteren Point befindlichen Löcher. — Bekanntlich erfordert das Tivolispiel, an welchem sich beliebig viele Personen beteiligen können,

Figur 2.

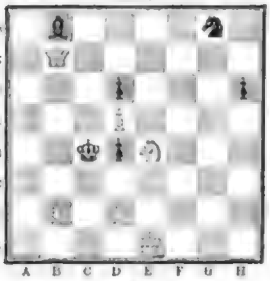
keinerlei Vorkenntnisse und gewährt durch seine interessanten Spielregeln einen anregenden Zeitvertreib. Adams Tivoli-Billard kann infolge seiner Zusammenlegbarkeit samt allem Zubehör, Queueständer und so weiter in die beigegebene Schachtel verpackt werden, wodurch der Transport erleichtert, sogar seine Mitführung in Sommerfrischen und so weiter ermöglicht wird. Angefertigt werden diese Billards von C. G. Adam, Pragerstraße 14 in Dresden, je nach gewünschter Größe zum Preise von 60 bis 120 Mark. R.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 7.

Von A. Plaka in Smikow (Böhmen).

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 4 S. 90:

W. 1) D e 8 — a 6
S. 1) K d 4 — e 5 :
W. 2) f 2 — f 4 matt.

A.

S. 1) S f 7 — e 5 :
W. 2) f 2 — f 3 matt.

B.

S. 1) L d 1 (T h 4) — g 4 :
W. 2) S e 5 — c 6 matt.

C.

S. 1) S f 7 — d 8
W. 2) D a 6 — d 6 matt.

D.

S. 1) c 3 — c 2
W. 2) D a 6 — a 1 matt.

Schachbriefwechsel.

B. in Aurich. Die Aufgabe ist nicht verwendbar; der erste Zug der Lösung darf nach den jetzt geltenden Grundsätzen niemals ein Schachgebot sein.

C. H. in Neustrelitz. Zur Aufgabe 45 des vorigen Jahrganges senden Sie die Nebenlösung, zu deren Beseitigung wir in Nr. 3 dieses Jahrganges einen Vorschlag machten.

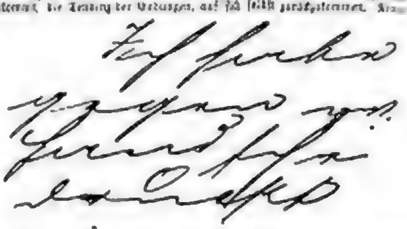
Richtige Lösungen sandten ein: A. R. in Lemberg zu Nr. 44 und 45, H. in Neustrelitz zu 44, Gd. G. in St. zu 47, E. K. in Wien und H. G. in Danzig zu Nr. 1.

Handschriften-Beurteilung.

Des großen Zudrangs wegen können wir graphologische Einsendungen nur langsam abwickeln, und bitten, sich in Fällen, wo eine rasche Erledigung gewünscht wird, an unseren Graphologen L. Meyer, Ragaz, Schweiz, unmittelbar zu wenden. Preis für direkte Urteile: Ausführliches Doppelformat M. 3.20, für einfaches M. 2.20; mit Begründung je doppelt. Prospekte mit Bedingungen ꝛc. versendet derselbe gratis und franko an Jedermann. Dabei wiederholen wir, daß in „Ueber Land und Meer“ nur Solchen Auskunft gegeben werden kann, die sich durch Quittungen der Post oder der liefernden Buchhandlungen als Abonnenten ausweisen. Mitglieder von Lesevereinen können wir nicht als Abonnenten betrachten. Die Redaktion.

M. M. in M. Langsam sich herausmachen, aber das Begonnene gut vollenden; beharrlich, widerstandsfähig, aber auch durch Schärfe ausgezeichnet. Ungebildet, ohne Eleganz und gesellschaftliche Routine, aber stolz und selbstgefällig.

Abonnent in Chr. Eine sehr verschlossene, ja sogar unwahre Natur (U-Zeichen bilden vollständige Knoten) und dabei verlaufen Ihre t i f und je weiter […], entfaltet sich nach unten zu verdicken, was bedeutet Mangel an Energie. Daß die Stimmung wechselnd ist, zeigt die wechselnde Lage der Buchstaben, daß Sie empfindlich sind, der Teil aufgerichtet ist, und daß auch Spannung vorkommt, die Leitung der Gedanken, auf sich selbst zurückzuführen. […]



man kaum nach die mangelnde Klarheit des Urteils. Unsicherer […] Schrift so hat man einen schwachen und minderwertigen, aber keinen bedeutenden Charakter, da die Schrift Kurven der Herzensgüte, keine abweichenden Werte und keine Schlangenlinien hat. (Zeichen von Diplomatie und List.)

Briefmappe.

Pfychologe. Wenden Sie sich an die spiritistische Loge „Zum Licht“ in Hamburg; erbitten Sie deren Satzungen, da finden Sie alles, wonach Sie Verlangen haben.

Unsere Zähne. Wäre das noch Niemandem aufgefallen, daß trotz täglichen Zahnereinigens mittelst Zahnpulver oder Zahnpasta die Zähne (namentlich Backzähne) häufig doch schlecht und hohl werden? Ist das nicht der beste Beweis dafür, daß die Zahnreinigung mit Pulver oder Pasta eine durchaus ungenügende ist? Die Zähne thun uns nicht den Gefallen, nur an den Stellen zu faulen, wo wir bequem mit Zahnbürste, Pulver oder Pasta hingelangen können. Im Gegenteil, gerade an denjenigen Stellen, die schwer zugänglich sind, wie Rückseiten der Backzähne, Zahnspalten, hohle Zähne, Zahnlücken ꝛc. geht die Fäulnis und Verderbnis am ehesten und schnellsten vor sich. Will man seine Zähne vor Fäulnis und Verderben frei, also gesund erhalten, so kann das nur auf eine Art erzielt werden, nämlich durch tägliches Reinigen und Spülen mittelst des flüssigen Zahnantiseptikums Odol. Dieses dringt beim Spülen überall hin, in die hohlen Zähne sowohl wie in die Zahnspalten, an die Rückseiten der Backzähne u. s. w. Es gibt außer Odol zwar noch andere flüssige Zahnantiseptica, z. B. wurden früher Lösungen von Kali chloricum oder von übermangansaurem Kali empfohlen. Es hat sich aber herausgestellt, daß diese Lösungen die Zähne auslaugen und den Schmelz zerstören. Odol dagegen ist für die Zähne gänzlich unschädlich, entzieht den zahnfressenden Bilzen aber unbedingt sicher die Lebensbedingungen und schützt deshalb die Zähne gegen Hohlwerden absolut. Alles dieses ist wissenschaftlich nachgewiesen. Wir raten deshalb Jedermann, der seine Zähne gesund erhalten will, eindringlichst und mit gutem Gewissen, sich an eine [illegible] Zahnpflege mit Odol zu gewöhnen. Odol kostet die ganze Flasche, die für mehrere Monate ausreicht, Mark 1,50 (Original-Spritzflacon) in allen besseren Geschäften der Branche. Nach Orten, wo keines zu haben, sendet das Dresdener Chemische Laboratorium Lingner in Dresden direkt franko eine Flasche für Mk. 2,—, 3 Flaschen für M. 5,— [illegible].

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer von **BREMEN** nach

Newyork | **Baltimore**
Brasilien | **La Plata**
Ostasien | **Australien**

Prospekte versendet

Bremen.

Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

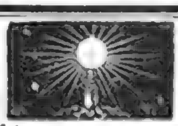
In […] Formen, darunter als Neuheit „Gloriosa“ mit auswechselb. Noten, somit gleichzeitig eine permanente Spieldose. Ill. Prospekt gratis.
J. C. Eckardt, Stuttgart.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15. — p. Meter. Muster franko.

Ball-Seidenstoffe

Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

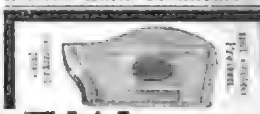
Violinen, Cellos etc.
in künstl. Ausführung
Alte ital. Instrumente
für Dilettanten u. Künstler
Zithern
berühmt wegen gediegener Arbeit und schönem Ton […] Kataloge grat. u. frco.
Hamma & Cie.
Saiteninstrumenten-Fabrik, **Stuttgart.**



Elektr. Beleuchtungs-Anlagen ohne Maschinen von 10 Mk. an. **Neu!** Galvan. […] Neu! Neuester Galvanophor, beste Elektricitätsquelle […] Tragbare Lampen […] **Dynamomaschinen** von M. 20,— an. Elektromotoren […] Elektr. Uhrleuchter, Nachtlampe, […] Feuerzeuge u. Taschenfeuerzeuge […] Elektr. **Busennadeln**, **Nasen** etc. **Phonographen** […] **Photogr. Apparate** von M. 6,—. **Neu! Experimentirkästen** v. M. 6,50 bis 35 […] Elektrotechnische Neuheiten, […]
Wolff & Ricks, Berlin SW., Kochstrasse 73.
Prospekte gratis. […]

Piano-Lampe
[…]
J. Schwarz, […]

Die echten
Offenbacher Pfeffernüsse sowie Brenten und Bethmännchen
[…] empfiehlt […]
Erste Frankfurter Brentenfabrik
Heinrich Kurtz, Frankfurt a. M.



Zithern
eigenes Fabrikat in vollendetster Ausführung, grösster Ton u. Güte, komplett von 16—22—28—30—50 M. […] Gracierte […] Schule zum Selbstunterricht […]
Violinen, alle Streichinstrumente, […] Saiten. Preiscourante grat. u. frko.
Gebrüder Wolff, Instrumenten-Fabrik, Kreuznach.

Musikinstrumente,
alle Arten Spiel- und Drehdosen
mit auswechselbaren Notenblättern.
[…]
Accord-Zithern, Harmonikas,
Automaten und Spielwaren.
Illustrirte Preisbuch auf Wunsch.
M. M. Schmidt, Leipzig.

Feinstes
und bestes Fabrikat in reinwollenen
Herren- und Damen-Cheviots und Loden
liefert direkt an Private
H. Eckert.
Lauingen, Bayern.
Muster
[…] franko zu Diensten.

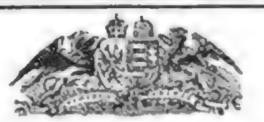
Der neue illustrirte
Weihnachts-Katalog
von **Carl Flemming** in Glogau
[…] Jugendschriften u. anderer Geschenkwerke. Der Katalog ist durch jede Buchhandlung […] v. **Carl Flemming**, Glogau, […]
gratis und franko.

Enthaarung.
Mundelius'sches Depilatorium für Damen,
bewährt zur schnellen schmerzlosen Entfernung […] Apoth. **Mundelius.** […]

Frankfurter Spezialitäten.
Echte Brenten
Quitten Pasten
Bethmännchen
feinste Confitüren
in […]
versendet
F. R. Bütschly's Konditorei,
Frankfurt a. M., Kaiserstraße.
gegründet 1770.

Das Einfädeln
ist spielend leicht bei
Kosmosnadeln.
Neuer Nadelöhr.
Fadenschneiden unmöglich.
Triumph der deutschen Industrie.
Fabrik: H. F. Neuse, Aachen.
Zu haben in allen Kurzwarenhandlungen.

Zauber-Apparaten- und Nebelbilder-Apparaten-Fabrik
von **R. Muße**, Passage 13, Berlin, empfiehlt seine Fabrikate für Künstler, Dilettanten und Kinder, stets das Neueste. — […] Kataloge gegen 25 Pf. […]



Andreas Saxlehner in Budapest.
kais. und kön.
HOF-LIEFERANT.

Analysirt und begutachtet durch
Liebig, Bunsen, Fresenius, Ludwig.

Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser
ist einzig in seiner Art.

Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.
Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.

Saxlehners Bitterwasser

Anerkannte Vorzüge:
Prompte, verlässliche, milde Wirkung.
Leicht und andauernd vertragen.
Gleichmässiger, nachhaltiger Effect.
Geringe Dosis. Milder Geschmack.

In den Mineralwasser-Depôts und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen:

Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung:
Auf jeder Etiquette der echten Hunyadi János Quelle befinden sich Firma und Namenszug
„Andreas Saxlehner.“

Saxlehners Bitterwasser

ROTHSCHILD'S Taschenbuch für Kaufleute.
Ein Handbuch für Zöglinge des Handels, sowie ein Nachschlagebuch für jed. Kontor. Enth.: **Das Ganze der Handelswissenschaft** in übersichtlicher und gedrängter Darstellung. 33. verbesserte Aufl. Mit zahlreichen Übersichten und Tabellen. 46 Bog. geh. M. 7.50, elegant geb. M. 8.50, in Halbfranz M. 9.—. Ausführlicher Katalog über handelswissenschaftliche Werke gratis und franko. Derselbe verzeichnet die neuesten und besten Werke über **Buchhaltung, Kaufm. Rechnen, Warenkunde, Kaufm. Rechtskunde, Wechselkunde etc.**, ferner: **Fremdsprachliche Lehrbücher** (Grammatiken und Gesprächsbücher) **für Kaufleute, Handelskorrespondenzen** in zehn **Sprachen** u. Schlüssel, zum **Selbstunterricht** besonders praktisch u. s. w. Zu bez. durch alle Buchhandl. od. direkt portofr. v. Verleger **G. A. GLOECKNER** in Leipzig.

Abonnent aus Potsdam. Ansichtskarten sind nicht verwendbar. Marken in Jahren bekommen Sie einzeln. Sie brauchen deshalb nicht [illegible]. In jedem Zeitungsgeschäft in Potsdam sind [illegible] erhältlich. Ein Bild, wie es in Nr. 51 beschrieben ist, kommt, falls [illegible] verliehen sind, oder weiter besucht werden müssen, höchstens auf 250 M.

E. K. in R. (4) Vernickeln eiserner Gegenstände. Man bringt in eine [illegible] (5—10 prozentige) Lösung von Chlorzink so viel [illegible], daß dieselbe stark grün gefärbt erscheint und erhitzt dann dieselbe in einem [illegible] zum Kochen. Man trägt nun [illegible] die vollkommen gereinigten, verzinnten Gegenstände derart ein, daß sie dieselben nicht oder doch nur an wenigen Stellen berühren und [illegible] unter zeitweiligem Ersatz des verdampften Wassers durch destill. [illegible] 30—60 Minuten im Kochen. Während dieser Zeit schlägt sich das Nickel in Form einer glänzenden dichten Schicht nieder, und zwar überall dort, wo dem Eisen kein Oxyd oder Fett anhaftet. Erscheint der Gegenstand überall vernickelt, so spült man ihn mit Wasser ab, welchem etwas Kreide fein verteilt ist, und trocknet ihn hierauf. Man kann ihn auch mit Kreide putzen. Das Bad kann weiter nach Filtration und Versetzen mit etwas Chlorzink und schwefelsaurem Nickel zu weiteren Vernickelungen verwendet werden. Das Chlorzink, sowie das schwefelsaure Nickel müssen chemisch rein sein, wenn der Prozeß gelingen soll.

Ein geplagter Ehemann in Amsterdam. Sicherlich kann Ihnen die Plättanstalt in Stuttgart, Furtbachstraße 10, die gewünschte Hilfskraft vermitteln. Diese Anstalt ist ein gleichsam öffentliches Institut zur Heranbildung und Vermittlung von Plätterinnen.

Luzerne. [illegible]

L. R., Zweibrücken. Im Jahrgang 1892, Band 67, Nr. 19 dieses Journals, finden Sie in dem Aufsatz: „Unsere Zeitkrankheit und ihre Bekämpfung" den bezüglichen Radikalkur empfehlend erwähnt. Er ist durch [illegible] zu [illegible] und namentlich an [illegible] zeitweise(?) [illegible].

Herrn A. E. in M. Rosa. Ganz richtig. Der letzte Zolasche Roman „Doktor Pascal" ist in deutscher Uebersetzung zuerst in der Zeitschrift „Aus fremden Zungen" und jetzt in einer Buchausgabe (2 Bände, geh. M. 6) in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen. Er behandelt das Problem der Vererbung im Sinne der Darwinschen Theorie in geistreicher Weise. Wir empfehlen Ihnen die Lektüre des Buches.

Richtige Lösungen sandten ein: Heinrich Seitner in Berlin (2). Frau Schneider in R.dorf bei Straßburg im Elsaß (1). „Die kleine [illegible]" in Hamburg (3). Camill Heller in Innsbruck-Wilten (2). „Nord und Süd" in Hamburg (3). [illegible] in Zürich (3). [illegible] in [illegible] (2). „[illegible]" in Dresden (2). [illegible] (2). Viktoria Pichl in Prag (2). Clemens Leo Kolb in Neuwied (1). [illegible] (2). Gustav Haas in Stuttgart (2). H. Weil in Schweiz (2). [illegible] in Elbing (1). M. Schick in [illegible] (2). Maria v. P. in Tiflis (3). Wanda v. [illegible] in Athen (3). „Walküre" in Kairo (1).

Gesundheitspflege.

Frieda W. in Frankfurt a. M. Ein einfaches und sicheres Verfahren zur Beseitigung kalter Füße besteht darin, daß man morgens unmittelbar nach dem Aufstehen die Füße mit kaltem Wasser abreibt, danach eingewickelt kurz in kaltes Wasser eintaucht und gleich darauf gehörig trocken frottiert. Das Tragen wollener Strümpfe, namentlich während des Winters, ist notwendig.

J. W. in B. Nur beim Professor an der Universität Breslau.

Ein Abonnent in Metz. Es kommt allerdings, und zwar nicht gerade allzu selten vor, daß selbst bei sehr tüchtigen Ohrenärzten die Untersuchung des Ohres mit dem Ohrenspiegel ein negatives Resultat ergibt. Das Ohrensausen ist durch eine krankhafte Reizung des Hörnervs bedingt, welche mancherlei verschiedene Ursachen haben kann. So ist es am häufigsten ein begleitendes Symptom verschiedener Ohrenkrankheiten, besonders der Krankheiten des inneren Ohres; es kann aber auch entstehen durch Reizbarkeit des Nervensystems infolge von erschöpfenden Krankheiten, von starken Blut- und Säfteverlusten, bei geistigen Zuständen, bei Gehirn- und Herzkrankheiten. Bekanntlich wird auch durch einige Arzneimittel, wie Chinin, salicylsaures Natron, Ohrensausen hervorgerufen, während umgekehrt in manchen Fällen gerade das Chinin heilend wirkt. Wurde dieses bei Ihnen schon versucht? Sonst richtet sich die Behandlung nach dem ursächlichen Grundübel, so daß es uns leider ohne persönliche Untersuchung nicht möglich ist, ein zweckentsprechendes Verfahren anzugeben. Zu warnen ist nur vor der Anwendung der vielfachen, gegen das Ohrensausen empfohlenen Geheimmittel, weil die Einträufelungen derselben in den Gehörgang erst recht von schädlichen Folgen begleitet sein können. Dr. Helm.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Schwestern, Roman von Ida Boy-Ed. Fortsetzung. — Aus der Werkstätte des Untersuchungsrichters, von Karl [illegible]. II. — Angriff der Kosaken auf [illegible], von v. B. — Ein merkwürdiger Krebsenfang, von Dr. [illegible]. — Kulturpreise in Slavonien. — [illegible], Roman von [illegible], Fortsetzung. — Wegwarte, Gedicht von A. v. [illegible]. — Unsere Mannen. [illegible], von W. Schlegel. — [illegible], Gedicht von Erich Janke. — [illegible] — Deutsche Literatur. — Notizblätter. — Für müßige Stunden: Bilderrätsel; Rätsel; Silbenrätsel; Homonym; Auflösung der Rätsel-Aufgaben Seite 107. — [illegible] — General von [illegible]. — Der neue preußische Kriegsminister. — Der neue Kommandierende des III. Armeekorps. — Eine Gemeindeberatschlagung auf dem Lande. — [illegible]; Mosaik auf Blecharbeiten; [illegible]; Ausstreuer; Der Salmiakgeist und dessen Benutzung im Haushalte; Einige Vorteile für die Küche; Für den Garten im Zimmer; [illegible] und so weiter; Das Reinigen der Parkettböden; Rezepte; Für Billardspieler. — Schach. — Handschriften-Beurteilung, von L. Meyer, Rapp. — Briefmappe.

Illustrationen: Gabriel Max: Studienkopf. — Bilder von [illegible]. — Ch. Grützner: Falstaff. — Aus der Werkstätte des Untersuchungsrichters, zehn Abbildungen. — Ein merkwürdiger Krebsenfang, zwei Abbildungen. — [illegible]: Kulturpreise in Slavonien. — Gemälde von C. F. Deiker: [illegible]. — Novelle: Originalzeichnung von [illegible]. — Von den Ostsee-Manövern der deutschen Kriegsmarine, Originalzeichnung von Willy Stöwer. — [illegible] — v. [illegible], preußischer Kriegsminister †. — Bronsart von Schellendorf, der neue preußische Kriegsminister. — Prinz Friedrich von Hohenzollern, kommandierender General des III. Armeekorps. — Georg [illegible]: Eine Gemeindeberatschlagung auf dem Lande. — Unter uns, sechs Abbildungen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein neuer Roman von Georg Ebers.

Demnächst erscheint:

Kleopatra.

Roman von

Georg Ebers.

Preis geheftet M. 8.—; in feinstem Original-Einband M. 9.—

Der Roman spielt in der Zeit zwischen der Seeschlacht von Actium und dem Tod der berühmtesten Aegypterin, deren Namen der Autor als Titel gewählt hat. Von Freund und Feind in verschiedenartigster Weise seit Jahrhunderten aufgefaßt und dargestellt, wird diese so anmutige und geistvolle Frauengestalt von dem deutschen Dichter und Gelehrten uns hier so geschildert, wie sie sich nach den Schriften und Denkmälern der Alten in seiner Seele gestaltete. Und ebenso lebenswahr, wie die Entwicklung des Charakters und der leitenden Beweggründe der Hauptheldin, ist das ganze Kulturbild, das mit die Person und das Schicksal derselben verwoben ist.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 86, I. l.);
Budapest: Moritz Hecht (V. Franz Josefsquai 3).

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

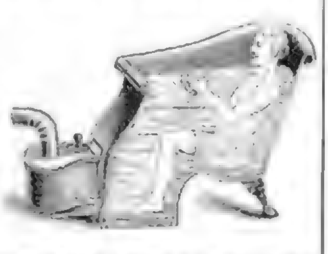
Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Neue Badeapparate.

Eine eigene Badeeinrichtung in der Wohnung zu besitzen, ist heute bei der mehr und mehr sich verbreitenden Erkenntnis des hohen hygienischen Wertes einer solchen ein allgemeines Bedürfnis geworden, dem man um so mehr entsprechen kann, als die Technik jetzt nicht nur zur Einrichtung ganzer eleganter Badezimmer, sondern auch zur Aufstellung in jedem beliebigen Raume, ja im Schlafzimmer selbst geeignete Badeapparate liefert. Ihres geringen Raumbedarfes und ihrer Bequemlichkeit wegen sind namentlich die Badestühle mit eigener Feuerung mit Recht sehr beliebt geworden und jede Verbesserung in der Konstruktion dieser trefflichen Apparate wird daher allseitig freudig begrüßt werden. Wir glauben somit nur den Wünschen unserer Leser zu begegnen, wenn wir nachstehend einige neue Ausstattungen dieser Art, hervorgegangen aus der Fabrik für Badeapparate jeder Art von **Moosdorf & Hochhäusler,** Berlin, Kommandantenstraße 60, vorführen, da diese manche recht bemerkenswerte Vorzüge vor den bisherigen Konstruktionen aufweisen. Die Badestühle sind mit regulirbarer Feuerung ausgestattet, wodurch einer der größten Uebelstände der bisherigen Badestuhlkonstruktion beseitigt worden ist.



Soll nämlich das Bad seinen wohlthuenden Einfluß auf den Körper voll und ganz äußern, so ist eine normale Badetemperatur einzuhalten. Bei den üblichen Badestühlen aber brennt das Feuer auch während des Badens weiter und das anfänglich auf die Normaltemperatur gebrachte Wasser wird infolge dessen bald so heiß, daß der Aufenthalt in demselben unerträglich wird, so daß die Badezeit über die Gebühr verkürzt werden muß. Die regulirbare Feuerung von Moosdorf & Hochhäusler aber gestattet nach Erreichung der Normaltemperatur ein Ausklappen des Rostes und somit eine Entleerung der Glut in den Aschekasten, so daß letztere gänzlich beseitigt werden kann. Die Wirkung der Feuerung, zu welcher jedes Brennmaterial, als Holz, Steinkohle, Holzkohle, Braunkohle, Coaks u. s. w. benutzt werden kann, ist eine äußerst intensive, indem nicht nur die Seitenwände des Heizraumes, sondern auch die Kopfstücke vom Wasser umspült wird. Der Ofen erwärmt daher mit einem Aufwande von 8 Pf. für Kohlen nicht nur das Wasser, sondern heizt auch zugleich ein mäßig großes Badezimmer.

Gewährt schon die Möglichkeit, die gewöhnlichen zur Hautpflege so unerläßlichen Bäder in der Wohnung nehmen zu können, neben nicht unerheblichen Ersparnissen große Annehmlichkeiten und Schutz vor Erkältungen, so steigern sich diese Vorzüge des Hausbades noch bedeutend, oder letzteres wird zur Notwendigkeit, wenn in Krankheitsfällen oder auch als Vorbeugungsmittel Heilbäder irgend welcher Art vom Arzte verordnet werden. Handelt es sich dabei auch um Vollbäder, so thut selbstredend jeder Badestuhl auch hier seine guten Dienste; um aber auch ein Dampfbad im Hause nehmen zu können, hat obige Firma ihre Badestühle auch mit dieser Einrichtung versehen. Ein besonderer Dampferzeuger mit Spiritusapparat stellt in wenigen Minuten das Dampfbad her. Will man sich nach dem Dampfbade mit einer einfachen kalten Abwaschung nicht begnügen, ziehe man vielmehr eine temperirte oder kalte Douche, unter Umständen auch aufeinanderfolgend beides vor, so kann man die vorstehend beschriebene Einrichtung auch noch mit einem Douche-Apparat verbunden erhalten. Dieselbe bietet alsdann das Vollkommenste, was man in dieser Richtung wünschen kann.

Wir haben vorstehend nur einige neue Badeapparate der Firma Moosdorf & Hochhäusler besprochen, fügen aber hinzu, daß dieselbe auch Badewannen in ähnlichen Zusammenstellungen mit Oefen, Douchen u. s. w. sowie einfache Douche-Apparate liefert. Zur Einrichtung vollständiger Badezimmer sind die diesbezüglichen Ausstattungen der Fabrik gleichfalls unbedingt empfehlenswert und sei namentlich noch unser ausländischer Leserkreis auf die besonders zweckmäßige Verpackungsweise aufmerksam gemacht, welche bei allen Sendungen in Anwendung gebracht wird, so daß diese ohne Gefahr die größten Entfernungen zurücklegen können. Ausführliche illustrirte Preislisten versendet die Firma auf Wunsch vollständig kostenfrei.

Spielhagen's Zahncrême
— bestes —
Zahnreinigungsmittel der Neuzeit.
Macht die Zähne [illegible] blendend weiß, conservirt [illegible] und schützt vor Zahnschmerzen.
[illegible]
Franz Spielhagen, Berlin SW. 29.
[illegible]

Für
Stotternde!
[illegible] ungekünstelte [illegible]: Stottern und dessen Heilung (10. Auflage) franko [illegible]
Spracharzt Gerdts, Bingen a. Rh.

Asthma
ist heilbar. Prospekte gratis. [illegible] Kalkenberg-Grünau b. Berlin.

Behrendtina ist ein [illegible]
Behrendtina [illegible] die Musik schön und [illegible].
Behrendtina soll in keinem Hause fehlen.
Behrendtina ist für Tanz- und Unterhaltungsmusik.
Behrendtina liefert mit 6 Notenscheiben franko Deutschland u. Oesterr.-Ungarn M. 16.50, extra Notenscheiben 0,35 Pf.
Nachnahme nur unfrankirt.
Bei [illegible]
Außerdem Polyphon, Symphonion, Piano-[illegible] Musikautomaten [illegible], Harmonikas, Accordeons, Accord-Zithern u. [illegible] Preisl. [illegible] franko.
H. Behrendt, Berlin SW., Friedrichstr. 160.
Musik-Instrumenten-Fabrik u. Export.

Gratis
erhalten alle neu hinzutretenden Abonnenten den bis zum 1. December erschienenen Theil des neuesten Romans von
Adolf Wilbrandt
betitelt
„Der Dornenweg"
Dieser große und breit angelegte, spannende Roman (in zwei Bänden) aus der modernen Gesellschaft wird mit seiner herzlichen Frische und durch seine Antheil [illegible] spannende Handlung die deutsche Leserwelt in hohem Grade fesseln und dem [illegible] Dichter neue Lorbeeren gewinnen.

Abonnements für **December** auf das
Berliner Tageblatt
und Handels-Zeitung
mit Effekten-Verloosungsliste nebst seinen werthvollen Separat-Beiblättern: [illegible] Witzblatt „ULK", [illegible] „Deutsche Lesehalle", [illegible] Feuilleton „Der Zeitgeist", [illegible] „Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft" nehmen alle [illegible] entgegen für nur
1 Mark 75 Pfennig
Probe-Nummern gratis durch die Exped. des Berliner Tageblatt, Berlin SW.

Weltberühmt
sind die Erzeugnisse des ersten und ältesten Bijouterie-Versandgeschäfts
Carl Holl, Goldwarengeschäft, Cannstatt.
Versand gegen Nachnahme oder vorherige Barsendung (auch Marken). Umtausch gestattet. Von 20 Mark an franko.
Illustrirter Katalog (1200 Abbildungen) gratis und franko.

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Conditoreien.

Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von **von Elten & Keussen, Crefeld,**

und mit einer Hand in jedem Maß zu beziehen. Schwarze, farbige und moderne Fantasie-, Damaste und Blüsche jeder Art zu Fabrikpreisen. Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.

ANDREES HANDATLAS

Soeben komplett

Neueste Dritte Auflage
1893

Andrees
Grosser
HANDATLAS
in 91 Haupt- und 86 Nebenkarten
nebst
alphabetischem Namenverzeichnis

Vollständig 24 M
Elegant in Leder gebunden 28 M

Nationales Kartenwerk
von unserem alten Weltatlas

Zu beziehen
durch alle Buchhandlungen

Verlag von Velhagen & Klasing
in Bielefeld und Leipzig

Aufruf!

Gute intelligente Arbeiter ist es in der Schweiz bei riesiger **allerorts Herren-Ormonoir Taschen-Uhr** und Schmuck, Schatullen, Metallen, Stoffen, Tag- und Wecker-Apparaten, parallel in allen Theilen, die in Bezug dann verwandt, um einer jeglichen Uhr auf von einem Fabrikanten dann zu unterscheiden. Anzug: Dunkel gekleidet Gehäuse 15 Steine und Gangs-Uhrwerk mit Bester Ausführung, Zeiger-Anordnung, Stundenteil mit Englischen Garantieschein: auf Gefahr und Risiko auch der Stadt Chronometer tragen ist und reguliert, und äußerster Sicherheit verlange. Diese Uhren-Stapelstadt hat bei allen Schweizer Uhren-Fabrikanten großes Aufsehen und Erfolg erregt und sieht in Gold mit Zeigerwerk 150 Mark, Silber vergoldet mit Zeigerwerk 30 Mark, Silberne Herrenuhren 25 Mark, Silberne ohne Zeigerwerk 17 Mark und für Damen 17 Mark. Dazu passende Herrenkette aus Gold-Double für Herren nebst M. 5. Damen-Kette, hochfein vergoldet, nebst M. 6. Also genau und pünktlich in gute Zeitschrift. Wer eine gute solide, beschäftigte, nützliche, gesunde Uhr haben will, schreibt man direkt auf der Stelle engl. und klebt gegen Porto oder Nachnahme bei **O. Uhrner, Zürich,** Spezialität in Schweizer-Taschenuhren, Gold- und Silber-Waaren, Gold- und Silber-Double, jede Uhr so gut geht und genau wie Fabrikpreis zum Muster.

Nur echte Brillanten.

Nicht zu verwechseln mit sogenannten künstlichen oder Similibrillanten

S. Hartoch Nachf., Inh. Carl Meyer,
Bijouterie-Fabrik, Darmstadt.
Versand gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme.
Preiscourant gratis und franko.

Armband.
Nr. 6460.
8 Karat massiv Gold mit echten Diamant Mark 28.

Nr. 6511. Brosche. 14 Karat massiv Gold mit 1 echt. Diamanten.
Mark 22.–

Mark 20.
Ohrringe
Nr. 6612.
14 Karat massiv Gold mit echt. Diamanten.

Nr. 6552. Herrennadel 8 Ctm. lang.
Mark 25.
14 Karat massiv Gold mit 9 Stück echten Diamanten (matt vergl.)

Um vielfachen Anfragen zu begegnen, bemerke hiermit, dass ich **nur garantirt echte Steine verarbeite. Ich zahle den Betrag zurück,** wenn ich meine gekauften Aufträge nicht zufriedenstellend finde.
Nach dem Ausland versende **nur** gegen vorherige Einsendung des Betrages.

Man verlange ausdrücklich

Leicht Löslicher

CACAO MOSER

Wohlschmeckend rein und gesund

In ORG: PACKUNGEN mit FIRMA.
M: 2.90 2.60-2.20. Per ½ Kilo und lose.

Elektrisir-
maschinen, Induc-
tionsapparate,
Telegraphen, Fallklappen, Etiquette, Isol. Kupferdraht, elektrische Materien.
Ed. Giese & Co. Berlin, Mittelstrasse, Maschinenbau.

Eingang Dönhoffs-Platz.
Berlin: Leipzig. Friedrichstrasse-Str.
Hamburg: Borstah
Dresden: Seestrasse

Patente

Dr. J. Schanz & Co.
Vergünstigungen
wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Feinstes Dessert

Pulsnitzer-

Macronen, extrafeine Vanillenkuchen, Lebkuchen, Honigkuchen, Pfeffernüsse etc. versendet in Sortimentskuchen zu M. 5.— bis M. 10.— franco geg. Nachn. die Pfefferkuchenfabr. v

Gottlieb Bubnick
Pulsnitz i. Sachsen
Filiale Leipzig, Grimmaischestr. 2
Berlin, Klosterstrasse 4.

Genuine Caloric Punch
echt schwedischer Punsch von
J. Cederlunds Söner Stockholm
Filiale für Deutschland:
Lübeck, Gr. Burgstr. 20
Generalagent für Deutschland und Oesterreich-Ungarn:
George Pflümer, Hameln a/W.

Aut. Massenfänger
für Ratten à M 4.–
„ Mäuse à M 2.–
„ Schaben à M 2.–
Versand d. L. Feith, Dresden, A. 16.

C. Maquet,
Berlin W., Charlottenstr. 61
aus Heidelberg.
Bade-Oefen, Bade-Wannen, Silhäuser, Bäder, Closets.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen,
auf Papier wie direkt auf Holz gedruckt. Preiscourante mit 1200 Abbildungen, auch über Vorlagen und Materialien, 20 Pfennig Briefmarken.
Max & Widmayer in München 1.

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.

PATENTE
schnell und sorgfältig durch
RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur
in GÖRLITZ.

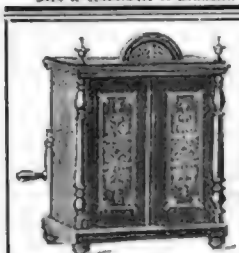
Für Kunstfreunde.

Unser neuer Katalog für 1894 mit vielen Illustrationen ist soeben erschienen. Derselbe enthält eine reichhaltige Uebersicht über unsere Photographien und Photogravuren nach Originalgemälden alter u. moderner Meister religiösen, patriotischen, historischen und mythologischen Inhalts: Genrebilder, Jagd- und Sportbilder, Landschaften und Seestücke: Frucht- und Sammelwerke. Der Katalog wird gegen Einsendung von 50 Pfennig (für Inland) und von 80 Pfennig (für Ausland) in Briefmarken franko zugesandt.
Photograph. Gesellschaft, Berlin.

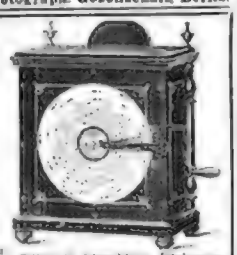
Plakate, Etiketten,
Reklamekarten, Oelkuchbilder,
Kalender, Cartonnagen.
Druck-Arbeiten jeder Art
A. Molling & Comp.
HANNOVER

Ariston und Helikon

sind unstreitig die besten mechanischen Musik-Instrumente der Welt.
Patentirt in Europa und Amerika.



Helikon in Schrankform. Vorderseite.



Helikon in Schrankform. Rückseite.

Musik für alle Länder der Welt
Ariston Excelsior mit zwölf u. Dutzend Walzen zu spielen
Ariston jeder Größe auch in **Schrankform.**
Ariston und **Helikon** unterscheiden sich vor jedem andern mechanischen Musik-Instrumente dadurch, daß die Auswechselung der einzelnen Notenscheiben so denkbar einfachste und zuverlässigste ist.
Sämtliche Instrumente werden auch mit fast unzerbrechlichen Stahl-Kompositions-Zungen geliefert.

Resonatorspieldose „Monopol"

mit auswechselbaren runden Stahlscheiben. Die neueste und praktischste aller bisher erschienenen Spieldosen. Ganz wundervoller Ton. Sehr elegante Ausstattung.

Spieldosen-Automaten,
Flötenwerk-Automat, Orchestrion-Musik.
Ganz neu, überraschend schöner Ton.
Zu beziehen durch alle besseren Musik- und Spielwaren-Handlungen des In- und Auslandes

---

Ariston, Helikon, Resonatorspieldose Monopol, Musikautomaten, Orchestrion
bestens zu beziehen durch **Jul. Heinr. Zimmermann,** Inhaber, **Leipzig.** Illustr. Preisliste gratis.

Gold-prämiirtes Fenster

Das preisgekrönte Patentblumenbrett im innern Fenster

ermöglicht jahrelang Cultur edel mit Blumen bringen Fenster, **ohne** daß man die Blumen **wegnehmen** braucht. Es schreibt in zwei Zeiten bequemlig **über** dem Fensterbrett zur Hälfte zu benützen und wird rasch zur Seite gedreht, wenn man das Fenster öffnen, oder die Blumen von allen Seiten betrachten, pflegen oder spritzen will. Das Patent-Blumenbrett hängt mit Fensterbrett vor Schlagregen und gewährt der Blumencultur im Zimmer die gedeihlichsten Vortheile. **Preise** per Stück: Nr. 1, hölle, solide Ausführung in verzinntem Zink: 50 cm lang ℳ 2.—; mit Blechrand ℳ 2.50; 60 cm lang ℳ 2.50; mit Blechrand ℳ 3.—; 80 cm lang ℳ 3.—; mit Blechrand ℳ 3.50. Nr. 2. Imitation Schmiedeeisen und Zinkblech, elegant, verschiedene von 45 bis 60 cm lang ℳ 3.50, mit schwarzem Blechrand ℳ 4.—. Nr. 3. Imitation Schmiedeeisen und Kupfer, reich verziert, verschiedene von 45 bis 60 cm lang. **Imitation** Schmiedeeisen Zinkblech ℳ 5.—. Der Blechrand wegen weiß Angabe der Fensterweite von Mark zu Mark erhöht.

Auslandspatente erwirkt billigst. Gebrauchsmusterschutz wird besorgt.
Muster. Preisliste gratis. Entwurf gratis, wenn sofort franko zurückgesandt.
Zu beziehen durch alle besseren Eisen-, Kurzwaaren-, Wirthschaftsartikel- und Blumengeschäfte, auch direkt bei

Meyer & Michael, Leipzig, Theaterplatz 1.

Creolin Pearson

das beste und billigste Desinfectionsmittel.

Vielfach und nicht ätzend

Unentbehrlich

Rothlauf, Ungeziefer etc.

Wissenschaftl. Arbeiten, Atteste etc. durch William Pearson & Co. HAMBURG

Berlin SW., Friedrichstr. 2. **Schiedmayer & Soehne** Stuttgart, Neckarstrasse 14/16.

Flügel und Pianinos. Gegr. 1781. Aelteste und Stamm-Firma.

Universal-Küchenmaschine.

Rein — Trefflich — Solid — Elegant

Unentbehrlich für jeden Haushalt.

Je allen Erfolgen erfreut.

Das Neueste und Beste

zur Unterhaltung und Belehrung

grossartig ausgestattete

Weihnachts-Katalog

Deutschen Lehrmittel-Anstalt

Franz Heinr. Kleist

Frankfurt a. M.

Excellenz-Dampf-Maschine,

Modell Dampfschiffchen und Lokomotiven

Mechanisch und magnetisch bewegliche Spiele

Experimentier-Kabinette

Kleist's neue verwandelbare Laterna magica

Elektrische und optische Apparate.

Arbeitskasten für Knaben und Mädchen

Prompter Versandt auch Auswärts.

Hausmittel!

Salophen

Aristol

leistet vortreffliche Dienste bei: nervösem Kopfschmerz (Dosis 1,5 g), akuten Gelenkrheumatismus (4 mal tägl. 1,5 g), Influenza (Dosis) unschädlich!

Aristol-Lanolinsalbe 5% führt in kürzest. Zeit Vernarbungsherbei. Hervorragende Erfolge bei Verbrennungen, Schnittwunden, Ausschläg. mancher Art, Wundsein d. Kinder. Unschädlich!

Zu haben in den Apotheken.

Preisliste: Brüssel 1880, Stuttgart 1881, Paris Allegro 1881, Wien 1882.

Burk's Arzneiweine

In Flaschen à ca. 100 Gr. . . 200 . . 300 .

Gleiche Preise in ganz Deutschland

Zu Ein Weinen bereitete, Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate

Von vielen Aerzten empfohlen:

Burk's Pepsinwein (Essenz).

Verdauungsfähigkeit.

In Flaschen à ℳ 1,—, ℳ 2,— u. ℳ 4,50.

Burk's China-Malvasier.

Ein delikates Tonicum.

In Flaschen à ℳ 1,—, ℳ 2,— u. ℳ 4,—

Burk's Eisenchinawein.

In haben in d. Apotheken Deutschlands u. vielen grösseren Städten d. Auslandes.

Man verlange ausdrücklich: „Burk's Pepsinwein", „Burk's China-Malvasier" etc. und beachte diese Schutzmarke u. die Firma: C. H. Burk, Stuttgart.

Export nach überseeischen Ländern.

Illustr. Preisliste gratis.

Gebrüder Senf, Leipzig.

Beste und billigste Bezugsquelle für

Musikinstrumente.

Violinen (speziell) bessere Instrumente von 20–100 ℳ. Flöten, Clarinetten, Corsets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Ocarinas, Symphonions, Polyphons, Aristons, Franz-Melodien, Phönix, Harmonikas, Mundharmonikas, Pianinos, Orchpianos, Harmoniums, Musikautomaten, allerbeste Saiten, Noten zu allen Instrumenten.

Jul. Heinr. Zimmermann.

Musikexport, Leipzig.

Neue illustrirte Preisliste gratis.

Vertreter gesucht.

Eine Hamburger Fischgrosshandlung sucht Vertreter in den grösseren Städten Oesterreichs. Gef. sub S. O. 1842 Centr.-Annonc.-Bur. William Wilkens, Hamburg.

Ein unübertreffliches Schutzmittel für jedes Kind!

„CANFIELD" Schweissblätter.

Canfield Rubber Co., Hamburg.

Wir warnen vor dem Ankauf der [illegible] Schweissblätter [illegible] dem Stempel „System Canfield".

HAARAUSFALL!

F. Kiko, Herford.

Jede Dame ist

Stamm-Eisenbahnen als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.

Patent Brennapparat Mk. 6,50.

Gustav Fritzsche, Leipzig.

König. Hoflieferant.

Illustr. Prospekte u. Preisverz. franko u. grat.

LIQUEUR und PILLEN

Dr LAVILLE

RHEUMATISMUS und GICHT

Sichere Heilung durch den Liqueur und die Pillen des Dr Laville [illegible]

Verkauf nur auf ärztliche Verordnung in den Apotheken.

Schneeschuhe

Rennwölfe

Der Tourist

Berlin W. Köthenerstr. 20

Hauptverlangt Prospekt

Reclame-Karten u. Wandkalender

Herrliche Neuheiten!

in feinstem Farbendruck mit hervorragenden Kunstlern

Höchst originelle Ideen als Zugabe Artikel für alle Branchen vorzüglich geeignet.

Grimme & Hempel, Leipzig

Richters Anker-Steinbaukasten

Anker-Steinbaukasten

Das einzige Spiel, das in allen Ländern ungeteiltes Lob gefunden hat, und das vom allen, die es kennen, aus Ueberzeugung weiter empfohlen wird. Wer dieses einzig in seiner Art dastehende Spiele und Beschäftigungsmittel noch nicht kennt, der lasse sich von der unterzeichneten Firma [illegible] Preisliste kommen, und lese die darin abgedruckten, überaus günstigen Gutachten. — Beim Einkauf [illegible] Richters Anker-Steinbaukasten [illegible] Anker-Steinbaukasten [illegible] zurück; wer dies unterläßt, kann leicht eine minderwertige Nachahmung erhalten. Die echten Anker-Steinbaukasten [illegible] 3 Mk., 5 Mk. und höher vorrätig

in allen feineren Spielwaren-Geschäften des In- und Auslandes.

Neu! [illegible] Gesellschaftsspiel: Ei des Columbus, Bilderbuch, Zarnbrecher, Geschenkbuch, Quadgeist, Kernspiel [illegible]

F. Ad. Richter & Cie., K. u. K. Hoflieferanten.

Rudolstadt (Thüringen), Nürnberg, Wien, Olten, Rotterdam.

London E.C., New-York, 17 Warren Street.

Cäsar und Minca

Prämiirt mit gold. u. silbern. Staats- u. Vereinsmedaillen.

Zahna (Königr. Preussen)

begründet 1868.

Liefer. Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, Sr. Maj. d. Kaisers [illegible] Sr. Kaiserl. Hoheit d. Grossfürsten Paul v. Russland, Sr. Maj. d. Gr. Sultans d. Türkei, Sr. Maj. des Kaisers v. Marocco, Sr. Maj. d. Königs d. Niederlande, Ihrer Maj. der Königin v. Italien, Ihrer Maj. der Königin d. Niederlande, Sr. K. Hoheit d. Grossherzogs v. Oldenburg, d. Herzogs Ludwig v. Bayern, Ihr. K. Hoh. Prinzess Friedr. Carl v. Preussen, Ihrer Königl. Hoheit Prinzess Albrecht v. Preussen, Königl. vieler Kaiserl. u. Königl. Prinzen, reg. Fürsten etc. etc.

Offeriren Ihre Spezialität in Luxus- und Nachbauten vom grössten Ulmer Dogg- und Berghund bis zum kl. Salonhändchen, Seegeschützen, Jagd-, Dachs-, Brackier- u. Windhunde, ferner dressirte als auch rohe und junge Tiere mit weitragendster Garantie. Preisverzeichnisse mit Illustrationen in deutsch. u. französ. Sprache fko. gratis. Bei o. Aufl. der Broschüre „Die edlen Hunde, Aufzucht, Pflege, Dressur und Behandlung, Krankheit" mit 30 Illustr. von fast ausschl. mit ersten Pr. pr. Rassehunden in deutsch. u. franz. Sprache für ℳ 10,—, Franco 12,50, Rubel 5,—, Gulden 6.

Eigene permanente Hunde-Verkaufs-Ausstellung von mehreren hundert Hunden.

(Bahnhof Wittenberg.)

Referenzen-Auszug.

Wittenberger Tageblatt v. 30. Sept. 21. Auf Bahnhof Zahna wurden gestern sieben Hundesendungen verladen, die einen Beweis mehr für die ordnungsfassende Geschäftsverbindung der Firma „Cäsar und Minca" dort geben. Es gingen zwei Fuhrwerke an die Badeverwaltung in Schwarzenbach ein Setter an Ivan Povil in Barcelona, ein Jagdhund an Pinetti in Palermo, zwei für Hondurus bestimmte deutsche Doggen an Maas & Schramm in Hamburg, zwei Bullterriers an Dodeck in Petersburg und ein Windspiel an Simonis auf Cap Verdi. Eine Ulmer Dogge an I. Kgl. H. Frau Herzogin von Castro, Rottach-Tegernsee. Aehnliche Sendungen werden allerdings täglich in Zahna verladen, aber nicht immer haben sie einen so ausgesprochen internationalen Charakter, wie die gestrige.

Woher kommt es, liebe Irma, dass Deine Taillen so vorzüglich sitzen? [illegible] meine, wie sie verzogen ist!

Ja, beste Wanda! ich gebrauche jetzt nur noch

Prym's Patent-Reform-Haftein.

Sie [illegible] Taillen so höhsch und dauerhaft [illegible] Du solltest sie versuchen. Du würdest entzückt sein.

Aber öffnen und schliessen dieselben noch leicht!

Ganz selbstverständlich, liebste: wo sie dies nicht thun, da sei überzeugt, dass sie angeschnitt mit Zwischenräumen oder gar übereinander gezogen angezeigt sind. Die Badener, Wiener und Pariser Hofdiplomaten gebrauchen ja nur [illegible] neuen Schlossen. Lasse Dir dort eine Toilette arbeiten und überzeuge Dich, wie wunderbar [illegible] die neuen Haken und Augen angenäht sind und wie leicht sich die Haken [illegible] öffnet und schliesst.

Für Winterkleider von schwerem Stoff werden [illegible] von ganz hervorragender [illegible] Gesellschaftstaillen, wo sie das lästige Schnüren ersparen.

CHOCOLADE UND CACAO vereinigen vorzügliche Qualität bei mässigem Preis.

HARTWIG & VOGEL DRESDEN Ausgezeichnet durch feinstes Aroma und grosse Ausgiebigkeit, daher billig.

CACAO-VERO Zu haben in allen durch unsere Plakate kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonialwaaren-, Delikatess-, Droguen- und Spezial-Geschäften.

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar

Das Buch der **Trinksprüche,**

Fest- und Tischreden in Versen.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage

herausgegeben von

Friedrich Seidel.

In illustrirtem Umschlag

1893. 8. Geh. 1 Mark 50 Pfg.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Inh. von Hartungen's Naturheilanstalt

RIVA am Gardasee.

Nonnen- und Dampfbäder, Diätet. und Bewegungscuren etc. Pensionspreis pr. Woche von 25 Mark aufwärts. Prospecte gratis.

1000 echte Briefmarken

worin 250 verschiedene, enth. Japan, Canada, Aegypten, Chile, Victoria, Türkei, Ceylon, Argent., Cap, Java, Austral. etc. nur eine Mark. Porto 20 Pf extra. Kasse voraus.

Paul Siegert in Hamburg.

Honig garantirt rein, naturreinen pr. Postcolli ctl. 10 Pfd. franco Nachnahme ca. 9 Mk. Adl. Schöllkopf u. Sohn, Honig-Export, Unter-Sulzbach, Württ.

Kur- und Wasserheilanstalt Prospekte Bruckthal-München kostenlos. Winterkur. Schwester Ida seiner Leidin 1881 appl. Zucht Dr. Lahmann Weisser Hirsch. Patentbett für dess. weiss. Natur-Heilstätte Weisser Hirsch. 4. 6.— M. Kat.

Kopfstation der Gotthardbahn am Lago Maggiore die allerbeste und allernächste

Locarno Winterstation.

Von allen ersten Autoritäten und speciell von Geh. Herr. Med.-Rat Heera Univ.-Prof. Dr. A. Martin persönlich, das vorzüglichste Herbst-, Winter- und Frühlingsklima Europas.

Grand Hotel Locarno.

Bester Aufenthaltspunkt an den italienischen Seen.

Aus bester für den Winteraufenthalt eingerichtet.

Eines der comfortabelsten Hotels des Continents in unübertroffl. schöner Lage, grosser Park mit luxuriös schön. Vegetation. Wintergarten. Zentralheizung. Electric-Licht und Lift. Omnibus zu allen Zügen. Omnibus-Interkurrenz. Telephon. Deutsch. Arzt. — Bäder. — Post. Antang. — Electrisches Licht überall. — Engl. u. Deutsche Kirche. — Privatkapelle u. Wagen. — Küche u. Keller ganz 1. Ranges. — Prospekt u. Rel.-Rat Martins Beschreibung gratis durch. **Balli, Besitzer.**

Gärbersdorf i. Schl.

Dr. Brehmer'sche Heilanstalt für Lungenkranke. Sommer- u. Winter-Kur. Illustr. Prospecte d. d. Verwaltung.

Heilanstalt für Hautkrankheiten.

Sorgfältige specialärztliche Behandlung. Feste Verpflegung. Schöner Aufenthalt (Hartgrund.). Bestellt. Prospekte frei. **Leipzig-Lindenau, Dr. med. Ihle**

MERAN

(Meran, Obermais, Untermais und Gratsch.) Saison September—Juni.

Klimatischer Kurort im deutschen Süd-Tirol.

Prospekte durch die Kurvorstehung.

Buchführung

Correspondenz, Rechnen, Schönschrift.

Verlangen Sie gratis Prospect u. Probebrief.

Bessere Stellung! Höheres Gehalt!

F. SIMON Berlin O 27 Abtheilung f. einfache Buchführung

Arndt'sche **Kaffee-Aufgußmaschine.**

Gesundheitsgemäße Bereitung des Kaffees nach Dr. Bilz. Vollständig anregend für Verdauung und Nerven. Beste Ausnutzung des gewählten Kaffees; kein Verlust von Aroma.

(Gesundheit empfiehlt den vielen Spritzkaffees.)

Verbesserung: Filtrirboden herausnehmbar; daher leicht zu reinigen und durch Sie die Mitbesitzer ohne jede Reparatur zu ersetzen.

Preis für 2 4 6 8 12 20 Tassen à ¼ Liter Inhalt M. 6 L. 8 1.00 2.— 2.40 2.80 3.60 5.—

Versand per Nachnahme per 25 30 35 40 60 Pfg.

Zum Versand in Hotels und Restaurants werden besonders Reserven mit Rücksicht auf Zeitersparniss zum Preise des Letzteren Modell in der Grösse von 12, 20 und 40 Tassen geliefert.

Zu haben in den größeren Geschäften für Haus- und Küchen-Bedarf.

Zur Sicherung vor minderwerthigen Nachahmungen, namentlich der sogenannten „Quedlinburger Kaffeeaufgussmaschinen" achte man darauf, daß auf jeder Maschine die Firma der Fabrikanten, **Gebr. Arndt** in **Quedlinburg**, eingestempelt ist.

„Kucki".

Zur sozial elegante Spielkaffeekanne mit Kartenpress. D. R. Patent 16274 in hübsch originellster u. überraschender Ausführung, in feinem Leder gearbeitet, enthält 100 Spielkärtchen u. sämtliche Requisiten, mit Musikwerk.

Stück 10 M. (Porto und Verpackung 2 Mk. spielend 20 Mark. Nur durch auf der Fabrik zu beziehen von

Albert Rosenhain, Berlin SW.,

Belle-Alliancestraße 22 an den Colonnaden.

Ueberraschende Neuheiten der Lederwaaren-, Galanterie- und Reisegarnitur-Branche.

Illustrirte Preisverzeichnisse gratis und franko.

Imhoff's patentirte Patronen-Cigarrenspitze.

Erstellt durch eine eingesetzte Rauchpatrone giftfreies, gesundes Rauchen. Aechte Weichselspitzen à 0,30 M., 0,35 M., 1 M., 1.20 M., 1.50 M. u. 2 M. exc. Nachn. od. Briefm. Prospekte, Preislisten u. Abbildungen gratis. Wiederverkäufer gesucht.

Wilh. Imhoff, Cassel, Brüderstr.

Kanarienvögel,

edle Sänger, mit hohen Touren präparirt, versende noch 4 Stck. Gimpel. Preisliste frei. Großsendung pr. Gänsele, Gl. Radstadt bei Salzburg.

Sie glauben nicht

wieviel Sie durch direkten Bezug sparen. Ich liefere eine vollständige Nähmaschine (Shuttle, Hemmung, Zubehör) frei ins Haus, **M. Viereger, Zittau i. Sa. Roßthal 1222.**

Komische Vorträge

neue humoristische Recitat., Scherz-, Gesangsvorträge und Aufführungen 1 M. Ohne Liste gratis. **H. Hanke, Buchhandlung, Bremen.**

Schaukelbadewanne

Stets in kleinen Haushalte fehlen. Wird zum Baden bis mit 2—4 Eimern Wasser gefüllt und kann Anfangs an Kaltwasser der Reihe benutzt. Herrlicher Stellung, ohne Anstrengung. Zur Apparat ist kein Gas, sondern zum **Heiz., Einz., Kinder-Bad, Dampf- und Brausebad;** 18 Liter, bequem und kostet 18 kg, trotz sehr dauerhaft. Wird portofrei von einer Station. Gratis und portofrei Preisliste. **Preis 40 Mk.** Interessanter Prospekt beiliegen

C. F. L. Dittmann, Fabrik aller Arten Bade-Apparate, Berlin O., Hofjägerstr. 34a.

Kein anderes Geschenk

ist überall so willkommen als der überaus weit verbreitete, ärztlich best bekannte **photograph. Apparat**

Phönix

Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen (Zeit- und Momentaufnahmen).

Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich. Preis mit Platten, Chemikalien etc. nur 10 Mk.

Prospekt und Probebild kostenfrei.

Hess & Suttler, Bayreuth.

Transportable

Pumpmaschinen

und

Centrifugalpumpen.

Dampfwinden

stets auf Lager bei

Menck & Hambrock,

Altona-Hamburg.

The „Crandall"

beste und billigste aller

Klaviatur-Schnellschreibmaschinen.

Preis M. 300,—.

Prospekte gratis und franko bei

Crandall Maschine Co. of U. S. Europäische Filiale: Amsterdam, Keizersgracht 302.

Agenten gesucht!

SAVOY HOTEL

BERLIN am Bahnhof Friedrichstr.

Haus I. Ranges. 200 Zimmer u. Salons (100 Front-, 100 Garten-Zimmer); Appartements mit Bade- und Toilettezimmer. Mässige Logis-Preise incl. Heizung, Bedienung, Heizung und freier Gepäckbeförderung von und zum Bahnhof Friedrichstrasse. Neue elektrisches Licht; hydraulische Personen- und Gepäck-Fahrstühle, System Otis.

Restaurant ersten Ranges mit Garten und Terrasse.

Feinste französische Küche; Déjeuners, Dîners, Soupers und à la carte. Eigene Kellerei. Ausserlesene Weine.

Die Direktion: Gustav Adler.

UNBEDINGT DIE ZARTESTE HAUT

bekommt man durch Gebrauch von

LANOLIN-

Alte Violinen

Violas und Cellos

hervorrag. ital. u. deutscher Meister für Künstler u. Dilettanten.

Billigste Preise, streng reelle Bedienung, volle Garantie für Echtheit.

Ansichtssendungen auf Verlangen.

Umsatz Handlung in alten Meisterinstrumenten ist die grösste des Continents.

Stuttgart Seestrasse Nr. 5.

Hamma & Co.

Wichtig für
Gicht- u. Harnsteinleidende
ist
Schering's
Gichtwasser
dargestellt m. **Piperazin** Schering,
das auf Grund der ungewöhnlich
günstigen — u. a. von **Professor**
Schweninger — mit dem Präparat
gemachten Erfahrungen, als das **beste**
z. Z. vorhandene Mittel gegen **Gicht,**
Harngries, Harnsteine und **Blasen-**
steine zu bezeichnen ist. Preis
per Flasche 3.00 Gr. Inhalt) M. 1.25.
bei 20 Flaschen M. 1.15.
Die leeren Fläschchen werden mit 10 Pf.
zurückgenommen.
Schering's Grüne Apotheke,
Berlin N., Chausseestr. 19.

Gratis
1 hochfeine Remontoir-Uhr
bei Abnahme von 1200 Stück Cigarren nachstehender Sorten (auch in Preisen sortirt):

	per mille		per mille		per mille
Kalliste ant Lope	M. 38.—	Illiana und Alcala	M. 50.—	Superiores und Lux	M. 60.—
Cetta und Lay	„ 42.—	Corona und Gilda	„ 55.—	Imperiales und Selectas, Import	„ 70.—
Goldkrone und Porto	„ 45.—	Fanal und Bijou	„ 58.—	Coronas de Oro und edle Sorten, Import	„ 80.—

„Victoria"-Cigarrette, hochfeinste Weltrotspezialität in Packungen (von fremden Regierungsmonopolbehörden) à 600 Stck. p. Mille 55 M. Gratis ein Thermometer.

Die Uhren sind garantirt echt und gangbar, hochfeinstes Fabrikat. Der Versand der Cigarren erfolgt per Nach., mit Nachnahme der Portos oder franko bei vorheriger Einsendung des Betrages.

Ueber meine Remontoir-Taschenuhr bestes Anerkennungen, von denen einige mitgetheilt:
Brettschneider Bürger, München: Bin gestern Cigarren sehr gefallen, haben mich die ganz gratis gelieferte Remontoir-Uhren meinen Herr sehr verwundert und bitten Nachsendung möglichst in Quartalen geht. Preise bald zu.
Pastor Hauer, Greifenwalder: Sende Ihnen für Cigarren. Die Uhr ist ja brillant und geht sehr gut. Besten Dank.
Gastwirt Bleibtreu, Zwehl: Meine letzte Zusendung über gelieferte Cigarren. Die gefällt vollständig. Uhr hat meine Erwartungen übertroffen. Bestellen Ihnen bald
M. Hansje, Frankenthal: Mit Cigarren und Uhr sehr gefallen.
Helfer, Seefändler Nachfolger, Danzig: Bin mit Uhr und Cigarren sehr gefallen.
Kunde, Borkswerk: Ueber die gleichzeitige Lieferung der Cigarren und gratis Uhr Remontoir-Uhr bin ich sehr überrascht. Empfehle Ihr Haus.
In dieser Weise könnte ich noch ganze Seiten mit Anerkennungen füllen, meine Uhrgänge sind stets genau
Bestellungen bitte zu richten an

Rud. Scholz, Schmiedeberg im Riesengebirge.

C. P. Goerz
Optisch. Anstalt
Schmargendorf-Berlin,
Hauptstr. 7.

Illustr. Preisliste gratis und franko.

Kupferstiche um 2 Mark
Geschenkliteratur.
C. Kauffmann, Berlin SW. 13.

Neu! Neu!
Zimmerfontaine
ist das schönste Gelegenheitsgeschenk.

Illustrirter Katalog gratis.
Louis Heinrici, Zwickau i. S.
Fontainen-Fabrik.

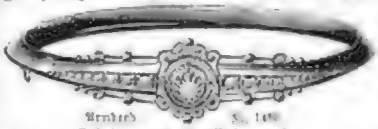
Bromwasser
Gebrüder Lobethal, Bromwasserfabrik
Apotheker, Optiker etc. in Flaschen à 40 Pf. etc.
Proben, bei 50 Flaschen franko durch Apoth.
C. Röhner, Hoflief. d. k. k. Marschalls.
Meine Marke i. Eider.

Frachtfreie Weihnachtsgeschenke.
lebensgrosse Portraits
(auch Skizzen) in Kreide, Oel, Aquarell
nach jeder PHOTOGRAPHIE. Schöne
ovale Ausführung in VIGNETTENART.
Garantirte gute, ähnliche, prompteste Ausf.
Artist. Institut von C. HOMMEL,
Frankfurt a. M., Gräthestrasse 75.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende
Fruchtpastille
GEGEN
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion,
Leberleiden, Magenbeschwerden.
Paris, E. Grillon
33, rue des Archives
IN ALLEN APOTHEKEN

Hochelegante Neuheiten in Juwelen, Gold- und Silberwaaren. Illustr. Preisliste gratis und franko.



Armband Nr. 1400
Gold 14karat mit echten Perlen M. 45.—
ohne Perlen M. 26.—

Brosche Nr. 1402
Silber vergoldet M. 3.50

F. Todt, Gold- und Silberwarenfabrik, **Pforzheim.**
Versand Nach. od. Voreins. gegen bar oder Nachnahme. — Reich illustr. Katalog gratis u. franko.
Firma besteht über 40 Jahre, reichstes Lager.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Bestes Mittel für Kinder, Kranke und Reconvalescenten. Zu Blancmanges, Puddings, Backwaaren etc. und zur Verdickung von Suppen, Saucen, Cacao etc. unentbehrlich.

Soeben erschien in fünfter, neubearbeiteter Auflage:

Gibt in mehr als 70,000 Artikeln auf jede Frage kurzen und richtigen Bescheid

Kl.-Oktav-Format.

In Halbleder geb.

MEYERS
HAND-LEXIKON
des
allgemeinen Wissens.

Prospekte gratis.

Preis 10 Mark.

„Von allen nützlichen Büchern kenne ich kein so unentbehrliches wie dieses."
Dr. Jul. Rodenberg.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Stellung. Existenz.
Prospect gratis — Gratis Prospect. — Probestück franco
Brieflicher gründlicher Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Doppelt, Einfach, Amerikanisch, Kameral.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Gratis Prospect. — 3 Monate Lehrzeit genügt.
Erstes Deutsches Fern-Lehr-Institut
OTTO SIEDE — ELBING.

Der mildeste aller Toilettenseifen ist
LOHSE's Lilienmilch-Seife
von lieblichem Wohlgeruch; erzeugt nach kurzem Gebrauche rosigweisse, sammetweiche Haut und erhält dieselbe bis ins Alter zart und geschmeidig. Nur echt mit dem in roter Schrift auf dem Etikett befindlichen Namenszug des Inhabers „Lohse".
GUSTAV LOHSE 45 Jägerstrasse 46, **BERLIN.**
In allen guten Parfümerien, Droguerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

D. R. P. a. **Metalloid-Malerei!** D. R. P. a.
auf Porzellan — Glas — Thon — Metall etc.
Die neueste Erfindung auf dem Gebiete der Keramischen Dekoration.
Mit **Metalloid** wird auf feinen Thon oder Porzellan jeder Farbenton in Verbindung der Farben mit Gold und Platinsalzen — **Metalloid** gibt auf das Email, sowie Glas so innig, daß es nach dem Brennen vollständig mit ihm verschmolzen und unzerstörbar gegen Säure, Laugen, Dämpfe, Chlor etc. ist. Die **Metalloid**-Farben sind absolut giftfrei und für Kinder-Service- und Zahnfüllung.

Preis-Nummern	M.	Flasche	à	Preis-Nummern	M.	Flasche	à
1	1	14	1.—	1	1	5	3.—
2	2	20	1.50	2	2	8	5.—
3	3	28	2.—	3	3	12	7.50
Gelb pulver	4	8	3.—	4	4	3.50	10.—
5	5	14	4.—	5	5	10.50	14.—
6	6	20	5.—	6	6	14.—	18.—
7	7	26	6.—	7	7	18.50	23.—
8	8	8	Flaschen und Kasten	8	8	3.—	12.—
9	9	14	Elfenbeinfarben	9	9	11.—	18.—
10	10	20	2.—	10	10	12.50	24.50
11	11	26	2.50	11	11	22.50	30.—

Mit **Metalloid** wird die feinste Porzellanmalerei ohne Vorkenntnisse exakt. Lehrbuch direkt ab Atelier unter Nachnahme oder gegen nachträgl. Einsendung.
Fritz Trendel, Berlin O. 27.
Niederlagen in allen Kulturstaaten. — Probeflasche gratis.

Deutsche Lebensversicherung Potsdam.

Versicherungsstand	Ausserdem Sicherheitsfonds
76½ Millionen Mark.	16 Millionen Mark.
Alles-Vermögen: 15 Millionen Mark.	

Jede Art Versicherung auf Todesfall, Erlebensfall und Rente.
Günstige Bedingungen. — Mässige Prämiensätze. —
Der ganze Ueberschuß kommt den Versicherten zu Gute. Strengste Dividende nach Höhe der Prämienreserve; sie gelangt im zweiten Jahre zur Verteilung und hat in den letzten Jahren bis 30% der Jahresprämie betragen.
Prospekte und Auskunft durch alle Vertreter und die
Direktion in Potsdam.

Elegante **Reclame-** Bilder-Etiketts, Geschäfts- u. Adress-Chromokarten, Umschläge für Preislisten etc.
Stets Neuheiten in feinstem Farbendruck.
Grosser Verlag in Chromo, Bilder, Etiketten, Menu-, Tisch- und Tanzkarten und Programmen etc. Kalender und Glückwunsch-Karten etc.
Anfertigung aller Spezial-Aufträge für Chromodruck, Etiketts, Etikettes etc.
Muster stehen auf Verlangen zu Diensten.
Luxuspapierfabrik von **Liebich & Kuntze,** Leipzig-Reudnitz,
Kunstanstalt für Chromolithographie, feinsten Chromodruck und Prägerei.

Deutsche
Militärdienst-Versicherungs-Anstalt
in Hannover.

Zweck: Gänzliche Verhinderung der Folgen des mit die Dienstpflicht Dienstes Unterhaltung von Familienvätern, Verleugnung von Invaliden. Nur Knaben unter 12 Jahren haben Aufnahme. Versicherung [illegible] den ersten Lebensjahren ein [illegible] bestehen. Von 1870 bis Ende 1892 wurden versichert 214 000 Knaben mit 243 000 000 Mk. Eine so große Betheiligung hat nie ein Deutsches Versicherungs-Institut gehabt. — Prospekte versenden kostenfrei die Direktion und die Vertreter.

Blooker's holländ. Cacao

ist die feinste Marke. J. & C. Blooker, Amsterdam (Holland).

DER GUTE TON

in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben von Franz Ebhardt. 12. verb. Aufl. Prachtwerk in 8°. Geb. in 2 Farb. a. Velinpap. m. viel. Vign. [illegible] eleg. geb. in Goldschn. 10 Mk.
II. Teil. Unserer Frauen Leben. [illegible] verb. Aufl. in eleg. geb. 6 Mk. Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt postfrei v. Verl. JULIUS KLINKHARDT in Leipzig u. Berlin W.

WIR KENNEN

keine bessere, interessantere u. unterhaltendere, in Ernst und Scherz [illegible] Schrift (Moralkl. 6 [illegible])" [illegible] G. Tamm. [illegible] ℳ 4. [illegible] Vierzigtausend Verlag, Leipzig.

Pharmaceutischer Fabrik Specialitäten.
Bestes Eisenmittel gegen Bleichsucht, Blutarmuth etc. 1 Dose 200 Pillen M. 1,50. Eisenmanganatapillen. Zu haben in allen renomm. Apotheken. W. Kirchmann, Apotheker. Ottensen-Hamburg.

Nebelbilder und Apparate,
[illegible] W. Hagedorn, Berlin SW., [illegible]

Unsere Nähmaschinen

weltberühmt durch das dazu verwendete Material, die **feine Ausstattung und den leichten Gang,** zeichnen sich auch vor allen übrigen **durch saubere Justirung und grösste Nähfähigkeit aus.** Ueber

dreiviertel Million Nähmaschinen

sind bis heute von uns erzeugt und verkauft worden — eine Zahl, die bisher noch **von keiner** deutschen Fabrik erreicht wurde.

Eine Naumann-Nähmaschine ist aus dem **besten** Material hergestellt, wer eine solche besitzt, hat die Gewähr für jahrelange Haltbarkeit und dafür übernehmen unsere Vertreter die weitgehendste Garantie.

Nähmaschinenfabrik u. Eisengiesserei vormals Seidel & Naumann, Dresden.

№ 4711

Angenehmstes u. wirksamstes Mittel zur Erfrischung u. Reinigung der Zimmerluft.

EAU DE COLOGNE
(Blau-Gold-Etiquette)
von
Ferd. Mülhens, Köln.
Anerkannt als die
Beste Marke.
Vorräthig in fast allen feineren Parfümerie-Geschäften.

Kaufen Sie kein Tintenfass bevor Sie THIESING's Luftdruck-Tintenfass probirt haben.
Absolute Reinlichkeit. [illegible] der Tinte. Preislisten gratis u. franco. [illegible] 2 M. zu beziehen d. Geschäften zu haben. WILH. LADEWIG's Buchhandlg. in WILHELMSHAVEN.

Billigste Bezugsquelle für

Teppiche

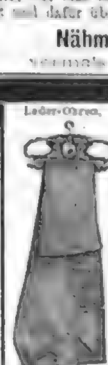
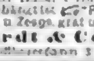
[illegible] Teppiche, Preislisten a 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Preislisten gratis. Teppich-Fabrik Emil Lefèvre, BERLIN S., Oranienstr. 158.

Warnung.
Der grosse Erfolg, den unsere **Pat.-H-Stollen** errungen, hat Anlass zu verschiedenen wertlosen Nachahmungen gegeben. Man kaufe daher unsere **Stets scharfen H-Stollen** (Mordellstoll [illegible]) nur von uns direct, od. nur in solch. Eisenhandl., in denen unser Plakat (Rother Hauer 1 Hufeis.) ausgehängt ist. Preislisten u. Zeugn. grat. u. frc. Leonhardt & Co. Berlin, Schiffbauerdamm 3.

Prämiirt mit der Medaille der Kriegskunst-Ausstellung Köln 1890.

D. R.-Patent No. 52079.

Leder-Ohren. Holzkugel.

Kleiderbügel „Puck", einfacher Apparat

zum zweckmässigen Aufhängen von Hose, Weste, Rock.

Die Hose nimmt in kurzer Zeit die ursprüngliche Form an, erscheint wie aufgebügelt und die vom Tragen bedingten Kniee verschwinden, beim Rock die heraufgebrochten Schultern.

Ordnung

Raum-Ersparniss, Ordnung im Schrank, kein abgerissener Aufhängsel mehr!

Der ganze Anzug (Hose, Weste und Rock) hängt geordnet zusammen; dort, woselbst vorher nur der Rock Platz fand, hängen auch Hose und Weste, ohne mehr Raum zu beanspruchen.
Sowohl Hose als Rock sollten immer nur sehr kurze Zeit am Aufhängsel hängen, das Eigengewicht verzerrt die Kleidungsstücke, wenn am Aufhängsel hängend, erheblich, während dasselbe Eigengewicht beim Puck die gute Form der Kleidungsstücke wieder herstellt.

M. —,60 einfacher Puck (Holzkugel) / „ 1,20 Puck mit Leder-Ohren . . . } das Dutzend = 10 Stück { M. 5,—. / „ 10,—. } Elegante Pucks polirt, geschnitzt, Intarsia etc. in feinsten Stilen.
(Die Leder-Ohren schonen den Rock.)

Berlin, Kleine Präsidentenstrasse 3. Stand in Chicago: Industrie-Palast. Hamburg, Grosse [illegible] 12 [illegible] Deutsche Abtheilung.

Puck & Co.

Ehren-Diplom und goldene Medaille Hadelt 1890. Ausstellungs-Diplom Stuttgart 1890. Grosse goldene Medaille [illegible]

Ferne Qualitäten, garantirt naturrein:
Elsäss. Tischwein, rot,
Rheinwein, weiß,
erstere 70 ₰, letztere 80 ₰ der Liter. [illegible] jeder Poststation. Probefäßchen v. ca. 4 Liter Inhalt ℳ 3.75 u. ℳ 4.— inkl. Faß fr. der Nachnahme. **Emil Schroeter, Landsberg, Warthe.**

Ergrautes Haar

erhält ohne jede Vorbereitung durch einfaches Einbürsten [illegible] **ausschließlich Birken-Brillantine** seine ursprüngliche Farbe [illegible] **volles Haar** [illegible] **Bombelon & Schmidt in Hamburg.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Bilanz pro 30. Juni 1893.

Aktiva.

	ℳ	₰	ℳ	₰
A. Ständige Fonds				
I. Areale und Fischrechte. In Salach-Süssen	[illegible]	[illegible]		
„ Wildbad	[illegible]	—	57,131	[illegible]
II. Wohngebäude. In Stuttgart	[illegible]	—		
„ Salach-Süssen	[illegible]	—		
„ Wildbad	[illegible]	—	[illegible]	
III. Fabrikgebäude. In Stuttgart	[illegible]	—		
„ Salach-Süssen	[illegible]	[illegible]		
„ Wildbad	[illegible]	[illegible]		
„ Plochingen	[illegible]	[illegible]	1,2[illegible]	[illegible]
IV. Wasserkräfte. In Salach-Süssen	[illegible]	—		
„ Wildbad	[illegible]	—	410,[illegible]	
V. Wasserleitung. In Salach			[illegible]	[illegible]
VI. Maschinen und technische Einrichtungen. In Stuttgart	[illegible]	[illegible]		
„ Salach-Süssen	[illegible]	[illegible]		
„ Wildbad	[illegible]	[illegible]		
„ Plochingen	[illegible]	[illegible]	1,1[illegible]	[illegible]
VII. Inventarien und Utensilien. In Stuttgart	[illegible]	[illegible]		
„ Salach-Süssen	[illegible]	[illegible]		
„ Wildbad	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
VIII. Gasfabrik und Reparaturwerkstätten. In Salach-Süssen	11,[illegible]			
„ Wildbad	[illegible]	—	15,[illegible]	—
IX. Verlags-Kapital (Verlagsrechte)			[illegible]	—
X. Effekten der Reserven. In Stuttgart			[illegible]	—
			[illegible]	[illegible]
B. Betriebs-Fonds.				
I. Kassenbestände. In Stuttgart, Salach und Wildbad	3,310	42		
II. Wechselbestände. In Stuttgart	26,0[illegible]	15		
III. Effekten. In Stuttgart	1,500,000	—		
IV. Kautionseffekten. In Stuttgart	[illegible]	—		
V. Bankguthaben. In Stuttgart und Frankfurt a. M.	[illegible]	[illegible]		
VI. Debitoren. In Stuttgart, Salach und Wildbad	[illegible]	[illegible]		
VII. Vorräte aller Art. In Stuttgart, Salach und Wildbad	[illegible]	[illegible]		
VIII. Vorausbezahlte Assekuranzprämien. In Stuttgart	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
			[illegible]	[illegible]

Passiva.

	ℳ	₰	ℳ	₰
A. Fremde Fonds.				
I. Aktien-Kapital	[illegible]	—		
II. Obligationen	[illegible]	—		
III. Verloste, aber noch nicht eingelöste Obligationen	[illegible]	—		
IV. Unerhobene Obligationen-Zinsen	[illegible]	[illegible]		
V. Kreditoren	[illegible]	[illegible]		
VI. Haftbergewerbe Baustellung	[illegible]	—		
VII. Separatunterstützungskassen der Papierfabriken	[illegible]	[illegible]		
VIII. Allgemeiner Unterstützungs-, resp. Pensions-Fonds	[illegible]	[illegible]		
IX. Kautionskasse Salach-Süssen	[illegible]	—		
X. Unerhobene Dividenden	[illegible]	—	[illegible]	[illegible]
B. Eigene Fonds.				
I. Statutenmäßige Reserve	[illegible]	—		
II. Dividenden-Reserve	[illegible]	—		
III. Amortisations-Fonds: auf Fabriken	[illegible]	[illegible]		
auf Verlagskapital	[illegible]	—	2,720,051	[illegible]
IV. Gewinn-Saldo			[illegible]	[illegible]
			[illegible]	[illegible]

Soll. Gewinn- und Verlust-Conto. Haben.

Soll	ℳ	₰	ℳ	₰	Haben	ℳ	₰	ℳ	₰
An General-Unkosten	[illegible]	[illegible]			Per Saldo-Vortrag vom Vorjahre			[illegible]	
„ Delcredere-Conto	6,366	[illegible]			„ nachträgl. eingegangene, früher abgeschrieb. Posten			[illegible]	
„ Abschreibungen pro 1892/93	[illegible]	[illegible]	[illegible]		„ Brutto-Ertrag der gewerblichen Etablissements			[illegible]	
„ Gewinn-Saldo			[illegible]		„ Netto-Mietertrag der Areale und Wohnhäuser			[illegible]	
					„ Netto-Ertrag des Zinsen-Conto			[illegible]	
			[illegible]					[illegible]	

Vorstehende Bilanz mit Gewinn- und Verlust-Conto haben wir mit den Gesellschafts-Geschäftsbüchern verglichen und mit denselben in vollkommener Uebereinstimmung gefunden.

Stuttgart, den 9. Oktober 1893.

Der Aufsichtsrat:
A. Moser, S. Schott, G. Ebers, A. Müller-Palm, Georg Doertenbach, J. L. Kraut.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Von heute ab kann die auf ℳ 60.— per Aktie festgesetzte **Dividende** per **1892/93** an unserer Kasse, Neckarstraße 121/123, sowie bei den Herren **Doertenbach & Cie.** in **Stuttgart** und „ **v. Erlanger & Söhne** in **Frankfurt a. M.** erhoben werden.

Stuttgart, den 31. Oktober 1893. **Der Vorstand.**

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

71. Band.
Sechsunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Die Schwestern.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Franziska war nicht sentimental und ihre Gedanken gingen nicht zurück in jene Zeiten, wo eine Mutter, das Herz voll heißer Sorgen und Wunschgedanken, dem einzigen Sohn ihrer Seele nahe zu bringen gesucht hatte auf diesen vielen, nun vergilbten Bogen. Wenn diese Mutter das Schicksal des Sohnes und ihrer Briefe geahnt hätte! Der Sohn verdorben und verkommen an fernen Küsten, ihre Briefe von einer fremden, kalten Frauenhand hinabgeworfen zu verbrennbarem Ballast.

Es ist gut, daß Mutteraugen nicht die Zukunft sehen können.

Nun wurde Malve gemeldet. Als sie herein kam, stand Frau Franziska auf.

„Kind," sagte sie wohlwollend vorwurfsvoll, „bei diesem Wetter und nach dem gestrigen Ball!"

Malve schauderte. Sie sah verfroren aus, obschon sie gefahren war. Und da sie sich noch elend fühlte, waren ihre zarten Farben fahl, ihre Augen matt. Franziska dachte ganz kritisch, daß ihre Freundin einen „ungünstigen" Tag habe und daß an der fragilen Schönheit solcher Püppchen eigentlich der Abend, der Lichterglanz und die Toilette das Hauptverdienst habe.

„Ja, es ist schrecklich. Aber ich mußte mich mit Dir aussprechen," sagte Malve und sah sich um.

„Ich räume auf, komm, setz Dich dahin," — sie drückte Malve in einen der tiefen Lehnsessel nächst dem Ofen — „und erlaube, daß ich den Kram da verbrenne, während wir plaudern."

Der große braune Majolikaofen wurde von der Seite geheizt und besaß vorn einen offenen Kaminunterbau. Vor diesem kniete Franziska und warf eine Hand voll zusammengedrückter Papiere hinein. Dann zog sie ein Paar brauner Mousquetairehandschuhe über die weißen Hände und nahm einen Ofenpocker in die Rechte.

Eine hohe, helle Flamme schlug auf. Franziska warf nach und immer nach und stocherte etwa zusammengeballte Blätter locker auf. Und während so hier lustig die Dokumente über ein langes, fleißiges, inhaltreiches Leben verbrannt wurden von spielenden Flammen, sprachen die beiden Frauen.

Malve behielt die Hände fröstelnd in dem Muff,

Photographie-Verlag von Franz Hanfstengl in München.

C. Fröschl: Unser Herzblättchen.

die klamme Temperatur des Zimmers hatte keine Wärmekraft.

„Ich bin in Verzweiflung," begann sie, „niemand kann mir raten, als Du."

„Was ist denn passirt?" fragte Franziska, mit der Linken wieder in den Papierkorb greifend.

„Ich habe erkannt, daß ich sehr unglücklich mit Günther bin."

„Es gibt keine glücklichen Ehen," sprach Franziska weise und warf wohlgezielt ein Päckchen der mütterlichen Briefe in die Flammen.

„Aber ich liebe einen andern," rief Malve weinerlich.

„Das ist gewöhnlich der Fall," sagte Franziska und rührte eifrig den Haufen brennendes und verkohltes Papier auf dem Kaminrost durch einander.

„Aber nun weiß ich, daß auch der andere mich liebt und nicht ohne mich leben kann," sprach Malve und brach in Thränen aus, wobei sie den Muff gegen die Augen drückte.

Eine kurze Stille entstand. Franziska ließ die Linke auf dem Rande des Papierkorbes ruhen, während die Rechte reglos den Griff des Pokers umklammerte. Das Gesicht der knieenden Frau war von der Glut rötlich bestrahlt.

Eine Veränderung ging in den regelmäßig schönen Zügen nicht vor.

„Oswald von Bodmann?" fragte sie langsam.

Malve nickte hinter ihrem Muff heftig.

Franziska fuhr nun in ihrer Verbrennungsarbeit fort und neigte sich nur ein wenig tiefer gegen den Kamin.

„Gestern abend hat er es Dir gesagt — auf eurem Ball?"

„Ja."

„Und was hast Du geantwortet?"

Malve in ihrer Hilflosigkeit ließ sich ein förmliches Verhör gefallen.

„Als er mich bat, ihm Mittel und Wege zu bezeichnen, wo und wann wir uns sehen könnten, sagte ich, er werde von mir hören," berichtete Malve.

„Das war sehr richtig," sagte Franziska, und während sie abermals in den wogenden Flammen stöberte, aus denen der Wind zuweilen ein brennendes Blatt in rasender Schnelle aufsog, hinein in den Schlot, dachte sie:

„Das geht zu weit, mein Lieber. Den Hof machen solltest Du, Dich beschäftigen, aber nicht hinter meinem Rücken Erklärungen machen."

Malve sprach weiter.

„Ich konnte ihm doch nichts Bestimmtes sagen," meinte sie kläglich, „denn ich kann doch nun, da ich mir selbst klar bin, Günther nicht die Wahrheit vorenthalten. Und daß ich mich von Günther scheiden lassen muß, ist doch gewiß. Glaubst Du, daß das leicht ist, daß Günther mich freigibt!"

Frau Franziska verharrte wohl eine Minute lang wie versteinert. Aus ihrem maßlosen Erstaunen rang sich erst allmälich ein Gefühl von mitleidiger Geringschätzung los. Welche dumme, kleine Gans! Sie schien allen Ernstes an einen großen Roman voll Kämpfe mit dem endlichen Sieg einer zweiten Heirat und zwar mit Oswald zu denken.

Aber das Lachen, welches sich ihr schon auf die Lippen drängte, hielt sie noch klug zurück.

Langsam zog ein harter, triumphirender Ausdruck über ihr Gesicht.

„Wir werden sehen," dachte sie.

„Höre, Kind," sprach sie, „natürlich mußt Du es Günther sagen. Aber gönne Dir einige Tage Zeit, laß auch mich nachdenken, damit mir vielleicht ein Einfall kommt, wie Du es Günther am schonendsten beibringst! Denn es ist doch hart für ihn."

Malve weinte sehr. Der Gedanke an Günther rührte und ängstigte sie zugleich. Einige Tage Zeit zu haben, war ihr sehr recht.

Hinausschieben, aufstützen — das ist für die Schwachen eine schöne Erleichterung.

Franziska sprang auf.

„So," sagte sie, sich die Aschespuren vom Kleide schlagend, „das wäre erledigt. So eine Feuerbestattung schriftlichen Nachlasses hat eigentlich etwas Melancholisches. Aber nun komm in mein Zimmer. Ich will Dich ein bißchen pflegen mit Portwein und Konfituren. Du siehst mir zu jammervoll aus."

Und während sie dann in Franziskas Zimmer zusammen aus einer großen Schachtel voll Pralines und Marmelade naschten, erfuhr die ältere Frau allmälich jedes Wort, was aus Bodmanns Mund gekommen war. Ihre Mienen erheiterten sich mehr und mehr, und als Malve nach einer Stunde sehr mutvoll und getröstet davon fuhr, setzte sie sich unverzüglich an ihren Schreibtisch.

Seine Platte war so mit kostbaren Geräten und Photoständern beladen, daß es rätselhaft schien, wie man dazwischen Platz zum Schreiben finden könne.

Franziska nahm das Bild Oswalds heran und betrachtete es lange. Dieses Bild zeigte das stolze Profil des schönen Mannes und hielt mit glücklicher Lebenstreue einen beinahe schwärmerisch weichen Ausdruck fest, der ihm zuweilen eigen war.

Die Frau aber, klug und kaltblütig wie sie war, sah auch jene Züge, welche auf diesem Bild nicht wiedergegeben waren. Sie kannte den Mann besser, als er sich selbst und sie wußte, daß nur das nicht Erreichbare Reiz für ihn hatte. Ihn, den Verwöhnten, konnte nur die fesseln, die ihn verließ.

Mit einem Lächeln stellte sie das Bild auf seinen Platz zurück und auf einen ihrer dicken, gelblichen, glatten Briefbogen schrieb sie mit ihrer flüssigen Handschrift:

„Lieber Freund!

„Die eigentümliche Lage, in welche ich gekommen bin, drängt mir besondere Entschlüsse auf. Seit drei Monaten die Witwe eines Mannes, der mir schon seit mehr als einem Jahre ganz fern steht, ist das Gefühl der Freiheit stärker in mir, als ich es taktvollerweise zeigen kann. Für die Welt bin ich erst seit vier Tagen Witwe.

„Wie Sie wissen, liebe ich es nicht zu heucheln, ebenso wenig aber bin ich im stande, mich pietätlos zu zeigen. Ich entziehe mich diesem Dilemma, indem ich abreise.

„Uebermorgen gehe ich nach Cannes. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß ich niemals zurückkehren und von Cannes aus meinen ganzen hiesigen Hausstand auflösen lassen werde.

„Die warme Freundschaft, welche Sie mir widmeten, hat mich beglückt. Aber sie muß ein Ende haben, nicht nur weil — nach dem Geständnis Malves darf ich es schließen — über Ihre Zukunft in einer Art entschieden ist, daß Sie kaum Zeit und Stimmung mehr haben dürften, an eine alte Freundin zu denken, sondern auch vor allem meinetwegen. Sie sehen, ich bin immer noch Egoistin und denke hauptsächlich an mich.

„Nun, da ich Witwe bin, könnte man unsere harmlose Freundschaft mißdeuten und solche Mißdeutungen könnten mir eines Tages bei der Begründung neuen Glückes störend werden. Denn daß ich noch hoffe, eines Tages Glück zu finden, gestehe ich Ihnen frei. Sie allein werden begreifen, daß es kein Mangel an Zartgefühl ist, wenn ich das schon jetzt ausspreche.

„So leben Sie denn wohl, lieber Oswald. Ich bitte nicht: vergessen Sie mich nicht; ich verspreche nicht: ich will Ihrer denken. Das Leben ist nun einmal so — man vergißt leichter als man denkt. Hat man den Mut, sich das einzugestehen, erspart man sich viel Schmerzen und kann viel ehrlicher und freier einem alten Freund Lebewohl sagen.

„Also: Lebewohl! „Franziska G.-H."

Sie las wieder und wieder, was sie geschrieben und fand, daß sie nicht vollkommen genug ausgedrückt hatte, was sie — nicht sagen wollte! Indessen tröstete sie sich damit, daß Männer niemals eine so „feine Witterung" haben als Frauen. Sehr mußte sie kämpfen, um der Versuchung zu widerstehen, diesen Brief augenblicklich an seine Adresse zu senden. Aber sie sagte sich, daß ein Brief, durch einen Extraboten eine Stunde weit über Land geschickt, nicht mehr vom Empfänger als eine Harmlosigkeit aufgefaßt werden dürfte. Sie bezwang sich, sandte den Brief zur Post und rechnete aus, daß er am andern Morgen früh bei Oswald von Bodmann auf Boden sein werde und daß der Freiherr einige Stunden später bei ihr sein könne.

Und noch bevor die Uhr die Zeit wies, welche Franziska als frühesten möglichen Termin für Bodmanns Eintreffen sich ausgerechnet, meldete man ihr den Freund.

Mit einem liebenswürdigen Lächeln trat sie ihm entgegen.

„Das ist wirklich hübsch von Ihnen," sprach sie anerkennend, „daß Sie mir noch persönlich Lebewohl sagen."

Bodmann sah ärgerlich aus.

„O, ich will Ihnen gar nicht Lebewohl sagen, sondern Ihnen diese thörichte Idee vom Abreisen ausreden und außerdem habe ich noch ein Dutzend Dinge zu fragen und aufzuklären."

Franziska wußte ganz genau, was das für Dinge waren.

„Also noch eine feierliche Abschiedsbeichte," scherzte sie, „denn beim Abschied muß es wohl bleiben. Aber ich denke, Sie frühstücken mit mir. Zwischen Käse und Birne ist man mitteilsamer und vergebungsfroher — das heißt, wenn überhaupt etwas zu vergeben ist. Wie käme ich dazu, Ihnen Vorwürfe machen zu dürfen über eine neue Herzenswahl. Ich, die ich so genau weiß, daß Träume keine Dauer haben! Aber Sie wissen ja, ich bin ein wenig Philosoph und habe stets die Ansicht verfochten, daß man aus schönen Träumen nicht notwendig in trübseliger Stimmung zu erwachen braucht, sondern daß man eher dem Schicksal Dank schuldet für angenehm hinweg getäuschte Stunden. Sie verzeihen eine Minute, ich will anordnen, daß man noch ein Gedeck auflegt."

Sie pflegte sonst nicht um einer solchen Anordnung willen sich selbst zu bemühen, aber sie fand es besser, Bodmann einige Augenblicke sich selbst zu überlassen.

Er ging im Zimmer auf und ab, in einer Stimmung, die mehr zornig gegen sich und andere war als gerade traurig. Er war sehr übler Laune. Und in diese kam er immer, wenn er sah, daß die kleinen Unterhaltungen seines abwechslungsbedürftigen Herzens von einer Heldin desselben tragisch genommen wurden.

Offenbar, diese kleine Malve hatte seine Worte pathetisch aufgefaßt und brühwarm der Freundin übertragen.

Wie er diese mitteilsamen Weiberfreundschaften haßte. Es war etwas so Kindisches darin.

Franziska wäre nie zu solchen Vertrauensseligkeiten fähig. Dazu war sie zu selbstbeherrscht und taktvoll.

Bis jetzt hatte er sich in dem festen Glauben unendlich wohl gefühlt, daß Franziska ihm leidenschaftlich liebe, aber ihre Gefühle mit vollendeter Klugheit verberge, um sich so wenigstens an seiner Gegenwart zu freuen. Es hatte ihm unendlich geschmeichelt, der Gegenstand stiller aber heißer Kämpfe zu sein. Und es war dabei eine so bequeme Freude gewesen. Franziska beanspruchte nie seine Aufmerksamkeiten, war nie eifersüchtig auf die Damen, denen er huldigte, ja, sie machte sich beinahe zum Agenten seiner Liebenswürdigkeit, indem sie dieselbe überall diskret zu preisen wußte.

Also, das war Täuschung gewesen. Franziska liebte ihn gar nicht mehr. Sie hatte ihm das nicht nur in ihrem Brief angedeutet, sondern auch durch ihre Worte von den „Träumen" zu verstehen gegeben. Wie würde sie sich auch sonst freiwillig auf Reisen begeben und für lange Zeit, vielleicht für immer, Abschied von ihm nehmen.

Er traute keiner Frau die Kraft zu, freiwillig auf ihn zu verzichten. That sie es, so machte sie sich eben nichts mehr aus ihm.

„Ich bitte," sagte Franziska, indem sie die Thür öffnete, welche ins Eßzimmer führte.

Bodmann, etwas nervös und frostig, trat ein.

Inmitten des länglichen Zimmers stand ein gedeckter Tisch, beladen mit Silber und Kristall, so daß spielende Lichtreflexe zwischen all den schönen Gegenständen flimmerten. Eine venetianische Krone von kristallenem Glase hing vom Plafond herab über den Tisch. In den Blumenkelchen brannten die Lichter. Die Vorhänge vor den Fenstern waren fest zusammengezogen, es waren kostbare Stoffe von gelblicher Seide mit bunten Arabesken durchstickt. An den Wänden, die mit Freskomalereien und Stuck verziert waren, standen seltsame Möbel von großen Formen, deren dunkles Holz mit Nägelbeschlag wirkungsvoll verziert war. Auf dem Kredenzschrank befanden sich zwei dickbäuchige Lampen, neben der kleinen Tafel stand eine Pharuslampe, aus deren breitem Dach von Seide und Spitzen das Licht träumerisch hervorschimmerte, und im Kamin endlich loderte ein großes Holzfeuer.

„Im Winter speise ich immer bei Licht; auch die Frühmahlzeiten mag ich nicht nehmen, wenn so ein frostiger Novembertag durchs Fenster guckt,“ sagte Franziska.

In seiner unbehaglichen Stimmung empfand Bodmann die schöne, lichtvolle, warme Umgebung doppelt tröstlich.

Und den Verkehr mit dieser geschmackvollen und verständigen Frau sollte er fortan entbehren? Das war mehr als Pech. Und so ganz einfach und selbstverständlich hatte sie sich von seinem Einfluß emanzipirt. Während er sich einbildete, ihr Herzklopfen zu kosten, dachte sie schon an eine neue und andere Lebensgestaltung.

Während der Diener ab und zu ging, plauderte Franziska von ihrer bevorstehenden Reise und setzte dem Freund so klar auseinander, daß reisen für sie jetzt das Schicklichste, Bequemste und Tröstlichste sei, daß er wohl merkte, hieran war nichts zu ändern.

Natürlich, wenn die offizielle Trauerzeit vorüber war, würden sich der schönen Frau schon überall Thüren und Herzen öffnen. Wer weiß, wie bald sie ihm dann aus alter Freundschaft eine Verlobungsanzeige schickte.

Während er bedächtig einen Schluck Portwein trank, sah er über dem Rand des Glases zu ihr hin, mit einem besonderen, eindringlichen Blick, den sie unbefangen lächelnd zurückgab. Und während er sich dann die Tropfen aus dem blonden Schnurrbart wischte, dachte er:

„Also vollkommen Asche. Sollte sich kein Fünkchen wieder zur Flamme entfachen lassen?“

Der Versuch konnte ganz reizvoll sein. Beinahe schien es Oswald, als sei er solchen Versuch seinem eigenen Selbstbewußtsein schuldig.

Die Anwesenheit des Dieners ärgerte ihn, es war nicht möglich, ein Gespräch auszuspinnen. War der Mensch eben hinausgegangen und Oswald hatte eine Bemerkung gemacht, an die man dann allerlei Reminiszenzen hätte knüpfen können, kam er schon wieder.

„Das Menü Ihres Frühstücks scheint endlos,“ sagte er endlich.

„Da es das letzte ist, welches Sie bei mir einnehmen, habe ich der Köchin befohlen, die Speisekammer zu plündern,“ sprach Franziska heiter.

„Die Henkersmahlzeit scheint gar keinerlei Wehmutsgefühle bei Ihnen zu erwecken?“ fragte er.

„Nein. Im Gegenteil, ein harmonisches Freudegefühl. Ich gehe anregenden Zeiten entgegen; ich scheide völlig hon camerade von einem bewährten Freund, dessen Herz ich beglückt weiß von der Gegenliebe der umworbenen Frau; ich bin sicher, daß er alle Hindernisse besiegen und sie eines Tages heimführen wird — also weshalb soll ich nicht von Zufriedenheit mich gleichsam innerlich verklärt fühlen?“

„Erlauben Sie,“ begann Oswald gereizt. „diese kleine Malve scheint das bißchen ritterliche Verehrung, die ich ihr zu Füßen lege, denn doch zu verpflichtend aufzufassen.“

Franziska ließ ihre Hände, die gerade liebkosend mit einem Apfel gespielt hatten, neben ihren Teller niedersinken.

„Erlauben auch Sie,“ sagte sie, „daß ich finde, die ‚ritterliche Verehrung‘ fand denn doch im Gartenpavillon der Frau Dallmer einen recht beredten Ausdruck.“

„Also richtig, jedes Wort übertragen,“ dachte Bodmann. „Und wer weiß, ob mir das nicht bei Franziska den Rest gegeben.“

„Malve, diese frohe Botschaft kann ich Ihnen verkünden — da, küssen Sie mir dankbar die Hand,“ und sie streckte ihre weißen, schlanken Finger über die Flaschen und Fruchtschalen zu ihm hin, „Malve liebt Sie sehr. Sie wird mit ihrem Mann sprechen, ihre Freiheit erbitten und eine Scheidung nachsuchen, um die Ihre zu sein.“

„Ist die Frau von Sinnen,“ rief Oswald von Bodmann. „Davon habe ich noch kein Wort gesagt.“

Franziska zuckte die Achseln. In ihren Madonnenaugen blitzte es sonderbar auf.

„Malve ist eben eine kleine, thörichte, unverdorbene und gläubige Seele. Sie meint Liebe und Leben, das gehört immer zusammen. Ein Abenteuer — ja, lieber Bodmann, das kennt und begreift sie nicht. Sie würde eher sterben, als sich auf ein solches einlassen. Sie nimmt den Fall als Tragödie. Sie ist eben ein bißchen schwerfällig.“

Der maßlose Schrecken des Mannes verhinderte ihn, die Bitterkeit in Franziskas Stimme zu vernehmen.

„Auf ein Herz mehr oder weniger kommt es ja nicht an,“ fuhr Franziska mit einem Lächeln voll Ironie fort. „Das ist Männerart und offenbar auch Männerrecht, damit zu spielen. Allein bei der kleinen Malve thäte mir's doch beinahe leid, wenn es nur wieder ein Sportsieg gewesen sein sollte.“

„Aber ich schwöre Ihnen, daß ich außer mir bin vor Reue und Zorn. Nun denn ja, es ließ mir keine Ruhe, ich mußte der armen Frau, die ein Opfer dieses Tyrannen von Gatten ist, ein bißchen Trost bringen. Es ist eine so schöne Aufgabe, unglückliche Frauen zu trösten . . .“

„Und so dankbar,“ schaltete Franziska mit wahrhafter Impertinenz ein.

„Aber daß die Frau das gleich als Drama in fünf Akten ausarbeiten würde, ließ ich mir nicht träumen. Glauben Sie mir, Liebste, in diesem Augenblick ist die ganze Aufwallung verpufft. Ich empfinde sogar eine lebhafte Abneigung.“

„Wie immer gegen die Frau, die Dir unbequem wird,“ dachte Franziska, sagte aber: „Das glaube ich nicht.“

Der Diener kam mit Kaffee.

„Ich werde es Ihnen beweisen,“ rief er.

„Schade, daß Sie dazu keine Gelegenheit haben. Ich reise ja morgen.“

„Wohin zunächst?“

„Gleich direkt nach Cannes.“

„Gut. Dort werden Sie den ganz unwiderlegbaren Beweis empfangen, daß ich die Nähe der Person meide, von welcher wir eben sprachen.“

„Fritz, noch Zucker,“ sagte Franziska dem Diener. Und ihre Finger zitterten nicht, als sie das Mokkatäßchen an die Lippen hob.

Sie wußte jetzt gewiß, daß Oswald von Bodmann ihr nach Cannes folgen werde, und daß sie gewonnen hatte.

Die Uhr schlug zwei. Franziska that, als erschrecke sie.

„Ich muß Sie fortschicken, lieber Baron,“ sagte sie, „ganz ungezogen einfach fortschicken. Stellen Sie sich vor, was ich noch alles zu thun habe.“

Oswald von Bodmann stand sofort auf.

„Sie werden von mir hören,“ sagte er, „ich nehme keinen Abschied.“

Sie hob abwehrend beide Hände.

„O,“ sprach sie ernsthaft, „an meinen Brief denken! Ja, bitte! Keine Versprechungen trenen Gedenkens. Da braucht man keine zu brechen.“

„Noch eines bitte ich Sie,“ flüsterte er, denn dieser Fritz rührte sich nicht aus dem Zimmer und Franziska ihrerseits machte keine Miene, ihn erst noch in den Salon zu führen, „geben Sie Ihrer Freundin zu verstehen, daß ich — daß nur eine Aufwallung —“

„Verlassen Sie sich auf mich. Ich ordne Ihnen die Sache.“

„O, Sie sind die einzige Frau, die mit völligster Weiblichkeit männlichen Verstand verbindet,“ sagte er.

Sie ging mit ihm bis zur Thür, die vom Eßzimmer direkt auf den Flur führte.

So konnte er ihr nur noch respektvoll die Hand küssen.

Franziska aber ging hoch erhobenen Hauptes in ihr Zimmer. Sie wußte, nach den reizenden beiden Stunden im künstlerisch schönen, warmen, hellen Raum, nach all dem verständigen Geplauder über das, was seinen Lebensinhalt ausmachte, nämlich über Frauen und Liebe, fühlte er sich jetzt draußen im naßkalten Novembernebel angeödet vom ganzen Dasein. Und die Scheu vor Konflikten, die Malve herbeiführen konnte, würde ihn gar nicht mehr zum Behagen kommen lassen, außer in ihrer, Franziskas Nähe.

In ihr war etwas von der nervösen Erregung des Siegers, der bei einem Sportwettkampfe der erste am Ziel geworden ist.

Aber das Vergnügen, andern vielleicht einen heißbegehrten Preis wegzunehmen, war noch klein neben dem Triumphgefühl, den Mann selbst besiegt zu haben. Gegen alle seine Grundsätze, trotz seiner festen Ansichten, denn Oswald von Bodmann pflegte oft zu erklären, daß man sich nie in dieselbe Frau zweimal verlieben müsse. Das zweitemal laufe man Gefahr, in unzerreißbare Ketten gelegt zu werden.

In welcher Form sie nun ihr gegebenes Versprechen einlösen sollte, Malves „Romanideen“ zur nüchternen Wirklichkeit zurückzuführen, war eine Frage, die sie lange beschäftigte. Endlich hatte sie sich den wahrscheinlichen Verlauf der Angelegenheit zurechtgelegt.

Ein böses Lächeln flog über ihr Gesicht und entstellte die vornehmen Züge.

Sie dachte Malve sich selbst zu überlassen, das war das sicherste Mittel. Malve würde sich vollkommen hilflos fühlen; ihre Unruhe und Angst sowie die kindische Vertrauensbedürftigkeit würde sie schon von selbst dazu treiben, sich Günther zu offenbaren. Und jetzt, jetzt wünschte Franziska glühend, daß er erführe — o, wie sie ihm die Demütigung gönnte. Der Gedanke, daß der Mann, der sie einst verschmäht, noch mehr als er schon gethan, leiden werde, sättigte sie förmlich.

Sie zweifelte gar nicht, daß Günther voll Zorn oder vielleicht gar mit dem edlen Pathos der Entsagung Malve freigeben werde, um dann alsbald zu erfahren, daß niemand Wert darauf lege, Malve frei zu sehen.

Franziska schrieb einige Zeilen an Malve, einen kurzen Abschied nahm sie, mit dem Versprechen, von Cannes aus zu schreiben.

Als der Brief fort war, kam ein kleines Mitleidsgefühl mit der jungen Frau in ihre Seele.

Sie hielt etwas von Malve, sie hatte sie auf ihre kalte Art sogar lieb.

„Ach was,“ tröstete sie sich dann, „sie muß sich eben auch erst durchkämpfen. Ohne etliche Thränen und Wunden werden wir Frauenzimmer doch nicht gescheit.“

IX.

Franziska Görne-Helfeld hatte ganz richtig berechnet, daß Malve in einen Zustand der völligsten Hilflosigkeit geraten werde.

Es war ein düsterer Morgen, als man ihr den Brief brachte. Sie saß mit Günther am Kaffeetisch und er beobachtete sorgenvoll, daß der fremde Leidenszug noch immer nicht aus ihren Zügen wich und daß die Stirn jenen gelblichen Schimmer behalten hatte, den er nach der Ballnacht zuerst bemerkt. Er dachte schon daran, ob er einmal mit Doktor Eiche sprechen solle.

Malve las den Brief.

„Meine süße, kleine Freundin! Denke Dir, ich reise ab — was man so nennt Knall und Fall. Nicht einmal Zeit hatte ich, Dich armes Schäfchen in meine Arme zu nehmen und Dir Rat und Trost zu spenden. Nun, Dein eheliches Herzchen findet schon allein das Richtige. Ich schreibe Dir bald von Cannes aus, wohin ich auch poste restante Nachrichten von Dir erbitte. So lange bezwinge noch Deine Neugier auf die Gründe dieser Prestissimofahrt ins Blaue hinein. Deine Franziska.“

Malve brach in Thränen aus.

„Was ist Dir? Was hat man Dir mitgeteilt?“ fragte Günther, der ein Zeitungsblatt vor sich gehalten, ohne gesammelt lesen zu können.

Malve stützte die Ellenbogen auf den Tisch und schluchzte in ihr Taschentuch hinein, welches sie in den Händen hielt.

Früher hätte Günther unbefangen den entfaltet auf der Tischplatte liegenden Brief aufgenommen und gelesen. Jetzt verbot ihm das ein Gefühl der Zurückhaltung. Er fragte noch einmal eindringlich nach dem Grunde ihrer Thränen.

„Mich zu verlassen, gerade jetzt — gerade jetzt,“ jammerte Malve.

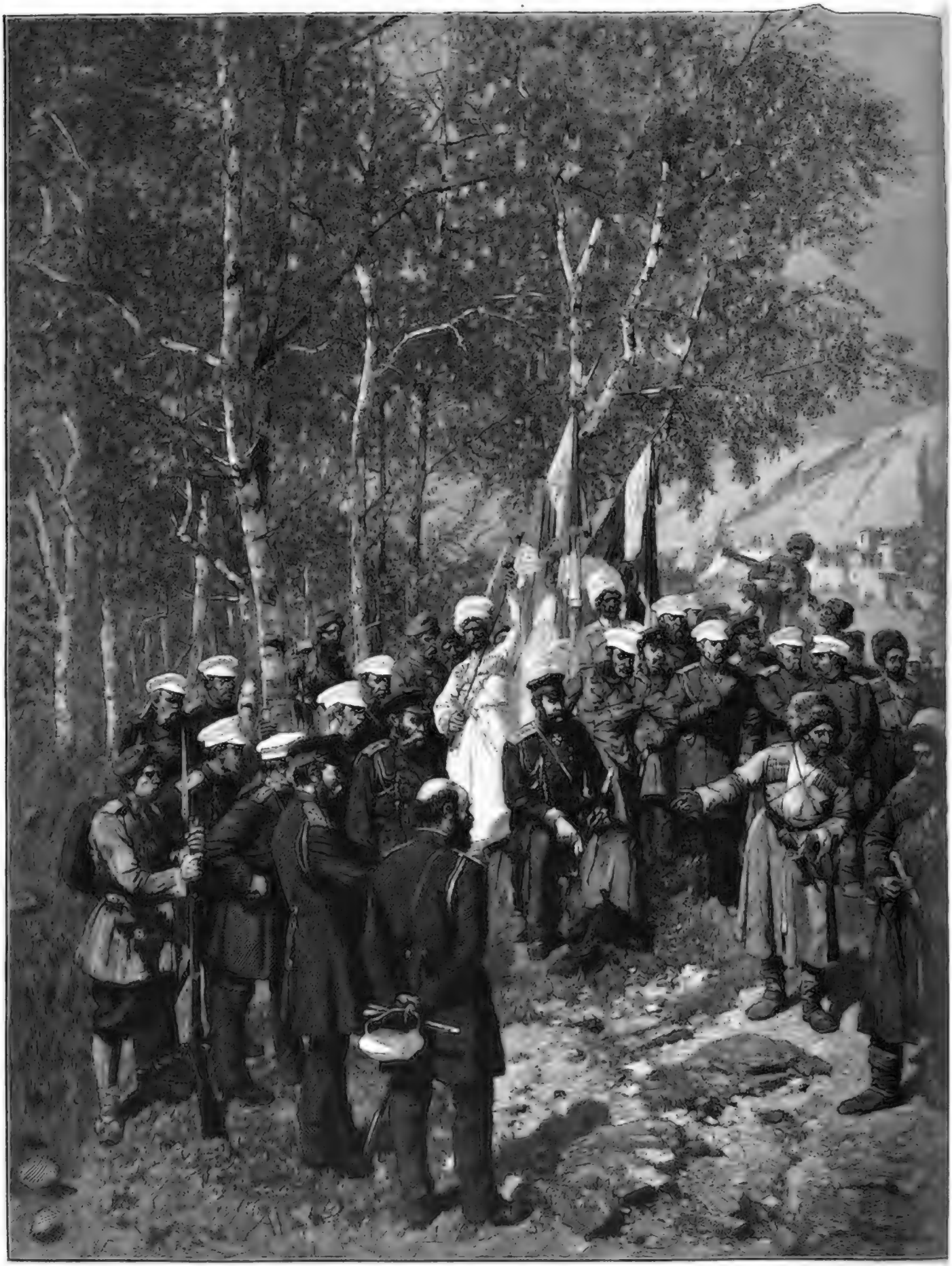
„Wer hat Dich verlassen?“ fragte er milde.

„Franziska — und gerade jetzt, wo ich ihren Rat und ihre Erfahrung so nötig hatte und sie wußte das und ist doch gegangen!“ rief Malve.

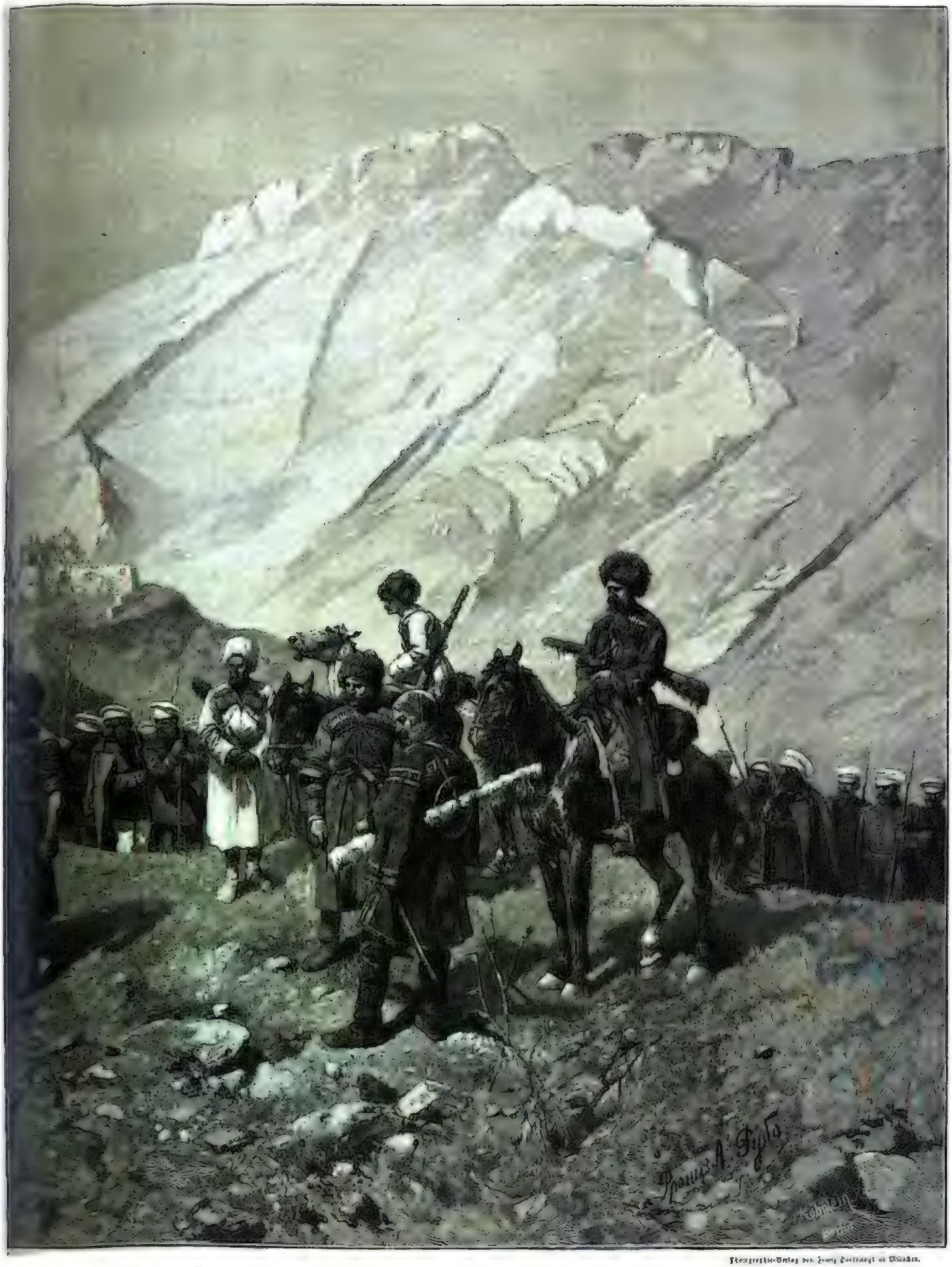
„Nun,“ sprach er ruhig und zärtlich zugleich, „wenn sie wußte, mein armes Kind, daß Du ihrer bedurftest und ist doch gegangen, sie, die so freie Herrin ihres Bleibens und Gehens ist, wie selten ein Mensch, so hast Du eben den Beweis erhalten, daß ihre Freundschaft für Dich nicht echt ist.“

Diese einfache Logik machte Malve so betroffen, daß sie einen Augenblick zu weinen aufhörte und ihren Mann ansah.

(Fortsetzung folgt.)



Franz Roubaud: Gefangenna



Kunstgrafik-Verlag von Franz Hanfstängl in München.

s durch General Bariatinski.

Unser Herzblättchen.

(Hiezu das Bild Seite 157.)

Es war ein bißchen blaß geworden, unser Herzblättchen, in der dicken, schweren Luft der Großstadt. Und gerne folgten wir dem Rate des Hausarztes, der zur Stärkung der Kleinen, wie zur Erholung der Eltern selbst einen Aufenthalt in einem Nordseebade dringend empfahl. Nicht ein Modebad sollten wir aufsuchen, sondern einen recht stillen Ort, wo die Kinder tagelang ohne lästige Aufsicht sich am Strande herumtreiben, im Sande spielen, Muscheln suchen und dabei den ganzen Tag die kräftige Meerluft mit vollen Zügen einatmen könnten. So ging's denn in munterer Fahrt den Rhein hinab; was machte unser Herzblättchen für große Augen beim Anblick des mächtigen Doms zu Köln! Dann wurde Rast in der schönen Stadt Hamburg gemacht und Herzblättchen jubelte beim Anblick der stolzen Schwäne auf dem Alsterbecken und der noch stolzeren Kauffahrteischiffe im Hafen. Und es war fast nicht mehr zu bändigen, als wir an unserem Endziele, zu Amrum, angelangt, waren. In aller Gottesfrühe schon trieb sie's jeden Morgen zum Strande hinaus, wo sie mit rasch gewonnenen Freundinnen emsig arbeitend Wasserleitungen im Sand anlegte, einen kleinen Nordostseekanal baute, Schlösser, Burgen und Landhäuser errichtete, Besuche der Nachbarinnen empfing und zurückgab. Ein weiße Helgoländer Haube mußte alsbald als unentbehrlichster Toilettegegenstand beschafft werden; mit der übrigen Kleidung hielt sie's weniger streng, Aermchen und Beinchen durften in Gottes Namen unbedeckt bleiben, sie wurden ja bei den Wasserarbeiten jeden Augenblick vom Seewasser heimgesucht; unumgänglich notwendig aber war, sollte die Haut des Gesichtchens nicht auf Jahre hinaus von der Sonne gebräunt werden, ein mächtiger roter Schirm. Diesen, wie ihren teuersten Liebling fest im Arme haltend, Gesundheit strahlend in den Augen und auf den Wangen, dies war das Bild unseres Herzblättchens nach einer Woche bereits, und wir hoffen, der Winter werde noch von der guten Wirkung unseres Ausflugs an das deutsche Meer zeugen. W.

Die Gefangennahme Schamyls.

(Hiezu das Bild Seite 160 und 161.)

Nur dem entfachten religiösen Fanatismus hatte es Schamyl zu danken, daß er durch so lange Zeit in der Lage war, dem mächtigen Zarenreiche wirksam Trotz zu bieten. Fürst Woronzow, durch die traurigen Erfahrungen nach der Einnahme von Dargo gewitzigt, blieb von da an unerschütterlich bei seinem System der langsamen, geduldigen Cernirung, und in Petersburg war man zur Einsicht gekommen, daß sein Plan eher einen Erfolg verspricht als das ungestüme Offensivsystem, mit Aufopferung von tausenden der besten Truppen.

Bei diesem stetigen Vordringen fiel nach und nach eine ganz ansehnliche Zahl von befestigten Auls in die Hände der Russen, und man gebrauchte die Vorsicht, bei jedem Vorgehen große, breite Tranchéen in die Wälder zu hauen, so daß dem Feinde das Gebiet der Schlupfwinkel immer mehr zugestutzt wurde.

Der Krimkrieg, der 1853 losbrach, hinderte Woronzow insofern in der Weiterverfolgung seines Planes, als er sich begnügen mußte, das Gewonnene festzuhalten, ohne das Werk während dieser Zeit seinem Ende zuführen zu können. Erst seinem Nachfolger war das vorbehalten; Fürst Barjatinskji fand aber auch alles so trefflich vorbereitet, daß er nicht mehr mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte wie sein Vorgänger.

Der erste bedeutungsvolle Sieg war 1858 die Einnahme von Weden, der Residenz Schamyls. Der Prophet wurde so hart bedrängt, daß er nur noch sein Heil in der Flucht finden konnte, die er unter allerlei märchenhaften Abenteuern glücklich bewerkstelligte. Die Seinen wurden zum großen Teil niedergehauen und gefangen. Die versprengten Reste retteten sich über alle Berge und Schamyl selbst irrte den ganzen Winter hindurch in den wilden Felsschluchten allein und verlassen umher.

Erst im Sommer gelang es ihm wieder, einzelne seiner Anhänger zu sammeln und mit diesen auf Werbung in die benachbarten östlichen Teile des Daghestan zu ziehen. Mittlerweile jedoch hatten sich bereits viele Stämme den Russen unterworfen und das Ansehen des Propheten war durch die große Schlappe so gesunken, daß er nicht mehr den Enthusiasmus fand wie damals, als er, den heiligen Krieg predigend, allenthalben mit Jubel und Begeisterung aufgenommen wurde. Allah wollte nicht mehr mit sichtbaren „Zeichen" nachhelfen, um für Schamyl das Zeugnis abzulegen, daß er ein Himmelgesandter sei. Außerdem sparte man russischerseits nicht mit der Belohnung solcher ehemaligen Parteigänger des Imams, die sich unterwarfen oder gar ihre Dienste anboten. Nur mit Mühe und Not gelang es also Schamyl, noch ein Häuflein Getreuer um sich zu sammeln, die in der Felsenburg Gunib festen Fuß faßten. Barjatinskji begriff sogleich die Sachlage: gelang es, hier dem Führer noch einmal eine Niederlage beizubringen, dann hatte derselbe seine Rolle ausgespielt; wollte es hingegen das Glück, daß Schamyl noch einmal erfolgreich Widerstand leistete, dann war nur zu sehr zu befürchten, daß sein Stern wieder aufglänzte und daß die noch schwankenden Bergvölker in der Tschetnaja und selbst in Ossetien sich um ihn scharten. Es hieß somit einen entscheidenden Schlag versuchen, und so zog denn das ganze Corps gegen Gunib heran, um hier eine waghalsige Belagerung zu unternehmen.

Immer enger zog sich der Kreis der Belagerer zusammen; Tag und Nacht wurde gearbeitet, Schritt für Schritt galt es die Positionen gewinnen, und es gehörte thatsächlich die ganze Ausdauer und Aufopferungskraft des russischen Soldaten dazu, um zum Ziel zu gelangen.

Am 25. August (6. September) endlich konnte das Zeichen zum Sturm gegeben werden, und dieser Tag war wohl der heißeste, den es noch bisher im ganzen Kampfe gegen die Guerillas gegeben hatte. Der Reihe nach fielen die Vorwerke in die Hände der Russen, und Schamyl zog sich mit den letzten Anhängern gegen das Zentrum seiner Festung zurück; jeder Fuß breit Boden kostete den Anstürmern schwere Opfer an Toten und Verwundeten. Schließlich aber gab es keinen Ausweg mehr, und da sah nun Schamyl, daß ihn sein Glück endgiltig verlassen hatte.

Ein einziger lauter Jubelschrei, der in den Bergen einen tausendfachen Widerhall fand, verkündete dem Befehlshaber, daß die Macht des Schrecklichen, des Unbezwingbaren, gebrochen sei.

Fürst Barjatinskji hatte strengen Befehl gegeben, den Imam, wenn es möglich wäre, zu schonen, und dieser Befehl war auch respektirt worden. Kein Haar wurde ihm gekrümmt, nicht einmal seine Waffen wurden ihm genommen — in voller Kampfrüstung, wie er war, brachte man ihn vor den Fürsten.

Der Prophet selbst war gefaßt, daß man nun zur höheren Weihe des Sieges sein Haupt dem Befehlshaber vor die Füße legen werde — niemand war also erstaunter als er, da man ihm die Ehren eines gefangenen Helden erwies. Allerdings wurde er in Gewahrsam behalten, bis bestimmte Befehle aus Petersburg eintrafen, allein man ließ es dem Gefangenen an nichts fehlen und nichts deutete darauf hin, daß Rußland gesonnen sei, ihn für das Blut der Tausende büßen zu lassen, das er auf dem Gewissen trug. Es sollte auch bei dem Triumphe, ihn gebändigt zu haben, bleiben, und das war wieder ein diplomatischer Meisterzug, der mehr zur Pazifizirung des Landes beitrug, als wenn man ein abschreckendes Beispiel aufgestellt hätte.

Die Befehle aus Petersburg ließen nicht lange auf sich warten: Schamyl war nach Kaluga, der Hauptstadt des gleichnamigen großrussischen Gouvernements, zu bringen, um dort seinen Aufenthalt zu nehmen.

Zehn Jahre fast verbrachte er an jenem Orte in stiller Zurückgezogenheit; dann erhielt er auf sein Ansuchen die Erlaubnis, nach Mekka überzusiedeln, wo er bis zu seinem Lebensende — er starb 1871 — blieb.

Ein Sohn aus seiner zweiten Ehe stand im russisch-türkischen Feldzuge 1877 als Reiterführer im Dienste der Pforte, aber der Glanz des Namens Schamyl war erloschen, er hatte seinen Zauber verloren, und so spielte denn sein Nachkomme in keiner Weise eine Rolle von Wichtigkeit.

A. [illegible]

Die Orientreise des Großfürsten-Thronfolger.

(Hiezu das Bild Seite 164.)

Wie in den letzten Dezennien sich immer mehrenden größeren Reisen hoher fürstlicher Persönlichkeiten haben eine ganz eigenartige Reiseliteratur hervorgerufen, die vor den Schilderungen gewöhnlicher Reisenden den Vorzug hat, daß darin gar manches beschrieben ist, was ein einfacher Sterblicher kaum zu sehen bekommt. Dieser Literaturzweig hat jetzt eine wertvolle Bereicherung durch ein hochinteressantes Prachtwerk erfahren, in dem die von dem russischen Thronfolger in den Jahren 1890—91 unternommene Reise nach Asien beschrieben wird. Das russische Originalwerk führt den Titel Na Wostok, Ins Morgenland, während bei F. A. Brockhaus in Leipzig eine deutsche Prachtausgabe in zwei Bänden erschienen ist, unter dem Titel: „Orientreise Seiner Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten-Thronfolgers Nikolaus Alexandrowitsch von Rußland 1890—91." Im Auftrage Seiner Kaiserlichen Hoheit verfaßt von Fürst E. Uchtomskij. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Hermann Brunnhofer. Die zwei Bände, in 60 Lieferungen à 1 Mark 50 Pfennig erschienen, bilden mit ihren 120 ganzseitigen Separatbildern, 280 Textbildern, 8 Kunstblättern in Stahlstich und mehreren Karten ein Prachtwerk im besten Sinne des Wortes. Der als Dichter und Philosoph bekannte Verfasser, Fürst E. Uchtomskij, hat es verstanden, in kurzen Zügen anschauliche Charakterbilder von den verschiedenen Ländern und ihren Bewohnern zu geben und so eine mehr als fesselnde Unterhaltung geboten, die nicht nur in der Oberfläche der schnell vorüberziehenden Erscheinungen haften bleibt, sondern vielfach in die Tiefe geht. Die Illustrationen sind von Nikolaus Karasin mit genialer Hand entworfen, der seinen Ruf als ausgezeichneter Illustrator in jener Zeit erwarb, als die Russen Chiwa bekriegten. Als Probe bringen wir das prachtvolle ganzseitige Bild: Am Kaiserhofe im alten Delhi. Der Zeichner führt uns in das einst so mächtige und glanzvolle Delhi, die „Mutter der indo-arischen Städte", das an Zauber und Ruhm die meisten der historischen Orte Indiens übertrifft und an Alter manche Geburtsstätte der Weltkultur überragt. Dort befinden sich noch die vereinsamten Paläste der gewaltigen Großmogule von Indien, deren Ruhm die ganze Welt durchhallte. Noch jetzt zeugen die verlassenen Räume von ihrer ehemaligen Pracht, welche Karasin in genialer Weise auf seinem Bilde zum Ausdruck gebracht hat. Lassen wir jetzt den Fürsten Uchtomskij selbst sprechen:

„Versetzen wir uns ins siebenzehnte Jahrhundert! Delhi liegt halb in Trümmern. Der Enkel Akbars, Schah Dschahan, beschließt, die alte Hauptstadt neu auferstehen zu lassen. Zu seinen grandiosen Bauten wählt er aber nicht die Fläche des alten Dehli, sondern jene Stätte, wo noch heute die Citadelle, der Mogulpalast und die Moscheen sich erheben. Die Eingeborenen nannten dieses neue politische Zentrum „Dschahanabad", und dieser Name hat sich unter dem Volke forterhalten.

In diese äußerlich düstere, an innerer Pracht aber glänzende Burg kamen Tag für Tag die Emirs (Omra), die Radschas, die mohammedanischen Statthalter und die unabhängigen heidnischen Fürsten. „Der Weltherrscher ist erwacht!" „Der Machthaber aller Machthaber hat die Höflinge eines Blickes und freundlichen Zuwinkens gewürdigt." „Die leibhaftige Gerechtigkeit zürnt!" Dies waren ungefähr die Gedanken der zur Audienz Eilenden.

Dumpfes Trommelrollen und der Klang von Cymbeln drang beständig zum Ohre des Moguls. Es war der Gruß, mit dem die Wache die vornehmen Unterthanen des Kaisers bewillkommte. Da erschien er selbst in ihrer Mitte, der Haremsintriguen überdrüssig . . .

Er trägt einen Turban von golddurchwirktem Musselin, mit einem unschätzbaren Topas als Zier. Er ist in weißen, gemusterten Atlas gekleidet, die nackten Füße stecken in leichten Pantoffeln. Der Herrscher von Hindostan setzt sich auf den mit echten Edelsteinen übersäten „Pfauenthron". Ein Sohn oder ein Lieblingseunuche fächelt ihm Kühlung zu; und er, still und in sich gekehrt, streng und kalt wie ein Bildnis aus Stein, peinigt die glänzende Versammlung durch seine lange Schweigsamkeit und seinen starren Blick.

Zuweilen geschah es, daß irgend ein staunender Gesandter aus der Fremde oder ein unterworfener Hindufeldherr in dieses diamantenfunkelnde Zauberschloß hineingeführt wurde. Das grelle Lichtmeer, die devot gebückte Haltung der Moslim, die stolze Geberde der radschputanischen Krieger, die gleichsam versteinerte Stellung des Monarchen — dies alles mußte blendend und erschütternd wirken. Aus Abessinien und dem nubischen Samarland, von den Scherifs von Mekka und vom persischen Hofe wurden nach Dehli und Agra Gesandtschaften mit Geschenken geschickt.

Friedensschild.

(Hiezu das Bild Seite 171.)

Kaum jemals hat die Welt so häufige Friedensversicherungen gehört wie in den Herbsttagen dieses Jahres, da der deutsche Kaiser zuerst in Begleitung des italienischen Kronprinzen die Kriegsübungen an Rhein und Mosel, in Baden und Württemberg, dann mit seinem Verbündeten, Kaiser Franz Joseph I., den noch großartigeren Uebungen des österreichisch-ungarischen Heeres in Güns anwohnte, die englische und italienische Flotte im Mittelmeer sich gegenseitig besuchten und verbrüderten, und die russische Kriegsflotte zu Toulon, Marseille und in der Person ihrer Befehlshaber zu Paris von Regierung, Heer und Volk Frankreichs mit überschwenglichen Freundschaftshuldigungen gefeiert wurde. Mag im letzteren Fall der Wille zur Freundschaft stärker und aufrichtiger gewesen sein als der Wille zum allgemeinen Frieden, so erscheint der letztere jedenfalls zum Heil Europas hinreichend verbürgt durch die Macht, die ihm in dem Dreibund zu Gebote steht. Und man darf bei des letzteren Wahlspruch: „In trinitate pax" wohl auch an jenen Wahlspruch denken, den der Schöpfer des Dreibundes, Bismarck, in seinem Wappen führt: „In trinitate robur".

Künstlerisch versinnbildlicht ist nun der Dreibund in dem schönen „Friedensschild", der zur rechten Zeit aus der Stuttgarter Gravir- und Prägeanstalt Herrn W. Mayer, der wir auch den in Chicago preisgekrönten „Columbusschild" verdanken, hervorgegangen ist, entworfen und modellirt von Herrn H. Durich an der Kasseler Kunstgewerbeschule, der neuestens auch ein gleichfalls in der Mayerschen Kunstanstalt ausgeführtes, prächtiges Bismarckrelief geschaffen. Dieser Friedensschild, eine willkommene Zier für jedes deutsche Haus, zeigt uns die zehn lebensvollen, den Medaillen galvanoplastisch nachgebildeten, auf olivengrünem Sammet aufgesetzten Bildnisse der Kaiser von Deutschland und Oesterreich und des Königs von Italien in der Mitte, des Prinzregenten von Bayern, der Könige von Sachsen und Württemberg und des Großherzogs von Baden an den Seiten, und unten der Minister Kalnoky, Giolitti und Caprivi, untermischt mit Wappen und sonstigen Abzeichen der Staaten. Der geflügelte Friedenskopf mit Palmblättern und Stern als Krönung, der aufsteigende Adler im Schlußstück, sowie Kronen und Putten sind gegossen, das Wappen von Rom ist unten, dasjenige von Wien und Berlin oben angebracht. Die Anordnung des ganzen und die Ausführung des einzelnen macht den Schöpfern dieses Friedensschildes alle Ehre.

Das Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin.

Von H. F.

Die Art und Weise des Familienhaushalts und die Stellung der heranwachsenden Generation zu demselben beeinflussen in nachhaltiger Weise das Leben einer Nation, sowie die Stellung der verschiedenen Stände zu einander.

Henriette Schrader.

Diese Worte könnten als Motto über dem Eingang des Hauses Steinmetzstraße 16 in Berlin stehen, denn der Ueberzeugung von der Wichtigkeit des wirtschaftlichen Lebens für die Entwicklung des Kindes und das Heil der Erwachsenen verdankt die eigenartige Anstalt zum großen Teil ihr Entstehen. Nicht willkürlich ist sie auf die Namen der beiden großen Erzieher getauft. Pestalozzi, der wie Fröbel bei der Frau aus dem Volke in die Schule gegangen, betonte in verschiedenen Schriften die Bedeutung des Familienhaushalts für die Erziehung und im Anschluß daran die Notwendigkeit einheitlicher Körper- und Geistespflege. Schon 1803 spricht er in „Lienhard und Gertrud" von dem „Kinderstube", welches die Familie, respektive die Mutter ersetzen sollte, falls diese nicht im stande wäre, das Kind in rechter Weise in hauswirtschaftliche Thätigkeit einzuführen. Nichts anderes meinte Fröbel, wenn er die deutschen Frauen und Jungfrauen in seinem Aufruf 1840 für den „Kindergarten" erwärmen will. So sehr ihm als Ideal ein Zustand vorschwebt, in welchem die Mutter, hingebend und erziehungsfähig, den Kindergarten überflüssig macht, so wenig verkennt er die Ungunst menschlicher Verhältnisse, die der Erfüllung dieses Ideals im Wege stehen. Darum fordert er die helfende Nächstenliebe auf, „ein Stück Familienleben" in die öffentliche Erziehung zu übertragen; aus dem gleichen Grunde beansprucht er die Heranbildung weiblicher Kräfte, nicht durch Erziehungsrezepte, einseitig intellektuelle Kenntnisse oder Aneignung einzelner Handfertigkeiten, sondern durch das Leben mit den Kindern, durch die Gelegenheit, das Kind allseitig zu erfassen.

Die junge Erzieherin soll mit wirtschaftlicher Thätigkeit, mit der Natur, das heißt mit Pflanzen- und Tierpflege so weit vertraut sein, um schon dem zarten Alter Lebensbethätigungen und Lebenserfahrungen zu vermitteln, welche ihm auf andere Weise nicht geboten werden können, und „keine Stufe der Armut oder des Reichtums darf dem jungen Zögling diese wichtigen Erziehungsmittel vorenthalten", Mittel, welche sich auch in beschränkten Verhältnissen unschwer schaffen lassen.

Wer dürfte bestreiten, daß Fröbel auf das Verständnis der Kinderseele über unsern Erdteil hinaus befruchtend gewirkt; aber eben jene Seite des Erziehungsplans, auf welche auch Pestalozzi hingewiesen, ist von seinen Anhängern als nebensächlich angesehen oder gar nicht berücksichtigt worden.

Die Fröbelschen Gaben, das für die Beschäftigung zugeschnittene Material spielte nicht selten die größte Rolle, und der Wunsch, selbst bei den Kleinsten mit Resultaten zu glänzen, führte zuweilen zu ermüdender schulmäßiger Thätigkeit in Bezug auf Handarbeit, wie auf Spiel und Gesang. Nun ist ein normales Kind gewiß gern mit Altersgenossen zusammen, allein das Schulmäßige widerstrebt dem ersten Kindesalter. Wie das junge Pflänzchen des belebenden Sonnenstrahls, so bedarf die junge Menschenblume des erwärmenden Hauchs der Familienatmosphäre. Eine alte Erfahrung lehrt, daß Kinder am meisten an den Personen hängen, welche ihre körperliche Pflege besorgen; soll das Kind, dessen Mutter des Erwerbes wegen nicht daheim bleiben kann, jenen warmen Hauch der Familie spüren, so muß die in steter Wechselwirkung stehende Körper- und Geistespflege auch in einer Hand liegen; die Kindergärtnerin darf es nicht als Erniedrigung ansehen, den Kindern Dienste zu leisten, wie sie jede gute Mutter ihrem Liebling thut. Auch sonst wird der Kindergarten dem Vorbilde der Familie folgen. Wie in einem gesunden Familienleben soll mit dem Wechsel der Jahreszeiten das Interesse an der Natur geweckt, die Beschäftigung mit Pflanzen und Tieren, die sich auf dem Lande und in kleinen Städten so leicht ergibt, desgleichen hauswirtschaftliche Thätigkeit angeregt werden. Das Kind soll lernen seine Kräfte in den Dienst anderer zu stellen, seien diese Kräfte noch so schwach, die Arbeitserfolge noch so gering. Nicht früh genug mag es sich als ein Glied des Ganzen fühlen, zu dessen Wohlsein und Glück es auch seinerseits beizutragen hat.

Es ist das Verdienst des Pestalozzi-Fröbel-Hauses, alle jene Forderungen ins Werk gesetzt zu haben und seine Zöglinge vom dritten Jahre an bis zum Hinaustritt ins Leben erst ohne, dann parallel mit der Schule zu froher Erfassung des Daseins, sittlichen Pflichten und praktischer Geschicklichkeit heranzubilden. Tausende von Kindern haben den Segen desselben genossen und eine große Anzahl von Schülerinnen sind aus den, nach Fröbels Absicht vom Kindergarten ganz untrennbaren Seminar- und Wirtschaftsanstalten hervorgegangen. Sie wirken im Hause selbst, in anderen ähnlichen Instituten und in Häuslichkeiten des In- und Auslandes; ganz besonders rege ist die Nachfrage von England und Nordamerika.

Das Pestalozzi-Fröbel-Haus ist eine vom Berliner Verein für Volkserziehung geschaffene Anstalt und steht unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich. Es umfaßt: den Volkskindergarten mit Vermittlungsklasse, die Elementarklasse, die Knaben-Arbeitsschule, die Mädchen-Strick-, Näh- und Haushaltungsschule; das Seminar zur Ausbildung von Kinderpflegerinnen, Kindergärtnerinnen, Erzieherinnen und Vorsteherinnen, das Viktoria-Mädchenheim, Internat für erwachsene Schülerinnen des Pestalozzi-Fröbel-Hauses, die Koch- und Haushaltungsschule, Mittagstisch für solche Kinder der Anstalt, deren Mütter auf Arbeit sind, Badeeinrichtung für Kinder.

So vielgliedrig der Bau erscheint, so fehlt ihm doch als unterste Stufe noch die Krippe, zuvörderst, um den Frauen, welche des Erwerbs halber nicht daheim bleiben können, auch die Kleinsten abzunehmen, aber auch um dem jungen Mädchen, das sich zur mütterlichen Erzieherin heranbilden will, Gelegenheit zu geben, die erste körperliche Pflege, die ja auch schon mit einer milde geübten Zucht verbunden ist, zu begreifen und zu bethätigen. Zwar werden die Zöglinge des Volkskindergartens zweimal wöchentlich von den Schülerinnen des Seminars gebadet, frottiert und gekämmt, aber die Kinder treten doch erst mit dem dritten Jahre in die Familienanstalt. Es gehört daher zu den berechtigten Wünschen der Schöpferin des Ganzen, Frau Henriette Schrader, daß die Seminaristinnen wie ältere Schwestern mit den Kleinsten umzugehen wissen. Die Zöglinge des Kindergartens zahlen je nach ihren Verhältnissen 50 Pfennig bis 3 Mark monatlich; das Mittagessen, welches die Schülerinnen bereiten, wird mit 5 Pfennig berechnet, doch im Notfall von Wohlthätern ersetzt. Die Kinder haben drei Arbeitszimmer, ein als Eßzimmer dienendes Spielzimmer, zwei kleine Spielzimmer, ein Zimmer für häusliche Beschäftigungen, eine Küche mit Zubehör, Hof- und Gartenplatz mit Sand zum Schaufeln, aber auch einen Garten zu regelrechter Gartenpflege. Der Garten mit seinen Pflanzen beschäftigt die Kinder hauptsächlich im Sommer, im Anschluß daran gibt es Sand, Holz, Steine, Tannenzapfen, Moos, Heu, Stroh und Muscheln. Fischchen im Glase, ein kleines Aquarium, Vögel im Bauer, Hühner und Tauben im Hofe befreunden das Kind mit dem Tierreich. Für die Arbeit in der Stube fehlt es nicht an Papier, Töpferthon, Schüsseln, Kochapparat, Hausgerät, Puppen und einfachem Spielzeug, so wenig als an dem Fröbel-Material: Baukasten, Legetafeln, Stäbchen, Bällen und so weiter. Gute Bilder, hauptsächlich Darstellungen aus der biblischen Geschichte, hangen an den Wänden, ein Klavier ist vorhanden und dazu kleine Musikinstrumente: Pfeifen, Trommel, Triangel und so weiter zur Begleitung der Spiele und Lieder.

Die Beschäftigungen richten sich hauptsächlich nach den Jahreszeiten, den Festen, den Vorkommnissen im Leben der Kinder, zum Beispiel nach Ausflügen, Besuchen in der Nähe, sie wechseln stetig mit freiem Spiel und gymnastischen Uebungen, um von früh auf einen harmonischen Ausgleich aller Kräfte zu bewirken. So viel als möglich knüpft die Kindergärtnerin an das, was die Kinder im Garten, im Hause, auf der Straße gesehen und was sie geleistet; sie verwebt den Stoff mit Bild, Lied und Gedicht und erhebt so das wirkliche Leben in eine Sphäre von Poesie und Heiterkeit.

Die Pflege der Tiere und Pflanzen — auch der Blumen am Fenster — bringt den Zögling in ein inniges Verhältnis zur Natur, zugleich aber drängen sich mit der Beantwortung der Fragen: Wo? woher? weshalb? eine Menge Aufklärungen heran, welche als vorbereitende Kenntnisse für naturwissenschaftliche Fächer der Schule gelten können. Die Fröbelschen Gaben führen in die Anfänge von Kunst und Gewerbe; der Formensinn entwickelt sich, und sich selbst überlassen, schafft die junge Phantasie nicht selten Neues und Originelles. Nach dem Muster des häuslichen Kreises aber schöpft das Kind auch hier die meisten Erfahrungen und Beobachtungen aus dem Hauswirtschaftlichen, an welchem jedes nach seiner Kraft Anteil nimmt. Die Handhabung so mancher Geräte weckt das Interesse für die Herstellung derselben und leitet den Zögling ungeahnt auf das Gebiet der Kulturgeschichte. Nach dieser Seite hin aber kann das Kind auch seine Lust, sich hilfreich zu erweisen, voll befriedigen. Jener Trieb wird in den Familien nur allzu oft übersehen, im hastigen Leben überhört, darum verkümmert er zum Schaden des sittlichen Wachstums des Kindes und zum Nachteil seiner Mitmenschen. Die Kleinen verteilen Spiel- und Arbeitsmaterial und legen es ordentlich fort, wenn es nicht mehr gebraucht wird. Nach Schluß von Spiel und Arbeit greifen Knaben und Mädchen zu kleinen Besen, um den Fußboden zu fegen, Bänke, Tische, Schränke werden noch einmal abgestaubt. Unter Anleitung der Kindergärtnerin scheuern die größeren den Ofen und die Fenster. Sie helfen die Tische decken und abdecken und waschen das einfache Geschirr ab. Gibt es in der Küche Arbeit, so wandert der Trupp nach oben, da verlesen sie Gemüse, schälen Kartoffeln, enthülsen Bohnen und Erbsen. Wird geplättet, so trippeln die Kleinen geschäftig hin und her, sie bringen der „Tante" die schadhaften Stücke zum Ausbessern; die älteren Zöglinge aber halten Puppenwäsche für die allerjüngsten. Zeigt sich ein Riß an Tapeten oder Bildern, da hilft der Kleistertopf; in der Knabenarbeitsschule bringt man es schon zum Bücherheften und zu neuen Deckeln für alte Bände. Durch Beispiel, Gewöhnung, durch geduldiges Vormachen leitet man die Zöglinge unaufhörlich zum Schonen, Reinhalten, zur Selbsthilfe und zur Hilfsbereitschaft. Das Goethesche Wort: „Bilde Künstler, rede nicht!" gilt ja für den Bildner lebendiger Geschöpfe nicht minder als für den, welcher in Form oder Farbe, Wort oder Tönen schafft.

Dankbar erzählen schon die Mütter während der Kindergartenjahre, daß ihnen Jungen und Mädchen allerlei Nutzen abnehmen, ihnen praktische Putzmittel empfehlen und in Stube und Küche tüchtig zugreifen.

Frau Schrader hat es verstanden, die mannigfache Thätigkeit der Kinder in einem Mittelpunkt zu vereinigen. Diesen Mittelpunkt bildet der sogenannte „Monatsgegenstand". Aus dem Leben der Dinge und Erscheinungen wählt sie ein Tier, eine Pflanze, ein totes Ding, die Tanne etwa, die Kuh, den Ofen, um Anschauung und Thätigkeit zu konzentrieren.

So wird zum Beispiel das Thema „Die Kuh" behandelt. Zuerst gilts einen Besuch im nahen Kuhstall; in der Anstalt findet sich jedes Kälbchen en miniature wieder, dazu ein wirkliches Butterfaß, in welchem gelbe Butter gemacht und den Kindern auf ihr Frühstücksbrot gestrichen wird. Auch hier: praktisches Leben, Naturbeobachtung, Nachbildung durch den Stift, in Verbindung mit Gedichten und kleinen Erzählungen.

Im Mai 1893 sandte das Pestalozzi-Fröbel-Haus einen durch reizende Skulpturen geschmückten Ausstellungsbau nach Chicago. Alles, was zur Erläuterung der Methode dienen kann, die Arbeitsresultate, die einschlägige Literatur ist darin vereinigt. Um Blicke in das in die Anstalt übertragene Familienleben zu geben, hat ein Maler die verschiedenen Scenen aus Garten, Hof und Haus dargestellt, eine derselben zeigt die Kaiserin Friedrich, welche eben im Begriff ist, einem Korbe Gaben zu entnehmen, um die um den Weihnachtsbaum gescharten Kleinen damit zu erfreuen.

Ein Teil dieser Blätter ist von der Nationalgalerie angekauft worden. Zu den ausgestellten Arbeitsergebnissen gehören wollene Röckchen, Shawls und Mützchen, wie sie auf dem Webeapparat hergestellt sind, sowie kleine, mit der Hand geknüpfte Teppiche. Diese Sachen wurden von den ehemaligen Zöglingen des Kindergartens angefertigt, welche der Anstalt treu blieben, das heißt, an zwei Nachmittagen kommen, um die Familienwäsche auszubessern und neue Handarbeiten zu erlernen. Vom zwölften Jahr an werden die Mädchen in der bürgerlichen Küche unterrichtet, so daß sie, wenn sie die Schule mit dem vierzehnten Jahre verlassen, ausgerüstet sind, um in einem einfachen Haushalt helfend zur Seite zu stehen, ja ihn im Notfall selber zu führen.

Parallel damit erhalten die Knaben Unterricht im Flechten, in den ersten Elementen der Tischlerei, im Schnitzen und in leichter Buchbinderarbeit. Was diese Handfertigkeiten für den kleinen Mann bedeuten, der sich keinen Handwerker zur Ausbesserung geringer Schäden halten kann, das zeigt sich erst im eigenen Heim. „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann."

In günstigen Verhältnissen überliefert wohl ein Vater ähnliche Geschicklichkeiten dem Sohne, wie die Mutter hauswirtschaftliche Kenntnisse der Tochter vererbt; aber in der Großstadt, in der Fabrikstadt, selbst auf dem Lande werden Zeit und Kräfte der Eltern vielfach ganz absorbiert; in allzu notdürftigen, unordentlichen, ungeregelten, unsauberen Häuslichkeiten können Knaben und Mädchen nichts oder nur an schlechten Vorbildern lernen, und beim Austritt aus der Schule ist es schwer, sie von üblen Gewohnheiten zu entwöhnen und sie zur Ordnung, Sparsamkeit und Reinlichkeit zu erziehen. Durch Tadel und Rüge geht unverhältnismäßig viel Zeit verloren, selbst wenn die Zeit da ist, und sie ist nicht immer disponibel, denn in ärmlichen Verhältnissen müssen alle Kinder gleich nach dem Verlassen der Schule mit verdienen, das Mädchen geht in ein Geschäft, in die Fabrik, in eine Arbeitsstube, wo sie vielleicht Federn klebt oder Trikottaillen näht, für den Haushalt aber keinerlei Erfahrung erwirbt. Und doch ruht auf ihren Schultern später das ganze Gewicht der Häuslichkeit. Der Mann verdient im guten Fall das ganze Geld, sie aber hat die Sorge für die Wohnung, die Küche, die Kinder, Grund genug, um sie von zarter Jugend an zu ihren Pflichten als Hausvorstand vorzubereiten. Trotz des Fleißes des Mannes steht die Familie auf schiefer Ebene, wenn die Mutter ohne Treue und Verständnis ist.

„Eine Erziehungsanstalt wie die eben geschilderte muß mit einer Fortbildungsschule und Kursen zur Ausbildung von Erzieherinnen schließen.

„Zunächst seiner selbst wegen; es bedarf der Zöglinge der Kurse als Gehilfinnen für die kleinen Kinder, es muß sich auch seine leitenden und helfenden Kräfte selbst bilden, denn die Erziehung, welche in ihm gegeben wird, eine Erziehung durch das Leben zum Leben, kann nur in einer auf diesem Grundgedanken aufgebauten erziehlichen Gemeinschaft erlernt werden. Aber nicht bloß für sich selbst hat das Haus zu sorgen, es muß dahin streben, daß seine Methode sich ausbreite auf andere Anstalten und auf die Familie. Deshalb muß es seine Schülerinnen für verschiedene Zweige und Stufen der Erziehung ausbilden."

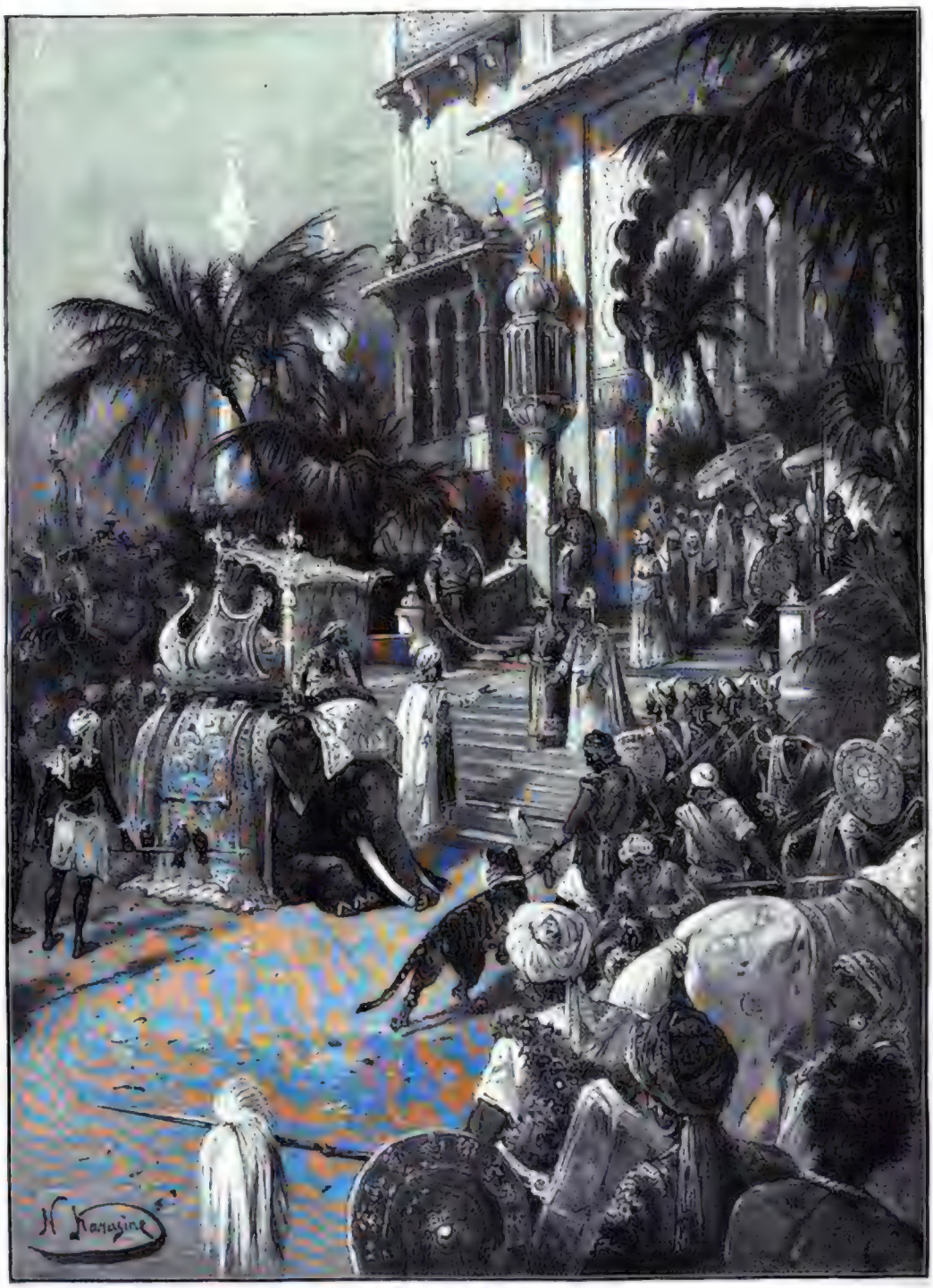
Die größere Anzahl der Mädchen, welche sich für eins der oben genannten Fächer entscheiden, sucht damit eine Existenz zu erlangen, eine nicht geringe Menge verwertet das Erlernte jedoch für das Elternhaus oder den eigenen

Digitized by Google

Herd. Der Mangel an wirtſchaftlichem Sinne verurſacht ja auch in den beſitzenden Klaſſen wirtſchaftliche und moraliſche Uebel, beeinträchtigt das Behagen des Mannes, den Frieden des Zuſammenlebens, das Beſte der Kinder.

Was alſo die zukünftige Koch- und Haushaltungslehrerin in ihrem Kurſus von gebildeten Damen erlernt: Kochen, Waſchen, Plätten, Zimmerreinigung, Nähарbeit, Natur- und Haushaltungskunde, Geſundheitspflege, Korreſpondenz, Rechnungs- und Wirtſchaftsführung wird auch für die Beſtallerte ein zinstragendes Kapital ſein ſelbſt wenn ſie das unbeſtändige Geſchick niemals zwänge, auch ihrerſeits einmal ein Leben neu zu zimmern.

Die Kochkurſe, der eine für die bürgerliche, der andere für die feine Küche, ſind daher immer von den Töchtern der guten Geſellſchaft beſetzt. In der Kochſchule hat Prinzeß Vi-



Am kaiſerlichen Hof in Delhi. Zeichnung von A. Karazine.

toria, jetzt Kurſtin von Schaumburg, mit mehreren Hofdamen bei Frau Kommerzienrat Herl das Abc dieſer Kunſt gelöſt. Die Ausbildungskurſe ſind billig, um ſie den Unbemittelten zugänglich zu machen. Auswärtige Schülerinnen haben im Viktoriaheim im Hauſe ſelbſt Schutz, Wohnung, kräftige Koſt. Das ganze große Haus beherbergt nur einen Dienſtboten, ein Beweis, daß die Lernenden auch die gröberen Arbeiten ſelbſt leiſten. In einem Flügel des Gebäudes wohnen zwei Krankenſchweſtern, ſie ſtehen dem gleichfalls hier domizilierenden „Verein für häusliche Geſundheitspflege“ zur Verfügung, einem Verein, der es ſich angelegen ſein läßt, den Familien, welche dem Ausſterben noch nicht anheimgefallen, mit Stärkungs- und Arzneimitteln zu Hilfe zu kommen, reſpektive ernſten Krankheiten vorzubeugen.

So iſt das Haus vom Erdgeſchoß bis zum Giebel humanitären Zwecken geweiht und wird durch ſein Beiſpiel hoffentlich über Berlin hinaus befruchtend wirken.

St. Annakirche in München. Originalzeichnung von H. Nisle.

Der Irrweg.

Künstler-Roman

von

Robert Misch.

(Fortsetzung.)

Leise klopft das „Kirchenlicht“ — eine Stunde und mehr mochte vergangen sein — an die Thür der Grotteschen Wohnung. Lahmel hat sich, das Herz zerrissen von den Qualen der Eifersucht und der verschmähten Liebe, in sein Bett gewühlt, er hat in wilder Wut und Verzweiflung geschluchzt und die heißen, bitteren Thränen in den Kissen erstickt. Eine dumpfe, verzweifelte Ruhe erfüllt sein Herz. Er will sie bitten, seine Worte zu vergessen. Er wolle ihr ja nichts anderes sein als ein Freund; nur ihre Nähe, ihren Anblick, ihre Freundschaft solle sie ihm nicht entziehen, ohne die er nicht leben könne, nicht leben möchte.

Keine Antwort. Die sonst in Abwesenheit der Bewohner stets verschlossene Thür öffnet sich von selbst. Leer das Wohnzimmer, leer ihr Stübchen, die ganze kleine Wohnung. Ihr Zimmerchen sauber, jungfräulich wie sonst. Er späht umher. Auf dem Tisch am Fenster ein Brief an ihn. Er reißt ihn auf. Sie ist fort — fort und wird nicht mehr wiederkehren.

„Ich muß gehen. Ich kann nicht mehr in diesem Hause bleiben. Erklären Sie meiner Mutter alles. Es ist der letzte Freundschaftsdienst, den ich von Ihnen erbitte. Ich will mir nicht das Leben nehmen — ich fürchte mich vor dem Tode. Ich gehe aus München fort. Meine Mutter soll mir nicht nachforschen lassen; es wäre doch vergebliche Mühe. Ich würde doch niemals den Mann heiraten, den sie mir aufzwingen will. Und wenn sie ihren Zweck nicht erreicht, kann es ihr ja gleich sein, wo ich bin. Sie wird dann nur eine unnütze Kostgängerin los. Sie, mein Freund, habe ich gern gehabt. Aber wir können nun nicht mehr verkehren wie bisher. Vergessen Sie Ihre unglückliche Freundin Hedwig.“

Als Baltes zurückkehrt, hält ihm der kleine Maler stumm den Brief entgegen.

„Um Gottes willen, was ist hier vorgefallen?“

„Sie, Sie allein haben sie auf dem Gewissen.“

Noch nie hat Baltes einen solch wilden Blick gesehen, einen Ton gehört wie diesen, wie das Brüllen einer Bestie. Er weicht zurück vor dem rasenden Menschen.

„Ich?“

„Ja, Sie! Waren Sie denn blind? Wissen Sie denn nicht, daß dies holde Geschöpf Sie liebt?“

In dumpfer Betäubung hört Baltes die wilden Vorwürfe und Selbstanklagen des kleinen Malers. Es rieselt ihm heiß und kalt durch die Adern. Ja, jetzt sieht er klar; jetzt erst versteht er das seltsame Benehmen des holden Geschöpfes. Ja, sie ist ein holdes, liebes, kleines Wesen; er sagt es sich tausendmal, sagt es sich immer wieder, während er davoneilt, um sich Rat bei seiner Freundin zu holen.

Wenn sie sich doch das Leben nähme — um seinetwillen! Keine Ruhe würde er mehr finden bei Tag und Nacht. Zwar in dem Briefe stand, daß sie den letzten, verzweifelten Schritt unterlassen wolle, daß sie den Tod fürchte, das kleine, furchtsame, süße Ding. Wenn aber doch?! Wenn sie in einsamer Verzweiflung umherirrt und allen Qualen der Eifersucht ein Ende macht?! Er weiß jetzt alles, weiß, daß die Mutter sie zu einer verhaßten Ehe zwingen will, und daß der kleine Kirchenmaler ihr seine Neigung gestanden hat. War er denn blind? Aber er *wird* sie finden, er *muß* sie finden.

Baltes ist sehr erstaunt, daß Hanna um diese Neigung der hübschen Kleinen gewußt hat. Sie erinnert ihn an das Zusammentreffen in der Ausstellung, an das sonderbare Benehmen des jungen Mädchens, an ihre Thränen.

„Ja, mir schien sogar ein wenig Eifersucht im Spiele zu sein,“ fügt sie lächelnd hinzu. „Und das doch so ohne jeden Grund. Nicht wahr, mein Freund?“

Sie sieht ihn dabei mit ihren klaren, hellen Augen so ruhig an, daß er sanft errötend die seinen zu Boden schlägt.

Es war eine große Enttäuschung für Hans, als Hannas Porträt von der Annahmekommission zurückgewiesen wurde. Auch ein anderes, kleineres Bildchen, das er nach einem älteren, halbfertigen Entwurf vollendet, war abgelehnt worden.

Die Eltern tröstete er damit, daß man ihm nicht wohl gesinnt sei wegen seiner entschiedenen Stellungnahme für Professor Gundlach. Die Geschichte von dem lebenden Bild war natürlich Stadtgespräch geworden; seine Huldigungsverse gingen durch einige Blätter, die alle mehr oder minder ausführlich darüber berichteten. Ein antiakademisch gesinntes Blatt versehlte nicht, seine Glossen darüber zu machen und anzudeuten, daß wohl jedermann in der von dem kleinen Jungen dargestellten Karikatur eines Akademieprofessors Herrn Y. Z., den bekannten Historienmaler und Gegner des Professors Gundlach erkannt habe. Ueber diesen Scherz lachte man besonders. Wie stark die Wirkung und das Aufsehen waren, konnte Hans am besten daran bemerken, daß ihm eine Anzahl anonymer Briefe, zustimmender und feindlicher Art, zugingen.

Auch die Mama sah in ihrem Sohne das unschuldige Opfer künstlerischen Cliquenwesens, akademisch-professoraler Willkür, aber der Vater schüttelte doch bedenklich den Kopf. Der alte Herr hatte sich seit einigen Monaten überhaupt merkwürdig verändert. Der sonst so heitere und gutmütige Mann war mürrisch und nervös geworden, „zuwider“, wie seine Frau meinte, die sonst in ihrer ganzen Ehe nicht so viel böse Worte gehört hatte wie jetzt in den letzten Wochen.

Auch körperlich ging es ihm nicht so gut wie sonst. Seine Züge bekamen ein gespanntes, gelbliches Aussehen, wurden faltig und rissig. Der Arzt, der zu Rate gezogen wurde, behauptete, daß sich Herr Wieborg überarbeitet habe, und verordnete ihm möglichste Schonung und eine Luftkur in den Bergen. Aber der eingefleischte Geschäftsmann wollte durchaus nicht von München fort und verschob die Abreise von Tag zu Tag, bis sie sich nicht länger verschieben ließ.

Der Arzt hatte das in idyllischer Einsamkeit gelegene Streuth vorgeschlagen, unweit der bayrisch-tiroler Grenze, aber Herr Wieborg weigerte sich, weil es einige Stunden von der nächsten Bahnstation entfernt lag, und er ganz den Zusammenhang mit seinem Geschäft verlieren würde. Er setzte denn auch Tölz gegen den Widerspruch des Arztes durch, der von Geschäften nichts wissen wollte. Seine Frau begleitete ihn.

Hans fuhr alle paar Tage hinüber. Aber noch öfter stellte sich Herr Heinemann ein, der Prokurist der alten Firma.

„Und jedesmal, wenn er fort ist, macht Papa ein verstimmtes Gesicht, und immer geht's dann schlechter, besonders in der Nacht, er macht dann kein Auge zu,“ klagte die Mutter dem Sohne. „Sprich doch Du einmal ein ernstes Wort mit ihm. Als ob die Geschäfte nicht von selber gingen! Wozu hat er denn den Heinemann?“

Hans stellte dem Vater vor, daß er sich schade, und fragte, was er beginnen wolle, wenn er einmal so krank sei, daß er sich um die Geschäfte absolut nicht bekümmern könne.

Ueber des Alten Gesicht glitt ein feines, überlegenes Lächeln. Langsam strich er sich durch den grauen Vollbart: „Der Soldat stirbt auf dem Schlachtfelde.“

„Das ist doch nur eine Redensart, Papa. Der Offizier nimmt auch Urlaub nach dem Manöver. Fast Thür an Thür mit Dir wohnt Herr Felleitner, der Inhaber eines der größten Bankhäuser Süddeutschlands. Nicht einen Brief liest er, kaum den Kurszettel. ‚Ich habe meine Leute, auf die ich mich verlassen kann‘, sagte er mir neulich. Nun, die hast Du doch auch.“

„Wenn Dir das Bild vom Soldaten nicht gefällt,“ erwiderte Herr Wieborg zögernd, und das feine Lächeln wich einem wehmütigen Ernste, „dann will ich ein anderes gebrauchen, das Du vielleicht besser verstehen wirst: der Kommandant einer belagerten Festung thut seine Pflicht bis zum Tode oder bis zur Uebergabe.“

„Was soll das heißen, Papa?“

„Nun, es ist gut, mein Sohn, daß wir auf dies Thema gekommen sind; über kurz oder lang hättest Du es doch erfahren müssen.“

Der Alte sank schwer atmend in seinen Stuhl zurück und fuhr sich über die Stirn, als wolle er die bösen Gedanken und die tiefen Falten auslöschen, die sich dort unverwischbar eingegraben hatten.

„Um Gottes willen, Papa, hast Du Verluste gehabt?“

Der Alte nickte trübe.

„Aber es wird doch so schlimm nicht sein. Ihr Geschäftsleute seht immer gleich so schwarz.“

Da kam das feine Lächeln wieder, ein Gemisch von Wehmut, Resignation und Ueberlegenheit, das dem gutmütigen, alten, klugen Gesicht ein eigentümliches Aussehen gab und Hans bis ins Innerste erschaudern machte. Er sah plötzlich einen Abgrund vor sich, einen tiefen, schwarzen Abgrund, über den er nicht springen konnte. Es war wie eine blitzartige Vision, die sogleich wieder verschwand. Aber er mußte Gewißheit haben, und als der Vater immer noch keine Miene machte, weiter zu sprechen, fragte er dringender:

„Nein, nein — sage mir die volle Wahrheit! Ich bin alt genug, sie gefaßt zu ertragen. Ist es sehr schlimm, oder kommst Du noch einmal mit einem blauen Auge davon?“

„Es ist sehr schlimm. Wir stehen vor einer Krise ... schon seit Jahren gehen die Geschäfte schlecht ... seit Monaten kämpfen wir wie die Verzweifelten ... die Schutzzölle, mit denen Europa sich gegenseitig vernichtet, haben uns den Export erschwert ... die ganze Branche kriselt ... Verlust auf Verlust, Bankerott auf Bankerott ...“

Den Kopf in die Hand vergraben, mit geschlossenen Augen, saß er stumm da wie ein alter, verwundeter, aber noch unbesiegter Krieger im Lebenskampfe, müde, aber bereit, sich bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen.

Da war der Abgrund. Den jungen Künstler durchrieselte es kalt. Er, der sich so sicher gefühlt in dem festen, ererbten Besitz, den er als etwas Unveräußerliches, als ein Stück seines Selbst betrachtet, er bebte zurück vor dem Gedanken an Armut und Not. Auf seine eigene Kraft angewiesen zu sein, um leben zu müssen: es konnte, es durfte nicht sein.

„Und fürchtest Du — das Schlimmste?“ rang es sich zögernd über Hans' Lippen, während er den Vater angstvoll anstarrte.

Der Fabrikant zuckte mit den Achseln.

„Ich weiß es nicht; ich hoffe, daß es noch einmal vorübergeht. Aber vielleicht werde ich liquidiren müssen. Um Gottes willen, sage der Mama nichts!“ fügte er schnell hinzu, als er seine Frau kommen sah.

Hans wäre keine Künstlernatur gewesen, das will sagen: ein Sanguiniker und Optimist, wenn er nicht diese Schreckgespenster bald wieder verjagt hätte. Die alte, gefestete Firma hatte schon manchen Sturm siegreich bestanden, sie würde auch diesmal widerstehen, damit tröstete er sich. Er hatte genug mit sich selbst zu thun. Durch angestrengte Arbeit versuchte er, seines Schmerzes Herr zu werden.

Erst hatte er es nicht fassen, nicht begreifen können, daß Hanna endgiltig mit ihm gebrochen hatte — um ein Nichts. Denn es war ja lächerlich, was sie da in ihrem Briefe zusammenphantasirte. Noch hatte er nicht einmal sein erstes künstlerisches Wort gesprochen, noch fühlte er sich in voller Entwicklung begriffen. Und wenn er sein Talent noch nicht bewiesen hatte, so lag es daran, daß er sich eben langsamer entwickelte als mancher andere. Und was hat die Liebe darnach zu fragen, wo wie hier die materielle Existenzfrage keinen Hinderungsgrund bilden konnte? Was war das für eine kalte Neigung? Sie liebte ihn eben nicht und verbarg dies ihm gegenüber hinter einem Schwall von moralttriefenden Redensarten. So hatte also doch der frühere Freund, dem sie wahrscheinlich nach einiger Zeit die Hand reichen würde, den Sieg über ihn davongetragen. Seine Eigenliebe, sein Stolz waren tief verletzt, wenn er es sich auch nicht gestand. Er wollte, er mußte sie vergessen, und er würde sie auch vergessen.

Aber das Bild von Hannas stolz lieblicher Schönheit tauchte immer wieder vor seinem beweglichen Geiste auf, inmitten der Arbeit, in die er sich jetzt aufs neue voll Eifer stürzte. Er wollte den „Luzifersturz“ wenigstens für den „Kunstverein“ fertig machen. Aber eine Depesche bereitete der Arbeit und allen guten Vorsätzen ein schnelles Ende.

„Komme sofort! Zustand Papas verschlechtert.“

Als er das Krankenzimmer betrat, fand er zwei Aerzte, die Mutter und Herrn Heinemann am Bette des Vaters versammelt, der mühsam röchelte, aber ihn noch mit einem schwachen Lächeln zu begrüßen die Kraft hatte. Der alte Mann war ganz verändert, der Tod hatte bereits mit seinem Knochenfinger sein Antlitz gezeichnet. Der Tod, Hans fühlte es, stand neben dem Bette, bereit, sich jeden Moment auf sein Opfer zu stürzen.

Als sie Hans sah, wandte ihm die Mutter ihr thränenüberströmtes Antlitz zu und brach in ein lautes Schluchzen aus. Hans führte sie hinaus, und hier sagte ihm einer der Aerzte, daß man sich auf das Schlimmste gefaßt machen müsse. Das kranke Herz seines Vaters habe sich ganz plötzlich — wahrscheinlich durch Sorgen und Aufregungen geschäftlicher oder privater Natur — rapide verschlimmert und vermöge nicht mehr, seine Funktionen zu erfüllen. Es stehe schlecht, sehr schlecht; doch sei es ja immerhin möglich, daß sich der Kranke noch einmal erhole.

Hans hielt die Mutter zurück, die mit gerungenen Händen vollständig fassungslos im Zimmer umherlief, um sich von ihr genauen Bescheid erstatten zu lassen, ob etwas Besonderes vorgefallen sei. Es war schwer, der ganz gebrochenen Frau einen zusammenhängenden Bericht zu entlocken. Sie weinte und schrie verzweifelt, daß sie der Himmel doch nicht so verlassen würde in ihrer großen Not.

Es sei ja in den letzten Tagen nicht gut gegangen, aber der Vater habe doch noch immer ausgehen können, bis Heinemann heute mit dem ersten Frühzuge gekommen sei. Die Herren hätten sich zurückgezogen, trotzdem sie dagegen gewesen sei, den Kranken mit Geschäften zu behelligen.

„Aber Du kennst ja den Vater; ich habe in der Beziehung nie Einfluß auf ihn gehabt. Plötzlich stürzt Heinemann herein, ich solle sofort zum Arzt schicken, dem Vater sei sehr schlecht geworden. Als ich zu ihm kam, hat er mich gar nicht mehr erkannt. Wir haben ihn dann zu Bette gebracht, und Heinemann hat Dir telegraphirt.“

Sie brach in ein so fassungsloses, lautes Schluchzen aus, daß Hans sie bat, sich doch des Kranken wegen zusammenzunehmen. Auch er hätte am liebsten laut aufgeschrieen, aber er biß die Zähne auf einander. Ja, er hatte sogar noch die Kraft und den Mut, Herrn Heinemann in einem geeigneten Momente — der Vater lag in einem leichten Halbschlummer — beiseite zu nehmen und um volle Aufklärung zu bitten.

Der alte Prokurist wollte anfangs nicht mit der Sprache heraus, aber Hans teilte ihm mit, daß der Vater ihn bereits von der schwierigen Geschäftslage unterrichtet habe.

„Nun, es steht schlimm, junger Herr, sehr schlimm, wenn Sie es denn doch schon wissen.“

„Aber Sie haben, scheint es mir, ihm eine Nachricht gebracht, die ihn völlig niedergeschmettert hat?“ fragte Hans mit forschender und ängstlicher Miene.

Heinemann wich mit seinen alten, ehrlichen, treuen Augen diesem forschenden Blicke aus. Das Weinen war ihm näher als das Lachen, er schneuzte sich ein paarmal mit einem ungeheuren, roten Taschentuch, ohne eine Antwort zu geben.

„Wir' haben ja jetzt Wichtigeres zu denken, Herr Hans — das wird sich ja alles finden,“ sagte der Alte ausweichend und versuchte, sich nach dem Krankenzimmer zurückzuziehen.

Hans hielt ihn zurück.

„Wir beide können jetzt sehr wenig nützen da drin, und wer weiß, ob wir bald wieder eine so ruhige Minute finden. Sie stehen vor dem Erben der Firma und des Hauses, Heinemann, und,“ fügte er leise hinzu, „wir müssen auf alles gefaßt sein, vielleicht bald vor dem Chef desselben. Ich muß alles wissen — bitte, sprechen Sie!“

Heinemann starrte den jungen Mann sprachlos an. Etwas wie Respekt flog über sein altes, verwittertes und vergrämtes Gesicht. Eine solche Sprache hatte er aus diesem Munde noch nie gehört; er hatte sich bereits darein ergeben, daß der zukünftige Herr und Inhaber des Hauses von den Geschäften absolut nichts verstände und sich auch nicht darum kümmern würde.

„Nun, nun, junger Herr, wenn Sie's durchaus wissen wollen,“ erwiderte er endlich zögernd, „so muß ich ja wohl — angenehme Nachrichten sind's freilich nicht. Und kurz und gut — Weins und Cie. sind verkracht. Wer hätte das je gedacht? Eine so alte, solide Firma! — Aber freilich, bei den Zeiten — stetig schlimmere Konjunktur!“

Der Name war Hans nicht fremd. Er kannte sogar einen der Inhaber der Firma Weins, einen der ältesten und besten Geschäftsfreunde des Vaters. Seit frühesten Kinderjahren hatte er den Namen an sein Ohr schlagen hören, immer mit dem Ausdruck von Hochachtung, ja von Ehrerbietung und freundschaftlicher Zueignung. Die Fabrik lieferte einen großen Teil ihrer Erzeugnisse an Weins und Cie.; die beiden Firmen standen in regstem Wechselaustausch. Dieser Schlag mußte seinen Vater schwer getroffen haben, besonders da er ganz unerwartet gekommen war.

„Haben wir viel verloren?“

Der Prokurist räusperte sich verlegen, griff nach seinem roten Riesentuch und erwiderte zögernd:

„Hm, das läßt sich vorläufig noch gar nicht übersehen, es ist möglich, daß wir — daß wir sehr große Verluste haben, je nachdem.“

Als er Hansens forschende Augen starr auf sich gerichtet sah, packte er plötzlich krampfhaft dessen beide Hände und flüsterte leise im Tone tiefster Bekümmernis:

„Junger Herr, junger Herr, ich glaube, ich glaube, wir werden liquidiren müssen, wenn's nicht noch schlimmer kommt,“ fügte er dumpf hinzu.

„Um Gottes willen, Sie meinen, daß unsere alte Firma —?“

In diesem Moment schlug ein Schrei an sein Ohr. Mit einem Satze war er im Krankenzimmer. Nein, es war keine Hoffnung mehr, das sah Hans auf den ersten Blick. Das war die Agonie, das letzte Röcheln, der Kampf mit dem unbarmherzigen Sensenmann. Die Mutter schrie so fürchterlich, daß man sie hinausbringen mußte.

Sie waren alle gekommen, die zu dem Toten jemals in Beziehung gestanden hatten: entfernte Verwandte — nähere waren nicht da — Geschäftsfreunde, die Bekannten, die Angestellten, die Lieferanten und die Kunden der Firma.

Mit großer Feierlichkeit senkte man ihn in die Gruft, mit einer Trauerrede, Gesang und zahlreichen Kränzen. Und nun, nachdem sich auch die näheren Bekannten und Freunde der Familie entfernt hatten, nun saßen sich Hans und seine Mutter in stummem Jammer gegenüber.

Der ungeheure Ausbruch des Schmerzes war bei ihr einer tiefen Apathie gewichen. Frau Wieborg hatte so viele Thränen vergossen, daß sie keine mehr übrig hatte. Zerschmettert und hilflos wie ein Kind, dem man die Mutter geraubt, schmiegte sie sich an ihren großen Sohn, Trost und Stütze bei ihm zu finden. Und er war doch selbst des Trostes bedürftig. Der Boden unter ihm, auf dem er so fest und stolz und sicher gestanden, er wankte und krachte in allen Fugen. Heinemann hatte ihn gestern abend ins Comptoir bitten lassen und ihm mitgeteilt, daß sich das Schlimmste noch werde vermeiden lassen. Er habe eine vorläufige Bilanz gezogen, die er ihm zur Durchsicht überreichte; aber eine Liquidation erscheine ihm angesichts der schlechten Lage der ganzen Branche und der allgemeinen Geschäftsstockung als unvermeidlich, wenn nicht noch Schlimmeres eintreten solle.

Hans hatte die ganze Nacht über den Papieren gebrütet, sich darin übrigens besser und schneller zurechtgefunden, als er selbst vermutete. Besten Falls wurde ein kleines Vermögen gerettet. Wäre der Vater am Leben geblieben, und wäre die Firma nicht von diesem letzten, schwersten Schlage durch den Zusammenbruch des Hauses Weins betroffen worden, vielleicht hätte sich noch alles ins Geleise bringen lassen. Jetzt war dies ausgeschlossen, da nach den soeben eingetroffenen Nachrichten sich kaum einige Prozente der Forderung an Weins würden retten lassen.

Wie wird die Mutter diesen neuen Schlag verwinden? Würde sich die an ihre behagliche, sichere Existenz gewöhnte Frau darein finden können? Er mußte versuchen, vor allem Zeit zu gewinnen, ihr die Wahrheit allmälich, Tropfen für Tropfen beizubringen, damit Gemüt und Verstand der schwachen, bedauernswerten Frau, die das Leben bisher so leicht genommen, nicht plötzlich erschüttert würden.

Freilich, man hatte sich von allen Seiten erboten, ihm mit Rat und That zur Seite zu stehen. Die Geschäftsfreunde seines Vaters nahmen es als selbstverständlich an, daß er jetzt die Firma mit Hilfe des gewiegten alten Mitarbeiters weiter führen würde. Wenn er sich ernstlich auf die Geschäfte würfe, könne er sich in wenigen Jahren einarbeiten, da er ja die Anfangsgründe der kaufmännischen Wissenschaft bereits früher erlernt hätte.

Er war alt genug, um zu wissen, was er von diesen schönen Redensarten zu halten habe, und daß nicht einer von all diesen Leuten ein wirkliches Opfer für ihn und das Haus bringen würde.

So stürzte er sich denn voll Eifer in die Geschäfte. Von morgens bis abends konferirte und rechnete er mit dem Alten. Es war merkwürdig, und Heinemann sagte ihm auch, daß er das nie für möglich gehalten, wie schnell er sich in den verwickeltsten Dingen zurechtfand, mit angeborenem Instinkt, wohl das geistige Erbe seiner kaufmännischen Vorfahren. In dem Alten fand er allerdings einen vorzüglichen Lehrmeister, der die schwersten Dinge klar zu entfalten und spielend zu lösen wußte.

Die trockene Arbeit war für Hans jetzt eine Wonne, ein Lebensbedürfnis als Betäubungsmittel gegen die seelischen Schmerzen, Sorgen und Kämpfe, die ihn dafür des Nachts anfielen, ehe er, von der Arbeit ermattet, in einen schweren, bleiernen Schlaf fiel.

Zuweilen, wenn er durch die Arbeitsräume schritt, in denen noch immer, wenn auch die Produktion stark reduziert war, die Webstühle sausten und die mechanischen Spindeln schwirrten, überkam es ihn wie ein heimliches Bedauern, daß dies nun alles bald in fremde Hände übergehen solle. Und doch konnte er sich den Gedanken nicht vorstellen, daß er hier allezeit als Herr und Gebieter walten müßte, nichts als Zahlen, als neue Muster und kaufmännische Kombinationen im Kopf, und dabei glücklich und zufrieden sein könne. Zwischen all diesen trockenen Dingen schrie seine Seele nach Schönheit und Kunst. Wenn es ihm gar zu viel wurde, nahm er sich ein paar Stunden Zeit und pilgerte nach der Ausstellung, eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande der Schönheit.

Voll Entzücken durchstreifte er dann die Säle und sog mit allen Sinnen diese künstlerische Atmosphäre ein, andächtig versenkte er sich in die Betrachtung der Meisterwerke, an denen gerade diese Ausstellung so reich war.

Einmal sah er Baltes von weitem auf sich zukommen. Schnell flüchtete er durch einige Nebensäle, bis er ihn aus dem Gesicht verloren. Baltes hatte ihm einen herzlichen Beileidsbrief geschrieben und war, wie er sich dunkel zu erinnern glaubte, auch auf dem Kirchhof gewesen. Er hatte sich nicht einmal dafür bedankt. Er wollte keine Aussöhnung mit diesem Menschen, der sein Vertrauen so schnöde mißbraucht, und den er haßte, und — zögernd gestand er es sich selbst — den er beneidete.

Er stand vor dem „arabischen Märchen“ des ehemaligen Freundes, und selbstquälerische Stachel gruben sich ihm ins Herz. Er mußte die Leuchtkraft dieser prächtigen Farben bewundern, den lustigen, üppigen, stimmungsvollen Zauber und Schimmer dieser Märchenwelt, dabei die Reinheit und den Adel der Zeichnung. Wie das technisch gemacht war, die Farben so durchsichtig und doch kräftig hingesetzt, das konnte nur ein Maler vollkommen würdigen. Nein, nein, dieser Baltes konnte mehr als er selbst, viel mehr, und alles aus eigener Kraft.

Dem Sieger fällt die Beute zu, und das Weib folgt dem Stärkeren. Warum wunderte er sich denn über die neue Bestätigung dieser alten Erfahrung? Lahmel hatte ihn einmal besucht und von der Flucht der armen, kleinen Hedwig erzählt, und daß Baltes nun wieder täglicher Gast beim Professor geworden sei.

Mit bitterem Hohn hatte ihm Hans erwidert: „Trösten Sie sich mit mir, lieber Freund. Es gibt Glückskinder, denen alles zufällt, Liebe und Ehre und Ruhm, und andere, denen das nie zu teil wird, und zu denen gehören wir beide, Sie und ich.“

Es war für ihn eine schmerzliche Wollust, sich dem kleinen, häßlichen Menschen gleichzustellen, der ganz verdutzt fortschlich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wasserversorgung und Kanalisation Berlins.

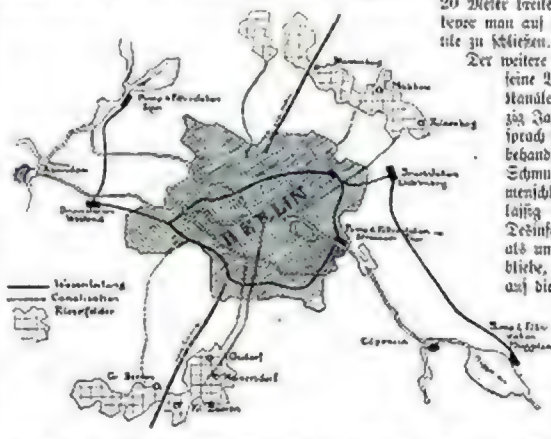
Text und Illustrationen

von

Ewald Thiel.

Der Choleraschrecken des vorigen Jahres hat aufs neue gezeigt, in wie engem Zusammenhange Epidemien und Wasserversorgung stehen, und nachdem die mannigfaltigen Vorbeugungs- und Schutzmittel sich erfolglos erwiesen, bleibt als einziges, dem Grundsatz der Hygiene, der Forderung größtmöglichster Reinlichkeit in Wasser, Luft und Boden die weiteste praktische Durchführung zu sichern.

Dieser Grundsatz hat seine befriedigende Lösung in Berlin gefunden, dessen städtische Einrichtungen allenthalben als bahnbrechend und mustergiltig anerkannt werden. Ihren Ursprung verdanken die Berliner Wasserwerke nicht einem Wassermangel, denn Berlin hat infolge seiner Lage, in dem



sich zu nur mäßiger Höhe über dem Meeresspiegel erhebenden Flußthale der Spree, niemals eigentlichen Wassermangel gelitten, sondern dem Bedürfnis einer gründlichen Spülung der stagnirenden offenen Rinnsteine. Zu diesem Zwecke trat 1852 die Gesellschaft Fox & Crampto (später „The Berlin Waterworks Company") ins Leben, welcher auch gestattet wurde, den Einwohnern fließendes Wasser gegen Entgelt zu verabfolgen. Als sich jedoch Berlin auch auf die Höhen des alten Spreethales auszubreiten begann, wo Brunnen gar nicht oder nur mit großen Kosten angelegt werden konnten, und die Gesellschaft nicht allen Anforderungen nachzukommen vermochte, übernahm 1873 die Stadt die Wasserwerke am Stralauer Thor, baute 1877 die Anlagen am Tegeler- und 1892 diejenigen am Müggelsee.

Ursprünglich entnahm man das Wasser aus Tiefbrunnen und leitete es sofort in die Röhren; als sich jedoch herausstellte, daß das so gewonnene Wasser, sowie es mit der Luft in Berührung trat, Eisenteile in beträchtlicher Menge ausschied und das Wachsen einer sich ungemein schnell verbreitenden Algenart begünstigte, hob man die Wassermenge mittelst gewaltiger Pumpwerke direkt aus den Seen und Flußläufen und filtrirte es am Sandfiltern. Diese Filter sind große gemauerte Bassins, deren Boden etwa 1½ Meter mit oben feinerem, unten gröber werdendem Sande und zuunterst mit etwa faustgroßen Steinen bedeckt ist. In welcher Weise hierbei die Reinigung erfolgt, ist nicht genau bekannt; es ist jedoch in den vom königl. hygienischen Institute, unter Leitung des Geheimerat Dr. Koch vorgenommenen Untersuchungen konstatirt, daß hierbei ein sehr bedeutender Prozentsatz der fast ohne Ausnahme in jedem Wasser der Flüsse, Seen, Quellen oder Brunnen vorkommenden Mikrophyten ausscheidet.

Die Dauer der Durchlassfähigkeit dieser Filter und der Fähigkeit, ihren Dienst tadellos zu verrichten, ist im Durchschnitt sechs bis acht Wochen, dann muß das Wasser abgelassen, die auf der Oberfläche des Sandes abgesetzten Beimengungen des Wassers zusammen mit der Sandoberschicht entfernt und letztere in großen Trommeln gründlich durchspült und gereinigt werden, bevor sie wieder Verwendung finden darf. Da diese Arbeit der Filterreinigung bei Frostwetter unmöglich sein würde, weil nicht nur die Oberfläche des Wassers, sondern auch die des wasserhaltigen Sandes gefrieren würde, ist man von den ursprünglich offenen Filtern abgekommen und baut nur noch gedeckte, in welchen ein Zurückgehen der Temperatur unter Null nicht stattfindet.

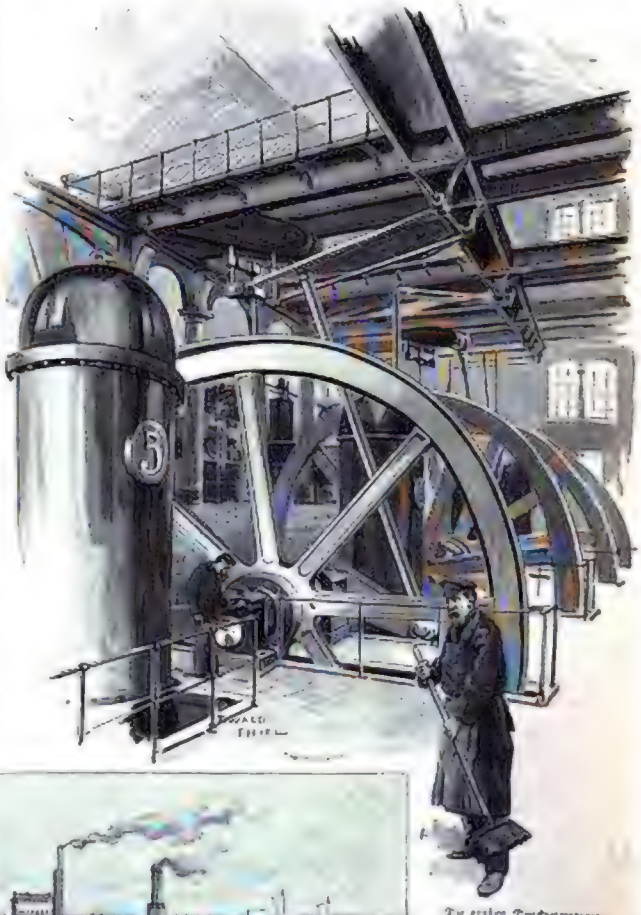
In den Kanälen.

Nachdem das Wasser die Filter langsam durchsickert, wird es durch Pumpen auf nahe der Stadt gelegene Stationen (Westend und Lichtenberg) gehoben, denen die Aufgabe der Verteilung des Wassers je nach dem in der Stadt fortwährend wechselnden Bedarf jeder Stunde obliegt.

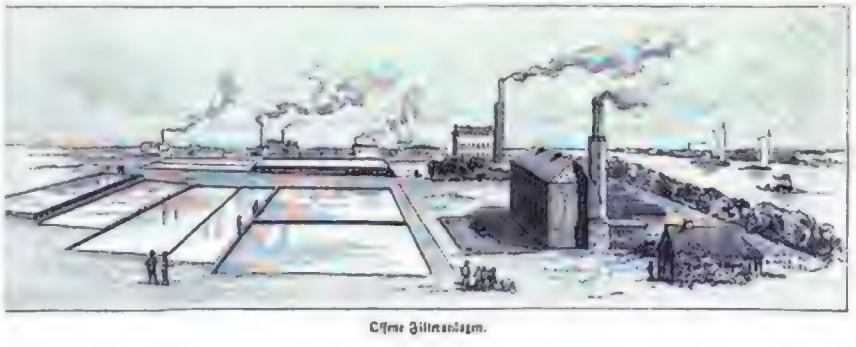
Dieser Bedarf sinkt in der Nacht auf ein Minimum und erreicht sein Maximum in den Vormittagsstunden. Zugleich haben diese Zwischenstationen das Wasser bis in die höchsten Stockwerke der Häuser zu drücken, welchen Dienst gewaltige Druckpumpen verrichten. Was diese leisten, läßt sich vielleicht besser als an Zahlen an einem der hin und wieder vorkommenden Rohrbrüche erkennen, deren einer (es war das Hauptrohr Westend-Berlin) in Zeit von nicht fünf Minuten nicht nur Unmassen von Sand und Erde auswarf, Bäume entwurzelte, sondern eine 20 Meter breite Straße weithin fußhoch unter Wasser setzte, bevor man auf die Station telegraphiren konnte, die Ventile zu schließen.

Der weitere Weg des Wassers, wenn es im Haushalt seine Verwendung gefunden, führt, nun durch die Kanäle auf die Rieselfelder. Noch bis vor zwanzig Jahren floß alles in die Spree, und erst 1872 sprach Virchow in einem Kanalisation und Abfuhr behandelnden Berichte aus, daß die Einführung des Schmutzwassers Berlins in die Spree, möge es die menschlichen Exkremente enthalten oder nicht, unzulässig sei, und daß, nachdem eine ausreichende Desinfektion desselben sich chemisch und finanziell als unausführbar erwiesen, nichts anderes übrig bliebe, als dieses Schmutzwasser durch Dampfkraft auf die Felder der weiteren Umgebung zu bringen.

Gleichzeitig wurde von Hobrecht ein Entwässerungsplan für Berlin ausgearbeitet. Darnach ist das Entwässerungsgebiet von Berlin in einzelne selbständige, scharfbegrenzte Teile (12) zerlegt, sogenannte Radialsysteme. Jedes dieser Radialsysteme hat infolge der Tieflage von Berlin eine Pumpstation erhalten, von der aus die Abwässer durch Maschinenkraft auf die Rieselfelder gehoben werden. Die Zuführung zur Pumpstation geschieht durch ein Netz von unterirdischen Kanälen, welche das Haus- und Regenwasser aufnehmen. Die Wahl der Lage der einzelnen Stationen war von verschiedenen Rücksichten abhängig; die Hauptbedingung war, die Pumpstation möglichst am tiefsten Punkte des Systems anzuordnen, da sämtliche Kanäle mit natürlichem Gefälle an ihr münden sollten. Die Kanäle haben den Durchschnitt eines mit der Spitze nach unten stehenden Eies, sind gemauert, fast 1 Meter breit und 2 Meter hoch, und entsenden nach der Seite in die Häuser Thonrohrleitungen im Durchmesser von 0,21 Meter bis 0,48 Meter.



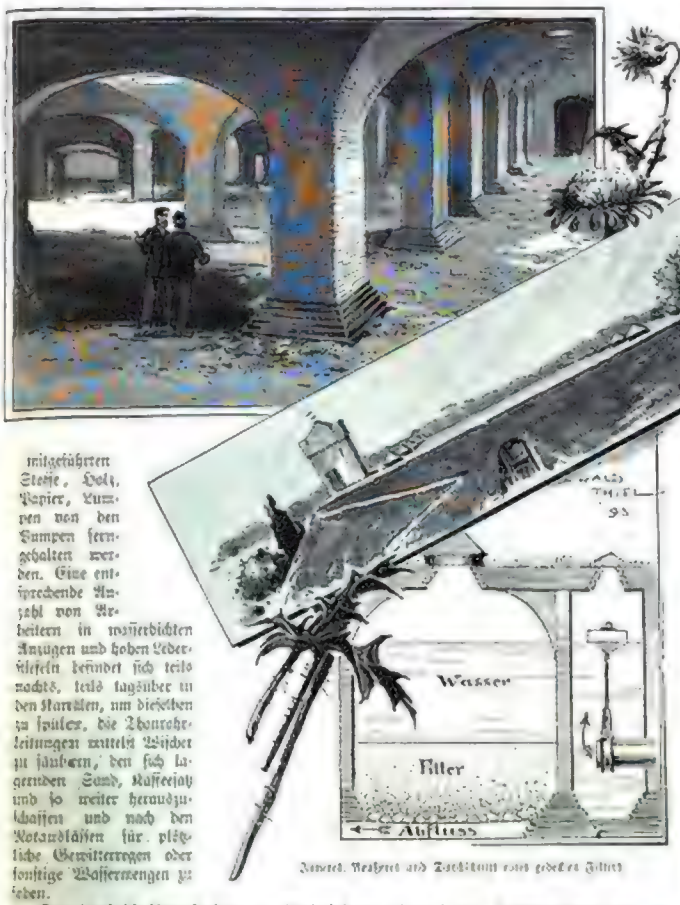
In großen Druckpumpen.



Offene Filteranlagen.

Vor Einlauf in die Pumpstation werden die

Hauptkanäle zu einem sogenannten Sammelkanal vereinigt, in welchen ein Fanggitter eingeschaltet ist. In einer kreisrunden Erweiterung des Sammelkanals befindet sich ein liegendes eisernes Gitter, durch welches die vom Wasser mitgeführten Steine, Holz, Papier, Lumpen von den Pumpen ferngehalten werden. Eine entsprechende Anzahl von Arbeitern in wasserdichten Anzügen und hohen Lederstiefeln befindet sich teils nachts, teils tagsüber in den Kanälen, um dieselben zu spülen, die Thonrohrleitungen mittels Bürsten zu säubern, den sich lagernden Sand, Kaffeesatz und so weiter herauszuschaffen und nach den Notauslässen für plötzliche Gewitterregen oder sonstige Wassermengen zu sehen.



Anwerk, Neubrück und Tasdorf vom gedeckten Filter

Das durch die Pumpstationen der Radialsysteme auf die Rieselfelder geschaffte Abwasser wird dort auf die höher gelegenen Punkte geleitet, und von da aus durch ein Netz von Gräben überall hin verbreitet. Je nach der zu kultivirenden Pflanzenart werden entweder nur die Furchen oder Beete voll Rieselwasser gelassen, oder ein ganzes eingedämmtes Stück voll Wasser gestaut. Die dungenden Stoffe werden von den Pflanzen absorbirt, der größere Teil des Wassers sickert und filtrirt durch den Sandboden, wird durch ein System von Drainröhren kleinen Rohren zugeleitet, welche es schließlich wieder in die Spree und Havel leiten, wo Atome desselben von den Pumpen der Wasserwerke aufgefangen werden und von neuem ihre Wanderung durch Berlin antreten.

Die neue St. Annakirche in München.

(Hierzu das Bild Seite 165.

Dem Mangel an Kirchen, den Kaiser Wilhelm II. beklagt, wird in München mit einem religiösen Bedürfnis und die Stadt ehrenden Eifer abgeholfen. Nicht weniger als vier neue Gotteshäuser sind zur Zeit im Bau begriffen, und das jüngste, die St. Annakirche am Lehel, erhebt sich bereits in herrlicher Vollendung. Kaum seit Jahresfrist eingeweiht, ist sie dem Volk rasch zu einer der liebsten Andachtsstätten geworden, die weit über den ihr zugehörigen Pfarrsprengel des Franziskanerordens ihre Anziehungskraft erstreckt. Den ganzen Tag wird sie nicht leer von Betern. Hier versäumt der gläubige Vorübergehende nie, in einem gelegentlichen Vaterunser einzutreten, bisher wunderte sich der fromme Münchner das fromme Mütterlein, der „Spitaler", den „Bauernprivatier", die Schuljugend, „weil sichs in der schönen Kirchen gar so gut bet'." Unwillkürlich empfindet das Volk den Einfluß der vollkommener künstlerischer Harmonie und Schönheit entströmenden weihevollen Stimmung, und wir brauchen sein warmes Urteil nur zu bestätigen und zu begründen.

In der That hat Gabriel Seidl mit der St. Annakirche die Architektur seiner Vaterstadt um eines ihrer edelsten Memento bereichert, das in unserer Zeit kaum seinesgleichen findet und wohl den Meisterwerken des Mittelalters angereiht werden darf. Auf einer rings von Sternwandern umschlossenen Erhöhung von drei Meter neben mit einer klar und knapp gegliederten monumentalen Vorderfassade von romanischer Stil der aus.

Ueber der zu beiden Seiten vorspringenden und je in einer Kapellennische auslaufenden Vorhalle ragt der 56 Meter hohe viergiebelige Glockenturm empor, während das gleichfalls in kleine halbkreisförmige Kapellen endigende Querschiff von einem 48,80 Meter hohen Vierungsturm mit sechseckig gedeckter Kuppel und zierlich durchbrochener Galerie bekrönt wird. Der stattliche Chor steigt zweigeschossig an und ist besonders an der Südseite durch verschiedene, profanen Zwecken dienende Anbauten von höchst malerischer Gesamtwirkung aufs reizvollste belebt. Sorgsam ist der den sonst üblichen, nach diesem oder jenem Stilreglement hergestellten Kirchen anhaftende kahle, nüchterne Eindruck meistes Fünche vermieden, und der ganze Bau mutet uns in seinen weichen, warmen, feinabgetönten Farben und seiner urwüchsigen Originalität an wie ein altvertrautes, ehrwürdige Werk aus Vaterzeiten. Gabriel Seidl hat sich eingelebt in das Wesen der romanischen Kunst, und, erfüllt von ihrem Geiste, von freiem Sinn und lauterem Streben, erzeugt er eine ihr verwandte, doch völlig selbständige Schöpfung. Darum bei strengster Stileinheit im allgemeinen diese üppige Mannigfaltigkeit im einzelnen, die sich an den Skulpturen der phantastisch als Tier- und Menschenleiber gestalteten Säulenfüße und Kapitäle der Fassade, wie an der vornehm prachtigen Innenausschmückung bekundet.

Zwar harren die Wölbungen des überhöhten Mittelschiffes noch der ihnen verheißenen Freskodarstellungen aus dem Leben der Mutter Anna von Professor Rudolf Seitz. Aber um so reicher sind innerhalb der für die ganze Kirche einzuhaltenden Preisgrenze von 600,000 Mark der Hauptaltar mit seiner marmorsäulengetragenen Kuppel und die überaus eigenartigen vier Seitenaltäre ausgestattet. Der helle Sonnenschein flutet durch die nur in der Mitte von kleinen, funkelnden Glasgemälden bedeckten Scheiben, glänzt wider auf dem goldblinkenden Hochaltar und streift die über einer Engelglorie in rosenumrankter Nische thronende Madonna, ein schönes Werk Preslas, der auch das ernst

sinnige Christusbild des zweiten Nebenaltars geschaffen. Ein Laienbruder mit brauner Kutte ordnet eben die Blumen in der Kapelle seines Ordenspatrons, während in der gegenüberliegenden ein junges Mädchen dem heiligen Antonius von Padua ein kleines rotes Herzlein weiht. Er lehrt gnädig das Verlorene wiederfinden, und darum hat sie ihn angerufen in der neuen, schönen Kirche, wo jeder „so gut betet".

Alex Braun.

Spruch.

Die einen pflanzen, die andern fällen,
Wo unter Palmen die Väter gerastet,
Durch tobende Gassen der Enkel hastet,
Doch ewig rauschen des Lebens Quellen
Tief in der Erde Schoß,
Unter dem Pflaster, unter dem Mord.

W. Osterkorn.

Notizblätter.

Bühne.

— Im Stuttgarter Hoftheater wurde am 28. Oktober zum erstenmale das Schauspiel „Arme Maria“ von Richard Voß aufgeführt. Es ist beklagenswert, daß Voß sein reiches, feuriges, oft hinreißendes Dichtertalent an die Gestaltung zumeist widerwärtiger Typen verschwendet hat. Wer kann für so niedrig empfindende Weiber, für solche Fratzen in Männergestalt, wie uns hier vorgeführt werden, Interesse oder gar Begeisterung empfinden? Da „Arme Maria“ nicht nur hier, sondern überhaupt zum erstenmal aufgeführt wurde, müssen wir uns bequemen, die dürftige Handlung des Stücks zu skizzieren. Diese entwickelt sich zunächst in Monte Carlo, wo die Folgen des geldgierigen, sinnbetäubenden, teuflischen Spielgeistes in verschiedenen Figuren mit großer Anschaulichkeit erwiesen werden. Am Ende des ersten Aktes erschießt sich ein junger Student, der aus Liebe zu einem armen Mädchen falsch gespielt und den man dabei ertappt hatte; ein schauerlicher, aber immerhin wirkungsvoller Aktschluß. Der Dichter hatte übrigens sehr recht, wenn er wünschte, daß die kleine Rolle des Studenten nur von einer ersten Kraft (in Stuttgart Herr Levantz) dargestellt werde, denn dieser Aktschluß kann durch die Darstellung desselben zur höchsten Wirkung gesteigert werden, aber auch, wie es sich bei den Proben in Berlin schon zeigte, vollständig abflauen. In diesem Akte lernen wir alle in die Handlung gezogenen Personen kennen, zunächst Maria, deren Mutter, eine ehemalige Wäscherin und spätere leichtfertige Marchesa, sich nach Kräften bemüht, ihre Tochter zur Genossin ihrer moralischen Verkommenheit zu machen. Diese verabscheut die Mutter, obwohl sie nicht viel besser ist, als jene. Mit der Liebe zu einem Künstler, Enrico Rocca, im Herzen, verlobt sich Gräfin Maria dem Fürsten von Fano; dieser heiratet sie, trotzdem sie ihm gesteht, daß ihre Liebe einem andern gehört und trotzdem sie ihn offen vor ihrer eigenen Person warnt; sie befriedigt nur ihre Sucht nach Reichtum, indem sie ihrem Geliebten entsagt. Eine Gesinnungsgenossin der Maria ist die zweite hervorragende Frauengestalt Santa Lucia, welche jedoch nur zum Schlusse durch ihre plötzlich erwachende Liebe zu Enrico, notdürftig in die Handlung verwoben ist. Da niemand der Neigung Luzias irgendwelche Hindernisse in den Weg legt, so weiht sie bedingungslos diesem Künstler ihr junges Leben. Maria wirft sich, nachdem sie Fürstin geworden, Enrico wieder in die Arme, dieser aber stößt sie von sich, weil sie nicht mit ihm fliehen, nicht seine Armut mit ihm teilen will. Man atmet auf bei dieser männlichen That, aber zu früh, denn Enrico findet, trotzdem er selbst die Verächtlichkeit seiner in Diamanten strahlenden „Armen Maria“ in einer höchst geist- und wortreichen Erzählung aufs schärfste kennzeichnet, nicht die Kraft, der Geliebten zu entsagen. Er wartet geduldig, bis sie, übersättigt von all dem Glanz und den Genüssen, die der Reichtum bietet, zu ihm kommt. Und sie kommt auch schließlich, aber nur, um sich in seinem Atelier zu vergiften, uneingedenk ihrer Pflichten gegen ihren Gatten, den sie entehrt und zum Feigling erniedrigt hat und der ihr zum Schluß, weil sie ihm zum Tode dafür ihre Liebe verspricht, das einzige opfert, was ihm noch geblieben, seinen ehrlichen Namen. Die „Arme Maria“ wurde von Fräulein Dumont, für welche die Rolle geradezu geschaffen scheint, mit großer Leidenschaft gespielt. Als Mutter der Maria erzielte Fräulein Steinau großen Lacherfolg. Herr Emmerich spielte den Enrico etwas verschwommen; es ist freilich auch schwer, diese schwankende Gestalt in festen Umrissen hinzustellen. Fräulein Ersoldt bewies ihre große Künstlerschaft aufs neue als Lucia, trotzdem sie für diese Rolle eigentlich keine Eignung besitzt. In den verschiedenen Episodenrollen zeichneten sich unter den Damen Fräulein von Dierks, die eine bildhübsche Salondame bestens charakterisierte und Frau Wohlmann als leidenschaftliche Spielerin aus. Unter den Herren mühte sich Herr Freiburg mit der Rolle des Fürsten Fano redlich ab und ihn trifft wenig Schuld, wenn es ihm nicht gelang, denselben glaubhaft darzustellen. Herr Levantz spielte die schwierige und undankbare Rolle des jungen Studenten vollkommen entsprechend, während es Herrn von Hozar in der dankbaren Rolle des frivolen Bankgründers Lombardi nicht gelang, den dieser Individualität entsprechenden Ton zu finden. — Old.

Ausstellungen.

— Das Ergebnis der Preisverteilung auf der Weltausstellung in Chicago stellt sich für Deutschland als ein überaus günstiges dar. In den wichtigsten Gruppen, in denen der deutsche Gewerbefleiß vertreten war, ist demselben ein Viertel bis ein Drittel sämtlicher überhaupt zur Verteilung gekommenen Preise zugefallen: unter anderen haben die chemische Gruppe, die Kunstmetallindustrie, die Schmiedeeisernen und feineren Metallwaren, die in das Gebiet der Optik und Mechanik fallenden Ausstellungsgegenstände, sowie die Edelmetall- und Bijouteriewaren Deutschlands die Anerkennung der Preisrichter in hohem Maße sich zu erringen gewußt. Für Gold- und Silberwaren beispielsweise sind von den 250 im ganzen zuerkannten Preisen sogar 130, also nahezu die Hälfte, auf Deutschland entfallen.

Deutsche und fremde Literatur.

— Von Georg Ebers Gesammelten Werken (Deutsche Verlags-Anstalt) ist nun schon der zweite Band, enthaltend den zweiten Teil der Aegyptischen Königstochter, erschienen. Das Erstlingswerk des Dichters, das seinen Ruhm begründet und sich als Lieblingsbuch der deutschen Jugend bis auf den heutigen Tag erhalten hat, neuerdings anzupreisen, wäre wohl ein recht überflüssiges Unterfangen. Wir dürfen uns daher wohl darauf beschränken, auf die äußerst gefällige Ausstattung aufmerksam zu machen, welche den Gesammelten Werken von G. Ebers hier gegeben werden. Der Prachteinband insbesondere wird durch seinen wahrhaft künstlerischen Geschmack alle Verehrer des Dichters erfreuen: Neben einer Sphinx, der natürlichen Allegorie für die Mehrzahl der Schöpfungen des letzteren, ist, das stolze Haupt mit goldenem Lorbeer geschmückt und den goldenen Griffel in der Rechten haltend, die Linke auf eine Tafel gestützt, eine edle weibliche Gestalt, halb Muse der ernsten Geschichte, halb Muse frei schaffender Phantasie. Umrankt von Friesen und Blüten des Abend- und Morgenlandes bildet eine aus hellenischem und griechischem Motiven gemischte Architektur mit dem Ausblick in eine klassische Landschaft den Hintergrund. Und diesem schönen Einband entspricht auch die Vornehmheit der typographischen Ausstattung, die das übrige beiträgt, das Werk zu einem Festgeschenk im edelsten Sinne zu gestalten.

— Mit der Bearbeitung der deutschen Literaturgeschichte für den Schulgebrauch wird es heute in vielen Fällen nicht genau genommen. Das beweist abermals eine im Verlag von Franz Ake in Danzig erschienene Schrift: „Geschichte der deutschen Literatur in Einzelbildern“, bearbeitet von Karl A. Krüger, Lehrer in Königsberg i. Pr., mit 52 Abbildungen. Wie der Ansicht huldigt, daß für die Schule das Beste gerade gut genug ist, der muß diese Schrift, die zahllose Ungenauigkeiten, Fehler und Lücken aufweist, geradezu verwerfen. Unter den Dramen Schillers werden „Kabale und Liebe“ und „Don Karlos“ gar nicht angeführt. Bei Behandlung der neueren Literatur sind Autoren wie Greif, Paul Heyse, Wildenbruch, Wildenbruch und andere ganz außer acht gelassen worden, während Marlitt, Ulrich Polko, Ottilie Wildermuth und andere Berücksichtigung finden.

Müdigkeit.*)

Es lassen mich kalt die Fluren,
Es lässet mich kalt der Wald:
Ich folge nur einzig den Spuren
Der seligen Huldgestalt.

Was soll mir der Frühling noch frommen,
Gestöt' und Gesing' und Geharf',
So ich sie nimmer willkommen
Auf Erden mehr heißen darf?

Es kommen, es schwinden die Tage
Einförmig im öden Geleis';
Ob ich das Heut noch ertrage,
Das schreckliche? — Niemand es weiß.

Ich habe der Lerchen so viele
Gesehen, und habe sie satt;
Was soll mir des Lenzes Gespiele,
Im Schnabel ein Rosenblatt?

Das Känzchen ersehn' ich, das nächtig,
Prophetisch und wie ein Geist,
Vom Firste des Daches bedächtig
Mir baldige Ruhe verheißt.

Wiederkehr.*)

Mein Liebchen verweilet im Grabe nicht,
Das Leben es drängt sich ans Tageslicht.

Doch als ich sie suchte im grünen Grund,
Nicht war es, als würd' ihre Nähe mir kund.

Gradüben am Feldrain ein Fremder saß,
Und lange mit sinnendem Auge mich maß.

Doch endlich da sprach er: Ei, wie doch sind
Die Menschen mit sehenden Augen blind!

Nicht sahst du, o Blinder, wie drinnen im Wald
In grünem Gewand sie vorübergewallt,

Und drüben am Hag, wo die Rose sprießt,
Dein Lieb dich mit leuchtenden Augen gegrüßt?

Christian Wagner.

*) Von dem schwäbischen Landmann Christian Wagner in Warmbronn (Württemberg), der unbestritten unter Deutschlands einfachsten, nur durch die Volksschule gegangenen Dichtern ... und in dem Volk heute die erste Stelle einnimmt und bei der Kargheit seines Besitzes mit Recht von der Schillerstiftung unterstützt wird. Obige Verse sind nach dem Tode seiner Frau gedichtet. Die Leser werden viel Schönes finden in Wagners „Sonntagsgängen“ (1887), „Sonntagsgängen“ 3. Teil: Balladen und Blumenlieder (1890) und Weihegeschenke (1893), sämtlich im Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Denkmal Ludwig Anzengrubers.

Der Wiener Zentralfriedhof — die Stadt der Toten — war in den Vormittagsstunden des 29. Oktober der Schauplatz einer würdigen, den Manen Ludwig Anzengrubers gewidmeten, Feier. Eine nicht allzu große, aber in Stimmung und Empfindung desto andächtigere Schar hatte sich dort eingefunden, um bei der Uebergabe des auf der Grabesstätte des Volksdichters errichteten Denkmals zugegen zu sein.

Ueber das aus dem Atelier Scherpes hervorgegangene Meisterwerk hörte man nur Stimmen des Lobes.

An einem „Marterl“ hält eine Bauerndirne, trauernd um den dahingeschiedenen Volksdichter, dessen Porträtmedaillon, mit einem grünen Kranze umwunden, sich von dem weißen Marmor abhebt. Das ganze ist einfach gemacht und doch kann man sich kein wirkungsvolleres, kein rührenderes Trauerdenkmal vorstellen.

Der erste Redner, Professor Alt, Obmann des Anzengruber-Kuratoriums, schilderte mit ergreifenden Worten die Kämpfe, welche der Dichter zu bestehen hatte, bevor sich sein

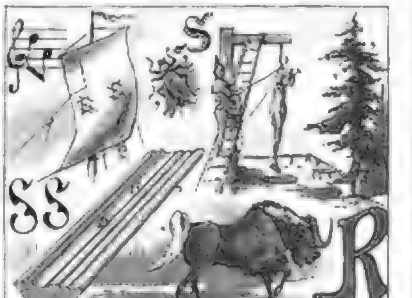
Ludwig Anzengruber-Denkmal.

Genie Geltung verschaffen konnte, und übergab nach einer Darstellung der Geschichte des Denkmals dieses selbst in die Obhut der Stadt Wien. Namens derselben konnte Stadtrat Dr. Vogler darauf hinweisen, mit welcher Liebe Anzengruber an seiner Vaterstadt gehangen und wie diese ihn mit Stolz ihren Sohn nennen kann.

Noch sprachen Professor Warhanek, der Präsident des Schriftstellervereins „Concordia“, dessen Mitglied der Verewigte durch zwei Jahrzehnte gewesen; der Direktor des deutschen Volkstheaters und Martinelli, einer der berufensten Interpreten Anzengruberscher Gestalten; und mit einem ergreifend vorgetragenen Chor des Männergesangvereins schloß die ernste Feier. — Eö.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Buchstabenrätsel.

Es soll, so sagt man, vor Gefahren
Ein zauberkräftig uns bewahren.
Streicht man darauf zwei Zeichen fort
Und stellt ein andres vor das Wort,
So zeigt sich eines Dramas Held
Aus rauher, nordischer Sagenwelt.

Silbenrätsel.

So mancher setzt mit zwei, drei an
Ein Ding, und ist kein rechter Mann;
Er glüht und brennt in einem Nu,
Liegt wieder bald in starrer Ruh'.
So leuchtet auch nur flücht'gen Scheins,
Von zwei und drei erfaßt, die eins
Und läßt zurücke keine Spur:
Es ist ein ganzes eben nur.

Rätsel.

1 ist der Fürst einer Schar, die, seitdem von den Göttern den Menschen
Bildung und Wissen verlieh'n, nicht zu entbehren mehr ist.
Da, wo am südlichen Fuße von himmelanstrebenden Bergen
Weit eine Eb'ne sich dehnt, findest du 2, 3 als Strom.
Was in der Welt sich ereignet, was einer dem andern will melden,
Trägt auf beflügeltem Fuß 2 bis 5 von Ort zu Ort.
Wie stets von neuem das Licht kommt von 3, 4, 5 an jedem Tage,
Nahm einst von dort auch der Welt alter Gesittung Beginn.
2, 3 bis 7 sie nennen den wirklichen Namen des Mannes,
Der als ein Engländer schrieb über Amerikas Volk.
Einst zogen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 nach Gottes Gebote
In alle Lande hinaus, um zu verkünden das Heil.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 127:

Die Chicago'er Weltausstellung, wenn die so (S) o Zeit währet, dann gehn Sie wohl a (uch) mal über die große See 'nüber; manchen (menschen) Sie mit!

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 127:

Uhland.

Jan Matejko.

Wie das mächtige Wiederaufblühen einer spanischen Kunst eine Ueberraschung für die ganze europäische Kunstwelt gewesen, so war noch staunenswerter das Auftreten einer polnischen Kunst aus dem Nichts. Gelingt es den Polen, auf einer der großen Weltausstellungen alle von ihren Stammesgenossen eingesandten Werke zu einer Einheit zu vereinigen, so erhält man ein Bild von einem Kunstschaffen, das auf eine hundertjährige Ueberlieferung gegründet zu sein scheint. Und doch beruhte die ganze Kunst der Polen noch vor wenigen Jahrzehnten auf den vier Augen Arthur Grottgers und Jan Matejkos, des Meisters, der so ergreifend die Drangsale seiner Landsleute während ihres letzten Aufstandes, und des Meisters, der in gewaltigen Geschichtsbildern seinem Volke die Thaten einer vielfach schon vergessenen Vergangenheit vorführte. Nun hat auch der letztere seine Augen für immer geschlossen, und obwohl er Zeit seines Lebens den Deutschen sehr abhold blieb, dürfen wir es uns nicht ersparen, von dem Manne und den Werken zu berichten, die einen so großen Einfluß auf das geistige und künstlerische Leben der Polen geübt haben.

Jan Matejko, 1838 zu Krakau als Sohn eines Musikers geboren, wandte sich schon in früher Jugend der Kunst zu. Nachdem er bis zum zwanzigsten Jahre die Malerschule seiner Vaterstadt besucht, zog auch ihn der Ruf der Pilotyschule nach München, wo er sich besonders an W. Kaulbach und M. Schwind anschloß. Kurze Zeit besuchte er auch die Akademie in Wien. In die alte Heimat war ihm inzwischen der gute Ruf seiner Erstlingswerke vorausgeeilt;

Jan Matejko.

unter denselben befand sich „Gustav Adolf vor dem Grabe des Königs Ladislaus", ein Bild, das ihm die Gesellschaft der schönen Künste in Krakau um zweihundert Gulden abkaufte, und „König Sigismund I. erteilt den Professoren der Krakauer Universität die Adelsprivilegien", mit dem er der Jagellonischen Bibliothek ein Geschenk machte. Nachdem er noch das schon in München angefangene und in Warschau 1861 ausgestellte Bild „Die Vergiftung der Königin Bona" um den geringen Preis von zweihundertundfünfzig Rubeln hatte weggeben müssen, brachte ihm sein „Johann Kasimir in Bielany", das er nach dem ihm aus demselben erwachsenen Zerwürfnis mit dem Wiener Galeriedirektor Ruben in Krakau vollendet, einen weit ansehnlicheren Betrag, und es ging rasch mit ihm aufwärts, nachdem er einmal vom Grafen Potocki für seinen „Skarga" zehntausend Gulden und auf der Pariser Ausstellung die dritte Medaille erhalten. Mit der ersten wurde er ausgezeichnet für seinen „Polnischen Landtag 1772", der sich jetzt im Wiener Kunstmuseum befindet.

Auf der Wiener Weltausstellung von 1873 erregte seine „Union von Lublin" großes Aufsehen; im selben Jahre wurde der Künstler zum Direktor der Krakauer Kunstakademie ernannt. Seine übrigen Hauptbilder, mit Ausnahme der „Bilder der Jungfrau von Orleans beim Einzug in Rheims", mit welcher er den Franzosen — vor deren Verständigung mit den Russen! — huldigen wollte, behandeln gleichfalls nur Gegenstände aus der polnischen Sondergeschichte, so „Stefan Bathory vor Pskow", „Sigismunds Glockentaufe", „Die Schlacht bei Grunwald", „Sobieski", „Herzog Albrecht von Preußen leistet König Sigmund den Huldigungseid", „Die Schlacht bei Tannenberg", „Die Niederlage bei Varna", „Die Verkündigung der Verfassung vom 1791." Die wunderbare Kunst der Charakterisierung bethätigte er übrigens nicht bloß in seinen Geschichtsbildern, sondern auch in einem großen Cyklus „Polnische Könige", und die Meisterschaft in Behandlung der Trachten, die ein anderer großer Vorzug seiner Geschichtsmalerei ist, zeigt sich auch in elf Tafeln historischer polnischer Kostüme von fünf Jahrhunderten. Was ihm aber vor allem seinen großen Rang in der europäischen Kunstgeschichte sichert, das ist die an Makart und Paolo Veronese erinnernde Ueppigkeit und Pracht seiner Farbengebung, die Treffsicherheit seiner Zeichnung, sein an die höchsten Muster gemahnendes technisches Können. Und wenn seine großen Gemälde manchmal wegen perspektivischer Unvollkommenheiten und Unklarheit in der Anordnung des einzelnen nicht die volle Wirkung erreichen, so wird man billigerweise seine Kurzsichtigkeit zur Entschuldigung dienen lassen, denn diese verhinderte ihn, seine Bilder mit dem Blicke ganz zu überschauen. Der Schmerz über seine geistesumnachtete Gattin, körperliche Leiden, teilweise auch Verstimmungen über das heranwachsende polnische Künstlergeschlecht, das andere Bahnen als er einschlug, machten ihn während seiner letzten Lebensjahre mehr und mehr zum Einsiedler. Aber sein Hingang wird von allen seinen Landsleuten als ein nationaler Verlust betrauert. N. L.

Winterkuren.

Von

Dr. Otto Gotthilf.

Die tägliche Erfahrung lehrt, daß ganze Kategorien von Kranken sich im Winter schlechter befinden als im Sommer. Es muß daher geboten erscheinen, solche schwächliche und chronisch kranke Personen während unseres Winters in Verhältnisse zu verpflanzen, die ihnen die Schädlichkeiten und Mißstände dieser Jahreszeit fern halten und ihnen gewissermaßen einen prolongirten Winter verschaffen. Die Winterkurorte, welche hiefür in Betracht kommen, gehören den sogenannten „indifferenten" (das heißt feuchtwarmen und daher reizmildernden) Klimaten an. Sie umfassen ganz bestimmte geographische Gebiete im Bereiche des Tiefebenenklimas. Die bekanntesten von ihnen sind: Kairo, die Kurorte der Riviera di ponente (Cannes, Nizza, Monaco, Mentone, San Remo) Ajaccio auf Korsika, Meran, Montreux und so weiter.

Eins der dringendsten Erfordernisse für alle Winterkurorte ist genügender Windschutz, das heißt sie müssen vor allen Dingen durch ihre Lage zu Gebirgszügen oder auch durch anderweitige lokale Gestaltung vor dem Hereinbrechen heftiger Luftströmungen geschützt sein, ohne doch die für das Wohlbefinden des Körpers so wesentliche Ventilation vermissen zu lassen, ohne also eigentliche Windstille darzubieten. Es muß eben dem Kranken der ausgiebigste Aufenthalt in freier Luft gestattet sein ohne die Vornahme lästiger oder gar schädlicher Vorsichtsmaßregeln in Kleidung und anderen Dingen. Auch müssen die monatlichen und täglichen Mitteltemperaturen der Luft möglichst hoch sein, die täglichen Schwankungen der Luftwärme dagegen möglichst gering. Kommt hierzu noch eine nicht zu hohe Anzahl von Regentagen, Reinheit und Staubfreiheit der Luft, neben günstigen hygienischen Verhältnissen und einem angemessenen Comfort des Ortes, so sind alle Bedingungen, welche man an einen Winterkurort zu stellen berechtigt ist, erfüllt. Man beachte bei der Wahl eines Winteraufenthaltes alle diese, vielleicht scheinbaren Kleinigkeiten sehr wohl; denn bei den oft launenhaften Patienten wirkt auch eine kleine Enttäuschung oder Unannehmlichkeit meist sehr nachhaltig auf den Erfolg der Kur ein. Daher verlasse man sich nicht auf die vielversprechenden Reklameanzeigen in den Zeitungen, sondern wende sich um Auskunft an einen Arzt oder ziehe einen ärztlich verfaßten Badealmanach zu Rate.

Diejenige Krankheit nun, für welche diese klimatischen Winterkuren in allererster Reihe in Betracht kommen, ist die Lungenschwindsucht (Phthisis), einschließlich derjenigen Prozesse des Lungengewebes, die zur Phthisis führen können, und ferner die ererbte oder erworbene Anlage zur Schwindsucht. Durch die statistisch klar erwiesene Thatsache, daß der andauernde Aufenthalt in geschlossenen, mangelhaft ventilirten Räumen ein wichtiges förderndes Moment der Phthisis darstellt, hat man eben gelernt, bei dieser Krankheit und all ihren Vorstufen auf den möglichst ausgiebigen Genuß der reinen, vom groben staubförmigen und von schädlichen chemischen Beimengungen freien atmosphärischen Luft den größten Wert zu legen. Da nun in unseren Breitegraden die bedeutenden meteorologischen Veränderungen, wie sie mit dem Uebergange des Sommers in den Winter und im Verlaufe des letzteren selbst einzutreten pflegen, dem Kranken den anhaltenden Aufenthalt in frischer, freier Luft ohne die Gefahr, sich heftige Katarrhe und Lungenaffektionen zuzuziehen, nicht gestatten, so ist es natürlich von höchstem Werte, solche Patienten in mildere Himmelsstriche zu bringen, deren Winter in klimatischer Beziehung unserem Sommer ähnelt, oder doch wesentlich milder ist, als unsere Winter zu sein pflegen. Für solche Fälle darf man aber von der Winterkur keine direkt heilenden Erfolge erwarten; es sollen vielmehr von dem Kranken nur alle Schädlichkeiten ferngehalten werden, damit der Organismus in seinen Ausgleichungs- und Heilungsbestrebungen keine Störung erleide, sondern die natürliche Heilung oder Vernarbung ihren geregelten Verlauf nehmen kann. In dieser Beziehung kommen besonders die indifferenten Kurorte des subalpinen Gebietes in Betracht, von denen bei uns am bekanntesten Görbersdorf und Falkenstein sind. Diese Klimate stellen an die Leistungsfähigkeit des kranken Körpers keine speziellen Anforderungen. Der gewissermaßen im labilen Gleichgewichte befindliche Organismus wird nie durch klimatische Reize erschüttert. Damit soll jedoch in keiner Weise gesagt sein, daß jene Reize, welche durch die Bewegung der Luft, durch die Schwankungen der Temperatur und des Feuchtigkeitsgehaltes der Atmosphäre ausgeübt werden, hier überhaupt nicht zur Geltung kommen; nur das Uebermaß und die Plötzlichkeit der klimatischen Schwankungen fällt fort, so daß der Organismus, obwohl in seiner Leistungsfähigkeit herabgesetzt, sich doch leicht mit seinem Stoffwechsel der Witterung anpassen kann.

Bei einer andern Kategorie klimatischer Kurorte erwartet man von dem Einfluß einzelner oder dem Zusammenwirken verschiedener klimatischer Faktoren direkt heilende Wirkungen. Es sind dies die sogenannten „erregenden" (excitirenden) Klimate. Unter diesen kommen im eigentlichen Gebirgsklima — höher als vierhundert Meter gelegene Regionen — für unsere Verhältnisse vorwiegend bestimmte Thäler und Ortschaften in Graubünden in Betracht. Und zwar genießt hier Davos den Hauptruf als klimatischer Winterkurort. Die mittlere Wintertemperatur im Davoser Thal (1650 Meter über dem Meere) liegt fast stets unter Null. Höchst bemerkenswert ist aber der Unterschied zwischen Schatten- und Sonnentemperaturen. Die Insolation, das heißt die direkte Einwirkung der Sonnenstrahlen, ist dort nämlich so beträchtlich, daß an Wintertagen das Thermometer in der Sonne sehr oft ein Steigen bis 43° Celsius Wärme zeigt, während zu gleicher Zeit die Schattentemperatur 1° Celsius Kälte beträgt. Daher kann man in Davos leicht gekleidet im Sonnenschein sich aufhalten, während man allerdings, in den Schatten eintretend, sofort in empfindlichster Weise friert. Berücksichtigt man diese erhebliche Insolation, ferner die durch die Gestaltung des Thales bedingte Windstille, die Beständigkeit des Wetters, die Reinheit und Klarheit der Luft, so ist es einleuchtend, daß trotz der bedeutenden Höhenlage des Ortes dem Kranken der ausgiebigste Aufenthalt im Freien ermöglicht wird: für Lungenkranke eben der wichtigste Umstand.

Jedoch haben auch viele Kurorte dieses subalpinen Gebietes nur den Charakter einfacher Sommerfrischen, die relativ niedrig und geschützt gelegenen sogar den Typus der indifferenten Klimate; dies Verhältnis ändert sich aber mit zunehmender Höhe, speziell mit dem Erreichen der alpinen Region, wo dann die erregenden Wirkungen der Höhenluft mehr und mehr hervortreten. Natürlich ist der Aufenthalt in diesen Regionen für manche Kranke schon viel zu angreifend. Dies gilt namentlich für alle mit organischen Herzfehlern Behaftete. Auch sind von vornherein alle Schwindsüchtigen, bei denen bereits ausgeprägter körperlicher Verfall neben umfangreichen Zerstörungen der Lunge und neben bedeutenden Störungen der Verdauungsthätigkeit bestehen, überhaupt alle diejenigen Patienten, welche anhaltender Bettruhe bedürfen, von klimatischen Winterkuren in den erregenden alpinen Gebieten absolut auszuschließen. Derartige Kranke, vielleicht ihrem dringenden Wunsche zufolge, auf die Reise schicken, heißt nichts anderes, als den Zustand durch die unvermeidlichen Beschwerden und Entbehrungen der Reise qualvoller machen, ja sogar häufig den Tod direkt herbeiführen.

In neuerer Zeit werden Winterkuren auch im Gebiete des Seeklimas mit Recht immer mehr beliebt. Ist doch die Temperatur der Seeluft viel gleichmäßiger als die der Landluft. Dies beruht im wesentlichen auf dem Einfluß der ungeheuren Wassermasse, welche sich zwar nur langsam erwärmt, aber auch nur sehr langsam wieder abkühlt, im Gegensatze zum festen Erdboden, der die Wärmestrahlen der Sonne zwar rasch aufnimmt, aber auch rasch an die Atmosphäre wieder abgibt. Daher zeigt das Seeklima bedeutend mildere Temperaturen als das Kontinentalklima. Eine nicht geringe hygienische Rolle spielt ohne Zweifel auch die Staub- und Keimfreiheit der Seeluft, ferner ihr Salz-, Jod- und Bromgehalt, sowie der verhältnismäßige Reichtum an Ozon. Verwendung zu Winterkuren finden im Seegebiete namentlich manche Inseln in klimatisch begünstigter Lage, wie Madeira, Wight und Korsika, außerdem bestimmte südliche Küstendistrikte wie Riviera di ponente und levante, welche wir zum Teil schon oben bei den Kurorten des Tiefebenenklimas anführten. Seit einigen Jahren werden auch unsere Nordseeinseln zu Winterkuren benutzt. Ueberhaupt wird in neuester Zeit dem Seeklima auch im Winter immer größere Bedeutung beigelegt. Im letzten Jahre wurden zum erstenmale von Aerzten mit Kranken sogar Winterseereisen nach dem Süden unternommen, die sehr guten Erfolg hatten. So fuhr Dr. W. Balser mit Patienten am 5. Dezember 1892 von Genua über Ceylon, Singapore, Batavia, Java nach Hongkong und von dort denselben Weg zurück. Am 7. April 1893 kamen die Reisenden wieder zu Hause an. Sie blieben fast in allen größeren, gesund gelegenen Orten mehrere Tage, bisweilen sogar einige Wochen, zum Beispiel in Ceylon vier Wochen. Namentlich dieser häufige Wechsel von Landaufenthalt und Seefahrt erwies sich als sehr ersprießlich. Während der vier Reisemonate war ständiger Aufenthalt auf Deck möglich, nachts Schlaf bei offenen Kabinenluken; der Schlaf war bei allen stets vorzüglich. Das Maschinen- und Wellengeräusch wirkte nie störend, im Gegenteil sogar einschläfernd. Bald nach Betreten des Schiffes fand erhebliche Steigerung des Appetites statt.

Nach den von Dr. Balser gemachten meteorologischen Notizen verschiedener Lloyddampfer ergibt sich, daß die Zeit von Ende November bis Ende März die beste zur Ausführung solcher Winterseereisen ist. Die Wirkung der Reise war ausgezeichnet, auch geistig war sie in jeglicher Beziehung für jedermann sehr anregend und von erfreulichem Einfluß. Nur Magen- und Nierenleidenden sind solche Seefahrten weniger zu empfehlen, weil die scharf gewürzte Kost etwas schwer zu verdauen ist. Badeeinrichtungen fehlen weder auf den Schiffen noch in den Hotels auf dem Lande. Spaziergänge und Spiele auf Deck, sowie ein- bis zweimal täglich gut geleitete Freiübungen sind für das Wohlbefinden äußerst dienlich. Dr. Balser machte diese Reise auf einem Schiffe des Norddeutschen Lloyd und lobt das vorzügliche Essen und die überaus große Sauberkeit. Ganz besonders empfehlenswert dürften solche Wintereisen sein für sogenannte phthisisch Veranlagte oder erblich Belastete, sowie für geheilte Phthisiker; ferner für Personen, welche an chronischen Katarrhen leiden, und namentlich für alle nervös Erschöpften oder sogar „geistig und körperlich Heruntergekommenen". Diese Seereisen sind auch das beste Heil- und Linderungsmittel für niederdrückende Gemütsaffekte, welche oft gar nicht auf andere Weise zu beseitigen sind. Andere Menschen, andere Umgebungen, andere und stets wechselnde Eindrücke sind am meisten geeignet, selbst die trübsten (Winter-) Gedanken zu verscheuchen und die verstimmten Saiten eines leidenden Gemütes wieder auf den rechten Ton zu stimmen.

Außer allen bisher geschilderten rein klimatischen Winterkuren sind für viele Krankheiten auch noch diejenigen von hoher Bedeutung, welche in Verbindung mit mannigfachen, meist äußerlichen Heilagentien — Bäder, Massage, Elektrizität und so weiter — verwertet werden. Dies gilt namentlich von den beiden schon oben genannten Kuranstalten Gröbersdorf und Falkenstein, in welchen auch im Winter hydrotherapeutische und andere, die Haut als Angriffsfeld nehmende Prozeduren angewendet werden, verbunden mit zweckmäßiger Ernährung, ziemlich reichlichem Alkoholgenuß und sorgfältiger Ueberwachung der gesamten Lebensweise. Die Zahl solcher Anstalten und Badeorte ist auch in Deutschland sehr groß und wächst von Jahr zu Jahr. Durch vielfältige Erfahrung ist es bewiesen, daß auch Warmbäder während der kälteren Jahreszeit mit Vorteil zu Kurzwecken bei vielen chronischen Krankheiten benützt werden können. Schon seit langer Zeit von ärztlichen Autoritäten empfohlen, sind sie daher in den letzten Jahren immer mehr und immer systematischer in Anwendung gekommen. Diejenigen Krankheitsformen nun, welche für derartige Winterkuren am meisten geeignet erscheinen, sind folgende: zunächst alle chronischen

H. Lindenschmit: Am Marterl.

Hautkrankheiten; denn gerade im Spätherbst und Winter kommen am häufigsten Ausschlag, Flechten, Grind und so weiter zum Vorschein und sind um so mehr geneigt, veraltete, schwer heilende Formen anzunehmen, je weniger dann zu ihrer Bekämpfung geschieht. Und gerade im Winter, wo die Haut eine geringe Thätigkeit und Erregbarkeit besitzt, ist es von großem Vorteil, sie behufs der Heilung durch Dampf- und andere Bäder zur Schweißbildung zu bringen. Ferner eignen sich die Folgen von schwereren Verletzungen in hervorragender Weise für Winterbadekuren, da sie meist einen schleppenden Verlauf nehmen, und da der im Sommer begonnene und Vorteil versprechende Kur nicht während der kälteren Jahreszeit unterbrochen werden darf. In gleichem Maße gilt dies vom chronischen Gelenkrheumatismus in seinen mannigfachen Formen und Folgezuständen. Die große Wohlthat und die möglichen Heilerfolge, die in Warmbädern, welche noch mit anderen Prozeduren verbunden werden können, für diese meist schwer Leidenden liegen, dürfen durch keine Jahreszeit beschränkt werden. Gleiche Vorteile ziehen die Skrofulöse und sogenannte englische Krankheit (Rhachitis) aus der Fortsetzung der Behandlung mit warmen Bädern während des Winters. Ebenso können die chronischen Hals- und Lungenkatarrhe in solchen Winterbädern mit Erfolg behandelt werden, in denen sich ausgiebige Vorrichtungen für Inhalationskuren befinden, und wo auch die Aufenthaltsräume der Kurgäste für das Einatmen einer feuchtwarmen, mit den betreffenden Gasen geschwängerten Luft eingerichtet sind.

Dies dürften die hauptsächlichsten Krankheitsgruppen sein, für welche Winterkuren ganz besonderen Vorteil haben. Freilich sind fast alle genannten Winterkuren nur von solchen anwendbar, denen es an dem allgemeinen Nervus rerum oder dem Gelde nicht gebricht. Aber gerade diese Bevorzugten wenden oft die verkehrtesten Mittel zur Wiedererlangung ihrer Gesundheit an. Mögen ihnen daher diese Zeilen einige Winke geben für die Erhaltung der besten Besitztümer der Menschheit, welche heißen: Leben und Gesundheit!

Am Marterl.

Du, Baldl, kennst dös Platzl no?
Denkst no an selle Nacht,
Wo s' nus dein' Ehni selig, woaßt,
Ham tot in d' Hütten bracht.

O mei', wie hat dei Mutter g'woant
Und g'jammeret und thân!
Er hat aa ausg'schaut 's war a Graus,
Mei Lebtag denk' i dran.

Du muaßt aa beten mannigsmol
Für ihn um d' ewig Ruah.
Woaßt, wie dei Ehni di hat g'möcht,
Dös woaßt da gar nit, Bua!

Ditter v. Reuß.

Friedensschild.

Schach. (Bearbeitet von C. Schallopp.)

Aufgabe 8.

Von C. W. de Motte in New-York.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 5 S. 110:

W. 1) S c 5 — d 3
S. 1) K d 5 — c 6:
W. 2) S d 3 — e 5
S. 2) K c 6 — c 7:, d 5
W. 3) S e 5 — d 7, T e 2 — e 7 matt.

A.

S. 1) K d 5 — d 4
W. 2) T e 7 — e 5†
S. 2) K d 4 — d 5
W. 3) T e 3 — e 5 matt

B.

S. 1) K d 5 — c 6
W. 2) S e 4 — c 5†
S. 2) K c 6 — b 6, d 6:, d 5
W. 3) T e 1 — f 1, d 5:
T e 3 — d 3 matt.

Schachbriefwechsel.

A. P. in Wien. Nr. 2 und 3 gelösten Ihres nicht recht. Wir wollen Ihnen gleich bemerken, daß unrichtig Nr. 3 bei geringem Material eine allerdings verwickelte Folge unzweifelhafter Mattstellungen enthielt. Ein 4 unserer Ansicht nach ebenso spannendes, wie die anderen preisgekrönten.

H. Gen. V. in Neutreitschein. Aber zu Nr. 1 eingesandten Lösung entnehmen wir, daß auf 1. . . . f 5 — f 5 neben den von uns angegebenen Zügen 2) D e 5 — e 6: auch 2) D b 5 — f 5: [e 5 — b 4 3) T g 5 — f 5 ‖ zum Ziele führt.

B. H. ajan. in Chrudim. Auf Anlaß Ihrer Lösung zu Nr. 47 bei der Bemerk, daß auf 1. d 7 — b 5 — d 4: [e 5 Abzugsmatt durch 3) T f 6 — f 4 erzwungen wird, sowie daß bei 1. d 7 — e 6 nicht 2) D b 7 — g 7 [wegen K e 5 — d 4:], sondern 2) T f 6 — f 4! das Matt erzwingt.

Richtige Lösungen sandten bisher ein: Nr. 1 in Neutitschein zu 1, 2 und 3. Ob. C. in St. zu 1 und 2. G. S. in Hollingstedten (Holstein) zu 2 und 3.

Briefmappe.

Nr. 61. Hohenhain. In Meyer, Graphischer Tonsetzerlexikon bei P. J. Tonk. Weimar, 1 Mk. finden Sie unter anderem eine Anleitung zur Herstellung der Noten- und Liederkarten. Auch ist unserem „Ueber Land und Meer“ Band 40, Nr. 14 in Beilage darüber gegeben.

L. J. Die Frage läßt sich nur beantworten, wenn Sie angeben, welche Gegenstände Sie den Umfang der Zeit wiederholt zu machen wollen.

Fabrikbesitzer K. in Berlin. Das dürfen Sie auf jährlich 3 Tage schätzen können. Die letzte Verbrennung in Preußen wurde am 18. Mai 1883 zu Berlin an zwei Neugeborenen vollzogen.

Ein Sterbender. Verleiher wollen Sie denn sagen? Wie jede Tugend und Untugend, so hat auch jede Lebenslust ihre bestimmten Vorzüge. Der Greis, die Greisin, zumal in ihrer Lage, haben die Welt in ihnen und außer ihnen überwunden, sie genießen den Frieden, den sie nicht geben und nicht nehmen können. Und um ihn haben Sie die herrliche Kunst Metusalems und der Sprüche in Ihren Reisen und Wanderstiefeln.

Dr. F. O. in H. Wenn angeboten ist „geistlich gesinnter Wein“, so verwechseln Sie wohl Wasser, als etwa just Lösung vorlag ist. Letzteres kommt es sicher nicht darauf an, daß eine Lösung von bestimmten Bestandteilen verwandt wird.

Gutsverwalter J. Versuchen Sie's einmal in Ihren Verhältnissen, wie beschrieben oder einen natürlichen Grund. Ahnen prosaischeren L. deutlich, Gebiete oder Patentverhältnisse, ist eine Pflicht, welche wo die Tierstube, Kaninchen, Federvieh, ein leises Klopfen verlangt. Neu in Ihrem wirtschaftlichen, daß man es sicher Ordnung in den letzten Jahren ein sehr Hunderl Geld, den Zeitungsgeld dienlich, entdeckt hat.

Tropfen dem Opern. Leipzig. Sie können von den Kosten und werden das Nachdenkenswerte die richtige Antwort zu lesen: man könnte das Ja und ein Gutem auch Alten Weisen unterlegen. Wir wollen Ihnen erstens die erste Ehrende aus Ihrem vorn als „Herzpolk“ bezeichneten Gedichte empfehlen, in der Sie jedenfalls der hiesigen Kunst auf Ihre Anfrage finden werden.

Max Werner in Riesenburg. Franz Kreiser von Werner, k. k. Schauspieler in Potentiatenmonarchien in Wien.

Nächstens erhalten wir Besprechung von: Heinrich Hellings-Bände in Fürstens „Mond und Musik“ in Hamburg. „Orchester“ in Dresden 11. Franz Lehmann in Kratzau bei Straßburg im Elsaß 12. Gustav Kämmel in Gerber bei Cöpenick. Konrad Hecker in Jastrzebie-Zdrój, Georg Gerlach, cand. phil. in Breslau 9. Christ. Lehmann in Chrzelitzen 61. J. Rau in Posen 12. Klein. Leo Kahl in Warmbrunn 15. Franz Keller in Wien 60. Leopold Kindel in Neumarkt bei Gottschee 8. Philippi in Waltenhofen 1 Obl. 12. J. v. Lützow in Zwickau 13. Martin Gutmann in Hannover 13. Ida Gräfin in Ofen 12. Dietrich Pfarr in Prag 12. J. K. in Ghiel Schweiz 12 der Schweiz 12. Ida Kremer in Rudolstadt bei Wesel 161. Anders Winkel in Arnheim in der Schweiz. Anneke Spreer in Tiefenbrunn in Glarnerland 61. „Maria Magdalena“ in Chrest 61.

Rasenbäder. Der Gebrauch von antiseptischen Mund- und Rasenbädern ist vielen Menschen gänzlich unbekannt, und doch wie wichtig sind dieselben zur Erhaltung von Gesundheit und Schönheit! Ueber Odol-Mundbäder ist an dieser Stelle schon mehrmals geschrieben worden. In Nachfolgendem soll gezeigt werden, wie man sich an Odol-Rasenbäder gewöhnen kann. Das macht man so: Man setzt das Glas nie zum Trinken an die Nase, birgt den Kopf ganz allmälich nach hinten, bis das Niveau des Wassers am Glase mit den Nasenlöchern in einer Linie steht. Hierauf wird eine kleine Menge Odol-Wasser durch die Nase in den Mund gezogen. Dann schnäuft der Kopf nach vorn, bringt [illegible] und das Wasser ausspeien! Diese Operation wird 2—3 mal wiederholt. Bei dem ersten Male wird diese Operation vielleicht einen starken Reiz in den Nasengängen hervorrufen; man gebe die Versuche aber deshalb nicht auf, denn nach einiger Uebung geht die Sache ganz prächtig. Vor allen Dingen merke man sich: das Wasser nicht hochziehen (denn das ist oft schmerzhaft, sondern allmälich, ganz allmälich hinterziehen lassen und in kleiner Menge. Wer dabei etwas Odol-Wasser verschluckt, kann ruhig sein: Odol ist gänzlich unschädlich.

Diese Rasenbäder heben nicht nur das Gute, daß sie den Schutz gegen Ansteckungskrankheiten ganz wesentlich stärken, sondern auch das Angenehme, daß sie stets eine freie Nase verschaffen. Verschiedene unserer Freunde wollen übrigens bemerkt haben, daß sie, seitdem sie diese Odol-Rasenbäder täglich nehmen, nie mehr von Schnupfen befallen wurden. Odol kostet die ganze Flasche (Original-Sprudlacon), die für mehrere Monate ausreicht, M. 1,50 in allen besseren Geschäften der Branche. Nach Orten, wo keines zu haben, sendet das Dresdener Chemische Laboratorium Lingner in Dresden franko eine Flasche für M. 2,—, 3 Flaschen für M. 5,—

(Vorher-Einsendung oder Nachnahme.)

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
von BREMEN nach
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

unbedingt und nachgewiesen bestes aller bekannten Mund- und Zahnreinigungsmittel.

Preis: ½ Flasche Mk. 1.50 (mehrere Monatsbedarf) in allen besseren Drogen- und Parfümerie-Geschäften. Nur wo solche nicht sind, direkt unter Nachnahme oder Einsendung des Betrages franco ½ Fl. für 2 Mk., 3 Fl. für 5 Mk. (Verk.-Einmdg. od. Nachn.)

Dresdner Chemisches Laboratorium Lingner, Dresden.

ist
das beste Weihnachts-Geschenk!

Lebensversicherungs- u. Ersparnis-Bank
gegründet 1854. in Stuttgart. Unter Staatsaufsicht.

Versicherungsstand: 264 Millionen Mark. Bankvermögen: 104 Millionen Mark.

Dividende: nach Plan A II. 40 % der ordentlichen Jahresprämie und extra 20 % der alternativen Zusatz-Prämie. nach Plan B. 3½ % steigende Dividende aus der Gesamt-Prämie.

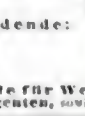
Spezial-Prospekte für Weihnachten und zu haben bei den Bank-Agenten, sowie bei der Direktion.

LOHSE'S MAIGLOCKCHEN-SEIFE
NUR ÄCHT
Wegen der Fülle und Nachhaltigkeit, die beliebteste ihres köstlichen Duftes
TOILETTE SEIFE.
Erhält Haut und Teint für ewig jugendfrisch u. rosigweiß.
GUSTAV LOHSE BERLIN 45 JÄGERSTR. 46.
Hoflieferant
In allen guten Parfümerien, Drogerien, etc. das ächte Aushängeschild kaufen.

Zimmer-Closets
von 14 M. an i. d. Fabrik von
Kosch & Teichmann.
Berlin S.,
Prinzen-Straße 43.
Preisliste kostenfrei.

Prächtige Festgeschenke!
Musikalische Novität
von Prof. Carl Reinecke:
Biblische Bilder.
für Klavier, 4 Hefte à 2 M., in 1 Bande 6 M.
Ferner in 30. Auflage erschienen:
Von der Wiege bis zum Grabe.
2 Hefte à 3 M., elegant 4 Hefte à 4 M.
Musikalischer Kindergarten.
9 Hefte à 2 M., elegant 9 Hefte à 3 M.
Verlag von Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Patent-Anwälte
Ch. Reichelt & W. Magdeweiz
diplomirte gepr. Ingenieure
Dresden Wilsdrufferstr. 21.



Prachtvolle Weihnachtsgeschenke.
Lebensgrosse Portraits
(auch Gruppen) in Kreide, Oel, Aquarell nach jeder Photographie & Façon, sowie von Aquarellen u. Pastellbildern, Gemälden per Abbild. Prospekte frei.
Artist. Institut von C. HOMMEL
Frankfurt a. M. Grossmarkt 22.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
versendet jedem, auch einzelnen Herrn, Damen, schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15.— p. Meter. Muster franko.
Farbige Seidenstoffe
Lyon. Reklamationen f. Private. Doppeltes Eingangsporto nach der Schweiz.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Schmiere. Roman von Ida Boy-Ed. Fortsetzung. — Ueber Gespenster. Von H. — Die Seifenproduktion. Von A. Gutzkow von Hallier. — Die Chronik der Grenzsteine. Illustration. — Amtsrath. — Das Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin, von G. F. — Der Irrweg. Kunstler-Roman von Robert Mills. Fortsetzung. — Die Wasserversorgung und Kanalisation Berlins, von Ernst Thiel. — Die neue St. Annakirche in Berlin, von Alex Duncker. — Skizzen. — Kunstblatter. — Deutsche und fremde Marken. — Modejournal. Wiederholt, Gedichte von Christian Wagner. — Denksprüche. Fortsetzung folgt. — Für unsere Frauen: Bücherschau; Frauenberufe; Silbenrätsel; Räthel; Auflösung der Aufgaben-Aufgaben Seite 128. Im Atelier von W. D. — Schachaufgabe von Dr. Otto Wenzel. — Auflösungen von Räthel v. Arab. — Schach. — Briefkasten.

Illustrationen: G. Fritzel: Unser Hausfreund. — Franz Roubaud: Gemeinsame Mahlzeit beim General Bertrandt. — Am kaiserlichen Hof in Wien. Zeichnung von R. Ratzenyne. — St. Annakirche in München. Originalzeichnung von O. Nikle. — Die Wasserversorgung und Kanalisation Berlins, mit Illustrationen von Ewald Thiel. — Ludwig Angengruber-Denkmal. — Unser Jim Mangin. — H. Lindenschmit: Am Markttag. — Friedensschluß.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Redaktions-resultierende Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11).
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 16, I.).
Budapest: Moriz Jokai (V. Alaay Josefgasse 5).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neue gediegene Erscheinungen.

Lieder und Sinnsprüche
von
Otto Baisch.
Aus seinem Nachlaß herausgegeben von C. Liebrich.
Mit Porträt des Dichters, Radirungen und Federzeichnungen
von
Hermann Baisch.
In Original-Prachtband Preis M. 10.—

Auf den Fülle dessen, was Otto Baisch in seinem reichen, reichbewegten Leben gedichtet hat und worüber bisher nur wenigen veröffentlicht war. Ist in diesem Buche das Beste ausgewählt und zu einer genussvollen Sammlung vereinigt worden. Der hochgeschätzte Karlsruher Maler Professor Hermann Baisch hat sich der Aufgabe, die Gedichte seines Bruders zu illustrieren, mit Liebe und seinem Gefühl hingegeben und in der durch und durch poetisch empfundenen Radirungen Kunstwerke geschaffen, die den besten alten Gestaltungen an die Seite gestellt werden dürfen. Die Vereinigung der künstlerischen Kräfte der beiden Brüder verleiht dem Werk ein besonderes Interesse.

Gedichte
von
D. Saul.
Elegant gebunden mit Goldschnitt Preis M. 3.—

Seit geraumer Zeit war unsere Lust auf der Höhe unserer deutschen Lyriker der Name D. Saul oft und oft in anspruchsvoller Gesellschaft genannt worden, ohne daß wir die Gedichte dieses Autors kannten. Da hat es einem Verein hervorragender Dichterinnen Deutschlands endlich einer für alles Schöne empfänglichen Dichterin gefallen, uns diese Gedichte zu schenken, und wir sind überzeugt, daß jeder Freund unserer besten Poesie sich bedanken wird.

In beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Illustrirte Zeitungs-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämmtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 50 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 1.25.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Zur Verherrlichung des Weihnachtsfestes.
Mechanische Christbaum-Untersätze
mit **Musik!** mit **Musik!**

Originelle effektvolle Ausstattung. Zuverlässige solide Mechanik. Tragkraft 1 Zentner. Lauf- und Spielzeit ca. 25 Minuten. — Elegantester Artikel ca. 20,000 Exemplare.

A) **Christbaum-Untersätze** in der allerbesten, bekannt vorzüglichen Ausführung, in Nickel gestanzt zu ℳ 27 ab, in Feingravure zu ℳ 28, in mit 2 Musikmelodien, den gewünscht u. bezeichnet. Vor Abkauf sorgfältig prüfend, weisend gleichgültig speichere, dem Aede entsprechende Wahl erlaubt.

B) **Neuheit! „Gloriosa"**, neues mech. Prinz- u. Musikwerk in künstlerischer Ausführung (Nachahmung teil elegantem Besitzen, dient ebenso vorzüglich wie A. als mech. Christbaum-Untersatz, jedoch gleichzeitig auch während des ganzen Jahres durch die abwechselnden Notenscheiben als permanente Musikalie, sowie bei Festlichkeiten als Tischartikel mit Musik für Gesellschafte aller Art, wie Teeabendchen, Bowlenfest, Junggesellenabschied, Polterabend etc. Preis für eine „Gloriosa" mit 2 Platten Mehrbestellungen ℳ 40. Jede weitere Notenplatte 50 ₰. Verzeichnis der vorrätigen Musikstücke (150 Nummern), sowie illustrierte Prospekte gratis. Nachträgliche Bestellung dringend erbeten. Versand gegen Einsendung od. Nachnahme. In vorstehenden Preisen ist die Umsatzsteuer, sowie ein mäßiger allererster Baumteller, bis zu 35 cm Stammdicke haltend, zum Drehen und sicheren Befestigen des Baumes, inbegriffen.

J. C. Eckardt, Stuttgart, Tübingerstr. 95.

EDUARD FOEHR
Kgl. Hofjuwelier · STUTTGART · Königsstrasse 25.

JUWELEN, GOLD- & SILBER- WAAREN
· Eigene Kunstwerkstätte · in jeder Preislage · Gegr. im Jahre 1800.
Reichhaltige Auswahlsendungen nach Auswärts stehen bei ungefährer Preisangabe umgehend zu Diensten.

Blumengrüße aus San Remo.
Passendstes Geschenk!
Effektvollste Ueberraschung!
Von Kindern selbst pflückt, Rosen je 100 ₰, Veilchen auch als Straußchen gebunden, nur gegen vorher. Einsend. v. 2 ℳ 3 ℳ auch in Briefm. portos. u. gefahrl. in ca. 48 Std., ferner
Prachtvolle große Naturkränze
ganz Tuff, geb. von 10 ℳ an, ebenfalls portos. u. gefahrl. Illustrirte Karten kosten des Blumen beigelegt werden.
Für beste, u. Briefbeilage 20 ₰ extra. Gütigste Briefe u. über 20 ₰ beigelegte 10 ₰ Man bejehle sich auf diese Zeitung.
Hauptgärtnerei Flora, San Remo, Italien.

Louis Hasenclever
Nur garantirt Gut Tuchmalzfarbig, beim Einkäufe, Handstriche rc. obigen Stempel prüfen. Wiederholen Garantiebriefe mit Rückgeld.

WIR KENNEN keine bessere, lehrerregendere u. lustererheiternde, zu Lust und Nutz heiterere Schule [Spanier] d. moral. Welt." „16. Jahrg. Illustrirte Monatshefte. Heft à 4 Bogen 4,80. Preis 3,20. Absatz 350,000. Steinacker Verlag, Leipzig.

Das Buch Gicht
Wesen, Rheumatismus, Wesen und Heilung von Spezialarzt Dr. Lindhorst versendet franko
Chem. Fabrik Falkenberg-Grünau.

C. Maquet,
Berlin W.,
Charlottenstr. 63,
Heidelberg,
Krankenfahrstühle
[illegible] Strasse u. Zimmer
Krankenwagen.

Nach dem einstimmigen Urteil der Aerzte ist die verbesserte Traube-Rosenthal'sche
Fleischsolution
der Dr. Mirus'schen Hofapotheke (R. STÜTZ) — Jena — bei leicht verdaulichste Nahrungsmittel für
Magen- u. Darmkranke,
ein vorzügliches Kräftigungsmittel für Nervenleidende, Genesende, Greise, Schwächl. Kinder, e. geeignete Speise bei Krankheiten des Mundes, welche die Aufnahme jeder Nahrung verhindern. Vorrätig in den Apotheken; wo nicht Ort, wo Niederl. nicht vorh. vers. d. Fabrik direkt.

Gratis
erhalten alle neu hinzutretenden Abonnenten des 4. Quartals vom 1. Dezember erscheinenden Theil des neuesten Romans von
Adolf Wilbrandt
betitelt
„Der Dornenweg"
Dieser große und durch ungewöhnliche Neuheit (in zwei Bänden) auf der anderen Seite mit seiner bekannten Kraft und durch seine stets fortschreitende spannende Handlung die deutsche Lesewelt in hohem Grade fesseln und den Verehrten Dichter neue Verehrer gewinnen wird.

Abonnements für **December** auf das
Berliner Tageblatt
und Handels-Zeitung
mit Effekten-Verloosungsliste nebst seinen illustrirten Extra-Beiblättern „Ulk", belletr. Montagsblatt „Deutsche Lesehalle", feuilleton. Beiblatt „Der Zeitgeist", Mittheilungen über „Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft" werden alle Postanstalten entgegen sein nur
1 Mark 75 Pfennig
Probe-Nummern gratis durch die Exped. des Berliner Tageblatt, Berlin SW.

DETAILVERKAUF in allen besseren
Schuhhandlungen des In- & Auslandes.

ED. PINAUD
PARIS, 37, Bd de Strasbourg
Ed. Pinaud's Parfums
IXORA BREONI
BRISA DE LAS PAMPAS
BOUQUET THÉODORA
Ed. Pinaud's SAVON IXORA
PARIS 1889
GRAND PRIX

CONRAD MERZ
STUTTGART * KÖNIGSSTR. 37.

Erstes Versand-Haus der Württembergischen Leinen-Industrie.
Gegründet 1838.
Man verlange den reich illustrirten Katalog

Nur echte Brillanten.

Nicht zu verwechseln mit sog. Künstlichen oder Similibrillanten.
S. Hartoch Nachf., bh Karl Heyer, Darmstadt, Spinnen-Fabrik, Spezialität in Brillanten.

Mark 15.– Nr. 6881. 14 Karat massiv Gold mit echt. Diamant.
Mark 20.– Ohrringe Nr. 6612. 14 Karat massiv Gold mit echt. Diamanten.
Mark 38.– Nr. 4598. 14 Karat massiv Gold, Mitte echt Saphir (blau), Seiten je ein echter Diamant.
Mark 72.– Nr. 6888. Brosche 14 Karat massiv Gold mit 5 echten Brillanten und 5 echten Saphiren.
Mark 25. Herrenmedaillon, 14 Karat massiv Gold, mit 4 echt. Brillanten.

Versand gegen vorherige Einzahlung oder gegen Nachnahme. Um vielfachen Anfragen zu begegnen, bemerke hiermit dass ich nur garantirt echte Steine verarbeite. Ich zahle den Betrag zurück, falls ich meine geachten Auftraggeber nicht zufriedenstelle. Illustrirten Preiskatalog über alle vorkommenden Bijouterien mit echten Brillanten und farbigen Edelsteinen sowie goldenen Ketten und Uhren versende gratis und franko.

15000 Ruscheweyh-Tische im Gebrauch!

Schlesische Holzindustrie-Gesellschaft vorm. Ruscheweyh & Schmidt in Langenöls (Bez. Liegnitz) fabrizirt allein die seit Jahren vorzüglich bewährten Ruscheweyh-Ausziehtische ohne Quetschgriffen in den verschiedensten Farben, Größen und Holzarten. Der Ruscheweyh-Tisch gehört sich mit durch seinen Reinen, leichten Gang und exquisite Ware, weiter zu empfehlen.

Ferner sind empfehlenswerth: **Patent-Familientische, Spiel- und Klapptische, Patent-Gardinenstangen.** Die Alte u. neue Zeichnungen und Preislisten sind zu beziehen durch jede solide Möbelhandlung, oder wo solche nicht am Platze, direkt durch die Fabrik. Der Ruscheweyh-Tisch ist kenntlich durch die an der unteren Seite befindliche Schutzmarke

Ruscheweyh-Tisch.

Beste und billigste Bezugsquelle für
Musikinstrumente.
Violinen, speziell bessere Instrumente von 20–100 etc. Flöten, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordeontheca, Guitarren, Mandolinen, Ocarinas, Symphonien, Polyphons, Aristons, Pianos, Melodien, Phönix, Harmonikas, Mundharmonikas, Pianinos, Drehpianos, Harmoniums, Musikwerkteile, sämtliche Saiten, Noten zu allen Instrumenten.
Jul. Heinr. Zimmermann.
Musikexport, Leipzig.
Neue illustrirte Preisliste gratis.

Leichteste und einfachste Waschmaschine
„Regina"
ist die praktischste Hilfe und daher allgemein beliebt. — Versand durch **H. Henle** in Nürnberg e. Man verlange gratis und franko Prospekt.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1889.

Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Richters Anker-Steinbaukasten

Jeder und die vor unterricht da; Je sind das **Beliebteste Weihnachtsgeschenk** für Kinder über drei Jahre. Sie sind billiger, wie jedes andere Geschenk, weil sie viele Jahre halten und lässt nach Belieben Neu ergänzt und vergrößert werden können. Die echten

Anker-Steinbaukasten

sind das einzige Spiel, das in **allen Ländern ungetheiltes Lob gefunden hat,** und das von allen, die es kennen, aus Ueberzeugung weiter empfohlen wird. Wer dieses einzig in seiner Art dastehende Steck- und Beschäftigungsmittel noch nicht kennt, der lasse sich von der unterzeichneten Firma gratis die **neue illustrirte Preisliste** kommen, und bitte die darin abgedruckten, überaus günstigen Urtheile. — Beim Einkauf verlange man gefälligst ausdrücklich **Richters Anker-Steinbaukasten** und weise jeden Karton **ohne die Fabrikmarke Anker** stets als unecht zurück; nur dies unterliegt, kann leicht eine minderwerthige Nachahmung erhalten. Die **echten Anker-Steinbaukasten** sind zum Preise von 1 Mk., 2 Mk., 3 Mk., 5 Mk. und höher vorrätig

in allen feineren Spielwaren-Geschäften des In- und Auslandes.

Neu! Richters Geduldspiele: Ei des Columbus, Blitzableiter, Zornbrecher, Grillentödter, Quälgeist, Kreuzspiel u. s. w. Preis 50 Pf. Nur echt mit Anker!

F. Ad. Richter & Cie., K. u. K. Hoflieferanten,
Rudolstadt (Thüringen), Nürnberg, Wien, Ellen (Schweiz), Rotterdam, London E.C., New-York, 17 Warren-Street.

Alte Violinen

Violas und Cellos
hervorrag. ital. u. deutscher Meister für Künstler u. Dilettanten.
Billigste Preise, streng reelle Bedienung, volle Garantie für Echtheit.
Ansichtssendungen auf Verlangen
Unsere Handlung in alten Meister-instrumenten ist die grösste des Continents.
Stuttgart Seestrasse Nr. 5.
Hamma & Co.

Empfehlenswerte Werke für die Hausbibliothek.

Meyers Kleiner Hand-Atlas.
Mit 100 Karten-Blättern und 9 Textbeilagen. In Halbleder gebunden 10 Mark oder in 17 Lieferungen zu je 10 Pfennig.

Afrika.
Von Prof. Dr. Wilh. Sievers. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 134 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. In Halbfranz gebunden 12 Mark oder in 10 Lieferungen zu je 1 Mark.

Asien.
Von Prof. Dr. Wilh. Sievers. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 160 Abbildungen im Text, 16 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. In Halbfranz gebunden 15 Mark oder in 13 Lieferungen zu je 1 Mark.

Amerika.
Von Prof. Dr. Wilh. Sievers, Dr. E. Beckert und Prof. Dr. W. Köhenthal. Mit insgesamt 187 Abbildungen im Text, 13 Karten und 21 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. In Halbfranz gebunden 15 Mark oder in 13 Lieferungen zu je 1 Mark.

Brehms Tierleben.
Dritte, neubearbeitete Auflage. Von Prof. Dr. E. Pechuel-Loesche, Dr. W. Haacke, Prof. Dr. O. Boettger, Prof. Dr. W. Marshall und Prof. Dr. K. L. Taschenberg. Mit 1910 Abbildungen im Text, 32 Karten und 178 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. 10 Bände in Halbfranz geb. zu je 12 Mk. oder in 120 Lieferungen zu je 1 Mk.

Brehms Tierleben.
Kleine Ausgabe für Volk u. Schule. Zweite, von E. Schöbel neubearbeitete Auflage. Mit 1200 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Farbendrucktafeln. 3 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mark oder in 53 Lieferungen zu je 60 Pf.

Schöpfung der Tierwelt.
Von Dr. Wilh. Haacke. Mit 240 Abbildungen im Text und auf 19 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck nebst 1 Karte. In Halbfranz gebunden 15 Mark oder in 15 Lieferungen zu je 1 Mark.

Der Mensch.
Von Prof. Dr. Joh. Ranke. *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1000 Abbildungen im Text, 4 Karten und 16 Farbendrucktafeln. 2 Bände in Halbfranz gebunden zu je 15 Mark oder in 26 Lieferungen zu je 1 Mark. *(In Erscheinen.)*

Völkerkunde
Von Prof. Dr. Fr. Ratzel. Mit 1120 Abbildungen im Text, 5 Karten und 30 Farbendrucktafeln. 3 Bände in Halbfranz gebunden zu je 16 Mk. oder in 42 Lieferungen zu je 1 Mk.

Pflanzenleben.
Von Prof. Dr. A. Kerner von Marilaun. Mit 2100 Abbildungen im Text und 40 Farbendrucktafeln. 2 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 30 Lieferungen zu je 1 Mk.

Erdgeschichte.
Von Prof. Dr. M. Neumayr. Mit 916 Abbildungen im Text, 4 Karten und 27 Farbendrucktafeln. 2 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 28 Lieferungen zu je 1 Mk.

Meyers Konversations-Lexikon.
Fünfte, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 10,000 Abbildungen im Text und auf 250 Bildertafeln, Karten und Plänen. 17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk. oder in 252 Lieferungen zu je 50 Pf. *(In Erscheinen.)*

Meyers Kleines Konversations-Lexikon.
Sechste, neubearbeitete Auflage. Mit mehreren Hundert Abbildungen, Karten und Farbendrucktafeln. 3 Bände in Halbfranz geb. zu je 8 Mk. oder in 66 Lieferungen zu je 50 Pf.

Meyers Hand-Lexikon des allgem. Wissens.
In einem Band. *Fünfte, neubearbeitete Auflage.* In Halbfranz gebunden 10 Mark.

Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs.
Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit 3 Karten, 31 Städteplänen und 275 Wappen. In Halbfranz geb. 15 Mk. oder in 26 Lieferungen zu je 50 Pf. *(In Erscheinen.)*

Prospekte liefert jede Buchhandlung zur Ansicht. — Prospekte gratis.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Conditoreien.

Warnung.
Der grosse Erfolg, den unsere
Pat.-H-Stollen
errungen, hat Anlass zu verschiedenen werthlosen Nachahmungen gegeben. Man kaufe daher unsere
Stets scharfen
H-Stollen

Leonhardt & Co.
Berlin, Schiffbauerdamm 3.

Sie glauben nicht

B. Vieweger. Kottbus

Versand d. L. Feith, Dresden, A. 16.

Cotillon- und Carneval-Artikel. × Grösste Auswahl
Prachtvolle Neuheiten
Man verlange Cotillon-Catalog!
E. Neumann & Co., Dresden-N.
Masken-Costüme. × Man verlange Costüm-Catalog!

Seeben erschien im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien:

Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.

Politische Geschichte Deutschlands von 1871—1890.

Von Dr. Hans Blum.

In Halbleder gebunden 8 Mk. 50 Pf. (4 Fl. 50 Kr.) — Zur Ansicht in jeder Buchhandlung.
Prospekte gratis.

Die echten
Offenbacher Pfeffernüsse sowie Brenten und Bethmännchen
feinste Gebäcke zu Wein empfiehlt die
Erste Frankfurter Brentenfabrik
Heinrich Kurtz, Frankfurt a. M.

Billigste Bezugsquelle für

Teppiche

Emil Lefèvre, BERLIN S., Oranienstr. 158.

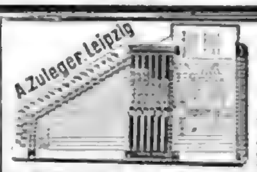
Centralheizungen,

Gas- und Wasserleitungen
fertigt seit 25 Jahren
Hermann Liebold, Dresden,
— Wasserversorgung ganzer Städte. —

Haarausfall!

F. Kiko, Herford.

Violinen, Cellos etc.
in künstl. Ausführung.
Alte ital. Instrumente
für Dilettanten u. Künstler
Zithern
berühmt wegen gediegener Arbeit und schönem Ton; ferner alle sonst. Saiteninstrum. Coulante Zahlung. Illustr. Katalog gratis u. franco.
Hamma & Cie.
Saiteninstrumenten-Fabrik
Stuttgart.



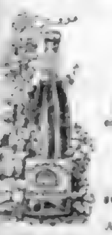
Den Vorzug vor allen
in den Handel gebrachten Accordzithern verdient meine patentirte
Autoharp
mit einlegbaren Musikstücken.

Autoharp.

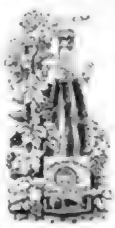
A. Zuleger, Leipzig, gegründet 1872.
Grösstes Musik-Versand-Geschäft Deutschlands.
Preiscourante über Polyphons, Symphonions, Leierkasten, Harmonikas, Guitarren sowie sämmtliche Blas- u. Streichinstrumente auf Verlangen gratis und franko.

Reine Weine.

Albert Angermayer, Frankfurt a. M.



Weingroßhandlung, Mainzerstraße 61.
Weingutsbesitzer
in
Nierstein, Bodenheim, Laubenheim a. Rh. und Hochheim.
Eigene Traubenkeltereien
empfiehlt seine weissen und rothen, garantirt reinen
Rhein-, Rheingauer-, Mosel- und Pfälzer-Weine, sowie Bordeaux-, Dessert- und Medizinal-Weine, Champagner, Spirituosen etc.
zu billigsten Preisen unter Zusicherung gewissenhafter und prompter Bedienung.
Auf Wunsch Preislisten und Proben kostenfrei.
Tüchtige, repräsentationsfähige Vertreter an allen Orten gesucht.



Neu!!
Viktoria-Schreibmappe.
Vor Nachahmung geschützt.

Für Jedermann.

Stück 10 Mark.

Albert Rosenhain, Berlin SW., Leipzigerstraße 72.
Lederwaren eigener Fabrik. —— Versandgeschäft gegründet 1861.
Gross. illustrirter Preis-courant gratis und franko.

Leipziger Lehrmittel-Anstalt
von Dr. Oskar Schneider
versendet gratis und franko.
für Jung und Alt;

Als Weihnachtsgeschenk vorzüglich geeignet!

Taschen-Univ.-Aluminium-Perspectiv

gen. „Argus“. Modell II (auch Diana gen.), in Sammt- od. Wildlederbeutel Gewicht 95 Gramm, für **Theater, Jagd** u. **Reise** zu verwenden.
M. 26. — per Stück.

Prima Qualität garantirt!

Illustrirte Kataloge kostenfrei.
Die **gleichen** Perspektive in **Messing** (Gewicht 165 Gramm) kosten M. 13.50 per Stück.

E. Krauss & Cie., Berlin, SW.,
Dessauerstrasse 38 (früher Leipzig).
Optische Anstalt und Fabrik photographischer Apparate.

Vorsicht ist allen Rauchern

dringend anzuraten, welchen daran gelegen ist, eine echte wirkliche Patronen-Gesundheitspfeife von Wilhelm Imhoff in Cassel zu kaufen.

Es sind vielerlei Nachahmungen, welche äußerlich meinen Pfeifen täuschend ähnlich sehen, in denen aber anstatt meiner in ihrem Wert durch nichts zu ersetzenden imprägnirten **Rauchpatronen** allerlei ganz nutz- und nutzlose Dinge enthalten sind, womit ein grosser Missbrauch getrieben und das Publikum zu täuschen gesucht wird. Wer sich vor Schaden hüten will, achte deshalb darauf, dass meine allein echten Fabrikate sämtlich mit meinem Firmastempel versehen sind.

Imhoffs Gesundheitspfeifen haben wohl über die ganze Welt Verbreitung gefunden und will hiermit durch die dann verwendeten **neuen Imhoffs künstlich angerauchten patentirten Köpfe** noch eine solche Verbesserung erfahren, dass etwas noch Besseres überhaupt nicht geboten werden kann.

Lange Ahorn elegant Mk. 7.50, echt Weichsel lang Mk. 4.50, kurz Mk. 4.00, kurze Jagdpfeife Mk. 2.00 gegen Nachnahme oder Briefmarken.

Prospekt und vollständige illustr. Preisliste franko.

Wiederverkäufer an jedem Ort gesucht.

Wilhelm Imhoff, Cassel, Hessen-Nassau.

Preisgekrönt.

Schmerzstillendes Mittel

Analgen — Dr. — Vls.

Ihr grosser Erfolg klinisch und privatärztlich erprobt. **Gegen Gicht** und **rheumatische Schmerzen, Migräne, Neuralgie** und **Ischias.** **Unangenehme Nebenwirkungen fehlen vollständig.**

In allen Apotheken zu haben. Literatur zu Diensten. **Dahl & Co., Barmen.**

Spielhagen's Zahncrême

bester

Zahnreinigungsmittel der Neuzeit. Macht die Zähne bei täglichem Gebrauch blendend weiß, conservirt dieselben und schützt vor Zahnschmerzen.

Franz Spielhagen, Berlin SW. 29.

Probesendungen, 3 Tuben in eleg. Carton, gegen Einsendung von M. 1.50 franko.

Der neue illustrirte

Weihnachts-Katalog

von **Carl Flemming** in Glogau

ist soeben erschienen und steht gratis und franko zu Diensten.

Spezialarzt **Dr. Meyer,** Berlin, Alexanderstraße Nr. 2, 1 Tr.,

heilt Unterleibs-, Harn-, Frauen- u. Hautkrankheiten, sowie Gewohnheitsübel u. Impotenz jeder Art, Blutbeulen, Bleichsucht, bei leichter Cur in 3 bis 4 Tagen, verspricht u. garantirt. Alte Übel, in fast jeder Art. Hilfe sofort. Nur von 12—2 u. 5—7 und Sonntags Vormittags mit Ausn. Briefe werden discret und billigst.

Stellung. Existenz.
Prospect gratis. Gratis Prospect. Existenz franco.
Praktischer gründlicher Unterricht.

BUCHFÜHRUNG

Doppel-, Einfach-, Amerikan. Buchführung.
Stenographie. Schnell-Schön-Schrift.
Gratis Prospect. Gratis garantirt.
Adressiren Sie gefl. sofort. Dritte Deutsche Fachschule-Lehr-Institut
OTTO SIEDE — ELBING.

Musikinstrumente,

als Ersatz für Spiel- und Zeitdauer **mit auswechselbaren Notenblättern.**

Piccolo und Harmonikas.

Accord-Zithern, Harmonikas,

Lauten, Guitarren und Violinen.

Illustrirte Preisliste auf Wunsch.

M. M. Schmidt, Leipzig.

Eine **Heinrici** sehr willkommene

Zimmerfontaine

ist das schönste Gelegenheitsgeschenk.

Man verlange Katalog B. Bad Fontainen-Fabrik

Louis Heinrici, Zwickau i. S.

Dr. von Hartungen's
Naturheilanstalt
RIVA am Gardasee.

Sonnen- und Dampfbäder, Hydrotherapie und Heilgymnastik. Wochenpreis von 35 Mark aufwärts. Näheres über Riva in Dr. von Hartungen's „Handbuch der Klimatischen Heilkunde" gegen Einsendung von 1 Mk. in Briefmarken.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Wichtig für
Gicht- u. Harnsteinleidende
ist
Schering's Gichtwasser

dargestellt m. **Piperazin** Schering (das auf Grund der ungewöhnlich günstigen — u. a. vom **Professor Schweninger** mit dem Präparat gemachten Erfahrungen als das **beste** z. Z. vorhandene Mittel gegen **Gicht, Harngries, Harnsteine** und **Blasensteine** zu bezeichnen ist). Preis per Flasche 600 Gr. Inhalt M. 1.2 bei 20 Flaschen M. 1.10.

Die leeren Flaschen werden mit 10 Pf zurückgenommen.

Schering's Grüne Apotheke,
Berlin N., Chausseestr. 19.

Bromwasser

Jeder, der Kneipp

Kneipp

Frankfurter Spezialitäten.
Echte Grenten
Mutten Pasten
Nethmännchen
Feinste Confituren
en Dessertbisquits
zubereitet
F. H. Hillebrand Konditorei,
Frankfurt a. M., Kaiserstraße.
gegründet 1799

LIQUEUR und PILLEN des
Dr LAVILLE
RHEUMATISMUS und **GICHT**

Jede Schachtel der aus den Salzen der **König Wilhelms-Felsenquellen** bereiteten, echten **Emser Pastillen** ist mit einer Plombe versehen. Man verlange daher stets **„Emser Pastillen mit Plombe"**

№ 4711

Angenehmstes u. wirksamstes Mittel zur Erfrischung u. Reinigung der Zimmerluft.

EAU DE COLOGNE
(Blau-Gold Etiquette)
von
Ferd. Mülhens, Köln.
Anerkannt als die
Beste Marke.
Vorräthig in fast allen feineren Parfumerie-Geschäften.

Farm. Ztg. Berlin 1896: Gutes Präparat.
D. R. P. **Haarschütte** Nr. 87111
Bestes Fernhaltemittel a. Kalk., worse
die Blume gepreßt. Gedruckt
Marschdünger, bez. Hühnermist.
Erfolg wunderbar
bei Rheum., Gicht, Kalk, u.
Preis Mk.
F. Fischer & Cie., Offenburg, Baden
Gegründet 1762.

Vornehmste Neuheit!
SAKURA Japanische Kirschblüthe
Köstlich, duftig, edel.

Die neuesten Mittel gegen
Bleichsucht, Haemol und Haemogallol,
entdeckt von
Professor Dr. med. R. Kobert,
enthalten das Eisen in der Form, in welcher es im Blute vorhanden ist, vergrössern somit ganz direkt die Erythrocyten des Blutes und sind deshalb die **erfolgreichsten** Bekämpfer von Bleichsucht und ihren Folgen. Zahlreiche Versuche eigene, Anderer und vieler Anderer haben vortreffliche Resultate gehabt, und namentlich eine geradezu auffallende Steigerung des Appetits dargethan.

Käuflich in allen Apotheken und Drogenhandlungen in Form von Tabletten, Pulver und Chokoladepastillen.

Hofrath Dr. med. Hofzahnarzt weil. S. M. d. Kaisers Friedrich
Dr. TELSCHOW's MUNDWASSER
Dr. TELSCHOW's ZAHNPASTA
JUNGER & GEBHARDT, BERLIN

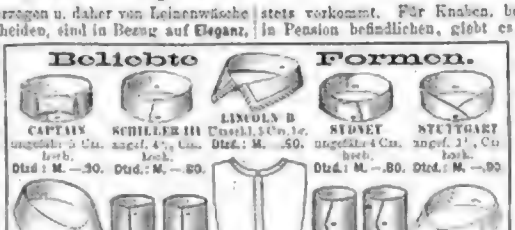
MEY's Stoffkragen, Manschetten u. Vorhemdchen

mit Webstoff überzogen u. daher von Leinenwäsche nicht zu unterscheiden, sind in Bezug auf **Eleganz,** guten Schnitt und bequemes Passen trotz ausserordentlicher Billigkeit unerreicht. Der Preis von **Mey's** Stoffwäsche ist kaum höher als der Waschlohn leinener, die beständig aber, weil nicht Gebrauch weggeworfen, alle Unannehmlichkeiten m. der Wäscherin. Man trägt stets neue, tadellos passende Manschetten und Kragen.

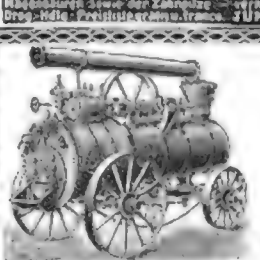
Letztere haben vor den Leinenkragen noch den grossen Vorzug, dass sie niemals kratzen oder reiben, wie es bei schlecht gebügelten Leinenkragen stets vorkommt. Für Knaben, besonders für die in Pension befindlichen, giebt es nichts Besseres u. Praktischeres. Geradezu unentbehrlich ist Mey's Stoffwäsche auf Reisen, da d. Mitführen schmutziger Wäsche wegfällt. Jedermann sollte daher einen Versuch machen.

Das Versand-Geschäft **Mey & Edlich, Leipzig-Plagwitz** theilt auf Wunsch d. Namen derjenig. Geschäfte mit, welche in dem Orte des Fragestellers **MEY's Stoffwäsche** führen, versendet auch auf Verlangen gratis und portofrei den reichhaltigen, mit über 100 Illustrationen versehenen Special-Catalog.

Beliebte Formen.

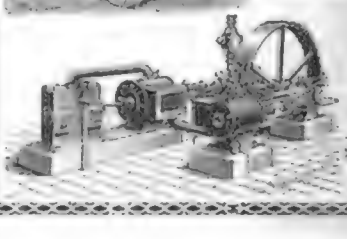


MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz
Königl. Sächs. Hoflieferanten.



Lokomobilen
mit ausziehbaren Kesseln, fahrbar und auf Tragsäulen.

Stationäre Dampfmaschinen,
einzylindrig und Compound.



Wand-, und Bock-Dampfmaschinen.

Neuck & Hamburger
Altona-Hamburg

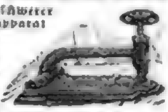
Lebens-Versicherungs-Gesellschaft zu Leipzig

(alte Leipziger) auf Gegenseitigkeit gegründet 1830.

Gezahlte Versicherungssummen:

Die Versicherten erhielten durchschnittlich an Dividende gezahlt:

Lasch's Heft-Briefblock.



C. L. Lasch & Co., Leipzig.

Neuerdings erscheint

Die Modenwelt

ohne Preis-Erhöhung in ... 24 reich illustrierten Nummern von je 12, statt bisher 8 Seiten, nebst 12 großen farbigen Moden-Panoramen mit gegen 100 Figuren und 14 Beilagen mit etwa 250 Schnittmustern.

Vierteljährlich 1 M. 25 Pf. = 75 Kr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern in den Buchhandlungen gratis, wie auch bei der Expedition

Berlin W. 35. — Wien I, Operng. 3.

Gegründet 1865.

Nähmaschinen & Fahrrad Fabrik Seidel & Naumann Dresden

Unsere Nähmaschinen

weltberühmt durch das dazu verwendete Material, die feine Ausstattung und den leichten Gang, zeichnen sich auch vor allen übrigen durch saubere Justirung und grösste Nähfähigkeit aus. Ueber

dreiviertel Million Nähmaschinen

sind bis heute von uns erzeugt und verkauft worden — eine Zahl, die bisher noch von keiner deutschen Fabrik erreicht wurde.

Eine Naumann-Nähmaschine ist aus dem besten Material hergestellt, wer eine solche besitzt, hat die Gewähr für jahrelange Haltbarkeit und dafür übernehmen unsere Vertreter die weitgehendste Garantie.

Nähmaschinenfabrik u. Eisengiesserei vormals Seidel & Naumann, Dresden.

Nur echt, wenn ... Berlin ...

Ficke's selbstthätige ...

das Beste der Welt, ... sehr bequem ...

Ficke, Berlin W.

Champagner-Kellerei

Gegründet 1826

Grempler & Co.

Grünberg in Schlesien

Erste Marken: Landkarte, Medaille, Cold

Zu beziehen durch alle Wein-Grosshandlungen

Behrendtina

Behrendtina ...

H. Behrendt, Berlin SW., Friedrichstr. 160.

Musik-Instrumenten-Fabrik u. Export.

Nürnberger Spielwaaren Manufactur

M. Reiss Nürnberg.

Kein Zwischenhändler-Nutzen.

Von der Fabrik direkt auf den Weihnachtstisch.

Ersparniss 50 Procent.

Illustr. Preisliste gratis u. franco.

Christus v. Thorwaldsen.

Gebrüder Schultz. Berlin SW.

Feinstes Dessert

Pulsnitzer-

... versendet in Sortimentspacketen zu M. 5.— bis M. 10.— franko ... die Pfefferkuchenfabr. v.

Gottlieb Bubnick

Pulsnitz i. Sachsen

Filiale Leipzig, Grimmaischestr. ... Berlin, Königstrasse ...

PATENTE

RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

1000 echte Briefmarken

worin 200 verschiedene, ... Japan, Guatemala, Aegypten, Chile, Victoria, Türkei, Ceylon, Argent., Cap, Java ... nur **eine Mark.**

Porto 20 Pf. extra. ...

Paul Siegert in Hamburg.

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Der Herr Vergnügungsrat

oder der unerschöpfliche Maître de plaisir.

Wie man's anfängt, zu allen Jahreszeiten im Freien und zu Hause, sowie an allen nur denkbaren Festen ... Unterhaltungen anzuordnen.

Enthaltend die besten Spiele, Lieder, Deklamier- u. Kunststücke ꝛc.

Ein Handbuch für alle lebensfrohen Familien.

Zwölfte Auflage

Fr. Seidel.

12. Geh. 3 Mark.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Rheinwein.

Gegen Einsendung von M. 30 versende ... Fass ab hier 30 Liter selbstgekelterten guten und abgelagerten **Weisswein**, für dessen absolute Naturreinheit ich garantire.

Friedrich Lederhos, Ober-Ingelheim a. Rh.

Neueste illustrirte Briefmarken-Albums

Echte Briefmarken billigst. Preiscourant gratis.

Alwin Zschiesche, Naumburg a. d. S.

Patente

Berlin ... Hamburg: ... Dresden: ...

Dr. J. Schanz & Co.

Vergünstigungen

An- und Verkauf von Erfindungen.

Haar-Feind

... Enthaarung

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen,

Mey & Widmayer in München I.

LIEBIG Company's FLEISCH-EXTRACT

NUR AECHT wenn jeder Topf den Namenszug J. v. Liebig in blauer Farbe trägt

Treu & Nuglisch's Taschentuch-Parfüms

geben die feinsten, zartesten und doch kräftigsten Wohlgerüche ... Blumen- und Fantasie-... Mark 0.50 bis Mark 5.—

Allerbestes deutsches Fabrikat mit vielen Medaillen ausgezeichnet.

Vorrätig in allen guten Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften

Treu & Nuglisch Berlin

Hoflieferanten Sr. Majestät des Königs. Gegründet 1823.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.

Paris, E. Grillon

33, rue des Archives

IN ALLEN APOTHEKEN

Zauber-Apparaten- und Nebelbilder-Apparaten-Fabrik

... Berlin, empfiehlt seine Fabrikate für Künstler, Dilettanten und Kinder. ...

Photo-graphische Apparate

empfiehlt Emil Wünsche Fabrik photogr. Apparate

DRESDEN Amalienstrasse 20. LEIPZIG Salzgässchen 1.

Honig

Für Stotternde!

... Stottern und dessen Heilung ...

Sprecharzt Gerdts, Ringen a. Rh.

Violinen,

... Zithern ...

Gebrüder Wolff, ... Kreuznach.

„Kucki".

Die neueste elegante Spielkassette ... Patent ...

Stück 10 M. ... mit Musikwerk ... spielend 20 Mark.

Albert Rosenhain, Berlin SW.

Ueberraschende Neuheiten

VELOUTINE CH. FAY

Das beste und berühmteste Toiletpuder

EXTRA POUDRE DE RIZ mit BISMUTH zubereitet

Von CH. FAY, Parfumeur

9, rue de la Paix, PARIS

Soeben erschien in neuer Auflage:

Schaubek's Briefmarken-Album.

9 mal patentirt!

Illustrirt mit über 5000 Marken-Abbildungen, 720 Länderwappen, Reproduktionen von Postwerthzeichen u. s. w., in Gross-Quart-Format, das wir als das einzige auf der Höhe der Zeit stehende Brief-Sammelbuch allen Sammlern nachdrücklichst zur Anschaffung empfehlen.

Verlangen Sie überall das „Schaubek-Album".

Festgeschenk für Briefmarken-Sammler!

Zu beziehen von Gebrüder Senf, Leipzig.

Soeben erschien in fünfter, neubearbeiteter Auflage:

Gibt in mehr als 70,000 Artikeln auf jede Frage kurzen und richtigen Bescheid.

XL-Oktav-Format. — In Halbleder geb.

MEYERS HAND-LEXIKON

des allgemeinen Wissens.

„Von allen nützlichen Büchern kenne ich kein so unentbehrliches wie dieses."
Dr. Jul. Rodenberg.

Prospekte gratis. — Preis 10 Mark.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Universal-Knet- u. Mischmaschinen
Werner & Pfleiderer,
Fabrikstadt, Berlin, Wien, Paris, London.

Patentirt in allen Ländern. — 50 höchste Auszeichnungen.

Für chemische, pharmaceut. u. chocoladistische Industrie. — Für Bäckereien, Conditoreien, Fleischereien, Hotels etc. etc.

Nebelbilder-Apparate, Zeichnen, Photographien, Gemälde, Patente und eigene Werke. Opt. Glaser (o. Art.) Ca. 1200 u. zu Detail. Preisliste 20 ₰.
Gebr. Mittelstrass, Magdeburg.

Diätische Nährpräparate für Milchkuren: **Reisfuttermehl** — C. A. G. Lüders, Hamburg.

Nebelbilder und Apparate, Lieferer für Künstler, Liebh. Preisliste gratis. P. Angerer, Berlin SW., Alte Jakobstr. 6.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein hervorragendes Festgeschenk für Weihnachten.

Soeben ist vollständig erschienen:

Kinder- und Hausmärchen

gesammelt durch die

Brüder Grimm.

Illustrirte Pracht-Ausgabe.

In hochelegantem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis 25 M.

Der „Deutsche Reichs- und K. Preuß. Staats-Anzeiger" schrieb über unsere illustrirte Prachtausgabe von Grimms Märchen: Diese Märchen, welche auf den Volkskunde gekommen zu haben ein unvergängliches Verdienst der großen deutschen Sprach- und Alterthumsforscher Jakob und Wilhelm Grimm ist, bilden mit ihrem Zauber einen wesentlichen Bestandtheil des deutschen Familien- und Jugendlebens und sind noch heute für Jung und Alt eine unerschöpfliche Quelle der Freude und Erquickung. Diese neuen Gestaltungen des Volksgeistes verdienen daher gewiß so gut wie die Erzeugnisse der Kunstwelt, deren Hauptschätzungen sich dessen längst erfreuen, ein ihrem Reichthum innerem Werth entsprechendes Prachtgewand. Ein solches hat ihnen die Verlagsbuchhandlung durch den gewandten Stift des als Illustrator bereits rühmlich bekannten Malers Gerd Johann gelegen lassen. Die vorliegenden Lieferungen lassen erkennen, daß der hübsche Schmuck ein wirklich gelungener und ihrer Aufgabe würdig sein wird. Das gilt namentlich von den reizenden Illustrationen zu den lieblichen, poetischen Märchen von den „Zwölf Brüdern", dem „Froschkönig" und dem „Marienkind". In den derberen, scharf humoristischen Erzählungen hat der Künstler eine Anzahl humorvoller Bilder geschaffen, so zu dem „drei Spinnerinnen", dem „guten Hansel" und zu dem „Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen". Ferner hat er den Märchen sinnige Initialen vorangestellt.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes.

Von Mark 20.— an werden alle Aufträge portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Königl. Sächs. Hoflieferanten.

Abtheilung: Uhren und Schmuckgegenstände.

Nr. 502. Cravatten-Nadel, Granat. ℳ 3,—.

Nr. 1192. Anhänger für Uhrkette, Gold emaillirt mit Jaspis. ℳ 2,25.

Nr. 1141. Anhängeuhr Uhrkette, Silberoxidirt. ℳ 2,—.

Nr. 60. Cravatten-Nadel, Granat double. ℳ 0,75.

Nr. 58. Damen-Remontoir-Cylinder, Gravirtes massives Silbergehäuse, deutsch Stempel, Metallcuvette, vergoldet Zeiger, 7 Steine. ℳ 19,50.

Nr. 4100. Cayenne-Armband, Gold double Fassung. ℳ 14,25.

Nr. 2100. Damen-Remontoir-Cylinder, Gravirtes massives Silbergehäuse, deutsch Stempel, Metallcuvette, vergoldet Zeiger, 7 Steine. ℳ 19,50.

Nr. 4102. Ohrringe, Cayenne, 14 kar. Goldfassung. Paar ℳ 7,75.

Nr. 4130. Brosche, Cayenne, Gold double Fassung. ℳ 13,—.

Nr. 4111. Simili-Brosche, Gold double Fassung. ℳ 10,—.

Nr. 2. Herren-Remontoir-Cylinder, Gravirtes massives Silbergehäuse, deutsch Stempel, Metallcuvette, vergold. Zeiger, 6 Steine. ℳ 18,—.

Nr. 4101. Brosche, echt silber vergoldet. ℳ 1,50.

Nr. 181. Damenuhrkette, vergoldet. ℳ 2,75.

Nr. 493. Herrenkette, vergoldet. ℳ 3,50.

Nr. 28. Damen-Remontoir-Cylinder, Gravirt, massives Silbergehäuse, deutscher Stempel, Sprungdeckel, Boden mit Zaferblatt, Metallcuvette, vergoldete Zeig., 19 Steine. ℳ 42,50.

Sämtliche Uhren sind genau reguliert

Nr. 20. Herren-Remontoir-Anker, Gravirtes massives Silbergehäuse, deutsch Stempel, Metallcuvette, vergoldete Zeiger, 15 Steine. ℳ 45,—.

Nr. 1665. Armband, Granaten, 3reihig ℳ 16,—, 4reihig ℳ 21,—, 5reihig ℳ 26,75.

Nr. 2001. Brosche, Granat. ℳ 4,50.

Nr. 242. Granat-Ohrringe, Paar ℳ 3,—.

Nr. 610. Brosche, antikes Silber. ℳ 1,25.

Nr. 1918. Brosche, Corallen. ℳ 2,—.

Nr. 490. Herren-Remontoir-Anker, Gravirtes massives Silbergehäuse mit Goldrand, deutscher Stempel, Metallcuvette (innerer Deckel, vergold. Zeig., 15 Steine. ℳ 50,—.

Unseren sehr reichhaltig ausgestatteten Katalog versenden wir auf Verlangen unberechnet und portofrei.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

№ 9.

71. Band.
Sechsundsiebzigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Zuschlag Mark 3.50.

Die Schwestern.

Roman
von
Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

„Du hast sie auch gar nicht nötig,“ fuhr Günther fort, väterlich liebevoll und fast heiter, „denn ich bin ja da, Dir in allen Deinen Ratlosigkeiten Führer zu sein, nach meinen redlichen Ueberzeugungen. Auch ich könnte ja einmal irren, aber trotzdem glaube ich, daß Du mir immer besser vertrauen kannst, als irgend einem andern Menschen auf der Welt.“

Günther war so froh, daß diese Frau abgereist war, daß er sich mit noch erhöhter Geduld gegen Malves Unverstand gewappnet fühlte.

„Ach nein, ich kann das, was mich quält, nur mit ihr besprechen, nur mit ihr,“ sagte Malve weinend.

„Für eine verheiratete Frau gibt es nichts, was sie nicht auch mit ihrem Mann besprechen dürfte,“ sprach er langsam und wider seinen Willen etwas scharf; „selbst ein Unrecht hat sie nur ihm zu gestehen, denn er allein ist ihr Richter. Und je mehr Wahrheit und Vertrauen er sieht, je milder wird er sein.“

„Ein Unrecht habe ich nicht begangen,“ rief sie und trocknete sich die Thränen.

Er lächelte bitter.

„Es kommt vor, liebe Malve, daß die Ansichten über das, was recht oder unrecht ist, auseinandergehen.“

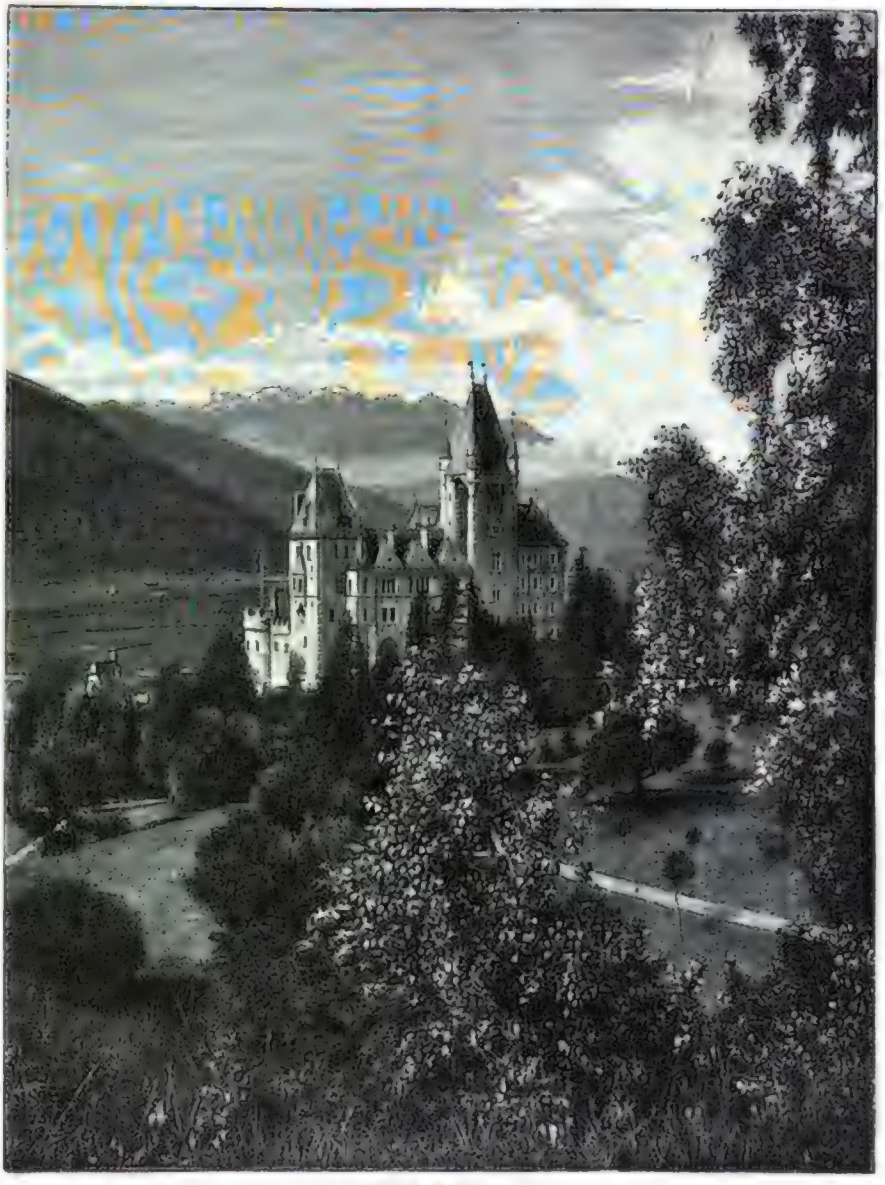
Da sprang sie auf und lief mit gerungenen Händen im Zimmer hin und her.

„Aber es kommt auch vor, daß Menschen ein Unrecht von einem Unglück nicht recht unterscheiden. Und es ist doch nur ein Unglück, ein schreckliches Unglück, wenn eine ganz junge Frau zu spät einsieht, daß ihr Mann nicht der Mann für sie ist und daß ein anderer viel, viel besser für sie gepaßt hätte,“ sprach sie in überstürzter Hast, ohne selbst ganz zu begreifen, was da alles von ihren Lippen kam.

Günther stand auf, langsam und schwerfällig, als lähme etwas seine Glieder. Mit festem Handgriff umspannte er Malves Arm und sah ihr mit seinen durchdringenden Blicken gerade in die Augen.

„Hast Du das eingesehen? Und ist vielleicht der Freiherr von Bodmann jener andere, der besser für Dich gepaßt hätte?“ fragte er halblaut.

„Siehst Du,“ sagte sie weinerlich, „Du machst ein Gesicht, als sei ich eine Verbrecherin und ich kann doch nichts dafür.“



Schloß Filchhorn.

„Wofür kannst Du nicht?“

„Daß ich Os . . . daß ich Herrn von Bodmann erst später kennen lernte als Dich und einsah, daß er besser für mich paßt.“

Sie stand vor ihm, wie ein Kind, welches eine begangene Unart vertheidigt und trotzig in derselben fortfahren will. Vor seinen „schrecklichen“ Augen und unter dem eisernen Griff seiner Hand war ihr alle Angst vergangen. Und ein kleiner, fast hämischer Trotz war in ihr erwacht.

„Und Bodmann — ist er derselben Meinung — denkt auch er, daß Du ihm zum Weibe getaugt hättest?“ fragte der Mann.

„Er liebt mich!“ rief Malve hochmüthig.

„Woher weißt Du das?“

„Er hat es mir gesagt. Vor drei Tagen auf dem Ball. Und weil ich nicht neben Dir in einer Lüge leben mag, bekenne ich es Dir,“ sprach sie, stolz auf diese Wendung, welche sie für den Beweis einer vornehmen Gesinnung hielt, die Günther imponiren mußte. Er aber sprach mit eisiger Ruhe:

„Nur infolge der unerwarteten Abreise jener Frau riß Dich Deine Aufregung zur Offenheit hin. Du hast Dich ihr vor mir anvertraut und hättest ohne diesen Zwischenfall vielleicht gegen mich geschwiegen.“

„O nein,“ sagte Malve und warf ihren Kopf zurück, „ich hätte mich Dir in jedem Fall offenbart, denn ich mußte Dir doch mittheilen, daß — daß — ich mich scheiden lassen will.“

Günther ließ ihren Arm los. Eine vollkommene Stille herrschte im Zimmer.

Der Morgen hatte sich wieder mehr verdunkelt, vor den Scheiben wirbelten große Schneeflocken in dichter Wirrniß nieder und sanken als Wasser auf den schmutzignassen Erdboden.

Die Gesichter der beiden Menschen sahen fahl aus in dieser Beleuchtung.

Und in dieser drückenden Pause sank Malvens Muth in nichts zusammen. Sie begriff gar nicht, wie sie nur alles hatte sagen können. Aber in der völligen Ermattung ihrer Seele war doch etwas wie Zufriedenheit darüber, daß es nun „heraus“ war.

„Armes, thörichtes Kind,“ sprach Günther endlich leise, „Du willst Dich scheiden lassen. Weißt Du, daß das in Deinem Munde nicht anders klingt, als wie eine pochende Bitte um ein neues Kleid, um ein unvernünftiges Vergnügen.“

Anstatt zu rasen oder sie um Liebe zu bitten, nahm Günther die Sache als Kinderei? Das war ihr so unerwartet, daß ihr Herzschlag stockte und ein dunkles Roth ihre Wangen färbte. Das Roth der tödlich beleidigten Eitelkeit.

„Es handelt sich um keine Kinderei,“ sagte sie in neu aufwallender Heftigkeit, „sondern um eine Lebensfrage. Ich liebe Dich nicht mehr. Ich liebe Herrn von Bodmann und will alles daran setzen, die Seinige zu werden.“

Wieder besann Günther sich einige Sekunden. Dann fragte er: „Kannst Du mir erklären, weshalb Du diesen Mann für den passenderen Gefährten für Dich erachtest?“

Er fragte nicht: warum Du ihn mehr liebst als mich, denn das — wenn hier wirklich Liebe im Spiel war — ließ sich nicht erklären.

Malve war gar nicht um eine Antwort verlegen.

„Er weiß mich besser zu würdigen als Du. Er sagt es mir immer, daß ich liebenswerther bin als andere Frauen. Er liebt, wie ich, die Geselligkeit, die Dir zu banal ist. Er weiß, daß eine junge Frau sich amüsiren muß.“

„Habe ich Dir nicht dadurch, daß ich Dich zu meinem Weibe erwählt, gesagt, daß Du mir liebenswerther schienst als alle anderen Frauen?“ fragte er mit schmerzlichem Lächeln; „soll ich diese That der erhabensten Ergebenheit jeden Tag dadurch herabwürdigen, daß ich mich zum Götzendiener Deiner Eitelkeit mache? Soll ich die Goldbarren meiner völligen Hingabe an Dich und Dein Leben umsetzen, in die kleine Kupfermünze der Schmeichelei?“

„Wie Du das sagst, Götzendiener meiner Eitelkeit. Eine junge Frau will bewundert sein und hören, daß sie es verdient, und wenn der eigene Mann dazu keine Zeit hat, hört man es schließlich gern von einem andern.“

Plötzlich ergriff Günther ihre beiden Hände und sah ihr mit fast verzweifeltem Ausdruck ins Gesicht.

„O, wie gerne, wie unaussprechlich gern bewunderte ich Dich und sagte Dir, daß Du es verdienst. Aber ich möchte Deine Charakterstärke bewundern, nicht Deine Kleider. Ich möchte Deine Seele anbeten, aber nicht Deine Gesellschaftserfolge.“

Die innere Bewegung, die ihn erschüttert hatte, war so stark, daß selbst auf Malve ein Nachhall sich fortsetzte. Gedrückt sagte sie:

„Aber ich kann doch keine Charakterstärke entwickeln, wenn keine Gelegenheit dazu da ist. Keine große Seele zeigen ohne die nöthigen Umstände dazu. Du hast nicht die Blattern — ich kann Dich nicht muthig pflegen. Es ist niemand in Gefahr, den ich aus dem Feuer oder Wasser retten kann. Was soll ich thun?“

„Erkennen,“ rief Günther mit hinreißender Wärme, „daß es nicht der großen, lauten Proben bedarf, um Charakterstärke zu entwickeln, sondern daß es oft viel rühmlicher, weil schwerer ist, in der Stille Thaten moralischen Muthes zu begehen. Daß es auch eine Stärke ist, an sich zu arbeiten und allen Verlockungen zum Trotz einen tüchtigen Menschen aus sich zu machen.“

Er zog das junge Geschöpf an seine Brust und indem er sie mit starken Armen an sich hielt, vielleicht damit sie die Thräne in seinem Auge nicht sähe, fuhr er fort:

„Ich habe vor dem Altar geschworen, Dir ein treuer Gatte zu sein. Die Stunde ist gekommen, mein Wort einzulösen. Wir wollen unsern Bund von dieser Stunde an erneuern. Er soll fortan vor allen ein Bund des Vertrauens sein und ich will Dir helfen, an Dir zu arbeiten. Verzeih auch mir, wenn ich es bis jetzt vielleicht nicht recht anfing. Vielleicht war ich zu rauh, zu verschlossen.“

Malve war tief gerührt und weinte sehr.

„Ach,“ sagte sie, „es ist aber doch zu spät. Du bist auch viel zu groß für mich. Es ist wahr, wir haben geschworen. Aber das Gesetz entbindet von dem Eid. Ich liebe doch einmal jetzt Oswald.“

Die Arme sanken nieder und gaben Malve frei. Die Thräne im Auge des Mannes versiegte und finster sprach er: „Ich gebe Dich niemals frei.“

Malve fuhr zurück.

„So liebst Du mich zu sehr, um mich zu lassen?“

„Ich gebe Dich niemals frei,“ wiederholte Günther; „ich will und kann nie der Mitschuldige an einer Frivolität sein.“

„Eine Frivolität nennst Du es, wenn solches Unglück, solche ungeahnte Herzenswandlung vorgeht?! Ich habe ihn doch erst nach Dir kennen gelernt. Fühlst Du denn nicht, daß es unsittlich ist, wenn ich Deine Frau bleiben soll mit dem Bild eines andern im Herzen?“

Günther umklammerte fest die Lehne des Stuhles, neben welchem er stand. Sein Angesicht war von einer ehernen Entschlossenheit durchleuchtet.

Malve sah ihn furchtsam an. Was würde er sagen? Sie fühlte, daß jetzt die Entscheidung über ihr ganzes Leben fallen werde. Und eine Reue ergriff sie, die wie ein plötzlicher Wahnsinnsanfall ihre Sinne verwirrte. „Hätte ich doch geschwiegen! Hätte ich doch geschwiegen!“ dachte sie verzweifelt.

Er sah sie an, so fest und bezwingend, daß sie nicht einmal wagte, seinem Blick auszuweichen.

„Ich will Dir sagen,“ begann er mit einer Stimme, die von unerschütterlicher Entschlossenheit beherrscht war, „ich will Dir sagen, was unsittlich und was sittlich ist. Das Herz des Menschen ist wandelbar, es kann sich irren, wenn es glaubte, sich für ewig zu entscheiden, es kann sich aber auch irren, wenn es wähnt, die Entscheidung sei ein Unglück gewesen. Was ist ein Gefühl? Es kommt und geht wie Licht und Schatten über einen bebauten Acker. Der Acker aber bleibt derselbe und trägt gute Früchte. So soll auch der Mensch stetig bleiben und in der Erfüllung seiner Pflichten nicht nachlassen, ziehe gleich einmal ein dunkler Schatten durch seine Seele oder ein trügerisch lockender Sonnenschein. Wie werthlos wäre auch die Pflichterfüllung, wenn die Freudigkeit dazu nicht durch stolz überwundene Versuchung immer bewußter würde. Ich klage Dich nicht an, weil Du in Versuchung kamst, aber ich will Dich davor bewahren, in der Versuchung zu unterliegen.“

Er athmete schwer auf und machte eine kurze Pause. Dann fuhr er fort, ohne Malve aus den Augen zu lassen:

„Sieh, auch mir könnte so geschehen, auch an mich könnte der Gedanke heranschleichen, eine andere, die ich erst nach Dir sah, hätte mir besser zum Weibe getaugt als Du. Mit meiner ganzen Manneskraft würde ich den Gedanken ersticken und in unermüdlicher Pflichttreue würde ich trachten, ihn allmälich zu überwinden. Und es würde mir gelingen.“

Hier holte er wieder Athem, tief und wie von einer Last befreit.

„Glaubst Du,“ sprach er weiter, „daß nicht an tausend und abertausend Männer und Frauen solche schmeichelnde Vorstellungen herantreten? Wozu gäbe es aber eine Ehe, wenn jeder Gefühlsanwandlung nachgegeben werden dürfte? Der Schwur, den wir gethan, verpflichtet uns, treulich mit einander auszuhalten, an einander und an uns selbst unverdrossen zu arbeiten, bis wir die rechten und tüchtigen Gefährten geworden sind, die segensreich zusammen leben. Die Seele eines jungen Weibes ist wie ein Pfund dem Mann gegeben, daß er es recht verwalte, wenn es ihm zum Reichthum werden soll. So will ich es mit Deiner Seele halten. Nicht ermüden will ich, ihr Freude zu erwecken an den großen Aufgaben des Lebens, nicht verdrießen soll es mich, wenn es mir nur langsam gelingt, das Unkraut der weltlichen Eitelkeit aus ihr zu entfernen. Das ist meine Pflicht und ich werde sie erfüllen oder mich nicht achten.“

Hochaufgerichtet stand er vor ihr, fast wie ein Priester. Sie aber empfand nicht die Größe dieses Mannes, sondern nur wie unbequem ihr seine Art war.

Sie murmelte halb für sich:

„Aber wenn ich doch den andern liebe.“

Da begriff Günther, daß er noch ein Letztes sagen müsse. Er faßte wieder ihre beiden Hände und nöthigte sie so, ihn abermals anzusehen.

„Du wirst diesen andern allmälich vergessen, ich weiß es und so undenkbar Dir es scheinen mag, es wird so sein — Du wirst ihn eines Tages verachten, weil er gewagt hat, Deinen Frieden zu stören. Ich werde geduldig darauf warten. Denke immer daran, daß Du bei mir Geduld und Hilfe findest. Treu werde ich über Dich wachen. Aber eine Grenze gibt es, eine, bis an welche Dir meine Verzeihung und meine Treue nicht mehr folgt. Wenn eine Stunde käme, wo Du Dich des Namens unwert machtest, den Du trägst, Du fändest keine Barmherzigkeit bei mir.“

Er drückte ihre Hände, daß sie physischen Schmerz empfand.

„Aber diese Stunde,“ schloß er, „wird nie kommen! Das hoffe ich zu Gott!“

Er ließ sie, wandte sich und ging hinaus. Er brauchte die Einsamkeit, denn sein Wesen war so erschüttert, daß ihm war, als müsse er sich verbergen.

Sehr verschlossene Menschen werden von einer edlen Scham befallen, wenn sie genöthigt waren, ihr Inneres aufzudecken. Und in dieser Scham zitterte noch das Herz des Mannes — er hatte sich noch niemals so mit ganzer Seele offenbart, wie eben jetzt, noch nie so im heiligen Eifer gebrannt, einer andern Menschenseele sich verständlich zu machen. Und war ihm gleich, als ob all seine Worte nur hilfloses Stammeln gewesen wäre, im Vergleich zu dem, was er gewünscht hatte, sagen zu können, so erbebte er doch vor dem Gedanken, daß die Frau nur Worte vernommen, wo er sein Herzblut gegeben hatte.

Mit großen Empfindungen, bei anderen nur kleine zu erwecken, mit eigenem hohen Muth bei anderen nur Lauheit zu finden, das gibt stolzen Seelen ein Gefühl, wie ein Sturz aus Himmelshöhen.

Und Günther brach in der Stille seines Zimmers fast zusammen, unter der Erkenntniß, daß dies sein Los gewesen.

Er trat ans Fenster und sah dem häßlichen Wetter zu. Die breiten Schneeflocken klebten zuweilen draußen an der Glasscheibe des Fensters fest, glitten langsam daran hernieder und zerrannen allmälich. Die welken Pflanzen auf den Beeten waren geknickt und zwischen ihrem rostbraunen Stengelwerk bildeten sich weiße Schneeflecken. Der grünbraune Rasen war durchweicht, die Grasnarbe ließ den Regen und schmelzenden Schnee nicht mehr durchsickern, als Lachen stand das Wasser in jeder kleinen Vertiefung.

Ein bißchen Sonnenschein, ein fröhlicher Windhauch, das hätte Günther wohlgethan. Seine Stirn

war gewohnt, dem Wetter zu trotzen. Am Sturm belebten sich seine Nerven.

Dieser öde Schmutz der winterlichen Erde, diese graue Stille marterte ihn. Selbst auf der Föhrde regte sich keine Welle. Die braungraue Wasserfläche war wie von Schleiern bedeckt und Regen und Schnee sank wie in dünnen Nebelschichten auf das Meer, das lautlos sein Eigentum in sich aufnahm.

Und eine Sehnsucht regte sich im Herzen des Mannes, nach dem großen, weiten, endlosen Ozean. Ihm war, als töne Wellenrauschen in seinem Ohr, als sähe er saphirschimmernde Wogenberge sich dem weißen Kiel seines Schiffes entgegenwerfen und als wehe über seinem Haupt die Flagge des Reichs.

Ihm kam's, daß der Kampf mit den Elementen eine königliche Arbeit sei, und daß der Kampf mit Menschen aus freien Männern Sklaven machen könne.

Aber er überwand, was seinen Mut niederdrücken wollte und fast hörbar wiederholte er für sich, was er seinem Weibe gesagt:

„Ich werde meine Pflicht erfüllen oder mich nicht achten."

Ach, Günther hatte recht empfunden — es war ihm nicht gelungen, in Malves Seele ein rechtes Echo zu erwecken.

Wohl saß sie lange und weinte. Sie sagte sich auch, daß er ein sehr, sehr edler Mensch sei, für den sie sich viel zu klein dünken mußte.

Aber sie bewies sich, daß wir doch nur alle Menschen seien, mit Fehlern und Schwächen behaftet und daß man von niemand Vollkommenheiten verlangen dürfe. Aber solche Männer wie Günther, die ihr halbes Leben auf dem Wasser schwimmen, machen sich ein Ideal zurecht und verlangen, daß die Menschen der Wirklichkeit ebenso ausfallen. Von ihr, von Malve, solche Vollkommenheit zu verlangen, war direkt ungerecht.

Sie leitete aus ihrer Jugend, aus der allzu nachsichtigen Erziehung geradezu das Recht her, schwach zu sein. Sie glaubte, Günther begehe ein haarsträubendes Unrecht an ihr, daß er verlange, sie solle sich ändern.

Sie wußte überhaupt gar nicht, daß sie so voller Fehler sei und der Aenderung bedürfe. Günther verstand sie nur nicht, das war das ganze.

So kam sie auf ihr erstes Wort zurück, wie ein Kind.

Aber weil Günther doch so schöne Reden gehalten hatte und er offenbar doch sehr traurig war, beschloß Malve, zunächst ganz still und freundlich ihm gegenüber zu sein, bis die Zeit gekommen war, ihn zu überzeugen, daß er doch besser thäte, sie für Bodmann frei zu geben.

In diesem Entschluß kam sie sich sehr gut und klug vor. Sie hoffte innig auf eine Gelegenheit, Bodmann wissen zu lassen, daß er sich gedulden müsse und daß sie sehr um ihn leide, wie er gewiß um sie. Vielleicht durch die Mama —

Zu derselben gehen und sich bei ihr anklagen, das ging nicht gut an. Denn Petra hatte richtig ein typhöses Fieber und Malve fürchtete sich immer so vor Ansteckung.

Ein paar Tage schlichen so hin. Malve befliß sich einer eifrigen Anteilnahme für ihren Haushalt, Günther war so viel zu Hause, als es sein Dienst nur irgend gestattete. Er war rührend gut — das gestand Malve sich und das war so beschämend.

Er brachte ihr Veilchen mit und da er bemerkt hatte, daß sie fast gar nichts aß, appetitreizende Dinge, die er selbst einkaufte. Er begann, ihr abends einen Roman vorzulesen, an dem er selbst wahrscheinlich wenig Interesse hatte. Malve ahnte nicht, daß er hoffte, allmählich von Ohnet und Fschfruth auf gediegene und den Verstand beschäftigende Werke überzugehen. Er erzählte ihr mittags von seinen Reisen und entwarf Pläne, wie auch sie noch viel von der Welt sehen müsse.

Malve hörte zu, mit opferartigen Gefühlen. Und oft schweiften ihre Gedanken weit, weit ab. Wo Franziska sei — warum sie nicht schreibe — in welcher verzehrenden Unruhe Bodmann sich befinden möge.

Daß nun erst zehn Wochen seit Günthers Ankunft verflossen sein sollten, erschien ihr fast unglaublich. Ihr schienen bleiern Jahrzehnte verflossen und diese klösterliche Strenge des Lebens hatte ihr — so glaubte sie — schon Schönheit und Mutterkeit verdorben. Wie lange sollte und konnte sie das noch tragen? Geschah denn nie, nie etwas Befreiendes? Und alle Welt schien sich auch verschworen zu haben, sie nie mehr mit Oswald von Bodmann einzuladen.

War einmal eine Gesellschaft in Aussicht, so fieberte Malve vorher, um nachher vor Enttäuschung fast krank zu werden. Er war nicht dagewesen.

Aber die heißersehnte Erlösung aus diesem Zustand war schon nahe, näher als Malve ahnte. Sie sollte erfahren, daß nicht jedes Ereignis, das die Lebensstille unterbricht, einer seelischen Befreiung gleichkommt.

An einem Dezembermittag kam Günther von der Marineakademie, wo er zu thun gehabt, die Düsternbrookallee herab, um nach Hause zu gehen. Es war ein wundervolles Frostwetter, der Schnee lag an den Straßensäumen in hohen Wällen, dazwischen waren festgetreten und festgefahren die Wege für Fußgänger und Wagen.

Die Bäume standen im silbrig schimmernden Rauhreif vor dem blauen Himmel, es war ein kalter, aber heiterer Farbenglanz in der winterlichen Natur.

Kaum war Günther an Folkers Garten vorüber, als er die brave Mike auf sich zustreben sah. Das Mädchen hatte nur seine kurzärmelige schwarze Sammetjacke an und hielt die Hände unter der weißen Schürze versteckt. Ihr grünroter Friesrock schlug bald rechts bald links aus, infolge ihres schnellen, wiegenden Ganges.

„Gott sei Dank, daß ich Ihnen all treff'," sagte Mike, „kommen Sie man foorts mit zu Haus. Madam ist krank geworden."

Zartfühlende Vorbereitungen hielt sie für unnötig. Sie war eine resolute Person und dachte nur immer an das Nötige.

„Meine Frau? Was ist ihr?" fragte Günther und blieb unwillkürlich stehen. Sein Gesicht war bleich geworden.

„Nee, nee, nich stehen bleiben. Ich kehr' mit Ihnen um. Dat wär ok rein to dull, g'rad' hät, wo wie grote Wäsch hebben," sagte Mike, mehr offenbar von der Störung bei der Wäsche erregt, als von der Erkrankung ihrer Herrin, die es nicht verstanden hatte, sich Mikes Respekt zu erwerben.

„Was ist ihr denn? Wie äußerte sich das? Sie müssen sofort zum Doktor laufen," sprach der Mann, seine Schritte beschleunigend. Mike lief neben ihm her, ein bißchen gekrümmt vor Kälte.

„Na 'n Doktor? Gott, das war doch das erste. Ich dacht' mir gleich, daß ich man erst nach Eicke laufen wollte und dann nach Ihnen."

„Das war sehr richtig. Nun, wie war es denn?" fragte Günther in beschwörendem Ton.

„Wie soll es wohl gewesen sein. Ohnmächtig war sie. Stand in der Küche und wollt' 'mal fragen, ob sie helfen könnte. Da sag' ich noch so, nee, sag' ich, Madam, Sie stören bloß, gehen Sie man ruhig nach oben. Und mit einmal wird sie ganz spitznäsig und sackt mich so weg, daß ich bloß nach Karline schrie und die kam denn auch, so von 'n Waschtrog weg. Wir haben ihr denn gleich nach oben getragen, und wir wunderten uns noch, daß so 'n kleine, dünne Person, as unser' Madam ist, so schwer sein kann. Das kommt ja aber wohl so, wenn das Leben aus 'n Menschen ist. Na und Krischan, de dumme Steef, de wär wedder nich to Huus. Da sag' ich zu Karline, Karline, sag' ich, die Wäsche müssen wir nu man Wäsche bleiben lassen. Ich lauf' foorts nach Eicke und Du passt auf Madam. Denn Karline kam vom Waschtrog und konnte sich nicht so auf Straße sehen lassen. Und 'n Glück war da auch noch bei. Denn Eicke sein Wagen hielt g'rad' drüben bei Dallmers."

Wenn sie krank wäre, ernsthaft krank. Vielleicht auch den Typhus bekäme wie Petra — vielleicht war sie doch bei der Schwester gewesen und ängstliche Leute, sagt man, seien so leicht der Ansteckung ausgesetzt.

„Und da liefen Sie gleich, mich zu holen?" fragte Günther.

„Nee," sagte Mike, so breit, als habe das Wort wenigstens fünf e. Ihr rundes Gesicht bekam einen etwas mitleidigen Ausdruck. „Männer sind immer unpraktisch," dachte sie. „Nee, Herr Kaptein, erst hab' ich gewartet, was Eicke sagte, und eh ich auch nach 'n Apotheker laufen mußte."

„Sie sind sehr umsichtig, Mike," sagte Günther, „ich danke Ihnen. Nun, was meinte Eicke. Hat er etwas verschrieben?"

„Noch nicht. Er sagte, ich solle man nach 'n Kaptein laufen und den holen."

Die letzten Worte wurden schon im Flur des Hauses gesprochen.

Günther warf seine Sachen ab und wollte die Treppe hinaufstürmen, als Eickes rötliches Gesicht durch die Thürspalte im Eingang zu Günthers Zimmer sichtbar wurde.

„Hier, lieber Hanstein."

Eicke hatte es sich schon bequem gemacht und rauchte eine von Günthers Cigarren. Hinter seinem Kneifer blinzelten seine Augen lustig hervor.

„Ist es Typhus? Kann es Typhus werden? Hat sie sich's bei Petra geholt? Ist es ernst?" fragte Günther und nahm den Doktor bei den Schultern, indem er ihn mit jenem Blick ansah, vor dem kein Ausweichen war.

„I bewahre. Ruhe, lieber Freund, Ruhe. Sie sind doch sonst nicht so leicht aus dem Häuschen. Unsere Patientin kann eine Stunde schlafen und wenn sie will, heute abend in Gesellschaft gehen."

Günther seufzte erlöst auf.

„Vor allen Dingen klingeln Sie 'mal und lassen eine Flasche Rotspohn holen, aber die beste Nummer. Es kann auch Sekt sein. Ich trinke aber nur Heidsik und wenn ich mich recht erinnere, führen Sie bloß deutschen. Nicht wahr? Also eine feine Rote," sagte Eicke.

Günther klingelte, zwischen der Ungeduld und der Freude schwankend, daß er nicht zu Malve eilen konnte und daß es nichts Ernstes war.

Mike erschien und nahm den Befehl entgegen. Als sie schon halb aus der Thür war, rief Eicke:

„Und dann bitte, wenn Sie ein Menschenleben retten wollen, ein belegtes Scheibchen, ich bin noch gänzlich ungefrühstückt."

„Mit Käse oder mit Wurst?" fragte Mike ärgerlich.

„Gastfreundliche Jungfrau, mit beiden," sagte er.

„Spitzige Redensarten verbitt' ik mi," antwortete Mike auf Platt und ging hinaus.

„Werde ich nun endlich erfahren, aus welchen nutmaßlichen Gründen meine Frau ohnmächtig geworden ist?" fragte Günther.

„Sagen Sie 'mal, Kapitän," begann Eicke, mit sehr ernsthafter Nachdenklichkeit, denn jede Verfagung seines Gedächtnisses war ihm äußerst wichtig und unangenehm, „ich als klassisch gebildeter Mensch sollte es wissen, aber ich kann mich beim besten Willen nicht besinnen: waren es die Römer oder die Griechen, welche der Umarmung nach dem Wiedersehen heilige Kraft zuschrieben?"

Günther veränderte die Farbe.

„Griechen oder Römer — was soll's."

Eicke stand auf, drückte Günther die Hand, innig und ernst und sprach:

„Ich denke mir so, wenn im Frühling die Störche wiederkommen, wär's doch reizend, wenn einer euch so 'n Wickelkindchen ins Haus brächte."

Günther war leichenblaß geworden. Der starke Mann zitterte und er wandte sich ab.

Auch Eicke war still, aber nur bis Mike mit dem Wein kam. Er konnte es da nicht unterlassen, sie zu hänseln, denn die widerborstige, tüchtige Person machte ihm Spaß.

Die Sitzung bei der Flasche wurde nicht so fröhlich, als Eicke sich gedacht hatte. Da empfahl er sich denn bald und klopfte dem Freund noch auf die Schulter, als wolle er ihn ermahnen, gutes Dinge zu sein.

Und dann ging Günther die Treppe hinauf. Sein Herz klopfte und seine Füße schienen ihn kaum zu tragen.

Er trat in das Schlafzimmer. Malve lag auf dem Bett, angethan mit einem Morgenkleid und mit einem bunten Shawl zugedeckt.

Sie wandte ihr Haupt, als sie Geräusch an der Thüre hörte und bohrte ihre Stirn in das Kissen hinein, so daß die bauschigen Rundungen hoch um ihr blondes Haar standen.

Der Mann fiel neben dem Bett in die Kniee, ergriff die Frauenhand, die auf der bunten Decke lag und küßte sie voll Ehrfurcht.

Es dauerte lange, bis er sich so weit gesammelt

Digitized by Google

Leo von Fortunski: Vor dem Gönner.

D. Langée: Abschied von der Mutter.

hatte, um sprechen zu können. Fest, fest umschloß er die kleine Hand und seine Augen waren naß.

Dann sprach er leise: „Gottes Hand hat sich schützend über Dich gelegt. Du wolltest Dich von mir wenden und der Gewaltige über uns hat Dir gesagt, daß wir dennoch eins bleiben sollen."

Er küßte noch einmal ihre Hand.

Malve weinte in die Kissen hinein. Es verrannen Minuten. In der Seele des Mannes war fromme Andacht. Wie oft draußen auf dem Meer, wenn sie alle mit einander, die von der Pflicht an Bord eines Fahrzeuges zusammen berufen waren, heiß um ihr Leben kämpften und wenn in Sturm und Not alle auf ihn, den Kommandanten, sahen, und von seiner Entschlossenheit Rettung erwarteten, wie oft hatte er da gefühlt, daß ein Menschenleben in Gottes Hand steht.

Die kindliche, reine und unbedingte Frömmigkeit des Seemannes war lebendig in seiner Brust. Er dachte nie über Satzungen und Formeln nach, nie hatte er um kirchlicher Aeußerlichkeiten wegen die geringsten Zweifel. Das waren ihm kleine Nebensachen, nötig für die Menschen, die in engen Städten ihren Gott nicht so unmittelbar spüren konnten, wie er ihn sich draußen in Gefahr allezeit nahe fühlte.

Und der gewaltige Schöpfer aller Dinge, dessen eherne Stimme ihm durch Sturmgebrüll schon Trost zugerufen, er hatte auch jetzt wieder zu ihm gesprochen.

Ahnte Malve, was in dieser keuschen Mannesseele vorging?

Sie weinte und wandte sich nicht einmal um. Sie jammerte um alles — um den eitlen Narren, den sie zu lieben sich eingebildet hatte und dem sie nun nie, nie gehören werde, um die tausend Unbequemlichkeiten, die kommen würden, um all das Vergnügen, dessen sie verlustig ging.

Der Mann wartete. Aber als sie ihm immer noch ihr Gesicht nicht zuwandte, stand er leise auf und küßte ihre blonden Haare und ging sachte hinaus.

Er tastete nicht mit einer Frage an ihre Seele. Denn er bebte davor zurück, darin vielleicht etwas anderes zu entdecken, als ein Gefühl der Begnadigung.

Und er wollte glauben und er wollte hoffen, daß es ihm vergönnt sein werde, diese Seele zu retten.

(Fortsetzung folgt.)

Schloß Fischhorn im Salzachthale.

(Hiezu das Bild Seite 185.)

Eine der prachtvollsten Veduten, welche die an Naturschönheiten so reiche Salzburg-Tirolerbahn dem Reisenden darbietet, ist die weite Thalflur, die sich unsern von Zell am See öffnet, sobald man bei der Station Bruck-Fusch die Stromenge der Salzach hinter sich hat. Der Scenenwechsel ist außergewöhnlich überraschend. Allmählich treten die weißen Gipfel der hohen Tauern aus ihrer Verhüllung, gewaltige Felstürme, blendende Eisfelder, Schneezinnen und von Nebeln umwallte helle Grate. Der Mitter-Pinzgau — wie die Thalebene in diesem Bereiche heißt — wirkt aber vornehmlich durch den Gegensatz in seiner gebirgigen Umrahmung. Mitten in den weiten Gründen spiegelt der blaue Zeller See einerseits die im Süden aufstarrenden hohen Tauern, andererseits die sonndurchglühten Kalktürme und Schroffen des „Steinernen Meeres", das den Pinzgau von den schattigen Gründen, in welchen der herrliche Königsee eingebettet ist, trennt.

Wenn man von der vorerwähnten Station Bruck-Fusch den von der Bahn abbiegenden Spazierweg nach Zell am See einschlägt, gewahrt man vor sich eine außergewöhnlich malerische Burg. Das ist Fischhorn, mit dessen Lage sich nur wenige Schlösser in den Alpen messen können. Man hat hier alles beisammen: Den Schneeblink der Firnen, die grauen Massen des Hochgebirges, tief eingefurchte Thaler, endlos weite Flachgründe — allüberall eine Fülle des Lichtes, welches aus blauen Fernen hereinschlägt. Im Laubwerk uns zu Häupten aber zwitschern muntere Singvögel und am blühenden Weißdorne summen die Bienen, damit die Einbildungskraft alle Elemente erhasche, welche die Natur in ihren Steigerungen vom kleinsten bis zum größten zur Verfügung hat.

Schloß Fischhorn war einst eine Trutzburg, welche die vorzeiten etwas unruhigen Pinzgauer im Zaume hielt. Die Gründung der Burg reicht bis ins 11. Jahrhundert zurück. Nachmals hat die Reformation ihre Brandfackeln auch in dieses friedliche, sonnbeglänzte Thalbecken hereingeschleudert. Es werden Bilder von brennenden Ritterburgen, Ketzergerichten und jammervollen Emigrantenzügen lebendig. Auch Fischhorn ging in dieser Bewegung unter. Das war in der Zeit des unheilvollen Bauernkrieges, 1526. Erst anderthalb Jahrhunderte später ging man daran, einen Neubau aus den Ruinen erstehen zu lassen, der aber derart vernachlässigt wurde, daß die Feste in den nächsten zwei Jahrhunderten abermals in Trümmer fiel. Da brachte Fürst Liechtenstein im Jahre 1862 die Ruine käuflich an sich und alsbald griff die Verjüngung Platz. Der Meister, welcher hier Hand anlegte, war Friedrich v. Schmidt. Alsbald stiegen die Mauerflächen weithin sichtbar aus dem Trümmerwerk, Türme und Türmchen wuchsen empor und ehe man sich's versah, stand jener prächtige Bau im Angesichte der schneeblinkenden Warte des Hochgebirges, zu dem jeder Reisende bewundernd aufblickt, wenn er in eilendem Zuge im weiten Bogen um Fischhorn dahinjagt. Wie nicht anders zu denken, gab Dombaumeister v. Schmidt dem Neubau gotischen Stil. Indes ist der südliche Flügel des Schlosses im romanischen Stil ausgeführt. Die Verquickung beider Stilarten ist nicht ohne Reiz. Rings um den Prachtbau ist eine Landschaft ausgebreitet, deren glänzende Gestaltung durch nichts besser vermittelt wird, als durch die Rundschau von einem der Gelasse des Schlosses. — Unsere Abbildung ist dem bei B. A. Heck in Wien erschienenen Werke „Burgen und Schlösser in Oesterreich" entnommen, das sich durch eine Reihe von Darstellungen aus den interessanten österreichischen Landen auszeichnet.

s.

Vor dem Gönner.

(Hiezu das Bild Seite 184.)

Wir befinden uns im Peristylium des römischen Ritters Cajus Sempronius Glaber.

Mittagszeit ist vorüber.

Der Hausherr — ein Philosoph und Aesthetiker aus der Schule des jüngeren Plinius, wohl vertraut mit allen Künsten und Wissenschaften und, seinen äußeren Verhältnissen nach, gleich weit entfernt von dem „persischen Ueberfluß eines Gavius Apicius wie von der sordida paupertas, der schmutzigen Armut, die Horaz für das schmerzlichste Hindernis freier dichterischer Entfaltung erklärt — hat sich vor einer Stunde etwa vom Prandium (zweites Frühstück) erhoben und weilt nun, im engsten Kreise der Seinen, auf dem Lieblingsplatz unter den Kolonnaden, wo er, seiner Gewohnheit entsprechend, auf das bronzene Longisella hingestreckt, plaudernd oder dem Lied seiner Tochter lauschend, den Nachtisch zu kosten gedenkt, — Feigen aus Chios, tarentinische Mandeln, schneekalte Milch oder feurigen Samier, — und das Lieblingsgebäck der römischen Kaiserzeit: die kleinen picentinischen Kuchen.

Außer der sinnigen, feinen Sempronia, die von dem Vater den Wissensdrang und das Kunstverständnis, von der längst verstorbenen Mutter den sonnigen Liebreiz und die weibliche Würde geerbt hat, pflegt noch Aulus, der um acht Jahre ältere Bruder Sempronias, und — seit verwichenem Herbst — Septimia, die Braut des Beglückten, eine glutäugige Sizilianerin aus Panormus, dies nachmittägliche Plauderstündchen zu teilen, — wenn auch nicht stets mit der nämlichen Lebhaftigkeit wie Vater und Tochter ... Die kotischen Hallen mit ihren blinkenden Marmorfliesen und farbig blühenden Wandgemälden locken zum Schlendern; kein Sklave stört die lauschige Einsamkeit, und wenn sich der Vater gelegentlich mit Sempronia gar zu eingehend über die neueste Recitation des marktbeherrschenden Modedichters oder nun vollends über gewisse Stellen der Xenophontischen Memorabilien und die Lehren des Sokrates unterhält, dann treibt es die zwei Verliebten stürmisch, abseits zu wandeln, unbeobachtet von den ernsthaften „Philosophen" des Hauses Küsse zu tauschen, und Pläne zu schmieden, Pläne ..., deren leuchtender Angelpunkt natürlich die Hochzeit ist.

Heute war dies peripatetische Kosen des jungen Paares und der Gedankenaustausch der beiden „Denker" ganz besonders lebhaft im Gange, als der Obersklave des großen Empfangsraumes, der weißhaarige Agamemnon, dies kleine Doppelidyll durch die Mitteilung störte, Polydorus, der Freigelassene des Lucius Aemilius, harre mit den versprochenen Schöpfungen seines Meißels im Atrium.

Ein Strahl freundlicher Aufregung glitt über das Antlitz des Hausherrn.

„Heiß ihn sofort eintreten!" sagte er, sich im Polster erhebend. „Wir sind hier just in der richtigen Stimmung! Nicht wahr, Tochter?"

Und nun steht Polydorus, der junge, schöpfungsmächtige Künstler, nicht ohne Bangen vor dem prüfenden Blick seines Gönners und zeigt ihm die ausgereifte, köstliche Frucht eines unermüdlichen Strebens, den tanzenden Satyr, das Urbild jenes prächtigen Kleinods, das heute noch in der sogenannten Tribuna der Florentiner Uffizien die bewundernden Blicke des späten Kenners fesselt.

Cajus Sempronius ist hingerissen; aber noch hemmt er die lebhaften Beifallsworte, die ihm schon auf der Zunge schweben.

Er kritisiert noch. Dem eigenen warmen Herzensinstinkte zuwider forscht er nach Mängeln.

Er huldigt vielleicht dem Grundsatze, vorzeitig und allzu reichlich gespendetes Lob sei der Entwicklung eines echten Talentes nachteilig.

Und für ein echtes Talent hat er den feurigen, feingebildeten Jüngling schon damals erkannt, als Polydorus im Hause des reichen Senators noch Sklave war, bis ihm sein Herr dann endlich, auf die Verwendung des Freundes hin, am vorletzten Saturnalienfeste die Freiheit schenkte.

Auch Sempronia verfolgt strahlenden Auges die Linien der lebenswahren, kraftvollen Satyrgestalt, deren künstlerische Bedeutung sie wohl erkennt, wenn gleich der edler gehaltene Frauenkopf, den Polydorus als ein besonderes Geschenk für die Tochter seines Beschützers bestimmt hat, mehr ihrer persönlichen Neigung entspricht als der muskelstrotzende Realismus der kecken Statuette.

Sie bewundert den Umfang dieser Begabung, die Vielseitigkeit dieses Wollens und Könnens und — sich selber vielleicht nur unklar bewußt — ein ganz klein wenig auch die träumerisch-ernsten Züge des jungen Künstlers, die Anmut seiner Gebärde, den tiefen Wohllaut seiner herzbewegenden Stimme ...

Leider, leider ist er ein Freigelassener! Aller Vorurteilslosigkeit zum Trotz, mit der ihr Vater, dem Beispiel des Plinius Secundus nacheifernd, sich von dem Wahne gelöst hat, zwischen den Sklaven und den Freigeborenen klaffe ein von der Natur gewollter, niemals zu überbrückender Abgrund, steht Sempronia — und mit ihr die gesamte Familie — doch in dem einen Punkte starr und hilflos unter dem Banne des Hergebrachten ... Niemals würde ihr Vater den Mut besitzen, aus seiner freisinnigen, menschenfreundlichen Theorie den äußersten Schluß zu ziehen, und eine Verbindung der Tochter mit diesem vielbegnadeten Schöpfer unsterblicher Kunstwerke gut zu heißen; niemals würde Sempronia auch nur im Traum daran denken, die leise knospenden Regungen ihres Herzens zur Blüte zu bringen ...

Es sei denn, daß ein Hauch jenes Geistes in diese Hallen dränge, der, kaum erst vernehmlich, von Osten her über das römische Reich flutet, und insgeheim schon am Werk ist, das ganze stolze Gebäude Jahrtausende alter, unantastbar scheinender Traditionen wie morsches Gerümpel über den Haufen zu werfen.

Und so ganz außerhalb jeder Möglichkeit, wie es dem skeptischen Sohne des Hauses und seiner wonnigen, lebenslustigen Braut dünkt, läge das doch nicht ...

Die Seele Sempronias, rein und klar von Natur und — dank der liebevollen Erziehung durch den edel veranlagten, weltweisen Vater — allem Göttlichen offen, wäre der richtige Saatboden für jene mildversöhnende Lehre, die bis dahin beinah' ausschließlich in den elenden Mietshäusern der Subura eine Stätte gefunden, für jene welterlösende Heilsbotschaft, welche die Gleichheit und die Brüderlichkeit aller Menschen verkündet ...

G. G.

Abschied von der Mutter.

(Hiezu das Bild Seite 185.)

So war der schwere Tag denn herangekommen, an dem die hübsche Lene, die jüngste Tochter der alten Witwe Martens, die draußen am äußersten Ende des kleinen weltentlegenen Dorfes ein baufälliges Häuschen bewohnte und kümmerlich von der Wohlthätigkeit der reichen Bauern lebte, ihren Heimatsort verlassen und in die Stadt wandern sollte, um sich dort bei fremden Leuten in Zukunft ihren Lebensunterhalt durch ihrer Hände Arbeit zu erwerben. Trotz der drückenden Armut in der alten Hütte der Mutter Martens war Lene zu einem gesunden, kräftigen und hübschen Mädchen herangewachsen, dem der frohe Sinn und heitere Lebensmut aus den hellen blauen Augen lachte. Sie war bisher der Sonnenschein in dem Häuschen der gebrechlichen Mutter gewesen. Nun sollte der armen alten Frau auch der letzte Glücksstrahl verlöschen und ihr Augapfel hinausziehen in die weite, böse Welt, wie es ihre anderen Kinder schon gethan hatten. Wohl wurde es auch der Lene schwer, aus den liebgewonnenen, wenn auch noch so engen Verhältnissen zu scheiden; dennoch aber mischte sich in den herben Trennungsschmerz eine gewisse neugierige Freude über das, was ihr wohl neues und wunderbares dort draußen in der Fremde bevorstehen würde. Noch einmal drückt die alte Mutter das schmucke Mädchen an die Brust; als nun der Augenblick des Scheidens gekommen. Aus ihren thränenfeuchten Augen spricht zärtliche Besorgnis; sie weiß ja, welche Gefahren einem so hübschen und so unerfahrenen Kinde draußen in der lieblosen Welt drohen. Noch einen letzten zärtlichen Kuß drückt sie auf die frischen roten Lippen der Scheidenden, dann läßt sie ihr letztes Kind hinausziehen in den schweren Kampf mit dem Leben, begleitet von den heißen mütterlichen Segenswünschen.

August Junkermann.

Wenn wir heute zum zweitenmal den berühmten Reuter-Interpreten August Junkermann unseren Lesern in Wort und Bild vorführen (das erstemal geschah es im Jahre 1883), so muß ein besonderes Ereignis vorliegen, welches uns zu der seltenen Wiederholung veranlaßt. Und so ist es. In diesen Tagen sind es vierzig Jahre, daß Junkermann der Bühne angehört — das Jubiläumsjahr der Wirksamkeit Onkel Bräsigs auf den weltbedeutenden Brettern hat begonnen und mit ihm die Jubiläumsfahrten des Künstlerjubilars. Um den Einladungen der vielen Kunststätten, welche er je betreten, zu entsprechen, die alle sein Jubiläum feiern wollen, mußte er sich entschließen, in dem bevorstehenden Winter eine Wanderung von Stadt zu Stadt, von Land zu Land anzutreten.

Wodurch August Junkermann sich beliebt gemacht hat, ist zur Genüge bekannt, denn die Namen Reuter und Junkermann sind unlöslich mit einander verbunden. Der Letztere

Digitized by Google

zu mitgeholfen, des Ersteren gemütvolle dichterische Werke, welche bis dahin, in ihrem plattdeutschen Dialekt, namentlich dem süddeutschen Volke nur zum geringsten Teil verständlich waren, zum Gemeingute der ganzen deutschen Nation zu machen.

Aus dem Leben Junkermanns ist kurz folgendes zu bemerken. Er ist eines Kaufmanns Sohn, geboren zu Bielefeld am 15. Dezember 1832 und war zur militärischen Laufbahn bestimmt. Als Artillerie-Offiziers-Aspirant spielte er mit großem Glück als Dilettant auf Liebhabertheatern, was seine Lust zum Theater überhaupt in ihm wach rief. Trotz seiner durch das Lampenfieber verursachten Mißerfolge in Trier und Alzey im Oktober 1853 ließ er sich nicht einschüchtern — das Lampenfieber ließ endlich nach und so erntete er anfangs 1854 in Schleswig seine ersten Lorbeeren. Mit steigendem Glück spielte er in der Folge in St. Gallen, Wien (Karltheater), Hamburg (Stadttheater), Nürnberg, Amsterdam, Bremen (acht Jahre), Weimar, Breslau und Stuttgart (vierzehn Jahre) in festen Engagements; dazwischen als überall gern gesehener Gast in Wien, Berlin, Prag, München, Frankfurt am Main, Wiesbaden, Mainz, Mannheim, Köln, Leipzig, Nürnberg, Breslau, Bremen, Zürich und so weiter.

Während seines ersten Engagements in Bremen hatte Junkermann Gelegenheit, den damals besten Beherrscher des Plattdeutschen, Karl Kräpelin, zu hören, der ihn mächtig ergriff und ihn sofort zum neuen Apostel Reuters gewann. Bald war Junkermann seinem Vorbilde nicht nur „in de Richtigkeit“ sondern auch in „die Fixigkeit“ über, und erzielte sowohl auf der Bühne mit seinen mimisch-dramatischen Darstellungen, wie im Hörsale durch seine Vorlesungen die glänzendsten Erfolge.

Rußland, Belgien, Holland hat Junkermann seit seinem Scheiden von Stuttgart in das Bereich seiner Reutersendung eingeschlossen, und dreimal ist er über den Ozean gegangen. Was er dort, allein, und in Gemeinschaft mit der von ihm geleiteten deutschen Truppe erfahren, durchgelebt, gelitten, gewonnen und verloren hat, das werden einst seine Denkwürdigkeiten der Nachwelt überliefern.

Im Winter 1892/93 durchquerte er zum drittenmale Nordamerika als Schauspieldirektor einer großen von ihm geleiteten Gesellschaft. Alle Städte, welche sich eines besseren Theaters erfreuen, wurden besucht und überall rauschte es von Beifall wieder. In Chicago feierte er das tausendste Auftreten als „Entspekter Bräsig“ im Onkel Bräsig.

Die großartigen, goldgestickten seidenen Bänder der Lorbeerkränze, herrliche Kissen, Albums und so weiter schmücken jetzt sein, um diese Zeit von ihm selbst erbautes Künstlerheim zu Wiesbaden in einem der schönsten Teile der Badestadt, der hochgelegenen Gaisbergstraße.

Es ist ein roter, freundlicher Backsteinbau mit mehreren Türmchen und Erkern und einer reichgegliederten Fassade, von der Straße so weit abgerückt, daß für einen reizend angelegten Garten mit Blumenparterre, Rosenbäumen, nebst sonstiger Flora, in deren Mitte ein Springbrunnen plätschernd sein Wasser in das Marmorbassin wirft, noch Raum blieb, während allerlei Getier und langbärtige Zwerggnomen das saftige Grün beleben, und Schlingpflanzen, Succulenten und so weiter aus den zahlreichen, von seltenem Gestein gebildeten Gruppen und Grotten hervorlugen. Der Garten setzt sich hinter der Villa am Bergabhang als Obstgarten fort, dessen Instandhaltung eine Lieblingsbeschäftigung Junkermanns geworden ist, soweit seine Berufsgeschäfte ihm Zeit dazu gönnen. Im Parterre der Villa ist der Hauptraum ein altdeutsches Trinkzimmer, mit echtem altdeutschem Mobiliar, stilvoller Decken- und Wandmalerei, Sprüchen, Wand- und Kronleuchtern ausgestattet; hier werden gemütliche

August Junkermann.

Kneipen abgehalten, welche bei der bekannten Gastfreundlichkeit des Junkermannschen Ehepaares in der Künstlerwelt sehr beliebt sind. Die Thür des Hauses ist von zwei prächtigen Bulldoggen bewacht, und sobald man die Schwelle überschritten, bietet sich dem Besucher ein glänzender eigenartiger Anblick. Die Wände des geräumigen hohen Vestibüls sind mit Waffen und Schildern aller Art, Rüstungen verschiedener Zeiten und Völker geschmückt; der ganze übrige Raum aber mit den Trophäen des Ruhmes, Lorbeerkränzen mit den prachtvollsten Bändern und Widmungen aus zwei Weltteilen, derartig bedeckt, daß kaum eine Handbreit Wandfläche sichtbar geblieben ist. Die Zimmer des Parterres sind mit vornehmem Comfort eingerichtet, ebenfalls Hunderte von Andenken, Ehrengaben und Geschenke enthaltend, welche dem Künstler auf seinen Wanderungen durch Europa und Amerika zu teil geworden sind. Alles Mobiliar ist gediegen altdeutsch. Oefen und Fenster mit Malereien geziert. Das obere Stockwerk enthält Schlaf- und Gastzimmer für die zahlreichen Besucher der Villa Junkermann, Badezimmer und so weiter, so daß es an nichts fehlt, was geeignet erscheint, das Leben angenehm zu machen, und das Ganze repräsentiert ein Künstlerheim, wie es wenige geben wird, erbaut aus den Mitteln, welche der Besitzer durch rastlose Arbeit, im Dienste der edlen Schauspielkunst, unermüdlichen Fleiß, jahrelanges Wandern sich errungen; daß er sich seines Tusculums noch recht lange erfreuen möge, das ist gewiß der aufrichtige Wunsch aller, die Junkermann als Mensch und Künstler lieb gewonnen haben.

Junkermanns Villa in Wiesbaden.

Saujagd mit Hatzhunden.

(Hierzu das Bild Seite 186.)

Bekanntlich erfreut sich das ritterliche Wildschwein keinerlei Schonung mehr, seit der Mensch auch das kleinste Fleckchen Erde für sich allein auszubeuten beflissen ist. Indessen verhüten die großen Waldesdickungen in Verbindung mit der Unstetigkeit, Sinnesschärfe, Vorsicht, Kraft, Flüchtigkeit und Fruchtbarkeit der „Schwarzröcke“ deren völlige Ausrottung, so daß es beim beständigen Ankämpfen gegen ihre Vermehrung bleibt. Dem Jäger wird dieser Kampf besonders vom Winter erleichtert, da der weiße Leithund „Schnee“ die Bestätigung der Sauen ermöglicht und Fingerzeige für den Betrieb der Birsche, des Anstandes, der Treibjagden gibt. Aber wenn Eisnadeln an den entblätterten Zweigen funkeln und lastende Schneemassen die Aeste der Nadelhölzer niederbiegen, dann erwärmt sich der Sauen Herz an dem Feuer der Liebe: die Rauschzeit ist eingetreten, und also bringt der gleiche Wintertag leicht höchste Wonne und Todesschmerz zumal.

Indessen macht den Weidmann der Besitz passender Hunde, der ebenso geschickten als mutigen Verbündeten in jenem Kampfe, unabhängig von der Jahreszeit. Schon mit einem einzigen „Finder“ (einem mittelgroßen Hirten- oder Metzgerhunde, einem Brackenbastarde) zu Holze ziehend, der mit Eifer die Sauen im Dickichte aufsucht, verbellt, neckt und dadurch aufhält ohne zu packen, mag er sich leise und gedeckt anbirschen, wenn der Hund lautgibt und einen guten Schuß anbringen. Aufregender wird das Schauspiel, falls eine Meute schwererer, scharfer Hatzhunde zur Verfügung steht, welche, auf die vom Finder gestellte Sau angehetzt, mit Todesverachtung packen („decken“), worauf ein kräftiger, Mut mit Vorsicht verbindender Weidmann möglichst rasch herzueilt, um den Bassen entweder mittelst des Hirschfängers, der Saufeder oder mittelst der Büchsflinte zu strecken. Sich durch Baumstämme oder Felsen den Rücken deckend, schlägt die wutschäumende Sau ihre Bedränger ab, geht aber gewöhnlich nochmals flüchtig, falls sie den nahenden Jäger vernimmt oder eräugt, und eine neue Hetze, wie unser Bild zeigt, wird dann notwendig. Dasselbe illustriert auch zugleich den alten Weidspruch: „Wer Schweinsköpfe haben will, muß Hundsköpfe daran setzen,“ denn einige Hatzhunde haben bereits unliebsame Bekanntschaft mit den angeblich „glühenden“ Gewehren (Hauzähnen) gemacht. Möge der Jäger mit einem guten Schusse baldigst dazwischen treten!

E. Lerer.

Erste Probe.

(Hierzu das Bild Seite 189.)

Was für ein trüber, grauer Regentag! Großmutter sitzt in ihrem Lehnstuhl und strickt; sie hat viel Arbeit, sechs zierliche Füßchen wollen Strümpfe haben, und sie strickt viel liebe, zärtliche Gedanken hinein. Es sind aber auch herzige Mädchen, die drei blonden Enkelkinder — alles, was das grausame Schicksal ihr gelassen. Sie seufzt, sie ist nicht reich, die gute Großmutter und Frau Sorge legt ihr gar oft die Hand auf die Stirne. Aber wenn dann Antje und Gritje aus der Singstunde kommen und die hübsche Ruth sich ans Klavier setzt, um die alten Weisen zu spielen, die einst Großmutter schon gesungen, da legt sie wohl wehmütig lächelnd den Strickstrumpf aus den fleißigen Händen und horcht den hellen Mädchenstimmen zu. Und besonders Antje hat eine schöne, glockenhelle Stimme, schier so schön, meint Großmutter, wie einst die berühmte Jenny Lind. Heute nun singt Antje zum erstenmal ein neues Lied — der fremde Kapellmeister hat es komponirt und ganz Utrecht ist davon entzückt. Man hört es überall, im Konzertsaal und auf der Straße, ja, drüben der Maurer pfeift es schon auf seinem Gerüst.

Wie Thränen glänzt's in Großmutters Augen — Gott erhalte dem Kinde die helle Stimme und das fröhliche Herz. Noch ahnt sie nicht, daß Zukunft und Schicksal bereits harrend vor der Schwelle stehen, ahnt nicht, daß heimlich, vor der Thür des kleinen, lauschigen Stübchens der fremde Kapellmeister steht, wie gebannt der lieblichen Stimme lauschend, die seine eigene Weise singt.

Und der fremde Mann wird das hübsche blonde Kind mit sich führen wollen, weg aus dem harmlosen, zärtlichen Blumenleben, hinaus ins volle rauschende Leben, ins tolle, berückende Gewoge der Gesellschaft, in die prunkenden Säle der Reichen und auf jene trügerischen Bretter, die die Welt bedeuten. Ob aber Großmutter ihr Herzblatt von sich lassen wird? Ich glaub' es nicht! Schützend wird sie die runzelige Hand auf jenen blonden Scheitel legen, und statt einer Beifall donnernden Menge wird Antje still und glücklich ihren Kindern Wiegenlieder singen, wie Großmutter es gethan, als sie noch jung und eine frohe Mutter gewesen.

A. Bertram.

Sprüche.

Von

Franz Herold.

Wissenschaft klimmt zu den Sternen, der Glaube fliegt in den Himmel;
Drum, wo sie rastend verschnauft, wirft ihn der Schwindel herab.

*

Im Wünschen und Wähnen
Sind Alle Feinde,
Durch die Taufe der Thränen
Doch eine Gemeinde.

L. Beckmann: Saujagd mit Hetzhunden.

Prof. Walther Firle: Erste Probe.

Der Irrweg.

Künstler-Roman

von

Robert Misch.

(Fortsetzung.)

Hans versuchte übrigens in den spärlichen Mußestunden, die er sich gönnte, seine Kunst wieder aufzunehmen. Er ließ sich ein Modell für den „Luziferssturz“ kommen, mußte es aber wieder fortschicken. Mitten hinein in seine Komposition schwirrten ihm die Zahlen und die Geschäfte. Seufzend legte er den Pinsel fort.

Die Mutter, die stumpf und dumpf dahindämmerte — nur zuweilen erfaßte sie ein rasender Ausbruch des Schmerzes über ihr zertrümmertes Glück — sah mit Erstaunen die Veränderung in der Lebensweise ihres Sohnes. Mit Mühe und Not hatte er ihr beigebracht, daß das Geschäft aufgelöst werden müsse. Aber sie begriff das nur von ihrem Standpunkte aus.

„Du hast ganz recht, mein Sohn, daß Du diesem Zustand bald ein Ende machen willst. Auf die Dauer ginge es ja doch nicht. Du würdest Dich Deiner Kunst entfremden, und das kann man denn doch nicht wegen des dummen Geschäftes von Dir verlangen. Du hast es ja auch, Gott sei Dank, nicht nötig, den Krämer zu spielen und Dir Sorgen und Aufregungen zu machen.“

Das war eine Lieblingsredensart der schwachen, ruheliebenden Frau, die er sie oft dem Vater gegenüber hatte gebrauchen hören: „Warum spielst Du den Krämer? Du bist ein reicher Mann, Du hast es ja nicht mehr nötig.“

Es schnitt ihm ins Herz, ihr die nackte, traurige Wahrheit zu enthüllen. Und doch mußte es eines Tages geschehen, wenn die Villa veräußert wurde, die liebe, alte, väterliche Villa, ohne die er sich sein Dasein gar nicht denken konnte. Aber es stellte sich, je weiter die Liquidation fortschritt, immer deutlicher heraus, daß sie sehr schlecht abschneiden würden. Das kleine Vermögen, auf das er als Ueberbleibsel gerechnet, schrumpfte trotz des verzweifelten Kampfes, den er mit Heinemann führte, mit jedem Tage mehr zusammen.

Von Weins und Cie. erhielten sie so gut wie gar nichts; auch eine amerikanische Forderung, auf die sie bestimmt gerechnet, fiel gänzlich aus. Dazu kamen noch kleinere Fallissements und außergerichtliche Vergleiche, an denen sie einbüßten. Auf allen Seiten kriselte und krachte es. Eine Börsenpanik war ausgebrochen, und auch an einst ganz sicheren Papieren erlitten sie Verluste.

„Hätten wir vor ein, zwei Jahren liquidirt, Sie könnten heute ein Vermögen haben, dessen Zinsen Ihnen ein behagliches Auskommen gewähren würden,“ klagte Heinemann. „Wenn es so weiter geht, sehe ich's schon kommen, daß gar nichts übrig bleibt.“

Da die Kauflust infolge der Geschäftslage sehr gering war, mußten auch die Maschinen und die Lagerbestände weit unter dem Wert veräußert werden. Nur für die Villa fand sich ein Käufer, der ein äußerst günstiges Angebot machte. Es war dies ein alter, intimer Freund seines Vaters, der Gründer und Inhaber eines Bankhauses, das zwar nicht in allererster Reihe, aber im Rufe einer besonderen Solidität stand und den Hof und die Aristokratie zu seiner Kundschaft zählte. Der alte Rößner hatte die „Handlung“, wie man damals sagte, bei Hans' Großvater erlernt, zusammen mit dessen Vater, der dem Jugendfreunde später mit Geldmitteln bei der Begründung einer eigenen Firma zur Seite stand. Rößner hatte das seinem Freunde niemals vergessen und war nun demselben beigesprungen, als die alte Firma durch die Ungunst der Zeiten in Verfall geriet, den er nicht aufhalten konnte. Er war der einzige, der die Lage schon seit Jahren genau kannte. Heinemann und Hans zogen ihn denn auch bei der Auflösung und Abwicklung der Geschäfte mehrfach zu Rate. Mit immer wachsendem Erstaunen hatte er den „unpraktischen Künstler“ sich in den verwickelten Verhältnissen zurechtfinden sehen.

Es wurde zwischen ihnen verabredet, daß Hans und seine Mutter bis zum Herbst in der Villa wohnen sollten. Bis dahin sollte er es möglich machen, die überflüssigen Möbel und die Mehrzahl seiner Kunstobjekte an den Mann zu bringen. Sie mußten sich jetzt natürlich sehr einschränken und eine kleine, billige Stadtwohnung beziehen.

Der letzte Tag der alten Firma „Wieborg und Sohn“ war gekommen. Das Personal und die Arbeiter hatten sich längst in alle vier Winde zerstreut. Die Webstühle und Maschinen waren aus den Fabrikräumen fortgeschafft, in die schon in wenigen Tagen eine Großdruckerei ihren Einzug halten sollte.

In dem kleinen Privatcomptoir saßen die beiden alten Herren dem jungen Maler gegenüber. Eben war man mit den letzten Verrechnungen fertig geworden. Der Bankier wollte die Geschäftsbücher an sich nehmen; auch das kleine Vermögen, das den Wieborgschen Erben übrig geblieben, verwaltete er. Was etwa nachträglich noch abzuwickeln wäre, hatte er zu ordnen versprochen. Alles war geregelt, besprochen, und die Herren saßen nun stumm da, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, die sich wohl alle um denselben Gegenstand drehten.

„Ich habe es bisher vermieden, lieber Hans,“ brach endlich der Bankier das Schweigen, „mich eingehender nach Ihren ferneren Lebensplänen zu erkundigen, weil ich Sie selber noch nicht im reinen damit glaubte. Es läßt sich ja auch erst seit kurzem übersehen, wie sich Ihre Vermögensverhältnisse gestalten werden. Leider Gottes schlechter, als wir alle glaubten.“

Heinemann, der mit ganzer Seele an dem Sohne seines alten Herrn hing, besonders seitdem sie zusammen gearbeitet und das Unglück nach Möglichkeit abzuwenden gestrebt hatten, warf einen ängstlichen Blick zu Hans hinüber. Ging ihm doch dieser Gedanke seit Wochen im Kopfe herum.

Hans blickte verwundert auf.

„Ja, was bleibt mir denn sonst übrig, als da fortzufahren, wo ich angefangen habe? Freilich, jetzt heißt es, sich fest auf beide Füße stellen. Ich werde hart arbeiten und manches thun müssen, dem ich sonst wohl aus dem Wege gegangen wäre. Ich werde für Zeitschriften illustriren, billige Porträts und andere Schmierereien für Gevatter Schneider und Handschuhmacher zusammenwinkeln, und was sich sonst gerade bietet. Doch will ich versuchen, daneben meiner Kunst im höheren Sinne zu genügen, bis der Erfolg mich aller Sorgen überhebt.“

„Hm,“ machte der Bankier. „Sie wollen also Künstler bleiben?“

„Ja, was soll ich denn um Gottes willen sonst thun — in meinem Alter?“

„Sie kennen das Künstlerleben bisher nur von seiner schönsten Seite, lieber Hans,“ erwiderte der Alte mit ernster Miene. „Sie konnten bisher ganz Ihren Idealen leben und brauchten keinen Broterwerb daraus zu machen. Das ist nun anders geworden. Die Zinsen Ihres kleinen Kapitals sind so minimal — und wenn Sie das Kapital angreifen, lange wird es auch nicht vorhalten. Es wäre das auch gegen alle kaufmännische Klugheit, die Sie ja in letzter Zeit glänzend bewiesen haben. Man weiß nie, wozu man solch ein Kapitälchen eines Tages brauchen kann. Ich meine nicht bloß als Notpfennig für Krankheiten, auch sonst —“

Der Alte brach plötzlich ab und zog eine Cigarre hervor, die er sorgfältig abschnitt und anzündete, bot auch den beiden Herren welche an, die seinem Beispiel folgten.

„Mein lieber, verehrter Freund,“ nahm Hans das Gespräch von neuem auf, „ich höre und sehe es Ihnen an, daß Sie irgend einen Vorschlag in petto haben. Was Sie mir vorschlagen, kann nur gut gemeint sein. Also sprechen Sie — hören ist ja noch nicht annehmen.“

„Nehmen Sie es an, ohne Zögern nehmen Sie es an,“ platzte der alte Prokurist heraus. „Es ist zu Ihrem Glück — diese Stunde entscheidet vielleicht über Ihr künftiges Schicksal.“

„Ah, also ein Komplott, wie mir scheint,“ lachte Hans etwas gezwungen, der bereits ahnte, wo hinaus die Herren steuerten.

„Ja, ein Komplott, mein lieber Hans. Was ich bisher für Sie getan, konnte den Dank nicht abtragen, den ich Ihrem Großvater und Ihrem Vater schulde. Sie wissen, ich bin kein Gefühlsmensch und spreche nicht gern über solche Dinge. Thaten, nicht Worte beweisen die Gesinnung eines Menschen. Nun, kurz und gut — ich meine es wohl mit Ihnen, und ich will es Ihnen auch beweisen. Vertrauen Sie sich mir ganz an, Sie werden es nicht zu bereuen haben.“

Heinemann, hinter dessen trockener Zahlenmiene sich ein weiches, leicht erregbares Herz verbarg, holte sein rotes Riesentuch hervor und schneuzte sich gerührt. Der Bankier warf ihm einen verweisenden Blick zu, vor dem sich der Alte noch mehr in seine rote Riesenverschanzung zurückzog, und fuhr fort:

„Also ohne lange Umschweife! Sie haben sich zu meinem Erstaunen und meiner Freude als einen geborenen Geschäftsmann gezeigt — nein, nein, widersprechen Sie nicht! — Wer sich so schnell in verwickelten Verhältnissen zurechtfindet, einen solchen Ueberblick, Scharfsinn und Kombinationsgeist verrät, ist zum Kaufmann geboren. Sie haben sich eben, wie schon so viele Menschen vor Ihnen, bisher über ihren wahren Beruf getäuscht. Zum Glück ist es noch nicht zu spät, wenn auch spät. Freilich, wenn Sie diese Gelegenheit von sich weisen, dürfte sie nie mehr wiederkehren.“

„Nie mehr wiederkehren!“ rief Heinemann, fortgerissen von der Bedeutung des Augenblicks, hinter der großen, roten Wand hervor, die noch immer zwischen ihm und der Außenwelt bestand.

„Nun rücken Sie endlich mit Ihrem Vorschlag heraus, den ich ja allerdings zu erraten glaube,“ unterbrach ihn Hans mit einem gezwungenen Lachen.

„Nun ja, ja, das ist nicht schwer,“ rief der Bankier erleichtert. „Sie sollen in mein Geschäft eintreten, natürlich nicht als Lehrling oder Gehilfe, sondern als — sagen wir, mein Privatsekretär — wie mein Sohn etwa, wenn ich —“ er seufzte hierbei merklich — „wenn ich einen hätte. Bei Ihrer leichten Fassungsgabe werden Sie im Fluge begreifen, wozu andere Jahre brauchen. Die Anfangsgründe kennen Sie, hier haben Sie viel gelernt — nebenbei lasse ich Ihnen einen besonderen Unterricht geben — kurz, es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn Sie nicht in höchstens zwei Jahren es mit jedermann von uns aufnehmen. Schlagen Sie so ein, wie ich es erwarte — Sie wissen, ich habe keinen Sohn — nun, ich will und kann jetzt nichts weiter sagen.“

Aengstlich blickte er Hans an, der nichts entgegnete, sondern sinnend den Rauch seiner Cigarre von sich blies. Als der Alte die Falte bemerkte, die sich zwischen den Brauen des jungen Malers gebildet, beeilte er sich zu versichern, daß Hans deswegen seine Kunst nicht ganz an den Nagel zu hängen brauche. Im Gegenteil, es sei sehr wünschenswert, daß der Mensch neben seinem Beruf noch ein Steckenpferd habe, das er in seinen Mußestunden reiten könne, das halte ihn von mancherlei Extravaganzen und schlimmen Dingen ab. Uebrigens habe ein Bankier genug Muße übrig, und später, wenn das schlimmste vorüber sei, könne er sich der Kunst in Ruhe und Behaglichkeit widmen, vielleicht mehr und besser, als wenn er seinen Pinsel um des Gelderwerbs willen degradiren müsse, und niederdrückende Sorgen ihn am Schaffen hinderten.

Blitzschnell flogen die Gedanken durch den Kopf des jungen Mannes, während er scheinbar gleichgiltig zuhörte. Es lag ja etwas Verlockendes in dem Vorschlag des väterlichen Freundes. Er wußte ganz gut, worauf dieser eigentlich hinaus wollte. Wally, die jüngste, siebenzehnjährige Tochter des Alten, war ihm sehr gewogen und hatte ihn das bereits mehrfach mit der ganzen, reizenden Unbefangenheit ihres Alters merken lassen. Man hatte ihn auch schon öfters mit der Schwärmerei der jungen Dame geneckt. Der alte Rößner besaß außerdem noch eine verheiratete Tochter, deren Gatte Chemiker und Inhaber einer großen chemischen Fabrik war. Der Bankier wußte, wie es um sein Töchterlein stand, hatte Hans sehr lieb gewonnen und wollte ihm die alte Dankesschuld abtragen, also als praktischer Geschäftsmann gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Bewährte sich der junge Mann, so hatte der Alte gleichzeitig den zukünftigen Schwiegersohn, Compagnon und späteren Inhaber der von ihm begründeten Firma gewonnen, die er natürlich nicht gern in fremde Hände kommen lassen wollte. Der Alte meinte es gut mit ihm, und jeder

andere in seiner Lage hätte gewiß mit beiden Händen zugegriffen. Und doch fühlte Hans, daß er das Anerbieten nicht annehmen könne. Es war ja ganz schön, was man ihm da von dem Steckenpferd sagte, das er nebenbei reiten könne. „Nebenbei", darin lag es eben. Seine Kunst zu einer nebensächlichen Spielerei herabgewürdigt: niemals! Noch glaubte er an sich. Und gerade jetzt müßte sich seine Begabung schnell zur schönsten Blüte entfalten, weil die unerbittliche Not ihn zum Schaffen zwingen würde, und diese Not doch wiederum nicht so groß war, daß sie ihn ganz niederdrücken könnte. Jetzt, wo er mußte, jetzt fühlte er erst, daß und was er konnte. Aber mit Zahlen und Geschäften im Kopf ließ sich schlecht künstlerisch schaffen; das hatte er ja gerade jetzt ausprobirt.

Sie lobten ihn alle um seines Fleißes willen, mit dem er sich den Geschäften widmete. Aber welch eisernen Zwang er gegen sich selbst ausgeübt, wie verhaßt ihm diese trockenen Dinge waren, das wußten sie nicht, das hatte er wohlweislich vor ihnen verborgen. Und darin sollte er aufgehen, darin sein Genüge finden, sein Leben lang?

Er kannte das Comptoir des Bankiers. Er sah sich im Geiste dort sitzen, hinter den hohen Büchern mit den ellenlangen Ziffernkolonnen, gebeugt, stöhnend, schwitzend, rechnend, rings umher jene Zahlenatmosphäre, die er so sehr haßte. Er hörte das Klappern und Klimpern des Goldes, das Rascheln des Papieres. Laurahütte — Lombarden — ungarische Goldrente — Pariknus — Konversion: er hörte sie förmlich, diese Fachausdrücke, wie sie in der Luft umherschwirrten. Und das sollte seine Welt sein, sein Ziel und Zentrum für ein ganzes, langes Leben? Denn eines kann der Mensch nur sein, das fühlte er wohl. Wenn er Bankier war, war er Bankier und nicht Maler. Und die Kunst war dann für ihn nichts als ein schöner Schmuck, den er in festlichen, seltenen Stunden anlegte, um bald darauf wieder seufzend in das Alltagskleid zu schlüpfen — eine ferne, schöne Landschaft, der man von Zeit zu Zeit einen Besuch abstattet, wenn das Wetter günstig ist und die Zeit es erlaubt.

Aber er will diese schöne Zauberlandschaft bewohnen und besitzen, selbst schaffen will er, nicht betrachten, was die anderen geschaffen. Und die Welt, die wirkliche Welt, die da draußen im Sonnenschein lag, Italien, der Orient, sie war dann so ferne und unerreichbar für den Vielbeschäftigten, den Gefangenen seines Comptoirs. O ja, alle Jahre würde sich einmal der Kerker für einige Wochen öffnen, um ihn hinauszulassen. In einem Coupé erster Klasse könnte er dann die fremde Wunderwelt im Fluge durcheilen, um bald darauf wieder zurückkehren zu müssen in das Gefängnis.

Im Geiste sah er die ehemaligen Genossen aufsteigen auf der Staffel des Ruhmes. Er stand unten und blickte mit gierigen Augen hinauf in jene Regionen, die er nie betreten könnte. O, sie kannten ihn noch alle, die alten Freunde und Genossen; er war ja jetzt der wohlhabende Bankier Wieborg, Schwiegersohn von „F. C. Nößner", der die schöne Galerie hatte und Aufträge gab. Sie drückten ihm wohl freundschaftlich die Hand, aber er gehörte nicht mehr zu ihnen. Und wenn er ihnen den Rücken gedreht, so sagten sie lachend: „Der Börsenmensch da, diese Rechenmaschine, hat auch einmal den Maler spielen wollen. Na, jetzt sieht man's ihm nicht mehr an."

Wie der Wüstenwanderer, der verschmachtend im Sande liegt, würde er die Fata morgana der Kunst vor sich sehen, ewige Sehnsucht und Qual im Herzen nach dem Unerreichbaren. Nein, sie sollten ihn nicht mit goldenen Ketten fesseln — niemals!

Während ihm blitzschnell diese Gedanken durch den Kopf flogen, flüsterten die beiden Alten leise mit einander. Sie waren offenbar verbündet: der alte Diener und Vertraute, der alte Freund und Dankesschuldner seines Vaters! Sie meinten es gewiß gut mit ihm. Könnte er sich nur umformen, wäre er nur ein anderer, als er wirklich ist, mit tausend Freuden würde er zugreifen. Aber es ging gegen seine innerste Natur.

Doch wollte er diese beiden guten Freunde, die ihm vielleicht in anderer Beziehung noch nützlich sein könnten, nicht kränken. Allmälich sollten sie sich daran gewöhnen, daß er nicht auf ihr Projekt eingehen könne. Die Hauptsache blieb, Zeit zu gewinnen. Derweil konnte er Erfolge erzielen, sich sicher auf eigene Füße stellen und dem Gönner mit vollendeten Thatsachen gegenüber treten, was im Leben immer das beste ist, da sich jeder vor Thatsachen und geschehenen Dingen beugt.

„Ich bitte, zürnen Sie mir nicht," brach Hans endlich das Schweigen, „daß ich Ihnen heute keine direkte Antwort gebe. Sie können nicht von mir verlangen, daß ich meinen Beruf, den ich aus innerstem Drange ergriffen und dem ich mehr als zehn Jahre, die Jahre meiner Entwicklung geopfert habe, mir nichts dir nichts wie ein altes Hemd wechsle. Ich werde Ihren Vorschlag gewiß reiflich überlegen, aber lassen Sie mir Zeit zu einem Entschluß. Ich meine damit nicht bis morgen oder übermorgen, ich meine viele Monate, bis sich alles in mir und um mich geklärt hat."

Der Bankier beeilte sich zu versichern, daß er gar nicht beabsichtige, Hans zu drängen. Im Gegenteil, er halte es für selbstverständlich, daß dieser sich einen solchen Lebensentschluß gründlich durch den Kopf gehen lasse. Auch müsse er sich von der Erschütterung, die ihm der Tod seines Vaters verursacht, und den vielen Geschäften und Sorgen der Auflösung erst erholen.

„Sie haben Zeit bis zum Herbst oder Winter, und so lange bleiben Sie natürlich auch mit Ihrer Mutter in der Villa wohnen," schloß der Alte die Unterredung.

Wehmütig nahm Heinemann Abschied von dem alten, gasverräucherten und geschwärzten Raume, in dem er fast ein ganzes Menschenalter zugebracht. Das rote Riesenfach trat sehr stark in Aktion.

Hans versuchte, sein früheres Leben wieder aufzunehmen. Er war, vom Zwange der Geschäfte befreit, nun wieder Künstler, allerdings ein Künstler, der nicht mehr auf Inspiration und Stimmung warten darf und aus seiner Kunst die möglichst Kapital machen muß.

Seltsam — er hatte geglaubt, daß ihm der Zwang beflügeln würde, wie er es bei Baltes und anderen armen Teufeln gesehen. Bei ihm trat gerade das Gegenteil ein. Es war, als ob sich eine lähmende Hand auf ihn legte bei dem Gedanken: „Du mußt arbeiten, du mußt!"

Nachts in seinen Träumen verfolgte ihn dieser Gedanke, schreckte ihn aus dem Schlafe auf, vergällte ihm jede Freude, jedes Ausruhen, trieb ihn an die Staffelei und hinderte ihn doch wieder an der Arbeit. Schaffenskraft und Schaffenslust erlahmten so sehr, daß er den „Lucifersturz" beiseite stellen mußte.

Wie konnte er auch jetzt an ein so umfangreiches Werk gehen, dessen Ausführung zahllose Aktstudien erforderte und eine geraume Zeit ungestörter, sorgenloser Muße! Für ihn lautete jetzt die Parole: praktisch sein, Geld verdienen, sich unabhängig machen! Aber zum Teufel — die Sache war doch nicht so leicht, wie er dachte. Auch zu den kleinen, schnell hingeworfenen Genrestückchen mußte man Ideen und Motive haben, und seine Skizzenbücher waren nicht eben reich damit versehen. Wenn die anderen zeichneten, hatte er lieber im Grase gelegen und mit träumerischen Augen die Landschaft angeblickt. Noch viel schönere Landschaften schwebten ja vor seinem geistigen Auge.

Aber er brachte doch nach und nach einige kleine Bildchen zusammen und führte manche der angefangenen Skizzen früherer Perioden jetzt im kleinen aus. Aber welche Enttäuschung! Die Kunsthändler wollten nichts darauf geben, sie hätten solche „Chosen" zu Dutzenden auf Lager. Einer, der ihn von früher her kannte, sagte ihm ganz offen, daß die Dinger doch gar zu eilfertig gepinselt seien, zu sehr mit der Zimmermannsaxt hingehauen. Schließlich brachte er dies und das Stück an; aber sie wurden so schlecht bezahlt, daß nach Abzug seiner Unkosten nicht viel dabei heraussprang. Wenn er davon hätte leben müssen, es wäre ihm schlimm ergangen.

Noch weniger glückte es ihm mit dem Illustriren. Die meisten Blätter bedauerten, daß sie schon von künstlerischen Mitarbeitern bedient seien, sie könnten daher von seiner Offerte keinen Gebrauch machen. Einige kleinere Zeichnungen brachte er doch unter. Eine humoristische Serie: „Der Gratulant in den verschiedensten Lebenslagen" hatte sogar einen gewissen Erfolg, man verlangte mehr dergleichen von ihm. Aber woher viele solcher Ideen nehmen? Er war durch Zufall auf diesen komischen Gedanken gekommen, der ihm übrigens eine eigenartige Bestellung eintrug. Eine große Luruspapierfirma bat um die Erlaubnis, den „Gratulanten" zu Glückwunsch- und Tafelkarten verwenden zu dürfen, wofür sie einige hundert Mark bot. Außerdem wünschte sie einige neue Zeichnungen zu Menüs und ähnlichen Zwecken. Hans lachte ärgerlich auf, aber er nahm schließlich den Antrag an. Was blieb ihm auch anderes übrig?! Von den Zinsen ihres Kapitals konnten sie allein nicht leben, und die Mutter hatte keine Ahnung vom Werte des Geldes. Er teilte ihr ja einiges von den großen Verlusten mit, die sie erlitten, und daß sie sich nun einschränken müßten, hatte ihr aber immer noch den wahren Sachverhalt verschwiegen. Da sie ihm eine Generalvollmacht erteilt, und da sie sich um Geschäfte und Geldangelegenheiten niemals kümmerte, so war die Täuschung leicht durchzuführen.

Wiegte und sonnte sich doch dies große, verwöhnte, weltunkundige Kind in dem Wahn, daß für ihre und ihres Sohnes Zukunft für alle Zeiten gesorgt sei. Es kam Hans grausam vor, der schwachen Frau diese schöne Illusion zu rauben, aber es mußte doch einmal geschehen. Sie hatten noch immer zwei Dienstboten, den Gärtner bezahlte der Bankier bereits. Sie glaubte, sich wunder wie einzuschränken, und lebte dabei doch ahnungslos über ihre Verhältnisse hinaus. Auch nach einer neuen Wohnung mußte er sich endlich umsehen. Wohnten sie erst einmal anderswo, so bekam ja ihr Leben ganz von selbst einen kleineren Zuschnitt.

So faßte er sich denn eines Tages ein Herz und weihte sie zögernd in ihre wahre Lage ein. Die schwache Frau nahm seine Mitteilungen mit größerer Seelenstärke auf, als er geglaubt. Sprachlos, in stummer Apathie hörte sie ihm zu.

„So sind wir also Bettler?" fragte sie leise, als er geendet.

„Nun, liebe Mutter, der Bettler könnte zufrieden sein, der sich in unserer Lage befände!"

„Die Villa — meine liebe, alte Villa soll ich verlassen und den Garten, in dem ich jeden Strauch kenne!" klagte sie leise, und das in so kurzer Zeit völlig ergraute Haupt sank schwer vornüber.

Am Tage darauf stand Hans in seinem Atelier, von dessen Kostbarkeiten er schon manches unter der Hand an den Mann gebracht, um den Ansprüchen der Mama und des Hauswesens zu genügen, als diese in Begleitung des alten Freundes eintrat.

„Störe ich?" rief der Bankier schon unter der Thür und musterte nach kurzer Begrüßung neugierig das „römische Mädchen am Brunnen", an dem der junge Maler eben herumpinselte.

„Durchaus nicht!" erwiderte Hans schnell, froh der Unterbrechung, denn diese Neckereien machten ihm durchaus kein Vergnügen. „Ich wollte gerade mein Modell fortschicken."

Er verabschiedete das junge Ding und ließ sich etwas beunruhigt dem väterlichen Freund und Beschützer gegenüber nieder. Was wollte der zu so ungewohnter Stunde bei ihm?

Die Aufklärung ließ nicht lange auf sich warten. Nößner strich sich sinnend über den kurzen, grauen Bart, der sein gutmütiges, kluges Antlitz umrahmte.

„Ihre Mutter war gestern bei mir, lieber Hans! Ich weiß, daß Sie ihr endlich alles mitgeteilt haben. Ihre liebe Mama, meine verehrte, alte Freundin" — er küßte hierbei ehrerbietig die zarte, weiße Hand, die sich ihm entgegenstreckte — „kam mir auf halbem Wege entgegen und machte mir Mut zu einem Vorschlag, den sie angenommen hat. Freilich will sie nichts ohne ihre Zustimmung thun, mein lieber Hans —"

„Ach ja, Hänschen," fiel ihm Frau Anna schnell in die Rede und blickte kindlich flehend den großen Sohn an, der ihr jetzt Führer war, wie ehedem der Gatte, „es wäre so hübsch, und wir brauchten dann nicht die Villa zu verlassen und . . . und in so eine abscheuliche Mietskaserne zu ziehen. Ach, mein Hänschen — thu's doch, thu's doch!"

Hans wurde vor Schrecken ganz bleich. Die Mutter, die ihn oftmals mit der Schwärmerei der kleinen Wally Nößner geneckt, hatte doch nicht etwa in seinem Namen um deren Hand —? Aber das war ja nicht möglich! Ohne ihn vorher zu fragen?!

Digitized by Google

Wohnen bleiben, die liebe alte Villa, das Atelier und den Garten nicht verlassen müssen: das trieb ihm vor Freude wieder das Blut in die Wangen zurück, trotzdem er sich eigentlich seiner Schwäche schämte.

„Na also, ganz einfach — ich habe Ihrer lieben Mama vorgeschlagen, gemeinschaftlichen Haushalt mit uns verwaisten Leutchen zu machen und meinem Töchterchen die Mutter zu ersetzen. Ich hätte ja gar nicht den Mut zu diesem Vorschlag gefunden; aber Ihre Frau Mama verläßt diese Räume so ungern, daß ich wagte, ihr den Antrag zu machen. Wir führen eine vergnügte ménage à quatre — ich habe wieder eine Familie und brauche mich nicht mit der Wirtschafterin zu ärgern, und Ihnen ist vielleicht auch damit gedient, daß Sie keine großen Veränderungen vornehmen."

Bei diesen Worten blickte der Bankier seinen jungen Freund bedeutungsvoll an. Hans verstand die stumme Mahnung wohl. Durfte er seiner Mutter diese Freude rauben, den Trost, ihre Tage da zu beschließen, wo sie die längste und glücklichste Zeit ihres Daseins verlebt, wo jeder Stein, jeder Gegenstand ihr liebe, vertraute Erinnerungen erweckte?!

Aber es handelte sich nicht bloß um diese, mehr ideelle Frage, ihre ganze materielle Lage wurde dadurch auf eine neue Grundlage gestellt. Sie bildeten dann eine Familie, deren Existenz natürlich das Oberhaupt zu bestreiten hatte. Und es war nicht einmal ein Geschenk, das der Alte ihnen machte.

Seine Mutter übernahm dafür die Leitung des Hauswesens und die Erziehung Wallys. Eine fremde dame d'honneur und Repräsentantin des Hauses müßte der Bankier außerdem bezahlen. Dafür fand er selbst seine Unterkunft in der Familie. Wie man die Sache auch drehte und wendete, von der Seite ließ sich gegen den Vorschlag nichts einwenden — noch dazu der Bankier an der Gattin und dem Sohne die Dankesschuld gegen den Vater abzutragen hatte.

Aber er selbst? Er wußte ja, was der Alte mit ihm vorhatte, der ihn damit gewissermaßen adoptirte. Konnte er sich diese neuen Verpflichtungen auferlegen lassen, ohne gegen sich selber und seine Kunst untreu zu werden? Wie gerne nähme er den Vorschlag an, der sie auf einmal aller kleinlichen Existenzsorgen überhob, aber . . .

„Liebe Mama, willst Du mich einige Augenblicke mit unserem alten Freunde allein lassen?!"

Mit einem bittenden Blick, in dem sich ihre ganze Angst verriet, daß er das Arrangement wieder umstoßen könne, trippelte sie davon.

„Sie werden mir und Ihrer Mutter das nicht anthun, unseren Plan abzulehnen," rief der Bankier schnell, als sie verschwunden war. „Ersparen Sie es der verwöhnten und — wir wissen es ja beide — schwachen Frau, die Armut auf ihre alten Tage kennen zu lernen. Und kommen Sie mir nicht etwa mit Ihrem einfältigen Stolz! Ich bin es, der gewinnt, ich und mein Töchterchen! Wir erhalten einen Sohn und eine Mutter!"

Er streckte Hans seine Hand entgegen, in die dieser einschlug mit den Worten:

„Nicht aus Stolz zögere ich — aus Angst! Ich liebe meine Kunst, und Sie wollen mich ihr entfremden. Ich bin nicht zum Kaufmann geboren — Sie wollen mich dazu machen. Ich fürchte Ihre Ueberredung, Ihre sanfte Gewalt, wenn ich erst ganz in Ihren Händen bin."

(Fortsetzung folgt.)

Nach einer Photographie von H. Eckert in Prag

Fürst Alfred Windischgrätz.
Österreichischer Ministerpräsident.

Schopfwachtel oder kalifornische Wachtel (Lophortyx californianus). Virginische Wachtel (Ortyx virginianus). Helmwachtel (Lophortyx Gambelii).

Fremdländische Wachteln. Originalzeichnung von Paul Mangelsdorff.

H. Hendrich. Der fliegende Holländer.

Der neue österreichische Ministerpräsident.

(Hiezu das Porträt Seite 192)

Dreizehn Jahre schwerer Bedrängnis und Verwirrung haben für Oesterreich und insbesondere für das Deutschtum in Oesterreich ihren Abschluß gefunden, als Ministerpräsident Graf Taaffe am 10. Oktober über einen sozialistisch gefärbten Wahlreformentwurf stürzte und eine von ihm bis dahin mit allen Mitteln verhinderte, feste parlamentarische Mehrheit, aus den deutschen Konservativen und Liberalen und den Polen, sich gegen ihn zusammenschloß. Entsprechend der Verbindung dieser drei gemäßigten Parteien, denen die Radikalen, Antisemiten und Jungczechen gegenüber stehen, wurde unter dem Vorsitz des Fürsten Windischgrätz ein Koalitionsministerium gebildet, in welchem der seitherige Handelsminister Marquis von Bacquehem das Innere, der liberale Pole v. Madeyski den Unterricht, der Führer der deutschen Liberalen, v. Plener, die Finanzen, der seitherige deutsch-liberale Statthalter von Steiermark, Graf Wurmbrand den Handel, der konservative Pole v. Jaworski das Ministerportefeuille für Galizien erhielt, die seitherigen konservativen Minister Graf Falkenhayn den Ackerbau, Graf Schönborn die Justiz, Graf Welsersheimb die Landesverteidigung beibehielten. Die mächtigste Partei, die deutschliberale, hat sich bei ihren Ansprüchen auf die Regierungsgewalt einer klugen Mäßigung beflissen und es ist zu hoffen, daß sie durch eine staatskluge Haltung, zum Wohle Oesterreichs, künftig besser als ehedem ihre zahlreichen und einflußreichen Gegner im Klerus, Hochadel und am Hof entwaffnen werde. Fürst Alfred von Windischgrätz, seitheriger Vizepräsident des Herrenhauses, ist bei allen Parteien des Reichsrates beliebt und hochgeachtet und hat sich auch als Präsident der österreichischen Delegation die Sympathien aller dort vertretenen Persönlichkeiten zu erwerben gewußt. Auch ist er der geeignete Staatsmann, um die freundschaftlichen Beziehungen zwischen ihm und der ungarischen Regierung aufrecht zu erhalten, worauf namentlich der Kaiser ein sehr großes Gewicht legt. Er ist geboren am 31. Oktober 1851 und ein Enkel des gleichnamigen Feldmarschalls, der 1848 der Revolution in Wien ein Ende bereitete. Er studierte in Bonn und Prag, erwarb sich den juristischen Doktortitel und folgte 1876 seinem Vater als Haupt der Familie und erbliches Mitglied des Herrenhauses nach, indem er der konservativen Partei beitrat. 1884 erhielt er den Orden des goldenen Vließes. Der Fürst gehört zu den Unterzeichnern des sogenannten böhmischen Ausgleiches und blieb in der Zeit, als sich mit Ausnahme der Deutschen alle Unterzeichner von jenem loszusagen suchten, seinem Worte getreu, so daß er lieber sein Mandat im böhmischen Landtage niederlegte, als mit sich selbst in Widerspruch geriet. Fürst Windischgrätz ist seit dem 18. Juni 1877 vermählt mit Gabriele Prinzessin Auersperg, Tochter des Fürsten Vincenz Auersperg. Der Fürst ist auch Mitglied der ersten Kammer in Württemberg.

Einbürgerung fremdländischer Wachteln als Federwild.

(Hiezu das Bild Seite 192)

Das Bestreben, unsere heimischen Fluren durch Tiere aus fernen Weltteilen zu bereichern, ist alt und wohlberechtigt. Mit Ausdauer hat man sich nun besonders bemüht, die kalifornische oder Schopfwachtel bei uns heimisch zu machen. Kräftig und ausdauernd, vermag dieselbe in den zoologischen Gärten oder in großen Flugkäfigen den strengen Winter Deutschlands im Freien zu überdauern; sie bringt ihre Bruten mit zahlreichen Kücheln bei uns, draußen und selbst in der Vogelstube, stets gut auf. Diese Wachtel ist ein herrlicher Schmuckvogel, und ihr Fleisch sehr wohlschmeckend. Am Oberkörper ist sie schlicht olivengrünlichbraun, aber Kopf, Kehle und Unterkörper sind durch weiße, schwarze, braune und gelbe Bänder oder Schuppenzeichnung ungemein geziert. Oberhalb der strohgelben Stirn erhebt sich der aus beweglichen und ganz eigentümlich gestalteten, nach vorn gekrümmten Federn gebildete Schopf, nach welchem sie den Namen trägt. Ihre Größe ist annähernd der unseres heimischen Rebhuhnes gleich. Von ihrer eigentlichen Heimat aus ist sie weiter über das nördliche und mittlere Nordamerika verbreitet.

Ihr ähnlich, aber fast noch schöner ist die Helmwachtel, gleichfalls von Kalifornien; die Färbung ist etwas lebhafter, der Hinterkopf rein rotbraun und der Unterkörper ohne die Muschelzeichnung. Leider wird diese Art viel seltener bei uns eingeführt.

Die große Tierhandlung von C. Reiche in Alfeld, welche diese Wachtelarten bisher in den Handel brachte, hat uns in neuerer Zeit auch virginische Wachteln gebracht, gleichfalls mit einem Häubchen auf dem Kopf. Ihre Färbung ist am Oberkörper rötlichbraun und in verschiedenen Farben: schwarz, gelblichweiß und rotbraun gefleckt, gebändert und wellenartig gestreift, mit weißem Stirnband und schwarzer Binde von der Stirn nach den Halsseiten, an letzteren braun, schwarz und weiß getüpfelt, am Unterkörper weißgelb, schwarz und braun quergewellt. In der Größe der kalifornischen Wachtel etwa gleich, doch gedrungener. In Nord- und Zentralamerika ist sie weit verbreitet, ferner in England und Frankreich, auch in China und Japan eingebürgert. Sie wird also zu solchen Versuchen auch bei uns vorzugsweise empfohlen.

Außerdem gibt es noch mehrere andere hierher gehörende Vögel, so die Bergwachtel, wiederum von Kalifornien, das Kragenwaldhuhn von Nordamerika, weniger die Haubenwachtel von Guiana, das Frankolinhuhn und die verschiedenen Frankoline aus Indien und Afrika, die Straußhühner von Brasilien, dagegen kaum die auf den Gebirgen heimischen Steinhühner in allen Arten, doch vielleicht am allerleichtesten das Tallegallahuhn von Australien. Natürlich erwähne ich hier nur solche Hühnervögel für diese Versuche, welche in den zoologischen Gärten bereits gezüchtet werden und deren Heimat, wenn auch in heißen Weltteilen, so doch auf hochliegende Gegenden sich erstreckt. Bedenken wir, daß unser Haushuhn, Pfau und Fasan gleichfalls ursprünglich solche fremdländischen Vögel waren und sich gut eingebürgert haben, so wird man die obigen Hinweise doch wohl kaum als bloße Phantasiegebilde erachten dürfen.

Einige Worte über die Einbürgerung dieser Vögel: Den großartigsten Versuch unternahm ein Gutsbesitzer am Harz, der zwanzig Paar virginische Wachteln bezog. Die Vögel wurden zunächst in einer Scheune untergebracht und nachher in dem nahen Waldbezirk ausgesetzt. Bald wurden mehrere junge Ketten erkundet.

Widerstandsfähig, gleich unseren einheimischen Hühnervögeln, sind jene fremdländischen Wachteln, vornehmlich die virginische und kalifornische, ganz entschieden. Stets gute Ueberwinterung und vielfache Züchtung in den zoologischen Gärten haben bewiesen, daß sie auch das harte Klima Norddeutschlands ohne Gefahr ertragen können. Ebenso könnten sie sich in jedem gut überwachten Jagdbezirk an geeigneten Orten erhalten, denn sie sind gute Flieger und Laufhühner, und namentlich die virginische Wachtel ist schwierig zu schießen; auch bäumt das Völkchen zur Nacht auf und entgeht so mancherlei Feinden, insbesondere dem Fuchs.

Wenn nun trotzdem die kalifornische Wachtel sich bisher noch nicht eingebürgert hat und dies auch bei den anderen noch in Frage steht, so ist dies wohl in besonderen Ursachen begründet. Die bisherigen Akklimatisationsversuche schließen die Aussicht auf einen Erfolg geradezu aus. Man hat die Vögel immer ohne weiteres dem neuen, ungewohnten Klima in einer ihnen unbekannten Oertlichkeit preisgegeben, ohne zu überlegen, ob sie hier die entsprechende Nahrung finden und wie sie sich ihren neuen, unbekannten Feinden zu entziehen vermögen. Selbst wenn sich die Vögel völlig eingebürgert, mit Erfolg genistet und gut vermehrt haben, so kommt plötzlich eine eigentümliche Regung über sie: sie fliegen hinaus, oft zehn Meilen weit und darüber. Dann aber sind sie verloren, denn sie werden, wo sie sich blicken lassen, heruntergeknallt.

Es ist hohe Zeit, mit Einbürgerung fremder Vogelarten zu beginnen, denn bei der augenscheinlichen Verringerung der Vögel, zumal der wertvollsten, tritt man in allen Erdteilen bereits in das notwendige Gebiet des Vogelschutzes ein. Mit anderen Worten: der Fang und die Erlegung, namentlich aber die Ausfuhr lebender Vögel wird allenthalben mehr und mehr verboten, so daß es jetzt schon den großen Tierhandlungen sehr schwer wird, die schönen fremdländischen Wildhühner in größerer Anzahl zu erlangen.

Dr. Karl Ruß.

Der fliegende Holländer.

(Hiezu das Bild Seite 193)

Tosend schäumt das Meer auf in gewaltigen, gischtgekrönten Wogen, die jeden Augenblick das steuerlos mit zerbrochenem Mast ihnen preisgegebene Schiff zu verschlingen drohen. In todesbanger Verzweiflung rudern die Schiffer hastig die Ruder, bemüht, dem brausenden Strudel zu entrinnen — da steigt plötzlich vor ihren entsetzten Blicken eine schwarze riesige Fregatte auf und fliegt mit windgeblähtem, blutrotem Segel auf sie zu. Von der Schiffslaterne grell beleuchtet, winkt ihnen, den Speer in der ausgestreckten Rechten, der Knochenmann, und leibhafte Gespenster, die starren Augen tief in den Höhlen, fördern, an Steuer und Takelage geschäftig, die unheimliche Eile des Schiffes. 's ist der „fliegende Holländer" in seiner grausigsten Erscheinung. Seit dem sechzehnten Jahrhundert spukt er in der Phantasie des Schiffervolkes als Erinnerung an einen gottlosen Kapitän, der auf der Fahrt um das Kap der guten Hoffnung die längst ob schwerer Schuld der Hölle verfallene Seele dem Teufel überantwortet hat. Verflucht und fluchbringend muß der unter den Namen van der Decken, van Straaten, Bernard Fokke und anderen bekannte Holländer bald in niederländischer Staatstracht, einsam am Hauptmast lehnend, bald seine Matrosen scheltend und quälend oder gar als klapperndes Gerippe an den Schiffsschnabel gekettet, alle Meere durchkreuzen. Tückisch schleudert er den begegnenden Seeleuten in Gestalt von Briefen an längst verschollene Adressen den Tod zu und stets bedeutet sein Erscheinen Gefahr und Untergang. Frommes Gebet vermag zuweilen jene Schrecken zu beschwören, ja, unter Umständen sogar, nach den Sagen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, ihn selber zu erlösen. Heute ist die Mär vom fliegenden Holländer, deren Hauptzüge wir nach Professor Golthers eingehenden Quellenstudien zusammenfassen, im Munde des Volkes erstorben, in Musik und Poesie aber auferstanden und durch Richard Wagner zu höchstem Ruhm gelangt. Auf stürmischer Fahrt durch die Scheeren tauchte sie vor der Phantasie des Dichterkomponisten in der ihr auf Grund eines englisch-holländischen Trauerspiels, wie wohl nicht minder volkstümlicher, bei längeren Besuchen in der Normandie empfangenen Anregungen von Heinrich Heine (Salon 1831) verliehenen Gestalt auf, als „Ahasverus des Meeres", der dank der Treue eines reinen Weibes Erlösung gewinnt.

Abweichend von dieser poetisch-romantischen Auffassung behandelt Hermann Hendrich, der in einem seiner bedeutendsten Gemälde den interessanten Stoff aufgreift, den Holländer als phantastisches Schreckgespenst, wie die angeblich auf eine alte Handschrift gestützte Ueberlieferung ihn darstellt, weil er aus Rache für verschmähte Liebe eine schöne Spanierin, nachdem er ihr den Bräutigam erschlagen, an den Mast gefesselt, verschmachten ließ. Das Bild, das sich im Besitze der Kunsthandlung von Max Levy in Berlin befindet, ist überaus charakteristisch für die gerne in das Reich ungeheuerlicher Phantastik schweifende Eigenart des hochbegabten Künstlers. Hendrich bahnt sich, unbeirrt von den Strömungen des Tages, seinen zumeist auf stimmungsvollen Eindruck abzielenden Weg. Eine kühne Gestaltungskraft, satte, weiche und harmonische Farbe und überzeugende Innerlichkeit der Empfindung kommen ihm dabei zu Hilfe und besonders, wo er die Grenze des Geisterreiches streift, verfehlt er nie, eine tiefe, wie hier erschütternde oder wie in anderen mehr spiritistisch als gespenstisch angehauchten Bildern ergreifende Wirkung. Hendrich zählt neben Böcklin und Thoma zu den Auserwählten, die inmitten einer vom Sonnenbrand des Freilichts versengten, nüchternen, schönheitentkleideten Natur getreulich die Wunderblume aus dem Traumland hegen und aus dem Jungbrunnen ihrer Phantasie tränken.

Alex Braun.

Neue Romanliteratur.

— Ernst Wichert hat die Reihe der Romane, welche er der Schilderung unseres gesellschaftlichen Lebens widmet, in der jüngsten Zeit einen neuen hinzugefügt. „Herr von Müller" nennt er sich (2 Bände, Leipzig, C. Reißner, 1893), und selten wohl ist uns so wie hier mit der Benennung Ruf und Merkwort eines Werkes gegeben worden. Vor unseren Augen spielt die Tragödie des geadelten Bürgerlichen sich ab, oder doch ein Stückchen dieses Trauerspiels, vielleicht nicht so reich an spannenden Wechselfällen wie das tragische Lebensbild der Bühne, immerhin aber ernst und ergreifend in Darstellung wie Gedankengehalt. In das Haus eines nach kurzem Eheglücke verwitweten aufstrebenden Industriellen ist ein verarmtes Edelfräulein getreten, wie es so zu kommen pflegt, als Erzieherin der noch nicht herangewachsenen Kinder. Graziöses, liebenswürdiges Wesen und strenge Pflichterfüllung gewinnen der Fremden bald die Herzen ihrer Umgebung, und wiederum geschieht, was „oft geschah": aus der Erzieherin wird binnen nicht allzu langer Frist die Herrin des Hauses. Mit dem wachsenden Glücke erwachen aber in dem Herzen der jungen Frau die alten Instinkte ihrer Rasse: Herrin des Hauses, will sie auch dessen unumschränkte Gebieterin sein und das bürgerliche Heim ganz in den Bann der wieder in ihr lebendig gewordenen aristokratischen Aspirationen stellen. Ihren Plänen setzt sich weniger Widerstand entgegen, als sie zu vermuten gewagt; der gefügige gute Herr Müller läßt sich willig zum Herrn „von" Müller machen und nimmt nicht minder willig die Reformen hin, welche die schöne junge Gattin übt, wenn auch in einer ihr kein kaufmännisch-bürgerliches Gemüt etwas fremd fühlenden Weise, in Betreff des „noblesse oblige" zu erteilen für gut findet. Stutzig wird er erst, als die [illegible] der herrschsüchtigen Frau sich auf das Lebensglück seiner Kinder zu erstrecken beginnt und allmählich immer offener das Bestreben hervortritt, dem aus der zweiten Ehe hervorgegangenen Sprößlinge auf Kosten seiner Geschwister — durch Errichtung einer Familien-Fideikommiß-Stiftung — fast den gesamten Besitzstand des Vaters zuzuwenden. Jetzt beginnt für den guten Herrn von Müller eine Reihe von Kämpfen, und nicht ohne innige Teilnahme vermögen wir es anzusehen, wie in dem Willensschwachen nach langem und harten Ringen die alte zähe Energie erwacht, wie er zu einem Helden des passiven Widerstandes sich entfaltet und er schließlich, wenn auch mit dem Einsatze seiner Existenz, das Spiel gegen das ränkesüchtige Weib gewinnt. Wichert folgt nicht der literarischen Richtung, die sich selbst mit Vorliebe die „neue" oder „moderne" zu nennen liebt, und doch ist sein Werk im besten Sinne ein modernes, ganz von dem Geiste unserer Zeit durchdrungen, dabei klar in seinen Zielen, anschaulich in seiner Schilderung und von einer künstlerischen Abrundung aller seiner Einzelheiten, die nur wohlthuend berühren kann.

— Sehen wir in Wichert einen der Alten Pfade verfolgen, die für manchen der „Neuen" geradezu als vorbildlich gelten könnten, so tritt uns in Konrad Alberti ein Moderner entgegen — allerdings, wie er selbst will, von [illegible] gemäßigter Richtung — der sich einmal entschlossen hat, den Anschluß an die Wege der Alten zu suchen. Im kleinen Roman „Schröter & Co." (Leipzig, W. Friedrich) gibt er uns nichts mehr und nichts weniger als eine Fortsetzung von Gustav Freytags „Soll und Haben". Ein Wagestück, gewiß, aber wenn wir ehrlich und offen sein wollen, ein Wagnis, das, wenn vielleicht auch nicht ganz gelungen, so doch auch nicht mißlungen und jedenfalls mit Geschick und Geist durchgeführt ist. Die alten Gestalten treten wieder vor uns hin, Anton, Fink, Lenore, Sabine, aber neben ihnen ist seit den dreißig Jahren, daß wir ihre erste Bekanntschaft gemacht, ein zweites Geschlecht herangewachsen. Fink hat einen Sohn, Anton eine Tochter, Rosalie Ehrenthal ist Frau Blumenreich und Mutter eines Dr. Werner Blumenreich geworden und selbst Schmeie Tinkeles hat in dem Rechtsanwalte [illegible] Tinkeles eine Verjüngung erfahren. Das alles war freilich mit der Idee der Fortsetzung so gut wie gegeben; schwieriger mußte die Fortbildung der lokalen Beziehungen sich gestalten, und hier — das ist nicht zu verkennen — hat der Verfasser einen glücklichen Griff gethan. Er hat das Haus Schröter nach Berlin übersiedeln lassen, so daß sich auf dem Boden der werdenden Groß- und Weltstadt die wechselseitig in einander übergreifenden Geschicke der jüngeren und älteren Generation abspielen können. Die Schilderung der ihrer derzeitigen Ausdehnung und Bedeutung entgegengehenden deutschen Reichshauptstadt ist vielleicht etwas oberflächlich ausgefallen; von dieser Schwäche abgesehen aber gut und lebenswahr. Das Buch darf jedenfalls als ein fesselndes bezeichnet werden.

Digitized by Google

— Wie Alberti zählt auch Hermann Heiberg zu den Realisten der milderen oder „gemäßigten" Observanz, er ist ohne Frage ein Romancier starken Schlages, wenn auch zuzeit durch Ueberproduktion, wie es scheint, etwas zerfahren und verflüchtigt. Unter dem Titel „Am Kamin" (Leipzig, W. Friedrich) bietet er uns eine Reihe kleinerer Arbeiten, die er zwar Erzählungen nennt, die aber zumeist im Charakter loser Studien gehalten sind und vielfach sogar auf den Eindruck ganz flüchtiger erster Entwürfe machen. Eine wirkliche Erzählung befindet sich allerdings darunter, „Marie Kolsteiner", und diese zeichnet sich ebenso sehr durch die Eigenartigkeit ihrer Motive wie durch die plastische Herausarbeitung ihres Hauptcharakters aus. — Eine weitere Erzählung des Verfassers begegnet uns in einem Sammelbande des Vereins der Bücherfreunde (Moderne deutsche Erzähler, Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde), „Das Schicksal auf [illegible]", ein Werk, das auf einen eigenartig düsteren Charakter gestimmt ist, trotzdem aber kaum die von seinem Autor beabsichtigte Wirkung hervorrufen dürfte. Als Grundmotiv dient die heikle Frage der erblichen Belastung, die als solche von der heutigen Wissenschaft zwar festgestellt, aber noch nichts weniger als ergründet, ja nicht einmal in ihren äußeren Umrissen klargestellt ist. Es ist ein Mißgriff, der sich nur schwer rächen kann, wenn derartige Fragen zur Grundlage künstlerischer Schöpfungen gemacht werden: das katastrophale Grauen stellt sich nicht ein, weil das Drama von dem Unkundigen nicht erfaßt, von dem Kundigen aber in seiner Unhaltbarkeit erkannt wird.

— In dem gleichen Bande ist ein weiterer bekannter Erzähler der Neuzeit vertreten, Konrad Telmann, mit der Novelle „[illegible] der Bandit". Auch dieses Werkchen dürfte schwerlich den Erwartungen entsprechen, die sich an den Namen seines Urhebers knüpfen. Es enthält uns ein Bild aus dem modernen Volksleben Siziliens, das ohne den Reiz einer besonders tiefen Stimmung oder einer eigenartigen künstlerischen Vorstellungswelt ist. Der Grundaccord ist sentimental, und [illegible] auch von dem Inhalte; es ist eine Räubergeschichte wie zahllose andere, und selbst das auf die Ereignisse fallende [illegible] Streiflicht, der Ausbruch des [illegible], noch besonders heller Lebenserfahrung, ist kaum geeignet, die Darstellung bildender erscheinen zu lassen als sie ist.

— In dieser Hinsicht erweist sich dem Meister überlegen seine Gattin, Hermine von Preuschen, die eine Serie von Novelletten und Studien unter dem Namen „[illegible]" (Leipzig, C. Reißner, 1896) [illegible] und Konrad Telmann als ihrem „Meister in Kunst und Leben" zugeeignet hat. Der Name ist nicht zutreffend gewählt, aus den kleinen Erzählungen und Schilderungen weht es uns betäubend [illegible] an, so daß es uns in der That zu Mute wird, als hätten wir [illegible] der Gärtnerin ihre farbenreichen Blumenbeete [illegible] oder ihre verderbenbringenden Gartenwirkung [illegible]. Die [illegible] Veranlagung und das sie vorbereitende Gebiet, das „Gewächshaus", das ist der Boden, auf dem die Darstellung sich fast ausschließlich bewegt — „ein trüber Garten, der auf [illegible] Sonnenlicht, verzehrendes Unkraut erfüllt [illegible]!" Seien wir aber gerecht gegen die Gärtnerin, sie waltet ihres Amtes, so tränkt und nährt uns auch ihre Blumenkunst erscheint, mit künstlerischer Hand und [illegible] und wie bei ihren Bildern über ihrer starken Technik, die sich leider nur etwas dem Manierismus zuneigt, gern des Abstoßende und zum Teil auch selbst Unreine des Gegenstandes vergessen.

— Einen eigentümlichen Gegensatz zu dieser Treibhausluft bietet uns das „Zittergras" dar, mit dem eine junge Schriftstellerin, Marie von Glaser, uns erfreut (Breslau, Schottlaender, 1896). Auch hier ist der botanische Name für einen Sammelband gewählt, für eine Reihe von Skizzen und Studien, die fast ausschließlich der Sphäre der österreichischen Aristokratie entnommen sind. Gute Beobachtung und sichere künstlerische Hand lassen sich diesen anspruchslosen Blättern nicht absprechen, so lebenswahr die Darstellung zuweilen auch in den uns dargebotenen Gesellschaftsbildern erscheint. Mit dem größeren Vertrauen dürfte bei der jungen Künstlerin sich der weitere Blick entdecken, wie er erforderlich ist, wenn ein wirkliches Lebensbild entworfen werden soll.

L. H.

Unsere Töchter.

Salonplauderei von E. Schreiber.

„Weshalb so verstimmt, teure Frau, was hat Ihre Ruhe erschüttert?" so fragte ich Frau Anna Lenzheim, als ich die werte Freundin vor einigen Tagen aufsuchte, um im abendlichen Zwielicht an ihrem traulichen Kamin ein Plauderstündchen zu feiern. Frau Annas Willkommengruß klang gepreßt. „Ich glaube, Frau Anna, Sie haben geweint?"

„Weshalb soll ich Ihnen gegenüber leugnen, Sie finden mich in seltsamer Laune, ich hadre mit mir selbst und weine — über meine Töchter —"

„Ueber Ihre liebenswürdigen, reizenden, braven Töchter, über Nora, Hedwig und Hildegard? Wie ist das möglich? Sind Ihre Töchter nicht Muster edler Weiblichkeit, hangen sie nicht mit zärtlichster Liebe an Ihnen, Frau Anna? Wie könnten diese liebenswerten Geschöpfe Ihnen mit Absicht eine trübe Stunde bereiten?"

„Das thun sie auch nicht. Sie vergessen den Beginn meiner Antwort, ich hadre mit mir selbst und, wenn Sie das lieber hören, ich weine über meine Erziehungsmethode."

„Liebe Freundin, erklären Sie sich deutlicher, ich vermag Ihnen heute nicht zu folgen."

„Sie werden mich rasch verstehen, und mir wird es wohl thun, mein Herz auszuschütten, darum will ich reden und zwar zum erstenmale über etwas reden, was als Druck auf mir lastet und was ich nicht mehr ändern kann. Zünden Sie eine Cigarrette an und werden Sie nicht ungeduldig, wenn ich, um Ihnen meine Meinung zu veranschaulichen, etwas zurückgreife. Vorerst wollen wir es uns gemütlich machen."

Frau Anna drückte auf die elektrische Glocke, und alsbald brachte die trefflich geschulte Dienerin eine Lampe, deren durch rosenrote Seide gedämpftes Licht dem traulichen Raum am Kamin eine wohlthuende Färbung verlieh. Zuweilen flammte ein Holzscheit auf, und dann erschien das durchgeistigte Antlitz der Freundin wie getaucht in flammende Glut. Anna saß in einem niederen Lehnstuhl geschmiegt, ich nahm den Platz ihr gegenüber ein, zwischen uns stand ein kleines Tischchen, auf welchem köstlich duftender Thee in chinesischen Tassen dampfte. In der behaglichen Umgebung fiel das ernste Antlitz Annas um so mehr auf. Die niedergelassenen persischen Vorhänge dämpften den Lärm der Straße fast zu geheimnisvollem Flüstern.

„Ich bin ganz Ohr, Anna; sprechen Sie, was bedrückt Sie?"

„Sie wissen, lieber Freund, ich habe mich sehr jung verheiratet, ich war kaum achtzehn Jahre alt, meine drei Töchter kamen ziemlich rasch nach einander zur Welt. Als ich vierundzwanzig Jahre zählte, ward unsere Jüngste, Hildegard, geboren. Mein Mann überließ mir die Erziehung der Kinder fast vollständig, sein Amt nahm ihn völlig in Anspruch und sein Temperament machte ihn ungeeignet zum Erziehen."

„Sie verstanden es auch, die Aufgabe allein zu lösen," warf ich ein.

„Sie sind im Irrtum, weshalb wäre ich sonst unglücklich? Freilich, meine Töchter haben die edelsten Grundsätze, die besten Anlagen des Geistes, sie haben eine moderne Erziehung genossen, das ist ihr Vorzug und ihr und mein Unglück — bitte, unterbrechen Sie mich nicht," fuhr Frau Anna fort, „ich spreche heute nicht etwa in der Erregung eines Momentes, ich will Gedanken, welche lange in mir gereift sind, zum klaren Ausdruck bringen.

„Als meine Mädchen noch mit Puppen spielten, nahm ich mir bereits vor, sie nicht frühzeitig mit dem Verheiraten zu quälen, und die Anschauung, daß eine glückliche Ehe nur auf wahrer Liebe fußen könne, in ihr Herz zu pflanzen.

„Meine Kinder wuchsen heran, unsere Vermögensverhältnisse gestatten uns, eine behagliche Lebensweise zu führen, mein Haus ist in bester Ordnung, meine Mädchen sind geistig über das Mittelmaß begabt, sie sprechen moderne Sprachen mit Meisterschaft, sie besitzen gründliche literarische, historische Kenntnisse, leider keine nennenswerte Anlage zur Musik, deren Uebung täglich viele Stunden erfordert, und kein hervorragendes Talent zum Zeichnen, alle drei verstehen die Führung eines Haushaltes, alle drei wissen genau anzugeben, wie eine Toilette gemacht werden muß, wie man die Tafel deckt, wie man sich in jeder Lebenslage benimmt, ja ich glaube sogar, sie verstünden sich in veränderten Lebensverhältnissen zurecht zu finden —"

„Nun also, Frau Anna, Sie lassen Ihren Töchtern Gerechtigkeit widerfahren —"

„Mehr als das, mein Freund, aber — ich habe Ihnen das Schlußwort noch nicht gesagt. Mit all diesen Tugenden ausgestattet, zu denen noch eine angenehme äußere Erscheinung sich gesellt, fürchte ich ernstlich, daß ich meine Töchter nicht zum Glücksbewußtsein erzogen habe, daß unser Haus, wenn die Schwiegersöhne ausbleiben, den Besitz dieser liebenswürdigen Geschöpfe noch und nach als eine Art von Last empfinden könnte. Sie werden mich nicht mißverstehen, lieber Freund, ich danke Gott täglich für den Besitz meiner Kinder, aber seit die Verhältnisse in manchen anderen Familien meine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben, bin ich sehend geworden und" — seufzte Frau Anna — „verstimmt, weil ich wenig mehr ändern kann."

„Um was handelt es sich denn eigentlich?"

„Meine Mädchen haben zu wenig Pflichten, um ihr Leben segensreich auszufüllen. Das ist der Kern der Sache. Sie werden mir zugeben, daß die Ueberwachung eines Haushaltes, in dem die Arbeit von geschulten Dienern besorgt wird, nur wenige Stunden des Tages in Anspruch nimmt. Nun bedenken Sie, Nora ist zweiundzwanzig, Hedwig zwanzig, Hildegard achtzehn Jahre alt. Als die Mädchen die Schule besuchten, blieb bei der Masse des zu bewältigenden Materials wirklich keine Zeit übrig, nützliche Näharbeiten zu machen; ich sehe jetzt allerdings darauf, daß meine Mädchen ihre Toiletten selbst im stand halten, was aber soll ich erwidern, wenn Nora die Arme um mich schlingt und sagt: ‚Ach, Mama, Nicke näht den ganzen Tag für eine Mark, soll ich wirklich zehn Stunden bei der Nadel sitzen, um Dir eine Mark erspart und Nicke um ihren Verdienst gebracht zu haben?'

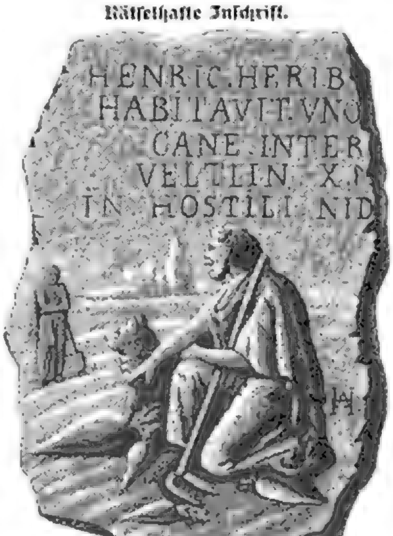
„Ich habe über die Strömung in unserem Leben viel nachgedacht, lieber Freund, ich habe mich gefragt, ob es besser wäre, wenn unsere Mädchen ihre Sachen selbst arbeiten würden, wenn ihre Kraft im Haushalt mehr ausgenützt würde. Ich kann im allgemeinen kaum Besserung der Zustände daraus ableiten. Würden in wohlhabenden Familien die Töchter die Arbeit der Nähmamsellen besorgen, so müßte die Not in den arbeitenden Klassen noch ungleich zunehmen, wir würden Tausende von Arbeiterinnen zu Bettlerinnen machen. In Familien, wo die Arbeit der Tochter dem Haushalt wirklich materiellen Nutzen zuführen sollte, wäre es bei der modernen Bildung der Mädchen doch eine Vergeudung, sie ihre Fähigkeiten nicht produktiver verwerten zu lassen und etwa die Tochter anstatt mit dem Unterricht in fremden Sprachen, mit Uebersetzen, Zeichnen und so weiter an der Nähmaschine zu beschäftigen.

„Ich selbst komme durch diese Reflexionen nicht vorwärts. Sehen Sie, jede Stunde meines Tages ist ausgefüllt, eine meiner Töchter hat Arbeit genug, wenn sie mir manche Pflicht abnimmt, manche Arbeit bewältigen hilft, aber alle drei? Nein, ich täusche mich nicht, das Leben der wohlhabenden Mädchen ist ein edler, durchgeistigter Müßiggang oder doch ein durchs Leben Träumen, aus dem nimmermehr Glücksbewußtsein sich zu entwickeln vermag. Dauert dieser Müßiggang nur wenige Jahre, das heißt findet das Mädchen den Gatten, welchem sie sich in Liebe zu eigen gibt, wodurch sie eine Reihe ernster, das Leben ausfüllender Pflichten übernimmt, so ist das Glück weiter nicht geschädigt. Jede gewissenhafte Frau hat mehr Beschäftigung, als sie leicht zu bewältigen vermag, jede einen ausgedehnten Kreis schöner Pflichten, aber die unverheirateten Frauen!? Was sollen die anfangen, um nicht immerfort die Leere ihres Herzens zu empfinden?

„Nora hat mit neunzehn Jahren den ersten Karneval mitgemacht, sie ist jetzt zweiundzwanzig und erklärte mir gestern, sie wolle diesen Winter nicht in Gesellschaft gehen und wünsche, damit ihr Fernbleiben nicht auffalle, für einige Wochen zu Tante Marie zu reisen.

Für müßige Stunden.

Rätselhafte Inschrift.



Silbenrätsel.

Ein halber Staat im deutschen Vaterlande
Und eine halbe Stadt an Oestreichs Meeresstrande
Verschmelzen eine deutsche Stadt,
Die eine Universität in ihren Mauern hat.
Und die drei Silben nennen Dir vereint das Wort,
Das einstens war der Seligen Heimatsort.

Homonym.

Was allen Menschen erhält in Gesundheit den Leib und die Seele,
Liegt als gewerbreiche Stadt in reichem Kohlengebiet.

Diamanträtsel.

```
                a
              a a b
            a a a e e
          d e e e e e e
        f g g h h h h i l
      i i i i j l m m n n n
        n n n n n n o o o
          o o p r r r s
            s s s t t
              t t v
                x
```

Die elf wagrechten Zeilen sollen der Reihe nach enthalten: 1) einen Buchstaben, 2) eine griechische Göttin, 3) einen Männernamen, 4) eine Stadt in Palästina, 5) einen Berg in Oesterreich, 6) einen griechischen Philosophen, 7) einen [illegible], 8) eine römische Göttin, 9) einen Frauennamen, 10) eine Kopfbedeckung, 11) einen Buchstaben.

Die mittlere senkrechte Zeile nennt den gleichen Namen wie die sechste wagrechte.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 146:
Ländlich, sittlich.

Auflösung des Rätsels Seite 146:
Altena — Altona.

Auflösung des Silbenrätsels Seite 146:

Das Leben — ein Traum

[illegible]
[illegible]
Sondershausen
Lieutenant
Eidotter
[illegible]
[illegible]
Nottingham

Auflösung des Homonyms Seite 146:
Meße.

„Hedwig und Hilde freuen sich noch herrlich auf den Ballsaal. Aber wie lang dauert diese Freude — noch zwei bis drei Jahre, und ich alte Frau muß meinen jungen Töchtern Lebenslust predigen."

„Frau Anna, es ist ganz undenkbar, daß Ihre Tochter nicht glückliche Gattinnen werden!"

„Undenkbar? O nein, lieber Freund, ich kann es mir sehr gut denken, sehe ich doch in vielen Familien reizliche Mädchen vergebens auf den Herrlichsten von allen warten. Diese Lieder unseres Chamisso sind zum Unheil der deutschen Mädchen gesungen worden."

„Weshalb, Frau Anna?"

„Sie fragen noch? Im verflossenen Jahre warb ein junger Mann um Nora. Wir, das heißt mein Mann und ich, fanden Gefallen an dem tüchtigen, klugen Manne, dessen Lebensverhältnisse sehr günstig, dessen Charakter untadelig war. Nora wies den Freier ab. ‚Weshalb,' fragte ich, ‚sagst Du nein?' — ‚Ich liebe ihn nicht.' — ‚Willst Du nicht versuchen, ihn kennen und lieben zu lernen?' — ‚Nein, Mama,' sagte meine sonst sehr kluge Tochter, ‚ich kann nicht glauben, daß unsere Dichter lügen. Herr Wildbold —,' ich nenne Ihnen den Namen — ‚ist gewiß ein ausgezeichnet braver Mann, aber ich habe nicht einen Augenblick das Gefühl, daß er der einzige Mann, jener herrlichste von allen sein könne, welchem das Herz sich zu eigen gibt.'

„Wenn unsere Töchter sich nicht zufällig mit achtzehn Jahren verlieben und verloben, grübeln sie über die Ehe, über die Liebe so viel nach, bis der rechte Augenblick und mit ihm der rechte Mann oft vorüber ist und endlich — vielleicht sind die jungen Männer schuld, wenn die Mädchen gleichgiltig blieben; sie sind selbst zu kühl, sie heiraten zu oft aus Ueberlegung, sie werben ohne jene Glut der Leidenschaft, die im natürlichen, unverdorbenen Mädchen fast immer Gegenliebe erweckt.

„Wie denken alle zu viel und zu klug über alles nach, wir fürchten uns, natürlichen Impulsen zu folgen, oft ist ein impulsiver Unsinn menschlich schöner als die grundlichste Reflexion."

„Frau Anna, Sie kommen von Ihrem Thema ab."

„In der That, Sie sehen, wie weit das Gebiet ist, man verirrt sich leicht. Geben Sie mir einen Rat: was soll ich thun, um in meinen Töchtern das Glücksbewußtsein zu erhalten, welches zumeist nur geeigneter Arbeit, nur einem Herz erfüllter Pflichten entspringt?"

„Beschäftigen, Anna."

„Womit? Das ist's eben."

„Durch werkthätige Nächstenliebe. Dieses fruchtbare Feld liegt zum großen Teile brach. In England wird es emsigst bearbeitet, da vereinigen sich die Damen der guten Gesellschaft, um die Sonntagsschule zu gründen, die populäre Vorlesung zu halten. Es werden Konzerte gegeben und die

E. Jeanmaire: Schwarz und Weiß.

Eintrittskarten unentgeltlich verteilt. Würden unsere jungen Damen zusammentreten und für Mädchen, welche den Wunsch nach Fortbildung hegen, ohne die Mittel zu besitzen, Kurse in fremden Sprachen, in Heimatskunde, Geschichte, einrichten, würden sie durch Vorlesungen aus unseren Meisterwerken der Litteratur bildend und veredelnd auf ihre weniger mit Glücksgütern gesegneten Schwestern wirken, so würde ihr eigenes Gemüt sich freudig erheben fühlen. Wie herrlich wäre die Einrichtung einer Krippe, die Anlage eines Vereins, in dem die zu ihrer Arbeit, zu ihrem Geschäfte sich begebenden Mutter aus dem Nelle lags über ihre Kinder lassen könnten mit dem Bewußtsein, ihre Kleinen in liebenden Händen unter sorgsamen Augen zu haben. Wie leicht könnten zwanzig Mädchen diese Aufgabe in der Weise übernehmen, daß täglich vier den Dienst versehen und die Reihe der Leitung nun jede nur einmal in fünf Tagen trifft. Was katholische und protestantische Ordensschwestern unternommen haben, genügt noch lange nicht für die Zahl der Bedürftigen.

„Es fällt mir nicht ein, den jungen Damen ernste Krankenpflege zuzumuten, aber wie zahlreich sind die Fälle, in denen die wirkliche Krankenpflegerin die Rekonvaleszentin verlaßt und diese noch großer Schonung bedarf, in denen die Mutter schon aus dem Krankenhause heimkehrt und noch nicht die Sorge für ihre Kinder ganz übernehmen kann. Wie manche Leidende würden durch eine Stunde Lektüre oder Geplauder, eine Stunde Musik getröstet und erhoben, wie manches kränkliche Kind durch eine Stunde Spiel beglückt. Wenn die zu solchem Liebeswerke bereiten Mädchen sich bei den Diakonissinnen und katholischen Schwestern melden wollten, sonnten ihnen diese gar viel segensreiche Arbeit zuweisen."

„Sie ermuntern mir in der That verschiedene Aussichte, ich fühle, daß die Kraft meiner Töchter viel nützlicher verwendet werden könnte, als dies bis jetzt geschieht, aber meine Mädchen haben Scheu vor dem Hinaustreten, vor der Oeffentlichkeit."

„Das wäre unbegreiflich, liebe Freundin, wozu wären die klugen, weltgewandten Mütter da? Wie leicht könnten diese ihren Töchtern an die Hand gehen. Ich bin überzeugt, wenn heute einige Frauen und ihre Töchter einen Anfang an Gesinnungsgenossen erfahren, sich zu Werken, wie die besprochenen zusammenzufinden, so kann der Erfolg nicht ausbleiben. Die Wirkung fassen zwei Worte ein: andere beglückend, selber beglückt. Bedenken Sie überdies, wie solch menschenfreundliches Arbeiten den Blick für die Klarheit der Lebensverhältnisse schärft, wie sehr es die Menschenkenntnis vermehrt, wie wohlthätig es von nervenaufregenden Träumereien abzieht, wie es das sittliche Bewußtsein unserer Töchter stärken und heben wird, so werden Sie in dem wohlthätigen Einfluß auf den Charakter schon der größten Lohn für alle Mühe, die Sie anwenden, um eine neue Bahn zu betreten, empfangen. Der Mann, der um ein Mädchen wirbt, wird mit doppeltem Vertrauen die Hand eines Weibes erfassen, welches das Glück um so höher schätzt und um so besser versteht, je öfters es in die ernsteren Züge der Not geschaut hat. — Sie lächeln, Frau Anna?"

„Ich danke Ihnen, Sie haben mich nicht bloß getröstet, ich werde Ihre Ideen überlegen. Sie haben mir einen neuen Gesichtskreis eröffnet."

„Ich habe nur Anregungen geben wollen. Es spricht sich gut in der Dämmerung."

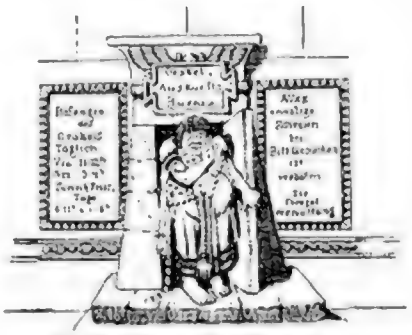
„Ja, aber wir wollen im Tageslicht zu Thaten schreiten."

Die Mäuseplage. Originalzeichnungen von Anton Hoffmann.

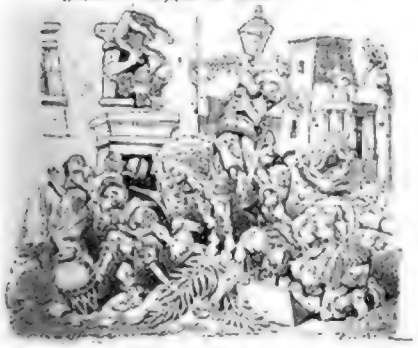
Man weiß, in altersgrauen Tagen
Aegypten war das Land der Plagen,
Heuschreck, Reptil, Pest — ja noch grösser:
Zu Blut ward oft des Niles Wasser.

Einst mehrt zu der Aegypter Schaden
Die Feldmaus sich nach Myriaden,
Was beißenswert in Feld und Haus
Zerstört der Nagezahn der Maus.

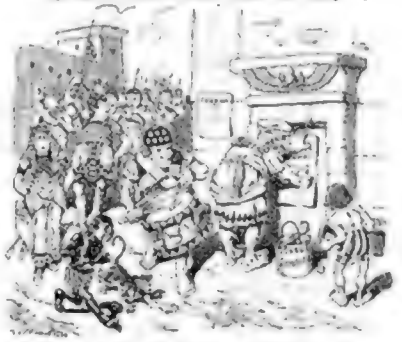
O, Herr! Hilf uns in unsrer Trauer,
Fleht König, Priester, Krieger, Bauer.
Es geht, des Elends sei's genug,
Zu Grund Thron, Tempel, Schild und Pflug



Der ließ verkünden durch's Orakel:
„Macht mir doch drob nicht so Spektakel,
Was ich thu', das ist wohlbedacht,
Beweise kommen oft bei Nacht."



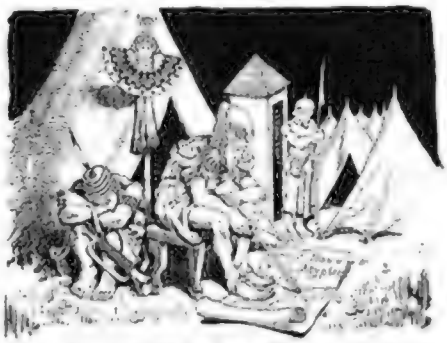
Bald drauf der König Sanherib
Im Lande argen Unfug trieb,
Sengt, brennt und was man sonst noch thut
Im Krieg in der Zerstörungswut.



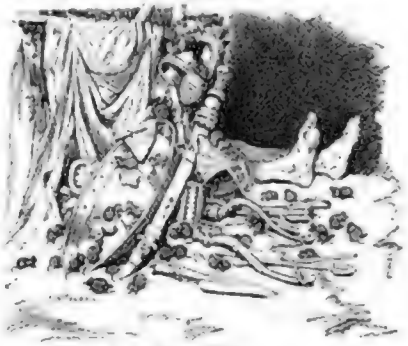
Die Trommel schallt, man macht mobil,
Zum Kampfe rief die „Wacht am Nil",
Den Kriegern pappt man an die Thür'
Des Marschbefehls bedruckt' Papier.

Doch die, gewohnt nach Friedensbrauch
Zu Haus zu pflegen ihren Bauch,
Die sprachen faul: „Es thut uns leid,
Wir schwuren keinen Fahneneid!"

Der König nun in seiner Not,
Befahl des Landsturms Aufgebot.
Die Einheit stärkt, der Mut vereint,
Und mutig zog man gen den Feind.



Noch einmal schlief im Feld der Ehr'
Das beiderseit'ge Militär,
Dem König Sethon scheucht der Kummer
Vom Auge des Gerechten Schlummer.



Indessen in des Feindes Lager
Geschäftig ist der Schwarm der Nager.
Schild, Pfeile, Spieß und Bogensehnen
Zum Opfer fallen ihren Zähnen.

Dies meldete mit Devotion
Aegyptens König ein Spion.
Der gab die ordre de bataille:
„Man alarmir' das Heer in Eil."

Und so geschah's. Mit hurt'ger Zeh'
Schlich man sich in des Lagers Näh',
Mit Hurra und gefälltem Speer
Zum Angriff ging Aegyptens Heer.

Das Resultat liegt auf der Hand,
Umsonst war jeder Widerstand,
Unmöglich macht die Defension
Kaput Gewehr und Munition.

Moral.

Das ganze aber gibt die Lehr':
Kommst, Knabe, du zum Militär,
Bewahre deine Armatur
Vor jedem Einfluß der Natur.

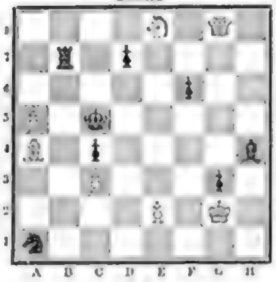
Seit neuerm sagt man auch ganz nett
Französisch: „Toujours en redette",
Will wer die Weisheit deutsch entfalten,
Sagt er: „Das Pulver trocken halten."

Schach. (Redigirt von E. Schallopp.)

Aufgabe 9.

Von August Horn in Stein.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 6 S. 130:

W. 1) L f 2 — c 5
S. 1) S e 2 — g 3, g 1, c 1
W. 2) D h 5 — g 4 †
S. 2) K f 4 — e 5
W. 3) f 3 — f 4 matt.

A.

S. 1) S c 3 beliebig
W. 2) D h 5 — g 4 †
S. 2) K f 4 — e 5
W. 3) D g 4 — e 4 matt.

B.

S. 1) f 6 — f 5
W. 2) D h 5 — h 6 †
S. 2) K f 4 — e 5, g 3
W. 3) D h 6 — d 6, g 5 matt.

C.

S. 1) S e 2 — d 4
W. 2) L c 5 — d 4;
S. 2) f 6 — f 5 oder beliebig.
W. 3) D h 5 — h 4, g 4 matt.

Schachbriefwechsel.

G. O. in O. Trotz Ihrer genauen Prüfung erweist sich Ihre Aufgabe doch als nebenlösig, und zwar durch 1) D h 3 — e 6 † K e 4 — d 4 2) D e 6 — a 2, worauf Schwarz das mit 3) D f 2 — d 3 drohende Matt nicht verhindern kann.

Richtige Lösungen sandten ein: J. W. in Hedwegesburg und E. H. in Zabitz zu Nr. 3, Oh. V. in St. und Fr. Dr. in Berlin zu Nr. 3 und 4, A. L. in Wien zu Nr. 4 und 5.

Briefmappe.

H. Tr., Wien. Sie stecken sich Ihr Ziel zu hoch und verfehlen es darum. Gewiß, dem wahren Dichter konnte ein poetischer Ertrag zu widerum sein, doch müßte er dann auch von dem wirklichen Dichter, das heißt dem gereichten und nicht erst werdenden, ausgehen. Dem letzteren möchte zu raten sein, seine Versuche nicht von abstrakten Stoffen ausgehen zu lassen oder gar den philosophisch-vitalisierenden Weg zu betreten. Das Leben mit seiner Wirklichkeit und die eigene Erfahrung sind hier immer die besten Anhaltspunkte.

Assessor Fr. Bei alter Auflage und ... jüngeren Teile können wir doch nicht recht das, was wir früher schon gesagt haben, wiederholen. Was würden die älteren, die langjährigen Abonnenten dazu sagen? Biographie und Porträt des kürzlich gestorbenen früheren preußischen Kriegsministers und Generals der Infanterie, v. Kameke, finden Sie im Band 25, Nr. 19 von „Ueber Land und Meer".

R., Leipzig. Ein gewisses zartes Empfinden ist dem eingesandten Gedichtchen nicht abzusprechen, doch ist dasselbe gar zu zerfließend, um nachhaltenden Eindruck zu erzeugen. Auch müßte die Form ein etwas festeres Gefüge annehmen und die Naturbeobachtung genauer und schärfer sein. So fällt zum Beispiel Schnee nicht aus dichterer grauer Wolke, oder wie durch dichten grauen Nebel. Schnee- und Nebelbildungen sind Naturerscheinungen, die einander ausschließen und sich höchstens folgen können. Auch „tanzen" die Flocken nicht, wie das zum Beispiel herabfallender Sand thut, weil ihre Schwerkraft eine nur geringfügige ist, daher das Wirbeln und Tanzen der glitzernden Sternchen, wie es seit grauester Vorzeit von Dichtern und Sängern geschildert worden ist. Unrichtige Naturschilderung beeinträchtigt die Wirkung des Dichterwortes ebenso sehr, wie verzerrte oder nur halbrichtige Bilder es thun.

Ein alter Abonnent aus Frankfurt a. M. Anlagen von Moosbildungen können mit dem Wasser aufgelösten Kupfervitriol sicher beseitigt werden; wo aber das Moos vorherrschend ist und man die Gräser schätzen kann, hilft auch dieses Mittel nicht, denn die Grassämlinge werden von dem überwuchernden Moose eng umschlossen gehalten. Sucht man das Moos mit irgend einem Gerät heraus zu holen, so wird dabei auch viel Gras herausgerissen, und es ist daher besser, einen neuen Rasen anzulegen, den Boden aber vorher 30—40 Centimeter tief umzuwerfen zu lassen. Die zur Moosvertilgung empfohlene Thomasschlacke hilft nicht; sie tötet das Moos nur an der Spitze. Auf feuchten Wiesen stellt sich das Moos schon oft im zweiten Jahre nach der Ansaat ein, und da ist die einzige Hilfe eine gute Drainage. Ist diese nicht ausführbar, so bleibt nichts anderes übrig als den Rasen umzugraben, denselben reichlich mit Straßenkehricht oder Sand zu mischen, obenauf eine handhohe Lage gute Erde zu bringen und mit Grassamen zu besäen.

V. H. 174. Sie sind vielleicht im Unrecht gegen sich selbst, wenn Sie Ihre dichterischen Versuche mit dem geschätzten harten Ausdruck belegen. Ob indes die eingesandten Verse einen Wert haben? Das ist eine Frage, die sich erst entscheiden läßt, wenn eine nähere Verständigung über die Bedeutung des Wortes „Wert" erfolgt ist. Ohne eine solche anzunehmen, möchten wir Ihnen nur bemerken, daß Sie verdienstlich recht daran thun würden, wenn Sie Ihre Muse für sich allein „im stillen Kämmerlein" pflegen wollten; der Entschluß an die Oeffentlichkeit kann sich ja immer noch einmal ergeben.

Abonnentin. Wir lesen diese Pflanzen mit Freuden täglich ganz erdenwohl und hatten auch unsere Freude an dem kleinen Spaß. Ueber den Autor konnten wir nichts erfahren. Da wir aber annehmen müssen, daß alles in der Kunst einen Sinn oder Zweck hat, so gewiß auch die Spielkarte. Vielleicht weiß einer unserer Leser Auskunft auch über den betreffenden Namen, zu geben.

Fr. M. in Berlin. Die eingesandten Aufgaben sind unbrauchbar. Ueberzeugt erwarten wir Sie, wenn Sie uns in Zukunft wieder etwas schicken wollen. Ihre Sendung genügt hinreichend zu frankiren, darum wir nicht auch noch genötigt sind, für solch wertlosen Kram Strafporto zu zahlen.

☛ Fortsetzung der Briefmappe auf Seite 200.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer

von BREMEN nach

Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

DER GUTE TON

in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben von Franz Ebhardt. 12. verb. Aufl. Prachtwerk in 8°. Gebd. in 2 Farb. a. Velinpap. m. voll. Vergoldung, eleg. geb. m. Goldschn. 10 Mk.

II. Teil. Unserer Frauen Leben. 3. verb. Aufl. eleg. geb. 6 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt portofrei v. Verl. JULIUS KLINKHARDT in Leipzig u. Berlin W.

Marken-Kataloge überflüssig. Übertrifft alle Albums der Gegenwart

Universal-Permanent-Briefmarken-Album

Prospecte gratis!

Vereinigte Dampf-Buchbindereien Baumbach & Co., Leipzig.

Schaubek's Briefmarken-Album.

9 mal prämiirt!

Illustrirt mit über 2000 Marken-Abbildung., 150 Länderwappen, Regenten-Porträts u. s. w., in Gross-Quart-Format, das wir als das ... auf dem ... empfehlen.

a. Billigere Ausgabe des „Schaubek-Album".

Festgeschenk für Briefmarken-Sammler!

Gebrüder Senf, Leipzig.

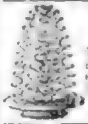
Orient
Asien
Westindien
Nord-Amerika
Süd-Amerika

Eine der widerwärtigsten Empfindungen, ...

Odol ist das erste und einzige ... Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner, Dresden.

In Porzellan-Formen, darunter als Neuheit „Clorinda" ... Prospect gratis.

J. C. Eckardt, Stuttgart.



Specialität: Baumkuchen! ... Weihnachtsgeschenk. ... Paul Lange. ...

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen, ...

Mey & Widmayer in München 1.

Das Neueste und Beste zur Unterhaltung und Belehrung ...

grossartig ausgestattete Weihnachts-Katalog ... gratis ... von der Deutschen Lehrmittel-Anstalt Franz Hanf, Elect. Frankfurt a. M.

Excellenz-Dampf-Maschine. ... feststehendem Cylinder. Modell Dampfschiffchen und Lokomotiven. Mechanisch und magnetisch bewegliche Spiele. Experimentier-Kabinette. Kleist's neue verwandelbare Laterna magica. Elektrische und optische Apparate. Spiele für's Zimmer und Freie. Arbeitskasten für Knaben und Mädchen. Prompter Versandt nach Auswärts.

Zauber-Apparaten- und Nebelbilder-Apparaten-Fabrik der M. Mahle, Passage 13, Berlin, empfiehlt seine Fabrikate für Künstler, Dilettanten und Kinder. Preis das Neueste. — ... gegen 25 Pf. ... zugesandt.

„Kucki".

Die neueste elegante Spielkassette mit ... Patent 16278 in höchst origineller ... Ausführung, ... enthält alle Spielutensilien u. überraschende Ueberraschungen. Stück 10 M. mit Musikwerk, ... spielend 20 Mark. Nur direkt aus der Fabrik zu beziehen von

Albert Rosenhain, Berlin SW.,

Leipzigerstraße 72 an den Colonnaden.

Ueberraschende Neuheiten der Lederwaren-, Galanterie- und Bronzewaren-Branche.

Patent 20,027.

Gegen Blutarmut!

Dr. Pfeuffers Patent 20,027. München, den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer bereiteten und ... zur chemischen Untersuchung übersendeten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt ... Gramm Hämoglobin ... enthalten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt

Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).

Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfohlen für Reconvalescenten u. schwächliche Kinder ganz besonders

Jessler's Ludwigs-Apotheke in München.

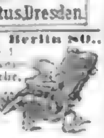
Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Patent.

Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen.

In der Münchener Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik (Reisingerianum) seit Jahren fortwährend in Anwendung.

Aug. Spangenberg, Berlin SO., ...

Stuhlfabrik ... Krankenstühle, ... Bett-Tische, Closets, Bidets, Verstellb. Kopfkissen ... Tragstühle etc.



Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich

versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe ... v. 65 Pf. bis M. 15. — p. mètre. Muster franko.

Schwarze Seidenstoffe

... Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

ist

das beste Weihnachts-Geschenk!

Lebensversicherungs- u. Ersparnis-Bank

Gegründet 1854. **in Stuttgart.** Eigene Stuttgarterhäuser.

Versicherungsstand: 384 Millionen Mark. **Bankvermögen:** 134 Millionen Mark.

Dividende:

nach Plan A II. 40% der ordentlichen Jahresprämie und extra 20% der alternativen Zusatz-Prämie. **nach Plan B.** 2½% mehrjährige Dividende aus der Gesamt-Prämie.

Spezial-Prospekte für Weihnachten sind zu haben bei den **Bank-Agenten,** sonst bei der **Direktion.**

ROTHSCHILD'S Taschenbuch für Kaufleute.

Das Handbuch für Jünglinge des Handels, sowie ein Nachschlagebuch für jed. Kaufm. Stands. **Das Ganze der Handelswissenschaft** in übersichtlicher und gedrängter Darstellung. 35. verbesserte Aufl. M.: zahlreichen Übersichten und Tabellen. 16 Bog. geh. M. 7.50, eleganter geb. M. 8.50, in Halbfranz M. 9.—. Antiquarischer Katalog über handelswissenschaftliche Werke gratis und franko. Dasselbe vermittelt die neuesten und besten Werke über **Buchhaltung, Kaufm. Rechnen, Warenkunde, Kaufm. Rechtskunde, Wechselkunde etc.,** ferner: **Fremdsprachliche Lehrbücher** (Grammatiken und Gesprächsbücher) **für Kaufleute, Handelskorrespondenzen** in zehn Sprachen m. Schlüssel, zum **Selbstunterricht** besonders geeignet u. a. m. Zu bez. durch alle Buchhandl. od. direkt bezogen v. Verleger C. A. GLOECKNER in Leipzig.

Kanarienvögel, edle Sänger, mit höchsten Preisen prämiirt, versende nach allen Orten Europas. Preisliste frei. Großversand. **D. Gänsele, 21. Wattenscheid i. Westf.**

Die echten **Offenbacher Pfeffernüsse** sowie **Brenten und Bethmännchen** feinste Gebäcke zu Wein empfiehlt die beste Frankfurter Brentenfabrik **Heinrich Kurtz, Frankfurt a. M.**

Blumengrüße aus San Remo.

Passendstes Geschenk! Effektvollste Ueberraschung: Ein Strauß in einer Kiste, Blüten u. Laub wachsen und die Blumen gehen weiter, so natürlich wie möglich, von jeder beliebigen Größe, v. 2 M. 5 M. an, in Kisten, porto- u. zollfrei in ca. 48 Std., sowie **Prachtvolle große Naturkränze** ganz frisch gebunden von 10 M. an, ebenfalls porto- u. zollfrei. Unsere Namen dürfen den Blumen beigelegt werden. Zur Bestellung genügt eine Karte. Garantie: Treue u. bar 25% Rabatt. Wer bezahlt sich auf diese Annonce. Handgeschriebene Briefe von Kranz Masson.

Spielhagen's Zahncrème

Bestes Zahnreinigungsmittel der Neuzeit. Macht die Zähne bei täglichem Gebrauch blendend weiß, conservirt dieselben und schützt vor Zahnschmerzen. Zu haben in allen Bijoux-, Parfümerie- u. Seifen-Geschäften des In- und Auslandes. **Franz Spielhagen, Berlin SW. 29.** Probesendungen, 3 Tuben in etui, Muster gegen Einsendung von M. 1.50 franco.

Der neue illustrirte **Weihnachts-Katalog** von **Carl Fleming** in **Glogau** liefert eine reiche Auswahl gediegener, empfehlenswerther u. neuer Gebrauchsartikel. Der Katalog ist durch jede Buchhandlung u. direkt v. **Carl Fleming,** Glogau, i. Schl. **gratis und franko.**

Violinen. Cellos etc.

im Musik. Ausführung. **Alte ital. Instrumente** für Dilettanten u. Künstler. **Zithern** sorgfältigst wegen gediegener Arbeit und schönem Ton. Ferner alle einschl. Saiten, Instrum. Spezialität Violine. Illustr. Katalog grat. u. franco. **Hamma & Cie.** Saiteninstrumenten-Fabrik **Stuttgart.**

LOHSE's weltberühmte Spezialitäten

für die Pflege der Haut:

EAU DE LYS DE LOHSE

weiss, rosa, gelb, seit sechzig Jahren unübertroffen als vorzüglichstes Hautwasser zur Erhaltung der vollen Jugendfrische, sowie zur sofortigen Entfernung v. Sommersprossen, Sonnenbrand, Röte, gelben Flecken und allen Unreinheiten des Teints.

LOHSE's Lilienmilch-Seife,

die reinste u. mildeste aller Toilettenseifen, erzeugt mit Lohses Lilienmilch rosig-weisse, sammetweiche Haut.

Beim Ankauf meiner Fabrikate achte man stets auf die Firma

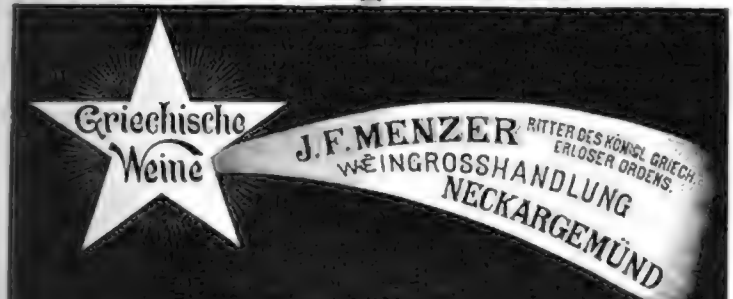
GUSTAV LOHSE, 45 Jägerstr. 46 **BERLIN.**

Kgl. Hoflieferant.

In allen guten Parfümerien, Drogerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

Niederlage der Fabrik Christofle. Versand in Kistchen. Preiscourant franko. **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für alle Zeitungen. Berlin SW. Königgrätzerstr. 39. **Stuttgart.**

Für Festgeschenke!



Gegründet 1. Mai 1840. **Probekisten griechischer Weine von 12 grossen Flaschen:** Gegründet 1. Mai 1840.

Marke **A.** in 2 Sorten, Claret und süss M. 18.— | Marke **D.** in 12 Sort., herb, Claret u. süss M. 19.—
Marke **B.** in 2 Sorten, Claret und süss „ 18.60 | Marke **F.** in 2 Sorten, herb und süss „ 12.—
Marke **C.** in 4 Sorten, Claret und süss „ 20.40 | Marke **G.** in 3 Sorten, herb und süss „ 12.—

Deutsche und französische **Weine** in reicher Auswahl.

Probekiste deutscher Weine von 20 grossen Flaschen:

Marke **E.** in 4 Sorten, weiss und roth Mk. 20.—

Im Fass (nicht unter 20 Liter):

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an.

Rote deutsche Tischweine von 80 Pf. das Liter an.

Ich bitte meine ausführliche Preisliste zu verlangen!

Empfehlenswerte Werke für die Hausbibliothek.

Meyers Kleiner Hand-Atlas.

Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen. In Halbleder gebunden 10 Mark oder in 12 Lieferungen zu je 50 Pfennig.

Afrika.

Von Prof. Dr. Wilh. Sievers. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. In Halbfranz gebunden 12 Mark oder in 10 Lieferungen zu je 1 Mark.

Asien.

Von Prof. Dr. Wilh. Sievers. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 160 Abbildungen im Text, 16 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. In Halbfranz gebunden 15 Mark oder in 13 Lieferungen zu je 1 Mark.

Amerika.

Von Prof. Dr. Wilh. Sievers, Dr. H. Heckert und Prof. Dr. W. Kükenthal. Mit ungefähr 180 Abbildungen im Text, 23 Karten und 21 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. In Halbfranz gebunden 15 Mark oder in 13 Lieferungen zu je 1 Mark.

Brehms Tierleben.

Dritte, neubearbeitete Auflage. Von Prof. Dr. E. Pechuel-Loesche, Dr. W. Haacke, Prof. Dr. O. Boettger, Prof. Dr. W. Marshall und Prof. Dr. F. L. Tancheuberg. Mit 1000 Abbildungen im Text, 12 Karten und 119 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. 10 Bände in Halbfranz geb. zu je 15 Mk. oder in 150 Lieferungen zu je 1 Mk.

Brehms Tierleben.

Kleine Ausgabe für Volk u. Schule. *Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage.* Mit 1000 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Farbendrucktafeln. 3 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mark oder in 30 Lieferungen zu je 30 Pf.

Schöpfung der Tierwelt.

Von Dr. Wilh. Haacke. Mit 270 Abbildungen im Text und auf 13 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck nebst 1 Karte. In Halbfranz gebunden 15 Mark oder in 13 Lieferungen zu je 1 Mark.

Der Mensch.

Von Prof. Dr. Joh. Ranke. *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1000 Abbildungen im Text, 6 Karten und 36 Farbendrucktafeln. 2 Bände in Halbfranz gebunden zu je 15 Mark oder in 26 Lieferungen zu je 1 Mark. *(In Erscheinen.)*

Völkerkunde.

Von Prof. Dr. Fr. Ratzel. Mit 1120 Abbildungen im Text, 5 Karten und 30 Farbendrucktafeln. 3 Bände in Halbfranz gebunden zu je 16 Mk. oder in 42 Lieferungen zu je 1 Mk.

Pflanzenleben.

Von Prof. Dr. A. Kerner von Marilaun. Mit 2100 Abbildungen im Text und 40 Farbendrucktafeln. 2 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 30 Lieferungen zu je 1 Mk.

Erdgeschichte.

Von Prof. Dr. M. Neumayr. Mit 916 Abbildungen im Text, 4 Karten und 27 Farbendrucktafeln. 2 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 24 Lieferungen zu je 1 Mk.

Meyers Konversations-Lexikon.

Fünfte, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit ungefähr 10,000 Abbildungen im Text und auf 800 Bildertafeln, Karten und Plänen. 17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk. oder in 272 Lieferungen zu je 50 Pf. *(In Erscheinen.)*

Meyers Kleines Konversations-Lexikon.

Fünfte, neubearbeitete Auflage. Mit mehreren Hundert Abbildungen, Karten und Farbendrucktafeln. 3 Bände in Halbfranz geb. zu je 8 Mk. oder in 66 Lieferungen zu je 30 Pf.

Meyers Hand-Lexikon des allgem. Wissens.

In einem Band. *Fünfte, neubearbeitete Auflage.* In Halbfranz gebunden 20 Mark.

Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs.

Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit 3 Karten, 31 Bildtafeln und 215 Wappenbildern. In Halbfranz geb. 15 Mk. oder in 26 Lieferungen zu je 50 Pf. *(In Erscheinen.)*

Probehefte liefert jede Buchhandlung zur Ansicht — Prospekte gratis.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

C. G., Berlin. Ueber den Ursprung des eigentümlich so viel bewunderten und von „Ueber Land und Meer“ schon in Nummer 37 v. J. erläuterten „Serpentintanzes“ gibt Aufschluß der englische Maler Percy Anderson. Der, wenn nicht der Gründer, so doch der Veranlasser des eigentümlichen Tanzes ist. Derselbe schreibt im letzten November-Hefte der Londoner Zeitschrift „The Magazine of Art“ gelegentlich einer Studie über Theaterkostüme: Der vielbesprochene „Serpentintanz“ ist wesentlich nichts mehr und nichts minder als eine der Formen des indischen Nautch-Tanzes. Als ich die Kostümzeichnungen zu Edward Solomons Oper „The Nautch Girl“ für das Savoytheater anfertigte, forschte ich nach Nautchtänzerinnen im indischen Museum umher. Dabei verfiel ich auf ein orientalisches Tanzkostüm, das ich so genau, wie die Bedingungen der komischen Oper und des modernen Theaters es erlaubten, kopierte. [illegible]

[illegible] — Unsere Abbildung [illegible]

[illegible]

F. T. in K. Eine Ballade, wie sie Ihnen vorschwebt, würde jetzt wohl aus dem Rahmen unseres Blattes fallen. Davon abgesehen, möchte die Bearbeitung, die Sie der [illegible] Legende geben, etwas gezwungen erscheinen, zumal rücksichtlich der — an und für sich gewiß nur zu billigenden — Tendenz.

Ch. W. in B. Mein verehrter Freund, das geht wohl denn doch nicht. Vergegenwärtigen Sie sich nur einmal die „flammenden Locke“, die „flüsternden [illegible]“ und die „[illegible]“ gleich in der Eingangsstrophe Ihres „Liedes“, und sagen Sie uns ehrlich, ob Sie für eine derartige überschwengliche Romantik in heutiger Zeit noch Empfänglichkeit voraussetzen. [illegible]

„[illegible].“ Ihre „ziemlich vollständigen litterarischen Kenntnisse“, auf die Sie so ganz gewaltig stolz zu sein scheinen, da Sie es sind [illegible], haben Sie diesmal schmählich betrogen, denn Ihre Lösung ist [illegible]. Sie hätten jedenfalls klüger gethan, [illegible] als sich auf Ihre „ziemlich vollständigen litterarischen Kenntnisse“ zu verlassen.

M. V. in Karlsruhe. Sie haben recht, der Kolchertische ist [illegible].

[illegible] Dank für die freundliche und [illegible].

Uebersetzungen von Alexander Dumas. Deutsche Uebersetzungen einer größeren Reihe von Alexander Dumasschen Romanen sind in billigen Ausgaben der Franckhschen Verlagshandlung in Stuttgart und in der Sammlung „[illegible]“ erschienen, deren Restvorräte vor mehreren Jahren an den Antiquar E. Schwelm in Frankfurt a. M. übergingen.

[illegible] Brody (Galizien). Redaktion von „Ueber Land und Meer“, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

O. Kr. in B. In den uns übersandten Versen mag viel guter Wille enthalten sein. Ein Weiteres vermögen wir aber in denselben nicht zu entdecken. Wer Gedichte verfassen will, muß vor allem sich selbst klar über dasselben sein.

G. N. Birken sehen, [illegible] in der Weidmannssprache das Unterwildsechen im Walde, um Hochwild zu birschen. [illegible] welche die Arten von der Jagdherrschaft für das Schießen des Wildes bekannten.

A., Halle a. S. Bei aller Anerkennung für die glatte und fließende Form der eingesandten Verse vermögen wir dieselben zur Veröffentlichung nicht zu empfehlen. Der Inhalt bewegt sich zu sehr in den herkömmlichen Geleisen, als daß er tiefer zu Herz und Gemüt sprechen könnte.

Orpheus. Darin hat sich mancher versucht, neuerdings Leop. Engelke in seinem „Neuen System der Musikschrift“ (bei Schwers & Haake, Bremen, erschienen). Er [illegible]

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible]

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Schwestern, Roman von Ida Boy-Ed, Fortsetzung. — Schloß [illegible] — [illegible] — August Junkermann. — [illegible] — Erste Probe, von [illegible]. — [illegible], von Franz Herold. — Der Irrweg, Künstler-Roman von Robert Misch, Fortsetzung. — [illegible] — Der fliegende Holländer, von Alex Braun. — Neue Kompositionen. — Unsere Zeichner, Salonzeichnerei von G. Schreiber. — Für müßige Stunden: Rätselhafte Inschrift; Silbenrätsel; Homonym; Diamanträtsel. — Auflösung der Rätsel-Aufgaben Seite 186. — Die Mondpflege. — Schach. — Briefmappe.

Illustrationen: Schloß Friedheim. — [illegible]. — [illegible] — Porträt August Junkermann und dessen Villa in Wiesbaden. — [illegible] — Prof. Walther Firle: Erste Probe. — Porträt Franz Alfred Wiesbadens. — [illegible] Originalzeichnung von Paul Mangelsdorff. — H. Herbig: Der fliegende Holländer. — G. Jeanniot: Schwarz und Weiß. — Die [illegible], zwölf Originalzeichnungen von Anton Hoffmann.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Kaiser Wilhelm II.

Ein Herrscherbild in seinen Aussprüchen.

Von

E. Schröder,

Herausg. von Werken Friedrichs des Großen.

Mit Porträt Kaiser Wilhelms II. und Facsimile.

Elegant kartoniert Preis 1 Mark.

Für jeden, der ein Interesse an Kaiser Wilhelm II. nimmt — und gleichgiltig wird ihm wohl kein Deutscher gegenüberstehen — sind seine Reden von großer Wichtigkeit, bilden sie doch einen Schlüssel zu seinem Wesen. Dieses Büchlein wird deshalb sicher mit Beifall aufgenommen werden, denn es gibt zum erstenmal eine Sammlung der bezeichnendsten Aussprüche Seiner Majestät, die Aufschluß über dessen öffentlich geäußerten Anschauungen. Das hübsch ausgestattete Bändchen eignet sich auch ganz besonders als Geschenkwerk für Schüler, in Kriegervereinen und allen loyalen Kreisen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Das dieser Nummer beiliegende illustrirte Verzeichnis von Festgeschenkwerken unseres Verlags empfehlen wir der besonderen freundlichen Beachtung unserer geehrten Abonnenten. Jeder unserer Leser und jede unserer Leserinnen wird darin etwas Ansprechendes finden.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:

Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ SW., Charlottenstr. 11;
München: Alex. Braunfeld (Baderbergerstraße 56, I. l.);
Budapest: Moritz Hecht (V. Franz Josefsgasse 5).

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Deutsche Diaphanie-Glasbilder auf der Ausstellung in Chicago.

Wenn auf der jetzt der Vergangenheit angehörenden Columbischen Weltausstellung Deutschland vor allen anderen Ländern

den Sieg davongetragen hat und in seinen künstlerischen und kunstgewerblichen Darbietungen wohl nur von Frankreich erreicht worden ist, so ist dieser beispiellose Erfolg nur darauf zurückzuführen, daß die deutschen Künstler, Kunstgewerbtreibenden und Industriellen allüberall sich bestrebten, ihr bestes zu bieten und in seltener Einmütigkeit die deutsche Abteilung zu einer durchaus vollendeten zu gestalten.

Während unserer vielfachen Rundgänge durch diese deutsche Abteilung sahen wir nicht ein Stück, welches nicht in jeder Beziehung ausstellungsfähig gewesen wäre, war doch fast ein jeder Gegenstand würdig, das Schloß eines Königs zu zieren.

Dies gilt in hervorragendem Maße von den farbensprühenden Erzeugnissen der Glasmalerei, die das Entzücken aller derjenigen waren, welche sich auf die leider viel zu wenig besuchte treffliche Galerie verloren und sich hier plötzlich den herrlichen Schöpfungen der Lichtbildnerei gegenüber sahen.

Riesengroße gemalte Kirchenfenster, sowie kolossale Glasgemälde mit profanen Darstellungen, wie sie sich für die Ausschmückung von Schloßsälen und weiten Prunkgemächern eignen, verdeckten die großen Bogenfenster, so daß das hereinfallende, durch all die Farbenpracht gedämpfte Licht nur eine märchenhafte, seltsam anmutende Halbdämmerung über alle anderen daselbst ausgestellten Gegenstände verbreitete.

Voll poetischer Stimmung schritten wir in diesem bunten Dämmerlicht dahin, im Grunde unseres Herzens es beklagend, daß es nur den Reichen beschieden sei, sich den Luxus einer solchen Prachtentfaltung zu gestatten, — da plötzlich sahen wir uns einem neuen Bogenfenster gegenüber, dessen Bilderschmuck sich dadurch von den hinter uns liegenden wesentlich unterschied, daß keine gemalten Heiligen und Scenen aus der biblischen Geschichte uns in eine kirchliche Weihestimmung versetzten. Im Gegenteil, rings um uns herrschte lachendes Leben, wir sahen entzückend schöne, sonnige Landschaften, die wie dereinst durchstreiften, wir sahen Blumengewinde, wie wir sie einst auch gepflückt, wir sahen Liebesscenen, wie wir sie einst auch erleben durften. Und dabei besaßen all diese Bilder den Vorzug, daß man, wollte man sie erwerben, nicht etwa ein Krösus sein und ein Schloß besitzen muß, im Gegenteil, diese farbigen, ganz vorzüglich zu Geschenken sich eignenden Lichtbilder sind in erster Linie dazu bestimmt, auch das bürgerliche Heim behaglich zu gestalten, möge nun in demselben Luxus oder eine dem Wohlstand angepaßte Einrichtung herrschen. Und dabei welche Ausführung, welche Farbenpracht! Eine solche Feinheit im Detail der Zeichnung, ein solcher Schmelz in zusammenfließenden Farbentönen kann unmöglich in wirklicher Glasmalerei erzielt werden, und in der That, wenn wir nach der Herstellungsweise dieser wunderbaren Bilder fragen, so erfahren wir, daß wir es nicht mit Glasgemälden, sondern mit Diaphanien, den Erzeugnissen der weithin bekannten Firma Grimme u. Hempel in Leipzig und New-York zu thun haben, die bekanntlich seit Jahren sich der schönen Aufgabe zugewendet hat, die teuren, der großen Mehrzahl der Menschheit unerschwinglichen Glasgemälde durch die noch schöneren, dabei aber weitaus billigeren Diaphanien zu ersetzen.

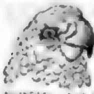
Wer die herrlichen Dinge, welche von der obengenannten Firma auf der Columbischen Weltausstellung dargeboten wurden, an Ort und Stelle sehen und bewundern durfte, der hat sicherlich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Firma Grimme u. Hempel die Lösung jener Aufgabe voll und ganz gelungen ist. Wir selbst haben die Mühe nicht gescheut, die Diaphanien der genannten Firma mit ähnlichen Erzeugnissen englischer, französischer und amerikanischer Kunstanstalten zu vergleichen, mußten aber, so kritisch wir in unserem Vergleich auch waren, ohne weiteres anerkennen, daß den Lichtbildern der Firma Grimme u. Hempel bedingungslos der Vorrang gebühret. Und dies nicht bloß der Sorgfalt der Ausführung wegen, sondern ganz besonders auch wegen der sehr geschickten Wahl der dargestellten Sujets, die jedem, auch dem verwöhntesten Geschmack volle Rechnung tragen. Wer die kirchliche Kunst liebt, kann sich in den Anblick der wunderbar getreu kopierten Raphaelischen Madonnen, in biblische Darstellungen älterer und neuerer Meister versenken; wer für das romantische Mittelalter schwärmt, findet die vornehmlichsten Heldengestalten der deutschen Sage und Geschichte; wer sinnige Märchen liebt, findet sich durch Scenen aus „Dornröschen“, „Schneewittchen“ und andere an die schönsten Perlen der deutschen Dichtung erinnert; wer deutschem Volksleben Geschmack abgewinnt, der findet Bilder, die das Thun und Treiben der Senner und Sennerinnen, der Schwarzwälder und anderer Volksstämme illustriren.

Auch dem Geschmack für Genrebilder ist volle Rechnung getragen, da gibt es fröhlich zechende Klosterbrüder, Liebesscenen und Bilder, die dem häuslichen Familienglück, dem Jagd- oder Rennsport entnommen wurden. Und nun erst gar die Landschaften! Fast sämtliche bekannteren Punkte aus Tirol, dem Salzkammergut, den Schweizer Alpen und von den oberitalienischen Seen sind vorhanden, Bilder aus Thüringen und vom Rhein, Partien vom Niagara und aus den wildromantischen Felsengebirgen, kurz, was das menschliche Leben und dieser Erdball Schönes oder Interessantes bietet, das ist in jenen, von Meisterhand gemalten Bildern festgehalten worden.

Diese Kunstwerke, die hauptsächlich als Hängebilder einen herrlichen Schmuck für Speise-, Familien-, Musik-, Herren- und Schlafzimmer bilden, aber ebenso gut auch in Salons, Veranden und Treppenhäusern verwendet werden können, haben sich ihrer Schönheit halber erstaunlich schnell in ganz Europa eingeführt und beginnen jetzt auch in Amerika ihren Siegeszug zu nehmen.

Mit Fug und Recht können wir darum behaupten, daß, wenn deutsche Kunst und deutsches Kunstgewerbe auf der Columbischen Weltausstellung einen so glänzenden, unbestrittenen Erfolg erzielte, der Firma Grimme u. Hempel in Leipzig auch ein gut Teil dieses Erfolges gebührt.

Von der Weltausstellung in Chicago: Die Ausstellung der Diaphanie-Glasbilder von Grimme & Hempel, Leipzig. Originalzeichnung von E. Limmer.



500 Paar blutrote Kolibri-Finken, Sänger, à Paar 3 Mk. ... Papageien, Paar 6 Mark ... Mk. Italien. Goldfinke, das Stück 1 Mk. Versand nur gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages, unter Garantie lebender Ankunft.

Indische Hasellendecken,

fertig als Teppich, ... Leder, ... Stück 20 Mark.

H. Kumme, ... 241

Schmücke Dein Fenster

mit unsern prachtvollen modernen Diaphanie-Glasbildern.

Reizende Geschenke für Jedermann.

Als Hängebilder zum sofortigen Versand in ... stets auf Lager: ... Landschaften, ... Wappenbilder etc. Grosse Auswahl von Neuheiten dieser Saison: ... Illustrirter Hauptkatalog über Fenstervorsetzer, Hängebilder, sowie decorirte Scheiben zum Einsetzen, hunderte dir. reizende Muster enthaltend, gratis und franco. Prachtkatalog in Buntdruck mit Probebild gegen Einsendung von Mk. 2.—. ... Mk. 20 an.

Vogler & Kachholz. Wandsbek und Leipzig.

Institut für kunstvolle Fensterdekorationen.

Specialanfertigung von feinen Luxusplakaten, Reklamekarten, Chromos, Diaphanie- und Transparentplakaten.

Permanente Ausstellung und Detailverkauf: Leipzig, Grimmaische Str. 8, I.

Goethe im 33. Lebensjahre.

Leixners Deutsche Litteratur-Geschichte.

Verlag von OTTO SPAMER in Leipzig.

Geheftet Mk. 14. In Prachtband Mk. 18.

Auch in 35 Lieferungen zu je 40 Pfg. beziehbar.

Mit über 400 Abbildungen im Texte, 50 zum Teil farbigen Beigaben, wertvollen Porträts, Nachbildungen von alten Manuskripten und Handschriften, Büchertiteln, Holzschnitten, Kupferstichen und vielen andern.

Die neuesten Mittel gegen Bleichsucht, Haemol und Haemogallol,

entdeckt von Professor Dr. med. R. Kobert,

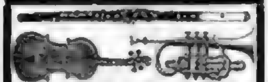
enthalten das Eisen in der Form, in welcher es im Blute vorhanden ist, vergrössern somit ganz direkt die Eisenmenge des Blutes und sind deshalb die erfolgreichsten Bekämpfer von Bleichsucht und ihren Folgen. Zahlreiche Versuche des Erfinders und vieler Anderer haben vortreffliche Resultate gehabt und namentlich eine geradezu auffallende Steigerung des Appetits dargethan.

Käuflich in allen Apotheken und Drogenhandlungen in der Form von Tabletten, Pulver oder Chokoladepastillen.

Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,

also aus erster Hand in jedem Maß zu beziehen. Schwarze, farbige und weiße Seidenstoffe, Sammte und Plüsche jeder Art zu Fabrikpreisen. Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.



Beste und billigste Bezugsquelle für

Musikinstrumente.

Violinen (speziell bessere Instrumente von 20—100 Mk.), Flöten, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Ocarinas, Symphonions, Polyphons, Aristons, Piano-Melodico, Phönix, Harmonikas, Mundharmonikas, Pianinos, Drehpianos, Harmoniums, Musikautomaten, allerbeste Saiten, Noten zu allen Instrumenten.

Jul. Heinr. Zimmermann,
Musikexport, Leipzig.
Neue illustrirte Preisliste gratis.

Eine Heinrici'sche selbstthätige

Zimmerfontaine

ist das schönste Gelegenheitsgeschenk.

Man verlange Katalog B d. Fontainen-Fabrik

Louis Heinrici. Zwickau i. S.

Für Stotternde!

Jeder, der beim Lesen nicht stottert, erhält in meiner Heilanstalt eine ganz ungekünstelte Sprache. Prosp. u. Broschüre über: Stottern und dessen Heilung (10. Auflage) franko gegen Einsendung von Mk. 1.50.

Spracharzt Gerdts, Bingen a. Rh.

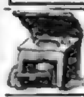
Neueste illustrirte Briefmarken-Albums zu 1½, 1¾, 2, 10, 11, 20 u. 45 Mk. Echte Briefmarken billigst. Preiscourant gratis.

Alwin Zschiesche, Naumburg a. d. S.

Benzolinar ist das beste aller Fleckenreinigungsmittel. In allen einschlägigen Geschäften zu haben in Originalflaschen zu 50 Pfennig und 1 Mark.

Zeugnis: „Joh. Kuhn, Kinziger & Söhne, Handschuhfabrik, Altenburg, schreiben unter anderem: ... Tadellos (alte Benzolinar) bei der Wäsche der Form ... so dass Flecken besser entfernt und speziell die Farbe weniger angegriffen."

Chem. Fabrik Wilh. Zeiss, Leipzig.



Zimmer-Closets von 14 M. an i. d. Fabrik von **Kosch & Teichmann,** — Berlin S., — Prinzen-Strasse 43. Preisliste kostenfrei.

Weihnachtsgeschenke!

C. L. Flemming
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

empfiehlt: Wagen ...

Man verlange Preisliste.

Kinder-Holzbaukästen, Werkzeug- und Küchenschränke, Holzkoffer, ... Wäschetrockengestelle u. Sterne etc. etc. — Neuheiten. — etc.

Weihnachtsgeschenke!

Prächtige Festgeschenke!

Musikalische Novität

von Prof. Carl Reinecke:

Biblische Bilder,

für Klavier, 4 Hefte à 2 Mk., in 1 Bande 6 Mk.

Ferner in 10. Auflage erschienen:

Von der Wiege bis zum Grabe.

2 Hefte à 3 Mk., 4händ. 2 Hefte à 4 Mk.

Musikalischer Kindergarten.

9 Hefte à 2 Mk., 4händ. 9 Hefte à 3 Mk.

Verlag von Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

1000 echte Briefmarken

worin 200 verschiedene, enth. Japan, Guatemala, Aegypten, Chile, Victoria, Türkei, Ceylon, Argent., Cap, Java, Austral. etc. nur **eine Mark.** Porto 20 Pf. extra. Kasse voraus.

Paul Siegert in Hamburg.

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt

RIVA am Gardasee.

Sonnen- und Dampfbäder, Diätetische und Bewegungskuren. Wochenpreis von 35 Mark aufwärts. Näheres über Riva in Dr. von Hartungen's „Handbuch der klimatischen Heilkunde" bei Isaleib (Schuhr) Berlin. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Christus v. Thorwaldsen.

Höhe cm	Elfenbeinmasse	Alabastergips
151	150.—	95.—
95	50.—	32.—
75	38.—	20.—
65	27.—	15.—
55	20.—	12.—
45	15.—	9.—
35	10.—	6.—
25	7.—	—
20	5.—	—
14	3.—	—

Sämtl. Figuren auch in Marmor lieferbar.

Illustrirte Preisliste über antike und moderne Büsten und Figuren gratis.

Gebrüder Schultz. Berlin SW. Ritterstr. 29.

Kunstgiesserei u. Bildhauerwerkstatt.

Prachtvolle Weihnachtsgeschenke.

Lebensgrosse Portraits (auch Brustbilder) in Kreide, Oel, Aquarell nach jeder PHOTOGRAPHIE, ... VERSTORBENE. Garantie gute Aehnl. Prospekte frei.

Artist. Institut von C. HOMMEL, Frankfurt a. M.

Heilanstalt für Hautkrankheiten.

Sorgfältige spezialärztliche Behandlung. Gute Verpflegung. Schöner Aufenthalt (Gartengrundst.). Ausführl. Prospekte frei.

Leipzig-Lindenau, Dr. med. Thie.

Haupt-Geschäft nebst grossem Restaurant und Billard-Salon.

Berlin W. Leipzigerstr. 119-120.

OSWALD NIER's Reine ungegypste WEINE.

liefert zur Herstellung des in Frankreich nach dem Recept des berühmten Arztes Prof. ... zubereiteten

Wer Duflot-Wein

(das vorzüglichste, unschädlichste Mittel gegen Gicht und Rheumatismus, welches in 24 Stunden die heftigsten Schmerzen beseitigt, Broschüren hierüber bei mir gratis und franco), die reinen, unverfälschten Weine?

„Oswald Nier." Zum Ungegypsten, Weinhandlung Aux Caves de France

Hauptgeschäft nebst grossem Restaurant in Berlin, Leipzigerstrasse 119/120.

Central-Geschäfte in: Braunschweig, Breslau, Cassel, Danzig, Dresden, Halle a. S., Hannover, Kiel, Königsberg i. Pr., Leipzig, Magdeburg, Posen, Potsdam, Rostock, Stettin.

Seit 1876: 37 Centralgeschäfte (wovon 22 in Berlin) und 700 Filialen in Deutschland,

beweisen am besten die Beliebtheit meiner Weine, deren regelmässiger Genuss den Körper gegen jede epidemische oder sonstige Krankheit schützt, und entbinden mich jeder weiteren Reclame!!

„Wer Oswald Nier's Weine nicht trinkt, sich selbst den grössten Schaden bringt." | „Wein muss das Nationalgetränk der deutschen Nation werden." Fürst von Bismarck's Worte

Preise pro 1 ganzes Liter:

No. 1 roth u. weiss Mk. 1.—	No. 5 roth u. goldfunkel Mk. 2.—		Ausführl. Preis-Courant gratis und franco.
„ 2 „ 1.20	„ 6 „ weiss „ 2.60		
„ 3 „ 1.40	„ 7 „ 2.60		
„ 4 „ 1.60	„ 8 „ 3.—		

Eine Probekiste enth. 16 Viertelliter-Carafons (mit Patentverschluss) der obigen 8 Nummern roth und weiss nur **Mark 10,50 alles inbegriffen u. franco** jeder Bahnstation in Deutschland [No. 39.]

Den illustrierten Katalog für Weihnachten 1893

über Tausch-, elektr. und mechan. Maschinen, Eisenbahnen u. Schiffe, Laterna-, Schlittschuhe, Turngeräthe, Mal- u. Zeichen-Utensilien, Thier- und Holzgegenstände zum Bemalen, Schnitzen u. Brennen, ... Werkzeugkästen; ... Lehrmittel ... photogr. Apparate; Natur.-Sammlungen, unterhaltendste und belehrende Spiele in grösster Auswahl für Jung und Alt;

versendet gratis und franco **Leipziger Lehrmittel-Anstalt** von Dr. Oskar Schneider Leipzig, Schulstr. 10—12 Leipzig.

Alte Violinen Violas und Cellos

hervorrag. ital. u. deutscher Meister für Künstler u. Dilettanten.

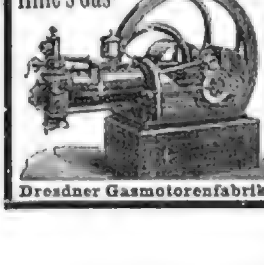
Billigste Preise, streng reelle Bedienung, volle Garantie für Echtheit. Ansichtssendungen auf Verlangen.

Unsere Handlung in alten Meisterinstrumenten ist die grösste des Continents.

Stuttgart Seestrasse Nr. 5.

Hamma & Co.

Hille's Gas- und Petroleum-Motoren



normale Tourenzahl, keine Schnellläufer.

Der einzig wirklich brauchbare Motor für Gewerbe und Landwirtschaft

unglaublich einfach, zuverlässig, ausserordentlich leicht zu bedienen.

Kräftig gebaut, reichliche Kraftleistung.

Petroleum-Verbrauch ca. ½ Liter pro Stunde u. Pferdekraft.

Wirklich billige Preise.

Dresdner Gasmotorenfabrik vorm. Moritz Hille, Dresden.

Carl Holl in Cannstatt.
Goldwarenfabrik und Versandgeschäft.

ROWLANDS' ARTIKEL

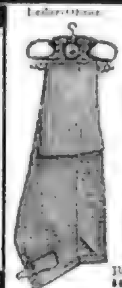
für Haar, Teint und Zähne sind die besten.

MACASSAR OIL
KALIDOR
ODONTO,
... Rowland, 20 Hatton Garden, London.

Prämiirt mit der Medaille der Kriegskunst-Ausstellung Köln 1890.

D. R.-Patent No. 52079.

Kleiderbügel „Puck", einfacher Apparat
zum zweckmässigen Aufhängen von Hose, Weste, Rock.



Ordnung
Raum-Ersparniss.
Ordnung im Schrank,
kein abgerissenes Aufhängsel mehr!

M. —,60 einfacher Puck (Holzbügel)
„ 1,20 Puck mit Leder-Ohren
M. 5.—
„ 10.—

Berlin, ...
Hamburg, Grosse Bleichenstrasse ...

Puck & Co.

Ehren-Diplom und Goldene Medaille Nafels 1890.

Man verlange ausdrücklich

Leicht löslicher
CACAO MOSER
Wohlschmeckend rein und gesund
In ORG: PACKUNGEN mit FIRMA.
M: 2.90-2.60-2.20. Per ½ Kilo und lose.

Musikinstrumente,
mit auswechselbaren Notenblättern.
Accord-Zithern, Harmonikas.
M. M. Schmidt, Leipzig.

Behrendtina ...
Behrendtina ...
Behrendtina ...
Behrendtina ...
Behrendtina ... franko ...
Nachnahme nur unfrankirt.
H. Behrendt, Berlin SW., Friedrichstr. 160.
Musik-Instrumenten-Fabrik u. Export.

Teppiche
... 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. ...
Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre,** Berlin S., Oranienstr. 158.

Nebelbilder-Apparate
Laterna magica
Dampfmaschinen
Zauberkasten
Experimentirkasten

25 gold. u. silb. Medaillen u. Dipl.

Spielwerke

Spieldosen

... **J. H. Heller, Bern** (Schweiz).

Neue Chili-Pfirsiche
Hamburg, J. Hinler & C. Teycke.

Patente
Hamburg: ...
Dresden: ...
Dr. J. Schanz & Co.
Vergünstigungen

Honig

Warnung.
Der grosse Erfolg, den unsere
Pat.-H-Stollen
errungen, hat Anlass zu verschiedenen, werthlosen Nachahmungen gegeben. Man kaufe daher unsere
Stets scharfen
H-Stollen

(Kronentritt unmöglich) nur von uns direct, od. nur in solch. Eisenhandl., in denen unser Plakat „Rother Husar i. Hufeisen" ausgehängt ist. Preislisten u. Zeugn. grat. u. fr.
Leonhardt & Co.
Berlin, Schiffbauerdamm 3.

UNBEDINGT DIE
ZARTESTE HAUT
bekommt man durch d. Gebrauch von
LANOLIN-

Créolin Pearson
Das beste und billigste
Desinfectionsmittel.
Ungiftig und nicht ätzend
Unentbehrlich
William Pearson & Co. HAMBURG

R. Barth, Stuttgart. Musik-Instr.-Fabrik ...

LIQUEUR PILLEN
Dr. LAVILLE
RHEUMATISMUS und **GICHT**

Wichtig für Gicht-, Stein-, Zucker- und Malariakranke.
Das von der **Chemischen Fabrik auf Aktien (vorm. E. Schering)** in **Berlin** dargestellte und in den Handel gebrachte

Piperazin Schering

ist bereits von vielen Aerzten — u. a. von Professor Dr. Schweninger — auf Grund der ungewöhnlich günstigen ... als ein spezifisches Heilmittel bei gichtischen und Steinleiden erkannt worden.

LAEVULOSE

(unschädlicher u. ernährender Zucker f. Diabetiker-Zuckerkranke), empfohlen von den Geheimräten Ebstein und Leyden. — Ferner empfiehlt die genannte Fabrik

Phenokollum hydrochloricum

als vorzüglich anerkanntes Heilmittel gegen Malaria. — ... **Piperazin, Laevulose** und **Phenokollum hydrochloricum** ... **Droguenhandlungen** bzw. **Apotheken** zu beziehen. — Der Verkauf der **Laevulose** in und für Deutschland ist der Firma **Gebr. Stollwerck, Köln a. Rh.** ... **Laevulose-Chocolade** ...

Piperazin „Schering" ... **E. Schering,** Droguenhandlung, Berlin N., Chausseestr. 19.

Empfehlenswerte Geschenkwerke

aus dem Verlage von **Carl Flemming** in **Glogau.**

Herzblättchens Zeitvertreib.

Kinderschriften.

Märchen und Sagen.

Carl Flemmings Vaterländ. Jugendschriften.

Töchter-Album.

Ihrer Majestät der Kaiserin Victoria gewidmet.

Thekla v. Gumperts Bücherschatz für Deutschlands Töchter.

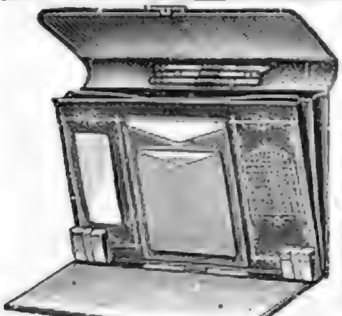
Für das reif. Mädchenalter.

Für das reifere Knabenalter.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. — Ausführliche Kataloge gratis und franko.

Blooker's holländ. Cacao

ist die feinste Marke. J. & C. Blooker, Amsterdam (Holland).



— Neu!! —

Viktoria-Schreibmappe.

Vor Nachahmung geschützt.

Die neue, hocheleganté und [illegible] Schreibmappe [illegible] für Jedermann. Sie ist in [illegible] dunkelbraunem Nachtleder [illegible] Patentschloß [illegible] immerwährenden verstellbaren Kalender [illegible]

Stück 10 Mark.

Nur allein zu haben bei

Albert Rosenhain, Berlin SW., Leipzigerstraße 72.

Lederwaren eigener Fabrik. — Versandgeschäft gegründet 1864.

Gross. illustrirter Preiscourant gratis und franko.

Jedes Dame ist [illegible] Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.

[illegible]

PATENT BRENNAPPARAT Mk. 6,50.

Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant.

Illustr. Prospecte u. Preisverz. franko u. gratis.

Unsere Nähmaschinen

weltberühmt durch das dazu verwendete Material, die feine Ausstattung und den leichten Gang, zeichnen sich auch vor allen übrigen durch saubere Justirung und grösste Nähfähigkeit aus. Ueber

dreiviertel Million Nähmaschinen

sind bis heute von uns erzeugt und verkauft worden — eine Zahl, die bisher noch von keiner deutschen Fabrik erreicht wurde.

Eine Naumann-Nähmaschine ist aus dem besten Material hergestellt; wer eine solche besitzt, hat die Gewähr für jahrelange Haltbarkeit und dafür übernehmen unsere Vertreter die weitgehendste Garantie.

Nähmaschinenfabrik u. Eisengiesserei vormals Seidel & Naumann, Dresden.

Knaben-Weihnachtsgeschenke! Kleine **Drehbänke,** [illegible] Laubsäge-Apparat [illegible] Jul. Geiger, [illegible] Stuttgart.

Sie glauben nicht [illegible] R. Vieweger, [illegible] Kottbus [illegible]

Bromwasser [illegible] Sulza i. Thür.

Gebrüder Wolff in Kreuznach [illegible] Violinen, Cellos, Zithern etc.

Alle Musik-Instrumente [illegible]

Zauber- [illegible] Apparate [illegible]

Nebenerwerb! [illegible] Berlin [illegible]

Richters Anker-Steinbaukasten und Geduldspiele.

Richters Anker-Steinbaukasten stehen nach wie vor unerreicht da; sie sind das beliebteste Weihnachtsgeschenk für Kinder über drei Jahre. Sie sind billiger, wie jedes andere Geschenk, weil sie viele Jahre halten und sogar nach längerer Zeit noch ergänzt und vergrößert werden können. Die echten Anker-Steinbaukasten sind das einzige Spiel, das in allen Ländern ungeteiltes Lob gefunden hat, und das von allen, die es kennen, aus Ueberzeugung weiter empfohlen wird. Von den vielen ehrenden Zuschriften lassen wir hier nur einige folgen:

(Deutschland.) Herr [illegible] [illegible]

(Schweiz.) Herr [illegible], Ingenieur in Winterthur, schreibt: „Unser Knabe ist nur sechs Jahre alt und hat sich bereits eine solche Fertigkeit angeeignet, [illegible] daß er auch ohne Vorlagen ganz allerliebste Bauten auszuführen im Stande ist. Er strahlt vor Freude, wenn er seinem von der Arbeit heimkehrenden Vater seine Bauwerke, die wirklich Geschmack verraten, vorweisen kann. Auf Grund der gemachten Erfahrungen habe ich denn auch keine Gelegenheit versäumt, dieses ganz vortreffliche [illegible] zu empfehlen."

(Ungarn.) Herr Josef von [illegible], Königl. ungarischer [illegible] in Budapest, schreibt, nachdem er die [illegible] der Holzbaukasten besprochen hat, wörtlich: „... Alle diese Nachteile sind beseitigt durch die Firma F. Ad. Richter & Cie. in den Verkehr gebrachten „Anker-Steinbaukasten" ausgeschlossen, denn die Kasten enthalten wirkliche Steine, die infolge ihres größeren Eigengewichts [illegible] ermöglichen. Die Steine selbst sind außerordentlich haltbar und bringen dadurch, daß sie farbig sind, einen [illegible] Effekt hervor. Die jedem Anker-Steinbaukasten beigegebenen Vorlagen [illegible] sie sind mit einer Sorgfalt gezeichnet und gedruckt, wie man dies nur bei wissenschaftlichen Werken anzutreffen pflegt. Ich kann daher auch [illegible] den Richterschen Anker-Steinbaukasten als das beste Lehr- und Unterhaltungsmittel auf [illegible]"

(Frankreich.) Herr René [illegible] „Ich kann nicht umhin, Ihnen mitzuteilen, [illegible] Anker-Steinbaukasten, in erster Linie für Kinder bestimmt, auch Erwachsene interessiert. Es kaufte ich vor einigen Monaten Ihren Anker-Steinbaukasten Nr. 21, um ihn Kindern zu geben. Er hat indes meines Bruders und mein Interesse derartig angeregt, daß wir [illegible] unseren [illegible] und wissenschaftlichen Arbeiten etwas ausruhen, indem wir eine Ihrer Vorlagen nachbauen, was unterhaltend [illegible] [illegible] unseren Kindern interessieren."

(England.) Herr [illegible], London W., schreibt: „Ich [illegible] Ihren Anker-Steinbaukasten, er entspricht einem wirklichen Bedürfnis und ist der [illegible] Unterhaltung und Belehrung für Kinder, ja sogar für Erwachsene, zu [illegible]. Die [illegible] und mathematische Genauigkeit der Bausteine sind vollkommen, ihre Unzerstörbarkeit spricht ferner zu ihren Gunsten. Die künstlerischen Bauvorlagen, die ihnen beigegeben sind, verdienen auch das höchste Lob und der ganze Kasten macht einen bedeutend besseren Eindruck, als die jetzt veralteten Holzklötzchen [illegible] Vorlagen.

Der mir gelieferte Kasten nimmt meiner Kinder Zeit ganz in Anspruch, sie werden nie müde, immer neue Bauten zu errichten, und ich selbst habe ihnen verschiedene reizende Miniatur-Modelle, Türme u. s. w. gebaut.

Ohne Zweifel wirken die Anker-Baukasten erzieherisch auf die Gestaltungskraft und Erfindungsgabe der Kinder, und junge Leute, die sich der Architektur widmen, dürften gut thun, dann und wann einige Bauten zu errichten, an denen sie die verschiedene Wirkung von Licht und Schatten studieren können.

Diese Bausteine werden die Geschmacksrichtung der heranwachsenden Generation sehr günstig beeinflussen, da ich wie für Kinder jeden Alters nichts Passenderes denken kann — [illegible], so daß sie wirklich in keiner Familie fehlen sollten."

Sehr beliebt sind auch die Richterschen Geduldspiele: Ei des Columbus, Blitzableiter, Grillentöter, Kopfzerbrecher, Kreuzspiel u. s. w. Jedem dieser Spiele liegt ein Heft mit mehr als 100 Aufgaben bei, deren Lösung viele Stunden angenehm fesselnde Unterhaltung gewährt. Ganz besonders anregend ist die Lösung der Aufgaben für je zwei Spiele. Es dürfte kaum einen zweiten Artikel geben, der für einen so geringen Preis (nur 50 Pf. kostet ein solches Spiel!) auch nur annähernd so viel Zeitvertreib gewährt. Beim Einkauf dieser Spiele und der Anker-Steinbaukasten sehe man nach der Fabrikmarke Anker, und weise jeden Kasten ohne diese Marke als unecht zurück.

Sollte hie oder da ein Verkäufer versuchen, die verabreichte Nachahmung als ebenso gut aufzudrängen, dann erinnere man sich gefälligst der Thatsache, daß alle günstigen Urteile über Steinbaukasten sich

nur auf Richters Anker-Steinbaukasten

beziehen, und daß nur diese echten Kasten planmäßig ergänzt werden können. Näheres über die [illegible] sinnreichen Ergänzungs-Ordnungen findet man in der neuen illustrierten Preisliste, die auf Verlangen kostenfrei zusenden:

F. Ad. Richter & Cie., K. u. K. Hoflief.,
Rudolstadt in Thüringen,
Wien, I. Nibelungeng. 4, Olten (Schweiz),
Rotterdam, [illegible] 42,
Bruxelles-Nord, Rue St. Lazare [illegible],
Reims, Rue Buirette 34,
London E. C., 44 Jewin-Street, Aldersgate,
New-York, 17 Warren-Street.

Zum Preise von 50 Pf. bis 5 Mk. und höher vorrätig in allen feineren Spielwaren-Geschäften des In- und Auslandes.

Über Land und Meer.

№ 10.

71. Band.
Sechsundreißigster Jahrgang.
Oktober 1893 - 1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Die Schwestern.

Roman von

Ida Boy-Ed.

X.

Petra war sehr krank. Es kam zwar kein einziger verzweifelter Tag, an welchem Doktor Eicke oder sein treuer Beistand Marianne den Mut verloren und für das junge Leben zitterten, aber dafür war die Reihe der schlechten Tage schier endlos.

Petra hatte noch keine Kinderkrankheit gehabt. Sie war immer gesund gewesen und als lustiger Spaßmacher zwischen den Betten von Marianne und Malve unberührt umhergelaufen, wenn diese Scharlach oder Masern gehabt. Nichts focht ihr unzerstörbares Wohlbefinden an. Sie war einmal ins Wasser gefallen und hatte nichts davongetragen, obgleich es mitten im Winter gewesen und sie in den nassen Kleidern vom Ufer der Föhrde zu Fuß nach Hause laufen mußte. Damals war sie „wütend“ gewesen, daß sie auch nicht ein bißchen Fieber oder so etwas bekam, denn weil ihre Eltern sich somit nicht zu ängstigen brauchten, bekam sie harte Strafe, weil sie wider Verbot aufs dünne Eis gegangen war.

Malve, die ewig Zarte, Klagende, hatte oft Kopfweh und durfte dann die Schularbeiten lassen. Sie, Petra, konnte immer unentwegt „büffeln“, wie sie zu sagen pflegte, denn sie hatte nie Kopfweh.

Aber Eicke sagte, das sei gewöhnlich so: wenn sehr kräftige und gesunde Menschen einmal gefaßt würden, dann rüttle es sie auch gehörig.

Frau Dallmer, ja heimlich auch Marianne und sogar die Dienstboten, machten sich auf böse Wochen gefaßt, in denen man nicht zu Atem kommen würde vor der üblen Laune und den Ansprüchen eines verzogenen Kranken.

Die ersten vierzehn Tage ging es ja gut. Da war Petra so schwach, daß sie wohl stille liegen mußte und fast nur mit einem Blick oder einem gehauchten Wort bitten oder danken konnte.

Aber es ging auch nachher gut. Die üblen Launen blieben aus und die Kranke zeigte sich still und geduldig.

Da hoben Lene und Lisette, die das Fräulein gern hatten, trotz manchen Streites, der zwischen ihnen vorfiel, ein großes Klagen vor ihrer Herrin an. Sie behaupteten, es sei ein schrecklich trauriges Zeichen, wenn jemand so seine Natur verändere und Fräulein Petra habe sicherlich einen „Knacks“ weggekriegt.

M. Gordigiani: Die Soubrette.

Frau Dallmer sah infolge dessen ihr Kind als eine Verlorene an und setzte allen Tröstungen den Jammerruf entgegen, daß, wenn es auch scheinbar langsam besser werde, Petra doch den Keim zur Auszehrung in sich trage. Sie sähe schon so verklärt aus, sie habe schon so etwas Ueberirdisches.

Diese Zeit war eine außerordentliche für Frau Dallmer. Sie gönnte sich keinen ruhigen Augenblick; bald war sie in der Küche und beschrieb Lene genau, wie die — schon fertig im Topf dampfende — Suppe bereitet werden müsse, was Lene mit gleichgiltiger Geduld nicht anhörte, sondern an ihren Ohren vorbeigehen ließ. Bald war sie oben und fragte Marianne und die graue Schwester, ob sie auch abgelöst sein wollten, während die beiden untereinander sich völlig geordnete Tag- und Nachtpläne verabredet hatten und auch inne hielten. Sie ging bei dem schlechtesten Wetter und zu den ungewöhnlichsten Tageszeiten aus, um für Petras Ernährung etwas selbst zu holen, das die Lieferanten rechtzeitig geschickt hätten. Sie brachte Blumen ins Krankenzimmer, die keinen Augenblick darin bleiben durften.

Mitten in der Nacht stand sie auf, wenn es Zeit war, daß Petra einnehmen mußte. Dann ging sie hinüber in das dämmerige Gemach, wo entweder Marianne oder „Schwester Eirema“ saß und die Kranke in einem Zustand zwischen Schlaf und Wachen hinträumte.

„Liebe Schwester, es ist Zeit zum Einnehmen,“ flüsterte sie und schlich an das Tischchen neben dem Bett, wo im Schein der bettwärts verhüllten Nachtlampe die Medizingläser matt flimmerten und auf dem Stiel des silbernen Löffels im Fruchtsaftglase ein blinkender Reflex aufleuchtete. Obschon die Schwester entgegenflüsterte:

„Wir haben schon eingenommen,“ nahm Frau Dallmer doch noch die Flasche in die Hand, las gegen das Licht gebückt die Schrift auf der Papierfahne, die an den Hals der Flasche gebunden war, und stellte sie dann erst zurück.

„Schläft sie?“ fragte sie dann und beugte sich über die Kranke, ihr anstatt der Haare das weiße Nachtmützchen streichelnd, denn die rotblonden Haare waren hart am Kopf abgeschnitten.

Durch die Bewegung, so leise und zart sie war, schreckte die Kranke doch zusammen und schlug die Augen auf.

„Nun, mein Herzchen, wie fühlst Du Dich, schlafe nur süß, wir wachen für Dich,“ sagte sie zärtlich. Und weil Petra ja doch wachte, fragte sie dann die Schwester etwas lauter:

„Haben Sie auch alles, was Sie brauchen, liebe Schwester? Ist der Kaffee stark genug? Lene ist so unzuverlässig.“

Dabei sah sie noch in die Kaffeekanne, deren Inhalt sich die Schwester gegen Morgen, wenn es drei oder vier Uhr schlug und die Stunden der Nachtwache immer bleierner hinzuschleichen schienen, zu erwärmen pflegte.

„Wir haben alles, Frau Dallmer, was wir brauchen,“ flüsterte die Schwester.

Dann erst ging die Frau wieder und konnte selbst nicht mehr einschlafen, so wenig Petra die gestörte Ruhe wiederfand.

Am Tage kamen Leute, man fragte dem Befinden Petras nach. Elde hatte erklärt, eine Ansteckung sei durch den Besuch nicht zu fürchten.

Dann klagte Frau Dallmer sich aus, über ihre Sorgen und ihre ruhelosen Nächte.

Man riet ihr, sich zu schonen und besonders nachts der grauen Schwester die Pflege allein zu überlassen.

„Ich habe meine Kinder nie anderen überlassen,“ sagte sie.

Ihre Muttertreue feierte förmlich Feste in diesen Wochen und sie bespiegelte sich selbst mit Rührung in ihrer Fähigkeit, sich für die Ihrigen aufzuopfern.

Zuweilen, wenn Elde geglaubt hatte, das Fieber endgiltig verjagt zu haben, kam es am nächsten Tag um so stärker wieder. Dann phantasirte Petra.

Das waren die schrecklichsten Stunden für Marianne.

Die Stille der Nacht lag über Stadt, Hafen und in den Häusern. Die kleine Lampe brannte, zuweilen knisterte der kleine Docht, der auf einem Korkschiffchen auf der gelben Oelfläche schwamm und die Flamme zuckte zusammen. Marianne saß auf dem großen, lederbezogenen Sorgenstuhl, der, von irgend einem Großvater stammend, sonst auf der Bodenkammer ein unnützes Dasein fristete.

Sie hatte ihren dunklen Kopf zurückgelegt, ein wenig seitwärts, gegen eine der großen Ohrlehnen, die oben am Lehnstuhl in gebogener Linie vorsprangen. Die Hände im Schoß gefaltet, saß sie regungslos da. Ihre Augenlider waren geschlossen; sowie aber im Bett eine leise Bewegung geschah, schlug sie die Augen auf und sah aufmerksam hin.

Petra lag im Schatten. Man konnte ihr Gesicht nicht deutlich erkennen. Aber auf die mageren, weißen Hände fiel ein bißchen Licht.

Ach, man konnte fast die Linien des Skelets unter der Haut verfolgen.

Wenn Petra dann begann, sich hin und her zu werfen, holte Marianne Schwester Eirema herbei, die nebenan schlief.

Sie trafen alle Vorkehrungen, erneuten das Eis in der Blase und betteten sie auf das Köpfchen.

Petra begann zu murmeln. Allerlei undeutliches Zeug — und auch in die klarer gesprochenen Worte war kein Sinn hinein zu bringen.

Das sinnlos Unheimliche, das Wahnwitzige, was in solchen Phantasien liegt, erschütterte Marianne unaussprechlich. Ihre liebe Petra kam ihr vor wie eine Irre, oder wie ein Körper, in den eine fremde Seele gefahren und den Petras Seele für immer verlassen.

Sie weinte, während sie der Kranken Erleichterung zu bringen suchte, aber sie wußte gar nicht, daß ihr die Thränen so aus den Augen rannen. Und wenn dann die Kranke stiller ward, wenn das Fieber wich und beim klaren Morgenschein es sich erwies, daß Petra wieder ein bißchen mehr Kräfte verloren hatte durch den Anfall, dann brach auch Marianne fast zusammen und oft konnte sie dann vier, fünf Stunden lang den schweren, unerquicklichen Tagesschlaf thun, der durchwachte Nächte nie ersetzt.

Einmal wurde sie aus solchem Schlaf durch Lisette geweckt.

„Der Stadet Sellhausen ist da,“ meldete sie; „ich hab's ihm gesagt, daß Sie 'mal 'n bischen schliefen. Aber er meinte, Sie wären ganz gewiß so gut, ihm die Störung zu verzeihen, wenn Sie ihn man erst selbst gesprochen hätten.“

Marianne fuhr auf und mußte sich erst ein weilchen besinnen. Ihre Augen brannten so.

„Ich komme gleich,“ sagte sie.

Sie nahm einen Schwamm voll kalten Wassers und fuhr über ihr Gesicht. Dann war sie in fünf Minuten unten, nachdem sie mechanisch das Gewand angelegt, welches sie jetzt alle Tage trug.

Felix Sellhausen stand im Verandazimmer und sah auf die Thür, durch welche sie eintreten mußte.

Endlich kam sie. Er stürzte ihr entgegen und als er einen Schritt vor ihr war, blieb er doch verlegen stehen.

Er hatte seine Mütze in der Hand und sein Peasaquet an, unter welchem der Dolch in seiner goldenen Scheide an blauen Schnüren herabhing.

In seine schönen blauen Augen schossen Thränen und er sah Marianne unverwandt an.

Wie elend sie in den vierzehn Tagen geworden war. Ihre Augen waren von Schatten umgeben. Und der klösterliche Anzug — das schwarze Kleid und die große weiße Schürze darüber.

Marianne reichte ihm die Hand. „Sie wollen mich sprechen? Vorerst aber innigen Dank für Ihre Teilnahme. Sie haben jeden Tag nach Petra gefragt,“ sagte sie.

„O, das verstand sich doch von selbst. Ich wollte nicht stören und dachte auch, daß es Fräulein Petra erschreckt, wenn man klingelt. Deshalb ging ich immer hinten herum und fragte durchs Souterrainfenster die Mädchen in der Küche,“ erklärte Felix.

„Was der Junge für ein paar Augen hat,“ dachte Marianne, „gut und zuverlässig und seelenvoll.“

Ihr that die Nähe des Jünglings immer wohl. Es ging etwas Frisches, Ehrliches von ihm aus.

„Und wie geht es heute?“ fragte er.

„Heute? Die Nacht war schlecht. Ach, es ist ein langwieriger Fall. Und Weihnachten wird für Petra spurlos vorübergehen. Es sind nur noch vierzehn Tage.“

Marianne sank in einen Stuhl.

Mit sehr bestürztem Gesicht sagte Felix:

„Ich dachte, sie könnte Weihnachten wieder aufstehen. Dann will ich nur meinen schönen Plan nicht weiter ausmalen. Und Sie, Fräulein Marianne, Sie werden auch noch krank werden.“

„Ich kann viel aushalten,“ tröstete sie lächelnd, „aber was für einen schönen Plan haben Sie denn gehabt?“

Felix saß ihr gegenüber und guckte in den Boden seiner Mütze.

„Wir wollten keinen Urlaub nehmen, Axel und ich, oder vielmehr während desselben hier bleiben und unsere Eltern bitten, auch her zu kommen. Damit wir dann alle zusammen Petras Genesung feiern könnten. Ja, das hatte ich gedacht.“

„Und was sagt Ihr Bruder dazu?“ fragte Marianne, die zu dieser Eröffnung große Augen machte.

„Der weiß noch nichts von dem Plan,“ gestand er seufzend.

„Ah so,“ machte Marianne. Sie lächelte wehmütig.

Damals hatte Petra ihr gestanden, daß sie am Bahnhof gewesen, um „ihn“ noch einmal zu sehen, weil alles, alles aus sei. Aber das wußte nur Marianne, denn Frau Dallmer sollte nie das Ziel dieses folgenschweren Morgenspazierganges erfahren.

„Ich bitte Sie,“ sagte Felix eifrig, fast heftig, „meinem Bruder zu vergeben. Er leidet sehr, obschon er es mir nicht gesteht.“

„Was haben wir Ihrem Bruder zu vergeben?“ fragte Marianne, mit immer demselben wehmütigen Ausdruck.

„Ist nicht um seinetwillen Petra so tödlich erkrankt? Hat sie sich nicht diese Krankheit geholt, an jenem Morgen, als sie in Sturm und Regen nach dem Bahnhof lief? Ist Axel nicht ihr Mörder, wenn sie stirbt? Bricht ihr Herz nicht vor Gram, weil er sich von ihr wandte?“ rief Felix voll Leidenschaft.

Marianne stand auf und legte ihre Hand auf das Haupt des Jünglings, indem sie es so mit sanftem Druck etwas zurückbog, damit der vor ihr Sitzende zu ihr empor sehen könne.

„Nein, mein lieber Felix,“ sagte sie sanft und voll schmerzlicher Innigkeit, „die Sache ist noch etwas anders, als sie sich in Ihrem Kopfe malt. Wohl hat Petra sich diese Krankheit wahrscheinlich an jenem Morgen zugezogen, oder wenigstens sind doch schlummernde Keime dazu mit einemmal stark aufgewuchert, infolge des unverständigen Ganges und der noch unverständigeren Rückfahrt. Wohl besiegt eine frohe Seele leichter die Krankheit des Körpers, als eine kummerbeschwerte. Aber Ihr Bruder hat gehandelt, wie er mußte. Wir wissen es ja alle, lieber Felix, Sie und ich und Günther, wie offenkundig Axel sich um Petras Liebe bewarb und wie er immer zögerte, das entscheidende Wort zu sprechen, weil ihr stachlichtes, keckes Wesen es ihm unmöglich machte, an ihre wahre Zuneigung, an ihren weiblichen Sinn zu glauben. Sehen Sie und endlich kam einmal die Stunde, wo das Maß seiner Geduld ausgeleert war, wo er fühlte, daß Vertrauen und Hoffnung erstarb. Solche Gefühle sterben oft an einem Nichts. Monatelang haben sie ihr Leben behauptet gegen die schwersten Anfechtungen — monatelang hat die Liebe es vermocht, Nachsicht zu üben mit bösen Fehlern, und dann auf einmal, bei irgend einer kleinen Dummheit ist es aus. Das kommt, die Lebensfähigkeit der Liebe war vorher bis aufs äußerste ausgedehnt und angespannt worden, bis zu einem Punkt, wo sie nichts mehr ertrug.

„Axel hat gehandelt wie ein Mann und Petra selbst hat sich mit ihrer flinken Zunge um ihr Glück gebracht. Belasten Sie Ihr treues Bruderherz nicht mit dem Gedanken, daß Axel irgend eine Schuld trägt.“

Felix sah mit Begeisterung zu ihr empor. Die Wonne, ihre Hand auf seinem Haupt zu fühlen, war so groß, daß er darüber gar nicht bemerkte, daß in diesem Gebaren Mariannens eigentlich etwas mütterlich Liebevolles lag.

„O, ich danke Ihnen. Wie edel und versöhnlich Sie zu sprechen wissen. Es wird Axel wohl thun, wenn ich ihm Ihre Worte wiederhole,“ sagte Felix und hätte uns Leben gern die Hand ergriffen, die jetzt wieder von seinem Haupt niedersank.

„Ist er denn hier?“ fragte Marianne.

Digitized by Google

„Er ist gleich zurückgekehrt. Er hatte einen Erholungsurlaub genommen, bis gleich nach Weihnachten. Aber als ich ihm schrieb — es war am dritten Tage nach Petras Erkrankung, wie ich selbst erst davon erfuhr — als ich ihm schrieb: sie ist sehr, sehr krank geworden, ist er sofort zurückgekehrt und verlebt nun seinen Urlaub hier. Er wohnt in Holst' Hotel und geht fast gar nicht aus. Seine Stammesden und sein Kommandant glauben ihn krank und wenn man ihn sieht, muß man es auch glauben. Am besten wäre es ja, er meldete sich zum Dienst zurück, denn Arbeit ist für Arel das beste. Aber er meint, das geht nicht, weil er doch damals einen Erholungsurlaub als so dringend nötig für sich gemacht. Doch will er heute sich bei Ihrem Schwager Rat holen, denn er sagt, so würde er verrückt."

„Günther wird ihm schon raten, den Urlaub abzukürzen," sprach Marianne. „Denn ich glaube auch, daß Ihr Bruder bei der Arbeit leichter vergißt. Vielleicht sitzt ihm Petras Bild doch noch ein bißchen im Herzen und es wird ihm Mühe kosten, es ganz zu vergessen?"

„Vergessen?" rief Felix, „wie kann man vergessen, was man geliebt hat. Wie kann man leben, wenn man nicht besitzen darf, was man liebt."

Marianne sah ihn an, mit einem langen, tiefen Blick, unter welchem Felix plötzlich ein Herzklopfen bekam, das er mit dumpfem Pochen bis in die Schläfen hinauf fühlte.

„Mögen Sie nie erfahren, Felix, daß man leben kann und muß, ohne das Licht einer Hoffnung im Herzen," sprach sie leise.

Ihm wurde ganz schwindelig. Sprach sie das für sich? War das selbsterfahrenes Leid? Oder für ihn? Hatte sie vielleicht bemerkt, daß er ihr grenzenlos ergeben war?

„Sagen Sie Ihrem Bruder, daß für unsere Kranke keine Lebensgefahr vorhanden scheint," sagte Marianne und hielt ihm die Hand hin; „ich muß zu ihr. Ich schicke Sie fort, lieber Felix."

Er sprang auf. Er war ganz bestürzt. Die Hauptsache hatte er noch gar nicht gesagt.

„Bitte, noch eins. Arel hat ja täglich durch mich von ihr gehört — ich bin in unserer Nachmittagsfreistunde schnell erst hierher und dann zu ihm gelaufen. Ich habe ja so wenig Zeit. Ich wollte fragen: Weiß Petra, daß ich nachfragen komme? Und wenn sie es weiß, wollen Sie ihr dann nicht sagen, daß ich in seinem Auftrag komme? Wollen Sie ihr nicht sagen — wenn Sie glauben, daß Petra überhaupt noch etwas von Arel wissen will — daß er sehr leidet um ihretwillen. Er spricht nicht viel davon. Fast gar nicht. Ich wiederhole ihm, was mir Lene oder Lisette gesagt und er schweigt dazu. Nur einmal murmelte er: Hätest Du sie gesehen, wie sie auf dem Bahnhof stand, so jammervoll und so zärtlich, so elend und so reizend. Wie eine Taube vom Sturm zerzaust, vom Regen gebadet. Und ein andermal sprach er so vor sich hin: sie leidet, und ich darf nichts thun, ihr zu helfen — Bitte, sagen Sie ihr das, vielleicht, ach, vielleicht kann es ihrem Herzen wohlthun."

„Lieber Felix," sagte sie traurig, „ich kann keinen Ihrer Wünsche erfüllen. In diesen zwei Wochen, seit Petra krank ist, kam der Name Ihres Bruders nicht von ihren Lippen. Ich weiß nicht, was in ihrer Seele vorgeht. Vielleicht gar nichts, vielleicht dämmert sie auf den Grenzen zwischen Traum und Wachen hin. Aber niemals darf ich es sein, die zuerst daran rührt. Käme der Tag, wo Petra nach Arel fragt und sehe ich dann, daß sie leidet oder bitter ist, dann will ich versuchen, ihr durch das wohl zu thun, was Sie mir eben gesagt."

Nun sah Felix ein, daß er gehen müsse. Es gab gar keinen Vorwand mehr, Marianne noch aufzuhalten.

Im Zimmer war schon Abenddämmerung, der Schnee draußen war glanzlos geworden, der letzte Sonnenstrahl hatte sich von den kahlen Baumkronen zurückgezogen, der wolkenlose Himmel verblaßte zu weißlichem Grau.

Felix sah noch einmal in das geliebte Gesicht, das völlig farblos erschien.

Er war ergriffen, er hätte weinen mögen. Und er drückte Mariannens Hand mit solcher Heftigkeit, daß er sich gleich darnach seines stürmischen Gebarens schämte und davonstürzte.

Marianne sah ihm erstaunt nach. Eine leise Beklemmung legte sich um ihr Herz, aber sie schüttelte den Kopf, als wolle sie einen sorgenvollen Gedanken verneinen, der eben in ihr aufstieg.

Sie kehrte in das Krankenzimmer zurück und nahm ihren Platz wieder ein.

Abermals verstrichen vierzehn Tage, stiller als die ersten, aber ohne merkliche Fortschritte zu bringen.

Petra bekam keine so bösen Fieberanfälle mehr, in denen sie phantasirte, aber sie blieb namenlos schwach. Was das allerschlimmste war: ihr Gemüt schien sich dieser Schwäche mit einem krankhaften Wohlgefühl hinzugeben und in ihrer Seele war kein Spürchen von Energie, noch der Wunsch zu genesen. Sie lag stillvor, stundenlang, ohne zu sprechen. Oft mit geschlossenen Augen, ohne zu schlafen, oft sah sie den fleißigen Fingern der Schwester Efrema zu, die spinnwebfeine Spitzen häkelte, zum Schmuck ihrer Hauben.

Die schwarzgekleidete Gestalt mit der weißen Haube war Petra eine liebe Gesellschaft. Sie wurde unruhig, wenn die „Schwester" sich entfernte. Es waren ihrer zwei, die sich ablösten, je einen Tag und eine Nacht blieb Schwester Efrema, dann kam für eine ebenso lange Zeit Schwester Prudentia. Diese war eine mittelgroße, wohlbeleibte Person, in deren glattem Gesicht ein hochmütiger Zug stand — der Hochmut der Frömmigkeit. Sie häkelte keine Spitzen, sondern las viel in einem Gebetbuch.

Obgleich die stillen Bewegungen, die unermüdlichen Aufmerksamkeiten, die tadellose Erfüllung des Pflegedienstes bei beiden Ordensschwestern völlig gleich waren, liebte Petra mehr die Schwester Efrema.

Die hatte ein so frohes Lächeln, das fast schelmisch aussah und so treue, gute Augen und schien sich nicht ein bißchen besser zu dünken wie Petra.

Von Religion sprachen sie beide nicht und wenn Petra irgend eine neugierige Frage that, über ihr Vorleben, ihre gegenwärtigen Pflichten und über die katholische Kirche, wußten beide taktvoll auszuweichen.

Nur einmal, als Petra einen bösen Fieberanfall bestanden hatte und nachher vor Schwäche weinte und sagte:

„Ich muß wohl sterben und ich will auch ganz gerne sterben."

Da streichelte ihr Efrema sanft die eingefallene Wange und sprach trösilich:

„Der liebe Gott läßt ein junges Menschenkind nicht sterben, wenn er denkt, daß es noch ein nützliches Lebenswerk vor sich hat. Sie werden leben, denen, die Sie lieben zum Segen und sich selbst zur Freude."

Petra hielt mit ihren schwachen Fingern ein welkes die hartgearbeitete Hand der frommen Frau fest.

„Ach, könnte ich sein wie Sie," murmelte sie. „Ach, könnte ich sein wie Sie —" Dieser Gedanke umspann auch oft Marianne.

Aller Lärm der Welt, alle kleinen eingebildeten Alltagssorgen blieben draußen vor der Schwelle dieser Stube zurück. Der heiligste Friede webte darin und gewann allmälich auch einen Zauber für die Seele der gesunden Schwester, daß diese auf die wundetlichsten Träumereien geriet.

Wenn man immer in solcher Stimmung leben könnte! Immer nur den einen Gedanken haben, in werkthätiger Liebe dem Nächsten seine Leiden erleichtern helfen! Glück und Unglück nur wie in dämmernder Ferne hinter sich liegen sehen und die wunschlose Gegenwart ausfüllen, mit verantwortlicher Arbeit.

Keine Thränen mehr weinen! Weder vor Freude noch vor Gram.

Bei dieser Vorstellung stockten dann wohl Mariannens Gedanken.

Wer wußte, ob nicht auch diese Frauen in stillen Nächten noch Verzweiflungsthränen weinten oder solche der Reue und der Sehnsucht?

Und wenn sie nicht mehr weinten, waren sie dann noch Menschen, volle, ganze Menschen?

Wer keine Thränen mehr hat, besitzt der noch seine Seele zu eigen?

Wenn sie alles in sich abgetötet hatten, auch die Erinnerung, war es dann für sie wert, überhaupt gelebt zu haben?

Erst als Marianne erkannte, daß auch Petra sich mit solchen Gedanken trug, raffte sie sich wieder zu ihrer klaren Entschlossenheit auf.

Sie begann alle ihre Bemühungen darauf zu richten, Petra aus dem lethargischen Zustand aufzurütteln. Hierin fand sie heftigen Widerstand bei Frau Dallmer, welche meinte, nur äußerste Schonung, völlige Ruhe könne Petra wieder herstellen. Sie war der Meinung, daß man der Kranken das Weihnachtsfest verheimlichen müsse, während Marianne darauf bestand, ein geschmücktes Bäumchen ins Zimmer zu stellen. Schon einmal hatte Petra gesagt:

„Es muß doch bald Weihnachten sein?"

Da antwortete die Mama:

„Noch lange nicht, mein Herzchen."

Marianne sprach mit Doktor Eicke.

„Ich kenne meine Schwester. Es ist etwas Unverwüstliches in ihr. Und wenn ihre Fieberanfälle noch viel schlimmer und andauernder gewesen wären, sie hätte sich doch schnell wieder aufgerichtet, wie ein Birkenstämmchen, das nur vom Sturm gebogen war. Ihre völlige Hingabe an die körperliche Schwäche, ja eine Art krankhafter Zufriedenheit darin, ist bei ihr eine so unnatürliche Erscheinung, daß ich annehmen muß, ein seelischer Schmerz nagt an ihr. Und ich glaube, daß das Aufrütteln besser ist, als nachgeben."

Sie standen auf der Treppe, denn Marianne hatte Eicke aus dem Krankenzimmer begleitet.

Eicke sah sie durch die Gläser seines Kneifers aufmerksam an. Er verstand völlig, daß Marianne bestimmt von einem Seelenschmerz Petras wisse, diesen aber nicht verraten wolle.

„Mein liebes Fräulein," sagte er, „Sie sollten alle meine Patienten mit mir zusammen behandeln. Sie flößen mir Respekt ein. Sie sind weich und fest zugleich. Kein larmoyantes Frauenzimmer. Ich bewundere Sie nun schon seit vier Wochen täglich mehr."

„Das ist keine Antwort auf meine Frage," sprach sie lächelnd.

„Aufrütteln, natürlich aufrütteln. Aber wie?" er fragte nur, um wieder die Freude zu haben, etwas Verständiges von ihr zu hören. Und sie ging ahnungslos in die Falle.

„Ich habe mir gedacht, ich trage ihr übermorgen nachmittag einen kleinen Tannenbaum vor das Bett, und wir machen ihr eine kleine Bescherung von Dingen, die ihr Mädchenköpfchen wohl hie und da als unerschwinglich geträumt. Vielleicht könnten auch Günther und Malve für einige Minuten zugegen sein. Wir werden alles so geräuschlos wie denkbar machen. Natürlich wird Petra weinen und vielleicht am nächsten Tag körperlich schwächer sein. Aber es wäre gut, wenn sie einmal weinte. Thränen haben so etwas Erlösendes."

Eicke nickte dazu.

„Hören Sie, mein teures Fräulein," sagte er, „sobald Sie Petra herausgepflegt haben, bitte ich Sie, das Feld Ihrer Thätigkeit auf einige Wochen ins Hansteinsche Haus zu verlegen. Ihre kleine Frau Schwester brauchte 'mal jemand, der sie zur Raison bringt. Das ist ja einfach nicht zum Ansehen: weinerliche Launen, anspruchsvolles Klagen, himmelschreiender Unverstand. Man kann immer wieder, wenn man so etwas sieht, seinem Schöpfer danken, daß man nicht geheiratet hat. Das heißt, es gäbe wohl Ausnahmen, glänzende Ausnahmen — schöne, liebe Ausnahmen — hören Sie 'mal, Ihr Flurofen entsendet aber Gluten ins Treppenhaus."

„Hitze steigt immer nach oben," meinte Marianne mit zerstreutem Gesicht. Also so stand es drüben.

„Ja, besonders bei mir," murmelte Eicke und tupfte sich mit dem Taschentuch auf dem rötlichen Gesicht.

„Auf meine Schwester Malve habe ich leider keinerlei Einfluß," bemerkte Marianne.

„So, so. Schade. Sehr schade. Nun, adieu denn."

Er wandte sich so plötzlich um, daß ein Fremder eine ausgerechnete Unart hätte darin finden können. Marianne wußte, daß irgend ein ganz ernster Gedanke durch seinen Kopf geschossen war. Und dann brach er stets plötzlich ab — das konnte ihm mitten in einem Gespräch passiren.

(Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Wollten sie nur dich anerkennen,
Du würdest sie liebenswürdig nennen.

W. Osterloh

M. Brandt: Auf der Jagd.

F. Vedini: Eine doppelte Lektion.

Die Soubrette.

(Hiezu das Bild Seite 205.)

Da sitzt sie, halb schelmisch, halb schwärmerisch schwermütig uns mit ihrem Gazellenauge anblickend, sie, die Soubrette, der gefeierte, verwöhnte Liebling des Publikums. Mag sie als kampflustiges Kammerkätzchen, als einfaches Landmädchen oder als heitere Landbäckerin vor uns hintreten, als Doris oder Liesel, als Suzon oder Jeanne, als Frasquitta oder Paquitta und wie die Heldinnen ihres Faches immer heißen, sobald sie vor dem flimmernden Lampenlichte erscheint, geht es wie ein belebender Hauch durch die Reihen des Publikums — und wie sollte es anders sein? Betreten doch mit ihr Scherz und Laune, Anmut und Heiterkeit den Schauplatz, und weiß ein frohes Menschenherz doch in Hunderten und aber Hunderten von Herzen die anklingende Saite zu berühren. Ein frohes Menschenherz? Ja, zur Schau tragen muß sie es, die arme Soubrette, aber wie es bei ihr selbst aussieht, das weiß kaum einer aus der vielköpfigen Menge, der die sie als Lehrmeisterin des saber gay — der heiteren Lebenskunst — hinreißt. Auf der Bühne freilich kreuzt immer ein Glücksprinz aus dem Opern- oder Operettenlande — und wenn es auch nur der unvermeidliche Lieutenant aus dem Regiment Picardie wäre — ihren Lebensweg, allein der Lebensweg der Bühne ist nicht der der Wirklichkeit, und Schwälbchens Schicksal gestaltet sich nicht immer so glücklich wie in dem neckischen Singspiel. Und wenn das Glück und der Glanz äußerlich noch so sehr stand hielten — im Innern kann sich eine Tragödie abspielen, wo wir lediglich die Verwicklungen des heiteren Lustspiels zu gewahren vermeinen. Schaut nur hinein in das dunkle Auge, das von etwas mehr als oberflächlichem Empfinden spricht. Spiegelt in ihm sich eine Seele, in welche das weltalte Menschenleid schon seinen Einzug gehalten, oder wird es von einem vorahnenden Blick in die Zukunft verschleiert — oder hat sie es mit dem Schelmenauge auf uns abgesehen, täuscht sie uns, die kleine Hexe Helena?

Fern im schönen Napoli,
Frag' nur an, dort kennt man sie,
Die Signora Boccanziglia! L.

Auf der Fährte.

(Hiezu das Bild Seite 208.)

Dahin, dahin auf schnaubendem Rosse durch das öde Steppenland! So weit das spähende Auge reicht, nichts als eintönige, endlose Fläche, nichts als schwerlastender, bleigrauer Himmel! Schon drohen die abgehetzten Tiere zu ermatten, schon rückt die nachfolgende Reiterschar näher und näher und noch immer keine Spur von dem rastlos gesuchten Feinde, kein Wink, der den Freunden zu geben wäre. Da endlich eine Einknickung in dem Steppengras nach dem sumpfigen Brackwasser hin, und mehr noch, offenkundige Zeichen einer eben erst verlassenen Lagerstelle — da, ein noch glimmender Feuerbrand, in der Eile des Aufbruchs zurückgelassene Gewandstücke! Mit aller Macht reißt Jan Broeski sein Tier zurück, während sein Genosse dahinstürmt: sein Auge hat ihn nicht getäuscht, die Fährte ist gefunden, und nun weiter, dem sicheren Ziele zu! Dahin, dahin! t.

Eine doppelte Lektion.

(Hiezu das Bild Seite 209.)

„Wenn gnädige Comtesse sich nur überzeugen wollen, wir haben hier die sich kreuzenden Polarströmungen, von denen wir gesprochen; die Wirkung erfolgt in entgegengesetzter Richtung, die Aenderung ergibt sich also mit Naturnotwendigkeit." Ach ja, Comtesse Angelique ließe sich gerne belehren, allein im Augenblicke weilt sie nicht mit besonderer Aufmerksamkeit bei der geophysischen Demonstration des gestrengen Herrn Professors. Als sie mit dem alten Herrn den Raum betreten, hat sie gemerkt, was für eigentümliche Studien inzwischen Cousine Lucy und Cousin Edgar mit einander getrieben: die verstreuten Blumen am Boden gaben deutliche Kunde davon. Jetzt sitzt aber das Paar da, eifrig in das Textstudium vertieft. Das große Buch ist offenbar eine Prachtausgabe des Virgil — er hat eben die Stelle erklärt: „Hic ibat, wie ich Euch schon gesagt; Simois, ich bete Euch an —" und nun wiederholt sie ihm: „Hic ibat Simois, ich glaube euch nicht; — hic est Sigeia tellus, ich traue Euch nicht; — hic steterat Priami, gebt acht, daß die beiden uns nicht hören; — regia, seid nicht zu kühn; — celsa senis, verzweifelt nicht." Die gute Angelique braucht nicht zu hören, um sich das Verständnis der Scene zu erschließen; ach, wenn sie selbst auch die Worte aussprechen könnte: „Seid nicht zu kühn! Verzweifelt nicht!" Und doch, wer weiß, wer weiß! Jedenfalls darf derjenige, der sie einst von den Lippen des schönen, tiefempfindenden Mädchens vernimmt, sich glücklicher schätzen als der etwas flatterhafte Cousin Edgar, der wie ein Schmetterling die schöne Lucy umtändelt. B.

Topfmarkt in der Herrengasse zu Coburg.

(Hiezu das Bild Seite 212.)

Unser Bild führt uns in die anmutige thüringische Residenzstadt Coburg, die uns der Chronist rühmend als Herz von Deutschland preist. Eine der interessantesten Straßen dieser Stadt ist die Herrengasse. Nach dem Markt zu bildet das uralte Regierungsgebäude mit seinem reichen architektonischen Schmuck die rechte Flanke. Das an Bedeutung und Größe nächste der an altertümlichen Bauten überhaupt reichen Straße ist das Zeughaus, mit seinem, alle Nachbarbauten weit überragenden Giebel. Ein Stück Kulturgeschichte ist's, daß diese Zeugen einer alten gewaltsamen Zeit an sich vorüberziehen sahen. Doch eine friedlichere Epoche ist jetzt erblüht; da, wo plündernd und sengend die Wallensteinischen Horden ihr rohes Wesen trieben, bietet jetzt der fleißige Bürger seine Ware aus. An jedem Sonnabend entwickelt sich hier ein reges Leben und Treiben. Von schwerbepackten Wagen wird der zerbrechliche Inhalt sorgsam aus seiner schützenden Strohhülle geschält; Töpfe und Tiegel, hoch über einander geschichtet, laden blinkend die Hausfrau zum Kaufe ein, ein Trost für alle Dienstmädchen, die ja bekanntlich zu den besten Kundinnen der Töpferinnung gehören. Auch hölzerne Wannen und selbstgefertigte Körbe, denn die Korbflechterei ist einer der blühendsten Erwerbszweige der Coburger Hausindustrie, sind von beiden Seiten bis fast in die Mitte der Straße aufgepflanzt. Auswahl genug ist vorhanden, und so bietet der Coburger Topfmarkt ein frisches Bild anheimelnden Volkslebens. E. H.

Unsere Monate.

Monat der Winterfreuden.

Von

B. Schlegel.

Wollte man dem Dezembermonat, der im Kalender mit vollem Recht der Christmonat heißt, einen Namen beilegen, durch welchen der wichtigste Charakterzug dieses zweiten Herrschers im winterlichen Zeitraume bezeichnet wird, so würde man ihn den Schneemonat nennen müssen, denn er ist in der Regel der erste Wintermonat, welcher Berge und Thäler des deutschen Landes in weiße Tracht kleidet. Im November tragen bloß die Gebirge auf die Dauer ihren Schneemantel; nunmehr aber ist meist das ganze nördliche Europa zugeschneit und die schneelosen Stellen bilden nur einige Lücken in dem weißen Teppich, der über Tausende von Geviertmeilen ausgebreitet ist.

Der Mensch und mit ihm fast die ganze belebte Natur, betrachtet den Schnee nicht als eine Last, nicht als eine Verschärfung des strengen Regiments der Wintermonate, sondern vielmehr als eine mildernde Zugabe, durch welche die herbe Zeit leichter erträglich wird, ja sogar eine gewisse Annehmlichkeit gewinnt. Wie hell und freundlich sieht die Landschaft aus, wenn der Schnee die fahlen, braunen Aecker und Wiesen mit seiner blanken Decke belegt hat; wie fühlt man das Los der Saaten und der Millionen von Winterschläfern, welche im Boden der Auferstehung des Frühlings harren, gesichert und erleichtert, wenn die Erde mit ihrer warm haltenden Hülle bekleidet ist.

Deshalb ist der Dezember ein weit mehr beliebter Monat als sein Vorgänger, der mürrische, düstere November mit seinen launischen Anläufen zur Bewinterung seines Reiches. Beschränkt auch der letzte Monat des Jahres die Zeit des Sonnenscheins immer mehr, so hat man doch die tröstliche Aussicht, daß er — wenn auch spät — in seiner Verfinsterungslust innehalten und die Tage nun ein Kleines verlängern wird. Unsere Vorfahren begrüßten die Wintersonnenwende als ein freudiges Ereignis, als den ersten Schritt zum neuen Jahre und feierten sie durch ihr Julfest, von welchem einige Gebräuche in unser holdes Christfest übergegangen sind.

Wandern wir in diesem Monat hinaus ins Freie, um uns an frischer Luft und an dem Anblicke der Natur von den verdunstenden Einflüsse des Stubenlebens zu erholen, so ist es da immer hauptsächlich der Schnee, der unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Anfangs betrachten wir die beschneiten Gipfel der Berge mit einer Art von Sehnsucht. Wie schön wird es doch sein — so träumen wir im stillen — wenn auch bei uns das trübe Braun mit fröhlichem Weiß verhüllt, wenn die modernden Leichen der Blätter und Zweige unter dem weißen Tuche verborgen liegen! Endlich schüttelt auch über unsere Heimat Frau Holle ihre Betten aus. Bald streut sie ihre Flocken nur sparsam und leicht, wie wenn im Mai die Kirschbaumblüten herniederträufeln, bald wirft sie dieselben aus vollen Händen so massenhaft hernieder, daß der ganze Gesichtskreis mit Grau verhüllt ist, daß die Luft ein fast Schwindel erregendes Drängen und Wirbeln von Flocken aufweist, daß nicht nur die Flächen des Bodens und der Dächer sich mit dem weißen Teppich belegen, sondern auch die Baumkronen dergleichen Flocken und Ballen festhalten und sich mit einem phantastischen weißen Baumschlag bekleiden. Welcher Jubel bricht aus, wenn die Kinder am Morgen den ersten ordentlichen Schnee gewahren! In Rom erhält die Jugend, wenn der seltene Fall eines ordentlichen Schnees eintritt, Freiheit von der Schule, um sich einmal des dort so kurzweiligen Spieles mit Schneebällen zu erfreuen; in Deutschland bildet der Schnee, wenn er auch keine Ferien mit sich bringt, die hauptsächlichste Winterfreude für die Kinder. Keine andere Naturerscheinung, selbst nicht der milde Zephyr, der den Frühling bringt, und mit den Düften von Veilchen und Himmelsschlüsselchen beladen ist, wird von der Kinderwelt so freudig begrüßt, wie der Schnee. Weiße Weihnachten sind ein Wunsch von Jung und Alt, selbst wenn man dadurch nicht grüne Ostern erkaufen sollte, wie der Volksglaube behauptet. Der Schnee gehört nun einmal als Hintergrund zu dem schönsten der deutschen Familienfeste; die Christbaumkerzen scheinen erst recht schön zu flimmern, wenn draußen Dächer und Straßen mit weißem Festteppich belegt sind.

Immer wieder gewährt der Schnee dem Naturfreunde neue Augenweide. Bald ist es die ruhige, feenhafte Schneelandschaft, auf deren weißer Gebreite Millionen kleiner Eiskristalle flimmern, während sich der Schlagschatten der Bäume wunderbar lasurblau abzeichnet; bald lockt uns eine klare Winternacht hinaus ins Freie, da die Sterne so herrlich am blauen Himmel funkeln und der Mond sein Silberlicht auf die schweigenden Gefilde ergießt, über denen an einzelnen Stellen leichte, duftige Nebelstreifen schweben. Aber nicht bloß in dem ruhigen Sein, sondern auch im wilden Kampfe des Werdens hat die Dezemberlandschaft ihre Reize. Ein Hochgenuß ist es, sich durch einen Schneesturm hindurch zu kämpfen und die Windwehen zu beachten, deren schöne Hügelformen uns bald an die Wogen einer Brandung, bald an die Dünenzüge des Seestrandes erinnern.

Die Schneedecke bietet dem Spaziergängern ein bequemes Mittel, dem Thun und Treiben mancher Tiere, deren Fährten im Sommer nur dem Jäger bekannt werden, nachzuspüren. Sie bildet nämlich eine Art von Polizeianzeiger, indem die heimlichsten Gesellen durch eigenen Naturdruck von ihren Gängen Kunde geben. Neben den zierlichen Fußspuren der Vögel, die über die Schneebahn hüpften, um Nahrung aufzupicken, erscheinen die Fährten des scheuen Hasen, der jetzt in die Nähe der Dörfer geht, um in Kohlgärten zu naschen oder an jungen Bäumen zu nagen, hier und da hat sich Reinecke oder ein Marder verraten, die einem Bauerngehöfte zugeschlichen sind. Ein Naturfreund, der sich bestrebt, die Spuren zu betrachten und daraus Schlüsse über das Verhalten der Tiere zu ziehen, findet beim Durchwandern solcher mit Stapfen versehenen Schneeflächen reichliche Gelegenheit zu Beobachtungen.

Sonst ist freilich die Ausbeute für das Studium der Tiere in dieser Zeit gering. In den Hofräumen sieht man die Hühner in einem Winkel mit aufgebauschten Federn sitzen, als wollten sie anzeigen, daß sie, einer wärmeren Heimat entstammend, noch immer sich nicht an den rauhen Norden gewöhnen können. Der Pfau dagegen, obgleich im warmen Ostindien heimatberechtigt, hält tapfer auf dem Dachfirst aus, der ihm den Sommer hindurch zur Schlafstätte diente und schüttelt stolz den Schnee vom Gefieder. Die wilden Vögel haben oft schwere Entbehrungen auszustehen. Manche sonst scheue Vögel suchen die Nähe der menschlichen Wohnungen auf und zeigen in ihrem Benehmen gar deutlich den Druck der Nahrungssorgen. Am tapfersten und wohlgemutesten schlagen sich Meisen, Goldhähnchen und Zaunkönige durch, die kleinsten von allen unseren Standvögeln.

Die Fütterung der kleinen, zutraulichen Bettelleute ist mit Recht ein Hauptstück der Dezemberfreuden für die Familien. Möchten doch alle die Krümchen ihres Tisches zu Almosen für diese Hilfsbedürftigen verwenden!

Der Blumenfreund hat jetzt mit der Pflege der Hyazinthen und Tulpen zu thun. Wer das künstliche Treiben der Zwiebelgewächse nicht üben will, möge im Doppelfenster einige wilde, leicht zur Blüte zu bringende Pflanzen erziehen. Als solche sind zu empfehlen: Leberblümchen (Hepatica), Tausendschönchen und Veilchen, deren Blüten zu einer Zeit, wo der Winter nur Eisblumen erzeugt, doppelt erfreuen. Wer im Garten eine Pflanze der schwarzen Nießwurz besitzt, bringe die Knospe in einem Glase Wasser zur Entfaltung, wenn nicht ein milder Winter sie von selbst schon erschlossen hat; die Christblume und Schneerose ist ein gar hübscher Schmuck des Christbaumtisches. Der Familienvater, dem es darum zu thun ist, seine Kinder an eine sinnige Betrachtung der Natur zu gewöhnen, möge nicht versäumen, die Augen der Kleinen, welche mit leuchtender Freude an dem Schmucke des Christbaumes haften, auf die schöne Regelmäßigkeit zu lenken, nach welcher dieses Bäumchen, sei es nun der Wipfel einer Tanne oder Fichte, gebaut ist. Desgleichen leite er sie an, die wunderbar zierlichen Gestalten der Schneekristalle, wie sie besonders bei ganz leichtem, dünnem Schneien auftreten, zu beachten. Man fängt diese allerliebsten Gebilde auf einer recht durchkälteten Schiefertafel oder auf schwarzem Papiere auf und betrachtet sie im kühlen Zimmer. Viele Kinder finden große Freude im Abzeichnen dieser mit erstaunlicher Mannigfaltigkeit nach der Grundform des Sechsecks gebauten Sterne.

Und so möge denn dieser Monat, dessen bedeutendste Züge durch Christbaum und Schnee gebildet werden, als Freudenspender einziehen.

Kohlhast, Kälte: der Neben als schwerer Blumen im Felde!
Aber als Rückkehrung der Bahn wirkt schon als Sieger das Licht!

Hermann Hango.

Weihnachts-Literatur.

[illegible]

T. H.

Der Kaiser im Schönbuch.

(Hiezu auch das Bild Seite 216.)

Einer der schönsten Jagdgründe in den Grenzen des deutschen Reichs ist es, welchen der Kaiser in den ersten Novembertagen 1893 aufgesucht hat, um als Gast des Königs von Württemberg dem edlen Weidwerk obzuliegen. Ein geschlossenes Waldgebiet von 10,377 Hektar, birgt es einen Reichtum edlen Hochwildes in sich, das seit alter Zeit eine hochbegehrte Jagdbeute des Weidmanns gewesen ist. Ein uraltes Jagdrevier, vor bald tausend Jahren „Reichsforst" geworden, hat der Schönbuch schon manchen fürstlichen Jagdherrn mit seinen Gästen gesehen. Kein eifrigerer Jäger mag wohl je den Wald durchstreift haben, als jener Pfalzgraf Götz von Tübingen, der, von Geldnöten gedrängt, sein Gebiet den Württemberger Grafen abgetreten hat, aber „die Hundslege im Kloster und das Gejaid im Schönbuch" sich vorbehielt.

„Zwei Rechte nur verkauf' ich nicht,
Zwei Rechte gut und alt,
Im Kloster eins mit Trunk und Imbs,
Und eins im grünen Wald."

Auch kaiserliche Gäste hat das Kloster im grünen Wald beherbergt; in den letzten Maientagen, da man 1498 schrieb, ist Maximilian I., dem in seinen Stammlanden keine Felswand zu schroff war, wo es galt, die Gemse zu erjagen, hier mit seiner Armbrust dem Edelhirsch nachgegangen. Im Jahre 1530, als schon der rauhe Novemberwind das Laub von den Bäumen geschüttelt hatte, war Kaiser Karl V. durchs Klosterthor geritten, um beim Bebenhäuser Abt Herberg zu nehmen, mit ihm der Landesherr von Württemberg, sein Bruder, Erzherzog Ferdinand. Noch vor hundert Jahren, unter Herzog Karl, zählten die Hirsche nach Tausenden; wurden doch in dem damals kleinen Württemberger Land in dem einen Jahre 1790 12,146 Stück Wild geschossen, während über 13,000 Stück auf andere Art zu Grund gingen; sechs Jahre zuvor, im furchtbar kalten Winter 1783 auf 1784 waren 7700 Hirsche eingegangen und trotz allem seufzte das Volk unter der Plage des Wildschadens. Wie viel der stolzen Hirsche mögen den Schönbuch

Jagdhaus im Schönbuch.

das große Jagdgebiet im Herzen des Württemberger Landes, belebt haben. Zu Hunderten wurden sie erlegt auf den großen „Festjagden", die König Friedrich von Württemberg im Schönbuch abgehalten.

Und wieder waren es festliche Jagdtage, zwar nicht mit dem Gepränge wie zu König Friedrichs Zeiten, wo nach gleichzeitigen Bildern, unweidmännisch genug, Generale und Hofleute in steifer Uniform mit Ordenssternen ausrückten, und doch bei aller Schlichtheit, wie sich's zum Jagen paßt, festliche Jagdtage, als wieder nach 363 Jahren ein Kaiser im Kloster Bebenhausen Einkehr gehalten hat, das nun, wiedererstanden in seiner eigenartigen Schöne, das Jagdschloß des Königs von Württemberg geworden ist.

Die Vorliebe, welche der verewigte König Karl für das von ihm wiederhergestellte Kloster gehabt hat, teilt auch der mannbare Landesherr, der noch häufiger als sein Vorfahr auf dem Thron, oft mit der Königin und seiner Tochter, der Prinzessin Pauline, in Bebenhausen residiert, selbst ein eifriger Weidmann, der im Herbst, wenn der Brunsthirsch schreit, gern auch droben auf dem Stuttgart, einer unansehnlichen Höhe nahe bei Bebenhausen, in seiner Blockhütte wohnt, mitten im wildreichsten Revier, um auf nächtlichem Birschgang dem liebeverbrennenden Hirsch nachzustellen.

Am 7. November traf der Kaiser zum Jagen ein, in der Morgenfrühe auf dem Bahnhof in Tübingen vom König Wilhelm empfangen. In drei Vierergezogen, wie der erste, der die Majestäten brachte, mit prachtigen Lappen bespannt, kam das biedervielige Gefolge mit anderen Jagdgästen des Königs.*) Im lichtgrauen Jagdanzug, den kleidsamen Jägerhut auf dem Haupt, betrat der Kaiser zu kurzer Rast, nach nächtlicher Fahrt, das Kloster Bebenhausen, um bald darauf mit seinem königlichen Gastfreund ins waldumsäumte Goldersbachthal zu fahren, wohin das Gefolge vorangegangen war. Schon war der erste Trieb verlappt und lustig flatterten die farbigen Lappen und wappengezierten Fähnlein im Morgenwind, als der Kaiser und der König erschienen. Die Jagd ging an, die Stimmen der Treiber mit ihren eigentümlichen Rufen schreckten das eingekreiste Hochwild auf; erst vorsichtig windend durchs Gehölz „ziehend", dann mit raschem Sprung tritt der Hirsch heraus. Der erste, ein Zehner, schlägt eine große Flucht und stürzt zusammen — ein Schuß aus des Kaisers Büchse hat ihn niedergestreckt. Das „Weidmanns Heil", das aus grünem Laubgewinde an der Einfahrt bei der alten Klostermauer ihm entgegenlacht, hat sich erfüllt. Da und dort kracht ein Schuß, dem edlen Hirsch Todesgenossen zu liefern. Weiter geht die Jagd, um die Mittagszeit unterbrochen durch ein Frühstück auf der Jagdhütte des Königs, von der ein weiter Ueberblick sich bietet, über die an jenem Tag um die Mittagszeit im Glanz der Herbstsonne bestrahlten Wälder des Schönbuchs und ein herrlicher Ausblick sich eröffnet auf die nahe Bergkette der schwäbischen Alb. Als die Dämmerung hereinbrach und die Jagd abgeblasen wurde, da waren 13 Hirsche zur Strecke gekommen, fünf von der sicheren Büchse des Kaisers erlegt.

Im Schloßhof lag die Beute des Jagdtages. Von oben her ergoß die Bogenlampe ihr weißes Licht über den Hof, während längs der Strecke das Jagdpersonal sich aufgestellt hatte, um mit dem roten Feuerschein ihrer Pechfackeln die Strecke zu beleuchten. In Jagdgala, wie die Majestäten mit ihrem Gefolge zur Abendtafel in dem mit prachtigen Jagdtrophäen geschmückten Speisesaal des Schlosses versammelt waren, erschien die hohe Jagdgesellschaft, nachdem die Tafel aufgehoben war, um die Strecke zu besichtigen. Freigebig zählt sah der Kaiser noch einmal, was er erlegt und was das Jagdglück anderen vor das Rohr gebracht hat, so besonders dem Divisionskommandeur von Stuttgart, Generalleutnant von Lindequist, dem es beschieden war, unter anderem auch die zwei stärksten Hirsche, einen Vierzehner und einen Zwölfer, zwei Kapitalhirsche, zur Strecke zu liefern. Neugierig besichtigten sich — ein seltsamer Kontrast zu der weidmännischen Szene — die beiden schneeweißen Spitzerhündchen, daheim des Königs stete Begleiter, die erlegten Tiere. Sie regte der Schweiß des erlegten Hochwildes nicht auf. Die Jagdhunde waren sicher an der Leine, soweit sie nicht noch im Walde angeschweißtes Wild zu finden hatten.

Dicht neben der Strecke ein anderes Bild. Im Glanz der elektrischen Beleuchtung erstrahlten die hohen Spitzbogenfenster des Sommerrefektoriums, das, einer gotischen Kirche ähnlich gebaut, innen von mächtigen Kandelabern mit hundert Glühlampen erleuchtet, mit seinen farbenprächtigen, von Licht durchglühten Fenstern einen weihevollen Anblick bot. Wieder betrat ein Kaiser die Klosterräume, die längst ihrer ersten Bestimmung entzogen sind. Ein anderes Bild als vor Zeiten, da der römische König Ferdinand, Kaiser Karls V. Bruder, in diesen Räumen weilte, um geistlichen Exerzitien sich hinzugeben. Düster mögen da zu nächtlicher Stunde die gewölbten Hallen dagelegen sein, wenn nicht der Mond sein mildes Licht über den Klostergarten und in den Kreuzgang warf. Nur der Kerzenschein der Prozessionen, die durch den Kreuzgang zur Klosterkirche zog, ließ sein unsicheres Licht über die Steinfliesen fallen. Bei ihm blieb Kapitelsaal und Brunnerhalle in nächtlichem Dunkel liegen. Wie voller Mondenglanz leuchtet nun, auch wenn der stille Begleiter der Erde nicht am nächtlichen Himmel steht, das ruhige Licht der Bogenlampe mitten im Klostergarten in den Kreuzgang, das zierliche Maßwerk der offenen Spitzbogen in scharfem Schattenbild wiedergebend — ein unvergeßlich schöner Anblick bei nachtlichem Rundgang durch das Kloster. Kein Jagdschloß somit in deutschen Landen vermag das seinen Gästen zu bieten.

Doch nicht dem Kloster, dem Wald galt der Aufenthalt des Kaisers, und frühe des andern Tages ging's wieder hinaus durch enge Waldthal, um noch einmal dem Weidwerk obzuliegen. Die Witterung des Tages war zum Jagen nicht günstig. Bei scharfem Wind hatte das Hochwild gute Witterung und zu großen Rudeln zusammengedrängt brach es hinaus. Nur wenige traf des Jägers Blei. Zwei schoß auch hier der Kaiser. Auf der Heimfahrt, als die Dämmerung ihre Schleier aufs Waldthal senkte, sah der Kaiser, wie das Hochwild in Rudeln hinaustrat aus dem Wald, um zu äsen; in rascher Flucht kreuzten zwei mächtige Hirsche den Weg vor dem Vierergespann der Majestäten.

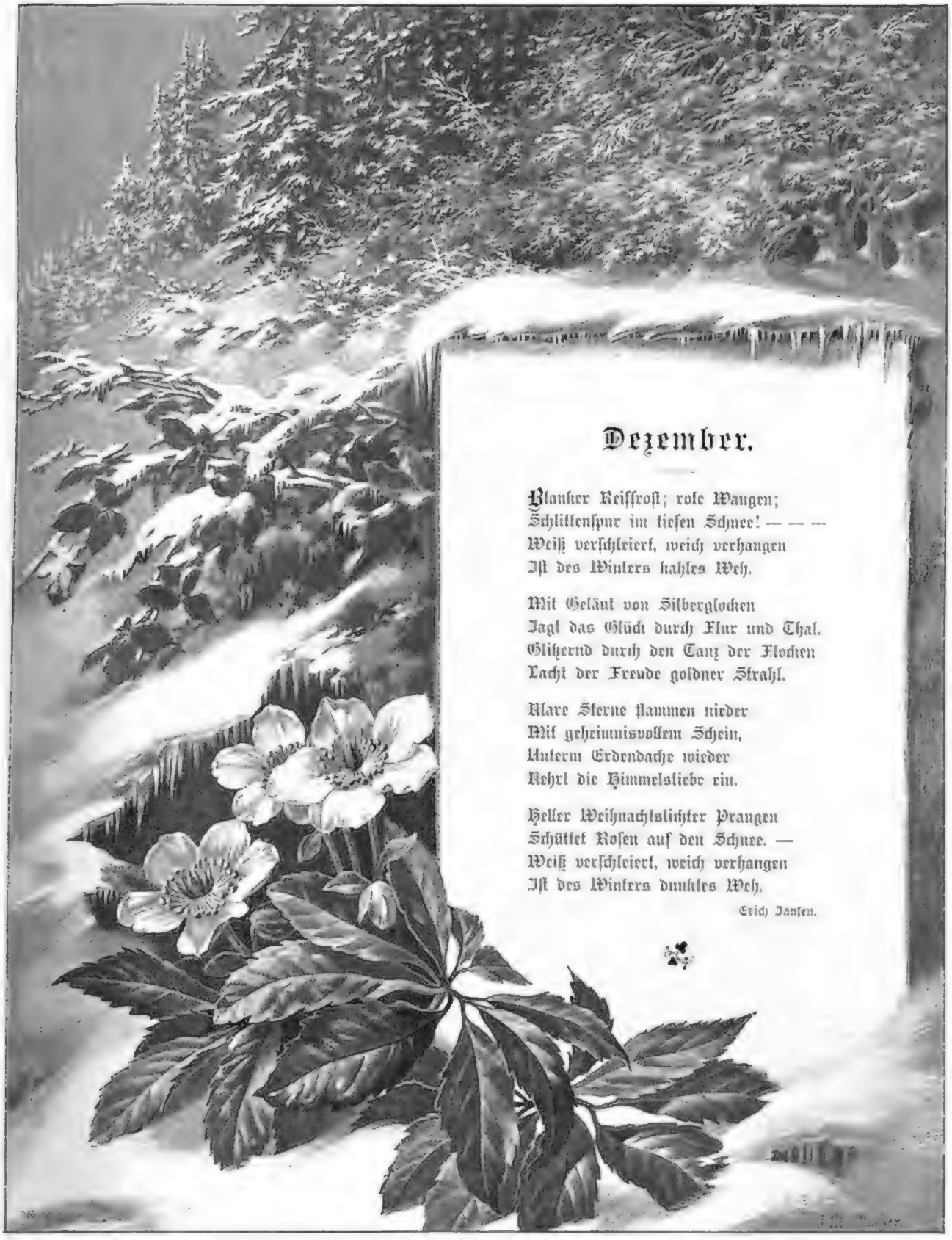
Der dritte Kaisertag im Schönbuch führte den Kaiser auf die Stammburg seines Hauses, den Hohenzollern. In einer Stunde fährt der Bahnzug von Tübingen an die Station Zollern, am Fuß des Berges, des schönsten unter der, gekrönt mit seinen Zinnen und Türmen, herüberschaut in den Schönbuch. Auch dorthin ging der Kaiser, frei von bengendem Zeremoniell, im lichtgrünen Jagdrock und Jagerhut. So gehört auch diese Fahrt, von welcher er gegen Abend nach Bebenhausen zurückkehrte, zu den Kaisertagen in Bebenhausen. Am vierten Tag nahm er Abschied vom königlichen Gastfreund, vom Schönbuch und seinem Kloster schloß.

Im Schönbuch ging die Königsjagd weiter ihren Gang. Manch stolzer Hirsch kam noch zur Strecke, mancher trägt sein Geweih noch erhobenen Hauptes, wenn das Hussa der Treiber und der Knall der Büchsen verhallt ist und mancher, der noch im Rudel der Mutterliere geht, wächst heran. Möge der Kaiser wiederkommen, er findet neue Jagdbeute. „Weidmanns Heil!"

R. Jul. Hartmann.

Tepimarkt in der Herrengasse zu Coburg. Originalzeichnung von Georg Hacker.

*) Zum erstenmal flog die Kaiserstandarte des neuen deutschen Reichsadlers auf dem Giebel des „neuen Baues", der königlichen Residenz, empor.



Dezember.

Blanker Reiffroſt; rote Wangen;
Schlittenſpur im tiefen Schnee! — — —
Weiß verſchleiert, weich verhangen
Iſt des Winters kahles Weh.

Mit Geläut von Silberglocken
Jagt das Glück durch Flur und Thal.
Glitzernd durch den Tanz der Flocken
Lacht der Freude goldner Strahl.

Klare Sterne flammen nieder
Mit geheimnisvollem Schein,
Unterm Erdendache wieder
Kehrt die Himmelsliebe ein.

Heller Weihnachtslichter Prangen
Schüttet Roſen auf den Schnee. —
Weiß verſchleiert, weich verhangen
Iſt des Winters dunkles Weh.

Erich Janſen.

Der Irrweg.

Künstler-Roman

von

Robert Misch.

(Fortsetzung.)

Hans blickte den Bankier ernst an. Der Alte lachte gezwungen und strich sich nervös über seinen Bart.

„Versprechen Sie mir, mich niemals überreden oder überzeugen zu wollen, meiner Kunst untreu zu werden — mit keinem Wort dies Thema zu berühren — und ich willige ein."

„Hm, ich leugne es nicht . . . es wäre mein Lieblingswunsch, und ich glaube meinem alten Freunde, Ihrem seligen Vater, keinen besseren Dienst zu leisten, als wenn es mir gelänge . . . Schon gut, schon gut! Ich bin nämlich der Meinung, irgend welche Erfolge müssen Sie doch nach so langer Zeit schon erzielt haben . . . Nun, nun, lassen wir das! — Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Vollenden Sie Ihr großes Bild, welches da hinten steht, von dem Sie sich so viel versprechen . . . lassen Sie sich Zeit und Muße dazu! Wenn es fertig ist, legen wir es irgend einer Autorität vor oder auch zweien. Sagen diese: ‚Schade, wenn er nicht Maler bliebe!' so will ich unrecht haben und will Ihnen mit allen meinen Kräften beistehen, ein tüchtiger Meister in der Kunst zu werden. Sagt man aber: ‚Stein Berlinl, wenn er abspringt!' so treten Sie in das Bankhaus Nößner ein. Wollen Sie? Hier meine Hand — schlagen Sie ein!"

Einen Moment besann sich der Maler. Sobald er sich gebunden hatte, lag sein Schicksal nicht mehr in seinen Händen allein, und der Bankier würde ein ungestümer Mahner sein, das wußte er. Aber der Antrag war doch zu verlockend. Er mußte an seine alte Mutter denken, und — pah, warum sollte er dem Gottesgerichte aus dem Wege gehen? War er wirklich ein Talent, so würden sie es auch bestätigen. Kräftig schlug er in die dargebotene Hand ein.

*

Klein-Hedwig war und blieb verschwunden, so viel Mühe sich auch die beiden jungen Maler gaben, ihre Spur zu entdecken, die nach dem Norden zu führen schien. Hedwig war nicht ohne Geld und Mittel in die weite Welt gewandert, denn ganz entrüstet teilte Frau Grotte ihren Mietern mit, daß die Kleine ihren ganzen Schmuck und ihre Sparkasse, die Patenstücke eingeschlossen, habe mitgehen heißen.

Den Vorschlag des kleinen Kirchenmalers, die Polizei zu Hilfe zu rufen, lehnte sie entschieden ab. Das Mädel werde schon wieder kommen, wenn's ihm schlecht gehe; es solle sich nur die Hörner draußen ablaufen in der fremden, kalten Welt, dann werde es erst einsehen, wie gut es die Mutter mit ihm meine und würde sich freudig in das außerordentliche Glück schicken, das sie der Kleinen habe bereiten wollen. Mit der Polizei möchte sie auf keinen Fall etwas zu thun haben — auf keinen Fall!

Die Vorwürfe, mit denen Lahmel sie überschüttete, zahlte sie mit gleicher Münze heim. Er habe die Kleine „verrückt gemacht" und ihr erst die „Mucken" in den Kopf gesetzt. Eine andere Tochter würde ihrer Mutter die Hände küssen für eine solche Partie. Und sie habe nun seine Vormundschaft gänzlich satt.

Das Ende vom Liede: das „Kirchenlicht" räumte die „Grotte", in der er nur um Hedwigs willen geblieben war. Baltes, dem ein neuer Nachbar unbequem, die Alte und ihre einbeinige Tochter verhaßt waren, bezog ebenfalls ein neues Quartier, das der inneren Stadt näher lag.

Er ließ im stillen nicht nach in seinen Bemühungen, die Verlorene ausfindig zu machen. Er fühlte sich schuldig und verantwortlich für ihre Flucht. Seitdem er wußte, daß ihn dies holde, zarte Kind liebe, entflammte sich seine Phantasie an dem süßen Zauber ihrer durch die Erinnerung und Entfernung noch verklärten Gestalt. Er malte sie nach dem kleinen Bildchen, das er von ihr gemacht, nach einer Photographie und nach dem Gedächtnis als „Ophelia", die sich im Wahnsinn mit Blumen schmückt. Daß sie ihm jetzt unerreichbar war und für immer verschwunden schien, dies sachte das leis flackernde Flämmchen seiner Neigung zur hellen Flamme an. Der Mensch sehnt sich nach dem, was er nicht hat, und schätzt den Besitz erst nach seinem vollen Werte, wenn er ihn verloren.

Hanna interessirte sich aufs lebhafteste für die aufkeimende Neigung des Freundes, die sie nach Kräften begünstigte.

Mit einem melancholischen Lächeln sagte sie ihm, als sie vor der vollendeten „Ophelia" stand:

„Das ist mit dem Herzen gemalt. Ich wünschte, Sie fänden sie und machten sie und sich glücklich. Dies sanfte, anschmiegsame Geschöpf ist für Sie geschaffen, für den strebsamen, energischen und zielbewußten Mann, der Sie doch bei all Ihrem Idealismus sind! Männer wie Sie, brauchen schwache Frauen, unmündige Kinder. So unliebenswürdige Geschöpfe, wie ich eines bin, so nüchtern verständig und ach, nur zu klar über die Schwächen der Männer, die thun am besten, gar niemand zu heiraten. Die schwachen Männer mögen wir nicht, und die starken mögen uns nicht. Wir sind gute Kameraden, zu denen man in der Stunde der Not flüchtet — so wie ich Ihnen — weiter nichts!"

Er verstand sie wohl. Aber wenn sie ihn abkühlen wollte, so setzte sie etwas voraus, was schon längst nicht mehr vorhanden war. Die Sympathie, die sie ihm von der ersten Begegnung an eingeflößt, hatte sich längst in eine ruhige Freundschaft verwandelt. Daß sie nicht mehr frei war, das hatte sie ihm zur Madonna gemacht, die man von Ferne anbetet, und der er einen stillen Altar in seinem Herzen errichtet. Als sie frei wurde, klärte sich dies Gefühl schnell zu einer warmen Sympathie ab. Denn sie war Geist von seinem Geist, von jenem ruhig klaren Idealismus, der fest auf sein Ziel losgeht, ohne sich in unklarem Ueberschäumen zu verflüchtigen. Um jenen geheimnisvollen und komplizirten Vorgang zu bewirken, den wir mit dem Sammelnamen „Liebe" bezeichnen, bedarf es einer gewissen Verschiedenheit der Temperamente und Charaktere bei aller geistigen Wahlverwandtschaft und einer gleichen Grundlage der Seelen.

Der junge Maler hatte bereits darauf verzichtet, eine Spur der Verlorenen aufzufinden, die vielleicht längst gestorben und verdorben war, als die Hoffnung aufs neue durch eine Bemerkung eines befreundeten Malers geweckt wurde. Der Kollege behauptete steif und fest, das Urbild der „liebreizenden Ophelia", die Baltes übrigens, trotz hoher Anerbietungen seines Kunsthändlers, nicht verkaufen wollte, auf der Straße gesehen zu haben.

Einige Tage darauf, die er mit vergeblichem Suchen zugebracht, erhielt er ein Briefchen, das ihn mit höchstem Entzücken und tiefstem Weh erfüllte. Ein Arzt teilte ihm mit, daß er sich sofort da und dahin begeben möge — es war eine ärmliche Vorstadt genannt — wenn er Fräulein Hedwig Grotte noch einmal sehen wolle.

Baltes warf sich in einen Wagen. Das Herz hämmerte in seiner Brust; er hätte die trägen Gäule anfeuern mögen, trotzdem sie in Wirklichkeit den weiten Weg durchrasten, bis die engen, krummen Gassen „im Thal" ein minder schnelles Tempo verlangten. Vor einem alten, grauen Hause hielt der Wagen. Durch einen langen Hof, über zerfallene und finstere, enge Treppen führte ihn der kleine Bote, der ihm den Brief des Arztes gebracht, und den er mit Fragen überschüttet hatte. Aber der kleine, ein Nachbarssohn, wußte nichts, als daß die Nähterin, die schon seit einigen Wochen da wohnte, vor einigen Tagen erkrankt sei.

In der ärmlichen Hinterhauswohnung, die man ihm bezeichnete, begrüßte ihn eine dicke, nicht ganz reinliche Frau und führte ihn in ein kleines Stübchen. Gleich darauf erschien der Doktor aus dem Nebenzimmer. Baltes stellte sich ihm vor und bat um Aufklärung.

„Das junge Mädchen hat bereits die Besinnung verloren, aber ich hoffe, daß wir sie durchbringen werden," fügte der freundliche Mann schnell hinzu, als er Baltes erblassen sah. „Sie hat den Typhus — die Münchener Krankheit — in drei Tagen ist die Krisis."

„Wie sind Sie auf meine Adresse gekommen, Herr Doktor?" fragte Baltes schnell.

„Sie selbst nannte mir Ihren Namen, den ich übrigens als Kunstfreund bereits kannte. Ich habe der tapferen Kleinen nicht verhehlt, daß sie ernstlich krank sei, und sie nach etwaigen Verwandten befragt, an die ich schreiben könnte, denn es sei ihr vielleicht unangenehm, ihren — Freund damit zu betrauen."

„Welchen Freund?"

„Pst!" machte der Doktor und legte den Finger auf den Mund. „Drinnen sitzt er an ihrem Bett — der gönnt sich ja kaum den nötigsten Schlaf, trotzdem er eine Wärterin genommen hat. Er bezahlt auch alles. Ich weiß ja nicht, in welchem Verhältnis Sie zu ihr stehen — es ist ein Kollege von Ihnen, ein Herr Lahmel. Der hat mich gerufen, und er ist der einzige, sagte die Wirtin, der sie besucht hat, und sie verbeitete ihren Kopf darauf, daß zwischen den beiden nichts existire als reine Freundschaft. Na, kurz, die Kleine vertraute sich mir an. Der Herr Lahmel war gerade nicht zugegen. Wenn's wirklich zum Sterben kommen sollte, möchte sie Sie gern noch einmal sehen, aber nur dann! Sonst sollte ich das als Geheimnis bewahren und Ihnen niemals davon Mitteilung machen. Na, beruhigen Sie sich nur, ich habe gegen das Verbot gehandelt — zum Sterben ist's noch nicht und kommt hoffentlich auch nicht dazu. Und dem Herrn Lahmel durfte ich nichts davon mitteilen. Kennen Sie denn den Herrn?"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers, und des Kirchenmalers bleiches, düsteres Gesicht blickte verwundert herein. Als er Baltes bemerkte, fuhr er erschrocken zurück. Mit finsterer Miene trat er auf diesen zu:

„Was wollen Sie hier?"

„Man hat mich gerufen!"

„Hedwig will nichts mehr von Ihnen wissen. Sie brauchen sich auch jetzt nicht um sie zu kümmern."

„Entschuldigen Sie," mischte sich der Arzt ins Gespräch, „das Fräulein hatte mich gebeten, Herrn Baltes herzuführen, sobald sich die Sache zum Schlimmeren wendet. Sie werden doch nicht am Krankenbett mit einander hadern wollen, meine Herren! Uebrigens, bevor die Krisis vorüber ist, in zwei bis drei Tagen etwa, ist gar nicht daran zu denken, daß sie die Besinnung wieder erhält. Aber Sie sollen sie sehen, Herr Baltes, wenn Sie sich nicht vor der Ansteckung fürchten!"

Und ohne auf die finstere Miene und die wütenden Blicke des kleinen Kirchenmalers zu achten, schritt er Baltes voran ins Krankenzimmer.

Es war ein kleines, sauber gehaltenes Gemach. Das Bett stand an der Wand. Darin lag die Kleine, und das Fieber hatte ihr zartes Gesichtchen gerötet, aus dem die glänzenden Augen mit irrem Blick hervorstarrten. Unruhig warf sie sich hin und her, während ihr wirre Worte und Reden entschlüpften.

Es gab Baltes einen Stich durchs Herz, als er sie so hilflos daliegen sah. Die Wärterin gab ihm auf seine Fragen leise Auskünfte; dann ging er wieder hinaus. Das Geld, das er der Wirtin aufdrängen wollte, wies sie zurück:

„Herr Lahmel hat mir alles gegeben — Geld genug, für den Doktor und mich und die ganze Pflege! Das ist ein braver Herr, aber die Kleine ist auch ein braves Mädchen, so ehrbar und zurückgezogen, und der Herr Lahmel ist nur ihr guter Freund! Sind Sie vielleicht verwandt mit ihr?"

Es waren unruhige, angsterfüllte Tage, die nun folgten. Und er konnte sich nicht einmal nützlich machen, denn für die Wartung und Pflege war ausreichend gesorgt. Auch verleidete ihm die finstere Miene des Kirchenlichts den längeren Aufenthalt am Krankenbett.

Er zog sich dann zu der Wirtin zurück und fragte sie genau aus, aber es war nicht viel, was er von der Frau erfuhr. Die „Kleine" wäre vor einigen Monaten von außerhalb gekommen, wie es schien, von Norddeutschland; trotzdem sie, die Thalhoferin, gleich bemerkt hätte, sie sei eine Bayerin, vielleicht sogar aus München — aber das ginge sie natürlich nichts an, denn sie kümmere sich nicht um die Privatverhältnisse ihrer Mietsleute. Und die Kleine lebte ganz allein von ihrer Hände Arbeit, so feine Spitzenhäkeleien und Stickereien machte sie, und kaum des Sonntags hätte sie sich Ruhe gegönnt. Und Herr Lahmel, den hätte sie noch von früher gekannt. Der sei nach einigen Wochen zu ihr gekommen. Aber das sei keine Liebelei, da möchte

sie gleich ihren Kopf verwetten. So etwas hätte sie, die Thalhoferin, auf der Stelle gemerkt, auf der Stelle! Und so „melancholerisch“ sei die Hedwig; der fehle 'was anderes im Herzen, eine unglückliche Liebe zu einem reichen Herrn, den sie nicht kriegen könne — sie habe eine feine Nase für so 'was. Uebrigens, der Kleinen brauche sich keiner zu schämen, die sei 'was Besseres, kein so gemeines, hergelaufenes Mädel.

Die Krisis war überschritten. Triumphirend verständigte ihm der Arzt, daß Hedwig gerettet sei. Auch die Besinnung war bereits wiedergekehrt; natürlich sei die Kranke noch äußerst schwach, müsse daher vor allem vor heftigen Gemütserregungen geschützt werden. Er wisse zwar nicht, in welchen Beziehungen Baltes zu dem jungen Mädchen stehe, wolle es auch nicht wissen; jedenfalls seien dieselben aber der Art — das schließe er aus dem Geheimnis, das die Kranke selbst darüber zu breiten beflissen war — daß eine heftige Gemütsbewegung für sie zu befürchten sei. Er müsse ihn daher bitten, vorläufig seine Besuche einzustellen, jedenfalls nicht ohne seine Erlaubnis zu der Kranken zu dringen.

Auch der Wirtin schärfte der Arzt aufs strengste ein, nichts von den Besuchen des Herrn Baltes gegen Hedwig verlauten zu lassen.

Die Thalhoferin winkerte geheimnisvoll mit den Augen, als er am andern Morgen kam, um sich nach dem Befinden der langsam Genesenden zu erkundigen. Sie nötigte ihn in ihre Küche, in der sie ihre Privataudienzen zu erteilen pflegte und sagte mit dem fettesten Lächeln, das ihr zu Gebote stand:

„Hehe — der andere ist eifersüchtig wie ein Türke! Er hat mir verboten, Sie in die Wohnung zu lassen; er meinte, i könnt' der Kleinen keinen größeren Dienst erweisen. Aber die Thalhoferin hat a feine Nasen, die riecht den Braten. I glaub' halt, an größeren Dienst kann ich ihr net anthun, als wenn ich Sie zu ihr führ' — Sie brauchen mir nix z' sagen, i durchschau' alles, alles!“

Baltes lehnte es vorläufig ab, bis Hedwigs Besserung genügend vorgeschritten sei. Endlich war es so weit. Sie konnte bereits das Bett verlassen und den größten Teil des Tages auf dem Sofa zubringen. In Begleitung des Kirchenmalers fuhr sie an einem heißen, herrlichen Augusttage zum erstenmal ins Freie.

Lahmel leistete ihr jetzt den ganzen Tag Gesellschaft, ließ sich auch das Essen aus einem Gasthof zur Thalhoferin bringen und verließ die Wohnung erst dann, wenn die Genesende entschlummert war.

Der Wirtin teilte er mit, daß es besser sei, wenn Hedwig nichts von Baltes' Besuchen erführe. Hedwig sei früher einmal von diesem tödlich gekränkt worden, und wenn sie es gut mit dem armen Kind meine, verhindere sie, daß er sie mit seinem Besuch belästige. Die Frau beruhigte ihn damit, daß sich der andere nicht wieder habe sehen lassen, seitdem Hedwig außer Gefahr sei.

Um eine peinliche Scene zu vermeiden, verabredete sie mit Baltes, daß sie ihn sofort benachrichtigen wolle, sobald der kleine Kirchenmaler sich auf einige Zeit entferne. Das geschah meist nach der Ausfahrt, die er jetzt jeden Nachmittag mit ihr unternahm.

Hanna war von dem „Komplot“ unterrichtet und hatte sich bereit erklärt, ihn zu begleiten. Es verlief alles ganz programmgemäß. Als der kleine Bote der Thalhoferin bei ihm eintraf — es war derselbe, der ihn schon einmal geholt — warf er sich in eine Droschke, holte Hanna ab und fuhr schnell in die Vorstadt.

Hier wurde er bereits ängstlich von der Thalhoferin erwartet, die sich vor dem kleinen, flüsternden Kirchenmaler doch ein wenig fürchtete und jetzt ein sehr verwundertes Gesicht machte, als sie ganz unerwartet eine Dame auftauchen sah. Trotzdem ihm das Herz bis an den Hals hinauf schlug, mußte Baltes über die verblüffte Miene der dicken Frau lachen, die nun gar nicht mehr zu wissen schien, was sie von der ganzen Sache zu halten habe.

Baltes öffnete leise die Thür; sie traten ein. Die Jalousien waren herabgelassen, um der grellen Sonne den Eintritt zu wehren. Im Zimmer herrschte ein dämmeriig grünes Zwielicht. Hedwig lag auf einem Ruhebett in leichtem Halbschlummer. Wie Diebe schlichen die beiden näher.

Die Krankheit hatte wohl ihre Spuren auf dem lieblichen Antlitz zurückgelassen, aber auf den zarten, blassen Wangen lag schon eine schwache Röte der Genesung. Sie schlug langsam die blauen, verklärten Augen auf.

„Sind Sie es, mein lieber Freund?“

„Es ist ein lieber Freund, aber nicht der, den Sie erwarten,“ flüsterte Baltes mit zitternder Stimme.

Wie schön sie war, seine Ophelia! Was mochte das kleine, arme Herzchen nicht alles erduldet haben. Aber er wollte es gut machen — bei Gott, er wollte es gut machen!

Hedwig richtete sich langsam in die Höhe und blickte sich verwundert um.

„Mein Gott, wie kommen Sie hierher? Was soll das bedeuten?“

„Meine liebe, kleine Hedwig —“ er faßte ihre Hand und drückte einen innigen Kuß darauf — „ist das recht, seinen Freunden solchen Kummer zu machen, erst davonzulaufen und dann krank zu werden.“

Sie sank matt in ihre Kissen zurück, mit einem so rührend hilflosen Ausdruck, daß dem Maler die Thränen in die Augen traten. Hanna winkte ihm, beiseite zu treten, und setzte sich auf das Bett.

„Meine liebe Hedwig,“ sagte sie leise, während sie einen Kuß auf die schmale, bleiche Stirn der Kranken drückte, „wie geht es Ihnen? Wir haben Ihre Krankheit verfolgt, und Herr Baltes war sehr traurig, sehr, sehr traurig ... er hat um Sie gezittert ... aber jetzt ist alles gut ... jetzt werden Sie wieder gesund ... Fassen Sie sich doch, Herzchen! Wenn es Sie aufregt, gehen wir, oder noch besser, wir schicken Herrn Baltes hinaus. Gehen Sie nur, Baltes, ich werde Sie schon rufen, wenn Sie kommen dürfen.“

Mit einem erstaunten Blick richtete sich Hedwig wieder auf.

„Warum sagen Sie denn ‚Sie‘ zu ihm? Warum verstellen Sie sich? Ich weiß ja doch alles!“

„Was wissen Sie denn?“ fragte Baltes schnell, während ihm plötzlich ein argwöhnischer Gedanke durch den Kopf fuhr.

„Nun, daß Sie verlobt mit ihr sind — vielleicht schon Mann und Frau.“

„Wer hat Ihnen das vorgelogen? Denn es ist eine Lüge! Ich bin mit Fräulein Hanna weder verlobt, noch existiren andere Beziehungen zwischen uns als Freundschaft, reine, lautere Freundschaft.“

Vom Sofa tönte ein leiser Schrei, und mit geschlossenen Augen sank das kranke Mädchen zurück.

„Sie wird ohnmächtig — um Gottes willen!“ rief Baltes erschrocken.

„Die Aufregung — die Freude! Sie wird zu sich kommen, aber sie darf Sie jetzt nicht mehr sehen. Gehen Sie — ich werde Sie schon rufen, wenn es Zeit ist.“

Hanna rieb die Stirn der Ohnmächtigen mit kölnischem Wasser ein, das sie auf dem Tisch fand.

„Es ist eine Bübere i von Lahmel ... Sie werden es sehen — eine Bübere i!“

Die Kranke regte sich und Baltes zog sich schnell zurück. Unruhig schritt er vor der Thüre auf und ab; er lauschte am Schlüsselloch. Drinnen flüsterten sie leise; es klang wie ein gedämpftes Schluchzen, dann wie ein Kuß, wie mehrere. Gott sei Dank, sie hatten sich versöhnt.

Gleich darauf wurde er hereingerufen. Klein-Hedwig lag mit glückstrahlender Miene in ihren Kissen und reichte ihm matt die Hand, auf die er einen sanften Kuß drückte.

„Was geben Sie mir für eine große, angenehme Neuigkeit, Baltes?“ rief Hanna lachend, während sie sich die letzten Spuren vergossener Thränen aus den Augen wischte. „Hedwig übersiedelt zu mir, sie hat es mir fest versprochen — nun wird doch unser Fremdenzimmer endlich einmal einen vernünftigen Zweck haben.“

Um der Genesenden nach so großer Gemütsaufregung die nötige Ruhe zu gönnen, entfernten sie sich bald, nachdem noch vorher das Umzugskomplot in allen seinen Einzelheiten besprochen worden war. Die Thalhoferin sollte nicht eingeweiht werden, damit sie nicht etwa aus Eigennutz und Furcht, die Mieterin zu verlieren, Lahmel gegenüber die Verräterin spiele.

Hedwig war empört über die Falschheit des Freundes und wollte ihn nie wiedersehen. Um ihr und den anderen häßliche Scenen zu ersparen, sollte Hanna Hedwig am anderen Tage zu einer Spazierfahrt abholen, von der diese dann nicht mehr zurückkehren würde. Da der Kirchenmaler erst gegen elf Uhr zu erscheinen pflegte, bis zu welcher Stunde die Rekonvaleszentin gewöhnlich schlief, so wurde die Entführung auf zehn Uhr festgesetzt.

Es ging alles nach Wunsch. Hedwig verpackte heimlich ihre Siebensachen — es waren wenig genug. Gleich, nachdem sie mit der neuen Freundin abgefahren, erschien Baltes und klärte die Thalhoferin auf. Die dicke Frau murmelte etwas von „Undank“ und nahm eine drohende Haltung ein. Einige Reichskassenscheine übten aber sofort eine beruhigende, fast hypnotische Wirkung auf sie aus. Willig übergab sie dem Maler Hedwigs Eigentum und erklärte sich auch bereit, Lahmel einen Brief derselben zu übermitteln.

Wie eine verschmachtende Blume nach einem Regenguß richtete sich Klein-Hedwig auf. Und alle drei, Hanna, der Professor und Baltes, wetteiferten mit einander, das ängstliche, verschüchterte, kleine Ding zu verhätscheln. Anfangs fürchtete sie sich vor der lauten Stimme und den lärmenden Manieren des „Löwen“, aber dann gewöhnte sie sich schnell daran und entdeckte schon nach zwei Tagen das goldene, kindliche Herz unter dem Löwenfell. Er nannte sie nun mein Töchterchen, strich ihr liebkosend über das blonde Haar und küßte sie beim Kommen und Gehen, zu Baltes' großem Aerger, der die Vaterrechte des Professors für unrechtmäßig usurpirt fand.

Der Kirchenmaler lauerte der Kleinen einigemale vor der Hausthüre auf. Da sie aber niemals ohne die Begleitung Hannas oder des Professors ausging und ihm nicht den kleinsten Blick gönnte, ließ er sich zu allseitiger Zufriedenheit nicht mehr sehen. Die Thalhoferin hatte Baltes erzählt, daß er wie ein Wahnsinniger getobt und ihr beinahe die Möbel zerschlagen habe. Nach einigen Wochen erfuhr dieser durch einen Zufall, daß das „Kirchenlicht“ München verlassen hätte und nach Rom gegangen sei.

*

Der Winter begann aufs neue, seine strenge Herrschaft auszuüben. Bald nach dem ersten Schnee setzte ein heftiger Frost ein, der bei dem klarsten blauen Himmel einige Wochen die Welt in Fesseln schlug und alles Flüssige in Festes verwandelte. Kurz vor Weihnachten kam ein ausgiebiger Schneefall, der die Erde mit seinem weißen Laken einhüllte.

Baltes plante ein neues, phantastisches Bild, wie es jetzt die Kunsthändler und Liebhaber von ihm forderten: „Die Hochzeit des Winters und der Schneekönigin.“ Er war sich über die Konzeption noch nicht ganz klar; jedenfalls eine prächtige, weite Winterlandschaft im Gebirge, mitten darin ein feenhafter Eispalast, von dessen Balkon der Winter, ein eisgrauer König, und sein junges Gemahl, die Schneekönigin, triumphirend auf die besiegten Frühlingsgötter, nackte, rosenbekränzte Jünglinge herunterschauen, die seine Eis- und Schneemannen gefesselt vorführen.

„Sein“ Kunsthändler war ganz entzückt von der Idee.

„Das wird ein Galeriebild ersten Ranges,“ meinte er, „und da man aufmerksam auf Sie geworden ist, wird das hiesige oder das Berliner Museum zugreifen, wenn es 'was Gutes wird. Und da Ihnen das Motiv außerordentlich liegt —“

Kurz, der Mann gab ihm einen größeren Vorschuß, und das war ihm unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Hauptsache. Trotz aller bedeutenden Einnahmen der letzten Zeit brauchte er immer noch mehr Geld, so viel Geld, als sich nur zusammenscharren ließ. Galt es doch, für seinen süßen, kleinen Schatz das Nestchen zu bauen. Bald nach Neujahr sollte die Hochzeit stattfinden. Eine Wohnung hatten sie bereits gemietet, mitten in einem alten, großen Garten. Sie war eigentlich größer, als er sie gebrauchen konnte; aber da es ein kleines Gartenhäuschen für sich war, mit einem geräumigen, lichterfüllten Atelier und durchaus nicht teuer, griff er schnell zu.

Gleich nachdem der Schnee gefallen war, schnürte er sein Ränzel, um im Gebirge einige notwendige Schneestudien für sein neues Bild zu machen. In der stimmungsvollen Wintereinsamkeit würde ihm auch, so hoffte er, die Konzeption in voller Klarheit aufgehen. Es gab einen rührenden Abschied von

Digitized by Google

Kaiser Wilhelm II. als Jagdgast des Königs von Württemberg in Bebenhausen. Originalzeichnung von Th. Volz

Hedwig, die jetzt die „glücklichste Braut Europas und der umliegenden Länder“ war, wie der Professor behauptete, der sie mit den Glückrosen neckte, die „mitten im Winter auf ihren Wängelein erblüht seien und ihr alles Madonnenhafte geraubt hätten.“

Baltes fuhr zuerst nach Tegernsee. Von da wollte er sich über Kreuth, das in seiner schweigenden Wintereinsamkeit vielleicht das beste landschaftliche Motiv für das Gemälde abgeben könnte, nach Tirol hinüberschlängeln.

Der Tegernsee war zugefroren, seit einer hübschen Reihe von Jahren zum erstenmal. Ein prächtiges Bild! Ringsumher die schneebedeckten Höhen in ihrem blitzenden, weißen Winterkleid, der See mit seinem grünlichen, blinkenden Eisspiegel, die roten Dächer — das ganze in klares, durchsichtiges, flimmerndes Sonnengold getaucht. In der Nähe des „Großen Parapluie“ setzte er sich nieder und entwarf eine farbige Aquarellskizze, mit der er recht zufrieden war. Die Mittagszeit war längst vorbei, als er endlich mit einem tüchtigen Hunger in Egern ankam, wo er Nachstation machen wollte, um auch auf dieser Seite des Sees noch einige Motive zu skizziren. Unwillkürlich lenkte er seine Schritte nach dem großen Wirtshaus am See, in dem damals die drei Freunde mit Hanna und dem Professor zusammengetroffen waren.

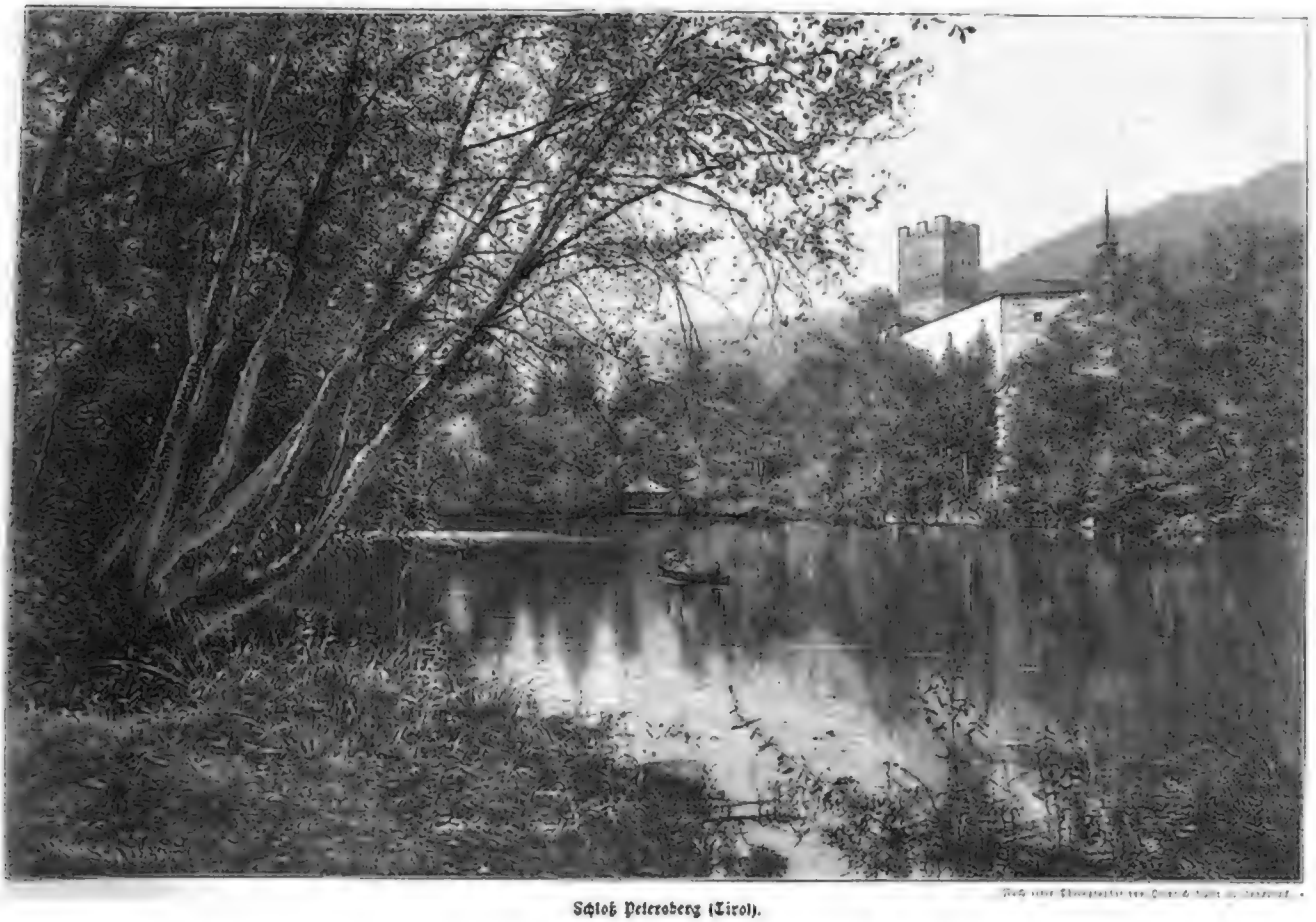
Während er sich von der freundlichen Wirtin bedienen ließ, mußte er daran denken. Noch nicht anderthalb Jahre waren seitdem verflossen. Und doch, wie verändert hatte sich alles! Den Freundeskreis hatte das Schicksal auseinander gesprengt. Karnack saß „dort oben“ im Nordosten zwischen seinen Bauern, und von Hans, der die gleiche Luft atmete, trennte ihn eine Welt.

Es war ihm gerüchtweise mitgeteilt worden, daß der ehemalige Freund die Kunst an den Nagel gehängt hätte und in ein Bankhaus eingetreten sei. Er traute Hans solch einen energischen Entschluß gar nicht zu; aber es war das beste und gescheiteste, was er hätte thun können. Hoffentlich fühlte sich Hans zufrieden in seinem neuen Berufe, zufriedener als Karnack, von dem neulich ein großer Brief voll Klagen an ihn gekommen war. Der russische Landbaron schrieb, daß er wie ein Pferd arbeite, um die durch die lange Krankheit seines Vaters locker gewordenen Zügel der Herrschaft wieder straff anzuziehen. Man hätte den Alten auf allen Seiten bestohlen und betrogen und wäre höchlichst verwundert gewesen, als er diesen Diebereien ein Ende machte. Zwar habe er sich ein Atelier eingerichtet und pinsele in seinen seltenen Mußestunden darin herum, aber es fehle ihm die Anregung und jene Kunstatmosphäre, die ihm, dem Kunstsinnbanken und Genußmenschen, stets mehr Vergnügen bereitet hätte, als das Schaffen selbst. (Fortsetzung folgt.)

Moriz Jokai.

Moriz Jókai.

Außerhalb der rot-weiß-grünen Grenzpfähle seines Vaterlandes kennt man den Dichter nur unter dem Namen „Maurus“ Jókai. Er mag ihn nicht hören, mag auf seinen ehrlichen „Moriz“ nicht verzichten. Die Umtaufe auf den originellen „Maurus“, der in keinem Kalender steht und doch im Auslande sehr populär geworden ist, hat Jókais erster Uebersetzer Kertbeny vollzogen in der merkwürdigen Aengstigung, daß man den Romancier



Schloß Petersberg (Tirol).

draußen in deutschen Landen auf den „Moriz" hin für — einen Juden halten konnte. „Das wäre auch kein Unglück gewesen," fügt der Dichter hinzu, wenn er diese Episode erzählt. „Mir ist mein Name lieb, ich habe von Kindesbeinen auf Moriz geheißen, meine Freunde rufen mich so, meine Frau rief mich so, ich bin nie etwas anderes gewesen." Und unter diesem Namen führt er sich auch in einem selbstbiographischen Romane „Die Dame mit den Meeraugen" ein, der kürzlich in einer recht bösen Uebersetzung an das deutsche Publikum kam, natürlich, ob auch sehr dummer Weise, weil ja im Widerspruche mit dem Inhalt, wieder mit dem „Maurus" auf dem Titelblatte. In diesem Buche schildert Jókai seine Jugendzeit, sein Heranreifen zum Manne, zum Patrioten, zum Dichter. Wir sehen den Knaben im Vaterhause zu Komorn, wo er am 19. Februar 1825 geboren wurde, sehen ihn Gymnasium und Tanzschule besuchen und ihn fragend vor der Zukunft stehen, die ihm seine Eltern im Komitatsdienste anwiesen, in dem sein Vater und älterer Bruder wirkten, die aber er auf dem Parnaß und an der Spitze des Volkes erlebte. Hie Komitatsbeamter, hie Literat und Politiker! Der Kampf wurde noch heiß gekämpft, als er eigentlich schon entschieden war. Er hatte den Eltern zu Gefallen Jus studirt, das Advokatendiplom erworben und war sogar in eine renommirte Kanzlei eingetreten. Aber außerhalb der Amtsstunden trieb er sich mit Literaten und politischen Feuerköpfen herum und wurde einer der ihren. Er hatte schon daheim in Komorn als Gymnasiast gedichtet, hatte mit einer Novelle „Das Gottesgericht" im Jahre 1842 einen Preis, zwei Jahre später mit einem Drama „Der Judenknabe" das Lob der Akademie errungen, da ließen ihm nun drüben in Budapest die jungen Federhelden, Alexander Petöfi allen voran, nicht rasten und nicht rosten. Bald sprang er dann vom Drehstuhl des Advokaturskonzipisten und keck mitten hinein in den literarischen und politischen Strudel der damaligen, stürmisch bewegten Epoche, welche Dichtung und Politik zusammenschweißte. Die Poeten wollten nur durch die Freiheit zur Schönheit. Und die Poeten machten die ungarische Revolution. Petöfi und Jókai fachten die Enthusiasten an, die am 15. März 1848 der Wiener Bewegung in Budapest ein kräftiges Echo schufen . . . Und überall war Jókai dabei in den Wochen politischer Trunkenheit, mit der roten Feder auf dem ungarischen Hütchen, eine schöne Jünglingserscheinung. Es ist begreiflich, daß Rosa Laborfalvy, die bedeutendste Tragödin der Ungarn, für den jungen Freiheitsschwärmer entflammte, als er in jenen Tagen, kotbespritzt, durchnäßt vom Regen, auf die Bühne sprang, um zum Volke zu sprechen. Im Revolutionsgewitter freite Jókai, in den Krieg hinein machte er seine Hochzeitsreise, als Verfolgter, dem Galgen geweihter Flüchtling lebte er die Flitterwochen. Und sein Weib hielt tapfer neben ihm aus in den argen Nöten der Zeit, umwand ihm deren Dornen mit Rosenblüten. Sieben Jahre sind es fast, seit dem Dichter die Gattin starb; er trauert ihr noch immer nach.

Die Romantik hat, wie diese flüchtigen Daten weisen, lebhaft und bunt schillernd in sein Leben eingespielt, das sich entspann wie seine Romane: Wirklichkeit im Schimmer eines höheren Glanzes, wie er nur großen Menschen wird, nur Ausnahmsgestalten, einem unter Tausenden. Er ist heute der erste seines Volkes, das ihm just in diesen Tagen seinen Dank zujubelt für den Reiser, der von seinem Ruhme die Nation trifft, just in diesen Tagen, die der Feier seines fünfzigjährigen Schriftstellerjubiläums gelten. Ein seltenes Fest! Und ein erhebendes Fest, wenn der Gefeierte auf ein so reiches, so gesegnetes Schaffen zurückblicken kann wie Moriz Jókai, der heute nicht nur seinem Volke gehört, den alle Kulturnationen kennen, schätzen und lieben, dessen Werke sogar in asiatische Sprachen und afrikanische Dialekte übertragen wurden. Das ahnte er freilich nicht, als er aus seinem Versteck hervor unter dem Namen „Sajó" (Salz) seine Kriegsbilder in die ungarische Welt warf und ihnen Buch auf Buch, Dichtungen jedes Genres folgen ließ, die ihm schnell die Gunst seiner Landsleute erwarben. Man sah hinweg über alle Mängel der Form, über die Purzelbäume der Psychologie, über Unwahrscheinlichkeiten der Handlung; bezaubert von dem urwüchsigen nationalen Wesen, das durch diese Bücher pulsirte, erhob die Nation ihren Autor zu ihrem Liebling, und er blieb es, er errang auch die Gunst einer internationalen Lesewelt und steht heute in der Vorderreihe der Männer vom Geiste. Wie der Literatur, so hat er auch der Politik den Fahneneid gehalten, hat ihr als Volksvertreter und Journalist, treu, uneigennützig und begeistert gedient bis zum heutigen Tage.

So ist es denn erfreulich, daß in dem großen Dichter, den jetzt mit seinen Landsleuten Verehrer seiner Muse in allen Ländern der zivilisirten Welt feiern, auch ein großer Mensch bewundert und geliebt werden kann, der in jedem Sinne die imposante Ehrenbezeigung verdient, welche mehr noch als ihn diejenigen ehrt, die sie ihm bereiten. Alle Stadtverordnetenbeschlüsse, seinen Namen in das goldene Buch der Städte einzuzeichnen und Plätze und Straßen „für ewige Zeiten" nach ihm zu benennen und alle Ehrenbürgerbriefe, welche seit Monaten jeder Tag auf seinen Schreibtisch niederströmen läßt, alle die Huldigungen, die ihm noch zukommen und an denen sich Monarch und Prinzen, Minister und Künstler, Kardinäle und Frauen, Bürger und Bauern beteiligen werden, alle Kränze, die am 6. Jänner, dem Tage der eigentlichen Festapotheose, seine Arbeitsstube durchduften werden, sie heben die Würde der ungarischen Nation, sie steigern ihr Ansehen im Reigen der Kulturvölker, in dem ihr das Schaffen von Männern wie Jókai einen Platz erobert hat.

Heinrich Glücksmann.

Auf stürmischer See.*)

Von

Moriz Jókai.

Wir wollten nach dem romantischen Amalfi. Doch der Mensch denkt, die hohe Regierung lenkt. Die dahinführende Straße wurde gerade hergerichtet und war unpassirbar. Wir beschlossen denn einen andern Ausflug: nach dem „Deserto", einer hohen, kahlen Bergkuppe mit dem verwitterten Bau eines alten Klosters, das als Waisenasyl benutzt wird. Es heißt, daß man von da einen herrlichen Ausblick habe. Wir kamen aber nur bis Santa-Agata; ein Gußregen verdarb uns die Aussicht.

Schon die Straße bis hierher ist reizvoll mit ihren gewaltigen, in die Berglehne gebauten Steinbrustwehren und ihren über tiefe Thäler gespannten Viadukten. Die Vegetation der an der Bergwand sich emporziehenden Gärten verrät den mit der Steigung zusammenhängenden Wechsel des Klimas. In der Nähe von San-Agnello treibt man noch Orangenkultur; die fruchtreichen Bäume sind aber am Wipfel und an der Wetterseite mit Matten umhüllt, was die Landschaft so geschmacklos aussehen läßt wie eine frierende schöne Frau, die einen zerfetzten Mantel um die Schultern trägt. Weiter oben in den höheren Regionen gedeiht der Orangenbaum nicht mehr, doch dem Oelbaum und dem Johannesbrotbaum ist das Klima noch günstig, — ganze Olivenhaine tauchen die Berglehne in den silbergrünen Glanz ihres Laubes. Dann tritt, schon etwas gelblich in den Blättern, die Kastanie hervor und noch höher mischt sie sich mit der Stechpalme, bis sie endlich der Zwergkiefer vollständig das Feld räumt. Aber überall sieht man hochrankende Reben, sie sind die unzertrennlichen Gefährten jedes höheren Baumstammes. In Italien ist die Phyllorera noch nicht zu Hause.

. . . So müssen wir denn wieder zurück. Bis zur Essenszeit wollen wir uns an unserem gemeinsamen Ideal ergötzen: an dem Meere drunten bei den Felsengrotten.

Ah, heute sind auch noch andere da, die sich für das Meer interessiren — freilich aus ganz anderen Gründen. In der Bucht zwischen den beiden Grotten ziehen Fischer das große Netz an. Es sind ihrer zehn: zwei hocken in der Barke, die auf den Wellen tanzt, mit Bugspriet und Schnabel abwechselnd untertauchend, die anderen acht ziehen die beiden langen Seile aufs Land. Durchweg sehnige, malerische Gestalten. Wir wollen sehen, was sie für Beute gemacht haben.

Die Barke rudert noch weit in den See; es dauert noch ein Weilchen, bis sie das Netz an den Strand ziehen. Bis dahin können wir uns in den weichen Sand strecken und zum Zeitvertreib Namen auf die Sandtafel schreiben, nicht die unseren, nein, die Namen großer, berühmter Männer, die das Volkslied der Heimat verewigt hat, wenn es nicht selbst schon gestorben ist . . . Ob die alles nivellirende Woge diese Namen respektiren wird?! Ach! Auch sie sind weggeblasen mit einem Wellensturze wie die vielen, vielen „Rosa"!**)

„Lausche, liebe Tochter, ich will Dir ein Märchen erzählen, indessen die Fischer ihr Netz heranziehen . . .

„Vor langer, langer Zeit, fünfundzwanzig Jahre sind es schon her, also vor Zeiten, welche die Erinnerung erwunden, da zechten in dieser Gegend, die wir jetzt durchstreichen, lustige Ungarlieder und urwüchsige Kraftworte, die uns der Fremde gerne abhört, in seine Sprache aber nicht übertragen kann. Hier in der Nähe, in Nocera, war das Hauptquartier jener ungarischen Krieger, die in das fremde Land gekommen waren, um sich unter eine in Acht und Bann gethane Fahne zu scharen. Dort hinter den Schneegipfeln wütete der grausame Crocco, der gefürchtete Brigant, der Bundesgenosse der Reaktion, der Mächte der Finsternis, Brand und Mord schleudernd in das freiheitsbegeisterte, italienische Welt. Alle Soldaten Neapels konnten ihn durch Jahre nicht aus seinen Felsenverstecken treiben. Da wurden jene Ungarn gegen ihn gesandt und die hatten in zwei Wochen mit den Räubern aufgeräumt. Die Abruzzenberge wurden so rein wie ein Schauspielhaus nach der Vorstellung. Wie da die Ungarjungen zu Ansehen kamen dies- und jenseits der Apenninen! Sogar aus Kalabrien kamen Abordnungen mit der Bitte, nur einen einzigen ungarischen Legionär in ihre Ortschaft zu senden, der würde das Dorf besser schützen als ein Trupp neapolitanischer Sbirren. Und wohin sie kamen, in Dorf und Stadt, begrüßten sie Eljen- und Evivarufe, schöne Mädchen trockneten ihre Stirnen, alte Leute nannten sie ihre Söhne. Im Theater spielte man den Rákóczy-, den Klapkamarsch und das Kossuthlied und eine Künstlerin wand im Kostüm der Hungaria Blumenkränze um das gewisse Wappen mit den vier Flüssen und den drei grünen Hügeln. Und kam ein Sohn dieses Landes der Flüsse und Hügel hierher, so mußte er keine Reisekarten lösen, keine Gasthöfe aufsuchen, die italienischen Bahnen und Schiffe beförderten ihn unentgeltlich, und hatte er einen Paß von dem Führer der Ungarn, so gab man ihm Wohnung, Speise und Trank in Fülle und noch süße Küsse dazu. Und als die Heldenschar unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter in Neapel einzog, da geriet selbst der alte, träge Vesuv dermaßen aus dem Häuschen, daß er zu ihrer Begrüßung seine Feuerblöcke emporschleuderte bis zum Mond und ihren Weg im Dunkeln mit seiner gewaltigen Flammensäule erhellte . . . Fünfundzwanzig Jahre sind es her . . . Ein riesenhaftes Stück Zeit!"

Und heute fragt man uns hier, wenn wir ungarisch sprechen: „Seid ihr Russen?"

Was hatten wir nur vorhin in den Sand geschrieben? Welchen Namen war es doch? . . .

Die Fischer hatten indessen das große Netz ans Land gezogen. Es war leer. Nur da und dort zappelte zwischen den Maschen ein fingerlanges Fischlein. Also auch das Meer beträgt!

Wie viele solcher leeren Netze habe ich schon mit derselben schmerzzerreißenden Mühe hervorzerren gesehen — und nicht gerade aus dem Meere! . . .

Wir hatten es uns in den Kopf gesetzt, nächsten Morgen nach Capri hinüber zu rudern.

Am Abende beim Diner vergrößerte sich die Gesellschaft um einige Reisende: es waren Deutsche, freundliche, gemütvolle Menschen. Einer war eben mit dem Postsegler, einer gewöhnlichen Barke, aus Capri gekommen; er erzählte, daß er eine böse Fahrt gehabt: scharfer Wind, hohe Wogen. Wenn er es gewagt, warum sollten wir's nicht wagen? Nur hatte ihm der Wind in den Rücken geblasen, uns wird er ins Gesicht blasen, wenn er sich nicht bis zum Morgen wendet.

Unser neuer Tischgenosse sprach uns Mut zu: wenn wir einen guten Magen und keine Angst vor der Seekrankheit hätten, dürften wir uns schon den hiesigen Schiffsleuten anvertrauen, denn dieses Volk wäre ebenso mutig zur See als feige auf dem Lande; sieht es ein Wetter im Anzug, so bringt es alles Gold der Welt nicht zur Fahrt nach Capri; ist aber die Fahrt unternommen, dann erreicht sie ihr Ziel. Gegen die Seekrankheit freilich sei kein Kraut gewachsen.

Was ist mir die Seekrankheit? Mir, der schon vier Stürme in unserem Quarnero erlebt hat (das Wort stammt von Carnivoro, das ist Fleischfresser, Menschenverschlinger); die Welle schleuderte damals unseren winzigen Dampfer fast bis zum Himmel und ich machte mir nichts daraus. Und erst unser „ungarisches Meer", der Plattensee! Da ist nichts zu lachen. Ich habe hier schon einen Sturm erlebt, daß an Bord des „Kisfaludy" nicht nur die Reisenden, auch die Hunde seekrank wurden, und ein biederer Kaufmann, als das Schiff mitten im See gegen das Unwetter kämpfte, sich auf dem Verdeck niederwarf, mit Armen und Beinen zappelte und immer schrie: „Ich fahr' nicht weiter, Herr Kapitän. Setzen's mich ans Land!"

Und denkst Du noch, mein süßes Töchterchen, wie ich Dich als kleines Mädchen auf den Armen in den Kahn trug, der uns zum Dampfer fuhr? Welche Wogen türmte damals der See! Sogar der Kapitän des Dampfers fiel vom Bord ins Wasser. Mit uns war ein runder Domherr im Boote, den der Wellentanz wie einen Kreisel drehte. „Heiliger Vater!" rief ich, „jetzt kommen wir auf schnelle Art ins Paradies!" — „Quod deus avertat!" Damals ließest Du, mein Kind, Dein Püppchen fallen und faltetest die Hände und begannst zu stammeln: „Vaterunser, der du bist im Himmel . . ." und bliebst stecken und wandtest das süße kleine Gesichtchen verzweifelt zu mir: „Wie geht es weiter? Ach Gott! Wie geht es nur weiter?" Und ich half Dir das Gebet beenden. Wie gefiel Dein Gebet dem Priester und gewiß auch Gott. Als ich Dich aus dem Kahne zu dem am Rande des Dampfers stehenden Kapitän emporhob, klatschtest Du in die Händchen und riefst: „Gut ist das Ding! Gut ist das Ding!" Nun also! Und was ist dagegen dieses mittelländische Meer?!

Wir bestellten eine vierruderige Barke.

Am Morgen hatte sich der Wind weder gelegt noch gewendet, war vielmehr heftiger geworden. Er hatte jedoch das Gute an sich, daß er die Regenwolken vom Firmamente weg hinter die Berge fegte.

Die Gegend prangte in einer Beleuchtung von wunderbarem Farbenreiz. Die gegen das Gebirge eilenden Wolken wurden vergoldet durch die aufsteigende Sonne, der goldige Schimmer warf seinen Reflex auf die Bergkuppen, diese warfen ihn ins Thal — es war eine in Gold getauchte Welt mit Gold gewordenen Schneebergen.

Das Meer war aber vom trübsten Grün . . .

Das wird heute eine schwere Fahrt geben!

Wir machten uns doch daran. Der Gastwirt hatte uns nach hiesigem Brauche eine Wegzehrung eingepackt, ein nützlicher Brauch bei solchen Expeditionen. Sein schöner Knabe brachte meiner Tochter einen prächtigen Rosenstrauß und unsere Taschen füllten sich mit Orangen. Auch die Cognacflasche vergaß ich nicht. So ausgerüstet schritten wir zwischen den Felsengrotten zur Sandbucht hinunter.

*) Der Dichter hat uns dieses reizvolle Kapitel aus seinem noch unveröffentlichten Lebensbuche zur Verfügung gestellt und zwar aus dem „Reise um einen Grabhügel" benannten Teile, welcher die Zeit nach dem Tode seiner geliebten Gattin behandelt. Jókai unternahm damals in Begleitung seiner Tochter eine Italienreise. D. R.

**) Der Name von Jókais just damals verstorbener Gattin.

Digitized by Google

Da ragt ein auf Pfähle gebauter Steg, an dem die Barken gewöhnlich landen, tief hinein ins Meer.

Diesmal schlug die See ihre Wogen über den Steg. Unsere Barke mit den drei Schiffern umtanzte ihn, konnte aber unmöglich anlegen. Der vierte Matrose, der unser Gepäck trug, kriegte es mit viel Witz und Gewandtheit fertig, Mäntel, Tasche und Korb einzeln ins Boot hinüberzuwerfen; uns konnte er aber doch nicht so hinüberwerfen. „Sacramento!" brummte er kopfschüttelnd. Und wir erkletterten wieder die felsige Küste, und dann ging's durch die Orangenhaine nach Sorrento. Im Fluge grüßten wir Tassos Marmorbüste und das Haus seiner letzten Zuflucht; dann stiegen wir die steilen Treppen zur Bucht hinab. Da harrte schon unsere Barke, die uns zur See vorgeeilt war, an dem tüchtigen windgeschützten Steindamm, an dem man in die kleinen Kähne zu steigen pflegt.

Unsere Barke war fest gebaut, bequem und reinlich. Wir stießen uns ein und stachen in See.

Welch erhabenes Bild entrollte sich bald vor unserem Blick! Sorrent, vom Meere gesehen, gleicht einem Traumgemälde, einer versteinerten Phantasmagorie. Diese Palaststadt, die geradezu aus dem Meere aufgetaucht erscheinen, lauter Wunderbauten, ihre Höfe lauter Semiramisgärten, manche mit ins Meer hineingebauten Fundamenten, manche mit Rotunden, gekrönt von turmhohen Basteiwällen, und in den Felsen naturgeschaffene Grotten. Wie unsere Barke längs der Küste hinfährt, sehen wir auf dem hellen Grunde der See die Trümmer einstiger Paläste liegen. Unser Vater, plötzlich redselig geworden, behauptet, dies sei das Haus Torquato Tassos gewesen ...

Malerische Ruinen schmücken die Felsenzinken: einst Göttertempel und Paläste reicher Wüstlinge. Das Meer hat die Kapitäle ihrer Säulen treu verwahrt. Endlich die lange Felsenzunge, die mythenumwobene. Die Wogen dringen in ihre Grotten, deren eine der Volksmund das Bad der Königin Johanna nennt.

Und die mächtige Orgel der grollenden See braust den Strand entlang: vier Klafter hoch schlagen die Wellen an der glatten Felswand empor.

Bis hierher war die Fahrt der reine Hochgenuß. Die Bewegung der Barke war ein Wiegenschaukeln. Kaum hatten wir aber die Insel der Sirenen hinter uns und das offene Wasserimperium erreicht, da erfuhren wir erst, was das Meer eigentlich ist.

Ein herrliches Schauspiel! Eine lebendige Gottheit in ihrem Reiche!

Die erste Empfindung, die einen erfaßt, wenn man in diese horizontlose Welt schaut, ist das Gefühl des eigenen Nichts. Auf dem Meere gibt es keine großen Menschen ... Mochte er auch sprechen: „Caesarem vehis!" (Du trägst den Cäsar!), sein Antlitz war doch so bleich wie das seiner Sklaven.

Ihr seht jenen gewaltigen, lebendigen Berg auf euch losstürmen, der, indem er sich nähert, euch die Aussicht versperrt, trotzdem er durchsichtig ist wie Glas; es scheint ein Entrinnen unmöglich. Der Schiffer wendet die Kielspitze seines Fahrzeugs mit dem Schnabel gegen die Mitte der Welle. Im Nu sitzt er im Sattel des Leviathans, der euch blitzschnell emporgerissen hat und dann seht ihr ein konkaves Thal vor euch sich öffnen, einen tiefen, dunkelblauen Abgrund, in den euer Kahn jäh niederschießt — und dann entschwindet euch plötzlich die Welt: ihr seid in einem Kerker, dessen Mauern von Wasser sind. Und wieder empor! Das war erst eine junge, noch nicht ausgewachsene Welle, da kommt jetzt die alte. Hei, was sie sich für eine Masche um die Haube gebunden hat! Das ist kein Berg mehr, das ist eine Gebirgskette mit einem Kamme aus Meeresschaum. Die weiß-schwarzen Möven flattern schreiend darüber weg. Und diese Woge schleudert nicht nur euch empor, sie hebt auch eine schimmernd grüne Wölbung über euer Haupt und wirft sich dann selbst darüber.

Hahaha! Wie das köstlich schmeckt! Die Möven lachen wie toll.

Und so folgt eine Welle der andern. Und wenn am Rande des Horizonts eine Welle auftaucht, da ist's, als steige sie empor aus den Tiefen des Meeres und käme uns entgegen, daß wir von den beiden Elementen wie zwischen zwei Mühlsteinen zermalmt werden.

Die Matrosen führen die Ruder mit Aufbietung aller Kraft, zerdrücken, zerschmettern die Welle und ermutigen sich und die Reisenden: „Coraggio per voi, maccaroni con formaggio per me!" (Euch Mut, mir Maccaroni mit Käse!)

Was die maccaroni con formaggio betrifft, soll's daran nicht fehlen, wenn's bis dahin nicht mit dem coraggio am Ende ist.

Indessen — man mag sagen, was man will — wenn dieser Tanz auf den Wogenbergen längere Zeit anhält, so erfaßt einen doch etwas wie Beklemmung. Es ist das doch nicht der Plattensee.

Und plötzlich beginnt der Magen, zu denken. Zum Teufel! Wozu das? Hat es der Magen notwendig, zu denken?! Sein Amt ist das Verdauen, das Denken ist Sache des Kopfes. Nun wollen wir sehen, ob die beiden einander kompromittiren werden!

Wir ruderten nun seit drei Stunden und immer gegen den Wind. Capri lag seitwärts gegen Norden und so ferne, daß sich die Häusersilhouetten vom blauen Hintergrunde noch nicht abhoben. Das Rudern hielt an, bis wir die Höhe der Insel erreicht hatten. Jetzt zogen die Matrosen die Ruder ein und spannten das Segel aus; zugleich stellte der älteste von ihnen am Backbord das Steuer ein, und nun flog die Barke, den Wind seitwärts auffangend, mit geblähtem Segel auf Capri zu. Die Wellen machten jetzt das Boot an der Seite tanzen. Das ist aber ein ganz besonders niederträchtiges Amüsement.

Ich bin überzeugt, der Bazillus der Seekrankheit ist die Furcht. Wie einer erschrickt, hat ihn schon die Krankheit. Nicht fürchten! Das ist also das prophylaktische Mittel.

Wie kann man sich aber auch auf dem Meere fürchten? Wovor? Vor dem Tode? Sind wir nicht Philosophen? Was geschehen muß, muß geschehen! ... Den Tod fürchten? Sind wir nicht Dichter? Wie oft haben wir das ruhmreiche Angesicht des Todes verherrlicht! Und nun sollten wir schaudern, da es sich uns enthüllen will?!

Für ein weilchen kamen wir mit Philosophie und Poesie aus. Unsere Nerven beruhigten sich. Bald fing's aber im Schädel zu rumoren an.

Verdammt! Will uns der Humor untreu werden? Können wir an solchem Orte nicht scherzen? Ach, da fällt mir gerade eine Anekdote ein. Vor vierzig Jahren war's, als auf die Pfeiler der Budapester Kettenbrücke in Anwesenheit Stephan Széchényis, ihres Initiators, die Riesenketten aufgezogen wurden. Von beiden Seiten sah eine Masse Volkes dem Schauspiel zu. An der Pester Seite gab es damals noch keine ausgebauten Prachtquais, nur Düngerhaufen. Auf einem dieser Hügel stand Czernus, später Schriftführer des 1849er Parlaments von Debreczin. Da erscholl plötzlich donnerndes Gepolter; das Rad der Aufzugsmaschine brach, als die große Tragkette schon bis zur Höhe des Mittelpfeilers emporgehoben war, die ungeheure Erzmasse stürzte hinab in die Donau und erregte einen so mächtigen Wellenschlag, daß die nach beiden Seiten ausschlagende Flut die nahe am Ufer stehenden Zuschauer in den Strom fegte. Viele brachten die Rettungsboote wieder ins Trockene. Auch Czernus war unter diesen. Er schüttelte sich das Wasser aus den Kleidern und machte einen Scherz über das Abenteuer: „Quem dei pendero jubent, non mergitur aquis." (Wen die Götter dem Galgen geweiht, der kommt im Wasser nicht um.) Und der lateinische Spruch war ein Prophetenwort! ... Sollte meine Prärogative bereits verjährt sein?

Na, diese Anekdote war gerade nicht geeignet, die Unruhe meines Magens zu sänftigen.

Ich fühlte, wie mir Nase und Ohren kalt wurden.

Was soll das sein? Etwa Furcht? Ich habe sie nie gekannt, wenigstens nicht als Furcht für das Leben. Sind wir nicht Christen? Glauben wir nicht an das Jenseits? Halten wir es nicht für schön und sehnsuchtswürdig? Und uns scheidet uns davon nur ein durchsichtiges Fenster. Die nächste Minute kann uns ins Wellengrab hinunter und dann hinauf in den Himmel schleudern.

Wäre es nicht schön und gut, „ihr" nachzueilen: „Sieh, ich bin schon da, ich habe Dich nicht lange warten lassen!" Auch wäre damit meiner erhabenen Nation ein Begräbnisgang erspart, und die berittenen Wachleute müßten bei meinem letzten Gange dem verehrlichen Publikum nicht auf die Hühneraugen treten. Die Welle ist ein herrliches Grab!

Damit hatte ich mir das Herz tüchtig erleichtert. Freilich sehnte sich auch mein Magen nach Erleichterung. Ich sah schon den Himmel gelb und das Meer rot. Aber ich will mich doch nicht niederzwingen lassen!

Wenn ich schon Philosophie, Poesie, Humor und Religion vergeblich angerufen habe, eine Schutzwaffe bleibt mir noch: Sind wir nicht Ungarn?! Und diese Fremden sollen mich höhnen dürfen, weil sie mich schwach gesehen?!

Ein alter Offizier hat mir einst erzählt, wie im französischen Kriege ein ungarischer Husar mit einem französischen Chasseur à cheval zusammengeriet. Der Husar griff keck und hart an, aber der Franzose hielt tapfer stand. Da fing der Ungar bei einem letzten Anstoß zu poltern an: „Tarka kutya kurta karikára kunkorodott farka!"*) Und das konnte der Franzose nicht pariren; er kapitulirte denn und überreichte dem Husaren seinen Säbel.

Probiren wir's mit dem Husareneinfall!

„Tarrrka!" und so weiter.

Probavi et successit. Ich versuchte, und es gelang. Nutzen des Chauvinismus. Indem ich aus der Sache eine Frage der nationalen Ehre machte, gelang es mir, die Seekrankheit glücklich zu verscheuchen.

Ich kann das Rezept jedem empfehlen, der in ähnliche Lage gerät. Er muß jenes Husarensprüchlein nur mit der richtigen Energie herausschlagen. Ich füge aber hinzu, was der dörfliche Quacksalber von der fieberheilenden Kraft des gefüllten Krautes sagte: „Dem Schmiede ist es Medizin, dem Schneider Tod!"

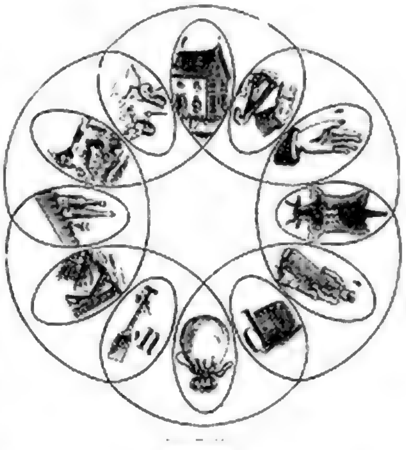
Zu Anacapri klang eben die Mittagsglocke, als ich im Hafen der Insel Capri meiner Tochter ans Land steigen half. Sagst Du noch immer, mein Röschen: „Gut ist das Ding! Gut ist das Ding!?"

---

*) Ein fast unübersetzbares Kraftwort, das als Zungenübung verwendet wird; es heißt etwa: „Kurzringelig zusammengewickelter scheckiger Hundeschweif", und ist ein Schimpfwort für gleichmäßige, verweichlichte Menschen.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Rätsel.

Stehst an meiner dritten Stelle
L, der Konsonant,
Bin ich einst ein Fluß gewesen,
Allen wohlbekannt.

Aber wenn an diese Stelle
Du ein B setzst hin,
In dem deutschen Vaterlande
Ich ein Strom dann bin.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 170:

Das Glück stiehlt nichts, es leiht nur.

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 170:

Amulet. Hamlet.

Auflösung des Silbenrätsels Seite 170:

Strohfeuer.

Auflösung des Rätsels Seite 170:

A — Po — Post — Ost — Postel — Apostel.

Bühne.

— Das „Berliner Theater" brachte am 9. November „Jenseits von Gut und Böse", Schauspiel in 5 Aufzügen von J. V. Widmann, zur ersten Aufführung und errang damit einen Erfolg, der nicht zuletzt auf Rechnung der sehr gewandten und geschmackvollen dekorativen Einrichtung zu setzen sein dürfte. Nach dem Vorbilde des köstlichen Grillparzerschen Märchens „Der Traum ein Leben" hat Widmann Wirklichkeit und Traumleben einheitlich verwoben. Der Professor Robert Stoll hat sich so lange und so eifrig mit der Geschichte der kraftgewaltigen Fürsten Malatesta von Rimini beschäftigt, daß sich bei ihm endlich die sittlichen Begriffe zu verwirren anfangen und er geneigt ist, die Worte „gut" und „böse" durch die neuen Worte „stark" und „schwach" zu ersetzen. Das ist nur Theorie; sie droht aber Wirklichkeit zu werden durch ein verführerisches Weib, das den Professor von der treuen liebevollen Gattin hinwegzulocken sucht. Da greift der Bruder dieser Gattin ein: unmittelbar vor einem Maskenfeste, auf dem der Professor als Sigismondo Malatesta, jene Sirene aber als Sigismondos historische Geliebte Isotta erscheinen soll, schläfert er durch ein Pulver den Robert ein; und der den Schlafenden zeigt nun im Traume die Kraft- und Prachtwelt der Renaissance empor. Er sieht seinen Sigismondo Malatesta die Buhlerin auf den Thron der Gemahlin setzen, sieht ihn in ungebändigstem Trotze sich immer höher und höher versteigen, schließlich den Schöpfer selbst zu einem Zweikampfe herausfordern, bei dem er unterliegt und an der Grenze seiner Kraft anlangt. Als der Professor erwacht, ist die gefährliche Maskennacht und mit ihr der ganze Spuk vorüber. — Vom moralischen Gesichtspunkte aus stellt Widmanns Stück einen Protest gegen Nietzsches Lehren dar. Nicht mit Unrecht indes betonen die Freunde Nietzsches, daß Widmann die Ansichten des unglücklichen Philosophen ... gewandt habe, daß das „Jenseits von Gut und Böse" nie für Männer vom Schlage Robert Stolls gedacht gewesen ist. Freunde und Gegner Nietzsches werden aber jedenfalls darin übereinstimmen, daß uns weniger des Autors moralische Ideen interessieren, als seine Fähigkeit, sie dichterisch zu veranschaulichen. Und da muß man die moderne Handlung doch als mißglückt bezeichnen; sie ist nur äußerlich modern, innerlich erkünstelt, unmöglich, leblos, nur ein Musterbeispiel zu einer sittlichen Anschauung. Wenig glücklich macht sich auch die Verbindung der realen Ereignisse mit den Traumvorgängen, da sie nicht mutig genug die Naivität des Märchentons festhält, sondern ängstlich nach natürlicher Motivierung sucht. Hingegen erscheint mir das eingeschlossene Renaissance-Drama Stil und Stimmung zu besitzen, die eigentümliche Stimmung dieses prunkliebenden, gewaltthätigen, rücksichtslosen Zeitalters. Dieser Teil bildet den eigentlichen Reiz des Gedichtes; daß die Traumgesichte aber den Professor so sofort „bekehren" sollen, das kann man doch wohl nicht im Ernste glauben. In der Darstellung that sich Barnay hervor, der an die wohl düsterste Gestalt des Robert-Sigismondo sein ganzes Können setzte; nicht ihm schien mir Stahl bedeutend, der einen Intriganten der Renaissance fein verkörperte. Marie Pospischil hatte als Isotta große Momente, als Ganzes war die Rolle unausgeglichen. R. Tr.

— Am 11. November wurde im Wiener Burgtheater zum erstenmal „Das goldene Buch", Schauspiel in 3 Akten von Franz von Schönthan, aufgeführt. Der Dichter wollte den Beweis liefern, daß er nicht nur für Possen und Schwänke, sondern auch für Schauspiel das Zeug hat — wollte, aber das Können versagte; vielleicht gelingt es ihm ein andermal besser. Der äußere Erfolg darf den Dichter nicht darüber täuschen, daß er durchgefallen, daß an seinem Schauspiel höchstens die „Erzählung" des ersten Aktes und die Darstellung gefallen hat. Der adelsstolze Direktor Graf von Retelko (Herr Hartmann) erfährt, daß sein Vater sich Namen und Rang des ... letzten Grafen Retelko widerrechtlich angeeignet, daß er alle

seines Gatten, sondern eines Kommerzienraths Sohn ist. Der Letztere bittet die schriftliche Aufzeichnung über seine Verbrechen dazulassen, die gutmüthige Tochter, die nicht adelstolze Frau (Frl. Hortmann) eines Professors (Herr Kempter) weiß davon, und ein ordentlicher Notar (Herr Gumpel) wird dann, sobald der Unverbesserliche, welcher vergeblich „das goldene Buch“ herausgeben will, zur Verbrennung der Geschichten von Adeligen, der raffinirten Menschen von Prinzen (Herr Gumpel) bald aus seiner Aufmerksamkeit Kapital zu schlagen. Der Tote unterläßt zu schreiben, weil es ihm mehr nützen kann, als zu reden; nicht aber die Schwester, welche es dem Bruder schuldig ist, ein ganzes Leben lang den Weg und Trug darüber mit sich zu schleppen, wie es der Vater getan. Der Arzt sieht voraus, als sitz er in nem Kern seines Herzens nothig gewesen. Stein weiter hat er zur Hilfe gezogen, und sich dann auf, um gegen alle Welt seinen Fang zu behaupten. Natürlich es ihm die Schwester unmöglich gemacht — warum greift er denn nicht zur Pistole, als er nur Schande und Schmach vor sich sieht? Der Staat hätte dem Armen draußen Alt. Nur, wenn wir nicht gewollen, es drewe dritte in seiner Leere und Nichtigkeit. Die Gattin des Grafen, Gräfin Reinhold, kommt aus Rußland zurück und gesteht ihm in einer kurzen überhasteten Szene durch ihre Liebe und Treue wieder den Lebensmuth. Hätte der Dichter sie nicht nach Rußland geschickt, sondern in der tödtlichen Zeit an seiner Seite gelassen, ihr Gelegenheit gegeben, an dem Adel ihrer Seele den Verzweifelnden aufzurichten, ihn zum Glauben an „Liebe und Treue zu bekehren, so hätte der dritte Akt an psychologischer Vertiefung gewonnen, und das Stück hätte eine gute Note mehr gehabt. Die geschickte Note in den drei ersten Akten und einige glückliche Worte lassen sich überlesen, wie ungeschickt der Dramatiker gearbeitet, von der unglaublichen Lösung ganz abgesehen, und wie schwach die Charakterisirung der handelnden Personen ist. Zum Schluß möchte ich keinen Zweifel dagegen aufkommen lassen, daß das Stück zur Aufführung gebracht wurde, weil es eben an besseren fehlt und weil den Schauspielern Gelegenheit geboten wurde, in dankbaren Rollen zu glänzen, was sie können. Und sie können viel. Schon um der trefflichen Darstellung willen sollte man sich „das goldene Buch“ ansehen. Dabei hat es nicht einmal irgendwie dankbare Rollen. Nur die des Paters kann als solche bezeichnet werden, schon von des Dichters unklarer, psychologischen Details mildern, welche übrigens für den Darsteller außerdem die gebührende Berücksichtigung Hintertreibt erfuhr. Außer den genannten Künstlern nannte die Herren Lewinsky, Schmid und Witte in Nebenrollen beschäftigt. Das Publikum verhielt sich während der ersten beiden Akte theilnahmslos, applaudirte aber am Schluß recht lebhaft und rief: „Das neidene Buch!“ viel es in meiner Nähe, „nicht einmal Silber, das reine Blech!“ und wieder: „Heinz, das ist nun Dir nicht übel gelungen!“

Schloß Petersberg in Tirol.

(Hierzu das Bild Seite 213.)

Im Sommer 1893 hat Kaiser Franz Josef I. von Oesterreich das im oberen Innthale gelegene Schloß Petersberg von der gräflichen Familie Wolkenstein erworben. Es liegt in der Nähe der Staatsbahnstation Silz am rechten Innufer auf einem mächtigen Granitkegel, der etwa 130 Meter über die Thalsohle emporragt. Die Hauptfront des stattlichen, zweistöckigen Gebäudes ist dem Inn zugekehrt; ein Seitenflügel, einige Wirthschaftsgebäude, die Kapelle und die alten Vertheidigungswerke des Haupteinganges bilden einen nicht sehr geräumigen Hof. Ein mächtiger, aus behauenen Bruchsteinen zu imposanter Höhe emporgeführter „Bergfried“ steht heute noch in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Schlosse, ein zweiter Wartturm von ähnlicher Gestalt steht etwa hundert Schritte östlich des Schlosses. Ohne Zweifel hatte die „Feste“ Petersberg in früheren Jahrhunderten eine viel bedeutendere Ausdehnung.

Seit langer Zeit dient das Schloß nicht mehr militärischen Zwecken, es ist daher nur in dem Umfange, wie es das Wohnungsbedürfniß seiner Besitzer erheischt hat, erhalten geblieben und von Zeit zu Zeit umgestaltet worden. Wegen des Entstehens der einzelnen Gebäudeteile in verschiedenen Jahrhunderten hat das gegenwärtige Schloß auch kein einheitliches Gepräge. Spuren eines 1857 ausgebrochenen Brandes sind heute noch bemerkbar; so ist ein im zweiten Stockwerke befindlicher großer Saal noch heute ohne Decke und ohne Fußboden, die Kapelle nur nothdürftig wieder eingerichtet und das Innere eines Turmes noch mit Brandschutt gefüllt.

Der Ursprung von Petersberg reicht jedenfalls in die Zeit der Römer zurück. Bestimmtes weiß man über Petersberg erst, seit es sich im Besitze der Welfen befand, in den es um die Wende des 11. und 12. Jahrhunderts übergegangen sein dürfte. Ein Dokument aus dieser Zeit spricht aber schon von einer neuen Burg Sankt Peter. Es wird also eine ältere Burg früher bestanden haben. Im 13. Jahrhundert verschrieb ein Welfengraf Ulrich die Burg und sein übriges rechtes Besitztum gegen ein Darlehen dem Bischof von Brixen für den Fall, daß der Graf aus einem von ihm unternommenen Kreuzzuge nicht mehr zurückkehren sollte. Doch der Graf kam wieder, zahlte aber das Darlehen nicht zurückgezahlt zu haben, denn das bischöfliche Stift Brixen machte ein Besitzrecht auf die „Feste“ Petersberg durch Jahrhunderte geltend. Dann folgten als Besitzer Kaiser Friedrich II., dessen Enkel Konradin, der letzte Hohenstaufe, Graf Meinhard von Tirol, die Herzoge von Oesterreich (1369).

Einer derselben, Herzog Leopold II., lieh sich von einem Brixener Bischofe, der früher Kämpfer des Herzogs war, überreden, daß die Ansprüche des Brixener Stifts auf Petersberg berechtigt seien, und lieferte die Burg an den Bischof aus; der Nachfolger Leopolds II., Friedrich, bekannt durch seinen Spottnamen „mit der leeren Tasche“, entdeckte aber ein Einverständniß des Bischofs mit den Gegnern des Herzogs, den Appenzellern, ließ den Bischof gefangen nehmen und seine Güter mit Beschlag belegen, von denen er Petersberg nur sich behielt, auch als er später die anderen konfiszirten Besitzungen dem Bischofe zurückstellte. Bald darauf ging die Burg an das Haus Frundsberg über. Nach den Tode des letzten von Frundsberg, des Enkels des berühmten Feldobersten (1586), wurde die Burg als Lehen an den Markgrafen Karl von Burgau, später pfandweise an das Haus Fuggern übergeben. 1650 erhielten Petersberg die Erben des kaiserlichen Feldmarschalls Grafen von Altheim; von diesen Familien übernahmen es 1777 die letzten Eigenthümer, die Grafen von Wolkenstein, die es nun an den Kaiser von Oesterreich verkauften.

Eine vollkommene Renovirung und Einrichtung des schönen Besitzes wird wohl nicht ausbleiben, obwohl das Schloß hauptsächlich wegen der damit verbundenen Felder gekauft wurde, um hier eine Rinderzucht anzulegen, aus der die kaiserlichen Musterwirthschaften in Böhmen mit Tieren der bewährten Oberinnthaler Rasse versehen werden sollen. Dazu dienen die Oekonomiegebäude beim Schloß und die hoch im Gebirge liegenden Alpe Kuhtai, welche gleichzeitig in den Besitz des Kaisers übergegangen sind.

A. Schultheiß: Die Klosterſuppe.

Die Klosterſuppe.

Weil die drei Mädchen auf unserem Bilde die artigsten der Kleinkinderanstalt, vielleicht auch, weil sie die ärmsten und verlassensten der ganzen Vorstadt sind, dürfen sie die Klosterſuppe in Schwester Apollonias eigener Zelle verspeisen. An die liebe Schwester geschmiegt, von ihrem Arm freundlich umfangen, finden sie die Suppe noch einmal so gut, als drunten an der Pforte, wo die nahrhafte Brühe mit den großen Brodbrocken und wenigen Fleischspuren aus dampfenden Riesenkesseln ohne Frage nach Namen und Herkunft an Jung und Alt vertheilt wird. Schwester Apollonia würzt eben die Suppe mit manchem guten Wort und ihr mildes Auge leuchtet so warm wie die Sonne, die durch die halbverhüllten Bleifenſterlein hereinschimmert. Lustig tanzen die funkelnden Strahlen auf den weißgetünchten Wänden, huschen spielend über die liebliche Gruppe hin und verfangen sich in dem Kraushaar der Kleinen. Unter dem doppelten Ausfluß von Licht und Liebe strömt unbewußt eine Fülle von Glück und Wohlbehagen in die Herzen der Kinder. Stillvergnügt tauschen sie bei ihrem ärmlichen Süpplein mit keinem König und ahnen noch kaum, daß sie zu Kummer und Noth geboren sind. Weiß wissen sie nichts von Elternzärtlichkeit, denn die Viertelträgerin, die von früh bis spät mit ihrer schweren Last auf schwanken Gerüst umherklettert, hat nicht viel mehr Gefühl für die Kinder übrig als der rohe Wirthshauslungerer von Vater. Aber ist nicht Schwester Apollonia da, bei der sie stets offene Hand und offenes Ohr gefunden? Hier in den hellen, traulichen Gemach zwischen duftigen Blumen und Heiligenbildern, im Schutz der treuen Pflegerin ist ihre wahre Heimat. Sachte senken sich hier die Keime glaubiger Demut, aber wurzeln sie auch stark genug, um dem Unkraut zu trotzen, das der Sturmwind der Zeit bald dazwischen saen wird?

Alex Bern.

Diese Seite ist insbesondere den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet. Sie will Winke und Anregungen zu förderlichem Thun und angenehmer Unterhaltung erteilen, auf beachtenswerte Erscheinungen hinweisen, gemeinnützigen Neuerungen den Weg bahnen helfen.

Unter uns.

Wünsche aus den Kreisen unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt, Mitteilungen über eigene Erfahrungen, soweit sie sich zur Wiedergabe an dieser Stelle eignen, mit Dank verwendet. Alles hierauf Bezügliche ist zu richten an die Redaktion von „Ueber Land und Meer" in Stuttgart.

Weihnachtsarbeiten.

Die Adventsglocken läuten, und die Christenheit rüstet sich auf ihr Fest der Liebe und Freude, das mit seinem Himmelsstrahlen Palast und Hütte segenspendend umfängt! Welch geheimnisvolles Flüstern, und welche glückselige Erwartung beherrscht die Kinderwelt! Wie viel tausend flinke, geschickte Hände regen sich unermüdlich bei der Herstellung von Ueberraschungen und Geschenken, die in der kurzen Spanne Zeit bis zum Christfest noch vollendet werden sollen. Ist doch gerade dieses Hasten und Eilen, dieses Tragen und „Nichtfertigwerden" charakteristisch für die schöne Weihnachtszeit, in welcher alle Herzen und alle Hände offen sind in dem liebevollen Bestreben, nach allen Seiten hin Freude und immer wieder Freude zu schaffen. Niemand soll dabei vergessen, und jeder — und sei es auch nur mit einer Kleinigkeit — freundlich bedacht werden. Hat auch die rastlosende Liebe schon vor Wochen, ja wohl schon vor Monaten die zeitraubenden und kostspieligen größeren Arbeiten begonnen, so ruft die weihnachtliche Lust des Gebens und Beschenkens immer noch kleinere, einfachere, schnell zu fördernde Gaben, die noch pünktlich fertig werden und die auch in Bezug auf das Material billig und lohnend sind. „Etwas Neues, etwas Anderes" soll es aber diesmal sein, nicht die immer wiederkehrenden Stickereien und Nadelarbeiten, die auf die Dauer so ermüdend wirken; und so bringe ich denn heute den lieben Leserinnen in Abbildung 1 einen reizenden Wandspiegel,

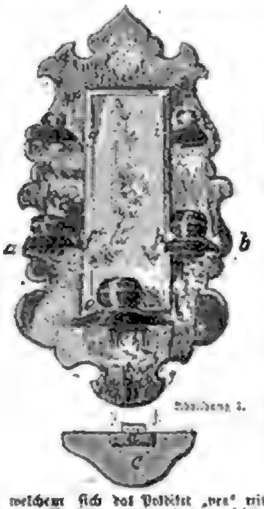


Abbildung 1.

bei welchem sich das Prädikat „neu" mit dem Begriff „schön" vollständig deckt. Dieser elegante, kleine Wandspiegel wird aus einem Holz, welches sich nicht leicht wirft, und dauerhaft ist, gearbeitet, zum Beispiel aus Birke oder Ahorn, wobei es sich empfiehlt, alle Teile recht dünn und zierlich herzustellen. Die Rückwand ist dreiteilig, damit man den Spiegel von hinten einschieben kann. Sie ist ringsherum geschweift, 55 cm lang und von a bis b 29 cm breit. Die Oeffnung für das Spiegelglas mißt 15 cm in der Breite und 32 cm in der Länge. Zu beiden Seiten des Spiegels befestigt man mit Hilfe von kleinen Messingscharnieren kleine Konsolchen c (siehe Abbildung 1 c) zum Auf- und Niederklappen, bei welchen ein kleines Klötzchen d auf der unteren Fläche das Niederfallen der Konsole bei aufrechter Stellung des Spiegels verhindert. Das untere Konsolbrettchen e ist gerade noch einmal so groß wie die vier oberen Brettchen f, g, h und i. Kleine, in ihren Größen abgestufte Holzbüchschen setzt man, wie es die Abbildung zeigt, auf die Konsolbrettchen. Das Brett und die Büchsen werden sauber mit Glaspapier glatt geschliffen, mit Schellack getränkt, darnach wieder mit ganz feinem Glaspapier, wozu man ein bereits schon abgenutztes nimmt, abgeschliffen, und dann mit schwarzem Lack, den man fertig in jedem Droguengeschäft zu kaufen bekommt, gleichmäßig mit dem Pinsel zwei- bis dreimal, nach jedesmaligem Trocknen, überzogen. Ist das Brett nun in allen Teilen, sowie die Büchschen, glänzend schwarz und trocken, so malt man darauf mit einem feinen, langen Haarpinsel von der linken Seite, unterhalb des Konsolbrettchens f heraus, quer über die Mitte des Spiegels bis zur deren Spitze hinlaufend, einen losen, aus Margeriten und Fuchsien sich zusammenfügenden Blütenzweig, der von Schmetterlingen umflattert wird. In der oberen und unteren Schweifung des Rahmens, sowie an den den Konsolbrettchen hindurch ziehen sich ebenfalls gemalte Margeritenzweige zwischen hin. Auch die Deckel der fünf Büchschen bemalt man mit einem Margeritensträußchen. Wenn alles trocken ist, schützt man das Ganze durch einen Ueberzug von sogenanntem „Aetherfirnis". Bezugsquellen: Das Wandbrett und die kleinen Konsolbrettchen läßt man sich nach den gegebenen Maßen von einem Tischler schneiden, den Spiegel liefert jeder Glaser, die fünf kleinen Holzbüchschen, sowie Farben, Pinsel und Firnis bezieht man von jedem Malartikelgeschäft, zum Beispiel von Gebr. Krumbholz

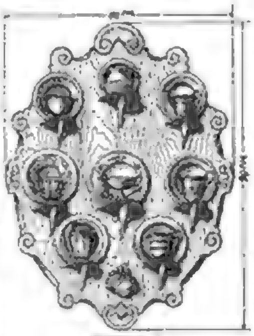


Abbildung 2.

in Dresden, Waisenhausstraße, von R. Herrmann in München und anderen. Gediegener Geschmack und vornehme Einfachheit verbinden sich bei dem in Abbildung 2 skizzierten, modernen „Tassenbrett", welches ein für jeden Haushalt willkommenes Weihnachtsgeschenk sein dürfte. Um dieses dekorative Wandbrett, welches den doppelten Ansprüchen auf Schmuck und Brauchbarkeit mustergiltig entspricht, herzustellen, läßt man sich von einem Tischler ein ausgeschweiftes $1^1/_2$ cm starkes Eichenbrett schneiden, dessen lichte Höhe 90 cm und dessen lichte Breite 60 cm beträgt. Den Rand des Brettes verziert man mit leichten Arabesken und Ranken, die man in Kerbschnittmanier einschneidet, und mit dem Kerbeisen umrandet. Vor der Hinterwand des Brettes werden durch passende Holzschrauben acht kleine, auf $9^1/_2$ cm langen Stützen ruhende Konsolen eingeschraubt, auf welche man nach dem neuesten Gesetz der altfränkischen Mode altertümliche, niedliche Tassen aus Urgroßmutters Hausrat derartig aufstellt, daß die mit Oesen versehenen Untertassen über den Konsolen, an Haken, an dem Wandbrett befindlichen Messinghäkchen aufgehangen, und die Obertassen darunter auf die Konsolen selbst gesetzt werden. In dem unteren, geschweiften Bogen des Wandbrettes ist, wie aus Abbildung 2 ersichtlich, noch ein einzelnes Messinghäkchen zur Aufnahme einer jener alten Bechertassen angebracht, zu denen keine Untertasse gehört. Ist das massiv gearbeitete Tassenbrett fertig zusammengeschraubt, überzieht man es gleichmäßig mit Bräunstein, welches man in heller und dunkler Färbung in jeder Droguenhandlung zu kaufen bekommt. Man kann also dem Tassenbrett genau die Färbung der Möbel geben, denen es beigesellt werden soll. Zur Befestigung an die Wand dienen zwei starke Bilderösen,

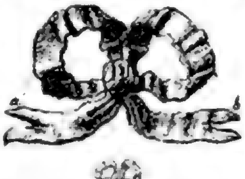


Abbildung 3.

durch welche starke Haken eingeschlagen werden. Bezugsquelle: Man braucht zu diesem Tassenbrett vom Tischler circa $^1/_4$ Quadratmeter $1^1/_2$ cm starkes Holz, welches in Eiche 4 Mark, in Nußbaum 5 Mark und in Mahagoni 4 Mark kostet. Als ihre neuesten Günstlinge bringt unter anderem auch die alle tollende Mode in Holz geschnitzte Rokokoschleifen zur anmutigen Bekrönung und Verzierung der Bilderrahmen auf dem Weihnachtstisch. Abbildung 3 zeigt eine solche Rokokoschleife, deren Breite von a bis b stets ein Drittel des zu schmückenden Rahmens betragen, und deren Höhe im richtigen Verhältnis dazu bemessen sein muß. Man schraubt die Schleife in der Holzart des Rahmens, für den sie bestimmt ist, gibt ihr nach dem Schnitzen einen feinen Ueberzug von Wachs und bürstet sie so lange, bis sie Glanz erhalten hat. Hierauf vertieft man geschickt die verschiedenen Falten und Verschlingungen der Schleife und des Knotens bis „Unzerteilbarkeit", bringt mit dem zierlichsten Schattierung hinein und markiert die Umrandung und die Bändungen des Bandes durch Goldbronze, die man mit Bronzetinktur anrührt und mit Hilfe eines feinen Pinsels in die Linien aufträgt. Die Rokokoschleifen, die auf Goldrahmen angebracht werden, bronziert man über und über. Man setzt die Rokokoschleife vermittelst zweier Holzzapfen, die in die Bilderrahmen vorgebohrte Löcher greifen, auf den Rahmen auf. Bezugsquellen: Das Holz liefert jeder Tischler, Wachs, Goldbronze und Bronzetinktur jedes Droguengeschäft. W. R.

Christbaumschmuck.

Im fernen Walde zwischen schneebedeckten Tannenästen flüstert es bereits ahnungsvoll von Lichterglanz und Festestafel, von leuchtenden Augen und frohem Kinderjauchzen! Bald naht ja auch die geweihte Stunde der Erfüllung für all diese ersehnte Herrlichkeit, und der alte, heilige Weihnachtszauber umschwebt dann wieder aus den reich geschmückten Christbaumzweigen herab beglückend Alt und Jung, Groß und Klein. In unermüdlichem Schaffen und Arbeiten bereitet man sich mit tausend fröhlichen Heimlichkeiten auf das Fest der Liebe und der Freude vor, wobei keine Hand zu klein oder zu ungeschickt ist, als daß sie nicht auch ihren Anteil an dem geschäftigen Treiben zuerteilt bekäme. Besonders bei der Anfertigung des Christbaumschmuckes gibt es unzählige kleine Hilfeleistungen und Handreichungen, die unsere Kleinen froh und glücklich machen,

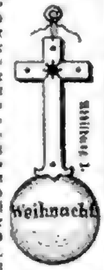


Abbildung 1.

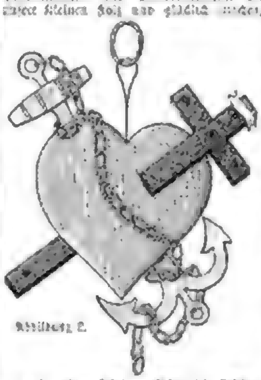


Abbildung 2.

und mit welchen sich dann später die Felder unvergänglichster Kindheitserinnerungen verknüpfen. Ich denke, daß es sich — trotz der reizenden Herrlichkeiten, die die schimmernde Kunst in größter Auswahl alljährlich auf den Weihnachtsmarkt bringt — manche Leserin doch nicht nehmen will, einzelnen Christbaumschmuck selbst anzufertigen, und so beginne ich damit, in Abbildung 1 ein aus Pappe (?) hergestelltes, auf einer Kugel stehendes Kreuz zur Nachahmung zu beschreiben. Aus der bereitgemachten [illegible] Pappe wird nach der bekannten Methode zuerst das 8 Centimeter lange und 3 Centimeter breite Kreuz gebildet, sodann der als Unterteil dienende Glaskugel die von [illegible] vorbereitet. [illegible] der Kugel und des Kreuzes und die obere der Kugel und Kreuz werden Teile sich entsprechend befestigt. Die Glaskugel, gewöhnlich [illegible], erhält in [illegible]. Das Kreuz wird mit Goldbronze überstreicht, in der Mitte ein farbiger Stern gemalt.

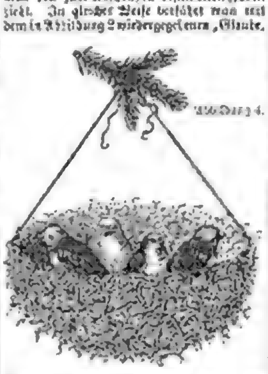


Abbildung 4.

während man die Kugel mit blauer Oel- oder Aquarellfarbe übersieht, und nach dem Trocknen mit flüssiger Goldbronze „Weihnacht" darauf schreibt. In die obere Spitze des Kreuzes bohrt man ein Loch durch welches man den zum Aufhängen bestimmten Faden zieht. In gleicher Weise verfährt man mit dem in Abbildung 2 wiedergegebenen „Glaube, Liebe, Hoffnung", bei welchem man das Herz rot, das Kreuz schwarz und den Anker goldig malt. Die den Anker umschlingende Kette wird in einzelnen Gliedern gearbeitet, jedes Glied wird einzeln erweicht, dann die Glieder zusammengefügt, an den Anker eben und dann festgeklebt und golden bronziert. Einen Bogenring, der sich jede zweimal zwischen den grünen Aesten schaukelt, biegt man aus doppeltem, starkem Draht in einem Durchmesser von 12 Centimeter zusammen, umwickelt ihn dünn mit Watte und darauf mit farbigen Seiden- oder Atlasband und setzt in gleichmäßigen Zwischenräumen drei schillernde kleine Chenillevögel darauf, wie es Abbildung 3 veranschaulicht, oder man formt aus Draht, nach Abbildung 4, kleine Nester von 10 Centimeter Durchmesser, die man mit Goldgespinst, das man in Knäulchen à 10 Pfg. zu kaufen bekommt, dicht durchzieht, mit grünem Moos füllt und mit kleinen Chenillevögeln bevölkert. Ferner kann

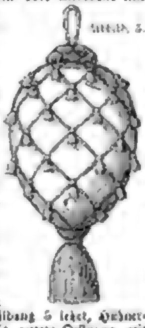


Abbildung 5.

man, wie es Abbildung 5 lehrt, Hühnereier ausblasen, die untere Oeffnung mit einem Stückchen Gelatine verkleben, die obere Oeffnung aber frei zur Aufnahme von Bonbons, Schokoladenplätzchen u. lassen. Mit rosa, blauem, grünem oder rotem Glanzhäkelgarn, Qualität E. v. C. Nr. 20, à Knäul 10 Pfennig, häkelt man nach bekannter Methode ein kleines Netz über das Ei, welches man in der unteren Spitze in einer Quaste, aus dem Garn zusammengebundenen Quaste endigen läßt, und die obere Oeffnung mit einem zweifach aus dem Garn geflochtenen Schnürchen umrandet, an welches man auch über die Oeffnung den Aufhänger aus doppelt zusammengedrehtem Garn befestigt. An jeden Knoten des Netzes knüpft man dann noch kleine, $1^1/_2$ Centimeter lange Garnquästchen; Schneckenhäuschen und Muscheln, gesammelte Andenken an die Strandspaziergänge im vergangenen Herbst, vergoldet und versilbert man, durchzieht sie mit farbigen Seidenschnürchen und klebt zwei kleine Engel aus Wachs oder Porzellan mit beweglichen Armen, wie man sie in jedem Galanterie- oder Spielwarengeschäft zu kaufen bekommt, hinein, wobei man einen

Abbild. 6.

kleinen, goldenen Lamettakranz an den emporgehobenen Händen der Engelchen befestigt (s. Abbild. 6). Vier gleichmäßig zugestutzte Tannenreiser von 5 Centimeter Länge, die man nach Abbildung 7 kreuzartig in der Mitte mit einem feinen Drahtstäbchen verbindet, mit Goldbronze überpinselt und mit einer Oese zum Aufhängen versieht, bilden, trotz der einfachen Herstellungsweise, einen ebenso wirkungsvollen Christbaumschmuck wie die in Abbildung 8 dargestellten, aus Tannenzapfen und kleinen, gekrausten Tannenbündelchen zusammengesetzten Sterne. Zu denselben schneidet man sich als Mittelpunkt ein achteckiges, dünnes Holzscheibchen, an welches man acht kleine Tannenzapfen von gleicher Größe strahlenförmig in gleichmäßigen Zwischenräumen festleimt. Acht zugerichtete, mit Draht durchbohrte Tannenbüschel steckt man zwischen die Zapfen in den hölzernen Mittelpunkt, in den man auf grünen Grund einen goldenen Stern malt und das Ganze mit einer goldenen Kante umsäumt. Die Tannenzapfen und Büschelchen bestreicht man mit flüssigem Gummi arabicum, und betupft sie vorsichtig mit in Bronzepulver getauchter Watte, wobei man durch verschieden gefärbte Bronzetöne den Stern [illegible]. Wie überall, so können auch hier Geschmack und Geschick mit Leichtigkeit diese und jene Variante hinzuerfinden und [illegible] und zu neuen Anleitungen und Vorbildern sich [illegible], ähnlichen, recht anmutigen und dabei lohnenden Christbaumschmuck selbst ersinnen. In diesem

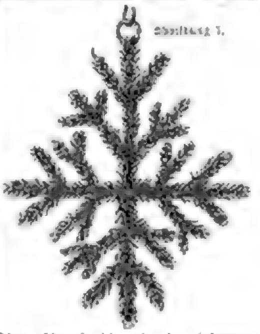
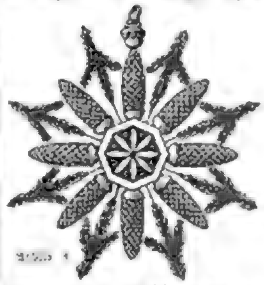


Abbildung 7.

Sinne übergebe ich euch, liebe Leserinnen fern und nah, meine bewährten kleinen Modelle und mit ihnen einen festlichen Weihnachtsgruß! W. R.

„Der kleine Dietrich"

nennt sich ein [illegible] Wirtschaftsbüchlein von Johanna [illegible] (Verlag, [illegible] von R. J. [illegible]), das seinen Namen alle Ehre macht und in der That, wie es auf dem Titelblatt angedeutet wird, in den Schlüsselkorb jeder Hausfrau gehört. Dieser Dietrich, so zierlich und klein er sich präsentiert, unter Umständen im ganzen Schlüsselbund auf, denn er greift da ein, wo auch die besten Schlüssel versagen, und bringt und [illegible] das Ordnung und bei hundert und aber hundert kleinen Obliegenheiten des Haushaltungswesens entscheidend. Wie und wobei soll die Wäsche besorgt werden, wie läßt sich aus dem neuen [illegible] der passende Festtisch ersinnen, was machen wir mit den alten Stoffresten, wie reinigen wir am zweckmäßigsten unseren



Abbild. 8.

Petroleumkocher — auf diese und ein ganzes Heer von verwandten Fragen gibt der Dietrich und der letzte „Aufschluß". Dabei werden die Fragen, um die es sich handelt, in Kategorien geteilt, je nachdem es sich um das Anschaffen, das Behandeln oder Erhalten und das Aufheben oder Beseitigen handelt, so daß wir stets wissen, an welche Adresse wir uns zunächst zu wenden haben. Beigeheftete Weißblätter geben der sorgsamen Hausfrau Gelegenheit, das bequeme Notiz- und Hilfsbüchlein fortlaufend zu berichtigen und zu ergänzen.

Metalloidfarben.

Eine Neuheit in der Malerei auf Porzellan, Steingut, Fayence, Thon, Metall, Glas u. können wir heute besprechen, welche von großer Bedeutung zu werden verspricht. Es sind dieses die Metalloidfarben, welche auf kaltem Wege verarbeitet werden und dabei sich haltbar wie eingebrannte Farben bewähren. Dabei ist die Malerei von eingebrannter Malerei nicht zu unterscheiden und soll die Handhabung so einfach sein, daß jedermann, der auf Porzellan oder Kunstseide oder Oelfarbe gemalt hat, mit diesen Metalloidfarben zu malen versteht. Die reizendsten Sujets lassen sich aufs Porzellan zaubern und die große Schwierigkeit des Brennens der fertigen Malerei fällt vollständig fort. Nach allgemeinem Urteile wird die Metalloidmalerei einen Weltruf sich erringen, dadurch, daß der Kunstsinn gefördert und der Schmuck unseres Heims nach einer Seite gefördert wird, welche bisher sehr kostspielig behandelt wurde. Farben, Pinsel u. direkt ab Fabrik Fritz Trendel, Berlin O. 27, Holzmarktstraße 12.

Abbildung 3.

Schach. (Redigirt von E. Schallopp.)

Aufgabe 10.

Von H. Meidanski in Berlin.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 7 S. 150:

W. 1) S e 4 — c 5
S. 1) d 4 — c 5:
W. 2) b 2 — b 3 †
S. 2) K c 4 — d 3
W. 3) D b 7 — h 7 matt.

A.

S. 1) d 4 — d 3
W. 2) S c 5 — e 6
S. 2) beliebig
W. 3) b 2 — b 3 matt.

B.

S. 1) K c 4 — c 5: oder beliebig anders
W. 2) d 2 — d 3 (†)
S. 2) beliebig
W. 3) b 2 — b 4 matt.

Briefmappe.

Glückliche Mutter. Wir haben uns im Geist in Ihr Haus, in Ihre Kinderstube versetzt und an Ihren Freuden teilgenommen. Muß das ein Jubel am Weihnachtsabend werden! — Solche drehbaren Christbaumuntersätze mit Musik liefert J. C. Eckardt in Stuttgart. Eine neue verbesserte Sorte derselben, Gloriosa genannt, ist so eingerichtet, daß das Ding auch ohne den Baum, also bei jedem andern Anlaß, als Musikwerk benützt werden kann. Wir wünschen Ihnen und der Kinderschar recht fröhliche Stunden.

Ein Schwerleidender. Das ist ja eine wahre Jammerepistel. Und keine Hoffnung auf Besserung! Erfreut sind wir darüber, daß Ihnen unsere Journale immer Unterhaltung gewähren. Um Ihnen aber den traurigen Uebelstand wegzuhelfen, raten wir Ihnen zur Anschaffung von Wahls Patent-Bett- und Schoßtisch (Alfred Wahl, Metallwarenfabrik, München, Gryphiusstraße 7.) Es ist dies ein überaus sinnreiches, auch von der schwachen Kraft eines Kranken leicht zu regierendes Möbel, das horizontal oder schräg, ohne Belastung des Liegenden als Tisch übers Bett oder das Sofa herein gestellt wird. Lassen Sie sich die illustrirte Preisliste kommen.

Gesellschaft Heiterkeit. Gebricht's Ihnen an eigenem Humor, so ziehen Sie Küchlings in monatlichen Heften à 75 ₰ erscheinenden Kram Familien- und Vereins-Humorist „Fenrol!" zu Rate. Darin finden Sie eine Menge Vorträge, Aufführungen, Couplets mit Musik und so weiter. Der andere Teil Ihrer Mitglieder dürfte in Küchlings „Dilettantentheater für Damen" — ebenfalls monatlich 75 ₰ — Stoff genug zu heitern und ernsten Vorträgen, Solo- und Duetszenen, Lustspielen, lebenden Bildern finden. Beides im Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

O. H. v. Z. Der „Redaktionsblitzer" hat's verschlungen.

H. E. Lonneins. Gewünschte Adressen sind: J. B. Metzlersche Buchhandlung, J. Weises Hofbuchhandlung in Stuttgart; J. C. Hinrichssche Buchhandlung, Karl Fr. Fleischers Sortimentsbuchhandlung in Leipzig; Albert Rathkes Buchhandlung in Magdeburg.

Prof. D. in M—n. Es ist Ihnen nichts Unwahres versichert worden! Es gibt Glückwunsch- und Visitenkarten aus Aluminium, und daß wir davon bis jetzt geschwiegen haben, ist allerdings wunderlich. Die Schrift auf Aluminium unverwischbar festzuhalten, ist eine Erfindung der Goldschlägerei von T. Jürgens in Augsburg, von der Sie jedenfalls Näheres erfahren können.

Herrn V. Grefers in A. Das Haberfeldtreiben ist etwas wie Volksjustiz. Vermummte Gestalten erscheinen unvermutet mitternächtlich vor dem Hause eines Dorfbewohners, nötigen ihn zum Aufstehen und halten ihm dann sein Sündenregister vor. Der bayrischen Regierung ist es um die Mitte dieses Jahrhunderts gelungen, den Unfug niederzukämpfen. Neuerdings aber versuchte es die Jugend, in die Fußstapfen der Väter zu treten, und sie soll es ärger als je treiben. Eine ältere Erzählung unseres Verlags: Kern, die Haberfeldtreiber. Oberbayrisches Sittenbild (herabgesetzter Preis 1 Mark) beliefert Sie aufs genaueste.

O. A. in Graz. Die im unteren Teile des fünften Flöckchens enthaltene Zeichnung stellt ein Offiziersschild vor.

J. R. in R. In beiden Fällen kann „beifolgend" gesagt werden.

Sachsenland — schönes Land. Rührend, diese Anhänglichkeit an Ihre Heimat auch im fernen Australien. Ein Erinnerungszeichen, wie Sie es wünschen, ist die Scharffenbergische Medaille zum 800jährigen Wettinerjubiläum des Königs von Sachsen, in zweierlei Größen hergestellt. Ihre Angehörigen in der alten Heimat oder Dresdener Kunsthandlungen verschaffen Ihnen das Denkmünze. Eine sehr wohlgelungene Medaille auf dieses Jubiläum hat auch Wilhelm Mayers Prägeanstalt in Stuttgart, dieselbe, welche den Friedenstaler in Nr. 8 dieser Blätter herstellte, in den Handel gebracht.

V. H.-Tsch. Wenn die Bemerkung in Nr. 20 überhaupt zutrifft, gilt sie ganz besonders für die herbstlichen Stimmungsbilder. Wollten wir unser Blumengärtlein mit all den uns zur Verfügung gestellten „Herbstzeitlosen" besetzen, so wäre das Gelände dafür nicht ausreichend. Zürnen Sie daher nicht, wenn wir Ihrer freundlichen Blumenspende nicht den ihr gebührenden Platz anweisen können.

R. Sch., Chemnitz. Auch in der veränderten Form dürfte Ihre „alte Liebe" ihren geeigneten Platz im deutschen Dichterwald noch nicht finden. Hegen und pflegen Sie aber den alten Knaben ruhig weiter, und vor allem, hüten Sie ihn vor allen wilden Tieren, zum Beispiel vor dem „Redaxmm", die „le

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer

von **BREMEN** nach

Newyork	**Baltimore**
Brasilien	**La Plata**
Ostasien	**Australien**

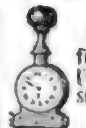
Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Ein unbeschreibliches Wohlbehagen [illegible] Odol [illegible] Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner in Dresden [illegible]

Wer sich consequent täglich mit Odol Mund und Zähne reinigt, versichert seine Zähne gegen Hohlwerden absolut.

Preis: 1/1 Flasche Mk. 1.50 (mehrere Monate ausreichend) in allen besseren Geschäften der Branche.



Nützlichstes **Weihnachtsgeschenk für jeden Kaufmann.** Uhr mit Datum- u. selbstthät. Stunden- u. Minuten-Stempel. Garantirt dauerhaft. Preis 25 Mark. **H. Peters & Co.,** Leipzig.

Zu Weihnachtsgeschenken empf. [illegible]

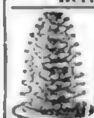
Stereoskope und Bilder, Ansichten aller Gegenden, Genrebilder, [illegible] u. s. w. **Vergrösserungs-Apparate** für Photographien mit und ohne Stereoskop. Operngläser, Krimstecher, Fernrohre, Barometer und Thermometer, Mikroskope, [illegible], Kompasse, **Nebelbilder-Apparate und Bilder,** Laterna magica, Wunder-Camera, Dampfmaschinen mit [illegible], **Elektrische Apparate,** Influenz- und Elektrisirmaschinen, Experimentirkästen [illegible], **Photographische Apparate,** [illegible]

C. Eckenrath, Berlin W., [illegible]

C. Maquet, Berlin W., Charlottenstr. 63, und Heidelberg. [illegible] Bade-Wannen, Sitzbäder, [illegible]

Zauber-Apparaten- und Nebelbilder-Apparaten-Fabrik von M. Muße, Passage 12, Berlin, empfiehlt seine Fabrikate für Künstler, Dilettanten und Kinder, stets das Neuste. — [illegible]

Prachtvolle Weihnachtsgeschenke. **Lebensgrosse Portraits** [illegible] Artist. Institut von C. ROMMEL, Frankfurt a. M. [illegible]



Spezialität: **Baumkuchen!** Vorzüglich geeignet als **Weihnachtsgeschenk,** [illegible] **Paul Lange,** [illegible]

Nebenerwerb! [illegible] unbegrenzten Verdienst [illegible] J. E. 24 Berlin, W. [illegible]

Die echten **Offenbacher Pfeffernüsse sowie Brenten und Bethmännchen** feinste Gebäcke zu Wein empfiehlt die Erste Frankfurter Brentenfabrik **Heinrich Kurtz, Frankfurt a. M.**

1000 echte Briefmarken worin 200 verschiedene, enth. Japan, Guatemala, Aegypten, Chile, Victoria, Türkei, Ceylon, Argent., Cap, Java, Austral etc. nur **eine Mark.** Porto 20 Pf. extra. Kasse voraus. **Paul Siegert in Hamburg.**

PATENTE schnell und sorgfältig durch **RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur, in GÖRLITZ.**

Patent-Anwälte C. Fr. Reichelt & W. Majdewicz, diplomirt u. prämirt, Dresden, Wilsdrufferstr. 27.

Wertvolles Geschenk für den Weihnachtstisch und festliche Gelegenheiten, [illegible]

Symphonion

Spielwerk in den [illegible] [illegible] Musikstücke [illegible]. Illustrirte Preisliste und Notenverzeichnisse gratis.

Jul. Heinr. Zimmermann, Musikexport, Leipzig.

Neu! Patent-Zithern [illegible] O. C. F. Miether, Instrumenten-Fabr., Hannover.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15. — p. mètre. Muster franko.

Farbige Seidenstoffe

Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Zur Kräftigung Kranker und Genesender! Nährmittel aus Fleisch **SOMATOSE** geruchlos, geschmacklos. Aerztlich geprüft und empfohlen als vortrefflich [illegible] Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co., Elberfeld. Wirkend bei Magenleiden, Bleichsucht, Schwindsucht, engl. Krankheit, schwächl. Kindern, Reconvalescenten. [illegible]

HYGIENE DES KOPFES
Schonheit der Haare
EAU DE QUININE VON **ED. PINAUD**
Unfehlbar gegen Schuppen und *Ausfallen der Haare*
37, Boulᵈ de Strasbourg, PARIS
Jede ächte Flasche ist mit nebenstehender Unterschrift versehen. *Ed. Pinaud*
PARIS 1889 — GRAND PRIX

Zur Verherrlichung des Weihnachtsfestes.

Mechanische Christbaum-Untersätze

mit **Musik!** mit **Musik!**

Originelle effektvolle Ausstattung. Zuverlässige kräftige Mechanik. Tragkraft 1 Zentner. Lauf- und Spielzeit ca. 25 Minuten. — Bisheriger Absatz ca. 28,000 Exemplare.

A) **Christbaum-Untersätze** [illegible]

B) **Neuheit! „Gloriosa",** [illegible]

J. C. Eckardt, Stuttgart, Tübingerstr. 95.

Scherben denken", wie überhaupt von den alten lyrischen Troubadours. Es ereil ihm Blumen und Menschen nicht gut.

A. F. 165. Heimatsehnsucht, Lindenbaum, das brausende Meer und der deutsche Wald sind schon öfter, das alles ist in alter und neuer Zeit so oft besungen worden, daß ein aufstrebender Dichtergenius schon über ganz besondere Töne verfügen müßte, wenn sein „Singen und Sagen" ein erfolgreiches sein sollte. Kann uns ein derartiges Talent entgegen, wir würden es gerne willkommen heißen, auch ohne „Empfehlungsschreiben".

Richtige Lösungen sandten ein: Marie Gellermann in Hannover (2). Charlotte Sand in Pine Bluff, Ark., N.-A. „Maas und Waal" in Hamburg. Leopold Riedel in Reinswitz bei Görlitz (3). Jg. Keller in Wien (2). Clemens Leo Robl in Neustadt (4). G. Sandhausen in Gotha (3). Konrad Keller in Innsbruck-Wilten. Eugen Leiniger in Mülhausen im Elsaß (2). „Die kleine Ella" in Hamburg (4). Ida Kramer in Reichstadt bei Meißen (4). Walther Kohl in Cöpenick bei Berlin (6). Viktoria Vlach in Prag (2). R. von Laban in Budapest (2). Dr. Wilhelm Reckarz in Kassabar in Ungarn. Ida Oertel in Bischofswerda in Sachsen (6). Baronin A. v. B. in Marburg in Steiermark (5). Wanda v. R. in Tilsit (3). Wanda v. Nez in Athen (3). „Mascotte" in Kairo (3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Schwestern, Roman von Ida Boy-Ed, Fortsetzung. — Spruch, von M. Eigenbrodt. — Die Soubrette, von h. — Auf der Fähre, von f. — Eine doppelte Lehre, von lh. — Josiasmarkt in der Herrengasse in Coburg, von G. H. — Unsere Monate, Monat der Winterfreuden, von B. Schlegel. — Weihnachts-Literatur, von L. H. — Der Kaiser im Schönbach, von A. Jul. Hartmann. — Dezember, Gedicht von Erich Janssen. — Der Irrweg, Künstler-Roman von Robert Misch, Fortsetzung. — Moriz Jókai, von Heinrich Glücksmann. — Auf stürmischer See, von Moriz Jókai. — Zur müßigen Stunde: Bilderrätsel; Rätsel; Auflösung der Rätsel-Aufgaben Seite 170. — Bühne. — Schloß Petersberg in Tirol. — Die Klosterjagd, von Alex Braun. — Unsere und: Weihnachtsarbeiten; Schwarzwaldschmuck; „Der kleine Tierarzt"; Metalldruckarbeiten. Schach. — Briefmappe.

Illustrationen: M. Gardiziani: Die Soubrette. — Jos. Brandt: Auf der Fähre. — P. Lebeni: Eine doppelte Lehre. — Jagdhütte im Schönbach. — Josiasmarkt in der Herrengasse zu Coburg. Originalzeichnung von Georg Hacker. — Dezember. Originalzeichnung von J. Starkhoker. — Kaiser Wilhelm II. als Jagdgast des Königs von Württemberg in Bebenhausen. Originalzeichnung von Ch. Kolz. — Bildnis von Moriz Jókai. — Schloß Petersberg (Tirol). — R. Schultheiß: Die Klosterjagd. — Unsere und: elf Abbildungen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11).
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 86, I. l.).
Budapest: Moriz Hecht (V. Arany Janosgasse 5).

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein neuer Roman von Georg Ebers.

Soeben ist erschienen:

Kleopatra.

Historischer Roman von

Georg Ebers.

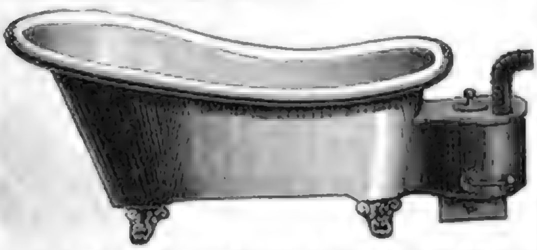
Preis geheftet M. 8 —; in feinstem Original-Einband M. 9. —

Der Roman spielt in der Zeit zwischen der Seeschlacht von Actium und dem Tod der berühmtesten Aegypterin, deren Namen der Autor als Titel gewählt hat. Von Freund und Feind in verschiedenartigster Weise seit Jahrhunderten aufgefaßt und dargestellt, wird diese so anmut- und geistvolle Frauengestalt von dem deutschen Dichter und Gelehrten uns hier so geschildert, wie sie sich nach den Schriften und Denkmälern der Alten in seiner Seele gestaltete. Und ebenso lebenswahr, wie die Entwicklung des Charakters und der leitenden Beweggründe der Hauptheldin, ist das ganze Kulturbild, das um die Person und das Schicksal derselben gruppiert ist.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Ueber Temperaturwirkungen der Bäder.

Jedermann weiß, welchen bedeutenden Einfluß das Wetter und die Witterungsveränderungen auf Gesundheit und Krankheit ausüben. Das, was uns gesund erhält, ist auch geeignet, durch etwas zu viel oder zu wenig, durch Abweichungen des Verhaltens uns krank zu machen. Wir müssen uns den Witterungseinflüssen anpassen, wenn wir gesund bleiben wollen. Sie sind uns ein Lebensbedürfnis, das wir nicht entbehren können, da unser Körper ohne dieselben an Elastizität und Kraft verlieren würde. Blutgefäße, Haut, Ernährungs-, Atmungs- und Absonderungsorgane, unser ganzer Organismus werden in Bewegung gesetzt, erweitert, zusammengezogen, gereizt, belebt, erschlafft, ermüdet durch den ewigen Wechsel von Luftdruck, Wind, Windstille, Sonnenschein, Regen und Temperaturwirkungen. Die beste Schutzmaßregel gegen schädliche Einwirkungen der Witterung bilden Bäder. Dieselben vermögen mittelst ihrer Temperaturwirkungen, die sich von der uns gewöhnlich umgebenden Luft und Kleidung wesentlich unterscheiden, unsere Haut, Nerven, Blutgefäße, sämtliche Funktionen anzuregen, zu stärken, zu beleben, widerstandsfähig zu machen gegen Veränderungen der Witterung, abzuhärten.



Es ist daher ein allgemeines Bedürfnis geworden, eine eigene Badeeinrichtung in der Wohnung zu besitzen, um die Wohlthat eines Bades jederzeit ohne Mühe genießen zu können. Die Firma **Mosdorf & Hochhäusler**, Berlin, Kommandantenstr. 60, welche sich schon durch Einführung vieler recht bemerkenswerter Neuerungen hervorgethan, liefert außer den bekannten Badeeinrichtungen zum Anschluß an die Wasserleitung auch solche, die von letzterer vollständig unabhängig sind und in jedem Zimmer aufgestellt werden können. Obige Abbildung veranschaulicht eine solche Badewanne mit eigener Heizvorrichtung, in welcher das Wasser durch Zirkulation zwischen Wanne und Ofen mittelst Holz- oder Kohlenfeuer erwärmt wird. Nachdem die normale Badetemperatur erreicht ist, dreht man die Roste durch die angebrachte Kurbel herum und die Glut fällt in den Aschkasten, wo sie leicht ganz beseitigt werden kann. Der Ofen ist fest mit der Badewanne verbunden, so daß die ganze Einrichtung leicht aus einem Zimmer in das andere transportiert werden kann. Der Rauch wird in die Thür eines vorhandenen Zimmerofens, in den Kochherd oder direkt in den Schornstein geleitet.

Wir haben vorstehend nur einen neuen Badeapparat der Firma Mosdorf & Hochhäusler beschrieben, fügen aber hinzu, daß dieselbe auch alle anderen Badeapparate in mannigfacher Ausstattung und verschiedener Zusammenstellung liefert, und sei namentlich noch unser auswärtiger Leserkreis auf die äußerst zweckmäßige Verpackung aufmerksam gemacht, mit welcher alle Sendungen ohne Gefahr der geringsten Unfälle wegen zurückgelegt können. Ausführliche illustrierte Preislisten versendet die Firma auf Wunsch kostenfrei.

Vorstehend beschriebene Badeeinrichtung, bestehend aus einer Badewanne von starkem Zinkblech mit fein polierter Ausschmelzung und gußeisernen Füßen, sowie einem an der Wanne angebrachten Ofen wird in 2 Größen wie folgt geliefert.

Gr. 1. Obere Länge der Wanne 164 cm, Obere Breite 84 cm, Bodenlänge 115 cm, mit Ofen . . . . Preis M. 54,—.
Gr. 2. Obere Länge der Wanne 176 cm, Obere Breite 90 cm, Bodenlänge 125 cm, mit Ofen . . . . Preis M. 60,—.
Verpackung Gr. 1 M. 3,—, Gr. 2 M. 3,50.

Neuerdings erscheint **Die Modenwelt** ohne Preis-Erhöhung in jährlich 24 reich illustrierten Nummern von je 12, statt bisher 8 Seiten, nebst 12 großen farbigen Moden-Panoramen mit gegen 100 Figuren und 14 Beilagen mit etwa 250 Schnittmustern.

Vierteljährlich 1 M. 25 Pf. = 75 Kr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Katalog: Nr. 4252). Probe-Nummern in den Buchhandlungen gratis, wie auch bei den Expeditionen

Berlin W, 35. — Wien I, Operng. 3.

Gegründet 1865.

Versand d. L. Feith, Dresden, A. 16.

Violinen, Cellos etc. in künstl. Ausführung.
Alte ital. Instrumente für Dilettanten u. Künstler.
Zithern
berühmt wegen gediegener Arbeit und schönem Ton; ferner alle sonst. Saiteninstrum. Coulante Bedingungen. Illustr. Katalog grat. u. frco.
Hamma & Cie.
Saiteninstrumenten-Fabrik, Stuttgart.

Jede Schachtel der aus den Salzen der **König Wilhelms-Felsenquellen** bereiteten **echten Emser Pastillen** ist mit einer Plombe versehen. Man verlange daher stets **„Emser Pastillen mit Plombe!"**

Blumengrüße aus San Remo.
Passendstes Geschenk! Effektvolle Ueberraschung!
Ein Kistchen frischer Rosen, Nelken etc. und Mimosa auch als Geschenke gebd. vers. bei Nachnahme unmöglich, nur gegen vorher. Einsend. v. 3 u. 5 ℳ, auch in Briefmarken, porto- u. zollfrei in ca. 48 Std., ferner
Prachtvolle große Naturkränze
ohne Draht geb. von 10 ℳ an, einschl. porto- u. zollfrei. Beliebige Bänder dürfen den Blumen beigelegt werden.
Für Briefe u. Drucksachen 20 ₰ extra. Einfache Briefe u. bis 20 ₰, doppelte 40 ₰.
Man beziehe sich auf diese Zeitung.
Kunstgärtnerei Flora, San Remo, Italien.

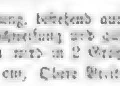
Centralheizungen,
Gas- und Wasserleitungen
fertigt seit 26 Jahren
Hermann Liebold, Dresden,
Große Anlagen.
Ausarbeitung von Projekten u. Kostenanschlägen.
— Wasserversorgung ganzer Städte. —

Feinstes Dessert
Pulsnitzer-
Macronen, extrafeine Vanillenkuchen, Lebkuchen, Honigkuchen, Pfastersteine etc. versendet in Sortimentskistchen zu M. 5.— bis M. 10.— franko geg. Nachn. die Pfefferkuchenfabr. v.
Gottlieb Bubnick
Pulsnitz i. Sachsen
Filiale Leipzig, Grimmaischestr. 3.
Berlin, Königstrasse 4.11.

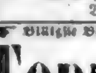
Louis Hermsdorf
[illegible]

Billigste Bezugsquelle für Teppiche
fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare, à 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Prachtkatalog gratis. Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre**, BERLIN S., Oranienstr. 158.

Niederlage der Fabrik Christofle.
Bestecke zu Fabrikpreisen. Preiscourant franko. Königsstraße 30. **Stuttgart.**



Elektrisir-maschinen, Inductionsapparate, Telegraphen, Glühlampen, Elemente, isol. Kupferdraht, elektrische Motoren. En gros und en détail. Preisliste 30 ₰. Gebr. Mittelstrass, Magdeburg.



Velvetine vorzügl. Lindener Fabrikat.
Schwarz und farbig zu Mk. 1.40—4.00 das Meter. **Seidene Ballstoffe** von Mk. 1.00 an u. alle anderen Seidenstoffe. In jedem Maß direkt zu beziehen von
von Elten & Keussen, Seidenwaarenfabrik, Crefeld.
Man verlange Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Gediegene Novitäten für den Weihnachtstisch.

Gedichte von **P. Sauß.**
Eleg. gebunden mit Goldschnitt Preis ℳ 5.—
Seit geraumer Zeit schon tauchte auf der Flut neuer lyrischer Gedichte der Name P. Sauß auf und es ist die zahlreiche Gemeinde, die dieser Dichter gewonnen hat, zweifellos. Die hier in einem Bande dargebotenen Dichtungen wurden den Eindruck einer für alles Schöne empfänglichen Dichternatur und wir sind überzeugt, daß das schöne Büchlein entsprechend elegant ausgestattete Gedichtbändchen viele Freunde unter den Käufern ohne Zweifel sich erwerben wird.

Lieder und Sinnsprüche von **Otto Baisch.**
Aus seinem Nachlaß herausgegeben v. C. Liebich.
Mit Porträt des Dichters, Radierungen und Federzeichnungen von Hermann Baisch.
In Original-Prachteinband Preis ℳ 10.—
Aus der Fülle dessen, was Otto Baisch in einem innerlich reichbewegten, der Kunst und allem Schönen geweihten Leben gedichtet hat und was bisher nur wenigen veröffentlicht war, ist in diesem Buche das Beste ausgewählt und in einer prächtigen Ausstattung gesammelt worden.

Abenderzählungen, Märchen und Träume. Von **Philipp Graf zu Eulenburg.**
In Original-Einband Preis ℳ 3.—
Das im vorigen Jahre erschienene „Weihnachtsbuch" des Verfassers hat sich einer sehr beifälligen Aufnahme zu erfreuen gehabt, so daß voraussichtlich auch dieses neue Werk einer gleich warmen Empfangs in allen Kreisen sicher sein kann, wo ein offener Sinn für frisch und zart empfundene Dichtungen vorhanden ist.

Kaiser Wilhelm II. Ein Herrscherbild in seinen Aussprüchen. Von **G. Schröder,** Herausg. von Werken Friedrichs des Großen.
Mit Porträt Kaiser Wilhelms II. u. Faksimile.
Elegant kartoniert Preis ℳ 1.—
Für jeden, der ein Interesse an Kaiser Wilhelm II. nimmt — und gleichgültig wird ihm wohl kein Deutscher gegenüberstehen — sind seine Reden von großer Wichtigkeit, bilden sie doch einen Schlüssel zu seinem Wesen. Dieses Büchlein gibt zum erstenmal eine Sammlung der bezeichnendsten Aussprüche Seiner Majestät, die Quintessenz seiner öffentlich gehaltenen Ansprachen.

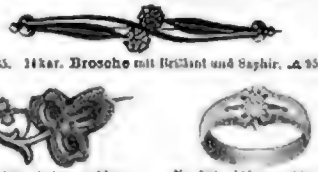
Gedichte von **Georg Scherer.**
Mit Illustrationen von Paul Thumann.
Vierte vermehrte Auflage.
In hochelegantem Original-Einband mit Goldschnitt Preis ℳ 6.—
Daß dieses Buch bereits in vierter Auflage erscheint, spricht am besten für seine Beliebtheit und in seiner neuen, höchst vornehmen Ausstattung bildet dasselbe auch ein reizendes Weihnachts- und Gelegenheitsgeschenk für sinnige Gemüter.

Das Kernerhaus und seine Gäste. Von **Theobald Kerner.**
Mit dem Bildnis Justinus Kerners und Faksimile, sowie einem Porträt u. Illustrationen.
Elegant in Leinwand gebunden Preis ℳ 5.—
Ein überaus interessantes Buch, das vielgestaltige, bald ernste, bald humoristische, stets aber poetische Leben im Dichterhause am Fuße der Weibertreu von 1822 bis zum Tode Justinus Kerners 1862 schildernd. Zur Charakteristik Kerners und seiner Zeitgenossen trägt das Buch wesentlich bei.

Obige Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Carl Holl in Cannstatt,
Goldwarenfabrik und Versandgeschäft.
Versand geg. Nachn. od. vorher. Kasse, Umtausch gestattet.
Brief- und Musterkarte, sowie altes Gold nehme in Zahlung.
Von 20 ℳ an franko innerhalb Deutschlands.
Weihnachtskatalog (1200 Abbildungen) gratis und franko.

Nr. 1201. Echtes böhm. Granatcollier. ℳ 30.—.



Nr. 1203. 14kar. Brosche mit Brillant und Saphir. ℳ 25.—.

Nr. 1748. 14kar. gefüllte Brosche mit Silber vergoldetem Boden. ℳ 8.50.

Nr. 501. 14kar. gefüllter Ring mit gravirtem, fertig, echten Brillant. ℳ 60.—.

Praktisches Weihnachtsgeschenk!
WAHL's PATENT-BETT- u. SOFA-TISCH

In jeder Höhe und Schräglage **selbsthätig, „ohne Schraube"**, feststehend, auch seitlich drehbar, übertrifft allen in dieser Art dagewesenen.
Zu haben in allen besseren Möbel- u. Spezialgeschäften.

Prospekte und Zeichnungen.

Alfred Wahl, München.

Tante Emmy (Emmy Gieseke)
Allerlei Geschichten
der lieben Kinderwelt gelesen. Mit 12 Farbendruck-Bildern nach Aquarellen v. Gottfr. Franz u. 10 Holzschnitt-Bildern. In Prachtband m. reicher Gold- u. Farbenpressung — Preis 4 Mark 50 Pfg.!
Ein neues Buch von der Tante Emmy! Meines Kinderherz schlägt stets heißer bei dieser lieben Kinder! Hat doch noch Christoph von Schmid und Isabella Braun kaum ein Schriftsteller oder eine Schriftstellerin mehr in den Kasse es verstanden, auf das Gemüth des Kindes so wirken als Emmy Gieseke, deren neueste Gabe „Allerlei Geschichten" alle Theile der Jugendliteratur gesund zu werden verdient. — Die Ausstattung ist glänzend, deutlicher klarer Druck, schöne Farbenbilder und eine Anzahl Musik noch ansprechender Holzschnitte. Dazu ein mehr eleganter, geschmackvoller Einband.
Volks- und Jugendschriften-Verlag (Otto Maier) in Straubing.

!!! Billige Geschenke für Weihnachten !!!
Emonnet
erhält Jedermann auf Verlangen unsern illustrirten Prospect über Photographische Originalaufnahmen aus Thüringen — Eisenach — Erfurt — Gotha — Jena — Weimar etc. — Magdeburg — Wittenberg — Nürnberg — Bad Kissingen — Teplitz — Schweiz — Oberitalien etc.
Jedes Bild mit 24 cm. in Carton gravirt 6 verschiedenen Karten zum Preise von nur 50 und 75 Pfennig per Stück.
Kunstanst. für Photographie & Kunstverl. **Jos. Jaeger & Kuntzsch,** Leipzig, Königsstrasse 21.

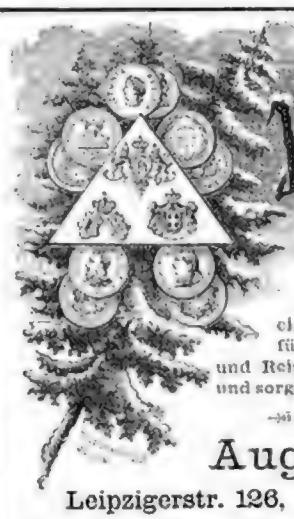
Kneipp
Jeder, der sich vor der bösen Grippe, in seine acute Krankheitsform übergehenden Erkältungen schützen will, verl. d. Broschüre gratis u. franko v. Kneipp-Präparate (64 S. mit Bild). Kneipp'sche Buchhandlung in Kempten.

Für Festgeschenke!

Gegründet 1. Mai 1840.
Probekisten griechischer Weine von 12 grossen Flaschen:

Marke **A.**	in 2 Sorten, Claret und süss	M. 18.—
Marke **B.**	in 2 Sorten, Claret und süss	„ 18.60
Marke **C.**	in 4 Sorten, Claret und süss	„ 20.40
Marke **D.**	in 12 Sorten, herb, Claret und süss	„ 19.—
Marke **F.**	in 2 Sorten, herb und süss	„ 12.—
Marke **G.**	in 3 Sorten, herb und süss	„ 12.—

Deutsche und französische WEINE in reicher Auswahl.
Probekiste deutscher Weine von 20 grossen Flaschen:
Marke **E.** in 4 Sorten, weiss und rot . . . . . M. 20.—
Im Fass (nicht unter 20 Liter):
Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an.
Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an.
Ich bitte meine ausführliche Preisliste zu verlangen!



Was soll ich schenken?

ist eine Frage, die sich Jeder vorlegt beim Herannahen des Weihnachts-Festes und deren Erledigung oft sehr viel Kopfzerbrechen macht.

Unser neuester, reich illustrirter Katalog enthält eine grosse Anzahl wirklich praktischer Gegenstände für den Schreibtisch, Privat-Bureau, Herrenzimmer und Reise, welche sich durch ihre geschmackvolle, solide und sorgfältige Ausführung zu Geschenken vorzüglich eignen.

Der Katalog wird franco und gratis versandt.

Aug. Zeiss & Co.,
Leipzigerstr. 126, **BERLIN W.,** Leipzigerstr. 126.
Inhaber: **Aug. Zeiss,** Königlich Bayrischer Hoflieferant, Hoflieferant Sr. Maj. des Königs von Italien, Königlich Rumänischer Hoflieferant, Grossherzoglich Sächsischer Hoflieferant und Hoflieferant Ihrer Hoheit der Herzogin zu Anhalt-Bernburg.
Fabrikation patentirter Neuheiten und Artikel der Schreibwaren-Branche.

Eine Heinrici'sche mittheilsame
Zimmerfontaine
ist das schönste Geigenhelligeschenk.

Man verlange Katalog B d. Fontainen-Fabrik
Louis Heinrici, Zwickau i. S.

Heller'sche Spielwerke.
Mit den **Heller'schen Spielwerken** wird die Musik in die ganze Welt getragen, und bei Jt überall die Freude der Glücklichen erhöht. die Unglücklichen trösten und allen Verunstalteten durch ihre Melodien Aufmunterung, **Grüße aus der Heimat** werden. Zu **Gaben, Reminiscenzen** u. s. w. eignen sie sich Ostern und Weihnachten, sowie zu allen Festlichkeiten, wo sie als **automatisches Werk**, die beim Genusse eines Gelehrten Viertelstunde die Aufgabe in sanfter Weise lösen.
Die Werke sind mit **neuen Verbesserungen** versehen und enthalten die beliebtesten Melodien aus dem Gebiete der Oper, Operette und Tanzmusik, der Lieder und Chöre. Platten in jeder Art, bei der Admiral auf allen Ausstellungen mit **ersten Preisen** ausgezeichnet wurden, aller europäischen Höfe ist und ein lebhaft Zeugnis der Kunstanstalten bilden.
Die Heller'schen Spielwerke sind daher als **passendste Geschenk zu Weihnachten,** Geburts- oder Namenstagen, anerkannt für **Zeitlorger,** Wirte und Kaffe zu empfehlen.
Man wende sich **direkt nach Bern,** bitte bei seinen Aufträgen, da die Zahlen der Verlagen der Agenturen, auch leider von fremden Leuten, meinen auch hohe Beträge aller an Zahlungsstatt angenommen. Auf Wunsch werden Zeichnungen bereitet und illustrirte

Photogr. Apparate
für Amateure u. d. reifere Jugend, von solider Construction und allen Zubehör-Artikeln. Mikroskope u. mikrosk. Präparate. Latterna magica u. Skioptikons. Nebelbilderapparate. Elektrische Apparate u. Motoren. Elemente. Elektrisirmaschinen und Nebenapparate, Experimentirkasten. Mit Spezialität an Lehrende. Modell-Dampfmaschinen und Eisenbahnzüge, auf Schienen laufend, wie überhaupt alle physikal. Lehrmittel in nur solider Ausführung zu billigsten Preisen. Illustrirte Preislisten gratis.
W. Teschner, in Firma **J. Amuri Nachf.** Optisch-mechanisches Institut.
Berlin W., Markgrafenstrasse 60.
Geschäftsgründung 1840.

Stilvolle Lauf-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen,
auf Papier wie durch auf Holz gepaust. Kostenanschläge mit 200 Illustrationen, auch über Verlegung von Niederlagen, 20 Pfennig Briefmarken.
Wies & Blomeyer in München 1.

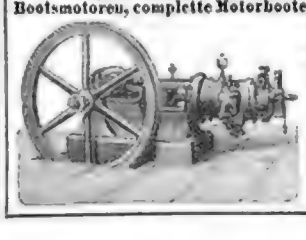
Butter
H. C. Tobien, Sude, Post Hohen.
Referenzen gütigst Berlin

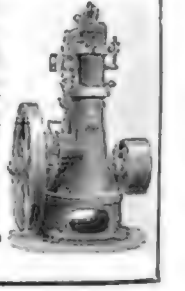
Man verlange ausdrücklich
Leicht löslicher
CACAO MOSER
Wohlschmeckend rein und gesund
In ORG: PACKUNGEN mit FIRMA
M. 2.90 2.60-2.20. Per ½ Kilo und lose.

LIQUEUR und PILLEN des
Dr LAVILLE
RHEUMATISMUS und GICHT
Sofortige Heilung durch den Liqueur und die Pillen des Dr Laville angewendet nach der Liqueur beseitigt acute, die Pillen chronische Leiden — Seit vielen Jahren von Aerzten und in Krankenhäusern in Paris mit Erfolg angewendet verkauft nur auf ärztliche Verordnung in den Apotheken

Soeben erschien im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien:
Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.
Politische Geschichte Deutschlands von 1871—1890.
Von Dr. Hans Blum.
In Halbleder gebunden 7 Mk. 50 Pf. (4 Fl. 50 Kr.) — Zur Ansicht in jeder Buchhandlung. Prospekte gratis.

J. M. Grob & Co., Leipzig-Eutritzsch.
Erste und grösste Spezialfabrik **patentirter Petroleum-Motoren** (kein Benzin).
Vorzüglich geeignet für jeden Kraftbedarf von ⅛—200 HP, stationäre und Bootsmotoren, complette Motorboote, Umsteuerungen, Locomobilen, Motorwagen, elektrische Beleuchtungswagen, Motor-Locomotiven, Motor-Latrinen-Reinigungswagen, Motor-Sägewagen, Motor-Spritzenwagen, für elektrische Beleuchtungs-Anlagen etc.
Die beste, einfachste und billigste Maschine fürs Kleingewerbe.
Keine Schreibereien.
Ueber 2000 Motoren bereits im Betriebe.
Prämiirt auf allen Ausstellungen.
Günstige Zahlungsbedingungen, ev. monatliche Ratenzahlung.
Weitgehendste Garantie.





CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Conditoreien.

Unsere Nähmaschinen

weltberühmt durch das dazu verwendete Material, die feine Ausstattung und den leichten Gang, zeichnen sich auch vor allen übrige durch saubere Justirung und grösste Nähfähigkeit aus. Ueber

dreiviertel Million Nähmaschinen

sind bis heute von uns erzeugt und verkauft worden — eine Zahl, die bisher noch von keiner deutschen Fabrik erreicht wurde.

Eine Nähmaschine muss vor allem ihr bestes Material haben, nur eine solche besitzt die Gewähr für jahrelange Haltbarkeit und dafür übernehmen unsere Vertreter die weitgehendste Garantie

Nähmaschinenfabrik u. Eisengiesserei
vormals **Seidel & Naumann, Dresden.**

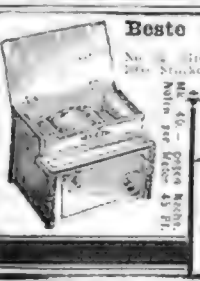
Die neuesten Mittel
gegen
Bleichsucht, Haemol und Haemogallol,
entdeckt von
Professor Dr. med. R. Kobert,
enthalten das Eisen in der Form, in welcher es im Blute vorhanden ist, vergiften somit ganz direkt die Blutorgane des Blutes und sind deshalb die erfolgreichsten Heilmittel von Blutarmuth und allen Formen. Zahlreiche Versuche den Irrthum und viele Aerzte haben vortreffliche Resultate gehabt und namentlich eine geradezu auffallende Steigerung des Appetits dargethan.

Käuflich in allen Apotheken und Drogenhandlungen in der Form von Tabletten, Pulver oder Chokoladepastillen.

Grossartigste deutsche Publikation in neuerer Zeit!

Spamers illustrirte **Weltgeschichte**

Band V. (nach Ottos) | Verlag von OTTO SPAMER in Leipzig.



Beste und billigste Bezugsquelle
für **Musikwerke** und **Uhren.**
Umtausch gestattet.
Katalog gratis.
Louis Lehrfeld,
Pforzheim (A. E.).

Vornehmste Neuheit!
SAKURA Japanische Kirschblüthe
Köstlich, duftig, edel.

James Connor, Manuel de conversation en français, en allemand et en anglais, à l'usage des dames et des voyageurs. — Französisch-deutsch-englisches Conversations-Buch für Damen und alle Reisende. — Conversations-Book in french, german and english, for the use of ladies and travellers. — 10. verbesserte Auflage. 16°. In Leinwand gebunden M. 3.— oder £ 3.— „Zu Allem Überfluss hat Herr James Connor sein Manuel de conversation noch mit einer Grammatik der drei verschiedenen Gegensprachen, die Bücher von Briefen, Visitenkarten, Conversation und Comptoir, Wörterbuch zum Nachschlagen, Tabellen über Münzen, Maasse und Gewichte, Postwesen, Eisenbahnwesen und Telegraphenwesen, Zeitrechnung, Titulaturen, Adressen und Anreden, Ausdrücke der verschiedenen Gewerbe, — kurz jedes Wort, das nur irgend in einem Gespräche vorkommen kann, bereichert.“ (Gotha. Tgbl.)
Premières Lectures. Kleines französisches Lesebuch von Paul Bercker. 1. 160. Cloth. Mit Text-Skizze und Vocabularium zu Berlin. M. 1.20, geb. M. 1.80 — Das Lesebuch ist in Anlage und Bearbeitung des Textes geeignet, mit Interesse auf die fremde Sprache aber so einfach und leicht verständlich zu führen, dass das Verlangen nach weiterer Lektüre bald befriedigt werden kann. Zweifellos Ziel, gute Theorie und praktische Übung miteinander zu verbinden, wird das Buch bei seinen Benutzern erreichen.“ (Deutsche Lehrerzeitung.)
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von der
Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Radicale Entfernung der
Hühneraugen
nur bei Anwendung der
Columbus Plates.
Kalesmann & Co., Hamburg.
Käuflich in allen Apotheken.

Die beste u. vollkommenste
Accord-Zither der Welt
ist jetzt
Peter Renk's
Sublime Auto-Harp
„LIPSIA“
mit 6 Tonarten und 3 Manualen. Prospekte mit Musikbeispielen gratis und franko
Peter Renk, Leipzig.

Elegante Fenstervorhänger
à Fenster mit sehr schöner Einrichtung
Muster gratis
Hatten & Co. Kirchberg, Lausitz 8. Sa.

Heilung
Hämorrhoiden
Alfred Lütje's
Hamlet-Pessar
Prima M. 3.50.
Evens & Pistor in Cassel

Prächtige Festgeschenke!
Musikalische Novität
von Prof. Carl Reinecke:
Biblische Bilder,
für Klavier. 4 Hefte à 2 M. in 1 Bande 6 M.
Soeben in 10. Auflage erschienen:
Von der Wiege bis zum Grabe.
2 Hefte à 3 M. 45 Pf. 2 Hefte à 4 M.
Musikalischer Kindergarten.
2 Hefte à 2 M. 45 Pf. 2 Hefte à 3 M.
Verlag von Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig

Paris 1889. Wien 1890. Goldene Medaillen.
Haarschütte Dr. Gehlig
Haarschütte a. Kalbl., woran die Haare gewachsen. Grösste Haarschönheit. Gr. Haarwuchs.
Erfolg wunderbar
bei Rheum., Gicht, Kalk, Schwäche, Flüss. Wir liefern auf Verlangen jeder Schuhmacher Ledersohlen, bewährt seit zwölf Jahren. Leder- u. Schäfte-Fabrik
F. Fischer & Cie., Offenburg, Baden.
Gegründet 1798.
Aerztl. Gutachten u. Dankschreiben. Andere Anpreisungen berichet auf Unwahrheit in Täuschung.
Obacht vor Fälschungen.

Der neue illustrirte
Weihnachts-Katalog
von Carl Flemming in Glogau
versendet auf jede Bestellung gratis und franko.

R. WOLF
Magdeburg-Buckau.
Bedeutendste Locomobil-Fabrik Deutschlands.
Locomobilen
von 4—200 Pferdekraft für
Landwirthschaft
und jegliche Industrie der
Klein- und Gross-Industrie.
WOLF'sche Locomobilen siegten auf allen deutschen Lotterieen Concurrenzen.

Honig

Richters Anker-Steinbaukasten

Anker-Steinbaukasten
in allen feineren Spielwaren-Geschäften des In- und Auslandes.
Neu! Richters Gebäudetheile: Et des Calumbus, Eisenbahnen, Leuchtthürme, Gasthöfe, Krankenhäuser u. s. w.
F. Ad. Richter & Cie., A. G. f. M. Spielwarenfabrik
Rudolstadt (Thür.). Fürstberg, Wien, Genua, Paris, Berlin, Hamburg, Amsterdam, London E. C., New York.

MEY's Stoffkragen, Manschetten u. Vorhemdchen

mit Webstoff überzogen u. daher von Leinenwäsche nicht zu unterscheiden, sind in Hinsicht auf Eleganz, guten Schnitt und bequemes Passen trotz ausserordentlicher Billigkeit unerreicht. Der Preis von Mey's Stoffwäsche ist kaum höher als der Waschlohn leinener, sie beseitigt daher, weil nachh. Gebrauch weggeworfen, alle Unannehmlichkeiten rc. der Wäschefrau. Man trägt stets neue, tadellos passende Manschetten und Kragen.

Beliebte Formen.

Letztere haben vor den Leinenkragen noch den grossen Vorzug, dass sie niemals kratzen oder reiben, wie es bei schlecht gebügelten Leinenkragen stets vorkommt. Für Knaben, besonders für die in Pension befindlichen, giebt es nichts Besseres u. Praktischeres. Gummikragen unentbehrlich ist Mey's Stoffwäsche auf Reisen, da d. Mitführen schmutziger Wäsche wegfällt. Jedermann sollte daher einen Versuch machen.

Das Versand-Geschäft **Mey & Edlich, Leipzig-Plagwitz** theilt auf Wunsch d. Namen derjenig. Geschäfte mit, welche in dem Orte des Fragestellers **MEY's Stoffwäsche** führen, versendet auch auf Verlangen gratis und portofrei den reichhaltigen, mit über 100 Illustrationen versehenen Special-Catalog.

MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz
Königl. Sächs. Hoflieferanten.

Schmücke Dein Fenster

mit unsern prachtvollen modernen Diaphanie-Glasbildern.

→ Reichste Auswahl für Interieurs. ←

Als Hängebilder zum mustergiltigen Verkauf in allen Grössen und Ausführungen stets auf Lager: Alpenrosen, Landschaften, Genrebilder, Blumen- und Fruchtstücke, Ritter, Portraits, Wappenschilder etc.

Grosse Auswahl von Medaillon-Fenster-Sujets: Marktplatz, Seebrücke, Blick auf Rom, Blick auf Neapel, Interieurs, Gebirgs-, Burg-, Klosterpartien, Kathedrale, Rheinfall, Herrenalleeruine, Bilderschwangau u. a. m.

4 Amorettengruppen, 4 Kreuzesgruppen, 4 Engelköpfe von Blumen-Guirlanden, Ornamenten, Heilige Nacht etc. etc.

Illustrirter Hauptkatalog über Fensterrosetten, Hängebilder, sowie decorirte Scheiben zum Einsetzen, hunderte div. reizende Muster enthaltend, gratis und franco.

Prachtkatalog 10 Bogen stark mit prachtvoll colorirtem Umschlag von Mk. 2.— Rückvergütung bei Aufträgen von Mk. 20.— Franco-Versand innerhalb Deutschlands bei Aufträgen von Mk. 30.—

Vogler & Kachholz. Wandsbek und Leipzig.

Institut für künstlerische Fensterdecorationen.

Specialanfertigung von feinen Luxusglasbildern, Reklameschildern, Transparenten, Firmen- und Transparentfahnen.

Permanente Ausstellung und Detailverkauf: Leipzig, Grimmaische Str. 9, I.

Christus v. Thorwaldsen.

Höhe cm	Elfenbein-Figuren	Alabaster-Figuren
120	150.—	90.—
95	90.—	60.—
75	60.—	40.—
55	30.—	18.—
46	20.—	12.—
36	12.—	8.—
25	7.—	4.—
20	4.—	—
14	3.—	—

Sämtl. Figuren auch in Marmor lieferbar

Illustrirte Preisliste über antike und moderne Busten und Figuren gratis.

Gebrüder Schultz, Berlin SW. Ritterstr. 70. Kunstgiesserei u. Bildhauerwerkstätte.

Kein anderes Geschenk

ist überall so willkommen als der überaus weit verbreitete, rühmlichst bekannte photograph. Apparat

Phönix

Es ist der gesellschafts- und zugleich billigste Apparat der Welt, durchaus kein Spielzeug! Jedermann kann damit sofort ohne alle Vorkenntnisse vorzügliche Bilder erzielen (Welt- und Momentaufnahmen).

Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich. Preis mit Platten, Chemikalien etc. nur 10 Mk.

Prospekt und Probebild kostenfrei.

Hess & Sattler, Bayreuth.

Victoria-Cigarretten

bestens

zu Festgeschenken geeignet.

Elegante Verpackung zu 400 Stück, Inhalt ca. 2½ — Auch in Kartons zu 100 und 50 Stück in Kisten mit Garnir-Aufdruck (Firma).

Compagnie Laferme, Dresden.

Locarno

Lago Maggiore

die allernächste und allerbeste **Winterstation.**

Nr. Nachstehende in alphabet. Reihenfolge aufgeführten Hôtels werden vom Unterzeichneten bestens empfohlen:

Grand Hôtel Locarno	Grand Hôtel Quisisana	Grand Hôtel Schweizerhof	Der Vorstand des Verkehrsvereins von Locarno.
Hôtel d. l. Couronne	Pension Villa Marietta	Pension Victoria-Nessi	
Hôtel St. Gotthard	Pension Villa Eglinton	Pension Villa Fortuna	
Hôtel du Lac	Hôtel Pension Beller	Hôtel-Restaurant-Helvetia	

Metalloid-Malerei!

D. R. P. a. — D. R. P. a.

auf Porzellan — Steingut — Fayence — Metall etc.

Die neueste Erfindung auf dem Gebiete der Keramischen Deteration.

Mit Metalloid lassen sich selbst Leute ohne Geschmack in kurzer Zeit Gegenstände herstellen, die bisher durch Künstlerhand allein erzielt wurden. — Metalloid ist ein Pulver, das mit Wasser zu einer Flüssigkeit verrieben wird, welche mit Pinsel oder Schwamm auf Porzellan, Steingut, Fayence, Metall etc. aufgetragen wird. — Metalloid ist ein Pulver, das mit Wasser zu einer Flüssigkeit verrieben wird, welche mit Pinsel oder Schwamm auf Porzellan, Steingut, Fayence, Metall etc. aufgetragen wird. — Metalloid ist ein Pulver, das mit Wasser zu einer Flüssigkeit verrieben wird, welche mit Pinsel oder Schwamm auf Porzellan, Steingut, Fayence, Metall etc. aufgetragen wird.

EHREN-DIPLOM KÖLN 1890. Gold. Med. Köln 1889.

Benedictiner und Karthäuser

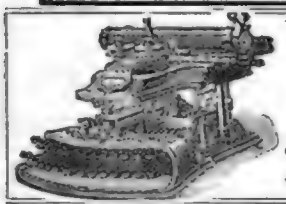
Ärztlich empfohlen!

F. W. Oldenburger Nachf.

HANNOVER

INH.: AUG. GROSKURTH.

Geben den Vorzug vor allen anderen Likören, daß sie bei ihrem köstlichen Geschmack und herrlichen Aroma nicht nur den Appetit anregen sondern auch die Verdauung befördern, weshalb nach Kalb-, Rind-, Wildbraten u. Gebäcken von Verdauungsleuten, welche leicht zu Krankheiten Anlaß geben, solche und ähnliche bestehen, sowie den genuß Organismus zu erhalten. Preis kein so hoher und doch so hoher. Dinner. — Zu haben in allen best. Geschäften. — Bitte genau zu Firma u. Schutzm. zu achten.



The „Crandall"

beste und billigste unter

Klaviatur-

Schnellschreibmaschinen.

Preis M. 300.—.

Prospekte gratis und franko bei

Crandall Maschine Co. of U. S.

Europäische Filiale:

Amsterdam, Keizersgracht 306.

Wiederverkäufer gesucht!

Universal-Knet- u. Mischmaschinen

Werner & Pfleiderer,

Cannstatt, Berlin, Wien, Paris, London.

Patentirt in allen Ländern. — 50 Höchste Auszeichnungen.

Für chemisch-pharmaceut. u. chocolad.-Fabriken. Industrie.

Für Bäckereien, Konditoreien, Fleischereien, Hotels etc. etc.

Asthma.

Allmählich Arena-Pyramiden von Apotheker Dr. Clemenitz, Rettung bei Husten und Katarrh. Zu e. Cur 3 Mk. Nachnahme. Zu haben in den meisten Apotheken, wo nicht, direkt von Apotheker Dr. Clemenitz, Berlin C. Weinmeisterstr. 67. Prospekte gratis. Depot für Hamburg: Engel-Apotheke, Gr. Reichenstr. 27.

Ungetheilt bei **E. Herrmann, Berlin W. 57.**

Eisenwerk Joly Wittenberg

Feuersichere patent. **Treppen** aus Eisen oder Marmorstufen; Haupttreppen; Wendeltreppen.

Deutsch. Reichs-Patent.

Südfruchtkorb

enth. 2 Pfd. Traubenrosinen, 2 Pfd. Haustrauben, 2 Pfd. Datteln, 2 Pfd. Feigenkranzen u. ausserdem: Nüsse, 10 Mandarinen, eine Ia. Qual. süsse u. saftige Messina-Zitronen, enth. 1 Cello-Dose (ca. 1/2 Pfd.) eingem. Ingw. Zucker, 1 Do. Citro. Cedr., 1 Do. Ananas, 1 Dose (ca. 2/4 Pfd.) Ananas (ganze Früchte), 1 Packet (ca. 1/2 Pfd.) Früchte, 1 Glas Orange-Marmelade, alles deutsch und gefüllt, sehr hübsch, 2 Pfd. M. 5.— Mandelkern, süsse, gefüllte Früchte, Pistazien, ca. 70—100 St. hübsch und fein M. 3.— per Empfehlung Alexander, Inhaber von Liebhabern, Hamburg.

Cäsar und Minca

Prämiirt mit gold. u. silbern. Staats- u. Vereinsmedaillen.

Zahna (Königr. Preussen)

begründet 1868.

Hofer. Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, Sr. Maj. d. Kaisers v. Russland, Sr. Maj. d. Kaisers v. Österreich u. Königs v. Ungarn, Sr. Maj. des Kaisers v. Marocco, Sr. Maj. d. Königs d. Niederlande, Sr. K. Hoheit d. Großherzogs v. Oldenburg, d. Herzogs Ludwig v. Bayern, Ihr K. Hoh. Prinzess. Friedr. Carl v. Preussen (geb. Prinzess. Alice v. Großbritannien), Sr. K. Hoheit d. Prinzen Friedr. Carl v. Preussen, Herzog v. Sachsen-Meiningen, Sr. K. Hoheit d. Prinzen Albrecht v. Preussen, Herzog v. Braunschweig etc. etc.

Führen ihre Spezialität in Torf- und Westfalen- und grossen Thür. Berg- und Burghund bis zum 11. Monatlichen, dressirt, Jagd-, Polizei-, Bracken- u. Windhunde, Terrier, Dachshunde, auch einige und ganze Zucht- und wachtmeisterhafte Preisverzeichnisse mit Illustrationen in deutsch. u. französ. Sprache liefern gratis. Spez.-Anst. der Broschüre „Der edle Hund" Anleitung, Pflege, Dressur und Behandlung, Krankheit" mit 50 Bildern versandt auswärts, mit ausführlich. Illustrationen in deutsch. u. franz. Sprache für 1.— Briefmarken 12,50, franko 5.— Gulden.

Eigens genommene Hunde-Verkaufs-Ausstellung von mehreren hundert Hunden (Bahnhof Wittenberg)

Referenzen-Anzeige. Woerl's Reisehandbücher 1893. Verlassen wir Cäsar und Minca und empfehlen uns wieder der Leserwelt in Erinnerung.

HAARAUSFALL!

F. Kiko, Herford.

H. A. Heinicke's Chemnitz

Spezial-Geschäft für Schornsteinbau etc. Dampfkessel-Einmauerungen.

Fabrikate u. eigene Schornsteine erst. a. reb. wetter- und sturmfreien Lüftungsmasten.

Führt Dampfkesselmauerungen jeder Art aus. Liefert Fuchsschornsteine jeder Höhe, Fabrikmasse.

Prospekte und Kostenanschläge gratis.

Skizzen, Schornsteine u. Weiteres bei u. a. angeführt.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

GEGEN

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.

Paris, E. Grillon

33, rue des Archives

IN ALLEN APOTHEKEN

Dampframmen, Dampfkräne und Prießmann's Greifbagger

in allen gangbaren Größen auf Lager bei

Wenck & Hambrock,

Altona-Hamburg.

Photo=

Emil Wünsche

FABRIK photographischer Apparate

DRESDEN LEIPZIG

Moritzstrasse 20. Salzgäßchen!

Als Weihnachtsgeschenk vorzüglich geeignet!

Taschen-Univ.-Aluminium-Perspectiv

Argus № 2

gen. „Argus", Modell II (auch Diana gen.), in Sammt- od. Wildlederetui. Gewicht 95 Gramm, für **Theater, Jagd u. Reise** zu verwenden. **M. 26.—** pr. Stück.

Versand gegen Nachnahme oder Voreinsendung.

Prima Qualität garantiert!

Illustrirte Kataloge kostenfrei.

Die **gleichen** Perspektive in **Messing** (Gewicht 125 Gramm) kosten **M. 18.50** pr. Stück.

½ natürl. Größe

E. Krauss & Cie., Berlin, SW.,

Dessauerstrasse 38 (früher Leipzig).

Optische Anstalt und Fabrik photographischer Apparate.

Sohse's Maiglöckchen

das ausgesprochene Lieblings-Parfum der distingirten Welt aller Länder.

nur ächt mit der vollen Firma des Erfinders

Gustav Sohse

BERLIN

Jägerstrasse 46

In allen feineren Parfümerien, Droguerien etc. des In- und Auslandes käuflich

Jeden Aufschluss

Der kleine Dietrich

!! Laterna magica !!

M. Winkler, München, Hedwigstr. 20.

Triumph-Wäsche-Mangeln

Patentirt für Hartgummi, werden von e. Stahlfeder nach allen Richtungen gegen Verletzungen geschützt, laufen ruhig.

B. Henle in Nürnberg e.

Universal-Küchenmaschine.

Neu — Praktisch — Solid — Elegant

Unentbehrlich für jeden Haushalt.

Musikinstrumente,

als: Zithern, Guitarren, Violinen mit auswechselbaren Notenblättern.

Accord-Zithern, Harmonikas,

Mundharmonikas und Spielbücher.

Musikalien Verlag auf Wunsch.

M. M. Schmidt, Leipzig.

Gegründet 1826.

Kessler Cabinet

feinster Sect.

C. F. Kessler & Co. Esslingen.

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Heilmittel zur **Kräftigung** für **Kranke** und **Rekonvalescenten** und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Brustleiden der Athmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten etc. Fl. 75 Pf., 3 Fl. M. 4.—, 12 Fl. M. 14.—.

Malz-Extrakt mit Eisen gereicht es den am leichtesten verdaulichen Eisenmitteln, welche bei **Blutarmut (Bleichsucht)** etc. verordnet werden.

Malz-Extrakt mit Kalk. Dieses Präparat wird mit grossem Erfolge gegen **Rhachitis (sogenannter englisch. Krankheit)** gerad. b. unterstützt wesentl. d. **Knochenbild.** bei Kind. Preis d. beide Präparate Fl. M. 1.—, 6 Fl. M. 5.—, 12 Fl. M. 10.—.

Schering's Grüne Apotheke in Berlin N., Gesundbr. 19. (Frequenteste Apotheke)

Sämtliche in fast sämtlichen Apotheken und grösseren Droguenhandlungen.

CONRAD MERZ
STUTTGART * KÖNIGSSTR. 37.

Erstes Versand-Haus der Württembergischen Leinen-Industrie.
Gegründet 1838.
Man verlange den reich illustrirten Katalog.

Cotillon- und Carneval-Artikel. Grösste Auswahl
Prachtvolle Neuheiten
Man verlange Cotillon-Catalog!
E. Neumann & Co., Dresden-N.
Masken-Costüme. Man verlange Costüm-Catalog!

Gicht u. Podagra
Leben Sie seit fünf Jahren
Apotheker Ludwig Sell's
Anthiarthrin-Pillen.
Apotheker Ludwig Sell, Kempten (Schwaben).
Haupt-Depot-Verfand Sternapotheke Kempten, Schwaben.
SCHUTZ-MARKE L. S.

Eine Neuheit ersten Ranges
Automatische Gepäckträger.
Durch vollendete Schönheit der Form.
hochfeines Geschenk für jung und alt!
Triebfedern-Industrie, Langerweise, Rhld.

Jede Dame wünscht ein chices, faltenloses Sitzen der Taille!
Nur durch Prym's Patent-Reform-Haken und -Oesen ist dies zu erreichen!
Weittragendste Erfindung auf dem Gebiete der Mode.

Taille mit seitherigen Haken und Oesen nach auf 4 Wochen langem Gebrauch.
Taille mit Prym's Reform-Haken u. Oesen nach über 6 Monate langem Gebrauch.
Lücken und Falten überall
sitzt noch falten- u. lückenlos wie neu

Prym's Patent-Reform-Haken und -Augen
Für Haus-, Wasch- und Arbeits-Kleider geradezu unentbehrlich
Die Taille hält doppelt so lang
Auf die Dauer billiger wie alle anderen Verschlüsse, weil sie nicht Verschleiss der Taille stets wieder abgetragen werden können.
Jede sparsame Hausfrau kaufe darum für 10 Pfennige und nähe sie zu eine alte Taille. — Stunden wird man über den schönen adretten Sitz, den sie der Taille wieder geben.
Zu kaufen in allen besseren Posamenten- u. Kurzwaarengeschäften.
Fabrik: William Prym'sche Werke, Stolberg, Rheinland.

Jüdische Gazellendecken.
H. Kumss, Weinbrenner i. Bd.

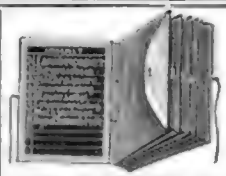
Weihnachtsgeschenke!
C. L. Flemming
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
Man verlange Preisliste.
Weihnachtsgeschenke!

H. Barth, Stuttgart.

Warnung.
Der grosse Erfolg, den unsere
Pat.-H-Stollen
errungen, hat Anlass zu verschiedenen werthlosen Nachahmungen gegeben. Man kaufe daher unsere
Stets scharfen H-Stollen
(Krosestrift unmöglich)
nur von uns direct, oder nur in solch Eisenhandl., in denen unser Plakat (Rother Hosar i. Hofbl.) ausgehängt ist. Preislisten u. Zeugn. grat. u. frc.
Leonhardt & Co.
Berlin, Schiffbauerdamm 3.

Emil Schäfer, Verbandstoff-Fabrik, Gummiwaaren.

Spielhagen's Zahncrême
Franz Spielhagen, Berlin SW. 29.


Dokumenten-Mappe!
Passendstes Herrengeschenk!
Zum Aufbewahren aller wichtigen Schriftstücke
Unentbehrlich für jeden Ordnungsliebenden!
C. F. P. Mewes, Hamburg S.

J. B. GRAESSER Glasfabrikant ZWICKAU i/S.
Hoflieferant Sr. Königl. Hoheit Prinz Friedrich August Herzog zu Sachsen.
liefert Glaswaaren in Crystall u. Halbcrystall decorirt u. geschliffen
Wirthschafts-Gegenstände
Prachtcatalog auf Verlangen franco.

heizbare Badestühle
Kosch & Teichmann, Berlin S., 43 Prinzenstr. 43.
Fabrik heizbarer Badestühle und Badewannen.

Vorzügl. Theemischungen à Mk. 2.50 u. 3.50 p. Pfd. in höchster Kreisen eingeführt. (Kais. Kgl. Hof.) Probepack. 60 u. 80 Pf.
Thee „MESSMER"
Baden-Baden u. Frankfurt a. M.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

Nº 11.

71. Band.
Sechsundreißigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint wöchentlich.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.30.

Der Irrweg.

Künstler-Roman

von

Robert Misch.

(Fortsetzung.)

Während Baltes gedankenvoll dem Rauch der Cigarre nachsah, die er sich nach dem ziemlich guten, ländlichen Mahle angesteckt, kam der Kaffee und das Fremdenbuch, in das er seinen Namen eintrug.

Die Wirtin las denselben und blickte ihn kopfschüttelnd an.

„Sonderbar," murmelte sie halblaut vor sich hin.

„Was haben Sie denn, Frau Wirtin? Kennen Sie mich etwa?"

„Hoaßen Sie denn August Baltes und san a Kunstmaler?"

„Ja, so heiße ich, und das bin ich."

Seine Künstlereitelkeit fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, auch hier draußen gekannt zu sein.

„Dann hab' i an' Brief für Sie da."

„Für mich?"

„Ja, gestern abend is 'n Herr kommen, dem ma's glei' am Gesicht abg'les'n hab'n, daß er sich recht unglücklich fühlt. Ich sag' meinem Mann, er soll aufpassen, daß er sich net 'was anthut. Es sind schon mehr solche hier gewesen ... Der Deixel weiß, warum sie g'rad' zu uns herkommen. I geh' in seine Stuben nauf, als er net drin is, und find' an Pistol' — na, dös hab' i ihm halt weggenommen, und wie er's net g'funden hat, hat er im ganzen Haus 'rumg'sucht. ‚Ich weiß von nix,' hab' i ihm

Jos. von Jaroszynsky: Dasenjagd in Polen.

gesagt. Na, heute morgen hat er lange Brief' geschrieben — und was dös zu bedeuten hat, woas i noch von den anderen. Daner hat sich aufg'hängt und der zweite . . ."

„Nur weiter, weiter!" unterbrach sie Baltes hastig.

„Na, hier hat er g'sessen, wo Sie sitzen, und stier vor sich hing'schaut, dann is er spazieren gangen, und i hab' ihm mein' Buben nachschickt. Aber er is wieder kommen und hat sich a Paar Schlittschuh von uns geliehen und is fort auf den See. Wieder hab' i meinen Toni nachgehen hoaßen. Sie wissen ja, da unten nach Wiesau zu, wo die hoaßen Quellen und die großen Löcher im Eis san, da kann man versauf'n, eh' man Hui sagt. Aber der Bua paßt schon auf und —"

„Und der Brief an mich?"

„Jesses, der Brief — oben liegt er! I hol'n geschwind!"

Eine düstere Ahnung legte sich beklemmend auf seine Brust. Wenn — aber das war ja nicht möglich — doch es war möglich: auf dem Briefe, den ihm die Frau jetzt reichte, und der seine genaue Adresse trug, erkannte er auf den ersten Blick Hansens krause Handschrift, die er von tausend anderen unterschieden hätte.

Er riß das Couvert herunter. Ja, das war ein Abschied fürs Leben.

Es war jetzt nicht Zeit, das umfangreiche Schreiben gründlich zu durchlesen. Nur so viel merkte er, von seiner Verlobung mit Hedwig hatte der Freund keine Ahnung; er schrieb ihm, er möge Hanna glücklich machen. Ein schneller Entschluß mußte gefaßt werden.

„Haben Sie noch ein Paar Schlittschuhe für mich übrig, Frau Wirtin?"

„Ja, gewiß, Herr!"

Schnell war das Verlangte zur Stelle. Baltes schnallte die Riemen fest und die Wirtin half ihm, vom Garten aus über die kleine Treppe, an der sonst die Boote lagen, auf das Eis zu gelangen.

„Wo hinaus sind sie gelaufen?"

„Nach Wiesau zu! — Halten Sie sich nur fest am Ufer — und Gott befohlen," rief sie dem Davoneilenden nach.

Baltes lief, als hätte er Flügel. Das Eis war prächtig, hart und glatt, fast ohne Risse und durch den wochenlangen Frost so dick, daß jede Gefahr ausgeschlossen war, wenn man nicht in jene Löcher geriet, die von den warmen Quellen gebildet werden, die mitten im See aufsprudeln.

Eine wahnsinnige Angst, zu spät zu kommen, durchzitterte ihn, ihn zugleich lähmend und beflügelnd. Und dabei — er schämte sich eigentlich dieser Regung — überkam ihn die Freude des geübten Schlittschuhläufers, der eine unbegrenzte, freie Fläche dem Auge unermeßlich, vor sich sieht. Die Sonne war schon im Niedersinken, aber ihre Strahlen überfluteten noch mit hellem, mildem Glanze den See und die Berge, und sein Malerauge ergötzte sich an den weichen Lichtern.

Wie ein Pfeil flog er dahin, sich mit Wonne dem lang entbehrten Vergnügen überlassend. Nur nicht zu spät kommen, nicht zu spät kommen! Vielleicht hing das Leben des Freundes an einer Minute. Er sah ihn versinken und um Rettung flehend die Arme nach ihm ausstrecken. Welch ein unglückseliger Irrtum, in dem Hans befangen war! Es war ja nicht dies allein, was den Unglücklichen zu dem verzweifelten Entschlusse trieb — so viel hatte er dem Briefe auch beim flüchtigen Durchlesen entnommen — eine unglückselige Verkettung des Geschicke.

In der Ferne sieht er zwei Gestalten auftauchen, die in weiten, mächtigen Bogen dahinsausen. Er setzt seine letzte Kraft ein, um sie zu erreichen. Es ist Hans — er erkennt ihn, als er sich allmälich dem Paare nähert. Aber auch der Freund scheint ihn erkannt zu haben, er flieht vor ihm, gerade auf die großen, offenen Stellen zu, aus denen das grünliche Wasser hervorschimmert, und die er bisher in weitem Bogen umkreiste.

Da fliegt die zweite Gestalt herbei — ein stämmiger, junger Bursche. Er ist flinker als der Begleiter und überrennt ihn mit einem plötzlichen Entschlusse, kaum fünfzig Schritt vom Rande des Wassers. Als Baltes in mächtigen Sätzen näher gleitet, windet es sich zappelnd und schlagend zu seinen Füßen, der Freund von ehemals in wildem, verzweifeltem Ringen mit dem stämmigen Sohne des Gebirges, der ihn mit zusammengebissenen Zähnen umklammert.

„Hans, Hans — was willst Du thun?"

„Laßt mich, laßt mich — was wollt ihr von mir?"

„Nein, Herr, Sie sollen's net thun, i leid's net."

„Lassen Sie ihn los," befiehlt Baltes. „Ich bin sein Freund und werde über ihn wachen. Ihre Mutter schickt mich!"

Höflich, als helfe er einem zufällig Gestolperten empor, reicht der Bursche dem fremden Herrn die Hand und hebt ihn auf seine Füße, die den seelisch und physisch Ermatteten kaum tragen wollen, bleibt aber mißtrauisch und lauernd neben ihm stehen, bereit, sich jeden Moment von neuem auf ihn zu stürzen.

„Geh, geh — was willst Du von mir?" ruft Hans, der es vermeidet, den Blicken seines ehemaligen Freundes zu begegnen, der ihm jetzt sanft die Hand auf die Schulter legt.

„Mein armer Freund, welch ein Wahnsinn! Hanna ist nicht meine Braut, wird es nie werden — ich bin verlobt mit der kleinen Hedwig — in wenigen Wochen ist unsere Hochzeit."

Der düstere Blick des Freundes trifft ihn zum erstenmal. Dann zuckt er die Achseln und wendet sich ab, um das schwache Rot zu verbergen, das in seinem bleichen Gesicht aufflammt.

„Ich weiß, es ist nicht das allein," fährt Baltes fort, „ich habe Deinen Brief gelesen. Der Zufall — oder nenne es die Vorsehung — hat mich hergeführt. Du wirst, Du mußt mir alles sagen; ich will und werde Dir helfen!"

Baltes sieht, wie der Freund mit sich kämpft, wie er die Fäuste ballt und mit dem Fuße stampft und sich ihm endlich schluchzend an den Hals wirft.

„Ich bin sehr unglücklich!"

Leise winkte Baltes dem Burschen zu, sich zu entfernen. Der begreift, blinzelt den Bundesgenossen mit den grauen, scharfen Augen an und eilt in tiefen Bogen schnell von dannen.

„Komm, Hans — wir können hier nicht bleiben. Da drüben ist Wiesau."

Willig folgt ihm der Freund ans sichere Ufer.

Die Dämmerung senkt sich schon mit grauem Schleier nieder, als die beiden nach kurzem Aufenthalt in einem Wagen, den Baltes im Wirtshaus aufgetrieben, nach Eger zurückfahren.

„Und nun erzähle weiter und sage mir alles," bittet Baltes den Freund, der bereits begonnen hat, ihn zum Vertrauten seines Schicksals zu machen.

Hans wickelt sich fester in seinen Mantel ein und lehnt sich zurück.

„Du weißt nun," fährt er fort, „wie ich in Abhängigkeit von dem Freunde meines Vaters geriet. Wir wohnten nun zusammen, und ich las in seinen Blicken den stummen Vorwurf, daß ich mich einem geschäftigen Müßiggange hingäbe; denn als nichts anderes galt ihm mein angestrengtes Ringen und Kämpfen. Ja, ich rang wie ein Verzweifelter mit der Aufgabe, die ich mir gestellt — und ich unterlag. Ich habe Dir ja bereits von dem Versprechen erzählt, das ich dem Alten gegeben hatte. Als das Bild fertig war, wurde Gundlach zum Richter erwählt im Prozeß Möhner contra Wieborg. Ach, ich kannte mein Urteil im voraus. Niemand konnte mehr von der Unzulänglichkeit des Bildes überzeugt sein, als ich selbst. Aber daß es so vernichtend sei, daß es mein eigener „Luzifersturz" werden sollte, der mich aus dem Himmel der Kunst auf die Erde der Prosa schleuderte, ahnte ich freilich nicht.

„Gundlach sprach mir rundweg jede höhere Begabung ab; niemals würde ich etwas schaffen können, was über die Mittelmäßigkeit und die Schablone hervorragte. Mir fehlte vor allem, was den Maler macht: der Sinn für die Farbe, das koloristische Talent. Ich hätte ja wohl Ideen und ein gewisses Kompositionsvermögen, aber ich würde es nie zum vollen Ausdruck bringen können, was in mir wogte und gärte. Auf dem Wege vom Gehirn durchs Auge zur Hand ginge das beste verloren. Ich sei ein „immanenter" Stümper, der wohl fühlte wie ein Maler, aber nicht schaffen könne wie ein solcher. Ich sollte Kunsthistoriker werden, Kritiker, Kunstschreiber, dazu hätte mich die Natur reich ausgestattet — als Schaffender würde mir der Erfolg stets versagt bleiben. Eine Zukunft sei auf diese winzigen Gaben der Natur nicht zu bauen. So lange ich vermögend gewesen wäre, hätte er gar keine Veranlassung gehabt, mir seine wahre Meinung aufzudrängen. Es liefen mehr solcher reichen Dilettanten herum, wie ich einer sei. Jetzt, wo ich meine Kunst zu meinem Broterwerb machen wolle, und er um sein offenes Urteil befragt würde, jetzt dürfe er mit seinem Urteil nicht mehr hinter dem Berge halten.

„Ein anderes Urteil lautete ähnlich. Da faßte ich einen schnellen Entschluß und nahm die dargebotene Hand an. Hatte ich mich doch durch mein Wort verpflichtet? Was blieb mir auch anderes übrig? Mußte ich nicht noch das Schicksal preisen, das es so gut gefügt hatte?

„Ich trat also in das Bankgeschäft meines Gönners ein und — nun, ich will Dich und mich nicht ermüden mit den Qualen, die ich hier erlitt. Und sie merkten es nicht einmal, wie es um mich stand! Ich verkam in dieser trockenen Zahlenatmosphäre, eingezwängt in das Comptoir, hinter den dicken Contobüchern, die ich verabscheute, einer geistlosen Beschäftigung hingegeben, die mich anekelte. Und ich mußte noch lächeln und ihnen ein freundliches Gesicht zeigen — um meiner Mutter willen.

„Dazu die Andeutungen des Alten, der mir seine Tochter zugedacht — die ahnungslose Freundlichkeit dieses Mädchens, das sich für mich zu interessiren schien, während mich die Qualen der Eifersucht durchtobten. Ich wußte, daß Du fast täglicher Gast beim Professor warst, ich sah Dich täglich hinein gehen und stundenlang dort oben verweilen. Ich umschlich das Haus, ich umlauerte Dich. Verzeih mir, ich habe Dir unrecht gethan. Und da ich keine Aussicht, keine Rettung sah, faßte ich den Entschluß — —"

„Und an Deine Mutter hast Du nicht gedacht, Hans! Von mir will ich nicht reden, trotzdem ich stets Dein aufrichtiger Freund gewesen bin."

Hans zuckte schweigend die Achseln. „Und was soll nun werden?" fragte er leise. „Was soll ich mit dem Leben anfangen, dem Du mich zurückgibst?"

„Das wird sich alles finden! Die Hauptsache ist, daß Du Dich nicht mehr in die Kunst verbissen hast. Wie das Glück, kommt die Muse der Kunst ungerufen. Es sollte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht etwas finden, was Dir Spaß macht und worin Du etwas leisten, Dir eine Zukunft gründen kannst. Der Abstand von der Kunst zur Wechselbank war freilich zu groß, armer Kerl! Wenn ich mir Dich auf der Börse vorstelle — Hahaha!"

Trotzdem ihm nicht darnach zu Mute war, wirkte das Lachen des Freundes ansteckend auf Hans, so daß sie zum großen Erstaunen der Wirtin in Eger ziemlich heiter und getröstet dort ankamen. Des Freundes Zuversicht wirkte ansteckend wie sein Lachen. Behauptete der doch, er habe schon sein Plänchen, wollte aber vorläufig nicht mit der Sprache herausrücken.

Am andern Tage hatte Baltes eine lange, geheime Unterredung mit dem Bankier in dessen Privatcomptoir. Als Resultat derselben konnte der Maler seinem voll Ungeduld und Angst auf ihn wartenden Freunde mitteilen, daß sein Beschützer ihm sein Wort zurück gäbe und mit allem einverstanden sei, was er selbst ausgeheckt habe.

„Er ist nicht einmal böse auf Dich," fuhr Baltes fort. „Ein ganz vernünftiger alter Herr, der es einsieht, daß er Dich in eine falsche Bahn gelenkt hat. Und nun hör zu, was ich Dir vorzuschlagen habe. Du ziehst mit Deiner Mutter zu mir. Günstiger kann es sich gar nicht treffen. Das Gartenhäuschen, das ich gemietet, würde zur Hälfte leer stehen, wenn Du nicht das obere Stockwerk nimmst. Ja, ja, Du sollst es bezahlen — darüber sprechen wir später!"

Der Umzug war bewerkstelligt worden, und trotzdem Hans einen Teil des Mobiliements verkaufen mußte, blieb doch noch so viel übrig, daß er einige Zimmer des Freundes damit ausstaffiren konnte, neben den vier Stuben des ersten Stockes, in denen er sich behaglich mit seiner Mutter einrichtete.

Zwei Tage später fand die Hochzeit statt. Hedwigs Mutter hatte zwar anfangs ihre Zustimmung verweigern wollen, aber nachdem sie sich davon überzeugt, wie sehr ihr ehemaliger Mieter in Mode

Digitized by Google

gekommen sei und wie viel Geld er jetzt verdiene, nachdem ihr Baltes außerdem die Zusicherung eines Jahrgeldes gemacht, sagte sie Ja und Amen, geriete sich auch mit vielem Stolz in der Kirche und später beim Diner als Brautmutter.

Es waren nur die Intimsten geladen. Das Atelier war zum Speisesaal umgewandelt, und hier traf Hans zum erstenmal wieder mit seiner ehemaligen Braut zusammen. Er hatte aus diesem Grunde fortbleiben wollen, aber Baltes teilte ihm in Hannas Namen mit, daß sie das Zusammentreffen wünsche.

Sie that ganz unbefangen, reichte ihm die Hand und gratulirte ihm zu dem Entschluß, der Kunst Valet zu sagen, berührte aber mit keinem Wort, was sonst vorgefallen war. Es kam ihm wundertlich vor, als sie ihn mit dem förmlichen „Sie“ anredete, aber er fühlte sich bald in die Zeiten vor ihrer Verlobung zurückversetzt. Sie fragte ihn nach seinen Zukunftsplänen.

„Zum Bankier und Kaufmann habe ich, wie mir scheint, ebenso wenig Talent wie zum Maler, jedenfalls weniger Lust,“ entgegnete er lächelnd. „Da werde ich es denn mit dem Berufe aller Verfehlten, mit der Kunstschreiberei versuchen und durch Vertiefung meiner Studien mich zu einem Kunstgelehrten ausbilden. Was ich selbst nicht kann, kann ich wenigstens an anderen beurteilen.“

Hanna stimmte diesem Plane eifrig zu; sie habe seine Kenntnisse auf diesem Gebiete stets bewundert, ebenso seinen Geschmack und sein scharfes, treffendes Urteil. Es würde ihm sicher gelingen, sich auf diesem Wege nach und nach eine Position zu machen.

„Sehen Sie nur,“ unterbrach sie sich plötzlich, „welch glückliche Braut die Kleine ist!“

Und in der That konnte man sich nichts Lieblicheres und Strahlenderes denken als die neugebackene junge Frau, die eben ihr Glas an das des nicht minder strahlenden Gatten anstieß und dabei, während ein liebliches Erröten ihr Gesicht überflog, ihr Auge tief in das seine tauchte, was dem angeheiterten Professor Stoff zu einer witzigen Bemerkung gab, über die sie noch tiefer erglühte.

Der alte Löwe ergriff ihre schmale, kleine Hand, führte sie an die Stelle seiner roten Mähne, wo man den Mund vermuten konnte, und rief lachend in seiner lauten Manier:

„Wäre ich nicht Alexander, so möchte ich wohl Diogenes sein — wenn ich nicht quasi Ihr Adoptiv-Pflegevater wäre, möchte ich mich wohl an Stelle dieses glücklichen Teufelskerls befinden.“

In seinem Toast auf das Brautpaar gab er einem ähnlichen Gedanken Ausdruck, aber in so drolliger Weise, daß selbst die ernste Hanna lächelte, und schließlich forderte er mit Ungestüm seinen Vaterkuß.

Die Hochzeitsreise verschob das glückliche junge Paar bis zum Sommer. Baltes wollte vorher sein großes Winterbild beendigen. Auch hielt ihn die Rücksicht auf Hans zurück.

Einige kleinere Aufsätze, die dieser schon früher entworfen hatte und jetzt ausführte und vervollkommnete, fanden in Zeitschriften und Zeitungen Aufnahme und verschafften ihm durch Baltes und Professor Gundlachs einflußreiche Empfehlungen das Kunstreferat für ein kleineres Münchener Blatt. Eifrig widmete er sich seinen Studien. Mehr zu seinem eigenen Vergnügen als des Gelderwerbs halber zeichnete er in seinen Mußestunden allerlei Karikaturen, zu denen er meist selbst die Worte schrieb. Die „Fliegenden Blätter“ und andere humoristische Zeitschriften nahmen diese Kleinigkeiten jedoch mit Vergnügen auf und bezahlten sie gut, besser, als er es sich hatte träumen lassen.

„Es ist merkwürdig, daß ich mit diesen Schnurrpfeifereien mehr Geld verdiene als mit meinen ernsthaften Bildern,“ sagte er lachend zu Baltes, als er das erste Honorar dafür einstrich.

Ueberhaupt waren die Geldsorgen jetzt von ihm genommen. Der Bankier hatte ihn zu sich gebeten und ihm einen Zuschuß in so zarter Form aufgedrungen, daß Hans ihn schließlich annehmen mußte. Er wollte gar nicht von der Dankesschuld gegen Hans' verstorbenen Vater, seinen alten Freund, reden, die er nie durch Geld tilgen könne. Aber er sei es gewesen, der ihn auf eine falsche Bahn gelenkt habe, und das müsse er wieder gut machen.

Mit den Zinsen des kleinen Vermögens und seinen anderen Einnahmen reichte dies völlig aus, um ihm Muße zu seinen Studien und Arbeiten zu gewähren, zumal Baltes vorläufig nichts von der Bezahlung des Quartiers wissen wollte und das auf später verschob.

Einigemale in der Woche kamen sie im behaglichen Wohnzimmer des jungen Paares mit Hanna und ihrem Vater zusammen. Die ehemaligen Verlobten plauderten jetzt wieder wie alte, gute Freunde, wenn sich auch zuweilen eine gewisse Verlegenheit einstellte, bei irgend einer Anspielung auf frühere Zeiten, wie sie nicht stets zu vermeiden war.

Die Antiquitäten und Kunstobjekte seiner Sammlung befanden sich noch immer in seinem ehemaligen Atelier in der Villa des Bankiers. Dieser wollte jetzt den Raum zu einem Wintergarten umgestalten und ersuchte seinen jungen Freund, die Gegenstände in seine eigene Wohnung zu übernehmen. Hier war aber nicht Platz genug vorhanden. Und da Baltes, der die prunkvoll überladenen Ateliers nicht liebte und sein Geld als angehender Familienvater zusammenhielt, ihm nichts abkaufen wollte, so beschloß Hans, das Ganze einem Kunstauktionator zur Versteigerung zu übergeben.

Ehe er diesen Entschluß ausführen konnte, brachte ihn ein Brief Karnacks davon ab. Dieser ersuchte ihn, seine umfangreiche Sammlung, mit Ausnahme weniger, namentlich angeführter Gegenstände zu verkaufen. Es war eine bestimmte, nicht allzu hohe Summe angegeben, die dafür erlöst werden sollte. Was darüber war, sollte Hans für seine Mühewaltung gehören. Karnack hatte durch Baltes von der Veränderung der Verhältnisse ihres gemeinschaftlichen Freundes erfahren und wollte ihm nun auf diesem Wege behilflich zu seinem Fortkommen sein. Der Russe schrieb sehr melancholisch. Wehmütig gedachte er der vergangenen, schönen Zeiten, aber vorläufig könne er gar nicht daran denken, seinen Gütern auf längere Zeit den Rücken zu kehren, die durch die Krankheit seines Vaters arg vernachlässigt seien. Er beschwor Hans inständigst, sein Anerbieten nicht etwa aus falschem Stolze abzulehnen. Dazu seien sie doch zu befreundet, als daß er nicht das Recht haben solle, ihm zu helfen. Für sie beide sei die Sonne des Glückes auf einige Zeit hinter Wolken verschwunden; sie seien beide in einer Lage, der sie je eher je lieber ein Ende machen möchten, und da müßten sie sich wohl gegenseitig beistehen. Er habe übrigens genau berechnet, was ihn die zu verkaufenden Gegenstände selbst gekostet hätten. Es sei fraglich, ob ihm ein fremder Händler, der sie auf einmal erwerbe, diesen Preis zahlen würde. Wenn Hans dagegen nach und nach die Sachen an den Mann brächte, so sei ihnen beiden damit geholfen, denn er kenne die Geschicklichkeit, die Hans beim Erwerb von Kunstschätzen und Antiquitäten bewiesen — vielleicht zeigten sich diese Talente auch bei der Veräußerung.

Ein Gedanke, den er schon einige Zeit im Kopfe herumwälzte, wurde durch diese Anregung zu einem festen Entschluß angefacht. Hier zeigte sich ein schneller Weg, sich eine gesicherte Zukunft zu erringen. Er trug Baltes seine Pläne und Wünsche vor; die beiden Freunde steckten die Köpfe zusammen und konferirten lange und heimlich mit einander. Schließlich wurde auch der Professor zu Rate gezogen, und zuletzt eilten die drei Herren einige Tage durch Münchens Straßen, besichtigten allerlei Räume und besuchten einige ihrer jüngeren Malerkollegen, deren Namen viel genannt, deren Bilder viel begehrt wurden.

Die drei Damen, Hanna, Hedwig und Frau Wieborg, wurden jedoch in dies heimliche Treiben nicht eingeweiht und waren daher höchlichst überrascht, als sie eines Abends — zwei Monate mochten über solchem Getriebe vergangen sein — von Baltes gebeten wurden, ihm zu folgen und einen Wagen zu besteigen, der vor der Thür wartete. Daß etwas im Werke sei, was man ihnen bisher verschwiegen hatte, ahnten sie wohl aus den geheimen Konferenzen, Ausgängen, Besuchen und Gegenbesuchen ihres bereisenden Gatten, Sohnes und Vaters.

Die Damen, die traulich plaudernd um Hedwigs sumsenden Theekessel saßen, folgten erstaunt, aber voll löblichen Eifers, die männlichen Geheimnisse zu ergründen, der Einladung. Der Wagen setzte sie nach langer Fahrt vor einem großen Hause einer belebten Straße ab, dessen Parterrefenster in hellem Glanze strahlten. Es kann nicht verschwiegen werden, daß sie ihren Begleiter mit Fragen bestürmten, die dieser mit echt männlicher, unerschütterlicher Gelassenheit nur mit einem Achselzucken beantwortete.

Baltes führte sie durch den Hausflur einige Stufen empor. Wie durch Zauberei öffnete sich die Thür der Erdgeschoßwohnung. Seine Mähne freudig schüttelnd, mit einem löwengebrüllartigen: „Sie sind da!“ empfing sie der Professor. Vor ihnen lag eine Flucht von zwei sehr großen und zwei kleineren Zimmern in strahlendem Lichte großer, gläserner Gaskronen, kerzenbesteckter Leuchterweibchen und Kandelaber, gefüllt mit den prächtigsten antiken Möbeln, die lauschige Ecken und kunstvolle Gruppen bildeten, bestellt, belegt, behangen mit Kunstwerken, Statuetten, Bronzen und Büsten in allen Gattungen, Stilarten und Stoffen, jedoch ausnahmslos von künstlerischer Arbeit und ebensolchem Werte. Prächtige, alte Kollins und Waffendekorationen hingen an den Wänden neben einer Anzahl ausgezeichneter Bilder und Stiche. Da standen Boulemöbel und ein Rokokotisch, der die Porträts der berühmten Frauen aus der Zeit des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig in feiner Porzellanmalerei enthielt; dicht daneben, doch ein besonderes Interieur für sich bildend, alte Nürnberger und Danziger Schränke mit reichen Schnitzereien, gotisches Chorgestühl und ein kostbarer Hausaltar mit drei Flügeln.

Jedes Zimmer hatte gewissermaßen seinen besonderen Charakter, die beiden größeren einen solchen von reich und mit dem feinsten Kunstverständnis geschmückten Ateliers, während die kleineren, fast nur mit modernen Bildern gefüllt, zwischen denen sich jedoch in geschickter Anordnung auch einige prächtige Möbel, Vasen und Statuetten befanden, mehr den Eindruck eines Gemäldesalons machten. Und zwar waren hier, wie man auf den ersten Blick bemerkte, die besten jüngeren Meister Münchens reich vertreten. Es fiel Hanna und Frau Wieborg sofort auf, daß viele der Gegenstände aus dem ehemaligen Atelier der Wieborgschen Villa stammten.

„Was bedeutet denn das alles?“ fragte die alte Dame und blickte die drei Herren kopfschüttelnd an, die mit geheimnisvollem Schweigen, aber mühsam verborgenem Lächeln die Führerrolle spielten.

Statt einer Antwort, überreichte der Professor den Damen schmunzelnd drei kunstvoll ausgestattete Karten, auf denen in Schwabacher Lettern, verziert mit Randleisten, folgende Inschrift stand:

„Neuer Kunst- und Antiquitätensalon:
Hans Wieborg.
Kunstausstellung neuer Meister: (folgten eine Anzahl klangvoller Namen, an deren Spitze Professor Gundlach paradirte.)
An- und Verkauf (auch kommissionsweise) von Antiquitäten, antiken Möbeln und Waffen, Stichen und Radirungen alter Meister.
(Folgten die Adresse und die Stunden, in denen der Kunstsalon bei freiem Eintritt geöffnet sein würde).“

Während die Damen die Karten studirten — und es war merkwürdig, welch verschiedenartigen Eindruck von Erstaunen, fragendem, ängstlichem Zweifel und freudiger Erregung diese Lektüre auf den Physiognomien derselben hervorrief — trat ein kleiner, nett uniformirter Knabe herein, ein Tablett mit Erfrischungen tragend, die er den Anwesenden präsentirte.

Man lud die Damen zum Sitzen ein, und Baltes ergriff, einen Champagnerkelch in der Hand, das Wort:

„Der Zufall, der so oft im Leben eine große Rolle spielt, ist auch hier thätig gewesen. Er hat es gefügt, daß mein Freund Karnack seine Kunstsammlung gerade zu verkaufen im Begriff stand und unseren Freund Wieborg damit beanfragte, als dieser ganz dasselbe mit der seinen zu thun beabsichtigte. Unser gemeinschaftlicher Freund, der Inhaber und Herr dieser Räume, entdeckte durch einen zweiten Zufall diese günstig gelegenen, leerstehenden Räume. Er kam auf den Gedanken, sie vorläufig auf einige Monate zu dem beabsichtigten Verkauf der Sammlungen zu mieten. Und da ihm von einem gemeinschaftlichen Bekannten eine dritte, ebenfalls wertvolle Sammlung von Antiken und Stichen übergeben wurde, so riet ich dazu, mit dem Hintergedanken,

Digitized by Google

E. Passini: Scene

Verlag von C. T. Wiskott in Breslau.

bei Frari in Venedig.

diesen Verkauf zu einem dauernden zu gestalten und zu einem Kunstsalon zu erweitern. Unser verehrter Professor war uns dazu behilflich. Wir bestimmten unsere Freunde, uns ihre Bilder zum kommissionsweisen Verkauf zu übergeben. Und so war es möglich, den Kunst- und Antiquitätensalon ohne ein größeres Kapital zu begründen, mit Beihilfe unseres verehrten Gönners Rößner, den wir durch unsere eminente Rednergabe vollständig für den Plan gewonnen haben. Ich trinke dies Glas auf die Gesundheit aller unserer Freunde und Gönner und auf die Zukunft des neuen ‚Salons' Hans Wieborg."

Jubelnd stießen alle miteinander an, und die Damen übersprudelten sich in Fragen, bis man ihnen über die kleinsten Details Auskunft gegeben hatte. Dann ging es an eine nochmalige genaue Besichtigung der Kunstschätze.

Die Mama weinte vor Freude, da sie ihren Hans so glücklich und zufrieden sah. Die größte Freude sollte ihr aber erst noch zu teil werden. Als der Professor und Baltes den Damen einige der Bilder erläuterten, blieb Hanna wie zufällig im letzten Zimmer zurück, in die Betrachtung eines prächtigen Triptichons versunken. Hans beeilte sich natürlich, ebenfalls zurückzubleiben. Sie ergriff seine Hand und sagte leise mit großer Wärme:

„Das hast Du gut gemacht!"

Nach langer Zeit nannte sie ihn zum erstenmale Du. Er fühlte, daß er sie jetzt wiedergewonnen habe und machte von der stumm erteilten Erlaubnis einen solchen Gebrauch, daß sie mit hochroten Gesichtern — wohl eine Folge des Champagners, wie der neckende alte Löwenwater behauptete — zur Gesellschaft zurückkehrten. Als man sich spät am Abend trennte, suchte und fand Hans eine Gelegenheit, noch einmal mit Hanna im letzten Zimmer zu verschwinden.

„Du glaubst also, daß es mir gelingen wird, Hanna?"

„Ja, denn Du machst aus einer Liebhaberei ein Geschäft, und zwar eines, das Du verstehst, das führt immer zum Ziel! Uebrigens ist das hier gewissermaßen etwas Neues. Ich habe das bestimmte Gefühl, es wird reüssiren."

Einen Tag später erfolgte die feierliche, offizielle Eröffnung des neuen Unternehmens vor einer Korona geladener Gäste, in der fast die ganze Künstlerschaft und die kunstliebhaber Münchens vertreten waren. Der alte Rößner sorgte dafür, daß sich auch einige kaufkräftige Vertreter der höheren Bank- und Finanzwelt einfanden; er trat selbst als erster Käufer auf, animirte auch seine Freunde dazu, so daß bereits am ersten Tage einige der schönsten Bilder und Stücke aus Hans' ehemaliger Sammlung in andere Hände übergingen.

Der neue Kunstsalon machte allgemeines Aufsehen und kam schnell in Mode. Die Zeitungen brachten spaltenlange Berichte über die Eröffnungsfeierlichkeit und die großen, schon am ersten Tage erfolgten Verkäufe, über die Originalität und Neuheit des Unternehmens, das eine Vereinigung von kunstgewerblichem Museum, Antiquitätenhandlung und Gemäldesalon sei. Diese Originalität war es hauptsächlich, die das Glück des jungen Unternehmers machte. Jedermann wollte es gesehen haben, und da Hans ziemlich schnell mit den Bildern wechselte und die ersten Künstler der Isarstadt für sich zu gewinnen verstand, so fachte er das Interesse immer wieder aufs neue an. Auch war seine persönliche Liebenswürdigkeit nicht ganz ohne Einfluß. Erst jetzt entfaltete sich in der Sonne des Glückes der ganze gewinnende Zauber seiner fröhlichen Natur.

Der Salon Wieborg wurde eine Art Börse und Rendezvousort für die jüngere Künstlerschaft, die kunstsinnige Damen- und Lebewelt Münchens und Hans' scharfes, treffendes Urteil wurde in diesen Kreisen berühmt und gefürchtet, man kolportirte seine Bonmots. Es war noch nicht ein Jahr vergangen, als ihm die Räumlichkeiten zu klein wurden. Der „Salon" bezog die ganze Erdgeschoßflucht eines vornehmen Hauses in einer Hauptstraße. An dem Kapital zur Vergrößerung fehlte es nicht, da Marnad das seine vorläufig im Geschäft beließ, und der Bankier einen weiten Kredit eröffnete.

Ganz merkwürdig war es, wie seit der Begründung des neuen „Salons" plötzlich die Zahl der jüngeren weiblichen Kunstenthusiasten in der Isarstadt wuchs. Es gab unter ihnen einige heiratsfähige junge Damen, die sich merkwürdig oft, man kann sagen, fast täglich bei „Wieborg" sehen ließen. Ein dunkles, aber hartnäckiges Gerücht — niemand wußte, woher es stammte — behauptete, daß Herr Wieborg, der Hüter und Inhaber all dieser Kunstschätze, von einem weiblichen Wesen treulos verraten und verlassen worden sei. Die guten Herzen der Damen wollten den armen Verlassenen jedenfalls durch verdoppelte Güte dafür entschädigen.

Es scheint, daß diese Huldigungen einer gewissen jungen Dame endlich zu viel wurden und den Wunsch in ihr rege machten, selbst die Trösterin zu spielen. Die goldgeränderten Verlobungskarten, die bald nach dem Umzug des Salons in die Welt geschickt wurden, machten große Sensation. Das Merkwürdige war nur, daß gleich nach der Hochzeit der Kunstenthusiasmus der jüngeren Weiblichkeit Münchens sich in auffallendem Maße verringerte.

Bilder aus Brasilien.

„Gott sei Dank, daß wir dies unglückliche Land im Rücken haben," bemerkte einer meiner Mitpassagiere auf dem heimwärtssteuernden Hamburger Steamer „Antonina", als der Zuckerkut, das Wahrzeichen von Rio de Janeiro, in der Ferne verschwand. Er hatte recht, wir alle waren froh, den freien Ozean erreicht zu haben, nachdem wir durch das Bombardement von Rio einige Tage lang gänzlich worden waren. Im Grunde genommen hatten wir zwar nichts zu fürchten; unsere Flagge schützte uns vor Gewaltthätigkeiten und andererseits hatten sich alle Handelsschiffe, auch das unsrige, hinter die unzähligen, reizenden Inseln und Inselchen der schönen Bai der Welt verkrochen, so daß eine Gefahr des Beschossenwerdens eigentlich nicht eintreten konnte. Am heutigen Tage war Einstellung der Feindseligkeiten angeordnet wegen Unterhandlungen zwischen Admiral de Mello, dem tüchtigen, einsichtsvollen, beim Volke beliebten Befehlshaber der aufständischen, und dem seine Macht und Stellung mißbrauchenden Präsidenten Peixoto. Diese Ruhe benutzten fast alle Schiffe, um den ob ihrer Schönheit bedauerten, palmenbesäumten Gestaden Rios sehnsüchtig Lebewohl zu sagen. An Bord unseres Dampfers herrschte eine behagliche Stimmung; wir hatten Kap Frio eben passirt; die See war spiegelglatt; die Abendtafel war vorüber; Damen und Herren gruppirten sich, ausgestreckt in ihren Schiffsstühlen, zu einem Plauderstündchen.

Admiral de Mello.

Präsident Floriano Peixoto.

„Sie kommen ja selbst, wie Sie gestern erwähnten, aus dem Staate Rio Grande do Sul, wo die Revolution ihren Anfang genommen," wandte sich eine dunkeläugige, üppiggewachsene Argentinierin an mich, „Sie sind gewiß im stande, uns einige Schilderungen von der unglücklichen Lage der Dinge dorten zu geben."

„Ja, bitte, erzählen Sie, Herr Doktor," stimmten die anderen im Chore ein.

„Wie Sie aus meinen Aeußerungen schon erfahren, meine Herrschaften," nahm ich das Wort, „habe ich mich die letzten Jahre als Naturforscher inmitten der deutschen Kolonien Südbrasiliens aufgehalten, habe mich aber, das setze ich heute hinzu, um brasilianische Politik nie gekümmert. Wenn Sie daher hoffen, von mir einen präzisen Vortrag zu hören, wie die Republikaner und die Liberalen, die Gaszparisten und die Lavaristen, die Caixisten und die Gaivasisten und wie die durch die Familiennamen der Führer bezeichneten Parteigruppen alle heißen, sich befehden und verhöhnen, je nachdem der Privatvorteil des einzelnen Gheis begünstigt oder geschädigt wird, so müßte ich Ihnen eine Enttäuschung bereiten; ich verstehe, wie gesagt, von solchen Dingen nichts. Sie können sich darüber am besten aus den Tageszeitungen informiren. Wie aber von einigen ehrgeizigen, ränkesüchtigen Generalen, die ihren alten, hochgebildeten, edlen Kaiser in die Verbannung gehetzt, wie von einigen halbwüchsigen, überspannten Bachares (von Baccalaureus), die auf dem verrückten, positivistischen Positivismus des Franzosen Comte einen republikanischen Staat aufzubauen versuchen, wie von solchen Menschen ein paradiesisch herrliches und produktiv unerschöpflich scheinendes Land an den Rand des Unterganges gebracht worden ist, und wie durch einen unausbleiblichen Bürgerkrieg in einer sonst friedliebenden Bevölkerung Barbarismus und tierische Leidenschaften entfacht worden sind, das kann ich Ihnen in einigen kurzen Bildern ausmalen. Ich brauche, um mein Ekengebotes mit Beweisen zu belegen, nicht lange zu suchen, es genügt, wenn ich Ihnen eine knappe Schilderung meiner letzten Reise von der deutschen Kolonie Santa Rita nach der zweiundzwanzig Stunden davon entfernten Eisenbahnstation

Rio de Janeiro.

Colonia. Ich habe in diesen wenigen Stunden so viel gesehen und gehört, daß mir heute noch das Herz blutet, wenn ich darauf zu sprechen komme.

„Es war vor etwa vier Wochen, Mitte September, als ich in Begleitung zweier deutschen Pflanzer aus der gastfreundlichen Kolonie, die mich so manche Woche beherbergt hatte, hinausritt, dem nächsten Städtchen zu; meine Koffer

und Kisten hatte ich einige Wochen zuvor vorausgesandt. Fast wehmütig war es mir ums Herz, als wir schweigend durch den schmalen Waldpfad dahinritten. Ich nahm stillen Abschied von den majestätischen Urwaldsriesen, die zu unseren Häupten in wildverschlungenem Geäst hohe Hallen bildeten, tief sog ich ein zum letztenmal den süßen, berauschenden Duft der in prächtigen Kelchen blühenden Lianen und Orchideen; einige handgroße, glänzendblaue Falter wiegten sich vor mir den Weg entlang, als wollten sie mich hinausgeleiten aus dieser duftigen Märchenwelt. Nach etwa zwei Stunden hatten wir den Urwald hinter uns, in weiter Ebene, dem Auge unübersehbar dehnten sich die flachen Campos aus, die Prärien Brasiliens. Diese ungeheuren Flächen, von kleinen, undurchdringlichen Dornen- und Schlingpflanzwäldern durchsetzt, sind der grausige Schauplatz des Bürgerkrieges worden, von dem zwar bis heute die deutschen Kolonien vollständig verschont geblieben, der aber den Reichtum der viehzüchtenden Bevölkerung von Rio Grande do Sul sehr bald vollends vernichten wird. Nach kurzer Zeit kamen uns gar mannigfache Spuren der Verwüstung vor Augen. Auf Camphügeln, wo vor wenigen Monaten noch stattliche Estancias standen, lagen rauchende Trümmerhaufen, die Weideplätze, die sonst wimmelten von Rinderherden, waren vereinsamt, soweit das Auge sah, kein Tier zu schauen, nur hie und da am Wege lockte ein halbverwester Ochse, der von den durchziehenden Soldaten geschlachtet und dem die saftigsten Stücke nur herausgeschnitten worden, große Scharen von Aasgeiern herbei, die gegenwärtig reiche Mahlzeiten halten können. Es war Mittag geworden, meine Begleiter luden mich ein an einem nahen Wäldchen unter dem Schatten einer weitästigen Figueira Rast zu halten. Wir sattelten ab, banden unsere Pferde an die Lassos und ließen sie grasen. Nachdem wir einen kleinen Imbiß zu uns genommen und im Begriffe waren, ein Mittagsschläfchen zu halten, jagten einige Gauchos, die hellen Ponchos über den Schultern, in voller Carrière auf uns zu. Es waren Revolutionäre, erkenntlich an den weißen Hutbändern, die in roter Schrift die Worte: **Liberdade ou Morte**, Freiheit oder Tod, trugen. In kurzer Rede machten sie uns klar, daß sie unsere Pferde nötig brauchten, wir auch keine Umstände machen sollten und dieselben freiwillig herausgeben möchten. Ich versuchte mich zu legitimieren durch Paß und Nationalitätsausweis, da jedoch keiner von ihnen des Lesens kundig war und sie auf meine Vorstellungen nicht eingingen, verlangte ich, vor den Offizier ihres Pikets geführt zu werden. Die Gauchos, welche so freundlich waren, uns beim Satteln zu helfen, nahmen uns in die Mitte und in kurzem Galopp jagten wir einem fernliegenden Wäldchen zu. Nach wenigen Minuten stand ich vor dem Offizier, einem, wie man an den ersten Begrüßungszeremonien merken konnte, feingebildeten Herrn, der wie hundert andere seiner Kameraden aus politischer Ueberzeugung desertirte, um im Heere der Revolutionäre gegen die verhaßte Diktatur zu kämpfen. Nachdem wir uns ausgewiesen und er sich wegen der Belästigung, die uns widerfahren, höflichst entschuldigt hatte, lud er uns ein, mit ihm eine Tasse Paraguaythee zu trinken, der soeben von seinen Untergebenen bereitet worden war. In pathetischen Redewendungen sprach nun der Offizier von seiner glühenden Vaterlandsliebe und von dem unglückseligen Krieg, der sein vielgeliebtes Rio Grande do Sul so schwer heimsuche."

„Schauen Sie dort hinauf, mein Herr," fuhr er fort, „sehen Sie dort die halbverfallenen Mauern, dort stand die schönste Estancia in diesem Staate. Sie gehört meinem Paten Menno Barretto, einem Todfeind des jetzigen Präsidenten. Sie maß neun Quadratlegoas des besten Camp; zweitausend Stück Vieh weideten hier, eine vorzügliche Reisplantage mit Kanälen, Mühlen und Wasserwerken lag dort unten am Rio Bagdum. Es ist nun alles vernichtet, das Vieh haben die Regulären (er meinte die Regierungstruppen) weggetrieben, die Anlagen und Gebäude haben sie zerstört aus reinem Uebermut." Ein Fluch entschlüpfte seinen Lippen. „Eines Nachmittags kamen sie angejagt, umzingelten die Gebäude und stellten die Viehknechte, die sie gefangen, gebunden im Hofe der Estancia in einer Reihe auf. Dann zerrten sie meinen Paten samt seinen Angehörigen, zwei reizende Töchter, die in Europa ihre Erziehung genossen und einen einzigen Sohn aus dem Hause, banden den alten Barretto an einen Baum und nun begann vor den Augen des sechzigjährigen, ehrenwerten Mannes ein Schauspiel, das jeder Zivilisation Hohn spricht. Die Töchter wurden vor den Augen des Vaters aufs schändlichste mißhandelt, dem Sohn und der Reihe von Knechten wurden die Kehlen durchgeschnitten, den Alten selbst schleppten sie mit sich, nachdem sie die Gebäude in Brand gesteckt. Ein junger Mulatte, der sich versteckt gehalten und der Bande entkam, hat es mir erzählt." Meine Begleiter wie auch durchschauerte es. Nach einer kurzen Pause streckte der junge Offizier drohend seinen Arm aus nach der Richtung der Brandruinen:

„Heute mir, morgen dir," murmelte er vor sich hin.

„Wie man liest und hört," sagte ich, „kommen aber ähnliche Gewalttaten auch auf der Seite Ihrer Partei vor."

„Sollen wir ruhig zusehen," fuhr er mich rauh an, „wie man uns das Fleisch vom Leibe schneidet, sollen wir zurückhalten, wenn dort schonungslos gemordet wird. Lange bezähmten wir die Rachgier bei unseren Leuten, wenn aber Deserteure uns erzählten von den entsetzlichen Greuelthaten, die jene an Gefangenen, unseren Anhängern begingen, da konnten auch wir zuletzt die Rachegefühle nicht mehr bändigen."

„Noch eine Weile lang erzählte mir der Offizier von den Einzelheiten barbarischer Handlungen, die auf beiden Seiten verübt wurden. Lassen Sie es selbst auch für heute genug sein, meine lieben Reisegefährten, so viel nur möchte ich Ihnen noch sagen, meine Begleiter und ich dankten unserm Schöpfer, als wir die Eisenbahnstation mit heiler Haut erreicht hatten. Aus dem von mir heute Geschilderten können Sie genugsam ersehen, wie tief bedauernswert das schöne, herrliche Land ist, das wir heute verlassen."

Es war unterdessen völlig Nacht geworden; wir erhoben uns von unsern Stühlen. Vom Hinterdeck aus schauten wir hinaus in die sternenbeleuchtete Nacht. Die goldschimmernde Venus, die Königin des Abendhimmels, schickte sich an in den atlantischen Gewässern unterzutauchen; schräg stand in stillem Glanze am südlichen Horizont das Sternbild des Kreuzes; die dünne Sichel des Mondes war am Versinken. Plötzlich ging es wie ein fernes Wetterleuchten über den glatten Spiegel der Wasser.

„Ein Gewitter scheint im Südwesten aufzusteigen," bemerkte eine junge Dame neben mir.

„Sie sind im Irrtum, gnädiges Fräulein," entgegnete der Kapitän, der unbemerkt zu uns getreten war, „es ist das Blinkfeuer vom Leuchtturm auf Kap Frio; ein letzter Gruß, den uns Brasilien sendet.

— f —

Hasenjagd in Posen.

(Siehe das Bild Seite 229.)

Einen Jagdsport, wie er in Deutschland verhältnismäßig nur selten ausgeübt wird, veranschaulicht uns unser, nach dem Originalgemälde des polnischen Malers Joseph von Jaroszynski hergestelltes Bild, die Hasenjagd mit Windhunden oder die „Windhetze", wie sie kunstgerecht in der Weidmannssprache genannt wird. Sie setzt ein weites, nur wenig coupiertes und nur wenig bewachsenes Gelände voraus und spielt daher im Jagdbetriebe des nördlichen Polens immer noch eine ziemlich erhebliche Rolle. Mit dem Windhund ausgeübt, schließt sie als regelrechte Hetze das Schießen aus; der Jäger ist beritten und führt, wenn er allein ist, gewöhnlich zwei Hunde an dem bandelierartig um die linke Schulter geschlungenen Hetzriemen mit sich zur „Suche" aus. Bemerkt er, daß den ruhig neben der rechten Seite des Pferdes hergehenden Hunden ein Wild „aufgestoßen" ist, so macht er sie mit dem Zuruf „Hetz, hetz!" frei und sie stürmen nun dahin, um das gehetzte Tier zu fassen, zu „fangen", zu „greifen" oder zu „würgen". Der Jäger folgt ihnen unterdes im langen Jagdgalopp; übermäßig scharfes Reiten ist nicht erforderlich, weil gute Hunde den Hasen in höchstens fünf bis zehn Minuten, je nach dem Vorsprung, packen. Reißen an der gewonnenen Beute, sowie alle anderen Unarten, namentlich aber das Beißen unter sich, werden rücksichtslos mit der Peitsche geahndet, die der Weidmann als unentbehrliches Requisit stets mit sich führt. Die Windhunde jagen in Ermangelung einer guten Nase lediglich auf das Gesicht, wodurch die Natur der Jagd und des zu ihr sich eignenden Reviers bedingt wird. Die Windhetze ist unstreitig ein äußerst unterhaltender Jagdsport und, mit guten, schnellfangenden Hunden ausgeübt, nichts weniger als Tierquälerei, doch wirkt sie selbst mit den besten Hunden, weil sie das Wild scheu macht und aus seinem gewohnten Revier vertreibt, im allgemeinen ungünstig auf den Hasenbestand ein, weshalb sie als ständiger Betrieb sich nur da zu halten vermag, wo es, wie in einzelnen Strichen Polens, weit ausgedehntes, nur mäßig bewachsenes Jagdland gibt. t.

„Lisetta" und „Scene aus Sta. Maria dei Frari".

(Siehe die Bilder Seite 232, 233 und 237.)

Wir sind in der Lage, unseren Lesern in der vorliegenden Nummer unseres Blattes zwei noch nicht veröffentlichte Schöpfungen des genialen Aquarellisten Ludwig Passini zu bieten. Beide Bilder dürften dem Besten zuzuzählen sein, was der Künstler hervorgebracht, wie er es in Betreff des an zweiter Stelle genannten selbst unumwunden zugestanden hat. Die anmutige „Lisetta" bedarf wohl einer näheren Erläuterung nicht; die leichte und behende dahinschreitende jugendliche Wasserträgerin sagt uns alles, was wir über sie zu wissen brauchen, und dieses alles faßt sich in dem so leicht ausgesprochenen und doch so inhaltschweren Worte „Jugendglück" zusammen. Die Kirchenscene führt uns in das Gotteshaus Sta. Maria dei Frari in Venedig, der Gottesdienst ist beendet und der Priester schickt sich an, das Sanktissimum in die Sakristei zurückzutragen. Wir wissen nicht, was wir an dieser Darstellung mehr bewundern sollen, die naturgetreue Wiedergabe des Pompes, wie das kirchliche Leben Italiens ihn auch bei geringfügigem Anlasse zu entfalten liebt, die mächtige Wirkung der Architektur oder das individuelle Leben, das jede einzelne der zur Verwendung gekommenen Figuren atmet. Der Priester, der Baldachinträger, die Chorknaben, der Laternenträger, die Gruppe der in dem Kirchenraum Versammelten — sie alle sind der Wirklichkeit des Alltagslebens entnommen, und doch wirkt jede einzelne Gestalt wie das kunstvoll ausgesuchte Motiv eines in harmonischer Abtönung sich zusammenschließenden einheitlichen Werkes. Wir verdanken die interessanten Bilder dem soeben erschienenen zehnten Teile des von Julius Lohmeyer herausgegebenen künstlerischen Prachtwerkes „Aus Studienmappen deutscher Meister" (Breslau, C. T. Wiskott). Außer den von uns wiedergegebenen enthält die Passinimappe noch acht Lichtdruckblätter, welche, sorgsam ausgewählt, die zarten und duftigen Töne wie die kräftigen Licht- und Schattenwirkungen der Passinischen Aquarellmanier alle in der gleichen vorzüglichen Weise wiedergeben. l. L.

Das neue österreichische Ministerium.

(Siehe die Porträts Seite 236.)

Wir führen in der heutigen Nummer unseren Lesern die Porträtskizzen der neuernannten österreichischen Minister vor. Eine kurze Charakterisierung der einzelnen Persönlichkeiten haben wir bereits in Nr. 9 gegeben, als wir das Bildnis des neuen Ministerpräsidenten Grafen Windischgrätz brachten; wir können daher zur Erläuterung des heutigen Bildes lediglich auf die damaligen Ausführungen verweisen.

Autor und Kritiker.

(Siehe das Bild Seite 241.)

Magister hat mit Fleiß und Mühe ein Epos gedichtet in zwanzig Gesängen, das er eben seinem gnädigen Herrn, dem Grafen von Rautenegg und dessen Sohn, dem Junker Hans, vorträgt. Die Begeisterung strahlt ihm aus den Augen und, fortgerissen vom Schwunge seiner Phantasie, begleitet er, den hageren Leib vornüber gebeugt, mit pathetischen Bewegungen seine hochtönenden Verse. Mars und Amor haben es dem wackern alten Knaben angethan und mit rühmlicher Beharrlichkeit schmiedet er Tag und Nacht an seinen Reimen, in denen es gar lieblich ertönt von der schönen Chloe „goldgemengtem" Haar und schauerlich widerhallt von der „Kriegsdrometten Geschmetter" und der „Reisigen tapferem Gerauf". Der gute Magister ist überzeugt, daß seit Homeros' Tagen die Welt so herrlich es nicht vernommen und sieht im Geiste seine kahle Stirne schon vom Lorbeer umwunden. Warum sollte sein gnädiger Mäcen ihn nicht dem Kaiser empfehlen und Ferdinandus der Zweite ihn nicht so gut wie Herrn Opitzen zum Dichter krönen? Vielleicht weil der kriegskundige Herr von Rautenegg seine besondere Meinung hat über die Schlachtgesänge des ehrsamen Magisters, der sein Lebtag zwar schon manchen Tropfen Tinte auf Papier und Pergament verspritzt, nie aber das Schwert geschwungen im blutigen Strauß. Auch der Junker macht sich, während er sein Pfeiflein schmaucht, gar absonderliche Gedanken über die Beziehungen zwischen Gott Amor und dem Sänger Chloes. Nach seiner Ansicht haftet der „heimlichsten Liebeswonn'" Herrn Veits ein starkes Schulschmäcklein an. Ob der trockene, steifleinene Kamerad es wohl je im Ernste probiert hat, ein Küßlein von rosigen Lippen zu stehlen? Armer Versifex, der du dich abmühst, zu erdichten, was andere in voller Wirklichkeit erleben und genießen! A. B.

Ein schöner Kindesmund.

Von

Sanitätsrat Dr. Fürst,

praktischer Arzt und Kinderarzt in Berlin.

Wenn Gesundheit und Schönheit sich gegenseitig bedingen, eines ohne das andere nur halb zur Geltung kommt, ja kaum denkbar ist, so gilt dies ganz besonders von dem Antlitz des Kindes. Zwar kann man sehr wohl ein gesundes Kindergesicht antreffen, das nicht schön ist; aber in gewissem Sinne ist es doch „schön", nämlich im Sinne der Gesundheitspflege. Und ebenso kann man einem trotz ausgesprochener Krankheit „schönen" Kindergesicht begegnen; allein es ist jene Schönheit, die doch nur eine Vorstufe der Verklärung ist. Erst da, wo sich Schönheit und Gesundheit vereinen, ist der rechte augen- und herzerfrischende Eindruck vorhanden. Das schönste Kindergesicht wird unschön durch mangelhafte Pflege — die Harmonie ist dahin.

Es gibt kaum etwas Lieblicheres und Anmutigeres, als einen in diesem Sinne schönen Kindesmund. Die Künstler wissen dies sehr wohl, und die bezaubernde Wirkung, die sie mit den bald sanftgeschwungenen, bald vollgewölbten Lippen erzielen, die im herrlichsten frischen Rot prangen und zwischen denen die blendendweißen Zähnchen glitzern, ist bekannt. Die schwellenden, leicht geöffneten Lippen, umgeben von den vollen, runden, munter geröteten Wangen, in denen gar oft noch ein neckisches Grübchen sich eingekerbt findet, sind in Malerei und Chromoplastik oft genug vollendet dargestellt worden. Um wie viel mehr müssen die kleinen Originale selbst entzücken.

Nun ist es allerdings wahr, man trifft oft Kinder mit schöngeformtem, frischem, kleinem und gesundem Munde an, wahre Modelle, welche die Tanten „zum Küssen" und „zum Anbeißen" süß finden. Aber freilich, man trifft auch manchen schönen Kindesmund an, der nichts weniger als gut gepflegt und dessen natürliche Schönheit deshalb arg beeinträchtigt ist. Besonders der Arzt hat oft genug Gelegenheit, dies zu beobachten und er fragt sich manchmal: „Was nützt dieser schöne Mund, wenn seine Schönheit durch Vernachlässigung so wenig

Digitized by Google

erhalten wird?“ Einen weniger schön geformten und gefärbten Mund wird sein ärztlich geschulter Blick doch schön finden, wenn er das Bild der größten Sauberkeit darbietet und wenn kein Hauch ein angenehmer ist.

Wenn man Kinder gern hat und aufmerksam ihren Mund betrachtet, falls sie leidend sind, wird man es bestätigt finden, daß er bei weitem nicht genügend gepflegt ist. Es klingt zwar etwas ernüchternd und keineswegs poetisch, wenn man an dem „rosigen Mund“ das und jenes kritisch auszusetzen hat und die Mama ist zuweilen von dieser Kritik unangenehm berührt. Aber der Wahrheit die Ehre — es ist so mancher an sich liebliche Kindesmund erst unschön geworden, weil ihm die nötige aufmerksame Pflege fehlt und die Natur nicht so gefällig ist, alles allein zu besorgen. Auch eine Pflanze, der die pflegende Hand fehlt, verwildert und verkommt.

Betrachten wir die Lippen zuerst. Rosig, selbst dunkelrot schimmert durch die dünne, durchsichtige Bedeckungsschicht, die ein Uebergang von Körperoberhaut zur Mundschleimhaut ist, der Inhalt der Blutgefäße beim gesunden Kinde hindurch. Sind sie blaßrot, ja fast weiß, so zeigen sie uns mehr oder weniger hohe Grade von Blutarmut und Bleichsucht an. Schon dies beeinträchtigt die Schönheit des Mundes und fordert uns auf, für bessere Blutmischung des Kindes, Vermehrung seiner farbigen Blutzellen und ihres Farbstoffes Sorge zu tragen. Die Lippen sollen glatt, gleichmäßig weich, nur etwas feucht sein. Rauhe, rissige, trockene Lippen sind ebenso unschön wie naße, von Schleim und Speichel benetzte. Man muß im ersteren Falle durch milde Fette (Lanolinsalbencream) die Lippen geschmeidig halten, jedes Kauen und Zupfen an lotgeblätterten Hautfetzen verbieten, etwaige tiefere Risse vom Arzte behandeln lassen, im letzteren Falle das Kind anhalten, sich häufig die Lippen mit einem reinen, weichen Tuch abzuwischen. Nichts ist häßlicher, als wenn sich beim Oeffnen und Schließen der Lippen Schleimfäden zwischen den Lippen bilden. Die ganze Anmut des Sprechens geht dadurch verloren. Ist zu reichlicher Speichelfluß daran schuld, so konsultire man den Arzt; gewöhnlich ist es aber nur Mundschleim, der sorgsame Beachtung und Entfernung erheischt.

Dr. v. Plener, Finanzminister. — Graf Wallersheim, Vizekanzler. — Graf Falkenhayn, Ackerbauminister.
v. Bechenberg, Minister des Innern. — v. Jaworski, Minister für Galizien. — v. Madeyski, Unterrichtsminister.
Graf Schönborn, Justizminister. — Graf Larisch-Mönnich, Handelsminister.

Das neue österreichische Ministerium.

Arg vernachlässigt sind oft die Mundwinkel. Diese müssen stets und besonders nach dem Trinken gut gereinigt werden. Nie darf sich in diesen Schleim ansammeln, da er leicht ein Wundsein und Ausschläge erzeugt, jedenfalls aber den Kindermund abstoßend macht.

Die Zahnpflege liegt oft nicht minder im Argen. Wenn wir von den Zähnen sehen, in denen die Kinder schlechte Zähne als trauriges Erbteil von den Eltern überkommen haben und infolge ungesunder Säftemischung von Haus aus kalkarme, zerfallende, unregelmäßig gebildete, kümmerlich mit Schmelz bedeckte Zähne mit in das Leben brachten, so sollten bei einem gesund veranlagten Kinde gar keine kranken, kariösen, faulen Zähne vorkommen. Nach Tausenden, deren Reste in Zuckergärung übergehen, und Säuren, welche den Zahnüberzug direkt angreifen, hätte stets eine besonders sorgfältige Zahnreinigung erfolgen. Schon die Milchzähne müßten sorgsam gereinigt und kontrolliert werden; denn sie sollen durch Atrophie ihrer Wurzel ausfallen, um den bleibenden Platz zu machen, nicht durch Karies zerstört werden. Um wie viel mehr müssen die unersetzlichen, bleibenden Zähne sorgsam gepflegt werden, damit nicht schon die Kinder mit Stummeln, Trümmern, zerstörten Zahnkronen oder maßenhaften Plomben das traurige Schauspiel eines häßlichen Mundes bieten.

Einem tüchtigen Zahnarzt (nicht Techniker) soll man jedes Halbjahr regelmäßig jedes Kind zur Zahnrevision zuführen. Findet er alles in Ordnung — desto besser; findet er aber kleine Schäden, Ansammlungen von Zahnstein, leichte Verbrennungen und dergleichen, so kann er dies alles im Beginn besseren und größeren Uebeln vorbeugen. Er kann mit Bimssteinpulver und einem zerfaserten Holzstückchen den gelblich schmutzigen Zähnen wieder ihren Perlglanz verleihen. Die Mutter aber sorge durch rationelles Putzen der Zähne nicht nur in querer, sondern auch in senkrechter Richtung, nicht nur an der Vorder-, sondern auch an der Hinterfläche, und durch fleißiges Mundspülen, zumal nach den Mahlzeiten, für des Kindes Gebiß. Als Zahnpulver sind die feinverteilten Alkalien das Unschädlichste und Beste, als Mundwässer die leicht aromatischen und antiseptischen, säurefreien, unter denen nach meinen langjährigen Erfahrungen das aus dem ätherischen Oele des Fieberbaumes (Eucalyptus globulus), einer leicht desinfizirenden Substanz hergestellte Eucalyptus-Mundwasser das angenehmste und zweckentsprechendste ist. Im Laufe einer fast dreißigjährigen Thätigkeit als Kinderarzt habe ich die verschiedensten Mundwässer zu kosmetischen und prophylaktischen Zwecken

versucht und anwenden lassen. Ich bin zu dem Resultat gekommen, daß die stark aromatischen Wässer dem Kinde zu widerlich sind, die stark antiseptischen die Zähne und die Schleimhäute zu sehr angreifen, das chlorsaure Kali zu gefährlich, die Salicylsäure für den Zahnschmelz als Säure nachteilig ist, Thymol den Kindern oft widersteht, übermangansaures Kali die Zähne färbt und so weiter. Das Ideal ist ein schwach antiseptisches Mittel wie Eucalyptus in spirituöser Lösung, versetzt mit leicht aromatischen Mitteln, welche dem Munde eine genehme Frische geben und den Geschmack auf angenehme Weise korrigiren. Seit Jahren habe ich nicht nur in meiner Familie, sondern auch in meiner Klientele das Eucalyptus-Mundwasser von J. F. Schwarzlose Söhne in Berlin, ein sehr sorgfältig hergestelltes Präparat, als das angenehmste, zuträglichste und ersparsamste bewährt gefunden und schätzen gelernt. Wenige Tropfen in einem Glaschen lauen Wassers genügen, um den Zähnen und dem Zahnfleisch die nötige Sauberkeit und Frische zu geben, der durchaus angenehme Geschmack wird dem Kinde nie zuwider und die antiseptische Wirkung ist, trotzdem es ein mildes Präparat ist, völlig ausreichend. Nie ätzt es, nie wirkt es, auch wenn es versehentlich geschluckt wird, nachteilig. Mit einer Flasche reicht man, selbst bei dreimal täglicher Anwendung, drei Monate, was für den Geldbeutel des Familienvaters immerhin eine sehr angenehme Schonung bildet.

Blicken wir nun noch hinter die Zähne in die eigentliche Mundhöhle. Zunge, Wangenschleimhaut und Gaumen sollen ebenfalls sammt, rein und gesund sein, dann ist auch dieser Gebiet des Kindesmundes sehr „schön" im ästhetischem und ärztlichem Sinne. Die Schleimhäute sollen rot, aber weder blaß noch bläulich sein; ihre Oberfläche soll eine sammetartige, weiche, glatte Beschaffenheit haben. Weder Beläge noch Risse, weder Geschwürchen noch Pilzansiedlungen dürfen sich daselbst vorfinden. Dabei muß der Atem frei von jedem üblen Geruche sein. Alles dies ist leicht zu erreichen, wenn man gleich von Anfang an die Mundhöhle dreimal täglich ohne zu starken Druck mit einem weichen Leinenläppchen auswischt, welches in laues, mit Eucalyptus-Mundwasser versetztes Wasser getaucht ist. Sobald das Kind größer und verständiger wird, lehre man es, sich selbst den Mund spülen, anfangs nur mit Wasser, und wenn es das ihm neue Kunststück fertig bringt, ohne zu „schlucken", dann mit Eucalyptus. Kann es den Mund spülen, so muß seine nächste Leistung, die es in gleicher Weise zu erlernen hat, das „Gurgeln" sein. Denn während ersteres mehr die vorderen Partien der Mundhöhle reinigt, entfernt das letztere auch aus den hinteren Gegenden, dem Gaumen, dem Rachen und den vielgebuchteten Mandeln jede Schleimansammlung und Unreinlichkeit, löst Speisereste können und zugleich jene gefährlichen Eindringlinge, die Diphtherie-Coccen, die sich mit besonderer Vorliebe in den Lacunen der Mandeln einnisten, um von dort aus ihr furchtbares Zerstörungswerk zu beginnen, das nur zu oft mit dem Tode des Kindes endet. Wer sein Kind lieb hat und nach menschlichem Ermessen schützen will, der lasse es dreimal täglich früh vor dem Frühstücke, mittags und abends nach den Mahlzeiten) ein Glas laues Wasser mit Eucalyptus und zwar mit dem täglich vorteilhaften, oben erwähnten Präparate gurgeln. Indem alles Krankhafte schon mechanisch dadurch entfernt und die Schleimhaut stets leicht desinfizirt wird, erschwert man den durch Luft eindringenden Krankheitskeimen die Ansiedlung und kann die Kinder jahrelang, trotz herrschender Epidemien, gesund erhalten. Freilich muß auch die Nasenhöhle früh und abendtüchtig mit lauem, schwach salzigem Wasser gereinigt werden, da das Kind auch durch diese atmet. Die Uebergangsstelle der Nase zur Mundhöhle, der Nasenrachenraum, ist eine viel zu wenig beachtete, aber um so bedenklichere und der Reinigung bedürftigere Stelle. Eine so behandelte Mundhöhle wird nicht nur einen erfreulichen Anblick gewähren, sondern auch dem Geruchsorgane anderer keine Belästigung verursachen. Denn es sind keine kariösen, faulenden Zähne, keine weißgrünlichen Zahnfleischränder vorhanden, das Zahnfleisch ist nicht geschwollen oder blutig, und nirgends finden Ansammlungen und Zersetzungen statt — wo sollte da ein übler Geruch herkommen? Aus dem Magen, wie manche glauben, kommt er nicht. Ist er da, so ist etwas in der Mund- und Rachenhöhle nicht in Ordnung — danach suche man.

Eine Blume soll nicht nur schön für das Auge sein; erst wenn sie auch angenehm duftet, ist sie für uns das wahre Symbol der Schönheit unter ihren Schwestern. Nun, auch der Kindesmund soll, wie der ganze Mensch, keinen fremdartigen, sondern nur den ihm eigenen, natürlichen Geruch haben, der das Zeichen von Gesundheit ist. Eine parfümirte Mundhöhle ist widerlich; sie zeigt, daß man etwas Uebles zu verdecken hat.

Reinlichkeit ist die Bedingung der Gesundheit und diese die Vorstufe zur Schönheit. Nicht umsonst empfiehlt das Sprichwort „reinen Mund zu halten". Das poetische Bild ist der Wirklichkeit entlehnt. Denn Gesichte des Kindes wird durch einen schönen, wohlgepflegten Mund, der beim Sprechen und Lachen seine Schönheit zeigt, ein ganz ungemeiner Reiz verliehen, der selbst durch die beim Zahnwechsel unvermeidlichen Lücken nicht zu sehr gestört wird. Unsere Kinder sind nun einmal nicht so glückliche Naturmenschen wie die Kinder des Tories oder der Alpengegenden, die keine Zahnbürste kennen. Der Finger ist die Bürste, eine harte Brotrinde putzt ihre Zähne und der nächste Quell spendet das Mundwasser. Wir sind eben Kulturgeschöpfe und unsere Organe bedürfen der Kultur, wenn sie tadellos bleiben sollen.

Wenn die geschätzte Leserin dieser Zeilen nach diesen Anweisungen verfährt, so wird sie sich bald überzeugen, daß kein Kuß so gut schmeckt, wie der von einem „schönen Kindesmund".

E. Passini: Lisetta.

Die Schwestern.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Frau Dallmer geriet in große Aufregung über diese unvernünftigen Weihnachtsideen. Sie sei eine erfahrene Frau und habe an so viel Krankenbetten gestanden, aber dies hieße doch mit Gewalt einen Rückfall heraufbeschwören. Sie rief Lenens und Lisettens Meinung an, die ihr beide recht gaben, um hinterher Mariannen zu sagen, daß sie — Lene und Lisette — sich ordentlich freuten über das Tannenbäumchen, das Petra haben sollte.

Während Mama Dallmer ausfuhr, um in zwei Vormittagen all die Weihnachtsbesorgungen zu machen, auf die sie sonst vier Wochen mit vergnüglicher Hingebung verwandte, putzte Marianne das Tannenbäumchen.

Draußen war gar kein Weihnachtswetter, es regnete und der Vormittag war düster, als wolle es wieder einmal gar nicht Tag werden.

Die Thür that sich auf und Felix Sellhausen trat unangemeldet herein. Er blieb auch auf der Schwelle stehen und sprach halblaut:

„Lisette hieß mich nur eintreten. Sie sagte, es sei Ihnen wohl recht. Ach, darf er auch kommen? Er geht draußen auf und ab."

„Wer?" fragte Marianne erschrocken.

„Nun, Axel."

„Ja, aber er soll nicht auf dem Flur mit Ihnen sprechen. Man kann nie wissen, wie ein Ton sich im Widerhall fortsetzt. Und wenn sie die Stimme hörte —"

Felix war schon wieder draußen, öffnete die Hausthür und winkte seinem Bruder. Es schien, sie hatten die Rollen vertauscht und der Jüngere patronisirte den Aelteren.

„Hier sind wir," sprach er.

Marianne reichte ihre Finger hin, obschon sie klebrig von Tannenharz waren.

Sie sah Axel an und er sie. Hier gab es keine Worte zu wechseln.

Der junge Lieutenant zur See hatte sich verändert, er war etwas schmäler geworden und sah noch ernster aus als sonst.

„Ist der Baum für Petra?" fragte Felix, dem so wunderbar zu Mut war, so männlich und sicher, als sei er es, der hier die Situation beherrsche.

„Ja."

„Dürfen wir helfen?"

„Ja."

Ueber Axels Gesicht ging ein schwaches Lächeln. Und dann begannen sie alle drei in den Zweigen des Baumes zu hantiren, der auf einem Tischchen zwischen ihnen stand.

„Ich reise für acht Tage nach Hause," sagte Felix und fügte entschuldigend hinzu: „Ich habe Mutter seit so vielen Monaten nicht gesehen."

Er hatte ja schwere Kämpfe bestanden und beinahe kam er sich wie ein Egoist vor, daß er zur Mutter fuhr, während Axel hier blieb. Denn der konnte und wollte jetzt Kiel nicht verlassen, keine Stunde.

„Das freut mich, das gönne ich Ihnen! Sagen Sie Ihrer Mutter, daß wir ihren Jüngsten sehr gern haben," sprach Marianne.

Felix ergriff mutvoll mitten durchs Gezweig nach ihrer Hand. Seine Augen strahlten. Er war sehr glücklich.

„Sie werfen die Silbersternchen wieder herunter," schalt Marianne, „und bitte, Herr Lieutenant, fest, sehr fest alles anbinden — das Bäumchen soll eine Treppe hinaufgetragen werden."

„Die Lichter werden doch wieder schief," behauptete Felix.

Axel glaubte sein Gesicht vor Marianne ganz durch das grüne Nadelwerk verborgen. So wagte er eine Frage.

„Ist mein Name schon einmal über ihre Lippen gekommen?" murmelte er.

Marianne schüttelte den Kopf.

Eine Pause entstand.

„Ich weiß jetzt — sie hat recht — ich bin ein schwerfälliger Mensch, ich habe mit grober Faust eine Blume pflücken wollen, dabei hab' ich sie zerdrückt," sagte Axel.

Marianne schwieg. Sie konnte dem Mann ihre Schwester nicht anbieten, ihm nicht sagen, „es kann ja noch alles gut werden." Wußte sie doch selbst nicht, ob Petra noch an ihn dachte oder ganz mit ihm und ihren Hoffnungen abgeschlossen hatte.

Nun war das Bäumchen fertig. Im Schmuck seiner Silbersternchen, seiner weißen Glaseiszapfen und künstlichen Schneeflocken, umsponnen von silbernen Lametta-fäden, sah es poetisch genug aus.

„Wenn sie ahnte," sagte Felix, „daß wir dabei geholfen haben."

„In Weihnachtsbäumen wohnt ein Märchengeist. Vielleicht raunt der ihr das zu," meinte Marianne lächelnd.

„Wie schade, daß wir es nicht brennen sehen — es, es hätte sich alles so reizend gestalten können, wenn —" Felix stockte.

Axel wollte nun aber auch für den Bruder etwas thun, wie jener für ihn gethan.

„Mein Felix," sprach er lächelnd, „hoffte nämlich, von Ihnen etwas beschert zu bekommen. Er mag es nicht eingestehen. Er wünscht sich Ihr Bild. Er hält es für absolut wichtig, daß unsere Mutter Ihr Bild sieht. Nicht wahr, Weihnacht ist die Zeit, wo Kinder sich etwas wünschen dürfen und wo man Kindern Unbescheidenheit verzeiht."

Diesmal nahm Felix es nicht übel, als „Kind" charakterisirt zu werden.

Marianne aber verstand diese Bitte ganz falsch. Obwohl sie dunkel zu ahnen begann, daß der Jüngling ihr eine überschwengliche Verehrung widmete, glaubte sie doch nicht, daß er aus dieser heraus auf den Wunsch gekommen sei, seiner Mutter ihr Bild zu zeigen. Sie dachte vielmehr, daß es im Grunde darauf abgesehen sei, der Mutter Petras Züge vertraut zu machen.

Und sie holte augenblicklich aus dem großen Photographiekasten, der auf einem drehbaren Büchertischchen stand, ein Bild heraus. Sie war froh, dem Mann, der um Petra litt, eine Freude machen zu können.

„Hier," sagte sie, das Bild nicht Axel, sondern Felix reichend, damit der ältere Bruder nicht merke, daß sie ihn „durchschaut" habe. „Man sagt, wir seien alle ähnlich."

Es war ein Kabinetbild der drei Schwestern. Malve stand in der Mitte, Petra rechts neben ihr, während Marianne ihrer höheren Figur wegen links saß. Sie bildeten eine artige Gruppe zusammen.

Beide Brüder erröteten vor Freude und Marianne sah an ihnen vorbei.

Mit ganz freudig verklärten Gesichtern verabschiedeten sie sich, nachdem Axel noch ganz genau angefragt hatte, wann das Bäumchen vor Petras Bett aufgepflanzt werde. Draußen schritten die Brüder im eiligsten Marsch neben einander her. Felix' Urlaub hatte gestern nachmittag begonnen, er hatte aber den einen Tag noch im Hotel Wohnung genommen, weil er Marianne noch zu sehen gehofft. Axel, der sich längst zum Dienst zurückgemeldet hatte, mußte wieder an Bord.

An der Landungsbrücke lag schon das Boot, ihn hinüber zu fahren. Es hieß Abschied nehmen.

Der Regen strömte in immer gleicher Unermüdlichkeit vom Himmel nieder und rann schon von den blanken Mützenschirmen der Brüder. Ihre Schultern waren wie mit glitzernden Perlen besprengt. Das Holz der Brücke war glitschig naß und glänzend, aber die Matrosen im Boot saßen gleichmütig da und ließen sich die feine Nässe ins Gesicht wehen.

„Petras Bild kann Dich kaum interessiren. Schenk mir das Bild," sagte Axel mit einemmal, als er schon Grüße an die Eltern und sämtliche Verwandte daheim aufgetragen.

Felix erschrak sehr. Er sollte Mariannens Bild hergeben? Und verteidigte er den Besitz zu sehr, würde Axel am Ende gar denken, daß sein „kleiner" für Petras ältere Schwester „schwärme", während dieser bis jetzt nur immer so gethan, als wolle er hauptsächlich der Mutter begreiflichen Interesse befriedigen. Denn die Mutter war doch der Familie Dallmer gewogen, weil ihre Söhne dort eine Heimat fanden.

„Kannst Du mir das abschlagen," sprach Axel dringend, „wo du weißt, was mir Petras Bild ist?"

Felix hatte einen großartigen Einfall.

„Wir wollen es durchschneiden!"

„Du bist ein findiger Junge," sagte Axel.

Aber wie sollten sie das machen — hier, auf der Landungsbrücke. Und die Minuten drängten.

„He — hallo, hat einer von euch ein Messer in der Tasche?" rief Axel zum Boot hinab.

Einer der Matrosen zog ein enormes Klappmesser in hörnerner Schale heraus.

Die Brüder liefen die Stufen hinab und sprangen ins Boot. Felix hob das geölte Leinwandlaken empor, das die Kissen auf dem Sitz am Steuer verdeckte. Er hielt das schwere, wasserdichte Stoffstück wie ein Zeltdach über Axel, der vor dem Sitz kniete, das Kissen beiseite geschoben hatte und nun auf der Bank vor sich die Photographie mit gespreizter Linken fest niederhielt und mit der Rechten das Messer führte. Einmal, zweimal und noch einmal ging die scharfe Klinge in gerader Linie über das feste Blatt und da endlich zerfiel Malves Gesicht in zwei Hälften.

Nun hatte jeder Bruder das Erflehte für sich. Sie umarmten sich.

„Adieu Du! Grüß Mütterchen tausendmal."

„Adieu, mein Axel. Es wird doch noch alles gut!"

Felix sprang aus dem Boote, Axel nahm am Steuer Platz.

„Los!" kommandirte er und gleich darauf schoß sein Boot über die ruhige, regenüberschleierte Fläche der Föhrde.

XI.

„Warum bleiben heute beide Schwestern fort," fragte Petra.

Es war schon dämmerig und Schwester Ephrema nahm im Nebenzimmer gerade ihr graues Zipfeltuch um und setzte ihren grauen, haubenartigen Hut auf.

„Es ist Weihnacht heute, mein Herz," sprach Marianne sanft.

Petra machte große Augen. Noch größere als sonst, denn in dem schmalen Gesichtchen sahen jetzt die Augen ganz übermächtig leuchtend aus. Ihre Lippen zitterten ein wenig und es schien, als wolle sie weinen.

„Nun bringe ich euch um alle Festfreude," sagte sie matt.

„O, wir lassen uns aber nicht um die Freude bringen," sprach Marianne mit fröhlicher Stimme, „zur Feier Deiner Genesung zünden wir hier nachher einen Tannenbaum an."

„Genesung?" flüsterte Petra, „ich bin nicht genesen. Ich will auch lieber immer krank bleiben, das ist besser für mich".

„Welche Idee! Meinst Du, daß ich Dich immer pflegen mag?! Im Januar und Februar ist so viel in Aussicht — Bälle, ein Wohlthätigkeitsbazar in der Marineakademie — ich will mitmachen und Du sollst auch. Denkst Du, daß ich meinen Winter vertrauern will," sagte Marianne.

„Ach, wie Du schlecht lügen kannst," lächelte Petra.

Nun kam die „Schwester" herein und nahm von ihrer kranken Abschied. Das fröhliche Gesicht der frommen Frau hatte festlichen Glanz.

„Schwester, ich wußte nicht, daß Weihnachten sei. Nun habe ich nichts, Ihnen zu schenken," flüsterte Petra.

„O," sagte die Krankenpflegerin glücklich, „Fräulein Marianne hat uns Geld für unsere Armen geschickt und Frau Dallmer Wein und Lebensmittel für Kranke. Und für uns Schwestern einen Festbraten und Kuchen," fügte sie naiv vergnügt hinzu.

Als sie gegangen war, schloß Petra die Augen.

Leise, leise huschte Marianne nun ein und aus und bald lag auf dem kleinen Rundtisch Petras, der zu dem Zwecke vom Boden geholt war, eine Anzahl schöner Geschenke um den Fuß des Tannenbaums. Dann drückte Marianne zweimal auf den Knopf der elektrischen Leitung — das verabredete Zeichen für die Familie.

Während sie nun die Lichter anzündete, traten Frau Dallmer, Malve und Günther geräuschlos ein.

Vier Wochen waren vergangen, seit Marianne die Schwester und deren Mann nicht gesehen. Als sie sich nun die Hände reichten, erschrak die Aeltere über die Veränderungen im Gesicht der Jüngeren.

Digitized by Google

Malve sah nicht aus wie eine junge, blühende Frau, sondern wie ein kranker, alter und unzufriedener Mensch. Unwillkürlich flog ihr Blick fragend zu Günther hinüber.

Der aber sah vor sich hin und schien ihr schmerzliches Erstaunen nicht zu bemerken.

Petra hörte, daß allerlei im Zimmer vorging, aber sie blieb mit geschlossenen Augen liegen, bis Marianne sich über sie beugte und leise bat:

„Will unser Liebling nicht seine Augen aufmachen?“

Da schlug sie die Lider auf, sah erst die geliebte Schwester mit einem langen, innigen Blick an und wandte ihren Kopf dann langsam dem Lichterglanz zu.

Es that ihren Augen doch erst weh. Das zitternde Schimmern und Funkeln der silbernen und kristallenen Zierrate schien das ganze Zimmer zu füllen, die Flämmchen selbst wirkten dazwischen wie gelbrote Flecke.

Petra faltete die Hände. Alle waren still. Günther kämpfte eine starke Rührung nieder. Das kleine Gesichtchen da, umrahmt von einer weißen Mütze wie ein Babyköpfchen, das gehörte der lebensfrischen und übermütigen Petra? Und das bißchen kurze Gelock, das sich aus der Mütze über der Stirn hervorstahl, war der Rest der schönen rotblonden Haare? Und diese marmorblassen Farben der einst so gesunde, sommersprossige Teint?

Er hatte Petra lieb und er hätte viel darum gegeben, sie wieder lustig, unartig, aber gesund an Leib und Seele vor sich zu sehen.

Langsam rann Thräne um Thräne von den Wimpern der Kranken. Dies war für Frau Dallmer das Zeichen, ihrerseits zu weinen und zu klagen:

„Ich habe es gleich gesagt, es war zu viel.“

Darüber bemerkte Petra erst, daß ihre Mutter und Geschwister im Zimmer waren. Langsam ging ihr Auge von einem zum andern. Ein dankbares Lächeln flog über ihr Gesicht. Dann bohrten sich ihre Blicke wieder in den friedlichen Silberglanz, der von dem Tannengezweig ausging. Ihre Lippen murmelten etwas.

„Hast Du einen Wunsch?“ sagte Marianne, die immerfort das Gesicht der Schwester bewachte; „soll ich Dich etwas mehr aufrecht setzen?“

„Wie heißt doch das Lied . . . das . . . ach, weißt Du nicht? Ich kann es nicht mehr . . . mein Kopf ist so schwach,“ flüsterte Petra.

Marianne wußte nicht genau, welches Weihnachtslied die Schwester denn meinte. Sie setzte sich auf den Bettrand, nahm Petras Hände und sprach ihr eine Strophe vor, die ihr gerade in den Sinn kam.

„Mich aber ziehet die Weihnachtszeit
In Träume der Vergangenheit;
Erinnerungsgestalten lüften mir
Den Schleier von der Kindheit Bild: —
Da Lichter hell am Baum erglommen,
Ist mir, als wär' ich Kindern gleich,
Als dürft' ich mit euch Kleinen kommen,
Zu teilen euer Himmelreich.“

Feierlich hallte ihre tieftönige Stimme durch das Zimmer. Petra hatte die Augen geschlossen, aber unter den Wimpern rannen die Thränen heftiger hervor.

In die nachfolgende Stille erklang leise ein Klopfen.

Günther war mit zwei Schritten an der Thür und öffnete. Lisette stand draußen und flüsterte ihm etwas zu; er blickte fragend nach Marianne hin. Sie kam.

Lisette trug einen riesigen Strauß von Flieder.

Nun war kein Doktor Eicke zur Hand, den man um Rat fragen konnte, auf eigene Verantwortung mußte Marianne handeln. Und kurz entschlossen trug sie den Strauß an das Bett der Schwester.

Die schwanken, zartfarbigen Fliederblüten verbreiteten nur einen matten Duft. Ihre reiche Fülle war mit einem blaßgrünen Seidenband zusammen gebunden.

„Blumen,“ rief Frau Dallmer, „um Gottes willen, Blumen im Krankenzimmer.“

„Sie riechen ja kaum,“ sagte Günther begütigend.

„Von wem?“ fragte Malve mit einem seltsamen Neidgefühl im Herzen.

Petras Gesicht war in Glut getaucht. Ihre Hände zitterten so, daß sie kaum die Karte halten konnte, die an einem Band neben den Stengeln hing.

„Lies Du,“ bat sie leise.

Und ebenso leise las Marianne ihr die Worte vor, die auf der Karte standen.

„Von jemand, der nicht weiß, ob er sich nennen darf, dessen Herz aber erfüllt ist von heißen Wünschen für Ihre Genesung.“

Plötzlich bedeckte Petra ihr Gesicht mit den Händen und fing an zu schluchzen.

„Ich hab' es ja gesagt, ich hab' es ja gesagt,“ jammerte Frau Dallmer. „Schnell holt Eicke — mein Gott, sie bekommt Krämpfe.“

Marianne, die Petra im Arm hielt, wandte sich und sah Günther dringend an. Die beschwörende Bitte in ihren Augen mußte er wohl verstanden haben. Er sagte halblaut:

„Komm Mama — wir wollen hinuntergehen. Malve ist gewiß so gut, vorsichtig die Lichter auszulöschen und dann auch hinunter zu kommen. Es wird Marianne allein am ehesten gelingen, unsere Kranke zu beruhigen.“

Frau Dallmer gehorchte, schon deshalb, weil sie außerhalb des Krankenzimmers sich ungehindert über die begangene Thorheit aussprechen konnte. Aber nach Doktor Eicke zu schicken, ließ sie sich nicht abhalten.

Nun war der Lichterglanz erloschen, durch den Dämmerschein, den eine abseits stehende verhüllte Lampe verbreitete, blinkerten die silbernen Lamettafäden am Tannenbäumchen friedlich. Und der Duft der Nadeln schwebte wie Gesundheitsverheißung kräftig im Raum.

Petra bekam keineswegs Krämpfe, sondern weinte sich lange an der Schulter der Schwester aus.

Dann sank sie kraftlos zurück. „Sag ihm,“ sprach sie, „der mir diese Blumen geschickt, daß ich ihm danke, daß ich aber niemals wieder genesen will noch werde.“

„Warum,“ fragte Marianne zärtlich, „hast Du Dir das nur in den Kopf gesetzt. Denn es ist eine fixe Idee und wenn Du ihr nachhängst, kann es sich wirklich ereignen, daß Du siech bleibst.“

„Ich will es Dir sagen. Aber sag es niemand wieder. Siehst Du, wenn ich gesund bin, ist es die alte Geschichte.“

Marianne verstand nicht recht, wo das hinaus sollte.

„Gestern fragte ich Schwester Erfrema, ob ich noch Sommersprossen habe. Nein, sagte sie, die seien alle weg. Aber weißt Du, im Frühling, wenn ich gesund bin, kommen die doch alle wieder.“

„Nun — und —?“ fragte Marianne erstaunt, die nicht annehmen konnte, daß ein so kindischer Grund die Ursache der Mutlosigkeit sein sollte.

„Und das ist bloß 'was Aeußerliches! Denkst Du denn, daß mein Inneres sich ändert?! Ich hab' so viel nachgedacht. Ich bin nicht schlecht, gewiß nicht. Die Hälfte von meinem Widerstreben gegen ihn war wohl Unart, Albernheit, Einbildung. Aber siehst Du, ich weiß ganz gewiß, wenn ich gesund bin, kann ich wieder den Mund nicht halten und sag' einmal, was keck und häßlich klingt. Wenn ich da so hilflos liege, kann ich niemand kränken und mir nicht schaden. Mein Wesen ändert sich so wenig wie mein Teint. Außen und innen Sommersprossen. Sie sind mein Fluch.“

Sie weinte herzzerbrechend. Marianne weinte mit, aber unter Lächeln. Obschon Petra sich etwas hilflos ausgedrückt hatte, verstand sie doch völlig, was in der Seele der Armen vorging.

„Ja,“ sagte sie beistimmend, „in Romanen werden wohl aus wilden Menschen zahme durch Unglück und Krankheit. Ich glaube auch nicht, daß ein Mensch plötzlich seine ganze Natur ändern kann. Aber weißt Du, was er kann: arbeiten an sich und redlich mit seinen Fehlern ringen! Und das kann meine Petra auch. Ich weiß, Du siehst immer das Komische und Du mußt es sagen. Es ist, als ob's Dir das Herz abdrückt, wenn Deine Zunge still bleiben soll. Aber versuche einmal zu schweigen.“

„Das kann ich jetzt sehr gut. Ich sag' doch nie 'was über Eicke.“

Marianne sah die Schwester geradezu verdutzt an. Also in all ihrem Elend hatte sie doch die drollige Art des Doktors bemerkt und innerlich bespöttelt und nur ihre Schwäche hatte sie verhindert, es auszusprechen. Sie seufzte.

„Siehst Du, so bin ich. Und dabei habe ich Doktor Eicke beinahe lieb und verehre ihn und vergeß ihm nie, wie er aufopfernd war. Aber nachher, wenn ich gesund bin, necke ich ihn doch. Du merkst wohl, ich muß krank bleiben.“

„Nein,“ rief Marianne und schloß die Schwester in die Arme, „Du mußt gesund werden und Du darfst bleiben wie Du bist. Wer dich lieb hat, muß lernen Dich verstehen.

„Aber nun wird kein Wort mehr gesprochen! So — wie brennt der Kopf,“ sagte sie in mütterlicher Besorgnis. „Ich will nur gleich eine Kompresse machen.“

Petra war auch völlig erschöpft. Sie hielt mit ihren mageren Fingerchen den Fliederstrauß umklammert; trank halb bewußtlos was Marianne ihr reichte und atmete erleichtert auf unter der Wohlthat des kühlen Umschlages auf der Stirn.

Still saß Marianne dann wohl eine Stunde lang neben dem Bett. Ihre Gedanken waren wenig festlich, aber ihr Herz war ruhiger geworden, sie hatte erkannt, was Petra so niederdrückte und war keinen Augenblick im Zweifel, daß es ihr gelingen werde, sie wieder lebensfreudig zu stimmen.

Auf seinen Fußspitzen kam dann Doktor Eicke herein, gefolgt von Frau Dallmer. Marianne machte eine warnende Handbewegung, man solle weder sprechen noch laut sein.

Eicke beugte sich über das Bett. Er hob zufriedenen Gesichtes das Haupt wieder. Petra schlief ganz fest. Er winkte Marianne und sie schlichen auf den Korridor zur flüsternden Beratung.

Frau Dallmer wollte nun eine Stunde bei Petra sitzen, damit Marianne zu Abend essen könne. Eicke verhieß ihr Gesellschaft zu leisten, da Frau Dallmer ihn, den armen Junggesellen, gebeten habe, hier zu bleiben.

Und so geschah es. Frau Dallmer hatte mit Günther und Malve gespeist. Es wurde im Eßzimmer schnell für die Pflegerin und den Arzt neu gedeckt.

Malve, welche ihre üble Laune über den gestörten Weihnachtabend nicht verbarg und es als ihr persönliches Mißgeschick ansah, daß man durch Petras Krankheit um alle Festfreuden kam, und die auch sonst vielleicht noch von Enttäuschung und betrogenen heimlichen Erwartungen an diesem Tage sich gemartert fühlte, Malve behauptete Kopfweh zu haben und legte sich auf das Sofa im Verandazimmer.

Eicke klopfte Günther ermunternd auf den Rücken.

„Sie sehen, das Geschick weist Ihnen eine Rolle zu. Sie sollen uns unterhalten, während wir essen.“

Das war nun freilich eine eigenartige Rolle für Günther. Marianne saß am Kopfende des Tisches, rechts und links von ihr an den Längsseiten Eicke und Günther.

Der Doktor freute sich zunächst, daß er Austern bekam. Petra mußte täglich sechs essen; heute hatte Frau Dallmer einige Dutzend bestellt. Er ermunterte fortwährend Marianne, doch zu essen, denn sie bedürfe nachgerade auch der Stärkung.

„Sie waren heute abend nicht versagt, Eicke?“ fragte Günther, „Sie, der eingeladenste Mensch in der Stadt.“

„Eingeladen genug. Aber man hat auch so seine Sentimentalitäten. Am heiligen Abend fühle ich mich als Fremder, selbst bei meinen Intimen. Was ist überhaupt intim?! Bei aller sogenannten Freundschaft besteht die Hälfte der Gefühle in Gewohnheit, Einbildung, Gleichheit der gesellschaftlichen Interessen. An solchen Tagen wird's einem klar, daß ein unverheirateter Mensch eigentlich kein Mensch ist. Es wird mir jedes Jahr um dieselbe Zeit klar. Aber das überwindet man — Sylvester ist's sonst schon vergessen gewesen. Ich werde nie heiraten, wenn ich aber heiratete, so würde — ach, ja so, Pardon.“

Er trocknete sich sorgsam die Hände an der Serviette. Günther mußte lachen und Marianne wußte nicht, welchen Satz er verschluckt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Güte: die Fürstin mit Wag' und Schwert,
Gutmütigkeit, die das Zimmer ihr kehrt.

So manche große Verwegenheit
War nur eine kleine Verlegenheit.

Franz Herold.

Digitized by Google

„Frauen-Herz", ein Blütenkranz deutscher Dichtung für Frauen und Jungfrauen, gesammelt von A. von Wohl (Nürnberg, Th. Stroefer) geschmückt mit einer reichen Zahl von Vignetten, Leisten, Randeinfassungen sowie farbigen und bunten Vollbildern.

— Mehr der herkömmlichen Form des „Albums" nähert sich ein recht hübsch und zierlich ausgestattetes Werk „Unser Kind" (Gotha, Emil Behrendt), das dazu bestimmt ist, Aufzeichnungen über die erste Phase des Daseins eines oder auch mehrerer junger Erdenbürger aufzunehmen, und das sich durch seine praktische Einrichtung hierzu auch sehr wohl eignet.

— Von Kinderschriften im engeren Sinne seien noch erwähnt „Lustige Gesellschaft", Originalzeichnungen von E. Voigt mit Versen von Trojan (Dresden, C. C. Meinhold & Söhne), „Unsere Freunde", Poesie und Prosa von A. F. Meyer (Nürnberg, Th. Stroefer) mit hübschen Buntdruck-Tierbildern und „Das ungezogene Kind und die Tiere", ein Bilderbuch von Emil Limmer (Dresden, C. C. Meinhold & Söhne), alle in gleicher Weise ausgezeichnet durch hübschen, gemütvollen Inhalt und saubere, durchweg in künstlerischem Sinne gehaltene Ausstattung. — J. G. Freihofers „Kinderbuch" (Schwäb. Hall, W. German), empfiehlt sich für das frühe Jugendstadium, während M. Banfys „Perlen aus dem Sagenschatze des Rheinlandes (Köln am Rhein, J. P. Bachem) ein schon etwas gereifteres voraussetzt. — „Sang und Klang", kleine Lieder von deutschen Dichtern mit neuen Weisen zum Singen und Spielen, illustrirt von deutschen Künstlern (Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg) werden die kleineren und größeren Helden des Weihnachtsfestes erfreuen und nicht minder die erwachsenen Freunde der Kinderwelt anziehen.

— Etwas über das Weihnachtsfest hinaus greift das „Rote Glückwunschbüchlein" von J. J. Plessen (Köln am Rhein, J. P. Bachem), das um so bessere Dienste zu Sylvester und Neujahr leisten wird. Um so rechtzeitiger trifft das in dem Verlage von Mode und Haus (Berlin W. 35), herausgegebene Heftchen „Selbstanfertigung des Christbaumschmucks" ein, das hoffentlich bald recht viele fleißige Hände in Bewegung setzen wird.

— Dem großen Interesse, welches sich im letzten Jahrzehnt für die sogenannten Geheimwissenschaften entwickelt hat, kommen G. Moselbos Occultistische Bilderbogen (Verlag von Max Spohr, Leipzig) in recht praktischer Weise entgegen. Spezialist in diesen Dingen, gibt der Verfasser gemeinfaßlich, in Begleitung von Bildern, Erklärung und Anleitung über Chirogromie (Handdeutekunst), die Sonnenkristallkorporate, das automatische Schreiben, die Palmistrie, die indischen Fakire, Kartenlegekunst, Punktierkunst, Tischrücken, Hypnotisieren, Metemeistern, Gedankenlesen, über die Wünschelrute, Spiegelkunsten, Geisterphotographie, Psychometrie, Telepathie, das Magnetisieren, spiritistische Experimente, Krankenheilungen, die Katalepsie, Mineralmagnetismus und Sensitivität, im ganzen zwanzig Themas. Die praktische Form, die knappe und doch möglichst umfassende Darstellung und der billige Preis — 50 Pfennig das Heft — werden dem Werke gewiß viele Freunde gewinnen. L. H.

Briefmappe.

J. C. in Bischofswerda (Sachsen). Wir werden uns sehr freuen, Sie öfters unter unseren Rätsellösern antreffen zu können.

F. P. in K. Unser Bild des Freudenschilds in Nr. 8 hat ein Drittel der natürlichen Größe. Der Schild ist 33 Centimeter hoch. — Ebenfalls aus Wilh. Mayers Gravier- und Prägeanstalt in Stuttgart ist eine große silberne Medaille zur Erinnerungsfeier der Reiterschule Stuttgart-Cannstatt hervorgegangen.

L. K. in Flensburg. In den großen Schneiderwerkstätten von Berlin, Wien, Paris, London gebraucht man zur Zeit ausschließlich nur Prym's Patent-Reform-Haken und -Augen und die Vorzüglichkeit dieser Schließen wird daselbst allgemein anerkannt. Näht die Schneiderin freilich bei der Arbeit des Annähens dieser Haken und Oesen nicht auf, dann ist es natürlich nicht zu verwundern, wenn man von den gerühmten und anerkannten Vorzügen dieser Prym'schen Patent-Reform-Haken und -Augen nichts merkt. Zu beachten ist, daß die Haken und Oesen nicht übereinander angenäht werden, daß keine Zwischenräume bleiben, immer daß die Oesen auch eben an beiden Seiten, der Haken oben unter seinem Schenkel fest angenäht wird. Auch ist es unerläßlich, daß die Haken soweit vom Taillenrand zurückgesetzt werden, daß zwischen Haken und Taillenrand genügend freier Stoff bleibt, damit dieser sich bei geschlossener Taille über den mit Oesen besetzten Taillenrand herüberlegen kann, um den ganzen Schluß zu verdecken. Alle diese soeben angeführten Punkte muß jede tüchtige Schneiderin beachten, gleichviel welche Sorten Haken und Oesen sie annäht.

Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben Nr. 11 des zweiundzwanzigsten Jahrgangs von

Deutsche Romanbibliothek.

Preis in wöchentlichen Nummern von je 3 Bogen nur 2 Mark vierteljährlich, Preis in vierzehntägigen Heften in illustrirtem Umschlag nur 35 Pf. pro Heft.

Soeben hat neu begonnen:

Der Agitator.

Roman von

August Niemann.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek" kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher „Ueber Land und Meer" geliefert wird.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich nachgeliefert.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Der Irrweg, Künstler-Roman von Robert Misch, Schluß. — Bilder aus Brasilien, von -k-. — Hasenjagd in Polen, von f. — „Liliola" und „Szene aus Sta. Maria dei Frari", von l. h. — Das neue österreichische Ministerium. — Natur und Künstler, von A. B. — Ein schöner Kinderfreund, von Sanitätsrat Dr. Flach, praktischer Arzt und Kinderarzt in Berlin. — Die Schamfuss, Roman von Ida Boy-Ed, Fortsetzung. — Sonate, von Franz Herold. — Theophrastus Paracelsus, der Reformator der Medizin, von Karl Kiesewetter. — Gedankensplitter, von Alb. Roderich. — Das Kaiser Friedrich-Denkmal in Heilbronn. — Waldgeheimnisse, von Dr. W. — Bühne. — Demut, Gedicht von Franz Herold. — Für müßige Stunden: Damenspiel; Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 163; Wechselrätsel; Auflösung des Rätselrätsels Seite 163. — Das Kostümfest des „Malkastens" Düsseldorf 1893, von Georg Fleischer. — Weihnachts-Literatur. — Briefmappe.

Illustrationen: Jos. von Jaroszynski: Hasenjagd in Polen. — L. Passini: Szene aus Sta. Maria dei Frari in Venedig. — Porträt des Admirals de Mello und Präsidenten Floriano Peixoto. — Rio de Janeiro. — Das neue österreichische Ministerium, mit acht Photographien. — L. Passini: Liliola. — H. G. Marks: Natur und Künstler. — Theophrastus Paracelsus, der Reformator der Medizin, mit sechs Abbildungen. — Denkmal Kaiser Friedrichs III. in Heilbronn. — Das Kostümfest des „Malkastens" Düsseldorf 1893, mit sechs Bildern von L. Dreher.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Abenderzählungen, Märchen und Träume.

Von

Philipp Graf zu Eulenburg.

Fein gebunden in Original-Einband Preis M 3.—

Das im vorigen Jahr erschienene „Weihnachtsbuch" des Verfassers hat sich einer sehr beifälligen Aufnahme zu erfreuen gehabt, so daß voraussichtlich auch dieses neue Werk eines gleich warmen Empfanges in allen Kreisen sicher sein kann, wo ein offener Sinn für solch fein und zart empfundene Dichtungen vorhanden ist.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11).
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 84, I. l.).
Budapest: Moritz Hecht (V. Akazi Josefsgasse 3).

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M 50 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer

von **BREMEN** nach

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Von allen großen deutschen Zeitungen

hat das täglich 2mal in einer Morgen- und Abend-Ausgabe erscheinende **„Berliner Tageblatt"** in Folge seines reichen, gediegenen Inhalts, sowie durch die Raschheit und Zuverlässigkeit in der Berichterstattung (vermöge der an allen Weltplätzen angestellten eigenen Korrespondenten)

die stärkste Verbreitung im In- und Auslande

erreicht. Nicht minder haben zu diesem großen Erfolge die ausgezeichneten **Original-Feuilletons** aus allen Gebieten der Wissenschaft und der schönen Künste, sowie die hervorragenden belletristischen Gaben, insbesondere die vorzüglichen Romane und Novellen beigetragen, welche im täglichen Roman-Feuilleton des „Berliner Tageblatt" erscheinen. So im nächsten Quartal zwei prächtige Erzählungen:

E. Vely: „Das Fräulein", und Wold. Urban: „Die Tochter der Sonne".

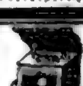
Außerdem empfangen die Abonnenten des **B. T.** allwöchentlich folgende vier wertvolle Separat-Beiblätter: das illustrirte Witzblatt **„Ulk"**, das feuilletonistische Beiblatt **„Der Zeitgeist"**, das belletristische Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle"** und die „Mitteilungen über **Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft**".

Die sorgfältig redigirte, vollständige **„Handels-Zeitung"** des **B. T.** erfreut sich wegen ihrer unparteiischen Haltung in der kaufmännischen und industriellen Welt eines besonders guten Rufes.

(Vierteljährliches Abonnement kostet 5 M. 25 Pf. Inserate (Zeile 50 Pf.) finden erfolgreichste Verbreitung.)

Neueste illustrirte **Briefmarken-Albums** zu 1½, 1¾, 2, 10, 11, 20 u. 45 M. Echte Briefmarken billigst. Preiscourant gratis. Alwin Zschiesche, Naumburg a. d. S.

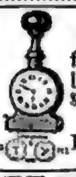
Neu! Sensationell! **Erfindung!** Gratulations-, Glückwunsch- u. Visitenkarten aus Aluminium. Hochfein elegant. Nur für Grossisten. T. Zangerle, Augsburg.



Zimmer-Closets von 14 M. an i. d. Fabrik von **Kosch & Teichmann**, Berlin N., Prinzen-Strasse 43. Preisliste postenfrei.

Passend zu Weihnachtsgeschenken. Hochelegante **Fenstervorhänger** in Tüllhaven mit und ohne Malereien ... liefert zu billigsten Preisen Wilh. Katony & Co. Nachfolg., Oberstuhlerr. a. Rh. Gegen Einsendung von 60 Pfg. in Marken frk. Kat. zu Diensten.

Piano-Lampe gleichz. höchst prakt. Schreibtisch, überraschend. Lichteffekt, verstellbar ... Schirm, verl. für 9 M. franko per Nachnahme. **J. Schwarz**, Chemnitz i. S. Spezialfabrik für Holzwaren.



Nützlichstes **Weihnachtsgeschenk für jeden Kaufmann.** Uhr mit Datum- u. selbstthät. Stunden- u. Minuten-Stempel. Garantirt dauerhaft. Preis 25 Mark. **H. Peters & Co.**, Leipzig.

Kanarienvögel, edle Sänger, mit höchsten Preisen prämiirt, versende nach allen Orten Europas. Preisliste frei. Großhandlung **W. Gönnecke, St. Andreasberg i. Harz.**

DER GUTE TON in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben von *Franz Ebhardt*. 12. verb. Aufl. Prachtwerk in 8°, Gedr. in 2 Farb. a. Velinpap. m. viel. Vign. 47 Bog. eleg. geb. m. Goldschn. 10 Mk. II. Teil. Unserer Frauen Leben. 3. verb. Aufl. 22 Bog. geb. 6 Mk. Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt portofrei v. Verl. JULIUS KLINKHARDT in Leipzig u. Berlin W.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich** versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15. — p. metre. Muster franko.

Seiden-Damaste

Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Andreas Saxlehner in Budapest, kais. und kön. HOF-LIEFERANT.

Analysirt und begutachtet durch Liebig, Bunsen, Fresenius, Ludwig.

Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser ist einzig in seiner Art.

Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.

Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.

Saxlehners Bitterwasser

Anerkannte Vorzüge: **Prompte, verlässliche, milde Wirkung.** Leicht und ausdauernd vertragen. Gleichmässiger, nachhaltiger Effect. Geringe Dosis. Milder Geschmack.

In den Mineralwasser-Depôts und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen:

Saxlehners Bitterwasser

Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung: Auf jeder Etiquette der echten Hunyadi János Quelle befinden sich Firma und Namenszug „Andreas Saxlehner."

Weihnachten!

Für den

Christbaum

und den

Festtisch

bieten die Fabrikate

k. k. Hof-Chocoladen-Fabriken

Gebr. Stollwerck,

Köln

in größter Auswahl bei bekannt mäßigen Preisen.

Besonders zu empfehlen sind:

Chocolade

zum Kochen und Essen

per M. 1.20 bis M. 5,— das ½ Ko.

Chocolade-Spiele

wie

Mühle-, Dambrett-, Regel-, Lotto-, Domino-, Croquet-, Ball- 2c. Spiel;

ferner

Zeichen-, Maler-, Brief- 2c. Album; Handwerkskasten, Schreibzug, Griffelkasten 2c.

von 50 Pfg. bis M. 2,— das Stück, sowie in sonstigen Phantasie-Etiketten mit erzählendem und nützlichem Inhalte.

Puder-Cacao

zu M. 2,40, M. 3,—.

Herz-Cacao in Dosen

25 Herzen — 75 Pfg.

Chocolade- und Dessert-Bonbons,

Marzipan

in Torten und Nachbildungen von Früchten 2c.

Baumconfekte

in mannigfachster Ausstattung 2c. 2c.

Stollwercks

Chocolade-Uhr

eine gehende mechanische Uhr gemäß obenstehender Abbildung.

Zifferblatt, Pendel aus Chocolade.

Preis M. 1,20.

Paket mit 6 Tafeln à Nachlaß 25 Pfg.

Schachtel mit 1 Chocolade-Zifferblatt, 7 Chocolade-Tafeln 2c. 50 Pfg.

Stollwercks

Victoria-Spar-Automat

mit doppelter Einrichtung, für Chocolade und Bonbons, gefüllt mit 35 Packchen.

Preis M. 3,—.

Stollwercks

Spar-Automat

in neuer Ausstattung, mit 6 Chocolade-Tafeln. Preis M. 1,—.

Zum Nachfüllen der Spar-Automaten Packchen mit 10 Tafeln 35 Pfg.

Stollwercks Fabrikate

sind überall in dafür geeigneten Geschäften, zumeist Konditoreien, vorrätig.

Für Festgeschenke!

Menzer's Griechische Weine

sind äusserst billig und preiswürdig.

Probekisten von je 12 grossen Flaschen, herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rothe deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an.

Bitte verlangen Sie die ausführliche Preisliste von

J. F. Menzer, Neckargemünd.

Unsere Nähmaschinen

weltberühmt durch das dazu verwendete Material, die feine Ausstattung und den leichten Gang, zeichnen sich auch vor allen übrigen durch saubere Justirung und grösste Nähfähigkeit aus. Ueber

dreiviertel Million Nähmaschinen

sind bis heute von uns erzeugt und verkauft worden — eine Zahl, die bisher noch von keiner deutschen Fabrik erreicht wurde.

Eine Naumann-Nähmaschine ist aus dem besten Material hergestellt; wer eine solche besitzt, hat die Gewähr für jahrelange Haltbarkeit und dafür übernehmen unsere Vertreter die weitgehendste Garantie

Nähmaschinenfabrik u. Eisengiesserei

vormals **Seidel & Naumann, Dresden.**

Werthvolles Geschenk

ist ein Elite-Musik- und Sprech-Apparat, genannt Musik

Symphonion

Spielt in vollendeter vollkommener Ausführung alle erdenklichen Musikstücke. Ist jederzeit spielbereit.

Illustrirte Preisliste und Notenverzeichnisse gratis.

Jul. Heinr. Zimmermann,

Musikexport, Leipzig.

Spielhagen's Zahncrême

Bestes

Zahnreinigungsmittel der Neuzeit

Macht die Zähne bei täglichem Gebrauch blendend weiß, conservirt dieselben und schützt vor Zahnschmerzen.

Franz Spielhagen, Berlin SW. 29.

Parfümerien. 3 Zähne in elegr. Carton Mustersendung von 2½ Zähnen franco

---

Badeeinrichtungen

Wanne und Heizofen; leicht aufzustellen

60 Mark

Badestühle, Heizapparate, Kinderwannen, Sitz-, Dampf-, Abreibewannen.

Zimmer-Closets

mit und ohne Wasserspülung, auch für Torfmull: in Stahl-, Kasten- und Eichenform

von 11 Mark an.

Bidets, Waschtische, Closetbrücke, Aufsatz, Wasch- und Wringmaschinen.

Illustrirte Preislisten kostenfrei.

Zeppernick & Hartz,

Berlin SW., Gitschinerstrasse 108.

Victoria-Cigarretten

Marke

zu Festgeschenken geeignet.

Elegante Verpackung zu 100 Stück, Dutzend M. 2.—. Nach in Packung je 100 und 50 Stück in Tabak- und Cigarrenhandlungen erhältlich.

Compagnie Laferme, Dresden.

Die mildeste aller Toilettenseifen ist

LOHSE's Lilienmilch-Seife

von lieblichem Wohlgeruch; erzeugt rasch kosmetische rosigweisse, sammetweiche Haut und erhält dieselbe bis ins Alter zart und geschmeidig. Nur echt mit dieser in roter Schrift auf dem Etikett befindlichen Bezeichnung: „Lohse".

GUSTAV LOHSE 45 Jägerstrasse 46, **BERLIN.**

In allen guten Parfümerien, Drogerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

Elegante

Reclame-

Bilder-Plakate, Geschäfts- u. Adress-Chromokarten, Umschläge für Preislisten

Stets Neuheiten in feinstem Farbendruck.

Grosser Verlag in Chromo, Reliefs, Stanzen, Gratulations-, Menu-, Tisch- und Tanzkarten und Programme etc. Kalender und Taschenkalender-Einlagen.

Anfertigung einer Special-Aufträge für Chromodruck, Plakate, Etiketten etc.

Luxuspapierfabrik von **Liebich & Kuntze,** Leipzig-Reudnitz,

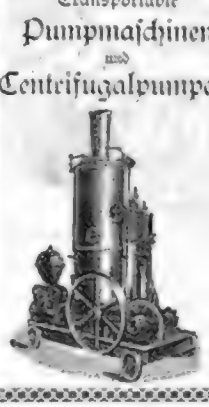
Kunstanstalt für Chromolithographie, feinster Chromodruck und Prägerei.

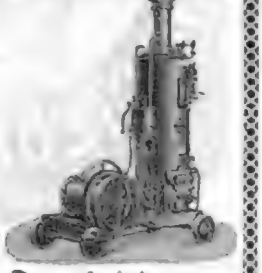
Transportable

Pumpmaschinen

und

Centrifugalpumpen.





Dampfwinden

stets auf Lager bei

Menck & Hambrock,

Altona-Hamburg.

Das Novemberfest des „Malkastens" Düsseldorf 1893.

Mit Bildern von A. Deußer.

„Malkastenfest!" Wenn dieser Ruf durch Rheinlands Gauen schallt, dann ist ein Erfolg stets gesichert. Sei es nun die alljährliche Maskenredoute am Fastnachts-Samstag, sei es eines der großartigen Sommerfeste in dem altberühmten Jacobischen Garten oder sei es endlich ein Wohltätigkeitsbazar, den Düsseldorfs Künstlerschaft arrangirt — immer finden wir die extravagantesten Ausgeburten der Künstlerlaune aufs beste vertreten, immer ist die Beteiligung von seiten des Publikums eine ganz außerordentliche zu nennen.

So auch in diesem Jahre! Als im März die ersten Anregungen zu einem Wohltätigkeitsfest zu Gunsten des Düsseldorfer Künstler-Unterstützungsvereins gegeben wurden, war alles Feuer und Flamme; die Anmeldungen, besonders seitens des schöneren Geschlechts, waren bald so zahlreich, daß man die Listen der Mitwirkenden lange, lange vor Beginn des Festes schließen mußte.

Unter vielfachen Komiteesitzungen und den umfangreichen Vorarbeiten kam der Herbst und mit ihm die Tage des Festes heran. Die städtische Tonhalle, der Schauplatz aller größeren Veranstaltungen Düsseldorfs, wandelte sich bald in ein farbenprächtiges Bild, in einen Weltmarkt comme il faut war. „Weltausstellung in Düsseldorf", das war der Grundgedanke, der das Ganze umfaßte.

Und wahrlich, ein größerer Trubel, eine größere Abwechslung und Mannigfaltigkeit wie sie hier zu sehen war, kann eine Weltausstellung kaum zu Tage fördern.

Betreten wir den ersten, den sogenannten „Rittersaal" der Tonhalle, so tönt uns ein bekannter Gassenhauer von der Drehorgel eines Garnisels „in Lebensgröße" entgegen; die „Unternehmer", geistreichelt und geziert, in Frack mit obligaten Cylinder Stewacken das Ganze, während allerliebste Damchen in Zofenkostüm die Billette vertreiben. Gleich daneben ist, prächtig in seiner Art gedacht, eine Schenke in altdeutschem Stil, vis-à-vis die Weinschenke „zur Traube" mit international-er Damenbedienung: Spanien, Schweiz, Tirol, alles ist vortrefflich vertreten.

Im zweiten, dem Verbindungssaal, fällt uns das bis ins kleinste Detail genau kopirte „Nürnberger Bratwurst-Glöckle", die altberühmte Weinkneipe, auf, wo ein ausgezeichneter Trunk und ebenso gute Würstel mit Sauerkraut „verzapft" werden. Hieran schließt sich eine Düsseldorfer Spezialität, die Weinbierkneipe „zur Wichsdos". Bis in jede Einzelheit einer wirklich bestehenden Wirtschaft nachgebildet, sehen wir da den behäbigen „Boss" nebst seiner gleichfalls nicht wenig korpulenten Frau und dem Hopsinger ein echtes Glas „Wies" kredenzen; die charakteristischen Zeichen eines derartigen Lokals, speziell die Bildnisse von „Napoléon le Grand" und „Frédéric le Grand" und einige sogenannte „Dreckbilder" dürfen natürlich nicht fehlen. Doch nun, am großen Buffet mit seinen mächtigen Vorräten vorbei, hinein in den großen Hauptsaal, wo sich naturgemäß das regste Treiben entwickelt.

Im Rittersaal der Tonhalle.

Gleich links, haushoch aufgerüstet, erhebt sich das „Welthaus", eine Kirmesbude erster Qualität . . .

„Immer herein, meine Herrschaften, gleich geht's los, sofort neue Vorstellung, immer wechselndes Programm, Auftreten des ‚Champignon' der Welt, Mr. Scundjo in seinen eminenten Kraftproduktionen; . . die drei National-Bellalturassen in ihren unübertrefflichen Leistungen im Hoptanz! Anfangen, anfangen, gleich geht's los — nur noch zwei Billette sind zu haben!" . . .

So tönt es unter Begleitung einer wirklich echten Kirmeskapelle und Tam-Tam-Begleitung sinnverwirrend in unsere Ohren und reizende Exemplare der edlen Weiblichkeit bemühen sich, ihre Verkaufsartikel an den „Mann" zu bringen: Hier offerirt eine prachtige Glasserin die entsprechenden Billette und Liederbücher, da eine nicht minder entzückende Savoyardin ihre echt importirten „Blauenieder", da wieder zeigt sich einer der Herren „Direktoren" in Gala, gleichfalls um den Vertrieb seiner Artikel bestens bemüht — während sein „Compagnon" mit obenerwähnten Spezialitäten jedenfalls über einen neuen „Trick" der nächsten Vorstellung konferirt.

Magog in Malcherseffekt.

Vorbei! vorbei! Eine wohlthuende Stille empfängt uns: wir sind in die sonst so unzugänglichen Räume des Harems eingetreten, wo der Großtürke mit seinen Vezieren, ihren Tschibuk schmauchend, sich von leichtfüßigen Bajaderen den Schleiertanz vortänzen lassen; eine lustig springende Fontäne von Eau de Cologne sorgt für die nötige Erfrischung und wird als Toilettenachparfüm hinlänglich benützt. — Aber! Ein ander Bild: Wir sind im Lande der Mombeere im „Holländischen Waffeltraum", der wie immer einen großen Zuspruch hat, nicht zum wenigsten durch die ledenswürdige Bedienung von Santje, Dientje und so weiter veranlaßt.

Immer weiter! Vorüber an dem japanischen Theesalon, hinauf zur Elsässer Taverne, die uns in außerordentlicher Naturwahrheit entgegenwinkt — da, hältstossende Fanfaren, Hundeschlag und eintöniger Gesang — die Menge staut sich rechts und links, in der Mitte einen schmalen Weg lassend: die Molochspriester halten ihren alljährlichen Umzug. Auf hohem Thronsessel, umgeben von dem ganzen Pomp asiatischer Götzendienerei, wird das Bild der Göttin (diesmal jedoch ein lebendes Bildnis) umhergetragen, gefolgt vom Oberpriester in üppigster Gewandung, umgeben von allen nur erdenklichen Schönheiten aller Länder. Nun ist der Zug im Tempel, einer ungeheuren Sphinx, verschwunden, die Menge verläuft sich und wir können, in der Mitte des Saales stehend, einen Blick auf den abschließenden Prospekt werfen. Die herrliche Kathedrale von Antwerpen grüßt herüber, eine, wohl von vielen nicht bemerkte feine Ironie

Im Cafe im Harem.

In der „Vikedele“.

auf die Vorwegnahme der daselbst demnächst stattfindenden Weltausstellung.

Rechts wird sie flankirt von einer Tiroler Weinkneipe mit einem Ausblick auf Gletscher und Firnen, der sich das allezeit drückend volle Restaurant „zum feurigen Tatzelwurm“ anschließt. Es würde zu weit gehen, all die Sehenswürdigkeiten aufzuzählen, all die Genüsse, welche unser noch harren, anzuführen. Den brillanten Tingel-Tangel, die Schießbude, den internationalen Tanzplatz und so weiter, besuchen wir zum Schluß nach dem „Salon der Zukünftigen“ in den oberen Räumen.

Hier erst konnte man recht sehen, wie der Künstlerhumor seine Zügel schießen ließ; eine derartige Fülle von Satire auf die Malerei der Zukunft, verbunden mit gutmütigem Spott über die Kunst

Im Harem.

der Jetztzeit, wird kaum bald wieder zusammen gefunden werden. Da war — um nur eines der humorvollen Werke herauszugreifen — ein Schlachtenbild von grausigster Realistik; so heiß ging es da her, daß das Blut der Verwundeten über den Rahmen heruntersickerte und in einer extra bereit gehaltenen Schüssel aufgefangen werden mußte. — Ein, in launigster Weise verfaßter Extrakatalog gab die näheren Erklärungen.

Es ist dem Stift des Künstlers und der Feder nicht möglich, auch nur annähernd dem Leser einen Begriff von der Großartigkeit des Gesamtbildes dieses Novemberfestes zu geben, man muß dies gesehen und mitgemacht haben!

Nun sind die schönen, wenn auch arbeitsvollen Tage vorbei; dank der unermüdlichen Thätigkeit der einzelnen Kommissionen sowohl wie der Mitwirkenden ist der pekuniäre Erfolg ein unerwartet günstiger zu nennen und jedem der Teilnehmer und Besucher wird der Bazar unvergeßlich bleiben! Vivat sequens!

Georg Fleischer.

Weihnachts-Literatur.

— Zu richtiger Stunde hat die geographische Verlagshandlung von Dietrich Reimer in Berlin ein in großem, vornehmem Maßstab gehaltenes Prachtwerk, „Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika“ von Dr. Franz Stuhlmann erscheinen lassen. Jetzt, wo uns Gewißheit von dem Schicksale des großen Afrikaforschers geworden, könnte kaum ein anderes Werk so willkommen geheißen werden, keines sich so geeignet für den Weihnachtsbüchertisch erweisen, wie diese erste ausführliche und authentische Schilderung von Emin Paschas letzten tragischen Schicksalen. In seinem Auftrage ist die Darstellung unternommen, durch Beiträge von ihm ist sie gefördert worden, wissenschaftliche und künstlerische Technik haben alles gethan, um ihr ein geradezu glänzendes Gewand zu verleihen. Den stets unterhaltenden und fesselnden, nirgendwo in den trockenen Gelehrtenton verfallenden Text beleben und erläutern zahlreiche Abbildungen, Holzschnitte, Lichtdrucke, Heliogravüren, Autotypien, ein Buntdruck, der als ein künstlerisches Meisterwerk seltener Art bezeichnet werden darf, sowie zwei vortreffliche Karten von Stuhlmann und Kiepert. Wer sich irgendwie für den „dunklen Erdteil“ interessirt, wird in dem starken, 901 Textseiten umfassenden Band eine unerschöpfliche Fülle von Belehrung und Unterhaltung finden.

— An Gediegenheit und Eleganz der Ausstattung wird wohl kaum eines der für den diesjährigen Weihnachtstisch bestimmten Gaben sich mit dem aus der Kunstanstalt von Franz Hanfstängl in München hervorgegangenen Werke „Evas Töchter“ messen können, das, in seiner bildlichen Darstellung von Emanuel Spitzer herrührend, von Emmo Werk mit begleitendem Texte versehen worden ist. Fürwahr, eine Luxusausgabe, die als solche schon mit dem originellen Blütheneinbande und den noch originelleren Vorsatzblättern beginnt. Ehe wir noch zur ersten Textseite gelangen, entfaltet sich vor uns der Himmel im Gewittersturm von wilden Blitzen durchzuckt, wogegen zum Schlusse freilich aus dem klaren Firmament mit freundlichem Engelsgesichtchen entlächelt. Spitzers Eigenart ist bekannt; mit unerschöpflicher Laune, mit liebenswürdigstem Humor behandelt er sein Thema, immer zum Necken bereit, aber nie verletzend, in Ernst und Scherz, ja selbst im buntesten Treiben, stets die vornehme Künstlernatur wahrend. Die Wiedergabe seiner Skizzen und Albumblätter in Aquarelldruck und Photogravüre ist tadellos, wie gleiches auch von dem Drucke aus der Müllmalerschen Offizin und dem von G. Fritzsche in Leipzig hergestellten Einbande gilt.

— Der unermüdliche Rudolph Genée bietet zum diesjährigen Weihnachtsfeste mit einem interessanten Kulturbilde „Hans Sachs und seine Zeit“ (Leipzig, J. J. Weber, 1894). Wie er selbst sagt, will er keine wissenschaftliche Arbeit im strengen Sinn, kein „Stück Litteraturgeschichte“ liefern, sondern ein Buch, das in leichtem, anregendem Erzählerton gehalten ist, und wer das und nicht mehr in dem angezeigten Lebens- und Sittenbilde sucht, wird sich nicht enttäuscht fühlen, sondern dem Verfasser für die Wanderungen, die er mit ihm in dem an Anziehungspunkten der mannigfachsten Art so reichen Alt-Nürnberg unternimmt, von Herzen dankbar sein, zumal der sehr entsprechend ausgestattete Band eine stattliche Reihe recht sauberer, aus einem sehr umfangreichen Materiale zusammengestellter Illustrationen enthält.

— Eine Jugendschrift ersten Ranges, ein Buch, das mit Recht als „lauteres Gold“ bezeichnet worden ist, ist das eigenartige Buch des tief gemütvollen italienischen Schriftstellers Edmondo de Amicis, das in deutscher Uebertragung von R. Wülser (Basel, Adolf Geering 1894) als reich ausgestattetes Prachtwerk mit 184 Illustrationen von A. Ferraguti, E. Nardi und A. G. Sartorio in vierter Auflage erscheint, während die einfachere, billigere Ausgabe es mit der diesjährigen Weihnachtszeit auf zwölftausend bringt. Es giebt nur wenige Werke, bei denen wie bei diesem die bloße Nennung schon eine Empfehlung ist, denn nur selten hat die allgemeine Anerkennung sich so wie bei ihm mit dem Verdikte der berufsmäßigen Beurteilung ausgesprochen.

— In ganz neuem gänzlich umgearbeitetem Gewande präsentirt sich Spamers „Buch der Spiele“, herausgegeben von Alban Hahn (Leipzig 1894), nicht unvorteilhaft gegen die frühere Gestalt abstechend, da es jetzt das geworden, was es von jeher hätte sein sollen, eine populäre Encyklopädie der Spiele und des Unterhaltungswesens. Zum Nachschlagen bequem, giebt es Aufschluß über alles das, was in das Fach des Spiels einschlägt, und dem Aufschluß folgt, was sehr erwünscht ist, überall da, wo es erforderlich ist, die Anleitung. — Als ein ähnliches, allerdings speziell für die Jugend berechnetes Werk desselben Verlegers, darf die gleichfalls in einer Neubearbeitung (6. Auflage) erschienene kleine zweibändige Encyklopädie für die gewerblichen Fächer „In den Werkstätten“, jetzt von Richard Roth herausgegeben, bezeichnet werden, und als Ergänzung oder Einführung zu derselben das Bändchen „Der junge Handwerker und Künstler“ von Karl Jeeger. Wird in dem ersteren Werk der Anschauungsunterricht von einer höheren Stufe aus für das Gebiet der modernen gewerblichen Technik gepflegt, so verfolgt das zweite einen mehr praktischen Zweck, indem es dem heranwachsenden Jüngling Gelegenheit zur Bethätigung des eigenen Schaffenstriebes, sowie zur Ausbildung und Förderung seiner Handgeschicklichkeit giebt, dabei ihm zugleich einen ersten Einblick in den Betrieb der verschiedenen Handwerkszweige gewährend.

— Der heranwachsenden weiblichen Jugend willkommen wird sich eine Festgabe von Frida Schanz erweisen, „Unsere Lieblinge“ (Zürich und Leipzig, Th. Schröter, 1894), eine speziell für das Mädchenalter zusammengestellte Anthologie aus modernen deutschen

Weltringer.

Lyrikern, mit Fleiß wohl ohne Inhaltsverzeichnis gelassen, damit der Zufall als eine Art Gottesstimme die jedesmalige Wahl bestimme. Als eigene Schöpfung bietet die Verfasserin dem Weihnachtsbüchertisch drei Erzählungen, die sie unter dem Titel „Junges Blut“ zusammenfaßt (Leipzig, O. Spamer, 1894), Schilderungen, die sich durch die Anmut der Darstellung und ihren gemütvoll-liebenswürdigen Hintergrund auszeichnen. Für eine etwas vorgerücktere Altersstufe dürfte das Frauen-Brevier von H. B. sich empfehlen (Leipzig, C. F. Amelang), eine Sammlung sinniger Aphorismen, die ihre Lebensfähigkeit durch das Erscheinen in siebenter Auflage bethätigt. — Aus dem Verlage von Levy & Müller in Stuttgart kommen drei Festgaben ähnlicher Art, oder doch verwandter, von denen das zierliche Büchlein „Die Bildung des Gemüts“ von Heinrich Kratz an erster Stelle zu nennen sein dürfte wegen des sittlichen Ernstes, der sich in ihm in Verbindung mit feingestimmter, stets auf das Ideale gerichteter Empfindung ausspricht. Das von dem königlich württembergischen Hofschauspieler a. D. Paul Rübling herausgegebene „Dilettantentheater für Damen“ giebt gewiß eine sehr erwünschte Anleitung zur Pflege der winterlichen Geselligkeit, und das Rat- und Hilfsbüchlein „Wie schreibe ich meine Briefe?“ von Konstanze von Franken hilft nicht nur lediglich über manche Verlegenheit hinweg, sondern führt in die Pflege einer Kunst ein, die heutzutage, wenn nicht als eine ausgestorbene, so doch als eine leider sehr vernachlässigte bezeichnet werden muß.

— Originell in seinem Titel, und nicht nur in diesem, tritt ein Fragebüchlein „Ja oder Nein“ von Ludwig Aub auf mit einer Einführung von Georg Ebers und einem humoristischen Vorwort von Richard Schmidt-Cabanis (Nürnberg, Hans Zeder & Co.). Der Verfasser nennt sein dem 20. Jahrhundert gewidmetes Werkchen ein „Photographie-Album des Geistes und der Seele“ und unterweist den Leser, eine Anzahl von ihm formulirten, sich auf unsere derzeitige Zeit- und Weltanschauung beziehende Fragen mit einem einfachen Ja oder Nein zu beantworten oder aus dem Kreise seiner Freunde und Bekannten beantworten zu lassen, um durch diese Enquête gleichsam zu einem photo-stenographischen Abbilde seines eigenen Ichs oder seiner Umgebung zu gelangen.

— Eine Anthologie eleganten, vornehmen Stils bildet der

„Frauenhort“, ein Blütenkranz deutscher Dichtung für Frauen und Jungfrauen, gesammelt von K. von Wyl (Nürnberg, Th. Stroefer) geschmückt mit einer großen Zahl von Vignetten, Leisten, Randeinfassungen sowie schwarzen und bunten Vollbildern.

— Nicht der herkömmlichen Form des „Albums“ nähert sich ein recht hübsch und zierlich ausgestattetes Werk „Unser Kind“ (Gotha, Emil Behrend), das dazu bestimmt ist, Aufzeichnungen über die erste Phase des Daseins eines oder auch mehrerer junger Erdenbürger aufzunehmen, und das sich durch seine praktische Einrichtung hierzu auch sehr wohl eignet.

— Von Kinderschriften im engeren Sinne seien noch erwähnt „Lustige Gesellschaft“, Originalzeichnungen von E. Voigt mit Versen von Trojan (Dresden, C. C. Meinhold & Söhne), „Unsere Freunde“, Bilder und Verse von A. F. Meyer (Nürnberg, Th. Stroefer) mit hübschen Buntdruck-Tierbildern und „Das ungezogene Kind und die Tiere“, ein Bilderbuch von Emil Zimmer (Dresden, C. C. Meinhold & Söhne), alle in gleicher Weise ausgezeichnet durch hübschen, gemütvollen Inhalt und saubere, durchweg in künstlerischem Sinne gehaltene Ausstattung. — J. G. Freidhofers „Kinderbuch“ (Schwäb. Hall, W. German), empfiehlt sich für das frühe Jugendstadium, während M. Janius „Perlen aus dem Sagenschatze des Rheinlandes“ (Köln am Rhein, J. P. Bachem) ein schon etwas gereifteres voraussetzt. — „Sang und Klang“, kleine Lieder von deutschen Dichtern mit neuen Weisen zum Singen und Spielen, illustriert von deutschen Künstlern (Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg) werden die kleineren und größeren Helden des Weihnachtsfestes erfreuen und nicht minder die erwachsenen Freunde der Kinderwelt anziehen.

— Etwas über das Weihnachtsfest hinaus greift das „Rote Glückwunschbüchlein“ von J. J. Liessem (Köln am Rhein, J. P. Bachem), das um so bessere Dienste zu Sylvester und Neujahr leisten wird. Um so rechtzeitiger trifft das in dem Verlage von Mode und Haus (Berlin W. 35), herausgegebene Heftchen „Selbstanfertigung des Christbaumschmucks“ ein, das hoffentlich bald recht viele fleißige Hände in Bewegung setzen wird.

— Dem großen Interesse, welches sich im letzten Jahrzehnt für die sogenannten Geheimwissenschaften entwickelt hat, kommen G. Manches Occultistische Bilderbogen (Verlag von Max Spohr, Leipzig) in recht praktischer Weise entgegen. Speziell in diesen Bogen, gibt der Verfasser gemeinfaßlich, in Begleitung von Bildern, Erklärung und Anleitung über Chirognomie (Handlesekunst), die Sonnenkäfer…apparate, das automatische Schreiben, die Palmistrie, die indischen Fakire, Kartenlegekunst, Punktierkunst, Tischrücken, Hypnotiseure, Wahrsagen, Gedankenlesen, über die Wünschelrute, Suggestionen, Geisterphotographie, Psychometrie, Telepathie, den Magnetismus, spiritistische Medienexperimente, Emanuelleklärung, die Katalepsie, Mineralmagnetismus und Hellsehen, im ganzen zwanzig Themen. Die handliche Form, die knappe und doch möglichst umfassende Darstellung und der billige Preis — 50 Pfennig das Heft — werden dem Werke gewiß viele Freunde gewinnen. L. H.

Briefmappe.

A. C. in Bischofswerda (Sachsen). Wir werden uns sehr freuen, Sie bereits unter unseren Rätsellösern willkommen zu können.

A. D. in K. Unser Bild des Friedensstifters in Nr. 8 hat ein Zeitlang der vorigen Woche. Der Schild ist 160 Centimeter hoch. — Ebenfalls aus Stuttgart, Meyers Geschirr- und Fahrzeugfabrik in Stuttgart ist eine große schöne Werkstätte zur Sauerteigfabrik der Stadtbäckerei Stuttgart-Cannstatt hervorgegangen.

K. K. in Flensburg. In den großen Schneiderwerkstätten von Berlin, Wien, Paris, London gebraucht man zur Zeit ausschließlich und Vereis Patent-Reform-Haken und -Augen und die Vorzüglichkeit dieser Schließen wird deshalb allgemein anerkannt. Paßt die Schneiderin freilich bei der Arbeit des Annähens dieser Haken und Oesen nicht auf, dann ist es natürlich nicht zu verwundern, wenn man von den gerühmten und anerkannten Vorzügen dieser Prantiken Patent-Reform-Haken und -Augen nichts merkt. Zu beachten ist, daß die Haken und Oesen nicht übereinander angenäht werden, daß keine Zwischenräume bleiben, [illegible] daß die Oesen auch oben an beiden Seiten, der Haken oben selbst keinen Schenkel fest angenäht wird. Auch ist es unerläßlich, daß die Haken soweit vom Taillenrand zurückgesetzt werden, daß zwischen Haken und Taillenrand genügend freier Stoff bleibt, damit dieser sich an geschlossener Taille über den mit Oesen besetzten Taillenrand herüberlegen kann, um den ganzen Schluß zu verdecken. Alle diese hiermit angeführten Punkte muß jede tüchtige Schneiderin beachten, gleichviel welche Sorten Haken und Oesen sie anwendet.

Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben Nr. 11 des zweiundzwanzigsten Jahrgangs der

Deutsche Romanbibliothek.

Preis in wöchentlichen Nummern von je 3 Bogen nur 2 Mark vierteljährlich, Preis in vierzehntägigen Heften in illustriertem Umschlag nur 35 Pfg. pro Heft.

Soeben hat zu beginnen:

Der Agitator.

Roman von

August Niemann.

Zu dem Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher „Ueber Land und Meer“ geliefert wird.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich nachgeliefert.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Der Irrweg. Künstler-Roman von Robert Misch. Schluß. — Bilder aus Brasilien, von -f- — Hasenjagd in Polen, von L. — „Visita“ und „Szene aus Sta. Maria del Frari“, von L. A. — Das neue österreichische Ministerium. — Autor und Kritiker, von K. B. — Ein schöner Kinderfreund, von Sanitätsrat Dr. Fürst, praktischer Arzt und Kinderarzt in Berlin. — Die Schwestern, Roman von Ida Boy-Ed, Fortsetzung. — Sprüche, von Franz Herold. — Abgekürztes Verzeichnis der Reformatoren der Medizin, von Karl Kalbmeier. — Gedankensplitter, von Alb. Roderich. — Das Kaiser Friedrich-Denkmal in Heilbronn. — Waldgeheimnisse, von Dr. W. — Lähne. — Tonmalerei. Gedicht von Franz Herold. — Für müßige Stunden: Dominospiel; Auflösung des dreisilbigen Zifferrätsels Seite 195; Wechselrätsel; Auflösung der Rätselaufgaben Seite 195. — Das Kostümfest des „Malkasten“ Düsseldorf 1893, von Georg Fleischer. — Weihnachts-Literatur. — Briefmappe.

Illustrationen: Jos. von Brandt: Hasenjagd in Polen. — L. Passini: Szene aus Sta. Maria dei Frari in Venedig. — Porträt von Admiral de Mello und Präsident Floriano Peixoto. — Rio de Janeiro. — Das neue österreichische Ministerium, mit acht Photographien. — L. Passini: Visita. — H. G. Marti: Autor und Kritiker. — Abgekürztes Verzeichnis der Reformatoren der Medizin, mit sechs Abbildungen. — Denkmal Kaiser Friedrichs III. in Heilbronn. — Das Kostümfest des „Malkasten“ Düsseldorf 1893, mit sechs Bildern von K. Dreher.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Abenderzählungen, Märchen und Träume.

Von

Philipp Graf zu Eulenburg.

Fein gebunden in Original-Einband Preis *M.* 3.—

Das im vorigen Jahr erschienene „Weihnachtsbuch“ des Verfassers hat sich einer sehr beifälligen Aufnahme zu erfreuen gehabt, so daß voraussichtlich auch dieses neue Werk einer gleich warmen Empfanges in allen Kreisen sicher sein kann, wo ein offener Sinn für stilles sein und zart empfundene Dichtungen vorhanden ist.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:

Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 11); München: Alex. Braunfeld (Ambertsbergerstraße 34, I. L.); Budapest: Moriz Hecht (V. Nepuz Janosgasse 8).

Anzeigen

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile *M.* 1.80 Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer

von **BREMEN** nach

Newyork | **Baltimore**
Brasilien | **La Plata**
Ostasien | **Australien**

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Von allen großen deutschen Zeitungen

hat das täglich 2mal in einer Morgen- und Abend-Ausgabe erscheinende **„Berliner Tageblatt“** in Folge seines reichen, gediegenen Inhalts, sowie durch die Raschheit und Zuverlässigkeit in der Berichterstattung (vermöge der an allen Weltplätzen angestellten eigenen Korrespondenten)

die stärkste Verbreitung im In- und Auslande

erreicht. Nicht minder haben zu diesem großen Erfolge die ausgezeichneten **Original-Feuilletons** auf allen Gebieten der Wissenschaft und der schönen Künste, sowie die hervorragenden belletristischen Gaben, insbesondere die vorzüglichen Romane und Novellen beigetragen, welche im täglichen Roman-Feuilleton des „Berliner Tageblatt“ erscheinen. So im nächsten Quartal zwei prächtige Erzählungen:

E. Vely: „Das Fräulein“, und Wold. Urban: „Die Tochter der Sonne“.

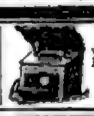
Außerdem empfangen die Abonnenten des **B. T.** allwöchentlich folgende *vier* wertvolle Separat-Beiblätter: das illustrierte Witzblatt **„Ulk“**, das feuilletonistische Beiblatt **„Der Zeitgeist“**, das belletristische Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle“** und die „Mitteilungen über **Landwirtschaft, Gartenbau** und **Hauswirtschaft**“.

Die sorgfältig redigierte, vollständige **„Handels-Zeitung“** des **B. T.** erfreut sich wegen ihrer unparteiischen Haltung in der kaufmännischen und industriellen Welt eines besonders guten Rufes.

(Vierteljährliches Abonnement kostet 5 M. 25 Pf. Inserate (Zeile 50 Pf.) finden erfolgreichste Verbreitung.)

Neueste illustrierte **Briefmarken-Albums** zu 1½, 1¾, 2, 10, 11, 20 u. 45 *M.* Echte Briefmarken billigst. **Preiscourant gratis.** **Alwin Zschiesche, Naumburg a. d. S.**

Neu! Sensationell! **Erfindung!** Streichhölzer-, Glühstrumpf- u. Zigarrenetuis aus **Aluminium.** Händler gesucht. Nur für Grossisten. **T. Zangerle, Augsburg.**



Zimmer-Closets von 15 M. an i. d. Fabrik von **Kosch & Teichmann.** Berlin S., Prinzen-Strasse 43. Preisliste kostenfrei.

Vorteil zu Weihnachtsgeschenken. Hochelegante **Fenstervorhänger** in Tapeten- und ... Mustern ... Wilh. Anlang & Co. Nachfolg., Dresden ... 60 Pfg. ... Ed. Fest. ... Dresden.

Piano-Lampe ... **J. Schwarz, Chemnitz i. S.** Spezialität für Radfahrerlampen.

Nützlichstes **Weihnachtsgeschenk für jeden Kaufmann.** Uhr mit Datum- u. selbstthät. Stunden- u. Minuten-Stempel ... Preis 25 Mark. **H. Peters & Co., Leipzig.**

Kanarienvögel, edle Sänger, mit höchsten Preisen prämiirt, versende nach allen Orten Europas. Preisliste frei. Großhandlung **W. Gönnecke, St. Andreasberg i. Harz.**

DER GUTE TON

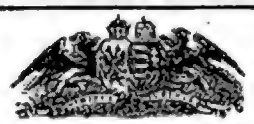
in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben von *Franz Ebhardt*. 12. verb. Aufl. Prachtwerk in 8°. Gebd. in 3 Farb. a. Velinpap. m. viel Vign. 45 Bog. eleg. geb. m. Goldschn. 10 Mk. **II. Teil. Unserer Frauen Leben.** 3. verb. Aufl. 20 Bog. geb. 6 Mk. Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt postfrei v. Verl. JULIUS KLINKHARDT in Leipzig u. Berlin W.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15. — p. mètre. Muster franko.

Seiden-Damaste

Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Andreas Saxlehner in Budapest, kais. und kön. HOF-LIEFERANT.



Analysirt und begutachtet durch Liebig, Bunsen, Fresenius, Ludwig.

Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser ist einzig in seiner Art.

Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.

Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.

Saxlehner's Bitterwasser

Anerkannte Vorzüge: **Prompte, verlässliche, milde Wirkung.** Leicht und andauernd vertragen. Gleichmässiger, nachhaltiger Effect. Geringe Dosis. Milder Geschmack.

In den Mineralwasser-Depôts und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen:

Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung: Auf jeder Etiquette der echten Hunyadi János Quelle befinden sich Firma und Namenszug „Andreas Saxlehner“

Saxlehner's Bitterwasser

Weihnachten!

Für den

Christbaum

und den

Festtisch

bieten die Fabrikate

k. k. Hof-Chocoladen-Fabriken

Gebr. Stollwerck,

Köln

in größter Auswahl bei bekannt mäßigen Preisen.

Besonders zu empfehlen sind:

Chocolade
zum Kochen und Essen
aus M. 1.20 bis M. 3,— das ½ Ko.

Chocolade-Spiele
wie
Mühlen-, Dambrett-, Kegel-, Lotto-, Domino-, Croquet-, Ball- 2c. Spiel; ferner
Zeichen-, Maler-, Brief- 2c. Album; Handwerkskasten, Schreibzeug, Griffelkasten 2c.
von 50 Pfg. bis M. 2,— das Stück, sowie in launigen Phantasie-Etiketten mit erzählendem und nützlichem Inhalte.

Puder-Cacao
zu M. 2,40, M. 3,—.

Herz-Cacao in Dosen
25 Herzen — 75 Pfg.

Chocolade- und Dessert-Bonbons,

Marzipan
in Torten und Nachbildungen von Früchten 2c.

Baumconfekte
in mannigfachster Ausführung 2c. 2c.

Stollwercks
Chocolade-Uhr
eine gehende mechanische Uhr genau obenstehender Abbildung.
Zifferblatt, Pendel aus Chocolade.
Preis M. 1,20.
Paket mit 6 Tafeln z. Nachfüllen 25 Pfg.
Schachtel mit 1 Chocolade-Zifferblatt, 7 Chocolade-Tafeln 2c. 50 Pfg.

Stollwercks
Victoria-Spar-Automat
mit doppelter Einrichtung, für Chocolade und Bonbons, gefüllt mit 35 Packchen.
Preis M. 3,—.

Stollwercks
Spar-Automat
in neuer Ausstattung, mit 6 Chocolade-Tafeln. Preis M. 1,—.
Zum Nachfüllen der Spar-Automaten Packchen mit 10 Tafeln 35 Pfg.

Stollwercks Fabrikate
sind überall in dafür geeigneten Geschäften, zumeist Konditoreien, vorrätig.

Für Festgeschenke!

Menzer's Griechische Weine

sind äusserst billig und preiswürdig.

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen**, herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. **Rothe deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an.**

Bitte verlangen Sie die ausführliche Preisliste von

J. F. Menzer, Neckargemünd.

Unsere Nähmaschinen

weltberühmt durch das dazu verwendete Material, die **feine Ausstattung und den leichten Gang**, zeichnen sich auch vor allen übrigen **durch saubere Justirung und grösste Nähfähigkeit aus.** Ueber

dreiviertel Million Nähmaschinen

sind bis heute von uns erzeugt und verkauft worden — eine Zahl, die bisher noch von keiner deutschen Fabrik erreicht wurde.

Eine Naumann-Nähmaschine ist aus dem besten Material hergestellt; wer eine solche besitzt, hat die Gewähr für jahrelange Haltbarkeit und dafür übernehmen unsere Vertreter die weitgehendste Garantie.

Nähmaschinenfabrik u. Eisengiesserei
vormals Seidel & Naumann, Dresden.

Werthvolles Geschenk

Symphonion

Spielwerke in von reichstem mildklingendem Tonfülle und unvergleichlicher Vornehmheit der festlichen Musikhalle thronend.

Illustrirte Preisliste und Notenverzeichnisse gratis.

Jul. Heinr. Zimmermann,
Musikexport, Leipzig.

Badeeinrichtungen

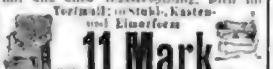
Wanne mit Heizofen; leicht aufzustellen

60 Mark

Badestühle, Douche-Apparate, Kinderwannen, Sitz-, Dampf-, Abseibewannen.

Zimmer-Closets

mit und ohne Wasserspülung, auch für Terrain: in Stuhl-, Kasten- und Eimerform



von **11 Mark** an.

Toilette, Waschtische, Kleiderschränke, Aufwaschtische, Wasch- und Wringmaschinen.

Illustrirte Preisliste kostenfrei.

Zeppernick & Hartz,
Berlin SW., Ollschlägerstrasse 102.

Spielhagen's Zahncrême

bestes

Zahnreinigungsmittel der Neuzeit. Macht die Zähne bei täglichem Gebrauch blendend weiß, conservirt dieselben vor Zahnfäule und Zahnschmerzen.

Franz Spielhagen, Berlin SW. 29.

Probesendungen, 3 Tuben in elegantem Carton gegen Einsendung von M. 1,20 franco.

Versand d. L. Feith, Dresden, A. 15.

Elegante

Reclame-

Bilder-Plakate, Geschäfts- u. Adress-Chromokarten, Umschläge für Preislisten etc.

Stets Neuheiten in feinstem Farbendruck.

Grosser Verlag in Chromos, Bildern, Studien, Gratulationen, Menus, Tisch- und Tanzkarten und Programmen etc. Anfertigung von Special-Aufträgen für Chromodruck, Plakate, Etiketten etc.

Muster stehen auf Verlangen zu Diensten.

Luxuspapierfabrik von Liebich & Kuntze, Leipzig-Reudnitz,
Kunstanstalt für Chromolithographie, feinsten Chromodruck und Prägerei.

Victoria-Cigarretten

zu Festgeschenken geeignet.

Elegante Verpackung zu 100 Stück, kostbar M. 2.—. Auch in Kartons zu 100 und 50 Stück in Kabak- und Cigarrenhandlungen erhältlich.

Compagnie Laferme, Dresden.

Die mildeste aller Toilettenseifen ist

LOHSE's Lilienmilch-Seife

von lieblichem Wohlgeruch; erzeugt nach kurzem Gebrauche **rosigweisse, sammetweiche Haut** und erhält dieselbe **bis ins Alter zart und geschmeidig.** Nur echt mit dem in roter Schrift auf dem Etikett befindlichen Namenszug des Erfinders „Lohse".

GUSTAV LOHSE 45 Jägerstrasse 45, **BERLIN.**

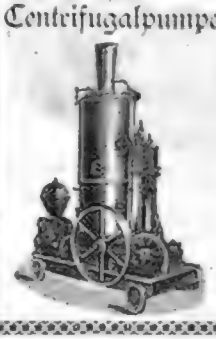
In allen guten Parfümerien, Drogerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

Transportable

Pumpmaschinen

und

Centrifugalpumpen.



Dampfwinden

stets auf Lager bei

Menck & Hambrock,
Altona-Hamburg.

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Confiserien.

ROTHSCHILD'S Taschenbuch für Kaufleute.

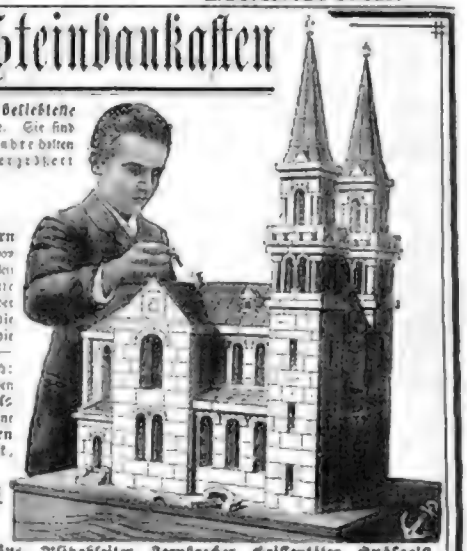
Ein Handbuch für Zöglinge des Handels, sowie ein Nachschlagebuch für jed. Kaufm. Enth.: **Das Ganze der Handelswissenschaft** in übersichtlicher und gedrängter Darstellung. 33. verbesserte Aufl. Mit zahlreichen Übersichten und Tabellen. 64 Bog. geh. M. 7.50, elegant geb. M. 8.50, in Halbfranz M. 9.—. Ausführlicher Katalog über handelswissenschaftliche Werke gratis und franko. Derselbe verzeichnet die neuesten und besten Werke über **Buchhaltung, Kaufm. Rechnen, Warenkunde, Kaufm. Rechtskunde, Wechselkunde etc.,** ferner: **Fremdsprachliche Lehrbücher** (Grammatiken und Conversationsbücher) **für Kaufleute, Handelskorrespondenzen** in zehn Sprachen m. Schlüssel, zum **Selbstunterricht** besonders praktisch u. s. w. Zu bez. durch alle Buchhandl. od. direkt gratis v. Verleger C. A. GLOECKNER in Leipzig.

Schaukelbadewanne

Sollte in keinem Haushalte fehlen. Wird zum Gebrauch mit 2—4 Eimern Wasser gefüllt und durch Ausziehen und Ausdrehen der Beine bequem. Herrlicher Kinderbadeplatz. Neue Konstruktion. Der Mutter ist damit Gelegenheit geboten, ihre Kinder zum **Voll-, Sitz-, Kinder-, Dampf- und Brausebad**; ist Boiler, Leguan und Heizlicht, wiegt 18 kg, dabei sehr handlich. Zum praktischen Gebrauch angelegt. Gediegene Ausführung garantirt. **Preis 40 Mk.** Interessanter Prospekt kostenlos.

C. F. L. Dittmann, Fabrik aller Arten Bade-Apparate, **Berlin O., Hofmarschallstr. 31a.**

Richters Anker-Steinbaukasten



Jahre nach wie vor unerreicht da: Sie sind das **beliebteste Weihnachtsgeschenk** für Kinder über drei Jahre. Sie sind billiger, wie jedes andere Geschenk, weil sie viele Jahre halten und sogar noch längere Zeit noch ergänzt und vervollkommnet werden können. Die echten

Anker-Steinbaukasten

sind das einzige Spiel, das in allen Ländern **ungetheiltes Lob gefunden hat,** und das vor allen, die es kennen, auch Ueberzeugung weiter empfohlen wird. Wer dieses einzig in seiner Art dastehende Spiel- und Beschäftigungsmittel noch nicht kennt, der lasse sich von den unterzeichneten Firma sofort die **neue illustrirte Preisliste** kommen, und lese die darin abgedruckten, hierauf gänzlichen Gutachten. — Beim Einkauf verlange man gefälligst ausdrücklich: **Richters Anker-Steinbaukasten** und weise jeden Kasten ohne die Fabrikmarke **Anker** (Brief als **unecht zurück;** wer dies unterläßt, kann leicht eine minderwerthige Nachahmung erhalten. Die **echten Anker-Steinbaukasten** sind zum Preise von 1 Mk., 2 Mk., 3 Mk., 5 Mk. und höher vorräthig

in allen feineren Spielwaren-Geschäften

des In- und Auslandes.

Neu! Richters Gesellschafts-Spiele: **Ei des Columbus, Blitzableiter, Zornbrecher, Grillentödter, Quälgeist, Kreuzspiel** u. s. w. Preis 50 Pfg. Nur echt mit Anker!

F. Ad. Richter & Cie., K. u. K. Hoflieferanten,
Rudolstadt (Thüringen), Nürnberg, Wien, Olten (Schweiz), Rotterdam, Brüssel, Rue Villerste 54, London E.C., New-York, 17 Warren-Street.

Buchführung

Correspondenz, Rechnen, Schönschrift.
Verlangen Sie gratis Prospect u. Probebrief
Bessere Stellung! Höheres Gehalt!
F. SIMON Berlin O 21 Abtheilung f. Brief-Unterricht

Man verlange ausdrücklich

Leicht löslicher CACAO MOSER

Wohlschmeckend rein und gesund

Je ORG: PACKUNGEN mit FIRMA. M: 2.90-2.60. Per ½ Kilo und lose.

Jedes Dämchen ist

des Standes elegante Lederneuheiten als: schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke, kerntüchtige Werkzeugkästen mit Anleitung und Verlagerungsherren. Preisl. C. M. 10, M. 15, M. 20.

Patent-Brennapparat Mk. 6,50.

Gustav Fritzsche, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
Illustr. Prospekte gratis und franko.

Grosse Ersparnis im Haushalt.

Bremer Kaffeepulver
fertig zum Kochen, unentbehrlich im Haushalt, hilft viele Kleidchen erhalten 5 Pf. No. 1 M. 1.15, Kaffeeähnliche Pflanzenabsätze 1.20 No. 2 M. 1.10 incl. Zoll. Porto Bonn und Emmerich etc.

Zum Selbsten empfehle ich
Hocht. Souchong-Thee à 3, 4, 5 M. Feiner, zarter, feiner Thee à 6, 7, 8 M. Sehr feiner, hochfeiner Thee à 9, 10, 12 M. Zeht hell, Caravane, à 7, 8 M.

Wilhelm Otto Meyer,
Hoflieferant, **Bremen.**

Weihnachtsgeschenke!

C. L. Flemming
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

Wagen bis 12 Ctr. m. Abgeschlossenem Kasten, Hinter- und Klobenbänke; Vogelbauer u. s. w. u. s. w.

Man verlange Preisliste.
Küchen-Handschuhbücke, Wurkrost- und Kücherschränke, Bohnker, Feuerungsherde, Bleichtrockengestelle u. Werke etc. etc. — **Neuheiten.** — etc.

Weihnachtsgeschenke!

Conrad Felsing,

Kgl. Hof-Uhrmacher,
Berlin W., 20 U. d. Linden,
empfiehlt
zur Auswahl angelegentlichst u. mit billigster
Weihnachtsgeschenke
sowie in bedeutender Auswahl nur eigne fabrizierten Lager Taschenuhren, Stutzuhren, Wanduhren, Regulatoren, Toilettenuhren, Wecker, Spieldosen und Musikwerke, Hand- u. Drehpianinos, Klavierspieler, Aristons, Herophons, Singende Vögel, Elektr. Pianos, Kunstguss in Kompositum-Bronze: Busten, Statuetten, Monumente zu billigsten, zu jedem einzelnen Stück in Zahlen deutl. bemerkt. Preis. Umtausch bereitw. Versand gegen Preisl. frko.

Warnung.
Der grosse Erfolg, den unsere
Pat.-H-Stollen
errungen, hat Anlass zu verschiedenen **verbotenen Nachahmungen** gegeben. Man kaufe daher unsere
Stets scharfen
H-Stollen
ausdrücklich unmöglich nur von uns direct, od. nur in solch. Eisenhandl., in denen unser Plakat (Rother Husar i. Hufeisen) ausgehängt ist. Preisliste u. Zeugn. gratis u. frei.

Leonhardt & Co.
Berlin, Schiffbauerdamm 3.

Creolin Pearson

das beste und billigste
Desinfectionsmittel.
Unübertroffen und nicht ätzend
Wasserscheue, Arsenik, Abdeckereien durch
William Pearson & Co. HAMBURG

LIQUEUR PILLEN
Dr LAVILLE
RHEUMATISMUS GICHT

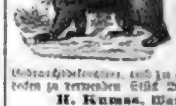
Der Liqueur heilt sicher, die Pillen chronische Leiden. — Best. unter Jahren von Aerzten und in Krankenhäusern mit grossen Erfolg angewandt. Versand auf Verlangen Verpackung. 10 Jahr Attest.

Dr. von Hartungen's
Naturheilanstalt
RIVA am Gardasee.
Sonnen- und Dampfbäder, Milchkuhe und Bewegungskuren. Wochenpreis von 35 Mark aufwärts. Näheres über Riva in Dr. von Hartungen's „Handbuch der klimatischen Heilkunde" bei Issleib-Schubart Berlin. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

109 Paar blutrote Kaffern-Ochsen-Augen,

reizend, Einzeln, a Paar 1.50 m. Sperrspannweite, Paar a Ward spreizende grosse und grüne Tarantulen 1.50 zu Garten-Festen sprechend, verschiedene Schlangen, Affen, Papageien, Schildkröten, bei Handel 1 Mill. Stollen. Versand unter Nachnahme oder sicherer Einsendung des Betrages, unter Garantie lebender Ankunft.

Jubiläe Geschenkenden.



Ferner 6-8 Tripel gegen 1000 m. Lanz, 60 cm. hoch, mit schneeweissen langem Haar, mit schönsten Ersatzhorn, jed. nicht zu unterscheiden, hochelegante Garnituren, auch zu eleganten Schlittenzügen zu verwenden. Stück 20 Mark.

H. Kumm, Warmbrunn i. Schl. Zierviehhandlung.

Die echten
Offenbacher Pfeffernüsse sowie
Brenten und Bethmännchen
feinste Gebäcke zu Wein empfiehlt die
Erste Frankfurter Brentenfabrik
Heinrich Kurtz, Frankfurt a. M.

10 PREIS-MEDAILLEN.
Hygienische absolut säurefreie Präparate

DENTIFRICES DOCTEUR PIERRE

MARQUE DE FABRIQUE
DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS

Berühmt durch ihre aromatischen und astringirenden Eigenschaften.
Ueberall erhältlich.

Schmerzstillendes Mittel

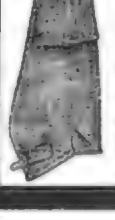
Analgen — Dr. — Vis.
Mit grossen Erfolge klinisch und privatärztlich erprobt. Gegen Gicht- und rheumatische Schmerzen, Migräne, Neuralgie und Ischias. Unangenehme Nebenwirkungen fehlen vollständig. In allen Apotheken zu haben, Literatur zu Diensten, Dahl & Co., Barmen.

Prämiirt mit der Medaille der Kriegskunst-Ausstellung Köln 1899.

D. R.-Patent No. 52070.

Kleiderbügel „Puck", einfacher Apparat

zum zweckmässigen Aufhängen von Hose, Weste, Rock.



Die Hose nimmt in kurzer Zeit die ursprüngliche Form an, erscheint wie aufgebügelt und die vom Tragen herrührenden Falten verschwinden, beim Rock die herausgedrückten Schultern.

Ordnung

Raum-Ersparniss.
Ordnung im Schrank,
kein abgerissenes Aufhängsel mehr!

Der ganze Anzug, Hose, Weste und Rock hängt geordnet zusammen; dort, wo selbst vorher nur der Rock Platz fand, hängen auch Hose und Weste, ohne mehr Raum zu beanspruchen.

Sowohl Hose als Rock sollten immer nur sehr kurze Zeit am Aufhängsel hängen, das Eigengewicht verzerrt die Kleidungsstücke, wenn sie Aufhängsel hängend, schröcklich, während dieses Eigengewicht beim Puck die gute Form der Kleidungsstücke weder herstellt.

M. —.60 einfacher Puck (Modellbügel) für Hose — Rock | M. 5.—
„ 1.20 Puck mit Lederstreifen . . . | „ 10.—
(Die Lederstreifen schonen den Rock.)

Elegante Pücke polirt, gebürstet, Intarsia etc. in feinen Stilen.

Berlin, Kleine Frankfurterstrasse 5.
Hamburg, Grosse Bleichertwiete 12.

Puck & Co.

Ehren-Diplom und goldene Medaille Madrid 1892.

71. Band.
Sechsundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3,50.

Die Schwestern.

Roman

von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

„Haben Sie keine Verwandte, die Sie besuchen könnten zu Weihnacht?“ fragte Marianne teilnehmend.

„Einen Bruder, verheiratet. Der hat aber eine fatale Frau — wissen Sie, 'ne Frau mit drei heiratsfähigen Schwestern. Mein Bruder wohnt in Metz und die heiratsfähigen Damen bei Ostrowo. Seit ich gemerkt habe, daß allemal eine von ihnen ganz Deutschland durchquert und auch nach Metz geladen wird, wenn ich da bin, seitdem drücke ich meine Bruder-, Schwager- und Onkelliebe bloß noch durch Geschenke par distance aus,“ erzählte er mit großem Behagen.

„So eheschen,“ sagte Marianne lächelnd, „aber das gefällt mir. Das ist doch gesinnungstüchtig und konsequent.“

„Hören Sie 'mal,“ sprach Eicke, während Günther für sie gutmütig eine Poularde zerlegte, „da fällt mir etwas ein — richtiger, auf. Sie könnten doch schon längst verheiratet sein, gnädiges Fräulein! Warum sind Sie es noch nicht? An Anträgen hat es nicht gefehlt, das versteht sich bei Ihnen von selbst. Darf ich schließen, daß wir Gesinnungsgenossen sind?“

Marianne wurde rot. Obgleich Eicke zu den Menschen gehörte, die alles sagen können, fand Günther von Hanstein diese Frage doch taktlos.

„Nehmen Sie das immerhin an,“ sagte sie und bot ihm eine Schüssel. Eicke hielt die Schüssel fest, es waren heiße Kartoffeln darin, und während ihm der Dampf davon sich ins Gesicht wölkte, sah der Doktor über seinen Kneifer rand hinweg Marianne an.

„Aber wenn Sie dennoch heiraten — ich weiß, Sie thun es nicht — dann würden Sie nur Doktor Eicke nehmen?“ fragte er.

Darüber mußte Marianne lachen. Günther kannte aber den Mann besser und eine große Unruhe kam ihm, daß am Ende gar in seiner Gegenwart ein Heiratsantrag gemacht und vielleicht gar angenommen würde.

„Lachen Sie nur,“ sprach er ergeben und stellte endlich die Schüssel hin, „ich weiß doch, daß Sie und ich wunderbar zusammen passen würden. Hanstein, geben Sie mir recht. Haben Sie schon zwei Menschen gesehen, die so zusammen passen würden wie Fräulein Marianne und ich? Sie ist die geborene Doktorsfrau. Freundlich, geduldig, vertrauend,

Weihnachten auf dem Schiff. Originalzeichnung von A. v. Rößler.

gesetzt. Schade, schade, schade. Wir thun beinahe unrecht. Wissen Sie:

„Seelen, die der gleiche Ruf erfüllt,
Eine Fackel zu werden der Vollendung,
Trennten sich und logen ihrer Sendung.“

Günther setzte vor Erstaunen eine Flasche hin, die er gerade erfaßt gehabt, um Eickes Glas vollzuschenken.

„Sie sind poetisch? Sie citiren?“ fragte er.

„Citiren thu' ich oft. Man kann nicht immer mit seinen eigenen Gedanken denken, das kostete viel Gehirn. Verse freilich — die citire ich nur so 'mal in diesen Tagen. Ich bin anders wie der heut aktuelle Tannenbaum, ich grüne nur zur Weihnachtszeit. Also, Fräulein Marianne, wenn Sie sich in mich verlieben wollen, ist heute die einzige und erst nach einem vollen Jahr wiederkehrende Gelegenheit. Hören Sie 'mal, Hanstein, Ihr Erstaunen über meine Belesenheit in moderner Lyrik hat sich, wie es scheint, immer noch nicht gelegt, denn Sie schenken mir nicht ein.“

Mariannes Art war es nicht, über solche Dinge Scherzgespräche zu führen. Und daß sie es gar in Günthers Gegenwart sollte, erschien ihr doppelt peinlich. Aber sie fühlte wohl, daß es nicht angebracht sei, den guten Mann durch einen zurechtweisenden Ernst zu kränken.

„Ich werde mich hüten, mich in Sie zu verlieben,“ sagte sie; „ein Mädchen, das sich in einen Mann mit solchen Grundsätzen verliebt, muß doch unglücklich werden.“

Eicke sah sie an, es schien Günther, als läge etwas unruhig Forschendes in seinem Blicke, obgleich er mit dem gewohnten, von gemütlicher Fröhlichkeit erwärmten Ton sprach:

„Aber ich bitte Sie, mein liebes Fräulein — ich bin Kavalier — ich bin Psycholog. Die eine wie die andere Eigenschaft verbietet mir, Sie unglücklich zu machen. Ich würde meine Grundsätze ändern, falls Sie . . .“

„Aber damit wären ja noch die meinigen nicht anders geworden,“ fiel Marianne schnell ein, denn auch ihr wurde nicht ganz behaglich unter Eickes Blick.

„Also Ehefeindin von Charakter! Selbst einer etwaigen Liebe zum Trotz! Also stoßen wir an, mein Fräulein: es lebe die Freiheit.“ Marianne stieß, wieder unbefangen, mit ihm an.

„Was ist aber schließlich die Freiheit für einen Menschen, der zu anständig gegen die Allgemeinheit fühlt, um sich in Egoismus zu verkapseln. Man opfert sich für Hinz und Kunz auf. Man hat die Freiheit, sich für die schönen Augen der ‚Nächstenliebe‘ zu schinden. Die schönen Augen eines eigenen Weibes oder eines eigenen Gatten belohnen einen doch direkter. Na — es ist bei mir allzu bildlich gesprochen — mit schönen Augen kann ich nicht aufwarten,“ sagte Eicke, immer melancholischer werdend.

„Ich merke,“ sprach Hanstein, „man muß mit Ihnen am Weihnachtsabend soupirt haben, um Sie zu kennen.“

„Lieber Freund,“ rief Eicke, „ich gäb' 'was drum, wenn ich nur wüßte — welches ist mein wahrer Mensch. Der vom Alltag, der nur an sein ungestörtes Behagen denkt? Oder der vom Weihnachtsfest, der sich nach 'was Liebem, Innigem, Häuslichem sehnt. Fräulein Marianne! Sie stehen auf, Sie wollen wieder ihre Krankenwache antreten. Gut. Wir wollen aber das Wort Lügen strafen, ‚was Du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück‘. Sie haben heute den Moment verpaßt, sich in mich zu verlieben. Wir sprechen nächste Weihnacht weiter davon. Ich lade mich schon heute ein. Aber dann keine Poularden — ich mache mir nichts draus. Bei einem Rehrücken entwickle ich besseren Humor.“

Marianne gab ihm die Hand. Sie lachte und konnte jetzt nicht begreifen, daß ihr seine Reden nur einen Augenblick unbehaglich gewesen seien.

„Ich will daran denken,“ versprach sie, „und jetzt gute Nacht. Aber ich will heute nicht von Ihnen scheiden, ohne Ihnen zu danken, innig, innig danken für das, was Sie seit vier Wochen an Petra gethan.“

Sie drückte seine Hand mit ihren beiden und sah ihm warm und gerade, lange in die Augen.

Er schüttelte wortlos ihre Hand und sah ihr nach, als sie ging, nachdem sie Günther flüchtig zugenickt hatte.

„Donnerwetter,“ sagte er dann, wie aus einem Traum erwachend, „ein Paar Augen hat sie im Kopf! Windelweich wird einem, wenn sie so gut und treu guckt. Was Dank. Gefreut hab' ich mich, daß die Petra krank war — dadurch hatte ich doch das Vergnügen, täglich zweimal das liebste Mädel von der Welt zu sehen.“

Günther sah ihn ernst an.

„Mir scheint, lieber Freund, Sie sind ernsthaft in Marianne verliebt.“

Eicke setzte sich wieder.

„Verliebt? Nein, darnach ist mein Temperament nicht. Aber heiraten möcht' ich sie und gut sollte sie's haben bei mir. Warm, warm! Achten, schätzen, lieben wollt' ich sie!“

Er schlug mit der flachen Hand kurz auf den Tisch.

„Zum Henker, Hanstein, Sie sind immer verschlossen, aber solch stumme Rolle wie heute sah ich Sie noch nie spielen. Sagen Sie doch einen Ton.“

„Was soll ich sagen?“ fragte Günther, er war bleich geworden. Die Worte, die der andere gesprochen, hatten ihn erfaßt — er fühlte, daß hier eine ehrliche Liebe sprach.

„Sagen sollen Sie mir, ob Sie glauben, daß ich Aussicht habe, Ihr Schwager zu werden. Einen nettern kriegen Sie nie. Was soll ich Ihnen meine vielen Vorzüge erst rühmen. Sagen sollen Sie mir, ob wohl ein Frauenzimmer wie Marianne sich darüber hinwegsetzen kann, daß ich halb und halb von den Damen für einen komischen Kerl gehalten werde. Sagen sollen Sie mir, ob Sie für mich den Freiwerber spielen wollen. Wenn ich selbst einen Antrag mache, kommt es doch heraus, als meine ich es gar nicht so. Das haben Sie doch vorhin gemerkt. Mir war's Ernst. Seit vierzehn Tagen ist mir's Ernst. Ich will mich mit ihr verheiraten. Leider brauche ich dazu aber doch erst einmal ihre Zustimmung.“

Eicke war ersichtlich wütend über all diese Schwierigkeiten.

„Wenn unser einer sich entschließt, muß es glatt gehen,“ fügte er noch hinzu.

„Ihre Wünsche kann ich Ihnen in der Mehrzahl nicht erfüllen. Weder kann ich Ihren Freiwerber machen, noch Ihnen sagen, ob Sie Aussicht haben, mein Schwager zu werden. Nur das eine weiß ich, daß Aeußerlichkeiten nie für einen Charakter, wie der Mariannens ist, bestimmend wirken und daß sie — wenn sie Ihnen sonst geneigt sein wollte oder sollte — sich nicht an dem Mangel schwarzer Locken und romeoartiger Jugendgrazie bei Ihnen stoßen wird,“ sprach Günther langsam, als koste ihn jedes Wort Besinnen.

Eicke strich über seinen lichten, blonden Scheitel.

„Das ist schon etwas,“ sagte er zufrieden. „Und ich soll also selbst ins Feuer?! Na, ich werde noch etwas warten. Einstweilen ist Petra noch so schwach, daß ich täglich kommen muß. Ich habe also täglich noch die Freude, sie zu sehen, auch ohne andere Rechte an das Haus, als die des Arztes.“

Günther horchte nach den Stimmen, die aus dem Salon herüber schallten. Frau Dallmer war heruntergekommen und saß bei Malve. Der Gatte der jungen Frau mochte seine Gründe haben, eine intime Unterhaltung zwischen Mutter und Kind nicht zu wünschen. Er stand auf.

„Kommen Sie, Eicke,“ sprach er, „ich will meine Frau nach Hause führen.“

Eicke hätte gern noch gesessen, stundenlang. Wenn er sich nach Tisch eine Cigarre angesteckt hatte, war es sein größtes Behagen, an abgedeckter Tafel zu verweilen, den Aschbecher auf dem Tischtuch vor sich. Dann war er gesprächig, offenherzig, gut gelaunt und vergaß allmälich all seine kleinen Unzufriedenheiten.

Nun mußte er sich aufstören lassen und in die Winternacht hinaus. Dabei war es erst neun Uhr. Eine Zeit für kleine Kinder, zu Bett zu gehen.

Mürrisch sagte er den Hansteins an deren Gartenpforte gute Nacht. Auf Malve war er ohnehin so böse seit einiger Zeit, daß er es sie durch Rauheit deutlich merken ließ, und Malve hätte ihn auch am liebsten abgeschafft, wenn sie das nur gedurft hätte.

Mürrisch kam er in sein Haus. Er bewohnte ein Parterre. Den ersten Stock hatte er an ein kinderloses Ehepaar vermietet.

Natürlich, seine Haushälterin und sein Diener waren aus. Die Haushälterin brachte den Festabend bei ihrer verheirateten Tochter zu, woselbst man ein festliches Mahl, beschafft aus Eickes Speisekammer, hielt. Eicke wußte das ganz gut. Aber die Haushälterin war sonst tüchtig, bestohlen zu werden sah er als sein Hagestolzenschicksal an. Der Diener hatte einen „Schatz“, natürlich. Alle jungen Menschen haben einen.

Aber über ihr Vergnügen hätten seine Leute wenigstens nicht vergessen sollen, die Zimmer zu erleuchten.

Er stieß sich an der Kante seines Schreibtisches. Dann, als er endlich die Lampe angezündet und den Cylinder über den brennenden Docht stülpen wollte, zerbrach er das Glas.

Anstatt seiner gemütlichen Arbeitslampe mußte er nun bei einer festlichen Prachtlampe sitzen, die ihr Licht durchs ganze Zimmer goß, aber nur nicht gesammelt auf den Schreibtisch.

Es war sehr schön warm im Zimmer, denn der Löhnholdtsche Ofen brannte Tag und Nacht. Indessen bildete Eicke sich ein, es sei kalt.

Es sollte kalt sein, kalt, ungemütlich, einsam — nicht zum Aushalten.

Er trug sich alles zusammen, um sich einen Grog zu brauen. Unter dem kleinen Nickelkesselchen brannte bald die Spritflamme.

Eicke saß davor, in seinen Schreibstuhl zurückgelehnt, beschienen vom kalten Licht der anspruchsvollen Lampe und starrte in die flackernde bläuliche Flamme.

Er ging strenge mit sich ins Gericht, ließ kein gutes Haar an sich und fand, daß er verbohrt, dumm, schändlich an sich gehandelt habe.

Seit sechs Jahren schon kannte er Marianne Dallmer. Also, er hatte schon vor sechs Jahren um sie anhalten können.

Ob sie wohl ja gesagt hätte! Er dachte nach. Es hieß, sie habe dem Professor Lazar einen Korb gegeben.

Lazar war ein großer, hagerer Mann und sehr gelehrt.

Also weder Größe, noch Hagerkeit, noch zur Schau getragene Gelehrsamkeit zog sie an.

Dann sollte sie den Rittmeister von Reitenbrunn abschlägig beschieden haben. Das war ein schneidiger Husar, Sportsmann, schön, schwarzäugig.

Eicke stellte fest, daß er selbst weder wie Lazar groß, hager, Bücherwurm, noch wie Reitenbrunn schneidig, schwarzäugig, schön sei.

Wenn Marianne alle diese Qualitäten nicht gefallen hatten, würde sie dieselben auch bei Eicke nicht entbehren. Der logische Schluß lag zu nahe, daß sie ihn, gerade weil er diese entbehrte, wahrscheinlich vorziehen werde.

Ja, auch Günther hatte bestätigt: sie war ein innerlicher Mensch und gab nichts auf Aeußerlichkeiten.

Heftig rückte Eicke seinen Stuhl an den Tisch. Ein Block Rezeptpapier lag zum Schreiben bereit. Schon schwebte die Feder tintenfeucht über den länglich schmalen Papierstreifen, als Eicke sich besann, daß man „so etwas“ nicht auf ein Rezeptpapier schreibt. Er nahm einen Bogen Postpapier her und schrieb:

„Mein teures Fräulein!

„Da Sie es mir, wenn ich zu Ihnen spreche, doch wahrscheinlich nicht glauben, schreibe ich es Ihnen. Seit Jahren war es meine Behauptung, daß, wenn ich einmal heiraten werde, ich nur Marianne Dallmer nehmen würde. Ich pflegte hinzuzufügen, daß ich es aber nie zu thun gedenke. Dies war ein frevelhafter Irrtum von mir. Am Krankenbett Ihrer Schwester habe ich mich davon überzeugt, daß wir uns heiraten müssen. Ihre stete Nähe würde aus mir einen sehr glücklichen Menschen machen. Wie man ein Weib glücklich macht, ist mir eine noch unbekannte Wissenschaft, aber ich würde mit eifrigster Gelehrsamkeit alles versuchen, darin Erfolg zu haben. Besinnen Sie sich nicht zu lange, wenn man bedenkt, daß wir schon seit fünf Jahren

hätten Mann und Frau sein können, komme ich mir wie ein Verbrecher aus Saumseligkeit vor.

Von ganzem Herzen der Ihre

Eicke."

Inzwischen hatte das Wasser angefangen zu kochen. Der Deckel des Kesselchens hob sich zuweilen, getragen von den brodelnden Blasen. Mit pedantischer Gewissenhaftigkeit braute der Doktor sich nun seinen Grog. Er warf die Stückchen Zucker einzeln in das Glas, goß vorsichtig Wasser darauf und mit geradezu liebkosender Sorgfalt faßte er die Cognacflasche an, als könne sie bei hartem Griff ihm zwischen den Fingern zerbrechen.

Dann saß er in seinen Schreibstuhl zurückgelegt, die Arme auf den Lehnen und sah auf den beschriebenen Briefbogen. Daneben stand das Grogglas mit der dampfenden Flüssigkeit. Schon nach den ersten Schlucken, die der Doktor in regelmäßigen Intervallen nahm, rann ihm das Wohlbehagen durch die Glieder, dessen er sich im allgemeinen sonst stets erfreute und das ihm heute abend so merkwürdig abhanden gekommen war.

Also wahrhaftig — er hatte einen Heiratsantrag niedergeschrieben. Den ersten seines Lebens! Wer ihm das prophezeit hätte!

Sonderbar, seine Handschrift sah ihn an wie etwas Fremdes, fast elegant und leichtfertig. Sonst schrieb er enger und krittlicher.

Die erste Seite endete mit den Worten: „daß wir uns heiraten müssen!" Und diese Worte allein waren es, die sein Auge zuletzt nur noch sah. Sie standen förmlich in Monstergröße da.

Um sich von diesem beunruhigenden Anblicke abzulenken, nahm er ein Buch vor. Es war ein wissenschaftliches Werk, der Autorname eines großen Kollegen stand darauf. Mit epikuräischer Freude vertiefte Eicke sich in die Lektüre. Sein Geist ging mit und sah hinein in die ungeheuren Perspektiven, welche der große Forscher seiner Spezialwissenschaft eröffnete.

Seine Seele weitete sich in den reinen, ungestörten Genüssen, und eine unnennbare Zufriedenheit nahm Besitz von ihm. Das Gefühl des Respektes vor Männerkraft und Forscherfleiß war ihm ein Vergnügen, welches ihn im Augenblicke völlig ausfüllte.

Nahm er dazwischen einen Schluck, fiel sein Auge immer auf das: „Daß wir uns heiraten müssen."

Allmälich las sich das wie eine Drohung.

Freilich, wenn er verheiratet war, floh die heilige Stille aus diesem Raum. Adieu wissenschaftliche Sammlung, adieu friedliche Ruhe beim Glase Grog. Anderes Jahr um diese Zeit wären die Räume wahrscheinlich voll von Gästen. Ein Weihnachtsbaum verstreute seine Nadeln und Kerzen tropfen vom schmelzenden Stearin Flecke auf den Tisch nieder. Anstatt so erquicklich zu lesen, würde er wahrscheinlich die Honneurs gegen die Schwiegermama und die Schwägerinnen machen müssen.

Es hing doch verflucht viel drum und dran bei so einer Heirat.

Ja, wenn man die liebliche, herrliche Marianne so allein haben könnte wie ein vom Himmel heruntergefallenes Waisenkind — das wäre schöner gewesen. Sie würde still neben ihm sitzen, auch lesen und vielleicht auch Grog trinken.

Er las weiter. Er kam an eine Stelle, wo der Autor eine hypothetische Frage that und sich selbst beantwortete: „Ich sage nein!" Durch eine plötzliche Ideenverbindung kam der Doktor durch dies: „Ich sage nein!" auf seinen Heiratsantrag.

Wie, wenn Marianne auch „nein" sagte!! Ein schändliches Gefühl durchrieselte ihn, ein Gefühl wie Lampenfieber oder Feigheit vor der Schlacht. Er fühlte sich nach dem Puls. Beschleunigtes Tempo! Da hörte doch alles auf.

Wenn sie nein sagte! Was dann? Dann hörte sein Verkehr im Dallmerschen wie im Hansteinschen Hause ganz auf und er sah einfach Marianne nie mehr. Nie. Jetzt und so hatte der Tag doch immer einen lichten, reizvollen Moment für ihn — den, wo er sie sah.

Ja, ja — die Sperlinge in der Hand und die Tauben auf dem Dach — eine uralte Geschichte. Ob's nicht klüger war, das bißchen sichere Vergnügen an Mariannes Dasein sich zu bewahren, als es am Ende ganz verlieren? Aber Unsinn — wie sollte sie nein sagen. Und er ging noch einmal die Art der beiden abgelehnten Freier durch, um sich nochmals darüber zu beruhigen, daß er selbst ganz andere Qualitäten habe. Vielleicht keine schöneren — aber das ist ja Geschmackssache.

Sein Glas war leer. Er braute sich das zweite.

Plötzlich fiel ihm ein, daß gelegentlich bei Hansteins, wenn die Männer an rauhen Abenden, wie Seeleute und norddeutsche Küstenbewohner pflegen, ihren Grog tranken, Frau Dallmer zu sagen pflegte: „Aber, Günther — schon das zweite!"

Diese kleine, gewiß harmlose Aeußerung gewann plötzlich eine symptomatische Bedeutung.

Eicke starrte auf die unheimlichen Worte: „Daß wir uns heiraten müssen." Hieß das nicht eigentlich, daß er alle seine zwanglosen Gewohnheiten ablegen müsse: warm schlafen, wo er liebte kalt zu schlafen; abends plaudern, wo er liebte still zu lesen; ausgehen müssen, wenn er liebte zu Hause zu bleiben, mit Verwandten rücksichtsvoll höflich sein, wo er liebte, ganz ohne Verpflichtungen zu bleiben; sehr viel aufregende Zeremonien durchmachen, wo er die Erregungen haßte — o, wo war da ein Ende!

Er strich sich über den lichten Scheitel und seufzte.

„Mein Gott, nein," murmelte er vor sich hin, „wir müssen uns ja keineswegs heiraten."

„So ist der Mensch," dachte er, „erst sieht er immer nur das Schöne einer Sache und nachher kommt das Unbequeme zum Bewußtsein."

Wahrscheinlich, da er und Marianne doch so außerordentlich gesinnungsverwandt waren, würde es ihr ebenso gehen. Ohne Zweifel hätte sie mit derselben Ueberzeugungsinnigkeit gesagt, es sei gewiß, „daß wir uns heiraten müssen." Aber dann wären auch ihr die Erwägungen gekommen.

Er stand auf. Er nahm den Heiratsantrag und trug ihn zum Ofen. Wie hinter dem Marienglase das Papier sichtbar verlorderte, wurde es in Eickes Seele wieder hell.

„Es wäre sehr, sehr schön gewesen," sagte er vor sich hin, „aber sie und ich, wir sind zum Ledigbleiben vorbestimmt. Angenommen hätte sie den Antrag — ‚ja' hätte sie gesagt, das ist gewiß."

So ging die einzige ernstliche Heiratsabsicht des Doktors in Flammen und Asche unter.

So erfuhr Marianne nie, was ihr einige Stunden lang ernstlich zugedacht gewesen, und so erfuhr Eicke nie, daß sie doch „nein" gesagt haben würde.

XII.

Wieder gingen einige Wochen in das Land. Es war ein harter Winter, lange Perioden klaren Frostes wurden unterbrochen durch heftige Schneestürme. Man freute sich über jeden Tag, der überwunden war, und der Beginn des Februars schien doch ein Ende all der Winternot zu verkünden. Mochte auch noch kein mildes Lüftchen wehen, mochten auch die Schneelasten unverändert liegen bleiben — immerhin ging es zum Frühling.

Günther von Hanstein sehnte ihn herbei wie noch nie. Denn über sein Haus und sein Leben hatten sich dunkle Wolken gesenkt. Alle Freudigkeit war daraus gewichen und schlimmer noch, auch der Mut wollte sich nicht mehr aufrecht halten lassen.

Was der Mann sich damals an Malves Bett geschworen, hatte er gehalten. Geduldig, barmherzig und liebevoll hatte er sie gehegt und gepflegt. Rastlos versucht, ihr Gemüt zu erheitern, ihren Geist zu erquicken.

Sie aber nahm die ungeheuren stillen Opfer seiner Selbstüberwindung hin wie ein krankes Kind ein Spielzeug. Sie merkte, daß seine Fürsorge sich verdoppelte — sie nahm tyrannisch seine ganze Person fast in Sklavendienst. Sie merkte, daß seine Strenge mit ihr einer zarten, andächtigen Wachsamkeit über ihre Stimmung gewichen war — sie schwelgte in Launen, deren unbegrenztes Austoben sie als ihr Recht in Anspruch nahm. Mit einem Wort, sie mißbrauchte die zartsinnige Großmut des Mannes.

Er rang oft schwer mit sich und mehr wie einmal geschah es, daß er hastig von ihr ging, um seines auflodernden Zornes Herr zu werden.

Aber er wußte: Dieses Leben und diese Seele waren ihm anheimgegeben, es war seine Pflicht, um ihre Rettung bis zum äußersten zu ringen und er war nicht der Mann, je einen Posten zu verlassen, auf den er gestellt war.

Und er sah, Malve war tief unglücklich. Freilich durch eigene Schuld. Aber Günther war von dem Bewußtsein durchdrungen, daß es nicht ihm zukam, zu richten und zu verdammen, sondern zu helfen und zu retten.

Oft versuchte er, sie zu einer Aussprache zu bewegen. Er bat: „Sieh in mir Deinen Vater, Deinen Bruder, oder gar Deinen Priester — beichte Deinen Gram." Umsonst. Sie äußerte ihre Launen, ihre Unzufriedenheiten — aber nie offenbarte sie wieder wie damals, was in der Tiefe ihrer Seele vorging.

Vielleicht konnte sie das nicht einmal vor sich selbst in Worte kleiden. Sie war krank vom Warten, krank von der Ungewißheit, krank von empörter Eitelkeit.

Tag um Tag hatte sie auf eine Zeile von Franziska Görne-Hellfeld gewartet. Die Freundin mußte ihr doch schreiben, ihr doch sagen, was sie, Malve, thun sollte. Ihr von Oswald von Bodmann Kunde geben, ihr Trost und Mut zusprechen.

Aber Woche um Woche verrann, ohne eine Stunde.

Und der Mann selbst, der ihr doch gesagt, daß er sie liebe und nicht ohne ihren Anblick leben könne, er gab kein Zeichen. Er mußte doch wissen, daß sie in heimlicher Seelenmarter verging und er schwieg. Er kam auch nicht in das Dallmersche Haus. Er war wie verschwunden.

Endlich drang ein Gerücht an Malves Ohr. Bodmann sei verreist, es heiße nach Wien.

Ihr fiel nicht ein, daß diese seine Reise einen Zusammenhang mit der Reise Franziskas haben könne. Sie lebte sich in interessante Phantasien hinein, sah Bodmann die Welt ruhelos durchwandern auf der Flucht vor einer unglücklichen Liebe.

Wie elend war sie — wie elend er! Und alles nur, weil dieser harte Mann, dieser verblendete Günther sie nicht freigeben wollte und weil ein übermächtiges Schicksal sie für jetzt auch noch in Günthers Haus festhielt.

Vielleicht hatte er auch durch die Mama alles erfahren, und die liebe Mama schwieg nur gegen Malve selbst aus Schonung.

Der Mutter wenigstens klagte Malve sich aus. Und Frau Dallmer hatte einen unerschöpflichen Schatz von gefährlich tröstlichen Gemeinplätzen.

Daß es in jeder Ehe Kämpfe gebe; daß gewiß Günther viel zu rauh und hart gegen die süße Malve sei; daß man wahrhaftig von dem ewigen Wort Pflicht nicht allein glücklich werden könne und daß Günther seine poetische, schöne, liebe, kleine Frau nicht verstehe. Aber Malve müsse eben Geduld behalten, es werde noch alles wieder sonniger, im Leben wechsle nun einmal Licht und Schatten.

Aus diesen tröstlichen Unterredungen sog Malve immer neues Gift. Besonders auch, weil mit ihr Frau Dallmer fest überzeugt war, daß Bodmann sich in Gram um die unerreichbare Geliebte verzehre — denn wie war es anders möglich — mußte nicht jedermann ihr Kind, ihre Malve lieben. Ja, ihre Muttereitelkeit war zuweilen angenehm mit dem Gedanken beschäftigt, daß Malve der Gegenstand einer tragischen Leidenschaft sei. (Fortsetzung folgt.)

Weihnacht.*)

Weihnachtsfestzeit, liebliche du und traute,
Die den gabenspendenden Baum uns baute,
Ob im Lebensstrome wir flüchtig treiben,
Wirst du uns bleiben.

Lieber Baum mit Flitter und bunten Lichtern,
Angestaunt von kindlichen Frohgesichtern,
Goldne Zeiten bringest du hold uns wieder
Himmelhernieder.

Aus den starren Aesten des Tannenbaumes
Kommt es wie ein Weben des Jugendtraumes,
Und uns wird beschieret im Glück der Kleinen,
Was wir beweinen.

Mag der Schmerz auf unsere Scheitel drücken,
Mag die Zeit uns beugen die müden Rücken —
So ist uns noch einmal vergönnt auf Erden
Kinder zu werden.

*) Aus der Sammlung „Gedichte" von P. Saal (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart).

Weihnachtsscherze in England.

ung von F. Barnard.

Unsere Weihnachtsbilder.

(Hiezu die Bilder Seite 249, 252, 253, 254, 257, 260, 261, 264 und 265.)

Das Weihnachtsfest mit seinem Lichterglanz, mit seinem buntgeschmückten Tannenbaum, mit seiner Kinderlust, mit seinem traulichen, sich von Heim zu Heim erstreckenden Charakter — wen zöge es nicht in seinen Bannkreis, in wem riefe es nicht liebe Erinnerungen an glücklich verlebte Tage wach! Beschauen wir uns nur die munteren Teerjacken auf A. von Rößlers reizendem Bildchen „Weihnacht auf dem Schiff“! Weitab dehnt an dem Werfte der norddeutschen Hafenstadt der Mastenwald sich aus, schon bricht der Abend herein und winterlicher Dämmer umfängt die Häuserreihe und die über ihr sich erhebende hochgetürmte, gotische Kirche; da sind sie nach des Tages Last und Mühe emporgeklettert in dem Tauwerke ihrer Barke, um hoch über dem flatternden Wimpel an der höchsten Spitze des Mastes den grünen Tannenbaum anzubringen. Wie sind sie geschäftig, und wie munter gedeiht unter ihren Händen das Werk! Es ist aber auch Zeit, denn schon zeigt sich von Schiff zu Schiff, von Mast zu Mast das grüne Festzeichen und schon tönt es von rechts und links mit fröhlichem Schiffmannsgruße. Der arme Seemann, er, der fast Tag für Tag mit Gefahren zu ringen hat, der niemals weiß, ob das ihn aus dem sicheren Hafen hinaustragende Schiff ihn je wieder zu der Heimat und den Seinen zurückbringen wird, und der gewissermaßen Tag für Tag über seinem ihm auf der Tiefe des Meeresbodens beschiedenen Grabe wandelt, auch er vermag sich dem Zauber der fröhlichen Weihnachtszeit nicht zu entziehen, auch ihn halten die Erinnerungen an das Elternhaus und die Kindertage in ihrem Banne, und wohl ihm, denn auch ihn schließt an diesem heiligen Abende mit geheimnisvollem Zuge ein, wenn auch noch so entferntes trauliches Heim in seine Kreise, und wäre es auch nur das der großen Menschheitsfamilie, die heute ihr Freuden- und Weihefest feiert.

Ohne Tannenbaum und ohne Lichterglanz, aber nicht ohne die Spuren der einst gemeinsamen altgermanischen Ueberlieferung wird in England das Weihnachtsfest gefeiert, hier mehr ein Fest der winterlichen Familienlust als der Bescherung und der Kinderfreude. Auch hier fehlt es nicht an dem immergrünen Festschmuck, doch wird er nicht von der Fichte und Tanne, sondern von der Stechpalme geliefert, die vor allem, vereint mit der Mistel, das Material zu dem berühmten „Holly-Bush“ abgeben muß, und deren Zweige nach alter, unverbrüchlicher Sitte den Schmuck des für das Weihnachtsfest unentbehrlichen „Plumpuddings“ zu bilden haben. Daß die liebe Jugend bei dem winterlichen Familienfeste nicht zu kurz kommt, zeigt uns der englische Maler F. Barnard in seinem Bilde auf Seite 252 u. 253. Der gute Alte hat eben eine Fuhre Stechpalmzweige zurecht gemacht und will sie auf dem schneebedeckten Waldpfade heimbringen, da auf einmal geht es „Piff!“ „Paff!“ „Puff!“ von allen Seiten; er ist in einen Hinterhalt geraten und die jugendlichen Wegelagerer bombardiren auf ihn los, daß es eine wahre Lust ist. Und auch ihn, den Alten, ergreift die allgemeine Fröhlichkeit, es wird ihm bei dem Ueberfalle wieder ganz jugendlich zu Mut, er macht als guter Kamerad den Spaß mit, glücklich darüber, mit weißem Haar noch einmal das Kind unter Kindern spielen zu können!

In den stimmungsvollen kirchlichen Charakter des Weihnachtsfestes führt uns Albert Riegers „Gang zur Christmette“ ein. Das verfallene Waldkirchlein, die schneebedeckte Lichtung, der klare Vollmondschein, das alles erweckt unwillkürlich in uns die Empfindung, als wolle das Bildchen sich beleben, als breche allmälich aus den spitzbogigen Fenstern wirklicher Lichtschein hervor und als töne uns wie den einsamen frommen Kirchgängern unter gedämpftem Orgelschall eines der alten schönen Lieder von der fröhlichen, heiligen, seligen Weihnachtszeit entgegen.

Aus der Waldeinsamkeit in das Getriebe der Großstadt, aus der Kirchenstimmung in die des gesellschaftlichen Lebens und Treibens! Unter W. Gauses Führung betreten wir den Wiener Weihnachtsmarkt. In buntem Gemisch drängen sich hier die Typen aller Gesellschaftsklassen, die alte und die junge Welt, aber in erster Linie sind es doch die eleganten Wiener Frauengestalten, die dem Bilde sein typisches Gepräge verleihen. Wie in allem, so gibt auch in dem Verkehr des Weihnachtsmarktes die Wiener Eigenart sich kund, die, in Einzelzügen schwer zu definiren, als Ganzes niemals ihren Eindruck auf uns verfehlt. Wir bewegen uns leicht und frei in diesem Milieu, das bei aller vornehmen Zurückhaltung etwas Anheimelndes an sich hat und selbst in den trüben Dezembertag etwas von dem Glanze des Sonnenlichtes fallen läßt.

„Großvaters Weihnachtseinkäufe“ — das hat der Schöpfer des Bildes, K. Kögler, gut getroffen. Wie freuen sie sich, die beiden Alten, und wie weiß „Sie“ zu loben, was „Er“ vom Weihnachtsmarkte mit heimgebracht; das ist eine Uebereinstimmung des Geschmacks und des praktischen Sinns, wie einst in den Tagen, da sie noch so aussah wie das blumengeschmückte Portrait an der Wand. Wie werden die Enkelchen jubiliren, wenn die Bescherung kommt und nach der Bescherung die dampfende Bowle, die Großmutterchen jetzt schon vorbereitet hat! Aber ja das junge Volk nichts merken lassen, ja der Ueberraschung nicht vorgreifen! Sie haben gut überlegen und planen, die Alten, wenn sie nur die Ungeduld und die Neugier des jungen Völkchens mit in Rechnung ziehen wollten! Aber da ist die kleine Welt schon hereingedrungen, freilich von den Alten unbemerkt, und so wollen wir nur hoffen, daß es der verständigen Lene gelingt, die jüngeren Geschwister zurückzuhalten, damit ja Großmütterchen nicht um seine Weihnachtsfreude gebracht wird.

Zu einer Stätte der ältesten und ehrwürdigsten Weihnachtsverehrung führt uns F. de Haenens Zeichnung: in die Geburtsgrotte Christi zu Bethlehem. Die Oertlichkeit stellt sich uns ungefähr so dar, wie sie seit dem achten Jahrhundert erhalten worden ist. Unter der Kreuzung des Chors der um jene Zeit errichteten Kloster-Basilika gelegen, ist die Grotte nur durch das Herabsteigen über mehrere Treppen zu erreichen. Zweiunddreißig Lampen erhellen die genau unter dem Hochaltare gelegene, mit braunem Marmor ausgekleidete Höhlung, auf deren Boden ein silberner Stern die Stätte bezeichnet, an welcher der Ueberlieferung nach Christus zur Welt gekommen ist. Griechen, Lateiner und Armenier teilen sich in den Besitz des Heiligtumes und halten abwechselnd Gottesdienst in demselben; wie die hohe Pforte bei dieser Vielseitigkeit des Besitzes ihr oberherrliches Recht über den heiligen Ort zu wahren weiß, veranschaulicht unsere Zeichnung in sehr augenfälliger Weise.

Wie die bei dem Weihnachtsfeste herrschende Gebefreudigkeit sich über den Kreis des eigenen Heims auszudehnen liebt, ersehen wir aus der Originalzeichnung „Weihnachtsbescherung in einem Berliner Bezirksverein“ von H. Lüders. Die Weihnachtsbäume sind abgebrannt und die Gaben angeteilt, aber damit erschöpft die Gastfreundlichkeit der Veranstalter der schönen Festlichkeit sich nicht. Die zur Bescherung geladenen Gäste, beschenkt, wie sie sind, werden noch bei einander gehalten und von den Damen und Herren des Komites mit einer Erfrischung, Kaffee, Schokolade und Kuchen bedacht, damit der Abend sich für sie zu einem wirklich festlichen und fröhlichen gestalte und als solcher lange noch in ihrem Gedächtnisse fortlebe.

„Junggesellen-Weihnachten“, in der That ein Stimmungsbild, was der Münchener Karl Hartmann uns da enthüllt! Freilich, um seine Stimmungstiefe zu ergründen, muß man selbst längere Zeit in dem unseligen Stande verbracht haben, dem die Gottheit des sanften Eheglücks nicht hat lächeln wollen. Alsdann aber, das heißt mit dieser Erfahrung, gestaltet der Wahrheitsausdruck des Bildes sich auch zu einem ergreifenden und überwältigenden. Betrachtet ihn nur, den „Enterbten der Gesellschaft“! Wenn alles sich freut, wenn alles zum traulichen Familienkreise sich zusammenschließt, gibt es für ihn keine Stätte, an der er weilen, kein Herz, dem er sich erschließen kann — einsam ist er an das öde — wenn auch seit Einführung des „Amerikaners“ nicht mehr absolut frostige — Heim gebannt, und einsam muß er dessen sich freuen, was mitfühlende Gemüter ihm gespendet. Aber was frommt der Duft der besten Cigarre, die Blume des erlesensten Rheinweins, was der perlende Champagner und die raffinirtesten Leckerbissen, was überhaupt jeder Lebensgenuß, wenn die Freude nicht geteilt und dadurch erst zu einer wirklichen erhoben werden kann! Darum das Auge auf das Bild gerichtet, ihr, die ihr die Pfade des freudlosen Junggesellenlebens wandelt, nehmt euch ein Beispiel an dem unglücklichen Bruder und richtet ernstlich die Frage an euer besseres Ich, ob ihr nochmals ein Weihnachtsfest wie das jenes unseligen Menschenkindes mitmachen wollt!

L. H.

Das verschenkte Kind.

Eine Berliner Weihnachtsgeschichte.

von

Marie Giese.

Im Dom zu Berlin war die Christabendandacht beendet. Gleich einem dunklen, breiten Strom drängte sich die Menge aus dem Portal und ergoß sich in allen Richtungen durch die Stadt. Die Weihe, welche die Heimkehrenden aus dem Gotteshause mit sich nahmen, wurde nicht durch die Naturstimmung gestört. Es war ein echter Weihnachtshimmel, der sich über dem Häusermeer wölbte. Dünne Wölkchen verschleierten die zartblaue Luft und ließen hier und dort einen goldenen Stern durchblinken, während spärliche Schneeflocken niedersanken und den leichtgefrorenen Erdboden langsam mit einer weißen Decke bekleideten. Es herrschte völlige Windstille, in der die sonoren Klänge der Glocken, die das Fest einläuteten, zu einer erhabenen Harmonie zusammenflossen. Auch das Bild der Stadt stellte sich ruhiger dar als seit Wochen. In dem Verkehrsgewoge war endlich die ersehnte Ebbe eingetreten.

Unter den Personen, die, aus dem Dom kommend, „die Linden“ hinabgingen, befand sich eine junge, den gebildeten Ständen angehörige Frau. Auf ihrem lieblichen Antlitz lag ein Gemisch von frommer Begeisterung und freudiger Erwartung des Friedlichschönen, das der heilige Abend bringen sollte. Eine ängstliche Kinderstimme unterbrach ihr Sinnen.

„Primelsträußchen! zehn Pfennig das Stück! Rosa Primelchen, bitte!“ In der glänzenden elektrischen Beleuchtung sah sie vor sich einen kaum vierjährigen Knaben mit einem lieben blassen Gesicht und blauen Augen, die verschüchtert zu ihr aufblickten.

„Gib mir zwei!“ sprach sie mitleidsvoll. „Hast Du schon etwas Geld eingenommen?“

Er öffnete ohne Zögern sein Händchen. Es lagen eine Menge Nickel-, ja sogar mehrere Silbermünzen darin.

„Sieh, sieh, mein Jungchen, Du hast Glück mit —“

„Primelfritze, wo hast'e Deene Mütze?“ rief es und im Nu hatte ein gemein aussehender Bursche von etwa zwölf Jahren dem Kinde die Mütze vom Kopfe gerissen und sich damit um die Ecke der Charlottenstraße geflüchtet.

„Schutzmann! Schutzmann!“ rief die junge Frau, doch leider ohne Erfolg. Der Kleine ließ vor Schreck sein Blumenkörbchen fallen und brach in Schluchzen aus. „Meine Mütze, die Tante Lehmann mir zum Geburtstag gestrickt hat! Meine schöne, neue Mütze!“

Seine Beschützerin bückte sich, um die Sträußchen einzusammeln, und sprach ihm dabei tröstlich zu. „Sei ruhig, nach dem Fest mache ich Dir eine neue.“

Einige Vorübergehende blieben stehen, eine vornehme Dame trat aus Hénirs Kunsthalle und erkundigte sich nach dem Vorfall.

„Wie unrecht, so ein hilfloses Kind auf Bettelei auszuschicken,“ sagte sie entrüstet.

Der Kleine erhob bei diesem Wortschwall sein Häuptchen, und entgegnete: „Ich bettele nicht, Tante Lehmann sagt, ich bin ein richtiger Handelsmann!“

„Zugegeben, aber sie kann es nicht verantworten, Dich so allein in der Welt herumirren zu lassen.“

„Weil Vater krank ist und nichts mehr verdienen kann,“ stammelte erregt das Kind.

„Und Deine Mutter?“

„Die ist schon so lange tot, wie ich auf der Welt bin!“

„Armes Kind!“ rief seine junge Gönnerin. „Wie heißest Du? Wo wohnst Du?“

„Karlchen Klenzow, Burgstraße 21, bei Steinmetz Klenzow, was mein Vater ist.“

„Hier hast Du Dein Körbchen wieder! Ich bringe Dich nach Hause. Du kannst unmöglich allein gehen.“

„Nehmen Sie, bitte, diese fünf Mark für ihn an sich,“ sprach die vornehme Dame, „damit man ihn nicht etwa schlägt, wenn er so wenig —“

„Tante Lehmann schlägt mich nicht! Vater auch nicht! Sie sind alle gut zu mir!“ beteuerte Karlchen.

„Desto besser! Aber ich muß eilen. Adieu, mein Fräulein, adieu, Kind.“ Sie stieg in ihren zur Seite haltenden Wagen, als der Knabe schnell hinzu lief und ihr den ganzen Rest seiner Blumen reichte. In demselben Augenblick zogen auch schon die Pferde an.

Die junge Frau nahm ihn an der Hand, und sie wanderten durch die dichter fallenden Flocken der Burgstraße zu.

Auf dem Schloßplatz, wo die erleuchteten Läden mit Spielsachen immer noch ein kleines Publikum anzogen, kam ihnen ein halbwüchsiger Bursch mit Hampelmännern entgegen.

„Kaufen Sie, Madamchen! Der reene Balletmeester! Zwanzig Pfennig, bloß weil Sie es sind!“ Und er ließ den Hampelmann, einen schlanken Jüngling mit grünem Tirolerhut und schwarzem, verwegenem Schnurrbart tanzen.

„Gefällt er Dir, Karlchen?“ fragte sie.

„Ach ja, das ist ein Feiner!“ Er nahm ihn hin und ging nun noch einmal so schnell neben ihr her, zuweilen hörte sie ihn sogar leise lachen.

Das bezeichnete Haus in der Burgstraße stammte noch aus der alten bescheidenen Zeit Berlins. Eine Durchfahrt führte in den Hof, der durch die schwach erleuchteten Hinterfenster nur dürftig erhellt ward. Der Kleine trippelte zum Querhause und klingelte. Eine große, starkknochige Frau, etwas „Dragoner“, aber augenscheinlich kreuzbrav, öffnete die Thür.

„Was is mich das, daß er ohne mir ankommt? Es war doch abgemacht, ich wollte ihn von die Linden abholen? Na, dabei — entschuldigen Sie, meine Dame, ich hatte Ihnen nicht gleich gesehen! Sie wünschen? Ach, jetzt geht mir ein Licht auf, Sie kommen auf meine Annonce. ‚Ein anständiges Kind, von Geburt Junge, ist wegen obwaltender Unglücksfälle zu verschenken.‘ Is es richtig?“

„Nein, ich habe die Annonce nicht gelesen.“

„Und ich freute mir schon so!“

„Ich bin dem Kleinen begegnet und bring' ihn heim, weil er in der Straße so verloren herumstrich. Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen das erzähle!“

„Na, dann kommen Sie gütigst herein, Klenzow soll sich bedanken, daß Sie uns den Jungen eigenhändig retour gebracht haben.“

„Ist er gefährlich krank?“

„Zum Erbarmen, und ich kann wohl sagen, ohne mir zu rühmen, was wäre aus ihm und dem Jungen geworden ohne Tante Lehmann — ich bin nämlich Scheuerfrau für das ganze Lokal hier — und hätte nich gesorgt für ein bißchen Warmes in den Magen, und auf die Reinlichkeit sehn, aber ich habe ja meine alte Mutter, die auch leben will, und die paar Mark aus die Krankenkasse reichen nich hin und nich her, und alles geht nur so lange, bis es einmal ein Ende nimmt. Bitte, treten Sie ein!“

Digitized by Google

Das Stübchen, welches sie öffnete, enthielt ein Bett, einen Schrank, einen großen, warmsitzigen Tisch, einige Holzstühle, einen kleinen Nachttisch, und das Lager des Kindes, einen Wäschekorb, der mit zwei Kissen und einem Deckbett ausgestattet war. Aber dies alles glänzte von Sauberkeit und die Diele war altmodisch mit weißem Sande bestreut.

Sie traten an das Bett des Kranken. Ein Nachtlämpchen beleuchtete sein Gesicht, auf das der Tod schon sein Siegel gedrückt hatte, aber ein Zug tiefen Seelenleidens überzog darin die Ausprägung physischen Schmerzes und machte den Anblick erschütternd. Auf dem Bettrande saß Karlchen. Seine schmalen Wangen waren jetzt lebhaft gerötet, seine Augen glänzten vor Vergnügen. In der Hand hielt er hochgehoben den Hampelmann, welcher, aus gewissen Schwankungen seiner Beine zu schließen, eben eine Probe seiner Kunst abgelegt hatte.

Der Kranke bewegte grüßend den Kopf und ein sanftes Lächeln spielte um seine farblosen Lippen: „Er hat mir erzählt, wie gut Sie zu ihm gewesen sind. Ich habe große Angst um ihn ausgestanden, aber wir wußten uns heute nicht anders zu helfen. Vielen Dank für Ihre Freundlichkeit!"

„Wie gern hab' ich es gethan! Es ist ein so liebes, artiges Kind!"

„Nicht wahr? Und erst wenn man ihn so kennt wie ich! Er hat mir niemals Kummer gemacht, und um seinetwillen würde ich noch gern —"

„Still! Still! Nehmen Sie sich zusammen, Klemzow!" unterbrach ihn Frau Lehmann halblaut. „Der Kunde hört Gras wachsen, und am heiligen Abend wollen wir uns keine schwarzen Gedanken machen. No, Karlchen," wandte sie sich an den Knaben, „wie ist das Geschäft gegangen?"

„Alles verkauft! Und so viel Geld! so viel Geld! Sechs Mark neunzig Pfennig!"

„Ist wohl gar nicht möglich! Na, dann ändere ich so jetzt meinen Beruf, und gehe vom Schnibbern zu Blumensträußchen über! Komm, Karlchen, wir wollen einkaufen gehen! Dein Vater und Du kriegt morgen eine Bouillonsuppe mit Reis, die nich von Stroh is! Das wird ein Vergnügen, wie schon lange nicht mehr!"

Aber Karlchen legte seine Hände in die seines Vaters, und schüttelte den Kopf, was jedoch ohne Eindruck auf Tante Lehmann blieb, denn sie nahm ihn einfach auf den Arm und verließ mit ihm die Stube.

„Ich fürchte, Sie leiden große Schmerzen," sagte die junge Frau zu dem kranken Mann.

„Seit gestern haben sie nachgelassen, aber es geht doch bald mit mir zu Ende, und das Herz blutet mir, wenn ich an das Kind denke! Das Waisenhaus — man muß Gott dafür auch dankbar sein, aber er hat ein so weiches Gemüt und ist an Liebe —"

Die Stimme versagte ihm und aus seinen Augen, die denen Karlchens ihrer ähnlich waren, rannen Thränen.

„Wenn sich Leute fänden," fuhr er mühsam fort, „die ihn für eigen annehmen, würde ich ruhiger sterben. Ach, wäre es vielleicht möglich, daß Sie ein Plätzchen für ihn übrig hätten?"

„Ich wäre glücklich, wenn ich Ihnen das versprechen könnte, aber wir sind keineswegs wohlhabend. Bis jetzt, drei Jahre lang, mußten wir uns sehr einschränken. Mein Mann ist Künstler, und sein Talent fängt erst eben an beachtet zu werden. Ein Landschaftsgemälde wurde bestellt und wird hoffentlich andere Aufträge nach sich ziehen. Auf diese Aussicht hin möchte ich ihn bitten, oder —"

„Sie würden sich einen Gotteslohn verdienen!" Der flehende Blick, die sterbensmatte Stimme besiegten jeden Einwand, den ihr Verstand gegen ihr Herz erhob.

„Da wir immer eines Sinnes sind," fuhr sie fort, „will ich Ihnen schon jetzt versprechen, daß wir ihn annehmen, und mit Liebe erziehen wollen. Ich gebe Ihnen mein heiliges Wort!"

„Ihr heiliges Wort! Ihr heiliges Wort!" murmelte er mit einem verklärten Lächeln. „O, wie gut, wie barmherzig Sie sind! Ich sehe Ihnen an, Sie werden es halten!" Er faltete die Hände und schien zu beten. „Verzeihe — wenn ich an Deiner — Gnade — verzweifelt —" glaubte sie zu hören.

„Ich werde wiederkommen!" sagte sie sanft. „Indessen haben Sie Geduld und Mut! Gott stehe Ihnen bei." Sie nannte ihm ihren Namen und ging.

Eine halbe Stunde später langte sie bei dem Hause an, in dem vier Treppen hoch ihre eigene Wohnung lag. Alle Fenster in demselben strahlten schon vom Glanz der Weihnachtskerzen, nur die ihrigen waren noch dunkel. Ihr Mann hatte sich also beim Ablieferu seiner Bilder verspätet. Sie stieg hinauf, zündete im Wohnzimmer die Lampe an, und ein glückliches Gefühl heimatlicher Geborgenheit überkam sie in dem traulichen Raum, in welchen bei aller Einfachheit künstlerischer Geschmack waltete. Auf dem Mitteltisch streute ihrer schon das geschmückte Tannenbäumchen. Als sie unter ihm die Gaben für ihren Mann geordnet hatte, schlug es acht, und zugleich hörte sie auf der Treppe einen wohlbekannten, raschen und kräftigen Schritt. Schnell zündete sie die Lichter an und nun stürzte auch schon das Schloß des Korridors. Er war es. „Herein! Herein!" tönte es drinnen.

Es war ein liebliches Bild, auf das seine Augen fielen, als er eintrat. Das lauschige Zimmer mit dem lichtstrahlenden Christbaum und vor ihm die junge Frau, die ihm mit liebevollen und geröteten Blicken entgegensah.

O Weihnachtsabend! Selige Stunden, in denen das Herz nur den einen unwiderstehlichen Drang fühlt, nur von ihm sich leiten läßt, die Liebe, welche es hegt, durch äußere Zeichen reden zu lassen, Beweise der Zärtlichkeit, der Freundschaft, der Dankbarkeit zu geben. Opfer dafür zu bringen, und indem sie dies alles thut, sich selber Wonne zu spenden!

„Es ist nur wenig, liebster Mann, aber ich weiß, Du freust Dich doch!" sprach sie. „Ich war so glücklich als ich den kleinen Teppich stickte — Du hülst ihn vor Deine Staffelei legen — und die anderen Sachelchen für Dich ausdachte!"

Seine Umarmung sagte ihr, was er empfand, aber in ihrer Freude überhob sie, wie sonderbar ernst seine Züge waren.

„Es beschämt mich," erwiderte er, „daß ich fast mit leeren Händen zu Dir komme, aber wenigstens bringe ich Dir Deinen Liebling, den Ulkand und —"

„Der Duft verrät es, eine Hyazinthe! O wie schön, eine Schlinge!"

„Ich hatte Dir ein hübsches Kleid zugedacht, aber es kam etwas dazwischen."

„Ich kann warten — gewiß, es eilt nicht damit! Und jetzt Dich zu mir, ich will Dir eine kleine Weihnachtsgeschichte erzählen, an der nur der Schluß fehlt. Diesen hilfst Du mir machen und ich hoffe, er fällt befriedigend aus." Und sie schilderte ihm ihr Erlebnis mit dem kleinen Blumenhändler. Als sie endete und er kein Wort laut werden ließ, blickte sie zu ihm auf und sah, daß ihm Thränen in den Augen standen.

„Du guter Mann!" rief sie, ihn umhalsend. „Ja, es ist zum Weinen, aber laß uns helfen! Gott selbst stellt uns diese Aufgabe! Wir müssen das Kind annehmen, wenn sein Vater tot sein wird."

„Unmöglich! Unmöglich! Ich kann es nun nicht länger verschweigen — unsere Hoffnung mit dem Bilde hat sich zerschlagen."

„Zerschlagen? Es war ja keine bloße Hoffnung, sondern ein schriftlicher, gesicherter Auftrag."

„Als ich das Gemälde in seiner Wohnung abliefern wollte, erfuhr ich, daß das Bankhaus J. fallirt habe und sein Chef, der Besitzer, über Nacht verschwunden sei."

Kein Ausruf, keine Antwort. Ein Senken ihres Kopfes war alles. Wie ein Hagelschauer in ein Beet Frühlingsblumen fällt und sie zerknickt, so fielen seine Worte in ihr Herz und vernichteten darin eine kleine Welt voll süßer Freuden. Er sprang auf und ging ungestüm im Zimmer umher.

„Ja, es ist bitter. Es ist hart! Ein Unglück, an das ich nicht im Traume gedacht hatte!"

Sie schwieg noch immer, und suchte sich eine Vorstellung von den Dingen zu machen: Nun wird das Bild von einer Ausstellung in die andere wandern, wird hier in schlechtes Licht, wird dort durch ein prahlerisches Farbenphänomen tot gemacht werden. Die Kritik überfliegt, übergeht es, und endlich kommt es unter den Hammer, um billig —"

Er blieb stehen und legte seine Hand auf ihr Haupt. „Mein armes Kind, Du verdientest ein besseres Los als das Weib eines glücklosen Künstlers zu sein, und Du klagst nicht einmal!"

Dies schmerzvolle Mitleid gab ihr auf der Stelle ihre Fassung wieder.

„Ich arm? Du glücklos?" rief sie und hob stolz die Stirn empor. „Ich bin reich mit einem Mann wie Du, und Du wirst siegen mit Deinem Talent und Fleiß! Es ist nur ein vorübergehendes Mißgeschick! Ein Meisterwerk wie Dein Bild findet sicher seinen Käufer, es wird nicht in einem Winkel des Ateliers verschimmeln, sondern Dir einen Namen machen. Sei unbesorgt, getrübte Dich! Und was mir eben einfällt, ich werde Zeichenstunden geben! Als eine frühere gute Schülerin von Dir darf ich es schon wagen! Ich will Dir ein wenig besser Geld erwerben! Du sollst es erleben, daß ich eine echte, tapfere Künstlerfrau bin!" Ihren Arm in den seinen legend ging sie mit diesen ermutigenden Reden neben ihm her. Als er zum Dank ihre Hand an seine Lippen drückte, stutzte er.

„Wo hast Du Deinen Ring, Anna? Deinen Trauring?"

„Wo? Am Finger natürlich! O nein! o Himmel, er fehlt ja! Er ist fort! O weh! ich habe meinen Trauring verloren!"

„Wie kann es nur gekommen sein?"

„Wie? Wenn ich das ahnte? Ich habe heute mehrere male den Handschuh abgezogen! Ach, einen Trauring verlieren ist schrecklich! Du wirst das auch wissen, Mann! Ich liebte ihn wie mein höchstes Kleinod und nun ist er verschwunden. Ach, ach, mein Ring, mein Trauring!"

Es war ihr, als schwänden zugleich mit ihm auf immer Hoffnung und Glück und ihre bisher tapfer zurückgekämpften Thränen flossen. Er löschte die Kerzen am Tannenbaum und zog sie neben sich auf das Sofa, um sie zu trösten, aber es gelang ihm nur unvollkommen.

Das Fest war trübe verstrichen. Sobald die Tageblätter wieder ihre Arbeit aufnahmen, ließ der Mann eine auf den Ring bezügliche Annonce einrücken, und eben jetzt hatte er sich aufgemacht, um eine Arbeit zu übernehmen, die ihm weder Ruhm noch Freude, dagegen eine bescheidene Einnahme brachte, Coulissenmalen für ein Vorstadttheater. Seine Frau stand am Fenster und sah ihm nach, bis seine hohe Gestalt in der beginnenden Abenddämmerung der Straße verschwand. Dann schickte sie sich an, eine Ankündigung ihrer Zeichenstunden abzufassen, doch der Ton der Klingel störte sie und da ihre Aufwärterin nur des Morgens kam, mußte sie selber öffnen.

Zwei Gäste, bei deren Anblick sie von einem bangen Herzleiden befallen wurde — Frau Lehmann und eine kleine, in ein Umschlagtuch gewickelte Figur, die ein Bündelchen trug, aus dem ein Rest von Puppe mit grünem Tirolerhut hervorguckte!

„Ich soll Ihnen einen herzlichen Gruß von Klemzow bringen, und er schläft schon," begann Frau Lehmann feierlich.

„Schon! Ich wollte ihn besuchen, aber Kopfschmerz hielt mich zurück. Wie leid thut es mir!"

„Er weiß es noch nicht," murmelte mit einer Kopfbewegung nach dem kleinen Frau Lehmann, „ich habe ihn bei uns gehabt und ihm eingeredet, sein Vater wäre zu einem Doktor nach außerhalb. Sie werden ja wissen, wie Sie's am besten mit ihm anstellen."

Frau Anna nötigte ihren Besuch in die Wohnung. Als der Blick des Knaben auf den Weihnachtsbaum fiel, stieß er einen kleinen Freudenruf aus.

„Ja, Karlchen, hier ist es fein!" sagte lächelnd Tante Lehmann. Sie befreite ihn von seiner Umhüllung und nahm ihm eine große, von seinem Vater stammende Mütze ab, die ihm bis an die Augen reichte und seinem kleinen, blassen Gesicht in Verbindung mit einem weißen Halstuch mit zwei langen Zipfeln etwas Rührend-Komisches gab.

„So, Karlchen, nun sag Deinen Spruch!"

Der Kleine schritt zu Frau Anna hin, faltete die Händchen und sprach: „Ach, liebe Dame, ich bitte schön, erbarmen Sie Ihnen über ein Waisenkind!"

Sie küßte ihn, bat beide sich zu setzen und ging in die Küche, um eine Erquickung für sie zu bereiten, aber kaum brannte das Feuer, so klingelte es zum zweitenmal. Sie öffnete und eine vornehme und schöne Dame stand vor ihr.

„Erinnern Sie sich meiner oder haben Sie unsere Begegnung am Weihnachtsabend vergessen?"

„O, nein! Und eben jetzt, gnädige Frau, dachte ich an Sie!"

„Wie sonderbar! Gerade wo ich auf dem Weg zu Ihnen war!"

Anna führte sie ins Wohnzimmer.

„Ist es möglich?" rief die Dame. „Da sehe ich ja den kleinen Jungen, der mein Nennen zu Ihnen veranlaßt hat, wenn auch nicht unmittelbar."

„Darf ich fragen in wiefern?"

„Ja wohl, aber lassen Sie mich ihn erst begrüßen. Welch gutes, freundliches Gesichtchen!"

„Sein Vater ist inzwischen gestorben und hat mir das Versprechen abgenommen, für seine Zukunft zu sorgen. Dies bereitet mir jetzt große Verlegenheit. Wir haben Unglück gehabt — eine Bestellung auf ein Bild wurde hinfällig."

„Künstlersorgen! Das alte trübe Lied! Kennen Sie mir Ihren Fall nicht erzählen? Ich habe viel Teilnahme für die Künstler und ihre Schicksale, weil ich die Kunst liebe, die echte Kunst, welche unser Herz erhebt, und unser Alltagsleben mit ihrem Zauber vergoldet!"

Ihr Ton war so warm, ihr Blick so treuherzig, daß Anna ihr erwartungsvoll alles offenbarte.

„Ist das Bild hier? Kann ich es sehen?" fragte am Schluß gespannt ihre Zuhörerin. Anna führte sie ins nebenanliegende Atelier.

Da stand das Gemälde auf der Staffelei an dem großen Fenster. Ein breiter, kunstbewegter Meeresarm, eine Bucht mit weißen Segeln, ein paar braune Fischerboote, am jenseitigen Ufer ein kleiner Mastenwald, dahinter aufragend eine Stadt mit roten Ziegeldächern und majestätischen Kirchtürmen, und über dem Ganzen der tränenreiche Schein der sinkenden Abendsonne.

„Straßund! Straßund!" rief die Besucherin. „Ja, das ist schön — wunderschön! So viel Natur, so viel Wahrheit und Feinheit! An Rügen knüpfen sich für mich und meinen Mann die lieblichsten Erinnerungen. Wir haben uns dort gefunden und auf dem Meer verlobt und ich weiß, daß ich ihm, obgleich es schon zehn Jahre her sind, mit diesem Bilde zu seinem Geburtstage, der nächstens ist, eine große Freude machen würde. Wie hoch ist der Preis?"

Mit heftigem Herzklopfen nannte ihn Anna.

„Gut! gut!" war die Antwort, „ich gebe Ihnen gleich eine Anweisung auf meinen Bankier!" Sie warf einige Zeilen auf ein Blatt aus ihrem Notizbuch und reichte es der jungen Frau.

„Wie kann ich Ihnen danken?" rief diese hingerissen. „Sie machen auf einen Schlag drei Glückliche: meinen Mann, das Kind und mich!"

„Sie müssen mir dafür etwas versprechen: Besuchen Sie uns mit Ihrem fleißigen genialen Gatten." Ihr Blick glitt über die im Atelier befindlichen Bilder und Studien. „Unser Empfangsabend ist jeden Mittwoch. Zu unserem Kreise gehören Kunstfreunde — Mäcene. Werden Sie kommen?"

Annas Antwort war ein Druck der Hand, welche die ihre freundlichst umfaßt hielt und ein strahlender Blick. Ihre

Alb. Rieger: Gang zur Christmette.

Wiener Weihnachtsmarkt. Originalzeichnung von W. Gause.

Gouvernin nahm Abschied und war schon auf der Schwelle, als sie stehen blieb und lachte. „Wenn ich es nicht selbst wäre, würde ich eine solche Gedankenlosigkeit nicht für möglich halten!“ Sie hielt Anna ein geöffnetes Schächtelchen hin.

„Mein Trauring! Mein Trauring!“ jubelte diese.

„Ich fand ihn zwischen den Primeln, die ich von dem Kinde kaufte. Die Annonce machte mich mit Ihrer Wohnung bekannt und da kam ich.“

„Wie die gute Fee im Märchen!“

„Wenigstens will ich es einer solchen im Verschwinden gleich thun!“ Und nun war sie wirklich verschwunden.

Als der Hausherr nach einer Stunde heim kam und die Thür vor ihm aufging, hatte er es wieder vor sich, das schöne Bild vom Weihnachtsabend: die lichtstrahlende Tanne und vor ihr die holde Frau mit demselben liebeverklärten Antlitz — aber es war noch etwas dazugekommen. An der Hand hielt sie ein ärmlich gekleidetes Büblein mit blassem Gesicht und schüchternen, blauen Augen — es kam ihm bekannt vor und doch erinnerte er sich nicht, es je — „Da haben wir das Unglück!“ fuhr es ihm plötzlich durch den Sinn, und er blieb stumm stehen, wo er stand.

„Geh, Karlchen, und bete Deinen Spruch,“ sagte aus dem Hintergrunde her eine stämmige Frau aus dem Volke, von der er sogleich wußte, wer sie war. Und das Kind kam herbei, und sprach, die Hände zu ihm aufhebend:

„Ach, lieber Herr, ich bitte schön, erbarmen Sie Ihnen über ein Waisenkind!“

Der liebe Herr nahm ihn von Mitleid ergriffen auf seine Arme und streichelte sein Köpfchen. „Wir können unserem Schicksal nicht entgehen, soviel sehe ich, und nach dem Sprichwort wird, wo zwölfe essen, ja auch der dritte satt. Deine Heimat ist also hier, und Du bist unser Pflegekind!“

„Ich will Ihnen auch etwas schenken!“ entgegnete Karlchen in bedeutend hellerem Tone. „Es steht hier aufgeschrieben, und Sie können es morgen abholen lassen.“ Er steckte die Anweisung auf das Bankhaus in die Hand. Sein Pflegevater las und sah aus, als fiele er aus den Wolken.

„Und dies bekannt Ihre Frau von mir!“ Mit diesen Worten hielt der Kleine ihm etwas Glänzendes vor die Augen.

„Sieh, meinen Trauring, lieber Mann! Und Dein Bild ist verkauft!“ rief Anna, indem sie die beiden umfaßte. „Das arme Waisenkind bringt uns lauter Glück ins Haus, darum wollen wir ihm zu Ehren unsere unterbrochene Christbaumfeier heute wieder aufnehmen!“

Und so geschah es.

Als Tante Lehmann sich ziemlich spät verabschiedete, küßte sie ihren Liebling mit den gerührten Worten:

„Jetzt leb mich wohl, Karlchen, sei brav und vergiß mir nicht!“ Und in einem Tone, dem man anhörte, daß manchmal nicht mit ihr zu spaßen sei, setzte sie hinzu: „Du sollst mich noch einer damit kommen, daß es im Himmel keinen Gott und auf Erden keine guten Menschen mehr gibt! Das wissen wir besser!“

Erreichtes Ziel.

Von

Isolde Kurz.

Baron Tempe galt unter der deutschen Kolonie in Rom für einen ganz verkrachten Sonderling. Er hatte sich schon früh von der diplomatischen Laufbahn zurückgezogen, weil ihm der Zwang einer offiziellen Stellung und „des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr“ nicht mehr behagte; ein beträchtliches Vermögen setzte ihn in den Stand, unabhängig zu leben. Da er jedoch äußerst ungern Verbindlichkeiten einging und auch die eingegangenen niemals hielt, so wurde er ein unbequemer Gesellschafter, der sich mit allen Zirkeln und Klubs überwarf und in der großen Stadt abseits vom Weltverkehr sein hagestolzes Wesen trieb. Um nur von keinem Menschen abhängig zu sein und sich an keine Stunde binden zu müssen, nahm er die Gewohnheiten eines Einsiedlers an, und obwohl er ungesehen, wenn eben die Laune über ihn kam, die größten Spenden gab, galt er allgemein für einen Geizhals und Menschenfeind, weil er sich jeder laufenden Beisteuer, zu welchem Zweck sie auch gefordert wurde, standhaft entzog. Dagegen hängten sich Schmarotzer an ihn, die seinen Grillen schmeichelten und sich die Wandelbarkeit seiner Gesinnungen gern gefallen ließen, wenn sie nur dabei zu ihren Zwecken gelangten. Baron Tempe kannte zwar seine Leute und in Stunden des Ummuts ließ er sie's auch empfinden, da der Mensch aber doch den Umgang des Menschen braucht, fand er es bequemer, nicht über die guten Freunde nachzudenken, sondern nur diejenigen Seiten ihres Wesens aufzufassen, die er jeweilig brauchbar fand. Kurz, er hatte eine Abneigung gegen klare Verhältnisse und es war ein Hauptsatz seiner Lebensweisheit, daß man den Dingen nicht zu sehr auf den Grund gehen darf.

Schon als junger Attaché hatte er sich gerne mit Kunst befaßt; nachdem er von den Geschäften zurückgetreten war, baute er sich in seinem schönen, eigenen Hause nahe an der Porta San Sebastiano ein großes, sehr günstig gelegenes Atelier und richtete es mit allen modernen Finessen ein.

Das ganze Jahr hindurch führte der Baron Korrespondenz nach allen Weltgegenden, um das beste Farbenmaterial ausfindig zu machen und die schönsten Modelle aus der Giociaria standen ihm zu Gebot, weil er sie bezahlen konnte. Wertvolle Bilder alter und neuer Meister standen auf Staffeleien umher, die Wände waren dekorirt mit alten Gobelins, Stoffen, Majoliken, Bronzen und fein ziselirten Messingschalen, kurz von all den Mitteln, die heutigen Tages angewandt werden, um die Phantasie zu reizen oder auch zu ertöten, war nicht eines versäumt, und wenn in diesem Raum keine unvergänglichen Kunstwerke entstanden, so trug Mangelhaftigkeit des Ateliers gewiß nicht die Schuld daran.

Das Haus des Barons war ein wahres Museum, in dem der Besitzer unermüdlich zusammentrug, was ihn an Schätzen reizte und schon in der Fassade, noch mehr im Vestibül und Treppenhaus waren antike Skulpturen in Menge eingemauert, wobei auch viel Gefälschtes und Minderwertiges mit unterlief, denn der Plastik gegenüber war er Laie. Dagegen hatte er über Malerei seine eigenen feinen Gedanken, denen er während der zwölf Mußestunden eines Tages — die Nächte benützte er gewissenhaft zum Schlafen — in der Stille seines Ateliers ungestört nachhängen konnte. Es stand auch viel untermalte Leinwand in schön gestimmten Rahmen auf den Staffeleien umher, damit nichts die Harmonie seiner Eingebungen störe und eine Unzahl von Pinseln wartete in größter Ordnung und Reinlichkeit auf eine Stunde künstlerischer Empfängnis. Zwischen diesen Gestellen spazierte der Baron im Malerkittel auf und ab, eine Havanna nach der andern rauchend, sann und spann an seinen Ideen, aber zum eigentlichen Schaffen wollte es niemals kommen; er verschob das immer auf später. Auch war jede Kleinigkeit genügend, ihn aus der Stimmung zu reißen, das Gekeif zweier Weiber von der Straße her schuf seinem empfindlichen Ohr Qualen, selbst der Geruch einer Blume, wenn er nur eben nicht den augenblicklichen Schwingungen seines fein organisirten Nervensystems entsprach, konnte ihn innerlichst verstimmen, und die Glocken der Paulskirche brachten ihn jedesmal in Zorn, weil er behauptete, sie hätten keine Seele.

In solchen unglückseligen Augenblicken blieb ihm nur ein Ausweg übrig: er setzte sich vor die Orgel, die in seinem Atelier stand und spielte sein Gemüt in Ruhe, denn die Musik war seine wahre, von ihm verkannte Muse, die ihm jederzeit ohne Umstände zu Willen war.

Hatte er eine Stunde lang gespielt und phantasirt, so erhob er sich, ein begeisterter Mensch und trat vor die Staffelei. Die Binde war dann von seinem inneren Auge genommen und er sah vor sich, was er schaffen wollte, so leibhaftig, wie es Leonardo da Vinci vom Künstler verlangt. Er griff auch wirklich zum Pinsel, probirte einen Farbenton oder setzte da und dort ein Licht auf, das er, wenn er seine Wirkung geprüft, zufrieden wieder wegwischte, denn in solchen gehobenen Stunden wäre es ihm fast wie eine Roheit erschienen, seine Gesichte in die gemeine Welt des Seienden zu übertragen. Da ihn kein Schaffenstrieb quälte, war er in diesem ewigen Brautstand unstreitig glücklicher als die, welche der tyrannischen Muse angetraut sind und zu jeder Stunde unter ihrem launischen Regiment zu leiden haben.

Baron Tempe hatte aber noch eine andere Liebe, zu der er in einem so platonischen Verhältnis stand wie zu der Kunst. Die Dame, eine entfernte Verwandte, war seine Jugendneigung gewesen und es bestand unter den Eingeweihten kein Zweifel darüber, daß seine Gefühle damals im gleichen Maß erwidert worden waren. Da aber der Baron trotz aller Aufmunterung von seiten der Familie, die vielen Cotillons, die sie zusammen durchtanzten, unbenützt vorübergehen ließ und sich niemals zu dem entscheidenden Wort entschließen konnte, reichte Cousine Melanie endlich enttäuscht und verstimmt einem andern die Hand. Diese Erfahrung genügte, um dem Baron die Heiratsgedanken auf immer zu verleiden, er ging fortan wie ein Weltmann und Diplomat jeder ernsteren Gefahr aus dem Weg und richtete sich sein Leben als Junggeselle ein, wobei er dem Zug seiner innersten Natur folgte und sein früheres Liebesunglück vor sich selbst zum Vorwand nahm.

Melanies Ehe fiel sehr unglücklich aus und konnte, weil beide Gatten der katholischen Kirche angehörten, nicht geschieden werden. Baron Tempe vergaß seinen Groll und wurde der verlorenen Geliebten ein ritterlicher Freund, der durch teilnehmende Korrespondenz der unglücklichen Frau über manche Bitterkeit hinweghalf.

Als nach einer Reihe von Jahren ihr verkommener Gatte die würdigste Handlung seines Lebens beging, indem er sich eine Kugel durch den Kopf schoß, konnte von seinem und ihrem eigenen Vermögen nur noch eine knappe Lebensrente für die Witwe gerettet werden. Damit zog nun Baronin Melanie nach dem Süden, um ihre erschütterte Gesundheit wieder herzustellen und ließ sich auf den Rat des Freundes in Rom zu dauerndem Aufenthalt nieder.

Die Verhältnisse gestatteten nur eine Wohnung von wenigen Zimmern in der Via Capo le Case: ein Salon, ein Vorraum, der zugleich als Speisezimmer benützt wurde, eine Küche und zwei sonnige Schlafzimmer, das war alles. Mit der Baronin war noch eine ältliche, fatal aussehende Begleiterin gekommen, die zwar einen deutschen Namen führte, aber nur französisch sprach. Auch eine Frau „von“ mit vielen auffallend blonden Löckchen über der Stirn, die nicht recht zu ihrem verwitterten Gesicht paßten und einer Menge aristokratischer Ansprüche. Sie stammte von französischen Eltern und war in früheren Jahren Melanies Gouvernante gewesen, jetzt führte sie den vornehm klingenden Titel einer dame de compagnie, verrichtete aber jedenfalls im stillen noch viele andere Dienstleistungen, denn es war keinerlei Gesinde da und die Frau des Portiers versah nur die gröbste Arbeit im Hause. Frühe Besucher wollten sogar in den Morgenstunden, wenn Frau von Rhoden ihre Einkäufe besorgte, die Baronin selbst mit aufgesteckter Schleppe, das Haar in Papilloten gewickelt, mit Bürste und Staubtuch in der Hand in ihrem Hausflur gesehen haben, doch dies lasse ich dahingestellt, denn ein Erzähler hat nicht nötig, sich in alles zu mischen.

Jedenfalls sah trotz der dürftigen Umstände die kleine Wohnung so zierlich aus wie eine Puppenstube: Teppiche, Felle und fremdartige Stickereien, die Ueberreste eines einst großen und luxuriösen Hausrates, waren geschmackvoll angebracht, dazwischen durch thaten auch römische Schürzen und Portièren ihre Wirkung, ohne kostspielig zu sein und ein aristokratisches Aroma, in dem sich Girauds violettes mit dem Duft der feinsten Cigarretten mischte, wehte durch den Raum. Den Geruch lebender Blumen dagegen liebte die Baronin nicht, weil er sie an Tod und Begräbnis erinnerte. Das schwere Silbergerät mit Wappen, das Sèvresporzellan und die venetianischen Gläser nebst den feinen Linnen, lauter Dinge, die die Baronin aus den Trümmern ihrer Aussteuer gerettet hatte, bildeten dazu die notwendige Ergänzung. Daß auf dem damastenen Tischzeug und dem kostbaren Service die Baronin und ihre Gesellschafterin oft sehr wenig Substanzielles zu sich zu nehmen hatten, das brauchte niemand zu wissen. Dieser verfeinerten Atmosphäre fehlte es auch nicht an geistigem Leben, auf Melanies kleinem Louis-Seize-Schreibtisch lag immer der letzte Band der „Revue des Deux-Mondes“ und einige Nummern des „Figaro“, auch wohl dann und wann eine englische Zeitung, womit der Baron sie versorgte. Sie interessirte sich für Politik und Literatur, besonders für die französische, sprach geläufig die drei vornehmsten Kultursprachen und das Italienische zur Not und spielte zuweilen vierhändig mit dem Cousin, der als vollkommener Meister ihr etwas eingerostetes Klavierspiel wieder in Fluß brachte.

Es versteht sich, daß unter den Schätzen Roms wie in der Campagna Baron Tempe ihr treuer Führer war. Er brachte es sogar über sich, die einmal bestimmten Stunden einzuhalten und seine

Zeit stand ihr unverkürzt zu Gebote, so groß war die Macht der alten Liebe über ihn.

Er wußte, daß die Frau, die er anbetete, gegen den unwürdigen Gatten nicht gleichgiltig gewesen war und bei jedem Anlaß floß sein Groll gegen den Räuber seines Lebensglücks über. Melanie sah diese Eifersucht nicht ungern und entfernte sogar das Bild des Toten, um den zartfühlenden Freund nicht zu verstimmen. Sie war eine Frau, die über die Poesie des Lebens hinweg zu sein glaubte, aber sie hatte so viel gelitten, daß sie vom Schicksal jetzt eine Entschädigung erwartete. Das glänzende Haus des Cousins verlangte nach einer Herrin, sie bedurfte einer Stütze in ihrer Verlassenheit, so ergab sich eigentlich der Gedanke an eine nähere Verbindung von selbst. Zudem war der Baron ihr ältester Freund, sein Charakter war unanfechtbar und seine äußere Erscheinung die allervorteilhafteste, schlank und kräftig, von tadelloser Eleganz, aber niemals stutzerhaft, ein Mann und ein Kavalier. Warum hätte er ihr nicht gefallen sollen? Es that ihr wohl, nach so viel Stürmen in einer sicheren Neigung auszuruhen.

Sie fand es nun ganz begreiflich, daß er den Verfluß des Trauerjahres abwartete, bevor er seine wärmeren Wünsche kundgab und genoß unterdes in seinem Umgang die neugeschenkte Freiheit. Als Fremde, wie auch der frischen Trauer wegen hielt sie sich von der Gesellschaft fern und verkehrte fast ausschließlich mit dem Baron, der regelmäßig die Abende mit ihr verplauderte. Ihre Zurückgezogenheit schmeichelte seinen einsiedlerischen Neigungen und er fand sie zur Einführung in seine Kunstwelt gereift. Melanie, obschon im Grunde der Seele etwas weltlich und positiv, besaß Anerkennungsfähigkeit genug, um sich in seine Ideen einzuleben oder wenigstens eine taktvolle, sympathisierende Zuhörerin abzugeben. Nichts auf der Welt hinderte also die beiden, das allerglücklichste Paar zu werden.

Aber das Jahr der strengen Trauer war vorüber. Melanie hatte den langen Crêpeschleier abgelegt und begann schon die unkleidsamen schwarzen Rüschen um den Hals mit lichterem Gekräusel zu vertauschen, und immer machte der Baron noch keine Miene, sich auszusprechen. Ebenso ging es im zweiten und im dritten Jahr, die Baronin verwunderte sich nachgerade über den zaudernden Cousin und fand sein Betragen unbegreiflich. In Frascati, wo der Baron ein Landgut besaß, begleitete sie ihn öfters auf die Jagd und die braven Giociaren betrachteten das elegante Paar mit Bewunderung, aber der Baron trat nicht aus seiner Zurückhaltung heraus.

Sie sprachen nach der Unsitte vieler Aristokraten französisch mit einander, was jedoch dadurch entschuldigt war, daß Baron Tempe sein halbes Leben in Paris verbracht hatte und Melanie in einem französischen Kloster erzogen worden war; so erhielten sie auch besser den Reiz ihres Verkehrs, weil sie das steife Sie und das kameradschaftliche Du gleicherweise vermieden. Zuweilen konnte es dann vorkommen, daß der Baron sich neben Melanie auf einen Marmorblock niedersetzte, vielleicht ein antikes Säulenkapitol oder das Bruchstück eines Tempelfrieses, und seine entzückten Augen von der weitgedehnten, farbenglühenden Campagna auf seine Nachbarin und von dieser wieder über die römische Ebene schweifen ließ und mit einem Seufzer unaussprechlicher Wonne sagte:

„O, que la vie est belle!“ Auch küßte er ihr gelegentlich in ritterlicher Haltung das Handgelenk aber dabei blieb es. Der Baron war wie die irrenden Ritter, die für ihre Dienste keinen andern Lohn erwarteten als die Ehre, der Dame ihres Herzens weiter dienen zu dürfen. Auch die Gesellschafterin, eine Frau von mannigfacher Erfahrung, die ein bewegtes Leben hinter sich hatte, wußte nicht, was aus der Sache machen. Sie war nicht nach Rom gekommen, um ihr Leben als Aschenbrödel in der Via Cavo le Case zu beschließen, sie hatte vielmehr ihr beschädigtes Schifflein ins Schlepptau des Dampfers Melanie gehängt, um mit diesem in einen glücklichen Hafen einzulaufen. Sie gab daher ihrer jüngeren Gefährtin manchen Wink, wie der langsame Freier aus seiner Zurückhaltung herauszutreiben wäre, aber Melanie fand sich verletzt und innerlich ernüchtert dadurch, daß ihr erstes Entgegenkommen nicht verstanden worden war und ihr Selbstgefühl gestattete ihr keinen weiteren Schritt, um eine Sachlage zu verändern, bei der der männliche Teil gar nichts zu vermissen schien.

Die Wahrheit war, der Baron hatte keine Wünsche, denn er wußte ganz genau, was er an dem Reiz des täglichen Umgangs besaß, aber keine Sibylle konnte ihm vorhersagen, was er im Fall einer Ehe dafür eingetauscht hätte. Vielleicht glaubte er es auch seinem Talent schuldig zu sein, durch keine Familienunruhe das Entstehen des Kunstwerkes zu beeinträchtigen. Er war in den Jahren, wo die Leidenschaften ohnehin zurücktreten vor der überwältigenden Macht der Gewohnheit, auch wirkte wohl ihm selber unbewußt das italienische Vorurteil mit, wonach ein Ehemann schicklicherweise seine Abende überall, nur nicht bei seiner eigenen Frau, verbringen kann. Melanies kleiner Salon mit seiner aristokratischen Atmosphäre war ihm allmälich ein Bedürfnis geworden; wo ein ähnliches Thee- und Plauderstündchen suchen, wenn das alles in sein eigenes Haus verlegt war?

Von solchen Gedanken gab er sich natürlich keine Rechenschaft; er folgte bloß seiner Gewohnheit, die Dinge gehen zu lassen und Entscheidungen hinauszuschieben. Er glich den Kindern, denen die Zeit als etwas Unermeßliches erscheint und das nächste Jahr wie ein kommendes Jahrhundert, auch die Lichtung, die auf seinem nicht mehr ganz braunen Scheitel Platz zu greifen begann, schuf ihm wenig Sorgen. Wenn er den Tag über in seinem Atelier gesonnen und gesponnen hatte, ließ er sich sonder Harm an seiner trefflich bedienten Tafel nieder und trank dann am Abend noch eine Tasse Thee bei der Baronin, musizirte oder las eine Anekdote aus dem „Figaro“ vor, während die beiden Damen stickten. Dann wanderte er zufrieden nach Hause, ohne zu bedenken, daß es einmal anders werden könne.

Dabei war er im Grunde doch ein unaussprechlicher alter Nergler, der, sobald sich die Formen der Baronin vorübergehend einmal etwas mehr rundeten, gleich zu kritteln anfing und das Schwinden ihrer Taille beklagte, auch sonst an dem Opfer seiner Verehrung alle seine tyrannischen Junggesellenlaunen ausließ. Ueber ihre Toilette führte er strenge Aufsicht und Melanie wußte bei ihren knappen Mitteln oft nicht, wie sie es seinem verwöhnten Auge recht machen sollte.

Vor allem aber litt sie an Langeweile.

Sie hatte sich erhalt von den Aufregungen ihrer stürmevollen Ehe und war jung genug, jetzt nach neuen zu verlangen. Sie sagte sich, wenn sie noch irgend ihr Leben genießen wollte, daß jetzt die Zeit dazu war. Aber es fehlte ihr an Bekanntschaften, alleinstehend und fremd fand sie es schwer, in die Gesellschaft einzutreten und machte überdies die Erfahrung, daß, wenn man schon längere Zeit an einem Ort gelebt hat, das Anknüpfen neuer Beziehungen viel größere Schwierigkeiten hat als gleich bei der ersten Ankunft. In ihrer Gereiztheit und Ungeduld kam es ihr vor, als solle unter den Ruinen Roms ihr Leben selber zur Ruine werden und sie hätte gern den Aufenthalt gewechselt, aber in der Heimat waren die herabgekommenen Verhältnisse noch viel drückender als in der Fremde. Die Bitterkeiten ihrer Ehe, die schon halb vergessen waren, erwachten wieder, und da die vielen Erschütterungen ihres Lebens auch nicht gerade spurlos an der feinen und eleganten, aber nicht eben klassisch schönen Erscheinung vorüber gegangen waren, so begann ihr Selbstvertrauen allmälich zu wanken. Sie sah oft lange in den Spiegel und war mit dem Ergebnis nicht zufrieden. Das hinterließ einen Stachel in ihrem Herzen, der sie immer im stillen peinigte und nicht dazu beitrug, ihr die schwindende Frische wieder zu geben. Eine Stimme fragte immerfort leise: Bin ich nicht mehr hübsch genug?

Baron Tempe nun merkte von all dem nichts. Die Abnahme ihrer äußeren Erscheinung, die ihr so viel zu denken gab, war für sein Auge gar nicht verhanden, so wenig als es ihm je klar geworden war, daß sie den Auseinandersetzungen seiner Kunstideale nur ein gezwungenes Ohr lieh. Melanie war wie in den Tagen der Jugend seine Muse, seine Göttin, der er in Weihestunden Rauchopfer brachte und die er nicht in die Alltäglichkeit des Lebens herab ziehen mochte.

Dieses seltsame Verhältnis hatte nun schon so lange gedauert, daß nicht abzusehen war, wie es sich je noch einmal ändern sollte, wenn nicht irgend etwas ganz Besonderes dazwischen trat.

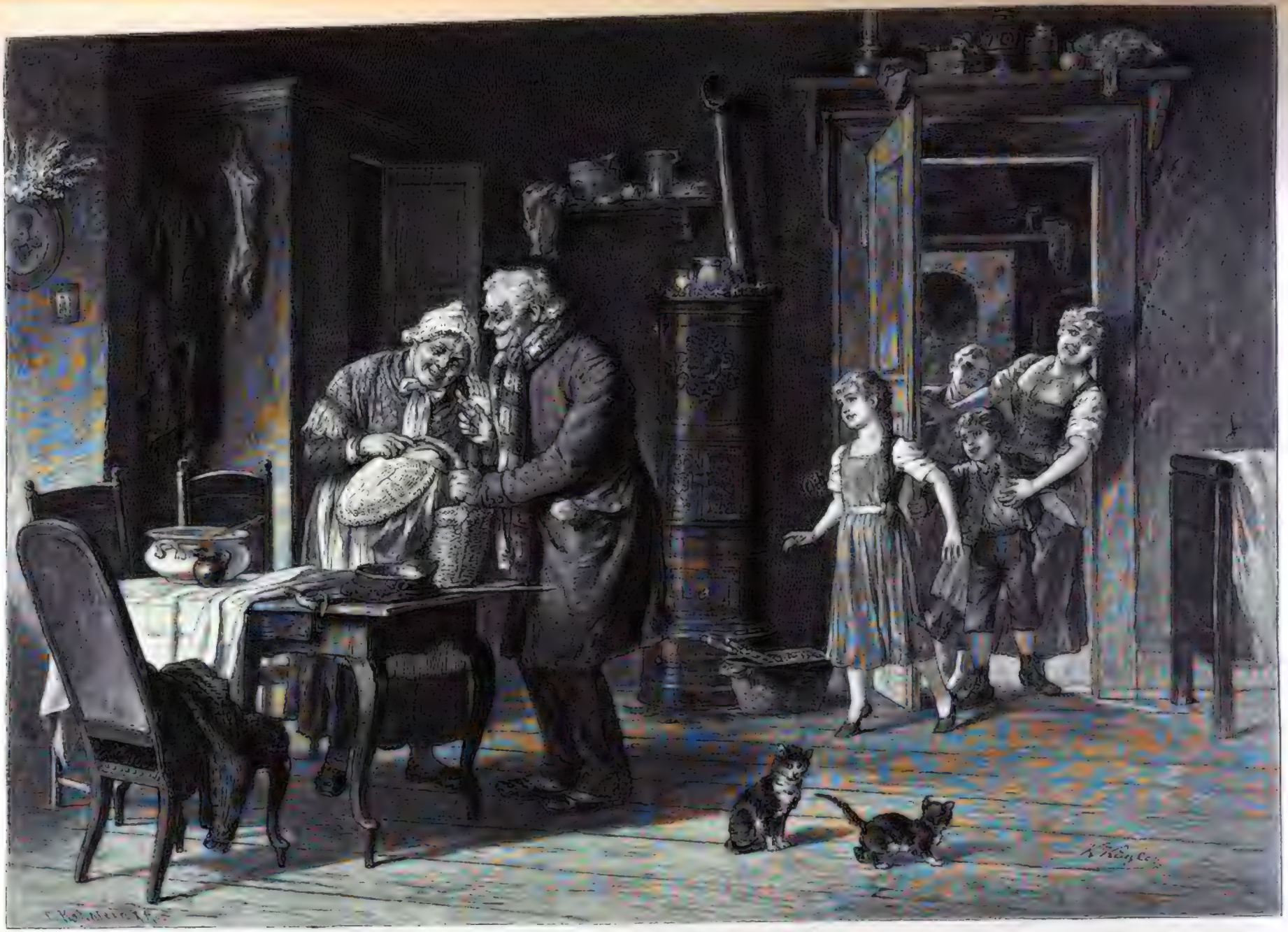
Nachdem der Baron sein zeitliches Heil und seine Bequemlichkeit nach allen Seiten gesichert sah, begann er sich nun auch mit der Sorge um seine letzte Ruhestatt zu befassen. Es läßt sich von ihm denken, daß er in einer so wichtigen Frage die Wahl nicht überstürzte. Die Poesie des veilchenduftdurchhauchten protestantischen Friedhofs hatte es ihm seit lange angethan und ein Platz in der Nähe der Cestiuspyramide, in der Gesellschaft so vieler Großen, hätte seiner Eigenliebe geschmeichelt, aber er war Katholik, zwar nur ein lauer, doch immerhin mochte er nicht um eines Grabes willen seinen Glauben ändern. Das Dämmerlicht und der Weihrauchduft der katholischen Kirchen that seinem Herzen wohl und die Geliebte war auch Katholikin.

Er sah sich also auf das weit prosaischere Campo Verano angewiesen und konnte dort lange keinen Platz finden, der seiner feinen Empfindung genügte, aber er lenkte häufig seine Schritte dorthin und beobachtete in der Stille, wie der unersättliche Kirchhof ein Stück ums andere von der umgebenden Campagna an sich riß. Auf einem dieser Gänge ließ er sich auch einmal von den beiden Damen begleiten, stolperte mit ihnen zwischen den Gräberreihen und dem Schutt des noch ungebrochenen Terrains herum und ging auf alle Punkte der hochwichtigen Frage ein. In Rom liegen solche Gedanken eigentlich in der Luft und einem Mann, der so lange Jahre in der Via Appia gelebt hat, ist es nicht zu verargen, daß er nach vollbrachtem Tagewerk auch an eine schickliche letzte Behausung denkt, besonders wenn er keine Nachkommen hinterläßt, die dieses Amt für ihn mit Pietät besorgen würden. Baronin Melanie dagegen hatte für solchen halbägyptischen Totenkultus keinen Sinn, sie hörte dem geisprächigen Cousin eiskalt und schweigend zu, sah mit Bedauern auf ihre feinen, bis zum Knöchel mit dem schweren römischen Schlamm bedeckten Stiefelchen herab und pflückte da und dort ein frühes Veilchen. Die Gesellschafterin betrachtete mit Blicken des Zweifels den von Gesundheit strotzenden, noch immer schönen Mann, der mit einer Frau, die er liebte, nichts Klügeres zu verhandeln hatte als über sein Grab und fragte sich, ob sie denn einen Geisteskranken vor sich sehe. In ihrem Eifer schlug sie gar einen falschen Ton an, indem sie die Möglichkeit, einen solchen Beschützer durch den Tod zu verlieren, sentimental nahm, und Baron Tempe, der diese Frage mit heiterer Gelassenheit behandelt sehen wollte, wurde dadurch auf das unangenehmste berührt. Er setzte von nun an sein Suchen allein fort.

Als endlich wieder ein großes schalliges Feld in erhöhter Lage in den Bezirk des Friedhofs eingeschlossen wurde, fand der Baron, was er wünschte. Es war da eine hochgelegene Stelle, die auf ein kleines, zum Friedhof gehöriges Cypressenwäldchen herunter sah, dahinter dehnten sich weit in blauem, zauberhaftem Gewand die Sabinerberge wie der Hintergrund eines Welttheaters. Stimmungsvoll und ernst, aber ohne Schwermut, im Licht einer höheren Weltversöhnung, lag dieses Plätzchen da, abseits vom Gewühl und wie geschaffen für einen stillen Denker. Hier mochte ein kunstbegabtes Ohr vielleicht das Rauschen der ewigen Accorde wahrnehmen, jedenfalls war es ein würdiger Abschluß, um das Kunstgebäude eines Lebens damit zu krönen.

Baron Tempe war diesmal gleich entschlossen, den Platz zu kaufen, aber er stellte den Anspruch, daß sich im weiten Umkreis um das seinige her keine anderen Gräberbewohner ansiedeln dürften. Das Munizipium erhob Schwierigkeiten gegen die Ueberlassung eines so bedeutenden Grundstücks bei dem Raummangel der wachsenden Großstadt und forderte eine sehr beträchtliche Summe. Das gab nun endlose Verhandlungen, aber der Baron blieb auf seinem Kopf. Wenn der tote Hadrian einen ganzen Palast bewohnte und eine der Welt sonst ganz unbekannte Cäcilia Metella bei den spätesten Geschlechtern Ruhm genoß ob ihrer einzig schönen Ruhestätte, so wollte er zum mindesten seine Bequemlichkeit haben.

Er bezahlte also die Summe, bestellte Arbeiter und ließ die Gruft in Angriff nehmen. Ein Architekt, den er zuweilen in der späten Abendstunde noch bei Morteo traf, zeichnete ihm mehrere Entwürfe,



Großvaters Weihnachtseinkäufe. Originalzeichnung von K. Kögler.

Weihnachtsfeier in der Geburtsgrotte Christi zu Bethlehem. Nach einer Zeichnung von F. de Haenen.

die dem Baron außerordentlich gefielen. In Gesellschaft des Architekten hatte er schon früher einen dänischen Bildhauer Namens Larsen kennen gelernt, einen noch jüngeren Mann von einnehmendem Aeußern, über dessen Begabung ihm der Architekt Wunderdinge erzählte. Larsen hatte in seinem Wesen ein gewisses Etwas, das dem Baron gefiel und auch in ihren Kunstansichten stimmten sie auf manchem Punkte überein, also wurde dem Dänen die Ausführung des Monuments nebst dem nötigen plastischen Schmuck überwiesen. Für Larsen war der Auftrag der reine Glücksfall, denn er befand sich eben in großer Geldnot und wußte nicht, wie die Miete seines Ateliers bezahlen. Er führte den Baron in seiner Werkstätte umher, in der ein paar Marmorarbeiter mit dem Aufbau eines Gerüstes beschäftigt waren und auch ein Schüler Larsens, ein elegant aussehender Yankee, vor einem Drehstuhl hantirte. Durch diesen Umtrieb wußte der Künstler seine üblen Glücksumstände vor dem aristokratischen Besucher zu verheimlichen.

Die Sitzungen zu einem Reliefporträt wurden sogleich begonnen und dauerten eine geraume Weile, da der Baron die Nasen wohl zehnmal ändern ließ und alles besser zu wissen glaubte als der Künstler selbst, so daß dieser oft nahe daran war, die Geduld zu verlieren. Das Grabmal dagegen, von dem bereits ein kleines Wachsmodell fertig war, konnte nicht schnell genug vorwärts kommen, als ob der Baron die Absicht habe, sich schon in allernächster Zeit hinaus zu legen, denn er war einer von den Zauderern, die, wenn sie einmal zu einem Entschluß gelangt sind, am liebsten alles in einer Nacht fertig haben möchten.

Baronin Melanie hatte seit der Gräberaffaire eine stille Abneigung gegen den Cousin gefaßt, dessen Egoismus ihr nachgerade ans Geschmacklose zu streifen schien. Sie wollte kein Wort von dem Grabmal hören und weigerte sich aufs entschiedenste, ihn jemals wieder auf das Campo Verano zu begleiten. Sie schützte nun Migräne vor, so oft er sie in das Atelier Larsens führen wollte, um das fertige Marmorrelief in Augenschein zu nehmen. Die gute Rhoden aber gab ihm zu verstehen, die Baronin sei durch den Anblick seines Grabmonuments, von dem er einmal Skizzen mitgebracht hatte, schmerzlich erschüttert worden und bat ihn, die zarteren Nerven seiner Freundin zu schonen.

Die beiden Damen verließen in diesem Jahr Rom früher als sonst und verbrachten die heiße Zeit im Engadin, wohin eine Freundin sie auf ihr Chalet eingeladen hatte. Melanie befand sich jetzt in der Stimmung, die großen Entschlüssen vorangeht, sie konnte die Einförmigkeit ihres Daseins nicht mehr ertragen, sie verlangte um jeden Preis nach einer Beschäftigung, nach einem Lebenszweck.

Auf Anregung der Freundin versuchte sie es, kleine Erzählungen zu schreiben, die im Freundeskreis Beifall fanden. Sie versandte die Kinder ihrer Muße unter einem Pseudonym an verschiedene Feuilletons und erhielt zu ihrer Ueberraschung Lobsprüche und ein Honorar. Sie hatte zwar herzlich wenig Talent, aber ihre Erfindungen bewegten sich in aristokratischen Zirkeln und es kamen so viele Attachés, Hofdamen und französische Wörter darin vor, daß das Publikum sich blenden ließ. Baronin Melanie war auf dem besten Weg, eine beliebte Novellistin zu werden.

Baron Tempe war unterdessen seiner Gewohnheit zuwider den ganzen Sommer über in der Stadt geblieben. Er teilte seine Tage zwischen dem Atelier Larsens und dem Campo Verano, um das Fortschreiten des Werkes zu überwachen. Als Melanie im Spätherbst zurückkam, den Kopf voll von Plänen und Aussichten, fand sie den Freund bis über die Ohren in seine Schrullen verrannt und die beiden verstanden sich weniger als je.

An dem Monument war unter Larsens Aufsicht so rüstig gearbeitet worden, daß um die Weihnachtszeit schon das architektonische an Ort und Stelle gebracht werden konnte, es fehlte nur ein Fries mit vielen Figuren, der später eingelassen werden sollte. Die Gruft war unterirdisch ausgebaut und enthielt verschiedene Grabkammern: wenn es dem Bewohner einmal einfiel, die Lage zu wechseln, so fehlte es ihm nicht an Raum. Nur über den Entwurf des Frieses hatten sie sich bis jetzt nicht einigen können. Der Baron wünschte darauf sich selber dargestellt zu sehen im Geiste antiker Grabreliefs, wie er von der Kunst als seiner Lebensgefährtin Abschied nahm und der trauernde Genius der Kunst sollte Melanies Züge tragen, aber darüber hatte er dem Bildhauer noch keine recht deutlichen Winke zu geben gewagt.

Nachdem diese Angelegenheit in so guten Gang gebracht war, daß sie eigentlich nichts mehr zu wünschen übrig ließ, gewann der Baron endlich wieder Zeit, an andere Dinge zu denken. Es fiel ihm ein, daß er diesmal nicht wußte, was er seiner Cousine an Weihnachten für eine Ueberraschung bereiten sollte. Sonst hatte er das ganze Jahr Muße gehabt, sich eine Gabe auszudenken, die des Gebers wie der Empfängerin würdig war; bald eine etruskische Vase, die aus einem Gräberfund herrührte, bald die goldrote Locke einer Mumie, die er selbst aus einer Pharaonengruft entwendet hatte, in kunstvoll geschnitztem japanischem Elfenbeinkästchen, einmal einen chinesischen Fächer mit Figuren, deren Köpfchen beweglich waren und ein andermal den brillantenen Nasenschmuck einer Brahminentochter. Diese Gegenstände hatte der Baron zum Teil in jüngeren Jahren auf seinen vielen Reisen im Ausland erworben, teils ließ er sie durch seine Korrespondenten, die er in allen Weltteilen hielt, um unverhältnismäßige Summen beschaffen. Es war ein Zeichen besonderen Zartgefühls von ihm, daß er der angebeteten Frau das wertvollste schenkte, was nur aufzutreiben war, aber niemals einen Gegenstand, der dem gemeinen Nutzen diente, der Gesellschafterin dagegen gab er seidene Kleider, Spitzen und Handschuhe und drückte dadurch den Unterschied aus, den er sie im Verkehr niemals fühlen ließ. Im Vorjahr hatte er Melanie sein Bildnis in Oel verehrt, von einem gleichgesinnten Kunstgenossen gemalt, und über diesem Porträt war es zum ersten kleinen Mißverständnis zwischen den beiden gekommen, denn die Baronin konnte in dem Bild keine Spur von Aehnlichkeit entdecken und der Baron setzte ihr auseinander, daß es auf Aehnlichkeit bei einem guten Porträt gar nicht ankomme, sondern darauf, daß der Maler eine „Idee“ habe. Diese ihr unverständliche Behauptung hatte Melanie verstimmt und sie hängte die „Idee“ des Malers, die ihr nicht einleuchtete, in ihre Rumpelkammer, aber die Rhoden machte den Baron, als er sich bei ihr nach dem Bilde erkundigte, glauben, es befinde sich im Schlafzimmer der Baronin über ihrem Bett.

Dieser Winter aber fand ihn über all dem Umtrieb die Weihnachtszeit ganz unvorbereitet. Er hatte zwar unlängst bei einem Antiquitätenhändler einen gemalten Elfenbeinfächer der Marie Antoinette erstanden, auch besaß er aus der Demidowschen Versteigerung, wegen deren er dazumal eigens nach Florenz gefahren war, einen Milchzahn des ersten Napoleon als Breloque gefaßt, aber das alles schien ihm nicht geeignet, um das Zarte, was er für diese Frau empfand, zum richtigen Ausdruck zu bringen.

(Schluß folgt.)

Notizblätter.

Bühne.

— In Wien wurde das Gastspiel der Duse am Carltheater mit etwas weniger Enthusiasmus aufgenommen, als ihre früheren Gastspiele. Man hat sie eben in allen Rollen, in welchen sie auftrat, schon oft hier gesehen. Neu war nur ihre „Frou-Frou“. Auch hier zeigte sich wieder, daß die geniale Künstlerin, welche so vieles kann, was andere nicht können, manches nicht kann, was andere können. Die Eleganz der Pariserin, wie überhaupt die der vornehmen Dame der guten Gesellschaft vermag sie ebenso wenig zu veranschaulichen, wie die Hoheit der Königin. Kleine Mängel neben großen Vorzügen! Die Abschiedsvorstellung brachte ihr übrigens bei gedrängt vollem Hause tobenden Beifall, Hervorrufe, Kranz- und Blumenspenden ohne Zahl. Auch der treffliche Andò fand, wie immer, wohlverdienten starken Beifall.

— Am 23. November brachte das „Theater an der Wien“ die erste Neuheit der Saison: „Der Schwiegerpapa“, Operette in 3 Akten, frei nach einer Humoreske des Richard O. Monroe von F. Zell und M. Ritter mit Musik von Alfred Strasser und Max von Weinzierl. Während ein französischer Offizier mit seiner neu vermählten Schönen — die Handlung spielt in Brünn zur Zeit der französischen Occupation (1809) — die Hochzeitsreise macht, heiratet sein Diener die Stiefmutter seiner Frau, so daß bei der Rückkehr der Herr und Offizier den Diener und Gemeinen als Schwiegerpapa findet. Um diesen Hauptwitz drehen sich andere Späße, welche dank der angenehmen Musik, glänzenden Ausstattung und guten Darstellung den Abend zur Zufriedenheit des Publikums füllten. Herr Girardi war als Offiziersdiener und Schwiegerpapa urkomisch. Die schöne Stiefmutter fand in Fräulein Pollner aus Brünn eine gesanglich und schauspielerisch ausgezeichnete Darstellerin. Fräulein Seja war als junge Frau brav wie immer und entzückte durch den Wohllaut ihrer Stimme. Auch Frau Biedermann und Herr Josephi nahmen sich mit löblichem Eifer ihrer Rollen an.

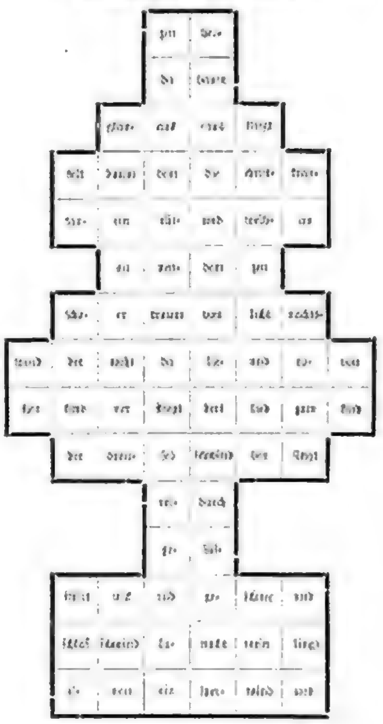
— Fuldas „Talisman“ hat schon zwei Parodien ins Leben gerufen. Die im Rudolfsheimer Theater („Freie Bühne“) erfreute sich keiner langen Lebensdauer; dagegen dürfte „Der Tallesmann“ im Josefstädter Theater nicht weniger Vorstellungen erleben, als sein Vorbild. m.

Bildende Künste.

— Große Kunstauktionen veranstaltet im Dezember die bekannte Firma J. M. Heberle (H. Lempertz' Söhne) zu Köln noch vor Weihnachten in ihrem Versteigerungslokale. Vom 14.—20. Dezember kommen ausgewählte Kunstsachen, Antiquitäten, Waffen, Keramische und Schmuckarbeiten und so weiter aus dem Nachlaß von L. v. Lilienthal in Elberfeld, Maler Bourel in Köln, Dr. Chargé in Köln und anderen, im ganzen 730 Nummern, am 21. und 22. Dezember nicht weniger als 443 Gemälde alter und neuer Meister aus der Hinterlassenschaft der beiden Erstgenannten und anderer unter den Hammer.

Für müßige Stunden.

Weihnachts-Rösselsprung.



Rätsel.

Mit thränenvollem Blick die Braut
Ins Auge dem Geliebten schaut:
Der Trennung bittre Stunde schlägt,
Die bang dem Paar das Herz bewegt.

Noch einmal muß er Well' und Wind
Sich anvertrauen, und es entrinnt
Ein Jahr wohl, eh' er kehrt zurück,
Ein Heim zu gründen für sein Glück.

Was flüstert sie im Scheidegruß?
Was fleht auch er beim letzten Kuß?
Zwei Wörtchen sind es, inhaltschwer,
Doch süß klingt beiden ihr Begehr.

Und wenn die Silben sich vereint
Zu einem Worte, so erscheint
Ein Künstler, der nur Edles schuf
In seinem herrlichen Beruf.

Die Mahnung, die im Namen liegt,
Hat er der Kunst hinzugefügt,
Und als ihr wackrer Jünger sich
Bewährt, bis er im Tod erblich. (M. Sch., Kassel.)

Zweisilbige Charade.

Die Erste häufig das Trojan erklärt,
Das Wesen macht sie beständig verkehrt.
Beim Reim verdient sie den schärfsten Tadel
Und leiht doch dem Edlen den höchsten Adel.

So rein wie im Kinderherzen die Zweite,
So hold sie strahlt aus dem Auge der Braute,
So klug die Mutter im Busen sie hegt —
Nicht immer in edler Gestalt sie sich regt!

Das drohende Ganze, angstvoll gefürchtet,
Wem zeigte es nie seine Bitterkeit!
Wohl dir, bist du fähig, es zu verschmerzen,
Dann traf's dich wohl nicht im innersten Herzen.
(M. Sch., Kassel.)

Auflösung des Bilderrätsels Seite 219:

Aus Anderer Beutel kaufen
Und Wein auf Kerbholz saufen,
Das hat nie lang [illegible].

Auflösung des Rätsels Seite 219:

Ele — Elle.

Fröhliche Weihnachten.

von

Emil Roland.

Sie hatte einst an einem kühlen Tage ihre Hand in die seine gelegt, die sich ihr ruhig, ohne Hast und Erregung, entgegenstreckte. Ein „Nein" von ihr würde ihn nicht zerschmettert haben — er hätte sich dann eine andre Frau gesucht, da er heiraten wollte, weil ihm der Junggesellenstand überdrüssig und eine eigene Häuslichkeit Wunsch geworden war.

Sie liebte ihn nicht und folgte nur dem Zureden ihrer Verwandten und einem eigenen, leisen Gefühl, das eine Heirat in ihren Verhältnissen wünschenswert erscheinen ließ.

So gingen beide dem Los einer Ehe entgegen, in der Frieden eine verdienstlose Tochter der Gleichgiltigkeit und scheinbare Harmonie ein äußeres Gewand des inneren Nichtverstehens ist.

Sie standen schweigend vor dem brennenden Christbaum. Die Tanne vom Berge hatte in sommerlichen Tagen schon fröhlichere Menschen an sich vorbeiziehen sehen. Kaum bemerkten sie den feinen, eigenartigen Duft der Nadeln. Sie feierten ihr erstes, gemeinsames Weihnachten, aber in ihren Herzen wohnte ein noch kälterer Winter, als der, welcher draußen das weite Hügelland mit blitzendem Schnee überdeckte. Nicht, daß auch nur der Schimmer eines feindlichen Gefühls jemals in einem von ihnen aufgedämmert wäre — sie sprachen ja gar freundlich und höflich mit einander — wenn sie mit einander sprachen, sie hatten sich sorgsam gewählte Gaben auf den Weihnachtstisch gelegt — weil die Sitte es mit sich brachte.

Er blätterte in dem schön gebundenen, wissenschaftlichen Werk, das ihr feiner Geschmack ihm ausgesucht. Schnell glitten die Seiten durch seine Finger. Woran er denken mochte? An die genußreichen Stunden, welche ihm die Lektüre des Buches gewähren würde? Dachte er an Weihnachten, an die Poesie des heiligen Abends? Oder an den aschblonden Kopf, den seine Frau gar so ruhig und gleichgiltig über den zarten Schultern bewegte?

Nein; an sie dachte er gewiß nicht und sie nicht an ihn.

Sie hatte den Vorhang zurückgezogen und sah durch die angefrorenen Fenster auf das schlafende Winterbild der kleinen Stadt, die seit kurzem ihre Heimat war. Ein klarer Mond beleuchtete die fernsten Züge des Gebirges und umflimmerte den schlanken Kirchturm und die nahen, stillen Dächer. Es träumt sich so gut, wenn dem Auge keine störende Farbe entgegentritt und jedes Ding sich unbeweglich in den Schleier der Nacht schmiegt. Aber ihre Gedanken lebten an einem andern Ort als in dem verschneiten Thal . . .

. . . „Wenn Du groß bist, Blondinchen, werde ich Dich heiraten, und dann tanzen wir den ganzen Tag, und ich schaukle Dich auf meinen Knieen und abends spielen wir Domino und ich schenke Dir so viel Schokolade, als Du magst."

Es war ein blühender, junger Offizier, der dies scherzend zu dem kleinen Mädchen sagte, das er auf dem Schoße hielt.

„Du wirst Eva noch den Kopf verdrehen," rief seine Mutter mit einem Gemisch von Stolz und Vorwurf dazwischen. „Die Leute haben recht, die Dich den ‚Mädchenfänger' nennen."

Die Leute hätten ihn ebensogut „Raubart" oder „Schmetterling" nennen können. Er war beides, gefährlich und flatterhaft. Die kleine Base sollte es erfahren.

Noch manches Jahr kam er zum Christfest, streichelte seine Mutter, küßte das Blondinchen und sagte, daß er sie heiraten wolle. Dann eilte er wieder in die große Garnison zurück, die ihn als Liebling auf den Wogen ihrer Geselligkeit trug.

Endlich war ein Weihnachten, an dem er die kleine Base nicht mehr zu küssen wagte, weil sie als erwachsenes Mädchen vor ihm stand. Aber er sagte auch nicht mehr, daß er sie heiraten wolle, denn die Welt hatte Gift in sein Herz gegossen und aus dem heitern Glückskind einen blasirten, verwöhnten Menschen gemacht. Er liebte die Frauen entgegenkommend, südlich, kokett — nicht so kühl und blond wie die Base Eva.

„Du solltest es mir zu liebe thun," bat seine Mutter. „Sie liebt Dich; Du darfst sie nicht unglücklich machen."

„Sie wäre nicht die erste und einzige," entgegnete er hart und warf seine Cigarette fort. „Ich kann keine Frau heiraten, die so wenig mein Geschmack ist. Hübsch, das genügt mir nicht. Ich muß Feuer haben, Flammen, um mein Herz daran zu versengen."

O, sein Herz war bereits versengt! Gar zu viele Flammen hatten es schon durchlodert.

Wären nicht Evas früheste, beste Erinnerungen mit dem dunklen Augenpaar jenes schönen Mannes verbunden gewesen, so hätte sie vielleicht versucht, den Bann abzuschütteln, den seine Zärtlichkeiten einst dem Kinde auferlegt. So aber kam ihr nie der Gedanke, daß es für sie ein Leben geben könne, in dem diese erste, verhängnisvolle Liebe keine Rolle spielte. Die Gewohnheit des Kummers wurde ihr nach und nach Bedürfnis. Sie war keine starke Natur, aber eine gute, edle — besserer Liebe würdig.

Drei Jahre gingen hin. Jedes Christfest drückte einen tieferen Stachel in ihre Seele. Es war Qual, an seiner Seite am Tannenbaum zu stehen, seine galanten Höflichkeiten, mit denen er jeder Dame nahte, zu ertragen und in seinen Augen die verlorene Fähigkeit zu Freude und Genuß eingegraben zu sehen. Sie empfand es als schweres Verhängnis, damals noch ein Kind gewesen zu sein, als er liebevoll über ihren Scheitel strich und das kleine Mädchen mit Küssen überschüttete, den gefährlichen Blumen eines verfrühten Romans, die sie einst nicht verstand und dennoch nicht vergessen konnte.

Sie liebte ihn mit jener zähen Treue, die kühle Blondinen vor sanguinischen Schwestern auszeichnet. Sie dachte an sein tadelloses Baldurgesicht, als sie dem andern ihr Wort gab, sie liebte ihn noch, als sie mit dem andern vor den Altar trat und nahm so das Gespenst eines unerfüllten Jugendtraumes mit hinüber in die Ehe. Das war unrecht — nein, das war Sünde. Aber wer verbot ihr diese Sünde, die sie schweigsam durch die Tage trug? Ihr Mann? Er hatte ja nie ihre Liebe verlangt, und sie forderte von ihm nicht mehr, als sie gab. Und doch lag das Bewußtsein einer Schuld beständig über ihr; es lastete auf dem aschblonden Scheitel und beugte das feine Profil tiefer auf die Brust, so tief, wie jetzt, da sie fast im Stehen eingeschlummert schien und kaum etwas Bestimmtes von den Dingen um sich und in sich wußte.

Da tönte Gesang von der Straße herauf, ein Weihnachtslied von Kinderlippen, wie es arme Knaben in der heiligen Nacht vor den Häusern zu singen pflegen.

„Es sind die Kurrentschüler," sagte ihr Mann. „Hörst Du, wie falsch die zweite Stimme singt? Der Lehrer könnte sie auch ein wenig sorgsamer auswählen, aber der alte Uhu hat selber keine Nachtigallenkehle."

Die Worte klangen unfreundlich. Der sie sprach, liebte den Spott und die Ironie, welche besser zu seinem selbständigen Charakter paßten als weiche Gefühlsschwelgerei. Diesmal jedoch widersprach das Gefühl den Worten. Der Gesang rief ihm die Christnachtstimmung seiner Kindheit zurück und wandelte den Erwachsenen als eine Art Wehmut an. Doch war er gewohnt, für sich allein zu denken. Wie sollte ihn auch seine Frau verstehen, die fremde Gefährtin seines Herdes, welche — er wußte es ja nur zu gut — noch immer an einer „Kinderkrankheit" litt?

Sie nahm ein Tuch um die Schulter und ergriff ein Körbchen mit Aepfeln und vergoldeten Nüssen. „Ich bin gleich wieder da," rief sie in der Thür und stieg die Treppe hinab.

Es war kalt im Flur und fröstelnd zog sie den Shawl fester an sich. Als sie im Rahmen der Hausthür erschien, verstummte der Gesang und mit vielstimmigem Festgruß streckten sich ihr verlangende Kinderhände entgegen.

„Fröhliche Weihnacht," sagte auch sie, aber mit demselben gewohnheitsmäßigen Ausdruck, mit dem man etwa „Guten Tag" oder „Danke" sagt.

Es war ein Heer kindlicher, vom Frost geröteter Finger, in das sie die kleinen Herrlichkeiten hineinlegte. Mechanisch verteilte sie ihre Gaben, bis das Körbchen leer wurde, ohne zu bemerken, wie verklärt die junge Schar in ihrem lieblichen Gesicht die Züge einer guten Fee zu erkennen glaubte.

Da war plötzlich nur noch eine Hand vor ihr, aber eine schlanke, weiße, vornehme Hand. Starren Blicks, wie verzaubert, sah sie hernieder auf diese schmalen, beringten Finger, als umschwebe sie ein Heer lichter Gedanken. O, sie kannte jene Hand.

„Fröhliche Weihnacht, Blondinchen," sagte jetzt der große Mann, der, in einen dunklen Militärmantel gehüllt, kaum einen Arm weit von ihr, an der Mauer lehnte. „Soll ich allein leer ausgehen, vor Deiner Thür? Hast Du keine goldene Nuß mehr für mich?"

„Fabrice," stammelte sie leise und kälter als Winterwind wehte ein Schauer durch ihre ganze Gestalt. Als sie dann dem Helden ihrer Jugend ins Auge sah, war es ihr, als flöge auf Weihnachtsschwingen alles Schöne zu ihr heran, was sie in langen, verflossenen Jahren genossen.

„Fabrice!" rief sie noch einmal und reichte ihm zitternd die Hand. Erschrocken von dem innigen Ton ihrer Stimme fügte sie leiser hinzu: „Willst Du nicht ins Haus kommen? Die Lichter brennen noch an unserm Baum."

Er trat über ihre Schwelle. Seine großen, leichtsinnigen Augen hafteten fragend an dem blonden Haupt, das sich scheinbar ruhig auf die Brust senkte.

„Ich habe seit Jahren das Fest stets mit Dir gefeiert, Eva," sagte er leichthin. „Zur Mutter komme ich heute wegen meines verspäteten Urlaubs — wir hatten noch einen großen Rout im Kasino — doch nicht mehr zeitig genug, und da fiel mir ein, hier einen Zug zu überschlagen und ein Stündchen mit Dir — mit euch zu verplaudern. Man läßt so ungern von alten Gewohnheiten."

Seine Stimme hatte, wenn er mit Frauen sprach, etwas Einschmeichelndes, melodisch ans Herz Klingendes, als ob der Ton eines alten Minnesängerliedes in ihr auflebe. Fabrice war ein Meister in der Kunst zu gefallen. Dennoch gefiel er Eva in diesem Augenblick nur halb. Ein Gefühl der Bitterkeit mischte sich ihr allmählich in den anfänglichen Zauber des Wiedersehens, vielleicht hatte sie unbewußt von ihrem Manne ein Teilchen jenes ironischen Spottes gelernt, der ein strengeres Sezirmesser an Menschen und Dinge legt. Was sie sprach, waren Phrasen, ihre Blicke hingen am Boden.

Mit jener vornehmen Freundlichkeit, die ihn im konventionellen Verkehr auszeichnete, begrüßte der Hausherr den späten Gast. Sie kannten sich flüchtig von einer zufälligen Begegnung und gelangten schnell ins Geleise einer fließenden Konversation.

Wieder breitete vor Eva und Fabrice ein Tannenbaum seine duftenden Zweige aus. Sie standen so nahe bei einander und waren dennoch weiter getrennt als je zuvor.

Was sonst an jenem Abend geschah?

Der Theekessel summte und drei Menschen sprachen über viel gleichgiltige Dinge, über Dinge, die am meisten von denen entfernt waren, die am nächsten lagen.

Fabrice hätte nicht einmal selber über die Tollheiten seines Lebens zu spotten brauchen, sie waren nur zu deutlich eingegraben in das schöne Gesicht, dessen kindliche Weichheit längst einer freudlosen Indolenz Platz gemacht. Die „große Welt" hatte ihr Meisterstück an ihm vollbracht — noch einige Jahre und er war körperlich und geistig ruinirt.

Eva besaß geringe Menschenkenntnis; aber in diesem Gesicht las sie mit Sicherheit. Ein Gefühl der Beschämung überkam sie. Dies also war der Mann, dem sie Jugendlust und Menschenglaube als abgebrauchten Tand vor die Füße geworfen, den sie willenlos eingreifen ließ in den Verlauf einer Ehe, die ohne ihn wenigstens eine rechtliche sein konnte.

Unwillkürlich blickte sie vergleichend zu ihrem Mann hinüber. Sie begegnete seinem Blick, einem fragenden, forschenden —

„Und das große Regimentsfest — Feenquadrillen — Elfentänze — ich natürlich der Faiseur — da war die petite Susanne aus Lyon, Augen wie zwei Schwerter, Toiletten wie Sarah Bernhard — aber, hol's der Teufel, auch sie wurde mir mit der Zeit langweilig. Wie fängt man es nur an, sich noch für das Leben zu interessiren? Gib mir das Rezept mit auf den Weg, Cousinchen. Ich hab' es längst verloren."

Müde lehnte er die schlanke Gestalt in das Sofa und seufzte mitten in dem Redestrom; dann aber schwirrten seine Worte weiter, sagten von Festen zu Festen und beschworen in dem stillen Hause die Dämonen einer Existenz des Genusses und der Oberflächlichkeit.

„Wie fängt man es nur an, sich für das Leben zu interessiren?" Diese Frage tönte lange in Evas Ohren nach, so daß sie fast geistesabwesend aufstand, als der nächtliche Gast sich zum Gehen anschickte. Er küßte ihre kalte Hand und mochte glauben, daß die Finger aus Abschiedsweh zitterten, denn ein wilder Blitz seiner unheimlichen Augen flammte forschend über ihre Züge. Gleich darauf war sie allein.

Draußen knirschte der Schnee unter den Tritten der beiden Wanderer, die in gleichgiltig fließendem Gespräch dahinschritten. Dann und wann strich der schöne „Mädchenfänger" über seinen langen Schnurrbart, mit jener charakteristischen Bewegung, die keine Hand so graziös auszuführen vermag als die Hand eines Mode-Don Juans.

Seines Begleiters Gedanken flogen jahreweit zurück, vielleicht zu der wundesten Stelle eines ernsten Lebens. In jeder Jugend steckt ein Stück Roman, auch in der seinen. Und während er ruhig über Alltäglichkeiten sprach, mochte sein geistiges Auge an einer verlorenen Mädchengestalt haften, an Maienzauber und Jasminduft, an kurzem Glück und langem Leid, vielleicht auch an dem vorschnellen Entschluß einer ersten, betrogenen Hoffnung, nie wieder zu lieben, weil diese erste Liebe die Treue brach. Die Christnacht lockt ja die tiefsten Qualen des Herzens aus dem Felsen der Vergessenheit hervor!

Sie griff auch in Evas Herz.

Kaum war jetzt der kleine Zeiger einmal um die Uhr gerückt, als Fabrice ihr Haus betreten. Ein feines Parfum, das er mit Vorliebe zu gebrauchen pflegte, mischte sich noch mit dem Harzduft der Tanne und strich über den aschblonden Scheitel der jungen Frau, als wollte es sagen: „Tröste Dich, Blondinchen, alles ist langweilig und nichts des Kummers wert."

Doch sie warf plötzlich den Kopf stolz zurück, als schüttle sie einen bösen Zauber ab. Die Monotonie des Aufwachens und Einschlafens, die Langeweile des Atmens, die ganze Inhaltlosigkeit ihres bisherigen Lebens wurde ihr in dieser Minute klar und zugleich überkam sie ein kräftiges Bewußtsein, daß sie zwei starke Streiter für sich hatte — die Jugend und den Willen. Ein langverborgenes Feuer flammte in ihren Augen und die Eva, die nun, auf die Tritte ihres Mannes lauschend, an der Thür wartete, war ein ganz anderes Wesen als jene, welche Fabrice „zu kühl und zu blond" zum Lieben gefunden.

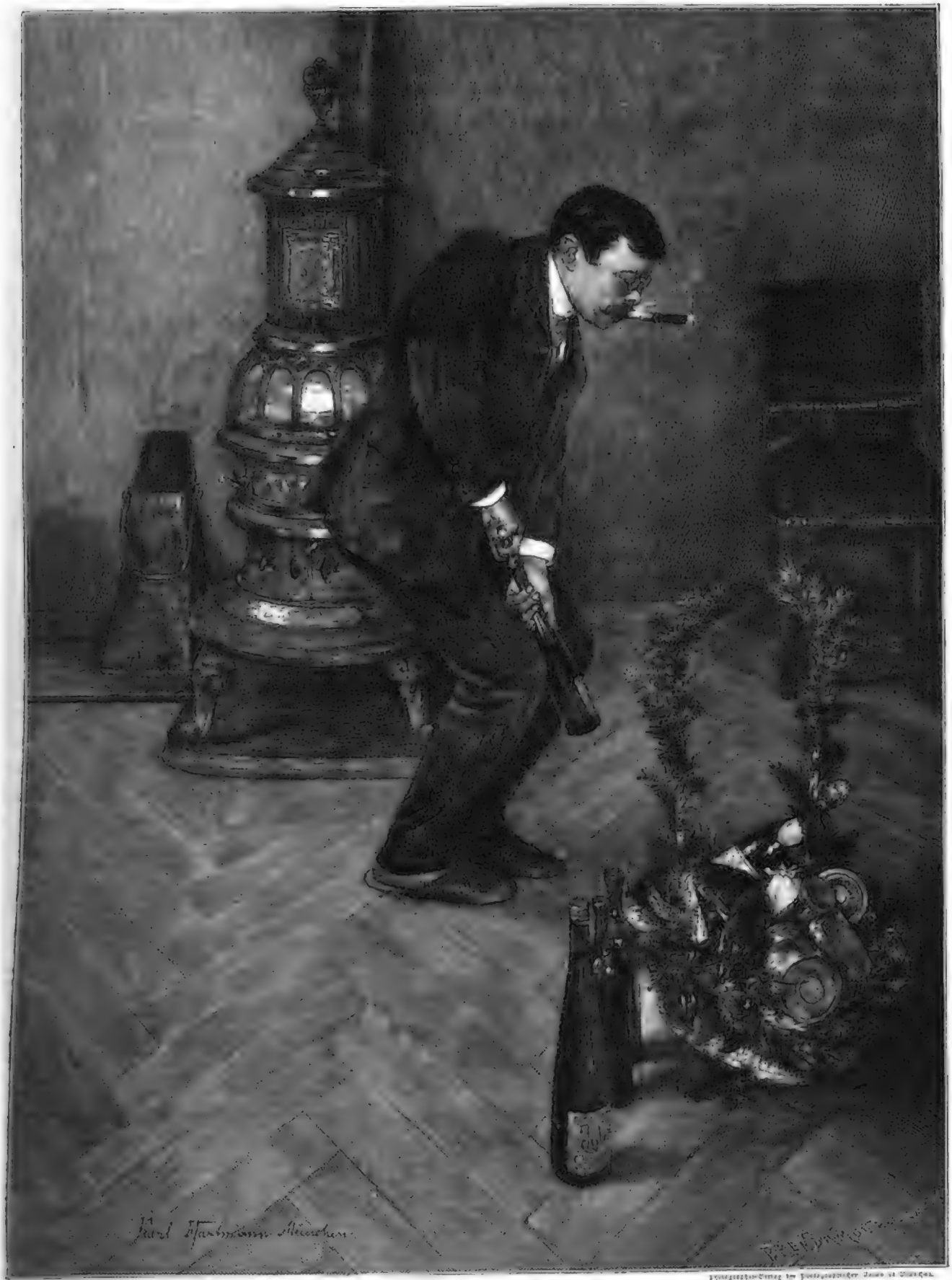
Die Zeit des Wartens verging so langsam. Endlich hörte sie die Klingel der Hausthür, die bekannten Schritte. Was sollte sie ihm sagen? Wie den Weg zu dem Herzen des Mannes finden, der ihr vor allen anderen fremd war?

. . . Vielleicht halfen ihr die Weihnachtsengel, die unsichtbar in der heiligen Nacht um die Stirnen der Menschen schweben und Gedanken, die alltags kein Leben zu gewinnen wagen, in rechte Worte verwandeln. Denn eins hat ja das Christfest vor allen anderen Festen voraus, daß es tief in die Seelen greift, schlummernde Gefühle aufweckt und plötzlich vereinen kann, was lange getrennt neben einander ging.

Als das letzte Licht an dem Tannenbaum verlöschte, gab es in der kleinen, verschneiten Bergstadt zwei selige Menschen mehr. Das Parfum des schönen Fabrice war in den Zweigen verweht und leise klang es durch die grünen Aeste wie „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Digitized by Google

Weihnachtsbescherung für Arme in einem Berliner Bezirksverein. Originalzeichnung von H. Lüders.



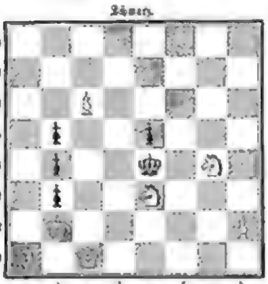
K. Hartmann: Junggesellen-Weihnachten.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 11.

Von A. Mauck in Kopenhagen.
(„Nationaltidende".)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe S. 174:

W. 1) S e 6 — a 5
S. 1) a 2 — a 1 D, b 6 — a 5:
W. 2) T e 8 — c 8 : †
S. 2) b 3 — c 2 :
W. 3) T g 3 — g 4 matt.

A.

S. 1) a 2 — a 1 S, L beliebig
W. 2) D a 3 — b 2 (†)
S. 2) beliebig
W. 3) D b 2 — b 8 matt.

Schachbriefwechsel.

Kalodis in Angerd. Lösungen zu Nr. 1 und 2 richtig. Der B b 4 ist notwendig, weil sonst der Gegenzug 1) . . . , b 7 — b 6 oder b 5 die Lösung verhindern würde. Und wollte man auch den B b 7 festsetzen, so wäre eine Nebenlösung durch 1) T f 5 — e 5 † K e 4 — d 4 2) L g 8 — c 4: nebst 3) D e 6 — c 3 (resp. d 5.) matt möglich. — Ihr letztes Schreiben macht uns in dem Wunsche, Ihren Namen kennen zu lernen, nicht schwankend; wir bitten wiederholt darum. Selbstverständlich bleibt es „entre nous".

J. N. in Dresden. Nr. 4 lösten Sie richtig. Zu Nr. 7 senden Sie eine Nebenlösung, die sich durch Hinzufügung eines schwarzen Bauern auf f 4 beseitigen läßt.

H. in Neustrelitz. Richtige Lösungen zu Nr. 3, 4, 5, 6 und 8 erhalten. Zu Nr. 7 (l. Steigend vorstehend) haben Sie wohl den schwarzen Springer falsch aufgestellt; derselbe steht nicht auf f 8, sondern auf g 8, und dadurch verliert sich Ihr Lösungszug 1) S — 4 — f 6 von selbst.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: [illegible] in Nordhorn zu Nr. 4, 5, 6; H. in [illegible] zu Nr. 5 und 6; [illegible] in [illegible] zu Nr. 5, 6, 7; J. W. in [illegible] und Dr. E. in [illegible] zu Nr. 6; A. V. in [illegible] zu Nr. 6 und 7; [illegible] N. in Berlin zu Nr. 7.

Briefmappe.

E. A. in Brünn. Zu der [illegible] Angelegenheit können wir Ihnen nur das Folgende mitteilen: Unter dem Protektorate des erzherzoglichen Paares Karl Ludwig und Maria Theresia hat sich ein Verein gebildet, welcher es sich zur Aufgabe setzt, eine „[illegible]" für Brustkranke zu errichten, zu welchem edlen Zwecke eine Reihe von Veranstaltungen in Aussicht genommen ist. Die Wiener [illegible] Frau M. von Stosslitz, als Schriftstellerin unter dem Namen Edith Helmerd bekannt, hat in ihrem Organe „Der Salon" ebenfalls eine Anregung zur Förderung des obgedachten humanitären Instituts gegeben, indem sie eine neue Rubrik eröffnet: „[illegible]", in welcher je nach und nach die [illegible] und Wahlsprüche einer Reihe interessanter Persönlichkeiten veröffentlicht. Später gedenkt Frau von Stosslitz diese originelle Sammlung in Buchform erscheinen zu lassen und den Reingewinn dem neuen Wohlthätigkeits-Institute zu widmen. Einsendungen von [illegible] auf den einschlägigen Kreisen sind erbeten: Wien I., [illegible] Nr. 5.

F. J. in Budapest. Wo der Sitz der [illegible] Gesellschaft ist, vermögen auch wir Ihnen nicht zu sagen. Sie können jedoch leicht auf Zeitungsannoncen achten, wo [illegible] derartige [illegible] veranstaltet werden. Wenden Sie sich nur an die betreffende Stelle, die Ihnen [illegible] den gewünschten Aufschluß geben wird.

Zufälliger Cermons an der Moldau. [illegible] auf Ihre Fragen vermag Ihnen nur eine direkte Anfrage [illegible] zu geben. Wenden Sie sich daher an die [illegible] Marineministerien in Deutschland und Oesterreich, und Sie werden [illegible] werden.

R. T.—V. in J. Warum [illegible] das Urteil? Die [illegible] Sendung ist [illegible] den Weg gewandert, den Sie voraussahen, und, so leid es uns thut, werden wir die jüngste ihr nachsenden müssen. Aber warum [illegible] Ihnen nicht wieder einmal freundlich lächeln? Wir werden Sie bei dieser Aufgabe jedenfalls gerne bereit finden.

J. L. in M. Die uns zur Verfügung gestellten Verse enthalten einen gewissen dichterischen Zuges nicht, doch müßte derselbe sich [illegible] gestalten, wenn wir offen und ehrlich zur Veröffentlichung raten sollten. Der [illegible] mit seinem Weh und seinen bitteren [illegible] ist [illegible] so oft und so ergreifend geschildert worden, daß er uns noch fühlt, wenn er auf [illegible] bekannten Dichterstunde tritt.

W. G. in R. Für die eingesandten Gedichte fehlt es uns an Verwendung; auch die offerierten „Skizzen" müssen wir einstweilen dankend ablehnen.

O. W. in L. Können wir vorderhand Ihrem Wunsche auch nicht entsprechen, so gestatten Sie uns doch, unsere definitive Entscheidung noch etwas zu verlegen. Für einige der kleineren Stücke findet sich möglicherweise [illegible] Verwendung.

H. F. in Königsberg. Besten Dank für Ihr freundliches Anerbieten, für das wir einstweilen jedoch leider keine Verwendung haben.

Eine Abonnentin. Ueber den von Ihnen so sehr geschätzten Sänger der Schweiz haben wir trotz allen Bemühens nichts Näheres in Erfahrung bringen können. Jung wird er wohl sein; halten Sie daher, daß er mit zunehmendem Alter aus dem Dunkel seiner [illegible] hervortreten wird.

A. K. L. in München. Lassen Sie Ihr Talent noch einige Zeit der Entfaltung entgegenreifen. Mit der Veröffentlichung der uns zur Verfügung gestellten Proben könnte weder Ihnen noch sonst jemand einen Dienst erwiesen werden.

U. K. in G. Für Ihre freundlichen Sendungen im Juli und August haben wir leider keine Verwendung finden können.

L. V. Unsrerseits für uns unbrauchbar.

A. M. in D. Versuchen Sie es mit zwei Futterkästen, ferner nämlich die Tiere sich das Futter [illegible] machen. Hilft das nicht, so beseitigen Sie jedenfalls alles Unkraut, wenn Sie zwei richtige Paare bereit machen, die von jeder Gattung noch ein Männchen oder Weibchen zugeben.

E. M. in L. Der Klang Ihres Namens ist auch jetzt noch kein „[illegible]". Nomina [illegible] sunt odiosa!

E. U. in O. Wenn Sie wüßten, wie [illegible] unter Lager an „[illegible]" ist, würden Sie das Verlangen nicht an uns stellen, [illegible] uns ein weiteres Exemplar zu verschaffen. Es würde in der That des Guten zu viel werden.

E. in W. Der Gedanke, einem [illegible] Journalisten ein Zeichen der Erkenntlichkeit für bereitete frohe Stunden zu widmen, ist neu und macht Ihrem Herzen alle Ehre. Aber muß diese Zeichen gerade in einer Dichtung bestehen? Und wenn schon, muß es durchaus durch den Druck wieder verbreitet werden? Wir gestehen, wie sind etwas [illegible] und vermeinen die zweite Frage, der Genuß an Ihrer so sinnigen Herbst-Idylle ausschließlich für uns vorbehalten.

W. H. in D. Von Ihrem freundlichen Anerbieten können wir leider keinen Gebrauch machen. Zur Einsendung lassen Sie stets nur Kopien beilegen, da eine Rücksendung von Manuskripten nicht erfolgen kann.

v. C. in O. Ihre Freundlichkeit wohl zu schätzen wissend, bedauern wir, von Ihrem Anerbieten zurzeit keinen Gebrauch machen zu können.

K. F. in Rendsburg. [illegible] dem arabischen Gummi ähnliches Klebemittel wird [illegible] erhalten haben, wenn 20 Teile gepulverten Zucker mit

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In unserem Verlage ist erschienen die neue, zeitgemäß durchgearbeitete Ausgabe von

„Der neue Reichstag". Von Joseph Kürschner.

512 Seiten kleinsten Formats in origineller Ausstattung,
enthaltend Porträts und Biographien der Mitglieder des neuen Reichstags 1893, sowie die einschlägigen Paragraphen der Reichsverfassung, das Wahlgesetz, die Geschäftsordnung, statistische Zusammenstellungen u. a. m.

Preis solid geheftet nur 50 Pfennig.

Der „Hamburgische Correspondent" schrieb seinerzeit über Kürschners Reichstagsbüchlein:

„Ein überaus kleines Buch und eine sehr große Leistung, — so stellt sich dieses Erzeugnis der nie ruhenden Erfindungsgabe Kürschners dar, den man geradezu als ein Genie auf dem lexikographischen Gebiete bezeichnen kann. Sein bekanntes kleines Konversations-Lexikon ist ein Riese gegen dieses Opus; wer es kauft, hat den ganzen Reichstag in der Tasche, wenn er will, sogar in der Westentasche! Professor Kürschner hat es ermöglicht, in dem zwerghaften Büchelchen eine Menge Wahlstatistiken, Reichstagsstatistik, die Abschnitte der Verfassung über den Reichstag, dessen Geschäftsordnung, sowie die kurzgefaßten Biographien der sämtlichen Mitglieder des Reichstags zu geben, ja sogar die Bilder fast aller Reichsboten, die man so auf bequeme Weise von Angesicht zu Angesicht kennen lernt. Man liest eine Reichstagsrede, hat Kürschners ‚Reichstag' natürlich zur Hand und erhält durch einen Blick in das wunderliche Büchlein das ganze Signalement nebst Konterfei des verehrten Herrn Redners."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Nach Orten, wo keine Buchhandlung oder der Bezug mit irgend welchen Schwierigkeiten verknüpft ist, vermittelt die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart gegen Franko-Einsendung von 60 Pfennig (in deutschen Brief- oder Stempelmarken) direkte Zusendung per Post unter Kreuzband.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
von **BREMEN** nach

Newyork	**Baltimore**
Brasilien	**La Plata**
Ostasien	**Australien**

Prospekte versendet
Bremen.
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Von allen großen deutschen Zeitungen

hat das täglich 2mal in einer Morgen- und Abend-Ausgabe erscheinende **„Berliner Tageblatt"** in Folge seines reichen, gediegenen Inhalts, sowie durch die Raschheit und Zuverlässigkeit in der Berichterstattung (vermöge der an allen Weltplätzen angestellten eigenen Korrespondenten)

die stärkste Verbreitung im In- und Auslande

erreicht. Nicht minder haben zu diesem großen Erfolge die ausgezeichneten **Original-Feuilletons** aus allen Gebieten der Wissenschaft und der schönen Künste, sowie die hervorragenden belletristischen Gaben, insbesondere die vorzüglichen Romane und Novellen beigetragen, welche im täglichen Roman-Feuilleton des „Berliner Tageblatt" erscheinen. So im nächsten Quartal zwei prächtige Erzählungen:

E. Vely: „Das Fräulein", und Wold. Urban: „Die Tochter der Sonne".

Außerdem empfangen die Abonnenten des **B. T.** allwöchentlich folgende höchst wertvolle Separat-Beiblätter: das illustrierte Witzblatt **„Ulk"**, das feuilletonistische Beiblatt **„Der Zeitgeist"**, das belletristische Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle"** und die „Mitteilungen über **Landwirtschaft, Gartenbau** und **Hauswirtschaft**".

Die sorgfältig redigierte, vollständige **„Handels-Zeitung"** des **B. T.** erfreut sich wegen ihrer unparteiischen Haltung in der kaufmännischen und industriellen Welt eines besonders guten Rufes.

(Vierteljährliches Abonnement kostet 5 M. 25 Pf. Inserate (Zeile 50 Pf.) finden erfolgreichste Verbreitung.)

Vorbereitungsanstalt des Direktor Prinzhorn.

Vormals Fresaker.
Für Fähnriche, Primaner, Abiturienten und Einjährig-Freiwillige.
Dresden-Neustadt, Katharinenstraße 6.
[illegible] Im Jahre 1892 haben alle meine Schüler ihr Examen [illegible] bestanden. Prospekt zur Verfügung.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15. — p. metre. Muster franko.

Schwarze Seidenstoffe

Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

ED. PINAUD
PARIS, 37, Bd de Strasbourg
Ed. Pinaud's Parfums
Violettes de Parme
IXORA BREONI
AIRISA DE LAS PAMPAS
BOUQUET THEODORA
Ed. Pinaud's SAVON IXORA
Die Seife der eleganten Welt.
PARIS 1889
GRAND PRIX

Jeder, der sich für den [illegible] **Kneipp** [illegible] erhält Kneipp-Broschüre (64 S. [illegible]). Jos. Kösel'sche Buchhandlung in Kempten.

Haar-Feind von Franz Schwarzlose entfernt alle lästigen Gesichts- und Armhaare sofort schmerzlos und unschädlich. [illegible] Berlin, Leipzigerstr. 56.
Enthaarung

Velvetine
vorzügl. Lindener Fabrikat.
Schwarz und farbig zu Mk. 1.40—4.00 das Meter. Seidene Stoffe von Mk. 1.00 an u. alle andern Seidenstoffe. In jedem Maaß direkt zu beziehen von
von Elten & Keussen, Seidenwaarenfabrik, Crefeld.
Man verlange Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

1 Teilen frischer Milch läßt, wenn die Flüssigkeit mit 50 Teilen einer Lösung von 25 Teilen destillierten Wassers in 100 Teilen Wasser mischt und dann auf 30° C. erhitzt. Läßt man die so erhaltene Lösung längere Zeit in Berührung mit Luft stehen, so scheiden sich allmählich flockige Massen ab, welche im Aussehen dem arabischen Gummi ähnlich sind und deren Lösung Klebkraft besitzt.

Willy Kohlbaum, Pert Pirie. Samen von der Mistelpflanze können Sie durch die Vitriol-Centrale Frauendorf, Post Vilshofen, Niederbayern, beziehen.

L. Stein. Leihen nicht. Aber die Kohlsche Buchhandlung, Stuttgart, Kalwerstraße, verschafft Ihnen sehr billig.

Gräfin B–h. Ohne Zweifel kann Ihnen der Verfasser von „Magnetismus und Hypnotismus", von „Die Frauenhand und ihre Bedeutung für die Erkenntnis des weiblichen Charakters", des Handbuchs der Handlesekunst und bei der Chirologischen Kunde, Herr Gustav Gessmann in Graz, Wickenburggasse Nr. 15, über all das, was Sie bewegt, genaue Auskunft geben.

Küstenland. Ein Rezept zu Goldkitt für Glasbläser: 21 Teil gute gelöschte Kalkmilch, 1½ Teil gelöschtem Senegal-Gummi, 9 Teil kohlensaures Ammoniak werden mit 4½ Quart destilliertem oder Regenwasser, 13 Teil Spiritus von 90 Prozent Tralles und ¾ Quentchen Salmiakgeist in einem kleinen Gefäße oder noch besser in einem gläsernen sogenannten Patentglase übergossen und unter öfterem tüchtigen Umrühren einige Tage lang stehen gelassen.

L. F. in Wien. Dankend abgelehnt.

Richtige Lösungen sandten ein: „Eilibber" in Dresden (4). „Die kleine Ella" in Hamburg (4). Henriette Hellberg-Bischofs in Zürich (11). „Necoatra" in Alexandrien (1). Kamill Heller in Innsbruck-Wilten (2). Leopold Riedel in Reinowitz bei Gablonz (6). Walther Kohl in Köpenick bei Berlin (6). „Mann und Weib" in Hamburg (3). Antonie Speer in [illegible] in Siebenbürgen (1). M. L. in Wien (2). R. W. Binder in Pola. A. v. Dobler in Budapest (4). Josef Häusler in München (1). Rosa Rehlinger in München (1). Adele Hoffmann in Krefeld (3). Mizzi Kohlbaum in Port Pirie in Südaustralien (2). Marie Loeb in Eppstein. Ignaz Kefer in Wien (3). F. in St. Louis, Mo., N.-A. (3). Ida Kramer in Koschütz bei Meißen (3). Otto Wirth in Glückstadt a. d. Elbe. Marie Gelermann in Hannover (3).

Gesundheitspflege.

W. K. in Kurl. 1) Durch Wasserstoffsuperoxyd wird in diesem Falle dem Übel kein Nachteil zugefügt. 2) Werden gegen den chronischen Rachenkatarrh schon Pinselungen mit Chromsäureätzung oder das galvanokaustische Verfahren angewendet? Wenn nicht, so raten wir Ihren Hausarzt dazu.

W. O. in Frankfurt a. M. Die von L. Tillenberger in Offenbach a. M. hergestellte Vermalte wird hauptsächlich bei tauben, harthörigen, sowie bei rauhen, aufgesprungenen Händen empfohlen und bewährt sich hiebei auch sehr gut.

Paula – us. Trotz verschiedentlich eingezogener Erkundigungen war es uns nicht möglich, die Zusammensetzung dieses Haarfärbemittels zu erfahren. Wir wissen daher auch nicht, ob dasselbe schädlich wirken kann oder nicht. Erkundigen Sie sich doch dort, wo dasselbe zu haben ist. Ein völlig unschädliches Mittel zum Braunfärben der Haare ist das Nußschalenextrakt.

Eine Tiefbetrübte in B. Es handelt sich hier um einen Bindehautkatarrh. Machen Sie abends einige Stunden vor dem Schlafengehen Umschläge mit Bleiwasser, und lassen darauf die kleinen Krusten nicht beseitigt werden, nach eine Einträufelung von einigen Tropfen einer einprozentigen Höllensteinlösung in die inneren Augenwinkel. Morgens werden die Augen am besten mit frischem Wasser abgewaschen.

H. T. Waschungen mit Petroleum sind hier ein unschädliches Mittel, nur dürfen dieselben nicht bei Licht vorgenommen werden.

A. R. in L. In Würzburg werden Sie wohl einen der geschicktesten Spezialärzte finden. Der betreffende Apparat ist nicht viel wert. Dr. Sch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Schwestern, Roman von Ida Boy-Ed, Fortsetzung. – Weihnacht, Gedicht von D. Saul. – Unsere Weihnachtsbilder, von L. H. – Das verschenkte Kind, eine Berliner Weihnachtsgeschichte von Marie Stahl. – Erreichtes Ziel, von Isolde Kurz. – Notizblätter. – Für müßige Stunden: Weihnachts-Rätselkranz; Rätsel; Zweisilbige Charade; Auflösung der Rätselaufgaben Seite 219. – Fröhliche Weihnachten, von Emil Roland. – Schach. – Briefmappe.

Illustrationen: Weihnachten auf dem Schiff, Originalzeichnung von A. v. Roeßler. – Weihnachtskerze in England, Zeichnung von F. Barnard. – Alb. Krüger: Gang zur Christmette. – Wiener Weihnachtsmarkt, Originalzeichnung von W. Gause. – Christbaumverkauf, Originalzeichnung von R. Kiefer. – Weihnachtsfeier in der Geburtsgrotte Christi zu Bethlehem, nach einer Zeichnung von F. de Haenen. – Weihnachtsbescherung für Arme in einem Berliner Bezirksverein, Originalzeichnung von H. Lüders. – L. Hoffmann: Junggesellen-Weihnachten.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
München: **Alex. Braunschild** (Wittelsbacherplatz Nr. 1, I.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Franz Josefsplatz 6).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Das Kernerhaus und seine Gäste.

Von

Theobald Kerner.

Mit dem Bildnis Justinus Kerners und Faksimile, sowie vielen Porträts und Illustrationen.

Preis geheftet M. 4. –; fein gebunden M. 5. –

Ein überaus interessantes Buch, das vielgestaltige, bald ernste, bald humoristische, stets aber poesiereiche Leben im Dichterhause am Fuße der Weibertreu von 1822 bis zum Tod Justinus Kerners 1862 schildernd. Der Sohn des berühmten Dichters entrollt plastisch ein treffliches Bild jener Glanzperiode des Kernerhauses, er führt alle die Größen des Geistes vor, welche dort fröhliche Tafelrunde hielten: Dichter, Staatsmänner und Philosophen, Fr. Liszt, David Strauß, Schubert, Uhland, Karl Mayer, G. Schwab, Graf Alexander, Lenau, Mörike, Freiligrath, Geibel u. s. w.; dann die vom Schicksal oder Krankheit hart Betroffenen, welche bei dem Arzt und Seher Trost, Heilung oder Erholung suchten. Zur Charakteristik Justinus Kerners und seiner Zeitgenossen trägt das Buch wesentlich bei.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

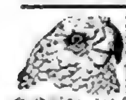
Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25,

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Spielhagen's Zahncrème
– bestes –
Zahnreinigungsmittel der Neuzeit.
Macht die Zähne bei täglichem Gebrauch blendend weiß, conserviert dieselben und schützt vor Zahnschmerzen.
Zu haben in allen Drogen-, Parfümerie- etc. Geschäften des In- und Auslandes
Franz Spielhagen, Berlin SW. 29.
Probesendungen, 3 Tuben in eleg. Carton gegen Einsendung von M. 1.50 franco

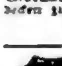


100 Paar illustrirte Kolibri-Kakadu, [illegible] Stück 5 Mk., [illegible] Mark, sprechende graue und grüne Papageien, bis zu Hunderten [illegible] von 75 Mark bis 500 Mark. Italien. Goldfische, das Hundert 7 Mk. Versand nur gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages, unter Garantie lebender Ankunft.

Indische Hasselsenbecken.

[illegible] elegante Gebrauchsdekoration auch zu eleganten Schlittendecken zu verwenden, à 25 Mark.

H. Kumas, [illegible] 241.



Illustr. Briefmarken-Journal. [illegible] Gebrüder Senf, Leipzig.

Prächtige Festgeschenke!
Musikalische Novität
von Prof. Carl Reinecke:
Biblische Bilder,
für Klavier, 4 Hefte à 2 M., in 1 Bande 6 M.

Ferner in 10. Auflage erschienen:
Von der Wiege bis zum Grabe.
2 Hefte à 3 M., 4händ. 2 Hefte à 4 M.
Musikalischer Kindergarten.
9 Hefte à 2 M., 4händ. 9 Hefte à 2 M.
Verlag von **Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.**

Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft.

Mittelmeer- und Orient-Reise

vermittelst der Doppelschrauben-Schnelldampfer

Augusta Victoria
Commandant
H. Barends.

Fürst Bismarck
Commandant
A. Albers.

Die Doppelschrauben-Schnelldampfer der Gesellschaft sind die grössten und schnellsten Schiffe der deutschen Handelsmarine.

FAHRPLAN:

AUGUSTA VICTORIA.
Abfahrt von **Hamburg** am 15. Februar 1894
Southampton, Gibraltar, Villa Franca (Nizza u. Riviera), Ajaccio-Corsika, Alexandria (Cairo), Jaffa (Jerusalem), Athen, Malta, Messina, Palermo, Neapel, Algier, Southampton.
Hamburg zurück am 8. April 1894.
Reisedauer 53 Tage.

FÜRST BISMARCK.
Abfahrt von **Genua** am 17. Februar 1894
Ajaccio, Alexandria, (Cairo), Jaffa (Jerusalem), Smyrna, Constantinopel, Athen, Malta, Messina, Palermo, Neapel, Algier.
Genua zurück am 26. März 1894.
Reisedauer 38 Tage.

Die diesjährigen Excursionen der Schnelldampfer **„Fürst Bismarck"** und **„Augusta Victoria"** werden, wie aus vorstehenden Fahrplänen erhellt, die Hauptplätze einer Region umfassen, in der jeder Zoll des Bodens reich ist an Erinnerungen des Alterthums, reich an herrlichen Monumenten ehemaliger Grösse und zahllosen Schätzen der Kunst. Solche Reise nach den Stätten der ältesten Cultur, nach Aegypten, Palästina, Corsica, Constantinopel, Griechenland und Italien, sowie nach Algier, an Bord eines Schiffes zurücklegen zu können, welches man mit Recht einen schwimmenden Palast nennt, ist jedenfalls ein bisher unerreicht gewesener Comfort für den Reisenden. Es ist auf diese Weise ermöglicht, fremde Länder zu besuchen und fremde Sitten und Gebräuche zu beobachten, ohne den eigenen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten entsagen zu müssen. Der Reisende ist befreit von allen Plackereien, die mit Hôtels, Eisenbahnen, fremdländischen Dampferbeförderungen, mit Zollämtern, sowie mit dem ewigen Ein- und Auspacken und der Expedition des Gepäcks etc. verknüpft sind. Er führt an Orten, in welchen die anderen Touristen sich mit einer höchst primitiven Unterkunft und mangelhafter Verpflegung begnügen müssen, seine schwimmende deutsche Heimath stets mit sich, und wenn er von seinen Ausflügen des Abends an Bord zurückkehrt, findet er seine gewohnte Bedienung, das gewohnte Bett und das vorzügliche Diner seiner wartend und braucht die herrlichen Eindrücke, welche er auf seinen Ausflügen gesammelt hat, nicht durch Entbehrungen mannigfachster Art erst zu erkaufen.

Es gelangt nur eine beschränkte Zahl von Fahrkarten für die ganze Reise und für Theilstrecken, jedoch nur erster Classe, zur Ausgabe.

Ausführliche Prospecte gratis durch die

Abtheilung Passage
der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft,
HAMBURG, Dovenfleth 18–21.

sowie durch deren Agenten.

In Stuttgart: Albert Starker, Olgastrasse 31;
H. Anselm & Co., Friedrichstrasse 32.

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND Conditoreien.

1000
echte Briefmarken
worin 200 verschiedene, ext. Japan, Guatemala, Aegypten, Chile, Victoria, Türkei, Ceylon, Argent., Cap, Java, Austral. etc. nur **eine Mark.**
Porto 20 Pf. extra. Kasse voraus.
Paul Siegert in Hamburg.

Caviar Alaska Ural u. Elb.
per Kilo M. 7,50, M. 7,20 resp. M. 6.—
Kieler Sprotten 200 pr. Kiste, 7 Kist. in 1 Postcolli M. 3.
Versand-Geschäft **E. H. Schulz,** Altona b. Hamburg.

Man verlange ausdrücklich
Leicht löslicher
CACAO MOSER
Wohlschmeckend rein und gesund
In ORG: PACKUNGEN mit FIRMA.
M: 2.90-2.60- Per ½ Kilo und lose.

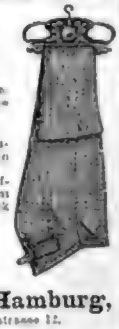
Prämiirt mit der Medaille der Kriegskunst-Ausstellung Köln 1889.

D. R. G. M. Nr. 13188. D. R.-Patent Nr. 52079.

Kleiderbügel „Puck", einfacher Apparat zum zweckmässigen Aufhängen
der
Damen-Kleider.
Der schwere Rock hängt an den beiden Haken, die Taille auf den federnden Lederbügeln, welche sich der Form genau anschmiegen. Die gute Form, durch die Bewegung des Körpers beim Tragen verloren, stellt sich während der Ruhe auf dem elastischen Bügel von selbst wieder her.

Ordnung und Raum-Ersparniss im Schrank

von
Hose, Weste, Rock.



Kein abgerissenes Aufhängsel mehr!

Der ganze Anzug (Hose, Weste und Rock) hängt geordnet zusammen, dort wo sonst vorher nur der Rock Platz fand, hängen auch Hose und Weste.

M. —,60 einfacher Puck ... } das Dutzend = 10 Stück { M. 5.—
„ 1,20 Puck mit Leder ... { „ 10.—

Einzige Medaille und Ehren-Diplom der Weltausstellung Chicago.
Kleiderbügel Puck ist der einzige Kleiderbügel aller Länder, welcher prämiirt wurde.

Puck Co., Hamburg,
Grosse Bäckerstrasse 12.
Berlin, ... London, 3 & 4 Aldersgate Buildings. New-York, Frankfort Street 57.

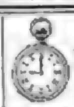
Grosse goldene Medaille Lüttich 1890. Ehren-Diplom und goldene Medaille Modena 1890.

Nur echt, wenn der Adler H. Eicke, Berlin gestempelt.

Eicke's selbstthätige Kaffeemaschine,
die beste der Welt, ...
H. Eicke, Berlin W., ...

Die neuesten Mittel
gegen
Bleichsucht. Haemol und Haemogallol,
entdeckt von
Professor Dr. med. R. Kobert,
enthalten das Eisen in der Form, in welcher es im Blute vorhanden ist, ... vortreffliche Resultate gehabt und namentlich eine geradezu auffallende Steigerung des Appetits dargethan.

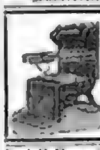
Käuflich in allen Apotheken und Drogenhandlungen in der Form von Tabletten, Pulver oder Chokoladepastillen.


Taschen-Uhren
... Private, ... franko ... Uhren-Fabrik ...
Niederlage der Fabrik Christofle. ... Stuttgart.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen,
auf Papier ... gedruckt. ...
Mey & Widmayer in München I.

Centralheizungen,
Gas- und Wasserleitungen
Hermann Liebold, Dresden.
— Wasserversorgung ganzer Städte. —

Heilung der **Hämorrhoiden** durch
Dr. med Lütje's ... Hantel-Pessar
— Laufende Anerkennungen. —
Preis M. 4.50.
Evens & Pistor in Cassel


C. Maquet,
Berlin W., Charlottenstrasse 63.
Heidelberg.
Krankenmöbel, ...

LOHSE'S MAIGLÖCKCHEN-SEIFE
NUR AECHT
Wegen der Fülle und Nachhaltigkeit ihres köstlichen Duftes die beliebteste TOILETTE SEIFE.
Erhält Haut und Teint für ewig jugendfrisch u. rosigweiss.
Mit der vollen Firma des Schöpfers der Maiglöckchen-Parfümerie:
Königlicher Hoflieferant
GUSTAV LOHSE BERLIN 45 JÄGERSTR. 46.
In allen guten Parfümerien, Drogerien etc. des In- u. Auslandes käuflich.

Kaiser-Elixir!!
Probates Mittel gegen Influenza.

Bevorzugtes Getränk Sr. Majestät Kaiser Wilhelm I.

Unschätzbar wegen seiner überraschenden Wirkung auf die Verdauung sowie seines selten feinen Geschmacks!

Hohes Alter! Stets guter Magen.

Erhältlich in den Apotheken, besseren Delikatessen- und Drogen-Handlungen.
Preis per grosse Flasche M. 2,50, kleine Flasche M. 1,50.

Wer ... franz., engl. u. ital. Sprache ... der kaufe
„Le Répétiteur"
„The Repeater"
„Il ripetitore"
Preis pr. Teil ... M. 1,20. ...
Rosenbaum & Hart, Berlin W. 35.

Das Buch Gicht
Nierengries, Rheumatismus, Wesen und Heilung von Spezialarzt Dr. ... versendet franko
Chem. Fabrik Falkenberg-Grünau.

Neu! Patent-Zithern ...
C. F. Niether, ... Hannover.

LIQUEUR und PILLEN des
Dr **LAVILLE**
RHEUMATISMUS und GICHT

Cotillon- und Carneval-Artikel.
Grösste Auswahl
Prachtvolle Neuheiten
Man verlange Cotillon-Catalog!
E. Neumann & Co., Dresden-N.
Masken-Costüme. Man verlange Costüm-Catalog!

Zur Kräftigung Kranker und Genesender!
Nährmittel aus Fleisch
SOMATOSE
Aerztlich geprüft und empfohlen als vortrefflich
Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co., Elberfeld.
wirkend bei Magenleiden, Bleichsucht, Schwindsucht, engl. Krankheit, schwächl. Kindern, Reconvalescenten.

Mäuse u. Ratten.
werden schnell und sicher vertilgt durch Freyberg's mehrfach prämiirte und allseitig belobigte Präparate.
Saccharin-Strychninhafer, garantirt 0,3 %,
in Dosen zu 0,50, 0,80, 1,75 und 6,50 Mark.
Rattenkuchen, Rattentod, andern Thieren unschädlich, Ratten sicher tötend.
Dosen zu ... 1,50, 6,00 und 12,00 Mark. Aufträge von 6,00 Mark an franko.
In Apotheken und Drogenhandlungen verlange man Freyberg's Präparate, sonst direkt ab
Freyberg's Fabrik in Delitzsch.

Über Land und Meer.

71. Band.
Sechsunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Die Schwestern.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Wochen hielt Malve es nicht mehr aus. Sie schrieb an Franziska nach Cannes. Der Brief kam als unbestellbar zurück.

Hierauf verfiel sie in einen Zustand der größten Verzweiflung. Um sie zu trösten, versprach die Mutter, ihrerseits in einer harmlosen Form an Bodmann zu schreiben. Sie entwarf einige Zeilen, worin sie bat, Herr von Bodmann möge sich nicht wundern, daß sie ihre lieben Freunde nicht mehr zu sich lade, allein Petra sei krank, doch hoffe sie demnächst wieder einen kleinen Kreis bei sich versammeln zu dürfen.

Auf diese Zeilen kam keine Antwort. Sie blieben vermutlich auf dem Schreibtisch Herrn von Bodmanns liegen, bis er zurückkam.

Mehr konnte Frau Dallmer nicht wohl thun.

Malve, im Trotz gegen ihr vermeintlich unverdientes Geschick, gegen ihr verfehltes Leben, fing an sich sehr zu vernachlässigen. Sie wurde unordentlich und verlor alle Grazie des Ansehens.

Je besorgter Günther sich mit Eicke beriet, wie man ihre herabgekommene Gesundheit wieder heben könne, je fester bestand sie darauf, keinen Hunger zu haben. Anfangs hatte sie geglaubt, sich und ihr „Unglück“ durch schlaflose Nächte und Mangel an Appetit in Scene setzen zu müssen. Sie kam sich

Freiherr Otto von Seefried. Prinzessin Elisabeth von Bayern.

Photographien von G. Zimmer in Frankfurt.

sehr beklagenswert und interessant vor, wenn sie auf Günthers Bitten „iß doch“, mit thränenerstickter Stimme antwortete: „Ich kann nicht.“

Daß es ihn marterte, gewährte ihr eine Art von Befriedigung.

„Er soll auch nicht glücklich sein!“ war ihr Trotzgedanke.

Allmälich erwuchsen so aus kleinen Indispositionen, die künstlich genährt und vergrößert wurden, ernste Störungen. Jetzt hätte auch der Wille nicht mehr genügt, der ernstliche Wille, gesund und vernünftig zu sein, denn der junge zarte Körper war den seelischen Exaltationen und der unregelmäßigen, mangelhaften Ernährung nicht gewachsen gewesen.

Malve litt an einer so hochgradigen Blutarmut und Schwäche, daß sie fast nur noch liegen konnte, und jeden Tag ein oder zweimal in Ohnmacht fiel. Sie war in einem besorgniserregenden Zustand und jeder fragte sich, wie das enden solle.

Eicke kam jeden Tag, aber all seine energischen Vorhaltungen blieben ohne Erfolg. Es wurmte den Mann, es mit anzusehen, wie der Gatte in heldenhafter Geduld die Thorheiten der Frau ertrug, ohne jemals auch nur einen Blick des Dankes zu empfangen. Denn Eicke war fest überzeugt, daß Günther, anstatt so liebevoll zu sein, einmal gehörig loswettern müsse. Und endlich machte er seinen Gedanken Luft.

Er saß mit Günther in dessen Zimmer, jeder lehnte in einer Sofaecke und vor ihnen auf dem Tisch brannte die Lampe. Ein zähes Gewölk von blauem Cigarrendampf schwebte in wagrechten Lagen über dem Tisch und um die Köpfe der beiden Männer. Es war nur gut, daß Malve schon im Bett lag, denn diesen Qualm hätte sie durch alle Stuben hindurch in ihrem Zimmer noch gerochen.

Eicke hatte die Gewohnheit, mit der Zungenspitze von Zeit zu Zeit das Deckblatt der Cigarre festzuwickeln, das sich zwischen seinen Lippen immer zu lösen pflegte.

„Hören Sie 'mal, Hanstein,“ sprach er, „endlich muß ich's sagen: Sie sind zu gut mit Ihrer Frau. Da thut ein Donnerwetter not. Merken Sie's nicht — sie will krank sein. Das war damals zuerst bei der Petra ähnlich, die wollte nicht gesund werden. Aber Marianne ist ihr beigekommen. Freilich, es war bloß ähnlich. Schwestern können verwandte Züge haben und doch ist's ein ganz anderes Gesicht schließlich.

„Ihre Frau hat ihren Willen durchgesetzt, also sie ist krank, elend, gestört in allem. Meine Kunst ist zu Ende. Wissen Sie, wenn jemand, wie die Petra, eine tüchtige, ausgesprochene, ich möcht' sagen gesunde Krankheit hat, der kann man begegnen. Aber Ihre Frau — wenn Sie nicht ein Donnerwetter loslassen, so moralische Prügel, verstehen Sie, Vogel friß oder stirb, dann weiß Gott, wie's werden soll. Aber daß es nicht gut werden kann, weiß sogar ich schon heute!“

Er leckte das Deckblatt wieder fest und stieß dann am Rand des Kupferbechers vor ihm die Asche ab.

Hanstein besann sich eine schwere Weile. Dann hob er die gesenkte Stirn, und sah den guten Freund mit einem Blicke an, der diesem weh that.

„Soll ich brutal sein mit einem Weibe, das leidet?“ fragte er langsam und leise.

„Aber als es anfing, als es anfing, wäre Strenge am Platze gewesen,“ sprach Eicke, dem merkwürdig unsicher zu Mut wurde.

Er fühlte recht gut, das Mitleid mit Günther machte ihn windelweich und zugleich verwünschte er dies Gefühl, er fand es zu erbärmlich, zu jammervoll, Mitleid haben müssen mit einem Mann! Noch dazu mit einem Günther von Hanstein.

„Ich bitte Sie,“ begann Günther ebenso leise, aber mit einer Bestimmtheit des Ausdruckes, die den andern überzeugte, „mir zu glauben, daß ich es an dieser Strenge nicht habe fehlen lassen. Ich überhebe mich nicht und sage nicht, ich bin im Recht gegenüber meiner Frau, ich wähne nicht, von jeder Unterlassungssünde frei zu sein. Aber eins darf ich sagen: ich habe getrebt, meine Pflicht an ihr zu thun. Vielleicht war mein Können zu schwach oder mein Wort nicht das rechte — genug, es ist mir nicht gelungen, sie zur Erkenntnis zu führen von dem, was vernünftig, maßvoll und recht ist. Doch hoffe ich auf die Zukunft. Malve wird genesen und damit wird auch ihre Seele kraftvoller werden.“

„Hoffe Du nur, armer Kerl,“ dachte Eicke. Nach einem weilchen aber sprach er:

„Dies ist eine der verrücktesten Erscheinungen im Leben der Menschen unter einander: Der Schwächere ist der Machtvollere. Unsinn, das mit dem Recht des Stärkeren. Es gibt nur ein Recht des Schwächeren. Es wächst mit der Gesinnung des Stärkeren. Das Wort ‚Schonung‘ ist der schlimmste Tyrann. Das sehe ich alle Tage in meiner Praxis. Da ist eine Frau, klug, arbeitsam, bedeutend, eine Helferin für jeden, der ihr naht, eine großartige Erzieherin ihrer Kinder. Und ihr Gatte, ein Mensch von jener landläufigen Gutmütigkeit, die auf den ersten Blick einnimmt, von einer unglaublichen Indolenz gegen alle tieferen und höheren Fragen, von einer Unselbständigkeit in allen Lebenslagen, die erschreckend ist. Nun meint man wohl, sie regiere ihn und das Haus. Ja wohl — ein stiller Tyrann ist er, ihre Schonung hat ihn dazu gemacht; damit er sich nicht zurückgedrängt fühle, hat sie ihn so verwöhnt mit tausend kleinen Rücksichten, so daß er bei jedem Quark sein Herrenrecht ausspielt, sie gewähren läßt, wenn's heißt Mühen tragen, ihr aber jeden freien Schritt im Hause verwehrt, dafern dieser ihm Unbequemlichkeiten oder kleine Opfer auferlegen könnte. Und am Ende wird ihre starke Natur totgetreten von seiner Schwachen.“

„Das sind Ausnahmefälle,“ sprach Günther, aber nur um sich gegen weitere Beispiele zu verwahren.

Indes Eicke schenkte niemand etwas, wenn er gerade einmal sprechen wollte.

„Ein anderer Fall, dem Ihren entfernt ähnlich. Man muß Aehnlichkeit nicht in Formen, sondern im Gehalt suchen. Ich kenne einen Mann, er ist ein Gelehrter, ein ernster, fester Mensch, seine Studenten lieben und respektiren ihn. Er ist energisch und hat es tausendmal bewiesen; er ist großmütig und warmherzig. Ich aber sehe ihn in seinem Hause eine Duldertolle spielen. Sein Weib ist eng, klein, geizig, nervös erregbar, an Gallenstein leidend. Gibt er einem armen Studenten einen freien Mittagstisch bei sich, glaubt sie, man werde verarmen; wagt er in der Oeffentlichkeit ein freies Wort, zittert sie, er werde seine Stelle verlieren. Und ihre Erregungen bringen ihr die Gefolgschaft körperlicher Schmerzen. Da kommt denn wieder die Schonung zu ihrem Regiment. Er will nicht, daß sein Weib leide. Und langsam, langsam siegt die Schwächere über den Starken und tötet ihn ab. Aber dies ist nicht bloß in der Ehe so. Ich kenne zwei Compagnons — der eine ist ein reicher Mann, der andere, sein Vetter, macht sich erst ein Kapital im Geschäft, das vom Vermögen des ersten fundirt wurde. Nun sollte man meinen, der Reiche hat die Stimme. Bewahre, der andere schreit bei jedem Unternehmen vor Sorge ‚nein‘, denn es könnte seine paar sich ansammelnden Groschen verringern. Und der erste, zielsicher, weitschauend, ein zugleich spekulativer und vorsichtiger Kopf, mag aus Schonung sein Uebergewicht nicht fühlen lassen. Er gibt nach und sieht, wie die Firma Hinz und Kunz ihnen die Geschäfte wegnimmt, die sie selbst hätten machen können. Es wird so enden, daß der zweite eine Kleinkrämerei aus dem großen Handlungshaus macht und daß der erste keinen Ton mehr zu sagen hat. Der Schwächere hat mit seinem Recht den Stärkeren untergekriegt.

„Schaffen Sie die Schonung aus der Welt, diese verdammte Schonung, welche den Niedergang des Menschengeschlechtes herbeiführen hilft. Wir müssen wieder ein Zeitalter der Starken haben, mit dem frisch-fromm-frei-fröhlichen Recht, den Schwachen niederzuschlagen.“

Günther lächelte melancholisch zu dem Radikalismus des guten Doktors, der seinerseits das Mäuschen schonte, das ihm seinen Zucker benaschte.

„Ich denke vielmehr darüber nach, ob man nicht auch die Schwachen kräftig machen könnte, indem man sie zur Erkenntnis ihrer sittlichen Pflichten führt,“ sprach er.

„Dies Bestreben nennt man im allgemeinen Welt- und Menschenverbesserungsphantasterei,“ sagte Eicke etwas verächtlich. „Wissen Sie, ich schneide berufsmäßig den Menschen Arme und Beine ab, wenn eben Arm oder Bein krank und faul ist. Ich helfe auch zarte Organismen aufpäppeln, bis sie Widerstand genug haben, unser greuliches Sturm- und Nebelland für eine schöne Welt anzusehen, in der zu leben ein kräftiges Plaisir ist. Aber von dem Herausoperiren von Fehlern, die aus Schwäche stammen und mit dem Aufpäppeln haltloser Seelen zu Charakteren voll Rückgrat, sehen Sie, davon hab' ich nie etwas gehalten. Gebt mir einen Menschen, sei's Mann oder Weib, der von Sünden und Fehlern durchsetzt ist. Dafern es nur leidenschaftliche Sünden sind und dafern es nur kräftige Fehler sind, will ich ihn anpacken und mit ihm ringen und einen fixen Kerl aus ihm machen. Das ist eine Lust. Das ist die Freude im Himmelreich über das reuige Schaf. Aber ein Schwächling, ein Feiger, das ist wie ein Aal, Du kannst ihn nicht fassen. Aber auch nicht aufrichten. Der muß am Boden und im Sumpf hinkriechen, denn das ist sein Element.“

Es fiel ihm nicht entfernt ein, daß viele seiner Worte dem Mann neben ihm sehr weh thun mußten. Aber Günther rechnete ihm das nicht an. Er wußte, daß es keinen objektiveren Menschen gab als Eicke und daß er, jeden Fall gleich in das Verhältnis zur Allgemeinheit zu rücken, das innerste Bedürfnis hatte.

„Sie, mein lieber Freund,“ sprach er ruhig, „können als Junggeselle sich den Luxus gönnen, grausame Theorien aufzustellen, die ganz gewiß große und strenge Wahrheit in sich bergen. Ich als der Gatte einer Frau, die gerade in dieser Zeit an jener schlimmen moralischen Krankheit leidet, die Sie mit einem Wort als „Schwäche“ richtig bezeichnen, ich habe mich aller Betrachtungen zu enthalten und darf weder gegen das „Recht des Schwächeren“ ankämpfen noch daran verzweifeln, der haltlosen Seele „Rückgrat“ zu geben, wie Sie das nennen. Ich muß mich an diesen einen Fall halten und der legt mir die Verpflichtung auf, auszuharren in Geduld und Hoffnung. Die gesundete Malve wird später die Langmut erkennen, wenn sie zurückdenkt, und sie würdigen.“

Eicke seufzte. Er hatte schon wieder eine „objektive“ Beobachtung gemacht.

„Sie sind einer von den wenigen Männern, die sich das erlauben dürfen, ein weilchen langmütig zu sein. Man wittert so in Ihnen — es ist die Geduld des Löwen, der nur bis an eine gewisse Grenze Geduld übt. Sehen Sie mich an, ich kann mir nie den Luxus einer milden Empfindung gönnen. Dick, blond, heldenmütig, wie ich nun einmal bin. Mir steht es nicht. Ich wirke sofort phlegmatisch.“

Günther lachte und sagte, daß man ihm aber den radikalen Wüterich erst recht nicht glaubte.

Plötzlich fragte Eicke:

„Ob sie mich wohl für phlegmatisch hält?“

Die lebhafte Neugier brannte in seinen Augen.

„Wer?“ fragte Günther entgegen, denn es war den ganzen Abend außer von Malve, von keiner Frau gesprochen worden.

„Nun, Marianne!“

„Nein. Marianne hat eine ungemeine Hochachtung vor Ihrer Thatkraft,“ antwortete Günther wahrheitsgemäß, aber widerwillig. Denn es war ihm peinvoll, daß Eicke seit Weihnacht jedes Gespräch mit einer Wendung auf Marianne hinüber leitete. Er sah darin die bei Eicke sich befestigende und wachsende Absicht, um Marianne zu werben.

Daß ganz im Gegenteil dies brennende Interesse Eickes aus dem Umstand floß, daß er nicht wieder um sie anhalten wolle, konnte er nicht ahnen, weil das doch gar zu paradox erschienen wäre.

Eickes Gesicht verklärte sich zu der Auskunft. Die Meinung des Mädchens, dem er einen Heiratsantrag gemacht hatte, war ihm sehr wichtig. Denn für ihn lag die Sache so: er hatte den Heiratsantrag gemacht — war der gleich nachher in den Ofen gewandert. Für ihn blieb der Abend mit dem Entschluß wie ein Markstein auf dem Weg seines Lebens.

Am Tage nach dieser Unterredung geschah es, daß Malve einen Brief bekam. Günther sah ihn zwischen den Postsachen, welche der Bursche ihm brachte. Der Brief trug eine italienische Freimarke und den Poststempel „Neapel“. Günther sah, daß es eine Damenhandschrift war, die die Adresse geschrieben hatte. Er glaubte die Schriftzüge von Franziska Görne-Helfeld zu erkennen. Am liebsten hätte er ihn gleich ins Feuer geworfen. Aber konnte, durfte er das thun? Ging sein Recht als Ehemann so weit, daß er einen an seine Frau gerichteten Brief unterschlagen konnte? Sein Recht und zumal in diesem Fall, gewiß! Allein es widerstrebte seinen Gefühlen

zeitlich, eine Handlung zu begehen, die, wenn sie selbst aus besten Gründen geschah, einen sehr geistlichen Beigeschmack hatte. Briefe eröffnen, Briefe nachschlagen — nein, es überlief Günther. Und dennoch war es ihm, als bringe der Brief Unheil, als hänge viel, sehr viel daran.

Er wartete, bis Malve kam. Auf den Arm der nicht streng als besorgt blickenden Mike gestützt, sah sie herein, schwankend und am frühen Morgen schon ermüdet, des Tages überdrüssig. Günther sprang auf und geleitete sie zur Chaiselongue, die man im Gästezimmer, in der Nähe des Fensters, aufgestellt hatte. Dort war ein reizendes Gärtchen gebaut, eine Palme streckte schützend ihre breiten Blätter über dem Lager aus, vor demselben stand ein Gueridontischchen, drehbar und mit Büchern, Parfüm, Wein und Gläsern besetzt. Jetzt stellte Mike auf die oberste Platte das erste Frühstück, während Günther so zart, wie man ihm sicher nicht zugetraut hätte, seiner Frau zu einer bequemen Lage verhalf.

Mike sprach kein Wort, aber sie hatte neuerdings die Gewohnheit angenommen, ihren Herrn bedeutungsvoll anzusehen. Aber sie fand indes nie die Gelegenheit, den gewünschten Blick des Einverständnisses zu wechseln, denn Günther sah stets über sie weg oder an ihr vorbei, trotzdem er mit der treuen und verlässlichen Person immer gütig sprach.

Einen Blick des Mitleids aus den Augen seines Dienstmädchens aufzufangen, darnach gelüstete ihn nicht. Und durch sein Wesen wußte er auch ihre kritische Zunge im Zaum zu halten — Mike erlaubte sich nur noch gegen Doktor Eide zuweilen ein Wort. Denn mit einem Menschen mußte sie sich doch aussprechen, da ihr ihr Gefühl verbot, sich mit den anderen Dienstboten im Hause oder in Nachbarhäusern über ihre „Madame“ zu unterhalten.

Mit außerordentlicher Unfreundlichkeit, fast herrisch, schob sie den Tisch nahe an Malve heran und mahnte:

„Nu, essen Sie man für; Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen. Ist sonst noch 'was — oder kann ich nu endlich bei meine Stuben gehen?“

Sie sah es als eine ihr persönlich angethane „Tort“ an, daß sie jetzt morgens ihre Dame so viel bedienen mußte, ehe sie an die Reinigung der Zimmer gehen konnte.

„Geh nur,“ sagte Malve matt.

Günther schenkte ihr Thee ein und wartete, bis sie etwas genossen hatte. Dann kniete er neben der Chaiselongue nieder, nahm Malvens Hände und sah ihr innig in die Augen.

„Ich will Dich um etwas bitten, liebes Kind,“ begann er.

„Mich?“ fragte sie mit einem Ton, der heißen sollte: „Was hätte ich armer, geschlagener Mensch wohl noch zu gewähren.“

„Es ist ein Brief für Dich angekommen und zwar von der Frau, deren Verkehr mit Dir ich nicht wünsche.“

Mit einem Ausruf der Freude unterbrach sie ihn. Ihre Wangen erglühten. Und gleich nachdem das freudige: „endlich“ ihren Lippen entflohen war, sank sie auch schon wieder matt zurück, denn Günther fuhr fort:

„Ich beschwöre Dich, gestatte mir, diesen Brief ungelesen ins Feuer zu werfen.“

Sie schwieg und schloß die Augen.

„Ich bitte Dich darum, als einen Beweis Deines Vertrauens, als ein Zeugnis dafür, daß Du glaubst, ich will Deine Ruhe schonen.“

Sie fuhr fort zu schweigen. Er hob seine Stimme dringlicher

„Ich bitte Dich darum, laß mich den Brief verbrennen. In der Gewährung will ich das erste kleine Zeichen erblicken, daß Du begriffen hast, Du und ich wir waren eins, und sollen in Zukunft wieder eins werden.“

Da öffnete sie die Augen, sah aber unsicher an dem Mann vorbei, wandte ein bißchen das Gesicht weg und sprach: „Gut — ich will den Brief nicht lesen. Aber ich will ihn selbst verbrennen.“

Günther sprang auf und holte den Brief herbei. Er hätte noch einmal stehen mögen — „laß mich, laß mich ihn verbrennen.“

Allein — durfte er ihr Mißtrauen zeigen, nach diesem ersten Beweis des Entgegenkommens, der in ihrem Versprechen lag?

Er sah, daß Malve den Brief mit zitternder Hand nahm und dann mit gemachter Gleichgiltigkeit zwischen ihr Theegeschirr legte.

Mit schwerem Herzen mußte Günther gehen. Der Dienst rief und vorher hatte er noch einige schriftliche Arbeiten zu erledigen. So nahm er denn Abschied von Malve, indem er sie auf die Stirn küßte, schweigend und zart.

Sie sah ihm nach und horchte. Sie wußte nicht, daß er noch im Hause Schreibereien zu besorgen hatte, und als sie eine Thür gehen hörte, glaubte sie, es sei die Hausthür gewesen.

Sie richtete sich auf. Kräftiger, als sie es in der Gegenwart anderer im stande schien. Sie nahm den Brief. Ein Lächeln ging über ihr Gesicht.

Das häßliche Lächeln über das edle Vertrauen des Ehrenmannes, für den es den Begriff, ein Wort nicht halten, gar nicht gab.

Und sie erbrach den Brief.

„Mein teures Kindchen, liebste, kleine Malvenblüte! Du hältst mich natürlich für eine schlechte, treulose, hartherzige Person, mit welchen drei Eigenschaften gewiß noch nicht die Reihe der mir von Dir neuerdings gegebenen erschöpft ist. Aber ich habe gelebt wie ein Wandervogel in diesen letzten Zeiten. Daß zwei und ein halber Monat vergangen sind, seit wir uns sahen, fällt mir erst heute auf, wo ich das Datum schreibe. Aber weil ich immer an Dich gedacht habe, bei jedem Tag und bei allem Schönen, was ich sah, warst Du eigentlich stets bei mir und ich fühlte keine Trennung.

„Ich war in Cannes, es war so vornehm langweilig, daß ich weiter ging. Ich war in Nizza — das gab nun wieder keinen Aufenthalt für eine Witwe in offiziellem Trauercrêpe. Denn in Nizza ist es amüsant. Und was hab' ich von den Amüsements, wenn ich sie nicht mitmachen darf. Also nach Mentone! Himmel, wie viel arme Teufel gibt es in der Welt. Schwindsüchtige sind kein erheiternder Anblick. In Monaco, respektive Monte Carlo, würden keine sein, dachte ich mir. Es gab dort auch keine — aber Versuchungen gab's — die Bank!

„Ich entdeckte in mir Talent zur Spielleidenschaft, und da ich stets als klar besonnener Mensch handle, stieb ich nach San Remo. Siehe Mentone. Von da nach Nervi, denn ich mag Genua nicht leiden. Es ist hauptsächlich schön vom Meer aus und man kann doch nicht den ganzen Tag im Nachen sitzen, nur um die vor zu haben. Nervi ist aber ein Platz für Resignirte. Ich bin nicht resignirt, Du weißt es.“

Malve lächelte vergnügt. Der Brief erfrischte sie — er brachte einen Hauch von Lebensfreudigkeit mit sich. Und diese kleine, bescheidene, harmlose Erquickung wollte Günther ihr stören! Sie freute sich schon darauf, ihm zu beichten: sieh, ich war ungehorsam, aber nun sei auch beschämt, daß Du mir den Brief zu lesen verbieten wolltest. Hätte 'was Peinliches darin gestanden, würde sie schon gewußt haben, zu verbergen, daß sie ihr Wort brach.

Sie las weiter.

„So zog ich dahin, immer aus dem Koffer lebend, immer eisenbahnkrank. Aber ich machte auf diesen Reisen, die mich endlich nach Neapel brachten, wo ich bis zum Frühling bleibe, eine Entdeckung. Nämlich, daß eine Witwe, die noch leidlich jung und nicht allzu häßlich ist, einen Schutz braucht.

„Und denke Dir, ich fand diesen Schutz. In Pisa traf ich Bodmann. Welch ein Glück für ihn, daß es gerade in Pisa war, denn in der Stille und den Frühnebeln dieser Stadt war ich just im Begriff, schwermütig zu werden. Ich glaube nur wegen Pisa hieß ich ihn so jubelnd willkommen.

„Nun waren wir schon beinahe eine Goethe'sche Reisegesellschaft: ich und meine Dame nebst Jungfer ich habe mir nämlich eine alte Engländerin als Ehrenwache engagirt. Die Person macht sich prächtig, sie ist mordshäßlich, ihre Zähne sind wie gelbgewordene Klaviertasten und sie ist so prüde wie eine altjungferliche Engländerin sein muß und dann Bodmann und sein Diener. So ging es nach Rom und dann hierher.

„Wir, nämlich Oswald und ich, fanden, daß wir vortrefflich zusammen reisen. Das ist so symptomatisch.

„Ich weiß ja aus Deinem eigenen Mund, Kleine, daß er Dir zärtliche Sachen gesagt hat. Als ich ihm darüber die Lesiten las, bereute er tief. Dir gegenüber seine Schmetterlingsnatur so wenig beherrscht zu haben. Er begreift jetzt selbst nicht, wie er auch nur einen Augenblick den hochachtungsvollen Respekt, die unendliche Verehrung, die er für Dich hegt, vergessen konnte und es wagte, Dir von Gefühlen zu reden, die gar nicht in seinem Herzen vorhanden waren. Er bittet kniefällig um Vergebung.

„Leider Gottes ist er ein so liebenswürdiger Strick, daß man ihm schon alles vergeben muß. Das hab' ich an mir selbst erfahren. Aber was ist Neue ohne Besserung!

„Damit die zweite möglich wird, nehme ich fortan Oswald unter meine persönliche Aufsicht. Und um diese bestens ausführen zu können, heirate ich ihn.

„Natürlich erst nach Ablauf der Trauerzeit, aber Dir und Dir allein teile ich heut schon meine Entschlüsse mit. Denn Du weißt, daß mein Mann wohl vor fünfeinhalb Monaten erst gestorben, in der That mir aber schon seit Jahren tot ist.

„Oswald küßt Deine kleinen Hände und erbittet die Gnade seiner Gönnerin.

„Adieu Schatz! Grüße Seine Hoheit den Großtrannen von Hanstein, meinen lieben Freund, und laß von Dir hören. Deine Franziska.“

Malve las bis zu Ende. Ihre Farben wurden grau und fahl, ihre Augen erweiterten sich. Sie gab keinen Laut von sich. Aber ihre Gedanken jagten!

Also das war's gewesen, nur ein Spiel, eine schändliche Frivolität. Mit Ausdauer und Kunst hatte er sie beunruhigt, bis sie die Haltung verlor. Er hatte sie glauben gemacht, er liebe sie, so lange, bis auch sie wähnte, ihn zu lieben. Er hatte sie dahin gebracht, sich für unglücklich zu halten.

Und während sie glaubte, einen tragischen Konflikt durchzukämpfen und so litt, daß ihr das Leben zum Ekel ward, währenddem hatte er schon längst vergessen und bereut und dachte an eine andere.

Nicht der Gegenstand seiner großen, leidenschaftlichen und leidvollen Liebe war sie gewesen, sondern nur ein Spielball seiner Eitelkeit. Er, der stets Sieggewohnte, hat erproben wollen, ob er nicht auch die niedliche, ehrbare, glückliche und vielbeneidete Frau eines Günther von Hanstein erobern könne.

Er ertrug es nicht, wenn ein Weib nicht in ihm den Mann aller Männer sah.

Schaudernd fiel es Malve ein, daß sie sich ihrem Gatten damals geoffenbart. Daß er erfahren mußte eines Tages, wie jener Mann nur mit ihr gespielt, wie er sie gar nicht geliebt. Wie er gar nicht daran gedacht, sie erringen zu wollen, während sie schon für ihre Freiheit zu kämpfen begann.

Welche tödliche Demütigung! Welche Schmach!

Dem irren Denken der Frau erschien es noch leichter, von dem andern betrogen zu sein, als vor dem Gatten als Betrogene dazustehen.

Die Eitelkeit, die stärkste Kraft in ihr, bäumte sich wie gepeitscht auf.

O, welche Sättigung für ihn, den Unfehlbaren, den Moralpredigenden, die klein und gedemütigt zu sehen, die er so weise ermahnt hatte!

Lächeln würde er vielleicht, zufrieden lächeln.

Sie ahnte sein Lächeln nach, ihre Züge verzerrten sich. Das Lächeln ging in ein Lachen über. Es war als läge ein Muskelzwang über ihrem Gesicht und als könnten die Muskeln nicht aus den Linien des lachenden Ausdrucks kommen.

Und das lautlose Lachen ward stärker, es rüttelte den Körper der Frau wie Zuckungen. Dann kamen Töne, helle, schrille, lachende Töne. Sie schollen mit ihrem wehen Klang durchs stille Haus und schreckten den Mann von der Arbeit auf. Sie riefen die Dienstboten zusammen und verstummten auch nicht, als die entsetzten Hausbewohner das Lager umstanden.

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Von

W. Eigendrodt.

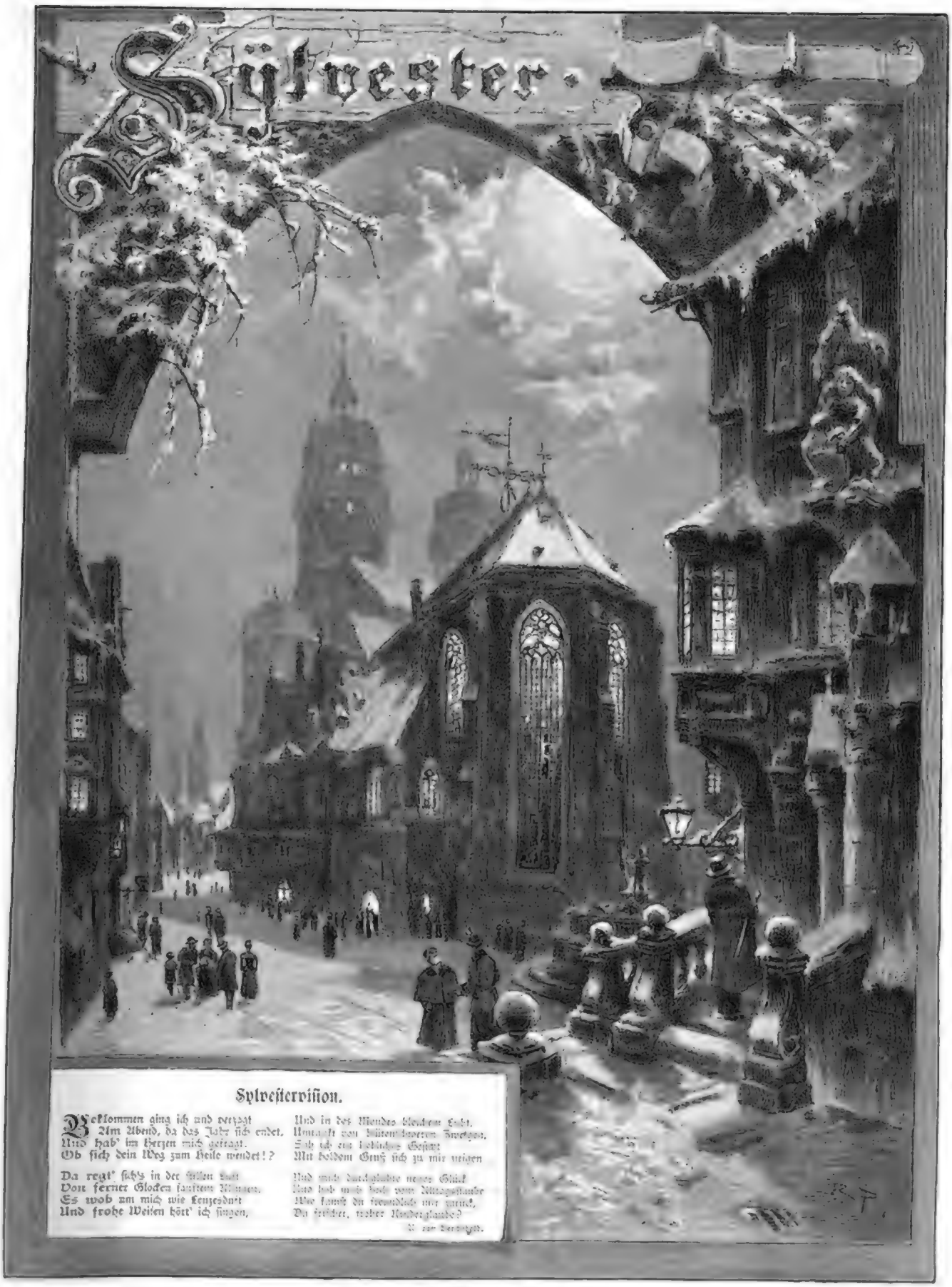
Du möchtest gern recht selbstlos wollen,
Doch immer unter Vorbehalten.

Oft ist, was dir an andern mißbehagt,
Nur eine Tugend, die dir selbst versagt.
Drum eh' du tadelst, sieh hin zu:
Hat er den Fehler, oder du?

A. v. Kowalski-Wierusz: Auf der Flucht vor Wölfen.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstängl in München.

Digitized by Google



Sylveſter. Originalzeichnung von Richard Pättner.

Vermählung der Prinzessin Elisabeth von Bayern mit Reichsfreiherrn Seefried.

(Hierzu die Beilage dieser Nummer.)

„Getreue Minne aber ist ein Schlüssel, so alle Thore sperret.“ Wie gewaltig auch die Riegel und Schranken waren, die sich der Vermählung einer Prinzessin aus habsburgisch-wittelsbachischem Geblüt mit einem Lieutenant, der außer dem Freiherrntitel nur seine persönlichen Vorzüge sein eigen nennt, entgegenstellten, vermochten sie doch dem beharrlichen Mute der Liebenden nicht stand zu halten.

Längst im stillen erschüttert, wichen sie mit einemmal zum Staunen der Welt, die in unserer nüchternen Zeit verlernt hat, an die Zaubermacht der Liebe zu glauben. Niemand ahnte, daß die Vermählung der Prinzessin Elisabeth von Bayern mit dem Erwählten ihres Herzens, dem Reichsbaron Otto von Seefried auf Buttenheim, sich so bald nach der am 15. November gefeierten Hochzeit der jüngeren Schwester Auguste mit dem Erzherzog Joseph Augustin vollziehen sollte. Die erstgeborene Enkelin des Kaisers von Oesterreich erschien berufen, die Mißgunst des Geschickes zu versöhnen und im Glanze einer kaiserlichen Krone wurden die mädchenhaften Liebesträume wohl rasch verblassen. Aber man unterschätzte die Tiefe der gegenseitigen Zuneigung, die aus innigem Verständnis zwischen der lebhaft denkenden und empfindenden Prinzessin und dem schönen, jungen Kavalier erwachsen war. Wieder und wieder wußte der schmucke Leibregiments-Lieutenant Elisabeth zu begegnen auf den großen Gala- und kleinen Familienballen, in den intimen Zirkeln des Hofes oder doch, unermüdlich in seinen Huldigungen, auf der Promenade, im Theater wenigstens einen flüchtigen Blick zu erhaschen. Die Gelegenheit zu galantem Ritterdienst, die ein vor der Residenzwache geschehener Unfall am Wagen der Prinzessin Leopold und ihrer Töchter bot, blieb nicht ungenutzt, die glühende Verehrung des einzigen Anbeters indes nicht ferner unbemerkt und Baron Seefried sah sich plötzlich nach Metz versetzt. Die Trennung erwies sich als Wertprüfer der Liebe; sie führte herbei, was sie vereiteln sollte. Keiner Gefahr achtend, kehrte er zurück und erlangte die Gewährung des ersehnten Glückes aus den Händen des Prinzen und der Prinzessin Leopold, die dem Herzensfrieden ihres Kindes zu liebe nicht nur über die Verschiedenheit des Standes, sondern auch der Konfession hinwegsahen. Diese ward ausgeglichen, indem bei der am 3. Dezember in Gegenwart der hohen Brauteltern zu Genua gefeierten Trauung der Erzbischof das junge Paar im unverbrüchlichen Sakrament einer katholischen Ehe vereinigte, jene aber wird die frohe Gemeinsamkeit nicht beeinträchtigen, deren die Neuvermählten in Petersberg genießen mögen, dem schönen, unseren Lesern aus der Abbildung in Nr. 10 bekannten Schlosse, das der Kaiser von Oesterreich seiner Enkelin als Hochzeitsgabe zugedacht hat.

R. B.

Eduard Zeller.

Zum 22. Januar 1814.

Achtzig Jahre reichen, unermüdlichen und gelegneten Schaffens liegen heute hinter dem Manne, der, vor nicht langer Zeit von einem schweren Krankheitsanfalle genesen, in hohem Greisenalter leiblicher und geistiger Frische sich noch erfreut und nicht daran denkt, der wohlverdienten Ruhe zu pflegen. Wahrlich ein glänzendes Vorbild für die Jüngeren, ein unerreichtes Muster deutscher Gelehrtengröße ist Eduard Zeller, über dessen Haupte heute vier Fünftel eines Jahrhunderts dahingegangen sind.

Nicht jeder kommt in die Lage, wissenschaftlich sich auf dem Gebiete zu bewegen, das Zellers Feld ist; aber auch derjenige, der den Nester der Philosophiegeschichte in Deutschland nur flüchtig und dem Namen nach kennt, kann zur Würdigung seiner Persönlichkeit durchdringen, wenn er weiß, daß die Aufgabe, die Zeller als Gelehrter sich gestellt und die er gelöst hat, über die fachwissenschaftlichen Schranken hinausreicht und allgemein kulturelle Bedeutung besitzt. Die Spuren seines Wirkens werden in unserem Geistesleben sichtbar sein und deshalb ist es nicht nur Sache der Fachphilosophen, des achtzigsten Geburtstages Zellers zu gedenken, sondern es ist Ehrenpflicht eines jeden gebildeten Deutschen, am heutigen Tage eines Mannes sich zu erinnern, den wir mit Stolz den unsrigen nennen dürfen und dessen reiche Geistesarbeit uns, unserer Wissenschaft und unserem Vaterlande zu gute kommt.

Eduard Zeller wurde als das achte von neun Geschwistern am 22. Januar 1814 in Kleinbottwar — eine Stunde von Schillers Geburtsort Marbach — als Sohn eines Rentamtmanns geboren. Er wurde zum Theologen bestimmt und besuchte zunächst die niederen Seminare; dann — von 1831 bis 1835 — verweilte er als Zögling des Stiftes in Tübingen, wo D. F. Strauß und Ferdinand Baur als Lehrer den größten Einfluß auf ihn gewannen. Ihrem Beispiel folgend, schloß er sich der Schule Hegels an, ohne vollständig in ihr aufzugehen und seine Selbständigkeit einzubüßen; bald machte sich auch die vorwiegend historische Richtung, die seinem Geiste eigen war, in seinen philosophischen und theologischen Studien geltend. Strauß' und Baurs kritische Untersuchungen der Grundlagen des Christentums legten ihm den Gedanken nahe, an diesen Forschungen sich selbständig wissenschaftlich zu beteiligen, und, um für das geschichtliche Verständnis des Christentums eine breitere Grundlage zu gewinnen, wandte er sich, nachdem er sein theologisches Examen im Jahre 1835 bestanden hatte, dem Studium der griechischen Philosophie zu, das im Laufe der Zeit zu seiner Lebensaufgabe werden sollte. Im Herbste des Jahres 1836 ging Zeller zu weiteren Studium nach Berlin, wo er sich vornehmlich an Paulus, den Schüler Hegels, anschloß, nahm dann noch an mehreren Universitäten Aufenthalt und kehrte im Jahre 1837 nach Württemberg zurück. Zuerst wurde er Vikar in Tübingen, dann Repetent in Urach und im Sommer 1839 Repetent am Tübinger Stift, wo er theologische und philosophische Vorlesungen hielt. Im Jahre 1840 habilitierte er sich als Privatdozent der Theologie und gründete zwei Jahre später die „Theologischen Jahrbücher“, wurde auch tätiger und hervorragender Mitarbeiter der „Jahrbücher der Gegenwart“, des Organs der jüngern Schule

Eduard Zeller.

Hegels. Während dessen aber schritt auch sein Lebenswerk fort; 1844 wurde der erste, 1846 der zweite Teil der „Philosophie der Griechen“ geschrieben und 1852 war die erste Auflage vollendet. Trotz seiner wissenschaftlichen Leistungen hatte Zeller keine Aussicht, eine Professur in Tübingen zu erhalten und so folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor der Theologie nach Bern. Auch dort hatte er mit erheblichen Hindernissen zu kämpfen; seine Berufung wurde von den Gegnern der radikalen Regierung, von der sie ausgegangen war, zum Gegenstand einer gehässigen Agitation gemacht, die sich erst nach und nach legte. In Bern verheiratete sich der junge Gelehrte mit der ältesten Tochter seines Tübinger Freundes und Lehrers Dr. Baur. Er widmete sich nun emsig seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, bis er im Jahre 1849 einen Ruf an die kurhessische Universität zu Marburg erhielt, in deren theologische Fakultät er als Ordinarius eintreten sollte. Auch dort fehlte es nicht an Hindernissen und Widerwärtigkeiten; insbesondere wußte es die orthodoxe Partei, an deren Spitze der Theologe und Literaturhistoriker Vilmar stand, zuwege zu bringen, daß der Antritt die Vollziehung der Berufung verweigerte. Auf den Rat des liberalen Ministers Eberhard verstand sich Zeller dazu, in die philosophische anstatt in die theologische Fakultät einzutreten, und nachdem seine Sache noch vor der Ständeversammlung gebracht worden war, ließ sich die Regierung endlich herbei, die Bestätigung zu erteilen. In Marburg lebte sich Zeller nun bald ein; in dem Genusse der schönen Natur, im anregenden Kreise gelehrter Freunde, vor allem aber im fortwährenden ernsten Studium fand er reiche Befriedigung seines Strebens. Im Jahre 1862 siedelte er an die Universität Heidelberg über und 1872 folgte er einem ehrenvollen Ruf als Professor der Philosophie nach Berlin. Der philosophischen Fakultät der Universität Berlin und der Akademie der Wissenschaften gehört er noch heute an. Im Jahre 1836 hatte er sich den Grad eines Doktors der Philosophie erworben; im Laufe der Zeit wurden ihm von verschiedenen Universitäten noch der theologische, der juristische und der medizinische Doktortitel verliehen. Von fünf Söhnen, die ihm und seiner noch lebenden Gattin geschenkt wurden, hat ihm vier der Tod entrissen.

Zellers philosophische Bedeutung eingehend zu würdigen, geht über den Rahmen dieses Gedenkblattes hinaus. Wir können uns darauf beschränken zu sagen, daß er es gewesen ist, der die Geschichte der Philosophie in die Bahnen strenger Forschung gelenkt hat, ohne die großen Gesichtspunkte aus den Augen zu verlieren. Er betrachtete es als seine Aufgabe, zu vermitteln zwischen der geübten Forschung und der spekulativen Geschichtsbetrachtung, nicht bloß empirisch zu sammeln, aber auch nicht von oben herab zu konstruieren, sondern aus der gegebenen Ueberlieferung selbst durch kritische Sichtung und geschichtliche Verknüpfung die Einsicht in ihre Bedeutung und in ihren Zusammenhang zu gewinnen. So begreift er selbst in dem im Jahre 1855 erschienenen ersten Band der „Philosophie der Griechen“ seine Aufgabe.

Zeller bekennt sich als einen Gegner einer Geschichtsbehandlung, die die Lehren und Aussprüche der Philosophie aneinanderreiht, ohne nach ihrem inneren Schwerpunkt zu fragen und ihren inneren Zusammenhang zu untersuchen; aber er will auch nicht, daß der Name der Philosophie mißbraucht werde, um die geschichtlichen Erscheinungen ihrer Bestimmtheit zu entkleiden und den alten Philosophen Folgerungen aufzudrängen, gegen die sie selbst lauten Einspruch erheben würden. Diesem seinem Prinzip ist der Gelehrte sozusagen auf jeder Seite, die er geschrieben hat, gerecht geworden.

In schönen und ehrenden Worten erkennt die hohe Bedeutung seines wissenschaftlichen Wirkens die Adresse der Straßburger Philosophen und Theologen an, die ihm vor zehn Jahren anläßlich seines siebenzigsten Geburtstags gewidmet wurde. Dort heißt es: „Ihnen war es gegeben, die deutsche Philosophie von den Zeiten höchstfliegender Spekulation durch eine Periode ernster kritischer Forschung zu der kritischen Stellung hinüber zu geleiten, von der sie in unseren Tagen einen frischen Anlauf zu neuer theoretischer Gestaltung nimmt. Einer der Träger der großen Tradition unserer Philosophie, sind Sie von jeher dafür eingetreten, der Erhaltung auf jedem Gebiete ihr wissenschaftliches Recht zurück zu gewinnen; Sie haben, wieder ein Schwabe auf dem Katheder Hegels, durch strenge, gewissenhafte, historische Forschung das Bewußtsein von der Kontinuität der philosophischen Entwicklung befestigt und Ihr großes Lebenswerk trägt mit seiner von Jahr zu Jahr neu in die Arbeit der akademischen Jugend eindringenden Wirkung wesentlich dazu bei, unsere Bildung vor der Gefahr der Entwurzelung aus dem fruchtbaren Boden zu bewahren, den sie an dem Gedankeninhalte des griechischen Altertums besitzt.“

So mögen denn dem Mann der Wissenschaft, dem die Mühen und Sorgen, aber auch die herrlichen Früchte eines deutschen Gelehrtenlebens in reichem Maße zu teil geworden sind, noch viele Jahre vergönnt sein, in unverminderter Rüstigkeit des Geistes und des Leibes unter uns zu weilen.

Dr. Laut.

Wintertrost.

Welche Wandlung über Nacht
Hat den Wald beschlichen,
Braun noch gestern, steht erwacht
Er sein Haar verblichen.

Eis in langen Zapfen hängt
Rings von allen Aesten,
Weiß der Silberbart sich mengt
Mit des Laubes Resten.

Wohl, Natur in solchem Bild
Mahnt sie an das Alter,
Wäre nicht der Winter mild
Auch ein Welterhalter.

Lasse dort die Eiche, grau,
Näher dich belehren,
Rieselt erst des Frühlings Tau,
Wird das Grün ihr kehren.

Martin Greif.

Einiges über den Schnee.

Von

Reinhard E. Petermann.

Seit Scoresby der Walfischfänger die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Form der Schneekrystalle hingelenkt und einige Hauptformen auch abgebildet hat, ist es nicht unbeliebt bei Alt und Jung, in winterlichen Mußestunden diesfällige Betrachtungen anzustellen. Am besten geschieht dies nun, wenn man außerhalb des Fensters eine Scheibe schwarzen Glases so befestigt, daß sie nicht ganz horizontal, sondern vom Fensterrahmen etwas nach auswärts steht. Dann gelangt sich jede Flocke auf dem Glase markant ab und mit Hilfe eines Vergrößerungsglases vermag man ihre Details zu studieren, ohne daß man nötig hätte, das Fenster zu öffnen.

Man wird bei diesem Verfahren leicht finden, daß die einzelnen Flocken weder nach Größe noch nach Form übereinstimmen. Fällt der Schnee bei strengem Froste und sparsam, so wiegen reizende sechseckige (hexagonale) Sternchen vor, zwischen denen gefiederte Miniaturstäbchen und stacheligelartige Formen vorkommen; fällt er bei relativ warmer Witterung und in großer Menge, so besteht er hauptsächlich aus groben Flocken, welche wie ein dichtes Gewirr kleiner Sterne und Fäden aussehen und durch Abtauen ihre krystallinische Form oft schon in der Luft dermaßen eingebüßt haben, daß sie amorphen Massen gleichen.

Wie entstehen nun diese Flocken?

Wenn der Dunstgehalt einer Luftschichte den Sättigungspunkt erreicht, das heißt die Luft soviel Wasserdampf enthält, als sie vermöge der herrschenden Temperatur in gasförmigem Zustande enthalten kann, so bewirkt jede Zufuhr von neuem Dunste und jede Abkühlung, daß sich ein Teil des bisher gasförmigen Dunstes condensirt, das heißt anfängt, aus dem gasförmigen in andere Aggregatzustände überzugehen. Bei Frost erfolgt der Uebergang direkt in den festen Zustand, und es entstehen feinste Eisnadelchen, bei Temperaturen über Null dagegen werden kompakte Wasserkügelchen gebildet, deren jedes aus einem flüssigen Kern, einer feinen Oberflächenhaut und einer diese Haut umgebenden sauerstoffreichen, verdichteten Gashülle besteht. Letztere trägt bei, das Tröpfchen schwebend zu erhalten, die Oberflächenhaut aber wirkt der Verschiebung der Molecule des flüssigen Kernes entgegen und läßt diesen auch dann nicht gefrieren, wenn die Temperatur weiterhin unter Null sinken sollte. Das Wasserkügelchen behält vielmehr seinen „überkalteten" aber flüssigen Zustand so lange, bis es einem Eiskörnchen ganz nahe kommt. In diesem Momente wirkt, weil die Stärke der, schon beim Condensationsprozesse erzeugten elektrischen Ladung — das elektrische Potential — bei dem massigeren der beiden Körperchen größer ist, dieses anziehend auf das kleinere, es erfolgt Vereinigung und nun gefriert auch das „überkaltete" Tröpfchen, dessen Hülle geplatzt ist, an das Eisnadelchen an. Das Angefrieren erfolgt zu Hagelkörnern, wenn das Eisnädelchen im Vergleich zu dem Wassertröpfchen sehr klein ist, denn dann umhüllt das Wasser das Eisnädelchen ganz und es entsteht eine größere Eiskugel, auf der sich weitere Tröpfchen wieder konzentrisch ausbreiten müssen, so daß die bekannte zwiebelschalenartige Struktur der Hagelkörner resultiert. War dagegen das Eisnädelchen relativ groß oder besser gesagt, sind die Wasserkügelchen sehr klein, so erfolgt das Angefrieren der letzteren an den emporragenden Unebenheiten des ersteren, von welchen die elektrische Anziehung hauptsächlich ausgeht, und diese Unebenheiten vergrößern sich schließlich zu den Strahlen, aus welchen die einfachen Schneeflocken gebildet erscheinen.

Wenn die einmal gebildeten Flocken zu fallen beginnen, so fallen sie mit verschiedener Schnelligkeit, und zwar die größeren schneller als die kleinen, welche sie also einholen. Ueberdies treibt der Wind die Flocken gegen einander. Dadurch entsteht einerseits mechanisches Zusammenwachsen der Flocken, während andererseits aus den passirten Luftschichten noch stets neue Wassertröpfchen und Dunstbläschen zum Angefrieren gebracht werden. Je dünner also die schneienden Wolken, und je dampfärmer die von den Flocken passirten Luftschichten, desto kleiner und schärfer kristallisch kommen die Flocken zur Erde, während umgekehrt aus dichten, mächtigen Wolken und bei dampfreicher Luft sehr große Schneeflocken fallen.

In den Polarländern, sowie im Winter auch auf unseren hohen Bergen, kennt man fast nur den feinen, staubförmigen Schnee, weil die Temperatur eine sehr niedrige, der absolute Wasserdampfgehalt der Luft aber ein geringer ist. In ozeanischen Klimaten dagegen, zum Beispiel in Schottland und in Norwegen, wo Golfstrom und Südwestwinde auch im Winter beträchtliche Dampfmengen in die Luft bringen, während doch das Thermometer oft genug unter Null steht, fällt der Schnee in so großen Massen, daß diese Länder, sowie das von der Ostsee und dem Eismeer umschlossene Nordrußland als die schneereichsten Gebiete auf der Erde bezeichnet werden müssen.

Allerdings darf man Quantität des Schneefalls und Dauer der Schneelage nicht verwechseln. Im trockenen und kalten Sibirien gibt es Gegenden, wo trotz geringen Schneefalls die Schneelage vom November bis Mai ununterbrochen anhält, weil Tauwetterperioden die Temperatur nicht entfernt auf Null emporzubringen vermögen und also nur Verdunstung, aber keine Schmelzung stattfindet. In Norwegen dagegen bringt ein Schneefall oft riesige Quantitäten Schnee — folgende Regen und Tauwetter schmelzen ihn jedoch an der Küste wieder und nur in den Gebirgen vereinen sich niedrige Temperatur mit starkem Schneefall so, daß die Winterschneemenge jene ungeheuren Gletscher und Firnmeere zu nähren vermag, welche die skandinavischen Hochplateaus bedecken.

Die starken, dichten Schneefälle jener Gegenden geben dann auch infolge mechanischer Vergrößerung der Flocken beim Fallen Anlaß, daß letztere oft eine riesige Größe erreichen. Wenn bei uns der Schnee dicht und bei milder Witterung fällt, so erleben wir es zuweilen, daß einzelne wässerige Flocken die Länge von zwei Centimeter erreichen. Das sind jedoch Kleinlinge im Vergleich zu denen, die Lowe in Chepton am 7. Januar 1887 gemessen hat. Damals schneite es nämlich um die Mittagszeit bei 0,3 Grad Celsius in solchen Flocken, daß einzelne die Länge von neun Centimeter erreichten und sechzehn Tropfen Wasser lieferten.

Doch kehren wir von dieser längeren Abschweifung zur Beobachtung des Schnees in der Stadt zurück.

Bekanntlich behält der Schnee hier nur sehr kurze Zeit seine Weiße. Denn unmittelbar nach dem Fallen beginnt der langsame Niederschlag von Ruß und Staub und innerhalb weniger Tage erscheint die Oberfläche mit feineren und gröberen Punkten wie besät. Diese schwarzen Teilchen wirken nun in eigentümlicher Weise. Sie absorbiren nämlich alle Sonnenstrahlen und erwärmen sich stark, wirken infolge dessen auf ihre Umgebung schmelzend und graben sich kleine Höhlchen in den Schnee, in welchen sie allmälich versinken. Betrachtet man die Schneeoberfläche in dieser Phase mit dem Mikroskop, so erscheint sie in unglaublichem Grade korrodirt. Hunderte von phantastischen Bildungen und messerscharfen Nadeln ragen empor und zwischen ihnen gähnen ebensoviele Klüfte, in welchen die abrinnenden Schmelzwasser zur Tiefe sinken, die ganze Schneelage mit Kanälchen durchsetzend, deren Wandungen bei Nachtfrost wieder gefrieren. Indem die Schmelzwasser Schneeteilchen auflösen, entstehen ferner Hohlräume im Innern, die wieder partielle Senkungen und Einstürze bedingen — lauter Prozesse, die eine rasche Verminderung der Dicke der Schneelage, das sogenannte „Setzen" des Schnees bewirken und die Ursache sind, warum derselbe durch öfteres Tauen und Wiedergefrieren tragfähig wird. Außer dem „Setzen" wirkt aber auf die Volumverminderung auch die Verdunstung an der Oberfläche, die ebenso wie das Schmelzen durch die oben erwähnte Korrosion (Zernagung) begünstigt wird. Denn je zerklüfteter die Oberfläche, eine desto größere Gesamtfläche bietet sie den tauenden Sonnenstrahlen und warmen Winden dar, woraus erhellt, daß die Bedeckung mit Ruß und Staub für die Schmelzung des Schnees sehr wichtig ist. In derselben Weise wie kleine Rußteile wirken natürlich auch größere Körper, in den Anlagen zum Beispiel die verdorrten vorjährigen Laubblätter der Bäume, die ja zum Teil erst im Frühling aus dem Geäste ab- und auf den Schnee geweht werden. Jedes solche Blättchen gräbt sich in kurzer Zeit sein Grab im Schnee und befördert die Schmelzung. Ja sogar menschliche Fußstapfen wirken, weil sie den Schnee bräunen und geneigte Ränder schaffen in gleichem Sinne. Die Bäume hinwieder, deren Geäst durch teilweise Abhaltung der Sonnenstrahlen die Schneeschmelze verzögert, begünstigen letztere insoferne, als jeder Stamm nach längerer Bestrahlung durch die Sonne vermöge der erlangten Eigenwärme im Umkreise den Schnee taut, ein Prozeß, dem die gewiß schon von jedem Leser beobachtete Erscheinung zuzuschreiben ist, daß, wenn auf Schneefall Sonnenschein folgt, jeder Baum alsbald in einem Schneeloche steht.

Im dichten Walde, wo sich der Schnee stets länger als auf freiem Felde hält, wird seine Zerstörung sehr häufig durch ein Element befördert, von dem man diese am wenigsten erwarten würde, nämlich durch den Reif.

Dieser bedeckt alles Geäste oft zolldick und verleiht Baumgruppen oder Waldparzellen, aus einiger Entfernung gesehen, jenes zaubervoll schöne Aussehen, welches uns anmutet, als ob mächtige Gebilde von Silberfiligran aus der weißen Bodendecke emporgewachsen wären. Folgt dem Reif gar Schneefall, so daß in jedem Astwinkel Schneeballen sitzen und die grünen Zweige der Föhren und Tannen mächtige Schneelasten tragen, so haben wir jenen, besonders in den Rauhnächten häufigen Zustand des Waldes, in welchem ihn die Landleute als „Christkindlwald" bezeichnen. Der Reif ist anfangs durchaus weiß, indem er aber in unzähligen Kristallchen jeden Zweig dicht besetzt, nimmt er einen großen Teil des Staubes, der die Rinden bedeckt, auf, und fällt er nun, bei eintretendem Tauwetter, plötzlich ab, so liegt er als graue, ja selbst schwärzliche Masse auf dem weißen Bodenschnee und begünstigt dessen Schmelzung.

Wir sehen hieraus, daß es sowohl in der Stadt als im Freien mancherlei Faktoren gibt, welche der schmelzenden oder verdunstenden Wirkung der Wärme zu Hilfe kommen. Wie immer aber die, die Schneeschmelze begünstigenden Faktoren beschaffen sein mögen, stets wirken sie nur als Mitkämpfer der Wärme, und vom Augenblicke an, da Schnee gefallen ist, besteht sein Dasein eigentlich bloß in einem Kampfe gegen jene. Da liegt denn die Frage nahe, ob sich dieser Kampf nicht irgendwie ziffermäßig darstellen lasse, das heißt ob man nicht angeben könne, welche Einbuße an Wärme die Luft über einem gewissen Gebiet dadurch erleide, daß der Winterschnee geschmolzen werden muß. Leider existiren diesfalls nur partielle Berechnungen, unter anderen eine von Dr. Aßmann über den großen Schneefall, der in der Zeit vom 19. bis 21. Dezember 1886 Deutschland heimsuchte. Der damals gefallene Schnee repräsentirte eine Masse von 24,000 Millionen Zentner, und hätte man ihn künstlich schmelzen wollen, so wäre ein Kohlenquantum nötig gewesen, doppelt so groß als jenes, welches England jährlich verbraucht.

Solcher Wärmeverbrauch seitens eines Schneefalles über einem Lande läßt ahnen, welche Wärme die Schmelzung des Winterschnees überhaupt auf der Erde alljährlich erfordert, und man möchte im ersten Augenblicke leicht darauf verfallen, den Schnee als wesentliche Kälteursache zu betrachten, umsomehr, als Woikoff nachgewiesen hat, daß fast in allen Gebieten anhaltend strenger Winterkälte diese letztere durch die Existenz einer stabilen Schneedecke verschärft wird. Indessen lehrte ein zu Bogoduchowo im Gouvernement Orel angestelltes Experiment folgendes:

Man hatte dort zwei benachbarte Grundstücke gewählt und auf einem den Schnee entfernt, auf dem andern ihn belassen. Stets war nun der Boden unter der beschneiten Fläche viel wärmer als unter der schneefreien, und am 23. Dezember 1888 zum Beispiel betrug in zehn Centimeter Tiefe die Temperatur unter der schneefreien Fläche — 18,6 Grad Celsius, unter der beschneiten — 6,9 Grad Celsius.

Was der Schnee der Luft an Wärme entzieht, ersetzt er also zum Teile wenigstens dadurch, daß er die Wärmeausstrahlung des Bodens hindert — übrigens eine alte Erfahrung, die durch jenes Experiment nur einen schärferen Ausdruck erhalten hat.

Wenden wir uns nun noch einigen besonderen Erscheinungen zu, welche der Schnee vermöge seiner Plastizität darbietet. Hieher gehören zum Beispiel die sogenannten Schneeguirlanden auf den Bäumen. Dieselben entstehen dadurch, daß sich die Schneewulste auf den Aesten bei leichtem Tauwetter abzusenken beginnen und zwar in der Mitte zwischen je zwei Zweigen stärker, an den Verbindungsstellen der Zweige mit dem Aste, wo der Schnee mehr Unterstützung findet, schwächer. Die Folge hievon ist, daß sich an den Aesten wirkliche Schneeguirlanden bilden, die immer zahlreicher auftreten und immer tiefer sich herabziehen, bis schließlich ein Reißen des Schnees dem vergänglichen, aber sehr hübschen Zauber ein Ende macht.

Verwandt mit dieser Erscheinung ist eine andere, die zuerst Dr. Hertz in Karlsruhe auf den Dächern beobachtete. Auch dort kam der Schnee infolge der Wärme in langsames Gleiten, trat über die Dächer hervor und bildete Wächten, die bis zu dreiviertel Meter gegen die Straße vorstanden. Nun war aber vom Momente des Vorrückens das Tauwasser durch den Schnee gesickert, das von den Spitzen der Wächten teils abtropfte, teils wieder angefror und zahlreiche, anfangs senkrecht herabhängende kleine Eiszapfen an der Unterseite jeder Wächte bildete. Je mehr dann letztere in der Verlängerung des Daches vorrückte, desto mehr erhielten die Eiszapfen eine schräge Richtung einwärts gegen die Mauer, während doch gleichzeitig neue Tropfwasser an ihnen herabrannen und vertikale Stückchen angliederten. Das Resultat des ganzen Prozesses war die Entstehung von hakenförmigen Eiszapfen, deren einzelne die Länge von einem Meter erreichten.

Solche Bildungen sind natürlich nur bei Windstille möglich. Erhebt sich der Wind, so zerstört er sie unfehlbar und hinterläßt in der Stadt nichts als einen Wechsel von abgewehten Stellen und Schneewehen, das wenig Besonderes bietet. Im Freien dagegen führt auch der Wind zu mancherlei Schneephänomenen, von denen hier zum Schlusse eines der merkwürdigsten erwähnt sein soll, die sogenannten Schneewalzen oder Schneerollen. Der Wind greift nämlich zuweilen so eigentümlich aufwühlend in den flaumigen Schnee ein, daß sich derselbe auf geneigten Halden partienweise in rollende Bewegung setzt und die Form kleinerer und größerer Walzen annimmt. Dabei fallen rechts und links aus den Walzenenden in der Regel kegelförmige Schneestücke heraus, es entsteht eine scheinbar durchgreifende Höhlung und jede einzelne Schneewalze erhält die Form eines veritablen Damenmuffs. Auf den Orkneyinseln sind, wie der englische Meteorologe Symons kürzlich mitteilte, solche Muffenrollen von einem Meter Länge und dreiviertel Meter Durchmesser beobachtet worden, eine Größe, welche wahrscheinlich darauf zurückzuführen ist, daß der Schnee auf jenen Inseln oft in ungeheurer Menge, in flaumiger Form und bei orkanartigem Wind fällt. In Mitteleuropa hat man bisher nur Schneewalzen von viel bescheidenerem Umfange gesehen, wo man sie aber erblickte, machten sie auf den Beschauer immer den Eindruck eines liebenswürdigen Spiels des flockigen Elements, das uns ja seit je als etwas Heiteres, Launenhaftes erscheint und das, wie vorstehende Zeilen gezeigt haben dürften, weit zahlreicherer Verwandlungen und Erscheinungsformen fähig ist, als man gewöhnlich glaubt.

Edmund Kanoldt und die historische Landschaft.

Historische Landschaft — — Eine Welt vergangener, ins Grab gesunkener Meister, aber ewig bestehender Schönheit taucht dem unbefangen Dreinschauenden und heiter Genießenden da auf! Tizian selbst war es, der zum erstenmale zu dem imponierenden Ernste des Stimmungsbildes emporstieg, während Giorgione bei idyllischer Natur stehen blieb. Was bedeutet nicht Rubens für die Landschaften, oder gar die Männer, deren Namen ewig mit dem Begriff „historische Landschaft" unzertrennlich verbunden sein werden: Nic. Poussin, Gaspar Duphet und Claude Lorrain! Sie begreifen die Blütezeit der Richtung, und da alles naturgemäß nach dem Höhepunkt wieder bergab geht, mußte auch sie dem damals um sich greifenden holländischen Naturalismus Platz machen. Vergessen war sie, aber nicht vergangen; denn nach hundertjährigem Schlafe gelang es Joseph Ant. Koch in Rom, sie zu neuem Leben und neuer Blüte zu erwecken und eine Schar von Anhängern um sich zu sammeln, die Namen wie Reinhardt, Fohr, Horny, Fries, Dreber, auch Schirmer unter sich zählt. Fast märchenhaft klingt uns heut die Kunde von jener römischen Künstlergemeinde, die einst auf italischem Boden deutsche Kunst neu belebte. Sie erkannten ihre Ziele nicht in der naiven und strengen Nachbildung der Natur, sondern sie stilisirten dieselbe; oder mit anderen Worten: sie meinten dadurch die wahre Poesie der Natur zu geben, daß sie alles ihnen unwesentlich und zufällig Erscheinende entfernten, nur die großen Züge herausschälten, um dadurch größte Klarheit in dem Verkünden des Gewollten zu erreichen.

Man sieht, es sind dieselben Grundprinzipien, auf die Zeichnung angewandt, die unsere neueste Landschafterschule

Digitized by Google

in Bezug auf die Farbe beseelt! — Zeitlich auf ihrem Höhepunkte stand die Richtung in Reetmann und Preller, dessen Odysseebilder wohl für alle Zeiten als mustergiltiger Typus stilisirter Landschaft des 19. Jahrhunderts gelten können. Aber während bei ihm die Farbe mehr zur Form hinzutrat, entstand in Kanoldt ein Erbe seiner Kunst, der die Aufgabe zu lösen verstand, durch die Farbe die Form zu bilden, um eine vollkommene Harmonie zwischen beiden hervorzurufen.

Während sich aber bei seinem Lehrer mehr ein mächtig-titanenhaftes Ringen zeigt, verkörpert Kanoldt die poetische Stimmung; manchmal idyllisch, meist aber groß und düster. Er ist in jeder Hinsicht moderner als jener, namentlich aber in der, daß er im eigentlichen Sinne Maler und Kolorist ist.

Edmund Kanoldt wurde am 13. März 1845 in Großrudestedt bei Weimar geboren. Schon in jungen Jahren nach Jena versetzt, nahm er all die entzückenden Bilder des nahen Thüringer Waldes in sich auf, dessen eichen- und buchenbewachsene Bergweiten, dessen bewaldete Thäler und starre Felsklippen mächtig auf seine Naturanschauung und Gestaltungskraft einwirkten, vielleicht bedeutend beeinflußt durch die geistige Atmosphäre, die Jena als alte Universitätsstadt seit Zeiten verbreitete. Durch sie wurde er früh in die sonnige Welt antiker Schönheit mit ihrer düsteren Voraussetzung des vernichtenden Fatums eingeführt. Da auch war es, wo er zum erstenmale Werke von Preller sah, die ihn so begeisterten, daß er früh wußte, was sein Beruf und wer sein Meister sein werde. In jenes Künstlers Werken sah er die nebelhaften Bilder, die seiner Phantasie verschwommen erschienen, Form und Leben annehmen, sah er die Natur, die ihn umgab, im verklärten Licht. — Von da ab trieb er ohne alle Anleitung die ernstesten Zeichenstudien nach der Natur, versäumte jedoch dabei keineswegs seine geistige Bildung. Alles Schöne zog ihn an, mochte es nun in der Literatur oder Kunst zu finden sein; er beschäftigte sich mit kunstgeschichtlichen Studien, ging sogar auf eigene Faust an zu radiren und gab mit 18 Jahren ein illustrirtes Reisebüchlein durch Thüringen (Leipzig, J. J. Weber) heraus. Durch allerlei solche kleine Erfolge ermutigt, rückte er mit dem Plane hervor, Maler zu werden. Kurz entschlossen wanderte er eines Tages nach dem benachbarten Weimar hinüber und suchte Preller auf, um ihm eine eben entstandene Zeichnung nach der Natur vorzulegen. Dieser erkannte auf den ersten Blick das große Talent, das ihn persönlich so ansprach, daß er es Kanoldt mit seiner Zuspruche möglich machte, nach Weimar überzusiedeln. Fünf Jahre studirte der junge Prellerschüler dort und malte etliche Bilder aus der heimatlichen Natur, als bestes jenes „Eichen im Sturm", dem Marienthal in Eisenach entnommen, in dem sich schon ganz der große Zug ausprägt, der Kanoldt später auszeichnete. Es waren schöne und interessante Jahre, die er in Weimar erlebte. „Es sei hohe Zeit, daß er jetzt nach Italien gehe," meinte Preller eines Tages, und Kanoldt glaubte dies um so lieber, daß es hohe Zeit sei, als er schon

Edmund Kanoldt

längst die pflichtschuldige Sehnsucht nach der ewigen Stadt verspürte. So finden wir unsern Künstler eines Tages in Rom wieder, wo er von 1869—75 lebte, die Sommer auf dem Lande und im Gebirge verbrachte, während er im Winter 1873 und 74 zweimal kurze Aufenthalte in München nahm. Ein halbes Jahr lang machte er Fußreisen durch die Abruzzen, Apulien, Basilikata und Kalabrien, um Illustrationen für das Engelhornsche Prachtwerk „Italien" zu zeichnen; dann zog er nach Moskau, das er aber bald wieder verließ, da es ihm doch zu wenig Anregung bot. Auch fühlte er wohl den Mangel seiner bisherigen Lehrer, die mehr kolorirten als malten; die Folge war, daß er nach Karlsruhe übersiedelte, wo ihn das große Farbentalent Kellers, der damals zu glänzen begann, besonders anzog. Unter dessen direktem Einfluß entwickelte sich seine Farbe im Keller'schen Sinn, mit dem er sich verwandt fühlte. Hier entstanden die ersten Bilder, die seinen Namen in den weitesten Kreisen bekannt machten, wie „Kassia", „Kopfhänger", „Iphigenie", „Sappho" und „Dido". Im Jahre 1877 war der große Goethepreis ausgeschrieben, und zwar für eine stilisirte Landschaft mit biblischer oder mythologischer Staffage. Erst sehr spät erfuhr er von dem Ausschreiben und seinem Programm, das ihn förmlich elektrisirte. In kurzer Zeit malte er das große Bild „Odysseus auf der Ziegenjagd", und als man in Weimar das Couvert des kreisgekrönten Bildes mit dem Motto: „providentiae memor" öffnete, fand sich Edmund Kanoldts als der Schöpfer desselben.

Von jetzt ab kam Erfolg zu Erfolg. In kurzen Zeiträumen entstanden nach einander die Antigone, Kassandra, Echo, Thetis und all die Bilder, die dann den Cyklus der „mythologischen Landschaften" bildeten, die auch in Buchform (Amelangs Verlag in Leipzig) erschienen. Im Auftrag des kunstsinnigen Buchhändlers Herrn Ackermann-Teubner in Leipzig malte er dort für dessen Salon den Cyklus „Amor und Psyche", aus dem wir in dieser Nummer auf Seite 277 das Bild „Amor entflieht" geben.

In der Nationalgalerie in Berlin ist er durch die „Penelope" und in der Karlsruher Galerie durch „Hero" vertreten. Auch als Illustrator war er thätig; gerade die von ihm illustrirten Prachtwerke „Taugenichts" und „Immensee" beweisen, wie gut Kanoldt auch sein Vaterland kennt und ländliche und idyllische Natur zu schildern weiß. — Das ist überhaupt das anziehende an seinen Werken, daß man überall ein starkes heimatliches Empfinden atmet, wie ja seine mythologischen Bilder lediglich ins Deutsche übersetzte Antike sind und sein sollen. Ueberall ist sein Empfinden deutsch, urdeutsch, sogar wenn er seine Motive aus Italien holt. Unwillkürlich sieht man sich in die Umgebung von Eisenach versetzt. — Doch wer das ganz empfinden soll, der muß dich, Thüringer Land, schon einmal erschaut haben, einmal auf den felsigen Klippen hinter der Wartburg gesessen sein, wie einzelne Windstöße von Osten her durch die Eichenkronen brausen und ein schweres Gewitter wetterleuchtend über den Hörselberg heranzieht, in dessen Tiefen heut noch Frau Venus ihren Zauberkreis zieht. Dann versteht er auch Kanoldts Bedeutung und weiß, warum seine übersetzte Natur so zu Herzen spricht.

Fritz Birkmeyer: In der Beauce 1870.

Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

Edmund Kanoldt: Amor entflieht.

Erreichtes Ziel.

Von

Isolde Kurz.

(Schluß.)

Vor seinem Grabmal auf und ab wandelnd, dachte Baron Tempe an sie, die mit all seinem Denken und Fühlen seit den frühesten Jugendtagen verknüpft war.

Für wen hatte er eigentlich diese Gruft gebaut? Doch nicht um als engherziger Egoist einmal allein unter diesem weichen Rasen bei Cypressen und trauernden Genien zu ruhen. Als der Architekt, mit dem er den Plan einer Familiengruft durchsprach, ihm zuerst lachend bemerkt hatte, der Baron fange da an, wo andere aufhören, indem es doch sonst üblich sei, vorher die Familie zu gründen und dann erst die Familiengruft, da hatte der Baron einigermaßen verdrießlich erwidert, er besitze noch Anverwandte, die er gern einmal im Tod um sich versammelt wissen möchte. Dem Architekten war es freilich wunderlich erschienen, daß ein Mann, der im Leben sich alle Familiensorgen vom Leib zu halten gewußt, in der Gruft die Rolle eines Patriarchen spielen wollte, aber er berührte natürlich diesen zarten Punkt nicht weiter und das Grabgewölbe wurde auf mehrere Personen berechnet. Aber der Baron dachte eigentlich nur an Melanie, wiewohl er dies niemals, auch nicht ihr selbst gegenüber, ausgesprochen hatte. Um ihren schönen schlanken Leib einst würdig zu decken, war dieser Hügel so hoch aufgebaut und so fürstlich geschmückt worden, und über seinen Bemühungen für ihre gemeinsame Gruft hatte er im letzten Jahr selbst ihren Umgang vernachlässigt. Warum hatte er ihr nie gesagt, daß er dabei nur an sie gedacht?

Er setzte eine förmliche Schenkung auf und ließ von der Gruft, wie er sie sich fertig dachte, eine Aquarellskizze anfertigen, die mit einem schöngeschnitzten Rahmen umgeben war. Die Sendung begleitete er mit einem halb witzigen, halb sentimentalen französischen Billet, darin hieß es, er habe dieses Mausoleum für seine Königin gebaut, da er aber als der viel ältere lange vor ihr zu sterben hoffe, so bitte er um einen bescheidenen Platz in dem Gewölbe, damit er als ihr Lehensmann auf ihrem Grund und Boden wohnen und sie erwarten könne. Es war ganz der Ton seiner etwas veralteten Galanterie und machte sich im Französischen recht graziös und rokoko. Das Paket schickte er durch seinen Diener am Weihnachtsmorgen ins Haus der Baronin.

Als Melanie gesehen und gelesen hatte, brach sie in ein schrilles Gelächter aus. Sie rief die Gesellschafterin aus dem Nebenzimmer und sagte:

„Sehen Sie, liebe Rhoden, in diesem Jahr ist der Baron von seiner Gewohnheit abgewichen, denn er schenkt mir zum erstenmal einen Gegenstand zum Gebrauch. Raten Sie, was es ist."

Sie ließ aber der andern keine Zeit zum Raten, sondern fuhr fort:

„Ein Grab schenkt er mir, einen Platz auf dem Campo Verano neben seinem eigenen, und wenn Sie sich gut halten, so können Sie vielleicht auch dort unterkommen."

Dabei rollte sie ihr das Paket auseinander und brach aufs neue in ein nervöses Gelächter aus.

Sie suchte einen Briefbogen und wollte ein Billet mit hundert kleinen Nadelspitzen an den Baron schreiben, aber sie kam nicht weiter als „Mon cher cousin," dann zerriß sie das Papier, weil sie sah, daß ihre Hand gezittert hatte. Sie konnte es nicht länger in den vier Wänden ertragen, sondern machte schnell Toilette und verließ das Haus. Da sie ein dringendes Bedürfnis nach frischer Luft und Sonnenschein empfand und nichts sehen wollte, was sie an Grüfte und Gräber erinnerte, so schlug sie den Weg nach dem Pincio ein, der trotz der winterlichen Jahreszeit im frischesten Grün lachte. Dort ging sie lange in den etwas feuchten Alleen unter den immergrünen Bäumen auf und ab und dachte viel über sich selbst und den Baron nach.

In ihrer ersten Aufregung war es ihr durch den Kopf gefahren, irgend eine exemplarische Rache an ihm zu nehmen. Aber indem sie sich über ihr gegenseitiges Verhältnis Rechenschaft zu geben suchte, that sie einen Blick in ihr eigenes Innere, der sie tief beschämte.

Was hatte sie denn eigentlich nach Rom geführt und alle die Jahre hier gehalten, unbefriedigt, wie sie sich fühlte? War's wirklich nur die Dankbarkeit gegen den trefflichen Freund gewesen? Hatte der Gedanke an seine glänzende Stellung und sein großes Vermögen gar keine Rolle in ihren Zukunftshoffnungen gespielt? Sie hätte diese Frage, die ihr nie noch so deutlich vor die Seele getreten war, gerne verwischt, aber eine Stimme erhob sich laut und deutlich in ihr und sagte ohne alle Beschönigung:

„Ja, du warst deiner gedrückten Lage überdrüssig, du bist nach Rom gekommen, um einen reichen Mann zu fischen; um seines Reichtums willen hast Du all seine Thorheiten ertragen und dir lange eingeredet, es seien die Ausflüsse eines originellen Geistes. Schäme dich, Melanie! Jetzt hast du, was du verdienst! Statt des Platzes in seinem Haus, bietet er dir — ein Grab an seiner Seite!"

Sie wurde jetzt in ihren Selbstvorwürfen sogar zu hart, denn sie vergaß ganz, daß sie doch manchen Grund gehabt hatte, dem Baron gewogen zu sein, auch ohne Rücksicht auf sein Geld und daß er einst ihre Jugendneigung gewesen war zu einer Zeit, wo ihr jede Berechnung fern gelegen. Nun machte sie als eine energische Frau einen Strich unter die ganze Episode und sagte sich: Damit wären wir fertig.

Beim Nachhausekommen fand sie die Lichter bereits angezündet und der Baron, der wie gewöhnlich den heiligen Abend bei ihr verbringen wollte, saß im Salon mit der Rhoden.

Er sprang ihr entgegen, faßte ihre Hand, sagte mit bewegtem Ton: „Melanie?" und suchte ihr in die Augen zu sehen, aber Melanie empfing ihn mit einer lauten Lustigkeit, lachte, trillerte und machte ihm dazwischendurch Komplimente über seinen unverzeihlichen Geschmack in glücklichen Ueberraschungen. Auf seine Frage, wie ihr der Aufbau des Monuments gefallen, antwortete sie leichthin, „mais, c'est chic, c'est très chic," als ob von einem Kleidungsstücke die Rede wäre und fragte so nebenbei, ob er große Eile habe sie zu begraben, worauf er still gekränkt antwortete: „Sie thun mir unrecht, Melanie, so gewiß ich lang vor Ihnen dort ruhen werde."

Er hatte, da er über die Wirkung seines Geschenkes doch nicht ganz ruhig gewesen, auch den Fächer der Marie Antoinette mitgebracht und in einem niedlichen Etui trug er sogar den Milchzahn des großen Kaisers bei sich. Aber Melanie, die sonst aus Mangel an anderen Interessen gerne mit seinen Kuriositäten gespielt hatte, verhielt sich diesmal sehr kühl dagegen, daß er den Zahn wieder zu sich steckte und sich bald im tiefsten verletzt entfernte.

Woher diese Verstimmung gekommen war, konnte er gar nicht begreifen, nur so viel war ihm klar, daß die Aussicht, dermaleinst an seiner Seite zu ruhen, von dieser Frau sehr leichthin behandelt wurde.

An einem der nächsten Tage stellte sich ein athletisch aussehender Mensch in nicht ganz courfähiger Kleidung, den Kopf von einem aufstrebenden Wald brauner Locken umrahmt, im Hause ein und fragte nach der Baronin. Er nahm sich die Freiheit, an Stelle des Barons Tempe, der durch Geschäfte verhindert sei, selber anzufragen, wann es ihr bequem sei, die Sitzungen zu ihrem Relief zu beginnen.

Melanie musterte den Unbekannten von Kopf zu Fuß und antwortete hochmütig, daß sie sich nicht erinnere, ihr Bildnis bestellt zu haben.

Da aber in Blick und Haltung des Fremden etwas lag, das ihr imponirte, so änderte sie schnell ihr Betragen, fragte, ob sie den Bildhauer Larsen vor sich sehe, von dem der Baron ihr viel erzählt habe, und als er dies bejahte und sich wegen seiner Ungeschicklichkeit, so ins Haus zu fallen, entschuldigen wollte, reichte sie ihm lächelnd die Hand und ließ ihn gegenüber Platz nehmen.

Sie gestand ihm, sie habe gar keine Lust zu ihrem Grabrelief zu sitzen, sie fühle sich durchaus noch nicht lebensmüd, das ganze sei nur eine absurde Grille ihres Vetters.

Der Bildhauer machte keine Miene, in sie zu dringen, sondern wollte sich rasch zurückziehen. Da sie aber den Ausdruck peinlicher Enttäuschung in seinem Gesichte las, dachte sie:

„Der Mann ist vielleicht arm und hat die Bestellung nötig." Denn da sie selber arm war, lag ihr der Gedanke an Geldverlegenheiten nahe.

Sie bat ihn daher freundlich, noch zu bleiben, sie sei nicht ganz entschlossen, das Ansinnen des Barons zurückzuweisen, so toll es ihr erscheine. Sie plauderte noch dies und das, gab zu verstehen, daß es sie reizen würde, von seiner Hand modellirt zu werden, und sagte endlich heiter:

„Gut, ich will Ihnen sitzen, Herr Larsen, und was das Sterben betrifft, so habe ich noch immer Zeit, mir das zu überlegen."

Larsen verließ das Haus mit einem eigentümlichen Glücksgefühl, als habe er plötzlich einen großen Einsatz im Lotto gewonnen und war sich völlig bewußt, noch nie einer anziehenderen Frau begegnet zu sein.

Das Thonrelief fiel vorzüglich aus und beide wunderten sich, daß die Sitzungen so kurz gedauert hatten.

Melanie freute sich an den jugendlichen Linien des Reliefbildes und befragte gründlich ihren Spiegel, ob das ihr gutes Recht oder nur die Gefälligkeit des Künstlers sei. Aber der Spiegel gab diesmal eine durchaus befriedigende Antwort, denn sie sah diesen Winter besser und blühender aus als seit vielen Jahren. Während der Marmor punktirt wurde und die Sitzungen unterbrochen, fand Larsen, daß in ihrem Profil etwas Pikantes liege, das er noch nicht genügend ergründet habe und erhielt die Erlaubnis, ein zweites Relief zu modelliren, ein wenig mehr ins Dreiviertel gerückt, das den Baron nichts angehen und ihm selbst gehören sollte. Je mehr er an ihrem Kopfe arbeitete, desto mehr Probleme fand er daran zu lösen und als das zweite Relief gegossen war, machte er ihre ganze Büste.

Larsen war von niederer Herkunft; was er an Bildung besaß, hatte er sich in reiferen Jahren selber angeeignet. Die Unterhaltungsgabe und die feineren Formen der Baronin entzückten den Sohn des Volkes, er dagegen hatte eine lebendige Frische und eine derbe Natürlichkeit, die nie ins Gewöhnliche ging und die abgespannten Nerven der Baronin wohlthätig aufreizte. Sie machte ihm gegenüber gern den wunderlichen Vetter zum Gegenstand ihrer kleinen Bosheiten, denn es lag ihr mit einemmale viel daran, daß Larsen ihre Beziehungen zum Baron in keinem falschen Lichte sehen sollte. War sie einmal verhindert, den Künstler auf eine halbe Stunde in seinem Atelier aufzusuchen, so fehlte es ihr den ganzen Tag. Der Baron hatte immer nur der Dame in ihr gehuldigt, Larsen war der einzige, der über alles Beiwerk hinweg unmittelbar als Mensch zum Menschen sprach. Dabei hatte er so eine offene, unwiderstehlich liebenswürdige Art, über seine Herkunft und seine Armut zu reden, die er vor ihr nicht wie vor dem Baron zu verbergen suchte!

„Sehen Sie, Baronin," sagte er einmal, „wie auf dieser närrisch kugelrunden Erde kein Mensch auf dem richtigen Fleck steht. Ich zum Beispiel — Sie sehen es mir vielleicht bei meiner Bärenhaftigkeit nicht an — bin der geborene Familienvater. Ein liebes Weib, ein Haus voll Kinder — das wäre so recht mein Glück — und dazu mein tägliches Auskommen, mich sollte gewiß niemand je mit einem verdrießlichen Gesicht sehen. Und doch, wer weiß, ob ich es jemals so weit bringen werde."

Melanie schwieg und seufzte heimlich mit ihm, denn das Herz schwoll ihr über von Sympathie und Teilnahme.

„Und wenn ich dazu noch in meiner eigenen Vigne meinen Wein ziehen dürfte — haben Sie schon einmal in einer römischen Vigne ein Glas Wein getrunken? Ich wette, nein, aber das müssen Sie probiren. Und nun," fuhr er fort, „nehmen Sie einmal dagegen den Baron. Macht er mit seinem Geld sich oder einen andern Menschen glücklich? Hat er jemals nur eine Verwendung dafür gefunden, die nicht Schrulle und eitel Thorheit wäre? Der Mann könnte ebenso gut in der Wüste hausen, er und die Welt hätten nichts an einander verloren."

Er mochte denken, daß er über ihren Verwandten zu viel gesagt habe, denn er brach schnell ab und fragte:

„Haben Sie schon den jungen Amerikaner gesehen, der in meinem Atelier arbeitet?"

Melanie fuhr aus einer kleinen Zerstreuung auf

und sah ihn fragend an. Sie hatte eben in Gedanken das Zukunftsbild des Künstlers mit der trübseligen Gräberphantasie ihres Verwandten verglichen und das Ergebnis war sehr zu Gunsten Larsens ausgefallen.

„Das ist auch einer von denen, die an den falschen Platz geraten sind," fuhr Larsen fort. „Er wäre ein trefflicher Geschäftsmann, denn er hat den leeren Kopf für Zahlen, der mir jemals vorgekommen ist. Aber vom Künstler ist keine Faser in ihm und er ist intelligent genug, um das zu wissen. Doch er beißt die Zähne zusammen und modellirt. Und wissen Sie, wie er dazu kommt? Seine Heimat, ein winziges Nest im Westen der Union, an der äußersten Grenzmark der Kultur — ich kann den vertrackten Namen nicht behalten — besitzt kein öffentliches Monument und hat doch den Ehrgeiz, sich ein Standbild errichten zu wollen so gut wie andere Orte. Die Gelder sind beisammen, es fehlt nur eine Kleinigkeit, der Künstler. Im ganzen Staat gibt es keinen Bildhauer. Ihn von auswärts zu verschreiben, das läßt der Lokalsinn nicht zu. Aber die Yankees wissen sich zu helfen. Sie suchen den aufgewecktesten Burschen aus der ganzen Schule heraus — die Wahl fällt auf meinen Mr. Stokes — und schicken ihn mit vielem Geld auf fünf Jahre nach Europa, damit er das Bildhauern erlerne. Der Bursch hat keine Spur von Formensinn, keine Phantasie, keinen Trieb. Aber gleichviel, ein Auftrag ist ein Auftrag, und er bildhauert. Er war schon in Paris und Berlin, hat bei dem und jenem Meister Unterricht gehabt, jetzt ist er bei mir, um das Thonmodell zu seiner Gruppe zu machen."

Larsen konnte nicht weiter sprechen, denn die Baronin war in ihr glockenhelles, wundervoll kondensirtes Lachen ausgebrochen und lachte fort bis ihr die Thränen in die Augen traten.

Sie deutete auf ein mächtiges, mit nassen Tüchern umwundenes Gerüst, das nebenan in einer halb verfallenen Säulenhalle stand.

„Und dies hier ist das Modell?" fragte sie.

Larsen ging hin und wickelte die Tücher ab. Ein seltsames Ding kam zum Vorschein. Ein bäumendes Pferd ohne Sattel und kaum gezäumt, darauf eine halbnackte weibliche Gestalt, die sich kaxenhaft aufgeschwungen hat und mehr kauernd als sitzend mit einer Hand die Mähne gefaßt hält, während Haar und Gewänder flattern.

„Es ist die neue Welt, die mit wildem Lauf in die Zukunft stürmt," sagte Larsen zu Melanie, die lange verwundert schwieg. „Ist es nicht schön?"

„Ich hätte geglaubt, es sei ein verkleideter Cowboy."

„Sie haben ganz recht," gab er vergnügt zurück. „Buffalo Bill mit seinem Wild West hatte mich auf den Gedanken gebracht."

„Also ist die Arbeit von Ihnen?" rief die Baronin.

Larsen legte den Finger auf den Mund.

„Unsereiner muß froh sein, wenn er einmal an einem großen Werk mitschaffen darf, wär's auch nur anonym," sagte er mit einem Anflug von Bitterkeit.

Die Baronin ging lange um die Gruppe herum und musterte sie von allen Seiten. Was Pferde betraf, so war sie Kennerin und deshalb selten mit einer Reiterstatue zufrieden, aber dieses wilde Prairienpferdchen bezauberte sie ganz.

„Und dieses Werk bringt nun Mr. Stokes als sein eigenes nach Amerika?"

Larsen antwortete nicht, sondern griff nach der Spritze und übergoß die ganze Gruppe mit Wasser, worauf er sie wieder in ihre Tücher hüllte. Er schien traurig und verstimmt, aber sobald sie die Halle verlassen hatten, schaute er wieder auf und nahm Melanie das Versprechen ab, daß sie sich einer dieser Tage von ihm nach einer Vigne führen lassen wollte.

„Aber ohne die Gesellschafterin," sagte er noch unter der Hausthüre.

„Ohne die Gesellschafterin," antwortete Melanie leise und reichte ihm mit vielsagendem Lächeln die Hand.

Was die beiden auf diesem Spaziergang zu besprechen hatten, das erfuhr niemand, aber es mußte ein herrlicher Tag gewesen sein, denn in diesem Jahr meldete sich schon Anfangs Februar der Frühling. Melanie kam mit glühenden Wangen nach Haus und war ausgelassen lustig, wie ein junges Mädchen.

Als sie schon zur Ruhe gegangen war, setzte sich die Rhoden, die von einem Besuch spät nach Hause kam, an ihr Bett. Der Baron vergehe fast vor Eifersucht, erzählte sie, er sei im Lauf des Nachmittags zweimal dagewesen, um nach ihr zu fragen, er müsse Wind gehabt haben, daß sie in Larsens Gesellschaft sei und er würde ihr unzweifelhaft nachgestürmt sein, wenn er gewußt hätte, welchen Weg sie genommen.

Melanie lachte bei dieser Mitteilung hell auf.

„Es sei ja ganz günstig," meinte die Gesellschafterin, „daß der Zauberer endlich aus seinem Gleichmut aufgerüttelt werde, aber die Baronin möge doch vorsichtig sein und nicht zu weit gehen in der Herausforderung — solche Naturen seien unberechenbar und was dergleichen Reden mehr waren.

Melanie gab gar keine Antwort, sie wickelte sich ihre langen dunklen Haare um die Finger und sah die Gesellschafterin mit glänzenden Augen an. Sie lag so rosig und frisch in den duftenden, mit Spitzen besetzten Kissen, daß die Rhoden nicht umhin konnte, über die glücklichen Jahre zu seufzen, wo man noch mit einem solchen Gesicht und solchen Gedanken im Herzen zu Bett geht.

„Lassen Sie mich schlafen, liebe Rhoden," war das einzige, was sie an diesem Abend aus Melanies Mund vernahm.

Frau von Rhoden hatte recht, der Baron verging vor Eifersucht, seitdem er die wachsende Vertraulichkeit zwischen dem Bildhauer und Melanie bemerkte, und auch das verletzte Standesgefühl mischte sich darein, denn es empörte sich sein innerstes Empfinden, daß dieser Gutsknecht und Bauernjunge seine begehrlichen Augen zu der hochgeborenen Cousine erhob, die er selbst, er, der Baron, aus lauter Verehrung nicht zu seiner Frau machte. Er gab sich alle Mühe, doppelt liebenswürdig und aufmerksam zu sein, er sprühte von Geist und Unterhaltung, aber Melanie blieb zerstreut und wenn er gar einmal zärtliche Töne anschlagen wollte, so lachte sie und vertröstete ihn auf das Zusammenleben unter dem Boden. Dann legte er sich aufs Schmollen, blieb vierzehn Tage weg, stellte sich als sei er verreist und Melanie benützte die Zeit, um unbeobachtet mit Larsen zusammen zu sein. Kehrte er zurück, so that sie, als habe sie sein Fernsein gar nicht bemerkt, und nun kam er wieder täglich aus Furcht, die Cousine möchte ihm über seinen häufigen Abwesenheiten am Ende ganz vergessen. Das aber sah er nicht und wollte es nicht sehen, daß die Neigung Melanies für ihn bereits auf immer in jener Gruft bestattet lag, die er eigens mit so viel Aufwand erbaut hatte.

Die Rhoden beobachtete das stumme Spiel zwischen den beiden und freute sich, daß ihr Zögling doch noch den richtigen Weg gefunden habe, um dieses selbstsüchtige Herz zu schmelzen. Sie hoffte, daß jetzt noch alles recht werden sollte, allein, wie sehr täuschte sie sich in Melanie!

Im Frühjahr, als der Baron sich auf ein paar Wochen nach seinem Gut in Frascati begeben hatte und dort eben zu einem glänzenden Empfang der beiden Damen rüstete, die ihm ihren Besuch auf einen Tag versprochen hatten, erhielt er plötzlich eine Depesche von der Gesellschafterin, die ihn sogleich zu kommen bat.

Er that, was er noch selten in seinem Leben gethan hatte und leistete der Aufforderung unverzüglich Folge.

In der kleinen Wohnung in der Via Capo le Case kam ihm die Rhoden händeringend entgegen und schrie ihm zu: „Melanie ist fort! Fort mit dem Menschen, dem Steinklopfer!"

Der Baron mußte sich niedersetzen und mit dem parfümirten Taschentuch die Stirn trocknen.

„Fort? Und wann kommt sie zurück?"

„Haben Sie denn noch nicht verstanden?" antwortete Frau von Rhoden gereizt. „Sie kommt nicht wieder, sie hat den Menschen geheiratet."

Der Baron sprang auf.

„Ich glaube, Sie sind nicht bei Trost, liebe Rhoden," sagte er in einem Tone, der seinem sonstigen chevalereskten Wesen gegenüber fast grob zu nennen war. „Eine geborene Tempe kann sich wohl einmal wie andere Sterbliche vergessen, aber einen solchen Bauernjungen heiraten" — er legte den Nachdruck auf das letzte Wort — „das konnte Melanie nicht!"

Und doch hatte Melanie das gekonnt. Sie war den Tag zuvor etwas früher als sonst von Hause weggegangen und hatte die Rhoden gebeten, mit dem Essen nicht auf sie zu warten. Am Nachmittag war sie mit strahlendem Gesicht am Arme Larsens zurückgekommen und hatte der fassungslosen Gesellschafterin erzählt, daß sie sich soeben in der Stille mit Larsen vermählt habe, nur zivil, um Weitläufigkeiten zu vermeiden, denn zu allem andern Uebel hin war der Künstler auch Protestant. Sie hatten draußen auf der Vigne ein kleines Hochzeitsmahl mit ein paar Freunden des Bildhauers eingenommen und waren jetzt im Begriff, mit einander nach Amerika abzureisen. Frau von Rhoden wollte sich diesem Ungestüm widersetzen, aber Melanie zog ganz gelassen mit Larsens Hilfe einen heimlich gepackten und hinter ihrem Bett versteckten Koffer hervor und übergab ihn dem mitgekommenen Lohndiener. Gleich darauf waren auch die beiden verschwunden.

Den ganzen Hausrat hatte Melanie ihrer Getreuen, für die sie sonst nicht sorgen konnte, hinterlassen, auch das Sèvres-Porzellan und all die tausend aristokratischen Kleinigkeiten, ohne die sie sich früher das Leben gar nicht möglich gedacht hatte. Selbst die Spielereien des Barons, der Fächer mit den beweglichen Köpfchen, sein Porträt und die Schenkungsurkunde des Grabes blieben in der Via Capo le Case zurück.

Wie war dieser Entschluß so schnell gereift? Mr. Stokes, der die Neigung der beiden kannte, hatte aus Amerika geschrieben und sie aufgefordert, herüber zu kommen. Die Gruppe war bei einer Kunstausstellung in Chicago mit dem ersten Preis gekrönt worden und der junge Amerikaner war so ehrenhaft gewesen, seinen Freund und Lehrer Larsen als den Mitschöpfer des Werks zu nennen. Stokes, dem inzwischen ein reicher kinderloser Onkel gestorben war, ging in das Handelsfach über und hatte keine Lust mehr, sich noch weiter der Bildhauerei zu widmen, aber er hoffte, Larsen eine Reihe bedeutender Aufträge zuwenden zu können. Darauf hatten die beiden ihr Glück gebaut. Was sich Larsen bisher verdient hatte, zusammen mit Melanies kleiner Rente genügte, um den Anfang zu decken.

Auf die Vorstellung der Rhoden, wie sie den Kampf mit solcher Armut wagen wolle, hatte die Baronin, jetzige Frau Larsen geantwortet:

„Ich bin allein auch arm gewesen, so sind wir wenigstens zusammen arm, das ist doch vergnüglicher."

Als die Rhoden von dem allem so viel ihr tauglich schien erzählt und wieder erzählt hatte, sagte der Baron endlich:

„Ich habe da unter all dem Herben ein Wort vernommen, das mir besonders schrecklich war. Sie sagten ‚arm' — das kann ich nicht fassen — waren denn Sie und Melanie arm?"

„Wußten Sie das nicht?" antwortete die Rhoden diskret. Sie sah jetzt ihre Zeit gekommen und wollte das Eisen schmieden, so lange es warm war.

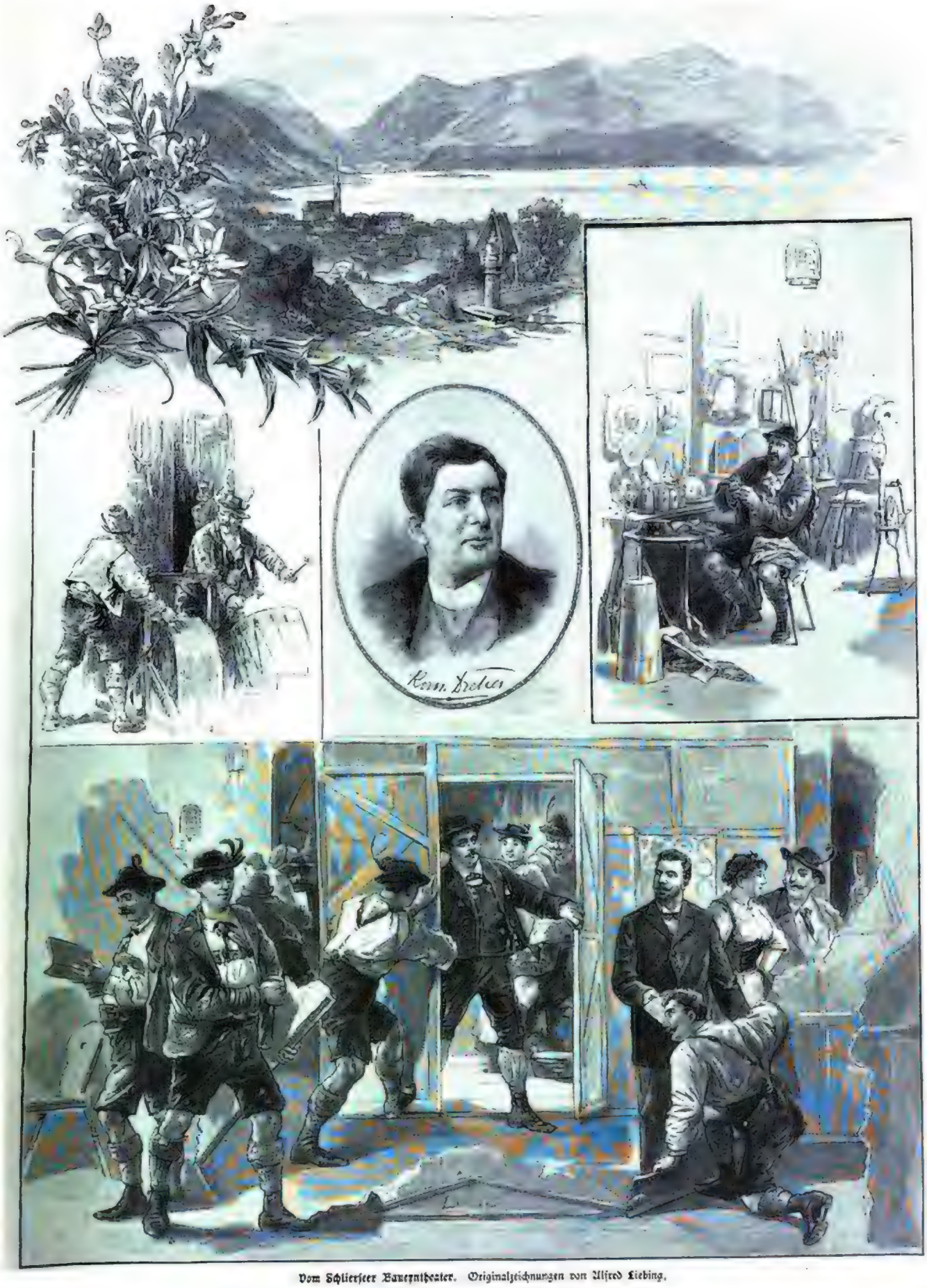
Sie nannte die Summe ihrer bisherigen jährlichen Einkünfte, die dem verwöhnten Mann noch unendlich kleiner erschien als den beiden an praktisches Einteilen gewöhnten Frauen. Er wollte es nicht glauben und sie mußte ihm mehrmals wiederholen, daß wirklich mit einer so winzig kleinen Summe bisher der Haushalt der Frauen bestritten worden war.

„Was soll nun aus Ihnen werden?"

„Sie hat mir ihr Mobiliar zurückgelassen, ich werde einiges daraus lösen können. Auch wollen sie mich zu sich rufen, wenn es ihnen einmal besser geht — du lieber Gott, ich zähle nicht darauf, an mich denke ich gar nicht."

Dafür dachte der Baron an sie und setzte ihr eine lebenslängliche Rente aus. Er wünschte auch, daß sie das gewohnte Mobiliar und die alte Wohnung beibehalte. Des Abends kam er nach wie vor heraus, trank eine Tasse Thee in dem kleinen Salon Melanies, den die Rhoden wohlweislich ganz unverändert gelassen hatte, blätterte ein wenig im „Figaro" und sprach wehmütig von der Hingegangenen. Aber die Rhoden besaß nicht den Geist und die Bildung Melanies, auch war sie ein wenig harthörig, besonders auf einem Ohr und der Baron hatte den Fehler vieler Aristokraten, leise zu sprechen. Seine einsiedlerischen Gewohnheiten leisteten diesem Fehler Vorschub und namentlich wenn er schon eine

Prosit Neujahr, Röschen! Originalzeichnung von K. Nögler.



Vom Schliersee Bauerntheater. Originalzeichnungen von Alfred Liebing.

Zeit lang gesprochen hatte, so wurde seine Stimme tiefer und verging endlich in einem unverständlichen Gemurmel.

Frau von Rhoden vollbrachte Wunder an Takt und Scharfsinn, aber sie konnte es doch nicht vermeiden, daß ihre Antworten zuweilen nicht ganz auf seine Fragen paßten, besonders wenn er sich so gesetzt hatte, daß ihr besseres Ohr von ihm abgekehrt blieb. Das verstimmte den reizbaren Baron und er mußte all seine väterliche Gutherzigkeit zusammennehmen, um die arme Frau nicht zu hassen.

In allem andern hin hatte ihm Larsen auch sein Grabmal unvollendet hinterlassen, daß es aussah, als solle er auch nicht ein einziges Unternehmen seines Lebens zu Ende bringen. Doch zum Glück fand sich ein Nachfolger, der das Werk im gleichen Sinne fortführen konnte und auch der geplante Fries wurde jetzt mit einigen Abweichungen zur Wirklichkeit.

Von Melanie erhielt er bald nach ihrer Abreise einen langen, herzlichen Brief aus Chicago, worin sie ihm das Geschick der alten Rhoden empfahl und im heitersten Ton von ihrer Ueberfahrt und Ankunft in der neuen Welt erzählte. Daß sie glücklich war, sagte sie nicht, aber es schimmerte aus jeder Zeile. In einem Schreiben an die alte Gesellschafterin machte sie allerdings kein Hehl daraus, daß sie sehr mit dem Leben zu kämpfen hatten, denn nicht alle von Mr. Stokes Verheißungen wollten sich erfüllen, aber sie harrten weiter aus, und bis die Bestellungen reichlicher flossen, gab Melanie französische Konversationsstunden. Ihre angefangenen Novellen zwar mit den Attachés und den französischen Unterhaltungsbrocken waren alle ins Feuer gewandert, denn neben der Kunst, der echten, die immer einfach ist, konnte diese gekünstelte Halbheit nicht bestehen. Dafür war Frau Melanie Larsen ständige Mitarbeiterin einiger großen deutschen Journale geworden, für die sie anmutig geschriebene Korrespondenzen aus Amerika lieferte. Larsens unverwüstliche Laune hob sie über alle Widerwärtigkeiten weg und beide zeigten sich als Naturen, die sich leicht den neuen Verhältnissen anpaßten; überdies beteten die Gatten sich gegenseitig an.

Die Nachricht, daß die beiden auch drüben nicht im Ueberfluß schwammen, erregte in dem Baron eine angenehme Empfindung, die er selber nicht ganz billigen konnte. Aber es stieg so etwas wie eine stille Hoffnung in ihm auf.

Seit Melanies Abgang war er übrigens doch nicht mehr ganz der Alte. Auf das Kunstwerk, das er einst zu schaffen gedacht, begann er nach und nach zu verzichten. Vor lauter Zeit und Muße kam er jetzt zu gar nichts mehr. Er sah ein, daß die lange Sammlung doch nicht mehr zur Entladung des Blitzes führen werde und es duldete ihn nicht mehr recht in seinem Atelier. Aeußerlich strotzte er noch von Kraft und ging umher wie sonst, elegant, lächelnd und tadellos, aber innerlich war ein Rädchen gebrochen und der Zusammensturz bereitete sich vor. Er gab sich jetzt mit lauter Lappalien ab, mit dem umständlichen Besehen von Gegenständen, die er nicht kaufte und mit dem Reden über kleinliche Dinge, die ihn nichts angingen.

All sein Interesse beschränkte sich zuletzt auf das Campo Verano, wo er die neu entstehende Gräberreihe nachzählte und über die stillen Leute, die Wohnung in seiner Nähe bezogen, genaue Erkundigungen anstellte. Den Bau der Gruft betrieb er mit dem größten Eifer, und sobald sie fertig war, legte er sich mit einer Eile, als habe er es nicht erwarten können, hinein. Eine bösartige Influenza hatte den vorher kerngesunden Mann dahin gerafft.

Die Rhoden stand ihm in den letzten Augenblicken bei und so lang er noch reden konnte, sprachen sie von Melanie. Der Sterbende sprach von ihr in einem zuversichtlichen, zärtlich pfiffigen Ton wie von einem Gegenstand, auf dessen Besitz er nie verzichtet habe und den er jetzt ganz nahe daran sei, zu erlangen.

Als sein Testament eröffnet wurde, fand man die Ursache dieser festen Zuversicht. Er hatte, mit Ausnahme einiger Legate, seinen ganzen Besitz, das Haus an der Porta San Sebastiano, die Villen und Vignen bei Frascati, sowie sein sehr bedeutendes Barvermögen seiner Cousine Melanie Larsen und deren natürlichen Erben hinterlassen mit dem Wunsch jedoch, daß sie nach Rom zurückkehre, das Haus an der Porta San Sebastiano selbst bewohne und unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie in Person die Pflege und Instandhaltung seines Grabes übernehme und sich im Fall ihres Ablebens in der gleichen Gruft an seiner Seite bestatten lasse. Sollte diese letztere Bestimmung von der Erbin oder ihren Rechtsnachfolgern absichtlich umgangen werden, so falle die ganze Hinterlassenschaft der römisch-katholischen Kirche zu.

Als der Kabel diese Nachricht nach Chicago brachte, war Melanie nicht reisefähig, denn sie hatte soeben, offenbar um die lange Versäumnis auszugleichen, die Welt mit Zwillingen beschenkt. Doch sobald sie sich erholt hatte, kam das Ehepaar Larsen von Amerika herüber und ließ sich in dem Palast an der Porta San Sebastiano nieder.

Der Bildhauer brach sich zu ebener Erde eine geräumige Werkstatt aus, wo er fleißig arbeitet, und das einstige Atelier des Barons ist der Tummelplatz der Kinder geworden.

Auf dem Campo Verano begegnet man ab und zu einer schönen, vornehm aussehenden Frau, die zwei lockige Knaben von gleicher Größe in Sammetkleidchen und Spitzenkragen an der Hand führt. Sie ist nicht mehr so schlank wie sonst, denn die Pflege ihrer Taille hat anderen dringenderen Sorgen Platz gemacht, aber sie hat ein blühendes Aussehen und die Zufriedenheit strahlt ihr aus den Augen. Zuweilen geht auch eine geziert aussehende Französin neben ihr mit gefärbten Löckchen und stark gepudert, die gewöhnlich ein paar Blumenstöcke im Arm trägt. Diese Blumen pflanzen sie eigenhändig auf das Grab des Barons Tempe und plaudern dabei bald wehmütig, bald scherzhaft von dem Dahingegangenen. Die Kinder aber lachen und lärmen dazwischen und treiben allerlei Unfug auf dem Grabhügel, den sie wie eine Burg verteidigen und erstürmen.

Der stille Mann da unten läßt das alles ganz ruhig über sein Haupt ergehen und wartet mit der Geduld, die ihm im Leben eigen war, aber in voller Zuversicht, daß die Frau seiner Liebe komme, um sich an seiner Seite zu betten.

Hinter den Coulissen des Schlierseer Bauerntheaters.

Indiskrete Plauderei von F. Osk. Webel.

Mit Bildern von Alfred Liebing

Zu di Berg' gang i gern,
Da freut si mei Gmüat,
Wo di Almrös'n wachs'n
Und der Enzian blüht.

Wi höcher die Alm,
Wi kälter der Wind
Und wi schöner das Dirndl,
Wi lieber di Sünd'.
Juch!

Zwei Stunden ungetrübten Genusses und inniger Freude hatte ich den Schlierseer „Komödispielern" verdankt, hatte einmal, die kleinlichen Sorgen des Alltagslebens vergessend, gewähnt, mich in den herrlichen, poesievollen Bergen des bayrischen Oberlandes zu befinden und nun stand ich wieder auf der reizlosen Straße einer Großstadt, inmitten einer schwatzenden und lachenden Menge. Ernüchtert und ärgerlich schlug ich den Kragen meines Mantels in die Höhe und entfloh dem Menschenschwarm seitwärts in eine weniger belebte Straße, mich meinen Gedanken überlassend. Da stiegen vor meinem geistigen Auge aufs neue die eben durchlebten Scenen herauf, ich sah die zierlichen Gestalten der treuherzigen Bauern, die reschen Diandln, hörte ihre Juchzer an mein Ohr schallen und glaubte zu einem Ländler das Gestampfe der „Schuhplattler" zu vernehmen. Und siehe da — gingen nicht vor mir leibhaftig die Kinder meiner Phantasie? Ja, wahrhaftig, einige Schritte voraus schlenderten in der kühlen Novemberluft mit bloßen Knieen und in ihren kurzen Joppen ein paar stämmige Alpensöhne.

Unwillkürlich beschleunigte ich meine Schritte und erreichte die Schlierseer, denn solche waren es, noch eben, als sie in das hellerleuchtete Portal eines Hotels einbogen. Kurz entschlossen zog ich das Orakel meiner Rockknöpfe zu Rate und kam mit Zuhilfenahme eines Westenknopfes zu der Ueberzeugung, daß ein Schlaftrunk sehr am Platze sei. So trat denn auch ich in das Portal, beziehentlich in das zum Hotel gehörige Restaurant. Wie freudig erstaunt aber war ich, als ich, eingetreten, an verschiedenen Tischen verteilt, Karten spielend oder heiter plaudernd, die sämtlichen Mitglieder des „Schlierseer Bauerntheaters" gewahrte! Nur mit Mühe konnte ich einen mir in der Kehle aufsteigenden Juchzer doch zum Glück noch rechtzeitig unterdrücken, denn mein „Salontirolerschrei" dürfte wohl nur zur allgemeinen Belustigung ausgefallen sein. Eben wollte ich mich in eine zum Beobachten des lustigen Völkchens geeignete Ecke zurückziehen, als aus einer der Bauerngruppen eine mir gar wohlbekannte Stimme ertönte:

„Hallo, altes Haus, wie kommst denn Du einmal herher?"

„Durch die nicht mehr ungewöhnliche Veranlassung des Durstes," war meine Antwort.

„Nur her zu uns, gehörst ja auch gewissermaßen zu den Künstlern."

Mit diesen Worten lud mich mein Freund, ein bekannter Leipziger Musikalienverleger und Kunstmäcen, ein, am Tische bei einer Anzahl „Schlierseer" Platz zu nehmen.

Da war ich denn mit einemmal mitten unter dem anmutigen Völklein, das man im alltäglichen Leben für alles andere eher, als eine Künstlerschar halten würde. Mir gegenüber saß der treffliche Komiker der Gesellschaft, Xaver Terofal, dessen vis comica heute abends wahre Heiterkeitsstürme entfesselt hatte, und sprach so liebevoll von seiner Arbeit, von seinem Metzgergewerbe und dem beschaulichen Leben daheim, daß man ihm keinerlei Sucht nach eitlem Ruhm und Beifall anmerken konnte. An den freien, offenen und immer treffenden Bemerkungen, sowie seinen schelmischen Witzen merkte man aber auch, daß er über dem Niveau des Durchschnittsmenschen steht, daß bei ihm geistige Frische, mit Sinn für Edles und Schönes gepaart, vorhanden ist. Eine nicht minder interessante Persönlichkeit, der Michael Dengg aus Egern, saß mir zur Seite. Dieser äußerst talentvolle Charakterspieler des Bauerntheaters hat seine früheste Jugend da droben auf der Bodenalm als „Kaskaser" zugebracht, späterhin Botendienste zwischen Lenggries und Tölz verrichtet und endlich als Schiffer und Holzknecht gearbeitet. Von entschiedenem Einfluß auf seine geistige Entwicklung wird gewiß seine dreijährige Militärzeit, sowie der Umstand gewesen sein, daß er wegen seiner Fertigkeit im „Schuhplattln" viel mit Fremden zusammen und öfter zum herzoglichen Keller nach Tegernsee gekommen ist. Und noch eine dritte typische Figur, einen prächtigen Menschen, lernte ich an jenem Abend an fröhlicher Tafelrunde kennen, den „Pantscherjugl", so genannt, weil demselben in allen Repertoirstücken der Schlierseer die „pantschenden Dorfwirte" zufallen. Sigmund Wagner, wie er eigentlich heißt, ist derjenige in dem Ensemble, der wohl die sorgfältigste Bildung von allen Mitgliedern genossen hat. Ehedem für den geistlichen Stand bestimmt, hat er die deutsche Volksschule und später die Lateinschule in München besucht, aber, als seinem Mütterl die „Sechserl" ausgingen, mit Freuden Schmöker und Feder in die Ecke geworfen und dafür Nadel und Fingerhut ergriffen, um in seiner Heimat — Schneider zu werden. Noch heute schwingt er in „Schliers" sein Bügeleisen und ist nebenbei Komödispieler und Garderobier geworden. Eine weitere Bereicherung unserer fröhlichen Zecherrunde, an der die Oberbayern bewiesen, daß sie einen guten Trunk zu würdigen wissen, erhielten wir durch den vortrefflichen Zitherspieler Albert Sageder, der in Begleitung dieses elegischen Instrumentes weithin seinesgleichen suchen soll und den stellvertretenden Direktor Ludwig Anwanter, einen Münchener Schauspieler, welcher auf der Reise, im Verein mit Terofal, die Regie leitet. Im Kreise dieser gemütreichen Menschen habe ich einige von gesundem, erfrischendem Humor durchwehte Stunden verlebt und das Bewußtsein mit nach Hause genommen, wie in unmittelbarer Berührung mit der Natur und Natürlichkeit sich unser Herz weit aufthut.

Einer liebenswürdigen Einladung des Herrn Direktor Anwanter zufolge wohnte ich an einem der nächsten Tage einer Probe bei und empfing während derselben eine solche Fülle von Anregungen und Eindrücken, daß ich nicht umhin konnte, einen befreundeten Zeichenkünstler zu bitten, einige der unzähligen interessanten Momente einer solchen Probe festzuhalten. Es ist geschehen und ich lade nun meinerseits die verehrten Leserinnen und Leser ein, an der Hand dieser Bilder mit mir im Geiste einer Probe des „Schlierseer Bauerntheaters" beizuwohnen.

Wir betreten das Theater durch einen jener für uns geheimnisvollen, dem Publikum verschlossenen Eingänge und, nachdem wir eine Anzahl spärlich erleuchteter Gänge durchschritten haben, treten wir vorerst in das Parket des Zuschauerraums. Tiefstes Dunkel gähnt uns entgegen und geraume Zeit vergeht, ehe unsere Augen sich daran gewöhnen. Auch auf der Bühne ist es noch ziemlich dunkel, nur einige Rampenlampen werfen ihr Licht auf die in Unordnung herumstehenden Requisiten und Dekorationsstücke der letzten Vorstellung. Doch bald belebt sich die Scenerie. Ein

„Spieler“ nach dem andern erscheint und beschäftigt sich mit dem Aufräumen der Bühne und dem Aufstellen der nötigen Dekorationen. Hinter der Scene hört man eine Klampfen — eine Art Guitarre — oder Zither erklingen, Jodler und Juchzer erschallen, Beweis genug für die frohe Sinnesart der Schlierseer Komödianten, die man doppelt in den treuherzigen, fröhlichen Mienen derselben bestätigt findet. Unterdessen ist die Dekoration zum ersten Akte gestellt, die Darsteller, sowie der Regisseur befinden sich auf der Bühne und die Probe nimmt ihren Anfang. Diese Proben unterscheiden sich von einer solchen auf einer Berufsbühne ganz bedeutend. Der Souffleur ist fast überflüssig und wird ebensowenig wie am Abend gehört. Das sogenannte Markiren der Fachschauspieler von Handlungen und Affekten oder das Sprechen mit halber Stimme gibt es bei den Schlierseern nicht. Sie spielen zur Probe ebenso wie am Abend mit voller Entfaltung ihres Könnens, ihres Organs und Individualisirungsvermögens. Dabei halten sie sich peinlich an den Text und fallen sofort aus der Rolle, wenn ihnen das Stich- oder „Schlagwort“ nicht gegeben wird; immer aber sind sie willig und besitzen eine gute Auffassungsgabe. Da sie dieselben Kostüme, in welchen sie am Abend auftreten, auch auf der Straße und natürlich auch zur Probe tragen, so hat der Besuch ihrer Proben einen ungemeinen Reiz, umsomehr als sie in ihrer freien Zeit äußerst unterhaltend und mitteilsam sind. Doch begeben wir uns einmal auf die Bühne selbst, hinter die Coulissen.

Der zu jeder Bühne gehörige Feuerwehrmann, der daselbst die hohe Obrigkeit vertritt, begegnet uns sofort an der Schwelle des „Allerheiligsten“ und mustert die Eindringlinge mit mißtrauischen Blicken. Doch ungehindert treten wir, von mehrfachem „Grüß Gott“ und kräftigem Händedruck bewillkommnet, ein und befinden uns „auf den Brettern, die die Welt bedeuten“. Soeben schafft der „Loder“, dessen ergreifendes Schicksal uns noch kürzlich zu Thränen gerührt und dessen bewunderungswürdiges Spiel unseren Beifall hervorgerufen, ein auf Leinwand gemaltes Haus im Schweiße seines Angesichts vorüber. Auch oben im Schnürboden sind einige „Bauernspieler“ damit beschäftigt, Soffiten und Prospekte zu verändern und herabzulassen, während andere Versatzstücke anbohren und die nötigen Requisiten herbeischaffen. Kurzum, überall hantiren die geschäftigen Schlierseer, indem sie neben ihrer schauspielerischen Thätigkeit alle technischen Arbeiten selbst verrichten. Ihr eigentlicher Beruf, als Zimmermann, Schreiner, Maler, Vergolder, Holzknecht und so weiter kommt ihnen hierbei sehr zu statten.

Ein interessanter Raum ist der Aufbewahrungsort der Requisiten. In buntem Durcheinander stehen da altmodische Lederkörbe, Butterkübel, Maßkruge, altbayrische Kaffee- und andere Geschirre, Heiligenbilder, Prozessionsfahnen, Hirschgeweihe, Gewehre, Bauernmöbel und all die unzähligen Dinge, die in den bayrischen Volksstücken zur Belebung der Handlung gebraucht werden. Und dann stelle man sich vor, in diesem sonderlichen Wirrwar die charakteristische Figur des „Pantscherfigls“ alias Wagner sitzen zu sehen, wie an jenem Morgen, als er damit beschäftigt war, ein Garderobestück zu repariren, so hat man ein eigenartiges Genrebild aus dem Komödiantenleben. Noch im Anschauen der anmutigen Bilder vertieft, schreckt uns ein ferner Donner auf und besorgt schauen wir uns unwillkürlich nach einem Schirm um. Doch bald entpuppt sich der immer stärker werdende Donner als ein heraufziehendes harmloses Theatergewitter.

Wir drücken dem allzeit liebenswürdigen und vielseitigen „Pantscherfigl“, der sich trotz seines höheren Bildungsganges unverkennbar seine Urwüchsigkeit bewahrt hat, die Hand, und folgen, neugierig, den „Jupiter theatralicus“ kennen zu lernen, dem Schalle. Furchtbar hat sich unterdessen das Unwetter auf dem Theater entladen. Dunkelheit herrscht auf der Bühne, grelle Blitze zeigen für Augenblicke die gespenstisch aussehenden Coulissen, schauerlich heult der Wind und prasselt der Regen. Von der Scene her tönt die Stimme eines mit der Ungerechtigkeit des Geschickes hadernden „Ausgestoßenen“, die scheinbare Wut der Elemente überbietend. Wie sehr wird aber unsere mächtig erregte Phantasie ernüchtert, wenn wir den Donner von einem in Bewegung gesetzten Wagen und einer geschlagenen großen Trommel, den Wind durch eine simple Maschine und das Prasseln des Regens durch eine mit Erbsen gefüllte rotirende Walze erzeugt finden. Ja, die Mittel zur Hervorrufung der oft erschütternden elementaren Theatereffekte sind meist sehr einfacher Natur, doch verlangt auch diese eine verständige Behandlung und daß die damit betrauten Schlierseer Bauern dieselbe verstehen, beweist die bei uns erzielte Wirkung.

Das Gewitter ist vorüber. Wieder eilen die Darsteller an die Veränderung der Dekoration, am Abend die „Damen“ zu dem nötigen Garderobewechsel. In der Kostümirung sind die „Schlierseer“ an Naturwahrheit sogar noch den „Meiningern“ über. Die Garderobestücke eines Holzknechtes, eines Wilderers, einer „Pechlerlehni“, einer Sennerin und so weiter sind nicht erst präparirte, sondern im praktischen Dienste ergraute und oft von zweifelhafter Sauberkeit, die Charaktere und Situationen mit der ihnen eigenen feinen Beobachtungsgabe der Natur abgelauscht. Das Schuhwerk ist dasselbe dauerhafte und zweckenbeschlagene, oft mit dem Schlamm der Berg- und Dorfwege behaftete, wie in ihrer Heimat.

Es ist Pause. Im Hintergrunde des Bühnenraumes zwischen allen nur erdenklichen Dekorationsstücken wandelt ein strammer Geselle, der heute die jugendlichen Bauernhelden und morgen die starrköpfigen Dickschädel zu verkörpern hat, Matthias Gailing, und „memorirt“ laut redend und lebhaft gestikulirend seine Rolle. Weiter vorn treffen wir eine Gruppe weiblicher und männlicher Darsteller — die meist alle unter einander verheiratet sind — und lauschen gespannt der Vorlesung neuester Kritiken über ihre Leistungen. Neben dem Proscenium steht Terofal und übt einen neuen Vers einer jener so ursprünglich gesungenen Einlagen ein. Lachend erzählt er uns, daß ihm mit demselben in der letzten Vorstellung „a dumme G'schicht“ passirt sei. Er habe ihn neu gelernt gehabt und geglaubt, einmal dem Applaus des Publikums nachgeben zu müssen, noch „a Vers'l“ zu singen. Wie er aber angefangen habe zu singen, sei ihm der Text vollständig aus dem Gedächtnis verschwunden gewesen und er habe sich „ganz a neien z'sammendichten“ müssen.

„Sinn hat's nit g'habt, aber klatscht ham's do,“ meint er schalkhaft und nimmt, vor sich hinlächelnd, seine unterbrochene Uebung wieder auf.

Doch horch, da ertönt das Zeichen zur Fortsetzung der Probe und wieder neue, interessante Bilder bieten sich unserem Auge.

Es ist ein entschiedenes Verdienst, das sich der Münchener Hofschauspieler Konrad Dreher um unser volkstümliches Schauspiel erworben, indem er den bei dem romantisch veranlagten Bergvölkchen vorhandenen Hang zum Komödispielen genährt und gepflegt und uns modernen Menschen die Gelegenheit verschafft hat, die Bauernkomödien in ihrer ganzen Originalität kennen zu lernen. Und wenn man auch bei allen Darstellern eine teilweise Vorbildung, sowie in Organ und Mimik, in Sprache und Spiel die Feile des Regisseurs herausmerkt, so ist doch das persönliche Naturell, das sich mehr oder weniger mit den darzustellenden Charakteren deckt, unverkennbar. Geradezu erstaunlich ist die Ungezwungenheit der Bewegungen und des Ganges, die Natürlichkeit des Sprechens, die gar vorteilhaft von dem oft marionettenhaften Spiel mancher Berufsschauspieler absticht.

Durch lautes Geräusch, dem Anzeichen des Endes der Probe, werden wir aus unseren Betrachtungen aufgeschreckt. Mit einem Teil der „Schlierseer“ machen wir uns auf den Weg, um noch im gemütlichen Beisammensein einen Schoppen Bier zu trinken. Dann trennen wir uns. Doch lange noch wird uns das zum Abschied gesungene „Schnadahüpfl“ im Ohr klingen:

> Pfüat di Gott, liebe Leute,
> Der Himmel sei mit dir,
> Und bewahr in dein Herzl
> Ka Feindschaft zu mir.
> Hüta dich!

In der Beauce.

(Hiezu das Bild Seite 276.)

In diesen Tagen jährt sich zum dreiundzwanzigstenmal die Zeit, da der Volkskrieg an der Loire einen großen Teil des deutschen Heeres in Frankreich in Anspruch nahm. Ein treffliches, soeben bei E. Siegfr. Mittler & Sohn in Leipzig erschienenes Werk, „der Volkskrieg an der Loire im Herbst 1870, nach amtlichen Quellen und handschriftlichen Aufzeichnungen von Mitkämpfern dargestellt von Fritz Hönig“, schildert in ähnlicher Weise anschaulich, wie der Maler unseres Bildes die Gefahren und Leiden, denen unsere Tapfern damals namentlich auf den öden Wintergefilden der Beauceebene ausgesetzt waren. Drei Monate lang ging es hier hinter einem Feinde her, der zumeist in Busch und Graben und einsamen Gehöften unsern Patrouillen auflauerte und den Weitermarsch unserer von Frost und Entbehrungen aller Art stark mitgenommenen Truppen nicht bloß durch Abgraben von Straßen, Verhauen von Wäldern, Sprengen von Brücken, sondern auch durch falsche Angaben über Weg und Steg aufzuhalten suchte. Die Episoden aus diesem Volkskriege sind in Anbetracht des Umstandes, daß die neuen Volksheere in Zukunft sicher wieder zu Volkskriegen führen werden, für Laien und Fachleute ebenso beachtenswert, wie die Thaten aus der vorausgegangenen Zeit des deutsch-französischen Kriegs von 1870, in welcher die geschulten Heere des Kaiserreichs auf den Schlachtfeldern vernichtet oder in die Festungen eingeschlossen worden waren.

Die elektrischen Eisenbahnen.

Von

Franz Bendt.

In der City, dort wo die Wogen des großstädtischen Verkehrs am höchsten schlagen, drängt sich die Menge der Wagen und Fußgänger, besonders in den Geschäftsstunden des Tages, in beängstigender Weise zusammen. Selbst dem routinirten Großstädter wird es an gewissen Stellen unmöglich, den Damm der Straße zu überschreiten; und lange Reihen von Fahrzeugen, Pferdebahnen und dergleichen sperren oft minutenlang den Verkehr. Es erscheint geradezu auf Momente, als wenn das Leben erstarrt sei. Das ist der Eindruck, den der Beobachter aller Orten in den Weltstädten empfängt, und er kommt zu dem Schlusse, daß es so nicht weiter geht; die Ebene der Straße ist überlastet!

In England und besonders in Amerika suchte man bereits seit Jahrzehnten dadurch die Straße zu entlasten, daß man Hochbahnen anlegte, auf denen man über den Häuptern der Passanten mit schweren Dampflokomotiven dahinfährt. Immerhin wird man leicht einsehen, daß der Dampf nicht die Kraft ist, welche innerhalb des Weichbildes der Stadt zu helfen vermag. Rauch, Ruß und der Funke der Lokomotive machen ihn innerhalb der Wohnungen nichts weniger als wünschenswert. Das Rettungsmittel war gefunden, als Werner von Siemens vor nun vierzehn Jahren auf der Gewerbeausstellung zu Berlin zum erstenmal elektrisch betriebene Fahrzeuge dem Publikum vorführte. In der seitdem verflossenen Zeit haben sich die elektrischen Eisenbahnen besonders im großen Freistaat jenseits des Ozeans nach jeder Richtung hin entwickelt, so daß sie jetzt schlechterdings jeder Anforderung gewachsen sein können.

Das System einer elektrischen Bahn besteht der Hauptsache nach aus zwei Teilen: aus der Maschine auf der Station, welche den Strom hervorruft, und der Bewegungsmaschine, dem sogenannten Motor, der unterhalb des Fahrzeuges angebracht ist. Bei den ältesten Einrichtungen ging der Strom durch die eine Laufschiene zum Motor, setzte diesen in Bewegung und lief im großen Kreise durch die zweite Schiene wiederum zur Station zurück. Zirkulirt ein Strom in solcher Weise, dann läuft der Wagen, bis der

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.

Auflösung des Dameninzs Seite 243:
Die Axt im Haus erspart den Zimmermann.

Auflösung des Wechselrätsels Seite 243:
Hemmel, Hummel, Himmel.

Magisches Kreuz.

Jedes der vier Quadrate enthält drei dreisilbige Worte; wenn diese richtig gefunden, müssen die horizontalen mit den entsprechenden senkrechten Reihen gleich lauten.

(M. Sch. Kassel.)

rei	le	te	al	no	der
der	te	a	dor	li	ne
rei	be	rei	an	man	al
ve	li	ne	ne	bi	li
li	ne	li	no	si	li
mo	o	ve	ban	pe	zo

Anagramm.

Keine das stolze Geschlecht, dem vier deutsche Kaiser entsprossen,
Die einem kriegrischen Geist zeigten als Mehrer des Reichs.
Kein sogar mußte sich beugen oft vor dem mächtigen Recken.
Bei dem Wechsel des Glücks rächte sich grausam ein Buchst.
[illegible] die Zeichen verkehrt, so bildet ein Volk sich aus ihnen,
[illegible] aus alter Zeit, Zeugen erhabner Poesien
Längst sanken Größe und Macht, die einst ihm verliehen, in Trümmer.
Wandelbar ist das Geschick, sicher die Buße der Schuld.
Nochmals verändert, ersteht in feuriger, lockender Gegend,
Vor deinem Blick ein Palast von orientalischer Pracht:
Kunst und Natur im Verein mit üppigen Reizen ihn schmücken,
Aber wohl selten weilt Glück, Friede des Herzens darin.

(M. Sch. Kassel.)

Stromkreis geöffnet oder in irgend einer Weise unterbrochen wird. Das war auch der Grund, daß elektrische Bahnen in dieser Weise in den Großstädten nicht ausgeführt werden konnten; denn verbindet man die beiden Schienen durch einen Eisenstab oder irgend sonst durch eine gleichzeitige Berührung, dann erhält man einen Kurzschluß — wie die Techniker sagen — und der Wagen steht still. Dieser Uebelstand wurde dadurch gehoben, daß man den Strom durch Drähte, die an Telegraphenstangen entlang der Bahn hinlaufen, leitet, und ihn durch entsprechende Vorrichtungen zum Motor des Wagens führt. Die Schienen leiten den Strom wiederum zur Station zurück. Diese Systeme der oberirdischen Stromzuführung haben sich in Amerika auf das praktischste entwickelt und stehen im Augenblick im Vordergrund der Verwendung. Besonders die Firmen Sprague resp. Thomson-Houston (Union) sind die glücklichsten Fabrikanten auf diesem Gebiete. Die letzte Gesellschaft hat bisher bereits 303 Bahnen im Betrieb und Bau, mit 6791 Motorwagen, welche eine Strecke von 5800 Kilometer befahren. Nach dem ersten System wurde u. a. die sehr umfangreiche Anlage in Breslau, nach dem zweiten die Bahnen in Bremen und ganz kürzlich in Remscheid gebaut. Die letzte neueste Anlage in Deutschland ist dadurch für die Techniker von hervorragendem Interesse, daß sie Steigungen von 10,6 % überwindet. Auch dem Laien wird es klar sein, wie viel schwerer die Fortführung gewichtiger, mit vielen Personen belasteter Wagen auf glatten Schienen und auf schrägem Boden ist, als in der Ebene. Steigungen solcher Art sind mit Pferdebetrieb überhaupt nicht zu überwinden, weil die ganze Last des Wagens auf den Tieren ruht. Die Straßenbahn in Remscheid hat zur Zeit die größte Steigung von allen elektrischen Bahnen in Europa.

Lange Zeit dauerte es, bis die Väter deutscher Städte sich dazu verstanden, das geschilderte System in ihren Bezirken zuzulassen. Man wurf demselben vor — und that es zum Teil noch — daß die oberirdischen Zuleitungsdrähte das architektonische Bild der Stadt verunzieren und daß durch die Menge der Stangen, welche zur Befestigung der Drähte notwendig sind, der Verkehr behindert wird. Die Praxis hat das Unrichtige dieser Vorwürfe bewiesen, denn gerade dieses System hat sich wie kein anderes verbreitet, und gewinnt täglich neue Verehrer. Ein sehr wesentlicher Grund für die Erscheinung liegt allerdings darin, daß die Bahnen mit oberirdischer Stromzuführung die billigsten sind.

Um allen Anforderungen zu genügen, haben die Elektriker Bahnen mit versenkter Stromzuführung konstruirt. Einen hervorragenden Erfolg auf diesem Gebiete erzielte die Firma Siemens und Halske. Die elektrische Bahn mit unterirdischer Stromzuführung in Budapest, welche sie vor etwa zwei Jahren ausführte, hat sich technisch und ökonomisch auf das vorteilhafteste bewährt. Bei dieser wurde das Kabel unterhalb einer Schiene eingelegt, und durch einen Schlitz dieser Schiene entnahm die Bewegungsmaschine den Strom.

Der große Vorteil des elektrischen Betriebes liegt hauptsächlich in seiner Geschwindigkeit. Die elektrischen Fahrzeuge gewöhnlicher Konstruktion können Geschwindigkeiten von 15 bis 30 Kilometer in der Stunde erreichen. Der hohe Preis der Wohnungen im Zentrum der Stadt, sowie hygienische Rücksichten zwingen den Großstädter, sich in den Vorstädten anzusiedeln. Das ist ihm aber nur möglich, wenn er in kürzester Zeit nach den Gegenden zurück kann, in denen die Geschäfte sich abwickeln und die Bureaus und Comptoire der Beamten und Kaufleute liegen. Hier wiederum, wo das Feld der Straße vom Verkehr dicht belastet ist, kann das elektrische Fahrzeug — infolge der Eigenschaften des elektrischen Stromes — schneller zum Angehen und Halten gebracht werden als die Pferdebahn.

Allerdings wird man mit Recht einwenden, daß dort, wo der Verkehr am stärksten ist, Fahrzeuge mit sehr großen Geschwindigkeiten nicht gut möglich sind. In der That wurden denn auch für solche Orte besondere Einrichtungen in Aussicht genommen. Man beabsichtigt dortselbst entweder Hochbahnen anzulegen oder die Bahn unterhalb des Niveaus der Straße zu versenken, und Untergrundbahnen zu bauen. Für beide Einrichtungen bestehen bereits mehrere praktisch durchgeführte Anlagen.

Die erste elektrisch betriebene Untergrundbahn wurde vor zwei Jahren in London eröffnet. Auch für Berlin, Paris, Brüssel, Madrid und andere großen Städte plant man ähnliche Einrichtungen. Hervorragendes Interesse für uns Deutsche haben die projektirten Pläne für Berlin. Man beabsichtigt hier unterhalb des Niveaus der Straße in Tiefen von 13 Meter je zwei mächtige Eisenrohren neben einander einzubetten, in denen die Züge mit einer Geschwindigkeit von 25 Kilometer in der Stunde nach verschiedenen Richtungen zirkuliren. Dieses ganze unterirdische Reich wird durch elektrisches Licht auf das glänzendste erleuchtet sein. Es liegen zwei Pläne für Berlin vor; der erste rührt von der allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, der andere vom Pionierhauptmann a. D. Janowskenberg her.

Wilh. Eilers: Die kleine Gratulantin.

Eine elektrische Hochbahn wurde gleich nach der Erfindung der elektrischen Bahnen von Werner von Siemens für die Friedrichstraße in Berlin in Vorschlag gebracht. Der Plan gelangte damals jedoch nicht zur Durchführung. Jetzt ist die Firma des großen verstorbenen Erfinders mit den Vorbereitungen für die Anlage einer Hochbahn in der Reichshauptstadt beschäftigt, welche die äußere Peripherie der Stadt dort umkranzen soll, wo die Stadtbahn nicht zur Ausführung gelangte.

Eine elektrische Hochbahn wurde im Februar 1893 in Liverpool eröffnet. Sie hat eine Länge von 10 Kilometer und diese Strecke wird mit Einschluß der Verzögerung auf den Stationen in 50 Minuten zurückgelegt. Ein jeder Zug besteht aus zwei je 56 Personen fassenden Wagen, welche Abteilungen erster und zweiter Klasse besitzen. Auch hier haben die Erfahrungen glänzende Erfolge gezeigt.

Bei den bisher geschilderten Bahnen wurde die betreibende elektrische Kraft auf einer Station erzeugt und den Fahrzeugen zugeleitet. Die Methoden, die hierzu erdacht wurden, so praktisch sie auch sind und so vorzüglich sie sich auch bewährt haben, verleihen dem ganzen System — das kann man nun einmal nicht leugnen — etwas Schwerfälliges. Die Elektrotechniker besitzen aber seit Jahren eigentümliche Apparate — Sammler oder Akkumulatoren — in denen sie im stande sind, die elektrische Kraft zu sammeln und für gegebene Zwecke aufzubewahren. Mehrfach wurden bereits elektrische Eisenbahnen durch solche Kraftreservoire betrieben. Man hat nur nötig, eine bestimmte Anzahl dieser Apparate in das Fahrzeug einzustellen und sie in entsprechender Weise mit dem Betriebsmechanismus zu verbinden; damit wird dasselbe ein Mechanismus für sich, der seine Betriebskraft in sich birgt, und der unabhängig von der Leitung ist.

In der That gelangte in Deutschland der elektrische Betrieb erst deshalb so spät zur Einführung, weil man auf brauchbare und billige Akkumulatoren hoffte. Leider sind aber diese Apparate für den Betrieb bewegter Fahrzeuge im Augenblick noch viel zu schwer und viel zu teuer.

Die Erfahrungen, welche man in Hamburg und Brüssel beispielsweise mit Akkumulatorwagen gemacht hat, waren keineswegs günstige und der Betrieb mußte baldigst eingestellt werden. Es hilft den städtischen Behörden nichts, sie müssen, wenn sie nicht hinter den Anforderungen des modernen Lebens zurückbleiben wollen, sich zu den Systemen mit ober- oder unterirdischer Stromzuführung bekennen. Ueber die Zukunft des Akkumulators zu genannten Zwecken läßt sich gegenwärtig noch nichts sagen.

Auf der columbischen Weltausstellung in Amerika war eine elektrische Schnellzugslokomotive von der General Electric Company zu Lynn ausgestellt. Dieselbe besitzt eine mittlere Geschwindigkeit von 48 Kilometer für die Stunde, und sie ist im stande, einen Zug von etwa 5440 Kilogramm zu bewegen.

Schon früher hatten die Elektriker in Aussicht genommen, die Elektrizität zur Bewegung von Lokomotiven zu verwenden, die den Verkehr zwischen den Städten vermitteln sollen. Man ging hierbei von der Erfahrung aus, daß die Geschwindigkeit der Dampflokomotive in vielen Fällen nicht mehr ausreicht. Geschwindigkeiten von 100 Kilometer per Stunde stehen etwa an der Grenze der Möglichkeit beim Dampfbetriebe; dann beginnt der Zug bereits so bedenkliche Schwankungen zu machen, daß der Oberbau stark gefährdet erscheint. Von der Firma Ganz & Comp. in Budapest wurde ein vollständig praktisch durchgearbeiteter Plan für die Anlage einer elektrischen Bahn veröffentlicht, bei der eine Geschwindigkeit von 200 bis 250 Kilometer zu erreichen ist. Derselbe hat die Anerkennung der Praktiker erhalten, und dürfte in nicht zu ferner Zeit verwirklicht werden. Nach diesem System sind es nicht Züge, welche den Verkehr vermitteln, sondern langgestreckte und sehr festgefügte Wagen, die ihre Betriebsmaschine in der Mitte haben. Sie sollen auf hohen Viadukten dahineilen. Das Sicherheitssystem, was für sie erdacht wurde, spottet jeder Vorstellung und übertrifft alles, was wir bisher für ähnliche Ausführungen besitzen.

Die vortreffliche Eigenschaft elektrisch betriebener Fahrzeuge, die Luft durch Ruß, Rauch und Hitze nicht zu verschlechtern, hat auch zu ihrer Einführung in die Bergwerke geführt. Kleine, elektrisch bewegte Grubenlokomotiven versehen in den größeren englischen und amerikanischen Gruben bereits seit mehreren Jahren den Dienst.

Mit all diesen Darlegungen ist jedoch die Anwendung der elektrischen Betriebsart noch keineswegs erschöpfend beschrieben. Sollte es zum Beispiel gelingen, die transportablen Akkumulatoren, von denen wir sprachen, leicht und billig zu fabriziren, dann ist auch das Ende der Droschke, des Omnibus und des Kremsers gekommen, und wir werden in elektrisch betriebenen eleganten Fahrzeugen schneller unsere Ziele erreichen als bisher.

Kalender- und Fest-Literatur.

— Unter den für das Jahr 1894 erschienenen Kalendern zeichnen sich einige zum Wandschmucke bestimmte ganz besonders aus, so unter anderen der originelle Wildenbruch-Kalender (Berlin, W. Schultz-Engelhard) mit 14 von Müller-Breslau künstlerisch ausgeführten Blättern. Das in Buntdruck hergestellte charakteristische Monatsbild erscheint in sinniger Umrahmung über dem jedesmal anders gestalteten Kalendarium, während ein Dichterspruch die Seite abschließt. — In sehr gefälliger Fassung präsentirt sich auch Lauterburgs illustrirter schweizerischer Abreißkalender, ein Block auf kunstgeschmücktem Karton, 365 vom Herausgeber entworfene Schweizerbilder enthaltend, mit geschichtlichen und geographischen Notizen.

— Unter den in Buchform auftretenden Werken ähnlicher Art wird der Jagdkalender „Hubertus" (Stuttgart, Theod. Stroefer) von allen Jagdfreunden willkommen geheißen werden. Das reich ausgestattete Centheft verdient indes Beachtung über diese Kreise hinaus, weil es nicht nur den Freunden des Weidwerks mit seiner fach- und sachgemäßen Gestaltung wesentliche Dienste leistet, sondern durch seine künstlerische Ausstattung jeden erfreut, der es zur Hand nimmt. — Ueberaus reich erscheint A. Hendschels „Damenkalender" (Berlin, A. Zeck) in seinem 20. Jahrgange, ein Kleinkunstwerk, das von seiner Einbanddecke in Elfenbeinmasse an bis zur letzten Seite der dem Kalendarium beigegebenen Novelette schlicht und anmuthig ist. — Auf die erstaunliche Zahl von 47 Jahrgängen hat es Trowitzschs „Volkskalender" gebracht (Berlin, Trowitzsch & Sohn), eines der wenigen Kalenderbücher, die mit der fortschreitenden Zeit zwar vorangegangen sind, im wesentlichen aber den alten Standpunkt gewahrt haben. — Bis zum 30. Jahrgange ist der „Illustrirte österreichische Volkskalender", redigirt von Baronin Bertha von Suttner, gediehen (Wien, M. Perles). Auch in ihm haben wir es mit dem Typus des alten „Volkskalenders" zu thun, ohne daß das Alte — dafür bürgt schon der Name der Herausgeberin — als veraltet erschiene. Hoffentlich bringt dieser trefflich redigirte Kalender es in der gleichen Jugendfrische auf das Alter seines vorhergenannten Kollegen. — Karl Prölls „Kalender aller Deutschen" (Verlag des Allgemeinen Deutschen Verbandes) vertritt den alldeutschen und weltnationalen Standpunkt im Sinne des österreichischen und reichsdeutschen Schulvereins und anderer Vereine ähnlicher Richtung und weicht somit etwas von der herkömmlichen Volkskalender-Schablone ab. Allen denen, welche die Bestrebungen dieser Vereine theilen, wird er als ein erwünschtes Agitationsmittel kommen, zumal die Auflage (12000 Exemplare) eine beträchtliche ist.

— Von Fachkalendern erscheint diesmal der „Allgemeine Deutsche Künstler-Kalender" von Bernhard Wolff (Berlin, Raabe & Plothow) in etwas veränderter Gestalt, insofern als das „Notizbuch" mit dem Kalendarium vollständig von dem „Adreß-Kalender" getrennt worden ist. Die Neuerung dürfte sich als eine zweckmäßige erweisen, wie nicht minder die Ausscheidung aller unwesentlichen Beigaben, da beide Heftchen jetzt eine recht handliche, dem Nachschlagebedürfnis entgegenkommende Gestalt gewonnen haben. — Trowitzschs „Taschenkalender für deutsche Volksschullehrer", herausgegeben von E. Kaiser (Berlin, Trowitzsch & Sohn) empfiehlt sich durch praktische Einrichtung und solide Ausstattung, und gleiches gilt von zwei Kalenderwerkchen, von denen das eine für Schüler, das andere für Schülerinnen bestimmt ist, von dem „Deutschen Schülerfreund", der, herausgegeben von Oberlehrer Dr. Fr. Koch, im 15., und dem „Jahrbuch für Schülerinnen" des gleichen Herausgebers, das im 17. Jahrgange erscheint (beide Leipzig, Vollrath & Co.) — Zur weitesten Verbreitung unter der Jugend geeignet, dürften zwei Heftchen sein, die sich sehr schlicht präsentiren, desto mehr aber durch gediegenen, empfehlenswerten Inhalt hervorstechen, ein einfacher „Kalender 1894", herausgegeben vom Berliner Tierschutzverein, und „Der Täglein Jahresgruß", ein Jugendkalender, herausgegeben von dem Deutschen Bund zur Bekämpfung des Vogelmassenmordes für Modezwecke. Die Zwecke, welche von beiden Werkchen verfolgt werden, können der Jugend, aber auch den weiteren Kreisen des Publikums nicht warm genug ans Herz gelegt werden. — Allen Hausfrauen sei Hedwig Heyls „Haushaltungsbuch" empfohlen (Stuttgart, Julius Hoffmann), ein Werk, das bei recht gediegener Ausstattung der Hausfrau Gelegenheit giebt, sich in leichter, fast spielender Weise mit dem gerade für unsere Zeit so wichtigen Gebiet der rationellen Buchführung vertraut zu machen. Kein Ehemann dürfte es zu bereuen haben, wenn er, sei es zum Weihnachts-, sei es zum Neujahrsfeste, den für seine bessere Hälfte bestimmten Gaben diesen getreuen Ratgeber hinzufügt.

*

Als passendes Festgeschenk für Hausfrauen dürfte sich das ebenso interessante wie originelle Werkchen „Das Diner" von Kath. Stukenbecker empfehlen (Berlin, R. Mosse 1893). Es wird nicht nur fast auf jeder Seite des äußerst elegant ausgestatteten Büchleins Belehrung und Aufschluß geboten, sondern auch überall Anleitung zu einer Menge von Dingen ertheilt, welche die Vorsteherin eines großen Hauses theoretisch beherrschen und in denen sie vorher auch praktisch erfahren sein muß.

— „Der Himmel auf Erden" nennt sich ein „Werkbüchlein fürs Eheglück" von Eveline Fuchs mit Zeichnungen von W. Kämle (Berlin, J. Meidinger), das durch seinen Titel genug für sich spricht, und zu dem wir nur bemerken wollen, daß es von zierlichen Bildchen begleitete Verse enthält, die von der „Widmung an die holde Braut" bis zum „Tempel der Häuslichkeit" das entstehende und sich festigende Eheglück begleiten.

— Eine Reihe hübscher und praktischer Festgaben sendet der Verlag von K. Thienemann (Anton Hoffmann) in Stuttgart. Vor allem sei aus derselben „Der Mutter Tagebuch" von Amalie Baisch mit Bildern von Ludwig von Kramer hervorgehoben. Das hübsche Buch ist zur Aufnahme von Aufzeichnungen über die ersten Lebensjahre eines Kindes bestimmt und bietet hierzu eine allerliebste Einrichtung, mit dem Raum für das Bildchen und die erste abgeschnittene Locke beginnend und dann von Stufe zu Stufe dem ersten Lebensalter des jungen Erdenbürgers folgend. — Als für die heranwachsende Jugend bestimmt, stellen sich folgende elf Bücher aus dem Jugendschriftenverlag von K. Thienemann (Anton Hoffmann) Stuttgart dar: die „Liebe, liebe Großmama", ein Unterhaltungsbuch für Kinder im Alter von sechs bis neun Jahren von Emma Biller, mit Farbendrucken nach Aquarellen von Fritz Berger so gehalten, als ob die einzelnen Stückchen wirklich von der Großmama den Enkelchen vorgetragen würden. — Das „Deutsche Knabenbuch" hat sich in glücklicher Weise aus dem früheren „Buch der Jugend" entwickelt und nun in seinem stattlichen 8. Bande ein Gegenstück in dem von Frida Schanz herausgegebenen „Deutschen Mädchenbuch" erhalten. — „Unsere Aelteste" nennt sich eine ansprechende Erzählung für junge Mädchen von der Verfasserin der „lieben, lieben Großmama", ein Buch, das zu dem diesjährigen Feste bereits in zweiter Auflage erscheint. — Einer Empfehlung kaum bedürftig sind die trefflichen Neubearbeitungen älterer, bewährter Jugendschriften, die „Schönsten Märchen aus Tausend und eine Nacht" von Paul Moritz, die „Märchenwelt" von Julius Hoffmann, „Onkel Toms Hütte" nach Harriet Beecher-Stowe von M. Jolski, „Der Prairievogel" nach Charles Murray von Otto Hoffmann, „Robinson Crusoe" nach Campe von Julius Hoffmann, „Der Pirat" nach Kapitän Marryat von Otto Hoffmann und „Der Kriegspfad oder Die Skalpjäger" nach Kapitän Mayne-Reid von demselben. Die Bändchen sind sämtlich mit Buntdrucken nach Aquarellen von W. Hoffmann, Joh. Gehrts, H. Franz, Wilhelm Sulz, C. Offterdinger und A. G. Kessler geschmückt und sehr solid und entsprechend ausgestattet. h.

K. Schleicher: Mildthätigkeit im Winter.

Bühne.

— „Hannele", das jüngste Werk von Gerhard Hauptmann, ist von der Kritik sehr verschiedenartig und manchmal sehr eigentümlich beurteilt worden; bei den Aufführungen im königlichen Schauspielhause zu Berlin aber machte es auf die versammelte Hörerschaft noch immer einen tiefen, durchdringenden Eindruck; und da dies doch über und trotz aller Kritik das entscheidende Kriterium eines Dichterwerks bleibt, so scheint es Pflicht, dies vor allem festzustellen. Wenn man dem Stücke gerade die schneidende Gewalt, die unerbittliche Stärke des Eindrucks hat zum Vorwurfe machen wollen, so ist doch dem gegenüber daran zu erinnern, daß die Werke des größten aller bisherigen Dramatiker keine andere Art der Wirkung ausüben, daß „Lear", „Othello", „Macbeth" an ungemilderter Herbheit der Vorstellung, an rücksichtsloser Strenge der Handlungsführung durchaus nicht übertroffen werden. Wer die Kunst für mehr als eine verfeinernde Arabeske, wer sie als einen organischen Bestandteil unseres Seelenlebens auffaßt, wird ihr die tiefgreifende Wirkungen nicht verwehren dürfen. Das aber, was man bei Shakespeare wohl das „Versöhnende" nennt, besser aber vielleicht als den „sittlichen Ausgleich" bezeichnen könnte, das mangelt dem „Hannele" keineswegs. Die kleine Hannele Mattern, halb totgeprügelt von ihrem Stiefvater, sucht durch einen Sprung ins Wasser einem gänzlich freudlosen Leben zu entfliehen, wird aber gerettet und in trüber Winternacht zum nächsten Obdach, das Armenhaus, gebracht. Wie in diese dunkle Stätte des Elends und Verbrechens dies ärmliche Schwinden zarten Lebens hereinleuchtet, das ist mit erschütternder Schlichtheit und Tiefe geschildert. Sie verfällt in Fieberphantasien, und in ihnen sieht sie nun, was mit ihr nach dem Tode auf Erden und im Himmel geschieht. Sie sieht die verstorbene Mutter, die ihr den Todesengel zusendet, sieht Engelchen, die ihr Grüße aus den himmlischen Hallen bringen; sie sieht sich selbst im weißen Ehrenkleide auf der Bahre und die schwarze Trauerversammlung um sich herum; sie sieht ihren Stiefvater kommen, betrunken wie gewöhnlich, und wie gewöhnlich, bereit sie zu schlagen. Und da erscheint der liebe Herr Jesus Christ, milde, traurig, den Lehrer, wie sie ihn in seinen wundervollen Unterweisungen, begrüßt er Labung und Ruh. Aber er weist den Wüterich fort. Der Heiland zeigt ihm seines Kindes Leiche, dreimal mahnt er den Verbrecher zur Einkehr; der aber verschwört sich, nie gegen das Hannele sich vergangen zu haben. Doch siehe, sichtbare Zeichen und Wunder geschehen, und zerstört treibt der Sündenvater zu traurigem Ende. Das Kind aber wird in den hellen Himmel zu Freude und Ehren mitgenommen. Das alles ist echte Poesie und Sentimentalität, so geschildert, wie es ein in religiösen Vorstellungen aufgewachsenes Kind sehr wohl träumen kann; und doch ist's mehr als ein Traum. Es ist der Ausdruck des sittlichen Bewußtseins, es ist der Trost der Armen, die Hoffnung der Elenden, die sich da ausspricht; die verheißende Gewißheit ist es, daß die letzten die ersten sein werden; und auch die, die diese religiösen Vorstellungen nicht teilen, werden sie in diesem Falle sich gern gefallen lassen, da sie unbedingt als begleitende innere Thatsache dargestellt sind. Das ist das „Versöhnende" im „Hannele", dem ersten deutschen Drama, in dem ein tiefes religiöses Gefühl wieder zum Ausdruck gelangt. — Erwähnung verdient Frau Conrad, die das Hannele einfach vollendet spielte. Auch war die ganze Vorstellung sehr fleißig einstudirt.

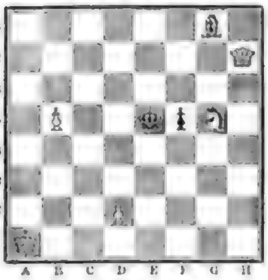
— Das „Residenz-Theater" brachte am 21. November einen neuen Schwank in 3 Akten von Bisson und Delavigne: „Die Dragoner". Ein Kapitän findet den Mut zu dem entscheidenden Worte seiner Geliebten gegenüber nicht, weil er Bedenken trägt, die sehr energische, noch junge und reizende Schwiegermama ins Haus zu nehmen. Er kommt daher auf den Plan, sie zu verheiraten; die Dame aber durchschaut diese Politik und geht, um den Kapitän zu strafen und zu ängstigen, eine Scheinverlobung mit seinem Burschen ein. Diese Doppelstellung des guten Louis nun als Burschen und künftigem Schwiegervaters seines Kapitäns, hätte um so mehr zu einer sehr hübschen Komödie führen können, als Herr Alexander die Rolle mit leicht charakteristischer Komik gab. Leider biegt die Handlung mitten hinein ganz unmotivirt ab, und auf eine sehr gewaltsame Weise werden nach altem französischem Rezepte alle Personen des Stücks in dem Boudoir einer Cokette zusammengeführt. So ließ der anfangs große Heiterkeitserfolg in den beiden letzten, sehr schlecht gearbeiteten Akten, rasch nach. A. Fr.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 12.

Von Georg Friederich in Berlin.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 9 S. 198:

W. 1) D g 8 — f 7
S. 1) f 6 — f 5
W. 2) L a 4 — c 6
S. 2) beliebig
W. 3) D f 7 — f 5 :, e 6, d 5 matt.

A.

S. 1) T b 7 — b 6
W. 2) D f 7 — d 7 :
S. 2) beliebig
W. 3) D d 7 — f 5, b 5, d 4 matt.

B.

S. 1) d 7 — d 6, d 5
W. 2) D f 7 — b 7 : ꝛc.

C.

S. 1) T b 7 — b 2 oder beliebig anders
W. 2) D f 7 — e 7 +
S. 2) K e 5 — d 5 (d 4 — d 6)
W. 3) S c 8 — e 7 bezw. e 2 — e 4 (D e 7 — d 6) matt.

Schachbriefwechsel.

A. L. in Wien. Ihr abweichendes Urteil über Nr. 8 ist ungerechtfertigt; Sie sind auf einen der vielen Verführungszüge, die diese Aufgabe aufzuweisen, eingegangen. Auf 1) K e 8 — f 7 (d 7) folgt a 2 — a 1 D; wenn nun 2) D a 3 — a 1:, so L a 2 — d 5, und wo ist das Matt? Vgl. übrigens nachstehend unter „Sadik“.

L. in Fürstenberg (Mecklenburg). Nr. 5 lösten Sie im allgemeinen richtig; doch läßt Ihre Bezeichnung der Züge an Genauigkeit zu wünschen übrig. Für Ihr anerkennendes Urteil besten Dank!

H. in Sadik. Nr. 7 lösten Sie richtig. In Nr. 8 scheitern die Springerzüge nach b 4, a 7, b 8, d 8 an der Entgegnung a 2 — a 1 T; denn wenn nun 2) D a 3 — b 2, so kann Schwarz nicht ziehen und ist, da ihm kein Schach geboten ist, nicht matt, sondern patt.

E. in Wolmirstedt. Sie fanden zu Nr. 7 eine Nebenlösung, betreffs deren wir letzthin schon am Heilmittel angaben.

Richtige Lösungen sandten ein: Ch. F. in Milwaukee zu Nr. 2, 3, 4; Dr. G. in Nordhausen zu Nr. 7.

Briefmappe.

L. K. in Stockholm. Ein Exemplar besitzt der Kaiser von Oesterreich, eine Replik, so viel wir wissen, Markgraf Pallavicini.

Weinfroher Sänger im Pfälzer Land. Bezüglich des „Neuen“ herrscht zwischen uns und Ihnen Meinungsverschiedenheit. Anders jedoch, was Ihre Liederprobe anlangt. Sieder und Heber sind ein gar vortreffliches Metzzeug, aber sie zu einem „Schwert von Gold“ zu erheben, mit ihnen „dreinschlagen“ zu lassen oder gar den Sprung in der Gestalt eines „Cerberus“ aus der Kelternacht zu beschwören, geht doch wohl nicht an, wenn man nicht zu dem bedenklichen Gemisch von „Wein und Jugend“ gelangen will. Aber freilich der „Neue“!

K. W. in Wien. Eine „matt glänzende Sonne“, die „Matrosenlied“ leuchtet, wäre ein etwas seltsames Naturschauspiel, noch seltsamer allerdings ein Morgen, der „Thränen weint“. Ein „so ein tiefes Denken“ könnte höchstens einen „so einen seltsamen Dichter“ empfinden.

R. K. in Moskau. Ihre sämtlichen Wünsche dürften wohl durch das in der „Briefmappe“ von Nr. 10 unseres Blattes empfohlene Buch „Faust“ befriedigt werden. Dasselbe ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Georg. Zu 1. Nachdem die Marke „Neue Illustrirte Zeitung“ mit unserem Blatte verschmolzen worden ist, wird die erwähnte Bezeichnung für Oesterreich-Ungarn als Gegenstück gelten. — Zu Nr. 2. Die betreffende Kündigungsfrist beträgt vierzehn Tage. — Zu Nr. 3. Zuverlässige Auskunft über diesen Punkt dürfte nur durch Privatinformation an Ort und Stelle zu erlangen sein.

Verehrerin von Alexander Dumas. Wir bitten um Angabe Ihrer Adresse, damit wir Ihnen eine für Sie eingegangene Offerte übermitteln können.

Richtige Lösungen sandten ein: „Laura“ in Königsberg. Otto W., stud. jur. in Bern. Ignaz Wesenthal in Bamberg. Maud Abele in Jefferson City, N.-A. Vera v. D. auf D. (2). Karl Müller in Leipzig. Evangeline Pfohl in Odessa (4). „Drei treulose Backfische“ in Göttingen. „Carola“ in Genf. Ottilie v. Prosser in Riga. Ernst Eisenbeiser in Zoffe (3). Konrad Lehrer, Innsbruck-Wilten (2). Kinnard von Reck in Antwerp (2). Ignaz Keller, Wien (3). W. Krause. E. Desfager, Mühlhausen i. Els. (5). A. S. in Wien (3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Schwestern. Roman von Ida Boy-Ed. Fortsetzung. — Spruch von M. Eugenbruch. — Sylvesterwünsche, Gedicht von A. von Verschuer. — Erzählung der Prinzessin Elisabeth von Bayern mit Reichsfreiherrn Seefried, von R. B. — Eduard Zeller, von Dr. Saal. — Winterfreuden, Gedicht von Martin Greif. — Einiges über den Schnee, von Reinhard E. Petermann. — Edmund Kretschmer und die historische Landschaft. — Verrückt! Erz. von Isolde Kurz. Schluß. — Hinter den Coulissen des Schlierseer Bauerntheaters, insbesondere Wanderer von A. Oel. Mittel. — In der Brandung. — Die elektrischen Eisenbahnen, von Franz Bendt. — Für müßige Stunden: Bilderrätsel; Auflösung der Rätsel-Aufgaben Seite 243; Magisches Kreuz; Anagramm. — Kalender- und Jest-Litteratur. — Bühne. — Schach. — Briefmappe.

Illustrationen: Bildnisse von Freiherr Otto von Seefried und Prinzessin Elisabeth von Bayern. — A. v. Kowalski-Wierusz: Auf der Flucht vor Wölfen. — Sylvester, Originalzeichnung von Richard Pikart. — Bildnis von Eduard Zeller. — Bildnis von Edmund Kanoldt. — Fritz Blickmeyer: In der Brandung 1890. — Edmund Kanoldt: Amor entflieht. — Ernst Kreidolf: Kätzchen! Originalzeichnung von R. Kögler. — Vom Schlierseer Bauerntheater, Originalzeichnungen von Alfred Liebing. — Alex. Gilert: Die kleine Gratulantin. — R. Schlegel: Mittelhöflichkeit im Winter.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Helmuth von Moltkes
Briefe an seine Braut und Frau
und an andere Anverwandte.

2 Bände. Preis geh. M. 10.—; in eleg. Original-Einband M. 12.—.

Ein jeder Deutsche hatte mit andächtiger Verehrung zu dem ernsten, schweigsamen, nun dahingeschiedenen Manne emporgeblickt, dessen ganzes Denken nur für seinen Beruf auszufüllen, der sich nicht die Zeit zu gönnen schien, anderen menschlichen Gefühlen nachzugehen. Die vor uns vorliegenden Briefe zeigen den berühmten Strategen von einer ganz neuen, unendlich sympathischen Seite, in dem vorteilhaftesten Lichte als liebenden Bräutigam, als treubesorgten, zärtlichen Gatten, mit einem Worte als einen auch in seinem Privatleben ausgezeichneten, liebenswürdigen Menschen. Sie gewähren den tiefsten Einblick in das Seelenleben des Verstorbenen und in das selten schöne Verhältnis zwischen den beiden Ehegatten, die in inniger Liebe und Zärtlichkeit verbunden waren. Erst diese Briefe sind im stande, das Bild des genialen Mannes zu einem vollkommenen zu machen, da sie uns seine edelste und beste Seite, sein treues Herz, kennen lernen lassen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 11).
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 16, I. l.).
Budapest: Moritz Heckl (V. Franz Josefsgasse 5).

Post- und Schnelldampfer
von BREMEN nach
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet
Die Direction
Bremen. des Norddeutschen Lloyd.

100 echte Briefmarken, alle verschieden, nur 2 Mark. Preisliste gratis. Carl Münster, Copenhagen.

Einzige Bezugsquelle für hühnerfreies — Kriofuttermehl — G. & O. Lüders, Hamburg.

Seidenstoffe direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld, also aus erster Hand, in jedem Maß zu beziehen. Schwarze, farbige und weiße Seidenstoffe, Sammte und Plüsche jeder Art zu Fabrikpreisen. Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.

LOHSE's weltberühmte Spezialitäten
für die Pflege der Haut:

EAU DE LYS DE LOHSE
weiss, rosa, gelb, seit sechzig Jahren unübertroffen als vorzüglichstes Hautwasser zur Erhaltung der vollen Jugendfrische, sowie zur sicheren Entfernung v. Sommersprossen, Sonnenbrand, Röte, gelben Flecken und allen Unreinheiten des Teints.

LOHSE's Lilienmilch-Seife,
die reinste u. mildeste aller Toilettenseifen, erzeugt nach kurzem Gebrauche rosig-weisse sammetweiche Haut.

Beim Ankauf dieser Fabrikate achte man stets auf die Firma

GUSTAV LOHSE, 46 Jägerstr. 46 BERLIN.
Kgl. Hoflieferant.
In allen guten Parfümerien, Drogerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

BERLIN W., Zietenstr. 22.
In eigenem, mit der Unterrichtsanstalt vereinigtem Hause.

Militär-Pädagogium
von
Dir. Dr. Fischer,

9 Jahre 1. Lehrer des verstorb. Dr. Killisch, bereitet vor für alle Militär- u. Schulexamina. Unterricht, Pension, Beaufsichtigung vorzüglich empfohlen von höchsten Persönlichkeiten. Ausserordentl. Erfolge: bestanden 63 Fähnriche, 12 Primaner, 8 Einjährige, meistens nach 1 bis 3 Monaten. Näheres der Prospekt.

Musikinstrumente.
Violinen (speciell bessere Instrumente von 20—100 M.), Flöten, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Ocarinas, Symphonions, Polyphons, Aristons, Pianomelodico, Phönix, Harmonikas, Mundharmonikas, Pianinos, Drehpianos, Harmoniums, Musikautomaten, allerbeste Saiten, Noten zu allen Instrumenten.
Jul. Heinr. Zimmermann,
Musikexport, Leipzig.
Neue illustrierte Preisliste gratis.

LIQUEUR ◇◇ PILLEN
Dr LAVILLE
RHEUMATISMUS und GICHT

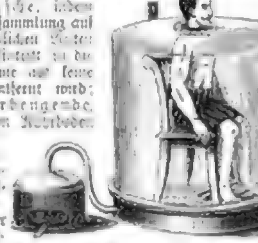
Nebelbilder-Apparate
Laterna magica
Dampfmaschinen
Zauberkasten
Experimentierkasten
empfiehlt die Fabrik von
W. Hagedorn, Berlin SW., Alte Jakobstr. 5.
Preislisten gratis und franko.

Grosse Ersparnis im Haushalt.
Bremer Kaffeepulver
fertig zum Kochen, ausserordentlich im Haushalt sparend. 9 Pf. No. 1 M. 4,15. ... 9 Pf. No. 2 M. 4,10 incl. Zoll, Porto, Dose und Verpackung etc.
Zum Beipacken empfehle ich ...
Wilhelm Otto Meyer,
Hoflieferant. Bremen.
Preisliste gratis und franko.

Das Schwitzbad zur Verhütung von Krankheiten.

Jeder, dessen Oberhaut in der Handfläche nicht zu stark verdickt ist, bemerkt bei genauer Betrachtung, daß die ganze Innenfläche der Hand durchzogen ist von netzartig verbreiteten erhabenen Leisten und Rissen, welche an den Fingerspitzen in sich zusammenlaufen. Diese erhabenen Leisten bestehen aus reihenförmig angeordneten, dicht gedrängten Tastwärzchen. In den Furchen zwischen je zwei Reihen von Tastwärzchen münden die Schweißdrüsen mit feinsten, mit bloßem Auge kaum wahrnehmbaren Öffnungen. Ihre Gesamtzahl beträgt etwa 2½ Millionen. Außer dem Schweiß scheidet die Haut noch ab den Hauttalg vermittelst der namentlich an behaarten Stellen vorfindlichen Talgdrüsen. Dieses Gemisch von Schweiß und dem Produkt der Talgdrüsen sammelt sich auf der Haut an und hindert deren Atmung und Absonderung. Da die Haut aber mit allen inneren Organen in ständiger Wechselwirkung steht, gibt eine Störung der Hautthätigkeit leicht Anlaß zu Störungen innerer Organe, d. h. zu Krankheiten.

Unter diesen Umständen muß das Schwitzbad als das gründlichste Reinigungs- und beste Vorbeugungsmittel gegen Krankheiten gelten. Weit über die Wirkung einer Abwaschung oder die eines Wannenbades hinausgehend sind die Effekte des Schwitzbades einmal mechanische, indem jenes ekelhafte Gemisch der Ansammlung auf unserer Haut, das sich bei unreinlichen Leuten schon durch den Geruch beim Eintritt in die Wohnung verrät, so gründlich wie auf keine andere Weise zu ermöglichen, entfernt wird; ferner eine vorbeugende, die Wirkung ist, indem jenes Gemisch den besten Nährboden bereitet für die Ansiedelung und weitere Entwickelung von Mikroorganismen, zur Verbreitung von ansteckenden Krankheiten. Wir entfernen Dung-stätten aus der Nähe menschlicher Wohnungen als gesundheitsschädlich, aber wir



dulden den weit gefährlicheren Feind auf der Haut des Menschen, eine Thatsache, die es erklärlich macht, daß Cholera, Diphtheritis, kurz, ansteckende Krankheiten stets in unreinlichen, dumpfen Wohnungen so rasche, große Verbreitung finden. Die Wirkung des Schwitzbades ist endlich eine dynamische, nämlich eine belebende, anregende, kräftigende auf Hautgefäße und Hautnerven und vermittelst dieser auf alle Organe. Es ist daher die mangelnde Erkenntnis dieser Wirkungen des Schwitzbades sehr zu beklagen und als ein besonderer Vorteil zu begrüßen, daß die Firma Moosdorf u. Hochhäusler, Berlin, Kommandantenstraße 60, es auch den breiteren Volksschichten ermöglicht, zu jeder Zeit und an jedem Ort sofort ohne Umstände ein Schwitzbad herzustellen. Der von genannter Firma konstruierte Zimmer-Dampf-Schwitz-Apparat ist zerlegbar, leicht transportabel und entspricht allen soliden Anforderungen, so daß von Herrn Geheimrat Dr. Koch nach erfolgter Prüfung sowie von anderen hervorragenden Aerzten bei seiner Ausstellung während der medizinisch-wissenschaftlichen Ausstellung zu Berlin dem Erfinder die vollste Anerkennung ausgesprochen wurde. Der Dampf wird mit einem Spiritusapparat in einem Messingkessel erzeugt und von außen in den Apparat hineingeleitet. Diese praktische Einrichtung hat die Zustimmung vieler Bedeutenden errungen, welche in ihren Dankschreiben der Vorzüglichkeit des Apparates Ausdruck geben. — Der Preis eines solchen Apparates stellt sich auf 35 Mark (mit Verpackung 38 Mark) und können wir denselben allen in Stadt und Land dringend empfehlen, denen an Erhaltung und Befestigung ihrer Gesundheit gelegen ist. Zur eine billige Kur im Hause kann wohl kaum Besseres nicht gefunden werden.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

CHOCOLADE UND CACAO vereinigen vorzügliche Qualität bei mässigem Preis.

HARTWIG & VOGEL DRESDEN Ausgezeichnet durch feinstes Aroma und grosse Ausgiebigkeit, daher billig.

CACAO-VERO Zu haben in allen durch unsere Plakate kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonialwaren-, Delikatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**
versend. gratis u. postfrei an Private Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 18. — p. Metre. Muster franko.
Ball-Seidenstoffe
Beste Bezugsquelle f. Private. Doppelten Briefporto nach der Schweiz.

16 PREIS-MEDAILLEN.
Hygienische absolut säurefreie Präparate.
DENTIFRICES DOCTEUR PIERRE
DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS
Berühmt durch ihre aromatischen und adstringirenden Eigenschaften.
Ueberall erhältlich.

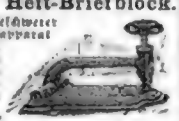
Hausmittel!
Salophen
Aristol
leistet vortreffliche Dienste bei: nervösem Kopfschmerz (Dose 1,5 g), akuten Gelenkrheumatismus (4 mal tägl. 1,5 g), Influenza völlig unschädlich!
Aristol-Lanolinsalbe 5% fährt in kürzest. Zeit Vernarbung herbei. Hervorragende Erfolge bei Verbrennungen, Schnittwunden, Anschlag. mancher Art, Wundsein d. Kinder. Unschädlich!
Zu haben in den Apotheken.

„Canfield" Schweissblatt
Canfield
Nahtlos. Geruchlos. Wasserdicht.
Unentbehrlich als schützendes Zwischenmittel für jedes Kleid.
Canfield Rubber Co.,
Hamburg, Pickhuben 5.
Wien, I. Liebenbergstrasse Nr. 7.
Nur echt mit unserer schützenden Marke „Canfield".

Neu! sensationell!
Erfindung!
Gratulations-, Glückwunsch- u. Visitenkarten mit Aluminium.
T. Zangerle, Augsburg.

Jede Dame ist für Sanitätsbürsten, Spezialität Leuchtfarben als Ersatz gegen Gelegenheitsgeschenke hervorragend. Werkzeuge um mit Anleitung und Verlagsanstalt Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.
Patent-Brennapparat Mk. 6,50.
Gustav Fritzsche, Leipzig,
Königl. Hoflieferant
Illustr. Prospekte, Preisliste, Broschüre gratis.

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, abführende Fruchtpastille
GEGEN
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.
Paris, E. Grillon
33, rue des Archives
IN ALLEN APOTHEKEN

Lasch's Heft-Briefblock.
Ges. Briefbeschwerer u. Drahtheftapparat

C. L. Lasch & Co., Leipzig.
Drahtheftmaschinen

Taschen-Uhren

Preisliste gratis. Uhrfabrik-Depot Zürich.
Silb. Herren-Remontoir-Uhren

Wichtig für Gicht-, Stein-, Zucker- und Malariakranke.
Die von der Chemischen Fabrik auf Aktien (vorm. E. Schering) in Berlin dargestellte und in den Handel gebrachte
Piperazin Schering
ist Harnsäure von vielen Aerzten — u. a. von Professor Dr. Schweninger — auf Grund der ungewöhnlich günstigen, mit dem Präparat gemachten Erfahrungen als ein specifisches Heilmittel bei gichtischen und Steinleiden erkannt worden.
LAEVULOSE
(unschädlicher u. ernährender Zucker f. Diabetiker-Zuckerkranke), empfohlen von den Geheimräten Ebstein und Leyden. — Ferner empfiehlt sich
die garantirte Fabrik
Phenokollum hydrochloricum
als vorzüglich anerkanntes Heilmittel gegen Malaria. — Näheres sende auf Wunsch die gefertigte Fabrik mit **Piperazin, Laevulose** und **Phenokollum hydrochloricum** selbst sind durch die Drogenhandlungen bezw. Apotheken zu beziehen. — Der Verkauf der **Laevulose** in und für Deutschland ist der Firma **Gebr. Stollwerck, Köln a. Rh.**, übertragen und hat dieselbe die Herstellung von **Laevulose-Chocolade** übernommen.

Asthma
Heilbef., Broschüre gratis. Chem. Fabrik **Zehlendorf-Grünau b. Berlin.**

1000 echte Briefmarken
sowie 250 verschiedene, cpl. Japan, Transvaal, Aegypten, Cuba, Victoria, Jubiläum, Argentin. Arg., Chile, Java, Azoren etc. nur eine Mark.
Porto 25 Pf. extra. Kasse voraus.
Paul Siegert in Hamburg.

Stehende geschweißte Querrohrkessel
von 1—60 Pferdekräften, offen und in Verbindung mit Eincylindrigen und **Compound-Dampfmaschinen.**

In allen gewünschten Größen auf Lager bei
Wenck & Hambrock, Altona-Hamburg.

Memo Preise für 100 Gramm 70 Pfg. **Piperazin „Schering"** sind 85 Pfg. per Gramm, bei 10 Gramm 75 Pfg., bei **R. Schering, Drogenhandlung, Berlin N., Chausseestr. 19.**

Buchführung
Correspondenz, Rechnen, Schönschrift.
Verlangen Sie gratis Prospect u. Probebrief.
Bessere Stellung! Höheres Gehalt!
F. SIMON Berlin SW. 61 Abtheilung C. gratis.

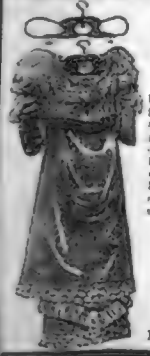
ROWLANDS' ARTIKEL

für Haar, Teint und Zähne sind die besten.
MACASSAR OIL
KALIDOR
ODONTO,
Rowland, 20 Hatton Garden, London

Heilung
Hämorrhoiden
Alfred Lütje's
Hanfel-Pessar
Preis M. 3,50.
Evens & Pistor in Cassel.

Stottern kann C. Denhardt's Anstalt Dresden-Blasewitz bei die Zwangsanstalt Burgsteinfurt, Westf. Honorar nach Heilung. Prospekte gratis. Hervorragende Lage. Aeußerste, staatliche streng S. M. Kaiser Wilhelm I. ausgezeichnete Anst. Deutschlands.

Caviar Alaska Ural u. Eib.
per Kilo ℳ 7,50, ℳ 7,50 resp. ℳ 6,—
Kieler Sprotten 200 pr. Kiste, 2 Kisten 1 Postcolli ℳ 5,—
Versand-Geschäft **E. H. Schulz.** Altona

Prämiirt mit der Medaille der Kriegshunst-Ausstellung Köln 1890.
D. R. G. M. Nr. 13188. D. R.-Patent Nr. 52039.
Kleiderbügel „Puck", einfacher Apparat zum zweckmässigen Aufhängen

der **Damen-Kleider.**
Ordnung und Raum-Ersparniß im Schrank
von **Hose, Weste, Rock.**
Kein abgerissenes Aufhängel mehr!

Elegante Puck-Bügel, geschmackvoll, luxuriös etc. in reinen Stilen.
Einzige Medaille und Ehren-Diplom der Weltausstellung Chicago.
Puck Co., Hamburg,
Grosse Bäckerstrasse 17.
Berlin, Kleine Präsidentenstrasse 2. London, 3 & 4 Aldersgate Buildings. New-York, Frankfurt Street.
Grosse Goldene Medaille Berlin 1890. Ehren-Diplom und Goldene Medaille Madrid 1890.

Stellung. Existenz.
Prospekt gratis. Gratis Prospect. Prospect. Tüchtigkeit kostenfrei.
Deutscher gründlichster Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Bücher, Correspond., Kontorist
Stenographie.
Schnell-Schön-Schreib.
Gratis Prospekt. Prospekt gratis.
Adressen-Schreiben, Maschin.-Schr.-Institut
Erstes Deutsches Maschin.-Schr.-Institut
OTTO SIEDE – ELBING.

Die parteilose Berliner Tageszeitung
Deutsche Warte
kostet bei allen Postämtern vierteljährlich
1 Mark 50 Pf

Ueber 30,000 Abonnenten!

Spielhagen's Kakodont

Spielhagen's Zahncrême
— bestes —
Zahnreinigungsmittel der Neuzeit. Macht die Zähne bei längerem Gebrauch blendend weiß, conservirt dieselben und schützt vor Zahnschmerzen.
Zu haben in allen Drogen-, Parfümerie- u. Geschäften des In- und Auslandes.
Franz Spielhagen, Berlin SW. 29.
Postsendungen, 3 Tuben in elegantem Carton gegen Einsendung von M. 1.50 franco

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen,
auf Papier wie direct auf Holz gedruckt. Preiscourante mit 1200 Illustrationen, auch über Werkzeug und Materialien, 20 Pfennig Briefmarken.
Max & Widmayer in München I.

Carneval-Gegenstände
als Mützen, Orden, Touren, Costüme, Masken etc.
sowie Cartonnagen & Attrapen
empfiehlt als Specialität
Gelbke & Benedictus, Dresden.

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt
RIVA am Gardasee.
Saison- und Dampfbäder, Hydrotherapie und Bewegungskuren.
Wochenpreis von 35 Mark aufwärts.
Näheres über Riva in Dr. von Hartungen's „Handbuch der klimatischen Heilkunde" bei Isaleib (Schuhr) Berlin.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Kur- und Wasserheilanstalt
Prospekte Brunnthal-München Rentenlos.
Sommer u. Winterkur.
Prämiirt: Hygiene-Ausstellung Berlin 1883.
Ärztl. Direct. Dr. Lahmann (früher Görbersdorf).
Ruhevolle Lage. Comfortable Einrichtung. Elektrische Apparate. Gasbeleuchtung. Centralheizung. Lift. Pension für Damen, Kinder, Aufsicht. Gesellschaften à 6.— bis 7.50.

Illustr. Briefmarken-Journal.
Vorzüglichstes u. einziges Briefm.-Ztg. d. Welt, d. in jed. No. vorzügl. Gratisbeigab. bietet u. monatl. 4 mal erscheint. Halbjährl. (13 Hefte) 1.50 M. Probe-No. 15 Pf. (10 Kr.) franco von Gebrüder Senf, Leipzig.

100 Paar illustrirte Kolibris, wirkl. Edelgut, à Paar 3 Mark, Riesenpapageien, Paar 6 Mark, Sperrgrößen, Paar 15 Mark, Paradiesvögel, Paar 25 Mark bis 500 Mark, Straußen-Schwanzfedern, das Hundert 7 Mk. Versand nur gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages, mehr Garantie niemals Risiko.
Judische Hasenfänger, fertigt als Specialität Leipzig, gegen 180 cm. lang, 45 cm. breit, mit Hasenhaken gegen Osten, von 11 Uhr Vormittags bis nicht zu weit Norden, hochelegante Ausführung, auch zu jeglichen Gattungen Wild zu verwenden, circa 20 Mark.
H. Kuhnau, Hermannstr. 1. 241
Wiederverkäufer gesucht.

PATENTE
schnell und zuverlässig durch
RICHARD LÖDERS, Civil-Ingenieur
in GÖRLITZ.

Honig
feinblumig, garantirt (frau gelöpfert) rein, 20 Pfd. franco, Tafelfrei M. 5.25. Aug. Schöllkopf Groß-Imkerei, Ehl.-Sat.-Anna, Unterfr.

Blutarmut u. Bleichsucht
bilden recht häufig den Ausgang für viele andere Krankheiten und Jahre langes Siechthum. Deshalb versäume niemand, diesen gefährlichen Zustand in der Gesundheit zu beseitigen und gebrauche
Keyssers unbedingt wirksam
wohlschmeckend: Eisen- sowohl für Kinder wie
leicht verdaulich! Mangan- Erwachsene
ohne Nachtheil für die Zähne! Peptonat.
Eine Kur dauert 6 Wochen! 2 Flaschen à 2 Mk. sind zu einer Kur erforderlich!
Zu haben in den Apotheken, doch kaufe man nur die Original-Packung als echt, versehen mit . . . und dem Namenszug
Prospekte und ärztliche Atteste gratis und franko von dem alleinigen Fabrikanten
Apotheker A. Keyssner, Döhren bei Hannover.

C. Maquet,
Berlin W., Charlottenstr. 63, und Heidelberg
Patent-Oefen, Bade-Wannen, Nischbäder, Bidets, Closets.

Gründlichste Ausbildung durch persönlichen Unterricht in
Buchführung (auch landwirthschaftl.) kaufm. Rechnen, Wechsel-Lehre, Schönschrift u. Deutsch. Sprache geg. geringe Monatsraten. Verlangen Sie Prospekte und Lehrbr. 1 freo. u. gratis d. Durchsicht vom Ersten Handels-Lehr-Institut Julius Morgenstern, Magdeburg. Jacobstrasse 37.

Mondamin
alleinige Fabr. Brown & Polson K. engl. Hoft.
Feinstes Mondmehl. Zu Puddings, Milchspeisen, Sandtorten etc. u. zur Verdickung von Suppen, Saucen, Cacao etc. vortrefflich.

Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft.

Mittelmeer- und Orient-Reise
vermittelst der Doppelschrauben-Schnelldampfer

Augusta Victoria
Commandant
H. Barends.

Fürst Bismarck
Commandant
A. Albers.

Die Doppelschrauben-Schnelldampfer der Gesellschaft sind die größten und schnellsten Schiffe der deutschen Handelsmarine.

FAHRPLAN:

AUGUSTA VICTORIA.
Abfahrt von Hamburg am 15. Februar 1894
Southampton, Gibraltar, Villa Franca (Nizza u. Riviera), Ajaccio-Corsika, Alexandria (Cairo), Jaffa (Jerusalem), Athen, Malta, Messina, Palermo, Neapel, Algier, Southampton-Hamburg zurück am 8. April 1894.
Reisedauer 53 Tage.

FÜRST BISMARCK.
Abfahrt von Genua am 17. Februar 1894
Ajaccio, Alexandria, (Cairo), Jaffa (Jerusalem), Smyrna, Constantinopel, Athen, Malta, Messina, Palermo, Neapel, Algier.
Genua zurück am 28. März 1894.
Reisedauer 38 Tage.

Die diesjährigen Excursionen der Schnelldampfer „Fürst Bismarck" und „Augusta Victoria" werden, wie aus vorstehenden Fahrplänen erhellt, die Hauptplätze einer Region umfassen, in der jeder Zoll des Bodens reich ist an Erinnerungen des Alterthums, reich an herrlichen Monumenten ehemaliger Größe und zahllosen Schätzen der Kunst. Solche Reise nach den Stätten der ältesten Cultur, nach Aegypten, Palästina, Corsica, Constantinopel, Griechenland und Italien, sowie nach Algier, an Bord eines Schiffes zurücklegen zu können, welches man mit Recht einen schwimmenden Palast nennt, ist jedenfalls ein bisher unerreicht gewesener Comfort für den Reisenden. Es ist auf diese Weise ermöglicht, fremde Länder zu besuchen und fremde Sitten und Gebräuche zu beobachten, ohne den eigenen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten entsagen zu müssen. Der Reisende ist befreit von allen Plackereien, die mit Hôtels, Eisenbahnen, fremdländischen Dampferbeförderungen, mit Zollämtern, sowie mit dem ewigen Ein- und Auspacken und der Expedition des Gepäcks etc. verknüpft sind. Er fährt an Orten, in welchen die anderen Touristen sich mit einer höchst primitiven Unterkunft und mangelhafter Verpflegung begnügen müssen, seine schwimmende deutsche Heimath stets mit sich, und wenn er von seinen Ausflügen des Abends an Bord zurückkehrt, findet er seine gewohnte Bedienung, das gewohnte Bett und das vorzügliche Diner seiner wartend und braucht die herrlichen Eindrücke, welche er auf seinen Ausflügen gesammelt hat, nicht durch Entbehrungen mannigfachster Art erst zu erkaufen.

Es gelangt nur eine beschränkte Zahl von Fahrkarten für die ganze Reise und für Theilstrecken, jedoch nur erster Classe, zur Ausgabe.

Ausführliche Prospecte gratis durch die

Abtheilung Passage
der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft,
HAMBURG, Dovenfleth 18—21.

sowie durch deren Agenten.

In Stuttgart: Albert Starker, Olgastrasse 31;
H. Anselm & Co., Friedrichstrasse 32.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

71. Band.
Sechsunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1893—1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Die Schwestern.

Roman

von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Entgeistert starrte der Mann auf das grausige Schauspiel. Groß geöffnet stierten ihn die glasigen Augen der Frau an und aus ihrem verzerrten Mund drang das greuliche Lachen.

Er faßte nach den krampfhaft geballten Händen der Unglücklichen und hielt diese fest. Das Lachen hörte nicht auf, aber er fühlte die fürchterlichen Zuckungen des sonst zu Bewegungen allzu schwachen Körpers.

Ohnmächtig und hilflos stand der Mann da.

Aber die treue Dienerin in ihrer entschlossenen Art besann sich nur kurze Sekunden.

Sie faßte mit groben Händen die lachende Frau an den Schultern und fuhr sie an:

„Still sollen Sie sein! Still."

Die Wirkung war erschreckend. Fast plötzlich ließ die Spannung nach, ein ängstlicher Zug trat auf dem Gesicht der Kranken hervor.

Und dann begann sie zu weinen; Günther hörte wohl, daß es ein natürliches Weinen war.

Sein Herz brach fast im Jammer über das, was er hatte sehen müssen. Dennoch aber regte sich noch einmal, zum letztenmal, die himmlische Barmherzigkeit in seiner Brust.

Nachdem Mike ihrer Herrin ein Brausepulver gebracht und der Bursche zum Doktor abgesandt war, versuchte der Mann liebevoll mit der weinenden Frau zu reden.

Längst hatte er gesehen, daß der Brief geöffnet war, er konnte, während Mike sich mit seiner Frau bemühte, schnell die losen Blätter überfliegen, denn nun war es Notwendigkeit für ihn geworden, den Inhalt zu kennen. Und er verstand!

Der sündhafte Traum von Liebesleidenschaft, die Einbildung von Unglück, die Hoffnung auf Gefühlssensationen — alles, alles war nun vorüber für sie.

Ihrer kranken Seele war der Todesstoß gegeben worden.

Aber vielleicht ließ Gott es geschehen, daß von nun an eine gesunde Seele in ihrer Brust auflebte.

Der schwergeprüfte Mann vergaß sich und seinen Gram abermals, er rang darnach, den schonenden und tröstenden Ton zu finden, der bis in ihr Inneres drang.

Vergebens!

Seinen liebevollen Worten setzte sie den Schrei entgegen:

„Ich will nicht mehr leben!"

Sie wand sich in Schluchzen, sie jammerte über ihr Unglück.

H. Pöck: Die Gratulantin.

Und als der Mann ihr sagte, daß es nur ein eingebildetes und gewolltes sei, begann sie gegen ihn zu rasen, der sie nie verstanden habe.

Da erlosch das heilige Feuer im Herzen des Mannes. Sein Gesicht war bleich und ein bitterer Zug legte sich um seine Lippen.

Er hob das Haupt und wandte es ab. Ihn ekelte des würdelosen Gebahrens der Frau —

Und als der Tag um eine Stunde vorgerückt war, wußte der Mann und wußten es die Leute: ein Unglück stand bevor. Frau Dallmer war mit zwei Aerzten im Zimmer ihrer Tochter.

Der Mann, gebrochen und elend, saß in seinem Zimmer und wartete auf die traurige Nachricht von vernichteten Hoffnungen.

Sein Leben lag vor ihm wie eine Wüste.

Wie sollte er nach diesem Tag noch die Kraft finden, mit der kindischen Frau unter einem Dach fortzuleben?

Aber selbst in diesen harten Stunden rang er nur darnach, Stärke zu finden zur Pflichterfüllung. Kein Gedanke kam ihm, sie von sich geben zu lassen, sie als seiner unwert zu verstoßen.

Das, was Ecke ihm gesagt vom „Recht des Schwächeren", kam ihm in den Sinn und er fühlte ganz deutlich, daß dies Wort für ihn keine Wahrheit hatte. Die schwache Frau hatte ihn nicht herabgezogen zu ihrer Schwäche. Er hatte Schonung geübt, bis zu der Stunde, wo er sie würdelos fand — so hatte er es als seine Pflicht gefühlt. Aber nun war die Grenze erreicht.

Fortan sollte sie den Starken über sich fühlen und eine strenge, feste Hand.

Es wurde Mittag. Marianne kam, von Unruhe getrieben; sie verließ zum erstenmal Petra, die schon im Hause umherging, aber noch nicht auf die Straße durfte.

Sie konnten erst kaum mit einander reden. Es war, als ob zwei Fremde oder zwei Feinde sich begegneten.

Schweigend reichte Günther Mariannen den Brief, der diese Katastrophe verschuldet.

Marianne war blaß bis in die Lippen hinein. Sie sah den Mann an, der heute um Jahre gealtert schien.

„Mein Herz sagt mir," begann sie, „daß ich schuld an diesem Elend mittrage. Richten Sie mich, Günther. Laden Sie alles auf mein Haupt. Aber vergeben Sie Malve."

„Nein," sprach Günther sanft, „wenn Sie eine Schuld mittragen, war es keine folgenschwere, sondern nur eine, von Ihnen selbst als solche empfundene Gedankensünde. Hätten Sie sich gegen die Annäherung jenes Mannes an meine Frau gesträubt, würde Malve in ihrer Mutter nur Schutz gefunden haben und Förderung all ihrer Wünsche. Wir, Marianne, dürfen uns in dieser Stunde gestehen, daß Frau Dallmer sonderbare Begriffe von Recht und Unrecht hat. Mit ihrer Moral ist es bestellt, wie mit dem Rechtssinn gewisser Geldmänner, welche die fragwürdigsten Geschäfte machen und sich nur hüten, direkt gegen die Paragraphen des Gesetzes zu verstoßen. Allein etwas dürfen wir als Milderungsgrund hinzusetzen: diese Frau handelt völlig unbewußt. Ihr fehlt ganz die Erkenntnis ihres Thuns und Denkens."

„Das alles weiß ich wohl. Aber ich hätte dennoch versuchen sollen, auf Malve einzuwirken," sagte sie.

„Ich glaubte damals, als ich zurückkam, daß Sie selbst, Marianne, diesen Mann liebten und daß der stolze Gedanke, man solle Sie nie der Eifersucht zeihen, Sie zur stummen Zuschauerin machte."

Günther sah sie fest bei diesen Worten an und sah, daß ihre Wangen tief erglühten.

„Nein," flüsterte sie fast unhörbar, „ich liebe Oswald von Bodmann nicht. Ich habe nicht einmal diese Entschuldigung."

Nun schwieg Günther. Es wollte keine Frage mehr von seinen Lippen. Eine lange Pause entstand.

Dann rüstete Marianne sich zu gehen. Da fuhr Günther auf.

„Bleiben Sie. Ihre schweigende Gegenwart ist schon Trost."

Sie nahm ein Buch, setzte sich ans Fenster und that, als wenn sie läse.

Aber ihre Sinne horchten alle nach oben.

Die Zeit verging, so schnell und so langsam, wie die Stunden rinnen, die von qualvollen Gedanken ausgefüllt sind.

Die beiden schweigenden Menschen schraken zusammen, als Ecke plötzlich ins Zimmer trat.

„Kommen Sie, Hanstein," sagte er rauh, „wir brauchen Sie oben. Und da ist ja auch Marianne. 's hat sich wieder 'mal erwiesen, was wir für dumme Kerls sind, wenn der eine da über uns nicht will! Bis hierher und nicht weiter, hat er gesagt. Hanstein, alter Freund! Das junge Frauchen kann's nicht überstehen. Das bißchen Leben haucht so hin. Hat zu toll drauf los gewirtschaftet, die arme kleine Thörin, nun sind keine Kräfte da, gar keine!"

Der Schlag traf den starken Mann. Wie ein Zittern ging es durch seine machtvolle Gestalt und er wankte. Er sank in einen Stuhl.

Er, der so oft dem Tode getrotzt und zum Sterben gefaßt gewesen, er erlag diesem Streiche, den das Geschick gegen ihn führte.

Ecke trat zu ihm und nahm brüderlich den Kopf des Mannes in seinen Arm.

„Nicht sterben," murmelte Günther und faltete seine Hände, „nicht so! Nicht jetzt! Gott wird ihr das Leben lassen, damit sie erst lerne, was Leben ist. Gib mir Zeit — Zeit, daß ich sie noch froh, friedlich, glücklich, gut sehen kann! Laß sie leben! Laß sie nicht hingehen wie eine Verdammte —"

Und plötzlich fühlte Ecke seine Rechte von zwei weichen Händen umklammert.

„Retten Sie, helfen sie. Ist denn keine Hoffnung — keine? O, mein Gott Barmherzigkeit!" schrie Marianne auf.

Ecke sah sie an. Das fraß ihm das Herz ab — seine liebe, schöne, gefaßte Marianne in Verzweiflung.

Seine Augen wurden naß.

„Ja, weiß Gott, es ist so elend, hilflos, zusehen müssen, wenn so ein junges Dasein vergeht. Hab' die Malve nicht gern gehabt. Ihr wißt's ja. Aber heut würde ich mein Leben hingeben, um euch das ihre zu gönnen. Es ist zu elend. Seinen liebsten, liebsten Freunden nicht die erhalten zu können, die sie nicht missen wollten."

Dann nach einer Pause:

„Kommt, und seid tapfer! Zeigt ihr die letzte, größte Liebe, indem ihr eure Thränen verbergt."

Mechanisch stand Günther auf und schritt zur Thür.

Ecke legte den Arm um Mariannens Taille und führte die Zitternden so vorwärts. Er fühlte es heute als sein selbstverständliches Recht, zärtlich mit ihr zu sein. Und sie schien nur den Schutz, die Führung dankbar zu empfinden.

So kamen sie die Treppe hinauf und bis vor Malves Thür.

Leise öffnete Ecke. Sie traten ein. Malve, bleich wie das Linnen ihres Kopfkissens, lag bewegungslos. Ueber ihrem Haupte wölbte sich hoch unter der Decke der majestätische Betthimmel, von dem zu beiden Seiten schwere Stofffalten niederfielen, bis zum Erdboden. Zu Häupten, an der einen Seite des Betts, saß Frau Dallmer, kummervoll in sich zusammengesunken, die Ellenbogen auf den Knieen, das Gesicht in den Händen.

Ecke wies Günther an, sich auf die andere Seite zu setzen. Er selbst blieb mit Marianne am Fußende des Bettes stehen.

Malve schien nicht gehört zu haben, daß jemand eingetreten sei. Lange lag sie still.

Zeit genug für den Gatten und die Schwester in den feinen Zügen einen neuen, fremden Ausdruck zu lesen — die Schrift des Todes!

Dann schlug Malve die Augen auf.

Langsam und mit einem sichtbar freudigen Erstaunen, daß sie ihre Lieben um sich versammelt sah, ging ihr Blick von einem zum andern. Es schien, als wollte sie sprechen.

Günther neigte sich über sie.

„Muß ich sterben?" fragte sie leise.

„Nein," sprach er sanft. „Du wirst genesen."

Er glaubte dieser abgehetzten Seele nicht den Heroismus zumuten zu dürfen, den Schrecken des Todes mit vollem Bewußtsein entgegen zu gehen.

„Doch — ich glaube — das ist — der Tod," sprach sie vor sich hin.

Alle schwiegen. Denn niemand traute seiner Stimme die Kraft zu, ohne Beben ein Wort zu sagen.

Malve sann träumend vor sich hin. Plötzlich sah sie Marianne an.

„Du hast mich lieb gehabt," sagte sie, „Du!"

Marianne erbebte vor dem Ton und seiner Bedeutung.

Im Herzen der Mutter aber loderte Eifersucht auf, daß ihr Lieblingskind zu meinen schien, als habe irgend ein Mensch ihm mehr Liebe zu geben vermocht, denn sie, die Mutter. Und sie sprach eifrig:

„Ich habe Dich doch auch lieb gehabt, viel mehr als Marianne und irgend jemand vermochte. Habe ich Dir das nicht stets bewiesen? War ich je imstande, Dir einen Wunsch zu versagen?"

Da hob Malve die abgezehrte Hand.

Es war eine Geberde voll Hoheit und Abwehr.

„Das war Deine Sünde an mir," sprach sie tonlos.

„Malve!" rief der Mann. Sein großes Herz erschrak tödlich.

Wollte die Tochter die Mutter richten? Wollte sie durch die dunkle Pforte der Ewigkeit gehen, mit einem Wort der Strafe für die Mutter!

Nein, die alte Frau, die da jammernd in die Kniee sank, wollte er schützen. Wenigstens nicht diese Stunde und nicht der Mund ihres sterbenden Kindes sollte ihr Erkennen bringen. „Mein ist die Rache," spricht der Herr, „ich will vergelten." Was diese Mutter durch Schwachheit gefehlt an dem Kinde, das ihr Gott anvertraut gehabt, einen tüchtigen Menschen aus ihm heranzubilden, das würde Gott auch richten, indem er Reue und Erkenntnis in die Seele der Frau pflanzte.

Als Malve den drohenden Anruf hörte, ging ihr Blick langsam zu dem Mann. Es schien, als koste es ihr Mühe, die Augäpfel zu bewegen.

Er sah sie an, groß und fest.

„Danke Deiner Mutter für all die Liebe, die sie Dir gethan."

Und was er über die Lebende nicht vermocht, ward ihm gegeben über die Seele der Sterbenden: volle Gewalt.

Ihre Hand tastete nach der Richtung, wo das Haupt der Mutter an der Bettkante ruhte.

„Verzeihe mir, Mutter. Verzeiht mir alle!"

Die alte Frau küßte voll Inbrunst die Hand.

„Gewiß, mein süßes Kind, ich hab' es immer gut gemeint und eine treuere Mutter gibt es nicht," sagte sie weinend.

Ein Ausdruck von Qual ging über Malvens Gesicht.

„Nicht so weinen," flüsterte sie, „verzeihen — nur verzeihen."

„Ich hab' Dir nichts zu verzeihen," rief die Mutter und bemühte sich, ihre Thränen zu trocknen.

„Und Du, Marianne —" sprach die sterbende Frau leise.

Der Doktor sah auf die Angerufene.

Sie aber faltete die Hände und sprach fest und laut:

„Ich liebe Dich innig, Malve, und bitte Gott, daß Du genesest, damit wir alle in Frieden glücklich werden."

Malve schloß die Lider. Langsam perlten zwei Thränen von den Wimpern über die abgezehrten Wangen.

Dann trat eine heilige Stille ein. Unhörbar ging der Atem von den Lippen des jungen Weibes; kein Röcheln durchschütterte die eingefallene Brust. Es schien, als sei der Körper selbst zu schwach für einen Todeskampf. Der Mann, dem dieses sterbende Weib einst zu eigen gewesen, saß wie ein Bild von Stein neben dem Lager. Seine Farben waren erloschen, seine Lider gesenkt. Er hielt die Arme über der Brust verschränkt.

Niemand vermochte auf seiner ehernen Stirn zu lesen, was in ihm vorging.

Seine Gedanken wanderten zurück und sein geistiges Auge sah wieder vor sich das zarte, zierliche Geschöpfchen, welches durch seine ganze Art den Starken lockte, es schützend in die Arme zu nehmen. Wie eine feine Blume war sie gewesen, die vor dem Sturm bewahren zu dürfen, ein großmütiger und wonniger Gedanke war. Aber ach, die weichen, duftigen Blumenblätter hatten einen dürftigen und sterilen Kelch umschlossen. Malves Seele hatte nicht die Anmut und Biegsamkeit gehabt, wie ihre äußere Gestalt.

An dieser furchtbaren Stätte hielt der Mann nun Gericht mit sich selber und fragte sich wieder und wieder, ob er mit Schuld trage, daß diese Menschenblüte so verdorrt sei, niemand zum Nutzen und zur Beglückung, sich selbst nicht zur Freude. Und ob er gleich sich keiner Unterlassungssünden bewußt war und seines heißen Ringens um ihre Seele gedachte, glaubte er dennoch nie genug gethan zu haben. Der heiße Wunsch brannte in seinem Herzen, daß ein Wunder geschehen, daß sie leben möge. Sein ganzes Wesen ging in dem brennenden Verlangen auf, daß es dieser armen jungen Frau vergönnt sein möge, einen Tag des Sieges über sich selbst zu erleben.

Aber der Herr über Leben und Tod hatte ihr keine irdischen Siege mehr zugedacht. Er hatte ihre Stunden gezählt und beschlossen, daß diese ihre letzte sein sollte. Doch er übte Gnade an ihr und denen, die um sie litten. Er nahm dem würdelosen Leben den Stachel durch die Krönung mit einem versöhnlichen Sterben.

Der Wintertag verging und das Licht zog sich aus der Luft zurück. Vordem schien weißliche Helle durch die Scheiben und jetzt wurde der Tag grau und kalt.

Schatten füllten das Gemach, die gleichmäßigen, dämmernden Schatten, die nicht mehr der Gegensatz der Sonne sind, sondern die Vorboten der Nacht.

Malve regte sich. Alle neigten sich vor, näher zu ihr. Der Gatte hielt sein Ohr nahe über ihrem Munde.

„Günther," flüsterte sie, „ich muß Dir so viel sagen — ich kann nicht — schwach — schwach." Und ihre Stimme schien zu versinken.

Mit liebevoller und fester Stimme aber entgegnete er:

„Du wirst es mir morgen sagen, wenn Du kräftiger bist."

„Nein," flüsterte sie unruhig weiter, „heute — keine Zeit — keine mehr. Ich bin — eine schlechte Frau gewesen."

Er faltete seine beiden Hände, indem er die ihren darein schloß. Eine Thräne blitzte in seinen Augen. Mit verzeihlicher Güte sprach er:

„Nicht schlecht, meine teure Malve. Nur schwach. Wir sind Menschen. Gott wird Dir verzeihen, wie ich Dir verzeihe. Gott wird Dir helfen, zu überwinden, wie auch ich Dir helfen will. Das Leben ist ein Kampf. Wer selbst durch Versuchungen gegangen ist, richtet nicht. Und sind wir nicht alle nur Sünder?"

Ein unaussprechliches, mattes Lächeln verbreitete sich über ihr Gesicht.

„Du bist so gut," flüsterte sie, „ich war Deiner doch — nicht wert."

„Ich bin nicht besser als Du. Bitte, mache Dir keine schweren Gedanken. Jetzt nicht. Denke nur, wie schön es werden wird, wenn wir uns erst ganz verstehen. Das soll ein gesegnetes Leben sein."

Er bemühte sich, freudige Zuversicht in seine Stimme zu legen. Aber sie zitterte doch.

„Nicht mehr leben — o, es ist so mühsam," sprach sie mit verhauchenden Tönen.

Aber die neben ihr wachten, hatten es doch verstanden.

Ein Schauer rann durch die Seele der Mutter und ihr war, als raune eine drohende Stimme ihr die Frage ins Ohr: „Und du hast sie nicht gelehrt wie man es trägt?" Etwas in ihr bäumte sich auf und sie versuchte noch einmal, sich gegen den Gedanken zu verteidigen, indem sie sich sagte: „Ich wollte ihr alles Rauhe fern halten." Aber die Stimme raunte ihr wieder zu: „Du liebtest dich in ihr, wo du zu lieben glaubtest, warst du nur voll Eitelkeit."

Ahnte Marianne, was im Innern der Frau vorging, die auch ihr nur dem Namen nach Mutter gewesen?

Von einer ungeheuren Barmherzigkeit ergriffen, kniete Marianne plötzlich neben ihr nieder und umfaßte sie.

Da neigte Frau Dallmer ihr Haupt auf das Haar der Tochter und still flossen erlösende Thränen aus ihren Augen.

„Sehr mühsam —" wiederholte Malve nach einer langen Pause, als seien ihre Gedanken an diesem Wort haften geblieben.

Günther fühlte, daß die Finger, die er noch immer umschlossen hielt, sich unruhig regten, als wollten sie sich Schutz suchend noch fester in seine Hände hineinbetten. Er faltete noch sicherer und geschlossener seine Hände um die ihren. Wieder murmelte Malve etwas. Günther horchte. Vergebens. Die Stimme war zu schwach. Er hielt sein Ohr fast an ihren Lippen. Und da erhaschte er aus der Reihe der Flüsterworte dann und wann einen Laut. Seine Seele erbebte. Durch seinen Gram leuchtete etwas wie Dankbarkeit — Dankbarkeit gegen den Höchsten, der nicht gewollt hatte, daß sein Weib in kleinen Gedanken von hinnen ging.

Sie dachte an ihn, an sein Glück — er begriff es. Ihr Bewußtsein, schon an den Grenzen des Erlöschens, war von guten, selbstlosen, reinigen Gedanken getragen.

„Ich möchte, daß Du glücklich seiest und das Leben Dir gäbe, was ich Dir nicht zu bringen vermochte."

Das hörte er aus ihren abgerissenen Worten, das war der Sinn ihrer mühsamen, langen und nur in einzelnen Worten noch verständlichen Flüsterrede.

„Ich danke Dir!" sagte er laut. Sie mußte es noch gehört haben, man sah es ihrem Ausdruck an.

Der Mann beugte sich und küßte ihre Lippen, zart und voll Andacht.

Es war das erstemal, seit dem Tag seiner Heimkehr.

„Meine liebe, liebe Malve," flüsterte er. Er weinte. Und die mit ihm bei der Sterbenden waren, weinten mit. Sie fühlten alle — dies war ein Kuß des Friedens, der Vergebung und des ewigen Abschieds gewesen. Das letzte Zeichen einer Liebe, die maßlos gelitten hat, aber die Einstgeliebte nicht ohne Segen und Trost den dunklen Weg des Todes gehen lassen will.

Dann umfaltete Günther wieder mit seinen starken Händen die Finger der Sterbenden.

Unbeweglich saß er auf dem Bettrand und horchte.

Aber ihr Atem ward nicht hörbar und immer noch kam kein Todesröcheln aus der Brust.

Es wurde immer dämmeriger, aber niemand wagte sich zu rühren.

Das Gesicht Malvens schien in seiner Weiße zu leuchten, denn es war sichtbarer in der Dunkelheit als die Züge der anderen, in denen lebensfrisches Blut pulste.

Malve fühlte noch die Nähe des Gatten und keine Furcht kam in ihr Herz. Daß sie sterben müsse, war wie ein traumhafter Gedanke, der des Schreckens entbehrte. Wenn Günther ihre Hände so fest, fest hielt, war sie geborgen.

Sie wollte ihm auch das nur sagen, allein das Klingen in ihrem Ohr ward so stark, daß sie nur darauf horchen mochte. Es war ein hohes, klingendes, singendes Tönen und ganz lang ausgezogen, als könne es nie aufhören. Und dabei ward der Körper ihr so schwer und lang, es kam ihr vor, als seien ihre Füße ganz große, gewichtige Lasten, und lägen ganz weit weg von ihr. Auch die Hände wuchsen zu Bleigewichten von großem Umfang aus. Sie wollte Hände und Füße haben, um zu sehen, was das zu bedeuten habe. Aber sie konnte nicht, denn sie fiel hinab, ganz sanft, aber doch schnell, so daß sie schwindelig wurde, immer tiefer — hinab in einen grenzenlosen Abgrund . . .

. . . Einmal schien es Günther, als habe er ein leises, leises Ausseufzen vernommen und als sei darnach ein kaum bemerkbares Recken durch den Körper gegangen. Allein, er mußte sich wohl getäuscht haben, denn die Hände, die er zwischen den seinen hielt, hatten noch dieselbe schwache Wärme wie zuvor.

Aber nach einer Weile schien es ihm, als würden diese Hände seltsam schwer, als habe er eine Last daran zu halten.

Er ließ sie los und wollte sie vorsichtig auf die Decke legen.

Aber sie fielen hart nieder, wie ein toter Gegenstand.

Ein eisiger Schrecken packte sein Herz. Unwillkürlich machte er eine Bewegung.

Eide trat heran. Er faßte die kleine Hand, und er fühlte, daß die Wärme darin nicht mehr vom Leben gezeugt war.

Er legte sein Ohr auf das Herz und an den Mund.

Dann erhob er sich und sprach:

„Sie schläft —"

Der Kampf war aus. Sie brauchte das Dasein, dessen Mühen sie nicht gewachsen gewesen, nicht mehr zu ertragen.

Ihre Seele hatte die Schwingen entfaltet und war davon geflogen.

Steuerlos war ihr Schifflein auf dem Meer des Lebens dahingetrieben und ob ihr gleich eine feste Hand die Fahrt leiten helfen wollte, hatte sie die Rettung von sich gewiesen. An Klippen war es zerschellt.

Und die Flut der Zeit wird hinweggehen über dies Leben. Denn es hat keine Spuren hinterlassen, sich nicht das Denkmal des Wirkens gesetzt.

XIII.

Zu viel des Ernstes und zu viel der Schatten waren in den letzten Monden in Petras junges Leben gekommen. Der Sonnenschein und das Lachen waren immer ihr Element gewesen.

Manchmal schlich ein Gefühl der Furcht durch ihre Seele, sie kam sich vor wie ein Kind in einem Zimmer, wo man plötzlich das Licht ausgemacht hat und wo nun Dunkelheit und Furcht herrscht. Und es kam ihr vor, als könne es nie, nie wieder hell werden.

Kaum war sie genesen und hatte gelernt gehabt, wieder ein bißchen Mut zu fassen, als das große Unglück geschah und Malve starb.

Zum erstenmale fühlte Petra in ihrer Nähe was der Tod ist. Als der Vater von ihnen ging, war sie noch zu klein, um etwas anderes zu empfinden, wie eine ungeheure Wichtigkeit ihrer kleinen, bemitleideten Person und ein heimliches Vergnügen am neuen schwarzen Kleid.

Sie hatte immer einen geheimen Groll gegen Malve gehegt, weil diese von der Mutter so bevorzugt ward und auf Grund ihrer Stellung als „Liebling" die Schwestern oft tyrannisch quälte. Wie viel Strafen hatte Petra einstecken müssen, die Malve verdient gehabt. Wenn Malve zu offenkundig die alleinige Missethäterin gewesen, schalt die Mutter doch im Plural „ihr seid auch zu unartig." Und waren sie beide die kleinen Sünder gewesen, schalt Frau Dallmer Petra allein. Das rechnete sie alles der älteren Schwester an und jedes bißchen Bevorzugung der Mutter raubte Malve einst ein bißchen Liebe der Schwester. Seit aber Petra damals gesehen, daß Malve sich heimlich mit Bodmann im Pavillon gesprochen hatte, verachtete sie Malve gründlich.

So glaubte sie alles in allem, sich aus der verzärtelten, eigenwilligen, anspruchsvollen Schwester wenig oder gar nichts zu machen.

Welche erschütternde Entdeckung, daß dennoch der Tod derselben in Jammer ihr Herz zerriß! Sie konnte es gar nicht fassen, daß man wahr und wahrhaftig Malve nie wiedersehen werde; daß ihre Person aus dem Familienleben ausgelöscht sein sollte, so, als hätte sie gar nie mitten darin gestanden; daß sie auf ewig dahin sei; daß man nichts mehr für sie thun könne, als Kränze für ihr Grab binden.

Oft war es Petra, als müsse sie sie mit ihren eigenen Händen wieder ausgraben, wieder zu ihr sprechen, ihr sagen: „Vergib mir, daß ich oft mit Dir stritt — hätte ich gewußt, daß wir Dich nur so kurze Zeit haben, wäre es nie geschehen."

Und dann kam eines Tages wie ein eisiger Schrecken in Petras Herz der Gedanke: Wenn schon der Tod eines Menschen, dem man im Leben nicht innig gesonnen war, so weh thut, wie muß es dann erst schmerzen, wenn man die verliert, die man über alles geliebt.

Ihre von der Krankheit noch so zarten Nerven erbebten und erzitterten unter dieser Vorstellung, welche sie Tag und Nacht verfolgte. Sie schlief nicht mehr vor Angst, daß ihrer Mutter, Mariannen oder Günther etwas zustoßen könne.

Und wenn sie dann dachte, daß noch ein Leben ihr unaussprechlich teuer war, daß „er" vielleicht eines Tages ein Opfer seines Berufs werden und auf dem Meer einmal verunglücken könne, dann war es ihr, als müsse sie wahnsinnig werden.

Mehr als Malven hatte sie ihm oft weh gethan, war ihm schnöde begegnet. Eine verzweifelte Reue

Hauskonzert. Nach dem

Gemälde von Luis Alvarez.

darüber erfaßte sie und sie begann sich die Idee auszugrübeln, daß man ihr eines Tages die Botschaft bringen werde, „er“ sei mit seinem Boot bei der Ueberfahrt umgekommen. Denn die wilden Aequinoktialstürme brausten über Land und Meer und auf der Föhrde, wo die Winde launig sprangen, und wo durch die Ufer ihre freien Fahrtlinien unterbrochen wurden, war in der letzten Zeit mehr als ein Unglücksfall vorgekommen.

Während sie sich so mit Gedanken folterte, begann ihr kaum gesundeter Körper wieder zu leiden und eines schönen Tages konstatirte Eicke wieder Fieber bei ihr, worüber er in größten Zorn geriet und Petra ausschalt, als habe sie eine Unart begangen. Er schickte Frau Dallmer und Marianne hinaus, weil er ihr unter vier Augen die Leviten lesen wolle.

Petra war mit der Zeit in eine völlige Abhängigkeit von Eicke geraten — eine ganz natürliche Folge des Umstandes, daß sie seit mehr als vier Monaten nur nach seinen Anordnungen zu leben gehabt hatte. Ueberhaupt besaß Eicke fast über alle seine Patienten eine unbegrenzte Macht, die ihm nach und nach so zuwuchs und hauptsächlich im blinden Vertrauen wurzelte, das die Kranken zu ihm hatten.

Petra saß mit Sündermiene im Lehnstuhl, bis unter die Arme in eine Decke gewickelt, weil sie fror, neben sich ein Glas Eislimonade, um ihren Durst zu stillen. Sie hatte die Hände ergeben gefaltet und war gefaßt, starke Grobheiten zu hören. Eicke stand vor ihr, den dicken Daumen zwischen den Knöpfen seiner Weste, die Rechte gestikulirend vorgestreckt.

„Sie sind ein ganz unerträgliches Frauenzimmer,“ sagte er. „Daß keine Diätfehler und keine Erkältungen vorgefallen, haben wir festgestellt. Sie martern sich mit schwarzen Gedanken. Man möchte wahrhaftig mit Ihnen die Geduld verlieren, wenn man Sie nicht zu lieb hätte. Kopf hoch. Meinen Sie etwa, daß es schön ist für so'n Mädel von neunzehn dazusitzen wie ein altes Spittelweib?“

„Das Schönsein muß ich doch immer Marianne überlassen,“ sagte Petra, die recht gut Eickes stille Liebe kannte.

„Und dann — was für 'n Egoismus darin, sich so wenig zusammenzunehmen! Machen Sie doch 'mal die Augen auf. Kümmerlich ist die Mutter geworden, sehr kümmerlich seit Malves Tod. Und Marianne erst. Nach all der schweren Not mit Ihnen war sie ohnehin schon recht angegriffen. Da kommt noch das Unglück. Wissen Sie was — nun machen Sie's gut, was Marianne Ihnen gethan. Trachten Sie, den Ihren keine Sorge mehr zu machen; nicht mehr ansehen mag ich's, wie die Herrliche gebeugt ist.“

Obgleich Petra sich von diesen Ermahnungen ergriffen fühlte, regte sich doch in ihr ein kleiner boshafter Gedanke.

„So,“ sagte sie und sah mit blinzelnden Augen Eicke ins Gesicht, „also nur damit Sie die Freude haben, Marianne wieder heiter zu sehen, soll ich gesund sein. Ich dachte immer, meine Genesung sei Ihnen Zweck, sie ist aber nur Mittel. Danke!“

„Die erste kleine niedliche Impertinenz von Ihnen, seit Monaten,“ rief Eicke vergnügt. „Ich stecke sie ein, denn ich habe sie verdient.“

Petra that, wie er ihr befohlen, sie machte die Augen auf. Und was sie da sah, als sie aufhörte, nur allein an sich zu denken, beschämte sie tief.

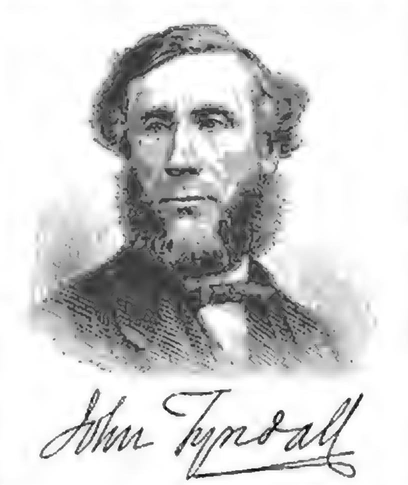
Ihre Mutter schien um Jahre gealtert und weinte viel still vor sich hin. Sie pflegte weder mehr mit den Dienstboten noch mit Bekannten ausführliche Besprechungen zu haben. Sie war schweigsam geworden. Dies ängstigte Petra unaussprechlich. Ein Riß mußte durch das Wesen ihrer Mutter gegangen sein. Es war unsicher und scheu geworden. Sie ärgerte sich auch nicht mehr wie sonst, als Petra einmal — mit Herzklopfen, weil es Absicht war — ihr eigenwillig widersprach. Dies erschütterte Petra am allermeisten — sie sah es: die Mutter war alt geworden durch den Tod der Lieblingstochter.

Und Marianne! Bleich und ernst ging sie umher. Abends, wenn Günther kam, der jetzt fast immer seinen Tag bei den Frauen im stillen Beieinander beschloß, war sie vorher eifrig bestrebt, den Tisch herzurichten, wie er liebte, Cigarren und Aschbecher dahin zu tragen, wo er seinen Platz zu nehmen pflegte. Aber wenn er dann kam, schien sie wie abwesend und kaum sprach sie zu ihm.

(Fortsetzung folgt.)

John Tyndall.

In dem kürzlich verstorbenen englischen Gelehrten John Tyndall ist nicht nur einer der bedeutendsten Physiker unserer Zeit zu Grabe gegangen, sondern auch einer derjenigen wissenschaftlichen Streiter, die, in England geboren, hervorragende Anregung zu ihren Forschungen in Deutschland fanden und in dem Verfolge ihrer Studien dann wiederum in ganz besonderer Weise anregend und fördernd auf die Entwicklung der deutschen Wissenschaft einwirkten. Am 21. August 1820 geboren, hatte Tyndall, vielseitig, wie er war, es schon mit achtundzwanzig Jahren in seinem Vaterlande zu einer angesehenen Stellung, wie im wissenschaftlichen, so auch im politischen Leben gebracht. Um diese Zeit verließ er sein Vaterland, um in Deutschland aufs neue seine Studien aufzunehmen. In Marburg Schüler Bunsens, verehrte er bald mit seinem Studiengenossen Helmholtz seinen eigentlichen Meister in dem Berliner Physiker Magnus, in dessen Laboratorium er im Jahre 1849 eifrig thätig war. Zwischen Tyndall und Helmholtz entspann sich damals ein Kameradschafts- und Freundschaftsverhältnis, das, für die Wissenschaft ersprießlich wie kaum ein anderes, sich zu einem



dauernden für das Leben gestaltete. Helmholtz hat die wissenschaftlichen Werke seines Freundes zum Teil selbst ins Deutsche übersetzt und die Uebertragung, soweit sie von anderer Hand stattfand, stetig überwacht; durch die Verbindung beider Männer knüpfte sich ein Band, das dreißig Jahre hindurch die englische mit der deutschen Wissenschaft in regster Verbindung gehalten hat.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde Tyndall im Jahre 1853 zum Lehrstuhle der Naturphilosophie an der „Royal Institution“ in London berufen, an dieselbe Stelle, von der aus einst Thomas Young, der Begründer der physiologischen Optik, und der große Faraday ihre vielseitige fruchtreiche Thätigkeit entfaltet hatten. Ueber ein volles Menschenalter hindurch erstreckten seine Arbeiten sich auf die Gebiete des Magnetismus, der Elektrizität, auf die Lehre vom Lichte, vom Schall und der Wärme, und überall waren sie von dem gleichen, man darf wohl sagen trefflicheren Erfolge begleitet. Und nicht nur im wissenschaftlichen Hörsaale und Laboratorium wirkte Tyndall; wenn irgend einer, so hat er es verstanden, die Errungenschaften der Wissenschaft durch klare, lichtvolle Popularisirung den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Ebenso war er bemüht, durch praktisches Vorgehen die Alpenbesteigung neu zu beleben und zu organisiren, wie er denn auf dem Gebiete der geologischen und kosmischen Forschung, durch seine zum Teil mit dem berühmten Zoologen Huxley unternommenen Arbeiten eine Autorität unbestrittenen Ranges geworden ist. Das Ziel seiner wissenschaftlichen Bestrebungen hat er in seiner, im Jahre 1853 an der Royal Institution gehaltenen Probevorlesung über den Diamagnetismus in schönster Weise klargelegt. Nicht in dem unmittelbaren Resultate, so äußerte er aus, gipfele der Wert einer wissenschaftlichen Entdeckung, sondern, so groß dieses immer sei, in der Erweiterung des Gesichtsfeldes, in dem Ansporne, der dem menschlichen Vorwärtsstreben erteilt werde, in den Hoffnungen, die wachgerufen, in den neuen Kräften, die wie mit Zaubergewalt in das Leben eingeführt würden. Getreu diesem Grundsatze hat der große Gelehrte gewirkt und gestrebt, in seinem Privatleben eine nicht minder achtunggebietende Persönlichkeit wie in seiner so vielseitigen öffentlichen und wissenschaftlichen Thätigkeit. Auf materiellen Gewinn ist sein Sinn niemals gerichtet gewesen, im Gegenteil, kaum jemals hat jemand so wie er seine Geringschätzung äußerer Güter an den Tag gelegt. So widmete er, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, den ganzen großen Gewinn, den ihm im Jahre 1872 seine öffentlichen Vorlesungen in Amerika abgeworfen, zu einer Stiftung, die es amerikanischen Studirenden ermöglichen sollte, Reisen zur weiteren Ausdehnung ihrer Kenntnisse nach Europa zu unternehmen.

Angesichts der kaum geschlossenen Gruft kann man lediglich wünschen, daß die Beziehungen zwischen ausländischer und einheimischer Wissenschaft stets durch Charaktere und Persönlichkeiten wie die Tyndalls aufrecht erhalten werden mögen.

Unsere Monate.

Monat des Frostes.

Von

A. Schlegel.

Der das Jahr eröffnende Monat ist, obgleich er keineswegs einen liebenswürdigen Herrscher darstellt, doch beliebter als sein Vorgänger. Läßt er uns doch merken, daß es wieder bergaufwärts geht, daß die Erde den uns günstigen Stellen ihrer Bahn zustrebt. Jung und Alt freut sich, daß der Tag, wenn auch nur um einen Hahnenschrei, zunimmt. Das Wetter wird strenger, denn nun kommt die Zeit, wo Bäche und Flüsse überglasen und der Schnee unter dem Fuße knirrt und kreischt; aber doch dünkt es uns jetzt freundlicher, weil die Erde ihr weißes Winterkleid trägt und der Himmel öfter heiterblau drein blickt, als im vergangenen Monate. Der Kalender wählt deshalb gewöhnlich zum Sinnbild des Januars die Darstellung der Winterfreuden im Freien, des Schlitten- und Schlittschuhfahrens.

Für den Naturfreund, der im Freien Augentrost und Ohrenschmaus sucht, kommt dieser Monat nicht ganz mit leeren Händen.

Seine schönsten Leistungen bewährt er in der Eisbildung. Halme und Zweige besetzt er mit den blitzenden Brillanten des Reifes, welche bald niedliche Eissäulchen, bald zierliche Blättchen und Nädelchen, bald allerliebste sechskantige Becherchen darstellen und den schönsten geschliffenen böhmischen Gläsern gleich kommen. An den Fenstern versucht sich der gestrenge Herr im Weben und Sticken: bald umkleidet er die Scheiben mit schlichten, tüllähnlichen Vorhängen, denen er ein anderesmal den Reiz des schimmernden Moirés giebt, mit welchem manche Seidenstoffe prangen; bald stickt er hübsche Tannenbäumchen oder schön geschwungene Farnkrautwedel auf den matten Grund. Für Eltern, welche ihre Kinder in die Schönheit der Formen der unbelebten Natur einzuführen wünschen, ist die genauere Beobachtung der gefrorenen Fenster, dieser wahren Wintergärten, sehr zu empfehlen.

In groteskem Stile arbeitet der Frost an Dachtraufen und Wasserfällen, an denen wunderliche Kristallzapfen, Säulen, Klumpen und hübsche Ueberglasungen eingetauchter Blätter und Zweige bald an die Stalaktiten der Tropfsteinhöhlen, bald an Karlsbader Sprudelgebilde erinnern.

Den Wasserspiegel von Teichen und Flüssen belegt der Versteinerungskünstler mit einem haltbaren Spiegel, auf dem sich bewegungslustige Scharen im leichten Dahinschweben, welches dem unbeschwingten Erdbewohner vergönnt ist, fröhlich tummeln. Die Bildung des Flußeises bietet dem Spaziergänger manche Gelegenheit zu hübschen Beobachtungen. Meist wächst die Glasrinde vom Ufer aus in regelmäßiger Erstarrung weiter und läßt nur hie und da, in der Andeutung einiger Formkonturrisse, ihrer Neigung zum Gestaltenbilden freien Lauf; am Brückenpfeiler erstarren die Luftblasen des Gischtes zu einem seltigen, dem erstarrten Seifenschaume ähnlichen Gebilde; an einem anderen Orte setzt sich das Eis in dünnen, geschichteten Plättchen an, welche durch die Zwischenlagen von Luft milchweiß erscheinen. Am meisten Anlaß zum Betrachten und Erwägen bietet das Entstehen des Grundeises, welches in jeder sternenklaren Nacht, deren Temperatur unter 6 Grad Réaumur herab gesunken ist, vorkommt. An den Steinen des Flußbettes bilden sich nämlich (wie es scheint, immer nur da, wo die Strömung eine rasche und ungleiche ist) zarte Eisläppchen, welche endlich zu einem Klumpen sich anhäufen, losgerissen werden und auf dem Wasser treiben, bis sie sich irgendwo an den Rand einer Eisscholle des Ufers anlöten. Dies ist deshalb ein von den Naturforschern vielbesprochener Vorgang, weil sich nicht leicht erklären läßt, wie das Wasser auf dem Grunde seines Bettes früher erstarren kann, als auf seiner Oberfläche, da ja das bis zum Gefrierpunkt erkaltete Wasser leichter ist, als das, welches 4 Grad Wärme besitzt.

Der Freund malerischer Schönheit findet in diesem Monate, welcher die Winterlandschaft zur vollkommensten Ausbildung bringt, manchen Genuß. Prächtig sternenreiche Nächte, in denen die Baumgerippe ihre Schatten auf silberweißen Grund werfen; herrliche Sonnenauf- und untergänge, mit einem Purpurschmucke des Himmelsdomes, wie er sonst

sie so reich verkommt, glänzende Mittagsstunden, in denen die Schneeflächen blendend flimmern und die Schlagschatten sich schön lasurblau abzeichnen; dann wieder eine Winterlandschaft mit gedämpftem Lichte, deren Fernen in sanfte hellgraue Nebel halb verhüllt sind — das gibt Schauspiele, die dem aufmerksamen Betrachter den Ausruf entlocken: „Traun, auch der Winter ist schön!“

Auf die Freuden, welche das Beschauen der Pflanzenwelt gewährt, muß man freilich zu dieser Zeit, da die Vegetation im tiefsten Schlummer liegt, fast ganz verzichten. Die weiße Nieswurz der Gärten, welche ihre weißen, rötlich angehauchten Blüten über den Schneegrund erhebt und die Moose sind die einzigen Zeichen, daß der Bildungstrieb im Freien nicht ganz erloschen ist.

Die Tierwelt hat jetzt eine harte Zeit zu bestehen, in der es Thatkraft und Umsicht erfordert, um sich durchzuschlagen. Diese Zeit der schweren Not wird Ursache, daß auch der Stubensitzer in einigen Verkehr mit manchen Kindern der heimischen Fauna tritt, denen er in der schönen Jahreszeit fern bleibt. Manches Raubgetier, namentlich Füchse und Marderarten suchen jetzt die Gehöfte heim und nehmen wohl gar in Scheunen ein Winterquartier; vielerlei Vögel besuchen als Gäste die Gärten und picken an Baumstämmen und Wänden nach Insektennahrung (so die Baumläufer, Spechtmeisen, die eigentlichen Meisen, die Spechte und der vor allen liebenswürdige, immer wohlgemute Zaunkönig, der zuweilen sogar bei strenger Kälte sein lustiges Liedchen anstimmt); andere (wie die Haubenlerche und Aemmerlinge) betreten als bescheidene Bettler die Straßen und Höfe.

Leider lernen nur wenig Bewohner des Flachlandes den Vogel kennen, den man zum Sinnbild eines fröhlichen Winterlebens wählen könnte. Dies ist der Kreuzschnabel, der nunmehr auf einem beschneiten Fichtenwipfel sein Nest errichtet und mit dem Brüten oder mit der Pflege seiner in so rauher Zeit zur Welt gekommenen Jungen zu thun hat.

Wieder beginnet, wieder ein Jahr den Lebenden allen,
Grau in der Ewigkeit Strand rieselt das andre hinab.

Hermann Lingg.

Hauskonzert.

(Hiezu das Bild Seite 292 und 293.)

Die reizende Tochter des reichen Handelsherrn Don Hernandez ist wegen ihrer herrlichen Stimme in ganz Malaga bekannt, wenn auch nur wenige Auserwählte den Genuß gehabt haben, Donna Anna singen zu hören, denn ihr Vater, der mit dem Auslande in regem Handelsverkehr steht und mehrere Schiffe auf dem Weltmeere schwimmen hat, ist ein stolzer, unnahbarer Mann, der nur mit einigen vornehmen Familien freundschaftlichen Umgang pflegt. Um so mehr rechnet es sich ein jeder zur Ehre an, wenn er eine Einladung zu einer Festlichkeit im Hause des Don Hernandez erhält. Heute ist wieder eine der seltenen Gelegenheiten, den wunderbaren Gesang der schönen Donna Anna hören zu können. Aber die Einladungen sind wieder nur in sehr beschränktem Maße ergangen, so daß nur die Elite der städtischen Gesellschaft erschienen ist. Den beiden jungen Männern, die ängstlich steif auf ihren Stühlen sitzen und in andächtigem Entzücken zu der reizenden Sängerin hinblicken, ist gewiß die hohe Ehre einer Einladung zum erstenmale widerfahren. Viel freier bewegen sich schon die weiblichen Gäste, und auf dem Sofa, wo der Beschützer der Familie und ein besonders angesehener Gast, mit dem der Hausherr im eifrigen Gespräch begriffen ist, Platz genommen haben, achtet man überhaupt nicht auf die lieblichen Töne, die so silberhell den Rosenlippen der reizenden Sängerin entquillen. Trefflich finden wir diesen Vorgang auf dem Bilde von L. Alvarez geschildert, das wir heute in der Lage sind, unseren Lesern in wohlgelungener Nachbildung vorzulegen. Dasselbe dürfte sich würdig den Schöpfungen anreihen, die, von dem gleichen Meister herrührend, so oft schon unseren Leserkreis erfreut haben.

Luis Alvarez.

Spruch.

Alltäglich ist die Sonne
Und das Meer,
Alltäglich ist die Wonne
Und der Tod:
Und du bist immer zu klagen bereit
Die Alltäglichkeit!

Franz Herold.

An der Riva dei Schiavoni.

(Hiezu das Bild Seite 293.)

Wenn strahlend dort im Osten aus dem Meere
Die Königin des Tages taucht, die Sonne,
Und nun die toten dunkelgrauen Wogen,
Die plötzlich in ein tiefes Blau sich wandeln,
Ein Strom von Goldlicht plötzlich überflutet, —
Dann gleitet ruhig wie ein Schwan und leise
Das große Schiff in die Lagunenstraße
Hinziehend längs dem Inselkreis des Lido.
Wir stehn am Bug! — und fern, vom Licht umflossen,
Halb Traumbild scheint es, Wahrheit halb! — entschleiert
Vom Duft der silberweißen Morgennebel,
Winkt uns mit Türmen, Kuppeln und Palästen
Das Märchen her — das wir Venedig nennen!

Es ruht breit hingelagert auf den Wellen,
Doch scheinbar schreitet es näher uns und näher.
Paläste werden größer, Türme höher,
Und heller glänzen schon die Fensterreihen
Der Häuserzeile, die sich dehnt am Ufer.
Da wo sie endet dunkeln mächt'ge Bäume
In den Giardini. — Stolz, hoch und glänzend
Wie hat die [illegible]
Je Staub, der andern Städte Graus, gelandet.
Von diesen Gärten sieh' ich breite Treppen
Zum Meer sich senken, Gondeln ruhn vor ihnen.
Mit gelben Segeln fliegen Fischerboote
Hier, wo die Wasserstraße wird zum Hafen,
In froh geschäft'ger Eile uns vorüber,
Dreimaster, stolze, ankern vor der Riva,
Und weiße Möven tauchen auf und nieder
Vom blauen Himmel in die blauen Fluten!

Nun sehe ich schon näher, rötlich leuchtend,
Den schönsten Bau, den Menschenhand geschaffen:
Der Dogen Haus! — mit weißen Bogenhallen
Und seinem Fries von wundervollem Kranze!
Nachbarlich ragt am Meer die Piazzetta
In ihrem Kranze schimmernder Paläste!
Wo sie sich öffnet, führen Marmorstufen
Zu der Lagune grünen Wellen nieder.
Dort, in des Platzes Mitte, ragen Säulen.
Von einer, hoch herab, begrüßt den Fremdling
Mit goldnen Flügeln stolz der Markuslöwe!
Ferner auch winkt der schlanke Campanile:
Mit spitzem Dach auf weißer Säulenkrone
Strebt er empor zum leuchtend klaren Aether!

Schon sind wir nah, es öffnet sich zur Linken
Der Canal grande mit den Prachtpalästen.
Und der Salute Wunderdom aus Marmor
Schließt es das Bild und all die Herrlichkeiten,
Die ich mit einem Blicke nun umfasse!
Was staunend ich in Träumen nur gesehen,
Ward Wirklichkeit! — Den Anker hör' ich fallen!
Still ruht das Schiff im weiten Meeresbecken.
Behend entschwärmen es gleich muntern Schwalben
Die Barken, schwarzen, kühn geschnäbelten Gondeln!
Mich aber grüßt im strahlend hellen Schöne,
Und lacht mich an mit hellen Götteraugen,
Die Meeresbraut, — die Zauberstadt: Venedig!

A. Gerolt.

Zur Jahreswende.

(Hiezu das Bild Seite 291.)

Siegreich naht sich, kaum geboren und doch schon wie ein Erlöser und thatkräftiger Held begrüßt, von den Geistern der Luft und des Frohsinns umflattert, von dem Genius der Zeit geleitet, das neue Jahr, den Reigen der Jahreszeiten im Gefolge. Lichtschein umflutet den lieblichen Knaben und ergießt sich, der Vorbote des jungen Triumphators, über Berg und Thal und Land, so weit die Welt von den Banden der Nacht und des Schlummers umfangen gehalten wird. Und hell und licht, freudig und leicht wird es in den Herzen der Erdenbewohner. Denn mit dem Nahen des neuen und dem Hinscheiden des alten Jahres sehen sie im Geleite des letztern alles das schwinden, was sie bedrängt und bedrückt hat; wie der krächzende Unglücksrabe, so entweichen in dem zauberhaften Bilde, mit dem die Jahreswende unsern Sinn berückt, Not und Neid und das nagende Herzeleid. Freilich auch das entschwundene Jahr ist einmal jung gewesen, auch ihm hat man entgegengejubelt, wie jetzt dem neuen Ankömmling, und dieser wird dereinst, wenn die zwölf Monde ihren Gang beendet, dahingehen wie sein Vorgänger dahingegangen ist. Scheiden und Kommen, Werden und Vergehen, das sind die uralten Grundklänge des Schicksalsliedes, und wie in der Sage der Vorzeit die Leichen der Walstatt über Nacht sich wieder beleben, um das blutige Werk der Schlacht von neuem zu beginnen, so zeigt der Kreislauf des Jahres gleich dem der in stetigem Wechsel flutenden Zeit, wie das Grab der Vergangenheit zum Schoße der Gegenwart wird, wie aus Ruhe und Frieden immer wieder Kampf geboren wird. Das arme Menschenkind aber richtet vertrauensvoll seinen Blick in die Zukunft, jetzt wie vor Hunderten und Tausenden von Jahren, unbeirrt von allen Erfahrungen und Enttäuschungen, denn wie die Nacht dem Tage, so weiß es, daß einmal der Kampf dem Siege weichen wird, und wenn auch der Horizont sich wieder verfinstern wird, so ruht es sich doch wohlig und behaglich in dem Vorgefühl einer sonnigen Zukunft, und wäre es auch nur für die kurze Spanne Zeit, von welcher die Jahreswende begleitet ist.

Bomben-Attentat in der französischen Kammer.

(Hiezu das Bild Seite 301.)

Die seit dem Bomben-Attentat im Theater zu Barcelona von vielen Seiten ausgesprochene Befürchtung, daß an anderen Punkten Europas neue große anarchistische Anschläge stattfinden werden, hat sich rasch erfüllt. Am 9. Dezember, nachmittags vier Uhr, wurde die französische Abgeordnetenkammer der Schauplatz eines neuen derartigen Verbrechens, indem der vielfach abgestrafte Dieb und berufsmäßige Träger der roten Fahne bei sozialistischen Kundgebungen, Vaillant, von der zweiten Zuschauertribüne einen mit Sprengstoff und Nägeln gefüllten Kessel in den Saal hinunter warf. Unser Zeichner schildert äußerst wahrheitsgetreu und wirkungsvoll den furchtbaren Auftritt. Der Verbrecher erlebte eine doppelte Enttäuschung, indem erstlich sein Mordwerkzeug, bei dessen Wurf er an den Arm einer neben ihm sitzenden Frau anstieß, nur schreckliche Verwundungen vieler Abgeordneten und Zuschauer, nicht aber den Tod der Regierungsmitglieder herbeigeführt und indem die Kammer selbst, ihren Vorsitzenden voran, statt von feiger Furcht ergriffen zu werden, eine wahrhaft männliche Haltung beobachtete und den unmittelbar von dem neuen Ministerium Casimir Périer eingebrachten Vorschlägen für Verschärfung der Preß- und Vereinsgesetze gegenüber dem Anarchismus die beste Aufnahme bereitete. Sämtliche große parlamentarische Körperschaften Europas haben der französischen Kammer ihre Teilnahme ausgedrückt. In Frankreich selbst und auch in den anderen Ländern trifft man umsichtige Vorkehrungen gegen die neuesten „Feinde des Menschengeschlechtes“ und es ist von internationalen Abmachungen in diesem Sinne die Rede.

Bühne.

— Am 6. Dezember v. J. brachte das Hofburgtheater Neues, für Wien wenigstens Neues: Gerhard Hauptmanns „Traumdichtung in zwei Teilen“ mit Musik von Max Marschalk „Hannele“ und „Das Buch Hiob“, Schauspiel in einem Aufzug nach Hermann Hölty von Leopold Adler. „Hannele“ wurde auch hier als das [illegible], oder für die Bühne wenig geeignete Werk eines hochbegabten Dichters anerkannt. Das Drama schwebt zwischen Erde und Himmel, die Fieberträume eines sterbenden Kindes bilden die Brücke. Was das Kind in den Todesstunden von seiner Himmelfahrt träumt, bekommen wir mit Musikbegleitung — theatermäßig durch den Maschinisten zu sehen. So lange es auch dem Dichter, den Hörer der Erde zu entrücken, ihn in geträumte Himmelssphären zu entführen, — die vom Dichter gemalte Wirklichkeit des irdischen Armenhauses mit seinen Insassen mußte ihn wieder ernüchtern. Daß „Hannele“ hier nur mäßigen Beifall fand, wundert mich weit weniger als die ihm in Berlin und München entgegengebrachte begeisterte Aufnahme. An der Darstellung kann es wohl nicht gelegen sein. Man war hier mit Eifer und Hingebung bei der Sache. Fr. Hohenfels ist für ein 14jähriges Mädchen wohl schon etwas zu — lang, aber der Schönheit des Dichterwortes kam dafür bei ihr zu voller Geltung. Fr. Hartmann als Schwester Martha, Herr Hartmann als Lehrer Gottwald, die Damen Wolter und Sandrock sowie die Herren Baum und Sommer als Armenhäusler, Herr Lewinsky als Dorfschneider, Herr Römpler als Arzt, Herr Reimers als Todesengel seien namentlich, alle übrigen summarisch belobt. — War die Stimmung bei „Hannele“ geteilt, so war sie bei dem folgenden Stück, „Das Buch Hiob“, entschieden kühl. Schon beim Lesen des Stückes konnte ich schwer begreifen, wie es bei seiner ersten Aufführung in Dresden einen starken Erfolg erzielen konnte. Ich suchte damals schon vergeblich nach einem fesselnden Interesse, sei es dekorativer, persönlicher oder psychologischer Natur. Ich hätte dem strebsamen Dichter, zur Zeit Regisseur in Breslau, einen besseren Erfolg gewünscht. Gespielt wurde der Einakter sehr gut, insbesondere von den Herren Robert, Baum und Sonnenthal in den Hauptrollen.

— Die letzte Neuheit im Deutschen Volkstheater war „Das Märchen“, Schauspiel in 3 Akten von Arthur Schnitzler, zum erstenmal aufgeführt am 1. Dezember. Der junge „Moderne“ zeigte schon in seinem „Anatol“ hohe Begabung für feinsinnige Gestaltung und bewährte dieselbe auch in den beiden ersten Akten seines „Märchens“, während dieselbe für den letzten nicht ausreichte, so daß der Erfolg der ersten im Mißerfolg des letzten mitbegraben wurde. Es sei ein Märchen, meint der Schriftsteller Denner (Herr Kühl), daß man eine Gefallene nicht heiraten dürfe, darüber sei man längst hinaus, mit welchem Rechte könne man vom Weibe makellose Vergangenheit verlangen, wenn auch nicht vom Manne? Die Schauspielerin Fanny Theren (Frl. Sandrock), zweimal gefallen, küßt dem gütigen, vorurteilsfreien Mann beim Scheiden stumm die Hand. Diese Art von Schuld- und Liebesbekenntnis ist ein feiner, dem Leben abgelauschter Zug. Und der Fanatiker findet auch volles Verständnis. Nun kommt der Unterschied zwischen Theorie und Praxis. Der Mann liebt, wird geliebt, hält sich aber fern, weil er sie für ein vorübergehendes Verhältnis zu rein hält, für die Ehe ihr nicht genug vertraut. Aber es siegt die Liebe trotz der beiden Fehltritte und es scheint alles im Reinen, als der dritte Akt beginnt. Nun heiratet der Held zwar nicht, erklärt auch nicht, daß er nicht heiraten könne, weil er doch zu schwach sei, sich über die Meinung der Freunde hinwegzusetzen, auch selbst über die quälerischen Gedanken an ihre Vergangenheit nicht hinaus könne, sondern quält und mißhandelt die Braut mit Vorwürfen, Mißtrauen in widerwärtig roher Weise, als wäre er schon jahrelang verheiratet und sie hätte ihm schon Ursache gegeben, es zu bereuen — und erzwingt schließlich die Flucht. „Er behandelt mich wie eine Dirne“, ruft die Heldin. Schluß. Wir hoffen, die Kunst wird den Verfasser trösten, und die Einsicht, daß sie an diesem Schwächling nicht viel verloren hat. Die Hauptpersonen bewegen sich in einer geistig zusammengewürfelten Gesellschaft von gut gekehrten und gebildeten Menschen. Da sind Denners Freunde: Der Dichter Wildner (Kramer), Maler Wel (Tewele), Arzt Witte, der Erzieher Jaromir, ein Beamter, eine andere zu heiraten (Weisse), Fannys Mutter und Schwester, letztere mit ihrem Verlobten, eine angehende Schauspielerin (Frl. Bach) und andere. Die besten Figuren des Stückes sind zwei Offiziere aus guter Familie, von den Herren Kutschera und Giampietro vortrefflich verkörpert. Gespielt wurde auch sonst sehr gut von Frl. Sandrock, welche leider nur wieder oft unleserlich sprach. Der erste Akt hätte besser einstudiert sein müssen.

m.

F. R. Unterberger: Riva dei Schiavoni.

Zur Jahreswende. Originalzeichnung von Hans Kaufmann.

In der Sylvesternacht.

Eine Dorfgeschichte

von

Ant. Andrea.

Trotz der frühen Nachmittagsstunde war der lange Tisch in der Schenkstube gut besetzt und gezecht wurde gleichfalls gut. Die dicke Wirtin vom „Goldnen Stern" — 's „Kaffeekathl" genannt — hatte alle Hände voll zu thun, ihre Gäste nach Bedarf zu bedienen. Sie war noch gar nicht zu Atem gekommen und ein Wörtchen zu schwatzen mit einem oder dem andern, daran war vorläufig nicht zu denken.

„Resl, Resl! Bist a 'mal doa?"

Ja, das Madle war nie da, wenn man es brauchte! Die Kathl vertrat zwar Mutterstelle an ihrer Brudersstochter, und hatte durch sie ein paar fleißige Hände zum Arbeiten ins Haus bekommen, im übrigen wußte sie aber am besten, welch ein Trotzkopf hinter dem jungen, hübschen Gesichtchen steckte. Gescheit war das Mädchen sonst, auch „anstellig" genug, und wenn es nicht gerade seine mundfaulen Launen hatte, dann redete es wie ein Buch. Die Burschen am Ort liefen der Sternwirtin beinahe die Schenke ein — allen vor that es der Blasl, der kürzlich den Halbbauernhof von seinem Ohm, dem Waldhofer, geerbt hatte, und sich nun als tonangebend aufspielte. Er war ein schmucker, etwas protziger Geselle, nicht mehr der jüngste, doch um so leidenschaftlicher verliebt in Resl, auf die er allerdings die reellsten Absichten hatte. Er ging nämlich von dem Grundsatz aus, daß das Resle gerade gut genug für ihn wäre. Resl, zwar nur die Tochter eines armen Fischers, der vor knapp einem Jahre sich zurückgezogen hatte von den Mühseligkeiten seines Handwerks und seines Lebens, galt für das schönste und manierlichste Mädchen in der Umgegend; sie hatte etwas ganz Apartes an sich, das eigentlich zu fein, zu vornehm war für ihren Stand. Aber dem Blasl gefiel das: gerade solche Frau wollte er für sich und seinen verlodderten Waldhof haben! Später freilich, als er sich ärgerte, weil Resl öfter als je in die Messe lief und die Sonntagspredigten des neuen Kooperators auswendig im Kopfe behielt, fing man über ihre Frömmigkeit und ihre „dumme Zimperlichkeit" zu spotten an.

„Resl! Jo dös Madl z'finden, wann's amol 'was anschaffa soll?"

Diesmal drang das Gekreisch der Kaffeekathl in die Küche, wo das junge Mädchen die eben gewaschenen Teller und Schüsseln ordnungsmäßig in dem großen Wandschrank aufstellte.

„Ja schon, Frau Base! I setzt halt eben dös G'schirr aus der Hand."

Es war eine ungemein wohlklingende Stimme, die sich vernehmen ließ; gleich darauf erschien das Resl in der Schenkstube und ließ geduldig über sich ergehen, was die Sternwirtin zu zanken hatte über die Saumseligkeit ihrer Brudersstochter — nicht, weil sie es wirklich böse mit ihr meinte, sondern weil sie ihren Gästen zeigen wollte, daß sie als tüchtige Hausfrau ein strenges Regiment zu führen verstand. Einige von ihnen schielten nach dem Schenktisch, wo die energische Frau klirrend und klappernd herumfuhr zwischen den Flaschen und Krügen; das galt aber nicht ihrer Wirtschaftlichkeit, sondern dem hübschen, zierlichen Kinde mit den glänzenden Blauaugen und den breiten, goldblonden Flechten, die wie eine Krone auf ihrem Köpfchen hochgesteckt waren.

Im übrigen wurde die lärmende Unterhaltung fortgesetzt. Sie sprachen über Politik und Staatsverwaltung, jeder, wie es ihm mundrecht lag, denn sie waren aufgeklärte Leute geworden, seitdem die Kultur in Gestalt von einigen hundert Sommergästen die kleine Ortschaft überschwemmte und die Maler sich rüsten, nicht allein um den See, das Schloß und die alte Klosterkirche in die Welt hinaus zu tragen, sondern auch sie in ihren Landestrachten, bei der alltäglichsten Hantierung. Unzufriedenheit war selbstverständlich die vorherrschende Stimmung; man klagte über die schweren Steuern, man wollte das Militär abschaffen und gelegentlich dem König, den sie alle ungeheuer verehrten, das Regieren zeigen. Nebenbei schimpften sie auch auf die Preußen, und einmal im Zuge, gaben sie auch einem andern sein gehöriges Teilchen ab: dem neuen Kooperator nämlich.

Wie hatte der den letzten Sonntag auf der Kanzel gedonnert gegen das „gottlose Treiben" in der Schenke und die Entheiligung des „Feiertages", und jeden einzelnen hatte er dabei angeguckt mit seinen Feueraugen, als ob er ihn besonders meinte! Da lobten sie sich den seligen Pfarrer mit dem Schmerbäuchlein und dem gemütlichen Lachen in der Kehle — wo ein schöner, gesunder Durst gleichfalls seinen Sitz hatte. Der trank sein Maß Bier mit ihnen hier an diesem Tisch, obgleich die Kathl ihm seinen Kaffee zu der gewohnten Stunde stets bereit hielt; der sprach mit ihnen von Staats- und gelehrten Sachen, und fehlte 'mal der vierte Mann zu einem kleinen „Solo", na, dann war er auch kein Unmensch! In der Beichte durfte man ihm mit demselben Vertrauen nahen: wer gute Reue zeigte, dem wurde allemal väterlich vergeben; selbst der ärgste Sünder kam so glimpflich wie möglich davon. Aber dieser neue Kooperator von Schweinfurtwo! Ein Fanatiker war's, der die Leute jeden Sonntag ins Fegfeuer predigte und wie die ewige Verdammnis in Person im Beichtstuhl saß mit seinem gelben Gesicht und seiner langen, drohenden Gestalt. Auch andere Sitten wollte er einführen, das norddeutsche „Sie", wo sonst jedermann mit dem traulichen „Du" angeredet wurde; nicht mehr tanzen sollte die Dorfjugend; keine Schenke sollte des Sonntags geöffnet werden, kurz, ob jung oder alt, wenn es nach ihm ging, so wurde keiner mehr seines Lebens froh.

„Dös is koaner für uns!" rief Amsl, der königliche Gartenarbeiter. „Der muaß weg, sag' i, wann's net selber geht, ehr das neu' Jahr steht, wo heut dös alte is."

Das blonde Resl hinter dem Schenktisch machte ein paar große, erschrockene Augen, während der Amsl zur Bekräftigung seiner Rede austrank und den Biertopf wuchtig auf den Tisch setzte:

„No a Maß, Resl, wann's g'fällig is!"

Das Mädchen füllte ihn ihm, ohne eine Miene zu verziehen; als der Amsl ihr aber gutmütig die Wange kneifen wollte, maß sie ihn von oben bis unten mit einem Blick wie Metall, so scharf und glänzend, und sagte kalt:

„Wer unsern Herrn Kooperator verklampern*) thut, mit dem mag i nix z'schaffe habe."

„No, no, Deandl! I sagt' dös a so von mein' Leber. Sei net herb! 's is halt net bös gemeint. I werd' mi do huaten, dös mit denen Weiberln z'arg z'macha, wann ihnen der Schwarzrock g'fallt, mit seinen blitzenden Guckfensterln und sein salbiches Maulwerk."

Es war der vorletzte Tag in dem alten Jahr. Der Winterhimmel in seiner blaublassen Klarheit, spannte sich weit über der malerisch gelegenen Ortschaft des bayrischen Oberlandes. Der See, im Rahmen von Villen, Bauerndörfern und einzelnen kleinen Gehöften, glitzerte in den langen, schrägen Strahlen der Nachmittagssonne, deren weißes Lichtantlitz gerade noch über den Rand der schneebedeckten Berge reichte. Schon in der nächsten Viertelstunde war es untergetaucht; die weißen Gipfel färbten sich in der Glut des Abendrots, während die zunehmenden Bergschatten den See mehr und mehr verdunkelten. Die beiden Fensterreihen, die Zinne und die Türme des Schlosses funkelten und blitzten wie magisch beleuchtet; die ganze Landschaft lag verklärt in dem warmen Lächeln des Himmels — nur die alte Kirche stand düster in dem erblassenden Tagesschein, ein majestätisches Denkmal irdischer Vergänglichkeit, das emporstrebte in unerforschte, ewige Regionen.

Aus der kleinen Straße, neben der Kirche, bog der neue Kooperator, eine lange, schmächtige Gestalt, düster in dem schwarzen, bis zum Halse zugeknöpften Rock und dem Cylinderhut. Düster war auch sein blasses Gesicht mit den schmalen Lippen, wie zürnend geschlossen, und das Feuer in seinen dunklen, hohlen Augen. Kein Lächeln schien je seine strengen Züge erhellt, kein Schimmer von Jugend und Lebensfreudigkeit je seine welken Wangen gerötet zu haben. Trotz alledem war er noch jung. Was die scharfen Linien in seinem Antlitz gezogen, das war das angestrengte Grübeln über die Geheimnisse der unsterblichen Seele und über die dunklen Tiefen der menschlichen Natur; der Groll war es gegen die sündige Welt und gegen seinen eigenen ohnmächtigen Eifer, der wie stumpfes Eisen abprallte an den verstockten Gemütern.

Er war sich stets bewußt, daß er auf Erden mehr gehaßt als geliebt sein wurde, und daß ihm immer nur steiniger Boden bestimmt, um seinen Samen auszustreuen. Mit diesem Zeugnis versehen hoffte er, sich einst der ewigen Barmherzigkeit nahen zu dürfen; dann sollte ihm nicht angerechnet werden, was er auf Erden geglaubt oder gewirkt hatte, sondern das, was er gelitten. Seitdem er denken konnte, hatte er zu leiden — zu leiden auch in der Abgeschiedenheit dieses Stückchens Erde, schön an sich, wie ein sündiges Weib, vor dem sein keusches Auge sich zürnend senkte: unter den Gluten des Abendrots, dem leuchtenden Glanz der Berggipfel, dem dunklen Schimmer des Sees, der milden Dämmerung, die wie ein Friedensengel über der Erde schwebte — sah er die Verderbtheit der Menschen brüten: nur ein Funke brauchte hinein zu fallen, und die Welt stand in Flammen!

„Doa geht der Herr Kooperator zu sein Nachmittagskaffee!" sagte Amsl, der königliche Gartenarbeiter, zu den anderen beiden Männern, die mit ihm zugleich aufgebrochen waren. „Dös war a g'scheit, daß mir z'rechter Zeit abgange sean. Nachher kann der Blasl mit seinen Bub'n die Fastenpredigt in a Sack stecken."

Blasius und seine Intimsten pflegten der Resl wegen einen Schoppen „Roter"**) zu trinken bei dem Kaffeekathl, was gewöhnlich in die Zeit fiel, wenn der Kooperator im Nebenstübchen bei einer Tasse schwarzen Kaffee saß — eine Sitte, die der frühere Pfarrer eingeführt hatte, und der die Sternwirtin ihren Beinamen verdankte. Die Leute würden es dem neuen Kooperator nachgetragen haben, wie seine sämtlichen übrigen norddeutschen Gewohnheiten, wenn er den erstberühmten Mokka der Kaffeekathl verschmäht hätte. Schon schlimm genug, daß er sich dabei so abgeschlossen und reserviert hielt! Nur einmal kam er ganz unerwartet zum Vorschein, als eben in der Schenkstube der Lärm ein bißchen wüst wurde; der lange Seppel mit dem kreuzdummen Gesicht hatte nämlich eines zu viel getrunken und wurde von seinem Busenfreund Blasl gehörig aufgezogen, zum Gaudium der übrigen, die mit Johlen und allerlei groben Schnadahüpfeln den Spaß zu erhöhen suchten. Der neue Kooperator hatte Funken und Feuer gesprüht über das „gottlose Treiben"; eine Geißel hätte er sich gewünscht, um sie hinaus zu treiben wie Jesus das schachernde Gesindel aus dem Tempel. Ja, so gründlich verhaßt machte er sich bei dieser Gelegenheit mit seinem frommen Zorn, daß man ihm eine heimliche Verhöhnung, eine versteckte Beleidigung nachwarf, wo es irgend anging, ohne einen öffentlichen Skandal zu veranlassen. Der Kooperator that, als merkte er nichts davon — bis zu seiner nächsten Predigt; dann zogen die Uebelthäter entschieden den kürzeren, auch wenn sie nicht in der Kirche waren. Ohne sie beim Namen zu nennen, entlarvte er sie der Reihe nach mit einer erschütternden Beredsamkeit, die Furcht einflößte und zugleich zur Bewunderung hinriß, und der er es verdankte, daß er die öffentliche Meinung stets für sich hatte, so wenig beliebt seine Persönlichkeit sonst war.

Als Amsl die Schenke verließ, brachen auch die übrigen Männer einer nach dem andern auf; es trat eine Pause der Ruhe ein. Resl machte sich sofort daran, das Tischchen in der kleinen Nebenstube abzuwischen, den alten Lehnstuhl mit dem Bezug von Wachstuch heranzurücken und eine große, bunte Tasse in der Küche warm zu stellen; der Herr Kooperator trank seinen Kaffee gern heiß und frisch aufgebrüht! Sie stand daher schon auf der Ausschau, sobald es fünf Uhr wurde. Heut huschte sie noch einen Augenblick nach oben in ihr Giebelstübchen, wo die Blumentöpfe auf dem Fensterbrett standen, die sie den Winter hindurch dort pflegte. Die Geranien hatten große, schreiend rote Blüten getrieben; aber sie sahen hübsch aus zwischen den runden, grünen Blättern. Rechts, wo die Mittagssonne hinkam, da stand der einzige Rosenstock in der kleinen, ländlichen Orangerie; ein zartes, dunkelrotes Röschen war gerade daran aufgeblüht. Es hatte lange genug gedauert, ehe die Knospe sich öffnete; das Mädchen hatte die Tage gezählt, so voll Ungeduld wartete sie darauf. Jetzt hing es träumend in den feinen Zweigen — ein gesenktes Blumenköpfchen: in Trauer oder im Gebet? Wer das wüßte?

Resl seufzte, als sie die Rose vorsichtig abschnitt; aber ihre blauen Augen leuchteten freudig dabei auf. Zierlich band sie sie zusammen mit verschiedenem duftigem Grün, zuletzt auch ein paar Myrtenzweige. Ihre Freundin, das Vreli von drüben am See, hatte den Stock zu ihrer Einsegnung gesetzt und gesagt, es sollte einst ihr Brautkranz davon geschnitten werden. Ach, lieber schon war ihr ein Totenkranz! Sie malte sich oft aus, wie schön feierlich es sein würde, wenn sie in dem weißen Staat der Himmelsbraut im Sarge läge, und zu ihren Füßen die Lichter brannten; wenn die Glocken läuteten und die Leute sie mit gefalteten Händen umstanden; wenn für sie gebetet und um sie geweint würde. Zuletzt sprach dann der Priester den Segen über sie: ob sie es hörte in ihrem sanften Todesschlaf? O, seine Stimme, die tönende, zürnende, feierliche! Sie war schöner noch und erhabener als der Klang der Kirchenglocken. Würde er sie anschauen, dann, wenn es kein Erröten mehr für sie gab? Würden seine dunklen Augen in ihr Herz dringen und sehen, was darin gestorben war?

„Resl," schrie die Base unten in der Schenkstube. „A Kaffee für den Herrn Kooperator."

Sie versteckte den Strauß unter ihrer Schürze und hastete hinunter in die Küche. Im Umsehen waren die Bohnen gemahlen, und das Aroma, welches sich bald darauf verbreitete, war so stark und angenehm, daß die Sternwirtin fürchtete, das Resl hatte in der Zerstreutheit zu tief in die Kaffeebüchse gelangt.

Als der Kooperator seinen üblichen Platz in dem Lehnstuhl einnahm, stand seine Tasse, voll bis an den Rand, schon auf dem Tisch, aber das Resl kam erst herein, als sie gerufen wurde, um die leeren Krüge und Gläser auszuspülen, ehe neue Gäste eintrafen. Schüchtern trat sie an den Priester heran, um ihm der Sitte gemäß die Hand zu küssen. Er ließ es aber nicht so weit kommen; schnell machte er das Zeichen des Kreuzes über ihrer Stirn und wandte sich ab. Das Mädchen sah nicht, daß er plötzlich die Farbe wechselte. Es war kein Erröten, eher ein dunkles Erbleichen des Unwillens.

„Was soll das?" fragte er streng und schob mit seiner langen, blassen Hand den Strauß neben seiner Tasse weit an den Tisch zurück.

Resl in dem andern Zimmer hörte es; sie erbleichte und errötete in einem Atemzuge, ihr war zu Mut, als ob jemand ihr armes Herz in einen Schraubstock zwängte; aber sie nahm sich tapfer zusammen und auf die Schwelle des Hinterstübchens tretend, fragte sie möglichst unbefangen:

„Was is dem Herrn Kooperator ang'nehm? — Ah, dös Sträußl! Ja, schaun's, dös Rösl war halt g'rad' aufg'bluht, und i hab' denkt, der Herr Kooperator wird net bös sein ... und die heil'ge Jungfrau hätt' wohl a bissl Freud dran, zum neuen Jahr. I bitt' schön, daß der Herr Kooperator das Sträußl mitnehm — net in sein Stubl, dös war z'viel Ehr; aber in der Kapellen, dacht' i, mit der Mutter Gottes, die das süße Jesuskindl auf dem Schoß halt."

Der Priester schaute durch das kleine Fenster in das endlose Grau der Abenddämmerung; er hörte wohl kaum,

*) Verleumden.
**) Rotwein.

Digitized by Google

was das Mädchen in ihrer Enttäuschung stammelte: über einem scharfen Blick lag es wie ein Schleier. Seine Seele träumte den ersten kleinen Anfang von dem großen Jugendtraum glücklicher Menschen, die das Schöne auf Erden sehen, lieben und genießen dürfen. Doch es verflog, schneller als der letzte matte Tagesschimmer in dem Dunkel des Abends, und das Erwachen des Träumers war ein zorniges Erschrecken.

„Was — was? Weißt Du denn nicht den Weg zur Kirche? Gehe selbst hin und lege Dein Opfer der heiligen Mutter Gottes zu Füßen! Bete noch ein Avemaria, daß sie Dein Herz gnädig bewahre vor der Eitelkeit und den Anfechtungen der Welt."

Resl wischte verstohlen eine Thräne aus den Augen, während der Priester seine Tasse, noch mehr als halbvoll, stehen ließ und hastig durch die Schenkstube hinaus wollte. Doch das Mädchen vertrat ihm den Weg; mit einem Gemisch von Trotz und Demut erhaschte sie seine Hand und führte sie an ihre Lippen: sie war heiß und zuckte, als ob ein ringendes Herz in ihr glühte.

„O, hochwürdiger Herr Kooperator! Morgen tanzen's hier dös neue Jahr an. I bitt' gar schön, legen's ein guats Wörtl für mi ein bei der Frau Basen! I mag net tanzen. Mir is die wüste Lust gar arg in der Seelen z'wider. I mag tausendamal lieber beten und weinen in mein' Herzleid."

Der Priester forschte düster in den flehenden blauen Augen des Mädchens; nichts fand er darin von der Genußsucht, dem Leichtsinn und der Roheit, gegen die er täglich zu eifern und anzukämpfen hatte in seinem Verhältnis als Beichtvater zu den jungen Leuten aus seiner Gemeinde. Er nickte gedankenvoll mit dem Kopf; dann glättete ein Schimmer von Milde seine strengen Züge; das kam unbewußt und unwillkürlich über ihn, wie ein warmer Sonnenblick mitten im Winter.

„Hast Du Herzleid, meine Tochter?" fragte er gütig.

Nun waren die Thränen in den Augen des jungen Mädchens nicht länger zu halten; wie Regentropfen fielen sie nieder auf ihre heißen Wangen.

„So gar viel, Herr Kooperator, daß i net weiß, wo i dös alleweil verbergen soll! 's is auch wegen dem Wastl, der mir nachlauft mit seiner bösen Lieb! — Schaun's, Hochwürden, ich hab' mi halt die ganze Woch auf die heilige Beicht vorbereit; i will dös neue Jahr mit a rein Herzen anfangen und mit die Vergebung meiner Sünden. Die Frau Base hat's mir erlaubt, daß i morgen vor der Frühmeß meine Beicht halt'. I denk', die gnadenreiche Mutter Gottes und der Herr Kooperator werd'n mi arms Madl net ohne Trost lassen."

„Der Trost liegt in der Vergebung Deiner Sünden, meine Tochter!" entgegnete der Priester mit leiser, verschleierter Stimme. „Eines Menschen Wort kann ihn Dir nicht geben; aus der reinen Seele wächst er heraus, wie der Grashalm aus der jungfräulichen Erde, die der Frühlingsregen befeuchtet. Bete, meine Tochter, und die Heiligen bitten für Dich!"

So verließ er die Schenke, und Resl stand wie in Verzückung: nie hatte sie ihn so milde, so schön gesehen! Sie kauerte nieder, wo er gestanden hatte und küßte seine großen Fußspuren in dem frisch gestreuten Sande auf den Dielen.

„No, was schaffst denn doa an der Erden?" fragte verwundert die dicke Sternwirtin, die eben von hinten herein trat.

„I hab' halt — a Stecknadln verloren," stammelte das Mädchen verwirrt; dann, als die Lüge ihr zum Bewußtsein kam, errötete sie heftig: auch die mußte sie nun morgen beichten! Es stand schlimm, sehr schlimm mit ihr; dennoch, wenn die denkbar härtesten Bußen ihr gewiß gewesen wären, die bevorstehende Beichte hätte sie doch mit Seligkeit erfüllt. Sie war so voll davon, daß sie kaum hörte, wie die Base sie lobte.

„Recht, recht, Deandl! Wirst amal a sparsame Hausfrau werden."

Beschämt schlich Resl in das Hinterstübchen; da stand noch die große bunte Tasse, die der Kooperator nicht ausgetrunken hatte. Sie hätte es für ihr Leben gern gethan; aber es dünkte ihr eine Entweihung, eine Sünde, die sie ewig hätte bei sich tragen müssen, da es ihr unmöglich gewesen wäre, sie zu beichten; nicht, weil sie Durst hatte, wollte sie ja den Rest von dem schwarzen Kaffee trinken, sondern weil sie brannte, ihre Lippen auf der Stelle ruhen zu lassen, welche die seinen berührt hatten.

Dann fiel ihr das Sträußchen ein; es lag nicht mehr da. Hatte er es doch mitgenommen, in Gedanken vielleicht, oder aus dem Fenster geworfen? Nein, es war fort! Eine freudige, zitternde Ahnung regte sich in ihr. Sie hätte beten mögen, um der heiligen Jungfrau zu danken für diese unverhoffte Gnade; aber sie brachte kein einziges Avemaria zu stande, denn in das fromme Gefühl mischte sich eine verzehrende Angst, eine leidenschaftliche Sehnsucht, die ihr junges Blut in Wallung und Aufruhr brachten.

In der Schenkstube war es inzwischen lebendig geworden: man lärmte und polterte zwanglos durcheinander; der eine bestellte Bier, der andere „Rotes", und dazwischen die dicke, prahlerische Stimme des Blasius:

„No, Sternwirtin, wo hast alleweil das grandige Ding, die Resl?"

„Resl! Ob's D' hörst, Resl! Bring die frischen Glasln und Krügln 'rein, fix! Der Wastl hat a Durst, und sei Seppl, und wer nachher no doa ist!"

Als das junge Mädchen jetzt erschien, ganz mit Flaschen und Gläsern beladen, war ihr Antlitz sanft gerötet. Das stand ihr so reizend, daß Wastl sie verliebt anblinzelte und den Arm um ihre Taille legen wollte.

Sie entwich aber behend hinter den Schenktisch, und von dort schaute sie auf ihn herab mit ihrem trotzigsten Blick, daß er sofort ernüchtert war.

„No, Madl, mach net so a bös Fratzen!" rief er zwischen Unmut und guter Laune schwankend. „Morgen gilt's a Sylvestertanz. Sollst mit mir in dös neue Jahr springen. I laß Dir a Ländler aufspielen, koan Prinzessin soll ihn net schöner haben."

„Net wegen meiner, Wastl! Laß Dein Ländler spielen, für wen D' g'rad' magst. I tanz' net, dös sag' i Dir! I geh' in die Beicht, und fang nachher das neue Jahr an mit a bußfertigen Herzen."

Der Bursch lachte aus vollem Halse; Haß, Hohn und Aerger klangen widerlich darin zusammen. Er rief seinem Busenfreund, dem langen Seppl, zu, ob er das Allerneueste wüßte: Resl tanzte morgen nicht. Sie müßte durchaus in die Beichte. Wer ihm das eingerührt hatte, das wüßte er wohl. Der konnte sich aber gefaßt machen auf einen Denkzettel, lang genug für die nächsten dreihundertfünfundsechzig Tage.

Das erregte natürlich einen großen Tumult; die fünf oder sechs Burschen an dem langen Tisch äußerten ihr Mißfallen gegen den „fanatischen" Kooperator und den religiösen Eigensinn der Resl. Blasius nahm sich die Kaffeekathl vor, die vor Aufregung über den Lärm pustete.

Wenn das Madel morgen nicht mittanzte, so würde er mit seinen sämtlichen Freunden keinen Fuß mehr über ihre Schwelle setzen, und kein Tropfen von ihren Getränken käme je wieder über die Lippen eines von ihnen!

Diese Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Kaffeekathl war außer sich über ihre Bruderstochter. Sie gab dem Burschen recht und versprach alles, was er wollte. Innerlich ärgerte sie sich über seine Frechheiten und zitterte, was daraus werden würde, wenn weder er nach sie, sondern das Resl allein seinen Kopf durchsetzte.

Nachher tuschelte Blasius eine Weile mit dem Seppel, dessen Miene immer selbstzufriedener und dummer dabei wurde, während die des andern voll geheimer Tücke war. Früher als sonst räumten sie dann alle zusammen die Schenke.

Draußen hatten sie etwas zu beraten, das dem Wastl ein „großes Gspaß" machte, wohl, weil er selbst es ausgeheckt hatte. Wer Einwendungen erhob oder Bedenken äußerte, dem setzten er und der Seppel so lange zu mit Vernunftgründen, Spötteleien und Grobheiten, bis er sich einverstanden erklärte — schon, um es nicht mit den anderen zu verderben. Auf Schleichwegen führte Blasius dann seine Schar nach der kleinen Straße bei der Kirche, wo sie sich in einem Winkel, dicht neben dem Häuschen des Kooperators, aufstellten. Ueberall war es dunkel und still; durch die Spalte eines Fensterladens schimmerte Licht; der Priester war also zu Hause. Plötzlich ein greulicher Lärm von Heulen, Quarren, Quieken, Krähen und Krächzen, der weit durch die Abendstille schallte, daß die Leute entsetzt Fenster und Thüren aufrissen. Der Kooperator trat aus seinem Hause, unbedeckten Hauptes, bleich, bebend vor Entrüstung und Schmerz: aber da war alles mit einem Schlage verstummt und niemand zu sehen in der Dunkelheit. Nur ein Stein sauste an den Fensterladen, daß es krachte; der allein verriet, gegen wen das Wildejagdkonzert gerichtet war. Der Priester schaute in die düstere Unendlichkeit über seinem Haupte, wo die Sterne funkelten, ohne Licht zu verbreiten.

„So ist es gut," murmelte er. „So will ich leiden, mein Gott, mehr noch — immer mehr! Laß mich leben zu meiner Qual, so lange es Dir gefällt; je mehr Du mir zu dulden auferlegst, desto inbrünstiger will ich Deinen Namen preisen."

*

Der Morgen dämmerte über den Bergen, die wie verwischt erschienen unter den grauen, schneefeuchten Luftschichten. Unten lagen die Ortschaften noch träge im Schlaf; nur der See, dem der Ostwind die ganze Nacht keine Ruhe gelassen hatte, wälzte sich wühlend in seinem Bette, und sein Aechzen und Seufzen mischte sich dumpf in den hellen Klang der Glocke, die zur Frühmesse läutete, als ob sie es recht eilig hätte vor Thoresschluß des alten Jahres.

Die Kirche stand bereits offen. In dem herrschenden feierlichen Halbdunkel knieten ein paar Andächtige, die ihre Gebete an dem Rosenkranz abzählten, während die Schritte der Kommenden die Stille in dem erhabenen Raume unterbrachen. Auf dem Altar, wo die Messe gehalten werden sollte, brannten die langen Kerzen in den schweren metallenen Leuchtern: ein Kranz von Flammen um das Kruzifix in der Mitte.

In der Kapelle des Schiffes gegenüber, wo das Muttergottesbild mit dem Jesuskindlein hing, kniete Resl, den Kopf mit einem dunklen Umschlagetuch verhüllt. Bei dem matten Lichtschimmer, der von drüben auf sie fiel, erschien sie tief in Andacht versunken; aber ihre Augen wollten durchaus nicht auf dem Gebetbüchlein in ihrer Hand haften bleiben, sie schweiften immer wieder nach dem armen Sträußchen, welches sie gestern in ihrer Herzensfreude vergebens gesucht hatte. Da lag es nun unter dem Heiligenbilde! Aber es war schon verwelkt, die Rose abgefallen: wie Blutflecke sahen die zerstreuten, dunklen Blätter aus auf der weißen Altardecke.

Im Hintergrunde der Kirche, wo eine Ampel den einzigen Lichtpunkt bildete in dem dichten Schatten des Morgens, wurde endlich der Platz vor dem Beichtstuhl leer. Eine alte Frau hatte ihn so lange eingenommen. Auf ihre Krücke gestützt, hinkte sie schwerfällig davon, immerfort mit dem Kopfe nickend und Gebete murmelnd.

Als es nachher heller wurde in der Kirche und der Meßdiener den dampfenden Weihrauchkessel schwenkte, lag die Alte auf einem Betschemel vor dem Altar mit den brennenden Kerzen, und neben ihr, ganz in ein dunkles Tuch gehüllt, das Antlitz auf den gefalteten Händen, ein weinendes, junges Mädchen, das gleich nach ihr den Platz vor dem Beichtstuhl eingenommen hatte.

In der Sakristei bereitete der Priester sich vor auf die heilige Messe — mit einem leidenschaftlichen Gebet, das wie ein Sturmwind über seine Seele fegte und jede weltliche Regung und den einzigen irdischen Wunsch ausriß, der je in ihr gekeimt hatte. Als er dann in der weißen Alba mit der langen Stola auf den Altar trat und das Knie beugte vor dem Kruzifix und dem aufgeschlagenen Meßbuche, war seine Miene still und weltentrückt. — Die alte Frau bekreuzte sich, das junge Mädchen schaute auf und trocknete hastig seine Thränen . . .

Es stürmte den ganzen Tag; der aufgetriebene Schnee wirbelte in Wolken durch die Luft, der Himmel, einförmig grau und undurchdringlich, ruhte wie eine Riesenbürde schwer auf den Häuptern der Berge, und der offene See lag in der weißen Landschaft wie ein ungeheures schwarzes Grab, an dem die Winde klagten.

Bei der Sternwirtin gab es ausnahmsweise viel zu schaffen, wegen den Vorbereitungen zu dem Sylvestertanz: alle zwei Hände hatten für vier zu thun. Am fleißigsten und schier unermüdlich zeigte sich das Resl; und dabei sah sie aus wie eine kleine Heilige, so sanft, so verklärt von dem schönen Frieden einer reinen Seele. Die Kathl meinte, die Beichte hätte dem Madl wirklich gut gethan, obgleich sie sich nicht vorstellen konnte, was es eigentlich Schweres auf dem Gewissen gehabt hätte. Einmal, im Laufe des Nachmittags, sagte Resl bittend:

„Gelt, Frau Base, wann i mein Arbeit verricht' hinter dem Schenktisch und die Gäst beisammen gehörig bedien', nachher brauch' i net z'tanz'n, und nimmer den Ländler mit dem wüsten Wastl?"

Die Sternwirtin wiegte ratlos den Kopf. Sie für ihren Teil hätte es ihr gern erlassen; aber die Drohung des Wastl war nicht in den Wind zu schlagen. Nach einigem Nachdenken hielt sie es für thunlich, doch 'mal ein offenes Wort über den ganzen Handel zu sprechen:

„Ja, Resl, gelts — magst dann halt den Wastl oder net? Willst halt Wildhöferin werden oder net?"

„Na, Frau Base, laß alleweil die ganze Fragerei!" unterbrach das Mädchen sie lebhaft. „Der Wastl is a schlimmer G'sell; i nehm' ihn nimmer zum Mann. Koan Gottesfurcht hat er net, respektiren thuat er niemand. Na, na, Frau Base, der Wastl is mir in der Seel z'wider!"

Die andere machte den Versuch, die Vorzüge der Stellung einer „Wildhöferin" hervorzuheben; aber Resl legte den Arm um ihren Nacken und sprach aus tiefster Ueberzeugung:

„Schau, die Frau Base, wenn er ein rechtschaffner Bursch wär', i thät' ihn nehmen, wenn i auch net mehr Lieb für ihn hätt' als alleweil für den alten Bottlasl. Dann woaß die Frau Base, in mein' Herzen wird nimmer a irdische Lieb sich einhäusln, dös bin i halt g'wiß, wie der Tag sein Licht hat. Heunt, in der heil'gen Beicht, hab' i aufgräumt mit allem, das mir diemalen mein' Ruh' g'nommen. Nachher hat der hochwürdige Herr Kooperator mir g'sagt, was i thun muaß: gar viel Pflichten soll i auf mi nehmen, und viel arbeiten soll i, und beten, damit alleweil die sünd'gen Wünschen erstickt werden, wie das Flammal unter der Aschen. Und leiden soll i in Geduld und Demut, hat der Herr Kooperator g'sagt, und nimmer a unguats Wortl reden. Wenn dann amal a ordentlicher Bursch mi hab'n will, nachher sag' die Frau Base vor meinetwegen schon ja, und daß das Resl a gottesfürchtigs und rechtschaffens Weiberl werden will."

Sie lag am Halse der gutmütigen Frau und schluchzte ganz leise — aus der Tiefe eines zerrissenen Herzens.

„Ja, Deandl," tröstete die sie eifrig, „i will Di schon net zwing'n zu dem Wastl und sein Wildhof. Er is halt a wüster G'sell, dös sag' i, weil er die greuliche Hallodrimusik für den Herrn Kooperator ang'stiftet hat: a anderer is's halt nit g'wesen. No, no, was meinst dann so arg, als hätt'st das Leiden Christi auf Deiner jungen Seel!"

Resl trocknete hastig ihre Thränen und zauberte ein Lächeln in ihre blauen, vom Schmerz verdunkelten Augen.

„Daß die Frau Base sich bloß net einbild', i wein' vor Herzleid! Na, na — 's ist halt vor Freudigkeit, weil die Frau Base es gar so gut meint mit mir. Ach — — wie wär' i nachher glücklich, wann i 'was Großiges z'leiden hätt'! Net so viel, wie unser allerliebster Heiland, so viel kann nimmer a Madl leiden; aber wie eines, das guat is und fromm und drum g'haßt werd von den Gottlosen. Schau, die Frau Base — so, wie unser Herr Kooperator!"

Digitized by Google

Der kam diesen Nachmittag nicht wie üblich, um seinen Kaffee bei dem Kaffeekathl zu trinken, wahrscheinlich, weil er den Sylvestertanz nicht gut hieß, doch ein offenes Aergernis vermeiden wollte. Seinen Platz füllte aber der verwitterte Bootkaspl aus, ein noch kräftiger Mann mit seinen sechzig Jahren. Er brachte eine Neuigkeit mit:

Der alte Fischerbrosi, „druben", lage so gut wie im Sterben. Er hätte seinen Enkel, den Baltes, vor einer Stunde über den See gesetzt. Der hatte den Herrn Doktor holen wollen, welcher aber nach der Stadt gefahren wäre: ihn dort aufzustöbern, dürfte keine Kleinigkeit sein; aber der Baltes in seiner Angst hätte es doch unternommen.

„Jeses, Maria und Joseph! Bei diesem Wetter über den See!" rief die Sternwirtin. „No, Kaspl, i gab' im net dazu her, wann mi halt umsonst fahren möcht."

Der alte Fahrmann schmunzelte:

Nun, für heut wäre es auch genug. Er hätte in der That seine Not gehabt mit Wind und Wasser. Selbst zur

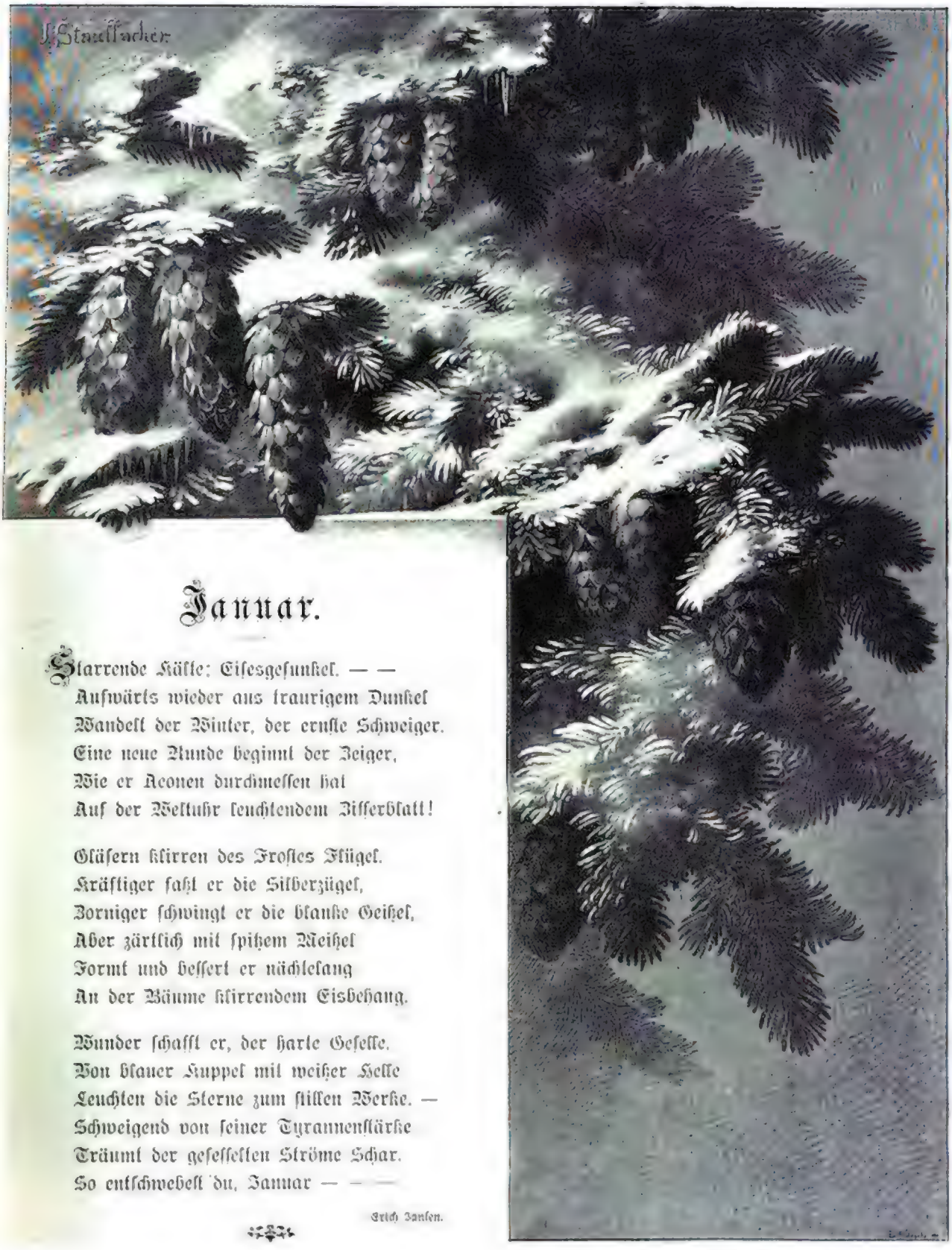
A. Dürer: Die Weisen aus dem Morgenlande

das doppelte Fährgeld führe er heut nicht mehr herüber: erstens, weil es wirklich zu arg stürmte, und zweitens, weil er sich einen Sylvesterhopfer mit der drallen Kathl nicht entgehen lassen wollte.

Die hatte nichts gegen den Hopfer einzuwenden, wenn sie sich auch ein bißchen zierte und meinte, es wäre eigentlich eine verkehrte Welt: das junge Ding, die Resl, wäre in die Beichte gegangen, den frühen Morgen, und wollte durchaus nichts von dem Tanz wissen, während „so van altes Leut" wie sie ihre Sünden hübsch mitnähme in das neue Jahr. Na, sie hoffte, der liebe Herrgott nähme es nicht so genau mit einer armen Witfrau, die einer Schenke vorzustehen hätte, und rechnete es ihr nicht als böse an, wenn sie in allen Ehren einen Hopfer machte mit einem braven Burschen wie der Bootkaspl.

Sie machte ihn auch wirklich, bei dem lustigen Juchzer ihres Partners und dem Stämpfen und Jodlen der anderen tanzenden Paare, zu dem Takte der Dorfkapelle, die aus zwei Blechinstrumenten, einer Geige und einer Trommel bestand.

In dem Hinterstübchen, wo der Schenktisch aufgestellt worden war, bediente das Resl die Gäste, so freundlich und zuvorkommend, daß selbst der Groll derjenigen Burschen schwand, die vergebens bei ihr um einen Tanz gebettelt hatten.



Januar.

Starrende Kälte: Eisesgefunkel. — —
Aufwärts wieder aus traurigem Dunkel
Wandelt der Winter, der ernste Schweiger.
Eine neue Runde beginnt der Zeiger,
Wie er Aeonen durchmessen hat
Auf der Weltuhr leuchtendem Zifferblatt!

Gläsern klirren des Frostes Flügel.
Kräftiger faßt er die Silberzügel,
Zorniger schwingt er die blanke Geißel,
Aber zärtlich mit spitzem Meißel
Formt und bessert er nächtelang
An der Bäume klirrendem Eisbehang.

Wunder schafft er, der harte Geselle.
Von blauer Kuppel mit weißer Helle
Leuchten die Sterne zum stillen Werke. —
Schweigend von seiner Tyrannenstärke
Träumt der gefesselten Ströme Schar.
So entschwebest du, Januar — — —

Erich Jansen.

Es war noch zeitig am Abend — etwas nach acht Uhr. Blasius und sein langer Seppel spielten sich als die Vornehmen auf: sie kamen die letzten und machten am meisten Lärm!

Ein paar von den älteren in der Gesellschaft fingen gelegentlich an von dem Skandal gestern abend, über den das ganze Dorf entrüstet war, obgleich niemand recht wagte, den Urheber davon offen zu nennen. Blasius machte indes die unschuldigste Miene von der Welt:

Er wußte von nichts. Er wäre gestern in der Schlummerstunde mit seinem Seppel über den See gefahren, um ein Gericht frischer Fische zum Sulzweiter zu bestellen. Ob die Sternwirtin es nicht bekommen hätte?

Nein. Eines Gerichtes Fische halber hätte sich bei dem Unwetter wohl keiner hinauswagen mögen. Ob der Blasl denn gestern abend nichts gehört hätte über den alten Fischerbroßi: mit dem sollte es ja zu Ende gehen.

Desto besser dann, daß er ihn nicht besucht hätte!

Der Bursch schrie es lauter als nötig war, damit Resl in dem Schenkstübchen es hörte und sich wunderte, daß sie nicht vermißt werde. Dann faßte er das erste beste Mädchen um die Taille, und einen Juchzer ausstoßend, rempelte er die anderen an, so daß eine große Verwirrung entstand und die gereizte Stimmung gegen ihn sich laut Luft machte.

In dem Wirrwarr und dem Getöse hatte man das Oeffnen der Hausthür überhört; jetzt stand plötzlich der Kooperator auf der Schwelle der Tanzstube. Das war, als ob ein Blitz unter den Leuten niederfuhr: alles stockte und verstummte; selbst die Musik hörte auf. Wie ein Schreckgespenst stand der Priester vor ihnen, in seinem langen, schwarzen Rock, bleich, mit starrem Antlitz; nur seine Augen loderten wie Flammen in ihren tiefen Höhlen, und schweiften suchend durch den staubigen, übervollen Raum, bis sie auf Blasius haften blieben — nicht als ob sie ihn herausfordern, sondern verurteilen wollten.

„Oho!" rief der Bursch, dem es unheimlich wurde unter diesem Blick: „I will moan Landler scho hab'n. Dös is a Marschstückl, Musikanten! Wem dös net paßt in so an' schiechen*) Humor, der mag halt draußen sein Vergnügen suchen."

Die Musikanten spielten von neuem auf; aber die Tänzerin des Blasl sträubte sich: „Weg gehst, Blasl! I mag halt net doan trutzigen G'sicht."

Die dicke Sternwirtin, die wohl am meisten fürchtete für den Frieden und die Ruh' ihrer Schenke, drängte sich heran, um den Herrn Kooperator freundlich zum Nähertreten zu nötigen: vielleicht, daß dem hochwürdigen Herrn ein Täßchen Kaffee gefällig wäre. Der machte aber eine verneinende Bewegung und sagte kurz:

„Ich suche einen Fährmann. Ist der Bootkaspar hier?"

„Freili!" antwortete dieser für sich selbst, indem er verwundert zum Vorschein kam. „Der Herr Kooperator will do' net über den See, bei dem Schneegetreib?"

„Ich muß, darum will ich auch," entgegnete der Priester kalt.

„O mein! Der Herr Kooperator sollt dös sich halt a bißl überlegen," meinte der alte Mann bedächtig.

„Mann, vor einer Pflicht gilt kein Ueberlegen! Der alte Fischer Broßi verlangt die letzte Oelung. Es war ein Bote bei mir; der hat gut drei Stunden gebraucht auf dem Landwege durch die großen Schneemassen, und Ihr setzt mich wohl in weniger als einer herüber."

Der alte Kaspar kraute seinen Kopf, während sich von allen Seiten Widerspruch erhob: Bei diesem Unwetter über den See fahren? Welche Zumutung! Wenn der Herr Kooperator sein Leben riskiren wollte, so ginge das ja niemand 'was an; der Kaspl aber wäre ganz gewiß ein Narr, wenn er das seine nicht höher schätzte als die paar Groschen Fährgeld.

„Ich gebe das Dreifache!" sagte der Priester dringend, und als der Alte den Kopf schüttelte: „Bedenkt, Leute! Wenn der Broßi sterben müßte, ohne den Trost der heiligen Sakramente, so fallen die Qualen der büßenden Seele zum Teil auch auf den, der versäumte, sie zu erretten."

„Das wär' halt z'erst der Herr Kooperator!" rief Blasl frech in der Mitte seiner Getreuen, deren es heut abend nicht viele waren.

„Du hast recht," entgegnete der Priester mit eisiger Ruhe; „denn mit dem Willen allein läßt keine Pflicht sich erfüllen, auch die Macht darf nicht fehlen, und die habe ich in diesem Falle nicht. Wenn ich den Landweg nähme durch den Schnee, so würde ich mich sicherlich verspäten, vielleicht gar verirren — inzwischen müßte der Sterbende unbußfertig von hinnen. Ich frage deshalb: wer von euch will sich einen Gotteslohn verdienen und mich über den See setzen?"

Niemand rührte sich; nur Blasl, der seine Frechheit nicht eingebüßt hatte, ließ sich hören: „'s kommt halt auf den Versuch an! Auf Eud' läßt die Seel des Fischerbroßi sich Zeit, bis der Herr Kooperator 's Landwegl z'ruckg'legt hat."

Aus den hohlen Augen des Priesters zuckte ein düsterer Blitz nach dem Spötter; er hob drohend den Arm: „Hüte Dich, sage ich Dir! Dein Maß ist voll. Du stehst gerichtet vor dem ewigen Gericht."

Von den Umstehenden wagte keines ein Wort zu reden; die düstere Erscheinung des Kooperators hatte etwas Ueberirdisches, das ihnen Ehrfurcht und Scheu zugleich einflößte, und sein feierliches Auftreten machte besonders den Mädchen einen tiefen Eindruck. Da trat plötzlich Resl in den Kreis; sie hatte von ihrem Schenkstübchen aus alles beobachtet. Ihr Gesicht glühte, aber ihre Augen hatten jenen kalten metallenen Glanz, den sie gewöhnlich bekamen, wenn sie Entrüstung oder Verachtung ausdrückten.

„Dös is mir a schöne Schneid," sagte sie erregt, „wann die Bub'n scho' bangig san, weil der Wind a bißl pfeift, und a grandige christliche Lieb is dös, wann a armer Sünder alleweil sterben muaß, ohne den letzten Trost, weil koans sich resolviren will, a Tanzl aufz'geben! O, i kenn' halt die Kuraschi von dem Blasl und sein' G'selln: a Spektakl machen, wie bei einer Hexenfahrt, wann a ehrbare Leut des Abends koan Stuhl aufsucht! Scham hat dann koans von ihnen, koan Gottesfurcht und koan Menschenlieb. I sag' euch amal, der Herr Kooperator darf koan guts Wortl mehr deswege verlier'n! I bin halt oan' Fischerstochter; i versteh' mi scho' g'nug auf a Bootl: mit Verlaub von der Frau Base! I fahr' den Herrn Kooperator über den See."

„O mein!" rief die Sternwirtin erschrocken; „Resl, was sagst?"

Die anderen standen verblüfft und glotzten sprachlos das hübsche, tapfere Mädchen an. Da brach Blasl ungestüm aus dem Kreise seiner Kameraden und rief zwischen Wut und Hohn: „Wann 's Resl meint, daß i koan Kuraschi hab', dann sag' i ihr ins trutzige G'sicht, i hab' halt net g'mocht! Aber jetzt mag i alleweil. Die bös' Zungen von dem Madl hat mi a grandige Lust g'macht: i will wohl den Herrn Kooperator über den See fahren — wegen meiner, in die Höllen! Nachher wird das Jungferl vielleicht a Landler mit mir tanzen, bloß zum Dank, daß i dem Herrn Kooperator sein Will'n thu'."

Er lachte; aber seine Augen funkelten wie die eines hungrigen Raubtiers.

„Na," rief das Mädchen heftig unter dem Eindruck einer plötzlichen Angst. „I mag nimmer tanzen, Blasl! Der deswegen brauchst doan Kuraschi net z' zeigen. I fahr' scho' den Herrn Kooperator."

Der Bursch lachte von neuem: „Freili, dös g'fallt dem Herrn Kooperator wohl besser, wann a hübsch Deandl sein Fährmann is! So a geistlicher Herr is halt auch a Mensch — —"

„Mensch!" unterbrach ihn der Priester mit einer feierlichen Handbewegung, und jedes seiner Worte fiel wie ein Bleigewicht von seinen schmalen Lippen. „Ich kann jetzt nicht mit Dir rechten: ob Du es aus Haß thust oder aus christlicher Liebe, eine Seele in Todesängsten wird für Dich beten."

„O — na, na!" schrie Resl auf, wie eine Verzweifelte. „Blasl!" — — — Dann bedeckte sie das Gesicht mit ihren Händen: was that sie! was wollte sie? Die beiden nicht zusammen auf den See fahren lassen in dem Sturm, in der Nacht, die trotz des Mondes, hinter dem Gewölk am Himmel, so voll düsterer Schauer war — wie ihre eigene Seele!

„Halt uns nicht auf!" sagte der Kooperator mit derselben schweren Ruhe von vorhin. „Ein Sterbender zählt jeden Augenblick, den wir verzögern."

Auf dem kalten Flur wandte er sich noch einmal zurück; aber er bemerkte kaum, daß Resl fast vor ihm auf den Knieen lag. Ueber sie hinweg machte er das Zeichen des Kreuzes. Als er die Hand sinken ließ, streifte sie den blonden Kopf des Mädchens. Er schaute auf sie nieder, und seine starre Miene milderte sich ein wenig. „Du hast es gut gemeint, meine Tochter!" sagte er. „Der Herr segne Dich!"

Draußen vor der Thür ballte Blasius die Faust gegen den Mond, der zum erstenmal diesen Abend das Gewölk durchbrach; dann rief er, daß alle es hörten, durch das Fenster: „Eher dös zwölf schlagt, bin i wieder dau und tanz' mean Landler mit dem Madle, dös mei Wildhoferin werden soll im neuen Jahr!"

Er kam in der That zurück, ehe der Glockenschlag das Ende des alten Jahres anzeigte; aber er taumelte wie ein Betrunkener und fiel auf die nächste Bank in der Schenkstube hin, völlig erschöpft und verstört. Er hatte den Hut verloren; das Haar klebte ihm an den Schläfen; seine Weste war aufgerissen, als ob er von einer Rauferei käme; am Halse hatte er eine blutige Schramme und aus seinen Kleidern tropfte das Wasser an ihm herunter.

„Jeses, Maria und Joseph!" schrie die Sternwirtin entsetzt: „Was is g'schehn, Blasl?"

„No — da bin i," keuchte der Bursch, das Gesicht fahl und verzerrt. „Wo is mean Landler und moan Madl?"

Eine kleine Hand, so kalt und schwer, daß er unter ihr erschauerte, legte sich auf seine Schulter, und Resl fragte mit einer Stimme, die unheimlich dumpf klang in der atemlosen Erwartung rings umher: „Bist allein z'ruckkommen?"

„I muß halt wohl, derweil i alloan da bin," stammelte der Bursch, als wäre er nicht bei Sinnen. „Was denkt ent all beisammen! Wir hab'n a Unglück g'habt. — Das Boot is umg'schlagen. I bin vor mean Leb'n g'schwommen."

„Und der Herr Kooperator?"

Resl war blaß geworden wie ihre weiße Schürze, und ihre blauen Augen verloren allen Glanz, als sie sich weit und starr öffneten vor der fahlen Miene des Burschen.

„I woaß net — wenn er net schwimmen koennt — 's war a verfluchte Arbeit! nachher is er halt auf den Grund gangen."

„Blasl!" sagte das Mädchen, und es klang halb wie ein Schmerzensschrei, halb wie eine Drohung, während alle im Kreise um die beiden verworren durch einander drängten: „Blasl, schau mir ins G'sicht!"

Eine unsichtbare Gewalt zwang ihn, den Blick, der sich vor ihr verkriechen wollte, aufzuschlagen; da las sie, was sie nie in ihrem Leben auszusprechen wagen sollte: — das Grausen und der wilde Triumph in diesem Blick redeten die Wahrheit!

„Wein her!" schrie Blasius und schüttelte sich: „Wein! I sterb' vor Kälte. Seppl, Sternwirtin, macht mi warm, i hab' a bißl z'viel Wasser g'schluckt — kaltes — eisiges kaltes — — —"

Die Zähne schlugen ihm auf einander; seine Augen rollten. Wohin er sie auch wandte, er wurde das grauenhafte Bild nicht los! Da schlug es zwölf. Er sprang in die Höhe:

„Juhe, Neujahr! Musikanten, moan Landler!"

Aber er stand, ohne sich vom Fleck zu rühren, und starrte immer gerade aus. Er hörte auch nicht die Musik, sondern das Heulen des Sturmes und das Rauschen des Wassers; er sah nicht, daß niemand zum Tanz antrat, und daß die Mädchen sich scheu vor ihm zurückzogen: ein bleiches Gesicht sah er vor sich, auf das der geisterhafte Schein des Mondes fiel, als es unter die schäumenden Wellen tauchte, und einen Arm mit einer langen, weißen Hand, der sich aus dem schwarzen Wasser zum Himmel reckte. Er stieß einen kurzen, gräßlichen Schrei aus und stürzte bewußtlos hin . . .

Als er zu sich kam, läuteten die Glocken, und die Morgensonne schien auf sein Lager.

„Was is dös?" stöhnte er lauschend.

„Die Neujahrsglocken," sagte Seppel, der die Nacht bei ihm gewacht hatte.

„'s is viel z'lang — wesweg'n läuten's so gar lang?"

„No, Blasl, woaßt net mehr? 's is halt wegen des Herrn Kooperator. Er hat net schwimmen g'konnt — —"

Der Kranke schien nicht zu begreifen: er starrte abwesend ins Leere. Plötzlich ächzte er wie unter großen Schmerzen: „Resl, o Resl — 's is net wahr — — na — na — —"

Das Mädchen hörte es nicht; aber mit ihrem glänzenden, metallenen Blick, der ihn überall verfolgte, wie das Antlitz und der Arm im Wasser, sagte sie: „Es ist doch wahr."

*) häßlich.

Der spanisch-marokkanische Konflikt.

Von

Rogalla v. Bieberstein.

Seit dem Ausfalle, den General Margallo zur Degagirung des in Fort Rostregordo eingeschlossenen Generals Ortega von Fort Camellas aus unternahm, und bei welchem er, wie sein Adjutant, Prinz Ferdinand von Bourbon, später mitteilte, wohl infolge seiner Abberufung vom Kommando in Melilla, den Tod suchte, übernahm General Ortega, durch einen glücklichen Vorstoß der Besatzung Melillas befreit, als der ranghöchste spanische Befehlshaber das Kommando der Truppen bei Melilla. Aus den bisherigen Kämpfen mit den Kabylen war klar hervorgegangen, daß sich dieselben in außerordentlich großer Anzahl erhoben hatten und mit recht guten Waffen, wie Winchester- und Remingtongewehren, ausreichend bewaffnet waren, so daß an ein Zurücktreiben der um Melilla in Verschanzungen und in den Barrancos oder Schluchten eingenisteten, hinreichend mit Munition versehenen Rifenen mit den wenigen tausend Mann der Besatzung von Melilla, über welche General Ortega damals nur verfügte, nicht zu denken war. Die Terrainverhältnisse boten überdies den Kabylen außerordentliche Vorteile, und nach sicheren, über Madrid aus Melilla uns zugegangenen Privatnachrichten waren es gerade die scharf eingeschnittenen, vor den Melilla umgebenden Forts gelegenen Barrancos oder Schluchten, welche den Kabylen den größten Schutz gewährten, und von denen sie vollkommen gedeckt, ohne selbst den geringsten Verlust zu erleiden, die Forts und die Stellungen der Spanier beschossen. Auch war ihre Kampfweise im Laufe der Zeit eine ganz andere geworden wie diejenige, welche die maurischen Stämme noch unter Abd-el-Kader befolgt hatten. Die Begriffe und Formationen von Unterstützungstrupps und Reserven ihrer ersten Gefechtslinie erwiesen sich als ihnen nicht fremd, und mit großer Geschicklichkeit benützten sie das Erdreich und die zahlreichen vorhandenen Feldsteine, um sich bei jeder Gelegenheit kleine Schutzmauern zur Deckung zu errichten, dieselben mit Erde zu bewerfen und derart sowohl einen genügend vertieften Raum für die eigene Deckung, wie eine hinreichend starke Brustwehr zu erhalten, die um so bessere Dienste leistete, als sie sich im Gelände durch nichts besonders Sichtbares abhob und die hinter ihr gelagerten Kämpfer dem spähenden Auge der Spanier verbarg. Sparsam mit ihrer Munition, ließen die Kabylen die Angreifer auf etwa 300 bis 400 Meter an ihre Deckungen herankommen und überschütteten sie dann mit einem Hagel von Geschossen aus Gewehren, denen die Spanier vor der Hand keine überlegene Waffe entgegen zu stellen vermochten. Waren sie dann trotzdem genötigt, ihre Stellung aufzugeben und zurückzugehen, so geschah dies gebückt mit weit vornüber geneigtem Oberkörper und im schnellsten Lauf, und diese anscheinend auf allen Vieren zurückeilenden Linien der in ihre Burnusse gehüllten kabylischen Schützen boten einen wahrhaft phantastischen Anblick.

Die Forts und ihre Umgebung wurden jetzt während der Befehlsführung des Generals Ortega der Mittelpunkt der militärischen Aktion, da die Hauptthätigkeit des neuen Oberbefehlshabers sich in Ermangelung ausreichender Streitkräfte darauf beschränken mußte, die Verteidigung der Stadt

und ihrer Umgebung zu organisieren, und nachdem er die Besatzungen der Forts Cabrerizas Altas und Bajas, sowie Rostrogordos in einem Ausfallgefecht entsetzt hatte, die Verproviantierung und Wasserversorgung der Forts regelmäßig zu bewirken. Weniger der Mangel eines schützenden Erdwerks und Glacis um das Mauerwerk der turm- und kastellartig gebauten, nur mit einem flachen Vorgraben und den sonstige Hindernisse versehenen Forts, als das Fehlen des Trinkwassers in ihnen, sowie genügend großer Magazinräume für die Aufstapelung des erforderlichen Proviants war es, was sich jetzt als ein großer Uebelstand in der Anlage der Forts herausstellte, und anstatt der Besatzung des Platzes Schutz und Ruhe zu gewähren, war General Ortega alle zwei Tage genötigt, mit immer stärkeren Streitkräften aus Melilla vorzurücken und unter hartnäckigem Gefecht mit den Kabylen den bedrohten Forts Wasser- und Lebensmitteltransporte zuzuführen, wobei die Riffenen die Transportbedeckungstruppen stets auf ihrem Rückwege zur Festung angriffen und ihnen Verluste beibrachten, die sich schließlich auf im ganzen über 1000 Mann bezifferten. General Ortega sah sich diesem Angriffsverfahren gegenüber genötigt, ganze Brigaden der inzwischen aus Spanien eingetroffenen allerdings nur 2 Bataillone à 770 Mann starken Regimenter nebst mehreren Feld- und Gebirgsbatterien zur Deckung der Transporte zu verwenden.

Die Situation von Melilla gestaltete sich jetzt einige Wochen derart, daß die Festung und die Forts am Tage ein lebhaftes, andauerndes Feuer gegen die Verschanzungen und Stellungen der Kabylen und deren Verteidiger unterhielten und die Besatzung Melillas die erwähnten Transporte zur Verproviantierung der Forts unter beständigen Gefechten eskortierte. Bei Nacht jedoch waren die Kabylen, deren Stärke inzwischen als auf 30,000 Köpfe angewachsen angenommen wurde, Herren des Vorterrains der Festung und drangen selbst bis dicht an dieselbe heran und feuerten in die Stadt.

In Spanien hatte sich mit dem Bekanntwerden der Ereignisse bei Melilla ein Sturm der Entrüstung gegen die Rifbewohner erhoben und die öffentliche Meinung verlangte gebieterisch die Niederwerfung des Aufstandes durch eine energisch geführte Expedition, etwa in Art des Feldzuges O'Donells im Jahre 1859/1860, welcher in Stärke von 35,000 Mann, 152 Geschützen und 2000 Reitern das 60,000 Mann starke Heer der Kabylen in zweimaligem Treffen bei Tetuan schlug und zur Unterwerfung nötigte. Die spanische Regierung schien einen Moment geneigt, diesem Drängen nachzugeben. Sie berief die gesamten Reserven der Jahrgänge 1888, 1889 und 1890 im Lande ein und mobilisierte sämtliche Truppen des 2. andalusischen Armeecorps und beträchtliche Teile des 3. catalonischen. Allein ruhigere Erwägungen griffen schließlich, besonders im Hinblick auf die möglichen internationalen Verwicklungen ernsthafter Art, welche aus einem derartigen Feldzuge hervorgehen konnten, Platz, und man vergegenwärtigte sich die Schwierigkeiten, welche eine Expedition gegen die kriegerischen Riffenen in ihrem unzugänglichen, wilden Gebirgslande, dessen Verteidigung ihnen alle Vorteile gegen den auf den Nachschub von Truppen, Munition, Proviant und Trinkwasser von der Küste angewiesenen Gegner bot, haben mußte, und dessen schließlich unter großen Opfern durchzuführende siegreiche Beendigung zu den gebrachten Opfern an Menschen, Kriegsmaterial und Kosten in keinem Verhältnis zu stehen vermochte. Das spanische Kabinet faßte daher den Plan ins Auge, zunächst derartige Streitkräfte und Kriegsmaterial nach Melilla zu entsenden, um den Anlaß des Konflikts, den Bau des Forts Sidi Aguariah, mit Erfolg beendigen zu können und gleichzeitig mit solcher Macht bei Melilla aufzutreten, daß erforderlichen Falls die maurischen Stämme oder ihr Herrscher, der Sultan Muley Hassan in Marokko, zur Sühne gegenüber der Verletzung der spanischen Nationalehre gezwungen zu werden vermöchten.

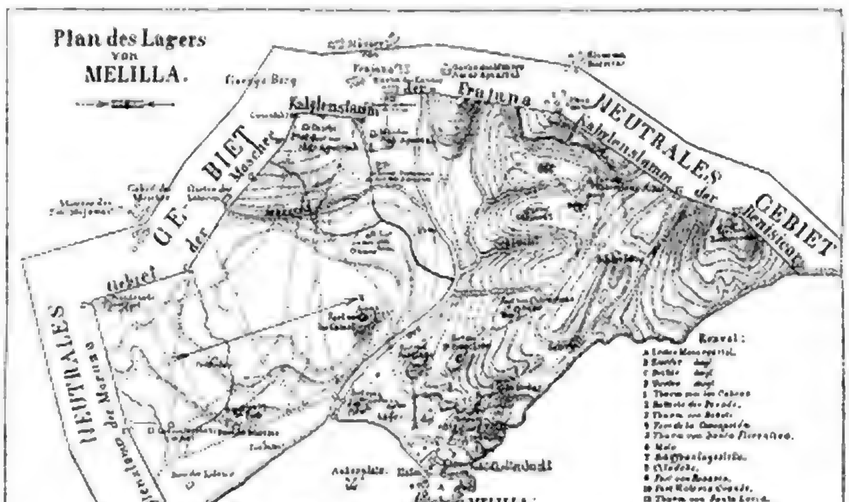
Man beschloß ferner, ein Geschwader von sechs flachgehenden Kriegsschiffen in Dienst zu stellen mit dem Auftrage, die Verteidigung bei Melilla zu unterstützen und die Dörfer, Gehöfte, Moscheen und sonstigen Ansiedlungen der Kabylen des Küstengebiets bei Melilla zu beschießen und zu zerstören. Diese Maßregel gelangte verhältnismäßig rasch und mit Erfolg zur Durchführung. Gleich nach Beginn der Feindseligkeiten war von der spanischen Regierung eine Gesandtschaft an den Sultan, der etwa siebenzig Meilen von Melilla entfernt im Innern des Landes auf einem Zuge nach Tafilet begriffen war, entsandt worden, um denselben als den rechtmäßigen Oberherrn der Riffenen aufzufordern, die Ruhe im Riffgebiet wieder herzustellen und die Waffenniederlegung der Kabylen zu veranlassen. Eine zweite Gesandtschaft folgte nach einiger Zeit der ersten, welche dies Verlangen noch nachdrücklicher betonte und zugleich Sühne für das Geschehene und Wiedererstattung der entstandenen Expeditionskosten, wie berichtet wurde, durch Auslieferung der dem Sultan gehörigen, 15 Millionen Franken jährlich betragenden Zölle von Tanger auf eine Reihe von Jahren forderte.

Bei früheren Streitigkeiten mit den Rifbewohnern hatte in der That das Eingreifen des Sultans genügt, um dieselben zur Ruhe und Botmäßigkeit zu bringen; in dem vorliegenden ernsten Konfliktsfalle erschwerte jedoch der Umstand der weiten Entfernung, in der sich der Sultan befand, sowohl die Verhandlungen wie dessen Eingreifen in den Streit ungemein und überdies befand sich die spanische Armee im vollen Zustande der Reorganisation und der Umbewaffnung, so daß es mehrerer Wochen bedurfte, bevor die ersten namhaften Verstärkungen Ende Oktober und im Laufe des November bei Melilla eintrafen. Es fehlte überdies an Unterkunftsräumen für die dorthin entsandten Truppen, da weder Melilla noch die Forts genügenden Raum boten, und da das Kampieren unter Zelten sowohl der heftigen Küstenwinde wie der eintretenden Regenzeit halber nicht angängig war. Bei Melilla handelte es sich daher zunächst um die Landung und Etablierung der von Malaga herübergesandten Truppen. Der nur für ganz flachgehende Fahrzeuge geeignete, nur vier bis fünf Meter tiefe, kleine Hafen von Melilla erschwerte bei stürmischem Wetter, welches zeitweise eintrat, die Landung und nötigte wiederholt die spanischen Transportschiffe, den Schutz der sieben Meilen entfernten zafarinischen Inseln aufzusuchen. Die Baracken mußten erst gebaut, desgleichen Lazarete und Magazine und so weiter angelegt werden, und dem Geschwader fiel es zu, vermöge dazu mitgeführter Destillirapparate die Wasserversorgung der gelandeten Truppen sicher zu stellen. Man legte auf der Landfront der Festung ein geräumiges Barackenlager an, welches sich vom Oroflusse bis zum Meere erstreckt, und begann auf Anordnung des Generals Macias, der inzwischen mit dem Eintreffen beträchtlicher Streitkräfte den Oberbefehl erhalten hatte, den Bau neuer Befestigungen zum Schutze dieses Lagers auf den Höhen von Sant Jago und Las Horcas, sowie eines Zwischenwerks in der Richtung auf Fort Sidi Aguariah. Allmälich war es dem spanischen Kriegsminister Lopez Dominguez gegen Ende November gelungen, 14,000 Mann aller Waffen der verschiedensten Regimenter des spanischen Heeres bei Melilla zu versammeln, und der Minister beabsichtigte selbst den Oberbefehl über diese Streitmacht zu übernehmen.

In diesem Zeitpunkte traf ein Abgesandter des Sultans, sein Bruder Muley Araaf, mit vierhundert Begleitern im Riffgebiet ein mit der Weisung des Sultans, die empörten Stämme zur Niederlegung der Waffen und Unterwerfung unter den Willen ihres Herrschers zu veranlassen. Derselbe hatte bei Melilla auf spanischem Gebiet eine Unterredung mit dem General Macias, und die Feindseligkeiten wurden in der That für einige Tage eingestellt, und Tausende von Kabylen wallfahrteten, angestaunt von den aus Melilla herausgekommenen Spaniern, unbewaffnet zu dem Heiligtum der Moschee von Sidi Aguariah, deren Nähe an dem gleichnamigen Fort den Konflikt hervorgerufen hatte.

Allein die Unterhandlungen mit Muley Araaf erwiesen sich, da derselbe zwar die Versicherung gab, der Sultan werde die Rebellen züchtigen und daß der große Teil der aufrührerischen Stämme ins Innere zurückgekehrt sei, sowie daß er dafür stehe, daß die Melilla benachbarten Tribus die Feindseligkeiten nicht wieder aufnehmen würden, jedoch keine Garantien für die Sühne und die Kriegskosten zu bieten vermochte, als resultatlos, und die Feindseligkeiten begannen von neuem. Inzwischen drängte die öffentliche Meinung in Spanien immer lebhafter auf eine energische, dem Ansehen Spaniens entsprechende Vergeltung und Beendigung des Konflikts, und im Gegensatz zu den sehr friedlichen Gesinnungen des Kabinetschefs Sagasta, gewann die Kriegspartei im Kabinet die Oberhand, und die Regentin entschloß sich zwar nicht, den Kriegsminister Lopez Dominguez nach Melilla zu entsenden, um die Streitigkeiten dort kraftvoll zu beendigen, sondern den populären Marschall Martinez Campos, den Helden von Sagunt, den Retter der jetzigen spanischen Dynastie gegen die Carlisten und Wiederhersteller der Ordnung in Kuba, von Barcelona nach Madrid zu berufen und ihm den Oberbefehl über die Armee von Afrika zu übertragen. Insgeheim telegraphisch nach Madrid berufen, verließ der Marschall am 26. November, Sonntags, in aller Frühe im strengsten Inkognito und in Zivilkleidung seinen Wohnort, ohne irgend jemand von seiner Abreise in Kenntnis zu setzen, fuhr in einem Mietwagen nach einer Station 2 Stunden von Barcelona und bestieg dort unerkannt den Zug nach Madrid, woselbst ihn der Kriegsminister, der auf die Berufung des Marschalls hin auf seine Absicht, den Oberbefehl zu übernehmen, verzichtet hatte, auf dem Bahnhof empfing und ihm die Nachricht seiner Ernennung mitteilte. Von dort begab sich Martinez Campos zur Königin, die ihn beglückwünschte und die Lage mit ihm besprach. Eine neue Situation war geschaffen. Die Armee von Afrika sollte auf 22,000 bis 24,000 Mann gebracht werden und wurde in zwei Armeecorps unter dem Befehl von Primo de Rivera und General Chinchilla eingeteilt. General Macias wurde zu ihrem Chef des Generalstabs ernannt und dem Marschall eine besondere Eskorte, bestehend aus 2 Schwadronen der Königin-Ulanen, 100 berittenen Guardias Civiles und dem Chasseurbataillon Puerto rico, zur Verfügung gestellt. Unter lebhaften Ovationen der Bevölkerung in Madrid und Malaga fuhr derselbe am 27. November nachts von Spanien ab und traf am 28. nachmittags in Melilla ein. 3000 Mann Truppen, denen noch 4000 folgen sollten, gingen gleichzeitig mit ihm nach diesem Platze ab. Mit militärischen Ehrenbezeugungen und unter dem Jubel der Bevölkerung in Melilla empfangen, besichtigte Martinez Campos dort unmittelbar nach seiner Ankunft die Befestigungen, ließ sich durch General Macias informieren und hatte eine Unterredung mit Muley Araaf, in welcher er den von diesem angebotenen Waffenstillstand ablehnte und die Operationen sofort beginnen zu wollen erklärte. Sein

Martinez Campos.
Oberbefehlshaber des spanischen Heeres in Marokko.



Das Bomben-Attentat in der französischen Abgeordnetenkammer. Originalzeichnung.

Spree-Nachklänge. Originalzeichnung von Paul Heydel.

Instruktionen empfahlen ihm zwar, sich auf den Wiederaufbau des Forts Sidi Aguariah zu beschränken und die Interessen Spaniens bei Melilla zu schützen, ließen ihm jedoch freie Hand, hinsichtlich der ihm hierfür erforderlich erscheinenden Operationen. Am 30. November begann der Marschall mit dem Wiederaufbau des Forts Sidi Aguariah unter dem Schutze des Gros der bei Melilla versammelten Truppen und setzte denselben am 1. Dezember und den folgenden Tagen, unbelästigt durch die Kabylen, fort. Dieselben rechtfertigten in der That die Versprechungen Muley Araafs, der dem Marschall versichert hatte, er stehe mit seinem Kopfe dafür, daß die Kabylen keine Feindseligkeiten mehr beginnen würden. So scheint im Moment, wo wir unsere Schilderungen beendigen, sich die Lage bei Melilla in der That dem Frieden zuzuneigen; ob derselbe ein völliger und dauernder sein werde, dürfte wesentlich von dem Resultate der Unterhandlungen mit dem Sultan über die Kriegskostenentschädigung abhängen; jedenfalls wird Spanien noch eine beträchtliche Truppenmacht bei Melilla lassen müssen, bis der Bau von Sidi Aguariah und einiger anderen daselbst neu angelegten Befestigungen vollendet ist, und Melilla noch auf einige Zeit hinaus einen Gegenstand des allgemeinen Interesses bilden.

Der Ausstellungs-Pavillon des „Norddeutschen Lloyd" in Bremen.

Briefmappe.

C. H. in Berlin. Den Pavillon des „Norddeutschen Lloyd" auf der Ausstellung in Chicago [illegible] wie Ihnen heute durch eine wohlgelungene Abbildung veranschaulichen. Zur näheren Orientierung möge das Folgende dienen. Der Pavillon war im Rokokostil ausgeführt nach Plänen des Bremer Architekten Poppe mit Skulpturen von [illegible] in Berlin. Er hatte die Form einer an der Frontseite geöffneten Halle, zu der eine Treppe emporführte. An der Außenseite versinnbildlichten Statuen die fünf Weltteile, während an die innere [illegible] eine Anzahl von [illegible], die von den Schiffen des Norddeutschen Lloyd berührt werden. — In der Mitte des Pavillons befand sich auf großem Tableau eine Weltkarte in Relief, auf welcher alle Routen verzeichnet waren, welche die Dampfer des Norddeutschen Lloyd befahren. Es sind deren nicht wenige, und alle fünf Weltteile sind durch die [illegible] der großen deutschen Gesellschaft verbunden. Ein Angestellter des Lloyd hatte die Aufgabe, täglich mittels kleiner Schiffchen den jeweiligen Aufenthaltsort der Lloyddampfer zu markiren — ein Vorgang, der von den zahlreichen Besuchern stets mit großer Aufmerksamkeit verfolgt wurde. [illegible] den großen Schiffsmodellen zu, von welchen sechs in dem Pavillon untergebracht waren und die der Gesellschaft gehörigen Postdampfer „Kaiser Wilhelm II.", „Havel", [illegible], „H. H. Meier" und „Spree" darstellten. Zahlreiche Karten und graphische und statistische Darstellungen gaben einen Überblick über die kolossale Entwicklung der Gesellschaft von ihrer Gründung im Jahre 1857 an bis auf die Gegenwart. Heute hat der Lloyd über achtzig Dampfer auf See, die zu den [illegible] der Welt gehören und wegen ihrer großen Schnelligkeit berühmt sind. Die Gesellschaft besitzt in Bremerhaven ein Trockendock, Reparaturwerkstätten und in Hoboken einen eigenen Anlegeplatz. Im Jahre 1892 hat sie über 300000 Passagiere befördert, und die Entfernung, die ihre Schiffe zurückgelegt haben, war [illegible] so groß als der Erdumfang.

Frau Oberst St. V. in H. Wir sind Ihnen dankbar für die gegebene Anregung. Vielleicht dürften Sie [illegible] in einer der nächsten Nummern unseres Blattes finden.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer von BREMEN nach

Newyork — Baltimore
Brasilien — La Plata
Ostasien — Australien

Prospekte versendet — Die Direction
Bremen. — des Norddeutschen Lloyd.

Man verlange ausdrücklich
Leicht löslicher CACAO MOSER
Wohlschmeckend rein und gesund
In ORG: PACKUNGEN mit FIRMA. M: 2,90-2,60- Per ½ Kilo und lose.

Emser Pastillen gewonnen aus den Salzen der König Wilhelms Felsenquellen BAD EMS
Die Administration der Felsenquellen
Catarrh — Husten — Heiserkeit — Verschleimung
Jede Schachtel der aus den Salzen der König Wilhelms-Felsenquellen bereiteten echten Emser Pastillen ist mit einer Plombe versehen. Man verlange daher stets „Emser Pastillen mit Plombe."

Fabrik geruchloser Torfmull-Closets.
Anerkannt bestes System
Carl Fischer, Bremen.

Musikinstrumente,
mit auswechselbaren Notenblättern.
Accord-Zithern, Harmonikas.
M. M. Schmidt, Leipzig.

Illustr. Briefmarken-Journal.
Gebrüder Senf, Leipzig.

100 echte Briefmarken
Carl Mönster, Copenhagen.

Eisenwerk Joly Wittenberg
Feuersichere patent. Treppen
Haupttreppen
Wendeltreppen.
Deutsch. Reichs-Patent.
Kataloge kostenfrei.

Tamar Indien.
Confiture laxative
C. Kanoldt Nachfolger, Apoth. — Gotha.
Tam.-Confitüre.
Verstopfung.

Louis Hermsdorf

Centralheizungen,
Gas- und Wasserleitungen
Hermann Liebold, Dresden.
— Wasserversorgung ganzer Städte. —

1000 echte Briefmarken
eine Mark.
Paul Siegert in Hamburg.

C. Maquet
Berlin
Heidelberg

Lohse's Maiglöckchen
das ausgesprochene Lieblings-Parfüm der distingirten Welt aller Länder.
nur ächt mit der vollen Firma des Erfinders
Gustav Lohse BERLIN
45 Jäger-Strasse 46
In allen feineren Parfümerien, Droguerien etc. des In- und Auslandes käuflich

Zithern
Violinen, alle Streichinstrumente
Gebrüder Wolff.

Gicht u. Podagra
Anthiarthrin-Pillen.
Apotheker Ludwig Sell's
Apotheker Ludwig Sell. Kempten
Sternapotheke Kempten.
SCHUTZ-MARKE L. S.

J. Sch. in Leipzig. H. T. in Liegnitz. H. W. in Dresden. [illegible] St. in L., Kreis Feldeberg. G. A. N. S. in Graz. G. E. in [illegible] J. H., R...gasse in Hamburg. R. L. G. in Wien. A. A. in Frankfurt am Main-Bornheim. E. M. in Hamburg-Borgfelde. [illegible] V. in Kassel. A. W. in Krefeld. E. Konf. G. bei A. in [illegible]. A. S. aus Berlin, Heidelberg im Waldhorn. [illegible] Franz Kurz in Neuß. Theodor Freiberg in E., [illegible] Name in M., R. Tsch. in Sternsheim. [illegible]

[illegible]

K. H. in Wien. Zum Abdruck nicht geeignet. [illegible]

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible]

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Schwestern. Roman von Ida Boy-Ed. Fortsetzung. — John Tyndall. — Unsere Monate. [illegible]

Illustrationen: [illegible]

[illegible]

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
München: Alex. Braunschild ([illegible]);
Budapest: Moritz Hecht (V. [illegible]).

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Zur Beachtung.

Allen unseren **mit Neujahr** in das Abonnement auf **„Ueber Land und Meer"**, Deutsche Illustrirte Zeitung, Großfolio-Ausgabe,

neu eingetretenen Lesern

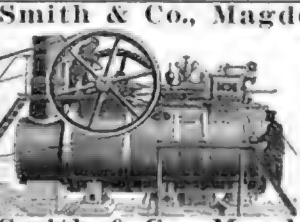
zur Nachricht, daß wir die nötigen Vorkehrungen getroffen haben, um denselben auch das **erste Vierteljahr** (Nro. 1—13) des laufenden XXXVI. Jahrgangs, der schon mit dem 1. Oktober des vorigen Jahres seinen Anfang nahm, auf Verlangen **sofort noch vollständig nachliefern** zu können. Dasselbe kann zum Abonnementspreise auf demselben Wege bezogen werden, auf dem die verehrlichen Abonnenten jetzt das Journal erhalten. Sollte der Nachbezug auf irgendwelche Schwierigkeiten stoßen, so ist die unterzeichnete Verlagshandlung bereit, dieses erste Quartal von „Ueber Land und Meer" gegen Franko-Einsendung von 3 Mark sofort direkt zu übermitteln.

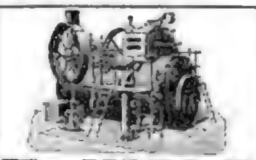
Auch von der **„Deutschen Romanbibliothek"** kann das **erste Quartal** des laufenden Jahrgangs (Nro. 1—13) für 2 Mark noch vollständig nachbezogen werden, entweder von derselben Bezugsquelle, von welcher das **zweite** Quartal geliefert wird, oder auch auf Verlangen direkt von der Verlagshandlung in Stuttgart gegen Franko-Einsendung des Betrages von 2 Mark.

Stuttgart, im Januar 1894.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Blooker's holländ. Cacao ist die feinste Marke.
J. & C. Blooker, Amsterdam (Holland).
Mitglied der Jury Chicago 1893.

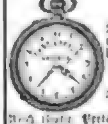
Garrett Smith & Co., Magdeburg.
Hochdruck- und Compound-Expansions-Locomobilen bis 150 Pferdekräfte.

mit Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch genietet. Auszieh-Kesseln mit 5jähriger Garantie für die Feuerbuchsen.
Garrett Smith & Co., Magdeburg.


R. WOLF
Magdeburg-Buckau.
Bedeutendste Locomobil-Fabrik Deutschlands.
Locomobilen
von 4—200 Pferdekraft für
Landwirthschaft
und jegliche Betriebe der
Klein- und Gross-Industrie.
WOLF'sche Locomobilen siegten auf allen deutschen Locomobil-Concurrenzen.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15. — p. mètre. Muster franko.
Seiden-Damaste
Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

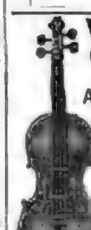
Senf-Papier Rueff
anerkannt bester, einfachster und billigster Senf-Aufschlag.
BEI ERKÄLTUNGEN, SCHMERZEN, CONGESTIONEN etc.
in den Apotheken in Etuis à 10 Blatt oder einzeln.

Für Kunstfreunde.
Unser neuer Katalog für 1894 mit vielen Illustrationen ist soeben erschienen. Derselbe enthält eine reichhaltige Uebersicht über unsere Photographien und Photogravuren nach Originalgemälden alter u. moderner Meister religiösen, mythologischen, historischen und mythologischen Inhaltes: Genrebilder, Jagd- und Sportbilder, Landschaften und Seestücke; Pracht- und Sammelwerke. Der Katalog wird gegen Einsendung von 30 Pfennig (fürs Inland) und von 50 Pfennig (fürs Ausland) in Briefmarken franko zugesendet.
Photograph. Gesellschaft, Berlin.

Gebr. Loesch,
Uhren-Fabrik,
LEIPZIG.

Versand aller Arten abgezogener und genau regulirter Uhren zu [illegible] billigen Fabrikpreisen.
2 Jahre Garantie und Umtausch gestattet.
[illegible]

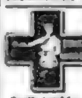
Patent-Anwälte
C. Fr. Reichelt & W. Hajdemicz
diplomirt-prämiirt.
Dresden Wilsdrufferstr. 21.

Soeben erschien:
Leuckarts Franz-Album.
Ausgabe für tiefere Stimme.
Enthaltend 22 ausgewählte Lieder mit Klavierbegleitung
von
Robert Franz.
Grosser Format geheftet M 3,— rollt. gebunden M 4,50.
Gegen Einsendung des Betrages erfolgt portofreie Zusendung.
Verlag von F. E. C. Leuckart in Leipzig.


Violinen, Cellos etc.
in künstl. Ausführung.
Alte ital. Instrumente
für Dilettanten u. Künstler.
Zithern
berühmt wegen gediegener Arbeit und schönem Ton; ferner alle sonst. Saiteninstrum. Coulante Beding. Illustr. Katalog grat. u. frco.
Hamma & Cie.
Saiteninstrumenten-Fabrik.
Stuttgart.

HYGIENE DES KOPFES
Schonheit der Haare
EAU DE QUININE
VON
ED. PINAUD
Unfehlbar gegen Schuppen und Ausfallen der Haare
37, Boulᵈ de Strasbourg, PARIS
Jede ächte Flasche ist mit nebenstehender Unterschrift versehen.
PARIS 1889
GRAND PRIX

Veraltete Krampfaderfußgeschwüre, langjährige Fisteln. Fr. Jekel, Breslau. [illegible]


[illegible]
Emil Schäfer, [illegible] Chemnitz.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen,
auf Papier wie direkt auf Holz gedruckt. [illegible]
Mey & Widmayer in München I.

Warnung.
Der grosse Erfolg, den unsere
Pat.-H-Stollen
[illegible] Nachahmungen gezeitigt. Man kaufe daher unsere
Stets scharfen
H-Stollen

[illegible]
Leonhardt & Co.
Berlin, [illegible]

Zur Kräftigung Kranker und Genesender!
Nährmittel aus Fleisch
SOMATOSE
Aerztlich geprüft und empfohlen als vortrefflich
geruchlos, geschmacklos.
[illegible]
Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co., Elberfeld.
wirkend bei Magenleiden, Bleichsucht, Schwindsucht, engl. Krankheit, schwächl. Kindern, Reconvalescenten.
[illegible]

Prämiirt mit der Medaille der Kriegskunst-Ausstellung Köln 1889.

D. R. G. M. Nr. 13188. D. R.-Patent Nr. 52079.

Kleiderbügel „Puck“, einfacher Apparat zum zweckmässigen Aufhängen

der

Damen-Kleider.

Ordnung und Raum-Ersparnis im Schrank

von

Hose, Weste, Rock.

Kein abgerissenes Aufhängsel mehr!

M. —.60 einfacher Puck (Hakenbügel) } das Dutzend = 12 Stück { M. 5.—
„ 1.20 Puck mit Leder-Ösen } „ 10.—
(Die Leder-Ösen schonen den Rock.)

Elegante Picke polirt, geschnitzt, lackirt etc. in jedem Stile.

Einzige Medaille und Ehren-Diplom der Weltausstellung Chicago.

Puck Co., Hamburg.

Grosse Rückerstrasse 12.

Berlin, Kleine Präsidentenstrasse 2. London, 3 & 4 Aldersgate Buildings. New-York, Frankfort Street 52.

Grosse Goldene Medaille Berlin 1880. Ehren-Diplom und Goldene Medaille Nürnberg 1890.

Höheres Handels-Institut

Villa Longchamp, Oecby, Lausanne.

Moderne Sprachen, Franz., Engl., Ital. [illegible]

Buchführung

Correspondenz, Rechnen.

Schönschrift.

Verlangen Sie gratis

Prospect u. Probebrief

Bessere Stellung! Höheres Gehalt!

F. SIMON Berlin O 21 Abtheilung 4 brieflich

Locarno

Kapitalstation der Gotthardbahn am Lago Maggiore

Circular-Wagenverbindungen

die allernächste und allerbeste Winterstation.

Von allen medic. Autoritäten u. speciell von Kgl. Bayer. Hof.-Rat Herrn Univ.-Prof. Dr. A. v. Dirsen-Berlin [illegible]

Nr. Nachstehende in alphabet. Reihenfolge aufgeführten Hotels werden vom Unterzeichneten bestens empfohlen:

Pension Belvedere, Grand Hôtel Locarno, Hôtel Schweizerhof, Hôtel & 3 Couronnes, Pension Villa Marietta, Pension Seehof-Nessi, Hôtel St. Gotthard, Pension Villa Righetti, Pension York-Lorretta, Hôtel de Lac, Hôtel Splendide-Royal, Hôtel de la Couronne-Suisse.

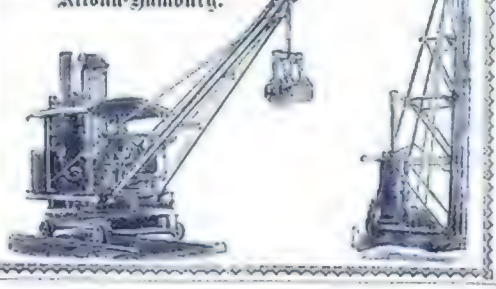
Der Verkehrsverein von Locarno.

Dampframmen, Dampfkrähne und Priestmann's Greifbagger

in allen gewünschten Größen und Typen bei

Wenck & Hambruch,

Altona-Hamburg.



Spielhagen's Zahncrême

Bestes

Zahnreinigungsmittel der Neuzeit. Macht die Zähne tadellos weiss, blendend weiss, conservirt dieselben und schützt vor Zahnschmerzen.

Franz Spielhagen, Berlin SW. 29.

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt

RIVA am Gardasee.

Saison- und Dauergäste.

Bäderhäuser und Bewegungsbahnen.

Wochenpension von 25 Mark aufwärts.

Näheres über Riva in Dr. von Hartungen's Handbuch der klimatischen Heilkunde bei Isolirt Schabert Berlin.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Das Buch Gicht

Naturgemäss, Rationalmässige Wesen und Heilung von Specialarzt Dr. Hedbavny verwendet [illegible]

Chem. Fabrik Falkenberg-Grünau.

Heilanstalt für Hautkrankheiten.

Leipzig-Lindenau, Dr. med. Ibler.

Die neuesten Mittel gegen

Bleichsucht, Haemol und Haemogallol.

Professor Dr. med. R. Kobert,

[illegible] Kauflich in allen Apotheken und Drogenhandlungen in der Form von Tabletten, Pulver oder Chokoladepastillen.

— Goldene Medaille Chicago 1893. —

The „Crandall“

Beste und billigste Klavatur-

Schnellschreibmaschinen.

Preis M. 300.—

Prospekte gratis und franko bei:

Crandall Machine Co. of U. S.

Europäische Filiale:

Amsterdam, Keizersgracht 302.

Wiederverkäufer gesucht!

Elegante Bilder-Plakate, Frauenschönheiten etc., sowie

Reclame- Geschäfts- u. Adress-Chromokarten, Umschläge für Preislisten etc.

Stets Neuheiten in feinstem Farbendruck.

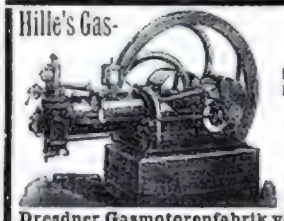
Grosser Verlag in Chromos, Reliefs, Stickers, Gratulations-, Menu-, Tisch- und Tanzkarten und Programme etc. Kalender und Blockkalender-Rückwände.

Anfertigung von Special-Aufträgen für Chromodruck, Plakate, Etikettes etc.

Muster stehen auf Verlangen zu Diensten.

Luxus-papierfabrik von Liebich & Kuntze, Leipzig-Reudnitz,

Kunstanstalt für Chromolithographie, feinsten Chromodruck und Prägerei.



Hille's Gas- und Petroleum-Motoren

normale Tourenzahl, Keine Schnellläufer.

Der einzig wirklich brauchbare Motor für Gewerbe und Landwirtschaft

zuverlässlich einfach, zuverlässig, ausserordentlich leicht zu bedienen.

Kräftig gebaut, reichliche Kraftleistung.

Petroleum-Verbrauch ca. ½ Liter pro Stunde u. Pferdekraft.

Wirklich billige Preise.

Dresdner Gasmotorenfabrik vorm. Moritz Hille, Dresden.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.

Paris, E. Grillon

33, rue des Archives

IN ALLEN APOTHEKEN

„Drei in Einer“.

Wirklich Grösse der Nähmaschine.

Neueste Vervollkommnung der Nähmaschine.

[illegible] zeitgemässe Gründung einer deutschen Dame — erste [illegible] auf dem Gebiete der Mechanik — —

Wertheim Electra Triplex

(Dreistichmaschine) D. R. P.

der Deutschen Nähmaschinen-Fabrik von J. Wertheim, Frankfurt a. M.

Die **Wertheim Triplex** näht drei grundverschiedene Nahtarten: Steppe, Ketten- und Zier- oder Stichnaht; ferner prachtvolle Stoppen in Verbindung u. Tricot ohne besonderen Apparat. Der Käufer erwirbt also Drei Maschinen in Einer. Der leicht aufziehbare Kettenfaden eignet sich für Kattunkleider, Hosenlöcher und Taschenarbeiten, bleibt mit der Hand gerissen, ein Beschädigungen beim Trennen des mit Steppstich Genähten zu vermeiden; die Stoppelfertigkeit aus diesen verschiedenartigen Nähten bietet ein prachtvolles hochaufgetragenes Relief. Die Wertheim Triplex ist die Maschine der Zukunft. Reflectanten wollen nicht versäumen, dieses Drei-Mittel einer Nähmaschine zu begutachtigen.

Zu haben in den besseren Nähmaschinen-Handlungen, event. wende man sich an die Fabrik.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

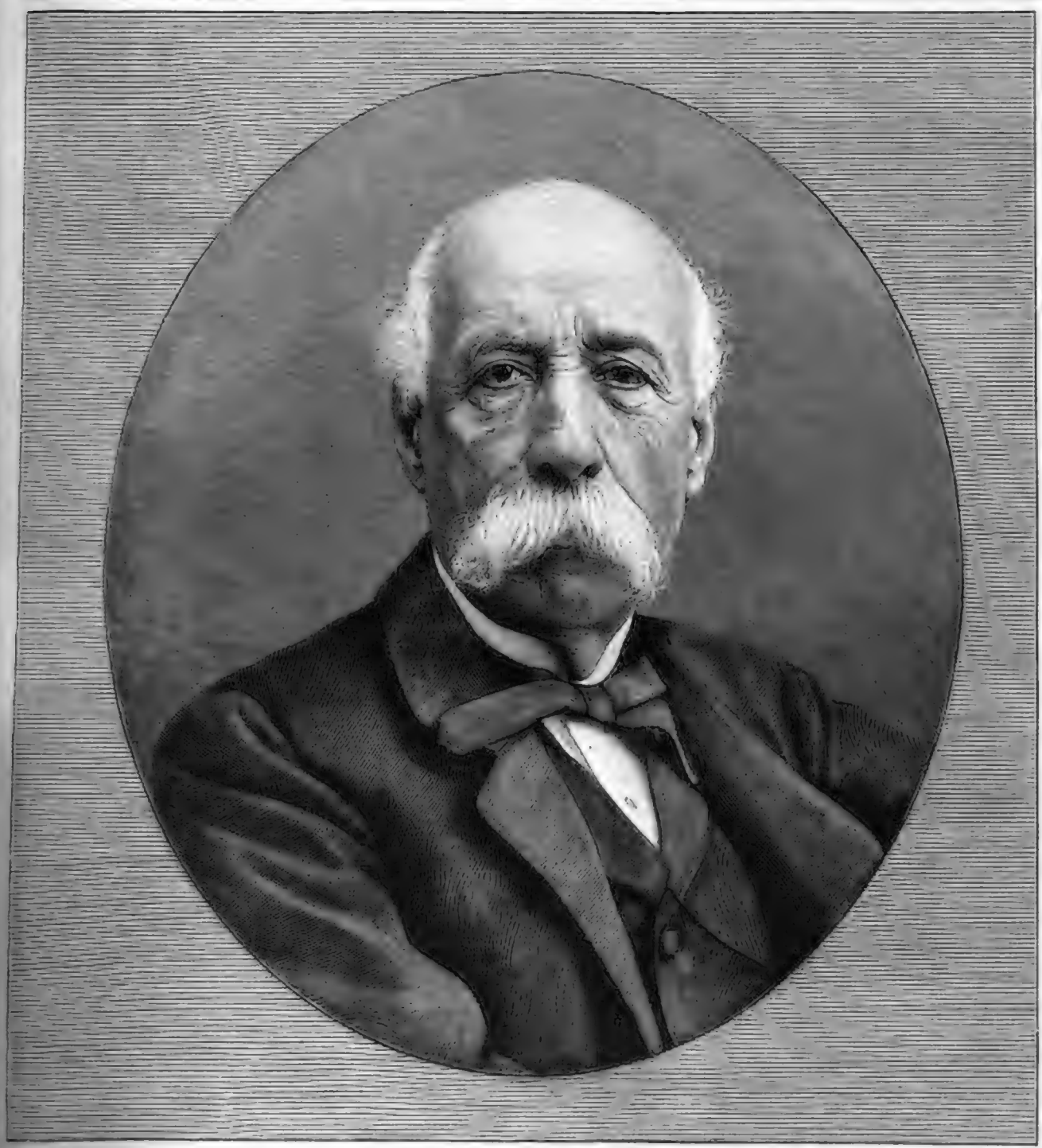
Ueber Land und Meer.

71. Band.
Achtundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Nr. 15.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.



Francesco Crispi, italienischer Ministerpräsident.

Die Schwestern.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung)

Oft ertappte Petra die Schwester, daß sie spät am Fenster stand und hinüber starrte auf das Haus, in welchem einst die arme Malve gewaltet. Auch ging Marianne, ohne daß Günther es je erfuhr, täglich hinüber, wenn er im Dienst war, um sein Heim in Ordnung zu halten. Denn Mike, welche mit ihrem großen Selbstbewußtsein sofort die Zügel der Regierung ergriffen hatte, war wohl treu, sauber, pünktlich — allein für die Anmut eines Heims hatte sie kein Verständnis. So fand Günther, ohne zu ahnen, welcher gute Geist hier walte, seine Zimmer immer vom Zauber der Häuslichkeit durchweht.

Die Kälte, das Unbewohnte, Oede, das sich sonst in Räumen breit macht, aus denen die Herrin schied, kam nicht über diese Schwelle.

Und wie pflegsam war Marianne mit der armen Mutter. Sie schien unausgesetzt darauf bedacht, sie mit Gesprächen zu zerstreuen, Beschäftigungen für sie auszusinnen.

Wenn Petra so die Schwester beobachtete, schämte sie sich der langen überstandenen Krankheit, als sei das ein freiwilliger, unnützer Zeitvertreib gewesen. Sie schämte sich aller Launen und Empfindsamkeiten, aller Ansprüche und aller Eigenheiten.

Die allerärgste Tyrannei hatte sie aber dadurch geübt, daß sie so ziemlich alle Welt aus dem Hause verscheucht hatte. Wurde ein Besuch gemeldet, hatte sie gebeten: „Schont mich. Nehmt ihn nicht an."

Marianne verstand es wohl: Petra fürchtete sich, den Namen Sellhausen zu hören und wollte sich deshalb vor allen Menschen verstecken.

Nun grübelte Petra darüber nach, wie sie helfen könne, daß wieder etwas Leben ins Haus käme.

Aber Brücken abzubrechen, ist leichter, als aufbauen.

Während Petra so daran dachte, daß sie die ihrigen aufheitern müsse, kehrte unmerklich selbst ein kleiner Durst nach Freude und Glück in ihre Seele wieder.

Ihr war manchmal, als müsse sie die Glieder recken und dehnen wie nach langem Schlaf.

Sie bekam rechten, natürlichen Appetit und als sie sah, daß allein schon ihr Hunger den Ihrigen ein Vergnügen bereitete, regte sich in ihr ein bißchen Uebermut. Zum erstenmal hörte man wieder ihr Lachen und sie erklärte sich Mariannen gegenüber bereit, täglich eine Extravorstellung zu geben, falls man ihr lauter gute Sachen vorsetze.

Sie fing auch wieder an, sich mit ihrem Aeußeren zu beschäftigen und machte die erschreckendsten Entdeckungen.

„Ich seh' ja noch naseweiser aus als früher," klagte sie vor dem Spiegel, „mit dem Jungskopf voll kleiner Locken! Ich glaube, wenn ich fortan auch lauter vernünftige und bedeutende Sachen sagte — kein Mensch glaubte sie mir. Weißt Du, Alte, 'mal im Theater sah ich immerzu den Marionettenbläser an und dachte: Der sieht nun aus, als lacht er immer los und ist doch inwendig ganz traurig. Gerade so komme ich mir vor."

Marianne war glücklich über diese kleinen Züge rückkehrender Lebensfreudigkeit.

Langsam entstand nun in Petra die brennendste Neugier, was die Menschen wohl sagen würden, wenn sie sie so sähen. Unter „Menschen" verstand sie natürlich den einen, den sie vielleicht nie wieder sehen würde. Denn seit jenem Strauß, der als Weihnachtsgruß zu ihr gekommen, hatte sie kein Zeichen mehr empfangen, daß er ihrer denke.

Jene Blumen waren vielleicht gewesen, wie die Kränze, welche sie auf Malves Grab schichte — ein Erinnerungsopfer an eine Tote. Blumen auf das Grab seiner Liebe.

Aber Felix, den lieben alten Felix, konnte sie doch wiedersehen. Dreimal war er dagewesen und abgewiesen worden. Nun kam er gewiß nicht wieder.

Petra beschloß, ihm aufzulauern. Sie bezog „Wachtposten", wie sie das bei sich selber nannte. Sie verlegte ihren Sitz ans Fenster. Bisher hatte sie, aus Sorge vor möglichen Erkältungen, immer am Tisch sitzen müssen. Aber nun ließ sie sich nicht abhalten, einem etwaigen Lüftchen zu trotzen. Um sich zu beschäftigen, begann sie zu aquarelliren. Das Sticken hatte Eicke noch verboten, denn Petra war gewachsen in der Krankheit und übermäßig schlank geworden. Es hieß, den Rücken schonen. Zum Lesen hatte Petra aber gar keine Lust mehr. Sie fand alle Romanhelden läppisch, uninteressant und häßlich — denn es war zufällig kein Lieutenant zur See dabei gewesen, den die betreffenden Autoren hätten mit Porträtähnlichkeit schildern können.

Talent hatte Petra blitzwenig zum Malen. Aber man brauchte doch notwendig das unmittelbare Licht am Fenster dazu — das sahen alle ein.

Sie bemalte Holzgegenstände mit Blumen und versprach Eicke sie zum Geschenk, der sich aber dagegen sträubte, in sein künstlerisches Heim so greuliche Dinge zu nehmen. Petra sagte, er könne sie in eine heimliche Schieblade schließen und oft besehen. Den Wert als souvenir d'amour hätten sie immer. Und daß Eicke sie liebe, sei doch offenbar. Grobheit sei eben seine Form für Zärtlichkeit und gröber als er mit ihr gewesen, könne man nicht sein.

Eicke strahlte zu den Neckereien und sah Marianne an. Teils wollte er ihr durch seine Blicke sagen: „Sie weiß, daß ich Dich liebe und zieht mich deshalb auf;" teils wollte er sagen: „Gott sei Dank, daß sie wieder ihre Krallenpfötchen zeigt."

Fünf Tage saß Petra, ohne daß der Ersehnte sich zeigte. Entweder ging Felix gerade in die Stadt, wenn Dallmers aßen, oder aber er fuhr in seiner Freistunde an Bord des Schiffes, auf welches Arel kommandirt war.

Endlich, am sechsten Tag, es war an einem Sonntag, ging er vorüber. Eine Menge Kameraden waren mit ihm, fröhlich zogen die jungen Leute zur Stadt, sich eines Urlaubs zu erfreuen.

Petra fühlte, wie sie rot wurde und wie ihr Herz klopfte.

Felix' Augen überflogen mit einem sehnsüchtigen Blick die Fenster des Dallmerschen Hauses, nur gerade das, an welchem Petra saß, streifte er nicht.

Enttäuscht sah Petra ihn weitergehen.

Gewiß, die dumme Veranda war schuld. Sie deckte mit ihrem Vorbau gerade Petras Fenster, wenn man von der Marineakademie her kam.

Auf einmal fand Petra, daß sie noch mehr Licht brauche. Sie müsse unbedingt in der Veranda malen.

Ehedem hätte Frau Dallmer ihre Blumen verteidigt und sich dagegen gesträubt, daß man eins der Fenster frei räume; nicht etwa mit einem knappen Verbot hätte sie es Petra untersagt, sondern in langen Streitereien, in welchen sie doch zuletzt die Unterliegende gewesen wäre. Heute war es ihr gleich, fast interesselos ließ sie alles geschehen, was die Töchter wollten.

Marianne aber freute sich zu sehr, daß Petra Unternehmungsgeist zeigte; sie gab dieser eigenwilligen Idee nach.

Petra war sehr zufrieden mit dem neuen Platz. Ihre Augen waren aber mehr auf der Straße als bei der Malerei.

Sowie eine Marineuniform sichtbar ward, fühlte Petra eine schmerzliche Freude. Nun war aber fast jeder dritte Mensch, der vorbeikam, ein Marineoffizier. Da Petra den Geliebten selbst nicht sah, tröstete sie sich an dem Anblick des Gewandes, das auch er trug. In diesen Tagen verliebte sie sich in die Uniform der deutschen Marine und konnte gar nicht begreifen, daß sie dieselbe früher zu ernst, zu wenig elegant gefunden.

Ihr Bleistift zeichnete alle Uniformstücke hin und ein ganzes Blatt Papier war schon mit mehr oder weniger verzeichneten Dreimastern bedeckt.

Wieder gingen einige Tage hin. Da kam Felix ganz allein des Wegs. Sein Auge hing an den oberen Fenstern des Hauses — dann ging es auf die Fenster der Veranda über.

Und plötzlich stockte sein Fuß. Felix hatte Petra gesehen. Er stand still und sah hinüber.

Und sie saß wie angewurzelt, die Hände an den Tischkanten und guckte ihn an. Sie waren beide rot vor freudigem Schreck.

Er grüßte nicht — sie neigte nicht das Haupt. Vor Aufregung vergaßen sie es beide.

Dann marterte Petra sich mit dem Gedanken, ob er es wohl Arel erzählen werde, daß sie am Fenster gewesen und ob Felix wohl morgen wieder vorbei käme. Sie sah nach der Uhr und stellte die Minute fest.

Am nächsten Tag lag die Uhr immer neben Petras Malwasserglas. Als es dieselbe Zeit wurde wie gestern, da Felix vorbeiging, konnte Petra vor Nervosität nicht mehr malen.

Und richtig. Er kam, ganz langsam ging er und heute grüßte er und Petra nickte heftig.

Das wiederholte sich noch viele Tage, bis Felix unumstößlich wußte: „Sie sitzt und wartet, daß ich komme", und Petra fühlte: „Er kommt meinetwegen." Nun zweifelte sie auch nicht mehr, daß er zu Arel davon sprechen werde. Es war doch eine Wohlthat, zu denken, daß „er" wenigstens von ihr mit dem Bruder spreche, daß sie nicht ganz tot für ihn sei.

Sie fragte Marianne, ob sie wohl, wenn Felix heute nachmittag wieder vorbei komme, winken dürfe, daß er einträte.

Als Marianne darüber in Zweifel schien, vertraute Petra ihr an, daß sie eine Botschaft an Arel zu senden habe.

„Welche denn?" fragte Marianne und streichelte ihr mitleidig das Haar. „Du kannst doch nicht sagen lassen, daß Du Dich gebessert hast und ob er Dich nun will? Bedenke, daß auch die gewundensten Erklärungen, die zartesten Worte allzu leicht auf diesen Sinn hinausgedeutet werden könnten."

Petra stützte die Ellenbogen auf und legte die geballten Hände gegen die Schläfen. Sie starrte mit dem Ausdruck tragischer Verzweiflung vor sich hin.

„Ich — mich gebessert? Ach, du meine Güte, seit ich wieder tüchtig esse, bloß um euch Freude zu machen — Eicke sagt, ich soll Dir Freude machen — seitdem ist der alte Adam wieder in mir wach geworden. Nur als ich krank und hungrig blieb, war ich so klein."

Sie löste die rechte Hand und zeigte mit Zeigefinger und Daumen ein Maß ihrer seelischen Kleinheit.

„Also wolltest Du ihm das sagen lassen?" fragte Marianne lächelnd.

„Nicht gerade mit den Worten. So als höhere Tochter hat man auch seine Bildung. Neulich gab mir Du Tasso zu lesen. Da fand ich ein Wort. Ich hab's dick unterstrichen — mit Tinte — ach, schilt nicht, es ist Dein Goethe, aber ich dachte im Moment, es wäre bloß Mamas — ja und den Tasso will ich ihm schicken," erklärte Petra und suchte aus einem Haufen von Büchern, der neben ihr auf der Fensterbank lag, den Band Goethe heraus.

„Da," sagte sie und gab ihn Marianne. Diese blätterte und blätterte und fand bald eine Stelle mit einem fürchterlichen Tintenstrich.

„Es kann der Mensch sich von sich selbst nicht scheiden," las sie laut.

„Siehst Du," sprach Petra befriedigt. „Ich bin gewissermaßen klassisch entschuldigt. Warum hat der liebe Gott mich so gemacht. Von meiner Natur mich scheiden, kann ich nicht. Wem meine Natur widerstrebt, der braucht mich nicht zu lieben. Aber Milderungsgründe soll er mir zugestehen."

Und nach einer Pause fügte sie weinerlich hinzu:

„Es thut so wohl, zu denken, daß er mich entschuldigt, versöhnt sich erinnert. Er soll mich nur nicht verachten."

Sie fing wild an zu schluchzen. Marianne war ganz erschüttert. Und endlich glaubte sie erzählen zu dürfen, daß Arel am Weihnachtsmorgen hier gewesen und was er damals gesagt.

Petra hörte auf zu weinen und sah mit verklärten Augen die Schwester an.

„Aber warum kommt er denn nicht? Er läßt mich zappeln, das ist schändlich. Doch nein, siehst Du, er war damals nur mitleidig wegen meiner Krankheit. Er weiß doch, daß ich nicht für ihn passe. O, wäre ich doch gestorben — wäre ich doch tot, tot, wie Malve. Lieg' ich doch bei ihr im Grab!"

Was sollte Marianne zu diesem Ausbruch von Jammer sagen.

Trostworte waren um so unnützer, als es keineswegs ausgeschlossen schien, daß Petra nach fünf Minuten wieder hoffnungsvoll sein würde.

Ihr fiel zum Glück etwas sehr Ablenkendes ein.

Digitized by Google

„Felix kann gleich vorbei kommen!“

Auf der Stelle versiegten Petras Thränen. Sie machte aus ihrem Taschentuch einen Knäuel, hauchte darauf, tupfte gegen die Augen, hauchte wieder und fragte: „Seh' ich verweint aus?“

Dann gab sie Mariannen einen Kuß, was so viel heißen sollte, als eine Bitte um Verzeihung für die aufregende Scene.

Und dann setzte sie sich zurecht, um zu „malen“, das heißt, um mit dem Pinsel in der Hand auf Felix zu warten.

Die Minuten rückten vor. Noch vier, fünf — er würde kommen und sie würde winken. Aber die Minuten verstrichen. Nun, das war schon vorgekommen — fünf Minuten Spielraum oder mehr für sein Erscheinen waren natürlich.

„Wenn ich bis hundert gezählt habe, ist er da.“

Sie zählte. Erst sehr schnell, als könne sie ihn durch schnelleres Zählen herbeischaffen. Dann ganz langsam und endlich im schleppendsten Tempo.

„Neun — und — neunzig — hundert!“

Und kein Felix.

Irgend ein Kamerad hatte ihn aufgehalten, hatte mitgehen wollen, Felix suchte das abzulehnen. Richtig, da kamen ihrer vier Kadetten vorbei. Er mochte lieber allein vorübergehen. Also noch einmal bis hundert, aber ganz im Takt der pickenden Uhrräder.

„Vierundvierzig, fünfundvierzig, sechs — und —“

Die bebenden Lippen blieben halbgeöffnet stehen. Eine unsichtbare Gewalt zog die ganze Gestalt empor. Das Köpfchen streckte sich gegen die Fensterscheibe vor. Die Hände falteten sich, wie damals, als der Zug denselben Mann davon führte, der jetzt draußen stand. Das Auge starr auf das Mädchengesicht gerichtet, die Hand stützend am Gartengitter.

Im Märzsonnenschein stand er und der silberne Gürtel seiner Galauniform funkelte, unter dem Dreimaster blickten die dunklen Augen unverwandt in jene blauen, die ihm so nahe schienen, als wäre keine Glaswand dazwischen.

Und dann, als die Händchen da drinnen sich so flehend falteten, kam Bewegung über ihn. Er schritt zur Gitterpforte. Daß sein Felix mit ihm war, vergaß er so ganz, wie Petra es so ganz übersah. Kaum, daß er den Fuß zum Schreiten hob, flog Petra vom Fenster fort. Der Maltisch fiel um und das Wasser ergoß sich in den Farbenkasten, der Stuhl sank polternd zurück.

Gab es Thüren? Mußten sie erst geöffnet werden?

Schrillte die Glocke durchs Haus, als brenne es, weil draußen jemand läutete, dem schon von selbst geöffnet ward?

Ein Schrei, ein Jubelruf tönte durch den Flur und Petra hing am Halse des Geliebten.

Sie weinte und lachte und er sah mit nassen Augen auf den rothblonden Kopf herab.

Und Felix stand dabei und schloß umsichtig die Hausthür und schob beide in die Stube, wo schon Marianne ihnen, bleich vor freudigem Schreck, entgegenkam.

Felix, um seiner unbändigen Wonne Ausdruck zu geben, küßte Marianne immerfort die Hände und sah ihr mit überschwenglicher Zärtlichkeit in die Augen.

Aber plötzlich ließ Petra ab von ihm. Sie löste sich aus Arels Armen, trat zurück und rief:

„O, mein Gott — wie schwer — wie schrecklich!“

Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht.

„Was hast Du? Liebste, Geliebte! Zürnst Du mir noch, daß ich Dich ehedem anders haben wollte, als Du bist?“ fragte er.

Petra sank auf einen Stuhl und verbarg ihre Stirn an der Wand. Arel trat zu ihr und wollte ihren Kopf an seine Brust nehmen. Aber sie wehrte ab.

Fragend sah der Mann die ältere Schwester an. Felix stand ganz bestürzt.

Da stellte sich Marianne neben ihren Liebling, zog ihn an sich, so daß das kummervoll gebeugte Köpfchen sich in den Falten ihres Kleides verstecken konnte und sprach:

„Petra glaubt, daß Sie, lieber Arel, erwarten, die Krankheit und der Trauerfall, der uns betraf, hätten ihr die frühere Lebendigkeit geraubt. Vielleicht, so glaubt Petra, hoffen Sie nun, eine stille, artige Frau voll sanfter Ergebenheit passe endlich zu Ihnen und bringe Ihnen das Glück, welches Sie erhoffen. Aber voll Selbsterkenntnis fühlt meine Schwester, daß sie ihr eigentliches Wesen doch nicht ändern kann. So fürchtet sie, daß Sie getäuscht werden und dauernd des Glaubens bleiben könnten, Petra eigne sich nicht zu Ihrer Gattin.“

Arel kniete neben Petra nieder und umschlang die schmächtige Taille mit seinen Armen.

„Ich beschwöre Dich,“ bat er voll ernster Innigkeit, während seine Augen sich feuchteten, „mir zu glauben, daß ich Dich früher nicht gut genug erkannt hatte. All die kleinen stachlichten Auswüchse Deines Wesens nahm ich Thor für Zeugnisse Deiner innersten Seele. Nun aber weiß ich es, seit jenem Morgen, als Du durch Sturm und Regen mir nachgelaufen kamst, daß Dein Herz voll tiefer Weiblichkeit ist, die besinnungslos dem Geliebten sich ergibt. Nun weiß ich es, daß Du meine ehrliche, tapfere, herzige Petra bist. Und Dein Temperament soll bleiben wie es ist. Du wärest nicht mehr Du, wenn Du aufhörtest, mein kleiner Kobold zu sein. Und wenn Deine stinke Zunge mir empfindlichen Menschen doch einmal weh thut, will ich daran denken, daß es eben nur die Zunge ist. Dein Herz, Dein goldenes Herz will mir nur Liebe geben. Du bist meine Rose — trotz der kleinen Stacheln die duftigste von allen.“

Da lugte Petra aus den Kleiderfalten hervor, in denen sie ihr Gesicht versteckt gehalten und blinzelte Arel an.

„Es sind aber doch schrecklich viel Dornen daran,“ sagte sie halb kläglich, halb lustig.

Und mit einemmal fiel sie Arel um den Hals, in Weinen und Lachen.

XIV.

Nun war eine Braut im Hause, aber Petra durfte sich ihres Glückes nur heimlich freuen. Denn ein trauriges Schauspiel begab sich: die Mutter gönnte der lebenden Tochter kein Glück. Sie grollte ihr und oft schien es, als ob sie Petra nicht verzeihe, daß sie, die minder Geliebte, genesen, während Malve, ihr Abgott, dahingegangen sei. Die Mutter sah es als einen Frevel an der Toten an, daß die Lebende an Liebe und an eine Zukunft denken möge.

Marianne that, was in ihren Kräften stand, um der jungen Schwester die Erkenntnis der Gefühle zu ersparen. Sie stellte der alten Frau vor, daß doch Petra seit Monaten so viel um Arel gelitten, wie das Glück sie nun vollends die lange Krankheit überwinden lasse, wie auch der Mutter der Sonnenschein wohlthun werde, der vom jungen Brautpaar ausging. Umsonst.

Ganz vorsichtig gab Marianne ihr dann zu verstehen, daß diese Ungerechtigkeit Petras Herz verbittern und der Mutter entfremden könne.

Aber da wandte die Frau, welche bislang immer aus Mariannens schweigender Zuhörerrolle den Wahn geschöpft, in der Stieftochter eine unbegrenzte Bewunderin und Gesinnungsgenossin zu haben, sich heftig gegen diese:

„Ungerecht? Ich?“ rief sie weinend über so viel Undankbarkeit und Verkennung aus, „bin ich nicht euch dreien immer gleichmäßig die unermüdlich treue Mutter gewesen? Freilich, strenger hätte ich sein sollen, viel strenger. Euch nicht mit so aufopfernder Liebe verwöhnen! Aber ihr habt kein Herz, Petra und Du. Ihr habt die arme Malve schon vergessen. Sie, sie wußte besser, was meine Mutterliebe wert war.“

Plötzlich verstummte sie. Fiel ihr jenes schreckliche Richterwort ein, das von den Lippen der sterbenden Tochter gekommen? Unsicher sah sie auf Marianne, um in deren Augen zu lesen, ob auch sie des Wortes gedenke. Aber Marianne sah zu Boden.

Frau Dallmer fühlte wohl, durch diesen einen kleinen stummen Augenblick, daß keine Reden ihre Gesinnung verständlich machen könnten. Sie griff nach einer anderen Verteidigung.

„Wir können Günther doch unmöglich zum Zeugen einer fröhlichen Brautschaft machen! Was soll er dabei empfinden! Vor drei Jahren kam er selbst als hoffnungsseliger und liebender Bräutigam ins Haus. Nun soll er zusehen, wie ein anderer das Glück genießt, das ihm so schnell entrissen ist? Muß der Gram um seine verlorene, heißgeliebte Malve, um sein grausam abgerissenes Eheglück ihm nicht stündlich neu werden dabei?“

Frau Dallmer hatte entweder ganz vergessen, daß Günther durch Malve mehr Leiden als Glück erfahren, oder sie wollte sich selbst einreden, daß hier ein seliges Lieben zweier gleichgestimmten Seelen durch den Tod abgeschnitten worden war.

„Gut,“ sprach Marianne entschlossen, „so soll Günther der Richter sein. Willst Du mir gestatten, heute abend mit ihm zu sprechen?“

Frau Dallmer wischte sich Thränen aus den Augen.

„Ja! Mir wäre es nicht möglich,“ sagte sie.

Abends, gegen acht Uhr, verwies Marianne das Brautpaar in den Salon und erwartete selbst Günther im Verandazimmer. Sie saß und stickte, aber ihre Finger zitterten doch ein wenig.

Günther trat ein und wie immer ging über sein ernstes Gesicht ein warmer Strahl, als er Mariannen sah. Ihre Persönlichkeit erschien wie der verkörperte Friede. In ihrer Nähe ruhten alle schweren Gedanken und ein Gefühl von sanfter Erlösung kam in seine Seele. Die grausamen Leiden der letzten Monate schienen fern gerückt. Eine wunschlose und versöhnte Ruhe beglückte ihn.

Er reichte ihr die Hand.

„Ich bin jeden Tag von neuem dankbar,“ sprach er und setzte sich mit an den Tisch, auf dem eine verschleierte Lampe brannte, „so dankbar, daß ich kommen darf, als sei hier meine Heimat.“

„Sie ist es und wird es immer bleiben, so lange Sie wollen. Unsere Mutter fürchtet aber, daß ein neu eingetretenes Ereignis Ihnen das Hiersein verleiden möchte.“

„Ein solches kann es gar nicht geben,“ sagte er voll Ueberzeugung.

Marianne legte ihre Stickerei hin, sah Günther gerade an und sprach:

„Heute nachmittag hat Petra sich mit Arel Selthausen verlobt. Mutter ist in eine hochgradige Erregung darüber geraten und möchte am liebsten die Einwilligung verweigern oder doch um ein Jahr hinausschieben. Sie sieht darin, daß Petra sich freuen kann, eine Beleidigung des Andenkens der Verstorbenen. Und, da Mutter und ich hierüber verschiedener Ansicht waren, haben wir beschlossen, daß Sie entscheiden sollen. Wird es auch Ihnen Schmerz bereiten, ein glückliches Paar zu sehen, so sollen die beiden noch warten.“

„Haben auch Sie, Marianne, mich für einen solchen feigen Egoisten gehalten? Nein, ich weiß es, Sie haben meine Antwort im voraus gekannt,“ sagte Günther und sah sie liebevoll an. „Ich gönne unserer lieben Petra von Herzen alles Glück. Ihre Freude soll und darf auch uns das Herz erhellen.“

Mariannens Augen strahlten auf. Ja, sie hatte diese Antwort erwartet.

Günther sah in das Licht der Lampe hinein, nachdenklich, abwesend. Mehr für sich als für Marianne sprach er halblaut:

„Das ist eine wunderliche Art zu trauern, die sich an Daten hält, die von einem bestimmten Tag an sich wieder erlaubt, fröhlich zu fühlen. Arme Tote, die ihr kein besseres Erinnern findet! Soll ich den Zusammenbruch von so viel Hoffnungen heute schärfer empfinden, als übers Jahr? Die Zeit mildert — gewiß! Wunden heilen. Aber die Narben bleiben doch sichtbar — immer! An Gräbern wird so viel gelogen und übertrieben, daß es eigentlich kein Wunder ist, wenn der Mensch sehnsüchtig auf den Tag wartet, wo er wieder wahr und natürlich sein darf. Aber die, welche schon am Sarge klar und wahr das Maß ihrer Trauer, die Grenze ihres Verlustes erkennen, werden im gewissen Sinn die wirklich Untröstlichen bleiben. Ich werde Malve nie vergessen. Nie! Bis an mein Lebensende werde ich ihr Dasein beweinen, das in der Blüte verdorrte und ihr und keinem Früchte trug. So lebendig wie sie mir heute ist, wird sie mir immer bleiben — ein Gedanke des Grams, daß es mir nicht vergönnt war, ihr Glück und Halt zu geben, daß vielleicht kein Mann das vermocht hätte. Aber mich, wie Ihre Mutter jetzt thut, in den Wahn hinein phantasiren, daß ich ein echtes Glück verloren habe, daß ich ein Weib dahingab, welches mich und das ich verstand — nein, das kann ich nicht! Auch meine Gefühle habe ich stets zu hoch geachtet, um sie zu belügen.“

Gabriel

teilte.

Marianne wagte kaum zu atmen. So hatte der Mann noch nie sein Inneres offenbart.

Sein Auge blieb noch immer ins Licht gebohrt, aber es war umschleiert.

„Und vielleicht — vielleicht — wenn sie, die Dahingeschiedene, uns sieht und hört, findet sie, daß die Trauer in meinem Herzen die echte, die dauernde ist und ihr genug thut! Mehr als lauter Jammer! Mehr als die Lüge, die sich doch eines Tags offenbaren würde, daß durch ihren Verlust mein Herz und mein Leben gebrochen seien auf immer!"

Er strich sich mit der Hand über Stirn und Augen und wandte sich Mariannen wieder zu.

„Und nun lassen Sie mich unser Brautpaar sehen."

Er stand auf. Marianne flog zur Thür und rief: „Kommt, kommt!"

Petra stürzte hervor und fiel ihrem Schwager um den Hals.

Er küßte ihr brüderlich die Stirn und umarmte dann lange und stumm den jungen Mann.

„Einen Lieberen konntest Du mir nicht wählen," sagte er dann lächelnd und gerührt. „Lassen Sie uns Brüder sein, Axel. Ich habe Sie seit langer Zeit schon lieb."

Axel Stellhausens Herz klopfte vor Freude und Stolz. Es erschien immer wie eine hohe Auszeichnung, wenn Günther von Hanstein jemand sagte, daß er ihn schätze.

Frau Dallmer aber, als Günther ihr respektvoll die Hand küßte und ihr Glück zum Gewinn dieses Schwiegersohnes wünschte, sagte: „Nun, bis einen Tag nach Ablauf des Trauerjahres hätten sie doch warten müssen. Aber es scheint eben, als habe nur ich diese feinfühlige Empfindung."

„Mama!" rief Petra, „wir wollen ja keine Feste, nichts Lautes, keine Paradevorstellung als Brautpaar für die Welt. Wir wollen unter uns, in unserm Hause glücklich sein. Und Malve im Himmel gönnt mir das, darauf kannst Du Dich verlassen. Nicht wahr, Günther?"

„Gewiß," sagte er mit seiner tiefen und ruhigen Stimme.

Nun kam auch noch Felix herübergelaufen, er hatte von halb neun bis um zehn Urlaub bekommen. Er strahlte und war ganz still vor Glück, daß er Marianne beim Vornamen nennen durfte und daß der Korvettenkapitän von Hanstein doch auch sein Verwandter geworden. Und Günther, der mit Axel natürlich jetzt kaum eine Unterhaltung führen konnte, weil der zu wichtig mit seiner Braut beschäftigt war, zog den Jüngling liebevoll heran. Der enthusiastische Kadet mit dem offenen Gesicht und den schönen Augen, die so gerade heraus in die Welt blickten, hatte ihm schon immer ausnehmend gefallen. Die ungeheure Kluft in der Charge, zwischen einem Kadetten und einem Korvettenkapitän hatte Felix bisher in scheuer Ferne gehalten.

Nun aber war man eine Familie — der Mensch stand dem Menschen gegenüber. Und mit väterlicher Güte, ja mit einer ausgesprochenen Freude an der frischen Jugend und dem reinen Herzen, beschäftigte Günther sich mit Felix.

Marianne beobachtete das und war beglückt. Sie wünschte, daß Günther irgend ein warmes Interesse gewönne, irgend jemand lieb habe, um Liebe zu ernten. Und nun sah sie, wie der herrliche Junge sich mit heißer Bewunderung an den reifen Mann schloß und daß dieser sich eine Stellung als „väterlicher Freund" ausbedang, der immer Vertrauen beanspruche.

So waren alle von einer stillen und warmen Freudigkeit erfüllt.

Nur Frau Dallmer blieb unzufrieden. Sie klammerte sich daran, daß man pietätlos gegen Malve sei. Aber ganz leise und uneingestanden regte sich auch ein Aerger in ihr über die Brautschaft in Trauer, die der Mutter doch alle Gelegenheit nahm, geschäftig für glänzende Aeußerlichkeiten zu sorgen. Sie blieb dabei, man hätte warten sollen.

Zum Glück bemerkten Petra und Axel fast gar nichts von dieser Mißstimmung. Sie hatten sich über so viel Punkte auszusprechen.

Besonders auch darüber, daß die Petra von heute gar nicht mehr dieselbe von einst sei.

„Als Du Dich in mich verliebtest, war ich ja gerade keine beauté," sagte sie, „aber es ging doch immerhin an, trotz Sommersprossen und nez retroussé. Ich war nicht übel gewachsen, rundlich, gerade angenehme Mittelgröße und hatte einen riesigen dicken Zopf — weißt Du noch?"

Ja, Axel wußte noch, er hatte das schöne lange Haar an jenem Morgen auf dem Bahnhof hängen sehen.

„Aber jetzt! Eine Hopfenstange bin ich geworden. Und so dünn als lang. Guck — ich bin eben so groß geworden wie Du. Und die kurzen Locken machen mein Gesicht so keck."

Er umarmte sie tröstend. Und obgleich er fand, daß Petra jetzt viel, viel reizender aussah, als früher, sagte er: „Umsonstmehr mußt Du glauben, daß ich Deine Seele liebe!"

Eins konnte sie nicht begreifen, warum er nicht schon lange gekommen sei.

„Wie konnte ich das!" rief er. „Am Weihnachtsmorgen sagte Marianne mir, daß Du nie von mir sprächest. Ich mußte doch erst ein Zeichen haben! Und dreimal war Felix nicht angenommen worden. Aber dann, als er angelaufen kam, ‚Du, ich habe sie gesehen, sie saß am Fenster,' und den andern und dritten Tag wieder so, da war's mir, als sagte eine Stimme: Sie sitzt da mit Absicht, sie will Felix sehen. Und wenn sie auf Felix wartet, meint sie eigentlich dich."

Doktor Eicke machte ein kurioses Gesicht, als man ihm die Verlobung, welche der Trauer wegen nicht öffentlich angezeigt wurde, mitteilte. Anstatt Petra Glück zu wünschen, nahm er zunächst seinen Kneifer ab, wischte die Gläser klar, setzte ihn wieder auf und sah Marianne scharf an.

„Was es doch für unverständige Menschen gibt, liebes Fräulein," sprach er, Mariannens Zustimmung offenbar sicher. „Das verlobt sich und verheiratet sich, als ob es keine Ideale zu verlieren gäbe. Niemand bleibt bekanntlich ein großer Herr vor seinem Kammerdiener. Aber mir scheint, vor seiner Frau vermag man es noch viel weniger zu bleiben! Da müssen Illusionen stürzen — so eine junge Ehe ist nachher das reine Trümmerfeld schöner Wahngedanken! Liebes Kind," wandte er sich an Petra, „durch Ihre lange Krankheit hab' ich einige Anrechte an Sie bekommen. Sehen Sie das ein?"

„Ja! Deshalb bitte ich um Ihren Segen," sagte Petra vergnügt.

„Ich muß Ihnen denselben vorenthalten," sprach er mit völligem Ernst; „ich rate Ihnen ab. Noch ist es Zeit. Lösen Sie die Verlobung. Wissen Sie, auch in meinem Leben gab es eine schwache Stunde, wo ich meinen Prinzipien untreu wurde und schon um diejenige anhalten wollte, welche für mich das Ideal von Weiblichkeit ist. Allein ich fand zur rechten Zeit meine Besonnenheit wieder. Ich bewahrte ‚sie' und mich vor Enttäuschungen. Sehen Sie, Petra, mein Kind, noch erscheint Ihnen der Lieutenant Stellhausen wie ein Held und Mann! Glauben Sie denn, daß er's acht Wochen nach der Hochzeit auch noch für Sie sein wird? Bewahren Sie sich die schöne Illusion! Bleiben Sie ledig, damit Sie an die Vollkommenheit Ihres Geliebten dauernd glauben können."

„Ich bin nun einmal ein waghalsiger Mensch," rief Petra lachend. „Man muß 'was riskiren!"

„Nun denn, in Gottes Namen!" sagte er seufzend. „Sie werden unser Hausarzt sein und mehr noch, unser Hausfreund, und ich werde Ihnen jede Enttäuschung beichten," versprach Petra.

Er lehnte mit einer heftigen Handbewegung ab. „Ich danke, ich danke! Wenigstens für den Hausfreund. Sie sind mir viel zu quecksilbern, als daß ich mich wohl an Ihrem Kamin fühlen könnte. Ja, wenn Fräulein Marianne mir solches Anerbieten machte! Nicht wahr, mein liebes Fräulein — Sie werden nicht heiraten! Aber wenn auch Sie dennoch dieser Thorheit fähig wären, bedingen Sie mir gleich bei dem künftigen Gemahl den Hausfreundposten aus."

„Ich heirate nicht," sagte Marianne lächelnd.

„Nun, so oder so," sprach Petra, „ich bürge Ihnen dafür, daß Sie Ihr Lebensbedürfnis, meine Schwester platonisch zu verehren, immer befriedigen können!"

„Petra!" rief Marianne wirklich erzürnt über die Taktlosigkeit. Aber Eicke schmunzelte und nahm es gar nicht für eine Taktlosigkeit auf.

Man näherte sich dem Osterfest. Für Felix war an Urlaub nicht zu denken, denn gleich nach den Festtagen sollte er sein Seekadettenexamen machen. Dann gab es ein Kommando — schon jetzt quälte ihn die Aufregung, ob er einem Schiff des Uebungsgeschwaders zugeteilt werden würde, ob sein Schicksal ihn hinausrief, in die ferne, weite Welt. Auch in seiner Seele brannte der Wunsch, der jede Kadettenbrust weitet — womöglich gleich nach Asien oder wenigstens dem Mittelmeer geschickt zu werden. Aber durch den Gedanken, daß er dann weit, sehr weit von seinen Lieben entfernt sei, kam ein Zwiespalt in sein Herz.

Daß er keinen Urlaub bekam, kränkte ihn nicht. Denn jetzt hatte er auch in Kiel eine Heimat, wo er Liebe fand und wo er so verzogen ward, wie daheim beim Mütterchen. Jeden Sonntag war er bei Dallmers und jeden Wochentag guckte er abends oder nachmittags auf einige Augenblicke ein, sehr oft durfte er auch bei Günther von Hanstein zu Abend essen.

Dem ernsten Manne war es eine Erquickung, wenn der Jüngling ihm gegenüber saß. Er nannte ihn „Felix" und „Du", während der Kadet bei dem respektvollen „Sie" geblieben war, aber um eine direkte Anrede sich stets verlegen fühlte. Für das Verwandtschaftsverhältnis gab es keine Bezeichnung, auch war es im Grunde ein sehr entferntes. „Herr Kapitän" und dazu die dritte Person — das hatte Günther sich verbeten, ohne dem armen Felix zu sagen, wie er denn sonst genannt sein wolle. Günther bemerkte übrigens gar nicht die jeweiligen Verlegenheiten bei der Anrede des Jünglings — es lag gar nicht in seiner Natur, auf Aeußerlichkeiten zu achten, sobald er vom Zwang des Dienstes sich frei fühlte.

Am ersten Ostertag hatten sie beide, der Kapitän und sein Schützling, im Dallmerschen Hause zu Mittag gegessen. Für den Abend war Günther mit Eicke verabredet, der bei ihm seine bekannte „Festtagsmelancholie" gemütlich wegtrinken zu dürfen gebeten hatte. (Schluß folgt.)

Francesco Crispi.

(Siehe das Bild Seite 309.)

Am 31. Januar werden drei Jahre vergangen sein, daß Crispi, sein heißes Blut nicht mäßigend, mit der geballten Faust auf den Ministertisch der italienischen Kammer schlug und bedrot vor Zorn davonging, um den König um seine Entlassung zu bitten. In den darauffolgenden Jahren, als Di Rudini und zuletzt Giolitti an seiner Stelle saßen, hat Crispi wenig von sich reden gemacht. Ein aufmerksamer Teilnehmer an den Sitzungen des italienischen Parlamentes, nahm er nur hin und wieder das Wort, sobald seine Person in Verbindung mit irgend einer gesetzgeberischen Handlung geradezu herausgefordert wurde. Im übrigen schien es ihm Vergnügen zu machen, andere regieren zu sehen — zweifellos mit der geheimen Schadenfreude in der Brust, daß sie es höchstens noch schlechter machten als er. Er gefiel sich in der Rolle des „Einsamen", wie man ihn bald taufte, die „Faust von Eisen" war nirgends mehr zu entdecken. Und es wurde im schönen Italien thatsächlich von Tag zu Tag schlechter — falsche gesetzgeberische Maßregeln zur Tilgung der finanziellen Notlage und zur Hebung der ökonomischen Verhältnisse lösten sich mit Bankskandalen und Bankkrachen ab; die Rente fiel und der Wechselkurs stieg. Es schien, als sollte Italien, demnächst gleich Portugal, Griechenland, der Türkei unter die freundschaftliche Vormundschaft seiner Gläubiger gestellt werden. Am 24. November, am zweiten Tage nach Eröffnung der Kammer, sagte der Sturm des allgemeinen Unwillens nach Verlesung des Berichtes des Siebenerausschusses der Kammer in Sachen der Banca Romana Giovanni Giolitti hinweg. Das allgemeine Vertrauen, sowohl das des Königs, der Kammer, als des Landes, wendete sich Giuseppe Zanardelli, dem derzeitigen Kammerpräsidenten, zu. Diesem gelang es indessen nicht, solche Persönlichkeiten für sein Kabinett zu finden, welchen eine Lösung der vorhandenen Schwierigkeiten zuzutrauen war. Und nun berief der König, gleichsam als „ultima ratio", Francesco Crispi zu sich, um ihn mit der Kabinettsbildung zu beauftragen. König Humbert verstand sehr wohl, daß nur ein Mann von der gewaltigen Autorität eines Crispi im stande sein könnte, das Staatsschiff sicher aus dem tosenden Strudel der allgemeinen Verlegenheiten herauszuführen.

Somit ist Francesco Crispi heute zum zweitenmale der Premier Italiens geworden. Mit fast jugendlicher Rüstigkeit — Crispi wurde am 4. Oktober 1819 in Ribera auf Sizilien geboren — hat er sich an das Werk der Kabinettsbildung gemacht, seine Mitarbeiter unter den tüchtigsten

Ministerien der Kammer gesucht und er wird, wenn ihm sein heißes Blut nicht wieder einen bösen Streich spielt, wohl die Vorsehung Italiens bilden. Die ganze Geschichte der italienischen Erhebungen zur Herstellung der Einigkeit knüpfen sich an seinen ruhmreichen Namen. Ueberall ist Crispi zu finden gewesen: unter den Tausend Garibaldis, die sich in Quarto nach Marsala einschifften, wie in hundert parlamentarischen Schlachten. Er ist der letzte jener großen Politiker, welche das neue Italien geschaffen haben. Er ist den Deutschen ganz besonders sympathisch durch die feste Freundschaft, die ihn mit dem Fürsten Bismarck noch immer verbindet. Im September 1888 schmückte ihn sein König mit der Kette zum Annunziatenorden, wodurch er ihn zum Range seines Vetters erhob. Eine größere Auszeichnung hat König Humbert dem großen Staatsmann seines Landes nicht verleihen können. Und wie in Italien, so hofft man auch in Deutschland, daß es ihm gelingen werde, in die zerrütteten Verhältnisse des Landes Klarheit zu bringen. A. K.

Verurteilt.

(Hierzu das Bild Seite 312 und 313.)

Zu beiden Seiten der berühmten Via Appia, die von Rom aus nach dem Süden Italiens, nach Capua und von dort weiter nach Brundisium führte, erheben sich dicht vor den Mauern der ewigen Stadt die Grabstätten der Beherrscher der alten Welt, von denen noch jetzt Ueberreste erhalten sind. Dort sah man in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt morgens und abends zwischen den prunkvollen Denkmälern schlichte, stille Gestalten von Männern und Frauen hervortreten und sich in dem betäubenden Hin- und Herwogen auf der zu jeder Tages- und Nachtzeit belebten Landstraße verlieren. Es waren meistenteils Leute aus den armen, niederen Volksschichten, die dort innerhalb der verschwiegenen Mauern eines entlegenen Grabgewölbes vor dem Beginne und nach Beendigung ihrer mühevollen Tagesarbeit zu ihrem Gotte beteten. Sie gehörten der verachteten neuen Gemeinde der Christen an, die von den römischen Machthabern blutig verfolgt wurde. Aber keine Qualen und Martern konnten die Anhänger der neuen Lehre, deren erhabener Verkünder im fernen Palästina den Kreuzestod für der Menschheit Sünde erlitten hatte, zum Abfall von ihrem Glauben bewegen. Standhaft hielten sie die fürchterlichen Verfolgungen aus; ihre Lehre griff immer weiter um sich, bis sie endlich über alle die verschiedenen heidnischen Religionen den Sieg davontrug und durch Konstantin den Großen zur herrschenden Staatsreligion des gewaltigen römischen Weltreiches erhoben wurde. Aber ehe die christliche Wahrheit sich so siegreich durchbrach durch das morsch gewordene Heidentum, hatten viele Tausende von Gläubigen als Blutzeugen einen martervollen Tod gefunden. Unser heutiges Bild zeigt uns drei dieser Unglücklichen, die verdammt sind, den wilden Tieren in der Arena vorgeworfen zu werden, was der Maler durch die an der Seite ruhenden Bestien ausgedrückt hat. Die eine der drei bedauernswerten jungen Frauen ist von einer wohlthuenden Ohnmacht umfangen, die sie beim Herannahen ihrer schrecklichen Todesstunde befallen hat, während die anderen beiden in schmerzlicher Verzweiflung des entsetzlichen Augenblickes harren, wo sich ihnen die Schranken der Arena aufthun.

„Menuett“ und „Im Rauchzimmer“.

(Hierzu die Bilder Seite 316 und 317.)

Man war stundenlang beim üppigen Mahl gesessen, endlich aber hat sich die Frau des Hauses erhoben. Der von manchem mit stillem Seufzen ersehnte Augenblick ist da, eine echte Havanna anzuzünden, die gar vielen als die Krone des ganzen Festmahls erscheint. Nachdem man sich mit einem geistreichen „Mahlzeit!“ die Hand gedrückt, eilen die Herren dem Rauchzimmer zu, während die Frauen sich anstellen, als wollten sie sich einer angenehmen Plauderei im Salon hingeben. Aber nicht lange hält die Trennung der Geschlechter vor. Im Rauchzimmer liegen außer den Cigarren auch leichte Cigaretten bereit und bald wetteifert das schöne mit dem häßlichen Geschlecht, die Luft mit blauen, duftenden Wölkchen zu erfüllen, und ungezwungener als bei Tisch fließt die Unterhaltung weiter. Während die Unverbesserlichen sich schleunigst zum gewohnten Tarok niederlassen, andere sich zusammenstellen, um über den neuesten Skandal in der Stadt zu sprechen, läßt sich der jüngste Stern der Gesellschaft, die blonde Sängerin, von einer Schar Getreuer den Hof machen. Mit von Begeisterung weit aufgerissenen Augen blickt auf die Schöne der fette Kunstfreund, der seine Mähne à la Daudet gescheitelt und als Mann, der weiß, was sich schickt, die Modeblume, eine stattliche Chrysantheme, ins Knopfloch gesteckt hat; die kahlen Jünglinge rings herum thun, als ob der Verkehr mit Primadonnen zu ihrem täglichen Brot gehörte, der Musikkritiker pflanzt sich protzig vor ihr auf, als wäre er ihr Intendant, der „Salonmanschel“ stellt sich an, als wäre ihm sein [illegible] wichtiger als ein gnädiger Blick der Dame, und wie wenn er sich die größte Vertraulichkeit gestatten könnte, kniet der vierte im Bunde mit einem Fuß auf dem Sessel vor ihr und läßt im Lächeln zwei Reihen gut erhaltener Zähne glänzen. Daneben bei dem Rauchtischchen wird in aller Regel geflirtet. Und in der Mitte des Rauchzimmers lauschen die Schöngeister den Worten des großen Mimen, der ihnen seine neueste Auffassung des Wallenstein entwickelt.

Als der Großvater die Großmutter nahm, herrschten andere gesellschaftliche Sitten. Eine „Menuett“, der Tanz, bei dem Weiblein und Männlein gleichermaßen angeborene und angelernte Anmut entfalten konnte, genügte, um eine große elegante Gesellschaft in die heiterste Stimmung zu versetzen; noch stand die Galanterie in voller Blüte, und die Frauen mußten, um mit den Herren der Schöpfung zusammen sein zu können, noch nicht das Opfer bringen, sich an das Rauchen zu gewöhnen.

Zur Nansenschen Nordpolexpedition.

(Hierzu die Karte Seite 325.)

Der außerordentlich rege Wetteifer, der sich gegenwärtig auf dem Felde der Polarforschung geltend macht, läßt die Hoffnung berechtigt erscheinen, daß die Wissenschaft für die nächsten Jahre wichtigen arktischen Entdeckungen entgegensehen kann, sowie daß die Karte der nördlichen Polarregion in naher Zukunft voraussichtlich ein ganz anderes Bild zeigen wird, wie dies jetzt der Fall ist. Bei der Art und Weise, wie einige der hier in Frage kommenden Expeditionen dem Nordpol zustreben wollen, kann man nicht mit Unrecht von einer neuen Periode der Polarforschung sprechen, ganz abgesehen davon, daß die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft, wie zum Beispiel elektrisches Licht und Phonograph, in den Dienst der heutigen Polarforschung gestellt wurden. Was zunächst die Expeditionen selbst anbetrifft, die von ganz verschiedenen Richtungen her gegen den Pol vordringen wollen, so kommen in erster Reihe in Betracht: die norwegische des Dr. Fridtjof Nansen, der von den neusibirischen Inseln her sein Ziel zu erreichen hofft, die amerikanische des Lieutenants Peary, der von Grönland aus gegen Norden vordringen will, und die Expedition des Engländers Fred. Jackson, der zur Erreichung des Nordpols Franz Josephs-Land als Ausgangspunkt nehmen will. Außerdem wird amerikanischerseits eine aus acht Personen bestehende Expedition ausgesandt werden, deren Zweck die Erforschung bisher unbekannter arktischer Gebiete sein soll. Dieses Unternehmen, das unter Führung eines bei der geologischen Inspektion der Vereinigten Staaten angestellten Deutschen, Namens Robert Stein, steht, soll an der Westküste von Grinnell-Land entlang gegen Norden vorgehen. Wie nämlich Fachmänner behaupten, sei der beste Weg nach dem hohen Norden der längs eines westlichen Küstenstriches, der sich bis zum Pol erstrecke, und man glaube, daß dies bei dieser Küste der Fall sei. In der Reihe der Polarforscher möge auch der Norweger Martin Eckroll genannt sein, ein für arktische Forschungsreisen außerordentlich interessierter Großkaufmann aus den Lofoten, der die Absicht hat, mit einem sogenannten Schlittenboote, das von einer großen Schar Hunde gezogen werden soll, von Spitzbergen übers Eis nach Franz Josephs-Land und von dort über den Nordpol nach der Ostküste Grönlands zu gehen!

Die hier erwähnten Polarexpeditionen, mit Ausnahme der beiden erstgenannten, werden im nächsten Jahre von statten gehen. Die aus zehn Personen bestehende Pearysche Expedition hat das Robbenfangschiff „Falcon“ in diesem Sommer bereits an seinen vorläufigen Bestimmungsort am Walfischsund, im Norden der Westküste von Grönland, wo die Expedition überwintert, gebracht. Im Frühjahr wird die Expedition die bereits von der vorigen Pearyschen Expedition über das Inlandeis nach der Independencebai zurückgelegte und auf der beifolgenden Karte angedeutete Reise antreten und sich dann bei der Independencebai in Gruppen teilen, von denen die eine unter Pearys Leitung nordwärts gehen wird, während eine andere den noch unerforschten Küstenstrich von der Independencebai bis Kap Bismarck, eine Strecke von ungefähr 300 englischen Meilen, untersuchen soll. An einigen Stellen dieser Küstenstrecke hatte man bereits in früheren Zeiten vom Meere aus Land gesehen.

Keine Expedition aber hat so viel von sich reden gemacht und ist so viel angefochten worden, wie diejenige des Norwegers Fridtjof Nansen, der mit seinem Expeditionsschiff „Fram“ im Sommer von Norwegen abgegangen und an der Nordküste Sibiriens entlang, der Nordenskiöldschen Route folgend, nach den neusibirischen Inseln hingesteuert ist, in deren Nähe er inzwischen gekommen sein dürfte. Bei dieser Inselgruppe gedachte er sich nordwärts zu wenden, mit seinem Fahrzeuge so weit wie nur irgend möglich ins Eis hineinzudringen und sodann das weitere jener Strömung zu überlassen, deren Vorhandensein er voraussetzt und auf die sich sein ganzer Plan aufbaut. Der Punkt, an welchem Nansen nordwärts drehen will, liegt unweit der Stelle, an welcher die „Jeannette“ gesunken ist. Einige von den Matrosen auf dem Eise niedergelegte Gegenstände wurden nach mehreren Jahren an der Südwestküste Grönlands gefunden, ein Umstand, der in der Begründung der Nansenschen Theorie einer über den Nordpol führenden Meeresströmung eine wesentliche Rolle spielt. Der auf diese Strömung gegründete Plan in Verbindung mit dem Umstande, daß Nansen sich von dem Eise über den Nordpol führen lassen will, hat in den Kreisen der Fachmänner Kopfschütteln und scharfe Kritik veranlaßt. Der bekannte amerikanische Forscher auf arktischem Gebiet, General A. W. Greely, fällt ein besonders herbes Urteil, indem er meint, daß der Nansensche Plan einer Treibfahrt im Packeise vom sibirischen Meer aus unverständig, unpraktikabel und fast so gut wie Selbstmord sei, und in englischen Fachkreisen begegnet man einer ähnlichen Auffassung. Kann man auch nicht behaupten, daß die von Nansen für das Vorhandensein des von ihm vermuteten Stromes angeführten Umstände absolut beweiskräftig sind, so ist es jetzt doch eine überflüssige Mühe, die Zweck- oder Unzweckmäßigkeit des Nansenschen Planes zu erörtern. Nansen ist eben ein Mann der That, dem die Gefährlichkeit einer Sache, sofern letztere nur irgendwie die Möglichkeit der Durchführung verspricht, nichts gilt. Ohne Zweifel ist er sich des großen Wagnisses wohl bewußt gewesen, und man muß ihm jedenfalls nachsagen, daß er zur Sicherung der Teilnehmer der Expedition gethan hat, was in seinen Kräften stand. Dies gilt nicht zum wenigsten von seinem Schiffe, dessen Bauart in erster Linie gerade dem Umstand, daß das Schiff einen harten Kampf mit dem Polareise auszufechten haben wird, Rechnung trägt. In dieser letzteren Hinsicht harrt ein besonders interessantes Problem der Lösung, ob es nämlich möglich ist, ein Fahrzeug zu konstruieren, das den treibenden Eismassen des Polarmeeres zu widerstehen vermag, ein Punkt, der für weitere Expeditionen doch von außerordentlicher Bedeutung ist.

Davon also, ob das Schiff wirklich, wie seine Erbauer annehmen, dem Eise hinreichenden Widerstand leistet in Verbindung mit den besonderen Verhältnissen, hängt der äußere Erfolg der Nansenschen Expedition ab, deren Aufgabe in erster Linie eine rein wissenschaftliche ist. Ob die etwaigen Resultate auch praktische Bedeutung haben werden, läßt sich erst ermessen, wenn das genommene Material gesammelt und verarbeitet ist. Zunächst muß diese Frage also in den Hintergrund treten; doch ist nicht außer acht zu lassen, daß einige der Wissenschaften, in deren Dienst Fridtjof Nansen hinausgezogen ist, tief ins praktische Leben eingreifen. Ganz besonders wertvolle Aufschlüsse muß man sich vor allem von den Untersuchungen der Nansenschen Expedition über Meeresströmungen versprechen. Das Vorhandensein eines großen von Ostsibirien über den Nordpol führenden Stromes bildet ja gerade, wie erwähnt, gewissermaßen das Leitmotiv in dem Nansenschen Plane, und daß er sich in erster Linie darüber vergewissern wird, inwiefern seine Annahme sich als begründet erweist, ist nicht mehr als natürlich. Zudem sind alle Stromverhältnisse in dem Meere, dem Nansen zusteuert, von Wichtigkeit, und ihre Kenntnis ist nötig, wenn man die Gesetze, aus denen sich diese ergeben, verstehen will.

Im übrigen sind auch für diese Expedition Nansens ganz die Aufgaben maßgebend, wie sie Nordenskiöld 1877 in seinem Plan zu der großen Vegafahrt entwickelte. In erster Reihe steht hier die Geologie, denn aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Nansensche Expedition auf neue Länder stoßen, deren geologische Untersuchung ein reiches Ergebnis liefern muß. Daß am Nordpol Land vorhanden ist, wird von verschiedenen Forschern vorausgesetzt, und diese prophezeien, daß das Nansensche Schiff dort an den Küsten jahrelang festgehalten werden wird. Auf dem Gebiet der Meteorologie wird die Expedition gleichfalls ein reiches Feld der Thätigkeit finden, und ein außerordentlich wichtiges meteorologisches Gebiet bildet das nördlich von Sibirien liegende Eismeer mit den daran befindlichen Inseln. Für die Meteorologie Europas ist es, wie Nordenskiöld ebenfalls in seinem damaligen Plan betonte, von großer Wichtigkeit, über Landverteilung, Eisverhältnisse, Luftdruck und Temperatur in jenem, in dieser Hinsicht noch so wenig bekannten Teil unserer Erde zuverlässige Aufschlüsse zu erhalten. Dieses Feld ist ein so ausgedehntes, daß es den Männern der Wissenschaft auf dem Fram jahrelange Beschäftigung bieten kann. Da die Expedition durch Meeresteile kommt, die eine reiche Tierwelt birgt, wird sie auch in dieser Hinsicht Gelegenheit zu interessanten Studien haben, ebenso für den Fall der Entdeckung neuer Länder zu botanischen Forschungen. Daß dagegen die Expedition auf Menschen treffen sollte, dazu sind die Aussichten natürlich nur verschwindend gering, wenn es ja auch immerhin nicht ganz unmöglich wäre, daß man auf irgend einem neuentdeckten Lande Menschen träfe.

Jedenfalls hat die mit ungemein reichen wissenschaftlichen Hilfsmitteln ausgestattete Expedition des Dr. Fridtjof Nansen so reiche Gelegenheit, das Unternehmen nutzbringend zu gestalten, auch wenn es Nansen nicht gelingen sollte, seine Fahrt so, wie er sie sich gedacht und wie er sie auf der Karte vorgezeichnet hat, zur Ausführung zu bringen. Mit Proviant auf fünf Jahre und einem Expeditionsschiff, wie es in solcher Stärke noch niemals in arktische Gegenden hinausgegangen ist, versehen, kann diese Expedition dem weiteren Verlaufe mit Ruhe entgegensehen und Großes erringen, sofern ihr nur einigermaßen das Glück hold ist. Die Gefahren, wie sie das Polarmeer in seinem Schoße trägt, bieten für Nansen und die Männer, die sich um ihn geschart, kaum noch Schrecken.

Digitized by Google

E. Schmutzler: Menzel.

M. F. Seligmann: Im Rauchzimmer.

Lila Nachtschatten.

Capriccio
von
E. Lih-Blanc.

Monte Carlo; Café de Paris. Ein Oktobernachmittag zwischen drei und vier. Sonnenhelle und Sonnenwärme — jene intensive, lichtvolle, heiße Helle des Südens mit tausend Farbenreflexen, die auf den kahlen, coulissenartig vorgeschobenen Felsen der Seealpen sich harmonisch abtönen, als habe sie eine geniale Meisterhand mit riesenhaftem Pinsel und farbentrunkener Phantasie hineingeworfen.

Blendend weiß mit gelben Flecken im Gestein starrt die nackte Felsenwand im Vordergrund; die wärmste Sonne entlockt ihr kein Leben. Silbergraugrün schimmern die olivenbewachsenen Höhen von Roccabrun; dunkelblau schiebt sich ein niedrig bewaldeter Hügelzug vor und tief violett, mit dem weichen, satten Lüster echten Seidensammets, schmiegt sich die Luft über die fernen Berge von Ventimiglia. Sie schließen das Bild. Zu ihren Füßen blaut das Meer.

Gegenüber dem Café de Paris — nur durch ein Rundell von Palmen, englischem Rasen und Teppichbeeten getrennt — die geschlossene Reihe der luxuriösen Hotelpaläste im vollsten Lichte. Sonne, Sonne und wieder Sonne; auf den Bergen, auf den grellgelben, belebten Kieswegen, auf dem Eingangsportal der breiten, teppichbelegten Freitreppe, die zum Spielkasino hinaufführt.

Unter dem Zeltdach, auf dem Asphalt vor dem Café de Paris, sitzen träge-blinzelnd, dejeunermüde vier bis fünf Herren. Typen der großen Welt, in gelben Schuhen, englischen Anzügen, mit leeren, genußmüden Gesichtern, die runden Strohhüte aus der Stirn geschoben. Vor ihnen auf dem kleinen Marmortisch halbgeleerte Cognacgläser und französische Zeitungen. Sie sprechen — Cigarretten rauchend — vom Spiel und kritisiren Vorübergehende.

Etwas getrennt, aber offenbar zu ihnen gehörig, ist das Paar am Nebentisch: ein blonder Mann, mit nichtssagendem, feinem Aristokratengesicht, nervös, übernächtig, nachlässig mit dem Stuhl kippend, und eine bildschöne Dame. Unverkennbar Französin; eine Frauengestalt, die gar nicht anders kann und will, als auffallen; mittelgroß, voll, von vollendetem Ebenmaß in lila nachtschattenfarbener Seidentoilette. Pikant ist die kleine Stumpfnase, die kurze Oberlippe; große, schwarze, feuchte Augen lugen, halb verschleiert von langen Wimpern, aus einem leicht überpuderten, blassen Gesicht. Nötliches, welliges Haar, griechisch frisirt, hängt hier und da in kleinen Löckchen in die Stirn, hinter den enganliegenden Ohren, auf den weißen Nacken. Sie trägt einen weißen, runden Herrenstrohhut mit schwarzem Band und schwarz eingefaßter Krämpe.

Sie ist eine berühmte Pariser Schönheit, die sonst nur zur Hauptsaison, Dezember bis Februar, wenn alle hohen Herrschaften reisen, in Monte Carlo zu erscheinen pflegt. Diesmal wich sie Graf L., ihrem Nachbar, zu liebe von ihrer Gewohnheit ab. Lila Vandreux ist ein gefährlicher Dämon voll Geist und Schönheit, ein gefallener Engel, um den die guten Engel weinen. Seit Lila zur Modefarbe im Salon auf Bildern erhoben worden, erscheint sie aus Marotte — teils ihrem Vornamen, teils der zu ihrem Haar vortrefflich kleidenden Nüance zu liebe — nur in lilafarbenen Toiletten, seien sie in Sammet, Batist oder Seide, mit Grün, Grenat oder Rosa zusammengestellt.

„Lila Nachtschatten" nannten sie im Scherz ein paar Bekannte und der Name blieb ihr. „Bêtise!" sie lachte darüber und warf den blonden Kopf zurück; der Vergleich war zu komisch. Welche Aehnlichkeit bestand zwischen ihr und jener lila Giftblume, die den Sonnenstrahl flieht und ihre tief violetten Blüten mit den goldgelben Kelchen dort erschließt, wo es düster und dumpfig ist?

„Tiens! war das nicht Sir Howard?" Graf L. fährt überrascht aus seiner nonchalanten Lage auf.

„Wo?" Lila Vandreux hält einen Augenblick in ihrer Beschäftigung inne (sie schlürft gerade eisigen Sherry-Cobbler) und hebt — den Strohhalm noch zwischen den spitzen, weißen Zähnen — interessirt den Kopf. „Jener berühmte Parforcereiter, von dem vor zwei Jahren überall die Rede war?"

„Ja —" ihr Begleiter nickt zerstreut. „Dort geht er soeben die Freitreppe zum Spielsaal hinauf."

„Der große Engländer in dunkelblauem Anzug? Neben ihm eine Dame in Weiß?"

„Derselbe."

„Welch wundervolle Männergestalt! Wer ist die Begleiterin?"

„Seine Frau natürlich," versetzt Graf L. bissig. „Wundervolle Männergestalt" verdroß ihn, er selbst ist klein und schmächtig.

„Seine Frau?" Lila hebt enttäuscht die Schultern, „seine Frau —" es klingt fast wie Nichtachtung. „Sir Howard außer der Saison in Monte Carlo, hm —" Graf L. schüttelt langsam den Kopf.

„Was ist dabei verwunderlich? Offenbar arg verschuldet, wie heutzutage alle Welt, er hofft, sich hier zu rottrapiren. Reist inkognito, will keinem Bekannten begegnen — man kennt das," entscheidet mit der Kaltblütigkeit des Eingeweihten Lila Vandreux. „Anständige Menschen unserer Kreise pflegen sonst nur zur haute saison spassenshalber hier aufzutauchen."

Graf L. unterdrückt ein amüsirtes Lächeln: „Notabene, wenn sie nicht, wie ich zum Beispiel, den Urlaub feiern müssen, wie er fällt."

„Bah! Militär — Urlaub!" Lila steckt den Strohhalm tiefer zwischen die Eisstückchen in den Sherry-Cobbler, der zusehends abnimmt. „Ein Mensch ohne Freiheit ist wie ein Zimmer ohne Spiegel — unbegreiflich, unvorstellbar — Ready!" ruft sie laut, und lebhaft aufspringend stäubt sie ein paar Biscuitkrümchen von ihren bänischen Handschuhen; sie hat lächerlich kleine, schmale Händchen.

„Was gibt's?" fragt ein Herr vom Nachbartisch herüber und wendet sich träge um.

„Ich fühle es, ich habe heut eine veine und gehe ans Roulette."

Sie will Sir Howard beobachten, aber das sagt sie nicht.

Die anderen lachen: „Belladonna, wenn Sie die Bank gesprengt haben, schicken Sie zu uns, damit wir der Feierlichkeit beiwohnen."

Lila Vandreux nickt zerstreut. „Vite, vite!" ruft sie ungeduldig, wie eine verwöhnte Königin, ihrem Begleiter zu und tritt mit dem Fuße auf.

Graf L. erhebt sich gehorsam. Der durch reiche Trinkgelder gezähmte Oberkellner (sonst sind französische Herren dieses Berufes nichts weniger denn unterwürfig) reicht ihm Hut und Stock und mit intimer Nachlässigkeit grüßend, gehen die beiden an dem Nachbartisch vorüber.

„Viel Glück!" ruft ihnen einer nach, ohne Antwort zu erwarten.

„Chic hat sie, Lila Nachtschatten, den macht ihr sobald keine nach. Wie sie geht, den Kopf trägt, graziös das Kleid hebt, daß die Spitzen ihrer Lackstiefel in der Sonne aufblinken — eine wundervolle Frau!"

„Zu leidenschaftlich, am Roulette, im Leben — überall. Ich hätte Angst vor ihr," wirft ein Furchtsamer ein.

Die anderen lachen.

Oben auf der Freitreppe verschwinden Lila Vandreux und Graf L. Ein Diener nimmt ihnen Schirm und Stock ab. Sie gehen gleichgiltig, mit der Achtlosigkeit des Habitué durch das hohe Vestibül, die gedämpft helle, verschwenderisch prächtige Vorhalle mit ihren Marmorsäulen, Bronzestatuen und Gemälden, ihrem fortwährenden va-et-vient. Vor einem der hohen, breiten Kristallspiegel bleibt Lila stehen und überfliegt prüfend ihre Erscheinung.

„Ich verliere nie durch Wärme," konstatirt sie kokett lächelnd und betupft ihr blasses Gesicht flüchtig mit dem Batisttuch. „Gehen wir."

Zwei Diener öffnen geräuschlos die Thüren — das Paar tritt ein. Das Mitren des Goldes, die eigentümlich nervenreizende Luft der Spielsäle — vor der Saison sind nur zwei geöffnet — schlägt ihnen entgegen. Sie erinnert an die eines Parfümerieladens. Es riecht nach Patschouli und Veloutinepuder, wie in italienischen Kirchen nach Weihrauch. Gedämpftes, grünes Licht dringt durch die herabgelassenen Jalousien, die hohen Fenster sind weit offen; es zieht und ist bedrückend heiß zugleich. Um die Spieltische ein dichter Kreis von Menschen, eine bewegte, stumme Menge. Hier und da ein Flüstern. Laut reden nur Croupiers und Goldstücke. Auf den roten Plüschsitzen an der Wand, auf dem kreisrunden Polster, in der Mitte des Saales, das sich um eine Palmengruppe zieht, dehnen sich träge, erhitzte Menschen, grübelnd, vor sich hinstierend, auf Kartenpapier mit Bleistift ein System berechnend.

Die beiden Neuangekommenen schleifen lässig über das glatte Parket und bleiben am ersten Spieltisch stehen. Lila Vandreux öffnet ihren kleinen, mit unglaublichen Schmetterlingen bemalten Papierfächer, ihre schwarzen Augen überfliegen interessirt den Saal, während ihr Begleiter die rollende Kugel verfolgt und ein Goldstück auf Rot wirft.

„Le voilà!" Sie hat gefunden, wen sie suchte: dort am dritten Tisch, es war nicht schwer.

Sir Howard überragt fast um Haupteslänge die übrige, meist aus Südländern bestehende Gesellschaft: einer jener Auserwählten, die nie zu übersehen sind. Die ganze Persönlichkeit des vielleicht dreiunddreißigjährigen Mannes scheint imprägnirt von jener sympathischen, natürlichen Vornehmheit, die sich aus Herzensgüte und guter Erziehung kristallisirt. Die hohe Gestalt voll stolzer, lässiger Kraft verrät die muskulöse, wohltrainirte Schlankheit des Sportsman. Die Schultern sind breit; auf dem kräftigen, gebräunten Hals sitzt ein schmaler, länglicher, dunkler Kopf, stets leicht zur Seite geneigt, was seinem Besitzer etwas Nachgiebiges, Schlaffes ausdrückt. Dem entspricht ein Zug energieloser Verträumtheit in dem braungebrannten Gesicht, den der martialische Schnurrbart umsonst zu verwischen strebt. Es ist dieser Gegensatz von Kraft und Weichheit, der Sir Howard so überraschend anziehend macht.

Lila Vandreux' rasch fassender Schönheitssinn hat das sofort herausgefunden. Sie ist Männerkennerin. „Au revoir," flüstert sie ihrem ins Spiel vertieften Begleiter zu, der ihr verwundert nachsieht: hat sie ihre veine vergessen?

Unhörbar gleitet Lila über das Parket. Die lange Schleppe des nachtschattenfarbenen Seidenkleides raschelt ihr nach; wo ist Milady in Weiß? Nicht neben ihrem Gatten? Die schöne Frau stellt sich beobachtend Sir Howard am Spieltisch gegenüber.

Er steht aufgeregt, nervös neben dem Croupier; seine tiefliegenden Augen folgen fieberhaft gespannt der rollenden Kugel. Vergebens bemüht er sich, seine Erregung zu bemeistern. So spielen nur Menschen, die um ihren Einsatz zittern, weil sie wenig oder gar nichts zu verlieren haben und alles zu gewinnen hoffen. Der Engländer besetzt ausschließlich die ersten sechs Nummern mit Goldstücken, ebenso konsequent schlägt „dernier." Er verliert; wieder — wieder; seine Aufregung wächst. Flehend, beschwörend, als wäre sie ein fühlendes Wesen, verfolgen seine Blicke die kleine, weiße Kugel, als wolle er ihren Lauf nach seinen Wünschen regeln.

„Dernier!" — abermals verloren.

Sir Howard wird fahl. Seine gewölbte Brust sinkt zusammen, wie nach einem tiefen Atemzug. Er sieht angstvoll aus, wie ein Mensch, der im Begriff ist, seine letzte Hoffnung zu verlieren. Mechanisch wischt er sich die feuchte Stirn mit seinem weißen Foulardtuch; dann greift er gewohnheitsmäßig in die Westentasche nach seinem Gold — sie ist leer. Alles verspielt. Seufzend zieht er seine Brieftasche, um ein anderes tausend Frankenbillet wechseln zu lassen, da begegnet er den ausdrucksvollen Augen Lila Vandreux'. Sie sind voll Mitgefühl, wie eine persönliche Ansprache.

Aber fremdes Mitgefühl ist Indiskretion. Sir Howard stutzt und faßt die schöne Frau schärfer ins Auge. Wer ist sie? Warum beobachtet sie ihn? Es macht ihn nervös, unruhig. Er kann nicht spielen unter fremder Aufsicht und zieht den Schein wieder zurück.

„Bravo," denkt Lila Nachtschatten befriedigt: „er hat augenblicklich kein Glück. Beim Spiel, wie im Leben muß man den rechten Moment abwarten können. Es gibt viel rechte Momente im Leben, besonders für schöne Leute. Ich und dieser Engländer — wir sind die einzigen, interessanten Typen in ganz Monte Carlo. Er gehört zu den wenigen, die nicht nur in der Entfernung nach etwas aussehen — im Gegenteil, die Nähe steht ihm.

Wunderbares, dichtes Haar, wie Sammet und eigenthümlich schwarz und weiß melirt, als wäre es mit Silberstaub überpudert. Dazu blaue Augen — fast zu viel auf einmal."

Sir Howard hat unter dieser kritisirenden Beobachtung seine Haltung wiedergewonnen; er zwingt sich gewaltsam zur Ruhe. Beide Hände in den Taschen seines losen Jaquets steht er unthätig, blasirt dem Spiele zu. Plötzlich, wie unter dem Einfluß eines neuen Gedankens, durchfliegen seine Augen suchend den Saal.

Er vermißt seine Frau, denkt Lila Vandreur, ärgert sich darüber und läßt ihren Zorn an einem fünfhundert Frankschein aus, den sie heftig auf den Spieltisch schleudert. Wo er hinfliegt, mag er liegen bleiben. Er fällt auf „schwarz".

„Noir gagne!"

Der Croupier zahlt ihr mit vertraulichem Lächeln den Gewinn aus; sie streicht ihn gleichmütig ein. Als sie aufsieht, ist der Engländer verschwunden.

„Also hier bist Du, Ellinor!" Damit tritt Sir Howard auf den Balkon hinaus, der um die Vorderfront der Spielsäle läuft und auf das weite, blaue Meer, auf die Palmen, Teppichbeete, den Musikpavillon des Gartens hinaussieht.

Die junge Frau sitzt nah am Geländer; beide Füße auf das Eisengitter gestützt, sieht sie mit halbverträumten Augen übers Wasser. Durch die offenen Fenster klingt das monotone Klirren des Geldes, die Stimmen der ausrufenden Croupiers; ab und zu trägt ein Luftzug den Patschouligeruch heraus.

Unten im Musikpavillon spielen sie eine klimprige Melodie von Rossini vor einem sehr zerstreut sitzenden Publikum. Direkt unter dem Balkon rechnen zwei Spieler — ein altgewordener, schäbiger Geck, in abgetragenen, gelben Schuhen, und sein Jünger, funkelnagelneu eingekleidet, mit Lackstiefeln und genußsüchtigen, unreifen Zügen — auf der Rückseite des Programms ein unfehlbares System aus.

„Es ist ein abscheulicher Ort, warum hast Du mich hierher gebracht?" fragt Lady Howard schmollend und sieht ihren Gemahl aus großen, grauen Augen vorwurfsvoll an.

„Aber Ellinor," — er fährt sich nervös mit der Hand über die Stirn — „hierher gebracht ... Du wolltest mich doch durchaus begleiten?"

„Ja," erwidert gedankenvoll die junge Frau, „Du hast recht. Mir hatte geträumt, Du würdest auf dieser Reise Unglück haben, da wollte ich bei Dir sein."

Sir Howard lacht gezwungen. „Närrchen, wer wird an Träume glauben?" und in einen leichteren Ton übergehend: „Du weißt, ich hatte plötzlich Sehnsucht nach dem Süden; warum gefällt es Dir nicht? Monte Carlo gilt allgemein als schönster Punkt an der Riviera."

Lady Howard hebt die fein modellirten Schultern. „Mit Unrecht; sein Reiz wird übertrieben. Cannes ist tausendmal schöner. Die Allgemeinheit hat niemals guten Geschmack."

„Aber ich bitte Dich, die Berge ..."

„Finde ich unschön. Sie beißen sich mit den spitzen Zacken förmlich in den blauen Himmel hinein, kahl, ausgebrannt, wie Mondgebirge."

Er lacht hastig auf. In seinem Wesen liegt etwas Unstätes, Zerstreutes, das der jungen Frau entgeht, weil sie aufmerksam ein Segelschiff fern draußen am Horizont verfolgt. Wie eine mächtige Möwe, mit ausgespannten Flügeln, gleitet es zwischen Wasser und Himmel.

Könnte er sie von dem Reiz des Ortes überzeugen, um sie zum Bleiben zu bewegen. „Und die Palmen, Ellinor," er weist mit der Hand nach ihnen, „finden auch sie keine Gnade vor Deinem kritischen Blick?"

„Nein; in unserm Gewächshaus sind schönere Exemplare." Lady Howard lehnt sich blasirt in ihrem Stuhl zurück. „Die Riviera ist kein Palmenland, zu viel Mistral. Palmen gehören an die afrikanische Seite des Mittelmeeres; mir ist immer, als winkten sie mit ihren graugrünen, von Frösten angedörrten Wedeln sehnsüchtig nach dem andern Ufer." Halb Spott, halb Mitleid dringt aus dem sorglosen Plauderton, mit dem sie ihren Eindruck wiedergibt. „Hast Du genug gespielt? Wollen wir gehen?"

Sir Howard nimmt den grauen Filzhut ab und tritt nahe an das Gitter; seine blauen Augen haben etwas Gequältes. „Bald, in einer Stunde," sagt er gereizt; „Du bist egoistisch, wie ein Kind, Ellinor. Mir macht das Treiben hier Vergnügen."

„Vergnügen?" staunt die junge Frau; „was gefällt Dir daran? Die Säle sind überputzt, unelegant; die Luft ist abscheulich, und das Publikum? — man hat intensiv das Gefühl, in schlechter Gesellschaft zu sein."

„Du übertreibst; Dein Standeshochmut macht Dich ungerecht." Sir Howard spricht heftig, wie jemand, der seine eigene, bessere Ueberzeugung zugleich in der eines andern bekämpft. „Es gibt keinen interessanteren Ort, als Monte Carlo. Lege für einige Stunden Deine Exklusivität ab und beobachte das Publikum. Komm mit mir herein, versuche zu spielen." Hastig, aufgeregt dringt er in sie. „Du siehst, die Hälfte der Gesellschaft besteht aus Damen." Er hält ihr sein Portefeuille entgegen.

Lady Howard schiebt seine Hand zurück. „Danke. Ich begreife Dich nicht," erwidert sie voll kühlen Erstaunens und lehnt sich in den Stuhl zurück. „Von allen menschlichen Passionen verstehe ich keine weniger, als das Spiel." Sir Howard zuckt zusammen und wirft einen unsicheren Blick auf das feingeschnittene Gesicht seiner Gemahlin. „Wenn ich verlöre, würde ich mich ärgern, das Geld nicht lieber den Armen gegeben zu haben; wenn ich gewönne, würde ich mich geniren, es von der Spielbank anzunehmen."

Da klappt die hohe Balkonthür. Plaudernd, seidenrauschend, duftend tritt Lila Vandreur heraus, hinter ihr Graf L. Sir Howard erkennt ihn nun — beide Herren sind sich in Paris nach einem Rennen flüchtig vorgestellt worden — und ersterer denkt aus begreiflichen Gründen nicht daran, die Bekanntschaft in diesem Augenblick zu erneuern.

„Oh, comme il fait beau! Monte Carlo ist der schönste Ort der Welt."

Lila Vandreur, mit stark aufgetragener Sicherheit, spricht laut, als wäre sie in ihrem Salon. Ungenirt beide Arme auf das Eisengitter legend, wendet sie halb den Kopf und starrt dreist auf die vornehme Engländerin. Ihr Blick hat etwas unverblümt Neugieriges, unangenehm Herausforderndes, als wolle er beständig etwaiger Geringschätzung zuvorkommen. „Ich bin genau so viel wie Du," sagen die schwarzen Augen, während sie Lady Howards Erscheinung detailliren: die englischen Schuhe, die den nicht kleinen, aber schmalen Fuß umschließen, das einfache, weiße Tuchkleid von tadellosem Schnitt, das lose Jaquet mit dem hellen, gestickten Herrenhemd, dessen kostbare Perlenknöpfe nur ein Kenner zu schätzen weiß. Ein niedriger, runder Strohhut mit marineblauem, weißgetupftem Band beschattet das ovale, schmale Rassegesicht; an den Schläfen stehlen sich aschblonde Löckchen herein, mit denen der Seewind spielt. Große, kühle, graue Augen unter geradegezeichneten, dunklen Brauen begegnen hochmütig Lila Vandreur, als wollten sie sich das Anstarren verbitten.

„Stylish, weiter nichts." Lila Vandreur ist mit ihrem Urteil fertig und wendet sich gelassen ab. „Antipathisch-vornehm." So pflegt sie jene Auffallen verschmähende, ethische Eleganz zu bezeichnen, die unnahbar macht, statt anzuziehen.

Lady Howard erwidert das Interesse der andern nicht; sie kippt lässig mit dem Stuhl und, leicht ein Gähnen unterdrückend, liest sie aus Langeweile zum sechstenmale das Programm. „Ich habe niemals so viel Banalitäten auf einmal gesehen: valse, danses bohémiennes, air de ballet ... zwei Stunden lang. Wie oberflächlich Südländer sind, sieht man am besten aus ihrem Konzertprogramm. Denke Dir, Francis, statt der mageren Palmen, uralte Tannen und Buchen, aus deren tiefen Schatten Du auf das himmelblaue Meer hinaussiehst. Dazu eine Beethovensche Symphonie —" sie wartet vergeblich auf Antwort.

Sir Howard schweigt. Was kümmert ihn Beethoven? Klirrend — klirrend dringt's durch die offenen Fenster; was sind alle anderen Melodien gegen das girrende Locken der Goldstücke, von dem jedes seine Sprache redet, laut, überzeugend, hinreißend? Heimliche Sorgen, die monatelang genagt, gequält, legen sich bei diesem Klang gehorsam nieder, wie gezähmte Raubtiere. Die Hoffnung erhebt sich von neuem, wie ein Strahlengestirn und zeigt alles im rosigsten Licht. Eine dämonische Sehnsucht zieht Sir Howard nach dem Spieltisch zurück, er unterliegt völlig der Präoccupation des Spielers. „Eins, zwei, drei, vier," zählt er, gespannt, über dem Wasser fliegende Möwen. Vier, ein Omen; sofort will er die Nummer besetzen und maximum, mit dem höchsten Einsatz. Wie viel gewönne er dann? Fünfunddreißigmal ...

„Francis, ich sprach mit Dir," tönt Lady Ellinors Stimme befremdet in seine kühne Berechnung.

„Er hört nicht, der Arme." Trotzdem Lila Nachtschatten lebhaft mit Graf L. scherzt, läßt sie das englische Paar nicht außer Hörweite; sie kann beides vorzüglich vereinen. „Er hat Sorgen, der Arme, und sie spricht von Beethoven. Natürlich, so sieht sie aus. Ob sie nicht eine Sommervilla auf dem Montblanc hat? Sie ist kalt und weiß, wie eine Schneeflocke."

Graf L. runzelt die Brauen über seine spöttelnde Schöne. „Lady Howard gilt als Zierde der Londoner Saison," sagt er zurechtweisend.

Lila Nachtschatten zuckt geringschätzig die Schultern; das imponirt ihr gar nicht.

„Ellinor, geh einen Augenblick mit mir hinein, spasseshalber versuche Dein Glück."

Sir Howard beugt sich bittend herab zu seinem Weibe. Wenn sie beide gewännen — er zittert vor nervöser Ungeduld, die „Vier" zu setzen. Seine weiche Stimme hat etwas unwiderstehlich Drängendes.

„Faites votre jeu, Messieurs!" klingt's von einem Spieltisch herüber.

Das Orchester trällert die Glocken von Corneville. Lila Vandreur rückt den beiden unmerklich einen Schritt näher; sie wartet fast mit derselben Spannung wie Sir Howard der Antwort seiner Gemahlin.

„Ich spiele nicht! Warum drängst Du mich, Francis? Es ist gegen mein Prinzip." Lady Howards klare, helle Stimme hat einen Anflug von Gereiztheit. „Aber bitte, laß Dich meinetwegen nicht zurückhalten" — eine entlassende Handbewegung.

„Gefühllos, kaltherzig; ich wußte es!" Lila Vandreur klatscht fröhlich in die Hände, als habe sie eine Wette gewonnen und sieht triumphirend ihren Begleiter an. „Sie ist kein Weib; sie hat Prinzipien, aber kein Herz."

„Das Gegenteil von Lila Nachtschatten," flüstert Graf L. beißend, der sich durch ihr anderweitiges Interesse vernachlässigt fühlt.

Sie überhört es; Sir Howard fesselt ihre Sinne. Ihre schnell erregte Phantasie baut einen Roman um diesen neuen Helden: „Er ist liebebedürftig, weichherzig; mißverstanden von seinem fischblütigen Weib, das seine Sorgen nicht teilt. Pauvre homme, so schön und so verlassen; ich werde mit ihm spielen," beschließt sie heimlich, während sie mit einer koketten Handbewegung die weichfaltige Schleppe ihres lila Kleides zurückschiebt, daß der schwere Seidenrock knistert. Wie sie sich biegt und schmiegt, von einem festschließenden Korset umspannt, hat sie die Anmut einer auf Draht gezogenen Blume.

„Après vous" — Sir Howard öffnet ihr in steifer, englischer Höflichkeit die Thür, als sie, zwei Schritt hinter ihm, im Begriff ist, den Saal zu betreten.

Lila Nachtschatten neigt lächelnd den goldlockigen Kopf mit dem Knabenhut. Ihre Augen fahren blitzschnell über die hohe Männergestalt, verheißend, verlangend.

Er denkt nur an Nummer vier. Langsam steckt er seinen weichen Filzhut in die Seitentasche; seine Hand greift nach dem Geld. Ohne zu überlegen, tritt er an den ersten Spieltisch und schiebt rücksichtslos die vor ihm Stehenden zur Seite.

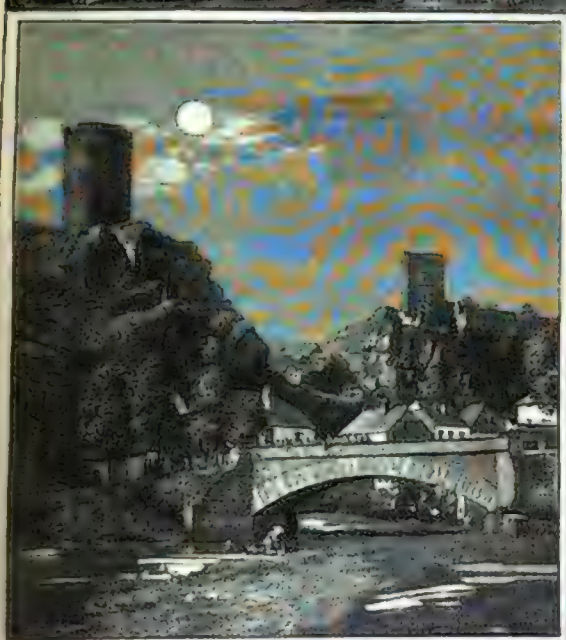
Die Kugel ist bereits im Rollen. „Vier," flüstert Sir Howard dem Croupier zu, der mit der Dienstfertigkeit eines Automaten das gereichte Geld auf die gewünschte Nummer setzt.

Da wirft von der gegenüberliegenden Seite jemand mit der Treffsicherheit des Habitué einen Louis auf dieselbe Zahl, kurz vor Thorschluß.

„Rien ne va plus!" Die kleine Kugel verlangsamt ihren Lauf, wie in Gedanken; Sir Howard beugt sich erwartungsvoll zu, der mit der Dienstfertigkeit eines Automaten das gereichte Geld auf die gewünschte Nummer setzt.

„Vier," ruft der Croupier und streicht mit seiner Harke die Verluste ein. Sir Howard atmet erleichtert auf, seine Brust dehnt sich. Endlich! — er müht sich vergeblich, ein gleichgiltiges, blasirtes Gesicht zu machen; verräterisch zuckt ein Lächeln um den Schnurrbart, und

Paul Höninger: Am Spittelmarkt in Berlin.



1. Brandenbourg. — 2. Diekirch. — 3. Vianden. — 4. Esch a. d. Sauer. — 5. Beaufort.

Aus den luxemburgischen Ardennen. Nach Photographien von N. Maroldt in Diekirch.

unwillkürlich suchen seine Augen nach jemand, der sich mit ihm freut.

Ah, da ist sie wieder, die schöne Französin in Lila, wieder ihm gegenüber, und ihre Blicke drücken ein unverhohlenes Vergnügen an seinem Gewinn aus, das ihm wohlthut. Auch sie hat gewonnen, auf „vier“, wie er.

Sir Howard steckt mit gemachtem Gleichmut die Hand voll Geld — teils Banknoten, teils Goldstücke — in die Tasche. Mit dem Gewinn wächst der Wagemut.

Er setzt abermals auf „vier“, Lila Nachtschatten desgleichen, und wieder schlägt die unberechenbare Kugel zu ihrer beider Gunsten. Umstehende Systemberechner schütteln die Köpfe und markiren den Fall eifrig mit Bleistift.

Vor Sir Howard wird zufällig ein Stuhl frei; er nimmt ihn ein, fieberhaft erregt, baut Geldrollen und Banknoten vor sich auf, zieht Bleistift und Notizbuch heraus — er hat sich als Spieler etablirt.

Abermals mit bebender Hand setzt er den Maximalsatz auf „vier“; wieder fliegt der Louisdor von der anderen Seite des grünen Tisches herüber; wieder schlägt die Kugel ein, als sei sie ein willenloses Werkzeug diesbezüglicher Wünsche.

Allgemeines Murmeln der Verwunderung. Man starrt flüsternd Sir Howard und Lila Nachtschatten an, von denen das Glück unzertrennlich scheint.

Der dunkle Engländer zieht gelassen die Spitzen seines langen schwarzen Schnurrbarts in den Mund; er hat sein Phlegma wiedergefunden, nur die Augen lachen, wie die eines frohen Knaben. Ein übermütiger Blick fährt zu Lila Vandreux, seiner glücklichen Partnerin, hinüber — sie lächelt vertraulich. Es knüpft sich wie ein geheimes Band zwischen ihnen.

„Voilà die veine!“ flüstert ihr Graf L., der hinter sie getreten, voll heimlichen Neides zu. „Wollen wir es gemeinsam am Goldtisch versuchen?“

Sie schüttelt den Kopf: „Nein, ich bleibe.“

„Ich nicht, ich habe hier Pech,“ versetzt er verdrießlich. „Auf Wiedersehen.“

Von nun an setzen Lila Nachtschatten und Sir Howard, wie auf Verabredung, nur gemeinsam. Und als habe diese Vereinigung das Glück im Gefolge, wachsen ihre Gewinne.

Lady Ellinor denkt an ihre beiden Kinder daheim und sieht sinnend über das weite, wunderbare Meer, dessen Bläue so tief und farbegesättigt, wie der wolkenlose Himmel darüber. Ein Luftzug kräuselt die Wellen, daß sie weiß aufschimmern wie ferne Schwäne. Länger fallen die Schatten, die Sonne sinkt hinter die Berge. In den Palmen lispelt der Südwind; der kleine Musikpavillon ist verstummt, nur die große, urewige Melodie des Meeres tönt dumpf herauf. Hin und wieder der schrille Pfiff einer Lokomotive. Auf den Wegen knirscht der Kies unter den Tritten Neuankommender.

Die Blicke der einsamen Frau haften starr in der Weite, dort, wo sich Himmel und Meer vermählen, dort, wo die große, unnennbare Sehnsucht nach der Unendlichkeit geboren wird. Aber die grenzenlose Weite erscheint ihr plötzlich als Zukunft, als ihre Zukunft. Dunkle Wolken türmen sich auf und eine eigentümlich beklemmende Furcht vor dem Leben, die sie nie zuvor gekannt, beschleicht sie. Sie fröstelt; nirgends sind die Schatten kälter, als im Süden. Ein Mann, die Hände auf dem Rücken, geht mit gesenktem Kopf, wie abwesend, an ihr vorüber; er stößt mit dem Fuß an ihren Stuhl, daß sie erschrocken auffährt — zwei verstörte Augen starren sie verständnislos an aus einem von Verzweiflung und Spielerregung verheerten Gesicht. Und plötzlich verziehen sich die Züge, der Mann fängt an zu lachen, schrill unbändig, und doch behalten die Augen den namenlos verzweifelten, starren Ausdruck, als sähen sie völlig unbeteiligt durch die Oeffnungen einer lachenden Maske, statt aus einem Menschenantlitz.

Lady Ellinor läuft ein eisiger Schauder durch den Körper. Entsetzt sieht sie dem Manne nach, der schwankenden Schritts, noch immer lachend, die Treppe hinuntergeht. Heimlich folgt ihm ein Aufseher; Selbstmorde sind streng in den paradiesischen Gärten verboten.

Die warm- und tieffühlende Frau schließt die Augen. Die greifbare Nähe fremden Unglücks hat ihre Seele in Mitleiden gezogen, wie eine schlummernde Glocke geheimnisvoll zu tönen anfängt, wenn sich die Schallwellen einer andern an ihr brechen.

Lady Howard erinnert sich ihres Mannes Erzählung, daß kleine Gewerbtreibende, Handwerker, Leute aus dem Volk ihren mühselig erworbenen Lohn benützen, um sich einen salonfähigen Anzug zu leihen, der ihnen den Eintritt in die Spielsäle ermöglicht. Sie machen ihren ganzen Besitz, selbst ihre Notgroschen flüssig, um am Roulette das Glück damit zu erspielen. Sie rechnen nicht eher mit dem möglichen Verlust, als bis sie alles verloren haben und dem Elend anheimfallen.

Zum erstenmal in ihrem Leben wird der vom Glück verwöhnten Frau der Wert einer gesicherten Existenz klar, und je höher sie denselben unterm augenblicklichen Eindruck anschlägt, je greifbarer steigt eine ahnungsvolle Furcht vor dem möglichen Verlust in ihr auf.

Wie Lady Ellinor Monte Carlo haßt, in dem jeder Luftzug an einen Seufzer erinnert, diese unselige Spielleidenschaft, die sich, wie ein Wurm, ins Gehirn setzt, Einsicht und Ueberlegung zerfrißt, zerstört. Wenn Francis diesem Dämon verfiele; er war so verändert in letzter Zeit, zerstreut, präokkupirt, als quälten ihn fremde Gedanken. Peinigende Unruhe erfaßt sie.

Aufstehend schiebt sie ihren Stuhl zurück, daß die kleinen Stücke ihres zerrissenen Programms zur Erde flattern und geht langsam hinein in den Saal.

Dieser entsetzliche Patchouliduft! Sie zieht ihr Riechfläschchen aus der Tasche, um den Geruch zu betäuben.

Wo ist Francis? Lady Ellinor sieht, nach ihm ausschauend, unter der Palmengruppe inmitten des Saales, wie ein Fremdling, wie eine Erscheinung aus einer besseren Welt. Auf ihrem beseelten Gesicht liegt ein schwermütiger Ausdruck; die grauen Augen haben etwas unbewußt Poetisches, Mitleidsvolles, wie sie forschend über die erhitzten Menschen gleiten. Eine kühle Reinheit geht von der weißgekleideten Frau aus, die förmlich demonstrativ in dieser Umgebung wirkt.

Zwei alternde, aufgeputzte Koketten, die unter Blumenhüten und weißen Schleiern sich einbilden, wieder jung geworden zu sein, gehen mit hämischen Bemerkungen an ihr vorüber. Ein bejahrter Lebemann, mit rot unterlaufenen Augen, sehr wenig Haar und sehr viel Diamanten, bleibt vor ihr stehen und klemmt sein Monocle ins Auge, um sie gründlicher anzustarren.

Die stolze Frau wendet ihm geringschätzig den Rücken. Ihr ist, als hinterließen seine Blicke Flecke auf ihrem weißen Kleid. Die Verachtung steigt wie ein bitterer Geschmack in ihr auf. In gebildeter Gesellschaft legt jeder seine schlechten Eigenschaften mit dem Ueberrock in der Garderobe ab; hier bringt sie jeder in den Saal herein, wie auf offenem Markt. Neid, Egoismus, die Gier, mit der überreich beringte Männer- und Frauenhände den Gewinn einziehen, die Streitsucht bei etwaigem Irrtum. Ihr gegenüber zanken sich zwei Spieler um zehn Franken, heftig, wie verhungerte Bestien, fallen sie über einander her, bis die Bank den Zwist ausgleicht, indem sie doppelt auszahlt. Widerlich — widerlich!

(Schluß folgt.)

Am Spittelmarkt in Berlin.

(Siehe das Bild Seite 324.)

Aehnlich wie in London findet man auch in Berlin einen gewaltigen Unterschied zwischen den alten Stadtteilen, dem Zentrum, und den in neuerer Zeit entstandenen Vierteln.

Gerade in Berlin, das ja erst die siebenziger Jahre zu dem gemacht haben, was es jetzt ist, tritt dieser Unterschied so recht zu Tage.

Wer aus dem vornehmen Westen kommend die Leipzigerstraße mit ihren Prachtbauten und eleganten Geschäftslokalen passirt hat, befindet sich am Ende dieser Luxusstraße auf einem großen Platz, dem Spittelmarkt, der in seinem Gemisch von neuen und alten Gebäuden auf den Fremden einen seltsamen Eindruck macht.

Für das, was der Spittelmarkt an architektonisch Interessantem nicht bietet, in einigen Jahren wird das anders sein, entschädigt er reichlich durch seinen interessanten Verkehr.

Wir stehen hier auf der Grenze zwischen dem neuen eleganten und dem emsig arbeitenden Berlin.

Vom Spittelmarkt aus führen mehrere enge Straßen tiefer hinein in das Herz der Riesenstadt, dorthin, wo die großen Handelsfirmen ihre Quartiere aufgeschlagen haben. Geradezu beängstigend erscheint es, wie der gewaltige Verkehr, der auf dem Spittelmarkt zusammenfließt, sich zum größten Teil in die enge Gertraudtenstraße hineinpreßt.

Dieses Durcheinander von Menschen, Pferdebahnen, Omnibussen, Lastwagen und Gefährten aller Art, gibt dem Beschauer so recht ein Bild der Weltstadt und liefert den Beweis, daß der Berliner eifrig bemüht ist, den guten Ruf Deutschlands auf dem Weltmarkt zu festigen und zu vergrößern.

Der Künstler, dem wir schon einige sehr lebendig aufgefaßte Berliner Bilder verdanken, hat in seinem Bilde die Einmündung der Leipzigerstraße in den Spittelmarkt zum Vorwurf genommen. Ein Zeichen der Schnelllebigkeit unserer Zeit ist es, daß da, wo der Künstler beim Beginnen seines Bildes ein Haus fand, welches abgebrochen wurde, sich heute ein großes, stilvolles Gebäude mit elektrischer Beleuchtung, eleganten Läden und allem Comfort erhebt. Niemand denkt mehr an das alte simple Gebäude, in dem sich seit Menschengedenken viele Hoffnungen erfüllt hatten und noch mehr zu Grabe getragen worden sind.

Wanderungen durch die luxemburgischen Ardennen.

Von

Heinrich Pflips.

(Siehe das Bild Seite 321.)

Wie ein liebliches Idyll, umgeben von kriegerischen Großmächten, breitet sich das Großherzogtum Luxemburg über den südlichen Teil der Ardennen bis zu den Ufern der Mosel hin aus. Es ist in der That ein schönes Land, dieses Grand Duché de Luxembourg, mit seinen alpengekrönten Thälern voll rauschender Wasser, mit seinen belaubten Forsten voll edlen Hochwilds, und den saftiggrünen Matten, die sich durch die lachenden Thäler hinziehen. Seine biedern, salzmigen Bewohner lieben die heimatliche Scholle und das Heimatland, welches zwar klein ist, aber seine Bewohner auch mit verschiedenen Großstaatsfreuden, wie hohe Steuern und drückende Militärlasten verschont. Auch die Großstaatspolitik schweigt hier. „Mer wellen bleiven, wat mer sinn,“ sagt der Luxemburger und wünscht jedem Nachbarstaate das beste und seinem Vaterlande für immer den jetzigen Zustand der Neutralität.

In den luxemburgischen Ardennen, besonders in den freundlichen Städtchen im Thale der Sauer, die das waldgekrönte Bergland in vielfachen Windungen durchschneidet, hat schon seit längeren Jahren die belgische und französische Lebewelt sich die allerliebsten Sommernester errichtet, die jetzt in der Saison von Sommerreisenden der verschiedensten Nationen belebt werden. Besonders ist es das inmitten einer reizenden Umgebung im Thale der Sauer gelegene Städtchen Dieklich, welches den Sommer hindurch der Sammelplatz für englische und französische Aristokratie ist, für Leute, die in der Wahl ihrer Eltern vorsichtig waren und die Bedeutung des Jakobi- oder Martinitages nicht kennen. Die luxemburgische Prinz-Heinrich-Bahn fährt uns durch das herrliche Sauerthal, mit seinen smaragdgrünen Matten an friedlichen Dörfchen und waldgekrönten Berghöhen vorbei, dem Städtchen entgegen. Es kann gerade nicht behauptet werden, daß der Bahnzug durch übergroße Schnelligkeit sich selbst in Gefahr bringt. „Immer gemütlich sein!“ rühmt der Luxemburger sich selbst nach; gemütlich fährt auch der Zug dahin durch die lachenden Fluren und thatsächlich kommen wir doch ans Ziel. „Station Dieklich!“ ruft der Schaffner. Ein buntes Gewimmel herrscht auf dem Bahnhofe. Kürzere und längere Schleppen. Nun, schön oder unschön, dieselben sind einmal Mode und alles Sträuben dagegen hilft nichts. Vielleicht hat sich ja doch in kurzer Zeit diese neue Errungenschaft überlebt. Wir überlassen daher die abfällige Kritik den Aesthetikern von Beruf und bestiegen einen Omnibus, der uns nach dem Hotel bringt. Hotel des Ardennes, „das größte Hotel des Luxemburger Landes“, heißt es in unserm Wanderbuch. Hier findet der Fremde inmitten einer ländlichen Umgebung alle Bequemlichkeiten der Großstadt. Bewegliche Belgier, hochgewachsene Engländer, stolze Holländer und ernste Deutsche begegnen uns hier in den verschiedensten Reisekostüms. Alles ersteht Gäste und bei Tische auch fast alles erotische Speisen. Der Wirt, ein charmanter Mann, der uns sofort als der Typus eines gemütlichen Wirten erscheint, zeigt uns bereitwilligst die trefflichen Einrichtungen des großartigen Hotels, mit seinen geräumigen Sälen und wohnlichen Schlafräumen, sowie den Einrichtungen, die zur Unterhaltung der Fremden dienen, wie Musikhalle, Billardsaal, Lesezimmer, Veranda, Gartenanlagen und so weiter. Nach dem Mittagstisch suchten wir uns ein Plätzchen auf der hübschen, glasbedeckten Veranda, um unser Auge über die reizende Umgebung schweifen zu lassen. Während Musikstücke und froher Lebensgenuß in den Gästen uns zur Seite pulsirte und witzige Bonmots in der Gesellschaft, die durch die Gartenanlagen promenirte, gewechselt wurden, lockte sich unser Geist an der herrlichen Landschaft, die das Städtchen umgibt. An den grünen, mit Blumen durchwirkten Weidenteppich schließen sich

baumbestandene Höhen an, deren Gipfel hochschäftiger Buchenwald schmückt. Prächtige, mit grünen Weinreben umrankte Villen erheben sich in der Nähe der Stadt, die zwar eine alte ehrwürdige Stadt und doch wie wenige ihres Alters eine moderne Stadt mit allen Zeichen eines aufblühenden Gemeinwesens ist.

Ein alter Herr, ein Deutscher, der, wie er selbst mit zuvorkommender Freundlichkeit erklärte, schon mehrere Sommer im Hotel des Ardennes zugebracht hat, belehrt uns, daß diese blühende Entwicklung der Stadt erst nach einer Verwüstung derselben durch die Franzosen möglich geworden sei.

„Alle diese Villen und Boulevards," erklärte derselbe, „welche die Stadt wie mit einem Kranze umgeben, stehen auf den Fundamenten der von den Franzosen zerstörten Festungswerke."

„Welchem glücklichen Zufall hat Diekirch es denn zu verdanken, daß es sich so schnell zu einer internationalen Sommerfrische ersten Ranges emporgeschwungen hat?" war unsere Frage.

„Einfach aus dem Grunde, weil jeder hier findet, was er sucht," war die schnelle Antwort. „Der leichtlebige Belgier findet hier seine vorzüglichen und billigen Hotelverhältnisse, der sportliebende Engländer seine Forellenfischerei und seine Jagd und für den ernsten Deutschen bieten sich von hier aus die bequemsten Verbindungen zum Besuche der sagenklassischen und landschaftlich schönen Orte der Umgebung."

In Begleitung unseres Gesellschafters besuchten wir am selbigen Tage die schönsten Punkte der Umgebung, den stolzen Herrenberg, den Didoaltar auf dem entgegengesetzten Berge, sowie die herrlichen Waldpromenaden in der Nähe der Stadt.

Nach Esch le trou und über Brandenburg zurück, war die Reisetour für den folgenden Tag. Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen. Eine geheimnisvolle Poesie lag in der Natur. Hier die grünen Wiesenthäler mit ihren lockenden Farbenspielen und dort die formgewaltigen Berge, über welche die aufgehende Sonne einen goldenen Schleier warf. Das eiserne Dampfroß führte uns von Diekirch nach dem Oesling hin. Hier erheben sich neben der Bahnlinie aus dem niedrigen Eichenschälwald an verschiedenen Stellen zahnförmige und über einander aufgetürmte Felsenriffe, die dem stellenweise wildromantischen Thale ein malerisches Aussehen geben. In Kautenbach bestiegen wir die nach Wiltz führende schmalspurige Bahn. Einige schlichte Landleute gesellten sich zu uns und unterhielten sich über Lohverkauf und Viehpreise. Das Sinnen und Trachten eines echten Luxemburgers ist immer auf das Praktische gerichtet — eine Eigenschaft, die wir auch an unseren Fahrgenossen wahrnahmen. Zu hohen Idealen kann der Luxemburger sich nur schwer emporschwingen, berechnet dann aber um so genauer, wie viel Sous dieses oder jenes einbringt. Auf unsere Frage nach den Erträgnissen des Ackerbaues in diesen wilden Bergen bezeichnete der eine sein Heimatsland als „engt klei Ländchen, ewel engt gôt Ländchen" — eine Aeußerung des Nationalgefühls, die wir bei unseren Wanderungen durch das Land mehrmals gehört haben.

Nachdem wir nach unserer Ankunft in Wiltz das gewerbreiche Städtchen mit seinen vielen Gerbereien und Mühlen, sowie das auf stolzer Bergeshöhe gelegene Schloß besichtigt hatten, ging die Wanderung munter weiter durch Wald und Buchenhallen nach dem Flecken Esch le trou, im oberen Sauerthale.

Hier entfaltete sich vor unseren Augen ein großartiges Naturbild, so wildromantisch, wie sonst wohl kaum eines westlich des Rheins zu finden ist. In einem tiefen, engen Thale ruht der Flecken mit seinen prächtigen Häusern, umgeben von großartigen Felsmassen, Steinpalissaden, die sich wie Riesenarme emporheben. Das ganze Landschaftsbild trägt den Charakter einer schaurigen Naturwildnis. Kühn erheben sich die kahlen, aschgrauen und vielfach zerklüfteten Riesenblöcke von Stein neben einander und starren mit kahlen Blicken den Fremden an, der hier wie ein Zwerg unter Steinriesen einherwandelt. Und hoch, von einem schwarzgrauen, zerklüfteten Riesenfelsen, blicken dem Wanderer die Trümmer des frühern Escher Felsenschlosses schaurig entgegen. Zwei hohe Türme, deren Zinnen weithin über die Lande schauen, krönen die Trümmer auf der imposanten Felsenmasse. Es scheint dies eine uneinnehmbare Feste gewesen zu sein, auf welcher einst mächtige Ritter hausten.

„Wer konnte aber diese stolze Burg zerstören?" fragten wir einen Bewohner des Ortes. „Sind das auch hier Franzosen gewesen?"

„O nein," antwortete dieser, „dazu waren die Franzosen nicht einmal nötig."

Nun erzählte derselbe, wie zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Belgier die Burg zu einem billigen Preise erworben habe, aber nicht, um dieselbe zu erhalten, sondern um die wertvollsten Skulpturen und Steine herauszureißen und zu verkaufen. Was der Vandalismus dieses Mannes übrig gelassen, das habe im Laufe der Jahre der Zahn der Zeit besorgt.

Nachdem wir in einem Gasthause die Magenbedürfnisse befriedigt, bestiegen wir einen Wagen, um am Nachmittage in Ruhe die Landschaftsbilder des oberen Sauerthales betrachten zu können. Es waren wunderbare Bergformen, die sich auf unserer Fahrt vor unseren Augen aufthaten. Von der Höhe grüßten grünbelaubte Baumwipfel, weidende Kühe von den saftigen Triften und uns zur Seite rauschte das klare Bergwasser so fröhlich plaudernd den blumigen Wiesengrund hinab. Die scheidende Sonne vergoldete bereits mit rötlichem Hauche die Spitzen der Berge, als der Wagen uns vom Sauerthale aus den Berg hinanfuhr. Unter munteren Gesprächen gelangten wir auf der Höhe vor Diekirch an und blickten von hier aus hinab in das stille Thal der Blees zu den gigantischen Ruinen des Schlosses Brandenburg, die sich hier wie ein Thron nächtlicher Geister auf einem hohen, mit dunklen Fichten umstandenen Felsen erheben. Wir hielten ein wenig an, um in Ruhe dieses Zauberbild zu betrachten.

„Das sind Trümmer, die die Franzosen hergerichtet haben," hob einer unserer Begleiter an. „Unter Ludwig XIV.," erzählte derselbe weiter, „unternahmen die Franzosen einen Zerstörungskrieg gegen die luxemburgischen Ardennen. Der französische König glaubte zur Ausführung dieses Auftrages in dem General Boufflers den richtigen Mann gefunden zu haben. Wie ein Ungeheuer durchzog derselbe das Land, auf seinem Wege nichts zurücklassend als Feuer und Blut, Trümmer und Thränen. Auch das Schloß Brandenburg, welches dem fremden Eroberer zwar verzweifelten Widerstand entgegensetzte, entging nicht seinem Schicksal. Dasselbe wurde, wie so viele andere Burgen des Landes, in eine Ruine verwandelt."

Lange unterhielten wir uns noch über die Greuelthaten des französischen Eroberers, während in dem dunklen Waldesgrün die Luft des Abends spielte. Dann aber mahnte die Zeit zum Aufbruch und wohlgemut erreichten wir die Stadt Diekirch, in deren Straßen, im Gegensatz zu der geheimnisvollen Stille der durchwanderten Thäler, frohes Leben pulsirte.

Auf den Flügeln des Dampfes fuhren wir am andern Morgen dem reizend an der Our gelegenen Städtchen Vianden zu. Hier erheben sich auf einer mächtigen Felsenhöhe die Ruinen des Stammschlosses der Oranier, deren letzter Sproß vor wenigen Jahren als König von Holland seine Augen schloß. Eine Inschrift an einem neben der Ourbrücke gelegenen Hause bezeichnet dasselbe als Demeure de Victor Hugo 1870/71. Dieser französische Liebling der Popularität weilte während seiner Verbannung aus Belgien längere Zeit in diesem reizenden Landstädtchen. „J'aime votre charmant pays," sagte derselbe und hat mit diesem Ausspruch den Viandenern Stoff zur Reklame gegeben. Allerdings ist die Natur hier die beste Reklame für sich selbst, denn das ganze Landschaftsbild ist eine wahre Augenweide für den Naturfreund und eine unerschöpfliche Stoffquelle für den Maler. Die stattlichen Häuser des Ortes, die sich vom saftiggrünen Wiesengrunde aus den Berg hinanziehen, sind eingeschlossen von duftigen Gärten und breitkronigen Obstbäumen. Wogende Saaten und goldene Rebenhügel begrenzen von der andern Seite den lachenden Thalgrund, an dessen rauschendem Bache der Angler weilt. Wir besuchten zunächst das alte Schloß, zu dem noch heute Archäologen und Architekten mit Vorliebe hinpilgern. Hier bewunderten wir die stattlichen Säle sowie den bunten Wechsel von verschiedenartigen kleinen Gemächern. Wir durchwanderten den Nassaubau, den Wachtsaal, den Rittersaal, den byzantinischen Saal und die Bankethalle, alles Stätten früherer Größe, in denen jetzt Disteln und Nesseln wuchern und das Geißblatt sich ungepflegt an dem zerfallenen Gemäuer emporrankt. Nur die kleine Schloßkapelle, welche aus Pietät durch einen oranischen Prinzen wieder hergerichtet worden ist, ist das einzige, was hier nicht zu den Trümmern zählt. Dieses Schloß war einst wohl das mächtigste Bauwerk westlich des Rheines und ein Juwel architektonischer Kunst. Es war ausgezeichnet durch eine bedeutungsvolle Geschichte und durch einflußreiche und mächtige Besitzer. Aber an letzteren hat dieses Kunstmonument keinen Retter gefunden, denn im Jahre 1820 verkaufte der königliche Besitzer dasselbe zu Gunsten seiner Kasse für den Betrag von 3200 Gulden. Der Ankäufer betrachtete das herrliche Bauwerk als einen Materialhaufen und riß die schönsten Kunstarbeiten und Skulpturen heraus, um dieselben zu teuren Preisen zu veräußern. Gegen diesen Vandalismus sondergleichen erhob sich im ganzen Lande ein gerechter Unwillen; das Schloß wurde infolge dessen auch wieder vom König Wilhelm II. von Holland zurückgekauft, aber nicht, um dasselbe zu erhalten, sondern um es einem andern Zerstörer zu überlassen, nämlich dem Zahn der Zeit, der jetzt noch mit jedem Jahre auf die vorhandenen Trümmer neue stürzt.

Von Vianden aus folgten wir dem Laufe des Flusses. „Freudehell sprudelt derselbe auf, jünglingsfrisch drängt er sich durch die Klippen, silberprangend tritt er in die Ebene, rauscht an Blumen vorbei, die ihm keine Kniee umschlingen, ihm mit Liebesaugen schmeicheln und mit frühem Führertritt reißt er seine Bruderwellen mit sich fort," sagt Goethe im Gesang Mahomets. Und wahrlich, was derselbe dort sagt, paßt auch auf die Our, mit der wir nach der untern Sauer hinpilgerten, um das stolze Feudalschloß Beaufort zu besuchen. Die Tour dorthin, durch die beiden Waldthäler „Hallerbach" und „Taupeschbach", ist reich an mannigfachen Naturfarben. Hier wechseln Buchenhallen, Felsengruppen und Wasserfälle und wie mit einem geheimnisvollen Märchenzauber umfängt uns die Natur in diesem Blättermeer.

Schloß Beaufort! Hoch erhebt dasselbe sich auf stolzer Bergeshöhe und seine Zinnen glänzen weithin über die Lande. Das Gebäude tritt mit der reichgegliederten Fassade, mit den Türmen und Erkern imposant in die Erscheinung. Hier wohnten einst mächtige Ritter, die lange Zeit hindurch Richter des Luxemburger Adels waren und deren Thaten in der Geschichte des Landes verzeichnet sind. Das Geschlecht der Herren von Beaufort ging im sechzehnten Jahrhundert unter, als der Besitzer der Herrschaft seine Waffen gegen den Herrscher des Landes richtete. Aus diesem Anlaß wurde der letzte Sproß des Geschlechtes in Acht erklärt und später hingerichtet. Nachdem wir das Schloß, dessen Inneres deutlich an die Vergänglichkeit des Weltglanzes erinnert, durchwandert, auch den Ort Beaufort mit den blumigen Gärten und grünbelaubten Kirschbäumen besucht, wanderten wir wieder unserem Sauerstädtchen Diekirch zu.

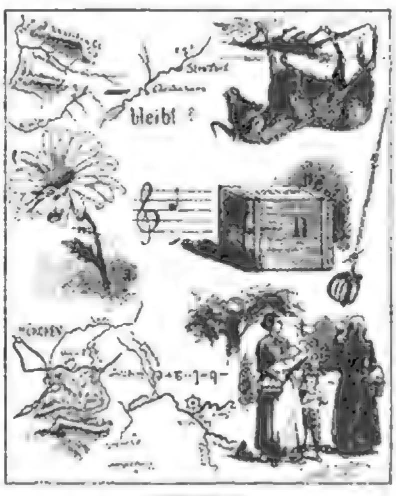
Spruch.

Scheue nicht so vor dem Tod zurück,
Wie vor altem, gehäuftem Glück.

Franz Herold.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Auflösung des Rätsels Seite 262:
Pleiteren.

Auflösung der zweisilbigen Charade Seite 262:
[illegible]

Zweisilbige Charade.

Wohl dir, wenn du die Erste hast,
Und darfst dein Sein darin entfalten,
Den Lieben deine Kräfte weihn
Und sie beglücken durch dein Walten.

Dann wirst du mit ihr im Vergleich
Nichts in der Welt so köstlich finden,
Und dir in deinem kleinen Reich
Ein Paradies auf Erden gründen.

Die Zweite hört im Pedal,
Und unternimmst du Nordlandsreisen,
[illegible]
[illegible]

Dem Ganzen ward am Himmelsthor
Die Wacht von Odin übergeben,
Und nimmer schließt es Aug' und Ohr,
Treu seiner hohen Pflicht zu leben.

Ein strahlend schöner Götterheld,
In dem sich Kraft und Weisheit paaren,
Ruft laut sein Horn, wenn Feinde drohn,
Zu Kampf und Sieg die Heldenscharen.

Daß unserm teuren Vaterland
Ein solcher Hüter stets beschieden!
Der klaren Blicks, mit mächt'ger Hand,
Mit Schwert geschützt, ihm wahrt den Frieden!

(E. Th. Kosel.)

Auflösung des Weihnachts-Rösselsprungs Seite 262:

Schlaf ein, mein süßes Kind,
Da draußen weht der Wind,
Er rüttelt an dem Tannenbaum,
Da fliegt heraus ein schöner Traum,
Der fliegt durch Schnee und Nacht und Wind
Geschwind, geschwind zum lieben Kind
Und singt von Licht und Kränzen,
Die an dem Christbaum glänzen.

(Aus „Weihnachtslied" von Robert Reinick. Musik von Rud. Sperling.)

Ein guter Bissen.

„Kalt ist's, daß die Füchse bellen!“ rief lachend der alte Oberförster, als nach dem üblichen „Weidmanns Heil“, als Würze der „Frühsuppe“, des „Brennts“,*) die frohe Jagdgesellschaft unter der Thüre des Försterhauses von des Forsters „Landsmann“, wie er seine teurere Hälfte nannte, sich verabschiedete. — Ja, kalt wars! Zwei Faust hoch lag an der niedersten Stelle im Feld der Schnee und der Wald zeigte an den blätterlosen Zweigen überall jenen glitzernden Reif, den „Duft“, der sich auch bald an die Bärte der Jäger ansetzt und sie dem St. Nikolaus ähnlich macht. Schon ist der erste Trieb vorbei und einige Hasen sind zur Strecke gebracht, auch auf den Rothrock Reineke ist einigemale „Feuer gemacht worden“, aber — zur Strecke ist keiner der Schlaukopfe gebracht. Rechtzeitig sind die Räuber heute noch „geschlupft“, die der brennende Hunger noch vor Tag aus dem Bau gebracht hatte. — Wahrlich, es ist ein hartes Dasein für das „Raubzeug“, wenn der Winter sein weißes Kleid über die Erde gebreitet hat, denn nicht wie in den Sommertagen durch die Feldmaus für die „armen hungernden Vögel“ erschallt für dasselbe der Notruf durch Wald und Feld. Wohl ist der Fuchs schon beim Mondenlicht auf dem Feld und „schnürt“ mausend die Furchen der Saaten ab, aber wie manchen Fehlsprung thut er im Schnee, um dann denselben mit einem erbärmlichen „Gebell“ gen Himmel zu begleiten. — Heute nun vollends die verwünschte Jagd, wo man kaum den eigenen Balg zu retten vermag. „Nun, hoffentlich gibt's davon für mich eine ordentliche Nachlese!“ sagt sich der schlaue Reineke. Heute geht der vorsichtige Räuber zwar nicht mehr „aus dem Bau“, aber sobald es dämmert, sichert er aus dem „Bache“, und wenn der Wind rein, so ist er mit einer Flucht im Dickicht der nächsten Fichtenkultur. — Jetzt aber zieht er langsam mit hängender Rute, die Nase dicht am Boden, hinaus ans Feld. Bald findet er die „Schweißplatte“, auf der ein Hase dem tödtlichen Blei erlegen, bald die Schweißfährte eines angeschossenen dieser Sippe und immer gieriger und reger wird der Hunger. Da — plötzlich wittert er hoch: es ist Federwild in der Nähe, ein angeschossener „geflügelter“ Fasanenhahn ist noch „gelaufen“ und hat am Rain sich „gedrückt“. Ein Sprung — ein Glucksen und die Habgier des Räubers hat ihr Opfer erreicht, aber der Lauf hat auch den Genossen angezogen und schon ist dieser zum Anfassen bereit. Aber auch hier zeigt sich im Kampf ums Dasein der erfahrenere Rothrock im rechten Lichte: knurrend, mit rückwärtsgelegten Lauschern, funkelnden Lichtern und zornig peitschender Rute warnt er den Nebenbuhler vor dem Eingriff in seine Rechte — so recht das Bild der Habgier in der Welt der Tiere. C. F.

*) Gebrannte Suppe als höchst Frühstücke im Forsthaus.

Bühne.

— „Die Arenabauer“ ist der Titel eines einaktigen, im königlichen Schauspielhause in Berlin aufgeführten Schauspiels, dessen Verfasser Axel Delmar, der Pseudonym der Gra-

G. von Maffei: Ein guter Bissen.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

fin Danneskjold-Samsöe ist. Das Stück spielt in der Zeit der Freiheitskriege. Ein patriotisch gesinnter Steuermann bei einem französischen Schiff, das er führte, zum Türken gebracht, weil es Proviant ihrerseits Bedürfnis bringen sollte. Diese That, von den romantischen Strandleuten stark dort beurteilt, wirkt doch bald den politischen Funken unter sie und wird die Ursache ihrer Erhebung. Das allzu leise Pathos des Personenmus wird auch allenfalls entschuldigt; unerträglich aber ist die romantische und überflüssige Strecke dieser Szenen. Gedacht für theatralischen Aufbau ist dieses unverkennbar, und dieser Fehler verschuldet der Arbeit einen gewissen Erfolg. A. Tr.

— Am 8. Dezember d. J. wurde im Theater an der Wien „Das verwunschene Schloß“, eine alte Operette von Berla, in neuer Bearbeitung von Hugo Wittmann, Musik von Millöcker, neu in Scene gesetzt, zum erstenmale aufgeführt. Beim Hingehen wunderte man sich, daß einer alten Operette, welche sicher in ihrer Jugend keine allzu große Zugkraft entfaltete, heute bei einem verwöhnten Publikum irgend welche Zugkraft zugemutet werde, gar solche in ihren: keine Herausforderungen wollte man nicht begreifen, wie eine solche Musik und ein so lustiger Text früher das Publikum nicht mehr begeistern konnte. Der Text wird ja wohl gewonnen, auch die Musik manche Verschönerung erfahren haben, die Aufführung war allerdings glänzend und die Darstellung vortrefflich; aber in der Hauptsache blieb es doch „das verwunschene Schloß“ von Millöcker und Berla, welches mit jubelndem Beifall aufgenommen wurde. Das Publikum rief nach jedem Akte den darstellenden Teilnehmer und der Tanzkette der Hauptstellen. — Girardi machte seinen Auftritt auch in dieser Posse — berühmt. Von den Damen sind besonders Frl. Leis und Fr. Biedermann, von den Herren Josepli und Steinmann zu nennen.

— Im Karltheater gastirt eine französische Operettengesellschaft unter Herrn Theodor von Gisler. Die alten Operetten werden flott gespielt und gefallen. Fr. Montejus und Frl. Meads sind die „Stars“; es fehlen Theaterabend aber keine Stars zu nennen.

— Das Raimund-Theater brachte unter Raimunds „Gefesselter Phantasie“ und einer abgerundeten Vorstellung von Wilbrandts „Arst von Hunnenhein“ ein vaudevillistisch gutes Lustspiel von Julius Rosen „Vorsätzige Fräulein“. Wieder Vorführungen, nach junge Damen in der Kreidestr sind damit gemeint, sondern arme ehrliche Mädchen, welche übrigens alle an den Mann kommen. Außer Frau Pardini-Wisbrandt und nicht die Fräulein Rothfeld, welche mit ihren Rollen viel Beifall fanden, hatte wohl niemand eine Freude an dem Stück, es sei denn der Dichter, weil er die Aufführung nicht erlebte.

— Im Jahre 1634 finden, wen Pfingsten angekündigt, wieder Aufführungen der Oberammergau-Passion in Hörik statt, und zwar sind insgesammt zwanzig Aufführungen geplant.

— Man schreibt uns aus New-York am 1. Dezember 1883: Das neue „Metropolitan Opera House“ wurde am 27. November eröffnet. Das Theater ist mit der größten Pracht ausgestattet, und enthält ungefähr 3000 Plätze. Es ist somit eines der größten Theater der Welt. Signor Arnoldson trat hier zuerst in Gounods „Philemon und Baucis“, auf und erntete das Publikum New-Yorks im Sturme. Selten wurde hier eine ähnliche Begeisterung erlebt. Nach der großen Arie im zweiten Akte wurde der berühmten Künstlerin Tito eine glänzende Huldigung bereitet. Das Theater war vollständig ausverkauft. Von Wagnerschen Opern werden in Laufe der Saison Tannhäuser, Lohengrin, der fliegende Holländer und die Meistersinger aufgeführt.

Literatur.

— „Unser Wien“ betitelt sich ein bei Emil M. Engel in Wien erscheinendes Prachtwerkchen, das mit nicht weniger als 212 Illustrationen von in Wien lebenden und beliebten Künstlern, wie Grobecker, Gause, Kronheim, Lebell, Meisenbichler, Schiekmann, Wilke und anderen geschmückt ist. Von einem in seiner Unbefangenheit wahrhaft wohlthuenden Patriotismus erfüllt, schildert das Büchlein in gefälliger Anordnung des Wiener Volks- und Straßenlebens, die öffentlichen Bäder, Vergnügungsstätte, Theater und so weiter eine freundliche Erinnerung für diejenigen, welche Wien schon besucht haben, eine verlockende Einladung für diejenigen, welche die Kaiserstadt an der Donau noch nicht selbst gesehen.

Karte der Nansenschen Nordpolexpedition.

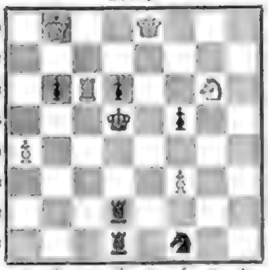
Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 13.

Von H. Heathcote in Manchester.

(Im Problemturnier des „Hackney Mercury" preisgekrönt.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 10 S. 222:

W. 1) S e 5 — c 4
S. 1) e 5 — d 4:
W. 2) D f 8 — f 6: †
S. 2) K d 5 — e 4:, e 4:
W. 3) D d 6 — c 4, d 4: matt.

A.

S. 1) K d 5 — e 4:
W. 2) D f 8 — f 5 †
S. 2) K e 4 — d 4:
W. 3) D f 5 — d 3 matt.

B.

S. 1) K d 5 — c 4:
W. 2) D d 6 — d 5 †
S. 2) K c 4 — d 5:
W. 3) D f 8 — a 8 matt.

C.

S. 1) a 6 — a 5
W. 2) D f 8 — a 8 †
S. 2) K d 5 — c 4:
W. 3) D d 6 — d 5 matt.

Schachbriefwechsel.

H. in Zabitz. Ihr Versuch 1) D g 8 — g 7 zu Nr. 9 scheitert an der Erwiderung K e 5 — d 5.

L. in Fürstenberg (Mecklenburg). Unsern besten Glückwunsch zum 75. Geburtstage! Nr. 10 lösten Sie wiederum richtig; doch ließen Sie sich den Gegenzug e 5 — d 4: einer Prüfung unterziehen. Für Ihre Anerkennung verbindlichsten Dank.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: v. B. in Kukein zu Nr. 8, Tr. in Nordhorn zu Nr. 7, 8 und 9, Ed. E. in St. zu Nr. 8. J. U. in Dresden zu Nr. 9.

Briefmappe.

E. v. R. bei M. Karlsruhe in Olmütz. Durch Uebung mögen die von uns leider gerügten Mängel sich verbessern lassen, aber nur wenn bei diesen Uebungen die Oeffentlichkeit auf das strengste ausgeschlossen wird.

H. v. G—T. Ueber den Winterwald und das Winterkleid ist seit undenklicher Zeit so viel gedichtet und gesungen worden, daß es in der That schwer halten mag, durchaus Neues, sei es dem Inhalte, sei es der Form nach, beizubringen. Aber neue Gedanken oder neue Gestaltung älterer Ideen ist doch das einzige, was zur Verbreitung von Dichtungen an dieser Stelle berechtigt, die nicht den Zweck haben kann, Verse als bloße Stilübungen in die Welt hinaus zu senden.

E. K. in B., D. in M., A. F. in Gotha, K. St. in K., F. H. in Paderborn. Wegen allzu großer Anhäufung von Material können wir beim besten Willen Ihrem Wunsche nicht entsprechen.

Richtige Lösungen sandten ein: Antonie Speer in Eppelheim in Schweden (4). Arthur Herwed in Krefeld. „Marzeara" in Alexandrien (3). J. Dalton in Breda. Walter Kolb in Alt-Rahnsdorf bei Berlin (3). V. Leissner in Mühlhausen i. Th. (4). J. Oertel in Bitterfeld (3). Leopold Knoll in Kriewitz bei Gablenz (3). Baronin Th. v. E. in Marburg in Steiermark (3). Ida Delonge in Konstanz am Bodensee (3). Elise L. in Frankfurt a. M. (3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Schwestern, Roman von Ida Boy-Ed, Fortsetzung. — Francesco Crispi, von K. N. — Verurteilt. — „Menuett" und „Im Rauchzimmer". — Zur Nansenschen Nordpolarexpedition. — Lila Kochlöwen, Capriccio von E. Lilß-Blanc. — Die Spandauerstraße in Berlin. — Wanderungen durch die luxemburgischen Ardennen, von Heinrich Pfaff. — Spruch, von Franz Herold. — Für müßige Stunden: Bilderrätsel; Auflösung der Rätsel-Aufgaben Seite 302; Dreisilbige Charade; Auflösung des Weihnachts-Rösselsprungs Seite 302. — Ein guter Bissen, von E. F. — Bühne. — Litteratur. — Schach. — Briefmappe.

Illustrationen: Francesco Crispi. Italienischer Ministerpräsident. — Gabriel Max: Verurteilt. — L. Schmutzler: Menuett. — A. F. Seligmann: Im Rauchzimmer. — Paul Hoeniger: Die Spandauerstraße in Berlin. — Aus den luxemburgischen Ardennen, nach Photographien von K. Waroldt in Diekirch. — G. von Mossel: Ein guter Bissen. — Karte der Nansenschen Nordpolexpedition.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
München: Alex. Braunschild (Sendlingerstraße 16, I. L.);
Budapest: Moritz Hecht (V. Ferenz Józsefrakpart 2).

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25,

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Eine Lektüre fesselndster Art

für jede Familie, für jeden Leserfreund

zu ungemein billigem Preis bietet die

Deutsche Romanbibliothek.

Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich.
Preis in 14tägigen Heften nur 35 Pfennig pro Heft.

In den neuesten Nummern des neuen, zweiundzwanzigsten Jahrgangs hat begonnen:

Home, sweet home.

Eine aparte Wintergeschichte
von
E. Lilß-Blanc (Lila Weise).

Der Abonnent auf die „Deutsche Romanbibliothek" bekommt in jedem Vierteljahr für nur 2 Mark so viel Lesestoff, daß — wenn derselbe in Romanbände üblichen Umfangs eingeteilt wird — dieselben einen Ladenwert von mindestens 18 Mark darstellen. Er erhält also in schönster Ausstattung

die neuesten Romane der ersten deutschen Schriftsteller

als sein Eigentum beinahe um den Preis der Gebühr für das Lesen in der Leihbibliothek. Auch wird je beim Beginn eines Romans das Porträt seines Autors als besondere Beilage beigegeben, so daß die Abonnenten mit der Zeit in den Besitz einer interessanten

Porträt-Galerie moderner Romanschriftsteller

gelangen.

Wir laden alle Abonnenten von „Ueber Land und Meer" zum Abonnement auf unsere „Deutsche Romanbibliothek" als überaus billiges und äußerst gediegenes Ergänzungs-Journal freundlichst ein. Die Bestellung wolle bei der gleichen Buchhandlung, Journal-Expedition oder sonstigen Bezugsquelle erneuert werden, von welcher „Ueber Land und Meer" geliefert wird. Die Postämter nehmen nur Abonnements auf die wöchentliche Nummern-Ausgabe entgegen.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum Subskriptionspreis nachgeliefert.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
von **BREMEN** nach

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

100 [illegible] Carl Mönster, Copenhagen.

Reisfuttermehl, [illegible] G. & O. Lüders, [illegible], Hamburg.

16 PREIS-MEDAILLEN.
Hygienische absolut säurefreie Präparate.

DENTIFRICES
DOCTEUR PIERRE
DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS
MARQUE DE FABRIQUE

Berühmt durch ihre aromatischen und astringirenden Eigenschaften.
—→ Ueberall erhältlich. ←—

Fabrik feiner Wurst u. Schinken

von **Vogt & Wolf** zu **Gütersloh** in Westfalen.

Reichsbank-Giro-Konto.

Drahtnachrichten an Vogt Wolf Gütersloh.

☞ Wir verpflichten uns wie bisher, etwa nicht genehme Ware gleich nach Empfang zurückzunehmen und den dafür gezahlten Betrag zu erstatten.

	Preis für ½ Kilo Pf.
Cervelatwurst fein in Rindsdarm	120
do. fein in Fettdarm	125
Salami fein in Rindsdarm mit Knoblauch	[illegible]
do. fein in Fettdarm	125
Schinkenwurst fein in Rindsdarm	120
do. fein in Fettdarm	125
Braunschw. Mettwurst fein zum Rohessen	110
Frankfurter Würstchen fein, täglich frisch	100
Plockwurst in Rindsdarm	100
do. in Fettdarm	105
Westf. Mettwurst in eigen Därmen z. Kochen	90
Rhein. Mettwurst	90

	Preis für ½ Kilo Pf.
Lyoner Wurst (gekocht)	95
Leberwurst (ohne Mehl)	80
do. mit Sardellen (ohne Mehl)	90
Rotwurst (ohne Mehl)	60
Zungenwurst (ohne Mehl)	90
Lachsschinken fein	125
Schinken Rundschnitt fein (jeder 8 bis 14 Pfd. schwer, gewaschen gleich lieferbar)	93
do. do. ohne Bein	98
Westf. Rückenspeck z. Spicken u. Ausbraten	73
Westfäl. Schmalz (in Blechdosen von 9½ Kilo, in Postsendungen und in Kübeln von 10 und 25 Kilo)	76
Speisefett	65

Verpackung wird nicht berechnet.

In Cervelatwurst, Salami, Schinkenwurst, Braunschweiger Mettwurst, Frankfurter Würstchen und den verschiedenen Schinken-Sorten liefern wir das feinste und beste, was angefertigt wird, insbesondere eine fein und reinschmeckende, haltbare und schön rote Ware.
Auch jeden der übrigen Artikel können wir sehr empfehlen. — Jedes Jahr erhalten wir tausende von Anerkennungen.

Ausführliche Preislisten mit Bescheinigungen der Polizei-Verwaltung, des Tierarztes und des Fleischbeschauers stehen kostenlos zur Verfügung.

Kleine Sendungen erfolgen nur gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages.

Krankenstühle

mit Zeichnung [illegible]. Preisliste gratis und franko.
Carl Fischer, Bremen.

Zimmer-Closets
von 14 M. an i. d. Fabrik von
Kosch & Teichmann,
—⊱ Berlin S., ⊰—
Prinzen-Strasse 42.
Preisliste kostenfrei.

Stottern heilt C. Denhardt's Anstalt Dresden-Blasewitz und die Zweiganstalt Burgsteinfurt, Westf. Honorar nach Heilung. Prospekte gratis. Herrliche Lage. Auszeichn. staatlich durch S. M. Kaiser Wilhelm I. ausgezeichn. Anst. Deutschlands.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**
versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15 — p. Meter. Muster franko.

Ball-Seidenstoffe

Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Töchter [illegible] Rudolf Mosse, Dresden.

Veraltete [illegible] **Fr. Jekel,** Breslau, [illegible]

Schmerzstillendes Mittel. Analgen-Dr.-Vis.

Mit grossem Erfolge klinisch und privatärztlich erprobt. Gegen Gicht und rheumatische Schmerzen, Migräne, Neuralgie und Ischias. Unangenehme Nebenwirkungen fehlen vollständig. Literatur zu Diensten. Dahl & Co., Barmen. Erhältlich: Engel-Apotheke, Dr. E. Mylius, Leipzig, und allen anderen Apotheken zum Preise von ℳ 2,50 für 10 × 1 gr. und ℳ 1,50 für 10 × ½ gr.

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Conditoreien.

ROWLANDS' ARTIKEL

für Haar, Teint und Zähne sind die besten.
MACASSAR OIL stärkt den Wuchs der Haare und verhindert das Ausfallen.
KALIDOR verschönert den Teint, beseitigt Sommersprossen, Röte und Unreinheit; ist unschädlich.
ODONTO, die Perlen-Zahnpulver, macht die Zähne weiß, befestigt dieselben und verhindert jeden Schmerz. Man verlange bei allen besseren Friseuren und Parfumeuren die Preisliste von Rowland, 20 Hatton Garden, London.

Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von **von Elten & Keussen, Crefeld,**
Ein Meter reiner Seide in jeder Mark zu bezahlen. Schwarze, farbige und weiße Seidenstoffe, Damaste und Sammte jeder Art zu Fabrikpreisen. Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.

Unentbehrlich für jeden Haushalt ist:
heizbare Badestühle verbesserter Konstruktion, welches man für nur 5 M. Kohle in 25 Minuten ein warmes Bad bereiten kann. In „Allen" Zimmer sofort aufzustellen. Mit „Allen" Brennmaterial zu heizen.
Illustrirte Preisliste gratis und franko.
Koch & Teichmann, Berlin S., 43 Jerusalemer 43.
Fabrik heizbarer Badeöfen und Badewannen, Zimmeröfen, Closetvorsetzer u. Alles Einrichtungsgegenstände.

Mustergeschützte sensationelle Neuheiten von Nadelfabrikaten aus den Fabriken von
H. F. Nesse Aachen.
Kosmosnadeln.
Neues Nadelöhr.
Spielend leichtes Einfädeln.
Reformhaarnadeln.
Herausfallen unmöglich
Konservirung des Haares.
Schutznadeln
von Stahl halten absolut fest.
Obige Artikel unentbehrlich in jeder Haushaltung.
Zu haben in allen Kurzwarenhandlungen.

Stellung. **Existenz.**
Prospect gratis — Prospect. — Unterricht franco.
Briefl. Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Incasso, Correspond., Contorist.
Stenographie.
Gratis Prospect. Zahlbar Erfolg garantirt.
Adressiren Sie genau wie folgt:
Privat Deutsches Handels-Lehr-Institut
OTTO SIEDE — ELBING.

Kanarienvögel,
die Sänger,
mit blühen Preisen prämiirt,
versende nach allen Orten Europas.
Preisliste frei. Ornithologe
B. Gäbelein, St. Andreasberg i. Harz.

Wenn Sie Ihre Figur verbessern wollen, lesen Sie nicht

zu schlank

Fr. Dörner, welche eine gute Figur zu erhalten wünscht, empfehlen gegen 20 Pfennig-Briefmarken den Prospekt über gesundheitsgemäße Figurentwickelung und der Jugend bestmöglichste Erziehung. Ihre Methode ist garantirt unschädlich und kann jeder Dame bestens empfohlen werden. Bekanntlich ist Fülle ja die beste Zierde. Schönheit der Formen erhält ja der größten Komplexen der Frauen und kann erlangt werden durch meine Behandlung, die jede Dame, welche 20 Pf. Briefmarken beilegt, als „vollendet" begutachtet wird. Der Erfolg ist garantirt. Dankbare Dankschreiben aus Zeitungen an die
Laboratorium und Versandgeschäft
L. Pietsch, Dresden-Blasewitz.

Universal-Knet- u. Mischmaschinen

Werner & Pfleiderer,
Cannstatt, Berlin, Wien, Paris, London.

Patentirt in allen Ländern. — 30 höchste Auszeichnungen.

Aerztlich empfohlen für Bäckereien, Konditoreien, Fleischereien, Hotels etc. etc.
für chemisch-pharmaceut. u. chemisch-techn. Industrie.

Feine Qualitäten, direkt zu beziehen.
Elsäss. Tischwein, rot,
Rheinwein, weiß,
offerirt 10 L. Fässern 40 L. in der Preislisten u. A. 4.— frei. Probe-Fässchen à 25 L. Emil Schroeter, Landsberg Warthe.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille
GEGEN
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.
Paris, E. Grillon
33, rue des Archives
IN ALLEN APOTHEKEN

Seit: **Gicht u. Podagra** leben ich bei **fünf Jahren** an sehr leidet! Apotheker Ludwig Sell's
Anthiarthrin-Pillen.
Erhältlich in den meisten Apotheken.
Haupt-Depot: **Apotheker Ludwig Sell. Kempten** (Bayern).
Haupt-Depot: **Hofapotheke Kempten,** Schweiz.

Mondamin

alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.
Feinstes Nahrungsmittel. Für Kinder und Kranke nur Mondamin enthält speziell geeignet — erhöht die Verdaulichkeit der Milch

IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.

HAARAUSFALL!

Schnellst wirkt unfehlbar Fichtennadelextract Fichte Spezialität 1000 Mark 1. Preis. Prospekte gratis. Fichte, schwarze Sandschrauben. Prospekte gratis u. franko.
F. Kiko, Herford.

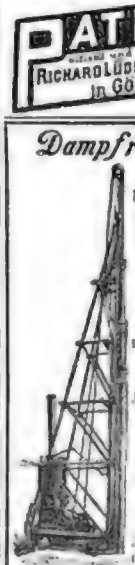
Paris 1889. Alle 1889: Goldene Medaillen
D. R. P. **Haarschäfte** Nr. 42211
Beste Fussbett a. Kalbl., woran die Haare gegerbt. Grösste Wasserdichtigk. Gg. Rückvergütung.
Erfolg wunderbar
bei Rheum., Gicht, kalt. u. schwem. Füss. Wir fordern nur Schäfte, oder Schuhmacher besorgt Fertigstell. Leder- u. Schäftefabrik
F. Fischer & Cie., Offenburg, Baden
Gegründet 1862.
Aerztl. Gutachten u. ill. Kat. frei. Andere Anpreisungen beruhen auf Unwahrheit u. Täuschung. Obacht vor Fälschungen.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen.
Preiscourant mit 1200 Abbildungen, auch über Werkzeug u. Materialien, 25 Pfg. Briefmarken.
Max & Widmayer in München.

C. Maquet,
Berlin W.,
Charlottenstrasse 63.
Heidelberg.
Krankenmöbel, mechan. Schlafsessel, Zimmerclosets, Bäder.

PATENTE
erlangt und verwerthet durch
RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur
in GÖRLITZ.

Dampframmen.



Direct wirkende Patent-Rammen.
Direct wirkende *Lacour'sche Rammen.*
Rammen mit centraler Falle.
Rammen mit excentrischer Falle.
Kreissägen zum Abschneiden von Pfählen unter Wasser.
Spülerrichtungen für Rammen.
Alle Systeme und Grössen auf Lager
MENCK & HAMBROCK,
ALTONA-HAMBURG.

GAEDKE's CACAO

in Orig.-Packungen à M. 3. 2.60. 2.20 pr. ½ Kilo und lose überall käuflich.
P. W. GAEDKE, Hamburg

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der Oberamt weit verbreitete, räumlichst bekannte photograph. Apparat
Phönix
Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen (Zeit- und Momentaufnahmen).
Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich. Preis mit Platten, Chemikalien etc. **nur 10 Mk.**
Prospekt und Probebild kostenfrei.
Hess & Suttler, Bayreuth.

Heu und Stroh
presst in Waggonladungen, auch Gartenstreu, Mais, Hafer, Aepfel zu Futter und Tauxgewächse liefert, gegen Casse bei Probefuhr, bei einmaliger Getreidepflicht **Joseph Bubo, Zuhaydi b. Bayreuth 4,** Bayern Hofbesitzer.

Aug. Spangenberg, Berlin SO.,
Neanderstrasse 3
Strassenfahrstühle, Krankenstühle f. Zimmer, Bett-Tische, Closets, Kinder-Verstellb. Kopfstützen z. Schlafen in verschiedenen Lagen. Tragstühle etc.

Reine Schäferhunde
(beste deutsche Hunderasse),
nachweislich hochprämiirt, sind von einem Liebhaber aus Gesundheitsrücksichten billig abzugeben. Briefe unter **F. 6460** an Rudolf Mosse, **Berlin SW.,** Zeitungsverkehr 48 erbeten.

Asthma

ist heilbar. Verlange gratis. Chem. Fabrik **Rattenberg-Strausberg b. Berlin.**

Illustr. Briefmarken-Journal. Vorzüglichstes u. billigstes Blatt. Jährl. 6 Nrn. à 4 Bogen m. mehreren Original-Beil. gratis u. franco. Probenummer gratis. Briefmarken-Journal (12 Hefte) 1.50 M. Probe-Nr. 15 Pf. (10 Kr.) Preise von **Gebrüder Senf, Leipzig.**

1000
echte Briefmarken
worin 800 verschiedene, sat. Japan, Guatemala, Aegypten, Cuba, Victoria, Türkei, Ceylon, Argent., Cap, Java, Austral. etc. nur **eine Mark.**
Porto 20 Pf. extra. Kasse voraus.
Paul Siegell in Hamburg.

100 feinste Briefmarken! Nur Verschied., Bulgar., Türkei, Egypten, Cuba, Brasil., Argent., Java, Australien, Ceylon, Mexic., Mexico, Natal, Peru, Venezuela, Jam., Canada, Cuba, Brasil., Argentin. — alle verschied. — gratis, etc. — nur 2 Mk.!! Feinste gratis. Zweifelfrei gratis. Grosser illustrirter Preiskatalog mit über 10000 Preisen nur 50 Pf. **E. Hayn, Naumburg (Saale).**

Grimm's Emma.

verdrängt der „Beiserrector". Kein Hilfsmittel! Ganz zu verheimlichen. Keine Bandage. Preis 4 M. Prosp. franco
M. Wohlfart, Hamburg-Eilbek.
(Adr. genau notiren! Annoncen wollen s.)

Canfield' Schweissblatt

Nahtlos. Geruchlos. Wasserdicht.
Unübertroffenes Schutzmittel für jedes Kleid.
Canfield Rubber Co.,
Hamburg, Pickhuben 5.
Wien, I., Lichtenberggasse Nr. 7.
Nur echt mit unserer Schutzmarke „Canfield".

Schöne Form der Brust

erzielt man durch den Gebrauch der „Pilules Orientales" ohne Nachtheil für die Gesundheit in 2 Monaten. Man verlange dieselben bei Apotheker Boisson, 109 rue Xaintrailles, Paris, gegen gleichzeitige Einsendung von Mark 4.60 per Postanweisung franco Postzusendung.

Hühneraugen
Radicale Entfernung der nur bei Anwendung der
Columbus Plates.
Garantirt m. 12 Plates 70 J. per Briefbrief.
Kabemann & Co., Bielefeld.
Käuflich in allen Apotheken.

Die mildeste aller Toilettenseifen ist
LOHSE's Lilienmilch-Seife
von lieblichem Wohlgeruch; erzeugt nach kurzem Gebrauche rosigweisse, sammetweiche Haut und erhält dieselbe bis ins Alter zart und geschmeidig. Nur echt mit dem in roter Schrift auf dem Etikett befindlichen Namenszug des Erfinders „Lohse".
GUSTAV LOHSE 45 Jägerstrasse 46, **BERLIN.**
In allen guten Parfümerien, Droguerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

CHOCOLADE UND CACAO vereinigen vorzügliche Qualität bei mässigem Preis.

HARTWIG & VOGEL DRESDEN Ausgezeichnet durch feinstes Aroma und grosse Ausgiebigkeit, aber billig.

CACAO-VERO Zu haben in allen durch unsere Plakate kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonialwaren-, Delikatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.

Staats-preis. **Bauschule Strelitz** Goldene Medaille.
im Grossherzogthum Mecklenburg.
Architekt **Hittenkofer**, Bauschuldirektor, **Strelitz i. M.**

Hausmittel!
Salophen leistet vortreffliche Dienste bei: nervösem Kopfschmerz (Dosis 1,5 g), akuten Gelenkrheumatismus (4 mal tägl. 1,5 g), Influenza stets unschädlich!
Aristol Aristol-Lanolinsalbe 5%, führt in kürzest. Zeit Vernarbung herbei. Hervorragende Erfolge bei Verbrennungen, Schnittwunden, Ausschläg. mancher Art. Wundsein d. Kinder. Unschädlich!
Zu haben in den Apotheken.

Blutarmut u. Bleichsucht
bilden recht häufig den Ausgang für viele andere Krankheiten und jahrelangen Siechthum. Deshalb verdient Jedermann, diesen gefährlichen Zustand in der Gewohnheit zu bemerken und gebrauche
Keyssers unbedingt wirksam
wohlschmeckend: **Eisen-Mangan-Peptonat.** sowohl für Kinder wie Erwachsene!
leicht verdaulich, ohne Nachtheil für die Zähne
Eine Kur dauert 3 Wochen! 2 Flaschen à Mk. 3 sind zu einer Kur erforderlich!
Zu haben in den Apotheken und dem Namenszug
Prospecte und ärztliche Atteste gratis und franko von dem alleinigen Fabrikanten
Apotheker **A. Keysser, Döhren bei Hannover.**

Patent 20,027.
Gegen Blutarmut!
Dr. Pfeiffers Patent 20,027. München, den 10. Juli 1884.
Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeiffer hergestellten und daher zur chemischen Untersuchung übergeschickten Hämoglobin-Pastillen in Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürlichen Eisenweizen) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandtheilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt
Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrath, kgl. Prof. an der Univ. München).
Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Nährmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige u. schwächliche Kinder ganz besonders
Jessler's Ludwigs-Apotheke zu München.
Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Best. Dr. Pfeiffers Patent.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen.
In der Münchener Kgl. Universitäts-Kinder-Poliklinik (Reisingerianum) seit Jahren fortwährend in Anwendung.

Naturrichtigste Hilfe! **(Magenleidenden)** durch Speisestolle!
„Magenheil"
Heinr. Senf, 23, Rheingasse Köln 23.

Neuerdings erscheint
Die Modenwelt
eine Fülle von Gratis-Beilagen in jährlich 24 reich illustrirten Nummern wovon je 12. statt bisher 8 Seiten, nebst 12 grossen farbigen Modenbildern, Handarbeiten, Schnittmusterbogen und Schnittmuster-Beilagen mit etwa 700 Schnittmustern.
Vierteljährlich 1 M. 25 Pf. = 75 Kr.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Katalog Nr. 6783). Probenummern in den durch Anschlagzettel bezeichneten Buchhandlungen gratis, sonst auch bei der Expedition
Berlin W. 35. — Wien I. Operng. 3.
Gegründet 1865.

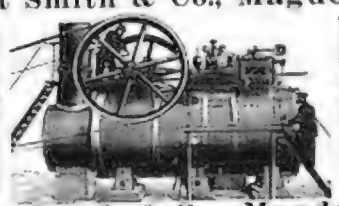
Spielhagen's Zahncrême
flüssig
Zahnreinigungsmittel der Neuzeit
Macht die Zähne in kürzester Zeit blendend weiss, conservirt dieselben und schont den Zahnschmelz.
Zu haben in allen Apotheken, Confiserien u. Geschäften des Ein- und Auslandes.
Franz Spielhagen, Berlin SW. 29.
Probesendungen, 3 Tuben in elegantem Carton gegen Einsendung von M. 1.50 franco

Dr. von Hartungen's
Naturheilanstalt
RIVA am Gardasee.
Stahl- und Dampfbäder, Diätetische und Terrainkuren.
Wochenpreis von 35 Mark aufwärts.
Näheres über Riva in Dr. von Hartungen's „Handbuch der klimatischen Heilkunde" bei Issleib (Schenker) Berlin.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Musikinstrumente,
als Alten Spiel- und Drehorgeln
mit auswechselbaren Notenblättern.
Piano- und Harmoniums
Accord-Zithern, Harmonikas,
Mandolinen und Guitarren.
Illustrirtes Preisbuch auf Verlangen.
M. M. Schmidt, Leipzig.

Die neuesten Mittel gegen
Bleichsucht, Haemol und Haemogallol.
entdeckt von
Professor Dr. med. R. Kobert,
enthalten die Eisen in der Form, in welcher es im Blute vorhanden ist, vergrössern somit ganz direkt die Eisenmenge des Blutes und sind deshalb die erfolgreichsten Bekämpfer von Bleichsucht und ihrer Folgen. Zahlreiche Versuche des Erfinders und vieler Anderer haben vortreffliche Resultate gehabt und garantirt eine rasches sattelndes Verschwinden des Appetits dargethan.
Käuflich in allen Apotheken und Drogenhandlungen in der Form von Tabletten, Pulver oder Chokoladepastillen.

Das beste u. berühmteste Toilletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.
Hochdruck- und Compound-Expansions-Locomobilen bis 150 Pferdekräfte.

mit Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch genietet. Ausziehkessel mit 3jähriger Garantie für die Feuerbuchsen.
Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Mäuse u. Ratten.
tödten schnell und sicher vertilgt durch Apotheker Freyberg's mehrfach prämiirte und allseitig belobte Präparate.
Saccharin-Strychninhafer, garantirt wirksames Mittel gegen Mäuse, garantirt 0,5 %.
in Dosen zu 0,50, 0,90, 1,75 und 3,50 Mark.
Rattenkuchen, Rattentod, ersterer Tödten und Vertreiben der Ratten sicher. Letzterer Tödtet sicher Ratten und Mäuse.
Dose 0,50, 0,90, 1,50, 3,00 und 12,00 Mark. Kleinere Dosen à 0,10 Mark an sowie Proben gratis.
Zu beziehen durch alle Apotheken und Droguenhandlungen versorgt mit Freyberg's Präparaten, sowie direkt ab
Freyberg's Fabrik in Delitzsch.

E. Neumann & Co.
DRESDEN-N.
Pracht-Catalog gratis
Cotillon-Catalog gratis

Wichtig für Gicht-, Stein-, Zucker- und Malariakranke.
Das von der Chemischen Fabrik auf Aktien (vorm. E. Schering) in Berlin dargestellte und in den Handel gebrachte
Piperazin Schering
ist bereits von vielen Aerzten — u. a. von Professor Dr. Schweninger — auf Grund der ungewöhnlich günstigen, mit dem Präparat gemachten Erfahrungen als ein spezifisches Heilmittel bei gichtischen und Steinleiden erkannt worden.
LAEVULOSE
(unschädlicher u. ernährender Zucker f. Diabetiker-Zuckerkranke), empfohlen von den Geheimräthen Ebstein und Leyden. — Ferner empfiehlt die genannte Fabrik
Phenokollum hydrochloricum
als vorzüglich anerkanntes Heilmittel gegen Malaria. — Näheres theilt auf Wunsch die gedachte Fabrik mit. **Piperazin, Laevulose** und **Phenokollum hydrochloricum** sind durch die **Drogenhandlungen** bezw. **Apotheken** zu beziehen. — Der Verkauf der **Laevulose** in und für Deutschland ist der Firma **Gebr. Stollwerck, Köln a. Rh.**, übertragen, und hat dieselbe die Herstellung von **Laevulose-Chocolade** übernommen.

Neues Präparat für Diabetiker: **Piperazin „Schering"** sind 55 Pfg. per Gramm, bei 10 Gramm 75 Pfg., bei 100 Gramm 70 Pfg. E. Schering, Drogenhandlung, Berlin N., Chausseestr. 21.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

№ 16.

71. Band.
Sechsunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Die Schwestern.

Roman
von
Ida Boy-Ed.

(Schluß.)

Das Essen war gut gewesen und Frau Dallmer hatte während desselben auseinandergesetzt, daß sie auch den ganzen Morgen hinter Lene hergestanden und selbst mit Hand angelegt habe. Nun, nach Tisch, zog sie sich zurück und schlummerte ein Stündchen. Günther spielte mit Marianne Schach. Das Brautpaar saß zusammen auf dem Sofa im Salon. Felix fühlte sich namenlos überflüssig.

Er nahm eine Zeitung und wählte seinen Platz so, daß er immer Mariannen ins Gesicht sehen konnte. Als sie bemerkte, daß er sich im Lehnstuhl mit dem Blatte so häuslich niederließ, blickte sie auf und sagte:

„Aber, lieber Felix, suchen Sie doch Ihre Kameraden auf. Zum Abend können Sie wieder kommen. Bringen Sie sich auch gern zwei oder drei Freunde mit."

Diese Ermahnung und dies Anerbieten erfolgte so oft an Sonntagnachmittagen. Aber es war Felix immer, als nagle ihn etwas hier fest. Er ließ sich über seine „Familienfimpelei" ruhig verspotten. Lesen konnte er nicht. Von nebenan durch die Thür drang manchmal ein zärtliches Wort, ein glückseliges Auflachen, oder gar das Geräusch eines Kusses zu ihm her.

Zuerst hatte ihn das manchmal erröten gemacht, denn er hatte noch nie ein Brautpaar zusammen gesehen gehabt. Dann fing es an, ihn qualvoll zu beunruhigen, und seine Phantasie entzündete sich an den Zärtlichkeitsäußerungen der beiden.

Wie schön mußte es sein, so zu lieben, so geliebt zu werden und vor allen Dingen: so seine Liebe zeigen und beweisen zu dürfen.

Welche namenlose Seligkeiten genoß doch Arel, wenn er Petras Hand in der seinigen halten durfte, so lange es ihm beliebte. Ihre Haare durfte er streicheln und ihre Wangen. Ihr sagen durfte er, daß er sie lieber hatte, als alles, alles auf der Welt.

Das auch zu können eines Tags — welch ein schwindelerregender Gedanke. Ob man an so viel Glückseligkeit nicht sterben würde?

Seine scheue, wunschlose Liebe für Marianne verwandelte sich. Wie zu einem unerreichbaren Stern hatte er zu ihr aufgeschaut. Fromme Gedanken waren ihm gekommen wie vor einem Gnadenbild, wenn er vor ihm stand.

Aber ganz langsam fing die Vorstellung an, sich in sein Gehirn zu nisten, daß er sie auch erringen könne, daß er sie nicht ewig aus demütiger Ferne anzubeten brauche.

E. Puyer: Geborgen.

Und von Tag zu Tag war diese Vorstellung deutlicher und stärker geworden und hatte allmälich die Gestalt eines riesenhaften Vorsatzes gewonnen. Sein Kopf glühte oft wie im Fieber und er rechnete sich die nächsten Jahre und seine Beförderungen aus.

Er hatte alle Unbefangenheit verloren, wenn er mit Marianne sprach und erbleichte, wenn sie ins Zimmer trat. Seine Hand zitterte, wenn er sie ihr gab und sein Auge hing immer an ihrem Gesicht.

Nun saß er wieder da, das Zeitungsblatt in der Hand und sah über den Rand desselben unverwandt auf sein Ideal. Wie so oft in letzter Zeit fühlte Marianne diesen Blick und erhob unruhig das Auge.

Sie hatte längst erkannt, was in dieser jungen, heißen Seele vorging. Und sie litt mit ihm und um ihn. Sie verstand seine Leiden und wünschte ihn davon zu heilen.

Aber wann wäre eine heiße Jugendschwärmerei je geheilt durch klugwaltenden Verstand? Marianne konnte noch so mütterlich gut sein, alt thun und kühl über ihre Jahre hinaus, an Felix prallte das alles ab.

Solche Flammen müssen ausbrennen. Löschen kann man sie nicht.

Marianne nahm seine Gefühle, die er, ohne es zu ahnen, ihr so deutlich verriet, nicht für eine Kinderei. Sie wußte, kein Herz ist zu jung oder zu alt, um durch Liebesleidenschaft gefoltert zu werden. Aber sie dachte nach, wie sie ihm wohlthun könne. Vergebens: jede Güte, die sie ihm erwies, nährte seine Gefühle und jede Gleichgiltigkeit, die sie zu heucheln versuchte.

So hoffte Marianne denn auf die nächsten Wochen, die jedenfalls Felix nicht mehr hier sähen, ob er bestimmt würde, ferne Ozeane oder nur die Nordsee zu durchkreuzen. Sie fühlte, sie würde den lieben Jungen entbehren, ihr Herz hing an ihm und sie, die selber still und groß gelitten, sie wußte, wie wehe das that, so hoffnungslos lieben. Sie achtete auch den Schatz nicht gering, der in seinem Herzen für sie ruhte. Sie war eine von den wenigen Menschen, die zu würdigen wissen, was es heißt: geliebt zu sein.

Sie hätte ihn an sich ziehen und seine blonden Locken mit ihren Thränen benetzen mögen — ihm danken und sagen: ich leide wie du — laß uns tapfer sein, denn es ziemt dem Menschen nicht, sich vom Unglück einer unerwiderten Liebe unterjochen zu lassen.

Von den Entschlüssen, die hinter dieser jungen Stirne reiften, hatte sie aber keine Ahnung. Und daß sie gerade heute, an diesem friedevollen Ostertag, ihren Höhepunkt erreichen sollten, noch weniger.

Sie spielte ihre Schachpartie nicht sehr aufmerksam und Günther gewann glänzend. Er war mit seinem Siege nicht zufrieden.

„Sie haben ihn mir zu leicht gemacht.“

„Ich war zerstreut!“

Felix bekam Herzklopfen — vielleicht, so wagte er zu denken — infolge meiner Nähe. Denn manchmal blitzte in ihm die Hoffnung auf, daß er Marianne nicht gleichgiltig sei.

Jetzt stand sie auf. Er wußte, um im Eßzimmer den Kaffee zu machen. Er kannte ja genau den Gang der Hausordnung. Er erhob sich unwillkürlich und ging hinter Marianne her. Günther sah ihn an und folgte ihm mit den Blicken.

Längst hatte auch er in Felix' Herz gelesen, aber auch er ahnte nicht, daß es sich um mehr als eine poetische Jugendschwärmerei handelte. Mit einem wehmütigen Lächeln sah Günther dem großen Jungen nach. Er fand die Jugend und die holde Thorheit unbeschreiblich liebenswert und seufzte, wie Menschen seufzen, die von den Mittagshöhen des Lebens zurückblicken in die riesige Morgendämmerung.

Im Eßzimmer that Felix nun etwas, das Petra „hinterstehen“ getauft hatte. Er sah Marianne zu bei jeder kleinen Handbewegung, wollte für sie die Flamme anzünden, den Kessel mit heißem Wasser heben und erbot sich, die Tassen nach vorn zu tragen. Sie konnte immer nur sagen:

„Danke, danke — ich kann allein!“

„Jetzt oder nie,“ dachte Felix, „ich muß es ihr sagen.“

Seine Lippen zitterten, sein Herz klopfte. Welche fürchterliche Angst.

„Haben Sie genug heißes Wasser,“ stotterte er.

„Ob sie mich auslachen wird? Weinen? Mich schelten?“ dachte er verzweifelt. „Wie fang' ich's an. Ich muß doch einen Uebergang finden.“

„Warum bereiten Sie immer den Kaffee?“ fragte er und verachtete sich, daß ihm nichts anderes von den Lippen kam.

„Das ist von jeher so mein Amt gewesen,“ sagte sie, ahnungslos, daß er eigentlich etwas ganz anderes hatte fragen wollen.

Seine Stirn war feucht. Ein brennendes Gefühl schnürte ihm die Kehle zu. Wenn er nur einen lieben Blick von Marianne hätte auffangen können, das hätte ihm Courage gemacht, aber sie sah immer nur wieder auf ihre Kaffeemaschine.

Und der Kaffee war beinahe schon fertig. Die Sekunden rannen.

„Marianne!“ begann er mit erstickter Stimme und schwieg schon wieder.

„Nun?“ sagte sie fragend. Ihr freundlicher Ton hätte ihn ermuntern können — vielleicht. Aber seine Kniee bebten. Ein elendes Gefühl vernichtete alle seine Körper- und Seelenkraft.

Von dieser Minute her wußte er sein ganzes künftiges Leben, was Feigheit sei. Das erbärmlichste von allen Gefühlen. Und jetzt und nie wieder zermalmte sie ihn.

„Darf ich die Tassen tragen?“ stammelte er.

„Wenn Sie durchaus wollen,“ sagte Marianne lächelnd.

Und das war das Ende dieser mit großen Vorsätzen gesättigten Minuten, daß er das Brett trug, darauf sechs Tassen standen, aus denen der heiße Kaffeedampf aufstieg! Marianne ging hinter ihm her, ein kleines Brettchen mit Zuckerdose und Sahnentopf tragend und einem großen Korbe mit sehr viel Kuchen.

In dumpfem Schweigen ließ Felix die Kaffeestunde über sich ergehen. Alle wurden auf sein verändertes Aussehen aufmerksam und befragten ihn.

„Ich habe Kopfweh,“ sagte er tonlos.

Günther stand auf, als die Dämmerung hereinbrach.

„Ich will noch einen tüchtigen Weg vor dem Abend machen. Du entläßt mich, Mama?“

„Aber, lieber Schwiegersohn, Du bist Dein eigener Herr, wir sind immer dankbar, wenn Du kommst,“ sagte Frau Dallmer und dachte, daß er wohl hätte bei ihr bleiben können und daß er alle Freundlichkeiten so selbstverständlich hinnehme, als komme ihm das zu, während sie sich doch nur um Malves willen noch des Mannes annähme.

„Darf ich mit Ihnen gehen?“ fragte Felix hastig.

„Gewiß, mein alter Junge, das wird Dir wohlthun,“ sagte Günther.

Draußen umfing sie ein weicher Frühlingsabend. Es war Anfang April und die seit langem vom Frost befreite Erde atmete kräftige Dünste aus. In einigen Vorgärten der Düsternbrookstraße blühten schon Krokus und Hyazinthen, auch schwebte ein Veilchenduft in der reinen, kräftigen Luft.

Der bleigraue Himmel war von Gewölk schwermütig verschleiert. Die letzte Tageshelle erstarb in sanfter Dunkelheit. Günther liebte die langen Dämmerungen der Frühlingszeit. Es war in ihnen wie ein stummes Bitten des Lichtes, noch weilen zu dürfen, die kahle Erde noch liebkosen zu können, damit sie schnell mit Blüten und Grün sich bekleide. Es ging wie ein Hauch von Sehnsucht und Wehmut zugleich durch die wartende Natur.

Sehnsucht nach den Wonnen des Frühlings, Wehmut über die, welche ihn nicht mehr erlebten.

Lange ging Günther schweigend mit seinem jungen Freunde vorwärts. Sie richteten ihre Schritte nach der Uferhöhe, wo die Badeanstalt Bellevue stolz auf die Kieler Bucht hinausblickt.

Menschen kamen ihnen in drängender Fülle entgegen, es schien, daß alle Welt da oben sich beim Kaffeetrinken der Frühlingsahnung erfreut hatte. Allmälich verdünnte sich der Schwarm, er versiegte, nur noch vereinzelte Nachzügler kamen ihnen in den Weg.

„Hast Du wirklich Kopfweh, Felix?“ fragte Günther, der wohl die schweren Seufzer vernahm, die ab und an aus Felix' Brust kamen.

„Nein,“ sagte Felix ehrlich, „ich bin sehr unglücklich.“

Günther hemmte staunend seinen Schritt.

„Du?“ fragte er lächelnd. „Du mit zwanzig Jahren! Und gleich sehr!“

„Ach, ich weiß es wohl,“ sprach Felix traurig, „daß die Reifen immer meinen, wir Jungen, Unreifen, könnten noch keine ernsten Leiden haben. Es geht vorüber, die Jugend tröstet sich rasch, heißt es immer, wenn jemand in unserm Lebensalter einmal klagt!“

„Nun,“ meinte Günther begütigend, „ich will Dich ja nicht mit Unglauben kränken. Und ich bin der Jugend gerecht. Wenn ihre Leiden auch vorübergehen — im Augenblick, wo sie getragen sein müssen, thun sie doch weh. Sprich Dich also aus! Was hast Du?“

Felix schwieg.

„Schulden?“ fragte der Kapitän; „aber das ist ja unmöglich. Erstens kenne ich Dich doch genau und sehe Dich in Deinen Urlaubsstunden und dann ist's euch, dank der väterlichen Aufsicht, welche euer Kadettenoffizier über euch führt, doch recht schwer gemacht, Tollheiten zu begehen!“

„Ich kann es nicht sagen,“ flüsterte Felix.

„Mir, Deinem besten Freund nicht,“ sprach der Kapitän mit eindringlichem Ernst und blieb wieder stehen. Rings um sie war Dunkelheit. Im Düsternbrooker Gehölz ging der Abendwind um, in den Wipfeln der noch unbelaubten Bäume war ein leises Raunen und knisterndes Rauschen.

Der Ton des gütigen Mannes ging Felix zu Herzen. Liebevoller kann kein Vater sein.

Und mit einemmal drängte Felix sich nah an des anderen Schulter und raunte ihm ins Ohr:

„Ich liebe Marianne!“

Günthers Herz erschrak. Er hielt den Atem an und dann hob ein starker Seufzer seine Brust.

„Das, mein lieber Felix, ist kein Unglück,“ sprach er.

„Sie meinen, ich hätte Hoffnung!“ rief der Kadet stürmisch.

„Nicht so! Komm!“ Er zog Felix' Arm in den seinen und langsam schritten sie am Saum des nächtigen Waldes weiter. „Es ist kein Unglück, weil eine reine, große ideale Liebe immer die Bildnerin eines jungen Herzens sein wird. Der Gedanke an die edle Frau, die Du liebst, wird Dich begleiten und in Versuchungen Dein Halt, in Gefahr Dein Trost sein. So meine ich, es ist kein Unglück, daß Du Marianne liebst!“

„Als es anfing, da war es mir auch, als sei mir in ihr eine Schutzgöttin geworden, als müsse ich immer so leben und streben, daß sie alles kennen dürfe und billigen müsse! Aber jetzt fühle ich anders. Ich kann nicht leben, ohne die Hoffnung, sie zu erringen! Warum sollte ich nicht eines Tages ihre Gegenliebe gewinnen und ihr Gatte werden können?“

Der ältere Mann fühlte, wie er erblaßte und war der Nacht froh, die das verbarg.

Wie dieser edle Jüngling, mit dem reinen, stürmischen Herzen, rang nach solchen Zielen. Es handelte sich nicht um eine holde Schwärmerei, sondern um bittern Ernst, der kämpfen wollte.

„Felix!“ sagte Günther von Hanstein mit unklarer Stimme, „Du bist sechs Jahre jünger als sie!“

„Sechs Jahre! Das sieht heute nach so viel aus, weil ich ein Kadet bin. In zwei Jahren bin ich Unterlieutenant und dann wird man mich doch wohl für einen Mann ansehen, der über sein Schicksal bestimmen und das eines Weibes mit auf sich nehmen kann! Aber sei es selbst, daß ich auch dann zu jung erfunden werde! Ich kann warten! O, und arbeiten will ich, arbeiten, um ihrer wert zu sein. Die besten Examen will ich zu machen suchen, die tadellosesten Führungslisten erreichen! Und sparen will ich! Wenn sie mich achten muß, wird sie mich eines Tages lieben. Wenn ich dreißig bin und sie sechsunddreißig, ist es schon kein Unterschied mehr. Warum sollte es so ganz, ganz unmöglich sein!“

Die Worte kamen stürzend von seinen Lippen. Man hörte es, seine ganze junge Seele stand in Flammen.

Günther war erschüttert. Er breitete die Arme aus.

„Mein armer Junge!“ rief er. Und Felix warf sich an die treue Brust. Zugleich ging ihm alle männliche Energie in heißen Thränen unter, schluchzend klammerte er sich an den gütigen Freund.

„Ach, ich habe doch wohl keine Hoffnung,“ stammelte er, „sagen Sie es mir nur erbarmungslos.“

„Das,“ sprach Günther leise, „das weiß ich nicht! Denn, was in Mariannens Herzen vorgeht,

ist ihr Geheimnis. Aber was Dir auch immer die Zukunft bringt, mein Sohn, Erfüllung oder Entsagung, immer sei Dir diese Liebe ein heiliges Erinnern! Sie sei Dein heimlicher Schirm und Schutz und sie rette Dich vor den Schattenseiten des Lebens!"

Felix weinte sich aus und schämte sich zugleich, daß er weinte. Endlich schob Günther ihn sanft von sich.

„Nur tapfer und mit festen Blicken in die Zukunft schauen," sagte er, „so ziemt es dem Mann und insbesondere dem Seemann. Weder Glück noch Unglück darf uns weich machen!"

Sie gingen langsam zurück, meist schweigend.

Günther dachte lange darüber nach, ob Marianne von der Größe des Gefühls in diesem Knabenherzen eine Ahnung habe. Der Gedanke that ihm auch weh, daß der liebe, gemütswarme Junge nun bald aus seiner Nähe gerissen werden würde. In zehn Tagen vielleicht schon würden die Kommandirungen bekannt und der Dienst trieb sie weit, weit aus einander.

„Du mußt mir eins versprechen, mein Felix," sagte Günther von Hanstein plötzlich, und eine große Zärtlichkeit wallte in seinem Herzen auf, während er sprach; „daß Du mir immer schreibst, nicht als wäre ich der Kapitän von Hanstein, sondern als wäre ich, der ich Dir ja auch bin: Dein Beichtvater und Führer. Schäme Dich nie kleiner Schwächen und Verzagtheiten. Sei immer wie Du bis jetzt warst: offen, ehrlich, einfach! Sei ein echter deutscher Seemann; das heißt: Werde nie kleinlich, nie blasirt, nie unwahr! Wir in unsern blauen Röcken tragen deutsche Ehre durch die Welt! Wir sind nicht gemacht, um neben unserm militärischen Beruf als gesuchte Staffage von Ballsälen zu dienen; wir brauchen nicht ‚schneidig' zu sein und wir sind gewiß nicht immer die witzigsten Gesellschafter. Aber auf jeden einzelnen von uns soll das Vaterland blicken, mit Stolz und Vertrauen! Unser Beruf braucht ganze Menschen. Werde ein ganzer Mann!"

Sie standen nun vor Günthers Haus. Der arme Felix konnte vor Rührung kein Wort sagen, er drückte aber mit all seiner Kraft wieder und wieder die Hand des Mannes, den er schon immer geliebt, dem er aber von dieser Stunde an Blut und Leben zu opfern bereit war.

Dann ging er davon wie im Traum. Sein Urlaub lief erst um zehn Uhr ab und bis dahin waren noch zwei Stunden. Aber er mochte nicht seine Kameraden aufsuchen, die irgendwo zusammen eine fröhliche Kneiperei abhielten. Ihn dürstete nach Einsamkeit und nach dem Meer.

Er ging ans Ufer und nahm sich ein Boot. Der Schiffer erwartete einen Befehl zur Ueberfahrt an ein Panzerfahrzeug, anstatt dessen hieß Felix ihn eine Stunde umherrudern.

Die Schatten der Frühlingsnacht waren nun undurchdringlich geworden, am Himmel blinkte kein Stern und ein ungewöhnlich lauer Wind strich leise über die Flut. Mit fröhlichem Glucksen zerrann das Wasser am durchschneidenden Kiel, die Ruder tauchten sich fast unhörbar ins Wasser und wenn die kraftvolle Faust des Schiffers sie wieder hoben, gab es einen harten Ruck gegen die Dollen und einen rieselnden Tropfenfall. Die breiten Panzerschiffe lagen an ihren Bojen. Die Lichter an Bord brannten träumerisch und spiegelten sich lang gezogen in der Flut wieder, zitternden goldenen Bändern gleich, die spitz ausliefen.

Es war Felix, als schaukle er sich in einer Wiege, als trüge ihn eine Zauberkraft unmerklich weiter, immer weiter. So, von seinen Träumen umsponnen, hätte er in den Ozean hineinschiffen mögen.

Ein unendliches, schmerzliches Glücksgefühl dehnte rätselhaft sein Wesen. Wonne und Freude bedrängte ihn zugleich. Und dabei empfand er eine unaussprechliche, gegenstandslose Sehnsucht.

Das Boot glitt an Backbordseite eines der Schiffriesen entlang. Wie eine schwarze Mauer stieg die Wand neben der kleinen Nußschale auf. Von oben rief die Wache das Boot an und der Schiffer antwortete vorschriftsmäßig.

Weiter ging die schaukelnde Fahrt.

Von den Schiffen klang jetzt ein klagender Singsang durch die Nacht. Die Wachen sangen einander ihre Meldungen zu:

„Am Steuerbord alles wohl, Laterne brennt!"

„Am Backbord alles wohl, Laterne brennt!"

Dieser melancholische Gesang umzauberte die Phantasie des Jünglings. Es war ihm, als gehe er Wache auf einem Schiff, und um ihn rauschten die Wogen des atlantischen Meeres. Ueber seinem Haupt stand in hehrer Majestät der Sternenhimmel und am Horizont flammte, wie gehalten von Gottes unsichtbarer Hand, das Kreuz des Südens auf.

Und durch sein Herz, welches unter den Leiden und Seligkeiten einer jungen Liebe bebte, zog eine Glut der Begeisterung für seinen herrlichen Beruf. Er preßte die Hand auf seine Brust und mit einem stummen, feierlichen Gelöbnis dachte er an Günthers Worte:

„Wir in unsern blauen Röcken tragen deutsche Ehre durch die Welt!"

Ja, er wollte der besten einer werden und nicht nur um seiner Liebe willen, sondern um seines Kaisers und seines Vaterlandes willen!

*

Die Prüfung war bestanden, das Portepee gewonnen und die silberne Schnur auf der Achsel. Felix hatte das beste Examen gemacht. Aber was bedeutete diese Freude gegen die andere: Günther von Hanstein, zum Kapitän zur See befördert, war zum Kommandanten eben des Schiffes ernannt, dessen Bemannung Felix mit vielen anderen Kameraden zugeteilt worden war.

Nach Westindien ging die Fahrt und wenn der Dienst auch den in hoheitsvoller Unnahbarkeit herrschenden Kommandanten sehr fern hielt vom jungen Seekadetten, so war der Gedanke allein schon tröstlich, auf einem Schiffe leben zu dürfen, mit dem heißverehrten Mann, in der Gefahr ihm nahe zu sein.

Petra behielt ihren Arel näher bei sich. Der Lieutenant zur See Sellhausen kam auf das Wachtschiff und die Freude hierüber war so groß in beiden, daß sie darob fast vergaßen, Felix' und Günthers Abschied zu bedauern.

Ende April sollte das Schiff den Hafen verlassen. Und die launige Sonne, die dem Norden sich so karg zeigt, schmückte die Ufer der Föhrde diesmal mit frühem Laub. Wie grüne Crêpeschleier hing es über dem braunen Gezweig, lachendes Licht durchstrahlte die Welt.

Zwei Tage vor der Abfahrt war Malves Geburtstag. Ein Gedenktag schmerzlichster Art. Früh schon fuhren Frau Dallmer und Petra auf den Kirchhof, um das Grab zu schmücken, welches vor vierzehn Tagen endlich auch den Denkstein bekommen, den Günther nach eigener Zeichnung hatte fertigen lassen.

Um die Mittagsstunde ging Marianne hinaus. Sie trug einen Strauß wundervoller Rosen in der Hand, die sie umschlossen hielt.

Auch auf dem Kirchhof war ein fröhliches Blühen und Grünen. Die Schrecken des Todes hatten sich hinter den Frühlingswonnen versteckt. Der Hügel, unter dem Malve schlief, war von Kränzen schwer. Zu Häupten stand ein großes schwarzes Marmormal, in Pyramidenform, einfach und machtvoll zugleich. Und auf seiner blanken Fläche waren in Gold die Namen der Entschlafenen eingegraben. Und darunter:

Psalm 102, Vers 12, 13.

Marianne kniete nieder und legte mit vorsichtiger Hand ihre Rosen inmitten der Kränze hin.

In ihren Augen standen Thränen und immer ward die Stimme in ihrem Herzen wach, die sprechen zu müssen schien: „Vergib mir!"

Plötzlich schrak sie zusammen. Günther kam gegangen und stand in stillen Gedanken lange schweigend am Grabe seines Weibes.

„Lange," hob er dann an, „lange werde ich nicht wieder hierher kommen. Aber ich weiß, wenn ich nach einem Jahr wiederkehre, finde ich diese Stätte der Erinnerung von treuer Hand gepflegt und geschmückt!"

„Gewiß," sagte Marianne, indem sie sich erhob, „wie sollten wir Malves Grab vergessen!"

Sie standen sich gegenüber und der Hügel war zwischen ihnen. Günthers Augen ruhten auf der Inschrift. Die Psalmverse, welche dort nur bezeichnet waren, standen für ihn lesbar geschrieben.

„Meine Tage sind dahin wie Schatten und ich verdorre wie Gras. Du aber, Herr, bleibst ewiglich und Dein Gedächtnis bleibet für und für!"

Er sprach es laut. Dann sah er Marianne an.

„Ich auch, Marianne, ich kann dahin gehen wie ein Schatten. Ein Unglück kann mein Schiff vernichten, das Klima uns feindlich sein — wenn wir so ausziehen auf ein Jahr, an fernen Küsten zu kreuzen, können wir der glücklichen Heimkehr nicht sicher sein. Wir haben damals durch das Schicksal unserer Brüder in Apia eine Warnung bekommen, allezeit gefaßt und demütig zu bleiben. Soll ich fortgehen, mit einer Frage auf dem Herzen? Nein! Hier, an dieser ernsten Stätte, werden Sie mir antworten. Ganz wahr!"

Marianne zitterte.

„Welche Frage?" stotterte sie.

„Zweimal haben Sie mir gesagt: Richten Sie mich, ich bin schuldig. Es war damals, als ich heimkam und am Tage, da Malve erlöst ward! Welches war Ihre Schuld!" Er sah sie ernst an.

Wie hätte sie lügen können, vor seinem Auge, an dieser Stätte!

Ergeben ließ sie das Haupt sinken und ohne ihn anzusehen, sprach sie:

„Ich neidete ihr den Gatten!"

Eine große Stille entstand. Mariannens Blicke hingen am Boden, so sah sie nicht, daß Günther die Augen schloß und daß sich auf seinen Zügen die Spuren eines heftigen Kampfes zeigten. Er atmete schwer.

Leise sprach Marianne weiter:

„Ich möchte die Gottesgewalt haben, Tote zu erwecken — dieses Grab öffnen zu können, damit ich sie um Vergebung anflehen dürfte. Und jetzt, jetzt, das weiß ich, wüßte sie, was sie ihrem Gatten schuldig sei.

„O, wäre doch Gott barmherzig gewesen und hätte ihr das Leben gelassen, damit sie Ihnen noch Glück zu geben vermocht hätte!"

„Marianne," sprach Günther. Sie sah zu ihm empor. Seine Blicke begegneten fest und groß den ihren. Er reichte ihr die Hand, hinweg über den Hügel.

„Ich danke Ihnen für Ihre Wahrhaftigkeit. Wenn sie auf uns schaute, uns hörte, wenn es in ihre Macht gegeben wäre, sich zu äußern, dann würde sie flüstern: ich vergebe dir! Retten aber hätten auch Sie diese irre, schwache Seele nicht können — vermochte doch selbst mein heißer Wille nichts über sie!"

Schmerzliche Erinnerungen übermannten ihn. Erst nach einer Weile sprach er weiter:

„Gott hat sie zu sich genommen. Und er wußte, warum er so entschied — sahen wir doch, wie im Sterben erst ihr Wesen sich verklärte zu reiner Güte. Sie ruhe in Frieden!"

Marianne weinte; es waren erlösende Thränen, denn sie fühlte in ihrem Herzen die Wohlthat, welche die Wahrheit gibt. Das war einst klein in ihren Gedanken gewesen, hatte sie gestanden, und es war, als ob die Pein des Geständnisses schon Sühne in sich geschlossen.

„Kommen Sie hinweg," bat Günther sanft.

Sie schritt folgsam neben ihm her.

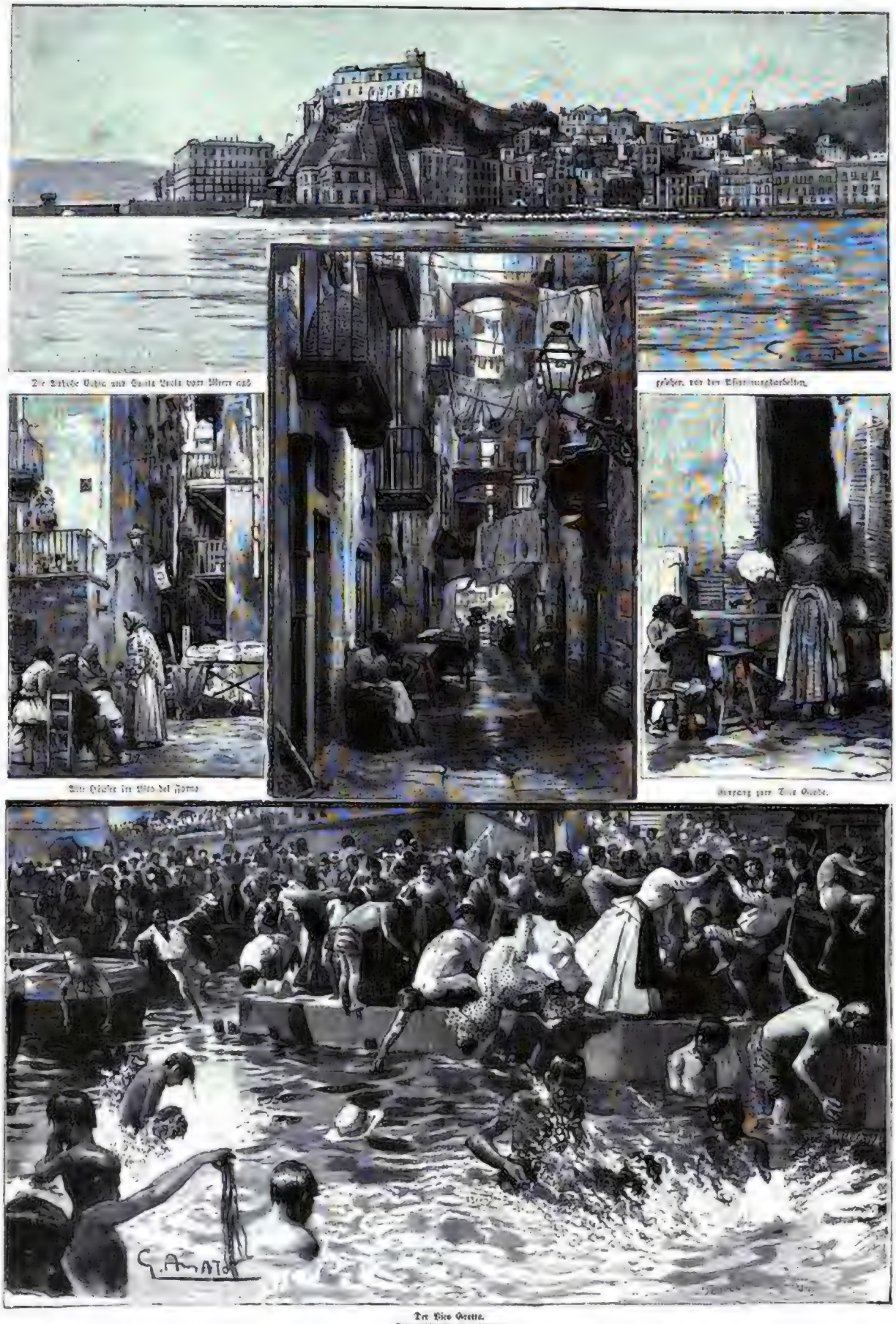
„Es wird mir, wenn ich draußen bin, auf hoher See, ein teurer Gedanke sein, wenn ich weiß, daß Sie, Marianne, diese ernste Stätte oft besuchen. Und wenn Sie ihr Rosen bringen, nehmen Sie auch zuweilen, wie einen Gruß von mir, fremde prächtige Blumen des Südens mit. Malve liebte die künstlich gezogenen Kinder anderer Zonen."

Sie nickte stumm. Worte wollten nicht von ihren Lippen.

Lange schritten sie beide zusammen.

„Außer diesem Grab empfehle ich Ihnen noch mein Haus," begann er wieder mit umflorter Stimme. „Es wäre wohl wie ein kluger Verwalter gehandelt gewesen, es zu vermieten für ein Jahr. Aber ich konnte es nicht. Der Gedanke war mir schrecklich, daß Fremde in den Räumen walten sollten, die einst mein hoffnungsvolles Glück sahen und meine herben Enttäuschungen. Mir war, als würden diese Wände erzählen von den Leiden und Irrungen der armen Malve. Und die Erinnerung an diese Leiden zerreißt mein Herz — nur einen Menschen gibt es, zu dem ich davon reden kann. Sie! Wie eine verflatterte, zum Tode wunde Taube war sie,

Edmund Kanoldt: **Odyſſeus auf der Ziegenjagd.**



Die Anhöhe Pozzo und Santa Lucia vom Meere aus gesehen, vor den Ausbesserungsarbeiten.

Alte Häuser im Vico del Forno.

Eingang zum Vico Grotta.

Der Vico Grotta.
Das Fischerfest La 'Agogna.

In Santa Lucia. Zeichnungen von G. Amato.

und ich konnte sie nicht schützen. Die Stätte, wo sie in Frieden einging zum ewigen Licht, ist mir zu heilig, als daß Fremde dort wohnen dürften. Warten Sie meines Hauses!"

„Ja," sprach Marianne einfach.

*

Die Stunde war gekommen. Im frischen Frühlicht dunstete von der Erde und vom Wasser feuchter Nebel auf und steigend ward er aufgesogen vom Morgensonnenschein. Die Ferne schimmerte bläulich und die Ufer gegenüber waren sanft verschleiert.

Auf der Föhrde war das muntere Leben des beginnenden Arbeitstages, Barkassen und Kähne schossen hin und her über die lebhaft bewegte Flut. Hallende Töne von niedersausenden Schmiedehämmern, das Pfeifen der Dampfkesselventile, das Rauschen der Wogen und das rastlose Wühlen der Schaufelräder kleiner Verkehrsdampfer im aufwirbelnden Wasser — das alles zusammen gab eine fröhliche und unendliche Melodie — den Lobgesang der Arbeit!

Die Schwestern standen auf einer Brücke, Arm in Arm und schauten mit nassen Augen hinüber, zu jenem Schiffe, dessen Schlot dampfte und auf dessen Deck ein rühriges Leben war. Lang auswallend flatterte von der Spitze eines seiner Masten der Heimatwimpel und der frische Morgenwind spielte lustig mit dem schmalen, weißen Band.

Das harte Rasseln eiserner Ketten drang herüber, das Schiff machte sich los von seiner Boje.

Und dann erscholl ein heulender Pfiff, vor dem die Schwestern erschraken.

Mit thränenschweren Blicken starrte Marianne hinüber. Eine Stimme sprach zu ihr, daß dort, jene Planken, welche bald den Wogen des Ozeans Trotz bieten sollten, die treuesten Herzen umschlossen, welche auf dieser Welt ihr schlugen. Sie wußte, daß der Jüngling mit einer Wunde in der Brust hinauszog in die Ferne, aber sie wußte auch, daß Trost und Heilung für ihn bereit sei, in der Nähe des edlen Mannes und in ernsten Pflichten seines Berufs. Als ein liebeskranker Knabe zog er von dannen. Als gefaßter Mann würde er wiederkehren und seine heißen Jugendträume würden sich ebnen und sich wandeln in eine treue Freundschaft für sie, die ihn liebte wie eine Schwester.

Und der andere?! Wie kam ihr der wieder? —

Marianne fühlte eine Ohnmachtsanwandlung und Petra legte fest den Arm um sie.

Drüben der weiße, schlanke Schiffskörper begann sich zu drehen. Die Wogen um ihn kamen in Aufruhr.

Es schien eine Minute lang, als hielte das laute Leben auf der Föhrde und an den Ufern stockend den Atem an.

Und dann brach es durch die Morgenlüfte — ein vieltausendstimmiges Hurra! An allen Raaen der Schiffe waren die Mannschaften aufgeentert und sandten den scheidenden Kameraden den Gruß des Abschieds nach.

Langsam und feierlich sank der Heimatwimpel nieder am Mast, es war wie ein stummes Lebewohl an die Vaterwelt.

Und dann rauschte sie fröhlich und flatternd empor — die Flagge der deutschen Reichsmarine. Ihr weißes Tuch blähte sich, ihr schwarzes Kreuz zeichnete sich scharf darauf ab und im Eckfelde stand der stolze Aar.

Fröhliche Fahrt! Tragt deutsche Ehre in die Welt, dem Vaterland zum Ruhm! Fröhliche Heimkehr!

Und es war, als riefe eine Stimme Marianne zu: „Er kehrt wieder! Und er kehrt Dir wieder!"

Ihre Thränen flossen. Sie breitete die Arme verlangend aus.

Aber stolz und groß, wie ein ruhevoller Schwan zog das weiße Schiff von dannen, in das Morgenlicht hinein, das es mit rosigem Strahlenschein umwob.

Geborgen.

(Siehe das Bild Seite 336.)

Der oftmals so gestrenge Herr, der Winter, führte am Anfange seiner Herrschaft ein sehr mildes Regiment, keines seiner gewöhnlichen Attribute war zu erblicken gewesen und selbst die schöne Weihnachtszeit ohne Schnee und Eis vorübergerauscht. Daher herrschte natürlich unter der Jugend große Verstimmung; denn wie viele vergnügte Stunden waren dadurch verloren gegangen, daß man nicht Schlitten und Schlittschuhe fahren, sich nicht schneeballen und keine Schneemänner bauen konnte. Endlich hatte der Winter aber doch ein Einsehen, und als es eines Morgens hell wurde, da war die Erde weit und breit mit einer blendend weißen Schneedecke überzogen und noch immer sanken von dem grauen Himmel die Flocken in dichten Massen herab. Schnell wurde jetzt nachgeholt, was man bisher versäumt hatte. Die Schlitten wurden hervorgeholt, und hier und da erhoben sich Schneemänner in zum Teil schon stattlicher Größe. Ein solches Ungetüm erblicken wir auch auf unserem Bilde, wo es dank seiner Riesenhaftigkeit einem jungen Paare Schutz gegen neugierige und indiskrete Blicke gewährt. Ein solches Wächteramt hat wohl noch nie ein Schneemann ausgeübt, aber trotzdem wird er seines Amtes getreulich walten, und die jungen Leute können jedenfalls seiner strengsten Verschwiegenheit versichert sein und sich ruhig alles sagen, was sie auf dem Herzen haben.

Odysseus auf der Ziegenjagd.

(Siehe das Bild Seite 332.)

Im Anschlusse an unsere in Nr. 13 gegebenen Ausführungen über Edmund Kanoldt führen wir heute unseren Lesern das mit dem Ehrenpreise der deutschen Goethestiftung gekrönte und jetzt im Besitze der genannten Stiftung befindliche große Landschaftsbild des Meisters „Odysseus auf der Ziegenjagd" vor. Um den Geist dieser künstlerischen Schöpfung zu erfassen, müssen wir uns in die homerische Schilderung der Irrfahrten des „göttlichen Dulders Odysseus" versetzen. Auf der Heimfahrt von Ilion wurde der Held zuerst nach Ismaros, der Stadt der Kikonen, und dann nach dem Reiche der fabelhaften Lotophagen verschlagen. Von dort verirrt er sich zu den einäugigen Kyklopen, deren Lande eine Insel mit weiter natürlicher Hafenbucht vorgelagert ist,

Waldreich, und der Ziegen unendliche Menge durchstreift sie,
Wildes Geschlecht, weil nimmer ein Pfad der Menschen sie scheuchet:
Nie auch wandeln hinein nachspürende Jäger, die mühvoll
Durch das Gehölz arbeiten und lästige Gipfel umklettern,

wie im neunten Gesange der Odyssee der edle Laërtiade selbst sie seinem Gastfreunde Alkinoos schildert, in der Erzählung dann fortfahrend:

Als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg,
Jetzt durchwanderten wir das Eiland rings mit Bewund'rung.
Und es erregten die Nymphen, des Aegiserschütterers Töchter
Kletternde Ziegen der Berge, zum labenden Schmaus der Genossen.
Eilig gekrümmte Bogen und ragende Spieße der Waldjagd
Holten wir aus den Schiffen, und rings dreifach uns verteilend,
Schossen wir; bald dann schenkt' uns ein Gott mutstärkendes Wildbret.
Zwölf leichtsegelnde Schiffe geleiteten mir, und für ein jedes
Gab neun Ziegen das Los, und zehn erkor ich mir selber.
Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne
Saßen wir, reichlich mit Fleisch und lieblichem Wein uns erquickend.

Rosen im Winter.

Rosen im Winter.

(Siehe auch das Bild Seite 333.)

Der grüne Rock der Jäger übt auf das weibliche Geschlecht einen ähnlichen Zauber aus, wie das zweierlei Tuch; wirkt dieses auf die Herzen durch das Schmucke, durch den Schimmer des Kriegertums, der ihm anhaftet, so nimmt der Weidmannsrock durch den Schimmer der Waldpoesie und den Reiz des Berufes gefangen. Das erfuhr die kleine Babette.

Im Januar, in der größten Winterkälte, zwischen Eis und Schnee hat sie ihr Herz entdeckt und gefunden, daß die schönste Blume des Lebens, die Liebe, auch im strengen Winter erblühen kann — Babette sah in diesem Monat in dem tiefverschneiten Walde nur Rosen, nichts als Rosen — das heißt wenn jener Jägersmann kam, an den sie ihr Herz verloren. Traf sie den Geliebten nicht, so erblickte sie den Wald voll Dornen. Wie war es doch so merkwürdig zugegangen mit ihr. Jede Liebe ist ja ein Wunder, aber diejenige Babettens erschien ihm als das erstaunlichste der Welt. Sie ein kleines, zartes Persönchen, arm, unscheinbar, kindlich von Formen, Geist und Sinnen gefiel dem schmucken, gescheiten Gutsbesitzerssohn, welchem doch so stattliche, große, kluge, vermögende Mädchen auf das freundlichste entgegenkamen. Eines Tages traf er sie im Walde, als sie, ein Almosen für die Aermsten, Reisig auf ihren Schlitten lud. Er stand still und sah ihr zu, er grüßte lachend und seine schwarzen Augen trafen ihre blauen. Gleich einem Feuerstrahl fiel sein Blick in ihr Herz und sie hatte das Gefühl, als ob plötzlich ein großer Brand entstände, der die Welt entzündete. Erschreckt floh sie, sie eilte mit ihrem Reisig nach Hause, sie flüchtete und dennoch zog sie etwas, ihre Füße liefen mechanisch. Ihr Herz wollte nicht aus dem Walde, es trieb sie unwiderstehlich zu demselben Platze, wo sie den Jägersmann gesehen, und sie bangte, ihn dort wieder zu treffen, sie fürchtete es und sehnte sich doch so unaussprechlich darnach; und er kam und lächelte und dies Lächeln schien ihr Frühlingssonne, sie fror nicht mehr, sie wußte gar nichts mehr von sich selbst. Es gab nur etwas noch auf der Welt und das war der Jäger — deshalb ließ sie es auch geschehen, daß er den Arm um ihre Schulter legte — denn sie war einfach nicht mehr da, nur er, nur er stand vor ihr, strahlend, leuchtend, alles übrige verlöschend; der Schnee, welcher von den Bäumen auf sie fiel, waren Rosen, glutrote, herrliche Sommerrosen, das Gekrächz des Raben Nachtigallengesang, der schneidende Wind milder, lieblicher Zephyr. Ihm war plötzlich das Paradies aufgethan worden und die Arme, Gedrückte, Verachtete die Königin in diesem, und vor ihr stand der König, dem nichts gleich auf der Welt, der sie an sich zog, sanft, liebevoll, zärtlich, und ihr sagte, daß sie Herrin in diesem Zauberreich sei, dessen Glück und Freude kein Ende hätte. Ihr jugendliches Herz glaubte das. Weshalb sollte eine Arme, ein kleines, bescheidenes Mädchen nicht auch einmal ein mächtiges, großes Glück haben? — — Mögen diese Rosen im Winter den Winter überdauern.

K.-R.

In Santa Lucia.

(Siehe das Bild Seite 341.)

„A Santa Lucia!" — wer kennte ihn nicht, den bald schwermütig-klagenden, bald fröhlich-aufjubelnden Refrain des alten neapolitanischen Fischerliedchens, das jedenfalls so weit vorgedrungen ist, wie italienische Wandervirtuosen mit Tamburin und Leierkasten die Welt durchziehen. Einen neuen Reiz hat das alte Schlagwort durch Tascas Oper und die unvergleichliche Darstellungskunst der Bellincioni gewonnen. Durch die kleine musikalische Tragödie werden wir auch auf den Schauplatz geführt, der in dem Liedchen verherrlicht wird, in das Fischerviertel Santa Lucia zu Neapel. Einst einen Ort für sich bildend, ist es allmälich mit der Stadt zusammengewachsen und mag heute gegen 13,000 Einwohner zählen. Seinen landschaftlichen Reiz erhält es durch die Anhöhe Echia mit dem Fort Sankt Ermeno und das ihr gegenüber sich schroff aus dem Meer erhebende Felsmassiv des Kastel dell' Uovo, das den Eindruck macht, als sei es einst durch einen Erdsturz gewaltsam von der ersteren losgerissen worden. Die großen Assanierungsarbeiten und der neue Hafenbau haben in neuerer Zeit den Charakter der Oertlichkeit fast ganz und gar umgestaltet: elegante moderne Häuserreihen erheben sich da, wo sich einst ein Gewirr von Gassen und Gäßchen hinzog mit Fischerhütten, die wohl wegen ihres pittoresken Anblicks, nicht minder aber auch wegen ihrer Dürftigkeit und — ihres Schmutzes berühmt waren. Mit der neuen Ordnung der Dinge sind die alten Bewohner des Quartiers, die „Luciani", nichts weniger als einverstanden; der frühere Schmutz und die frühere Dürftigkeit waren ihnen lieber als die neue Eleganz, von der sie ja doch nichts haben, da mit den neuen Häusern auch neue Einwohner gekommen sind und sie von der altgewohnten Stätte verdrängt haben. Trotz alledem lassen sie sich ihr altes Recht nicht nehmen; nach wie vor

lungern in dem jetzt modernen Quartiere die Bettler von ehedem umher, die alten blinden Weiber, die im Namen der heiligen Lucia, ihrer Lieblingsheiligen, ihr Almosen heischen. Noch wie vor regt sich aber auch die alte Lust, wenn (am 13. Dezember) der Festtag der Heiligen und das damit verbundene Fischerfest „La Ngegna“ kommt. Auf unserer, von dem Maler Gennaro Amato, dem „neapolitanischsten der neapolitanischen Illustratoren“, wie seine Landsleute ihn nennen, entworfenen Abbildung schildert der Zeichenstift des Künstlers die dann herrschende Festlust lebendiger, als Worte es vermöchten, ebenso wie wir durch ihn mit einigen der bezeichnendsten Scenerien des alten Santa Lucia bekannt gemacht werden.

Das erste Ballkleid.

(Dazu das Bild Seite 334.)

Der große Tag ist erschienen, Fräulein Irma hat ihr erstes Ballkleid anprobirt und vor der Villa hält bereits der Wagen, der sie und ihre Eltern nach dem Hause zu bringen hat, wo sie in die Gesellschaft Budapests eingeführt werden soll. Irma sieht diesem wichtigen Augenblick ihres Lebens mit großer Seelenruhe entgegen. Das Kleid sitzt wie angegossen und auch die Mama läßt mit voller Befriedigung ihre Blicke über die liebliche Gestalt der ihrer Vorzüge bewußten Tochter hingleiten, während der glückliche Vater dreinschaut, als wollte er sagen, daß er von einem Kinde, das so treffliche Erzeuger habe, wie seine Irma, von jeher ohnedies nur Freude und Triumph erwartet habe. Die jüngeren Geschwister, die nicht auf den Ball mit dürfen, weiden sich am Anblicke der schwesterlichen Schönheit und denken sich wohl dabei, daß das Glück, das ihre Irma in der hauptstädtischen Gesellschaft machen werde, ihnen allen reichliche Entschädigung für die Freiheit gewähre, die sie noch bis vor kurzem draußen auf dem großen Landgute im Alföld genossen. Denn Papa gehört jenem Kleinadel Ungarns an, der als Hauptstütze des Magyarentums im Königreich entweder in der Landwirtschaft oder in Volksvertretung und Staatsämtern sich bethätigt. Seinen Kindern zu lieb hat er seine Güter für einige Jahre verpachtet, einen Sitz im Reichstag angenommen, in der Andrassystraße zu Budapest eine Villa gemietet, um, wenn seine Söhne ausgebildet, seine Töchter versorgt sind, sich wieder aufs Land und den gemüthlichen Verkehr mit biedern Gutsnachbarn zurückzuziehen.

Literarische Plaudereien.

Von

Rudolf von Gottschall.

II.

Der Salon der Frau von Z. hatte diesmal eine zahlreiche Gesellschaft versammelt; außer den Stammgästen waren auch mehrere der gelegentlichen Besucher, wie der Professor Farnow anwesend: in letzter Zeit hatten die Schriften von Felix Dahn zirkulirt, besonders die „Erinnerungen“ und der neue Roman „Julian“, und es wandte sich das Gespräch diesem von vielen hochgefeierten Dichter zu. Frau von Z. mit ihrer schönen Empfänglichkeit für die verschiedenartigsten Erzeugnisse der Dichtung hatte ein warmes Wort für die edle, schwunghafte Begeisterung, mit welcher der Dichter Gestalten und Vorgänge der Vergangenheit zu beleben wußte. „Sein ‚Julian der Abtrünnige‘ hat mich durchweg gefesselt, mehr als die kleinen Romane aus der Völkerwanderung, trotz seines Umfangs und einzelner längeren Abschweifungen in das streng geschichtliche Gebiet. Für den Kampf des Christentums und Heidentums, der sich sonst durch die Jahrhunderte hin zersplittert, gibt es keine so bezeichnende, so bedeutsame Persönlichkeit als diejenige des Kaisers Julian, welcher den Christenglauben abschwört und sich wieder den heidnischen Göttern zuwendet. Ich kenne mehrere Trauerspiele, deren Held Kaiser Julian ist, aber für eine eingehende Darstellung seines inneren Entwicklungsganges bietet das Drama zu wenig Raum; im Roman lassen sich nicht bloß Seelenkämpfe, sondern auch die Konflikte des Denkens breiter ausführen, der Gedankeninhalt, der eine Zeit bewegt, treuer wiedergeben. Dahn entrollt uns ein umfassendes Bild des ganzen Zeitalters; aber sein Held bleibt der Mittelpunkt desselben. Und zwar ist er kein Schlagodobro, wie so viele andere große Männer jener Jahrhunderte; er ist interessant und geistreich, ja, er hat einen leichten Anflug von Voltairianismus. Sieht man genauer hin, so erkennt man bald einige Züge, die dem eigenen Charakterbild des Dichters, das er uns in seinen ‚Erinnerungen‘ entrollt, entsprechen. In den langjährigen Knabenschlachten im großen Garten des Elternhauses, die er uns schildert, mag man vielleicht die Keime jener Vorliebe des Dichters für Schlachtgemälde erblicken, die sich in seinen Romanen aus der Völkerwanderung ausspricht und die auch im ‚Kaiser Julian‘ in der ausführlichen Schilderung der Schlacht von Straßburg sichtbar ist; aber für jenen abschweifenden Witz, der sich in allerlei Einflammerungen ein Genüge thut, finden wir bei dem Studenten und jungen Gelehrten Felix Dahn ebenso viele Proben, wie bei dem abtrünnigen Cäsar auf dem Throne des Weltreichs. Und so geistreich das Werk ist, so geht doch auch das Gefühl in demselben nicht leer aus; die Beziehungen Julians zu seinen Freunden, vor allem aber diejenigen zu seiner dem Christenglauben anhängenden Mutter und Schwester, Beziehungen, die gegen den Schluß hin zu einigen großen Scenen von dramatischer Energie führen, zeigen uns, wie der Zwiespalt der Zeit auch die Familie des Herrschers und sein eigenes Herz zerrüttet.“

„Sie verstehen, gnädige Frau,“ versetzte Dr. Parow, „aus allen Blumen des Parnassus Honig zu ziehen, während ich einigen derselben aus dem Wege gehe oder wenigstens, wenn ich an ihnen zu naschen versuche, ihnen keinen Geschmack abgewinnen kann. Alle diese mittelalterlichen oder noch weiter zurückgreifenden Romane sind für mich Tohuwabohu, und mein Vaterlandsgefühl erstreckt sich nicht bis ins graue Altertum — diese Bataver, Franken und Alemannen sind für mich Barbaren, die mir keine Teilnahme einflößen, und mich interessirt eine Prügelei in einem Wirthshause mehr als diese völkermordenden Keilereien der Germanen-, Hunnen- und sonstigen Schlachten. Darin bin ich ganz modern und jungdeutsch, ich leugne es nicht. Vor der Kraft der dreinschlagenden Fäuste hab' ich keinen sonderlichen Respekt, wenn mir die bewegenden Motive gleichgiltig sind. Und diese deutschen Völker werden geschoben und schieben, weil sie Platz brauchen; daher all die blutigen Kämpfe der Völkerwanderung; das ist die Notwendigkeit, deren Gesetz der Bataver Serapio, dieser von der römischen Kultur nicht bloß bekackte, sondern durch und durch imprägnirte Germane, verständet, der einzig vernünftige und freidenkende Mann in dem Dahnschen Roman. Denn der Held selbst, der abtrünnige Julian, verfolgt zwar das Christentum mit beißendem Spott; doch er ist dafür ein in der Wolle gefärbter Heide, der den ganzen Glauben und Aberglauben der Vorväter teilt. Nach der Absicht des Dichters soll dies zwar eigentlich nicht der Fall sein. Kaiser Julian soll ein in den Philosophenschulen geläutertes Heidentum vertreten, im Gegensatz zu dem fanatischen Lysias, der das ganze Christentum mit Haut und Haar verschlingen möchte und der den Cäsar wegen seiner Halbheit haßt. Und doch ist dieser in seinem Götzendienst, mag er nun dem Helios gelten oder der Aphrodite, ein so unphilosophischer Heide wie möglich, und ich glaube nicht, daß Lysias seine Sache besser machen könnte. Mich interessirt nur das eine, daß dieser Roman, den er ja aus den besten Quellen schöpft, einen mächtigen Beitrag zur Krankengeschichte der Menschheit liefert, die in jener Zeit einen besonders akuten Verlauf nahm. Die Wahngebilde in den Köpfen der einzelnen und die Tobsuchtsanfälle der Massen zeigten damals ein sehr vorgeschrittenes Stadium des religiösen Wahnsinns, der allerdings im späteren Mittelalter sich ebenso glorreich fortentwickelte. Im übrigen muß ich bekennen, es war für mich eine Heidenarbeit, den Roman von diesem Heidenkaiser durchzulesen; denn was die darin sich bekämpfenden Glaubensstreiter betrifft, so denk' ich von ihnen dasselbe, was Heinrich Heine in seinem ‚Jehuda ben Halevy‘ von dem Rabbi und dem Mönch singt. Es sind drei dicke Bände, und ich habe sie einem meiner Patienten empfohlen, der monatelang ans Zimmer gebannt ist und nicht genug Lesestoff verschlingen kann. Er ist auch sehr erbaut von der Lektüre und ärgert sich nur über den Wurfspeer des Perserd, der den Julian in noch so jungen Jahren zu Boden streckte; er hätte gern noch drei solcher Bände über den Kaiser gelesen.“

„Der Roman ist in seinem Kern gesund,“ versetzte der Major, „und das ist mir die Hauptsache; man sieht, der Dichter steht über den Parteien; er hat ungefähr die Weltanschauung seines Serapio, sie ist nicht gerade rosenrot; die Weltgeschichte und der Zwang der Notwendigkeit, der in ihr herrscht, entsprechen nicht den Stimmungen zartsinniger und frohgemuter Herzen, doch es liegt auch nichts Krankhaftes in der Anerkennung des Unabwendbaren und in der trostvollen Ergebung des eigenen Geistes zu seinem Dienst oder über seine Macht. Was mich persönlich aber an dem Roman interessirt, das ist der Sinn des Verfassers für alles Kriegsgeschichtliche; er pflegt ja vielen seiner Romane kleine Kärtchen und Planzeichnungen einzufügen; doch seine Schlachtschilderungen sind auch ohne solche Nachhilfe durchsichtig und klar; er hat eben Verständnis für alles Militärische, sowohl für die Taktik, wie seine Beschreibung der Schlacht von Straßburg, als auch für die Strategie, wie seine Schilderung des Perserkriegs beweist.“

„Wenn Sie dieser Ansicht sind,“ meinte die Geheimerätin Zirbel, „so würde sich ja der Dahnsche Roman sehr gut für eine Brigadebibliothek eignen. Sie können ihn ja dafür empfehlen, Herr Major! Was mich betrifft, so bin ich mit dem Apostaten Julian nicht auf meine Rechnung gekommen; es sind mir gerade zu viele Schlachten, zu viel Blut und Wunden darin. Und die philosophischen Gespräche sind auch nicht nach meinem Geschmack; ich bin eine gute Christin, und die Phantastereien des heidnischen Cäsars können auf mich nur abstoßend wirken; ich bin überdies eine gute Lutheranerin, und die gegenseitigen Verfolgungen der christlichen Kirchen damaliger Zeit sind mir ziemlich unverständlich. Ich habe daher nur weniges in dem Buch gelesen, das meiste bloß durchblättert — es ist eben ein Buch für Gelehrte.“

„Du irren Sie, gnädige Frau,“ versetzte der Professor Farnow, der schon lange auf dem Sprunge stand, mit irgend einem Machtspruch in die Unterhaltung einzugreifen, „wir gerade lesen solche Bücher nicht, in denen die geschichtliche Wahrheit durch allerlei phantastische Zuthat verfälscht ist. Wozu sollen wir den Julian von Felix Dahn lesen? Wir kennen ja den Ammianus Marcellinus, aus dem er alle seine Weisheit geschöpft hat, auch seine Schlachten- und Kriegsschilderungen, Herr Major. Im übrigen kann ich es nicht passend finden, daß ein Universitätsprofessor Romane schreibt und für die Unterhaltung des großen Haufens sorgt. Das mag er denen überlassen, die ihren Beruf verfehlt haben, wie Bismarck sagt, und zu denen auch sehr viele schriftstellernde Frauen gehören; denn der Beruf der Frauen ist die Ehe. Ich bin weit davon entfernt, die Verdienste meines Kollegen Dahn um die Wissenschaft, besonders um die ur- und altdeutsche Geschichte, herabsetzen zu wollen; aber warum beschränkt er sich nicht darauf? Er ist ja zeitlebens erstaunlich fleißig gewesen — wie früh ist er Student geworden, welche glänzende Zensuren hat er erhalten, wie viele schlummerlose Nächte hat er dem Studium geopfert! Das hab' ich in seinen ‚Erinnerungen‘ mit lebhaftem Anteil gelesen; allen Respekt vor einem so begabten und unermüdlichen Gymnasiasten, Studenten und Privatdocenten! Hat doch der geistreiche Diogenes, dem selbst seine gehässigsten Gegner nicht nachsagen können, daß ein allzu großer Fleiß zu seinen Fehlern gehörte, das in seiner Weise anerkannt, wie in Dahns ‚Erinnerungen‘ zu lesen ist. Er sagte zu ihm: ‚Sind ein guter Junge, Felixchen, nur ein bißchen dumm!‘ — ‚Wie so?‘ — ‚Sind viel zu fleißig. So bringt man's zu gar nichts. Sie werden nie Intendant.‘ Hätte Dahn den Fleiß, den er auf die Vorstudien zu seinen Romanen verwendet hat, für ein wissenschaftliches Werk über Kaiser Julian verwertet, er wäre um eine tüchtige geschichtliche Arbeit reicher geworden!“

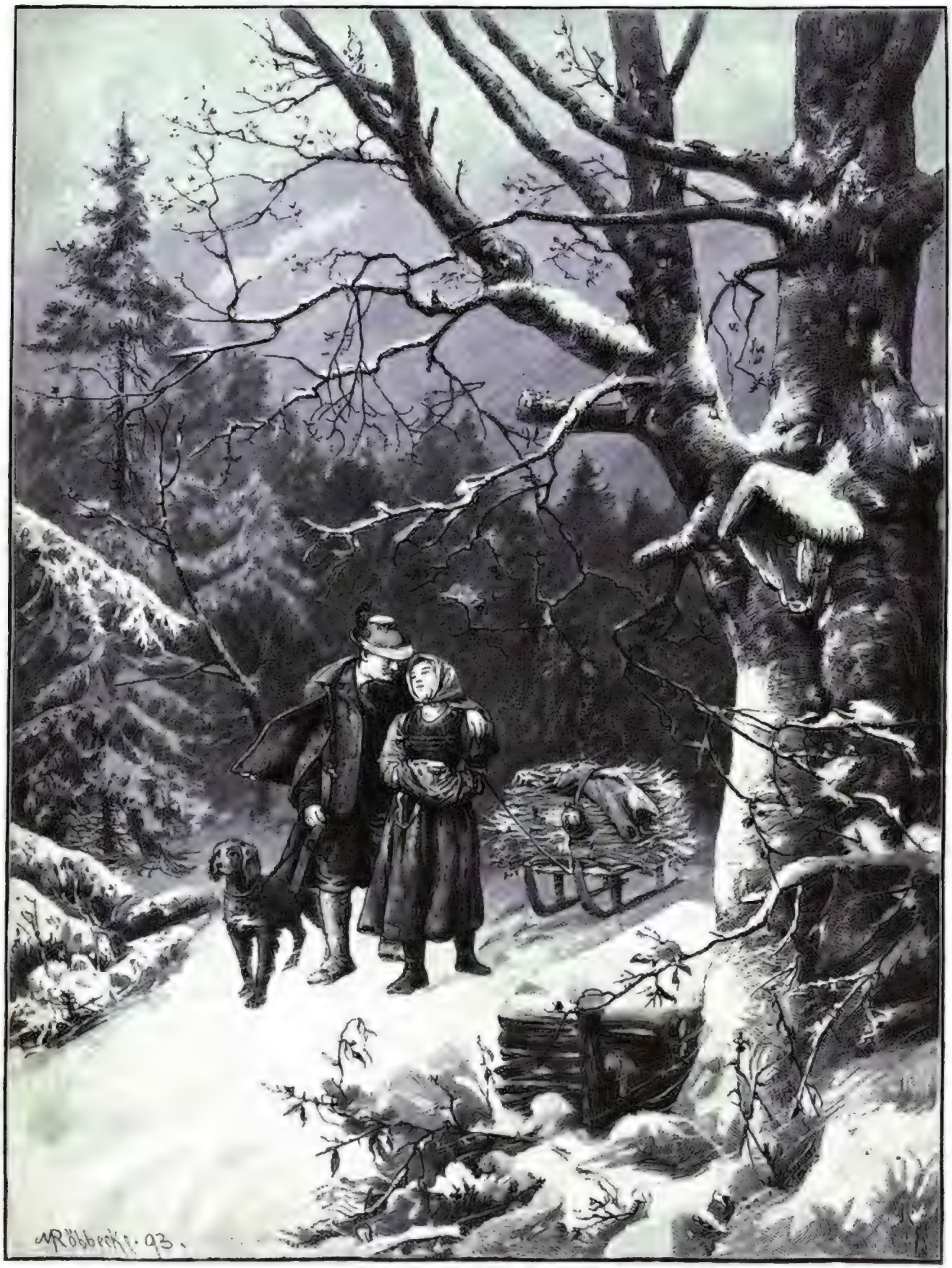
„Und sollte unsere Literatur,“ versetzte Onkel Siemer, „nicht auch durch den Dahnschen ‚Julian‘ eine Bereicherung erfahren haben? Ich bin kein Freund des archäologischen Romans, meine Jugend fällt in eine Zeit politischer Bewegung, in welcher die Dichtkunst ganz, und nicht zu ihrem Schaden, in den Tendenzen des Tages aufging; jetzt haben die Romane, die im Altertum oder Mittelalter spielen, den größten Erfolg. Es ist das einmal der Tagesgeschmack: man sammelt alte Waffen und Rüstungen und auch die Literatur soll sich in ein Nürnberger Museum verwandeln. Das alles macht auf mich wenig Eindruck, aber Kaiser Julian gehört mit zu jenen Erinnerungen meiner Jugend; hat doch damals David Strauß in diesem Romantiker auf dem Throne der Cäsaren dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ein Spiegelbild vorgehalten, der ebenfalls in einer Zeit, wo der Kampf zweier Weltanschauungen entbrannt war, sich derjenigen zuwandte, die bereits der Vergangenheit angehörte. Seitdem ist mir Kaiser Julian gewissermaßen eine volkstümliche Gestalt geblieben. Und ich finde die Charakterzeichnung Dahns vortrefflich, wir sehen diesen Cäsar vor uns, mit dieser fast cynischen Vernachlässigung des Aeußern, mit seinem struppigen Bart, aber mit dieser phantasievollen Erfassung des Heidentums, mit dieser Ruhelegende, dem, so lange er mit den Germanen kämpft, Julius Cäsar, später im Perserkrieg der große Alexander leuchtendes Vorbild ist, zugleich Krieger und Schriftsteller, Philosoph und Imperator, ein witziger, geistvoller Kopf, ein gewandter Redner, der jede Gelegenheit benützt, seine Beredsamkeit zu zeigen, eine jedenfalls interessante und fesselnde Erscheinung! Und neben ihm seine Freunde, der edle Bataver Serapio, der wackere Julian, der fanatische Heidenpriester Lysias, der sich zuletzt als betrügerischer Gaukler entpuppt. Und welch ein buntes Weltbild — Perser und Germanen, die Heiligen der Kirche in Aegypten, wie der große Athanasius, der heimtückische, arianische Imperator Constantius, die aufrührerischen Galiläer, die üppigen Antiochener, das Germanentum in römischen Diensten, der stolze Perserfürst mit seinen Satrapen. Bald gehen wir über den Rhein gegen die Germanen, bald über den Euphrat und Tigris gegen die Perser; bald verlieren wir uns in den undurchdringlichen Urwäldern der Alemannen, bald ziehen wir mit dem verschmachtenden Heere durch die persischen Steppen — ein Weltbild des großen Römerreichs. Und der Dichter klingelt nicht unwillkürlich zur Verwandlung; es ist die Geschichte selbst, die den raschen Wechsel der Scene diktirt. Und das alles in lebendiger Schilderung und in geistreichen Gesprächen, wenn wir uns in der Welt der Gedanken bewegen! Den Dichter selbst haben wir aus seinen ‚Erinnerungen‘ lieb gewonnen — wir wenigstens ist es so ergangen. Er plaudert zwar etwas viel und ein wenig weitschweifig, aber mit liebenswürdiger Offenherzigkeit, und niemand wird die Schilderung der ritterlichen Vergnügungen seiner Knabenzeit, einer unglaublich platonischen Liebe, seines Besuchs bei Friedrich Rückert und die Kunde seiner wissenschaftlichen Erlebnisse und Ergebnisse ohne Teilnahme lesen.“

Spruch.

's ist das Bitterste des Bittern:
Vor der Hoffnung müssen zittern.

Franz Herrlh.

C. von Margitay: Das erste Ballkleid.



Rosen im Winter. Originalzeichnung von M. Röbbecke.

Lila Nachtschatten.

Capriccio

von

E. Liß-Blanc.

(Schluß.)

Lady Ellinor sehnt sich hinaus ins Freie; wo aber ist ihr Gemahl? Durch eine Lücke im Menschenkreis sieht sie auf Augenblicke seinen schmalen, vornehmen Kopf. Sie erschrickt; wie verändert er aussieht! Das Licht der Lampe fällt auf sein hochrotes, feucht erhitztes Gesicht; mit flackernden Augen, unnatürlich gespannten Zügen und unruhig zuckenden Händen sitzt er neben dem Croupier, einen ansehnlichen Geldhaufen vor sich. Er notirt, setzt, wirft Goldstücke nach rechts und links, starrt nach der Kugel, als hinge sein Leben von ihr ab. Und ihm gegenüber die kokette Französin mit dem lila Kleid und der langen, goldenen Kette, deren einzelne Glieder durch mattglänzende, große Perlen verbunden sind!

Lila Nachtschatten hat die Handschuhe abgestreift und wühlt mit ihren kleinen molligen Händen im Gold. Am vierten Finger der Rechten prunkt ein schmaler Reif mit einem übergroßen Medaillon voller Brillanten, aus denen bläuliche Flammen aufzucken. Ehe sie setzt, schickt sie einen vertraulichen Blick des Einverständnisses zu Sir Howard hinüber.

„Der schwarze Engländer und Lila Nachtschatten haben ein famoses Compagniegeschäft errichtet," näselt einer von zwei Herren, die vorübergehen. Der andre lacht.

Lady Howard geht langsam zu ihrem Gatten und stellt sich hinter seinen Stuhl.

Er ahnt ihre Nähe nicht. Lila Vandreux aber sieht auf und ein spöttischer Ausdruck tritt in ihr pikantes Gesicht.

Kalt, verächtlich, unbewegt in ihrer charaktervollen Ruhe gibt die vornehme Engländerin den Blick zurück.

Von der Minute ab fängt Lila an zu verlieren. Sobald sie als erfahrene Spielerin merkt, daß das Glück umschlägt, steht sie auf. Langsam durch den Saal schlendernd, tritt sie zu einem Bekannten am trente-et-quarante-Tisch.

Sir Howard sieht ihr enttäuscht nach.

Da legt sich eine Hand auf seine Schulter; er fährt herum. „Ellinor, Du?" fragt er stirnrunzelnd. Die Augen seiner Gemahlin wirken ernüchternd auf ihn; nervös zerknittert er einige Banknoten, die er gerade in der Hand hat. „Was wünschest Du?"

„Es ist Essenszeit — ich bin des Wartens müde;" sie sieht blaß und traurig aus.

Sir Howard ist zu sehr Gentleman, um seine Gattin warten zu lassen. Er steckt das Geld, ohne es zu zählen, in die Tasche. „Sieh, alles gewonnen," flüstert er heiser vor Aufregung und steht auf.

Lady Ellinor antwortet nicht. Ihr ist, als habe ihr Gatte an diesem Abend unendlich verloren. Was soll der Gewinn? Sind sie nicht reich genug?

Als Sir Howard hinter seiner Gemahlin den Saal verläßt, wendet er sich unter der Thür noch einmal um. Suchend überfliegt er die Menge; wo ist die schöne Partnerin zu Lila, die ihm das Glück gebracht?

Am andern Ende des Saales, das Gesicht ihm zugewandt, sitzt sie plaudernd auf einem Diwan. Er grüßt hinüber — sie lächelt zurück. „Auf Wiedersehen" sagen die heißen Augen und folgen ihm, bis die Thür hinter seiner hohen, kraftvollen Gestalt zufällt.

Und sie weiß ihn wiederzusehen. Vormittags, vor Eröffnung der Spielsäle auf der Promenade, der Hotelterrasse, im Park vor dem großen Lachtaubenkäfig, in dem die koketten, beige-farbenen Vögel girren und am lautesten lachen, wenn sie sich um Futter zanken.

Lady Ellinor kann diese Tiere nicht leiden und wendet sich gelangweilt ab, Lila Vandreux aber, den großen, roten Sonnenschirm über der Schulter, zwei kugelrunde, buschelige Seidenpinsel an lila seidener Leine neben sich, drückt ihr Gesicht an das Drahtgitter und lacht mit, da sie keine Gelegenheit vorübergehen läßt, ihre weißen Zähne zu zeigen.

Sie hat den ganzen Tag weiter nichts zu thun, wie Toilette zu machen, ein paar Takte Musik zu hören, Eis zu schlürfen, im Hotel die Speisestunden einzuhalten, im Kasino zu spielen und Bekannte zu treffen. Seit Sir Howard in ihren Gesichtskreis getreten, beschäftigt sie sich mit seiner Person mit dem überstürzten Interesse einer müßigen, erhitzten Phantasie. Sie beobachtet das englische Paar, folgt ihm, steht ihm bei einer Wegbiegung, wie aus der Erde gewachsen, gegenüber, immer effektvoll, immer mit demselben übermütig herausfordernden Lächeln, in derselben lila Kleiderfarbe, mit einem großen Strauß süßlich duftender Heliotropblüten an der Brust.

Sir Howard greift nachlässig an seinen Hut, erst im letzten Augenblick unsicher grüßend, als habe er lange geschwankt, ob er sie übersehen solle oder nicht. Seine Gemahlin geht gleichgiltig vorüber und betrachtet aufmerksam einen Rosenstrauch am Wege. Lady Howard verliert nie ein Wort über Vorgänge, die sie innerlich tief verstimmen; aber Monte Carlo wird ihr immer unerträglicher.

Mit wachsender Unruhe bemerkt sie die Veränderung in ihres Mannes Wesen; er ist unstät, aufgeregt, nervös reizbar. Stundenlang kann er, beide Hände in den Taschen, ruhelos im Zimmer auf und nieder gehen, grübelnd vor sich hinstarren. Auf Augenblicke tritt er wohl an eines der hohen Fenster und trommelt mechanisch auf den Scheiben. Seine Augen liegen tief in den Höhlen, hin und wieder läuft ein nervöses Zucken über sein Gesicht, von dem er selbst keine Ahnung hat.

„Francis, reisen wir ab! Ich begreife nicht, was Dich hier hält?" Lady Howards Stimme klingt kühl, überlegen; sie besitzt die Verschlossenheit stolzer Naturen, denen der Herzenston nicht über die Lippe will.

Ihr Gemahl fährt sich ungeduldig mit der Hand übers Haar; und dann folgt ein Wortwechsel über das Spielen, den Lady Howard unendlich gelassen, ihr Gatte unendlich aufgeregt führt. Sie hält es für nicht „gentlemanlike" — er nennt es ein vornehmes Vergnügen. Sie können sich nicht einigen und trennen sich verstimmt. Jedes geht seinen eigenen Weg.

Lady Ellinor benützt das kühle, bedeckte Wetter zu einer Wagenfahrt nach Nizza, um eine Freundin zu begrüßen. Lustig klingeln die Schellen der flinken Pferde, ihre kleinen Hufe klappern auf der steinigen Chaussee. Brandend schlägt das Meer an den Strand, mit weißem Gischt zischen die Wellen empor an dem ausgewaschenen Felsgestein - porös, wie versteinerter Riesenschwamm. Vorüber an rosenumrankten Villen, hinter Palmen und blühenden Oleandern in Gärten laufhig verborgen, vorüber an alten, schwarzstämmigen Oliven mit silberschimmerndem Laubwerk, durchsichtig fein, wie Filigran, an grausgedorrten Grasplätzen, verfallenen Bauernhütten, an alten Ortschaften, die kahl, baum- und strauchlos, wie Adlernester an Felsen kleben, windet sich die berühmte Route de la Corniche die Meeresbuchten entlang.

Lady Howard sieht nichts von dieser Schönheit. Sie denkt an ihre beiden sorglosen Kinder, an ihr stattliches Heim in kühlem Park, an ihre Morgenritte über saftgrüne, taufeuchte Wiesen, sie denkt daran, wie an eine unwiederbringlich verlorene, selige Vergangenheit, wehmutsvoll zurückverlangend. Und doch ist's ihr, als schiede sie jede Stunde weiter von ihrem Glück.

Die Mischung von Sehnsucht und undefinirbarer Furcht legt sich wie ein peinigender Druck auf ihre Seele. Sie begrüßt ihre Freundin, wie im Traum, spricht, erzählt, lacht, thut Fragen nach gleichgiltigen Menschen und Dingen, fühlt sich wie ein Schauspieler, der mechanisch seine Rolle aufsagt, während er anderes dabei denkt und atmet erst erleichtert auf als sie wieder im Wagen sitzt.

Die unnatürliche Spannung ihrer Nerven läßt nach. Was will sie eigentlich? Das Klima bekommt ihr nicht; die grelle Sonne, die ewig duftende Luft greift sie an, sie ist eine Nordlandsnatur. Pessimismus kommt aus Nerven, die überreizen; sie sieht gewiß alles zu schwarz, auch ihres Mannes Vorliebe für das Spiel. Ging nicht alljährlich mehr als die Hälfte ihrer Bekannten im Frühjahr nach Monte Carlo? spielte nicht jeder und erzählte nachher lachend, wie viel er verloren? Es muß für impulsive Naturen ein eigner Reiz darin liegen, den Zufall zu versuchen, etwas zu riskiren; unbekümmert um den Ausgang, aus bloßer Lust an prickelnder Erwartung.

Die sinnende Frau legt sich beruhigt in die schwellenden Polster des bequemen Wagens. Es wird dunkel; rasch, ohne Dämmerung folgt die südliche Nacht dem Tage. Heiße und kalte Luftströme wechseln unruhig ab, betäubend atmen Blumen und scharfe Kräuter hinein. Jetzt Heliotrop! wie eine Duftwolke liegt's in der unbewegten Abendluft. Lady Howard fährt unwillig auf. Eine aus dem Duft geborene Venus, steht die Französin in Lila vor ihrem Geist mit den indiskreten, heißen Augen, die Francis so unverhohlen bewundern. Es liegt etwas in diesem unverschleierten, dreisten Wohlgefallen, das Lady Ellinors weibliches Empfinden beleidigt. Sie ist zu selbstbewußt in sich abgeschlossen, um zur Eifersucht zu neigen, aber diese Person in Lila ist ihr zuwider; sie ist die Inkarnation alles dessen, was ihr Monte Carlo verleidet.

Als Milady vor dem Hotel ihren Wagen verläßt, an dem demütig sich verneigenden Portier vorüber die breite, weiße Marmortreppe hinaufsteigt, da liegt auf ihrem ruhigen Gesicht der Ausdruck eines festen Entschlusses.

Abreisen um jeden Preis! sobald, wie möglich!

„Francis!" ruft ihre weiche Stimme beim Eintreten in den halbdunklen Salon. Keine Antwort. Sie drückt auf den Knopf für elektrisches Licht — das Zimmer strahlt tageshell; es ist leer, elegant ungemütlich; die Luft riecht nach kaltem Cigarrettenrauch. Lady Ellinor sieht kopfschüttelnd nach ihrer kleinen, perlenbesetzten Uhr.

Noch eine halbe Stunde bis zu Tisch! Sie macht Toilette fürs Diner; Francis kommt nicht. Es läutet zum ersten-, es läutet zum zweitenmal — Sir Howard, sonst ebenso pünktlich wie höflich, bleibt aus.

Die junge Frau steht wartend am Fenster und sieht auf den hell beleuchteten, belebten Platz hinaus. Lauter fremde Menschen; die einen lachen, die anderen schwatzen, schäkern mit Kindern oder necken sich mit einem Hund — jeder hat seine Welt für sich, in der er leidet, in der er genießt. Ein heißhungriges Sehnen nach einem vertrauteten Menschen, nach einem guten Wort überfällt die Einsame. O, dieses beklemmende, herzzusammenpressende Empfinden einer unnennbaren Gefahr! So muß jemand zu Mut sein, der die Nähe eines Gespenstes fühlt, ohne es erkennen zu können.

Sie öffnet leise die Thür und horcht auf den teppichbelegten Korridor hinaus; kein Schritt auf der Treppe? Doch ... ein Kellner balancirt mit einem überladenen Tablett vorbei.

Lady Ellinor läßt die Thür halb angelehnt, wartet ... wartet.

Sir Howard aber hat die Zeit, seine Gemahlin, sich selbst vergessen. Er sitzt am Roulette und spielt, wie ein Mensch, der den Kopf verloren hat, planlos, sinnlos. Er ist im Fieber. Ein Verlust wechselt mit dem andern ab, das Unglück scheint an seiner Hand zu haften, es folgt ihm, wohin er setzt. Die Goldrollen und Banknoten, die er anfangs neben sich aufgebaut, schwinden zusehends, als trüge sie eine geheimnisvolle Welle davon. Sir Howard verzweifelt. Sein Nachbar, ein reicher, dicker Russe, streicht behäbig eine bedeutende Summe um die andre ein, er selbst verliert unaufhörlich, atemlos. Kichert nicht der tückische Kobold des Zufalls zwischen ihnen beiden?

Ohnmächtige, hilflose Wut überkommt den unglücklichen Mann. Der Zufall — welch treuloser Freund, auf den er gehofft! Ueber Nacht wandelt er sich zum verhaßten, hinterlistigen Gegner, der sein Opfer bindet, niederschlägt, vernichtet, ohne daß es sich wehren kann. Sir Howard verliert jegliche Ueberlegung. Er will das Glück zwingen; er will und muß! Blindlings greift er hinein in seine Geldsumme, streut Scheine und Goldstücke mit vollen Händen hierhin, dorthin.

Man beginnt, den wahnsinnigen Spieler flüsternd zu beobachten. Es ist immerhin ein Schauspiel — so naturwahr — wenn sich jemand selbst zu Grunde richtet.

Sir Howards Einsatz wird immer höher, sein Vermögen immer kleiner.

Lila Vandreux sitzt ihm gegenüber in ihrer bezaubendsten Toilette mit einem kleinen, grünen Hut voll lila Nachtschattenblüten, die, wie frisch gepflückt,

in das rötliche Haar sich schmiegen. Sie spielt nicht. Nach den ersten, verfehlten Schlägen setzt sie aus und wartet: „Spielglück kommt anfallsweise.“ Sie hat ein Flair für besonders günstige Serien der Roulettekugel und wartet der Inspiration, um sie auszunützen. Die interessante Französin hat ihre eigne Methode: sie spielt nur mit geliehenem Geld; gewinnt es — denkt sie nicht daran, die Summe zurückzugeben, wenn sie verliert — noch weniger.

Beide Ellenbogen wie ein Baby aufgestützt, die Hände gefaltet und das Kinn darauf gelegt, so beobachtet sie mit großen, tragischen Augen das gequälte Gesicht des ihr interessanten Mannes. Seine Verluste regen sie auf. Ihr ist voll süßen Mitleids, zu Thränen geneigt, wie in einem Drama; ihre Nasenflügel beben vor wohliger Sensation.

Er spielt ruhelos weiter, wie heimlich angetrieben. Qualvolle, sinnverwirrende Angst steigt siedend heiß in ihm auf. Das Haar hängt ihm feucht und wirr in die Stirn, seine Augen flackern. Jeder Nerv an ihm bebt überreizt.

O, eine Inspiration! nur eine Inspiration, und er hätte die verlorene Summe wieder. Er spannt die letzten Kräfte an zu einer gewaltigen Pression auf alle Nerven, er schließt die Augen . . . steigt nicht eine Vision vor ihm auf? „Zéro!“ eine innere Stimme raunt's ihm zu.

Und er opfert seinen letzten Schein.

Mit weit offenen Augen, vorgebeugt, atemlos, leicht vom Stuhl erhoben, folgt er der Kugel; zuckende Erwartung . . . Hoffen und Fürchten. Dazu die schwüle, duftvolle Luft, die Menschenmauer hinter ihm — zum Ersticken!

„Sechsunddreißig!“ ruft der Croupier.

Sir Howard entfärbt sich und sinkt zurück. „Auch das verloren.“ Er sieht sein Geld verschwinden, wie man das Blut aus einer gefährlichen Wunde fließen fühlt, unvermögend es aufzuhalten, trotzdem man weiß, daß jeder entrinnende Tropfen mehr das nahe Ende beschleunigt.

Ein letztes Goldstück von der nach Zehntausenden zählenden Summe ist ihm geblieben. Er legt schützend die Hand darüber und starrt verloren vor sich hin. Er spielt nicht mehr. Unnatürliche Ruhe, eine Art Stumpfheit überfällt ihn nach der vorhergegangenen Ueberreizung. Die Muskeln werden schlaff; das Gesicht sieht verfallen, um Jahre gealtert aus. Es braust ihm vor den Ohren, als hielte jemand zwei große Seemuscheln daran; das thut ihm wohl, weil es sein Denken betäubt. Mechanisch streicht er sich über den Schnurrbart und starrt leeren Blicks in den Saal.

Lila Vandreux aber kommt ein heroischer Entschluß. Sie will ihren Liebling, dessen interessante, weiche Schönheit es ihr angethan, an der Spielbank rächen. Not ist die Liebe! sie setzt nur auf „Rot“, das ist heut ihr System. Sie wirft einen Tausendfrankschein darauf, die Kugel schlägt zu ihren Gunsten. Sie läßt Einsatz und Gewinn stehen — wieder „Rot!“ Lila Nachtschatten wittert eine Serie; sie denkt nicht daran, das Gewonnene einzuziehen. Es schlägt „Rot,“ „Rot“ — achtmal hinter einander.

Allgemeines Murmeln der Verwunderung.

Vor dem letzten Schlag zieht Lila Vandreux mit kaltblütiger Ruhe ihr rasch erworbenes Vermögen ein; läßt es beim Croupier des leichteren Transports wegen in Papier umwechseln und erhebt sich.

Eine feine Röte liegt auf ihrem Gesicht.

Endlich, nachdem Sir Howard auch das letzte Goldstück verloren, rafft er sich auf. Er zieht die Uhr; es ist spät geworden. Mühsam, als wäre es eine Kraftanstrengung, steht er auf, richtet einige höfliche Worte an den neben ihm sitzenden Croupier, mit dem liebenswürdigen Lächeln, das ihm stets die Herzen aller Untergebenen gewann und das ihm nie in seinem Leben so schwer geworden, wie in diesem Augenblick dumpfer Verzweiflung.

Er umfaßt mit eigentümlichem Blick den hohen, erleuchteten Raum, der ihm die letzte Hoffnung nahm; ein letztes, feiges Zögern hält ihn, als erwarte er noch immer das Glück.

„Monsieur,“ flüstert es leise hinter ihm, und ein Fächer berührt seine Schulter — „erlauben Sie mir, Ihnen ein Weniges zu leihen. Wir wollen gemeinsam spielen . . . es bringt Glück.“

Nie ist Lila Nachtschatten berückender gewesen, als in diesem Augenblick, mit einem Anhauch von Verlegenheit, die schwarzen Augen halb lockend, halb furchtsam hinter den langen Wimpern versteckt.

Sir Howard — einer jener welchen, beeinflußbaren, zärtlichen Charaktere, aus denen ein Weib alles machen kann, einen Helden oder einen Feigling — starrt erst überrascht, dann gerührt auf die schöne Französin. Wie eine Sturmflut erhebt sich die Hoffnung in ihm. Schon einmal hat er mit dieser Partnerin das Glück bezwungen, es ist ein Wink, ein Fingerzeig. Spieler sind immer abergläubisch.

„Madame,“ stammelt er unsicher, sich verneigend. Sie hält ihm, klein zusammengefaltet, einen Schein entgegen. Schon streckt er zögernd die Rechte darnach aus, da legt sich eine Hand mit festem Druck auf seinen Arm.

„Francis, Du träumst, wache auf!“ — sein Weib Ellinor, totenblaß; nur die grauen Augen lodern wie zwei mächtige Flammen. Sie hat ihren Gatten, seine zusammengesunkene, vernichtete Haltung, sie hat Lila Vandreux' reichen Gewinn und die darauf folgende Scene beobachtet, erraten, was sie nicht wußte.

„Einen Augenblick,“ sagt sie rasch gefaßt, halblaut, für die Umstehenden berechnet, „ich habe Dir einen wichtigen Brief mitzuteilen.“

Er zwingt sich gewaltsam zur Ruhe und folgt ihr. Als sie am trente-et-quarante-Tisch vorübergehen, wirft er einen letzten Blick auf die dort angehäuften Goldschätze. Das hätte ihn retten können!

Durch das Vestibül, die Treppe hinunter, durch die Anlagen bis hinauf in ihr Zimmer gehen die beiden schweigend neben einander.

Dort wirft er sich in einen Stuhl und schlägt die Hände vors Gesicht. So verharrt er stumm — ein gebrochener Mann.

„Francis, was bedeutet das alles?“ Lady Ellinors Stimme klingt weich, wie er sie selten gehört.

Er nimmt die Hände von den Augen und sieht sie an, unsicher, dankbar. Namenloses, seelisches Leid liegt auf seinem Gesicht.

Sie stützt sich schwer, Halt suchend, auf die Tischkante; was wird sie hören! „Francis, mein armer Mann, was verschweigst Du mir?“

Er setzt an, einmal, mehrmals, als wolle die Wahrheit nicht über seine Lippen. „Wir sind ruinirt,“ sagt er endlich tonlos.

Lady Ellinor tritt an das Fenster und starrt in die dunkle Nacht hinaus. Halb bewußtlos, nur ein Gedanke lebt: ihre Kinder, ihre armen Kinder! was soll aus ihren Kindern werden. Sie drückt beide Hände an die Schläfe und ringt nach Fassung.

„Durchs Spiel?“ fragt sie nach einer Weile, über die Schulter hinweg; die Stimme ist rauh.

„Nein, wir waren es vorher. Ich hoffte, das Spiel könnte uns retten — umsonst. Die Verluste bei unserm Bankier waren größer, als ich Dir sagte, ich wollte Dir die Sorgen ersparen, ich hoffte, es würde sich mit der Zeit bessern. Aber es wurde schlimmer . . . schlimmer; ich war schlecht beraten.“ Stoßweis, als ringe er sich jedes Wort mühsam ab, kommt das Geständnis von seinen Lippen.

Sein Weib schweigt. Das also, das war das Unglück, dessen Nähe sie gefühlt, ohne es zu kennen. Was mochte Francis gelitten haben! Sie wendet sich plötzlich, kniet vor dem völlig vernichteten Mann nieder und schlingt beide Arme um ihn. So hingebend weich ist Lady Ellinor noch nie gewesen. „Francis, mein armer Liebling“ — ihre Augen haben etwas märtyrerhaft Verklärtes — „verzage nicht, ich bleibe bei Dir. Ich werde Deine treue Helferin sein, in allem, was Du willst. Wir verkaufen unser Silber, unsere Pferde, unser . . . unser Heim.“

Er zieht sie an sich und streicht andächtig über ihr weiches Haar. „Und dann?“ fragt er mit hoffnungslosem Lächeln, „und dann? . . . O, Ellinor, warum werden wir für den Ueberfluß und nicht für den Mangel erzogen! Das ist unser Verhängnis.“

Sie streichelt beruhigend seine Hände. „Wenn wir alles verkaufen . . .“

„So genügt es kaum, um unsere Schulden zu decken,“ fällt er bitter ein. Nach dem langen Verheimlichen kennt er nur eine Erlösung — rücksichtslose Offenheit.

Die tapfere Frau verfärbt sich. Aber wie so oft im Leben, setzt ihr Heroismus dort ein, wo der Mann völlig den Mut verloren. „Francis, dear, wir sind beide jung und kräftig; warum dachtest Du ans Spiel und nicht an die Arbeit?“ Sie kniet noch immer vor ihm, den Anflug eines Lächelns in ihrem blassen, verstörten Gesicht.

„Arbeit, Arbeit!“ murmelt er mechanisch, „was soll ich arbeiten?“ — er sieht verhärmt und leidend aus.

Seine völlige Mutlosigkeit beängstigt die erregte Frau; sie hat nur einen Wunsch — ihn aus dieser erschlaffenden Stumpfheit aufzurütteln. „Willst Du einen guten Rat von Deinem klugen Weibe?“

Er nickt zerstreut, als fasse er den Sinn ihrer Worte kaum.

„Francis — denke an unsern Freund Lord Hilton! wie verzweifelt stand er damals vor seinem Ruin. Erst wollte er sich töten, dann — arbeitete er, das war groß und heroisch. Wenn uns der reiche, verwöhnte, junge Offizier früher auf Jacht- und Tennispartien zum Scherz in den reizendsten Gruppen photographirte, dann nannten wir ihn unsern Hofphotographen und neckten ihn mit seinem Talente; keiner von uns dachte, daß es Hilton dereinst eine neue Existenz schaffen und vor Untergang schützen würde. Jetzt hat er eines der gesuchtesten Ateliers in London — könntest Du Dir nicht in gleicher Weise helfen? Deine künstlerische Anlage beherrscht ein ähnliches Feld; Deine Momentaufnahmen — Jagd- und Reitbilder — sind durch ihre meisterhafte Vollendung bei allen Sportsleuten berühmt. Was Du bis jetzt zum Vergnügen getrieben, thue aus Beruf. Ich, geliebter Mann, stehe Dir treulich zur Seite.“ Die erzwungene Heiterkeit und Lebensfrische sind eine Heldenleistung ihrer todeswunden Seele.

Sir Howard sieht sie ungläubig an. Dann zieht eine Spur erwachenden Lebens über seine verfallenen Züge. „Ellinor, Du hast recht, das wäre ein Ausweg! Ja, ich will arbeiten, alles, alles, um Dich und die Kinder zu erhalten. Was ist die schwerste Arbeit im Vergleich zu der verzehrenden Qual der letzten Tage!“ Er hebt die Arme über den Kopf und dehnt seine kraftvolle Gestalt, wie ein Mensch, der furchtbare Fesseln abschüttelt.

Eine Stunde später steht Sir Howard zur Abreise gerüstet auf dem Eisenbahnperron und wartet auf den Nachtzug der berühmten Paris-Lyon-Mediterranéebahn, der, wie immer, dreißig Minuten Verspätung hat. Lady Ellinor, die dem angegriffenen, erniederten Mann jede Mühe ersparen möchte, ist noch mit dem Gepäck beschäftigt.

Es ist ein ungemütlicher, kalter Herbstabend. Der Wind kommt heulend und pfeifend, wie ein Gassenbube, durch den nahen Eisenbahntunnel. Zerrissenes Gewölk jagt zerfetzt über den Himmel; grollend schlägt das Meer ans Land.

Auf dem Perron stehe eine größere Menschenmenge: es kreuzen sich zu gleicher Zeit zwei Züge. Die Beamten, die Hände in den Taschen, lehnen frierend in den Thüren. Einige Wartende gehen unruhig, mit hochgeschlagenen Kragen, auf und nieder; der Wind zerrt an Kleidern und Röcken. Eintönig klingelt unablässig der Telegraph; die spärliche Beleuchtung wirft flackernden Schein auf gemalte, verschleierte Frauen-, auf schlaffe Männergesichter. Spielertypen!

Dort, wo der Schatten am tiefsten, am äußersten Ende des Perrons, steht mit verschränkten Armen, noch in dem Anzug, mit dem er den Spielsaal verlassen, Sir Howard. Er hat eine graue Reisemütze auf dem Kopf und starrt bewegungslos über das weite, schwarze Wasser. Das einzig Sichregende an seiner stummen Erscheinung ist ein Zeitungsblatt, das er unter den Arm geklemmt. Der Wind reißt daran herum, daß es flattert, wie ein aufgeregter, weißer Vogel.

Hin und wieder sehen sich Vorübergehende kopfschüttelnd nach der großen, dunklen Männergestalt um, die so verzweifelt in die Nacht starrt, als könne sie weder Licht, noch Menschen ertragen. Sie mögen ihre eignen Gedanken darüber haben: Monte Carlo!

Kurz ehe der Zug einläuft, fährt lautlos der Fahrstuhl oben von der Kasinoterrasse hinunter in sein Glaswerlies. Der kleine Groom reißt die Thür auf — eine Frauengestalt tritt hastig auf den Perron; das Licht einer Laterne streift grell ihr Gesicht — Lila Vandreux. Prüfend umfassen ihre unruhigen Augen jeden Vorübergehenden; sie sehen hinein in den Wartesaal, nach rechts und links,

C. Hilgers: Aus Dortrecht.

da fällt ihr Blick auf den Mann weit draußen, halb vom Schatten verborgen. Sie erkennt ihn sofort; freudiger Schreck durchzuckt sie.

Er und allein! also hat der Kellner sie doch nicht belogen, trotz seines zweideutigen Lächelns: Sir Howard reist ab und ohne Gemahlin. Was ist zwischen dem Ehepaar vorgefallen? Lila Nachtschatten malt sich eine tragische Eifersuchtsscene aus, in der sie die Hauptrolle spielt, während ihre brennenden Blicke an der hohen Männergestalt haften. Er hat ihre Sinne erregt, ihre Leidenschaft geweckt, er soll die grande passion ihres Lebens werden, von der sie geträumt.

„Zurück! Achtung!“ rufen die Schaffner. Pfeifend donnert der Zug in den Perron. Er hält. Sir Howard ergreift seine kleine Handtasche und steigt in, das nächstliegende Coupé erster Klasse.

Er nimmt seine Reisemütze ab, lehnt sich in eine Ecke und schlägt mechanisch das Zeitungsblatt aus einander. Aber seine Augen lesen nicht, sie haften starr an derselben Stelle.

Lila Nachtschatten sieht in das hell erleuchtete Coupé hinein, gemütlich, wie ein Boudoir. Plastisch hebt sich das braune, verbrannte Gesicht des Mannes in seiner interessanten Schönheit aus den lichtgrauen Polstern. Warum reist er ab? Will er mit neuem Geld zurückkehren? Und wenn nicht — soll sie ihn niemals wiedersehen? Unerträglich, das darf nicht sein.

Die Schaffner fangen an, die Thüren zuzuschlagen. Lila Vandreux überlegt; sie ist nicht gewöhnt, sich Wünsche zu versagen, abenteuerliche Pläne kreuzen ihren Kopf.

Sie steht ganz nahe vor dem Coupé. „Einsteigen!“ mahnt der Schaffner. Schon hat sie einen Fuß auf dem untersten Trittbrett — ohne Gepäck, ohne Billet, nur den großen Spielgewinn in der Tasche — da schiebt eine dunkelgekleidete Frau die zierliche Französin energisch zur Seite.

„Get out of my way,“ sagt drohend eine metallisch vibrirende, klare Stimme. — Lady Howard! Sie steigt ein und schlägt die Thür hinter sich zu.

Ein Pfiff. Die Räder ziehen knarrend an, dahin braust der Zug und verschwindet in der Nacht.

„Coquine!“ murmelt Lila Vandreux haßerfüllt und ballt ihre kleinen Hände. Ihre Augen glänzen phosphorisch, wie die einer gereizten Tigerkatze.

Sie starrt eine Weile ins Dunkel, nach der Richtung, wo der Zug verschwunden. Dann geht sie melancholisch zum Fahrstuhl zurück, langsam, den Kopf gesenkt, die Hände in den Manteltaschen. Achtlos schleppt ihr langes Seidenkleid über den Asphalt, auf dem der Wind kleine Staubwellen zusammengeweht.

Als sie kurz darauf oben am Roulette zwei Bekannte um ihr beispielloses Spielglück beneiden, lacht sie spöttisch auf. „O, das kommt alles vom Unglück in der Liebe,“ sagt sie leichthin. Ein köstlicher Scherz! Und er wirkt doppelt komisch, weil die gefeierte Lila Nachtschatten so tiefernst dabei aussieht.

Jantzen: Rebekka und Deborah.

Rebekka und Deborah.

Als Isaak, der Sohn Abrahams und der Sarah, herangewachsen war, rief sein Vater den ältesten Knecht seines Hauses, der allen seinen Gütern vorstand, zu sich und gebot ihm, hinauszuziehen und dem Isaak ein Weib zu suchen. Zuvor ließ er ihn aber bei dem Herrn, dem Gott Himmels und der Erde, schwören, daß er sein Weib unter den Töchtern der Kanaaniter, unter denen sie wohnten, auswählte, sondern daß er in Abrahams Vaterland ziehe und dort unter seiner Freundschaft ein Weib dem Isaak nähme. Der Knecht leistete den Eid und machte sich mit zehn Kamelen und allerlei Gütern auf den Weg gen Mesopotamien, zu der Stadt Nahors. Dort lagerte er sich außerhalb der Thore bei einem Brunnen, wo die Weiber des Abends Wasser zu schöpfen pflegten. Bald erschien auch eine schöne Jungfrau mit einem Kruge, und als der Knecht sie bat, ihm zu trinken zu geben, da willfahrte sie ihm und erbot sich freiwillig, auch seine Kamele zu tränken. Dann fragte der Knecht, nachdem er sie reich beschenkt, wer sie sei und ob er in ihres Vaters Hause herbergen könne. Als er dann gehört hatte, daß sie Rebekka, die Enkelin Nahors sei, da erkannte er dankerfüllten Herzens, daß der Herr ihm gnädig gewesen sei und ihn gleich habe die Rechte begegnen lassen. Bei Rebekkas Bruder Laban kehrt er für seinen jungen Herrn um das schöne Mädchen an und dieser gab ihm seine Schwester mit, damit sie Isaaks Weib werde. Schwer wurde dem jungen Mädchen der Abschied von den Ihrigen und der Heimat, und wir sehen auf unserem Bilde, wie ihre alte Amme Deborah die Weinende tröstet und ihr verspricht, mit ihr in das Land der Kanaaniter zu ziehen. Und die gute Alte hielt Wort; sie folgte ihrer jungen Herrin in die Fremde und lebte dort geehrt und geliebt von allen bis ins hohe Greisenalter.

Aus Dortrecht.

(Hierzu das Bild Seite 340.)

Wenn man von Antwerpen nach Rotterdam reist, so verläßt man bei Moerdijk (Murdeik) die Eisenbahn und besteigt das Dampfboot, um über das Hollandtiefe Tief nach Dortrecht zu fahren. Obschon das Tief nur ein tief ins Land eingeschnittener Meereskanal ist, kann diese Fahrt dem Reisenden bei einigermaßen stürmischem Wetter einen kleinen Vorgeschmack von einer Seereise geben, denn die kurzen Wellen lassen das Dampfboot oft heftig ungemütlich schlingern und werfen ihren Gischt häufig genug auf das Verdeck. Glücklicherweise währt die Ueberfahrt nicht lange und nach wenigen Stunden erreicht das Schiff die Stadt Dortrecht an der Merwede, einem Arme der Maas, von dem sich gerade gegenüber der Stadt, auf dem rechten Ufer, die Noordmaas abzweigt, die etwas oberhalb Rotterdam in den Lek mündet, dessen Fortsetzung die bei der Dort (Hak) von Holland in die Nordsee sich ergießende Nieuwe Maas ist.

Dortrecht oder Dort, wie die Holländer sie nennen, ist eine der ältesten Städte der Niederlande. Seine Lage an einem schiffbaren Flusse, der durch Kanäle und namentlich durch die Waal direkt mit dem Rheine in Verbindung steht, hat es zum Sammel- und Stapelplatze der Rheinküste gemacht. Die vom Schwarzwalde nach dem Neckar und von diesem Flusse bei Mannheim in den Rhein geflößten Schiffsbau- und Zimmerhölzer werden in Dortrecht gelandet

und von dort aus nach den verschiedenen Schiffswerften in Holland und Belgien, zum Teil auch nach England geschafft. Es entwickelte sich naturgemäß ein sehr großer Holzhandel in der Stadt und entstanden zahlreiche Sägemühlen, die teils durch Wasserkraft, teils durch Dampf betrieben werden.

Dortrecht zählt ungefähr 30,000 Einwohner und gehört zu der Provinz Südholland; zu den Sehenswürdigkeiten zählt man unter anderen die Hauptkirche oder Kathedrale.

Unsere Skizze veranschaulicht einen Teil der Merwede unterhalb der Stadt, und zwar zur Winterszeit. Das Wasser des Stromes ist sozusagen zugefroren, der ganze Verkehr wird durch Schlitten und Schlittschuhläufer vermittelt, wie das ja fast in ganz Holland während des Winters der Fall zu sein pflegt. Auf dem linken Ufer des Flusses sehen wir eine improvisirte Schenke, mit alten Segeln eingedeckt, vor der sich Männer wie Frauen an einem Glase echten Schiedamers oder Grog erfrischen, auch wohl ein „Koppje Nessju" oder ein gebratenes Stück Fleisch zu sich nehmen, um dann ihre Fahrt zu Schlitten stromaufwärts wieder fortzusetzen. Im Hintergrunde links erblickt man den Turm der Kathedrale von Dortrecht und ganz hinten die in Holland unvermeidliche Windmühle. v. B.

Die Todesursache Kaiser Wilhelms I.

Von

Dr. Wilh. Graf.

Wenn Kaiser Wilhelm I. sich öfters auf seinen Reisen dem Volke hingab, erging es ihm nicht besser wie seinen großen Paladinen. Er mußte es sich — wie diese — gefallen lassen, daß er wie ein fremdes Wesen angestaunt, ja nicht selten von schlichten, biedern Landleuten berührt und betastet wurde, ob er wirklich irdischer Abstammung wäre. Wie bei allen ungewöhnlichen Menschen, die es durch ihre Großthaten oder geistige Ueberlegenheit — wie in Deutschland Friedrich der Große und andere mehr — zu einer so allgemeinen Volkstümlichkeit gebracht haben, war auch beim Kaiser Weißbart die Fama schnell bei der Hand, ihm eine ganz besondere Konstitution beizumessen. Es widerstrebte der simplen Vorstellung des Volkes, sich seine Heroen ganz wie andere gewöhnliche Menschen organisirt zu denken.

Bei dem greisen Kaiser war das natürlich in noch weit höherem Grade der Fall. Infolge seiner ehrwürdigen Erscheinung, seiner edlen, hochherzigen Gesinnungsweise, seiner Leutseligkeit und denkwürdigen Leistungen, sowie nicht zum kleinsten Teil auch auf Grund der Majestät seines Alters, war er mehr als irgend ein Sterblicher schon bei Lebzeiten zur Legende geworden, und so durfte es denn auch nicht wundernehmen, daß man sich in den weitesten Kreisen seines Landes und weit darüber hinaus die merkwürdigsten Bilder von ihm entwarf.

Selbst in den höheren Kreisen — wo derartige mythenhafte Vorstellungen ausgeschlossen waren — mußte man wenigstens zugeben, daß Wilhelm I. vermöge der Zahl seiner Jahre zu den seltensten Fürsten gehörte, die jemals unter der Sonne gewandelt waren. Man wird kaum sehr fehlgehen, wenn man dies wörtlich nimmt, aber — außer seinem Leibarzt, Dr. v. Lauer, und einer sicherlich nur sehr geringen Anzahl zufällig eingeweihter Personen (?) — ist es wohl so gut wie gar nicht bekannt, daß der Kaiser in Bezug auf seine Körperkonstitution wirklich auch ein Unikum gewesen ist, wie es möglicherweise nur einmal gelebt haben mag. Ebenso wenig kennt man die thatsächlichen Ursachen seines Todes. Es ist zwar über seine Krankheit, den Verlauf derselben und seine letzten Tage oder Augenblicke, überhaupt über sein Leiden und Sterben schon sehr viel (bis in die kleinsten Details) geschrieben worden, so daß man glauben sollte, es könne kaum noch etwas geben, das man nicht wüßte, und doch ist es gerade die Hauptsache, die uns völlig verborgen geblieben ist, nämlich was den tragischen 9. März 1888 herbei führte.

Es mag diese etwas sonderbare Behauptung zwar ziemlich prätentiös erscheinen, aber dennoch liegt die Absicht, es zu sein, auch hier nicht im entferntesten vor. Und weit entfernt, den Schein erwecken zu wollen, als gehöre man zu den Bevorzugten, die so glücklich waren, in dieses Geheimnis eingeweiht zu sein, möge hier sofort bemerkt werden, daß es sich keineswegs darum handelt, sensationelle Enthüllungen zu machen, sondern nur dazu beizutragen, alles zu sammeln, was zur Kenntnis des großen Kaisers und seiner letzten Augenblicke von Wert sein kann. Die Quelle, der die gegenwärtige Mitteilung entflossen, hat außerdem den Vorzug der denkbar größten Zuverlässigkeit, so daß auch nicht der Schatten eines Zweifels an der Authenticität aufkommen kann. Dieselbe wird verbürgt durch einen hochgestellten Generalarzt und intimen Freund des Leibarztes Dr. von Lauer, der wohl wie kein anderer in der Lage war, durch jahrelange und gewissenhafte Beobachtungen die Natur des Kaisers auf das genaueste zu studieren und kennen zu lernen und demgemäß auch über die Konstitution des letzteren ein bestimmtes Urteil abzugeben.

Wilhelm I. ruht bereits seit Jahren im Mausoleum von Charlottenburg. Dr. v. Lauer, sein Leibarzt, ist ihm gefolgt und seit einem Jahre schlummert auch sein Freund, der Generalarzt, unser Bürge, der am 9. März abends aus dem Palais vom Totenbette des Kaisers zu uns eilte, um uns seine hochinteressanten Aufschlüsse zu erteilen.

Nach diesen Mitteilungen, die übrigens nach keiner Seite hin verletzende Indiskretionen enthalten und nur für einen kleinen, auserlesenen Kreis berechnet waren, durfte sich das deutsche Volk der vollberechtigten Hoffnung hingeben, daß es nicht nur den dreiundneunzigsten, sondern auch den hundertsten Geburtstag seines kaiserlichen Helden würde feiern können, wenn nicht ein ganz unvorhergesehener Fall eingetreten wäre, der schließlich die Katastrophe herbeiführte.

Trotz des hohen Alters erfreute sich der hohe Herr einer vorzüglichen Gesundheit und seltenen Rüstigkeit. Zwar hatten verschiedene Vorkommnisse, wie Trauerfälle in der allerhöchsten Familie, zum Beispiel der Tod seines Enkels in Baden oder die gefahrdrohende Erkrankung des Kronprinzen, nachmaligen Kaiser Friedrichs, ihn tief ergriffen und seine Lebensfreudigkeit auf eine harte Probe gestellt, aber sein eiserner Wille wurde auch diese Schicksalsschläge ebenso überwunden haben wie so viele andere, die schon seit seiner Jugend vorausgegangen waren und ihn zu Ertragen derselben gefestigt hatten. Es ist daher auch keineswegs richtig, daß die letzteren schweren Prüfungen, die ihm nicht erspart blieben, den Anstoß zum Anfang vom Ende gegeben und die Widerstandsfähigkeit des hohen Herrn gebrochen hätten. Diese — allerdings sehr naheliegende und physiologisch sehr natürliche — Vermutung würde selbst dann auf einem Irrtum beruhen, wenn sie in der Umgebung des Kaisers gehegt worden wäre.

Richtig ist es auch, daß Seine Majestät schon seit einer Reihe von Jahren an einem leichten Magenübel litt, das wohl mitunter etwas lästig und selbst schmerzhaft werden konnte, das aber keineswegs so geartet war, daß es den Aerzten, und namentlich dem Dr. von Lauer auch nur zu den allergeringsten Bedenken Anlaß gegeben hätte. Der Charakter einer Gefahr lag in dieser Beziehung durchaus nicht vor. Ueberhaupt funktionirte der Organismus des hohen Herrn auf das regelmäßigste. Der Puls blieb sich immer gleich, schlug aber — so lange der Leibarzt sich erinnern konnte — so langsam, daß er nicht die Hälfte der normalen Schläge anderer Menschen aufwies. Es war das eine der merkwürdigsten und auffallendsten Eigentümlichkeiten, die wohl kaum jemals von einem Arzt beobachtet worden sind, und ist es nur zu bedauern, daß die Zahl der Schläge — wenn ich nicht irre, achtunddreißig oder einige vierzig in der Minute — nicht mehr ganz sicher angegeben werden kann.

Indes will auf diese anormale Erscheinung hier nur aufmerksam gemacht werden, die aber mit dem Tode des Kaisers auch nicht im allermindesten etwas zu thun hat. Die erste Ursache der verhängnisvollen Wendung lag vielmehr ganz wo anders, und zwar war die unverzeihliche Güte des hohen Herrn und besonders die Rücksichtnahme desselben auf seine Diener die einzige Veranlassung, die den vorzeitigen Abschluß dieses thaten- und wahrungsreichen Lebens herbeiführte.

Man erinnert sich noch sehr wohl, daß der Kaiser kurz vor seinem Tode — vielleicht eine Woche früher — einen ganz gewöhnlichen Katarrh zu überwinden gehabt hatte, der den hohen Herrn mehrere Tage an das Bett fesselte. Irgend welche Beunruhigung hatte aber auch diese kleine Indisposition nicht hervorgerufen, und der Katarrh galt auch bereits so völlig als beseitigt, daß der Kaiser eines Abends beim Besuch des Arztes kategorisch erklärte: „Aber das sage ich Ihnen, lieber Doktor, daß ich morgen nicht mehr im Bett bleibe!"

Gegen diese etwas humoristisch hingeworfene allerhöchste Willenskundgebung hatte auch Dr. von Lauer nicht ernstlich etwas einzuwenden, aber er meinte, daß Seine Majestät in diesem Falle noch wenigstens einmal zur Nacht würde Thee trinken müssen, worauf der Kaiser erwiderte, daß er das allenfalls noch einmal thun wolle.

Damit war die Angelegenheit erledigt und es wurde der alte Kammerdiener herbeigerufen, der gewöhnlich, am Bette des hohen Herrn sitzend, etwas erzählen mußte, wenn Seine Majestät an Schlaflosigkeit litt. Dr. von Lauer erteilte bezüglich des zu bereitenden Thees seine Instruktion, und der alte Diener versprach, die Anordnung gewissenhaft zu befolgen.

Sobald sich der Arzt entfernt hatte, setzte sich der Kammerdiener — wie immer — zum Kaiser und begann seine Plaudereien einzuleiten. Aber meist dauerte es nicht lange, dann nickte der Erzähler, der, wie wir wissen, auch kein Jüngling mehr war, ein. So geschah es auch an diesem Abend, und als der Diener, wie regelmäßig, viel früher hinüberschlummerte, als sein hoher Herr, und die nicht mißzuverstehenden Kopfbewegungen ausführte, wurde er ins Bett geschickt.

„Das geht nicht, Eure Majestät," wendete der Diener ein, der sich an die Instruktionen des Leibarztes erinnerte; „ich muß noch den Thee bereiten, den der Doktor von Lauer verordnet hat!"

„Geh nur," sagte der Kaiser, der nicht nachließ, zu drängen. „Ich werde mir meinen Thee schon selbst zubereiten!"

Es ist unerheblich, ob sich der Diener gutwillig dem Befehle seines hohen Gebieters ergab, oder ob er dies respektvoll für seine Pflicht hielt, aber er entfernte sich darauf hin, und der alte Kaiser unterzog sich wirklich der Aufgabe, den Thee selbst zu bereiten, um den Vorschriften des Leibarztes nachzukommen, während sein alter Kammerdiener der süßen Ruhe pflegte. Sicherlich ist das ein Zug von Güte und Einfachheit, wie er wohl nur selten — am allerwenigsten aber unter ganz gewöhnlichen Menschen — vorgefunden werden dürfte, und der so manchem Parvenu aus den unteren Ständen, wenn er durch Glücksumstände zu einem kleinen Vermögen gelangte, wohl zum leuchtenden Vorbild dienen könnte. Gewiß nähe viele schlichte Bürgersleute werden sich in ähnlichen Fällen zu gleichen Aufopferungen herbeilassen und aus Rücksicht für ihre Bedienstesten sich Unbequemlichkeiten oder Verrichtungen auferlegen, wie es der große Kaiser gethan hat.

Die Folge davon war dann auch natürlich eine ganz selbstverständliche. Am andern Morgen, als Dr. von Lauer seinen ersten Besuch machte und den Kaiser bei bestem Wohlsein anzutreffen hoffte, fand er zwar den alten Kammerdiener im Vorzimmer, der sich immer einer ausgezeichneten Dispositionen erfreute, und ebenso erhielt der Leibarzt auf seine Frage nach dem Befinden seiner Majestät die erfreuliche Antwort: „O, der Kaiser befindet sich sehr wohl!"

Aber in Wirklichkeit sollte dieser angenehme Bericht doch nicht ganz zutreffen. Vorsichtig trat der Arzt in das kaiserliche Schlafzimmer, jedoch schon der erste Blick machte ihn stutzen. Was er sah, stimmte keineswegs mit der rosigen Darstellung überein, die der Kammerdiener von dem Befinden Seiner Majestät entworfen hatte, sondern im Gegenteil schien der Kaiser außerordentlich abgespannt zu sein.

Der Arzt trat jetzt näher, und als er etwas überrascht fragte, wie es dem hohen Herrn ginge, lächelte der Kaiser ein wenig und zuckte mit den Achseln.

„Aber, Majestät," versetzte der Doktor immer verwunderter, „wie soll ich mir das erklären? Ich fragte soeben den Kammerdiener, wie es ginge, und erhielt zur Antwort, daß sich der Kaiser außerordentlich wohl befände; wie ich mich aber persönlich überzeugen muß, verhält es sich doch wohl etwas anders?"

Da lächelte der Kaiser noch mehr und halb heiter, halbwehmütig meinte er: „Ach, lieber Doktor, das will ich Ihnen schon erklären: das Ganze beruht einfach auf einem Mißverständnis; er (der Kammerdiener) befindet sich wohl, ich nicht!"

Erst später erfuhr der Leibarzt, was sich zugetragen hatte und warum der hohe Patient so fatigirt aussehen habe. Zum Glück hatte aber auch dieser unbedeutende Vorgang nicht die geringste nachteilige Folge gehabt. Der hohe Herr erholte sich sehr schnell wieder, und wie man sich erinnern wird, konnten schon die nächsttägigen Bulletins melden, daß der Kaiser den Katarrh vollständig überwunden habe.

Bei diesen Tagesberichten, die in der That dem wirklichen Zustande des hohen Rekonvaleszenten entsprachen und keineswegs bloß die allgemeine Teilnahme beruhigen sollten, würde es jedenfalls sein Bewenden gehabt haben, wenn der Kaiser trotz aller Warnungen nicht immer wieder die allernotwendigsten Vorsichtsmaßregeln außer acht gelassen haben würde, wie das auch einige Tage vor seinem Tode der Fall war.

Wie eben bemerkt, litt Seine Majestät seit vielen Jahren an einem unbedeutenden Magenleiden, das ihm mitunter etwas Unruhe verursachte. Bei Katarrh oder nach demselben pflegen diese Uebel bekanntermaßen sich noch etwas unerklärlicher zu äußern, und dann wurde auch der hohe Herr bisweilen bei Nacht zum Verlassen des Bettes bewegt, was an sich nicht viel zu bedeuten hatte. Da aber der Kaiser, trotz seiner verhältnismäßigen großen Rüstigkeit, deren er sich bei seinem Alter erfreute, doch schon öfters strauchelte und sogar schon zum Sturze gekommen war, so konnten solche nächtlichen Vorkommnisse allerdings sehr gefährlich werden, wenn niemand zugegen war.

Eine Beschwerde der vorgedachten Art machte es sein, die den hohen Herrn auch in der verhängnisvollen Nacht, von der nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen, zum Verlassen des Bettes genötigt hatte. Leider waren aber auch da wieder keine Diener zur Stelle, und als diese erschienen, fanden sie Seine Majestät außerhalb des Bettes auf dem Teppich in hilflosem Zustande, ohne sich selbst aufrichten und das Lager wieder erreichen zu können. Wie lange der hohe Herr in dieser Situation zugebracht hat, ist wohl mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Jedenfalls mußte es längere Zeit gedauert haben, denn die stattgehabte Erkältung war eine so schwere, daß augenblicklich die bedenklichsten Symptome auftraten. Obgleich Seine Majestät rasch in das Bett zurückgebracht und Dr. von Lauer herbeigerufen wurde, warum doch alle Anstrengungen des letzteren, die Folgen abzuwehren, ohne Erfolg. Der Arzt täuschte sich keinen Augenblick über die hohe Gefahr, die gerade er bei seiner genauen Kenntnis der eigentümlichen Konstitution des hohen Herrn am leichtesten zu ermessen vermochte. Sofort wurden noch andere ärztliche Autoritäten zur Beratung hinzugezogen, aber in diesem Falle war die ärztliche Kunst an ihrer Grenze angelangt. Der Puls ging augenblicklich rapide in die Höhe und es traten zusehends alle die Erscheinungen hinzu, welche eine Katastrophe befürchten ließen. Das ärztliche Kollegium konnte an dieser

Digitized by Google

Lage nichts ändern und nur den Beschluß fassen, den Mitgliedern der hohen Familie von der Gefahr Kenntnis zu geben und so viel als thunlich, die nahestehenden Personen auf alle Fälle vorzubereiten.

Das schleunige Herbeieilen der Großherzogin von Baden und anderer Fürstlichkeiten, welche den Kaiser Weißbart in den letzten Stunden umgaben, war die Folge davon.

Alles andere ist bekannt und die Einzelheiten des weltgeschichtlichen Moments noch so wenig vergessen, daß wir sie in dieser Voraussetzung hier übergehen dürfen. Wer aber sein Gedächtnis auffrischen will, darf nur die Blätter aus jenen Tagen zur Hand nehmen, um die denkwürdigen Vorgänge nachzulesen, die sich in dem historischen Sterbezimmer dieses Herrschers abspielten.

Von einem eigentlichen Kranksein des Kaisers konnte nach allen diesen Umständen eigentlich wohl kaum die Rede sein. Auf Kaiser Wilhelm I. und seine Helden läßt sich alles das anwenden, was die alte Mythologie von ihren Heroen behauptete. Die Götter haben ihren Lieblingen wohl gewollt und denselben ein langes Leben verliehen. Sie sind auch nicht wie andere Menschen gestorben, sondern zum Olymp emporgetragen worden.

Justus Möser.

Ein Erinnerungsblatt zu seinem 100. Todestage.

Der bekannte Ausspruch, daß ein deutscher Dichter gestorben sein müsse, um gelesen zu werden, ist nur zur Hälfte wahr: man muß das Publikum auch häufig erinnern, daß der betreffende Dichter tot sei. Möge diese kleine Skizze beitragen, daß einige sich in den Werken eines Mannes umsehen, welcher viel Gediegenes und — mit Unrecht — Vergessenes geschrieben hat: mögen sie dies um so eher thun, als Reclams verdienstvolles Nationalunternehmen zwei bedeutende Werke dieses Dichters dem Volke schon lange zugänglich gemacht hat.*)

Justus Möser.

Justus Möser ist am 14. Dezember 1720 zu Osnabrück, als Sohn des dortigen Kanzleidirektors und Konsistorialpräsidenten geboren.

Obgleich er den körperlichen Uebungen mehr zugethan war als den geistigen, faßte er doch sehr rasch und zeigte große Sprachentalente.

In seinem fünfzehnten Lebensjahre beging er einen kleinen Streich, riß aus, kam nach Münster und mußte dort um Brot betteln. Seine spätere einflußreiche Stellung gab ihm Gelegenheit, aus den damals gewonnenen Erfahrungen Nutzen zu ziehen, und gegen diejenigen nicht zu hart zu verfahren, welche betteln mußten. Im übrigen war an diesem Streiche nicht Schlechtigkeit, sondern Streben nach Originalität schuld. Daß er ein origineller Junge war, ging auch daraus hervor, daß er in seinem zwölften Jahre eine gelehrte Gesellschaft gründete, welche sich in ihren Verhandlungen, einer von Möser erfundenen Sprache bediente; zu dieser Sprache schrieb der nachmalige Professor Theol. Bertling ein Wörterbuch, Möser das Vereinsorgan und den Kalender.

Da sein Vater den schlankgewachsenen Jüngling aus Angst vor der Grenadiersucht Friedrich Wilhelms I., der behauptete, auf alle hochgewachsenen Jünglinge ein göttliches Recht zu haben, durchaus nicht an einer preußischen Universität studiren lassen wollte, so bezog Justus 1740 die Universität Jena und ging 1742 nach Göttingen, wo er besonders moderne Philologie betrieb.

1743 trat er als Advokat in Osnabrück auf und erwarb sich durch seine Liberalität solches Zutrauen, daß er 1747 Staatsadvokat (Advocatus patriae), 1755 Syndikus der Ritterschaft wurde. Sein kluges Benehmen im siebenjährigen Kriege ersparte seinem Vaterlande viel Geld (einige hunderttausend Thaler) und Unannehmlichkeiten und erwarb ihm das Zutrauen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und der Generale.

Beim Herzoge hatte er sich auch (12. Januar 1760) durch ein launiges gedrucktes Kompliment**) beliebt gemacht; da Möser fast gar keine Gedichte hinterließ, so mag folgende kleine Probe seiner Muse, die erste Strophe eines in diesem Komplimente vorkommenden Liedes, Platz finden:

> Komm, Gredel, laß die Helden kriegen,
> Laß Ferdinand und Friedrich siegen,
> Ich küsse dich und denke:
> Soll es gekrieget sein,
> So sei's mit dir allein,
> Wo nicht, doch in der Schenke.

*) Patriotische Phantasien und Schreiben an Friedrich den Großen.
**) Unterthänigste Vorstellung und Bitte.

1763 wurde er nach London geschickt, um mit den englischen Kommissären wegen der Lieferungen des Landes an die von England besoldete, alliirte Armee zu liquidiren, und deren Regelung zu betreiben. 1764 kam der sieben Monate alte englische Prinz Friedrich an die Regierung der Bistümer und Möser war, wenn auch nicht de forma, de facto erster Ratgeber. 1783 wurde er geheimer Justizrat. Mit herannahendem Greisenalter wurde er von nervösen Schmerzen und Krämpfen geplagt und erlag seinen Leiden am 8. Januar 1794. Er hinterließ, nachdem er bereits 1792 seinen geliebten Sohn verloren hatte, nur eine Tochter, die geistvolle Juliane Wilhelmine, verehelichte Voigt, welche seine patriotischen Phantasien sammelte. Von Mösers Schriften hat nur noch weniges Interesse, dieses aber gehört zum besten der deutschen Literatur. Wir halten deshalb eine genaue Aufzählung seiner sämtlichen Schriften, welche 1798 in acht Bänden und 1842 in zehn Bänden erschienen, für überflüssig und gestatten uns nur die Besprechung folgender wichtiger Schriften:

„Osnabrückische Geschichte“; dieses Buch machte, als es zum erstenmale, 1765, bogenweise erschien, unter den Fachgelehrten Aufsehen und begründete fast eine neue Epoche. Man kann nämlich bei ihm von einer bürgerlichen Geschichte sprechen, so wie bei Lessings Sarah Sampson von einem bürgerlichen Trauerspiele. Möser schrieb keine Geschichte der Könige, keine Geschichte der Feldherren, sondern eine Geschichte der Bevölkerung, wobei er die gründlichste Belesenheit in den Quellen zeigt und selbst neue Quellen nachweist. Die ersten Unterscheidungen zwischen sächsischer und suevischer Verfassung rührt von ihm her. Leider reicht das Werk, welches oft nur skizzenhaft, aber durchaus originell ist, nur bis 1192.

„Patriotische Phantasien“. Das sind Feuilletons, voll Geist und Laune in einem musterhaften Deutsch, häufig sehr witzig. Ihr Stil ist etwa der Langbeinische. Manche von ihnen sind historischen und kulturhistorischen Inhaltes. Möser redigirte nämlich die Osnabrückischen Intelligenzblätter und wollte „verkannten Wahrheiten unter einer angenehmen Hülle unvermerkt Eingang verschaffen, nützliche Wahrheiten — einprägen“. Seine Stellung als Vertreter der hohen Stände bewog ihn aber leider oft Dinge zu schreiben, die eines aufgeklärten Mannes, der mit Mendelssohn und Lessing verkehrte, nicht würdig waren. Rund heraus gesagt — Möser verteidigte „den“ Leibeigentum in Westfalen, hielt ihn aber sonst für herzlos.

> „Gehn viele da gebückt und weilen
> In Elend und in Müh',
> Und andre zehren drau und weilen
> Wie an dem lieben Vieh.
> Und ist doch nicht zu defendiren
> Und gar ein böser Brauch.
> Die Bauern gehn ja nicht auf Vieren,
> Es sind ja Menschen auch.“

Wer die Gefühle überwindet, die einen bei der Verteidigung der Hörigkeit anwandeln, wird manche Perle profunder Gelehrsamkeit und Geistesschärfe finden.*)

„Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur (1781)“. Eine scharfe Entgegnung auf Friedrichs II. Brief „De la littérature allemande“, worin Friedrichs Urteil als Vorurteil gekennzeichnet wird und eine Parallele zwischen den bedeutenden Vertretern aller Dichtarten der Franzosen und Deutschen durchgeführt wird, die günstig gegenüber den Deutschen ausfällt und viel dazu beitrug, daß der deutsche Adel deutsch zu lesen begann.

„Harlekin oder Verteidigung des Grotesk-Komischen“. Eine launige, im Gelehrtenstile gehaltene, dem Herrn Gottsched zugedachte Nachweisung, daß die lustige Person nicht vom Theater zu verbannen sei und daß man wohl eine Stunde von vierundzwanzig närrisch sein dürfe.

Möser lieferte übrigens selbst ein vortreffliches Harlekinspiel, „Die Tugend auf der Schaubühne“, dessen Humor oft an Shakespeares Sommernachtstraum gemahnt.

Möser gehört zu den wenigen deutschen Staatsmännern, welche Geschäftsklugheit und wissenschaftlichen Ernst mit Phantasie und Witz zu verbinden wußten, die es verstanden, der trockenen Praxis belehrende, anregende, selbst unterhaltende Momente abzugewinnen.

Was seinen Schriften den größten Reiz verleiht, ist die Verbindung seines Spottes und Witzes mit genauer Beobachtung und deutlicher Schilderung. Ihm selbst verschafften Gelehrsamkeit, Menschenkenntnis, Höflichkeit und Herzlichkeit solche allgemeine Beliebtheit, daß man zu seinem sechzigsten Geburtstage eine Münze prägen ließ und bei seinem Tode, bei dem er seine heitere Philosophie bewahrte, indem er rief: „Ich habe den Prozeß verloren,“ der Nekrolog des Tacitus auf Agricola zitirt wurde:

„Finis vitae ejus nobis luctuosus, patriae tristis, extraneis etiam ignotisque non sine cura fuit.“ Drst.

*) S. dessen Naturgeschichte des Leibeigentums oder Hyen, Eigen oder Hoden.

Aphorismen.

Oft muß das Herz gebrechen und in seinen verborgensten Tiefen aufgewühlt werden, damit es gleich einem ungepflügten Acker für die Aufnahme neuen und edleren Samens geeignet werde. Ewald Lößer.

Notizblätter.

Bühne.

— Das Neueste im neuesten Wiener Theater (Raimundtheater) ist das am 14. Dezember v. J. zum erstenmal aufgeführte Volksstück mit Gesang in fünf Bildern von W. Frerking und F. Antony. Musik von Alexander Krakauer: „Die Arbeit hoch!“ Die Arbeit der Herren Frerking und Antony verdient kein Hoch! Die Geschichte von dem fleißigen Tischler (v. Balajthy), welcher emporkommt, und dem leichtsinnigen Kaufmann (Kutzler) mit dem es bergab geht, hat man schon oft und besser auf der Bühne gesehen. Freilich wird auch hier die soziale Frage berührt; aber wie lautet die Antwort? „Menschlichkeit und Mitgefühl bilden die beste Lösung der sozialen Frage.“ Bei einer Debatte über die Abschaffung der Todesstrafe schlug bekanntlich einmal ein Redner vor: „Die Herren Mörder mögen den Anfang mit der Abschaffung der Todesstrafe machen“. Sollten nicht auch die bombenwerfenden Sozialisten und Anarchisten mit der Menschlichkeit und dem Mitgefühl den Anfang machen! Was das Stück vor Ablehnung rettete — auch „das Lied der Arbeit“ zum Schluß hätte es nicht vermocht — waren die hübsch vorgetragenen Couplets. Was Verdienst sein sollte, war hier Handwerk; Fr. Schwarz hatte wieder einmal Gelegenheit, als Lokalsängerin zu glänzen. — Die soziale Frage spielte auch in dem am 16. Dezember zum erstenmal am Deutschen Volkstheater aufgeführten Schwank in drei Akten eine Rolle. Derselbe hat die Herren Franz und Paul von Schönthan zu Verfassern und führt den Titel „Das gelobte Land“. Dies ist nämlich auch der Titel einer allerdings anarchistischen Flugschrift eines wegen nicht erhaltenen Ordens gekränkten Kanzleirates, welcher, als er den Orden bekommt, wieder loyal wird und „das gelobte Land“ in der Heirat findet. Eine so unmögliche Handlung zwischen unmöglichen Menschen vergnüglich zu machen, müßte das Ding viel lustiger sein, als es ist. Auch von den Darstellern verdient außer Herrn Tewele niemand Lob. Trotz alledem gab es Beifall und Hervorrufe für Darsteller und Dichter. Wer aber „das gelobte Land“ sehen will, möge sich beeilen, denn es dürfte nicht sehr oft gegeben werden.

— Weihnachten, sonst die tote Zeit im Theater, brachte heuer in Wien mancherlei Neues. Das Neueste, zugleich das Aelteste, ist ein „Weihnachtsspiel“. Man hört oft von Theaterstücken sagen, sie seien schon zu alt, um auf das heutige Publikum wirken zu können; man sollte sagen, sie seien noch nicht alt genug. Wie bei Kleidern, Möbeln und anderem die Mode ganz Altes hervorholt und als Allerneuestes feilbietet, so auch bei Theaterstücken. Nach einer Generalprobe vor zahlreichem geladenem Publikum am 23. Dezember war am 27. im Großen Musikvereinssaal die erste öffentliche Darstellung des Weihnachtsspiels „Das Mysterium von der Geburt des Heilandes“. In dem großen Saale blieb auch nicht ein Plätzchen leer. Die dicht gedrängten Schauer und Hörer waren zum großen Teil ergriffen und begeistert, oder schienen es wenigstens zu sein. Mir wollte nicht die rechte Stimmung kommen. Ich vermißte: die gewünschte Einfachheit, Natürlichkeit, Einheitlichkeit. Abgesehen davon, daß zuweilen Modernes dazwischen durchsah, durchdrangen und verwoben sich die verschiedenen zusammenwirkenden Kräfte nicht genügend zu einem harmonischen Ganzen. Bei alledem gibt es an dem Vorgeführten genug zu loben. So ist von Richard Kralik der Text nebst Volksliedern und verschiedenen Chorgesängen nach und aus alten Meistern mit Geschick und Geschmack zusammengestellt und von Alfred v. Berger mit künstlerischem Verständnis inszenirt, während namhafte Maler die lebenden Bilder stellten und für Dekorationen sorgten; Sängerchöre bildeten mit 30 Waisenknaben, gut geschult und geleitet, den Chor; Fr. Hohenfels als Erzengel Gabriel, auch in der kleinen Rolle als Magd, Herr Schreiner als Josef, Fr. Kornau als Elisabeth und eine große Schar von Dilettantinnen. Unter den Darstellerinnen befand sich auch die Gattin des Dichters, unter den Engeln gab es genug englischschöne Gesichter.

— Im Karltheater wurde am 23. Dezember zum erstenmale aufgeführt: „Der Südstern“. Großes Ausstattungsstück in drei Akten (acht Bildern) nach dem gleichnamigen Roman des Jules Verne von M. Wulff und L. Tegeler. Für die österreichischen Bühnen bearbeitet von Benjamin Schier. Musik von Hermann Willibald Wolf und Franz Wagner. Das Ballet von H. Regel. Der choreographische Teil von Otto Thieme. 1. Bild: Im Lande der Diamanten. 2. Bild: Afrika bei Nacht. 3. Bild: Glück im Unglück. 4. Bild: Das große Experiment. 5. Bild: Liebe. 6. Bild: Im Urwald. 7. Bild: In der Zwergenstadt. 8. Bild: Vereint. Der im Vorstehenden mitgeteilten Ankündigung ist kaum etwas hinzuzufügen. Dekorationen, tanzende Negerinnen, geschminkte Kinder als Zwerge, Couplets und eingeschaltete Witze. Wenn der lange Knaak als Chinese auf einem Esel über die Bühne reitet, wird natürlich gelacht, und der Beifall kommt von oben.

— Am 25. Dezember wurde im Raimundtheater zum erstenmal „Jägerblut“ gegeben. Volksstück in fünf Akten (sechs Bildern) nach der gleichnamigen Erzählung von Benno Rauchenegger. Musik von Josef Krägel. Das Stück hat zuviel Aehnlichkeit mit dem vom Gastspiel der Münchener her bekannten „Herrgottschnitzer“, um hier den vollen Eindruck einer Neuheit zu machen. Das Volksstück selbst und dessen Darstellungsweise, die Mitwirkung vieler Mitglieder, welche das Raimundtheater aus der Münchener Gastspielgesellschaft sich gewonnen hat, ließ die Erinnerung an die Leistungen der letzteren nicht los werden, zum Nachteil des neuen Wiener Theaters. So lobenswert die Aufführung im ganzen auch war, das wunderbare Zusammenspiel der Münchener wurde bei weitem nicht erreicht. Der neue Komiker, Herr Dreher, hatte Gelegenheit, sich in der dankbaren Rolle des Dorfbaders günstig einzuführen, auch Herr Balajthy bewährte sich wieder als tüchtiger Schauspieler; am meisten fand und verdiente Frl. Schönfeld Beifall. In ihr besitzt das Raimundtheater einen köstlichen Schatz. H.

Natur.

— In den letzten Monaten hat der zu Beginn vorigen Jahres in Thätigkeit getretene, fast 1700 Meter hohe Vulkan Calbuco in der südchilenischen Cordilleren (41° 20' s. Br.) so viel Aschenwolken ausgestoßen und solche bis zu mehreren Kilometern Höhe in die Atmosphäre gesandt, daß die westlich und nördlich von ihm liegenden deutschen Kolonien, besonders die am See Llanquihue liegenden in große Bedrängnis geraten. Die feine, gelblich graue Asche verschüttet stellenweise die ganze Umgebung und verdirbt alles Futter für die Rinderherde, die das ganze Jahr im Freien zubringen, auf frische Grasnahrung angewiesen sind und nun zu Grunde gehen. Der dem Vulkan zunächst umgebende Urwald ist zwar im Oktober durch ausgeworfene glühende Bomben in Brand geraten, glimmt aber nur unter der vulkanischen Aschendecke weiter. Die Asche selbst ist bereits bis auf 170 Kilometer Entfernung, nach Valdivia, geweht worden.

Gesundheitspflege.

— Ein öffentlicher Kongreß für Jugend- und Volksspiele ist auf Samstag den 3. und Sonntag den 4. Februar 1894 nach der Reichshauptstadt einberufen worden. In dem Aufrufe hierzu heißt es: „Durch das deutsche Volk zieht seit langer Zeit eine stetig zunehmende Bewegung, welche darauf gerichtet ist, den zahlreichen gesundheitswidrigen Einflüssen kräftig zu begegnen, die aus den einseitig geistigen Anstrengungen in Schule und Leben, dem langen Aufenthalte und der sitzenden Stellung in vielfach ungesunden Arbeitsräumen, und aus mannigfachen gesundheitsschädlichen Gewohnheiten, die durch unsere Kulturverhältnisse bedingt werden, erwachsen. Diese nachteiligen Einwirkungen bedürfen aber nicht allein

die normale körperliche Entwicklung, sondern schädigen sich in dem gleichen Maße auch das gesunde Geistes-, Gemüths- und Willensleben: „Nur in einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist.“ Nicht in demselben Grade wie die Verkrüppelung, aber doch in sehr hohem Maße wird die Verwirklichung entgegengearbeitet werden, und sehen wir hier auch davon ab, eine weitergehende Schädigung des leiblichen und geistigen Inhaltes unserer heutigen Generation zu geben, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß das Bedürfniß nach kräftigen Gegenmitteln immer lebhafter im deutschen Volke empfunden wird. So ist diese Angelegenheit ähnlich zu einer solchen des öffentlichen Interesses erwachsen, das mehr und mehr die Lösung der Fragen erheischt: „Was muß innerhalb der Erziehungszeit geschehen, um die heutige Jugend trotz mangelhafter geistiger Schulung auch zu kräftiger körperlicher Entwicklung zu führen?“ und, was muß der Erwachsene thun, um auch inmitten anderweitiger Beanspruchtheit seine Kraft und Gesundheit, diese nothwendigen Voraussetzungen jedes gedeihlichen und glücklichen Lebens, zu bewahren?“ Wir wollen hoffen, daß jene beklagenswerthen Erscheinungen zu einem erheblichen Theile in der oft mangelnden körperlichen Kraft sowie in der Genußsucht unserer Tage ihre Mitbegründung finden, und vereinigen uns deshalb gern mit allen jenen edlen Bestrebungen, die hiergegen ankämpfen. Aber zu den grundlegenden und wirksamen Heilmittelquellen dieser Einflüsse gehören doch hervorragend auch geregelte körperliche Uebungen. Da sie nicht allein das körperliche Leben in hohem Grade förderlich bethätigen, sondern durch Belebung der körperlichen Thätigkeit auch der geistigen Erschlaffung auch zu kräftiger Widerstand, der Grundlage aller wahren Menschenbildung, erregen. Von dieser Auffassung

Leichenfeier des serbischen Ministerpräsidenten Protitsch.

gingen unsere Vorväter Guts-Muths und Jahn, die Begründer des deutschen Turnens und Bewegungsspiels aus, und erst Dank und Stolz blickt unser deutsches Volk zu jenen großen Pfadfindern auf, die ihm die Wege zur Kräftigung, Betonung der Jugendfreude, Selbstzucht, und hiermit zu höherer Kultur, gewiesen haben.“

Sport.

— Ein internationales Eiswettlaufen findet am 13. und 14. Januar in Davos, Kanton Graubünden, statt. Die Bedingungen dafür sind beim dortigen internationalen Ausschusse zu erfragen.

Leichenfeier Lazar Dokitschs.

Am 17. Dezember v. J. wurde zu Belgrad mit außerordentlichem Gepränge die Leichenfeier des am 13. Dez. zu Abazzia verstorbenen serbischen Ministerpräsidenten Lazar Dokitsch abgehalten. Als Arzt und Professor der Medizin ehedem sehr geachtet, wurde derselbe von König Milan als Erzieher seines Sohnes Alexander angestellt und beschäftigte sich fortan fast ausschließlich mit Politik. Im Jahre 1888 wurde er zum Staatsrat und 1889 zum Ministerpräsidenten ernannt. Auf seine Anregung führte Alexander I. den Staatsstreich aus, durch den er die liberale Regentschaft stürzte und sich mündig erklärte. Der Verlust dieses Mannes ist für den jungen Serbenkönig in dem Augenblicke besonders schwer, da die radikale Partei das Verhältniß Serbiens zu der benachbarten Großmacht Oesterreich-Ungarn wieder einmal gründlich verschlechtert hat und die Partei der Prätendenten des Hauses Karageorgewitsch sich wieder rührt.

Diese Seite ist insbesondere den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet. Sie will Winke und Anregungen zu förderlichem Thun und angenehmer Unterhaltung erteilen, auf beachtenswerte Erscheinungen hinweisen, gutgemeinten Neuerungen den Weg bahnen helfen.

Unter uns.

Wünsche aus den Kreisen unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt. Mitteilungen über eigene Erfahrungen, soweit sie sich zur Wiedergabe an dieser Stelle eignen, mit Dank verwendet. Alles hierauf Bezügliche ist zu richten an die Redaktion von „Ueber Land und Meer" in Stuttgart.

Unser kleiner Liebling

ist der helfenden stützenden Hand der Wärterin und dem Arme der Mutter entwachsen, er will und soll seine Selbständigkeit beweisen, indem er auf hohem Stühlchen am Mittagstische der Eltern sitzt und höchst eigenhändig, allerdings mit weniger Geschicklichkeit als Behaglichkeit den Löffel zum Munde zu führen versucht. Aber „aller Anfang ist schwer" und die Anforderungen am Tische der Erwachsenen sind für den kleinen Suppenlöffel noch gar zu viele. Da wird das Händchen immer unsicherer, und so mancher Löffel des guten Süppchens, des köstlichen himbeerfarbigen Kompotts wandert auf diesem, bald nicht mehr ungewöhnlichen Wege, zum Entsetzen der Mutter auf das, bisher so fleckenlose Tischtuch, welches nun bald einer Landkarte mit mancherlei Seen und Gebirgen nicht unähnlich sieht. Da gibt es denn so manchmal Veranlassung zu reichlichem Thränenvergießen des lieben Kleinen, zu mancher wiederholten väterlichen Ermahnung — kurz zu oft recht unerquicklichen Scenen am gemütlichen Mittagstisch. Wie leicht könnte hier eine freundliche Tante oder liebe Schwester ein gutes Werk thun und für den vorläufig noch so ungeschickten kleinen Esser ein höchst willkommenes und höchst praktisches Geschenk stiften. Es besteht dies aus einer von gutem hellgrauem Ledertuch gestalteten Unterlage für den Teller des Kleinen. Ein feuchtes Tuch fegt nach jeder Mahlzeit die unsichtbar auf dem Deckchen deponirten Spuren der Suppen und Speisen. Die Länge dieses Deckens beträgt 40 bis 50 Centimeter, die Breite 30 bis 35 Centimeter. Die vier Ecken schneiden wir, damit sie sich nicht zusammenrollen oder die Tischnachbarn belästigen, bis zu 8 Centimeter Breite ab. Damit unser Machwerk auch ein hübsches Aussehen habe, besticken wir den Rand des Deckchens an drei Seiten etwa 8 Centimeter breit mit kleinen, dem Kinde bekannten Bildchen, Vögelchen, Hündchen, Hahn, tanzenden Kindern, springenden Häschen und so weiter, wie sie uns jedes Kreuzstichmusterbuch in leichter Ausführung die Fülle bietet. Mit blauem und rotem Garn über grobem Stramin gearbeitet, sieht solch ein Kranz bunter Bildchen allerliebst aus und wird auch dem Kinde Freude bereiten. Ist die Stickerei ausgeführt, so versehen wir das Deckchen mit hübschem buntblumigem Kretonnefutter, das wir an allen Seiten 1½ Centimeter vom Rande entfernt, zusammen mit dem Ledertuch durchsteppen. Den Rand lassen wir vom Sattler in kleine Zäckchen ausschlagen. Sehr praktisch erweist sich ein ähnliches Deckchen für den Platz des Hausherrn während des Bratentranchirens, wobei es bekanntlich selbst bei der geübtesten Handhabung nicht immer ohne Flecken für das Tischtuch abgeht. Die Form des Deckchens kann hierzu die gleiche sein, nur lasse man die Ecken unabgeschrägt und verziere den Rand mit einer fortlaufenden 4 bis 5 Centimeter breiten Kreuzstichborte in einer Farbe. B.

Braten zu räuchern.

Ein außerordentlich schmackhafter Braten ist eine geräucherte Gans. Man wäscht und salzt dieselbe gut, läßt sie eine Nacht im Salze liegen, bindet sie dann fest in Papier ein und gibt sie einen, höchstens zwei Tage in die Räucherung. Man wird sie nochmals gewaschen und gebraten, wie man es mit anderen Gänsebraten thut. Auch ein Schafschlegel geräuchert ist vorzüglich. Man kocht denselben, schneidet alles Fett davon ab und behandelt ihn, wie oben angegeben. Er wird ohne Essig mit saurem Rahm gebraten. R. S.

Dekorirte Stearinkerzen.

Jungen Damen empfehlen wir die Stearinkerzen, welche die Tafel, das Musikinstrument und so weiter zieren sollen, mit bunten Bildern zu schmücken, da sich dann derartige Kerzen viel billiger als die im Handel vorkommende Ware stellen. Wir kennen Damen, welche Stearinkerzen wunderbar mit Aquarellfarben zieren; damit letztere gut haften, nimmt man etwas dünnflüssigen weißen Leim zur Hilfe. Recht geschmackvoll dekorirt man Kerzen mittelst der im Handel käuflichen Abziehbilder. Die Art der Ausführung der Dekoration ist eine einfache und erfordert nur gewöhnliche Uebung und einige Aufmerksamkeit. Um die Abziehbilder, welche zum Beispiel prächtige Blumen, zierliche Zweige, Käferchen, Schmetterlinge, Engelsköpfchen und so weiter liefern, auf die Kerzen zu übertragen, verfährt man, wie folgt: Das Abziehbild legt man 2, 3 bis 4 Minuten in lauwarmes Wasser und nimmt es nach Verlauf dieser Zeit sehr behutsam heraus, damit das Bild sich nicht verschiebt oder verletzt wird. Das Abziehbild legt man dann sanft um die Kerze herum und, wenn man nach wenigen Minuten das Papier langsam abzieht, so verbleibt das betreffende Bild auf der Kerze. Sollten kleine Verschiebungen des Bildes auf der Kerze sich bemerkbar machen, so kann man dieselben, so lange das Bild noch feucht ist, mit einem kleinen Messer abändern. Kerzen, mit geschmackvollen und lieblichen Dekorationen versehen, sind sehr beliebt und finden, namentlich zu Festtagen, als Tafelzierden allgemeine Bewunderung. H. Kr.

Eine Ueberraschung.

Ein Glückssymbol — ein „Vierblatt" — biete ich euch, ihr lieben Leserinnen, dar, das ganz geeignet sein dürfte, euren Lieben eine willkommene Ueberraschung zu bereiten. Es umschließt den neuen Kalender für „1894", zu dessen Herstellung — da ich ihn selbst erfand und eigenhändig voller Vergnügen anfertigte — ich gern für meine Mitschwestern hiermit die genaue Beschreibung niederlege. Zu dem in Abbildung 1 veranschaulichten Kalender schneidet man in der auf Abbildung 2 in a und b angegebenen Fasson nach vorher entworfener genauer Zeichnung zwei Grundformen aus starker Pappe, die von c bis d 9 Centimeter und von e bis f 15 Centimeter messen, während der 1 Centimeter breite Stiel von d bis g 15 Centimeter lang ist. Hierauf prüft man durch Uebereinanderlegen der beiden Blattformen a und b auf das sorgfältigste, ob sich dieselben in allen ihren Teilen decken, und überzieht sie auf der äußeren Seite mit grünem Plüsch, wobei man den Stoff ringsum 1 Centimeter größer schneidet als die Pappe, diese auf die linke Stoffseite legt und den schmalen, vorstehenden Rand auf der Papprückseite festklebt. Bei den Rundungen und Ecken muß man den Rand auszacken damit sich der Plüsch der Form richtig anschmiegt. Ist dies geschehen, näht man die in den Kleeblättern angezeichneten Adern in Stielstich mit Goldfaden aus, wobei man die Pappe mit durchsticht, und bekleidet sodann die noch unbezogene innere Seite der beiden Blattformen in gleicher Weise mit grüner Seide, die der Farbe des Plüsches entsprechen muß. Die nun auf beiden Seiten grün überzogenen, golddurchäderten Vierblätter, welche die äußere Hülle des Kalenders abgeben, verbindet man an zwei durch i markirten Punkten mit 2 Centimeter breiten und 2 Centimeter langen Stegen k aus passendem, halbbreitem, grünem Seidenband derart, daß die beiden Kleeblätter a und b buchförmig zusammenklappen. In die Stege k heftet man mit grüner Seide für die zwölf Monate, zwölf nach dem Vierblattmuster a und b genau gestaltete Blätter aus weißer Pappe, die man, wie es Abbildung 3 (in natürlicher Größe) darthut, folgendermaßen einteilt: Das erste Blatt des Vierblattes enthält die Tage des Monats, dessen Charakter durch zierliche, mit der Feder auf das Blatt entworfene und mit Aquarellfarben ausgemalte Skizzen gekennzeichnet wird. Auf einem kahlen Baumzweig sitzend, schwingt ein kleiner Engel die wehende Monatsflagge „Januar", während unter ihm trübselig und frierend ein Rabe hockt. Aus einem schneebedeckten, darunter in winterlicher Umgebung liegenden Häuschen wirbelt dem mit dem Unbill des Wetters kämpfenden heimkehrenden Schulknaben der Rauch des elterlichen Herdes willkommenrufend entgegen, während eine Schar schreiender Dohlen das Jahresbild vervollständigt. Das zweite Blatt bringt für jeden Tag des Monats einen passenden Spruch (siehe Abbildung 3 2). Ein Kranich mit der Brille auf dem langen Schnabel hütet das „Spruchbuch", während seitwärts ein Rosenzweig seinen reichen Blütenschmuck über das Blatt ranken läßt. Das dritte Blatt bleibt, wie es die in zierlicher Frakturschrift, von Schilf und Blumen und einem musizirenden kleinen Elf umrankte Ueberschrift besagt, für die Geburts- und Gedenktage der Familie reservirt, und das vierte Blatt endlich ist dem hausmütterlichen Walten gewidmet, indem es den in jedem Monat nötigen wirtschaftlichen Arbeiten, den der Jahreszeit gerade entsprechenden Verrichtungen in Küche und Keller, Herd und Garten und den damit verbundenen Anschaffungen Aufnahme gewährt. Eine aufgehende Sonne als Symbol des „Frühaufstehens" und ein Spinnrad als Symbol des „Fleißes" schmücken im Verein mit dem blumengeschmückten Fenster und dem strickenden Kätzchen auch dieses Blatt harmonisch ein. Zwei je an die oberen Spitzen der Stiele festgenähte starke Bilderösen dienen zum Aufhängen des Kalenders an die Wand und ein 8 Centimeter breites, schweres grünes Atlasband, in dessen eine äußerste Ecke man in Plattstich die dem Glück unterbreitete neue Jahreszahl „1894" gestickt hat, knüpft man zum Schluß als graziöse Schleifen um die beiden Kleeblattstiele. So möge denn mein kleiner Kalender allen denen, die nach ihm greifen, ein gewissenhafter Ratgeber und Wegweiser durch die vor uns liegenden zwölf Monate sein, wobei jeder glücklich abgeschlossene Tag eine Station ist, die uns dem erstrebten Ziele näher bringt. Weit hinaus aber über Land und Meer, über Berg und Thal, wohin dieses Blatt meinen kleinen Kalender trägt, nehme er meine aufrichtigen Neujahrswünsche mit für jeden einzelnen, jede Familie und unser ganzes teures Vaterland! „Glück auf 1894!" B. K.

Abbildung 1.

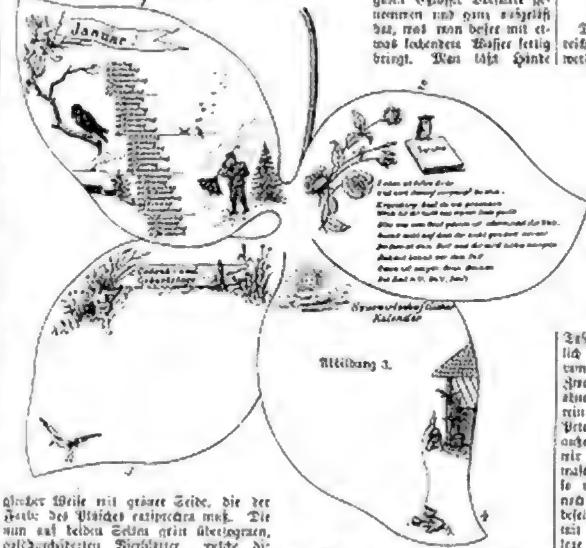


Abbildung 3.

Mittel für erfrorene Glieder.

Wie für Entzündung des Halses, des Zahnfleisches und so weiter Borsäure ganz vortrefflich wirkt, so ist sie auch für erfrorene Hände und Füße sehr zu empfehlen. Des Abends, ehe man sich zu Bette legt, badet man dieselben in lauwarmem Wasser, zu dem man auf ein halbes Liter Wasser einen guten Eßlöffel Borsäure genommen und ganz aufgelöst hat, was man besser mit etwas kochendem Wasser fertig bringt. Man läßt Hände oder Füße ungefähr eine Viertelstunde im Bade und setzt sie dernach natürlich nicht der Luft aus. Schon nach ganz kurzer Zeit wird man eine Besserung fühlen. Borsäure in Pulverform bekommt man in jedem Droguengeschäfte zu kaufen und dasselbe hält jahrelang. Dieses Mittel sollte in keinem Haushalte fehlen, da es so ungemein heilsam für alle Entzündungen und Wunden ist. Zu Gurgel- oder Mundwasser ist die Mischung: ½ Liter Wasser, ein guter Kaffeelöffel Borsäure. A. L.

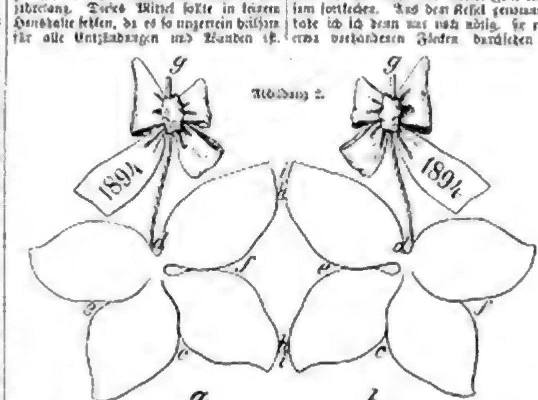


Abbildung 2.

Kalenderständer wieder zu verwenden.

Man findet jetzt sehr oft auf Schreibtischen Ständer mit sogenannten Abreißkalendern. Am Anfange des nächstfolgenden Jahres aber bekommt man fast nie mehr den Kalender in der passenden Größe für das Ständerchen und dasselbe ist wertlos. Ich verwendete es nun, indem ich es zu einem Uhrenhalter umwandelte. Dazu arbeitete ich eine hübsche Stickerei auf ein Stückchen Seidenzeug, schnitt ein Stück Pappdeckel, polsterte das mit Watte, spannte die Stickerei darauf, nähte rings herum eine Goldschnur, befestigte oben an dem Kißchen einen Haken und leimte nun das Ganze an die Stelle, die früher der Kalender einnahm. Man kann auch die Uhrhaken weglassen und es dann als Nadelkissen benützen. Es sieht sehr gut aus und niemand vermutet, daß solch ein Ständerchen zu anderen Diensten unbrauchbar geworden war. A. S.

Petroleum als Waschmittel.

Die guten Hausfrauen, die bei einer zahlreichen Familie stets Wäsche im Hause haben, werden mit Freuden eine neue Methode des Waschens begrüßen, durch die sie in den Stand gesetzt sind, in der Hälfte der Zeit mit weit weniger Dienstpersonal das doppelte richten zu können, ohne daß die Stoffe geschädigt werden. Ich meine das Waschen mit Petroleum, das sich in letzter Zeit immer mehr Bahn bricht. Angeregt durch mehrere Aufsätze über dieses Thema in verschiedenen Frauenblättern (der „Deutschen Frauenzeitung", „Fürs Haus", „Ratgeber für Hausfrauen" und so weiter) beschloß auch ich, einen Versuch mit Petroleum zu machen und er gelang vollständig. Ich machte zuerst eine Probe an Küchenhandtüchern und diese fiel über Erwarten gut aus. Dann nahm ich Taschentücher von Kindern, die bekanntlich recht schmutzig sind, da sie oft mehr zum Stiefelputzen als ihrem eigentlichen Zweck dienen, und auch diese wurden ohne jedes Reiben blendend weiß und ganz rein und jetzt wird meine ganze Wäsche mit Petroleum gewaschen. Daß Petroleum eine außerordentlich reinigende Kraft besitzt, haben wir tagtäglich Gelegenheit an unserer Nähmaschine zu beobachten. Ist dieselbe noch so voll Staub und Schmutz, und letzterer noch so zähe, ein paar Tropfen Petroleum beseitigen sofort alles. Die Art und Weise mit Erdöl zu waschen ist verschieden: Ich lege die schmutzige Wäsche trocken in den Kessel, gebe eimerweis kaltes Wasser darüber und setze jedem Eimer (20 Liter) 250 Gramm feingeschnittene Seife und zwei Eßlöffel voll Petroleum zu. Dann wird die Wäsche ins Kochen gebracht und ich lasse sie eine halbe Stunde, eher länger als kürzere Zeit, langsam fortkochen. Aus dem Kessel genommen, habe ich sie dann nur noch nötig, sie nach etwa vorhandenen Flecken durchsehen zu lassen, denn die Wäsche selbst ist vollständig rein. Ich gebe sie nun noch einmal in eine schwache Seifenlauge und lasse sie dann auswaschen und bläuen. Viele Damen meiner Bekanntschaft geben sie nicht einmal mehr in eine Seifenlauge, sondern lassen sie einfach heiß brühen, kalt schwenken und bläuen. Eine andere Methode mit Petroleum zu waschen ist folgende: Man weicht die Wäsche am Vorabend des Waschtages in kaltes Wasser ein; den folgenden Morgen bringt man Seife und Petrol in dem Verhältnis wie oben angegeben zum Kochen und läßt diese Mischung erst eine Weile kochen, ehe man die gut ausgerungene Wäsche hineinlegt, die man dann ebenfalls eine halbe Stunde kochen läßt. Die Damen behaupten, daß auf diese Weise die Wäsche schöner würde und der Geruch des Erdöls sich mehr verflüchtige. Ich kann nur aus Erfahrung sagen, daß mich der Geruch des Petroleums nie belästigt hat, und empfehle diese Waschmethode allen Hausfrauen. Aber, werden meine Leserinnen einwenden, der Geruch an der Wäsche selbst, der muß doch jedem einzelnen Stück anhaften. Dem ist nicht so, meine verehrten Damen, sie werden nicht das geringste von Petroleum an der Wäsche merken, sie können dieselbe ebenso geruchlos als früher, nur reiner und schöner in den Schrank legen und haben noch den Vorteil dabei, daß sie mit mehr Ruhe an den sonst so gefürchteten Waschtag denken können. Nur auf eins möchte ich aufmerksam machen. Man gebe je das Erdöl in jeden Eimer mit Wasser und rühre gut um. Wenn man dasselbe später in den gefüllten Kessel schüttet, gibt's ein Loch wo es hinfällt. Sehr schmutzige Wäsche, Küchenhandtücher, Arbeiterhemden, brauchen einen Löffel Erdöl mehr auf 20 Liter Wasser, Seife bleibt das gleiche Quantum. Auch bunte Wäsche habe ich mit Erfolg in Petroleumlauge waschen lassen und nie gefunden, daß die Farben darunter leiden. Fort also mit Soda und Chlor, mit Waschbrett und Bürste, in dem Erdöl haben wir ein Mittel ersten Ranges unsere Wäsche rasch und gut zu reinigen und auf lange Jahre hinaus zu konserviren, da jedes Bearbeiten derselben, Reiben, Bürsten und so weiter wegfällt, also die Faser nicht angegriffen wird. Ein schöner, gut erhaltener Wäschevorrat ist ganz mit Recht der Stolz und die Freude jeder sparsamen Hausfrau, so daß selbst der große Schiller das „schneeige Linnen" in der bekannten Dichtung poetisch verherrlichte, und daß einst der alte Fritz die Frau Geheimrätin N. N. eine vorzügliche Hausfrau nannte und ihr seinen Respekt vermelden ließ, weil ihre Wäsche blendend weiß und tadellos gelegt war, ist wohl jeder meiner Leserinnen bekannt. J. B.

Magentropfen.

Ein sehr wirksames, ausgezeichnetes Mittel für verdorbenen Magen sind Tropfen, die aus folgenden Bestandteilen zusammengesetzt sind. Man füllt in eine Flasche 1 Liter feinen Weingeist und gibt dazu: Spitzwegerich, Cardenkraut, Kalmus, Curcuma und Rhabarberwurzel. Das läßt man zusammen sechs bis acht Wochen stehen, filtrirt dann den Weingeist durch Papier und die Magentropfen sind fertig. Bei Bedarf nimmt man einen Eßlöffel davon und wird entschieden Besserung darauf fühlen. Besonders bei Magendrücken, Uebelkeit sind sie sehr zu empfehlen. Diese Tropfen, gut verstopft, halten sich jahrelang. R. S.

Launen.

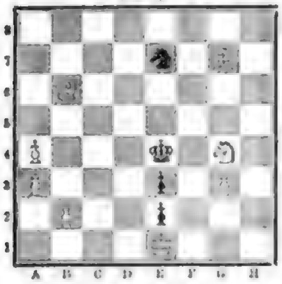
Was sind Launen? Ein egoistisches Sichgehenlassen, mit dem man seiner Umgebung unendlich lästig und unangenehm werden kann. Recht unmotivirt hört man oft äußern: „Laßt mich nur heute in Ruhe, ich bin bei schlechter Laune." Oder zum Beispiel, es wird der Wunsch eines jungen Mädchens nicht erfüllt, so läßt es, wenn es nicht sorgfältig erzogen, den Kopf hängen, ist mürrisch, unliebenswürdig und glaubt auf diese Art zu ihrem Ziele zu kommen. Bei schwachen Eltern erreicht dasselbe es auch oft und man gibt nach, „da das Kind ja ganz schlechter Laune darüber geworden wäre." Damit ist aber dem Töchterchen nichts Gutes gethan, denn meist besitzt der Gatte nicht die Nachsicht der Eltern und unter bitteren Thränen wird sich die junge Frau ihre Launen abgewöhnen müssen, wenn das gute Einvernehmen nicht in Brüche gehen soll. Eine launenhafte Gattin ist ein Schrecken für den Mann. Er will bei seinem Nachhausekommen freundlich empfangen werden und nicht mit der Sorge eintreten: „Wird sie heute gut gelaunt sein?" Findet er aber seine Frau öfter brummig und verstimmt, nun ja, dann bekommt er auch Launen und zwar unter anderen jene, die, so wenig wie möglich nach Hause zu gehen. Zu was das aber führt, ist unberechenbar. Nicht jede Kleinigkeit darf uns in üblen Humor versetzen, das Leben hat ernste Sorgen genug, die zu trüber Stimmung Anlaß geben und selbst da muß man suchen, sich aufzuraffen. Welcher Segen für einen Haushalt, für Mann, Kinder und Dienstboten, ist eine immer gleich gut gelaunte Frau. Sie ist für die Erheiterung des Gatten bedacht, den Kindern wird sie eine geduldige, liebevolle Pflegerin, ihren Dienstboten eine gerechte, gütige Herrin sein. In solch einer Familie aber ist meist Sonnenschein und die wohl auch hier nicht ausbleibenden Gewitterstürme werden leichter getragen und überwunden. Möchten doch alle Mütter die kleinsten Launen ihrer Kinder strenge bekämpfen, sie erweisen ihnen damit eine unschätzbare Wohlthat, denn nicht nur, daß man andere mit Launenhaftigkeit plagt, der Mensch peinigt sich selbst damit und bildet sich mit der Zeit zu einem unzufriedenen, unglücklichen Charakter aus. A. L.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 14.

Von H. Keidanski in Berlin.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 11 S. 266:

W. 1) c 5 — c 7
S. 1) K e 4 — f 3
W. 2) D e 1 — h 1
S. 2) e 5 — e 4, K f 3 — f 4, e 2
W. 3) D h 1 — f 1, f 5, d 1 matt.

A.

S. 1) K e 4 — d 3
W. 2) D e 1 — h 1
S. 2) e 5 — e 4, K d 3 — e 2 (d 2), d 4
W. 3) D h 1 — d 1, d 5 matt.

B.

S. 1) K e 4 — f 4
W. 2) D e 1 — e 6
S. 2) e 5 — e 4, K f 4 — g 5
W. 3) D e 6 — f 6, h 6 matt.

C.

S. 1) K e 4 — d 4
W. 2) S g 4 — f 2
S. 2) e 5 — e 4
W. 3) K b 2 — b 3: matt.

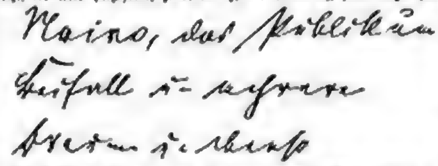
Schachbriefwechsel.

J. P. in Dresden. Bei Nr. 10 ist Ihnen wohl ein Versehen in der Aufstellung passirt. Ihr Lösungsversuch ist nur so zu erklären, daß Sie den B d 6 aufzustellen unterlassen haben.

Richtige Lösungen sandten ein: Ch. C. in St. zu Nr. 9, H. in Neustrelitz zu Nr. 10.

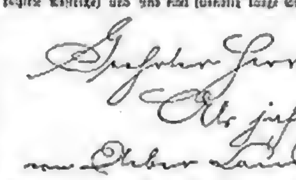
Handschriften-Beurteilung.

E. L. in B. Stillvoll — wahrscheinlich mit künstlerischen oder doch mit wissenschaftlichen Neigungen und Fähigkeiten veranlagt. Gute Beobachtung (verbundene Schrift), Neigung zu Kritik, aber ohne alle Bosheit (leichte Typenbildung, wo keine hingehören, z. B. am H, am G und Ul), starke Logik (der



i-Punkt bildet den Ausgangspunkt für den folgenden Buchstaben, Worte zusammengezogen), dabei ein sehr klarer, selbst nüchterner Verstand (i-Punkt sehr nahe, Zeilen sehr klar auseinandergehalten), dabei Liebe zur Dichtkunst (verbundene Schrift) und Widerstandsfähigkeit (steile Aufstriche). Sie sind verständlich und wohlwollend, haben auch ein gutes Herz — Ihre Kritik ist also nie scharf und nie durch Härte und Uebelwollen verletzend.

H. G., New-York. Sie legen zuviel Gewicht auf Aeußerlichkeiten (verzierte Aufstriche) und sind eitel (unendlich lange Striche und viele Schnörkel),



aber wenn auch die großartige verwirrte Unklarheit fehlt, so ist doch Geschmack vorhanden (einfache Formenschönheit). Starke, selbständige Ideenproduktion fehlt, dagegen zeigt sich Logik, Praxis, Gewandtheit (verbundene und runde Schrift). Hochstrebende, ideale Träumereien fehlen auch (sehr niedere i-Zeichen), nicht aber ein feines, von materiellen Interessen losgelöstes Gefühl (feine, dünne Schrift).

L. Meyer, Ragaz.

Briefmappe.

A. D. in München. Am schnellsten werden Sie zu Ihrem Ziele gelangen, wenn Sie in einer der vielen bestehenden Briefmarkenzeitungen eine diesbezügliche Annonce aufgeben.

E. L. in Budapest. Wir können Ihnen zum Reinigen der vergilbten Klaviertasten das folgende Mittel empfehlen: Wasserstoff-Superoxyd (in jeder Apotheke erhältlich) wird drei- bis achtmal in Zwischenräumen von etwa zwei Stunden mit einem Leinwandläppchen auf das vergilbte Elfenbein aufgetragen und der Pianodeckel geschlossen. Je sauberer die Tasten gehalten und vor der Einwirkung des Lichts geschützt werden, desto weißer halten sich dieselben. Die besten Elfenbeintasten vergilben in ganz kurzer Zeit, wenn der Pianodeckel, wie es aus Nachlässigkeit so häufig geschieht, offen gelassen wird und die Tasten nur selten gereinigt werden.

Georg. Ihre Fragen 1 und 3 haben bereits Erledigung in Nr. 13 gefunden. Was die 2. Frage anlangt, so wenden Sie sich diesbezüglich an eine Postoberbehörde, die allein authentischen Aufschluß zu geben vermag.

L. A. in Hannover, R. K. in Marbach. Dankend abgelehnt.

Richtige Lösungen sandten ein: „Alexandra“ in Alexandrien (1). Marie Geldermann in Hannover (2). Kamill Heller in Innsbruck-Wilten. A. von Ladiga in Budapest (3). Heinrich Sernau in Berlichingen. „Rast und Ruh“ in Hamburg (1). „Goldelse aus der Seidlingspforte“ in Hamburg. Maria v. B. in Tiflis (1). Nanda von Rez in Athen (3). „Natalie“ in Kairo (3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Schwestern. Roman von Ida Boy-Ed. Schluß. — Gebirgen. — Edelfens auf der Ziegenjagd. — Rosen im Winter, von A.-D. — In Santa Lucia. — Das erste Ballkleid. — Literarische Plaudereien, von Rudolf von Gottschall. — Spruch, von Franz Herold. — Aus Nachbarhaus. Capriccio von L. Wolff-Blanc. Schluß. — Rebekka und Debora. — Aus Dortrecht, von v. B. — Die Ruhestätte Kaiser Wilhelms I., von Fr. Wilh. Graf. — Jakob Moser, ein Erinnerungsblatt zu seinem 100. Todestage, von Berl. — Epigramme von Ewald Lüdtke. — Notizblätter. — Leichenfeier Lazar Dochitsch. — Natur und: Unser kleiner Liebling; Bretter zu räuchern; Delikates Gänseleberpastete; Eine Ueberraschung; Mittel für erfrorene Glieder; Kalenderblätter wieder zu verwenden; Petroleum als Waschmittel; Magenkatarrh: Lawrer. — Schach. — Handschriften-Beurteilung, von L. Meyer, Ragaz. — Briefmappe.

Illustrationen: E. Zarer: Gebirgen. — Edmund Kanoldt: Edelfens auf der Ziegenjagd. — In Santa Lucia. Zeichnungen von G. Amato. — A. von Margitay: Das erste Ballkleid. — Rosen im Winter. Originalzeichnungen von W. Röbbecke. — E. Hilgers: Aus Dortrecht. — Jacquand: Rebekka und Debora. — Leichenfeier des serbischen Ministerpräsidenten Dochitsch. — Natur und: Drei Abbildungen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 11);
München: Alex. Braunschild (Sodelbergerstraße 64, 1. L.);
Budapest: Moritz Hecht (V. Franz Josefgasse 1).

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
von BREMEN nach
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet
Bremen.
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Beste und billigste Bezugsquelle für
Musikinstrumente.
Violinen (speziell bessere Instrumente von 30—100 M.), Flöten, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Tremolos, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Ocarinas, Symphonions, Polyphons, Aristons, Pianinos, Flöten, Harmonikas, Mundharmonikas, Pianinos, Drehpianos, Harmoniums, Musikautomaten, allerbeste Saiten, Noten zu allen Instrumenten.
Jul. Heinr. Zimmermann,
Musikexport, Leipzig.
Neue illustrirte Preisliste gratis.

Buchführung
u. Comptoirfächer lehrt brieflich geg. Monatsraten
Handelslehrinstitut Morgenstern, Magdeburg.
Probebriefe gratis.

Der von mir schon am 16. November und 1. Dezember 1890 zur Verhaftung ausgeschriebene Emmerich Faik von Schramberg, zuletzt Fabrikant von künstlichem Zünder in Ottmann (Baden) und Inhaber der Firma ... Gleichheitswerk C. Faik in ... (Elsaß) wird jetzt nicht nur wegen Betrugs und Unterschlagung verfolgt, wie früher schon, sondern auch wegen betrügerischen Bankerotts, Fälschung ... Wechsel-Beträge.

Außerdem hat seiner Zeit er eine Reihe von Personen erheblich geschädigt zu haben.

Da er sich der Untersuchung durch die Flucht entzogen hat und sein derzeitiger Aufenthalt unbekannt ist, ersuche ... Behörden und Privatpersonen die betreffende Bitte, auf den Flüchtling sorgfältig zu fahnden und etwaige Anhaltspunkte sofort, wo er sich z. Z. aufhält, anher mitzuteilen, damit dessen Festnahme und eventuell Auslieferung erzielt werden kann.

Dabei wird bemerkt, daß er vermutlich in einer Fabrik, wie die oben erwähnten oder in einer Porzellan-, Steingut- oder dergleichen Fabrik, vielleicht im Auslande Stellung gesucht oder gefunden haben dürfte.

Sein Signalement und Bild ist beigefügt.
Karlsruhe, den 19. Dezember 1890.
Der Untersuchungsrichter I am Gr. Bad. Landgericht.
A. Grimm.

Signalement: Alter: 33 Jahre; Statur: schlank; ... ; Augenbrauen: blond; Größe: 1,55 m; Haare: dunkelblond; Bart: kleiner Schnurrbart; Augen: blau; Nase: spitz; Zähne: gut; Gesicht: länglich; Sprache: ... Dialekt; Mund: klein; Kinn: rund; Besondere Kennzeichen: ...

Cotillon- und Karneval-Artikel, Touren, Orden, Schleifen, Kopfbedeckungen, Knallbonbons, Attrapen x. x.
Größte Auswahl! — Originelle Scherz-, National- u. Charakter-Costüme
sowie Perücken, Bärte, Requisiten x. x.
Illustrirte Preislisten gratis und franko zu Diensten.
Dresdner Cotillonfabrik
C. R. Springfeld. Dresden
Telegramm-Adresse: Cotillonfabrik-Dresden.

Warnung.
Der grosse Erfolg, den unsere
Pat.-H-Stollen
errungen, hat Anlass zu verschiedenen werthlosen Nachahmungen gegeben. Man kaufe daher unsere
Stets scharfen
H-Stollen
(Kronentritt unmöglich)
nur von uns direct, od. nur in solch. Eisenhandl., in denen unser Plakat (Rother Husar i. Hufeis) ausgehängt ist. Preisliste u. Zeugn. grat. u. frc.
Leonhardt & Co.
Berlin. Schiffbauerdamm 3.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15. — p. Meter. Muster franko.
Farbige Seidenstoffe
Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Veraltete Krampfaderfußgeschwüre, langjährige Flechten. Fr. Jekel, Breslau, Neudorfstr. 3. Zahlreiche Preise.

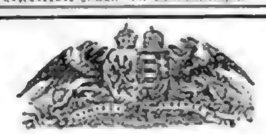
Heu und Stroh
gepreßt in Waggonladungen, auch Getreidestroh, Kleie, Mais, Hafer, Roggen zu Futter und Saatzwecken liefert, gegen Cassa bei Bestellung, das älteste hiesige Getreidegeschäft Joseph Fuchs, Budapest V. Badgasse 4. Gut fundirte Agenten gesucht. ...

Der
Zauber-Salon,
enthaltend die interessantesten Kunststücke der modernen
Salon-Magie.
Leichtfaßlich bearbeitet von
Robert Robin.
Mit 122 Abbild. Geh. Preis 2 M. 40 ₰.
Leipzig C. A. Kochs Verlag.

GAEDKE's CACAO
In Orig.-Packungen à M. 3.–, 2.60, 2.40 pr. ½ Kilo und lose überall käuflich.
P. W. GAEDKE. Hamburg

Bei: Gicht u. Podagra haben sich seit fünf Jahren am besten bewährt Apotheker Ludwig Sell's
Anthiarthrin-Pillen.
Preis 4 Mark. Gebrauchsanweisung anbei. ... Gebrauch in den meisten Apotheken.
Haupt-Engros-Versand: Apotheker Ludwig Sell, Kempten (Bayern).
Haupt-Detail-Versand: Sternapotheke Kempten, (Bayern).
Schutz-Marke L. S.

Andreas Saxlehner in Budapest,
kais. und kön.
HOF-LIEFERANT.



Analysirt und begutachtet durch
Liebig, Bunsen, Fresenius, Ludwig.

Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser ist einzig in seiner Art.

Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.
Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.

Saxlehners Bitterwasser
Anerkannte Vorzüge:
Prompte, verlässliche, milde Wirkung.
Leicht und ausdauernd vertragen.
Gleichmässiger, nachhaltiger Effect.
Geringe Dosis. Milder Geschmack.

In den Mineralwasser-Depôts und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen:

Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung:
Auf jeder Etiquette der echten Hunyadi János Quelle befinden sich Firma und Namenszug „Andreas Saxlehner.“

Saxlehners Bitterwasser

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Conditoreien.

LOHSE'S MAIGLÖCKCHEN-SEIFE

NUR AECHT

Wegen der Fülle und Nachhaltigkeit ihres köstlichen Duftes die beliebteste TOILETTE SEIFE. Erhält Haut und Teint für ewig jugendfrisch u. rosig weiss.

GUSTAV LOHSE Königlicher Hoflieferant BERLIN 45. JÄGERSTR. 46.

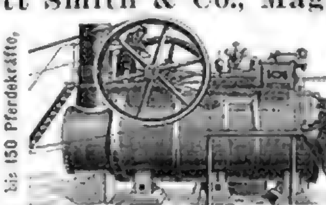
In allen guten Parfümerien, Drogerien, etc. des In- u. Auslandes käuflich.

ED. PINAUD
PARIS, 37, Bd de Strasbourg
Ed. Pinaud
IXORA BREONI
BOUQUET THÉODORA
Ed. Pinaud's SAVON IXORA
GRAND PRIX
PARIS 1889

Zur Kräftigung Kranker und Genesender!
Nährmittel aus Fleisch
SOMATOSE
Aerztlich geprüft und empfohlen als vortrefflich
Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co., Elberfeld.
wirkend bei Magenleiden, Bleichsucht, Schwindsucht, engl. Krankheit, schwächl. Kindern, Reconvalescenten.

PATENTE
schnell und sorgfältig durch
RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.



Hochdruck- und Compound-Expansions-Locomobilen bis 150 Pferdekräfte,
mit Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch genietet. Auszieh-Kesseln mit 5jähriger Garantie für die Feuerbuchsen.

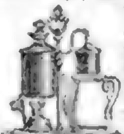
Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Violinen.

Export!
Gebrüder Wolff, Kreuznach.

Fleischsolution
der Dr. Mirus'schen Hofapotheke (R. Stütz) — Jena — das leicht verdauliche Nahrungsmittel für
Magen- u. Darmkranke,

Nur echt,
Eicke's selbstthätige Kaffeemaschine,
die beste der Welt.



H. Eicke, Berlin W.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen.
Mey & Widmayer in München.

Geistig Zurückgebliebene
Erziehungsanstalt
Dr. W. Schröter, Dresden N.

Spielwerke
Spieldosen
Alles mit Musik. Stets das Neueste und Vorzüglichste, besonders geeignet zu Gelegenheitsgeschenken, empfiehlt
J. H. Heller, Bern (Schweiz).

Billigste Bezugsquelle für
Teppiche
Teppich-Fabrik Emil Lefèvre, BERLIN S., Oranienstr. 158.

Buchführung
Correspondenz, Rechnen.
Schönschrift.
Verlangen Sie gratis
Prospect u. Probebrief.
Bessere Stellung! Höheres Gehalt!
F. SIMON Berlin O 21

Jede Dame ist
PATENT BRENNAPPARAT Mk. 6,50.
Gustav Fritzsche, Leipzig.

Yost
Schreib-Maschine ist die häufigst gekaufte. Näheres senden kostenlos A. Beyerlen & Co Stuttgart.

Specialarzt Dr. Meyer, Berlin, Kronenstraße Nr. 2, 1 Tr.

HAARAUSFALL!
F. Kiko, Herford.

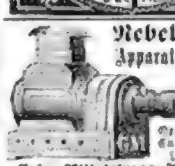
Haar-Feind
Enthaarung

Elegante
Reclame- Bilder-Plakate, Geschäfts- u. Adress-Chromokarten, Umschläge für Preislisten etc.
Stets Neuheiten in feinstem Farbendruck.
Luxuspapierfabrik von Liebich & Kuntze, Leipzig-Reudnitz.

Tam.-Confitüre.
C. Kanoldt Nachfolger, Apoth. — Gotha.
Apoth. Kanoldt's
Tamar Indien.
Confiture laxative
Verstopfung.

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, abführende Fruchtpastille
GEGEN
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.
Paris, E. Grillon
33, rue des Archives
IN ALLEN APOTHEKEN

Nebelbilder-Apparate,



Gebr. Mittelstrass, Magdeburg.

Man verlange ausdrücklich
Leicht löslicher
CACAO MOSER
Wohlschmeckend rein und gesund
In ORG: PACKUNGEN mit FIRMA. M: 2.90-2.60- Per ½ Kilo und lose.

LIEBIG Company's FLEISCH-EXTRACT
NUR AECHT wenn jeder Topf den Namenszug J. v. Liebig in blauer Farbe trägt.

Weltausstellung Chicago.
Für jeden Chicago-Besucher von grösstem Interesse.
Photographien
Für jeden Architekten, Kunsthandwerker etc. etc. unentbehrlich.
Karl Liebhardt, graph. Kunstinstitut, Esslingen a. N.

Alte Violinen
Violas und Cellos
hervorrag. ital. u. deutscher Meister für Künstler u. Dilettanten.
Billigste Preise, streng reelle Bedienung, volle Garantie für Echtheit.
Ansichtssendungen auf Verlangen
Unsere Handlung in alten Meisterinstrumenten ist die grösste des Continents.
Stuttgart Seestrasse Nr. 5.
Hamma & Co.

Blooker's holländ. Cacao

ist die feinste Marke.

J. & C. Blooker, Amsterdam (Holland).
Mitglied der Jury Chicago 1893

Aegyptische
Nil-Dampfschiffahrts-Gesellschaft.
Besuch der Herrlichkeiten des alten Aegypten.
21 Tage auf dem Nil
Mk. 820 pro Person
15 Tage dauernde Niltour Mk. 475 pro Person
einschliesslich vollständiger Verpflegung, Ausflüge, Dragoman, Kamele u. s. w.
Eisenbahn- und Schiffbillete für jede gewünschte Route nach Aegypten
Programme gratis in
Hugo Stangens Reisebureau
Hôtel de Rome BERLIN U. d. Linden 39.

Cotillon- und **Carneval-Artikel.** Grösste Auswahl
Prächtvolle Neuheiten
Man verlange Cotillon-Catalog!
E. Neumann & Co., Dresden-N.
Masken-Costüme. Man verlange Cotillon-Catalog

Kunstfeuerwerk
Land-, Wasser-, Salon- u. Garten-Feuerwerk, Magnesiumfackeln, sowie bengal. Beleuchtungsartikel
empfiehlt und versendet Preisliste gratis
J. F. Eisfeld.
Pulver- u. pyrotech. Fabriken, Silberhütte-Anhalt.
Wiederverkäufer werden gesucht.

Thee „MESSMER"
Baden-Baden u. Frankfurt a. M.

Die Bleichsucht.
Ihre Ursachen und ihre Heilung
durch die Aderlasskur.
Broschüre vom Verfasser kostenlos.
Dr. med. August Dyrs. Hannover.

Das Buch Gicht
Sicherungen Rheumatismus, Wesen und Heilung von Spezialarzt Dr. Hadberg versendet franko
Chem. Fabrik Falkenberg-Grünau.

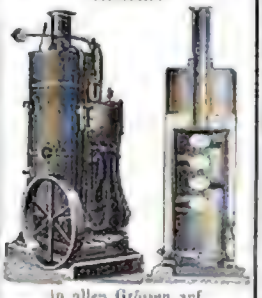
Fabrik geruchloser Torfmull-Closets.
Unerkannt bestes System.
Carl Fischer, Bremen.
Preisliste gratis und franko. Viele Atteste.

Im. Manilla Cigarren
per ½ Kiste à 500 Stück 20 Mark,
per Kiste Mark 39.50.
Havanna Cigarren
in elegant Cedernholz-Kistchen à 50 Stück zu 10 Mark per Kistchen.
Beide Sorten sehr empfehlenswerth.
Versand per Nachnahme. Preisliste mit Muster gratis und franko.
Wilhelm Otto Meyer
Hof-Lieferant. Bremen.

C. Maquet.
Berlin W., Charlottenstr. 63, und Heidelberg.
Bade-Oefen, Bade-Wannen, Sitzbäder, Bidets, Closets.

Höheres Handels-Institut
Villa Longchamp, Ouchy, Lausanne.
Neuere Sprachen: Franz., Engl., Ital., Span. Handelswissenschaften, kaufm. Korrespondenz in ital., franz., ital., span. Sprache, Vorber. f. alle Militär- u. Schul-Ex. incl. Abit.-Ex. Vorber. f. d. Polytechnikum. **Dr. Georgens.** Dir.

Stehende geschweifte
Querrohrkessel,
allein und mit stehender oder liegender Dampfmaschine combinirt



in allen Grössen auf Lager bei
MENCK & HAMBROCK,
ALTONA-HAMBURG.

Spielhagen's Zahncrême
— bestes —
Zahnreinigungsmittel der Neuzeit.
Macht die Zähne bei täglichem Gebrauch blendend weiss, conservirt dieselben und schützt vor Zahnschmerzen.
Zu haben in allen Parfümerie-, Confiserie- u. Seifengeschäften bei Zahn- und Coiffeurkünstlern.
Franz Spielhagen, Berlin SW. 29.
Potsdamerstrasse, 3 Treppen in der Garten gegen Einsendung von M. 1.50 franko

---

Fürstl. Conservatorium der Musik in Sondershausen.
Vollständige Ausbildung in allen Zweigen der Tonkunst. 23 Lehrer. Beginn des Sommersemesters am 13. April, vormittags 10 Uhr mit der Aufnahme der neuen Schüler. Prospekt und Jahresbericht frei durch den fürstl. Direktor Hofkapellmeister Prof. Schroeder.

Locarno Kopfstation der Gotthardbahn am Lago Maggiore die allerbeste und allernächste
Winterstation.
Von allen Notabilitäten und speziell vom Kgl. Bayr. Med.-Rat Herrn Univ.-Prof. Dr. A. Martin proklamirt: das vorzüglichste Herbst-, Winter- und Frühlingsklima Europas.

Grand Hotel Locarno.
Bester Aufenthaltspunkt an den italienischen Seen.
Aufs beste für den Winteraufenthalt eingerichtet.
Eines der comfortabelsten Hotels des Kontinents in unübertroffen, schöner Lage. Grosser Park, mit Palmen, subt. Vegetation. Wintergarten, Zentralheizung, Kabinets und Closets en suite in allen 200 Zimmern. Trinkwasser, Prospekt Arzt im Hause. Bäder im Hause. Elektrisches Licht überall. Engl. u. Deutsche Kirche. Privatwagen u. Wagen. u. Kutscher gratis. Prospekt u. Auskunft durch Martinez Direktion, alle Agenten. Hall, Besitzer.

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt
RIVA am Gardasee.
Sommer- und Dampfbäder, Hydrotherapie und Bewegungskuren.
Wohnungen von 3 Mark aufwärts.
Näheres über Riva in Dr. von Hartungen's „Handbuch der klimatischen Heilkunde" bei Th. Schröter, Berlin.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Photo- Grösste Auswahl 2330 Sujets mit Preisliste gegen 20 Pfg. Marke franco.
Stereoskop-Apparate
Emil Wünsche FABRIK
DRESDEN LEIPZIG
Verkaufsstellen 20. Schützenhof 1.

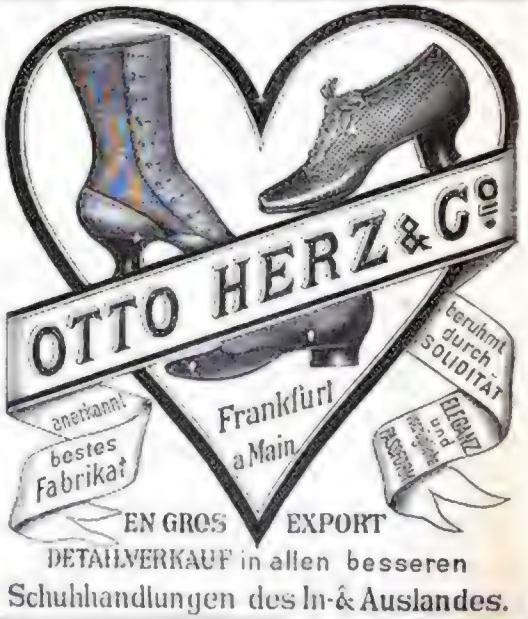
Centralheizungen,
Gas- und Wasserleitungen
fertigt seit 25 Jahren
Hermann Liebold, Dresden,
Grosse Klostergasse.
Ausführung von Projekten u. Kostenanschlägen.
— Wasserversorgung ganzer Städte. —

Heilanstalt für Hautkrankheiten.
Sorgfältigste spezialistische Behandlung. Sehr empfehlenswerth. Prospekte frei. Direktion: Sanitätsrat Dr. med. Elsa
Leipzig-Lindenau, Dr. med. Elsa

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1889.

Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

J. M. Grob & Co., Leipzig-Eutritzsch.
Erste und grösste Spezialfabrik **patentirter Petroleum-Motoren** (kein Benzin).
Vorzüglich geeignet für jeden Kraftbedarf von ½—200 HP, stationäre und Bootsmotoren, complette Motorboote, Umsteuerungen, Locomobilen, Motorwagen, elektrische Beleuchtungswagen, Motor-Locomotiven, Motor-Latrinen-Reinigungswagen, Motor-Sägewagen, Motor-Spritzenwagen, für elektrische Beleuchtungs-Anlagen etc.
Die beste, einfachste und billigste Maschine für Kleingewerbe.
Keine Schnellläufer.
Ueber 2000 Motoren bereits im Betriebe.
Prospekt auf jede Anfrage gratis.
Günstige Zahlungsbedingungen, ev. monatliche Ratenzahlung.
Weitgehendste Garantie.



DETAILVERKAUF in allen besseren Schuhhandlungen des In- & Auslandes.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

71. Band.
Sechsunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Die Feldinger.

Von

E. von Brixen.

I.

Der Abend dämmert an dem in weichem Rosa, Grau und Lila verschmelzenden Horizont auf und senkt sich sacht über die weite Niederung. Nur über den schwärzlichen Fichtenwäldern am fernen Westen glüht noch das Abendrot in dunklem Orangeton und leuchtet wie eine letzte Erinnerung aus der Tiefe des breiten Wassers wieder.

In dem flüssigen Gold der Strömung treibt lautlos ein Kahn. Ein schmächtiger Junge sitzt am Steuer, und auf der kleinen Bank im Hintersteven ein breitschultriger Mann und ein blutjunges Kind.

Der leichte Herbstwind raschelt durch das starre Uferschilf, kost mit dem kraus in die niedrige Stirn gelockten Blondhaar der Kleinen, wirft einmal eine der losen, seidenweichen Strähne in das dunkle Polengesicht des Mannes.

Vielleicht hat sie dem Winde mit einer energischen Bewegung des zierlichen Köpfchens nachgeholfen, denn sie und der Bruder lachen fröhlich über sein erschrockenes Auffahren.

Dann schlingt sie den runden Arm um seine breite Oberlieutenanttaille, wühlt das blonde Köpfchen an seiner Schulter und sagt mit dem naiven Kindervertrauen in die Trosteskraft einer Liebkosung weiter nichts als ein zärtliches: „Mein Alter, mein lieber Alter!“

Sie weiß, warum er traurig ist.

Jedes Jahr in den Herbstferien brachte Janos von Santor seine jungen Pflegegeschwister nach Sosnowice. Er liebt seine melancholische polnische Heimat und hängt an diesen paar Urlaubswochen unter seinen Leuten in der Gesellschaft der lustigen Kinder.

Aber damit war's jetzt aus.

Der Graf Schwarzburg hatte längst den Kopf über diese Reisen ins Polenland hinein geschüttelt.

„Meinst Du nicht, Franzl, daß Nina nicht mehr ohne weibliche Begleitung reisen dürfte?“ hatte er zum Schwager geäußert, als die Rede, so um den Juli herum, auf diesen Ferienausflug kam.

„Ei, der Tausend — da hab' ich, meiner Seel', noch nie darüber gedacht — mit dem Schanerl besonders,“ war der General von Feldinger aufgefahren. Er war ja so gut wie ihr Bruder, der Janos — schon als achtjährigen Jungen hatte ihn der Starost

A. Lessel: Lustiges Kleeblatt.

Santor seinem Freunde übergeben und er war mit dem Ludwig und dem Josef, den beiden ältesten, gedrillt worden. „Aber Du hast doch recht wie immer, Erlaucht. So soll es denn das letztemal gewesen sein,“ hatte er dann nachdenklich hinzugefügt.

Still fuhren sie dahin.

„Morgen muß i fort von hier!“ klang ein voller, weicher Bariton durch die Abendstille über das Wasser.

Aber von Abschiedsschmerz wußte der Sänger offenbar nichts. Ein Jodler beschließt jede Strophe des schwermütigen Volksliedes — jauchzend und jubelnd.

Indes hat sich das Bild geändert. Die Schilf- und Weidenniederungen treten zurück. Parkbäume spiegeln sich im Fluß; das graue Schieferdach eines alten Herrenhauses schimmert darüber, und aus dem wogenden Silbergrün der Weiden tauchen kleine, braune Dorfhütten, ein unscheinbares Kirchlein auf.

Seufzend verläßt Janos seinen Platz und greift zu den Rudern. Mit ein paar kräftigen Schlägen treibt er dem Ufer zu.

Nun sieht man auch den Sänger, einen schlanken, stattlich gewachsenen Menschen mit blondem Schnurrbart und dunklem Gesicht.

„Herrgott, seid ihr ausgeblieben! Ich dachte schon an ein Eisenbahnunglück,“ begrüßte er die Anfahrenden. „Ich hab' meine Visitentournée längst beendet, war sogar noch einmal bei den Stodenskas, ein famoses kleines Ding, die Toska, ein Temperament —“

„Wie ein Vollblut,“ fiel Nikola ein.

„Na, wart, Du Knirps, sei 'mal erst an Land!“

„Warum? Ich hab' von Dir gelernt, die Frauen nach Pferderassen zu tariren,“ lachte Nikola.

„Brauchst Dir darauf nichts zu gute zu thun,“ verwies Janos scharf. „Schön ist's nicht.“

Die Post hatte Briefe gebracht. Einen für Janos von dem Pflegevater und einen von der Gräfin Schwarzburg für Nina, die händigte Josef den Aussteigenden ein und half dann dem Bruder, den Nachen anzuketten.

„Nun, was schreibt Ilka?“ fragte er nach besorgter Arbeit, mit einem Blick auf das in unordentlicher Hast beschriebene Billet.

„Wenig.“ Nina lachte. Ein paar Bosheiten über ihn und die ihm von dem gestrengen Vater aufgezwungene Sommerfrische in der polnischen Wüstenei waren nämlich der Hauptinhalt. „Sie erwartet mich in Schwarzburgsau. Dann beklagt sie sich über ihre Sylphide, die dick und faul wird. Sie beabsichtigte, sich die Paloma, weißt Du, die kleine schwarze Nappstute aus dem Gestüt, einzureiten. Aber Onkel Schwarzburg hat es nicht erlaubt — er ist ja immer so ängstlich! Nun hofft sie auf Dich dabei.“

„Hast hoffentlich Deine Reiterkünste nicht über dem Vollbluttemperament meiner Landsmänninnen vergessen,“ spottete Janos, den Geschwistern als letzter auf dem schmalen Schilfweg nach dem Schloß folgend.

Josef fuhr herum, maß ihn mit flammenden Augen. „Sei ohne Sorge. Es gibt Dinge, die man nie vergißt.“

„Dazu wird für uns beide Deine Sosnowicer Erholungszeit gehören,“ gab Janos taktlos zurück.

Josefs Spazierstock fuhr in das Schilf- und Weidengestrüpp am Wegrand.

„Wir sind quitt, Freund Janos. Wenn ich das Recht der Gastfreiheit mißbrauchte, so Du nicht minder die Gesetze der Gastlichkeit. Ich wüßte nicht, was ich mir unlieber nachjagen ließ.“

Er habe ein Patent auf Taktlosigkeiten, pflegten die Kameraden zu sagen, wenn Janos sie mit Bemerkungen, die wie Keulenschläge auf sie niederprasselten, regalirte.

Aber der junge Feldinger gestand ihm die Patentirung nicht zu.

Sie hatten es überhaupt nie mit einander finden können. Schon als Jungen hatten sie sich bei dem geringsten Anlaß gerauft und gehauen, oft bis der eine oder der andere blutend liegen blieb. Die Abneigung der Erwachsenen äußerte sich freilich nicht mehr so brutal. Aber im Grunde ihrer Seelen waren sie Feinde geblieben.

Am folgenden Morgen waren sie alle früh auf und reisefertig.

Es war ein köstlicher Herbsttag. Klar blaute der Himmel über der Niederung und silberweiße Marienfäden zogen durch die stille Luft und spannen sich zitternd um Bäume und Sträucher.

Nina stand an der mit buntem Weinlaub bewachsenen Rampe und sah den welken Blättern nach, die der leise Morgenwind von den Linden vor dem Haus schüttelte.

In einem Zimmer des Oberstockes hantirte der unruhige Josef, konnte wieder einmal nicht fertig werden. Man hörte seine und des Nikola lachende Stimme, dazu von Zeit zu Zeit ein Bruchstück aus dem lieben Augustin, Josefs Lieblingsmelodie, die ihm in Momenten irgend welcher Erregung, Gott weiß warum, immer durch den Kopf schoß.

Vom Wirtschaftshof kam Janos herüber. Er duckte den Kopf zwischen die Schultern, als trüge er an einer schweren, unsichtbaren Last.

Nina ging ihm entgegen und schob die Hand durch seinen Arm. Aber kaum, daß er einen freundlichen Blick für die zierliche Gestalt in der geschmackvollen, lichtgrauen Reisetoilette hatte.

Das landesübliche Dreigespann fuhr vor. Die Knechte trugen die Koffer aus dem Haus und trugen sie auf einen bereitstehenden Leiterwagen.

„Holla, ihr da oben, macht voran!“ rief Janos in das Haus hinein.

„Ja, ja, wir kommen schon,“ antwortete Nikola von der Treppe her, während Josef viel Aufhebens um eine sorgsam vernagelte und verschnürte kleine Kiste machte.

„Daß sie mir um Gottes willen nicht verloren geht! Ich wäre ja kreuzunglücklich. Alle meine Weichselerinnerungen sind da deponirt, Vielliebchen, Haarlocken und ähnliche nette Dingelchen von liebenswürdigen jungen Damen,“ renommirte er, zu Janos' nicht geringem Aerger, vor den grinsenden Polaken.

Und endlich hatten sie sich alle in dem engen Wägelchen eingeschachtelt und fuhren davon, die breite Allee vom Schloß bis zur Chaussee unter Pappeln dahin, die ihnen ihre gelben Blätter in den Schoß streuten, und dann die Dorfstraße entlang.

Vor den armseligen, braunen Lehmhütten standen die Häusler, grüßten ihren Pan Santor und die Geschwister und sahen ihnen mit den abgestumpften, müden Gesichtern der Armut traurig nach.

Josef wußte sich aus Freude über die Rückkehr in sein herrliches Kaiserstadtl gar nicht zu fassen.

„Zieh hinaus beim Morgengrauen,“ stimmte er jubilirend an.

Er hatte einen unerschöpflichen Schatz an Melodien und Liedern im Kopfe — kein Mensch wußte, wie er dazu kam.

„Ich bitte Dich, schweige doch einmal ein paar Minuten,“ bat Nina ungeduldig und schmiegte sich an den finstern Freund.

Josef lachte. Aber sein Teufelstemperament — le diable slave, wie Ilka Schwarzburg lachend sagte, denn von der verstorbenen Mutter, Ilkas Schwester, einer Dombrescu, hatten die Feldinger ja auch ein gut Teil Slavenblut in den Adern — ließ sich einmal nicht eindämmen.

„Siehst gut aus, Kleine,“ sagte er plötzlich mit einem seiner brennenden Blicke, der sogar dem arglosen Kinde die Röte der Befangenheit in das bräunliche Gesichtchen trieb. „Nett und adrett wie ein kolorirter Modestich. Ilka hat wirklich einen süperben Geschmack.“

„Ich wähle mir meine Toiletten selbst,“ entgegnete die Schwester schnippisch. „Ilka wollte immer etwas Buntes dabei haben — das mochte ich nicht. Wir haben uns regelmäßig bei jedem neuen Kleid gestritten, und jetzt bestimme ich. Und Onkel Schwarzburg sagt, ich habe ganz recht.“

Die Gräfin Schwarzburg liebt das Grelle, gewagte Farbenzusammenstellungen — — —

„Ilka kann das auch wagen. Was bei jeder anderen die Augen verletzen würde, kleidet ihr immer noch,“ meint Nikola mit der Ruhe eines Sachverständigen.

Die Geschwister belachen seinen gelungenen Ernst. Josef zupft ihn am Ohr.

„Du Wicht von einem Teresianer! Kaum daß der liebe Gott Stoff genug behielt, um einen ordentlichen Feldinger aus Dir zurecht zu schneiden, und da willst Du schon anfangen so echt zu feldingern!“

Die kleinen polnischen Traber greifen flott aus. Das Dorf liegt hinter ihnen. Das Dreigespann trabt auf dem hohen, weidenumsäumten Fahrdamm längs der Weichsel.

„So ziehen wir scheidend zum Thore hinaus, hinaus!“

fängt der sangeslustige Josef von neuem an.

Seinem Uebermut hält die gedrückteste Stimmung nicht stand. Die Geschwister fallen ein, Nina hält die erste Stimme. Nikola krächzt mit seinem heiseren Jungendiskant dazwischen. Ein Lied nach dem andern kramt Josef aus seinem musikalischen Gedächtnis.

Und so fahren sie fröhlich singend in die taufrische Morgenherrlichkeit hinaus — der Zukunft entgegen.

II.

Es war Frühling geworden. Der Sonnenschein lachte über Josefs herrlichem Kaiserstadtl, duldete niemand in den dumpfen Mauern. Zu Wagen, zu Fuß, zu Pferd, wie Mittel und Neigungen es mit sich brachten, schwärmte alles auf den Korso im Prater.

Auch Janos war hinausgeritten, suchte in dem Wagengewühl die bekannte hellblaue Livree und die chiken Toiletten der Schwarzburgschen Damen.

Bekannte aus dem Klub und dem Regiment begegneten ihm. Man tauschte Grüße, blieb in Gruppen stehen, kommentirte den fahrenden, reitenden, promenirenden Damenflor, erzählte sich pikante Intimas aus der Gesellschaft.

Dann setzte Janos seinen Weg fort. In der Nähe der Rotunde rollte ihm die gräfliche Equipage entgegen. Der Graf Schwarzburg, Nina zur Seite, machte seine tägliche Praterfahrt. Die Gräfin fehlte.

„Meine Frau hatte eine Abhaltung,“ sagte der Graf auf Janos höfliche Erkundigung. „Sie ist nämlich draußen in Schwarzburgsau und da hat sie sich unterwegs wohl verspätet.“

Schwarzburgsau, das Stammschloß der Familie, lag ungefähr eine Stunde entfernt von Wien. Hier befand sich auch das weit über die Grenze hinaus berühmte Schwarzburgsche Gestüt.

„Sie ist in Josefs Begleitung hinausgeritten,“ fuhr der Graf mit müder Stimme fort, „die Einrichtungen für unsere demnächstige Uebersiedlung in Augenschein zu nehmen, während mein Neffe im Gestüt nach dem Rechten sehen wollte.“

Janos klopfte den Hals seiner Minka, die unruhig tänzelte.

„Wir hatten kürzlich das Unglück, unseren Oberstallmeister zu verlieren,“ fuhr der Graf erklärend fort; „ich weiß nicht, ob ich Ihnen davon sprach?“

„Frau Gräfin erwähnte es einmal flüchtig.“

„Und da ich leider ganz unfähig bin, ein Ersatz im Augenblick auch nicht zur Hand war, so ist Josef so freundlich, die Sache etwas in die Hand zu nehmen. Er hat viel praktischen Sinn und Interesse dafür und ist ein first rate Kenner,“ vollendete der alte Herr.

„Will's glauben,“ brummte Janos vor sich hin. „Pferde — und —“

„Ich hoffe nur, daß er über einer Liebhaberei seine Pflichten nicht vernachlässigt,“ meinte der Graf, „das würde meinen Intentionen natürlich in keiner Weise entsprechen.“

Er suchte in Janos störrisch verschlossenem Gesicht nach einer Antwort auf seine indirekte Frage.

Und als der Pole beharrlich schwieg — — —

„Was meinen Sie, lieber Santor? Glauben Sie, daß das Gestüt —?“

„Das Gestüt vielleicht nicht,“ entgegnete Janos zweideutig, ohne sich auf weitere Erklärungen einzulassen.

Der Graf schwieg.

Josef war kein Heiliger — viel fehlte dazu. Er machte auch nie ein Hehl aus seinen Tollheiten. Aber er war, vielleicht gerade um dieser unverfrorenen Aufrichtigkeit willen, des Onkels erklärter Liebling.

Der Graf beabsichtigte sogar, ihn mit kaiserlicher Erlaubnis zu seinem Adoptivsohn und Erben zu machen, da er der letzte seines Stammes und seine späte Ehe mit Ilka Dombrescu kinderlos geblieben war.

Die nötigen gesetzlichen Formalitäten waren auch schon eingeleitet. Nur der General von Feldinger hielt noch mit seiner Entscheidung zurück. Und obwohl der Graf ihm mit dem Bibelwort „wer zween

Digitized by Google

Nöte hat, der gebe dem, der keinen hat," arg zusetzte, verschloß sich der starrköpfige Mann doch hartnäckig gegen jede Nutzanwendung dieser Wohlthätigkeitstheorie auf den eigenen Sohn.

So hingen seit Jahr und Tag alle Verhandlungen in der Schwebe, hier verstimmend und da beunruhigend, und nur dem Leichtsinn der jungen Feldinger verhängnisvoll die Wege ebnend.

Janos war an den Schlag neben Nina geritten und unterhielt sich mit ihr wie ein sehr zärtlicher großer Bruder mit seinem Lieblingsschwesterchen.

Sie muß ihm erzählen, was sie seit ihrem letzten Zusammensein gethan, was sie gelesen, wen sie gesehen; wobei es viele Neckereien, scherzhafte Schelte seinerseits und viel Lachen gibt.

Am Palast schwang sich Janos aus dem Sattel und folgte ihnen in den schmalen, dämmernden Gang, der das Seitenportal mit der großen Treppenhalle verband.

„Warum?" fragte Nina erstaunt, denn ihrer Verabredung nach wollte er erst gegen zehn Uhr vorsprechen, die Damen in die Oper abzuholen.

„Darum!" lacht Janos, faßt das frische Gesichtchen unter dem Kinn und küßt den trotzigen, lachenden Mund.

„Aber nein, Du, Schanerl!" ruft das graziöse Blondchen mit sehr roten Wangen.

„Ich darf doch wohl meiner kleinen Braut süßen Mund küssen?"

„Deiner! Längst noch nicht! Nicht vor dem zwanzigsten Geburtstag, sagt Papa — und dann — wer weiß? Da ist zum Beispiel der Poldl Schradir —"

„Totschlagen sollte man ihn — diesen Fex!"

„Oho, oho! Als ob Deine Sache damit gewonnen wäre, Alterchen!" lacht sie und springt davon, hängt aber doch noch einmal über die weiße Marmorbrüstung, nickt und lacht zu ihm hinunter.

In nächster Nähe des Palastes stieß Janos auf die vom Gestüt Heimkehrenden. Der Straßenstaub lag dick und grau auf ihnen. Aber man las ihnen doch das Vergnügen von den erhitzten, lachenden Gesichtern ab. Sie hatten nicht einmal einen Groom bei sich.

Im ersten Augenblick hätte man sie für gleichalterige Geschwister nehmen können — sie etwas älter vielleicht — ein paar Jahre nur, die nicht zählen — — —

Die Gräfin Schwarzburg ist auch blond, wenn auch nicht von dem Germanenblond der Feldinger. Ihr Haar hat vielmehr den seltenen, silberweichen Glanz des cendré. Dazu der bräunliche Hauton, dichte dunkle Brauen und Wimpern und die Schatten um die Augen — wohl der Dombresentypus.

Aber damit hört auch die Aehnlichkeit auf. Bei den Feldingern ist alles andere, Schnitt des Gesichtes und der Züge, urdeutsch, während man der Gräfin unverkennbar die Slavin ansieht.

Sie hielten die Pferde an und wechselten ein paar begrüßende Worte.

„Mit geschlossenen Augen, wenn ich bitten darf, Herr von Santor, sonst kann ich vor Ihrem Richterblick nicht bestehen," lacht Ilka.

Sie lacht viel beim Sprechen, auch da, wo es eigentlich nichts zu lachen gibt — ein nervöses, aufgeregtes Lachen. Böswillige behaupten, um ihre festen, kleinen Perlenzähne zu zeigen — aber es liegt in ihrer Art, daß sie zur Verleumdung reizt.

„Oder im Gegenteil, Aug' in Auge mit Ihnen, gnädigste Gräfin. Wo die Sonne strahlt, vergißt man die Schatten."

„Wünscht sie manchmal auch, wie wir heut, nicht wahr, Pepi? Es war unerträglich heiß unter den laublosen Bäumen. Wenn mich nicht Karlos übergroße Aengstlichkeit zur Rückkehr bewogen, hätten wir auch die Abendkühle in Schwarzburgsau abgewartet. Draußen war es herrlich."

Sie drängte nun zur Eile. Die Dinerstunde werde bald schlagen und sie müsse noch Toilette machen."

„Auf Wiedersehen zur Oper," sagte sie zum Abschied. „Sie soupiren doch mit uns?"

„Er? Weshalb er?" fragte Josef eifersüchtig.

„Weil es mir so beliebt," gab sie mit kurzer Trockenheit zurück.

„Eine Laune also!"

Ilka riß in die Zügel, daß die zierliche Paloma aufbäumte, maß ihn mit einem ihrer dunklen Flammenblicke. Dann brach sie in helles Lachen aus:

„Du bist doch ein Original von einem Menschen, Pepi. Ich glaube gar, Du erlaubst Dir, Deine leibliche Tante" — nichts konnte den jungen Offizier mehr ärgern als dieses ausdrucksvoll betonte Wort — „zu schulmeistern."

Sie lacht noch darüber, während die geschickten Hände der Zofe ihre Toilette besorgen.

Und dem Gatten und der Nichte schildert sie während des Diners in munterster Laune die kleinen Erlebnisse ihres Schwarzburgsauer Tages.

Aufgeregt und verstimmt ist Josef in seine Kasernenwohnung zurückgekehrt, verwildert aus Trotz den Abend und die Nacht.

Und so endet ihr Zusammensein eigentlich immer.

III.

„Die gnädigen Herrschaften befinden sich im Wintergarten," antwortete einer der Lakaien auf Janos Frage, als er einige Wochen später in vorgerückter Abendstunde den Palast Schwarzburg betrat.

Es war schon sommerlich schwül in der großen Stadt. Der Kreis der Bekannten fing an, sich aufzulösen. Doch Schwarzburgs hatten ihre Abreise noch auf unbestimmte Zeit hinausschieben müssen, da ein heftiger Anfall seines rheumatischen Leidens den Grafen an das Haus fesselte.

Janos zögerte in dem nur wenig erhellten kleinen Speisesaal, der durch den Wintergarten mit den Treibhäusern in Verbindung stand.

Es war ein lauschig Plätzchen, dieser Wintergarten, ganz in Ilkas unordentlich-bizarrem Geschmack ausgestattet, halb Orient, halb Occident — nur zum Träumen und Faulenzen unter Palmen und Schlinggewächs.

Bei dem matten Schein einer hohen Stehlampe war die kleine Tischgesellschaft hier versammelt. Die gebrochene Gestalt des Grafen in einem Lehnsessel versunken; ihm zu Füßen, auf einem Tabouret, Nina — man sah nur das krause Blondhaar über den großen Blättern der Abendpost auftauchen und unter dem Saum des hellen Kleides die ungeduldig fortverlangenden Füßchen. Mehr im Hintergrund an der den Treibhäusern zuführenden breiten Treppe lümmelten Ludwig und Leopold von Schradir, ein Verwandter des Grafen, Rücken an Rücken in einem caprice de mari.

Ilka war nicht hier. Ihre slavische Unruhe hatte sie wohl längst fortgetrieben.

„Ach — der Schanerl!" rief Nina und ließ die Zeitung sinken, als Janos grüßend über die Schwelle trat. Aber der Ton hatte nicht mehr die frühere herzerwärmende Zärtlichkeit und die hellen Augen blickten eher vorwurfsvoll als froh.

Er hatte sie vernachlässigt in letzter Zeit, ihr alter Schanerl. Ob mit wohldurchdachter Absicht — oder anderes im Sinn? Und ihr trotziger Stolz schloß die rosigen Lippen.

Janos war mit tiefer Verbeugung zu dem alten Herrn getreten.

„Ich wollte mir erlauben, Erlaucht — trotz der späten Stunde — nach Ihrem Befinden —" Janos wirft seine Phrasen näselnd in halben Sätzen, „dienstliche Abhaltungen."

Ihre Abhaltungen sind immer dienstlicher Art, man kennt das.

„Ihr armen, unfreien Menschen," spottete Nina.

„Dienst des Vaterlandes — Dienst der Damen — wo bleibt die Freiheit?" meint Leopold.

Janos zuckt die Achseln.

Der Graf ignorirt diese ganze neumodische Manierirtheit, bleibt der Kavalier aus der guten alten Schule. Er fordert Janos auf, sich zu setzen. Eine träge Unterhaltung spinnt sich mühsam fort.

Nina erbarmt sich endlich der allgemeinen Schwerfälligkeit.

„Wünschest Du, daß ich die angefangene Lektüre fortsetze, Onkel Schwarzburg?"

Und auf sein höfliches: „Wenn Herr von Santor es gestattet" und die zustimmende Verbeugung des Polen, nimmt sie die unterbrochene Lektüre wieder auf.

Aber sie ist zerstreut, verspricht sich, liest über halbe Abschnitte fort.

„Nicht so schnell, Kleine," erinnerte der Graf wiederholt.

Janos hat sich neben Ludwig gesetzt.

Mit der duftschwülen Tropenluft des Gewächshauses wehen Bruchstücke einer lebhaften Unterhaltung zu ihnen herüber. Außer Ilkas hellachender Stimme ein ernstes, klangdunkles Organ.

Janos horchte auf.

„Gäste?" fragte er flüsternd.

„Die Prinzeß," antwortete Ludwig ebenso.

„Und Du nicht da, schöner Lulu?" Mit feinem Spätterlächeln.

„Immer dieses Lächeln. Immer und über alles dieses abscheuliche Lächeln," denkt Nina und haftet über die Berichte der Kaiserreise in Böhmen hinweg.

Der Graf erinnert nicht mehr. Ein schwerer Seufzer Ludwigs klingt zu ihm herüber. Müde lehnt er im Sessel zurück. Er fühlt sich alt und abgethan, paßt nicht mehr in diese ruhelose Zeit, zu dieser ungeduldigen Jugend. Er schließt die Augen.

Leise steht Janos auf und betritt die Treibhäuser.

Der volle Mond liegt in tausend Schattirungen über dem satten Laub. Wie Sterne lugen die weißen und gelben Margueriten, Ilkas Lieblingsblumen, aus dem tiefen, exotischen Grün.

Er kann diese Blumen nicht ausstehen, hat sie sich in den Goldschnüren von Josefs Uniform — mit unverschämter Dreistigkeit vor jedermanns Augen prahlerisch zur Schau getragen — zum Ekel gesehen.

„Warum nicht, wenn's mir Spaß macht?" weist Josef jede Bemerkung darüber hochmütig ab. „Und wer noch mehr darüber wissen will, der hole sich nur Bescheid bei mir."

Ein Glühwürmchen in dem Zweiggewirr ist sein Führer.

Ilka hat sich mit ihrem Gast in die entfernteste Ecke der Orangerie geflüchtet. Vor der in den Park geöffneten Thür schaukelt sie sich rauchend in einem Amerikaner. Die Wucht des schweren Haares ist ihr lästig. So hat sie es gelöst, und in der unsicheren Beleuchtung schillert es wie ein Nixenschleier um ihre schlanken Glieder.

Die Prinzeß Cona Temesvar, die stolze Verwandte des Kaiserhofes, lehnt nicht weit von ihr unter dem breiten Blätterdach einer Cycas.

„Kassandra," dachte Janos, als er sie sah.

Die königliche Gestalt mit den ernst gemessenen Bewegungen hatte in der That viel von der herben Schönheit der Seherin von Ilios. Und ihre ungewöhnliche Art sich zu kleiden, die weißen, faltenreichen Gewänder, die matte Perlenschnur, welche das in offenen Wellen bis in die Taille fließende dunkle Haar diademartig über der niedrigen, weißen Stirn raffte, erhöhte noch die Illusion.

Bei dem nahenden Schritt schreckten beide aus ihrer nachlässigen Ruhe. Ilka warf die Cigarrette ins Freie und Cona ließ mit einem Seufzer der Enttäuschung die über dem dunklen Scheitel erhobenen wundervollen Arme sinken.

„O, ich bitte sehr — möchte keine Störung." Janos beugte sich über die Hände der Damen.

„Man kennt Ihre Abneigung gegen rauchende Oefen und Damen," lachte Ilka.

„Gnädigste Gräfin blasphemiren — Oefen und Damen!"

„Citat, Herr von Santor — und zwar Ihrer Vaterschaft."

„Unmöglich, gnädigste Gräfin! Ich sollte diese unkavaliere Aeußerung wirklich verkündigt haben?"

„Herr von Santor als Pole dürfte allerdings nicht so hart urteilen," warf Cona in dem scharf accentuirten Deutsch der Romanen ein. Ihr Organ vervollständigt den Eindruck ihrer Erscheinung. Es hat eine dunkle Klangfarbe, wie Orgelton und verhaltene Leidenschaft.

„Vielleicht ist mir gerade deshalb die Cigarrette im rosigen Damenmund verleidet, Prinzeß," entgegnet Janos. „Bei uns zu Lande raucht nämlich alles, vom Säugling in der Wiege bis zur weißhaarigen Greisin. Aber die leidenschaftlichsten Schmaucherinnen sind die Zigeunerinnen. Bitte, meine Damen, stellen Sie sich diese zerlumpten, schmierigen — Pardon, der Ausdruck ist unparlamentarisch — schwarzbraunen Hexen vor, triefäugig, mit wüster Mähne und in dem zahnlosen Mund —"

Die Damen hielten sich lachend die Ohren zu, dankten für weitere Details.

„Ich werde meiner Frau nie erlauben, zu rauchen," entschied er.

„Schon Tyrann, noch ehe er die Frau hat!" rief Ilka. „Ich werde Nina warnen —"

Edwin Long: Katharina.

Petruchio: Schmält sie, erwidr' ich ihr mit festem Ton,
Sie singe lieblich, gleich der Nachtigall;
Blickt sie mit Wut, sag' ich, sie schau' so klar
Wie Morgenrosen, frisch vom Tau gewaschen,
Und bleibt sie stumm, und spricht kein einz'ges Wort,
So rühm' ich ihr beredtes Sprechtalent
Und sag', die Redekunst sei herzentzückend;
Sagt sie, ich soll mich packen, dank' ich ihr,
Als bäte sie mich, wochenlang zu bleiben;
Schlägt sie mich aus, so frag' ich nach dem Tag
Des Aufgebots und wann die Hochzeit sei.

‚Der bezähmte Widerspenstige', 2. Akt 1. Szene.

Cona, welche ein persönliches Gespräch — denn das Thema Nina und Janos gab oft Anlaß zu endlosen Diskussionen — nicht durch ihre Gegenwart stören wollte, trat aus der Thür in den mondhellen Park. Vielleicht hatte sie auch den leichten, raschen Schritt und das leise Sporenklingen vom Schloß her vernommen.

„Die Luft in den Treibhäusern ist eng und beklommen. Wollen Sie mich ein wenig durch den Park führen, Herr von Feldinger?“ fragte sie Ludwig entgegen.

„Sie machen mich glücklich, Prinzeß,“ antwortete er feurig und beugte sich über ihre feine, lange Hand.

Sie nahm seinen Arm. Langsam gingen sie in den breiten Kieswegen auf und ab, im Schatten der Bäume und Boskets verloren, oder wieder in dem mattbläulich auf dem Rasenplatz vor dem Schloß und im Wasserstrahl der Fontäne liegenden Mondschein auftauchend.

Der Abendwind trug den Ton ihrer flüsternden Stimmen herüber — je ruhig, selbstbeherrscht, man konnte ihre Worte verstehen, er in unterdrückter, bebender Erregung.

„Oberlieutenant?“

Janos fuhr aus seinem unhöflichen Schweigen auf.

„Frau Gräfin befehlen?“

„O nichts. Sie sind so schweigsam!“

„Ich? — Ich dachte daran, daß sich auf jenen Parkwegen das Schicksal eines braven Soldaten unwiderruflich vollzieht.“

„Zürnen Sie mir deshalb?“

„Ich bitte Sie, Gräfin, Ihnen! Mit welchem Recht?“

„Hier ist der neutrale Boden, auf dem sie sich, vom Zwang der Etiquette befreit, begegnen.“

„Hier oder anderswo, Gräfin, Ludwigs Schicksal war besiegelt, als er die Prinzeß zum erstenmal sah. Menschenthun ist machtlos vor einer Fügung, die aus Millionen gerade die zusammenführt, die sich den Untergang bereiten müssen, vielleicht —“

„Nun?“

„Weil es eine Etiquette gibt, in der das Wort ‚Glück‘ nicht berücksichtigt werden konnte. Fürstentöchter haben nur eine Hand — kein Herz. Es thut mir leid um den Lulu — er hätte Besseres verdient.“

„Sie denken nur an ihn. Meinen Sie, daß Cona nicht auch leidet?“

„Ich weiß es nicht, Gräfin. Man erforscht den Kern ihrer eisigen Unnahbarkeit nicht leicht. Ich halte sie für ebenso stolz wie schön und kalt wie beides. Möglich, daß ich ihr unrecht thue. Oder glauben Sie, Gräfin, daß die klassische Cona fähig sei, ihrer Liebe das Opfer ihrer Höhe zu bringen? Ludwig ist der Spielmann und der Held der kleinen Privatmusikerecles auf der Hofburg — es schmeichelt ihr, den ausgesprochenen Liebling der vornehmen Damen zu ihren Füßen zu sehen — bis Spiel und Liebe den Reiz für sie verlieren. Jammerschad' um ihn.“

Illa schwieg befangen, meinte einen verborgenen Sinn aus seinen Worten zu entnehmen.

„Doch, Gräfin,“ schüttelte er die aufsteigende Mißstimmung von sich, „wozu uns die Gegenwart mit Grübeleien über eine undurchdringliche Zukunft verkümmern? Plaudern mir über Heiteres. Was befehlen gnädige Gräfin? Theater — Konzerte — Politik — Gesellschaft?“

„Stadtklatsch am liebsten,“ lachte Illa. „Erzählen Sie, wie sich Hoch-Wien amüsirt — was man sagt und so weiter. Seit Karlos Krankheit leben wir wie Südseeinsulaner, und mit den Mauern unseres Parkes nimmt die Welt für uns ein Ende. Sogar meine Mitte habe ich eingestellt — bin ich nicht brav?“

Das klang fast kindlich traurig.

„Sie thaten recht. Durften sich den On dit nicht länger aussetzen.“

„Ich mißachte die Warnung eines Freundes nie,“ sagte sie weich.

„Ich danke Ihnen, Gräfin.“ Er beugte sich, zog die willenlose Hand an seine Lippen.

„Obwohl es ein so harmloses Vergnügen war!“

„Die Welt ist hart und ungerecht, Gräfin.“

„Lassen wir sie!“ Ihre lachende Art bricht wieder durch. „Kommen Sie — setzen Sie sich, spinnen wir — mit dem Poldl zu reden — ein Garn. Sie waren neulich bei dem Gartenfest im Palast Hellas? Unsere schöne Cona erzählte davon.“

Er bejahte zögernd.

„Was gab es Neues dort? Der Hof — Toiletten — Büffet — Gesellschaft? Der Plan ist gegeben — weshalb fangen Sie nicht an?“

„Ich hatte nur ganz kurze Zeit den Vorzug — Momenteindruck sozusagen —“

„Ausreichend für Ihren Generalstabsblick.“

„Sehr gütig.“ Er verbeugte sich dankend. „Trotz dessen bin ich außer stande — das Fest ist mir durch eine unangenehme Geschichte gründlich verleidet worden —“

„Darf man den Freund fragen —?“

Er hatte nicht darüber sprechen, ihr die Bitterkeit dieser Demütigung sparen wollen. Aber die armen kleinen Blumen steckten ihre zierlichen Köpfchen neugierig in das helle Mondlicht —

„Ja, wenn der Freund wagen dürfte —“

„Im Zusammenhang mit der Soirée Hellas?“

Er verbeugte sich wieder zustimmend.

„Ah — ich errate — irgend eine abscheuliche Skandalgeschichte wahrscheinlich!“

„Ich bedauere wirklich, Frau Gräfin — ich — ich hätte besser gethan zu schweigen oder mich heraus zu reden — ich fürchte Ihren Unwillen —“

„Dürfen Sie mir nicht alles sagen? Bin ich Ihnen nicht dankbar für manchen Rat, für manches ernste, brüderliche Wort?“

Er preßte die zuckenden kalten Finger in seiner Rechten, dann erzählte er.

„Ich hatte den Damen des Hauses meine Aufwartung gemacht und wollte mich darauf in die Herrenzimmer schlängeln. Aber die Räumlichkeiten des Palastes Hellas eignen sich nicht für solche Feste, die vielen bunten Schleppen hemmten die Zirkulation. Ich wurde aufgehalten und unfreiwilliger Zeuge einer Unterhaltung, in welche zwei Kameraden eines andern Reiterregiments vollständig vertieft waren. Es handelte sich um Sie, Frau Gräfin.“

„Ah! Um mich!“ Sie bebte aus ihrer lässigen Haltung auf.

„Diese Herren beliebten ihr Verwundern über das Ausbleiben von Ihro Erlaucht, der Frau Gräfin Schwarzburg, trotz der vollzähligen Präsenz von dero hochgeborner Leibgarde, auszudrücken.“

(Fortsetzung folgt.)

Lustiges Kleeblatt.

(Siehe das Bild Seite 349.)

Einer wie alle, alle wie einer. —
Nach dem Gelag, nach dem jenrigen Trank,
Lärmten und schwärmten die Wallensteiner,
Scholl zur Laute der derbe Schwank.

Zwischen Marschnot und Schlachtenfeuer,
Zwischen Schwertschlag und Brand und Blut,
Spukte das Hexenkind: Abenteuer,
Sproß die Freudenwurz: Uebermut.

Heute wie morgen, morgen wie heute!
Mitgenommen mit leichtem Sinn
Wurden Schlachtglück, Liebe und Beute
Auf dem Wege, als Kriegsgewinn.

Gellend scholl seit Kampfesbeginne
Durch die Gaue des wanden Reichs
Statt des Ritterlieds zarter Minne
Nur das Loblied des kecken Streichs.

Alle wie einer, einer wie alle!
Lustig zuckte der Waffen Geblitz
In den Schlössern zum Saitenschalle
Klang der lärmende Lagerwitz.

Fritz Scherz.

Das Rätsel des Grundeises.

Von

C. Falkenhorst.

Die Eisbildung in unseren größeren Seen wird mit Vorliebe in volkstümlichen Abhandlungen geschildert. Es wird dabei erklärt, wie das Wasser bei + 4 Grad Celsius seine größte Dichtigkeit erlangt, wie es dann, je kälter es wird, in seinem spezifischen Gewicht abnimmt, bei 0 Grad gefriert und das leichte Eis auf der Wasseroberfläche bleibt, hier eine schützende Decke bildet und das Ausfrieren des Sees bis auf den Grund verhindert. So behält in der Tiefe das Wasser, heißt es dann weiter, jahraus jahrein, auch wenn der See eben zugefroren ist, die Temperatur von + 4 Grad Celsius und ermöglicht dadurch das Fortbestehen des Lebens der Wassertiere. Würde das Wasser wie andere Flüssigkeiten beim Erkalten und Erstarren schwerer werden, so müßte das Gefrieren eines Sees von unten herauf erfolgen und die ganze Wassermasse rasch zu einem ungeheuren Eisklumpen erstarren. Die Sommerwärme des nächsten Sommers würde, statt Früchte zu reifen, kaum zum Schmelzen dieser gewaltigen Eismassen hinreichen und unsere Gegenden würden zur unbewohnbaren Einöde!

Diese Erklärung ist für stehende Gewässer sicher zutreffend, kann aber für das Gefrieren der Flüsse und des durch Ebbe und Flut, durch Wellenschlag und Strömungen bewegten Meeres nicht geltend gemacht werden. Das wußten seit jeher Leute, die auf dem Wasser zu thun und in harten Wintern mit der Eisbildung zu kämpfen haben. Schiffer, Fischer und Mühlenbesitzer erklärten, das Flußwasser gefriere zuerst in der Tiefe; während die Oberfläche des Wassers noch eisfrei sei, habe sich bereits auf dem Grunde Eis gebildet, das in Gestalt von kleinen Eistrüffeln, breiten Eisschollen, Eisklumpen und selbst Eisbergen später zur Oberfläche emporsteige.

Die Physiker hatten die Gesetze, nach welchen das stehende Wasser im Laboratoriumglase gefriert, erst im vorigen Jahrhundert ergründet und es entspann sich alsbald ein lebhafter Streit über das sogenannte Grundeis. Da geschah, daß angesehene Gelehrte und selbst eine Körperschaft wie die Akademie der Wissenschaften in Paris, die Existenz des Grundeises einfach verneinten, obwohl im Jahre 1787 ein deutscher Amtmann Braams auf der Elbinsel Wilhelmsburg durch sehr überzeugende Versuche nachwies, daß Eis sich wirklich in der Tiefe bilden könne. Er versenkte in mehr als 20 Fuß Wassertiefe Stöcke mit verschiedenen Dingen, wie Metalle, Werg und so weiter, um zu erproben, an welche sich das Eis vorzugsweise ansetze, und fand, daß dieselben mit Grundeis bedeckt wurden, geraume Zeit, ehe an der Oberfläche Eis zu sehen war.

Aber die Natur selbst liefert und liefert in strengen Wintern zahllose Beweise für die Eisbildung in der Tiefe der Gewässer, und sie sind oft so gewaltig in ihren Wirkungen, daß Schiffer und Fischer mit ihnen wohl rechnen müssen. An der unteren Elbe hat das Volk einen besonderen Ausdruck für diese Naturerscheinung: „Tat sitzt“, sagen die Leute, wenn die Eisschollen aus der Tiefe emporsteigen, und das Grundeis heißt dort „Sitzeis“, denn es unterscheidet sich wohl von dem Oberflächeneise, das feste Blöcke bildet, es ist zusammengesetzt aus losen kleinen Eisnadeln, bildet eine schwammige, mit Wasser gefüllte Masse, die erst an der Luft zu festem, zusammenhängendem Eise gefriert.

Die Fischer an der unteren Elbe befestigen ihre Netze an eisernen bis 170 Pfund schweren Ankern, die in einer Tiefe bis zu fünf Faden versenkt werden, aber sie halten sich wohl. dieselben im Winter beim Eintritt starker und andauernder Kälte an Ort und Stelle liegen zu lassen; denn die Erfahrung hat wiederholt gelehrt, daß diese Anker sich derart mit Eis belegen, daß sie von diesem emporgehoben und von der Strömung samt Netzen fortgetrieben werden.

Eine ähnliche Erscheinung konnte man wiederholt auf dem Rheine oberhalb Koblenz in strengen Wintern beobachten. Auf dem Grunde des Stromes ist dort ein starkes und schweres Drahtseil versenkt, an welchem die Eisenkähne der Tauereischleppschiffahrt den Strom aufwärts gezogen werden. Auch an dieses Seil setzte sich Grundeis an und man sah es öfters mitten auf dem Strom wie eine Riesenschlange schwimmen.

In dieser Weise hat das Grundeis öfter verloren gegangene Anker mit Ketten aus der Tiefe zu Tage gefördert. Selbst auf kleinen Flüssen kann man die hebende Kraft des Grundeises an Frosttagen beobachten. Die schwammigen Eisschollen, die auf der Oberfläche schwimmen, tragen Sand und kleinere Steine, die sie vom Grunde emporgehoben haben. An seichten Flußstellen sieht man, wenn das Wasser klar ist, vielfach das Eis auf dem Grunde; während die Oberfläche des Wassers noch vollständig eisfrei ist, sind Steine und Pflanzen am Grunde mit Eis überzogen. Die Gebilde sehen zumeist mit Reif bedeckten Bäumen oder Telegraphenstangen ähnlich. Berühmt und vielfach in illustrirten Zeitungen dargestellt wurden die Reifüberzüge der Telegraphenstangen auf dem Brocken. Die Grundeismassen zeigen ähnliche Gestaltung und wachsen auch in die Höhe; die Müller kennen sie in vielen Gegenden sehr wohl und haben ihnen den Namen „Eiswolke“ beigelegt.

Die Grundeisbildung vermag sich unter besonderen atmosphärischen Verhältnissen mitunter geradezu phänomenal zu gestalten; alsdann schießen die Eismassen in solchen Mengen und in so kurzer Zeit empor, daß der Mensch der Naturerscheinung völlig machtlos gegenüber steht. Dafür nur ein Beispiel aus einem lehrreichen Berichte über „Grund- und Siggeis“, den Kapitän H. Meier von der deutschen Seewarte neuerdings veröffentlicht hat.

Das Grundeis bildet in der Unterelbe förmliche Eisberge, die 6 bis 9 Meter tief im Wasser stecken und 3 bis 5 Meter hoch aus demselben hervorragen, dabei einen wagrechten Durchmesser von 5 bis 6 Meter besitzen. Diese Eiskolosse pflegen an den Ufern zu stranden und hier festzusitzen, bis das Tauwetter sie schmilzt. Im Winter nach dem Elbbrückenbau über die flache Süderelbe bei Harburg

strandete unter anderem ein solcher kolossaler Siggberg an der Landungsstelle in Moorburg, etwa 3½ Kilometer unterhalb der Eisenbahnbrücke. Zum großen Verdruß des Fährmanns Eggers blieb dieser Berg dort den ganzen Winter sitzen. Nachdem schon längst Tauwetter eingetreten und das Treibeis aus der Elbe verschwunden, war noch immer ein stattlicher Ueberrest dieses Berges vorhanden, so daß der Fährmann sich entschloß, hiermit aufzuräumen, denselben abtrug und in den Fluß schüttete. Bei dieser Arbeit fand er in dem Reste des Berges eine ganze Anzahl Werkzeuge: Hammer, Meißel, Nieten, Zangen und dergleichen, alles Gegenstände, welche während des Brückenbaues dort in den Fluß gefallen waren und welche der Berg aufgesammelt und weiter geführt hatte. Dieser Umstand versetzt uns in die Lage, einige Vermutungen über die Zeit, in der ein solcher Eisberg sich gebildet haben konnte, anzustellen. Sehr wahrscheinlich hat seine Bildung in unmittelbarer Nähe der Brücke begonnen, während der schwachen Flut und den ersten beiden Ebbestunden angehalten, bis die Strandungsstelle erreicht wurde. Die Zeit würde in diesem Falle sechs bis sieben Stunden betragen!

Dieser kurze Zeitraum ist für die Bildung so großer Eismassen durchaus nicht unglaublich. Schiffer wissen wohl, daß beim Eintritt sehr kalten Wetters das Siggeis geradezu plötzlich aufschießen kann; was man alsdann sieht ist Siggeis; so weit Stangen reichen können, fühlt man im Wasser Siggeis; die Schiffsschrauben verwandeln sich zu Eisklumpen und selbst Dampfer können nur mit Mühe und Not vorwärts kommen. Früher bildete dieses lose Eis eine besondere Gefahr für Dampfschiffe, da es die Kesselspeisepumpe verstopfte, wodurch die Speisung des Kessels unmöglich und das Schiff hilflos wurde. Gegenwärtig hat man diesem Uebelstande durch verschiedene Vorrichtungen abzuhelfen gewußt; indessen gibt es noch Dampfschiffe ohne eine derartige Ausrüstung, die deshalb im Winter ihre Fahrten häufig einstellen müssen.

Das Siggeis zeigt sich auch in nördlichen Meeren. Wir verdanken dem Polarforscher Scoresby eine anziehende Beschreibung des Gefrierens der bewegten Oberfläche des Polarmeeres. Zunächst sieht man auf dem Wasser eine Menge kleinster Kristalle schwimmen, die ohne irgend welchen Zusammenhang mit dem Ufer, weit entfernt von demselben eine Art Eisschlamm bilden. Bei genügender Kälte vermag auch Wellengang seine Entstehung nicht zu hindern; die Kristalle vereinigen sich zu kleinen Scheibchen, die mit der Zeit dicker werden und sich ihrerseits zu Scheiben und Schollen zusammenschließen.

Auf Grund neuerer Forschung ist noch folgendes hinzuzufügen. In der schwedischen Ostsee und im Kattegat steigt ein Grundeisbrei gewöhnlich in großer horizontaler Ausdehnung plötzlich auf; die kleinen flachen Eisblättchen schießen dabei häufig in senkrechter Stellung etwas über die Oberfläche hinauf und legen sich dann. An der Oberfläche friert darauf alles in eine Masse zusammen. Dieses Aufsteigen geschieht oft in so unvorhergesehener Weise und so plötzlich, daß Segelboote festfrieren, ehe sie die nahe Küste erreichen können, von welcher sie vor kurzem abgestoßen waren, als noch kein Eis zu sehen war. Häufig treiben viele tote Fische mit auf, die Kiemen voll von Eisstückchen, auch fördert das Siggeis viel Tang zu Tage.

Das sind überzeugende Beweise dafür, daß die Entstehung des Eises im bewegten Wasser durchaus nicht auf dessen Oberfläche um die Uferränder beschränkt ist, sondern auch am Grunde vor sich geht. Anscheinend kann die Tiefe, bis zu welcher diese Erscheinung hinabreicht, eine sehr beträchtliche werden; wurden doch in der schwedischen Ostsee nach Berichten Edlunds Fischernetze aus einer Tiefe von 38 Meter und Steine aus einer solchen von 65 Meter vom Siggeis aufgetrieben.

An der „Existenz" des Grundeises dürfte heute niemand mehr zweifeln; dunkel ist aber bis jetzt die Geschichte seiner Entstehung geblieben. Es ist da, wir sehen es und die Schiffer müssen mit ihm ringen; es kommt aus der Tiefe der Gewässer; es haftet vielfach am Grunde, aber wir kennen nicht die näheren Umstände, unter denen es gebildet wird.

Von den Hypothesen, welche in dieser Hinsicht aufgestellt wurden, dürfte folgende der Wahrheit am meisten entsprechen.

Fassen wir zunächst unsere Flüsse ins Auge. Es unterliegt keinem Zweifel, daß im Winter ihren Wasserfluten die Kälte nur durch die Luft und die Uferränder zugeführt wird. Das tiefe Flußbett bleibt warm, denn schon in einer verhältnismäßig geringen Tiefe pflegt der Boden bei uns nicht zu gefrieren. Das Grundeis kann also durch eine etwaige Abkühlung des Bodens am Grunde unter 0 Grad nicht entstehen. Wir müssen darum nur mit der Abkühlung des Wassers von oben rechnen.

Das stillstehende Gewässer eines Teiches erhält beim Eintritt des Frostes die uns bereits bekannte Wärmeschichtung; auf dem Grunde ruht die schwerste + 4 Grad Celsius warme Wasserschicht, darüber liegen leichtere Schichten von + 3 Grad, + 2 Grad und + 1 Grad Celsius, bis ganz oben das leichte 0 Grad kalte Wasser angetroffen wird, das zu Eis erstarrt.

In bewegtem Wasser, in der Strömung eines Flusses kann eine solche Schichtung nicht stattfinden; wärmere und kältere Teilchen werden fortgerissen, mit einander gemengt und dieses Spiel dauert so lange, bis die gesamte Wassermasse vom Grunde bis zur Oberfläche auf 0 Grad Celsius abgekühlt ist. Nun hat die gesamte Wassermenge das Bestreben, sobald ihr noch mehr Kälte zugeführt wird, zu Eis zu erstarren. Soweit ist unsere Darstellung zweifellos richtig und durch vielfache Temperaturmessungen des fließenden Wassers erwiesen. Nun kommen wir aber an einen dunklen Punkt, an den Uebergang des Wassers aus dem tropfbarflüssigen in den festen Aggregatzustand oder an die Verwandlung in Eis.

Die Kälte ist die Hauptursache dieser Erstarrung, aber die Eisbildung wird noch durch viele Nebenumstände beeinflußt, beschleunigt oder verzögert. Das Wasser gefriert nicht immer bei 0 Grad; ruhig stehendes, namentlich luftfreies Wasser kann überkalten und selbst bei — 10 Grad Celsius Kälte flüssig bleiben; auch der Druck ist von Einfluß auf das Gefrieren; unter der Glasglocke einer Luftpumpe gefriert das Wasser durchaus nicht bei 0 Grad, wenn wir die Luft verdünnen, bei einem Luftdruck von nur 4,6 Millimeter siedet sogar das eiskalte Wasser von 0 Grad Temperatur! Diese und andere Nebenumstände kommen, wenn auch im geringen Grade bei der beweglichen, ewig veränderlichen Wasserflut zur Geltung, und sie bewirken es, daß das eine Wasserteilchen sich in ein Eiskriställchen verwandelt, während das andere noch flüssig bleibt. So entstehen in dem abgekühlten Wasser massenhaft Eisnadeln, welche in die Höhe streben und sich an der Oberfläche zu Eisschlamm vereinigen. Auf diese Weise können wir die Bildung von Siggeis auf offenem Meere erklären; aber die Entstehung von Grundeis, das an den Steinen des Grundes haftet, wird uns dadurch noch nicht klarer. Wohl aber wird sie es, wenn wir noch einen Nebenumstand in Betracht ziehen. Wenn tropfbar flüssige Körper in einen festen Zustand übergehen, wenn gesättigte Salzlösungen kristallisieren, so haben sie die Neigung, ihre Kristalle an feste Gegenstände anzusetzen. Jedermann weiß, daß ein Faden oder ein Holzstab, den man in eine heiße gesättigte Alaunlösung taucht, während des Erkaltens derselben von Alaunkristallen besetzt wird.

Das fließende, auf 0 Grad abgekühlte Wasser eines Stromes stellt auch eine gesättigte Lösung dar, welche auf dem Sprunge steht, Eiskristalle auszuscheiden. Natürlich werden auch diese Kristalle mit Vorliebe sich an festen Gegenständen ansetzen, und sie thun es in der That, indem sie an Uferrändern haften bleiben oder an die Erhebungen des Grundes, an Steine und Pflanzen anwachsen. Dies kann allerdings erst dann geschehen, wenn das abgekühlte Wasser auch die oberflächlichste Bodenschicht des Grundes auf 0 Grad Celsius abgekühlt hat; und dies erfolgt in der That, wenn das fließende Wasser mit der kalten Luft in Berührung bleibt und von ihr stets eine neue Kältezufuhr erhält. Breitet sich über den Fluß eine schützende Eisdecke, so muß die erwärmende Kraft des Bodens Oberhand gewinnen, die Sigg- und Grundeisbildung aufhören — und in der That, die Beobachtung lehrt, daß, sobald die Eisdecke auf unseren Flüssen zum Stehen kommt, kein Siggeis mehr gebildet wird, und das vorhandene Grundeis sogar wieder auftauen kann.

Aus dieser kurzen Skizze wollen unsere Leser ersehen, daß der gewöhnliche Vorgang des Gefrierens unserer Flüsse, den wir in jedem strengeren Winter erleben, ein sehr verwickelter ist. Was uns aber antreibt, ihn zu erforschen, ist nicht allein die Wissensbegierde, sondern auch Fragen von hoher praktischer Bedeutung.

Mehr als das fließende Wasser arbeitet das Grundeis an den steten Veränderungen der Flußbette, die uns in regulierten, für die Schiffahrt bestimmten Strömen sehr unerwünscht sein können. Das Grundeis vermag große Massen von Schlamm, Sand, schwere Steine und selbst zentnerschwere Felsblöcke vom Grunde loszulösen und weiter stromabwärts abzulagern. Das Fahrwasser in der Unterelbe wurde schon oft durch das Stranden der Siggberge verändert, und diese Eisschollen, die in so gewaltigen Massen auftreten, können auch unliebsame Eisverstopfungen und in deren Gefolge Ueberschwemmungen hervorrufen.

Aus diesen Betrachtungen ergibt sich für die Behörden manche wichtige Lehre. Hier und dort werden Flüsse aufgeeist. Wir sehen aber, daß dieser Eingriff während einer starken Frostperiode verhängnisvoll werden kann. Hält der Frost an, so bildet sich in dem aufgeeisten Flusse neues Siggeis, neue Eisberge und Eisschollen, die an den flacheren Stellen des Flusses stranden und zu unliebsamen, selbst gefährlichen Eisverstopfungen führen können. Ein gründliches Studium der Grundeisbildung ist darum nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für das allgemeine Wohl vom höchsten Belang.

Von der grusinischen Heerstraße.

(Hiezu das Bild Seite 354.)

Unser Künstler führt uns auf eine charakteristische Stelle der weltberühmten grusinischen Heerstraße, welche den Norden Kaukasiens mit dem Süden, Wladikawkas, den Schlüssel zu der gewaltigen Bergkette mit Tiflis, der Hauptstadt der ganzen Provinz, verbindet.

Der große Kaukasus legt sich als mächtiger Querriegel, vom schwarzen Meere zum Kaspisee streichend, zwischen Europa und Asien. Die grusinische Heerstraße, welche diesen Felswall übersetzt, ist vorläufig der einzige große, gesicherte Landweg von Zentralrußland und Ciskaukasien her in die Thäler der Flüsse Kura, Araxes und Rion, das heißt nach Transkaukasien und Armenien.

Strategisch ist diese Straße von größter Wichtigkeit; denn sie gestattet im Kriegsfalle rasch und sicher russische Truppen aus dem Norden nach Tiflis zu werfen, oder an den Mittelpunkt jener Eisenbahnlinie, welche die wichtigen Häfen Batum — am Pontus — und Baku — am kaspischen Meere — mit einander verbindet.

Die Herstellung und Sicherung der Straße war eine Notwendigkeit, wollten die Russen ihre so schwer erkämpfte Provinz behaupten. Kein Wunder demnach, daß dabei weder Mühe noch Geld gescheut wurde. Die grusinische Heerstraße ist aber auch ein Meisterstück der Straßenbaukunst überhaupt. Bei Wladikawkas, in einer Erhebung von 700 Meter über dem Meeresspiegel beginnend, bezwingt sie den grausigen Darialpaß, steigt dann nächst der Wasserscheide bei Gudaur bis zu 2387 Meter Höhe und sinkt, nachdem sie dergestalt aus dem Thale des Kasbek in jenes der Aragwa getreten ist, langsam gegen Tiflis, wo das Niveau nur mehr 448 Meter beträgt.

Bei der Poststation Gudaur, bald nachdem die Grenze Europas und Asiens überschritten worden, befindet sich der kühnste Teil des ganzen Baues, der bewundernswerte Abstieg nach Mleti. Hier hatte der Straßenzug eine gewaltige Bergwand durch langgestreckte Serpentinen zu überwinden, so daß die Kunststraße auf einer Distanz von etwa 15 Kilometer nahezu um 900 Meter fällt!

Die grusinische Straße, unter Jermolow, Barjatinskij und Woronzow im Laufe langer Jahre von russischen Soldaten mühselig in die drohenden Felsen, am Rande tosender Wildwässer und starrender Klippen eingesprengt, führt uns bald in Schlangenwindungen unter überhängenden Felsen fort, bald auf eisernen Brücken über tiefe Abgründe, dann wieder durch Lawinentunnels und im Zickzack mächtiger Abhänge hinan und hinab.

Eigenartig ist auch die Staffage zu dem menschenfeindlichen Landschaftsbilde am Fuße des Schneeriesen Kasbek, der in seiner Kuppe 4963 Meter hoch emporragt. Schwere Karren, vorne spitz zulaufend, nach rückwärts hin breit ausgeladen, bringen, von einer langen Reihe zottiger Büffelpaare gezogen, knarrend die kärgliche Ernte ein von Bergfeld und Matte.

Doch auch diese ärmlichen Schätze des kaukasischen Aelplers bedürfen steter Bewachung gegen raubgierige Freibeuter. Jeder der Büffeltreiber und Pflüger ist mit Dolch und Pistole bewaffnet, so daß er, wenn auch heute auf der belebten Poststraße dem Insassen der vorbeisausenden Kalesche ungefährlich, grimmig, bedrohlich und kampfbereit drein sieht.

Natürlich ist so mancher unter den Reitern, die da auf den struppigen, behenden Kleppern Ratschlag halten, nur zu gern bereit dem schutzlosen Fußgänger Rucksack und Börse abzunehmen, im einsamen Gehöften Vieh zu stehlen oder auch in stiller Nacht ein langsames Gefährt zu überfallen, denn das Räuberhandwerk blüht abseits vom Wege noch immer im Kaukasus, in der Kabarda, wie in Kachetien, und besonders im Hochlande des Daghestan, des östlichen Teiles des Landes.

In der Kabarda, dem nordwestlichen Bezirke des Gebietes, vermag der Reisende vortreffliche Pferde und originelle Volkstrachten zu sehen. Solche kabardinische Kostüme gibt der Künstler in den Frauengestalten wieder, welche auf unserem Bilde scheu ihres Weges ziehen. Die „saumnachschleppende" Gewandung, der Zierat an Leibchen und Gürtel, sowie an den überlangen Aermeln, endlich der sonderbare Kopfschmuck gemahnen schier an Holbeinische Figuren.

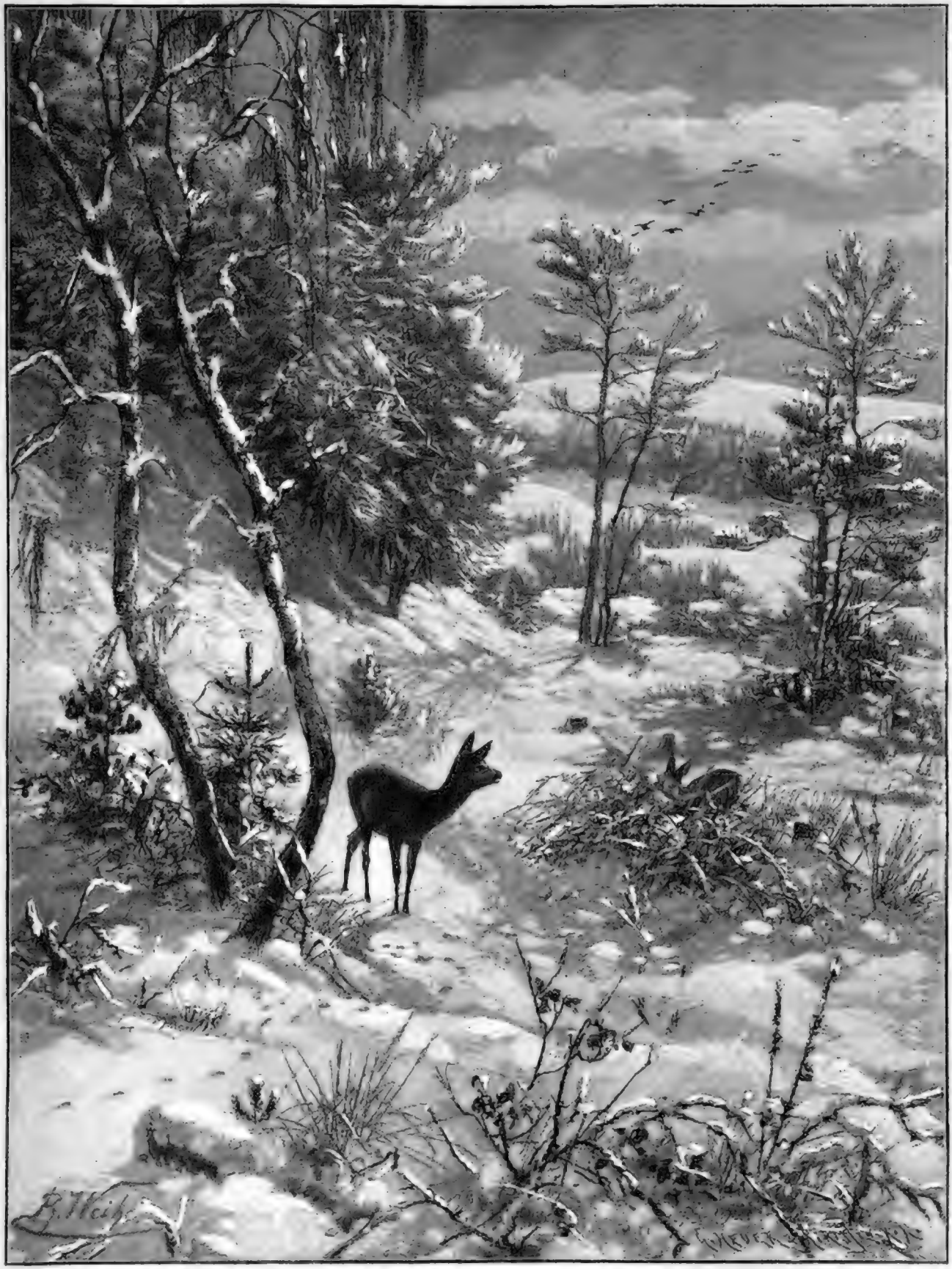
Max v. Proskowetz.

Die deutsche Gesetzgebung und der Kolportagebuchhandel.

Bekannt ist der alte Märchenschwank von dem täppischen Meister Petz, der seinem schlafenden Herrn eine Fliege von der Nase scheuchen wollte und dabei mit seiner Tatze so gröblich dreinfuhr, daß das arme Menschenkind darüber sein Leben lassen mußte. Wie oft ist, vielleicht seit Jahrtausenden, der zottige Held dieses Märleins verlacht und wie wenig ist doch der Sinn der tragi-komischen Fabeldichtung erfaßt worden, und das gerade innerhalb der gebildeten Schichten unseres Volkes! Wäre es sonst möglich, daß seit mehr als einem Jahrzehnt unsere Gesetzgebung dem buchhändlerischen Gewerbe, um einem seiner Auswüchse zu begegnen, Schlag auf Schlag hat versetzen können, und daß sie sich neuerdings anschickt, es in einem seiner blühendsten Zweige, wenn nicht zu vernichten, so doch so gut wie brach zu legen! Der Schund- und Schmutzliteratur und vor allem dem so viel genannten (und im Grunde genommen doch so wenig gekannten) Kolportage- oder Hintertreppenromane will man eins versetzen und dem so wichtigen Kolportage- oder — um die Sache gleich beim richtigen Namen zu nennen — Lieferungsbuchhandel schickt man sich an, die Lebensader zu unterbinden. Das, und nichts mehr und nicht minder, bezweckt, mit Absicht oder nicht, der bereits vor Jahresfrist im deutschen Reichstag eingebrachte und neuerdings wieder aufgenommene Antrag der Abgeordneten Gröber, Hitze und

Digitized by Google

An der grusinischen Heerstraße. Originalzeichnung von A. Wesiely.



Rehe im Winter. Originalzeichnung von Rob. Wenke.

Genossen, Abänderung beziehungsweise Ergänzung der Gewerbeordnung betreffend.

Wird, wie es bei der jetzigen Parteizusammensetzung des Hauses und der Haltung der verbündeten Regierungen nicht unmöglich ist, dieser Antrag zum Gesetz erhoben, so schließen sich die Glieder einer Kette zusammen, durch welche unserm buchhändlerischen Gewerbe seit Einführung der Gewerbenovelle von 1883 einige der wesentlichsten, durch die so freudig begrüßte Gewerbefreiheit errungenen Vorteile abgeschnürt worden sind und noch abgeschnürt werden sollen. Als nach dem Fallen innerlich längst vermorschter und nur noch durch staatlichen Zwang aufrecht erhaltener Schranken die freiere Bewegung kam, hatte das Sortimentsgeschäft einen guten Teil seiner gewiß nützlichen und ersprießlichen Mission erfüllt; war es auch noch nicht veraltet, was es sicherlich auch heute noch nicht ist, so vermochte es doch dem infolge der verallgemeinerten Bildung geradezu rapide gesteigerten Leibedürfnis kaum mehr zu genügen. Willig nahm es daher die Stütze an, die der fliegende Buchhandel, das Hausir- und Kolportagegeschäft ihm darbot. Der Vertrieb an öffentlicher Stätte, das Feilbieten und die Nachfrage von Haus zu Haus erschlossen Absatzgebiete, auf die man früher, bei dem schwerfälligen System der Ansichtsendung und der Bestellungsentgegennahme lediglich an der Geschäftsstelle, gar nicht zu hoffen gewagt hatte. Jetzt erst war, da Abnehmer in Hülle und Fülle zur Hand waren und die dem Geschäfte inhärente Barzahlung die Anwendung großer Mittel gestattete, das eigentliche Lieferungswerk möglich, und diesem wandte denn auch im richtigen Erkennen der gegebenen Verhältnisse der deutsche Verlag sein wesentliches Augenmerk zu. Schlag auf Schlag erschienen nunmehr in Auflagen, die man wenige Zeit zuvor noch für geradezu illusorisch gehalten hätte, Klassikerausgaben, encyklopädische und naturwissenschaftliche Werke und vor allem, geradezu als Erfordernis der Zeit, illustrirte Zeitschriften. Daß den Lichtseiten die Schattenseiten nicht fehlen konnten, liegt auf der Hand; derselbe Nährboden, der die gute Saat zeitigte, ließ auch das Unkraut aufschießen, und so brach als das richtige, wenn auch ungeratene Kind seiner Zeit der berüchtigte Kolportageroman sich Bahn. Wir wollen dieses unschöne Produkt an und für sich guter und gesunder Verhältnisse nichts weniger als beschönigen; im Gegenteil, auch uns gilt es als ein Schandfleck unserer Literatur, und wir sind die ersten, die, wenn es seine Bekämpfung gilt, Waffen und Mannschaft zu diesem Kampfe zu stellen bereit sind. Nur beginne man den Kampf in richtiger und vernünftiger Weise und amputire nicht da, wo es sich um wegzuätzende Geschwüre handelt, gleich ganze Gliedmaßen. Vor allem aber vergegenwärtige man sich, ehe man die Fehde beginnt, um welches Streitobjekt es sich handelt, und was der so tapfer geschmähte Kolportageroman im Grunde denn eigentlich ist. Von Tausenden und Abertausenden, die Tag für Tag in das gegen ihn gerichtete Verdammungsurteil einstimmen, ist das ganz gewiß nur einem ganz kleinen Prozentsatze klar, und gerade in den Kreisen unserer Gebildeten dürfte die Unklarheit am größten sein, weil das seltsame literarische Produkt sich am wenigsten in sie verirrt. Um die Sache kurz zu machen, der Kolportageroman ist nichts anderes als die Entartung eines Genres, das vor noch nicht allzu langer Zeit als das typische der Romandichtung gelten konnte, des Abenteurerromans, ein durch eine lange Generationsreihe vermittelter, verwilderter und verspäteter Nachkömmling einerseits des spanischen Lazarillo de Tormes und andererseits des deutschen Simplizissimus. Das Hauptziel, das er verfolgt, ist Spannung, und zwar Spannung um jeden Preis; inhaltlich bietet er nichts dar als eine ungereimte Verkettung möglichst abenteuerlicher Situationen, aus geschäftlichen Rücksichten stets so eingerichtet, daß da, wo ein Klimax zu erwarten ist, ein Lieferungsabschluß gemacht werden kann. Man suche keine destruktiven Tendenzen in ihm; im Gegenteil, Krone und Altar fahren nirgends besser, als in dem Munde seiner Helden und Heldinnen. Das Laster wird stets so schwarz und die Tugend so weiß geschildert, wie es nur möglich ist, und wenn zum Schlusse das erstere die bekannte Evolution macht, wird die letztere jedesmal fein säuberlich zu Tische gebeten. Der Kolportageroman ist eine Kalamität, aber wesentlich und zunächst nur auf ästhetischem Gebiete, wobei die Rückwirkung auf das ethische nicht in Abrede gestellt werden soll; er verwildert und verroht das Vorstellungs- und Empfindungsvermögen und wirkt dadurch in einem gewissen Grade unguinstig auf die Gefühls- und Denktätigkeit ein. Nur bleibe man uns mit den Märchen vom Leihen, nach welchen durch ihn Einbrecher und Raubmörder gezüchtet worden seien! Wäre das der Fall, was müßte aus unserer Gesellschaft geworden sein, die sich in ihrer besten Schicht lange Zeit — wir brauchen dafür nicht einmal zu den Zeiten unserer Großväter zurückzugehen — an einem dem heutigen Kolportageroman zum Verwechseln ähnlich sehenden Genre ergötzte. Denke man nur an die Rochin in dem Frankfurter Lokalschwanke, die ihrem Metzgerburschen einen Pack „Duskalius“ (das heißt Nummern der „Didaskalia“, eines noch in den fünfziger Jahren sehr angesehenen belletristischen Blattes) zurückgibt und, auf den Helden des laufenden Romans hinweisend, enthusiastisch ausruft: „Nä, dieter Alonzo! Dieser Mensch! Wie der so echt, ach, so echt ist!“

Heute ist wie damals diesem „Alonzo“ sein bewunderndes Publikum geblieben, nur fuhrte damals die Lektüre aus der Herrschaftsstube zur Küche und auf die Hintertreppe, während sich heute die Hintertreppenliteratur in umgekehrter Richtung Bahn bricht, wie uns das einer der jüngsten Zweige unserer journalistischen Literatur darthut, das bekannte Genre der „Generalanzeiger“, das seinen Erfolg in erster Linie einer Abart des Abenteurer- und Schauerromans verdankt, die sich nur unwesentlich von dem so feierlich und nachdrücklich perhorreszirten Kolportageromane unterscheidet.

Sei aber der vielberufene Kolportageroman immerhin wie er sei, mit dem Geschäft der buchhändlerischen Kolportage deckt sein Vertrieb sich, namentlich heutzutage, nur zu geringem Teile. Noch einer aus Fachkreisen stammenden, nicht wohl anzufechtenden statistischen Aufstellung nahmen die Schund- und Schauerromane an den durch Kolportage vertriebenen Werken nur mit fünf bis sechs Prozent teil, alles andere entfällt auf wirkliche Volksliteratur, Kochbücher, Liederbücher, Jugendschriften, Kalender, auf populäre wissenschaftliche Werke, Konversationslexika und, wie schon hervorgehoben, vor allem illustrirte Zeitschriften. Und wegen dieses geringen Bruchteils soll der ganze, gewiß nur segensreich und kulturfördernd wirkende Geschäftszweig, der die Hälfte, vielleicht sogar zwei Drittel unserer ganzen buchhändlerischen Produktion vertreibt, einer lästigen Bevormundung unterstellt, ja, wie es neuerdings den Anschein hat, geradezu der Willkür des bureaukratischen Beamtentums preisgegeben werden. Brachte man nur die Beschränkungen, die ihm vor und nach seit 1883 aufgelegt worden sind. Als die im Jahre 1869 für den norddeutschen Bund erlassene Gewerbeordnung für das ganze deutsche Reichsgebiet in Kraft trat, war das ganze buchhändlerische Gewerbe frei gegeben; höchstens daß der Buchhausirer wie jeder andere landhausirende Händler genötigt wurde, sich einen Wandergewerbeschein zu lösen. Neben diesem Hausirer bildete sich aber in dem Buchhandel seit Freigabe desselben noch eine andere Hilfskraft aus, der Kolporteur, ein Warenvermittler, der nach Vorlage von Mustern Abnehmer, das heißt hier Abonnenten oder Subskribenten auf Lieferungswerke und Zeitschriften sammelt, die Lieferungswerke den gewonnenen Kunden meist aber auch zustellt. Mit dem Aufkommen des Kolportagewesens breitete sich auch der Vertrieb jener Schauer- und Schundromane aus, die nach ihm ihren Namen erhalten haben. Der Anstoß, den sie erregten und eine planmäßige, aber nicht immer mit der nötigen Sachkenntnis gegen sie unternommene Agitation setzten im Jahre 1883, speziell im Hinblick auf das mit dem Vertrieb des Lieferungsromans damals in der Regel verbundene Prämienwesen, zu den Bestimmungen der Gewerbenovelle (dem jetzigen Absatz 10 zu § 56 der G.-O.), nach welchen Schriften und Bildwerke, sofern sie in sittlicher oder religiöser Beziehung Aergernis zu erregen geeignet seien, oder welche mittelst Zusicherung von Prämien oder Gewinnen vertrieben würden, vom Feilbieten im Umherziehen ausgeschlossen sein sollten. Hätte es bei dieser Bestimmungen sein Bewenden gehabt, so ware trotz der dehnbaren Begriffe „in sittlicher oder religiöser Beziehung“ wenig oder gar nichts dagegen zu sagen gewesen; es wurde die Handhabe geboten, einem wirklichen Unwesen zu steuern und alle streitigen Fälle dem ordentlichen Richter zuzuweisen. Leider glaubte man aber zur Bekämpfung des wirklichen oder vermeintlichen Uebels darüber hinaus noch den Verwaltungsapparat heranziehen zu müssen, und so kam es in einem Anhange zu dem Paragraphen 56 zu der ominösen Bestimmung, daß derjenige, welcher Schrift- oder Bildwerke im Umherziehen feilbieten wolle, ein Verzeichnis derselben der zuständigen Verwaltungsbehörde seines Wohnorts zur Genehmigung vorzulegen habe, welche Genehmigung allerdings nur dann zu versagen sei, wenn das Verzeichnis Druck oder Bildwerke solcher Art enthalte, welche von dem Kolportagebetrieb ausgeschlossen seien. Nun waren der Willkür Thür und Thor geöffnet und die tautschukartige Fassung des Zusatzes 10 zu einer wirklichen Gefahr geworden. Was war und was ist zurzeit von dem Kolportagehandel ausgeschlossen? Ja, wer das um wüßte, wer das nur hätte ergründen können! Alles das — so wenigstens muß der beschränkte Unterthanenverstand sich die Sache zurechtlegen — was dem jeweiligen Vorsteher irgend eines Verwaltungsbezirks nach persönlichem Ermessen gut dünkt. Daß es bei sothanen Dingen, zumal wenn man die literarische Bildung der Mehrheit unserer Verwaltungsbeamten in Betracht zieht, zu Kolportagekuriosen hat kommen müssen, die den Zoll tarifen in nichts nachstehen, liegt auf der Hand. So ist thatsächlich die Streichung von Klassikerausgaben vorgenommen worden, und es hat an dem Landrate oder Amtsvorsteher nicht gefehlt, der ein Werk von so hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung wie Haakes „Der Mensch“, ein Werk, dessen Inhalt jedem gebildeten Deutschen geläufig sein sollte, auf seinen Index setzte. Dabei wurde dem wirklichen Kolportageunwesen in keiner Weise gesteuert, im Gegenteil, der Schund- und Schauerroman hat erst nach dem Erlaß der Gewerbegesetznovelle seine größten Triumphe erzielt und seine üppigsten Blüten getrieben, unter anderem die famosen „Memoiren des Berliner Scharfrichters Krauts“ und einige Elaborate ähnlichen Wertes und Schlages. Allein, wie es scheint, hat man aus diesen Erfahrungen keine Lehren gezogen; da mit Daumschrauben nichts zuwege gebracht wurde, werden spanische Stiefel in Vorschlag gebracht. In dieser Weise allein sind wenigstens die aus der Zentrumsfraktion hervorgegangenen Anträge zu verstehen. Hinfort soll bei jedem Lieferungswerke die Zahl der Lieferungen und der Gesamtpreis des Werkes auf jeder Lieferung „an augenfälliger Stelle“ verzeichnet werden, der buchhändlerische Geschäftsreisende soll wie der Hausirer und Kolporteur zur Lösung eines Wandergewerbescheins gezwungen werden und das vielberufene Schriftenverzeichnis und der Wandergewerbeschein sollen nicht mehr wie bisher für das ganze Reichsgebiet, sondern nur für den einzelnen Verwaltungsbezirk und nur noch für die Dauer eines Jahres giltig sein, so daß unter Umständen bei einer Reise in einem Umkreise von zehn Meilen dreißig Wandergewerbescheine zu lösen wären! Man sieht, kleinliche Chikanen, wohin man den Blick richtet; den Buchhändlern soll durch Nadelstiche der Vertrieb von Lieferungswerken durch direktes Angebot verleidet werden; daher die unverdiente Herabsetzung des buchhändlerischen Geschäftsreisenden, der doch an Intelligenz und Bildung hinter seinen Berufsgenossen anderer Geschäftszweige gewiß nicht zurücksteht, daher die ganz zwecklose Aufbürdung der Lieferungszahl und des Preises auf jedem Lieferungszettel und daher endlich der endlose Paß- und Gebührenzwang beim Ueberschreiten der Verwaltungsbezirke eines der sechsundzwanzig Vaterländer, mit denen der Deutsche noch gesegnet ist. Und wenn durch das alles nur der eigentliche wunde Punkt des Kolportagewesens getroffen würde; aber nein, die Schmutz- und Schundliteratur geht so gut wie frei aus, da sie, so lange sie überhaupt noch Weidegründe abzugrasen hat, alle Belästigungen und Betriebserschwerungen ertragen und dabei doch noch im höchsten Grade prosperiren kann, während das ehrliche und gesunde Geschäft durch übermäßige Erschwerung seiner Existenzbedingungen sehr leicht bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit gebracht werden kann. Am schlimmsten wird indes bei alledem das Publikum fahren. Denke man doch nur, daß Tausende und Abertausende unseres gebildeten Mittelstandes lediglich durch die Kolportage und den Lieferungsbezug in stande waren, sich in den Besitz von Werken zu setzen, zu deren Auffassung sie auf einem andern Wege niemals gekommen wären; wir erinnern nur an das Brockhausische und Meyersche Konversationslexikon, an Brehms Tierleben, an die Naturkunde des Bibliographischen Instituts, an die neue Ausgabe des Andreeschen Atlaswerkes, ganz abgesehen von der Menge der illustrirten Zeitschriften, die in vielen Fällen nur gehalten werden können, wenn sie zu Monats- und Quartalsheften gesammelt ins Haus gebracht werden. Nun sind wir der Ansicht, daß unser Buchhandel bei der in ihm vorwaltenden Intelligenz und Thatkraft alle die gegen ihn geplanten und vielleicht in naher Zukunft zur Ausführung kommenden Stöße auszuhalten vermag, und daß er schon Mittel und Wege finden wird — und gerade darin liegt für uns der Schwerpunkt der Sache, da wir nicht gewillt sind, uns für einseitige Buchhändlerinteressen zu begeistern — auf der betretenen Bahn weiter zu wandeln und die kulturfreundliche Mission weiter zu führen; die er zu Nutz und Frommen der Bildungsbestrebungen unseres Volkes (und nicht zu seinem Schaden, wie wir gerne voraussetzen) auf sich genommen. Geistige Bewegungen lassen sich nicht mit Knütteln totschlagen, ebenso wenig wie Ströme rückwärts zu leiten sind oder es in unserem lieben Heimatlande den guten Schildbürgern gelungen ist, Sonne und Mond einzufangen und in Kasten zu sperren. Schlimm ist dabei nur, daß an dem Siege des ehrlichen und soliden Geschäftes auch das Schmutz- und Skandalgeschäft partizipiren wird. Das hatten die Herren, die sich zur Patenschaft für die kulturfeindlichen Gesetzesvorschläge hergegeben, bedenken sollen; es waren ihnen dann vielleicht in ihrem „sittlichen und religiösen“ Heißgefühle — was gar nicht zu bedauern — etwas bang geworden. Geistige Strömungen sind nur durch ihresgleichen zu bekämpfen; wer die Schmutzliteratur verdrängen will, der setze den Kreisen, deren geistige Nahrung sie bildet, etwas Besseres, Gesünderes vor; nur sorge er dafür, daß die bessere und gesündere Kost ebenso begehrt und ebenso mundgerecht geboten werde wie die gesundheitlich minderwertige. Wir sollten meinen, hier und nicht in der Nachahmung des täppischen Meisters Petz sei der Schlüssel zur Lösung des Geheimnisses zu suchen.

Allen aber, welche die Meinung der Antragsteller teilen, möchten wir ein Wort Mittens ins Gedächtnis rufen, an das in schöner Weise einst Ludwig Feuerbach in seiner Aphorismensammlung „Abälard und Heloise“ erinnert hat. Es findet sich in der Areopagitik über das Wesen des Buchs und lautet in der Uebertragung des deutschen Denkers: „Ein Buch ist keine schlechthin tote Sache; die Existenz eines guten Buchs darf daher ebenso wenig gefährdet sein, als die eines guten Bürgers, die eine Existenz ist ebenso ehrwürdig als die andere, und Angriffe auf die eine müssen so gefürchtet sein als Angriffe auf die andere. Einen Menschen töten heißt ein vernünftiges Geschöpf vernichten, aber ein gutes Buch unterdrücken, heißt die Vernunft selbst töten.“ L. H.

Spruch.

Weile das Jahr bei dir wie ein Freund, so daß, wenn es scheidet,
Schmerzlich staunend du fragst: Lieber, so willst du schon fort?

M. Eigentum.

George Elliot.

Als ein Opfer der Influenza verschied am Weihnachtsabend 1893 in England ein Mann, der wie wenige von sich rühmen konnte, daß er alles, was er errungen, seiner eigenen Thatkraft verdanke, ein self-made man im vollsten und besten Sinne des Wortes, Sir George Elliot, der ehemalige Kohlenträger, der sich bis zum Bergwerksbesitzer und Baronet aufgeschwungen. Am 18. Juni 1815, dem Tage der Schlacht von Belle-Alliance als Sohn eines armen Kohlenarbeiters in Durham geboren, begann er seine Lebensthätigkeit frühzeitig in dem väterlichen Berufe. Von Stufe zu Stufe es durch Fleiß und geistige Regsamkeit so weit bringend, wie die Verhältnisse es gestatteten, versäumte er es dabei nicht, sich Kenntnisse der mannigfachsten Art anzueignen. Des strebsamen jungen Bergmannes nahm sich ein Ingenieur, Stopwith, an, der ihn auf seinen Bureau und bei Vermessungsarbeiten beschäftigte. Gleichwohl kehrte Elliot im Jahre 1830 zu seinem früheren Berufe zurück, in dem er jetzt in rascher

George Elliot.
Nach einer Photographie von Anfinger in Bad Ems.

Folge zum Vormann und Obersteiger aufstieg. Im Jahre 1840 war bereits der intelligente Obersteiger mit Hilfe befreundeter Kapitalisten Grubenbesitzer geworden, und jetzt blühte sich Erfolg bei ihm auf Erfolg. Der glückliche Unternehmer legte im Jahre 1851 die Stelle des Obersteigers nieder und trat als technischer Direktor an die Spitze der ausgedehnten Kohlenwerke des Marquis von Londonderry, im Jahre 1863 kaufte er das Bergwerk, in dem er 35 Jahre unter seine Thätigkeit als armer Häuer begonnen, und im Jahre 1874 wurde er zum Baronet ernannt. Bekannt ist seine Teilnahme an der Legung des ersten transatlantischen Kabels, ebenso seine wissenschaftliche Thätigkeit, die er unter anderem durch die sensationelle Schrift „Wie lange reicht unser Kohlenvorrat?“ bethätigte. Politisch gehörte Elliot zu der Torypartei, die er mehrfach im Parlamente vertrat, doch waren seine Anschauungen nichts weniger als in den engen Rahmen einer Parteischablone gebannt, an allen wirklichen Fortschrittsbestrebungen nahm er teil wie kaum ein anderer.

Mariannens Ballkleid.

Humoreske

von

Albert Roderich.

Mit Bildern von E. Stilmer.

Fräulein Marianne Bosse war achtzehn Jahre alt und sah ganz reizend aus in ihrem ersten Ballkleide. Aber trotzdem ging sie mit sorgenvoll gerunzelter Stirne im Zimmer auf und ab. Sie hatte auch wohl Grund, sorgenvoll zu sein. Es war die erste größere Festlichkeit, die sie mitmachen durfte, die Hochzeit einer Freundin. Sie war eine der drei Brautjungfern, und nun war der ihr bestimmte Brautjunker noch immer nicht gekommen, sie abzuholen. Es war schon zehn Minuten über die festgesetzte Zeit, und die Eltern Mariannens waren schon vorausgefahren.

„Ein Wagen — ein Zweispänner — das ist er!“ rief endlich das Hausmädchen Minna, die ihrer Herrin Gesellschaft leistete. Gleich darauf trat der Privatdozent Dr. phil. Hans Römer ins Zimmer. Er war ein vertretlich aussehender Mann, von ungefähr dreißig Jahren. Er verneigte sich vor dem Fräulein und sagte:

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, mein gnädiges Fräulein, der Wagen ist zu spät gekommen.“

„Es ist wirklich die höchste Zeit: wir als Brautjungfern hatten die ersten beim müssen im Hochzeitshause,“ entgegnete etwas unfreundlich und vorwurfsvoll die junge Dame.

„Es ist mir wirklich höchst fatal, aber ich versichere Sie —“

„Schon gut. Also bitte . . .“

Marianne schritt voran, und Dr. Römer folgte ihr.

Dr. Römer öffnete den Wagenschlag und Marianne wollte einsteigen. Da hatte der Saum ihres schönen neuen Ballkleides am Trittbrett der Kutsche fest. Dr. Römer, der sich eben zum Kutscher gewandt hatte, um ihm zu sagen, wohin er fahren solle, sah nicht vor sich und trat auf den festgehaltenen Saum des schönen neuen Ballkleides. Ein zischender Ton, ein kurzer, leiser Schrei — an dem schönen neuen Ballkleide klaffte ein großer Riß.

Fräulein Marianne stürzte ins Haus zurück. Der unglückliche Privatdozent folgte ihr. Das Hausmädchen Minna empfing ihre Herrin mit einem lauten Aufschrei des Entsetzens.

„Mein Fräulein,“ jammerte Dr. Römer, „ich bin ein elender Mensch! Nur eine einzige Frage. Haben Sie Ersatz für das Kleid?“

„Nein,“ entgegnete fast weinend Marianne, „es ist ja mein erstes Ballkleid.“

„Ach, Fräulein, das muß noch zu machen gehen,“ rief Minna, „ich lauf' zur Schneiderin — ach, die wohnt nur so weit weg.“

„Nehmen Sie den Wagen, der vor der Thüre steht, und lassen Sie Galopp fahren,“ sagte Dr. Römer.

Die gutmütige Minna stürmte aus dem Zimmer.

„Ach, mein Fräulein,“ begann mit aufrichtiger Trauer in Tone Dr. Römer, „ich bin ein unglücklicher Mensch!“

„Sie, mein Herr? O, was bin ich denn?“

„Sie sind auch unglücklich, ich weiß es. Aber Sie sind nicht annähernd so unglücklich wie ich. Ich habe jetzt den Glauben an mich selber verloren.“

„Mein Herr, Sie können nach spotten!“

„Nein, wahrhaftig nicht. Im allgemeinen spotte ich ja nicht ungern, aber in diesem Augenblicke spotte ich wirklich nicht. Ich halte mich bisher für ein Glückskind gehalten und habe auch bei all meinen Bekannten dafür gegolten. Was ich begann, es ging immer gut. Gerade deshalb wollte ja auch der junge Ehemann, mein Freund Walter, durchaus mich zum Brautjunker haben. Das brächte ihm Glück in die Ehe, meinte er. Und jetzt? Ach, ich bin plötzlich zum Unglücksstifter geworden, und es ist vielleicht gut, daß mein Freund sich vom Priester trauen läßt, ohne daß ich dabei sein.“

„So schlimm ist es doch wohl nicht, und, wenn nur die Schneiderin komme —“

„Ja, wenn sie nur kommt! Mein Fräulein, Sie haben sich wohl sehr auf die Hochzeit Ihrer Freundin gefreut?“

„Ja, sehr. Und was wird man denken, wenn wir nicht kommen?“

„Hm, ja. Ich könnte ja einstweilen allein hingehen, aber der Wagen ist fort. Mein Ueberrock liegt im Wagen, und so im Frack — haben Sie denn nicht noch einen dienstbaren Geist im Hause, den man schicken könnte?“

„Nur die Köchin ist noch im Hause. Ich werde sie bitten.“

Marianne drückte auf den elektrischen Knopf an der Thüre, und gleich darauf erschien Christine, die Köchin.

„Fräulein wünschen?“

„Christine, wollen Sie mir einen großen Gefallen thun?“

„Ihnen, Fräulein, thu' ich alleins.“

„Wissen Sie, wo der Uraniasaal ist, in der Erichstraße?“

„Nee. Bin ja erst vier Wochen hier. Aber werd's schon finden, Hurahaisaal — Friederichstraße. Werd' ich schon finden.“

„Uraniasaal — Erichstraße,“ verbesserte Marianne und beschrieb umständlich den nächsten Weg dahin. „Also, Christine, Sie lassen dann meine Mutter herausrufen und sagen ihr, ich könnte erst später kommen, ich hätte Malheur gehabt mit meinem Ballkleide.“

„O, nu seh' ich erst; o, du mein grundgütiger Himmel, das wunderschöne neue Kleid!“

„Es wird schon noch wieder zurechtkommen. Minna holt die Schneiderin. Und Mama und Papa sollen sich meinetwegen nur ja nicht ängstigen und sich gut amüsieren. Ich — ich — bin auch ganz munter und lustig.“

Marianne meinte beinahe, als sie von ihrer Munterkeit und Lustigkeit sprach, und nachdem Christine unter den lebhaftesten Versicherungen ihrer Dienstwilligkeit fortgegangen war, setzte sich Marianne in eine Ecke und blickte betrübt zu Boden.

Dr. Römer näherte sich ihr und sagte herzlich:

„Armes, gutes Fräulein!“

„Was ist die Uhr, Herr Doktor?“

„Gleich halb fünf.“

„Um vier Uhr ist die Trauung. Dann wird man nun gleich zu Tische gehen.“

„Ach, mein Fräulein, und ich hätte Sie zu Tische geführt. Das wäre mein entzückendes Recht gewesen als Ihr Brautjunker. Und jetzt —“

Dr. Römer hielt plötzlich inne. „Aber warum kann ich Sie nicht auch zu Tische führen? Da sieht ja ein Tisch! Aus der Not eine Tugend machen, ist ein alter Scherz; lassen Sie uns einmal versuchen, aus der Not ein Vergnügen zu machen. Also dort steht die prächtig gedeckte Hochzeitstafel, besetzt von glänzender Gesellschaft, mein gnädiges Fräulein, lassen Sie uns auch Platz nehmen.“

Marianne lachte fröhlich auf.

„Ich könnte unserer Phantasie noch ein wenig zu Hilfe kommen. Ein paar Reste vom Frühstück und eine Flasche Wein.“

„Bravo, bravo! Das erste Prosit dem lieben Schelm, der da eben aus Ihren Auge sprang.“

Marianne war ins Nebenzimmer gegangen und kehrte nach zwei Minuten mit einer vollen Tablette zurück. Sie breitete eine weiße Decke über den Tisch und stellte eine Flasche Wein und verschiedene Teller darauf.

„Ein halbes kaltes Huhn.“

„Für halbe kalte Hühner schwärme ich,“ rief Dr. Römer.

„Zwei Pasteten,“ zählte Marianne weiter auf.

„Ein Dutzend!“

„Etwas Rauchfleisch, ein wenig Brot und Käse. Das ist alles.“

Dr. Römer hatte während dessen alle im Zimmer vorhandenen Stühle um den Tisch gestellt und trat jetzt in würdevoller Haltung vor Marianne hin.

„Mein gnädiges Fräulein, ich bitte um Ihren Arm.“

Marianne legte, leise lachend, ihren Arm in den seinen und Dr. Römer führte sie gravitätisch durch das Zimmer an den Tisch. Beim Niedersitzen stieß er gegen den leeren Stuhl zu seiner Linken, verbeugte sich ernsthaft nach links und sagte:

„Pardon, gnädige Frau!“ Dann wandte er sich wieder zu Marianne, schenkte Wein in die Gläser und sagte:

„Und nun, mein gnädiges Fräulein, wovon wünschen Sie unterhalten zu sein?“

„Unterhalten Sie nach einem Programm, Herr Doktor?“

„Ja wohl. Für so festliche Gelegenheiten wie die heutige, habe ich drei verschiedene Sorten von Unterhaltungen vorrätig. Erstens: Theater und Literatur; zweitens: Tagesneuigkeiten, intuitive Verlobungen, und drittens — dazu würde ich Ihnen aber selber nicht raten — allgemeine philosophische Betrachtungen.“

„Sie sind Lehrer der Philosophie, nicht wahr?“

„Ja wohl, Privatdozent.“

„Ist es nicht sonderbar? Wenn man von Philosophen spricht, denkt man fast immer nur an alte Philosophen.“

„Sind auch fast immer alt, mein liebes Fräulein. Es gibt nur eine Philosophie, die jung erhält: fröhlich sein. Prosit, mein Fräulein!“

Die beiden jungen Menschen stießen die Gläser zusammen, und es gab einen hellen Klang.

„Sehen Sie nur,“ sagte darauf Dr. Römer, „wie mokant meine Nachbarin zur Linken uns anschaut. Die ärgert sich, daß wir so lustig sind. Aber der Himmel wird sie strafen, ich rede kein Wort mit ihr.“

„Wissen Sie, Herr Doktor,“ sagte mit ihrem schalkhaftesten Lächeln Marianne, „wissen Sie, ich habe mich eigentlich furchtbar in Ihnen getäuscht.“

Ah, wie so?“

„Ich habe Sie auch für einen alten Philosophen gehalten.“

„Das müssen Sie mir näher auseinandersetzen.“

„Nun, als meine Freundin Emma, die jetzige junge Frau Wiese, mich zu ihrer Brautjungfer ernannt hatte, da fragte ich sie natürlich, wer denn mein Brautjunker sein würde. Dann hatte Ihr Freund Wiese Sie bestimmt. Da erkundigte ich mich natürlich ein wenig nach Ihnen, und meine Freundin sagte mir, Sie wären ein ganz fürchterlich gelehrter Philosoph. Da bekam ich Angst, wegen der Konversation mit Ihnen und holte mir aus der Leihbibliothek eine Masse Bücher von den alten Philosophen, Spinoza, Schopenhauer, Kant und solche. Die Kritik der reinen Vernunft, die ist doch von Kant, nicht wahr?“

„Ganz richtig, mein liebes Fräulein.“

„Sie müssen es mir nicht übel nehmen, Herr Doktor, aber als ich drei Sätze auf drei verschiedenen Seiten davon gelesen hatte, da sah' ich das Buch wieder zugeklappt. Ich habe absolut gar nichts davon verstanden.“

„Das nehme ich Ihnen absolut gar nicht übel.“

„Wie Sie nun vorgestern Ihre Pflichtvisite bei uns machten, da sahen Sie so ernst und würdevoll da, daß ich bei mir dachte: der Mensch ist auch so eine Kritik der reinen Vernunft, von dem wirst Du auch keine drei Sätze verstehen.“

Dr. Römer lachte laut auf.

„Dafür werde ich Ihnen ein Lebehoch — o, da fällt mir ein, ich habe ja die Verpflichtung übernommen, den Toast auf das junge Ehepaar zu sprechen.“

Er erhob sich, nahm sein Glas in die Hand und sprach mit wiedergewonnenem Ernst über den leeren Tisch hin:

„Meine Damen und Herren, verehrte Anwesende, mir ist der ehrenvolle Auftrag geworden, die Festrede auf das neuvermählte junge Paar zu halten. Ich bin fest überzeugt, daß ich Ihnen damit eine angenehme Ueberraschung bereiten werde.“

„Oho, oho!“ rief Marianne dazwischen.

„Ich bitte mich nicht zu unterbrechen. Ja wohl, eine angenehme Ueberraschung bereiten werde. Wieder sage ich nämlich gar nicht. Ist das etwa nicht eine angenehme Ueberraschung? Seien Sie also dankbar dafür, meine Damen und Herren, erheben Sie mit mir das Glas und rufen Sie so herzlich wie laut: das junge Ehepaar lebe hoch, hoch und noch einmal hoch!“

Und das junge Mädchen erhob ihr Glas und sang mit ihrer frischen Stimme so recht übermütig fröhlich: „Doch sollen sie leben — dreimal hoch!“

Da vernahm sie einen Ausruf des Erstaunens hinter sich. Minna, das Hausmädchen, war zurückgekehrt.

„Ach, daran hatte ich ganz vergessen,“ rief Marianne und sprang vom Tische auf.

Minna erzählte mit betrübtem Gesicht, daß sie die

Ein grimmiger Zug, ein kurzer heißer Kampf — an dem schönen braunen Brustlatz klaffte ein großer Riß.

Schneiderin nicht zu Hause getroffen habe. Aber es sei ihr auf dem Rückweg eingefallen, daß ganz in der Nähe die Schneiderin wohne, die für Minna und deren Bekannte zu arbeiten pflegte. Es sei keine feine Schneiderin, aber vielleicht könnte sie doch das Ballkleid reparieren. Man könnte es ja versuchen, vielleicht —

Dr. Römer ließ sie gar nicht vollenden. Er beschwor sie, diese oder irgend eine andere Schneiderin herbeizuschaffen, und Minna stürmte wieder davon.

„Abscheulich!“ rief Marianne, „es wird immer später und was werden die Leute sagen?“

Sie stockte plötzlich und ihr hübsches Gesicht bedeckte sich mit dunkler Röte. Der Gedanke, was die Leute sagen würden, war ihr jetzt erst in seiner ganzen Bedeutung vor Augen getreten.

„Herr Doktor,“ wandte Marianne sich jetzt mit einer gewissen Feierlichkeit an den Philosophen, „ich ersuche Sie, sich jetzt gefälligst sofort ohne mich zu der Hochzeitsfeier zu begeben.“

„Ich denke gar nicht daran.“

„Ich ersuche Sie ganz ernsthaft und bestimmt darum, Herr Doktor.“

„Hm, warum? Wegen dessen, was die Leute sagen werden?“

„Mein Herr, bis jetzt habe ich Ihnen noch nicht gezürnt, daß Sie mich in diese Verlegenheit gebracht haben.“

„Hm, das war recht deutlich undeutlich.“

Dr. Römer sah in das hübsche, hold verschämte Mädchengesicht. Wie eine flehentliche Bitte drang ein Strahl aus den dunklen Augen in die seinen, und mit diesem Strahle sandte der erbarmungslose kleine Gott seinen Pfeil in das Herz des Philosophen.

Der Herr Doktor nahm bedächtig seinen Hut und wandte sich langsam der Thüre zu. Ein kurzer, aber heftiger Kampf war in seinem Innern entbrannt. Seine Philosophie kämpfte mit seiner Liebe, und plötzlich sah er das feste Gebäude, das er für unerschütterlich gehalten hatte, die Philosophie, wie durch einen Zaubertrank im Meere der Liebe versinken.

Er wandte sich wieder und näherte sich gewissenen Schrittes dem jungen Mädchen.

„Mein Fräulein,“ begann er in einem etwas sonderbar ernsthaften Tone, „ich befinde mich in diesem Augenblicke in einer großen Verlegenheit. Sie könnten mich mit Leichtigkeit aus dieser Verlegenheit retten, wollen Sie es thun?“

„Ich begreife nicht, mein Herr.“

„Glauben Sie, daß ich etwas Unrechtes von Ihnen verlangen werde?“

„Nein.“ — „Also wollen Sie mir aus der Verlegenheit helfen, wenn Sie es mit Leichtigkeit können?“

„Ja, aber — Ihre Hand darauf.“

Mit ängstlichem Zögern reichte Marianne dem Philosophen die Hand, die er fest hielt.

„Mein verehrtes Fräulein, ich — ich will Ihnen eine Liebeserklärung machen, aber ich weiß Ihren Vornamen nicht.“

Mit flammender Röte übergossen, wandte sich Marianne zur Seite.

„Ich heiße Marianne,“ stammelte sie und schlug dann, wie tödlich erschrocken, die Hand vor die Augen.

„Liebe, süße Marianne, willst Du mein Weib werden?“

Jetzt aber richtete das Mädchen sich plötzlich auf und entzog dem Mann ihre Hand.

„Nicht so, Herr Doktor. Wir kennen uns kaum eine Stunde und wollen uns fürs Leben binden?“

„Also, was verlangen Sie?“

„Wir wollen ein Jahr mit einander verkehren und uns kennen lernen.“

„Ein Jahr? Zwölf Monate? Dreihundert und fünfundsechzig Tage? Dann bekommen Sie einen Mann mit grauem Haar.“

„Dann brauch' ich ihn ja nicht zu nehmen.“

„Marianne, bin ich Ihnen ein ganz klein wenig nicht unsympathisch?“

„Ja!“ — „Dann sagen Sie sechs Monate.“

„Gut. Unter der Bedingung, daß Sie jetzt sofort nach der Uranie gehen.“

„Ohne Sie? Nein!“

„Also achtzehn Monate.“

„Ich gehe ja schon. Marianne, in drei Monaten können Sie Abscheuliches genug an mir entdecken.“

„Ich will aber Liebenswürdiges an Ihnen entdecken.“

„Ach, für das bischen genügt eine Woche.“

In diesem Augenblicke trat Minna mit der Schneiderin ins Zimmer. Unter großer Spannung aller Beteiligten begann die Untersuchung des zerrissenen Ballkleides.

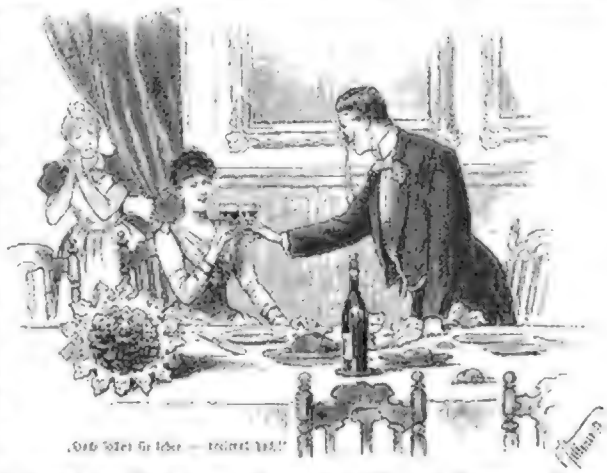
„Haben Sie eine Nähmaschine im Hause?“ fragte endlich die Sachverständige. Es war eine solche im Hause.

„Haben Sie vielleicht auch noch einen kleinen Rest von dem Kleiderstoff?“

Auch ein kleiner Rest von dem Kleiderstoff war noch vorhanden.

„Dann kann ich Ihnen das Kleid in einer Viertelstunde reparieren, daß keiner den Schaden sieht, wenn er's nicht weiß.“

„Mein gnädigst Fräulein, ich bitte um Ihren Arm.“



„Doch sollen sie leben — dreimal hoch!“

„Das wäre ja herrlich,“ rief Marianne. „Kommen Sie, Liebe, schnell mit auf mein Zimmer, da ist auch die Nähmaschine.“

„Dann warte ich hier so lange, mein gnädiges Fräulein,“ rief Dr. Römer der jungen Dame nach.

Und der Philosoph warf sich in einen Sessel und versank in süßes Träumen. Fünf Minuten mochte er wohl geträumt haben, da stürmte ein Herr ins Zimmer. Es war ein Mann in den Fünfzigern, mit jovial gutmütigem Gesicht, der unter dem offenen Ueberzieher einen Vollanzug trug. Es war Herr Bosse, der Vater Mariannens.

„Wo bleiben Sie denn? Wo ist meine Tochter?“ fragte er sehr erregt, da er den Doktor allein fand.

„Liebe, süße Marianne, willst Du mein Weib werden?“

Der Privatdozent erzählte die Geschichte vom zerrissenen Ballkleid. Er erzählte sie so verkürzt und jammervoll, daß der gute Herr Bosse ordentlich Mitleid mit dem armen Sünder empfand.

„Hm, ja, ist ja nun 'mal geschehen. Hätten uns aber wenigstens Bescheid schicken können.“

„Wir haben ja geschickt. Die Köchin —“

„Ist niemand dagewesen. War sehr fatal. Haben ein mit der Trauung gewartet, dann wieder mit dem Essen gezögert. Und dann das Gerede und Gefrage. Konnt' es endlich nicht mehr aushalten, warf mich in eine Droschke und jagte nach Hause.“

„Ach, und ich bin schuld an all dem Unglück.“

„Lassen Sie's nur gut sein. Fahren Sie jetzt nur gleich mit meiner Droschke zum Hochzeitshaus, und ich folge so schnell wie möglich mit meiner Tochter in Ihrem Wagen nach.“

„Ach, Herr Bosse, ich befinde mich in einer schrecklichen Verlegenheit. Ich habe niemand, der mir raten kann, und Sie haben ein so menschenfreundliches Gesicht.“

„So. Also — wie viel?“

„Ach nein, Herr Bosse, das ist es nicht. Nein, es ist ganz etwas anderes. Ich bin nämlich halb verlobt.“

„Halb verlobt?“

„Ja. Und das Mädchen kommt mit ihren Eltern heute auch zu dem Hochzeitsfest. Ich bin aber viel zu schüchtern und verlegen, und wenn ich nun allein bin und man erfährt meine Ungeschicklichkeit mit dem Ballkleid, das könnte mir doch Schaden thun bei dem Mädchen, und —“

„Sind Sie denn mit dem Mädchen auch noch nicht einig?“

„Ach nein, sie will mich noch erst näher kennen lernen.“

„So. Wie heißt denn das Mädchen, wenn ich fragen darf?“

„Ach, verzeihen Sie, Herr Bosse, möcht' doch nicht gern eher den Namen nennen, bis ich meiner Sache sicher bin. Wär doch recht peinlich, wenn ich einen Korb bekäme, und man wüßt nicht vom wem. Nicht wahr, Herr Bosse?“

„Na ja. Was wollten Sie denn nun aber eigentlich von mir?“

„Ach, ich bin so schüchtern und verlegen, und ich weiß, daß Sie die Eltern des Mädchens gut kennen, besonders den Vater, und deshalb wollte ich Sie bitten, daß Sie ein gutes Wort für mich einlegen bei dem Vater, wenn ich mit dem Mädchen einig bin.“

„Aber, lieber Herr, ich kenne Sie ja selber kaum.“

„Nein, also gestatten Sie gütigst, Herr Bosse: ich bin dreiunddreißig Jahre alt und an der hiesigen Universität als Privatdozent der Philosophie habilitirt. Ich habe wohlbegründete Aussichten, binnen kurzem zum außerordentlichen Professor ernannt zu werden, und was meine Vermögensverhältnisse anbetrifft, so habe ich inklusive der Rente meines Onkels ein jährliches Einkommen von ziemlich genau achttausend Mark.“

„Davon läßt sich ja ganz anständig leben.“

„Was meine Charaktereigenschaften betrifft, so könnte mein Freund, dessen Hochzeit wir heute feiern —“

„O, Sie machen ja den Eindruck eines ehrenwerten Mannes.“

„Ich danke Ihnen, Herr Bosse.“

„Nur etwas sehr verlegen und bescheiden.“

„Ach ja, leider.“

„Nun, ich werde mit dem Vater Ihrer Auserwählten sprechen, und der Mann müßte ja eigentlich nicht sehr übermäßig gescheit sein, wenn er Ihnen das Mädchen verweigerte.“

„Tiefgefühltesten Dank, Herr Bosse. Ich gehe jetzt beruhigt. Nur noch eins, Herr Bosse. Ihr Fräulein Tochter war vorhin sehr böse auf mich, wegen des zerrissenen Kleides. Als ich das gnädige Fräulein nun fragte, ob ich auf sie warten dürfte, da sagte sie sehr ungnädig, ich könnte ihretwegen drei Monate auf sie warten.“

„Hm, das hat meine Tochter nur so im Aerger gesagt.“

„Ah, ich brauche also gar nicht länger zu warten, nicht wahr?“

„Nein, nein.“

„Wenn Sie das sagen, Herr Bosse —“

„Ja wohl, machen Sie sich deswegen keine Sorge.“

Mit einer Verbeugung, aus der noch einmal seine ganze Verlegenheit und Schüchternheit so recht deutlich herausstrahlte, empfahl sich der verliebte Philosoph.

Zehn Minuten später stieg Marianne mit ihrem reparirten Ballkleid zu ihrem Vater in den Wagen.

Sie brachte ganz zufällig das Gespräch auf den Doktor Römer.

„Ist ein ganz komischer Mensch,“ sagte Herr Bosse, „nur etwas zu schüchtern und verlegen. Wenn der bei dem Charakter die nötige Unverfrorenheit und Intelligenz besäße —“

„Schüchtern und verlegen? So ist er mir auch gerade vorgekommen!“ rief Marianne.

„Na, Du hast ihn wohl auch etwas zu ungnädig behandelt — sonderbare Redensart — drei Monate soll er auf Dich warten.“

„Das hat er Dir gesagt?“

„Ja, er hat mir sein Herz ausgeschüttet. Halb verliebt ist er!“

„Ach, mit wem denn?“

„Das wollte er mir nicht sagen, weil er mit dem Mädchen noch nicht ganz einig ist. Ich hab' ihm versprochen, mit dem Vater zu reden. Müßt'n alter Narr sein, wenn er nein sagte. Ist nur zu harmlos und bescheiden, der Mensch.“

„O ja, zu harmlos und bescheiden. Abscheulich!“

„Ah, sieh da, die Christine!“ rief jetzt Herr Bosse, beugte sich weit aus dem Wagen und ließ den Kutscher halten. Er rief und winkte Christine, die Köchin, heran, die, leise vor sich hinweinend, an den Wagen trat.

„Ach, Herr, wo soll ich man noch hin? Ich kann's gar nich finden.“

„Schon gut, Christine, ist nicht mehr nötig; gehen Sie nur nach Hause.“

„Ach, Herr, wo soll ich man noch hin? Ich kann's gar nich finden.“

„O ja, Herr!“

Jetzt hielt der Wagen vor der Urania, und Herr Bosse bemerkte schon beim Aussteigen an einem Parterrefenster seine Gattin. Die Festsäle der Urania befanden sich nämlich im ersten Stock, und zu ebener Erde waren ein paar Empfangssalons und die Garderobenzimmer.

Als Herr Bosse und Marianne den Korridor passirten, öffnete sich die Thüre des Empfangssalons, und Frau Bosse winkte die beiden herein. Sie fanden auch den Herrn Dr. Römer vor.

„Ich habe eben auch den Herrn Doktor abgefangen,“ begann in einem recht kampfsüchtigen Tone Frau Bosse, „ich hab's da oben nicht länger aushalten können, all die guten Freundinnen tuscheln und picheln und lachen, es ist infam. Aber die Geschichte mit dem zerrissenen Kleid kann unmöglich vorgebracht werden, ganz unmöglich! Lächerlich — unsere einzige Tochter sollte nicht noch ein zweites Ballkleid haben? Die Leute können ja von Deiner — Sparsamkeit nichts wissen. Wir müssen eine Ausrede vorbringen.“

„Ja, liebe Frau, aber welche?“ fragte etwas kleinlaut Herr Bosse.

„O, es gibt eine sehr einfache und plausible Ausrede,“ entgegnete mit einem zornigen Blick auf den Doktor Römer Frau Bosse, „man brauchte nur zu sagen, der Herr Doktor sei plötzlich unwohl geworden; aber der Herr Doktor sagt, er kann durchaus nicht nach Hause gehen, er muß sich da eben heute abend noch verloben!“

„Hm, ja, ich weiß,“ sagte Herr Bosse, „ich soll ihm sogar dabei behilflich sein.“

„Was, Du? Der Herr kompromittirt unsere Tochter, und Du —?“

Ein bedeutendes Quantum Aerger und Aerger stieg in Frau Bosse auf. „Hör 'mal, Bosse, einen Augenblick.“

Sie zog ihren Gatten in das kleine Nebenzimmer.

Dr. Römer trat schnell an die Seite Mariannens.

„Marianne, Ihr Herr Papa hat mir gesagt, ich brauche nicht länger zu warten.“

„Nein, das brauchen Sie auch nicht. Adieu!“

„Hm, Sie sind mir böse?“

„Ja, sehr böse. Mein Vater ist mir zu gut, viel zu gut, um so von Ihnen geäfft zu werden. Sie sind ein übermütiger Mensch! Sie haben mit mir gespielt, als wäre ich Ihre Puppe. Ich bin aber keine Puppe.“

„Aber, Marianne —“

„O, ich weiß, Sie sind ein geistvoller, lustiger Mann, der seinen Witz an uns übt, und innerlich lachen Sie uns aus. Das sind ja auch ein paar prächtige Objekte: das dumme Pensionsfräulein und der gutmütige, leichtgläubige Vater.“

„Mein Fräulein, Sie beleidigen die Dame, die ich mir zur Gattin erkiest habe.“

„Ich für meine Person hätte Ihnen das ja gar nicht so furchtbar übel genommen. Ich habe wohl selber Schuld, daß Sie nicht mehr Respekt vor mir haben. Aber mein guter Papa, der hat's nicht verdient. Sie haben zu rücksichtslos gehandelt.“

Dr. Römer war sehr bleich geworden und entgegnete mit merklich unsicherer Stimme:

„Das schlimmste bei dieser Sache ist, daß Sie recht haben, mein Fräulein. Ich glaubte, daß Sie mich auch ein wenig lieb hätten, und das Glück hat mich übermütig gemacht. Und so habe ich mein Glück — verscherzt. Sollte ich wieder einmal in Versuchung kommen, übermütig zu werden, so werde ich dieser Stunde gedenken, in der mich ein Mädchen so gedemütigt hat.“

„Demütigen? Wie kann ein Mädchen wie ich einen Mann wie Sie demütigen?“

„Ich schwöre Ihnen, Sie haben es gethan!“

„Dann will ich mich auch demütigen. Ich glaube, Sie sind doch ein guter Mensch.“

„Marianne! Süße, liebe Marianne, halte mich für einen Raubmörder, aber sage mir, daß Du mich lieb hast!“

Marianne aber sagte nichts dergleichen, sondern sank wortlos in die Arme des Philosophen.

Als sie sich wieder frei gemacht, sah Marianne ihre Eltern, mit den Ausrufen höchster Verwunderung, herbeieilen.

„Herr Bosse,“ sagte Dr. Römer in seinem bekannten schüchternen und verlegenen Tone, „ich kann Ihnen jetzt den Namen meiner Verlobten nennen, und wenn Sie nun die Güte haben wollten, ein gutes Wort für mich bei den Eltern einzulegen.“

„O, Sie sind ja ein ganz infam schüchterner Mensch!“ rief Herr Bosse.

„Und, wenn ich so sagen darf, verehrte Frau Schwiegermama, wie denken Sie über diese Ausrede?“

Dabei umfaßte der Philosoph seine Schwiegermama und küßte sie.

Fünf Minuten wollte der Philosoph nicht gestört haben, da stürzte ein Herr ins Zimmer.

Dabei umfaßte der Philosoph seine Schwiegermama und küßte sie.

Rehe im Winter.

(Hiezu das Bild Seite 357.)

Im Oktober und November verändert sich bei dem Rehen Haar und Farbe der Decke; während sie im Frühjahr und Sommer mit dem kurzen und straffen Grannenhaare von dunkler, rotrostiger Farbe bedeckt sind, tragen sie im Winter das längere, gewellte und weiche Wollhaar, das eine braungraue Farbe hat. Beim Beginn des Herbstes wirft der Rehbock ab, das heißt er verliert sein hübsches, zierliches Gehörn, und verbirgt sich mit seiner Familie möglichst im Dickicht des Waldes, als ob er sich seines weniger schönen und stattlichen Ansehens schämte.

Im Gegensatze zu dem Hirsche wird das Reh nur selten in größeren Rudeln angetroffen, sondern liebt es, in kleiner Gesellschaft umherzustreifen, auch steigt es in gebirgigen Ländern niemals so hoch hinauf, als der Hirsch. Der Rehbock zieht gewöhnlich mit zwei, höchstens drei Ricken in den niederen Waldungen und den Feldern vor denselben umher und thut sich häufig des Nachts in den letzteren zur Ruhe nieder. Ein so reizendes Tier ein Rehbock mit aufgesetztem Gehörn, dem schwarzen Mäulchen und den wundervollen Lichtern (Augen) auch ist, ein so bösartiger Geselle kann er mitunter sein und seine Ricke wie die Kitzchen in empfindlicher Weise mißhandeln; hat er indes abgeworfen, so verhält er sich ruhig und still.

Sobald der Boden des Waldes eine Schneedecke trägt, dann steigt das Reh in die lichteren Vorholzungen hinunter, um sich an der Rinde der jungen Laubbäume, kleinem Gestrüpp, einzelnen stehen gebliebenen Grashalmen und Moosen zu äsen, die es oft erst aus dem Schnee herauskratzen muß. Hat es aber getaut und ist dann wieder Frost mit Schnee eingetreten, so beginnt eine Zeit der schrecklichsten Not für die armen Waldtiere; wie oft stößt man dann auf Rehe, die bei dem Versuche, das Eis aufzuscharren, um zu dem darunter verborgenen Moos zu gelangen, sich die Hufe oder Schalen vollständig abgerissen haben. Der Hunger treibt die Rehe, die zu dem am meisten scheuen Wild gehören, häufig in die umliegenden Dörfer bis in die Höfe und Gärten der Bauern, wo sie oft erschlagen werden.

In den meisten Waldungen sind während des Winters große Futterschuppen für Hoch- und Rehwild errichtet, an deren Raufen man ganze Scharen von Hirschen und Rehen sehen kann; wo diese Schuppen aber nicht eingerichtet sind, geht sehr viel Wild im strengen Winter elend zu Grunde. Unser Bild zeigt im Vordergrunde einen Bock, der abgeworfen, und eine Ricke, die sich hinter einigem Strauchwerk niedergethan hat.

v. D.

Literatur.

— Das neueste Werk des bekannten Schriftstellers Dr. Hans Blum „Das deutsche Reich zur Zeit Bismarcks" (Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien) hat gleich nach seinem Erscheinen großes Aufsehen und viel Streit hervorgerufen. Wir denken aber, wenn auch der Verfasser in dieser oder jener Einzelheit für seine Behauptungen den unumstößlichen Beweis schuldig bleibt und wenn auch von seiten des Altreichskanzlers selbst jeder Einspruch auf das Werk in Abrede gestellt wird, so büßt dasselbe in den Augen wirklicher Vaterlandsfreunde damit nichts an seinem Wert ein. Es ist hier die mächtige Persönlichkeit Bismarcks so überall in den Mittelpunkt der politischen Geschichte von 1871 bis 1890 gestellt, daß sich wie von selbst der Maßstab für alle Parteien und Politiker dieser Zeit, für Bestrebungen und Handlungen, Reden, Gesetze und so weiter ergibt. Lebendig bewegt fließt die Erzählung dahin und mit Recht wurde bemerkt, es lese sich zum Beispiel die Schilderung der Schwindelperiode in der Milliardenzeit wie ein spannender Roman, während der großartige Aufbau und [illegible] Segen der sozialpolitischen Gesetzgebung Deutschlands wohl selten so deutlich und anregend gezeichnet worden wie hier. Im übrigen wird der Leser eingeführt bald in die geheimsten Züge der diplomatischen Kunst Bismarcks, bald in die Irrgänge seiner Widersacher, die jeden Schritt seiner Leitung zu hemmen suchen; bald endlich in die Seelen-, Gedanken- und Willensarbeit des Fürsten, welche neue, große Pläne erzeugt, gestaltet und ausführt mit unerschöpflich genialer Kraft. Allen Verehrern Bismarcks, dem ganzen deutschen Volke darf dieses Werk als Führer durch die größten Tage unserer neuesten Geschichte empfohlen werden.

Oberbaurat Karl Frhr. v. Hasenauer.

Mit dem am 4. Januar zu Wien plötzlich einem Herzleiden erlegenen Freiherrn von Hasenauer ist der letzte der vier Baukünstler hingeschieden, denen die Kaiserstadt an der Donau den Besitz der schönsten Monumentalbauten der Gegenwart verdankt. Als selbständiger Künstler übertroffen von Ferstel, dem Erbauer der Votivkirche und des Universitätsgebäudes, von Friedrich Schmidt, der das neue Rathaus und das kaiserliche Stiftungshaus geschaffen, und von Hansen, dem Wien das Reichsratsgebäude verdankt, hat Hasenauer seinen Namen verewigt durch die großen Prachtbauten der Hofmuseen, des Hofburgtheaters und der wenigstens in seinen Entwürfen vollendeten Hofburg. Lebhaft angegriffen, weil er angeblich über die Mitarbeiterschaft Gottfried Sempers an den beiden ersten Prachtbauten einen Schleier zu breiten suchte, wurde er durch Auszeichnungen sowohl seitens des Hofes als seiner künstlerischen Genossen entschädigt. Am 20. Juli 1833 in Wien geboren, erhielt er als Schüler der Erbauer des Wiener Opernhauses van der Nüll und Siccardsburg schon mit 21 Jahren den ersten Architekturpreis der Wiener Akademie, später für den Florentiner Dom den zweiten, für die Wiener Hofoper den dritten Preis, für seine Entwürfe auf der Pariser Weltausstellung 1867 die Ehrenmitgliedschaft des Instituts der britischen Architekten. Ihm wurde die architektonische Ausgestaltung der Wiener Weltausstellung 1873 übertragen, eine Aufgabe, die er mit feinem Geschick und Geschmack löste. Die Künstlergenossenschaft wählte ihn 1878 zum Vorstande, 1889 zum Ehrenmitgliede und trat auch mit Hingebung für ihn ein, als der schöne Prunkbau des Burgtheaters hinsichtlich der Eignung für schauspielerische Darstellung vielfachen, zumeist unberechtigten Tadel erfuhr. 1892 wurde Hasenauer zum Rektor der Kunstakademie gewählt. Hasenauer wußte mit außerordentlichem Geschick die Bildhauer, Maler und Kunstgewerbtreibenden zu wählen und anzuleiten, die seine Bauten auszuschmücken hatten und wenn er in Bezug auf Originalität

Freiherr v. Hasenauer.

in der Konstruktion seiner Bauten nicht der Erste war, so gehörte ihm die Palme doch unbestritten als Künstler in geschmackvoller Einteilung und Ausstattung der Innenräume.

Aphorismen.

Oft hält man für das Morgenrot einer glücklichen Zukunft, was nur der letzte wehmütige Abendschimmer unseres scheidenden Lebensglückes ist.

Adel der Seele ist eine Blume, die oft erst auf dem Grabe zerstörter Hoffnung erblüht.

Ewald Böcker.

Notizblätter.

Bühne.

— Das neue Jahr brachte einige Personalveränderungen an den Wiener Bühnen. Fr. Janisch und Frl. Kramm verlassen das Burgtheater, letztere spielt nun die Rolle der Hausfrau; Fr. Baudius-Wilbrandt scheidet vom Raimund-Theater, das in ihr seine einzige bekannte Bühnengröße verliert. Ob der neue Direktor des neuen Theaters diesem damit gedient hat, daß er einen Regisseur zweiter Güte und Schauspieler noch geringerer Rangordnung hielt und eine Künstlerin ersten Ranges ziehen ließ, scheint mir sehr fraglich. Im Interesse der Disziplin nahm der Direktor Partei für den Regisseur gegen die sich diesem nicht unterordnen wollende Künstlerin. Disziplin muß sein, gewiß, aber ein klügerer Direktor hätte vielleicht doch den Streit geschlichtet, indem er der Künstlerin unter vier Augen gesagt hätte, sie verstehe gewiß mehr vom Theater, als er und seine Regisseure zusammen — er hätte damit wohl nur die Wahrheit gesagt — aber er bitte sie, im Interesse des Institutes der Disziplin zu liebe ein gutes Beispiel zu geben, und andererseits dem Regisseur, er dürfe nicht vergessen, daß er eine Künstlerin ersten Ranges von ungewöhnlicher Bühnenkundigkeit und Erfahrung vor sich habe.

— Am denkwürdigen Abend des 5. Januar 1894 brachten — in Wien meines Wissens noch nicht dagewesen! — vier Theater zugleich Neuheiten. Erfolg, unbestrittenen, ja stürmischen Erfolg, hatte das Theater an der Wien mit der Operette in drei Akten von Karl Zeller, Text von M. West und L. Held: „Der Obersteiger." Liebliche, heitere, herzerfrischende Musik; unterhaltender, lustiger Text; amüsante Handlung, ungemein glänzende Darstellung, geschmackvolle und reiche Ausstattung, geschickte Inscenierung tragen zum Erfolge bei. Aufzu freilich darf man bekanntlich bei einer Operette nicht sein. Wenn der Schauplatz in einem kleinen deutschen Fürstentum während der ersten Hälfte des Jahrhunderts ein Streik in einem Bergwerk geplant wird und dabei moderne Schlagworte fallen, so läßt man sich durch die humoristische Behandlung des Stoffes gern verführen. Zellers Partitur enthält zahlreiche hervorragend schöne Nummern, von denen viele wiederholt werden mußten — bei der von Girardi gesungenen Dorfgeschichte mit Chorbegleitung im zweiten Akte wollte man sich nach dreimaliger Wiederholung noch nicht zufrieden geben — so die Eintrittslieder des Obersteigers (Girardi), der Gräfin (Frl. Pohlner), ein Terzett und der Schlafwalzer „Glück auf!" im ersten Akt; ein komisches Duett (Girardi und Fr. Lori Stubel als treulich Alte), das Liebesduett (Streitmann als Fürst und Frl. Pohlner), das Terzett der Damen Pohlner, Streitel und Biedermann im zweiten und ein reizendes Liebesduett nebst einem mit Witzen und Schlagern gespickten Couplet von Girardi im dritten Akt. Diesen Künstler muß man in jeder neuen Rolle aufs neue bewundern. Er spielt den Obersteiger im ersten Akt — später wird er Kapellmeister und Dichtergeheimrat — als hätte er sein Leben lang im Bergwerk zugebracht. Bewundernswert wie seine Vielseitigkeit ist seine Kunstfertigkeit, trotzdem er, ohne eigentlich ein Sänger zu sein, gut und wirkungsvoll zu singen versteht.

— „Eine böse Nacht", Lustspiel in drei Akten von Wilhelm Meyer im Burgtheater, wurde abgelehnt. Der sehr Schwank verdiente kein besseres Schicksal. Ich gehörte nicht zu den Bewunderern von Meyers „Kriemhilde", hatte aber doch nach dieser Besseres vom Dichter erwartet. Was von Beifall zu hören war, galt den Schauspielern. Thimig als Provinzler, der sich nobel duellieren will, war unbezahlbar. Gespielt wurde überhaupt, insoweit es die Rollen zuließen, vortrefflich. Der Trost bleibt ja einem meist auch bei einem schlechten Stück im Burgtheater: es wird meisterhaft gut gespielt.

— „Das Bild des Signorelli", Schauspiel in vier Akten von Richard Jaffé, brauchte viele Jahre, um über Berlin und Deutschland nach Wien ins Raimund-Theater zu kommen. Das Stück dreht sich bekanntlich um einen Gewissenskonflikt. Der kunstverständige Professor Weede verkauft als Kunstkenner seine Ueberzeugung und Namen, um die „Ehre" seines Sohnes, eines verschuldeten Offiziers, zu retten. Die vielen theatralisch gut gemachten Effekte des Dramas verfehlten nicht ihre Wirkung auf das Publikum, dessen Mehrheit auch an der Darstellung, die mich keineswegs befriedigte, keinen Anstoß zu nehmen schien. Herr Nochtel — dies ist der Name des eben im Bandius-Konflikt erwähnten Schauspielers und Regisseurs — war der schwierigen Rolle des Kunstprofessors, den seine Kunstlüge in die Nacht des Wahnsinns und Todes treibt, nicht gewachsen. Er spielt allerdings geradezu [illegible], aber es fehlen ihm die Kunstmittel zum Ausdruck solcher quälenden Seelenkämpfe, und es fehlt ihm vor allem die Natürlichkeit. Die Frau des Kunstprofessors spielte anstatt der Baudius eine Fr. [illegible]. Anderer solcher Paare machen noch keine Baudius. Den tüchtigen, braven, einen Sohn Oskar, Maler, gab Herr Klein etwas farblos, den leichtsinnigen andern, den Offizier, Herr Kangenberg zu verdummelt, die Tochter Käthe, den Backfisch, Frl. Leuthold; sie fühlt sich schon zu sehr als Liebling des Publikums und spielt schon zu viel auf Beifall. Ella von Tessen (Frl. Lenius) wird von den beiden Professorssöhnen geliebt, liebt aber den Offizier, während sie auch dem Maler eine andere als treue Schwesterliebe zu zeigen scheint, was sich offenbar nicht für sie schickt. Herr Kröger als Kunsthändler schien nach seiner Betonung nicht immer zu verstehen, was er zu sagen hatte, und Frl. Felder, sollte man sagen, für Dienstmädchen passe es sich nicht, so [illegible] „geschraubt" zu sprechen.

— Die Neuheit im Josefstädter-Theater ist eine Posse mit Gesang in fünf Bildern von Theodor Flamm und Gustav Rebhond: „Das neue Wahlrecht", eine Posse wie andere mehr, mit wenig Witz, ohne viel zu behagen. Mit Politik hängt die Posse nur durch den Titel zusammen.

— Am 7. Januar brachte das Burgtheater wieder eine Neuheit: „Der Wunsch", Märchenspiel in einem Akt von Rudolf Lothar. Der Einakter wurde beifällig aufgenommen, der Dichter hervorgerufen. Um ein wohlerwogenes Urteil abzugeben, müßte man das Märchen lesen; es mag ja eine gute Dichtung sein, ist aber keinesfalls eine gute Dichtung für die Bühne. Also ein Gedicht mit verteilten Rollen, um über das Wesen desselben zu täuschen! Warum aber wieder diese Täuschung zerstören, indem fünf Rollen von einem gestellt werden! Ein Dichter in Venedig (Herr Reimers) zu Ende des vorigen Jahrhunderts (Märchenmode für den Dichter zu Ende unseres Jahrhunderts), spricht über sich mit sich und mit einem Wucherer, einem verliebten Zauberer, einem Theaterdirektor, einem Phantom und seinem Freund Andrea (alle fünf Herr Krastel). Er liebt Nella (Frl. Hruby), Nella liebt Andrea. Der Zauberer gibt ihm einen Talisman, mit dessen Hilfe ihm ein Wunsch, binnen Tagesfrist ausgesprochen, erfüllt wird. Was wünschen? Gold? Ruhm? Liebe? Er kommt zu keinem Entschluß und wirft den Talisman ins Meer. Mit eigner Kraft muß alles errungen werden. Wenn diese aber ausreicht — wozu dann das ganze Einerlei? Das Gedicht hat einzelne hübsche Verse, schöne Stellen, auch einige mehr oder minder glückliche Versuche, dramatisch zu sein, aber zur Schönheit des Ganzen fehlt die Klarheit. Bei mir beeinträchtigte das Rätselhafte und Aufgetischte — übrigens nur ein Fehler, wenn man es bemerkt — die Wirkung und ließ keine rechte Befriedigung aufkommen. Herr Reimers und in einigen Verkleidungen Herr Krastel waren sehr gut, während Frl. Hruby aus ihrer Rolle nichts zu machen wußte. Viel ist damit wohl auch nicht zu machen.

R.

— Das „Theater Unter den Linden" zu Berlin brachte um Weihnachtszeit zwei Neuheiten heraus. Am 16. Dezember erschien zum erstenmal „Die Kosakin", eine Operette, deren Text M. West nach Meilhac-Millauds „La Cosaque" bearbeitet hat. Es ist aber ziemlich mäßig, dieser Text. Er erzählt von einer höchst excentrischen russischen Aristokratin, die nach Paris entflieht, um einer verhaßten Heirat zu entgehen, dort allerhand tolle Streiche verübt und zum Schlusse doch den Mann heiratet, den sie anfangs nicht wollte. Ein paar Couplets und eine Einlage, „eine Geschichte von Tolstoi", sind das beste am Libretto, und hier hat sich auch der Komponist Johann Brandl, dessen Musik sonst wenig Originalität nachgerühmt werden kann, von der günstigsten Seite gezeigt. Wenn die Operette dennoch einen Erfolg errang, so ist dies das Verdienst Ilka von Palmays, die in der Titelrolle so viel Bravour und Drolligkeit, so viel Laune und Pikanterie entwickelte, daß sie das Publikum völlig elektrisierte. — Wenige Tage darauf ging ein neues großes Ballet „Brahma" in Scene, das zum Gegenstande die Schicksale des aus dem Paradiese verbannten, auf Erden nach seiner Liebe suchenden indischen Gottes hat. Aber wer fragt bei einem Ballette groß nach dem Gegenstande? Wonach man wirklich fragt, das wurde hier in ausgiebigem Maße geboten. Besonders der erste Teil des Ballettes war reich an höchst geschmackvollen Aufzügen, bunt wechselnden Bildern und vor allem an wahrhaft entzückenden Farbenwirkungen. Ein als Gast auftretender Mimiker von der Scala zu Mailand spielte den Gott im Stile der italienischen Pantomimik; den Vogel aber schoß Signorina Elia ab, die durch die Kraft und Anmut ihrer tänzerischen Leistungen wiederum alle aufs höchste begeisterte, die sich für die heutige Tanzkunst erwärmen können.

— Ein Hohenzollerndrama ist Ernst Wicherts Schauspiel „Aus eigenem Recht", das am Berliner Theater mit lebhaftem Erfolge in Scene ging. Es hätte auch ein Bürgerdrama werden können; denn es ist ein zweiseitiges Stück. Es bringt den Großen Kurfürsten Kampf um und wider die alten ständisch-feudalen Privilegien Königsbergs und Ostpreußens zur dramatischen Darstellung; den einen Angelpunkt bildet die Gestalt des Schöppenmeisters Rode, des harten Verteidigers des Uebcrkommenen; auf der andern Seite steht der Große Kurfürst, der mit den alten Formen bewußt umspringt, weil ihm neue höhere Formen vorschweben. Die größere Sympathie aber fällt zweifellos dem Fürsten zu, weil er den Geist gegenüber dem Buchstaben, das schaffende Recht gegen das formale, das geschichtliche Recht des Werdenden gegen das des Gewordenen vertritt. Er ist auch dichterisch besser gelungen; er kommt, wenn auch nicht gerade als Mensch, so doch als geschichtliche Persönlichkeit gut zur Geltung. Minder einheitlich ist die Gestalt des Schöppenmeisters geraten: daß er, der Mann des strengsten Rechtes in Wort und That, bis zur Unwahrheit und rechtswidrigen Gewaltthat geht, um sein Recht durchzusetzen, das ist psychologisch wenig glaublich, jedenfalls wenig glaublich gemacht. Das Stück ist durchweg nach den Grundsätzen des Historiendramas älteren Stils gearbeitet; auch die Liebenden, die durch den Streit des Geschlechts getrennt werden, fehlen nicht. Eine ausschlaggebende Bedeutung für die Entwicklung unserer dramatischen Literatur beansprucht Wicherts Werk nicht; in seinen Grenzen ist es mit Geschmack und Wärme gearbeitet; die Vertreter der Königsberger Bürgerschaft und der Brandenburger

bewährt sind, welche mit wenigen Strichen anschaulich gezeichnet, zuweilen mit behaglichem Humor aufgefaßt. Das Stück hätte wohl eine nachhaltigere Wirkung erzielt, hätten sich nicht einige Darsteller einem solchen Zuge überlassen; am glücklichsten brachte Herr Sucke den Kaufmann zur Darstellung.

— „Der Herr Senator“, der Titelheld des neuen, am Deutschen Theater aufgeführten Lustspiels von Franz von Schönthan und Gustav Kadelburg, ist ein mächtiger Mann im Senate und an der Börse der freien und Hansestadt Hamburg; in seinem Hause aber ist er ein Tyrann, nach dessen Willen, Wünschen und Launen sich alles folgsam richten muß. Daß seine Tochter, die mit einem gutmütigen, aber schrecklichen Menschen verheiratet ist, nicht mehr nur die Tochter des Herrn Senators, sondern auch die Frau ihres Mannes sein sollte, das ist ihm noch nie eingefallen. Ein Fremder muß kommen, um ihm das klar zu machen; ein Berliner, der „alles macht“: Er bringt die beiden Gatten einander näher, er vermittelt die Vereinigung des Sohnes des Senators mit seiner Geliebten, einer bescheidenen Gouvernante, und trägt schließlich für sich selbst noch die Hand des zweiten Senatorstöchterleins davon. Ein harmloses Unterhaltungsstück, ohne weitere Ansprüche auf Situationskomik und Witzworte hin, mit nicht mehr und nicht weniger Geschicklichkeit, als eben nötig ist, gearbeitet, und gewürzt durch den Schatz Charakteristik, der in der Benützung der hamburgischen Mundart und der hamburgischen Eigentümlichkeiten liegt. Das schaulustige Publikum nimmt die leichte Kost um so lieber an, als Engels die Titelrolle zu einer feinen und annehmbaren Leistung charakterisierender Komik gestaltet, und von anderen ersten Kräften der Bühne aufs lustigste unterstützt wird.

— Das „Schiller-Theater“ ist nunmehr endgiltig gesichert. Es ist als Aktien-Gesellschaft konstituiert; der Verwaltungsrat hat Herrn Dr. Raphael Löwenfeld, den bekannten Interpreten Tolstois, zum künstlerischen Direktor gewählt. Der Zeitpunkt der Eröffnung steht noch nicht endgiltig fest. — Die Königlichen Theater veranstalten in jüngster Zeit einige sehr beifällig aufgenommene Cyklen. Das Opernhaus brachte im November und Dezember v. J. einen Wagner- und einen Mozart-Cyklus; im letzteren erschien des unsterblichen Meisters Jugendwerk „Die Gärtnerin“ in der trefflichen Bearbeitung von Max Kalbeck neu, und fand einen sehr warmen Empfang. Das Schauspielhaus führte im Januar Schillers sämtliche Dramen in zeitlicher Reihenfolge auf. — Im „Lessing-Theater“ trat im Dezember v. J. wiederum Eleonore Duse, angeblich zum letztenmale vor ihrem Scheiden von der Bühne, als Gast auf. Neues ist über diese phänomenale Menschengestalterin und Seelenkundigerin kaum noch zu sagen; was ihre diesmaligen neuen Rollen angeht, so errang sie als Magda in Sudermanns „Heimat“ den stärksten und als [illegible] den schwächsten aller ihrer Berliner Erfolge. B. Dt.

Sanitätspflege.

— Der von Tiermaler J. Bungartz in Lechenich (Rheinl.) kürzlich gegründete Verein für Sanitätshunde gewinnt zusehends an Ausdehnung. Derselbe stellt sich die lebenswerte Aufgabe, das Sanitätswesen im Kriege zu unterstützen und zwar das Aufsuchen versteckt liegender und schwer aufzufindender Verwundeter durch gut abgerichtete Hunde zu erleichtern. Der Jahresbeitrag beträgt fürs Jahr nur 3 Mark und es werden auch Krieger- und Samaritervereine als Mitglied aufgenommen. Die Flugschrift „Zweck und Ziele des deutschen Vereins für Sanitätshunde“ ist gegen Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken zu beziehen von J. Bungartz in Lechenich (Rheinland).

Länderkunde.

— Besuch bei den Kannibalen Sumatras. Erste Durchquerung der Battaklande von Deli aus. Von Joachim Freiherr von Brenner. 4° 380 S. Würzburg, 1894. Verlag von Leo Woerl, k. k. Hofbuchh. Da das Volk der Batak auf Sumatra sich seit Menschengedenken streng gegen alles Fremde abschloß, dem Reisenden, gleichviel welchen Volkes, das Eindringen ins Innere des Landes erschwerte, wenn nicht überhaupt unmöglich machte, umgab es sich selbst mit einem geheimnisvollen Zauber, der immer und immer wieder unternehmungslustige Reisende und kühne Forscher anzog. Oft zu deren Verderben. Denn die Batak von Sumatra sind noch heutigen Tags Menschenfresser der ärgsten Art. Freiherrn Joachim von Brenner, der schon früher zahlreiche Reisen in fremde Länder unternommen hatte, war es vorbehalten, eine erste Durchquerung der Battaklande glücklich durchzuführen. Freiherr von Brenner versteht es, wie das vorliegende Werk beweist, ausgezeichnet zu erzählen: ob wir ihn durch die Einsamkeit des tropischen Urwaldes begleiten oder mit ihm in die Dörfer der Kannibalen eindringen, den nächtlichen Tänzen zuschauen oder mit ihm den Worten eines braunen Burschen lauschen, der es ganz „natürlich“ findet, daß seine Leute die getöteten Feinde im Kochtopf schmoren — immer ist er fesselnd und anregend. Er schildert eingehend und anschaulich die Sitten und Gebräuche dieses wilden Volkes, das von großer Intelligenz und Schönheit ist, auf manchem Gebiete — wie zum Beispiel der Weberei — große Kunstfertigkeit, viel Geschmack und Formensinn entwickelt, dabei aber jeder Regung ritterlichen Verhaltens bar, verlumpt, feig und heimtückisch ist. Dem Verständnis des Lesers kommen viele, meist nach Originalaufnahmen des Reisenden ausgeführte, vortreffliche Abbildungen zu Hilfe, wie denn überhaupt die Woerlsche Verlagsbuchhandlung alles aufgeboten hat, die Ausgabe möglichst prächtig zu gestalten. Von größter Bedeutung ist der dritte Abschnitt des Werkes: Die in demselben niedergelegten wissenschaftlichen Errungenschaften dürften als eine sehr zu schätzende Bereicherung der Wissenschaft zu bezeichnen sein, es sind höchst interessante Mitteilungen ethnographischen und geographischen Charakters; gründliche Studien hat der fleißige Forscher auch in der Geologie des Landes, in Geschichte, Gesetzen, Sitten und Gebräuchen, sowie in Sprache und Schrift des Kannibalenvolkes gemacht, zahlreiche Schriftproben sind dem Werke beigegeben.

Völkerkunde.

— In der auf eine Reihe von Bändchen angelegten „Lothringischen Sammelmappe“ stellt der Lehrer und Schriftsteller H. Lerond alles zusammen, was er von Liedern, Kinderreimen, Sprüchen und sprichwörtlichen Redensarten, Ortsneckereien und Bauernregeln in dem wieder deutsch gewordenen Lande auffinden konnte. Die lothringische Spinnstube, das Kreuz in Lothringen, Wunderliche Steine und Felsen in Lothringen, die Mode in Lothringen und ihre Sagen, die Kirmes, die Hochzeitsgebräuche und die Totenfeiern im Lande bilden ebenso viele Hauptstücke dieser Sammelmappe, der wir in Deutschland eine nicht minder freundliche Aufnahme wünschen als in Frankreich die ähnlichen Sammlungen A. Theuriets aus Französisch-Lothringen gefunden haben. Von den bis jetzt herausgegebenen vier Bändchen dieser Sammelmappe sind die beiden ersten bei R. Hupfer in Forbach, die beiden letzten bei P. Even in Metz erschienen.

Ausstellungen.

— Unter Vorsitz des Prinzen Franz von Arenberg hat sich in Berlin am 21. Dezember v. J. das Deutsche Zentralkomite für die Antwerpener Weltausstellung von 1894 gebildet. Zum Vorsitzenden wurde Prinz von Arenberg, zu stellvertretenden Vorsitzenden: Reichsrat und Kommerzienrat Haßler, Augsburg, Generalkonsul Goldberger, Berlin, Kommerzienrat Lenz, Mannheim, Generalkonsul Benger, Stuttgart, gewählt; zu Delegierten in das Zentralkomite Geheimer Kommerzienrat Michels, Köln, Geheimer Kommerzienrat Thieme, Leipzig, Generalkonsul de Born, Antwerpen; in den geschäftsführenden Ausschuß: Freiherr von Ricke, Hamburg (Harburg), Kommerzienrat Lüdecke, Berlin, Kommerzienrat Wey, Berlin-Leipzig (Plagwitz), Geheimer Baurat Schneider, Herzberg; zum geschäftsführenden Delegierten Herr Karl Nemm, Charlottenburg-Berlin, und es sind an denselben alle auf die Ausstellung bezüglichen geschäftlichen Anfragen, Mitteilungen sowie Anmeldungen und so weiter zu richten.

Jubiläum der „Fliegenden Blätter“.

Am letzten Freitage des Jahres 1893 begann mit Nr. 2527 der 100. Band der „Fliegenden Blätter“ zu erscheinen und gleichzeitig feiert ihr Verlag ihr fünfzigjähriges Bestehen. Der Ehrentag dieser fröhlichen Wochenschrift, deren Wesen so urdeutsch ist, daß zum Beispiel die Idee einer Uebertragung in fremde Sprachen schon beim ersten Versuche aufgegeben werden müßte, bedeutet in der That so was, wie ein internationales Fest. Tragen doch die „Fliegenden Blätter“ die Kunde von deutscher Kunst und deutschem, warmherzigem Humor allwöchentlich nach allen Winden. In den Boulevardsrestaurants in Paris, in den Londoner Klubs, in den Caféhäusern der italienischen Städte werden sie heiß begehrt, in fremden Weltteilen treffen wir sie an, wo irgend Deutsche ihr Heim aufgeschlagen haben. Und in der Heimat gar werden in zahllosen öffentlichen Lokalen allwöchentlich wahre Schlachten um den Besitz der „Neuen Fliegenden“ geliefert — der ungezählten Familien nicht zu vergessen, deren Tisch sie zieren. In 95,000 Exemplaren fliegen sie in die Welt hinaus und vielleicht erlebt noch der 100. Band den 100,000. Abonnenten.

Neben der außerordentlichen Vollendung der künstlerischen Beiträge, die zum größten Teile in eminenter Holzschnitttechnik wiedergegeben sind, ist es, wie angedeutet, ihr sieghafter Humor, der ihnen diese beispiellose Verbreitung und Beliebtheit sicherte. Sie sind kein „Witzblatt“ im landläufigen Sinne. Witz ist ein kaltes, scharfes Ding wie eine blanke stählerne Klinge. Der Humor ist etwas Besseres, er ist ein Strauß aus Blüten des Geistes und des Herzens zugleich. Und in Kunst und Humor hat es unserm Jubilar nie ein Konkurrent gleich gethan, weil nie ein Konkurrent die beiden Dinge so köstlich zu vereinigen wußte. Nicht einmal in ihrer politischen Epoche, in der sie gegen bureaukratische Verknöcherung und vormärzliche Engherzigkeit und kleinstaatliche Philisterhaftigkeit in jeder Nummer einen lustigen Pfeilhagel entsandten, haben sie aufgehört, gemütlich zu sein. Darum sind sie immer und bei allen beliebt geblieben, weil ihre Art ein Uebelnehmen nicht zuläßt. Jedes Standes und jeder Rasse Eigenheiten müssen herhalten — aber nie ein Wort, das einen verständigen Menschen kränken könnte! Und noch eins: jedem Kinde kann man sie in die Hand geben, jedes Backfischchen kann sie ohne Erröten durchblättern und doch hat nie die geringste Prüderie in der Redaktion der „Fliegenden Blätter“ geherrscht. Das bedeutet eine größere Kunst, als man glauben möchte. Man muß nur sehen, auf welche Instinkte zwei Drittel der derzeitigen „Witzblätter“ ihre Popularität zu gründen suchen.

Schon im Jahre 1843 haben die Väter der beiden jetzigen Besitzer, Herausgeber und Redakteure, die Herren Kaspar Braun und Friedrich Schneider, den Plan zur Gründung des Blattes gefaßt; im Oktober 1844 erschien dann die erste Nummer. Kaspar Braun war selbst einer seiner besten und humorvollsten Karikaturenzeichner, er schuf eine Reihe der köstlichsten Figuren, der drolligsten Typen und hat politische und andere Schwächen seiner Zeit stets mit nie fehlenden Geißelhieben zu treffen gewußt. Auf Friedrich Schneiders Schulter lag neben der kaufmännischen hauptsächlich die redaktionelle Arbeit. Er hat dem Blatte wohl jenen behaglichen, familiären Grundton gegeben, der ihm mit eben so viel Geist als Pietät heute noch wie ein heiliges Vermächtnis erhalten wird. Das Unternehmen schlug durch. Zunächst wurde fast ein Dezennium viel in Politik gemacht und mit einem Freimut und einer Kraft der Satire, wie sie die heutigen politischen Karikaturenblätter nicht mehr kennen, ging man den Schwächen der Regierungen wie ihrer Unterthanen zu Leibe. Aber durchaus nicht von irgend einem Parteistandpunkte aus. Kein Fraktionsfanatiker führte etwa da die Knute, der Humor im bunten Schellenkleide schlug mit dem Narrenkolben zu — nach links und rechts, nach oben und unten. Und wenn in Eiseles und Beiseles Zeiten Duodezfürstelei und Polizeiherrschaft gehänselt wurden, so bekamen in den Gestalten von Wühlhuber und Heulmaier phrasendreschende Volksbeglücker, in Herrn Grafs köstlichen Reisebriefen beschränktes Pfahlbürgertum, im „Master Vorwärts“ der manchesterliche Geist und in tausend anderen Formen tausend andere menschliche Unzulänglichkeiten ihr Teil.

Der Generalstab der „Fliegenden Blätter“ vergrößerte sich rasch durch vortreffliche Kameraden. Graf Franz von Pocci, der Meister naiven süddeutschen Humors, der, wie vielleicht kein zweiter nach ihm, die Sprache der Kinderseele zu reden und zu hören verstand, wurde zum eifrigen Mitarbeiter in Bild und Wort. Seine bekannteste Schöpfung ist der wundervolle Typus des „Staatshämorrhoidarius“. Eine stattliche Reihe stolzer literarischer Namen figuriert in der Mitarbeiterliste der „Fliegenden“: ein guter Teil von Franz von Kobells Dialektgedichten und seinen „schampusfrohen“ Liedern, die schönsten Nummern von Scheffels „Gaudeamus“, von Karl Stielers altbayrischen und hochdeutschen Hochlandsdichtungen, Ludwig Eichrodts feuchtfröhliche Poesie, sein Biedermaier, sein Horatius Treuherz — das alles nahmen zuerst die „Fliegenden“ in ihre Spalten auf. Gerstäcker, Egon Ebert, Levin Schücking, Emanuel Geibel, Ludwig Pfau, R. Reinick, Fr. Hornfeck, L. Steub, Herloßsohn, Franz Trautmann, Hackländer, Kalisch, Ludwig Hevesi, E. Bormann, Schmidt-Cabanis, Schultes, Marzroth, Dingelstede, H. Schmid, L. Fulda, sind in den 99 Bänden der „Fliegenden Blätter“ durch Beiträge vertreten. Zur alten Garde gehört als Dichter und Zeichner Eduard Ille, dessen Tierkarikaturen, dessen wunderbare Stilisierungen „nach berühmten Meistern“, dessen köstliche Zeichnungen zur „sentimentalen Jurisprudenz“, zu Eichrodts Bänkelsängerweisen wohl zu den Perlen dieser Blätter zählen. Auch Franz Bonn, dessen schalkhaftes Pseudonym von Miris auch auf den Titelblättern ungezählter Jugendschriften zu treffen ist, ist einer von der alten Garde. Bald sind's anmutige Lieder, die er bringt, bald gesalzene „Schnadahüpfeln“ über irgend welche Neuerung in der Kunst, bald übermütige Schwänke in Prosa, lustige Naturgeschichte und so weiter. So manches Stückchen aus den „Fliegenden“ ist längst zum Volkslied

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.

Auflösung des magischen Kreuzes Seite 283:

Ber	le	tei	Li	se	el
Pr	a	te	Ne	an	der
Rei	te	ter	Al	der	tum
O	li	ve	Ti	no	de
Li	tro	ne	Ro	le	li
Be	ne	dig	Pe	li	kan

Homonym.

Einen Träger hoher Würde
Willst du hier vielleicht doch nahn,
Oder mannigfache Bürde
An Geschäftigkeit entfalten!

Nicht nur geist'ge Schätze winken
Neben ihnen, noch besiehe
Auch in weißem Brei und Schinken
Wohl für manchen ein Magnet.

Hoch empor zum Himmel ragend,
Frommer Andacht geweiht,
Türme mit dem Kreuze tragend,
Dem Symbol der Christenheit.

Teurer wohl dem deutschen Herzen
Unter allen keiner ist,
Als der eine, den mit Schmerzen
Sie Jahrhunderte gemißt.

Ein Geschlecht, das seinen Adel
Nicht im Wappen trägt allein:
Sprossen ohne Furcht und Tadel,
Die dem Vaterland sich weihn.

Mut, den Korsen zu bekriegen,
Hat den Vorfahr einst beseelt,
Und der Sohn, nach unsern Siegen,
Mit am Friedenswerke webt.

(M. Sch. Kassel.)

Auflösung des Bilderrätsels Seite 283:
Geschwind zum Hut, langsam zum Beutel.

Auflösung des Anagramms Seite 283:
Salice, Israel, Serail.

Digitized by Google

Blumenlese aus den „Fliegenden Blättern".

Franz v. Pocci: „Der Staatsbürgerkodarius" findet bei der Rückkehr aus dem Urlaub traurigste Altersschäden.

L. Braun: Gäste und Leute in Leipzig: „Sie Modell, wo in dem Her das Skizzenbild von Ihnen is?" — „Ja Herr L. Ich kann ich Ihn sagen, das weeß ich nich — Ich sind ich glabe, das is Jahrmarktsbild, da stehen Sie noch als Zeug Feuerspeier. Ja!"

Entschuldigt. Spitzweg: „Wos? Tod wolle wir emol leben, Herr Stabsfeldwebel, ich mit mein Herr was lange Jahre Bursch' — Ich ihn nit mehr will!"

Eduard Alle. In Wieland Gottlob Nicolaus's Gedicht zum Abschiede des Viertertertianers Samuel Schlotterbeck bei seinem Abgange von Kerlsruh.

Moritz v. Schwind: Aus den Cyclus Gentlemanliche Leiden: „Die Verwandte des Generals". (Haushalts gegebener Punkte sind es manchmalen Personen durch die Länder von drei Generalstaaten immer zu hören.)

Meister Borstig und sein Freund Mitfinder. Meister Borstig gibt seinem Freunde Mitfinder gute Ratschläge zu einem Haltegangsgebäude auf ihre Tauglichkeit, das Mitfinder einen Orden eintragen soll.

Der Frosch und die beiden Gänse. L. Busch: Schlußbild aus dem Cyclus „Der Frosch und die beiden Gänse."

„Drei Wochen war der Frosch so krank,
Jetzt tanzt er wieder. Gott sei Dank."

Heimliche Andachtsübungen aus dem Schreibhefte des kleinen Moritz.
L. Oberländer: Die Prüfung.

L. Richter: Sammanee.

Trinker-Paradox. Vergehen war's Ihre gehern und gehern war's Ihnen heut und heut wird's wieder morgen, bis ich noch Hosf' kaum'! Es ist wirklich ein rechter Skandal!

Hingaker: Abenteuer. Parodie zu einer bekannten Gedichte von einem Dichter im Mittelalter.

Franz Stuck: Studenten-Kommers. Aus einem Cyclus.

greifen, so manches Thorheitskind hat in ihnen seine Heimat, Leute von gestutzten Worten, über deren Ursprung und Deutung sich vielleicht Sprachforscher die Köpfe zerbrechen, so es ihnen entlehnt. Das Lahrer Commersbuch, dies praktische Handbuch deutschen Humors im Liede, verdankt ungezählte seiner lustigsten Gesänge der gleichen Quelle.

Gleich glänzende Namen wie die Liste der literarischen Mitarbeiter und deren noch mehr enthält das Verzeichnis der Künstler, die zeichnerische Beiträge lieferten. Moritz von Schwind, der große Poet des Zeichenstifts. Spitzweg, der liebenswürdigste deutsche Genremaler, der je gelebt hat, der genialste Wilhelm Busch, der feinsinnige Landschafter Lichtenheld, Lossow, Anton Müller, der gemütvolle Zeichner politischer Karikaturen H. Dyck, Schmolze, Metzenthiner, Walter, Adam, Emanuel Leutze, L. Braun, J. Alexanderson, Stroehder, der jetzt noch wacker mitarbeitet seit seit dem Bestehen der Blätter und deren Beiträge nach Tausenden zählen müssen, waren thätig am Werke. Ueber die beiden Großmeister des Humors, Wilhelm Busch und A. Oberländer, ist hier Neues wohl kaum zu sagen. Sie sind Matador ihrer Art und im Auslande nicht weniger bewundert als in der Heimat. Oberländer hat nahezu ausschließlich für die „Fliegenden" gearbeitet und die Sammlung seiner Zeichnungen, die als „Oberländeralbum" erscheint, ist thatsächlich eine Geschichte deutscher Kultur der letzten Vierteljahrhunderts. Jede äußerliche und jede aktuelle Modethorheit hat er festgenagelt, jede politische und soziale Hohlheit hat er persifliert, jeder Verwirklichkeit hat er einen Trumpf gegeben. Heute ist der „Generalstab" zahlreicher noch als je und der eine Sohn des Mitbegründers, Hermann Schneider, selbst ein darunter Mitarbeiter der „Fliegenden" und Historienmaler von Rang, führt immer neue Kräfte dem alten und einzigen Werke zu. Der Raum gestattet es uns nur, die trefflichen Kunstler kurz aufzuzählen: da ist Ludwig von Nagel, der unübertroffene Pferdemaler und Chronist des Soldatenlebens, der eminente Charakterzeichner Hutzinger, da sind der geniale Schlittgen, Arno Reinicke, Albrecht, Conrad, Erdmann Wagner, Jos. Wandt, Fritz Wahle, Flothow, der elegante Schilderer modernen Lebens, Fr. Stahl — auch einer noch von der Alten — dessen scharfe Kennzeichnung der Charaktere sich mit hoher malerischer Darstellung eint, Franz Stuck, der sowohl urkomische Karikaturen als wundervolle Vignetten und Phantasiebilder lieferte. Da sind die Humoristen Emil Reinicke, Graf, Hengeler, Th. Heine, Kirchner, der Meister Schlieszmann, der liebenswürdige und überaus intime Hermann Vogel, der den Märchen so wundervoll zu reden weiß, G. Bucher mit seinen feinsinnigen, genrehaften Scenen, und so weiter. — Im April 1894 schied Friedrich Schneider aus einem Arbeit und Erfolgen reichen Leben, im Herbst 1879 folgte ihm sein Freund Oskar Braun nach. Der Sohn des Ersteren, Julius Schneider, und der Sohn des letzteren, Kaspar Braun, sind, wie anfangs gesagt, die jetzigen Besitzer und Leiter der „Fliegenden Blätter". Sie halten ein unverbrüchlich treues Festhalten an der überkommenen und bewährten Tradition mit dem feinsinnigsten Eingehen auf die Forderungen und Errungenschaften der neuen Zeit zu einigen gewußt und wo jene sie mit das Richtige getroffen haben, beweist die unbegrenzte und bezeugte Beliebtheit, der Weltruf und das stetig wachsende Ansehen des Jubilars, dem diese flüchtigen Zeilen gewidmet sind, der „Fliegenden Blätter".

A. v. L.

Schwanen-Fabel.

Von **Jar. Vrchlický**, nacherzählt von **Heinr. Löwner**.

Gleich einem Riesenpalast ragte die Schloßfeste Usk zum winterlichen Himmel hoch in die Lüfte und zum eisgrauen Gewölk empor, im hellsten Silberglanz erstrahlte des Tages Zier, des Mondes Licht erhellte das Weiß des frisch gefallenen Schnees, sich mitteilend auch den trotzigen Gebärden des am Thore Wache haltenden Drachenpaares und in purpurrote Tinten getaucht erglitzerten der weiten Gemächer wohlgefornte Fenster. Von dem Lustwall gestohlen Düften herab brannte des Berges klares Oel, während ein Meer von Flocken auf Cornwallis' dichte Waldungen fiel und sie bedeckte, so daß Hund und Reiter zur Burg die richtige Spur verloren. Horch! dieweil da drauhen der Wind pfiff, harrten des Schlosses tagheil erleuchtete Saalräume fröhliche Menschenkinder, der Becher kreiste, ein Kranz von schönen Frauen und reizenden Mädchen verschönerte die Gegenwart, des Waldhorns Schall tönte mächtig und edler Knaben Gesang. Von dem Getriebe der Menschheit fern verbrachte man hier bereits den dritten Monat, durch Schnee versetzt, allein der Frauen Wangen blühten und der Ritter Neigung zum schönen Geschlecht ward immer größer, während der Tage und der Nächte Stunden durch Spiel und zucht'gen Scherz und allerlei Kurzweil ausgefüllt wurden.

Auf seinem Thronsessel kummervoll, gehüllt in ein Bärenfell, König Artus, an einem Tische Mordred, der den Herrscher trügt und der schönen Ginevra Sinn bethört, während abseits in einer Fensternische Merlin steht und die Landschaft betrachtet und Ritter Erek und der Schalksrecke Iwein schauen, wie Elena und Viviane sich am Schachspiel ergötzen. Der Sänger fällt wieder in die Saiten und entlockt ihnen heitere und ernste Töne, wirr klingen schon Mordreds Worte und der Mond in voller Scheibe schaut in die Fenster, Silberfäden windend um die Gestirne und Purpurwürfe und um Merlins schneeweißes Barthaar. „Sind wir in diesem Schlosse verwünscht?" spricht Artus zu seiner Höflingsschar. „Alles ist ertötet, die Natur trauert, der Baum zeigt keinen Lebenssunken, zu Eis erstarrt ist des Flusses Naß; ein gewaltig Sehnen faßt mich, wann wird der holde Frühling wiederkommen, nach Jagden, nach des Waldes tiefes Dunkel geht mein Verlangen." — „Nach Kämpfen und Gefahren," fiel Erek Artus in die Rede, „lechzt es mich," während Iwein im stillen dachte, ihm gehe nichts über der Liebe Glück.

„Hier mit Rat zu helfen," meint Merlin, „ist vergeblich, Wunder können hier nicht wirken, nur die Zeit und in ihr die Geduld; der Frühling wird wieder den rauhen Gesellen erlösen" — und wirft dabei einen ernsten Blick auf Mordred, der Ginevras Gürtel ergriffen.

„Und wie mit dem Frühling, so steht es mit der Liebe. Sie kommt von selbst, willig, ohne Zwang, wie das wahre Glück auf Erden kennt auch sie weder List noch Trug, als ein himmlisch Geschenk zieht sie in des Menschen Herz ein. Verscheuche drüben aus dem Parke den winterlichen Schatten, bevor der Lerchen Gesang und die melancholischen Töne der wohlklingenden Stimme des Singschwanes ihren Einzug in ihr halten: denn jeder birgt im eigensten Herzen den holden Knaben (Frühling) selbst."

Mit Sehergabe verkündet er gestreng diese Worte. Ginevra lauschte auf, sie wandte sich züchtig verschämt von Mordred ab, ihr Auge glänzte von einer Thräne befeuchtet, und vor Artus niederfallend, erhob sie die Hände. Mit einemmal änderte sich alles in dem seenhaften Saale. Merlin trat jetzt zur Nische und rief:

„Sehet doch, wie das Morgenrot die Nebel verscheucht, es fliegt das hehre Tageslicht, füllet den Becher, denn das Frühjahr hält bereits (morgen) seinen Einzug.

„Hört ihr, wie das altersschwache Eis sich bricht, blickt hin, wie ein Schwarm von Schwanen die Flut hinzieht! Die Natur lüftet ihren Schleier, frisch fließen schon gleich Brillanten Bäche, Flüsse, Ströme. Die wahre Liebe ist und bleibt stets Siegerin; ihren Thron, o, blickt doch hin, ziehen die Schwäne, der Fortschritt, der Einsamkeit und des Tages Vögel, die besser denn des Donners Schläge des Eises Schollen brechen." Und wie im Kreise tritt alles zum Fenster. Welch ein Wunder! In Purpur versank die ganze Welt. Auf dem Gewässer rasch daher eilte ein Zug von weißen Schwänen, die heilige Liebe auf einem Blumentische ziehend. Zum Neuig neigt sich die holde Ginevra und mit vor Thränen erstickter Stimme steht sie um Mitleid und Erbarmen von Artus Seite und will wieder die Seine wie ehedem sein. Alsbald verlor sich Mordred, der Arglistige. Und wieder füllen bis an den Rand die Pagen die Becher, die Sonne strahlt hernieder auf aller Blicke, Frohsinn und Fröhlichkeit halten zugleich mit dem Frühjahr ihren Einzug. Die Häupter erheben alle — da mit einemmale schmolz das Weingefilde im Nebel und über dem Schnee klang die erste Lerche.

Schwanen-Fabel.

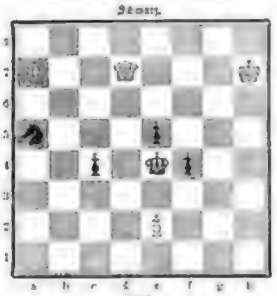
Schach.

(Redigirt von E. Schallopp.)

Aufgabe 15.

Von Felix Pracher in Chicago.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt in zwei Zügen mit den beiden Züge matt.

Auflösung der Aufgabe 12 S. 286:

D. 1) L g 8 — b 3
E. 1) T f 5 — f 4
2) D b 7 — f 7 †
2) L b 3 — d 5 †
2) S e 5 — d 7 †
2) S e 5 — c 4, L b 3 — c 4 matt.

A.
2. 1) K e 5 — f 4
2) D b 7 — b 4 †
3. 2) K f 4 — e 5
3) S e 5 — f 7 matt.

B.
2. 1) K e 5 — f 6
2) D b 7 — f 3
2) S e 5 — f 4
2) D b 7 — f 7 matt.

C.
2. 1) K e 5 — d 4
2) D b 7 — e 7 †
2) S e 5 — f 4, K d 4 — c 3
3) D e 7 — b 4, c Matt.

D.
2. 1) K e 5 — d 4
2) D b 7 — e 7 †
2) S e 5 — f 4
3) S g 3 — e 4 matt.

Briefmappe.

A. St.... in Wien, Berggasse. Empfehlene Sachen für uns nicht verwendbar. Briefliche Korrespondenz nicht möglich. Honorar für derartige Dichtungen nur dann, wenn sie neu und eigen sind.

M. H. in Danzig. Die Lösung des Preisräthsels erfolgt in Nr. 20.

T. A.... drin, Pola. Ihre „Monatshefte" ist in der Form recht hübsch gehalten, dem Inhalte nach jedoch etwas zu allgemein. Der Preis mag, wenn nicht etwas Besonderes, so doch etwas in besonderer Art zu sagen haben. Mit Mitbruder ist hier unbekannt.

Wilhelm H.... in Pelson. Antwort wurde Ihnen bereits in der „Briefmappe" von Nr. 10 (Seite 256) unter der Bezeichnung W. H. in D. ertheilt. Wir können uns lediglich auf die dort gemachten Mittheilungen beziehen.

K. Bruder in Köln. Ihr „Wilhelm" sowie die beiden Briefe der letzten Sendung haben mit in unsere Blätter leider keine Verwendung.

D. B. in Breslau. Die Formen „geschellt" und „Gestelle" sind die heut allgemein gangbaren; die anderen sind als Provinzialismen in unserer heutigen Schriftsprache nicht mehr gebräuchlich. Die Frankfurter bei Theorie „Gestelle" in Stuttgart seit jetzt nur noch mundartliche „Gestelle"; gutdeutsch für „Gestellmacher" ist sogar in französischen Wendungen übergegangen.

Griffin H. in W. C. Das Bild zu unserer Nummer 4 „Die Wolf" ist in Stöver, großer Holzgravüre bei T. A. Hoch Kunstverlag in Wien erschienen (Preis 18 „M) und durch jede Buch- oder Kunsthandlung zu beziehen. Alte Freude an hohen Bäumen können wohl alle unsere Leser, denn wir leben zur Menge herrlicher Holzschnitten bekommen.

Richtige Lösungen sandten ein: Ida Kramer in Aschaffenburg bei Aachen (3). Antonie Storm in Rheydt in Rheinprovinz (3). Emil Reichert in Berlin (4). Adele Hohmann in Crefeld (3). Ida Bilder in Elsaß (7). A. von Zaluski in Bedarf (3). „Mond und Welt" in Hamburg. L. B. in Charlottenburg in der Schweiz (2). Erna Ballon in Posen (2). Agnes Keller in Wien (4). Emilie Schmidt in Breslau bei Chrzelitz (4). „Mond und Planet" in Chicago (3). „Zeitung und Heide" in Kassel (3). „Maria Magdalena" in Chrzelitz (3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Feldherren. von C. von Reiser. — Lustige Residenz, von Fritz Schulz. — Das Kätzel des Grundherrn. von E. Hillenbrand. — Von der grausamen Hexenkrone. von Alex v. Protzkowitz. — Die deutsche Gesetzgebung und der Kolportagebuchhandel. von L. H. — Sprach. von W. Eisenbrodt. — Gregor Gliser. — Bibliothek Hackländer. Humoristen von Albert Traeger. — Rose im Winter. von J. D. — Literatur. — Oberhofrath Paul Heyse. — Todtenliste. — Rätselecke. von Ernst Lüster. — Notizblätter. — Inhaltsübersicht der „Illustrirten Blätter", von F. v. O. — Für müßige Stunden: Silbenräthsel; Homonym; Auflösung der Räthselaufgaben Seite 253. — Schwanen-Rätsel. von Jos. Breslauer. Nachdruck von Heinz. Wagner. — Schach. — Briefmappe.

Illustrationen: A. Lesse: Lustige Residenz. — Erwin Lang: Katzenjammer. — Aus der gräflichen Hexenküche. Originalzeichnung von A. Liebich. — Rose im Winter. Originalzeichnung von Aug. Weise. — Bildnis von George Gliser. — Margaretha Hackländer, nach einem Gemälde von C. Gelzer. — Bildnis von Heinrich v. Hofmann. — Blumenlese aus den „Illustrirten Blättern". — Schwanen-Rätsel.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Kaufkräftige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 34, I.);
Budapest: Moriz Fecht (V. Alaay Józsefgasse 4).

Neueste Romane

aus dem Verlage der

Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien

Der Eisenwurm.

Roman von

Robert Byr.

2 Bände. Preis geheftet ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—

Kahn.

Roman von

Gregor Samarow.

3 Bände. Preis geheftet ℳ 10.—; fein gebunden ℳ 13.—

Der gute Genius.

Roman von

E. Schmidt-Weißenfels.

Preis geheftet ℳ 3.—; fein gebunden ℳ 4.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Anzeigen

Anzeigen-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Nachbarstaaten.

Insertions-Gebühren für die fünfspaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 50 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

In Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer

von **BREMEN** nach

Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich

versend. porto- u. zollfrei an wohl. Fabrikpreisen schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15. — p. mètre. Muster franko.

Seiden-Damaste

Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Krankenstühle

mit Patentlatten-Steuerung. Illustrirt. Preisbuch. Illustrirte Zeitschrift für Schäf- und Krankenpflanzer.

Carl Fischer, Bremen.

Illustrirte Preisbücher gratis und franko.

Reisefuttermehl,

Probe ℳ 3.— ab, mit Frachtgutsatz.

G. A. O. Lüders, Bergedorf bei Hamburg.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen.

Preisconrante mit 1000 Abbildungen, auch über Laubsäge u. Werkzeuge, 20 Pfg. Briefmarken.

Max & Otto Brauner in München.

Veraltete Krampfadern-Leiden, Geschwüre, Fußleiden, Flechten etc. heilt brieflich **Dr. Jekel**, Breslau, Reuschstr. 3. Atteste liegen bei.

PATENTE

besorgt und verwerthet durch Richard Lüders, Civil-Ingenieur in Görlitz.

Asthma

in kürzester Zeit heilt Chem. Fabrik Apotheker Grimm & Berlin.

Velvetine

vorzügl. Lindener Fabrikat

Schwarz und farbig zu Mk. 1.40, 1.60, 1.80 bei bester Haltbarkeit und Mk. 1.60 an u. alle anderen Preislagen. In jedem Maß direkt zu beziehen von

von Elten & Keussen, Seidenwaarenfabrik, Crefeld.

Ohne genaues Muster mit genauer Angabe des Gewünschten

Polyphon, best. existirend. Musikwerk (Spieldose) mit auswechselbaren Notenscheiben, von 15—500 ℳ.

Autoharp, (Zither) m. Wunderstimmen. Kataloge gratis und franko.

A. Zelzer, Leipzig. Gegründet 1870.

100 echte Perlmutter, alle verschiedene, nur 9 Zahnarzt, Herren-Gebiß. Allch. Einhld. u. Fußst. Post-K.

Carl Münster, Gevelsberg.

Mustergeschützte nonplusultra Nadelform von Nadelfabrikaten aus den Fabriken von

H. F. Neuss Aachen.

Kosmosnadeln.

Neues Nadelöhr.
Spielend leichtes Einfädeln.

Reformhaarnadeln.

Herausfallen unmöglich.
Conservirung des Haares

Schutznadeln

von Stahl halten absolut fest.
Obige Artikel unentbehrlich in jeder Haushaltung.
Zu haben in allen Kurzwarenhandlungen.

Violinen. Cellos etc.

in künstl. Ausführung.

Alte ital. Instrumente

für Dilettanten u. Künstler.

Zithern

berühmt wegen gediegenster Arbeit und schönem Ton; ferner alle sonst. Saiteninstrum. Complete Preisillustr. Katalog grat. u. franko.

Hamma & Cie.

Hoflieferanten-Patentinhaber.

Stuttgart.

Patent 1883, Nov. 1889. Goldene Medaillen

Haarschütte Dr. Gehl

Erfolg wunderbar

bei Rheum., Gicht, kalt. u. warme Füße. Wir liefern nur Schäfte unter Schuhmacher-Garantie, bewege Leder, genau nach Maß.

F. Fischer & Cie., Offenburg. Gegründet 1881.

Aerztl. bestätigt u. all. Kat. frco. Andere Anerkennungen beruhen auf Unwahrheit u. Unterschlagung.

Obacht vor Fälschungen.

Heu und Stroh

gepreßt in Waggonladungen, auch Bruchheu und Streu, Mais, Hafer, Roggen zu Futter und Saatzwecken kauft, sowie Gras bei Zahlung, das allerneueste Heupressen-System Joseph Jude, Nürnberg 1. Bayern 4. Gut richtige Patenten gratis. Ia. Referenzen.

Zimmer-Closets

von 24 Mark an. d. Fabrik von

Kusch & Teichmann,

-:- Berlin S. -:-

Prinzen-Straße 43.

Preisliste postfrei.

Illustr. Briefmarken-Journal. Vierteljährlich 4 reich illustrirte Nummern à 32 Pf. d. Jahrgang 1 ℳ 28 Pf. Probe-Nr. 15 Pf. (Briefmarken) gratis u. franko durch die Expedition: Gebrüder Senf, Leipzig.

C. Maquet,

Berlin W.,
Charlottenstr. 9,
Hoflieferant,
Krankenfahrstühle
f. Strasse u. Zimmer.

CHOCOLADE UND CACAO vereinigen vorzügliche Qualität bei mäßigem Preis.

HARTWIG & VOGEL DRESDEN Ausgezeichnet durch feinstes Aroma und grosse Ausgiebigkeit, daher billig.

CACAO-VERO Zu haben in allen durch Plakate kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonialwaren-, Delikatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.

Prof. Dr. Witt,

Den Alleinvertrieb dieser Maschine hat für Deutschland, Schweiz, Russland, Schweden, Norwegen etc. die Firma **Shannon Registrator Co. Aug. Zeiss & Co.**, Leipziger Str. 126, Berlin W., und ist dieselbe gern bereit, Maschinen auf Probe zu geben und ausführliche Kataloge zu senden.

Für Dilettanten-Aufführungen in Gesellschafts- und Familienkreisen.

Verlag von Otto Spamer, Leipzig.

Moderne Salon-Magie

Systematische Darlegung u. vollständige Erklärung der bedeutendsten Vorführungen der Zauberkunst, ihrer Hilfsmittel und Kunstgriffe. Von **Carl Willmann.** Mit 348 Abbildungen. Geh. M. 7.50. Geb. M. 9.—.

Moderne Wunder. 2. Aufl.

Naturliche Erklärung der Geheimnisse der Spiritisten, Antispiritisten, Gesellschafts-Zauberkünstler etc., sowie der neuesten verblüffenden Wunder auf dem Gebiete der Physik und Mechanik. Von **Carl Willmann.** Mit 62 Text-Abbildungen und 8 Tafeln. Geheftet M. 3.—. Gebunden M. 4.50.

Der Gedächtniskünstler als Hellseher.

Vollständige Erklärung u. Anleitung zur Hellseherei mit Hilfe der Gedächtniskunst. Zum Selbstunterricht für Dilettanten. Von **Carl Willmann.** Geh. M. 2.—.

Blutarmut u. Bleichsucht

bilden recht häufig den Anfang für viele andere Krankheiten und jahrelanges Siechtum. Dieselben verschwinden normal, sobald der gefährliche Zustand in der Gesundheit zu beseitigen und garantirte

Keyssers unbedingt wirksam

wohlschmeckend **Eisen-** sowohl für Kinder wie leicht verdaulich **Mangan-** Erwachsene ohne Nachtheil für die Zähne! **Peptonat.**

Zu haben in den Apotheken doch hüte man nur die **Original-Packung als echt** versehen mit . . und dem Namenszug

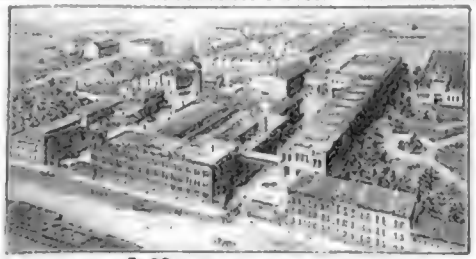
Prospecte und ärztliche Atteste gratis und franko von den nächsten Depotkasten

Apotheker **A. Keysser, Döhren bei Hannover.**

Kleine Kur dauert 6 Wochen! 2 Flaschen à M. 2 sind zu seiner Kur erforderlich!

R. WOLF Magdeburg-Buckau

Bedeutendste Locomobil-Fabrik Deutschlands.



Locomobilen von 4—200 Pferdekraft,

sparsamste, dauerhafteste und leistungsfähigste Motoren für **Landwirthschaft, Gross- und Klein-Industrie.**

Wichtig für Gicht-, Stein-, Zucker- und Malariakranke.

Das von der Chemischen Fabrik auf Aktien (vorm. E. Schering) in Berlin dargestellte und in den Handel gebrachte

Piperazin Schering

ist bereits von vielen Aerzten — u. a. von Professor Dr. Schweninger — auf Grund der ungewöhnlich günstigen, mit dem Präparat gemachten Erfahrungen als ein specifisches Heilmittel bei Gichtleiden und Steinleiden erkannt worden.

LAEVULOSE

(unschädlicher u. ernährender Zucker f. Diabetiker-Zuckerkranke), empfohlen von den Gelehrtesten Ärzten und Leyden. — Ferner empfiehlt die gesammte Fabrik

Phenokollum hydrochloricum

als vorzüglich anerkanntes Heilmittel gegen Malaria. — Näheres theilt auf Wunsch die gedachte Fabrik mit. **Piperazin, Laevulose** und **Phenokollum hydrochloricum** selbst sind durch die **Drogenhandlungen** bezw. **Apotheken** zu beziehen. — Der Verkauf der **Laevulose** ist auf für Deutschland ist der Firma **Gebr. Stollwerck, Köln a. Rh.,** Hochstrasse, und hat dieselbe die Herstellung von **Laevulose-Chocolade** übernommen.

Preise: **Piperazin „Schering"** à 25 Pfg. per Gramm, franco für 5 bei 10 Gramm 75 Pfg., bei 100 Gramm 70 Pfg. **E. Schering,** Drogenhandlung, Berlin N., Chausseestr. 19.

Catarrh Husten

Emser Pastillen

gewonnen aus den Salzen der König Wilhelms Felsenquellen

BAD EMS

Die Administration der Felsenquellen

FELSENQUELLEN-EMS ADMINISTRATION

Heiserkeit

Jede Schachtel der aus den Salzen der **König Wilhelms-Felsenquellen** bereiteten ächten **Emser Pastillen** ist mit einer Plombe versehen. Man verlange daher stets **„Emser Pastillen mit Plombe".**

Die neuesten Mittel gegen

Bleichsucht, Haemol und Haemogallol,

entdeckt von

Professor Dr. med. R. Kobert.

enthalten das Eisen in der Form, in welcher es im Blute vorhanden ist, vergrössern somit ganz direkt die Eisenmenge des Blutes und sind deshalb die erfolgreichsten Bekämpfer von Bleichsucht und ihren Folgen. Zahlreiche Versuche des Erfinders und vieler Anderer haben vortreffliche Resultate gehabt und namentlich eine geradezu auffallende Steigerung des Appetits dargethan.

Käuflich in allen Apotheken und Drogenhandlungen in der Form von **Tabletten, Pulver** oder **Chokoladepastillen.**

Neuestbings erscheint

Die Modenwelt

eine Zeitung in jährlich 24 reich illustrirten Nummern von je 12, statt bisher 8 Seiten, nebst 12 grossen farbigen Moden-Panoramen mit gegen 400 Figuren und 14 Beilagen mit etwa 700 Schnittmustern.

Vierteljährlich 1 M. 75 Pf. — 75 Nr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Katalog, Nr. 6253), Probe-Nummern in den Buchhandlungen gratis, wie auch bei den Expeditionen

Berlin W, 35. — Wien I, Operng. 3.

Gegründet 1865.

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt

RIVA am Gardasee.

Sonnen- und Dampfbäder, Diätetische und Bewegungskuren. Wochenpreis von 35 Mark aufwärts. Näheres über Riva in Dr. von Hartungen's Handbuch der Deutschen Heilkunde bei Issleib & Schuber, Berlin. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

zu schlank

Zum, heilte man gut Zeit zu erzielen vermöchte, empfehlen gegen 20 Pfennige sende ich Jedermann über natürliche und schnelle Gewichtsabnahme, auch bei Damen berücksichtigte Anleitung, durch welcher Manchester garantirt, dass Ihre Leibes- oder Körperfülle nicht die Proportionen überschreiten werden. Zeitaufwand etwa 15 Minuten täglich. Gefälligst beachten Sie, dass jetzt in der grossen Hitze der Körper sich sehr rasch verändert, und nur jetzt eine rasche Abnahme des Fettes möglich ist. Jeder Brief wird sofort beantwortet. Briefmarken Sie nicht. Adressiren Sie an das **Laboratorium und Versandgeschäft von L. Fleisch, Dresden-Blasewitz.**

Cotillon- & Carneval-Gegenstände

als Mützen, Orden, Touren, Costüme, Masken etc. sowie Carrinagen & Attrapen empfiehlt die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden.

J. F. MENZER

Königl. Preuss. Hofl. Grosse Goldene Medaille

WEINGROSSHANDLUNG

NECKARGEMÜND

Griechische Weine

Gegründet 1. Mai 1840.

Probe-Kisten griechischer Weine von 12 grossen Flaschen:

Marke **A.** in 2 Sorten, Claret und süss M. 18.—
Marke **B.** in 2 Sorten, Claret und süss M. 18.60
Marke **C.** in 4 Sorten, Claret und süss M. 20.40
Marke **D.** in 12 Sorten, herb, Claret u. süss M. 19.—
Marke **F.** in 2 Sorten, herb und süss M. 12.—
Marke **G.** in 3 Sorten, herb und süss M. 12.—

Deutsche und französische WEINE in reicher Auswahl.

Probekiste deutscher Weine von 20 grossen Flaschen:

Marke **E.** in 4 Sorten, weiss und rot . . . . . M. 20.—

Im Fass (nicht unter 20 Liter)

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an.
Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an.

Ich bitte meine ausführliche Preisliste zu verlangen!

ROWLANDS' ARTIKEL

für Haar, Teint und Zähne und die besten.

MACASSAR OIL (fällt das Haar ist Haare und befördert das Wachsthum; macht es üppig).

KALIDOR (verschönert den Teint, beseitigt Sommersprossen, Aller und Gesichtsröthe; ist unschädlich garantirt).

ODONTO, die Perlen-Zahnperlen, macht die Zähne weiss, konserviert dieselben und verhindert deren Fäulniss. Man verlange bei allen besseren Friseuren und Parfumeuren die Artikel von Rowland, 20 Hatton Garden, London.

Das beste u. berühmteste Toilletpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ

mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

GAEDKE'S CACAO

in Orig.-Packungen à M. 3, 2, 1.50, 1 pr. ½ Kilo und lose überall käuflich.

P. W. GAEDKE Hamburg

Hausmittel!

Salophen

leistet vortreffliche Dienste bei: nervösem Kopfschmerz (dann 1,5 g), akuten Gelenkrheumatismus (6 mal tägl. 1,5 g), Influenza stets unschädlich!

Aristol

Aristol-Lanolinsalbe 5% führt in kürzest. Zeit Vernarbung herbei. Hervorragende Erfolge bei **Verbrennungen,** Schnittwunden, Ausschlag, mancher Art. **Wundsein d Kinder.** Unschädlich!

Zu haben in den Apotheken.

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Conditoreien.

Chr. Lorenz, Hoflieferant,
Samen-Handlung en gros et en détail
in Erfurt (Thüringen), etablirt 1834,

Diese Annonce erscheint nur Ein Mal!

versendet auf Verlangen gratis und franko sein
Hochinteressantes Illustrirtes Haupt-Verzeichniss
enthaltend alle Gattungen von Gemüse- und Blumensamen, Feld-, Gras- und Gehölz-Sämereien, sowie Pflanzen für Warmhaus, Kalthaus, Wohnzimmer und Freiland, reichste Sammlung von Cacteen, alle berühmte Nelken-Sammlung, Ziergehölze, Rosen, Obstbäume, Frucht-sträucher, Schaupflanzen, Lorenz' Gemischter Riesen-Spargel, Garten-Geräte, Bouquets und Kränze von frischen Blumen etc.

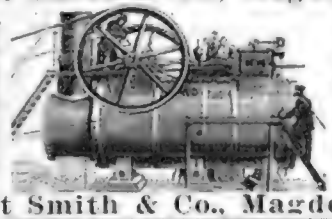
Eine gedruckte Anweisung zur Aussaat von Gemüse, Blumen und Feldfrüchten wird auf besonderen Wunsch
Jeder Sendung gratis beigegeben. Beste Bedienung. Billige Preise!
Chr. Lorenz, Kunst- und Handels-Gärtnerei.

Wertvolles Geschenk
für Alt und Jung, empfehle
Symphonion
Spielwerk in vornehmster vollendetster Ausführung mit auswechselbaren Musikstücken, die in jedem Musikhause käuflich sind.
Für Musikfreunde ein Unicum und Hort.
Illustrirte Preisliste und Notenverzeichnisse gratis.
Jul. Heinr. Zimmermann.
Musik-Export Leipzig.

Cotillon- und Karneval-Artikel, Tücher, Cravatten, Schleifen, Kopfbedeckungen, Handtorsos, Strapsen etc. etc.
Grösste Auswahl! — Originelle **Costüme**
Schön-, National- u. Charakter-
sowie Perücken, Bärte, Negerlillen etc. etc.
Illustrirte Preislisten gratis und franko zu Diensten.
Dresdner Cotillonfabrik
C. R. Springfeld, Dresden
Telegramm-Adresse: Cotillonfabrik-Dresden.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Hochdruck- und Compound-Expansions-Locomobilen bis 150 Pferdekräfte.



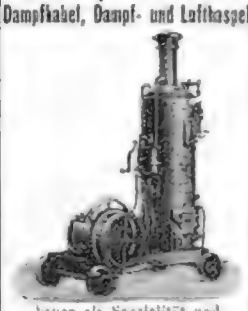
alle Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch genietet. Auszieh-Kesseln mit 3jähriger Garantie für die Feuerbuchsen.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.

16 PREIS-MEDAILLEN.
Hygienisch absolut säurefreie Präparate.

DENTIFRICES
DOCTEUR PIERRE
DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS
Berühmt durch ihre aromatischen und astringirenden Eigenschaften.
Ueberall erhältlich.

Fahrbare und feststehende
Dampfwinden.
Dampfkabel, Dampf- und Luftkassel



bauen als Spezialität und halten auf Lager
MENCK & HAMBROCK,
ALTONA-HAMBURG.

Schöne Form der Brust

erzielt man durch den Gebrauch der „Pilules Orientales" ohne Nachtheil für den Gesammtorganismus in 2 Monaten. Man verlange Broschüre. In Apotheken Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz, Paris, gegen gleichzeitige Einsendung von Mark 4.40 von Pincus, Apotheker, Paris, 27 Rue Vivienne, franco Postanweisung.

Weber's
Carlsbader
Kaffee-Gewürz
ist in Kolonialwaaren-, Droguen- und Delikatess-Handlungen zu haben.

Bester eingemachter, delikater
Spargel, Erbsen, Bohnen,
alle Gemüse etc. in Dosen und Gläsern gepackt, Neuheiten gestellt und billigst, empfiehlt
Goebel & Co.,
Conservenfabr. Braunschweig-Wilhelmsh.
gegr. v. d. Gebr. Wm. — Preisl. fr. gern z. D.

Stellung. Prospect gratis **Existenz.** Prospect. franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher gebührenfreier Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Doppelte, Einfache, Amerikanische
Stenographie.
Schnell-Schreib-Schule.
Gratis Prospect. Zahlreiche Anerkennungen.
Diplom ertheilt
Adressiren Sie genau wie folgt:
Direkt Deutsches Handels-Lehr-Institut
OTTO SIEDE — ELBING.

Fürstl. Conservatorium der Musik in Sondershausen.
Vollständige Ausbildung in allen Zweigen der Tonkunst. 22. Lehrer. Beginn des Sommerhalbjahres am 12. April vormittags 10 Uhr mit der Aufnahme der neuen Schüler. Prospekt und Jahresbericht frei durch das fürstl. Direktor
Hofkapellmeister Prof. Schroeder.

Ein Wunder der Industrie
ist zu nennen der Ehrgeiz der Welt verbreitete, rühmlichst bekannte photograph. Apparat
Phönix
Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen (Zeit- und Momentaufnahmen).
Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich.
Preis und Dutzend, Gewicht nur circa 1 Pfd. **nur 10 Mk.**
Prospekt und Probebild kostenfrei.
Hess & Sattler, Bayreuth.

LOHSE's weltberühmte Spezialitäten
für die Pflege der Haut:

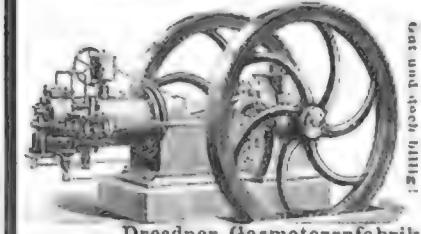
EAU DE LYS DE LOHSE
weiss, rein, gab seit **sechzig Jahren** unübertroffen als vorzüglichstes Hautwasser **zur Erhaltung der vollen Jugendfrische,** sowie zur sicheren Entfernung v. **Sommersprossen,** Sonnenbrand, Röte, gelben Flecken und allen Unreinheiten des Teints.
LOHSE's Lilienmilch-Seife,
die reinste u. mildeste aller Toilettenseifen, erzeugt nach kurzem Gebrauche rosig-weisse sammetweiche Haut.
Beim Ankauf meiner Fabrikate achte man stets auf die Firma
GUSTAV LOHSE, 45 Jägerstr. 46 **BERLIN.**
Kgl. Hoflieferant.
In allen guten Parfümerien, Drogerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, abführende Fruchtpastille
GEGEN
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.
Paris, E. Grillon
33, rue des Archives
IN ALLEN APOTHEKEN

Gicht u. Podagra
seit 5 Jahren
Apotheker **Ludwig Sell's**
Anthiarthrin-Pillen.
Viele Atteste eingegeben. Garantirt unschädliche Composition in den meisten Apotheken.
Haupt-Depot: **Apotheker Ludwig Sell, Kempten** (Allgäu).
Haupt-Versand-Depot: **Sternapotheke Kempten.**
Schutz-Marke
Aechtheits-Siegel

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.
Bestbekannte Stärkemarke für Puddings, Milchspeisen, Cremtorten etc. u. zur Verdickung von Suppen, Saucen, Cacao etc. vorzüglich.

Hille's Gas- und Petroleum-Motoren



Gas und doch billig!

Die besten, wirklich brauchbaren Motoren für Gewerbe und Landwirtschaft.
Mehr als 2500 Motoren von 1—50 Pferde-stärke bereits geliefert.
Dresdner Gasmotorenfabrik vorm. **Moritz Hille, Dresden II.**

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

№ 18.

71. Band. Sechsundzweiundsiebzigster Jahrgang. Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag. Preis vierteljährlich 5 Mark. Mit Post-Aufschlag Mark 5.50.

Erzählungen eines Effendi.

Von

Rudolf Lindau.

Mein neuer Freund, der mir in kurzer Zeit lieb und wert geworden ist und von dessen guter Gesellschaft ich mir für die Zukunft noch manche Stunde angenehmer Erholung verspreche, ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit einem klugen und wohlwollenden Gesichte, einer weichen, angenehmen Stimme und der würdigen Ruhe in Sprache und Geberden, die viele der vornehmen Türken auszeichnet und die ihnen häufig anerzogen wird, wenn sie sie nicht von Natur besitzen. Dein ruhiger, würdiger Ernst ist, nach der türkischen Auffassung, nächst Gottesfurcht und Tapferkeit, die Eigenschaft, die den Mann am meisten ziert.

Mein Freund darf auf seinen Vater stolz sein, der zu den höchsten Würdenträgern des Reichs gezählt hat, und er verdankt diesem eine ungewöhnlich sorgfältige, wissenschaftliche Erziehung, die ihn auch im Abendlande zu einem ebenbürtigen Mitgliede der gebildetsten Kreise machen würde. Er ist ein scharfsinniger und glücklicher Altertumsforscher, ein ausgezeichneter Sprachenkenner, und er ist überraschend bewandert in der westlichen Literatur und Kunstgeschichte. Er hat während langer Zeit die großen Hauptstädte Europas bewohnt, und seine Unterhaltung gibt, ohne jede Prahlsucht, in selbstverständiger, bescheidener Weise zu erkennen, daß er mit den besten Gelehrten und Künstlern unserer Zeit in regem Verkehr gestanden hat und teilweise noch steht. Er bewohnt am unteren Bosporus in einem Dorfe, etwa eine deutsche Meile von Stambul entfernt, ein geräumiges, gut gehaltenes Haus, in dem er eine liebenswürdige, anspruchslose Gastfreundschaft ausübt.

Dies Haus ist durch einen gepflasterten Steg von etwa zehn Fuß Breite, einer wagerechten Fortsetzung der Grundmauern des Gebäudes, vom Bosporus getrennt, so daß man im Kaik — dem im Bosporus gebräuchlichen flachen, schmalen Boot — unmittelbar vor der Eingangsthür landen kann. — Hinter dem Hause und bis zur Landstraße erstreckt sich ein großer Garten voll duftender Sträucher, schöner Blumen und wohlgepflegter Bäume, die schmackhafte Früchte für die Tafel liefern.

Von den am Wasser gelegenen Wohnzimmern weidet sich das Auge an dem blauen Bosporus, aus dem spielende Delphine auftauchen und auf dessen Oberfläche, dicht über dem Wasser, unruhig flatternde Wasservögel, die man, weil sie so rastlos sind, „Dolmetscher-Seelen“ nennt, in großen Schwärmen, schnellen Fluges vorüberziehen. Dem Hause gegenüber erblickt man einen Abschnitt des asiatischen Ufers des Bosporus, das hier durch eine sanft gewölbte Hügelkette gebildet wird, die den Namen Euleli — Turmberge — führt, weil dort in alten Zeiten

Vom Fasching in Wien: Wäschermädel und Flaker. Originalzeichnung von W. Gause.

Festungstürme gestanden haben sollen. Jetzt bedecken Moos und Sträucher und Bäume die ganze Landschaft. — Es ist ein friedliches, freundliches Haus, das Haus, von dem ich gesprochen habe, ein Aufenthalt für Menschen, die ohne Lärm glücklich sein wollen und können. In einem seiner stillen Zimmer pflege ich mit meinem Freunde zusammen zu treffen, und dort lausche ich gern seinen Erzählungen, von denen ich versuchen will, einige in den Worten des Erzählers, soweit sie mir im Gedächtnis geblieben sind, wiederzugeben.

*

I. Djinn und Mansur.

Es ist mein Glück, mehr als mein geringes Verdienst gewesen, daß ich schon in verhältnismäßig jungen Jahren mit einigen nicht unwichtigen Missionen betraut worden bin. Dafür habe ich dem Spender alles Guten zu danken, und ich danke ihm an jedem Tage.

Jene Missionen haben mich in entfernte Teile des Reichs geführt, und auf diese Weise habe ich viele merkwürdige Stätten und eigentümliche Menschen kennen gelernt. Was ich gesehen und erlebt habe, bildet den Schatz, an dem meine Erinnerung mit Vorliebe zehrt, sobald es mir gestattet ist, meine Gedanken von den Sorgen des täglichen Lebens abzuwenden. Auch spreche ich gern davon, wenn ein Freund meinen Worten williges Gehör schenken will, denn dann erlebe ich noch einmal, was mich vor Jahren erfreut und bewegt hat; und indem ich mich bemühe, die Bilder und Gestalten, die ich damals gesehen habe, in Worten klar zu zeigen, sehe ich sie, deutlicher als es beim stillen Denken und Träumen geschah, vor meines Geistes Augen wieder auftauchen.

Während der Jahre 1869 bis 1871 lebte ich in Bagdad. Ich war damals noch sehr jung und ich bekenne, daß, wenn schon ich meinen amtlichen Obliegenheiten getreulich nachkam und auch den Altertümern der merkwürdigen Stadt ernste Aufmerksamkeit schenkte, mir doch immer noch viel freie Zeit übrig blieb.

In meiner Umgebung fand ich nur wenig Gesinnungsgenossen und nicht einen meines Alters, und so ergab ich mich, zuerst um mich zu zerstreuen, bald darauf mit einem Eifer, der immer reger wurde, der Pflege einer angeborenen Liebhaberei für Pferde.

Meine Mittel und die Stellung, die ich bekleidete, gestatteten mir, einen förmlichen Marstall anzulegen, und da dies auch in weiteren Kreisen bekannt wurde, so wurden mir bald von verschiedenen Seiten Pferde zugeführt, die mir stets als edel angepriesen wurden, und von denen auch einige wirklich gut waren. Ich kaufte, bis mein Stall voll war, dann, um Platz für neu angekommene Tiere zu schaffen, verkaufte ich von den alten diejenigen, die mir weniger gefielen, und da ich von Anfang an einige Elementarkenntnisse in Bezug auf Pferde besaß und bei meinen Kaufgeschäften mit Vorsicht zu Werke ging, so galt ich nach einiger Zeit, und nicht mit Unrecht, für einen ganz tüchtigen Pferdekenner. Doch wurde ich noch oftmals getäuscht. Denn wer darf sich rühmen, Pferde wirklich zu kennen? Dazu genügt nicht, Kavallerieoffizier zu sein und gut zu reiten, oder Rosarzt und eine Pferdekrankheit richtig behandeln zu können. — Man sagt, daß es in Indien Stämme gibt, deren Männer den Pferden ihre Fehler und Eigenschaften vom Gesichte ablesen können, und ich habe einige Araber gekannt, die das verstanden. Aber ich selbst habe jeden Pferdekauf so betrachtet, und thue es noch heute nach langjährigen Erfahrungen, als ob ich ein Los in einer Lotterie nähme. Edles Blut bleibt edles Blut — und darauf achte ich immer — aber oft werden, bei uns wenigstens, Stammbäume gefälscht; und dann gibt es, bei Pferden wie bei Menschen, gut und schlecht geratene Söhne und Töchter.

Eines Tages führte mir ein alter Araber ein Tier vor, von dem ich mir sagte, sobald ich es erblickt hatte, das müsse mein werden. Es war ein dreijähriger, mittelgroßer Goldfuchs mit schönem, ich möchte sagen, menschenfreundlichem Gesicht, dessen Augen treu, ohne jede Scheu blickten und der sich sogleich von mir streicheln ließ, wobei er seinen Hals sanft gegen meine Hand anlehnte, in der Art, wie es auch zahmen Katzen eigen ist, wenn man freundlich mit ihnen thut. Er tänzelte lebenslustig umher an dem langen Zaum, den sein Führer in der Hand hielt und trat dabei so leichtfüßig auf, als hätte er Atlasfohlen unter den Hufen. Djinn hieß er und er hatte vornehme Eltern. Ich probirte ihn in allen Gangarten. Er war kaum geritten worden; aber es war ihm angeboren zu wissen, wie er sich unter einem Reiter zu benehmen hatte. Er ging in langem, sicherem Schritt, er trabte mit der Regelmäßigkeit einer Maschine, und sein Galopp war willig und elastisch.

„Djinn gefällt mir," sagte ich dem Verkäufer. „Was verlangst Du für ihn?"

„Da er Dir gefällt," antwortete der Araber, „so wirst Du ihn auch zu schätzen wissen. Nenn' Du selbst den Preis, den Du mir geben willst."

Ich that dies nach einigem Nachdenken und wir wurden sofort handelseinig.

Fortan wurde Djinn mein Freund. Ich ritt ihn zunächst niemals lange Zeit, denn er war noch zu jung, als daß er ungestraft hätte ermüdet werden dürfen, aber ich ritt ihn regelmäßig fast jeden Tag, und wenn ich einen längeren Ausflug machte, so ließ ich ihn mir, auf dem Heimweg, eine oder zwei Meilen vor Bagdad entgegenführen, um ihm leichte Bewegung zu geben und mir Freude zu machen. Er war so klug, daß, nachdem dies einigemale geschehen war, er am Halteplatz vor der Stadt ungeduldig auf mich wartete und leise wieherte und mit den Füßen scharrte, bis er mich kommen sah. Er erkannte mich schon von weitem und gehobenen Kopfes begrüßte er mich mit lauter, freudiger Stimme. Aber in Gesellschaft anderer Pferde war er stumm. Ja, Djinn war ein schönes, ein gutes und ein kluges Tier.

Als ich zwei Jahre später von Bagdad nach Konstantinopel zurückberufen wurde, verkaufte ich meinen ganzen Stall bis auf Djinn, zwei andere sichere und bequeme Reitpferde und einige geringere Tiere, die ich zum Tragen des Gepäcks, der Zelte und für die Dienerschaft benützen wollte. Ich hatte von Bagdad bis Alexandrette, wo ich mich einzuschiffen gedachte, einen weiten Weg vor mir, aber meine Absicht war, mir für die Reise acht bis zehn Wochen zu gönnen, so daß ich sie mit aller Bequemlichkeit zurücklegen konnte.

Es war im Monat Februar. Die Nächte waren noch empfindlich kalt, aber am Tage wurde es oftmals drückend heiß. Ich brach gewöhnlich des Morgens zu früher Stunde auf, suchte und fand auch häufig einen schattigen Lagerplatz, wo ich verweilte, so lange die Sonne hoch am Himmel stand und setzte dann meine Reise fort, bis ich eine Stelle gefunden hatte, die mir zu einem guten Nachtlager geeignet erschien. Dort ließ ich sodann mein Zelt aufschlagen und verblieb bis zum nächsten Morgen.

Ich war schon viele Tagereisen von Bagdad entfernt und zog, dem rechten Ufer des Euphrat folgend, meine Straße, als ich eines Nachmittags in der Ferne die schönen assyrischen Ruinen von Arca erblickte. Ich trieb meine kleine Karawane an, um diese Ueberreste vergangener großer Zeit noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen, was mir auch gelang — und ich verbrachte dort im wohlverwahrten Zelte eine kalte, stürmische Nacht. Am nächsten Morgen stieg die Sonne blitzend hell am wolkenlosen Himmel empor, und ich erkannte, daß wir einen ungewöhnlich heißen Tag vor uns hatten. Ich trieb deshalb zu schnellem Aufbruch, um während des Weges, den ich im Laufe des Vormittags zurücklegen wollte, nicht von der Mittagshitze überrascht und belästigt zu werden.

Wir waren etwa seit drei Stunden unterwegs und zogen durch einen der schmalen, langen Wälder von Tarfabäumen, die sich in unregelmäßiger Reihe längs des Euphrats dahinziehen, als Djinn, den ich an jenem Morgen wieder ritt, plötzlich mit steif vorgestreckten Vorderbeinen stutzte. Ich hielt das für eine Unart und schlug ihn mit den Hacken. Da ächzte er wie ein Mensch. Ja, er ächzte und seufzte wie ein Mensch, wenn man ihn ungerecht schlecht behandelte. — In demselben Augenblick sah ich unter einem Tarfabaum, wenige Schritte vor dem Kopf des Pferdes, das sich nicht von der Stelle gerührt hatte, einen Mann sich erheben, eine Sekunde stehen bleiben, wie um meine Karawane zu mustern, und sich mir dann nähern. Er war nackt, wie ihn der Herr geschaffen hatte und er zitterte vor Kälte. Als er an meiner Seite war, küßte er meinen Steigbügel und dann sagte er mit leiser, rauher Stimme: „Aman! Aman!" (Gnade).

„Was ist geschehen?" fragte ich.

Darauf erzählte er in kurzen Worten, er sei vom Stamm der Anneſi, die auf dem rechten Ufer des Euphrat wohnen, er habe auf seinem Pferde einige Ballen Wolle nach Dair führen wollen, aber in der vergangenen Nacht sei er von den Feinden seines Volkes, einer Schar der Schammar aus Mesopotamien überfallen und ausgeplündert worden, und nur durch die Flucht in den dunklen Wald habe er sein nacktes Leben gerettet.

Während des Sprechens sah ich mir den Mann an. Er mochte etwa vierundzwanzig Jahre alt sein und er war von Kopf bis zu Füßen von schöner, gleichmäßig hellbrauner Farbe. Auf seinen hageren, langen Gliedmaßen traten die Sehnen und Muskeln hart und starr wie auf einem alten Steinbild hervor. Sein Gesicht hatte, in dem Augenblick, da er um Hilfe flehte, wohl einen leidenden Ausdruck, doch sprachen Stolz und Mut aus seinen scharfgezeichneten Zügen, aus dem strengen Munde und dem geraden, festen Blick der großen Augen.

„Wie heißt Du?"

„Mansur."

„Was willst Du von mir?"

„Laß mich in Deinem Gefolge ziehen bis nach Dair, wo ich Männer meiner Sippe finde, und gib mir ein Kleid, um meine Blöße zu bedecken."

Der Mann gefiel mir. Ich rief einen der zwei berittenen Soldaten, die mir zum Schutze mitgegeben waren und hieß ihn, dem Nackten seinen Mantel geben. Dann wies ich diesen eines meiner ledigen Reitpferde an, und nachdem er, nun in einen langen, schweren Mantel gehüllt, davon Besitz genommen hatte, machte ich mich wieder auf den Weg.

Als wir aus dem Gehölz traten, breitete sich eine weite Ebene vor uns aus, und dahinter, etwa eine Stunde Weges entfernt, erhob sich wieder der Tarfawald. Es war nun schon ziemlich warm geworden, und ich durfte annehmen, daß es in einer Stunde empfindlich heiß sein werde. Ich rief meinen Leuten zu, ich würde sie jenseits der Ebene im Schatten erwarten und trabte mit Djinn davon.

Nach einer Weile vernahm ich Hufschlag dicht hinter mir. Ich wandte mich um und erblickte Mansur neben dem ihm von mir angewiesenen Pferde. Er hatte den schweren Soldatenmantel über den Sattel geworfen und lief in leichten, langen Sätzen neben seinem Pferde her. Ich achtete zunächst wenig auf ihn, als ich mich aber nach etwa zehn Minuten wieder nach ihm umwandte und ihn noch immer laufen sah, da wollte ich mir Rechenschaft davon ablegen, wie lange er mir auf diese Weise wohl folgen werde, und ich setzte Djinn in Galopp. Mansur und sein Pferd blieben noch immer hinter mir, obgleich ich nun ziemlich schnell ritt, so daß auch Mansurs Pferd aus dem Trab zum Galopp übergegangen war, um in meiner Nähe zu bleiben. Der Anneſi hatte die Steigbügel über den Sattel geworfen, die rechte Hand auf den Sattelknopf seines Pferdes gelegt und jagte nun in weiten, aber immer noch regelmäßigen Sprüngen neben seinem Tiere einher. Ich konnte bemerken, wie sich seine breite, hagere Brust in tiefen Atemzügen hob und senkte, und sein Mund fest geschlossen blieb. Es war ein schöner Anblick, ihn so in seiner nackten Kraft und Herrlichkeit zu sehen.

Nun gab ich Djinn ein frisches Zeichen und gleich darauf flogen wir beide in gestrecktem Lauf des schnellen Tieres dem Walde entgegen. Hinter mir wurde es nach wenigen Sekunden still. Ich sah mich von neuem nach Mansur um. Er war etwa dreihundert Schritte hinter mir zurückgeblieben und er war noch immer neben seinem Pferde, das nun augenscheinlich sein Bestes that, um sich nicht zu weit von mir zu entfernen. Aber Mansur, vielleicht aus Eitelkeit, um mir zu zeigen, daß er ein richtiger Anneſi sei, deren Ruf als Pferdezüchter und Reiter sich über Syrien und Mesopotamien erstreckt, schien nur abgewartet zu haben, daß ich ihn sehen könnte, denn wie ich den Kopf drehte, da schwang er sich, wie von einer stählernen Feder in die Luft geschnellt, auf den Rücken des Pferdes, das mir nun, von seinem Reiter getrieben, mit der

äußersten Geschwindigkeit, deren es fähig war, folgte. Ich ließ Djinn wieder in eine ruhigere Gangart zurückfallen und gleich darauf hörte ich das zweite Pferd hinter mir schnaufen. Manßur saß, ohne sich der Steigbügel zu bedienen, die noch immer über dem Sattel hingen, wie angegossen auf seinem Tier. Ja, Manßur war ein richtiger Anneßi.

Drei Tage später erreichte ich, nachdem ich in Saldschi und Dachâbe übernachtet hatte, Dâir, wo ich vom Gouverneur auf das gastfreundlichste empfangen wurde. Ich beauftragte einen Diener, Manßur einen Anzug zu kaufen, damit er meinem Sebaten seinen Mantel zurückgeben könnte, dann rief ich ihn auf mein Zimmer, gab ihm ein kleines Geldgeschenk und entließ ihn. Es berührte mich einen Augenblick unangenehm, daß der Mann, dem ich wohlgethan hatte, ohne ein Wort des Dankes von mir schied; aber gleich darauf entschwand er meinem Gedächtnis, und während der fünf Tage, die ich in Dair blieb, dachte ich überhaupt nicht mehr an ihn.

Am Morgen des sechsten Tages brach ich zur Weiterreise auf. Als ich gerade zu Pferde steigen wollte, stand der Anneß neben mir und begrüßte mich. Der Gedanke kam mir sogleich, er habe den Augenblick meiner Abreise abgewartet, um mir seinen noch schuldigen Dank auszusprechen.

„Nun," fragte ich, „was willst Du?"

„Ich will mit Dir gehen," antwortete er.

„Mit mir? Nach Konstantinopel?"

„Ja, mit Dir, wohin Du gehst."

„Ich kann Dich in Konstantinopel nicht gebrauchen; meine Dienerschaft ist vollzählig."

„Nimm mich mit Dir. Du wirst es nicht bereuen."

„Wozu? Wie könntest Du Dich nützlich machen?"

„In Deinem Hause weiß niemand mit Pferden umzugehen. Ich weiß es. Nimm mich mit. Du bist mein Wohlthäter. Ich werde Dir ein treuer Diener sein."

„Nun gut," sagte ich, „so folge mir und achte auf meine drei Pferde."

Er trat schweigend zurück und seitdem und bis zur Ankunft in Alexandrette, das wir in neun Tagen erreichten, hatte ich keine Gelegenheit mehr, mit ihm zu sprechen. Aber ich bemerkte vom zweiten Tage ab eine Veränderung im Aussehen meiner Pferde. Ihr Fell und ihre Hufe waren glänzender, sie waren besser gestriegelt, Mähne und Schweif sorgfältiger gekämmt als früher, und sie schritten munter und marschfreudig einher, wenn der braune Manßur sie mir vorführte.

Dieser schien nur die Pferde kennen zu wollen; um seine Genossen, die anderen Diener, kümmerte er sich nicht. Er aß wohl mit ihnen zusammen, wie das Lagerleben dies mit sich brachte, aber niemals vernahm ich seine rauhe Stimme und ich bemerkte, daß er stets der erste von der Mahlzeit aufstand.

Die Schnelligkeit, mit der die drei Pferde, die ihm anvertraut waren, sich ihm angeschlossen und unterworfen hatten, war für mich geradezu überraschend. Sie folgten ihm wie Hunde, ohne Halfter und Zügel, wenn er sie zur Tränke führte, und während er das Futter für sie bereitete, standen sie mit gesenkten Köpfen neben ihm und beobachteten sein Thun mit geduldiger Aufmerksamkeit. — Niemals sah ich ihn müßig, wie es die Türken doch gern sind. — Wenn er nicht aß oder mit seinen Pferden beschäftigt war, so lag er in seinen Abba gehüllt in der unmittelbaren Nähe seiner drei Pferde und schlief. Mich begrüßte er jeden Morgen, wenn er mir mein Reitpferd vorführte, mit feierlichem Ernste. Im Laufe des Tages schien er sich nicht um mich zu kümmern und ich hatte keine Veranlassung, ihm eine Bemerkung zu machen, da er alles, was zu seinem Dienste gehörte, sorgfältig ausführte.

In Alexandrette hatte ich zum erstenmale wieder eine kurze Unterredung mit ihm. Er hatte noch kein Dampfschiff gesehen und konnte sich nicht Rechenschaft von der Leistungsfähigkeit eines solchen Fahrzeuges ablegen. Er war sehr bekümmert darüber, daß ich meine guten Pferde dem schwankenden Boden eines Schiffes anvertrauen wollte und drang in mich, ihm zu gestatten, die drei Tiere auf dem Landwege nach Konstantinopel zu bringen. Es bedurfte eines wiederholten Befehles von mir und der Drohung, daß ich ihn zurücklassen würde, um ihn zu bewegen, die Pferde an Bord zu bringen und zu begleiten. Während der ganzen Fahrt bis Konstantinopel zeigte er sich mürrisch und verdrossen und gab zu erkennen, daß er mir zürnte. Als ich ihm infolge dessen, unmittelbar bevor wir landeten, sagte, ich stelle ihm frei, auf meine Kosten nach seiner Heimat zurückzukehren, antwortete er:

„Du bist mein Wohlthäter. Ich bleibe bei Dir."

In Konstantinopel wurden meine Beziehungen zu Manßur natürlich weit entfernter. Ich sah ihn nur noch, wenn er mir mein Pferd zum Ausreiten vorführte und später wieder abnahm, oder wenn er, bei seltenen Gelegenheiten, wo ich mich zu Pferde nach irgend einem befreundeten Hause oder zu einem meiner Vorgesetzten begab, zu Fuß folgte, um das Pferd zu halten, während dessen ich meinen Besuch abstattete. Ich fand ihn immer still und ernst, eher mürrisch als heiter und ich glaubte zu bemerken, daß er sich von den übrigen Dienern ganz zurückgezogen hatte. Ich beobachtete niemals, daß er mit einem von ihnen sprach, und wenn ich ihn über den Hof gehen sah, so kam er entweder aus dem Stall oder ging hinein. Aber er diente mir treu, ehrlich und aufmerksam, und niemals fand ich Grund, ihn zu schelten.

So ging es ein Jahr lang. Im Laufe der letzten Monate trat jedoch eine gewisse Veränderung in meinen Beziehungen zu Manßur ein. Ich war damals sehr beschäftigt, und meine Thätigkeit war derart, daß sie alle meine Gedanken in Anspruch nahm und mir auch manchmal Sorgen machte. Ich konnte mich nicht mehr so viel wie früher um meinen Stall bekümmern, und mit der Zeit schwächte sich meine Teilnahme für die Pferde und was sie umgab erheblich ab. Ich bemerkte kaum noch, welches Pferd der Anneß mir vorführte, wenn ich, was jetzt nur noch in langen Zwischenräumen vorkam, einmal ausreiten wollte, und während es früher meine regelmäßige Gewohnheit gewesen war, Djinn in seiner Box zu besuchen, um ihm dann jedesmal einen Lederbissen mitzubringen, sah ich das Tier jetzt nur noch selten — und schließlich vernachlässigte ich es vollständig. Ich konnte nicht umhin, zu bemerken, daß Djinn dafür empfindlich war. Nach einiger Zeit hörte er auf, mich zu begrüßen, wenn ich mich ihm näherte, und er tänzelte nicht mehr lustig zum Hofe hinaus, wenn ich mit ihm ausritt, sondern er schritt langsam und stolz seiner Wege. Aber er war schöner als je, und viele in Konstantinopel beneideten mich um das edle Tier. Mir war es gleichgiltiger geworden, als ich wohl auch vor mir selbst hätte verantworten können, wenn ich darüber nachgedacht hätte; aber das that ich eben nicht: ich hatte andere Sorgen, die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Das persönliche Verhältnis zwischen Mensch und Pferd kann nur auf dem Lande gedeihen, und es gedeiht am besten in der Einsamkeit, in der Wüste. Dort wird das Pferd wirklich der Freund des Menschen, und wenn es zum Kampfe kommt, gewissermaßen sein Waffenbruder, dessen Mut und Schnelligkeit er den Sieg und Rettung aus Todesgefahr verdanken kann. In der Stadt aber ist das Pferd wenig mehr als der Sklave seines Herrn, in den meisten Fällen eines gleichgiltigen Herrn, manchmal sogar eines grausamen.

Manßur schien meine Vernachlässigung Djinns wie eine persönliche Kränkung zu empfinden; aber auch dies würde ich nicht bemerkt haben, wenn er nicht eines Tages seinen Empfindungen Luft gemacht hätte.

Ich wollte für einen verschlossenen kleinen Wagen, den ich bei schlechtem Wetter benützte, ein großes Pferd kaufen und hatte dies gesprächsweise einigen Bekannten gesagt. Einer von ihnen sandte mir infolge dessen eines Tages einen Händler, der einen stattlichen Gaul zu verkaufen hatte. Das Tier gefiel mir. Ich untersuchte es sorgfältig und fragte nach dem Preis. Er erschien mir nicht zu hoch.

Während des Handels hatte Manßur einige Schritte hinter mir gestanden und das Pferd betrachtet. Ich winkte ihn zu mir und fragte ihn halblaut, wie ihm das Pferd gefiele.

„Es gefällt mir nicht," antwortete er.

„Ich finde es recht gut, und den Preis dafür nicht zu teuer."

Da sagte er kalt, fast verächtlich: „Wie kannst Du Pferde kennen wollen, da Du sie nicht liebst."

Ich zuckte die Achseln und schloß den Handel ab. Manßur war der beste Stallknecht, den ich je gehabt hatte, ich schätzte seine Dienste, und seine gute oder üble Laune bemerkte ich nicht. Aber er hatte recht gehabt. Das Pferd taugte nicht viel, und ich verkaufte es nach einigen Monaten wieder für die Hälfte des Preises, um den ich es erstanden hatte.

Eines Tages wurde mir die Ehre zu teil, von einem der fremden Botschafter zu Tische geladen zu werden. Er gab ein Festmahl zur Feier der Anwesenheit einer hohen Dame, die auf kurzen Besuch nach Konstantinopel gekommen war, und er hatte dazu mehrere seiner Kollegen und einige türkische Offiziere und Beamte eingeladen.

Es war ein schöner, nicht zu warmer Tag, und ich begab mich zu Pferde nach dem Botschaftspalais. Manßur begleitete mich. Er hatte Djinn für mich gesattelt, wie er es gern that, wenn ich durch die Stadt zu reiten hatte, weil er auf die Schönheit des Tieres stolz war und sich der Bewunderung, die sie erregte, freute. Als ich abstieg, sagte ich zu Manßur: „Du kannst in zwei Stunden wieder kommen und mich abholen."

Nach der Mahlzeit, als wir alle im großen Empfangssaal versammelt waren, wo der Kaffee eingenommen wurde, hörte ich plötzlich mein Pferd wiehern. Neben mir stand in dem Augenblick die Gräfin N. N., die Gemahlin eines der anwesenden fremden Botschafter. Sie war eine vorzügliche Reiterin und eine leidenschaftliche Pferdeliebhaberin und sie hatte sich mir gegenüber so oft mit Bewunderung über Djinns Schönheit ausgesprochen, daß ich bei einigen Ausflügen, die ich mit ihr gemacht, Djinn für sie hatte satteln lassen — zum augenscheinlichen Verdruß Manßurs.

„Da ist Djinn," sagte sie, als sie mein Pferd wiehern hörte; „ich erkenne ihn an der Stimme."

„Sie irren sich nicht," antwortete ich. „Er ruft mich — auf Befehl seines Stallburschen — um mir zu sagen, ich möchte ihn nicht zu lange in der feuchten Luft warten lassen."

Während ich so sprach, näherte sich uns der Ehrengast des Abends, die fremde Prinzessin. Wir wandten uns natürlich sogleich zu ihr, und nachdem einige Worte gewechselt worden waren, sagte die Gräfin:

„Mein Nachbar hat das schönste Pferd in Konstantinopel. Eure Königliche Hoheit würden Freude daran haben, es zu sehen."

Die Prinzessin nickte freundlich: „Ich habe Pferde sehr gern," sagte sie.

Darauf beeilte ich mich zu erwidern, mein Pferd stände selbstverständlich jeden Augenblick zur Verfügung, um Ihrer Königlichen Hoheit vorgeführt zu werden.

„Das werde ich dann mit der Gräfin N. N. verabreden," sagte die Prinzessin.

Als sich die hohe Frau wieder entfernt hatte, wandte ich mich von neuem an meine Nachbarin: „Sie wissen Djinn besser zu schätzen als ich," sagte ich. „Ich bitte Sie, es so oft zu reiten, wie es Ihnen gefällt."

Bald darauf zog sich die Prinzessin zurück, und die Gesellschaft löste sich auf.

Als ich nach Hause geritten und vom Pferde gestiegen war, sagte ich zu Manßur: „Führe Djinn in den Stall des Grafen N. N. und bring Sattel und Zaumzeug zurück. Das Pferd bleibt im Stall der Botschaft; ich habe es der Gräfin geschenkt."

Der Anneß zuckte zusammen, als habe er einen heftigen Schlag bekommen, und ich sah ihn unter seiner Bronzefarbe erbleichen.

„Herr!" sagte er mit heiserer Stimme.

„Thu, was ich Dir geheißen!" Und damit entfernte ich mich.

Nach einer Stunde ließ sich Manßur bei mir melden, und als ich ihn empfing, in der Vermutung, er habe vielleicht einen Auftrag der Gräfin an mich auszurichten, sagte er:

„Djinn ist im Stall der Botschaft. Sattel und Zaumzeug habe ich zurückgebracht. Nun verlasse ich Dich."

Der Mann stand in dem Augenblick Seelenschmerzen aus, das erkannte ich an seiner Haltung, dem Ausdruck seines Gesichts und an dem verstörten Blick der Augen, die tief in ihre Höhlen zurückgesunken waren.

Fastnacht in Mittenwald. Originalzeichnung von E. Bachrach-Baree.

Yum-Yum (Mikado). Nach dem Gemälde von Cl. von Pausinger.

„Warum willst Du mich verlassen?“ fragte ich.

„Weil Du Dein bestes Pferd einer Frau geschenkt hast.“

„Ich habe andere Pferde, die Du pflegen kannst.“

„Du hast Djinn verschenkt — an eine Frau!“

Ich empfand etwas wie Gewissensbisse und konnte dem Mann nicht zürnen: „Möchtest Du bei Djinn bleiben?“ fragte ich.

„Ja.“

„So werde ich Dich der Gräfin N. N. anempfehlen. Sie wird Dich vielleicht in ihre Dienste nehmen.“

Da richtete er seine lange hagere Gestalt aus der gebeugten Haltung empor, in der er vor mir gestanden hatte und sagte: „Ich diene keiner Frau.“

„Nun, dann geh!“ sagte ich. Und damit verschwand er.

Ich habe Manßur seitdem nicht wieder gesehen. Ich vermute, er ist in seine Heimat, nach dem stillen Lande der Annese am Euphrat, zurückgekehrt, wo die Männer ihre Pferde besser zu schätzen wissen, als an den lauten Ufern des Bosporus.

(Fortsetzung folgt.)

Fastnacht in Mittenwald.

(Hierzu das Bild Seite 372.)

Der lustige Prinz Karneval ist ins Land gezogen und die Städter, wie auch die Landbewohner thun das Möglichste, ihm nach ihrer Art zu huldigen. Seine Macht heischt von denen, die ihm zu dienen geneigt sind, je nach den Verhältnissen auch besondere Opfer. In den Großstädten werden ihm Kunst und Gewerbe dienstbar; die Huldigungen, welche ihm zugedacht sind, nehmen immer mehr zu in Bezug auf Großartigkeit der Veranstaltungen und an Geldaufwande; was nur Kostbares an Gewändern, Geschmeiden und Ziergegenständen erzeugt wird, findet ihm zu Ehren Verwendung; er beherrscht während der ihm verstatteten Regierungszeit die Mode, sowie die künstlerische und gewerbliche Produktion. Seine Feste werden zu Ereignissen, die in den Städtechroniken einen dauernden Platz finden; er bestraft keine Unterthanen ohne Gnade; manche bereichern sich in seinem Dienste, viele richten sich ihm zuliebe zu Grunde.

So weit reicht seine Macht auf dem Lande nicht, wenngleich man ihm dort durchaus nichts verleugnet. Seinem Einfluß vermag sich kaum das kleinste Dörflein zu entziehen und je nach der Anlage der Bevölkerung wird der Karneval so fröhlich begangen, als es die örtlichen Verhältnisse ermöglichen. Allerdings kommen dabei nur die drei Fastnachtstage, Sonntag, Montag und Dienstag und der vor diesen Tagen fallende Donnerstag in Betracht. Letzterer spielt auf dem Lande eine besondere Rolle; man nennt ihn deshalb den „unsinnigen“, den „glumpeten“ oder, wie in Schwaben, auch den „gumpigen“ Donnerstag, und es soll sich an ihm der Unsinn ganz hervorragend entfalten.

Unsere bildliche Darstellung zeigt eine Straßenscene des ländlichen Karnevaltreibens in dem Markte Mittenwald, in der Heimat der Geigenmacher.

Mittenwald, am Fuße des mächtigen Karwendel im oberbayrischen Gebirge gelegen, hat, unberührt von dem alles verunreinigenden Schienenwege, die Ursprünglichkeit seines Volkslebens noch so ziemlich bewahrt, wenngleich die Sommerfrischler genug dorthin wandern und sich bis zum Spätherbst dauernd festsetzen. Im Winter aber, wenn sich nur selten der Fuß eines Reisenden dorthin verirrt, sind die Leute sich selbst gegeben und vergnügen sich nach ihrer einfachen Art so gut als der Städter auf Bällen und Redouten. Mit Vorliebe huldigt man dem Maskenscherz und wenn der Tag hiezu gekommen ist, wird's in dem stillen Markt lebendig; die Nachbarn im weiten Umkreise wandern herbei zu der Gaudi, an der sich Alt und Jung ohne Rückhalt vergnügt. Alle Kammern werden durchstöbert und es findet sich immer noch genug an närrischer Gewandung, um es den fidelsten unter den Fidelen zu ermöglichen, in abenteuerlichem Aufputz am allgemeinen Ulk teilzunehmen. Ist es einem möglich, als Hanswurst, Türke, phantastischer Ritter, mit einer Maie, einem Tierkopf zu erscheinen, so ist das schon das höchste, was dem Auge der bewundernden Menge geboten werden kann.

Solche bevorzugte Faschingsgänger vereinigen sich dann zu einer fröhlichen Bande, welche für einige Stunden das Regiment in der Hand hat. Eine sehr beliebte Aufführung ist das bekannte „Fuchsprellen“. Irgend ein Delinquent wird auf ein großes, von einer Anzahl Masken straff gehaltenes Tuch gelegt und dann möglichst hoch in die Luft befördert, wieder aufgefangen und neuerdings „geprellt“. Da sich zu diesem gerade nicht angenehmen Spaße nicht immer die nötige Anzahl lebender Opfer findet, so schleppt man einen ausgestopften Strohmann mit, der nicht selten die Maske einer bekannten oder politischen Persönlichkeit trägt, die etwas auf dem Kerbholz hat und je höher diese Puppe fliegt, desto größer ist das Gaudium. Mit dem Prelltuch ziehen sie von Haus zu Haus und empfangen da und dort besondere Liebesgaben in Geld und Naturalien; solche Abgaben entfallen vor den Wirtshäusern natürlich am ergiebigsten, wenigstens leidet es dort einen Freitrunk. Während das Prellen vor sich geht, wettet der Hanswurst seines ergötzlichen Amtes; er verfolgt die Jugend mit der klappernden Pritsche, die gerade nicht gar sanft gehandhabt wird; gelingt es ihm, ein neugieriges Dirndl zu erhaschen, so wird er nicht unterlassen, zur allgemeinen Belustigung der ländlichen Schönen mit der Kohle einen tüchtigen Schnurrbart ins Gesicht zu zaubern und was dergleichen Späße mehr sind, für welche wir Städter längst keinen Sinn mehr haben. Die niedere Temperatur in den Bergen beeinträchtigt die Oeffentlichkeit des Vergnügens nicht im mindesten, an eine Verkaltung denkt kein Mensch und so lange der Tag dauert, treibt man sich in den Straßen herum. Bei Anbruch der Dunkelheit setzt man den Narrenkultus in den Wirtsstuben doppelt lustig fort und schließlich gelangen die einfachen Bewohner der Berge zum gleichen Karnevalsresultate, wie die raffinirten Städter — am andern Tag hat jeder einen schweren Kopf, aber einen desto leichteren Geldbeutel.

R. Reichenegger.

Palestrina.

Es war am 2. Februar 1594. Abendliche Dämmerung erfüllte die weiten Hallen der St. Peterskirche in Rom. Mit immer hellerem Scheine, je mehr die Dämmerung in nächtliches Dunkel überging, leuchteten die neunundachtzig Lampen, die in silbernen Schalen Tag und Nacht am Grab des Apostelfürsten brennen. Aus dem Dunkel der ungeheuren

Palestrina.

Halle tauchte ein feierlicher Zug auf; langsam nahten sich die Lichter, die mit rötlichem Scheine qualmten und auch die dem Rauchfaß des Chorknaben entströmenden Wolken rötelten. Endlos schien der erste Zug, der durch den Dom wallte; mit den Priestern der Peterskirche schritten die Künstler Roms und eine große Menge Volkes einher, indes weihevolle Klänge des Sängerchors von St. Peter im Vatikan durch die Hallen schwebten. Sie alle, die Menge des Volkes, die Klänge der Lieder geleiteten einen Sarg zur letzten Ruhestätte, der inmitten des Zugs getragen ward in St. Peters Dom beigesetzt werden sollte, und auf dem schlichten Sarg stand auf einer Bleiplatte geschrieben: Johannes Petrus Aloysius Praenestinus musicae princeps. Sie trugen den Fürsten der Musik zu Grabe, aus dessen Seele einst die weihevollen Psalmenklänge strömten, die sein treuer Sängerchor nun als letzten Gruß an den großen Meister sang, an Palestrina.

Des Künstlers wirklicher Name heißt Giovanni Pierluigi. Zu Palestrina, dem alten Praeneste, vier Stunden von Rom, war seine Wiege gestanden. Um 1524 hat er dort das Licht der Welt erblickt. Früh zeigte sich die schöne Stimme und das musikalische Talent des Knaben, was seine armen Eltern bestimmte, ihn für die Musik ausbilden zu lassen. So kam der junge Giovanni in die Sängerschule, die einst Papst Julius II. gestiftet hatte und unter die Leitung des Claudius Goudimel, des nachmaligen Märtyrers der Bartholomäusnacht. Später (1551) wurde Palestrina selbst Lehrer an der Kapelle Giulia, erst maestro dei putti, Sangmeister der Knaben, dann maestro della capella, Kapellmeister zu St. Peter im Vatikan, um einige Jahre später auf eine Berufung Julius III. diese Stelle mit der eines Sängers der päpstlichen Kapelle zu vertauschen. Nicht lange durfte er die Einkünfte genießen, mit denen sein Gönner die Stelle dotirt hatte. Julius III. starb 1555, wenige Wochen nachher Papst Marcellus, von dem finsteren Paul IV., Caraffa, dem bisherigen Großinquisitor, Platz zu machen. Dieser entließ, streng auf die Beschlüsse des Konzils von Trient haltend, die verheiratheten Sänger. Dies traf auch Palestrina, der sich, als er Kapellmeister geworden war, vermählt hatte.

Nun pochte die Not an die Thüre, aber mit ihr hielt auch der Genius der Kunst Einkehr. Eine ergreifende Komposition für die Passionswoche „Improperia“ (Verwürfe) lenkte aller Blicke auf den Tonmeister, dem indessen die bescheidene Stelle eines Kapellmeisters am Lateran zugefallen war. Solche Klänge hatte man auch nie vernommen. An Stelle des verstandesmäßigen, vor keinen Schwierigkeiten zurückschreckenden Tonsatzes, in welchem die bisher herrschende niederländische Schule groß war, hörte man die innig empfundene, zu Herzen dringende Sprache des Gemütes, ausgegossen in die schlichtesten, rührend einfachen, und doch so tief ergreifenden Accorde. Sie werden heute noch in St. Peter in jeder Passionswoche vernommen und werden niemals ihre weihevolle Kraft verlieren, vollends nicht, wenn der Dom sein Trauergewand angelegt hat, wenn die glanzvollen Altäre und Bilder verhüllt, die Lichter verlöscht sind.

Der erste Schritt auf dem Wege ins Allerheiligste der Tonkunst war gethan, ein weiterer sollte alsbald folgen. Es sollte ernst werden mit der Reform der Kirchenmusik nach den Beschlüssen des Konzils, das alle weltlichen Anklänge in Wort und Bild verbannt haben wollte. Bedenken fand sich bisher in der kirchenmusikalischen Aufführungen, die oft nichts anderes waren, als Volksmelodien, umflochten von kunstvollen, oft gekünstelten kontrapunktischen Verschlingungen, ohne Herz, ohne sittlichen Gehalt. Palestrina sollte die Musik dem Dienste der Kirche erhalten. Er bekam den Auftrag, in einer Probemesse eine neue zur Andacht stimmende Musik nach den Absichten des Konzils zu setzen und er that es und schuf den neuen weihevollen Kirchenstil in seiner Missa papae Marcelli, der dritten und weihevollsten der drei Probemessen, die er einreichte. Pius IV., Pauls IV. Nachfolger, verglich, als er am Fronleichnamsfest 1565 zum erstenmal das Werk hörte, die Klänge desselben mit den Tönen, die Johannes in der Offenbarung im himmlischen Jerusalem vernommen. Die Musik war, wie Baini, Palestrinas gründlichster Kenner und Biographe, sagt, die ebenbürtige Schwester der Malerei und Baukunst geworden.

Palestrina, der nun überall anerkannte, hochgeehrte Meister wurde Kapellmeister an S. Maria Maggiore, 1565 Tonsetzer der päpstlichen Kapelle, 1571 wieder „Kapellmeister an St. Peter im Vatikan“. Fast wäre in der Trauer über den Tod seiner heißgeliebten Gattin der Genius seiner Kunst verstummt. Nur ein Lied wollte er noch setzen, seinen Schmerz darein zu ergießen: „An den Wassern Babels saßen wir und weinten, und hingen unsere Harfen an die Weiden.“

Doch er nahm seine Harfe wieder zur Hand und entlockte ihr noch viel herrliche Weisen; erst noch einige Psalmen des Schmerzes und der Klage, dann die 29 Motetten aus dem Hohen Lied, die heilige Liebe Christi zu seiner Braut, der Seele, feiernd.

Palestrina ist der Schöpfer des katholischen Kirchenstils in der Musik. In seinen 18 Bänden Messen hat er die heilige Tonkunst, wie sie im Dienst des Kultus der katholischen Kirche steht, für alle Zeiten festgelegt. Allen Empfindungen frommer Andacht hat er Ausdruck verliehen. Den Meister zu übertreffen hat niemand vermocht. So erhaben wie der Dom, in welchem seine sterbliche Hülle ruht, sind die Weisen, die Palestrina geschaffen hat.

Ein wunderbarer Blick ist es, der sich vor unseren Augen eröffnet, wenn wir des Meisters Grab zuschreiten. Aus Michel Angelos hochragender Kuppel sinket, wie vom strahlenden Himmelsgewölbe herab, ein Strom von Licht herniederr in die Dämmerung des Tempels. Vor der Fülle des Lichts liegt das Querschiff in geheimnisvollem Halbdunkel da. Dort in der Apsis des linken Querschiffs hat Palestrina seine Ruhestätte gefunden. Eine schlichte Grabplatte kündet dem Wanderer, wo der große Meister ruht.

R. Jul. Hartmann.

Nahrungsmittel frisch von den Antipoden.

Von

Wilhelm J. Brand.

Man hat berechnet, daß, wenn wir die gegenwärtige Zahl der Bevölkerung auf dem ganzen Erdenrund um 1470 Millionen abschätzen und die Fortpflanzung in derselben Maße zunimmt, wie es in den letzten zehn Jahren geschehen, bereits im Jahre 2072 die Gesamtzahl der Menschen sich auf 6000 Millionen belaufen und daß dieses das Maximum sein würde, welches die Erde, wenn jeder Fleck derselben ausgenützt worden, zu ernähren im stande wäre. Eine erbauliche Aussicht für künftige Generationen! Manche „beruhigen“ sich nun wohl bei dem Gedanken, daß Seuchen und Kriege schon dafür sorgen werden, daß die Erde nicht übervölkert werde. Allein mögen dieselben auch noch manche Menschenleben fordern, so dürfen wir doch wohl von dem Fortschritt der Wissenschaft wie der Zivilisation erwarten, daß der Prozentsatz der von diesen Uebeln Dahingerafften

immer mehr in Abnahme begriffen sein, daß aber die Menschheit immer neue Mittel und Wege genug finden wird, den Hunger von der Thüre zu weisen.

Davon liefert uns die wunderbare Entwicklung der Importirung frischer Nahrungsmittel von den Antipoden nach England einen trefflichen Beweis. Das großbritannische kleine Inselreich mit seinen 38 Millionen Einwohnern ist schon seit langer Zeit außer stande, seine Bewohner mit den Produkten des eigenen Grund und Bodens zu ernähren. Es lag daher nahe genug, daß gegen Austausch seiner Industrieerzeugnisse die Produkte des Bodens und insonderheit Getreide in dieses Inselland eingeführt wurden. Wer hätte aber noch vor zehn oder zwölf Jahren voraussehen können, daß ein so erheblicher Teil des täglich gegessenen „frischen" Fleisches, der vortrefflichen Früchte, des Weines und so vieler anderer Dinge, die heute einen Speisetisch in England zieren, von den Antipoden her dem Mutterlande würde zugeführt werden!

Das Erstaunlichste ist dabei wohl die Importirung des Fleisches. Der Anfang dazu wurde durch Verpackung desselben in Blechbüchsen gemacht, eine Art der Versendung, die aber heute nur noch in Bezug auf Lachs und Hummer in Gebrauch ist. Der Fisch kommt aus Amerika und bildet bei den niedrigen Preisen, das Pfund zu etwa 55 Pfennigen, ein nicht unwesentliches Nahrungsmittel der unteren Klassen.

Daß solche Importe, wie so viele andere Dinge, in Deutschland so viel teurer sind, ist natürlich einerseits dem dort darauf stehenden Zoll zuzuschreiben, und sodann dem Umstande, daß der deutsche Kaufmann von seinen Waren stets mehr verdienen will als der englische und mehr verdienen muß infolge der dort herrschenden Unsitte des verderblichen „Aufschreibenlassens".

Doch ein anderes, ein viel besseres Mittel der Erhaltung des Fleisches in ebbarem Zustande war uns längst an die Hand gegeben. Dies nicht schon der in einem Eisblock in Sibirien viele Jahre lang eingefrorene Körper eines Mammuts, der, als er dann von seiner Eiskruste gelöst, begierig von Wölfen verschlungen wurde, auf diese Naturkraft hin? Ja, nährten sich nicht längst schon Millionen von Bewohnern der hochnordischen Länder jeden Winter von Millionen von Zentnern Fleisch, das lediglich im Zustande des Gefrorenseins sich hält! Märkte für gefrorenes Fleisch waren in Kanada wie in Rußland von Dezember bis April längst schon eröffnet. In diesem Zustande kommen Schwäne von Finnland, Rehe von Astrachan, Rentiere von Archangel auf den Markt. Warum sollte das Fleisch von den Antipoden, von Australien und Neuseeland, wo die nach vielen Millionen zählenden Schafe bislang fast lediglich der Wolle wegen gehalten wurden, wo das Fleisch an sich von vorzüglicher Qualität, aber von untergeordnetem Marktwerte war, nicht in diesem Zustande nach Europa sich verwerten lassen? Die Fleischpreise stiegen hier immer höher, die Transportkosten wurden immer geringer: in den Kolonien hätte man das Fleisch so gern besser verwertet, im Mutterlande so gern auf den Markt gebracht: der Versuch mußte gemacht werden.

Nun galt es aber noch das größte Hindernis zu überwinden, das jeder Neuerung im Wege steht, das Vorurteil. Und in der That ließen sich manche Einwände gegen das gefrorene Fleisch erheben. Jedermann weiß, daß dasselbe unter gewöhnlichen Umständen an Geschmack und Nährkraft verliert, aber man fand nun auch bald heraus, daß diese Nachteile in viel geringerem Grade zu Tage treten, wenn das Fleisch statt in Eis verpackt zu werden, mittelst sorgwahrender Zuführung von eisig kalter, aber trockener Luft in einem Kältezustande unter dem Gefrierpunkt gehalten wird. Das verlangte wieder kostspielige Vorrichtungen auf den Transportschiffen. Allein einige unternehmende Männer statteten eine Anzahl von Schiffen in der erforderlichen Weise mit Luftzuführungsapparaten aus und — die Fleischfrage war gelöst.

Es ist in der That äußerst schwierig, einen Unterschied zwischen dem übereisischen Fleisch und dem englischen — oder selbst demjenigen aus Wales, welches für das beste der Welt gilt — wahrzunehmen. Ich war selbst einmal einer der Gäste einer vorurteilsfreien englischen Hausfrau, welche die Importirung des Fleisches von der andern Seite des Aequators von vornherein als das ansah, als was es sich nun längst herausgestellt hat, als eine folgenschwere Errungenschaft der Neuzeit. Es kamen bei dieser Gelegenheit zwei ganze Hammelkeulen auf den Tisch und es wurde nun an die Gäste das Ersuchen gestellt, von beiden zu kosten und dann ihr Gutachten darüber abzugeben, welche der Keulen von den Antipoden komme. Die Mehrzahl der Gäste erklärte unbedingt, daß beide Keulen, wenn auch nicht genau denselben Geschmack aufweisend, doch von gleich vorzüglicher Qualität seien. Nur einige, die für besondere Feinschmecker gelten wollten, erklärten — aber auch nicht in Uebereinstimmung — die eine Fleischsorte für weniger und die andere für übereisisch. Und es wurde uns schließlich eröffnet, daß die eine von Australien, die andere von — Neuseeland komme.

Natürlich gibt es noch immer Leute genug, die solches Fleisch „nun und nimmer anrühren" werden — wenigstens nicht wissentlich! Aber sie müßten wohl selten in einem Gasthause essen und einen sonderbaren „family butcher" haben, wenn sie es nicht dennoch häufig genug gekostet hätten. „Where ignorance is bliss, 't is folly to be wise" heißt zwar das Sprichwort, aber für diese beglückende Unkenntnis bezahlen sie in diesem Falle ihrem „Familienschlachter" auch 25 Prozent mehr und glauben dann, auf ihre Insel kommt nur „prime Welsh".

Thatsächlich wird aber heute schon eine ganz erstaunliche Masse dieses übereisischen Fleisches nach England eingeführt. Die Importirung begann im Jahre 1880 mit 400 Hammeln. Nach fünf Jahren war die Zahl derer, die in einem Jahre herübergeschifft wurden, bereits auf 778,000 angewachsen, während im Jahre 1891 die Zahl sogar 2,131,399 betrug. Davon lieferte Neuseeland allein 1,896,706. Neuerdings haben aber die australischen Kolonien sich besonders rührig gezeigt, diesen Zweig der Ausfuhr zu pflegen. Und welcher Entwicklung derselbe fähig ist, mag aus dem Umstande erhellen, daß, während die Zahl der in diesem Augenblick in Neuseeland gehaltenen Schafe auf 18 Millionen abgeschätzt wird, zum Beispiel Queensland deren 20 und Neu-Südwales allein 62 Millionen aufzuweisen hat, ohne daß damit auch nur annähernd schon die Zahl erreicht wäre, welche auf den dortigen bis nahezu ins Unendliche sich ausdehnenden Weiden ihr Futter zu finden im stande wäre.

Welche Aussichten sich uns da eröffnen! Man sollte denken, zwei Millionen Hammel des Jahr sollten für dieses ganze Inselland genügen. Aber in dem meßthabenden England wird viel Fleisch gegessen, verhältnismäßig auch gerade viel Hammelfleisch, doch noch viel mehr Beef, dagegen lange nicht so viel Kalbfleisch wie bei uns.

Längst hat man nun auch angefangen, Rindfleisch von den Antipoden einzuführen, doch bislang noch nicht in irgendwie erheblichen Quantitäten, indessen aus keinem andern Grunde, als weil die Rinderzucht dort bis jetzt nicht recht lohnend war. Schafe hielt man in großen Herden längst schon eben der Wolle wegen, aber Kühe nur soweit der eigene Bedarf es erheischte. Nun richtet man indessen auch sein Augenmerk auf Hebung der Rinderzucht, nicht nur um Beef in größeren Massen zu exportiren, sondern weil auch die Ausfuhr von Butter nach England bereits eine große Ausdehnung zu nehmen begonnen hat.

Wie die Dinge aber in diesem Augenblick stehen, kommen bereits ungefähr zwanzig Prozent allen Fleisches, das in England verzehrt wird, von den Antipoden. Bei der unaufhaltsamen weiteren Entwicklung dieses Handels, bei der Ausnützung immer ausgedehnterer Ländergebiete für diesen Zweck und der dadurch entstehenden Zunahme der Konkurrenz, vollends aber auch bei den geringer werdenden Transportfrachten, die so wesentlich mit ins Gewicht fallen, werden die Preise tiefer und tiefer sinken. Wird da nicht auch in Deutschland dieses übereisische Fleisch in nicht zu ferner Zeit eingeführt werden? Bislang hatten wir nicht das Bedürfnis der Zufuhr des Fleisches von auswärts in einem auch nur annähernd so hohen Grade wie die Engländer, und der Zoll ist hoch genug, einstweilen noch dieses gerade Fleisch aus dem Lande zu halten. Schon heute kann man dasselbe indessen in England ungefähr zu demselben Preise erhalten, wie derjenige des Fleisches in Deutschland beträgt. Es mag sich daher noch nicht verlohnen, dort eine Konkurrenz zu beginnen. In Frankreich ist indessen der Anfang bereits gemacht. Im vorigen Jahre wurden dort schon 100,000 Hammel eingeführt und zwar von La Plata. Aber auch in Deutschland werden die Fleischpreise mit der Zeit doch wohl noch in die Höhe gehen, während diejenigen des übereisischen Fleisches gewiß sinken werden. Dann wird den gedrängtigten Hausfrauen Deutschlands auch wohl eine Erlösung von den Antipoden kommen und vielleicht einen Umschwung herbeiführen, dessen Tragweite sich heute noch gar nicht absehen läßt — freilich auch vom Standpunkte der Landwirte noch nicht zu berechnen ist, die natürlich auch in England keineswegs erbaut sind von dem, was die Antipoden liefern.

Wenn auch in wirtschaftlicher Beziehung von nicht so tief greifender Bedeutung, so doch von größter Annehmlichkeit ist die Importirung von Obst aus allen Zeiten der Welt, zumal aber wiederum aus Australien. Und diese Annehmlichkeit wird insbesondere durch den Umstand erhöht, daß, wie die Jahreszeiten auf der nördlichen und südlichen Halbkugel einander entgegengesetzt, so auch die Ernten zu ganz verschiedenen Zeiten stattfinden und infolge dessen unsere Insel in England eigentlich zu keiner Jahreszeit des mehr oder weniger frischen Obstes entbehrt. Amerika hat ja längst schon große Quantitäten von Früchten nach Europa entsandt, aber die Importirung derselben von den Antipoden nahm eigentlich erst ihren Anfang während der Kolonialausstellung in London im Jahre 1885 und ist seitdem rasch und stetig gewachsen. Namentlich ist es Tasmania, das uns die prachtigsten Aepfel sendet und zwar gerade im April und Mai, zu einer Zeit also, wo das andere Obst besonders selten ist. Letzten Frühling kamen von dort allein ungefähr 200,000 Kisten mit Aepfeln, die jede 25 bis 30 Kilo wogen. Auch diese werden in besonders „gekühlten" Schiffsräumen verpackt und langen so gewöhnlich in trefflichstem Zustande hier an. Dazu erhalten wir von der andern Seite des Aequators auch recht gute Birnen, Aprikosen, Pfirsiche, Nektarinen, Weintrauben, Ananas und was nur sonst an Früchten nur wünschen können.

Sie sind ja auch längst in Deutschland eingeführt, aber keineswegs in den Massen wie in England und wie es erforderlich wäre, um dem Publikum zu einem mäßigen Preise geboten werden zu können. Es will mich bedünken, als wäre hier unternehmenden deutschen Importeuren eine gute Gelegenheit geboten, sich um das Vaterland verdient und zugleich — ein gutes Geschäft zu machen.

Das dürfte nun wohl kaum von einem andern von den Antipoden importierten Artikel sich behaupten lassen, der aber für England doch auch einen immer größeren Wert aufzuweisen verspricht. Das ist der übereisische Wein. Zwar gelten die „English grapes" (Grapes) hier für die besten der Welt, aber zum Weinbau hat man es deshalb in England doch noch nicht gebracht. Versteht man doch unter „englischen Trauben" — der Ausländer könnte leicht irre geführt werden durch eine solche Bezeichnung — nichts anderes als — Treibhaustrauben! Und es ist mit vorgekommen, daß edele Briten in ihrer bekannten Aufgeblasenheit sich gar nicht darüber klar geworden, warum eigentlich die so viel billigeren foreign grapes gar keinen Vergleich aushalten mit den auf britischem Boden gewachsenen Trauben! Doch die ausländischen Weine trinkt der edle Brite deshalb doch recht gern und importirt sie in großen Quantitäten.

Da ist es denn kein Wunder, daß er in verschiedenen seiner fernen und von der Sonne so begünstigten Kolonien auch angefangen hat, Wein zu bauen. Demselben kann es allerdings nicht zum Vorteil gereichen, daß er, was bei den anderen Einfuhrartikeln nicht hoch genug geschätzt werden kann, noch immer so frisch ist, aber das ist ein Fehler, der sich wie bei so vielen anderen Dingen bekanntlich leicht ganz von selbst ablegt. Auch ist nicht nur der Wein an sich vielfach zu jung auf den Markt gekommen, sondern auch diejenigen, welche ihn bauen, waren häufig wohl in dieser Verrichtung neu. Aber auch diesem Umstande hat man längst abzuhelfen begonnen, indem eine beträchtliche Anzahl der erfahrenen Winzer aus den weinbauenden Ländern des Kontinents nach Australien und Südafrika, wo der Weinbau vornehmlich in Angriff genommen, berufen worden. Da wird denn auch der übereisische Wein mit jedem Tage besser, und man hat — soweit die Ausfuhr desselben in Frage kommt — inzwischerlei nur noch mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß der Wein, um die lange Seereise vertragen zu können, mit einem beträchtlichen Prozentsatz Alkohol vermengt werden muß. Allein daran sind die Engländer ja bereits einigermaßen gewöhnt. Auch der Wein vom Kontinent kommt ja — bislang immer noch! — nur See nach diesem Inselland und mußte daher immer schon in stärkerem Maße mit Alkohol getränkt werden, als es auf dem Kontinent geschieht. Es entspricht dieses auch mehr dem englischen Geschmack, wenn derselbe auch gewiß nur aus der durch das Unvermeidliche gebildeten Gewohnheit sich entwickelt hat.

Wie dem aber auch sei, die Einführung des übereisischen Weines ist gleichfalls längst über die ersten Versuche hinausgekommen und in steter Entwicklung begriffen. Von Australien allein wurden im letzten Jahre bereits Weine im Werte von 55,017 Pfund Sterling nach England eingeführt.

Schon aus diesen flüchtigen Hinweisen ist mit Sicherheit zu ersehen, daß alle diese Zufuhren von der andern Seite des Aequators, die alle erst in neuerer Zeit begonnen und ohne Ausnahme eine ganz wesentlich größere Ausdehnung zu nehmen versprechen, von der unschätzbarsten Bedeutung sind sowohl für die Kolonien wie für das Mutterland und auch nicht verfehlen können, mit der Zeit auf all den von ihnen berührten Gebieten die Verhältnisse in den Ländern des Kontinents nach verschiedenen Richtungen hin auf das wesentlichste zu beeinflussen.

Yum-Yum.

(Siehe das Bild Seite 373.)

Glückliche Braut heiß' ich — Yum-Yum!" So singt unter Lachen und Schalkem die Helden der reizenden Sullivanschen Operette „Der Mikado", die Verlobte des Geheimen Justifizierungsrates und Oberscharfrichters Koko. Freilich in dem Augenblicke, als der erste Ahnung ihres künftigen Glückes über sie kommt, als sie in leiblicher Person den ihr vom Schicksale wirklich Bestimmten vor sich sieht, den in Mysikantenrecht unerkannt durch das Land streifenden Mikadosohn Nanki Po. Japanische Mädchenart, japanische Anmut und japanische Koketterie haben wir Abendländer vielfach erst durch dieses launige Singspiel, wenn zum Teil auch in karikierter Gestalt, kennen gelernt. Unser Künstler, der Wiener Maler Clemens von Pausinger, hält sich mehr an den ernsteren Typus der japanischen Frauenwelt; er zeigt uns weniger das übermutige Pensionsfräulein, als die elegante junge Dame, die den ganzen Reiz des japanischen Frauenkostüms in der malerischen Fächerpose vor uns entfaltet. Der Gesichtsausdruck hat etwas Schwärmerisches an sich, allerdings nicht ohne den Anflug einer versteckten Schelmerei, so daß immerhin der Charakter der „little maid of school" gewahrt bleibt. Fast leisen wir es von den feingeschnittenen Lippen ab:

Rosig bricht der Morgen an,
Hochzeitstag, du hohe Freude,
Schöne uns der alten Leide,
Eile nicht so schnell davon!

Digitized by Google

Eine Walhalla deutscher Geistesheroen.

„Die Kunst, das Stiefkind der Gesellschaft" — so betitelt sich die neue, geistvolle Flugschrift*) des bekannten Berliner Kunstschriftstellers Paul Hildebrandt, welcher seit Jahr und Tag für die Verbreitung des Kunstsinnes unter den Deutschen und für die Förderung der Kunst durch Staat und Erziehung kämpft.

Ohne die klare und volkstümliche Form preiszugeben, faßt Hildebrandt in seiner neuesten Schrift seine Aufgabe sehr gründlich an: er will den Zusammenhang nachweisen, welcher zwischen der Kunst und den sozialen Zuständen besteht, und versucht den Satz, daß von dem Aufblühen der Kunst die Hebung der gesamten Kultur, die Entwicklung des Staats- und Volksorganismus abhängt.

Sein Gedankengang gipfelt in der Ansicht, daß die Besserung der sozialen Zustände hauptsächlich von der anregenden und befruchtenden Thätigkeit eines großen, ideal gesinnten Dichters zu erwarten sei; dessen Genius erstehen zu lassen, müsse also das Bestreben der Gesellschaft sein.

„Wie wir auf die alles mit sich fortreißende poetische Beredsamkeit Schillers die Wiedergeburt unseres deutschen Vaterlandes zurückführen können" — sagt Hildebrandt — „man denke hier nicht allein etwa an Tell, sondern vor allem auch an die deutschen Dichter, die aus Schillers Werken Kraft und Begeisterung zu deutschen Freiheits- und Einheitsliedern geschöpft haben — so wird die Wiedergeburt unseres sozialen Lebens und die Errichtung des Weltfriedens, nach dem alle wirklich Gebildeten sich sehnen, nur stattfinden können, wenn, beseelt von ewig göttlicher Macht, wieder ein Dichter-Genius auf Erden erscheint, der uns den Weg weiset, auf dem wir dem Ideale menschlicher Vollkommenheit um einen großen Schritt näher kommen können."

Dieser Genius wird aber nicht erscheinen, wenn man den Künstlern, welche berufen sind, Herz und Phantasie auszubilden, auch fernerhin jene untergeordnete Stellung anweisen wird, welche sie heute im Staats- und Gesellschaftsleben einnehmen. Nur aus der Mitte einer zu hoher Kunstbegeisterung erzogenen Nation, einer Nation, die am Schönen und Wahren Freude hat, vermag die reinste und künstlerischste That der Weltbefreiung aus den Banden des Krieges und der Not emporzublühen.

Hildebrandt gibt nun eine Reihe von Mitteln an, durch welche der Sinn und das Verständnis für die Künste von Jugend an geweckt und gebildet werden könnten. In der Erziehung sollte der Kunst ein viel breiterer Raum gewährt werden, als heute geschieht. Dichtkunst und Theater, Gesang und Spiel, Plastik und Malerei sollten als Erziehungsmittel in viel weiterem Sinne als bis heute verwendet werden, indem einerseits die Betrachtung und Erklärung von Meisterwerken, andererseits die praktische Uebung in allen Künsten auf systematische und anregende Weise vorgenommen werden.

Hildebrandts Schrift schließt mit einem Gedanken, dessen Ausführung man nur als Frage der Zeit betrachten kann, wenn auch bis jetzt keine Vorbereitungen hierzu in Angriff genommen wurden. Dieser Gedanke — es ist die Errichtung einer großen Ruhmeshalle für deutsche Dichter und Denker, Künstler und Gelehrte.

„Nicht einzeln und auf abgelegenen Plätzen sollte man Denkmäler für die Fürsten und Helden des Geistes errichten, sondern in gewaltigen Dimensionen sollte man einen Prachtbau aufführen, wie er künstlicher noch niemals erdacht worden ist, und sollte in dieser Ruhmeshalle alle jene Männer im Standbild oder auf unvergänglichen Flächen festhalten, die Großes auf geistigem Gebiete für uns geleistet haben."

„Dadurch könnte man die Kunst heben, Hunderten von tüchtigen Künstlern auf Jahre hinaus Beschäftigung verschaffen, und der gesamten Nation eine Kunstheimstätte geben, zu der selbst die in den fernsten Weltteilen lebenden Deutschen wallfahren würden, um an dem Orte gestanden zu haben, wo das Vaterland seine größten Söhne ehrt."

Hildebrand ist der Ansicht, daß die Errichtung einer derartigen „Ruhmeshalle deutscher Geistesritterschaft" auf die Entwicklung des künstlerischen Sinnes des Volkes von größtem Einflusse werden könnte. Aber nicht nur als Erziehungsmittel wäre dieser Bau aufzufassen: seine Errichtung ist eine Ehrenpflicht der deutschen Nation, eine Pflicht den Geistesheroen gegenüber und gegenüber der eigenen geistigen Bedeutung.

Wir ergreifen mit Vergnügen die Gelegenheit, Hildebrandts Idee an dieser Stelle dem großen deutschen Publikum vorzulegen und zweifeln nicht daran, daß dasselbe in Tausenden von Herzen ein Echo finden wird. Wenn die Engländer ihre Westminster-Abtei, die Franzosen ihr Pantheon haben, so ist es Zeit, daß die Deutschen an eine solche Walhalla denken.

Dr. A. N.

*) Berlin, Amelang & Mathaei.

Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen, und Prinzessin Viktoria Melita von Sachsen-Coburg und Gotha.

Nach Photographien von Karl Backofen, Hofphotograph in Darmstadt.

Sprüche.

Wer viel erzählt, wie andere betrogen,
Den sieh besonders scharf dir an;
Wer sagt, er habe nie gelogen,
Das ist kein wahrheitsliebender Mann.

•

Wer weiß vorher wohl, ob bei seinem Handeln
Ihm Freude oder Kümmernis erblüht?
Man kann die süßen von den bittern Mandeln
Erst unterscheiden, wenn man sie genießt.

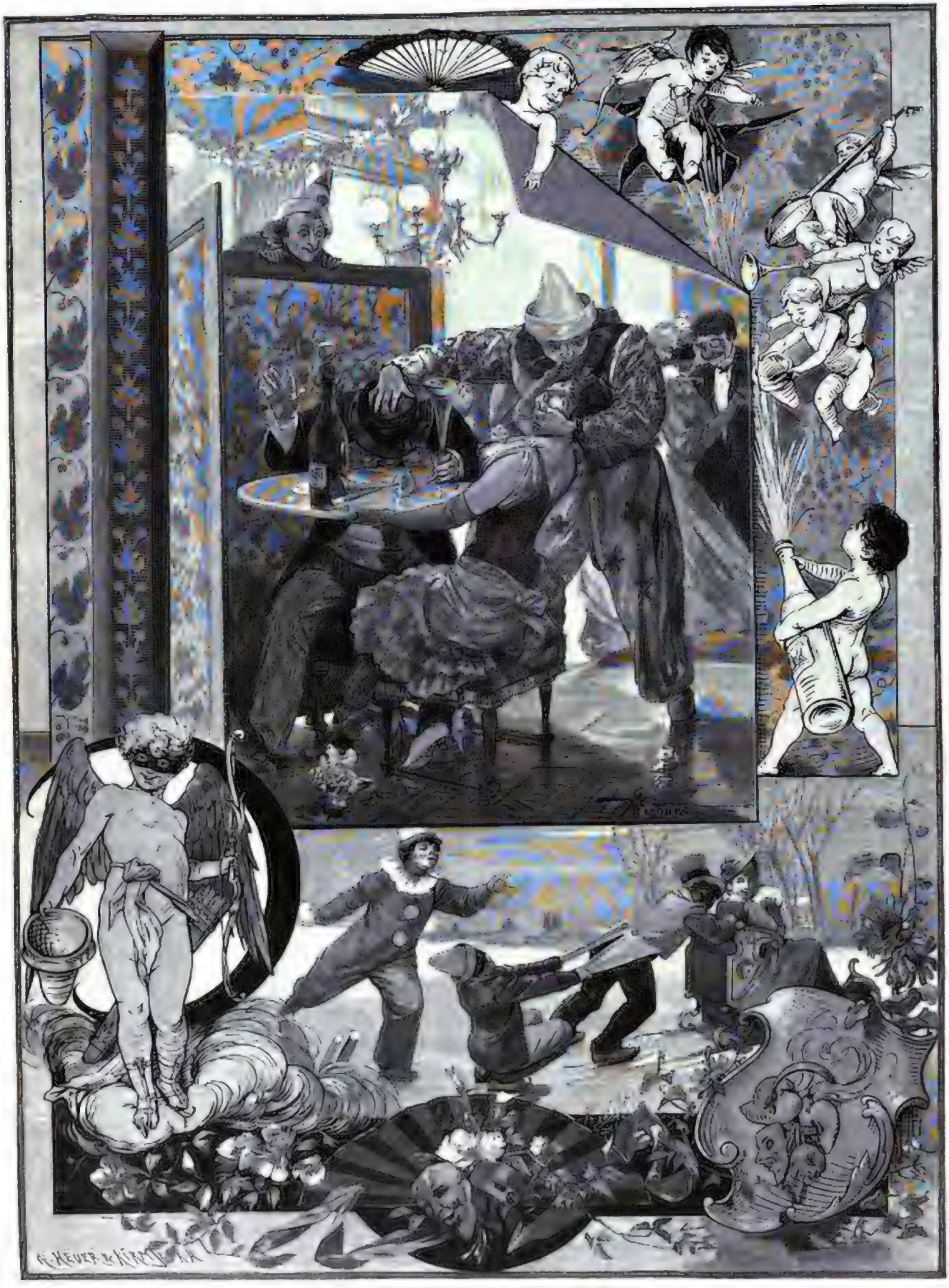
•

Wie viel Klugen mag unterblieben sein
Durch ängstliches Geklügel?
Der Aengstliche hat einen Block am Bein,
Der Mutige hat Flügel.

Adalbert Stifter.

Großherzog Ernst Ludwig von Hessen und Prinzessin Viktoria.

Die alten intimen Beziehungen zwischen dem großherzoglich-hessischen Hause und der englischen Königsfamilie sind neuerdings wieder durch ein engeres Band gefestigt worden: Großherzog Ernst Ludwig hat sich mit der Prinzessin Viktoria, der Tochter des Herzogs Alfred von Sachsen-Coburg und Gotha, verlobt. Der Bräutigam ist der Sohn des verstorbenen Großherzogs Ludwig IV. von Hessen und bei Rhein und der Prinzessin Alice von Großbritannien und Irland, die schon am 14. Dezember 1878 mit dem Tode abgegangen ist. Er wurde am 25. November 1868 geboren und folgte seinem Vater am 13. März 1892 in der Regierung. Wir haben damals in diesen Blättern, Band 67, Nr. 26, ausführlich über ihn berichtet. Prinzessin Viktoria, am 25. November 1876 geboren, ist die zweite der fünf Töchter des Herzogs Alfred und der Großfürstin Maria von Rußland, der einzigen Schwester des Zaren; ihre ältere Schwester, die Prinzessin Maria, hat sich kaum vor Jahresfrist zu Sigmaringen mit dem Prinzen Ferdinand von Rumänien vermählt.



Aus der lustigen Zeit. Originalzeichnung von M. Wiegand.

Die Feldinger.

Von

E. von Brixen.

(Fortsetzung.)

Ilka wiegte sich heftig, schwieg aber ihre tiefgekränkte Entrüstung nieder.

„Ich sah in diesem Moment den Josef, die unvermeidliche Margerite in der Herzgegend, der mit dem Grafen Schradir aus einem Nebensaal kam, und gleich darauf den Lulu, der gelangweilt herumlungerte. Die Herren legten sich immer wieder ins Zeug — übrigens offenbar schlecht instruirt. So stritten sie unter anderem auch darüber, ob Sie auf dem letzten Gartenfest in Schönbrunn als Polonia, Asteria oder im schmucken Nachtmaskostüm erschienen seien."

„Aber das ist ja die reinste Infamie," fuhr Ilka, die Röte des Zornes auf dem blassen Gesicht, empor.

„So taxirte ich es auch, Frau Gräfin. Aber auf dem glatten Parket der Säle ist Höflichkeit de rigueur. So begnügte ich mich, mich den Herren als Leibgardist Nr. 1 — der Ancienmität nach, selbstredend — vorzustellen — Tableau! Darauf gemeinsames Verlassen der Säle — Visitenkartenaustausch im Vorsaal — am folgenden Morgen schlugen wir uns mit der nötigen Vorsicht und Heimlichkeit, denn die letzten Erlasse gegen die Militärduelle sind unnachsichtlich. Mein Gegner erhielt einen Stich in den Arm — und ich wurde auf vierzehn Tage eingebrummt — der Kommandeur hatte nämlich die Geschichte erfahren, wollte aber keinen Lärm schlagen. Das auch der Grund, weshalb ich so lange fortblieb."

Ilka wagte keine Antwort. Das kleinste Wort hätte in Schluchzen geendet. So schwiegen sie beide.

Im Wintergarten wurde es lebendig. Josefs übermütige Lustigkeit platzte wie eine Bombe in den stillen Kreis, rüttelte sogar den alten Herrn für kurze Zeit aus seiner Apathie.

Bald darauf entließ er die junge Gesellschaft. Sie hasteten wie aus der Gefangenschaft befreit in den Park. Josef hatte den Arm um die schlanke Taille der Schwester geschlungen und passirte im Galopptempo quer über den mondhellen Rasen.

„Unters Dach, mein Schatz, unters Dach, mein Schatz,
Da hüll die Hexen fein."

sang er lustig. Er brach kurz ab, als er das tête-à-tête der beiden gewahrte.

Janos hatte sich soeben zu Ilka geneigt.

„Ilka, verbannen Sie all das weiße und gelbe Unkraut aus Ihrer Umgebung. Morgen, heute, sofort!" flüsterte er dringend. Das war so seine Art, ihr ganz en passant seinen Rat zu geben.

Ein flüchtiges Lächeln dankt ihm. Sie steht auf.

„Für heute entschuldigen Sie mich, mein Freund — und Du, Nina, nicht wahr, Du vertrittst mich —"

Mit kurzem Gruß für Josef verschwindet sie.

Im Klub hat man sie einmal mit einem Silberfasan verglichen. Daran muß Janos denken, als sie jetzt in dem hellen Schleppkleid, dem raschen stolzen Schritt und den graziösen Wendungen des zierlichen Kopfes durch die grüne Umgebung eilt.

Finster folgt Nina seinem leeren Blick, während Josef Unruhe und Enttäuschung unter seinem lieben Augustin cachirt.

IV.

„Halte Dich dann um zwei Uhr parat," entließ der General von Feldinger seinen ältesten Sohn.

Ludwig hatte ihm einen dienstlichen Rapport erstattet und darauf so nebenher erwähnt, daß er über den Sonntag zu den Verwandten nach Schwarzburgsau wolle und man zu Haus nicht auf ihn rechnen möge.

„Da könnte ich am Ende 'mal mit," hatte der Vater in seiner barschen Art unerwartet gesagt. „Hab' die alte Erlaucht lange nicht mehr gesehen, und euch bekommt man ja auch nur dort zu Gesicht."

„Das mit Nina war ja Dein eigener Entschluß, Papa," berichtigte Ludwig in seiner höflichen, undiskutirbaren Art. „Und was uns betrifft, den Pepi und mich, so ist eben der Dienst derart, daß —" Er seufzte schwer.

Zur festgesetzten Zeit erwartete er dann den Vater vor der Kommandantur und bald sauste der leichte Schlitten über die hartgefrorene Straße hin.

Es war ein bitter kalter Dezembertag. Der Frost flimmerte in der klaren Luft, setzte sich an Bäume und Sträucher, an die dampfenden Pferde, Bart und Brauen der Männer. Die Mäntelkragen hoch hinaufgeschlagen, sich mit der warmen Pelzschlittendecke so gut es ging gegen den bissigen Ostwind schützend, fuhren sie schweigend in den Winter hinaus.

Von Zeit zu Zeit streifte Ludwigs Blick heimlich des Vaters forgendurchfurchtes Gesicht. Er hatte auf die augenblickliche Zugänglichkeit des Kommandirenden, auf eine für ihn brillant abgelaufene unvermutete Inspektion am Morgen gerechnet, um ohne allzu großes Risiko eine dringende Anleihe zu versuchen. Aber des Vaters finstere Schweigsamkeit erschwerte ihm die Bitte. Dazu wollte ihm um eine Welt keine passende Einleitung einfallen.

Seine Cigarre ging zum drittenmal aus. Und auf eine ungeduldig hingebrummte Bemerkung des Vaters über diese verfluchte Glimmstengelei warf er sie mit einem entschuldigenden: „Sie hatte überhaupt keinen Zug", in den Schnee.

Das war ihre ganze Unterhaltung.

Am fernen Waldrand tauchte Schloß Schwarzburgsau auf. Es war ein schwerfälliger, mittelalterlicher Bau mit zwei von dicken Türmen flankirten Seitenflügeln. Aber es lag anmutig in wald- und wildreicher Gegend und in der blauen Ferne sanft ansteigenden Hügelketten. An den Park schlossen sich dann die in nordischem Stil gehaltenen Baulichkeiten, die Rennflächen und Weideplätze des Gestüts — Josefs Walhall.

Die Zeit drängte. Bald mußte der Schlitten die gemanerte Einfahrt erreichen.

Ludwig wurde unruhig, hustete, strich den weichen blonden Schnurrbart, rückte am Kragen.

„Papa," — die musikalische Stimme war wie eingefroren. „Ich hätte auch 'ne Bitte," faßte er seine Not kurz zusammen.

„Kann mir schon ungefähr denken — die Lust ist Dir schwerlich umsonst vergangen," lautete die ebenso gefrorene Antwort. „Red nur ohne Fazerei."

„Zweitausend Gulden."

„Zweitausend Gulden — weiter nichts!" Die grauen Feldingeraugen irrten unstät über die unbarmherzig glitzernde Schneefläche.

Heute zweitausend und vor ein paar Wochen ebenso viel oder noch mehr. Und vielleicht in ein paar Tagen dieselbe Forderung — und Weihnachten vor der Thür und Neujahr mit seiner von Jahr zu Jahr lawinenartig anschwellenden Ueberschwemmung von grauen und blauen Couverts. Und so von Sorge zu Sorge und quälender Angst zu quälender Angst jahraus jahrein. Er lüftete das Käppi, strich mit der Hand über die Stirne, auf der große Schweißtropfen perlten. Eine Sehnsucht kam über ihn, da zu liegen unter der weißen Kälte — aller Sorgen ledig.

„Ja — mein!" sagte er nach langem, leerem Schweigen in seinem platten, wehmütigen Niederösterreichisch, das ihm in der Erregung immer wieder kam. „Ja, mein, Bub' — i thät's gern geben, wahrhaftl — nicht nur zwei- — zehn-, zwölftausend sogar — wenn i 's nur selbsten haben thät."

Ludwig schwieg. Er hielt es für eine altmodische Marotte des Vaters, wenn der über seine Schulden in Wut geriet. Meinte, er lege Tausende in Staatspapieren an, wenn er seine stillen Betrachtungen über die Sinnlosigkeit seines Alten an sich und zu Hause anstellte.

Er spielte noch einen letzten Trumpf aus. „Ja, dann weiß ich nicht, was werden soll!" Und er seufzte schwer und tief.

Das ging dem Alten durch und durch. Ludwig war sein Liebling. Das Hemd hätte er sich vom Leibe gezogen, um dem indolenten, verschlossenen Menschen eine Freude zu machen. Um seinetwillen hatte er das Opfer gebracht und sich von seinem fröhlichen kleinen Mädel getrennt — um seinetwillen rang er und strebte er in unermüdlichem Ehrgeiz, Tag und Nacht, ohne sich Ruhe und Erholung zu gönnen! Und der Dank dafür waren immer nur diese beklommenen, hoffnungslosen Seufzer!

Verstimmt langten sie in Schwarzburgsau an.

Im Schloß wurde ihnen der Bescheid, daß die Herrschaften in der Manege seien. Und so schlugen sie, jede vorherige Anmeldung ablehnend, auch den Weg dahin ein.

Auf der im Innern der Bahn errichteten Tribüne hatten sich nach und nach die Schloßbewohner versammelt.

Josef machte heute Dressurversuche an einem jungen Vollblutengst, der sich in den Händen der Stallmeister und Reitknechte bisher als untraitabel bewiesen hatte und auf den Ilka dennoch sehr viel hielt.

Nach dem Dejeuner, durch eine Botschaft Josefs benachrichtigt, hatte sie sich heimlich fortgestohlen, um zuzusehen.

Doch ihr eiliges Verschwinden wurde bemerkt. Man forschte ihr nach, beschloß unter Lachen und Scherzen, sich auch den Genuß einer Privatzirkusvorstellung zu leisten.

Und nun saß und stand man in lebhaften, bebend gespannten Gruppen auf dem vornehm dekorirten Raum, kritisirte, applaudirte, trieb allerhand Allotria.

Josef war wütend. Er war schon sehr verstimmt hier angekommen — denn wie gewöhnlich, wenn militärische Anforderungen an ihn herantraten, hatte er am Vormittag miserables Unglück gehabt und der Vater ihm vor allen Kameraden und der ganzen Front eine Strafversetzung in irgend ein verlorenes bosnisches Felsenloch in sichere Aussicht gestellt.

Seine Mißstimmung wirkte selbstverständlich auf den jungen Hengst zurück. Es war ein scheues, wendiges Tier mit unberechenbaren Capricen, das alle seine Bewegungen und Zügelgriffe zu Schanden machte und durch das thörichte Treiben auf der Tribüne vollends aus dem Temperament kam.

Der letzte Rest von Josefs Selbstbeherrschung ging darüber in die Brüche. Er beging Fehler über Fehler, peitschte blind darauf los, riß an der Kandare, arbeitete mit den stumpfen Sporen, daß die Weichen bluteten.

Auf der Tribüne wurde man unruhig. Die Herren schüttelten die Köpfe. Cona empörte sich gegen die grausame Marter.

„Ich mag es nicht länger mit ansehen," sagte sie, die Hände über den Augen, „vielleicht ist es notwendig — ich verstehe nichts davon. Aber ich wünschte, Herrn von Feldinger nicht so gesehen zu haben!"

„Auch mir scheint diese verlängerte Quälerei aussichtslos. Den Hengst kriegt er doch nicht mehr. Das Tier ist hartmaulig und störrisch und er nicht mehr Herr über sich," sagte Janos.

„Unbegreiflich, daß er die Reitknechte nicht signalisirt," erregte sich der ängstliche Graf.

Ninas Vorschlag, in pleno aufzubrechen, da wahrscheinlich nur ihre Gegenwart den Bruder abhalte, sich gewissermaßen als Besiegten zu deklariren, wurde freudig aufgenommen — der Zirkus war allen verleidet.

Nur Ilka nicht. Beide Arme auf der zusammengenommenen Brüstung gekreuzt, völlig unter dem Eindruck des aufregenden Schauspiels, hatte sie ihre Umgebung ganz vergessen.

Sie zuckte nervös auf, als der Graf erinnernd ihre Schulter berührte.

„Du wünschest? Ach so — gehen — ja, ganz recht," sagte sie zerstreut.

Zufällig aufsehend, begegnete ihr Blick den auf ihr ruhenden dunklen Augen des Polen.

Eine heiße Glut stieg verräterisch in ihre blassen Wangen. Schon entschlossen, den übrigen zu folgen, bäumte sie plötzlich zurück.

Nein! Nein! und nochmals nein! Welches Recht hatte er, sie mit dem Bann seiner leidenschaftlichen Augen zu tyrannisiren? Ihrem Leben, eine nach der anderen, alle seine kleinen Freuden und Liebhabereien zu nehmen? Und was quälte er sie mit seinen lächerlichen Wahnideen über ihr Verhältnis zu Josef — ihrem leiblichen Neffen?

Sie warf sich in den Sessel zurück, schränkte die Arme und sagt herausfordernd: „Ich bleibe."

„Liebes Kind — Du als Wirtin Deinen Gästen gegenüber?" mahnte der Graf leise. „Außerdem fürchte ich diese Erregung für Dich."

Ihr Kopf fuhr in den Nacken. Dann lachte sie. Furcht — für sie! Sie, die hier oft das Unglaublichste wagte!

Digitized by Google

„Am liebsten versuchte ich selbst mein Heil mit Gottfalk.“

„Aber Liebe — um Gottes willen!“ Der Graf sah ängstlich um, ob jemand außer ihm und Janos gehört haben könne.

„Ja, warum nicht? Ist mein stolzester Triumph, wenn meine schwachen Hände ein zügelungewohntes Feuertemperament zwingen. Da wallt mein Blut, da fühle ich —“

„Daß ich lebe,“ hatte sie sagen wollen. Aber die Ankunft der beiden Feldjäger schnitt ihr das unbedachte Wort und Janos' spöttische Antwort ab.

„Herrgott, der Papa!“ jubelte Nina und ihr zierliches Figürchen verschwand in den großen Falten seines Reitermantels, während sich alle begrüßend um Vater und Sohn drängten.

Josef, mit seinen eifersüchtigen Gedanken nur bei Ilka und der kleinen Seere oben, die er zu verstehen meint, vergißt einen Augenblick, welchen Dämon er unter sich hat.

Er muß es büßen.

Die nachlassende Hand spürend, erschreckt von der fremden Gestalt auf der Tribüne, die ihm aus dem gegenüber hängenden Spiegel entgegen zu kommen scheint, steigt das junge Tier kerzengerade in die Luft, reckt und jagt davon — seinen Reiter im Steigbügel hinter sich durch die Bahn schleifend.

Ein Angstschrei erschüttert die Tribüne. Unten klammert sich Ilka in die Zügel des wutschnaubenden Hengstes, heruntergekommen, man weiß nicht wie.

Josef ist liegen geblieben. Nun wird sie niedergerissen, unter den Hufen fortgeschleppt.

Das alles dauert nur Sekunden.

„Loslassen! Um Gottes willen, loslassen!“ schreien die Offiziere und bringen endlich mit Hilfe der von allen Seiten herbeistürzenden Stallbedienten das tolle Tier zum Stehen.

„Fort damit! Schießt die Bestie tot!“ befiehlt Janos mit kreideweißem Gesicht dem verblüfften Personal und richtet Ilka auf.

„Welch ein Wahnsinn, Ilka — welch ein grenzenloser Wahnsinn,“ schilt er außer sich und preßt sie fest in seine Arme, „Ihr kostbares Leben einem Hufschlag preisgegeben!“

Ihre farblosen Lippen lächeln ihn an.

„Ja — schelten Sie nur — ich bin leichtsinnig! Ich bin es nun einmal!“

Am andern Ende der Bahn helfen Ludwig und Leopold dem Josef auf die Beine.

Er taumelt, bricht noch einmal nieder, hält sich dann aber mit verstörtem Blick und schwindelndem Kopf aufrecht und leert gierig ein Glas Wasser, das Ludwig ihm mit einem lakonischen „Da — trink!“ unter die Nase hält.

„Sogar als Reiter unbrauchbar,“ sagt der General fast traurig zu dem schreckensbleichen Grafen. „Und das will einer aus 'ner alten Kavalleristenfamilie sein!“

Er seufzt, fast so resignirt wie der Ludwig, wenn man ihm seine Forderungen nicht gleich auf dem Präsentirteller entgegenbringt — findet sich auch damit ab, als einer, der in der Disziplin ergraut, gelernt hat, sich zu beugen und zu entsagen.

Aber diese Episode in der Reitbahn, fast mehr noch als Ludwigs fatale Seufzer, hatte ihm Schwarzburgsau gründlich verleidet. Nach kurzem Aufenthalt im Schloß läßt er ungeachtet der dringenden Bitten des Schwagers und der Schwägerin und der flehenden, schmeichelnden Zärtlichkeit der kleinen den Schlitten vorfahren und kehrt zu Sorgen und Arbeit in sein freudloses Heim zurück.

V.

Der Nachmittag brachte noch mehr Gäste, geladene und ungeladene, in dem gastlichen Haus jederzeit fröhlicher Aufnahme sicher, Kameraden von der Garde, mehrere befreundete Familien, Herren und Damen. Sie wollten alle einen vergnügten Sonntag hier verleben.

Im kleinen Speisesaal, der die Flucht der gräflichen Privaträume im südlichen Flügel abschloß, stärkte sich Josef nach seinen verschiedenen Niederlagen an den reichlich aus Küche und Keller aufgetragenen Vorräten.

Pakosch, der alte Kammerdiener des Grafen, stand vor ihm und unterhielt sich mit der Vertraulichkeit langjähriger treuer Dienstleute mit dem jungen Offizier, schüttete ihm wieder einmal sein ganzes Herz aus über Erlaucht, die sich nicht schonen wolle, und doch sozusagen täglich — sichtbarlich — einlege — wozu Josef manchmal mit vollem Munde irgend eine unverständliche Antwort brummte, ohne dem alten Diener auch nur einmal in das ehrliche, bekümmerte Gesicht zu sehen.

„Man möchte fast — wenn's nicht Sünde wär', so etwas Schlechtes zu denken — meinen, es berühre Seine Gnaden gar nicht, was ich da sagte,“ grübelte Pakosch, wieder auf dem Wege zu seinem Herrn. „Aber freilich, was weiß so ein junges, leichtes Blut von unsereiner Sorgen! Das singt, lacht, spielt und trinkt den ganzen Tag, als gäbe es kein Morgen.“

Allein geblieben, stürzte Josef Glas um Glas eines schweren, goldbräunlichen Ungarweines hinunter, einen bösen, entstellenden Ausdruck auf dem hübschen Männergesicht.

Das leise Rascheln einer Seidenschleppe machte ihn umfahren wie einen auf böser That Ertappten.

Ilka eilte mit ihrem raschen, energischen Schritt durch die Zimmerreihe ihm entgegen. Sie war schon in Dinertoilette. Die seidigen Lichter einer dunkelkupferfarbenen Plüschrobe mit dem flockigen Gekräusel altergelber Spitzen um den tiefen Halsausschnitt und die halblangen Aermel hoben wirkungsvoll den warmbräunlichen Hautton und den weichen Schimmer des schweren Haares.

„Wie wunderschön Du bist, Ilka,“ brach Josef rückhaltlos aus und in seinen kecken Augen loderte ein begehrliches Feuer.

Sie lächelte geschmeichelt, mit einem schwachen Versuch, seinen gefährlichen Uebermut zu dämpfen. Sie sei nicht gekommen, Komplimente einzuheimsen, es handle sich um Ernstes.

Josef lacht. Eine Gardinenpredigt? Aber auch gut! Denn das fesselte sie voraussichtlich auf eine gute Zeit. Und da der Zufall, dieser tölpelhafte Bengel, sie doch 'mal zu seiner Frau Tante, Erlaucht Schwarzburg, gemacht, gelobe er gebührende Ehrerbietung und Andacht.

Er schiebt einen Stuhl für sie in das volle Licht der Gastkrone, lehnt mit geschränkten Armen vor ihr am Tisch.

Seine schöne, muskelkräftige und doch schlanke Gestalt kommt in der knapp anschließenden Reiteruniform auf das vorteilhafteste zur Geltung. Das stolze, braune Gesicht über dem leuchtenden Rot und Gold des Waffenrockes ist ihr mit siegesbewußter Zuversicht zugewandt.

Ilka ist schwach, allen Aeußerlichkeiten zugänglich. Er versteht den Blick der ausdrucksvollen Augen. Sein heißes Blut wallt auf, und mit seinem ansteckenden Lachen des Leichtsinns lacht er ihren erzwungenen Ernst fort.

Sie besprechen die Anordnungen für den Abend. In ihrer fieberischen slavischen Nervosität hat Ilka ein glänzendes Festprogramm entworfen. Ein Gastfest zwischen Diner und Souper bei Fackellicht — wirkliche Fackeln, nicht das fade Magnesialicht — und Musik, die ihnen eine im Dorfschank eingekehrte Bande Böhmaken machen wird. Dazu ein Büffet mit heißen Getränken. Der Haushofmeister hat für alles gesorgt. Aber die Festanordnung überträgt sie ihm.

„Unter der Bedingung, daß Du mir die erste halbe Stunde auf dem Eis reservirst,“ fordert er zurück. Nicht den kleinen Finger hebt er für sie, ohne eine Gegenleistung zu verlangen.

„Das ist viel,“ sagt sie.

„Die armselige Zeit — viel? Sollen die alten Knickebeine den ganzen Abend Hand auf Dich legen, weil Du die Herrin des Hauses bist?“

„Auf der Eisbahn haben wir das Alter nicht zu fürchten,“ lacht sie.

„Sei nicht hartherzig, Ilka,“ drängt er. „Mit einem einzigen kleinen Wort kannst Du mich für die Unbill eines ganzen Tages entschädigen.“

Er hat einen Stuhl dicht an ihre Seite gezogen, seine Hand ruht auf ihrem hochgebauschten Aermel.

„Sprich es aus.“

Er kommt ihr so nahe, daß seine Wimpern ihre Schläfe streifen.

Da wird die vom Gange hereinführende Flügelthür aufgeworfen. Mit roten Köpfen fahren sie vor dem Grafen aus einander.

Er sieht arglos in ihre verlegenen Gesichter und mit mißbilligendem Kopfschütteln: „Kinder, Kinder, schon wieder am Hänseln?“

Er ist nicht immer abgeneigt, Ilkas bizigem Vollblutemperament die Schuld beizumessen, wenn die slavischen Charaktere der beiden sich reiben.

Die Tischverteilung war so ungünstig wie möglich. Die Prinzeß Cona hatte den Ehrenplatz neben dem Grafen, während Ludwig an das eine Ende der Tafel verschlagen war. Er langweilte sich über alle Maßen neben einer jungen, frisch aus der Provinz verladenen Baronesse und nur sein gesellschaftliches Anstandsgefühl hielt ihn ab, seine Ungeduld in ausdrucksvollen Seufzern zu erleichtern. Zwischen Ilka und Josef bauschte sich ein riesiger Blumenaufbau — eine kleine verwandtschaftliche Bosheit der Slavin.

Auch Janos und Nina saßen getrennt. Sie hatte, nachdem die Tischordnung bestimmt worden war, dem Haushofmeister im Namen der Gräfin Befehl geben lassen, die Karten zu vertauschen und ihr den jungen Grafen Schradin zur Seite zu setzen.

Janos hatte ihre Eigenmächtigkeit erraten. Nun fühlte sie den ernsten Blick der dunklen Augen durch das Lichtergeflimmer und den Blumenschmuck der Tafel unausgesetzt auf sich ruhen. Aber das Dombrescublut, das trotzige, herausfordernde, prickelte ja auch in ihren Adern. So gab sie sich mit einer Art wilder Ausgelassenheit der Erregung des Augenblickes hin, zum Verderb des ohnehin schon sterblich verliebten Poldis.

Die Tischunterhaltung flog leicht und angeregt von Thema zu Thema. Theater, Literatur, Pferde, alles diente. Bis die Rede auf eine kürzlich eröffnete Wereschtschagin-Ausstellung kam.

„Sie könne nicht warm werden, seit sie die Schildwacht im Schneegestöber gesehen,“ bemerkte eine junge Dame.

Die leichtfertigen Offiziere begannen zu witzeln. Cona kam der Verlegenen zu Hilfe.

„Für mich verkörpert sich die ganze Größe des Soldatenstandes in diesem in der Einsamkeit einer Felsenwildnis verlorenen Soldatengrabe,“ sagte sie.

„Der Mann that nur seine Pflicht,“ meinte Janos. „Unbedingter Gehorsam ist der Hauptglaubensartikel des Soldaten, gleichviel ob die schweigende Disziplin zum Marschallstab oder sechs Fuß tief unter die Erde führt. Und ob Wereschtschagin mehr an eine Apotheose der stummen Disziplin als an die Nerven eines fin de siècle gedacht, bleibt dahingestellt.“

„Ist ja auch ohne Bedeutung,“ mischte sich Ilka in das Gespräch. „Mir gilt der Eindruck mehr als die Absicht, und wenn jener schlichte Soldat vom militärischen Standpunkt aus nur seine Pflicht that, vom allgemein menschlichen Standpunkt geurteilt, ist es mehr als Pflicht. Die höchste Opferfreudigkeit verkörpert sich in diesem Gehorsam, getreu bis in den Tod.“

Sie spricht selten so ernst. In dem beständigen Verkehr mit den jungen Offizieren hat sie allmälich deren kavalleren Ton angenommen, der freilich ihrem Alter und ihrem Stande nicht immer entspricht und ihr oft zum schweren Vorwurf gemacht wird.

„Wir halten uns auch zur Apotheose und nehmen gern dies der Soldatentugend geeignete Denkmal an,“ rufen die Offiziere, und Josef läßt sein Glas klingen und steht auf.

„Da streiten sich die Leut' herum!“ deklamirt er lachend. „Was thut's, ob menschlicher, ob militärischer Standpunkt? Die Hauptsache ist, daß jeder die Fähigkeit dieser höchsten Opferfreudigkeit in sich fühlt. Und da glaube ich, daß wir alle, nicht wahr, meine Herren Kameraden, wenn je der Anlaß an uns heranträte, Zeugnis davon ablegen und „gehorsam und getreu bis in den Tod“ zu Kaiser, Reich und der Geliebten stehen würden! Auf die unwandelbare Soldatentreue!“

Und das hochgehobene Glas in einem Zuge leerend, wirft er es hinter sich, daß es am Boden zersplittert. Dann setzt er sich.

Wahre Salven von Beifall antworten den kühnen, kaum mißzuverstehenden Worten. Man hebt die Gläser, trinkt sich zu, Blicke und Scherzworte, aber aber auch mehr als ein vielsagendes oder spöttisches Lächeln fliegt über die reiche Tafel.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Vom Fasching in Wien.

Mit Bildern von W. Gause.

Was der Wiener Fasching einst war: eine Verlebendigung von nairer Lustbarkeit und harmloser Freude, die Hoch und Nieder mit in den Strudel riß, und in Wahrheit „eine Reihe von glücklichen Tagen", das ist er lange nicht mehr.

Und warum er es nicht mehr ist, das weiß jeder Wiener und jeder Kenner Wiens. Die allgemeinen Verhältnisse lassen es erklärlich erscheinen, daß der Eintritt des Faschings von einem großen Teil der Bevölkerung nicht gerade mit Freuden begrüßt wird, denn er legt ihr oft drückende Verpflichtungen auf und zwingt sie zu Ausgaben, die sie empfindlich belasten. Ein anderer Teil der Bevölkerung dagegen, und zwar jener, der aus den Vertretern des Kaufmannsstandes und des Kleingewerbes besteht, setzt in den Fasching wieder die allergrößten Hoffnungen, denn er erwartet eine Steigerung des geschäftlichen Verkehrs und flotten Absatz auf den verschiedensten Gebieten des Gewerbes und des Handels, er rechnet auf die Entfaltung weltstädtischen Glanzes und — sieht sich in seiner Berechnung zumeist getäuscht. Ein Band von Gemütlichkeit und Frohsinn umschloß vor Jahrzehnten die Bürgerschaft der Stadt und die Faschingsfeste der Mittelklassen, die sogenannten Bürgerbälle, welchen die schönsten Frauen und Mädchen durch die Anmut ihrer Erscheinung und die fast verblüffende Einfachheit ihrer Kleidung besonderen Reiz verliehen, übten bis in die sechziger Jahre ungeschmälerte Anziehungskraft. Die besuchtesten

Im Kaffeehaus.

Kompositionen, mit denen sie den Wiener Walzer der Welt eroberten, zu einer Verherrlichung gekommen gefeierten Feste hat sich nicht gewandelt und mancher liebenswürdige Enthusiast des Wienertums besteht nicht mehr. Die Bürgerballe sind ihrer Mehrheit nach heute fast nur noch Schaustücke, auf welchen die Damen des betreffenden Stadtbezirkes in der Pracht ihrer Gewänder einander zu übertreffen suchen und die Ballväter und -mütter gelangweilt ihr Faschingspensum erledigen.

In den Vorgängen während der Opernredoute.

Faschingsvergnügungen dieser Art waren die „Rosenbälle" beim Demmer in Hitzing, einem Lokale, das damals zu den vornehmsten Wiens zählte und wo Johann Strauß (Vater) und Lanner, die unvergeßlichen Heroen der Wiener Tanzmusik, ihre

Faßt man Stellungen an den Wiener Faschings von einst so muß man unter Berücksichtigung der Veränderungen der Bevölkerung bedenken. Für den Fremden namentlich, der sich noch genügend Empfänglichkeit bewahrt hat für Vorgänge, denen der Einheimische schon einigermaßen abgestumpft gegenübersteht, muß es sehr hohes Interesse bieten, einen Wiener Bürgerballe mit unmachen vorausgesetzt, daß er vom Glück begünstigt ist und nicht auf eine der zahlreich vorkommenden Verhältnissen dieser Fe

schlingzeigenheit gerät, die unter der Flagge „Wäschermädelball" von allerhand findigen Unternehmern veranstaltet werden und auf denen das weibliche Element manchmal etwas zweideutig ist.

In den letzten Jahren sind die echten, unverfälschten Wäschermädelballe von dem Wiener Maler Kupfer veranstaltet worden, der sich bemühte, Besucherinnen, denen die Waschermädchenkleidung nur als Vorwand diente, von denselben fernzuhalten. Hier tanzen die wahrhaftigen Waschermädchen, jene drallen, urwüchsigen, den „scharfsten" Wiener Dialekt beherrschenden Mädchen, welche bis zum Jahre 1892 in der seither abgebrochenen „Waschburg" am Alsergrund ihren Wohnsitz hatten, durchwegs kernige Gestalten und in ihrem Gebaren, wie man in Wien zu sagen pflegt, ein wenig „hart", aber ehrlichen Charakters, voll glücklichen Humors und froher Laune. Ihre Partner sind Waschereiknechte oder, wie unser Bild zeigt, Fiaker. Die Tanzmusik besorgt eine jener zahlreichen Wiener Quartette, in welchen häufig genug wirkliche Künstler sitzen, die ihre Instrumente mit Vollendung beherrschen und die Lieder und Duette singenden Waschermädchen begleiten. In den Tanzpausen wird „im Gemütlichen" gejodelt, gesungen und gepfiffen und zuweilen verläßt ein Pärchen seine Plätze und fährt in dem engen Raum und umgeben von einer bewundernden Corona von Berufsgenossen, Stutzern, Kavalieren und „Gigerln" den „G'stampften" auf, einen kecken Tanz, dessen Ausführung Temperament und Ausdauer erfordert und der sich zu besonderer Lebhaftigkeit steigert, wenn die begeisterte Zuschauerschaft den Rhythmus des Tanzes durch Händeklatschen zu begleiten anfangt. Wenn „g'patscht" wird, „dann ist's die höchste Gaudi!"

Von den landläufigen Faschingsvergnügungen gleichfalls ganz abweichend ist das Künstlerfest, das die Wiener Künstlergenossenschaft jährlich veranstaltet. Die Meister von Pinsel und Palette haben in jedem Fasching eine neue und originelle Idee für ihr Fest, sie wissen ihm auch einen geistigen Inhalt zu geben, und Wochen hindurch stehen die vornehmsten Kreise der Residenz, Bürgertum und Adel, im Dienste dieser Idee und bieten ihre besten Kräfte auf zur Verwirklichung derselben. Seit einer Reihe von Jahren

ster beherrscht ein parodistischer Zug die Künstlerfeste, es werden auf ihnen die Schwächen und Gebrechen der Zeit mit Witz und Behagen gegeißelt und die gesamte Künstlerschaft ist bemüht, die Tendenz des Festes auch in dekorativer Beziehung wirksam zu unterstützen. So entstehen jene Bilder, Papier, plastischen Arbeiten und Ausstattungsrequisiten, in

Haushalt.

denen Wahrheit und Dichtung, der Ernst des Lebens und der Humor der Kunst zu heiterster Wirkung zusammenfließen und die unter der Bezeichnung „Wichnas" längst typisch geworden sind. Auf den öffentlichen Veranstaltungen, welche jedem Künstlerfeste folgen, finden diese Werke einer übermütigen Künstlerphantasie reißenden Absatz und erreichen Preise, wie sie leider sonst in Wiener Künstlerkreisen zu den Seltenheiten gehören.

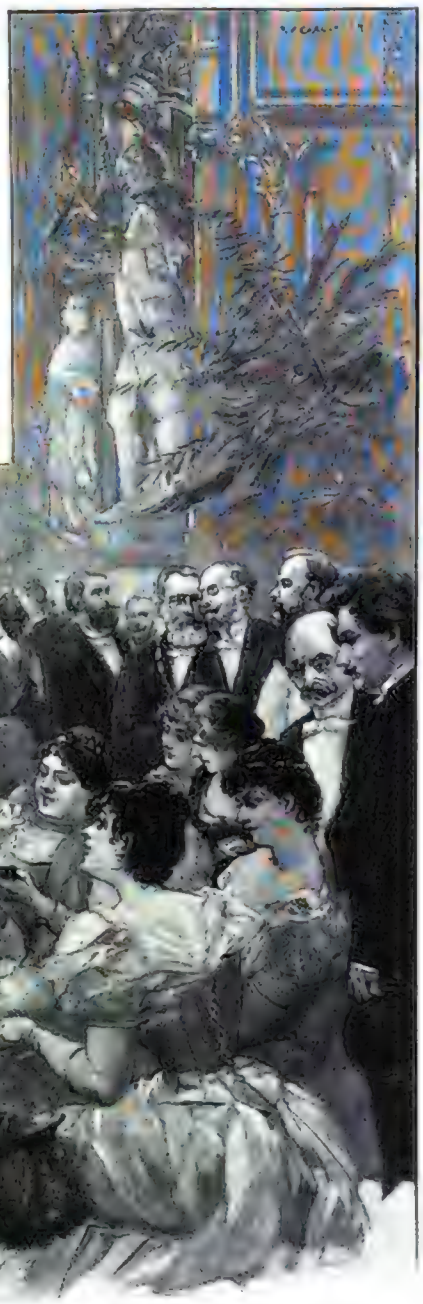
Den Glanzpunkt des Wiener Faschings bezeichnen die Opernredouten und der Rathausball (oder „Ball der Stadt Wien"). Schauplatz der Opernredouten ist die Hofoper, deren Zuschauerräume mit der Bühne zu einem einzigen Saale von imposanter Schönheit vereinigt werden. Das Parkett verdeckt ein sinnreich gestaltetes Brettergefüge und der Eintritt der Gäste aus dem glänzend erleuchteten Foyer wird durch die im Fond des Zuschauerraumes gelegene große Festloge bewerkstelligt, von der aus man über eine doppelte Freitreppe in den Saal hinabgelangt. Die Vorbereitungen zu dieser Umgestaltung der Hofoper in einen Ballsaal nehmen nicht länger als eine Nacht in Anspruch, und kaum haben die letzten Gäste die Redoute verlassen, so sind hundert eifrige Hände zur Stelle, welche den früheren Zustand in wenigen Stunden wiederherstellen, so daß keine Unterbrechung der Vorstellungen notwendig ist. In den Logen sieht man die Vertreter der besten Stände, die Damen in prunkvollen Ballroben und mit reichem Schmucke; zuweilen auch tauchen elegante Dominos im Hintergrunde der Logen auf und manche schöne Frau, die eben im Saale unten ihr Entzücken spiel mit Geist und Glück übte, erscheint dann als harmlose Zuschauerin in einer Loge. Am regsten entfaltet sich das Maskentreiben in den Eingängen zum Saale, wo an lauschigen Ecken und Plätzchen kein Mangel ist und interessante Dominos ihre „Opfer" erwarten, um sie sogleich bei ihrem Erscheinen in lebhafte Intrigen verwickeln zu können. Das Inkognito wird freilich nur selten gelüftet und das heitere Wortgeplänkel endet gewöhnlich mit einem „Auf Wiedersehen auf dem Rathausball". Denn dieser Ball der Stadt Wien pflegt der letzte große Triumph des Wiener Faschings zu sein, er vereinigt in dem prächtigen Prachtraume des von Meister Schmidt erbauten Rathauses die Elite der Gesellschaft und hier sieht man eben, was in Wien durch Rang, Stand und Geburt oder Reichtum und Schönheit hervorragt. Die Damen erhalten beim Eintritt eine Ballspende, welche nach Entwürfen von Künstlerhand angefertigt ist und in der That künstlerischen Wert besitzt. Unser Bild zeigt eine Gruppe von Ballgästen, welche eben die jüngste Damenspende vom Balle der Stadt Wien bewundert. Der Kaiser zeichnet fast in jedem Jahr die Bürger seiner Residenz durch den Besuch ihres Balles aus und mit dem Monarchen kommen die Erzherzoge und Erzherzoginnen, die obersten Würdenträger des Reiches, die Damen des Hofes und die Angehörigen des Hochadels. Hier entfaltet sich ein wahrhaft weltstädtisches Bild, zusammengesetzt aus tausend schimmernden Farben und umflossen von jenem festlichen Glanze, der an die gute alte Zeit der Kaiserstadt an der blauen Donau erinnert und bei dessen Anblick man vergißt, daß dieses Gemeinwesen durch tiefe Risse seit langem zerklüftet ist.

Glücklicherweise empfindet man auch auf den Hausballen in Wien nicht, daß eine Spaltung durch unsere gesellschaftlichen Kreise geht und das liegt in der Natur dieser Faschingsveranstaltungen, denn jede Familie ladet auf ihren Hausball doch nur Elemente, die zusammengehören und bei denen eine grundsätzliche Gegnerschaft als ausgeschlossen gelten darf. In früheren Jahren zeichneten sich die Hausbälle durch ihre Einfachheit aus, sie waren anspruchslos und verliefen ebenso. Auch das hat sich wesentlich geändert. Die Vorbereitungen für einen Hausball nehmen eine Hausfrau und ihre gesamte Umgebung tagelang in Anspruch, und die Erörterung über Toilettefragen, das Menü und die Liste der Einzuladenden werden mit dem höchsten Ernst betrieben. Endlich bricht der bedeutungsvolle Abend heran, und in dem Vergnügen weniger Stunden verflüchtigt sich die Arbeit und die Aufregung von Wochen. Aber zuweilen endet der Hausball mit einer Verlobung — und das ist kein wahrer Segen!

Jul. Rodenberg.

Aphorismen.

Die Wärme des Gefühls löst unsere Gedanken aus dem Banne logischen Gefüges und verwandelt sie, wie der warmende Sonnenstrahl die Perlen des Morgentaus, in form-



Kaffeehaus.

lose verschwindende, zum Himmel strebende Dunstgeister. — Die Kälte des Verstandes verdichtet unsere Ideen zu festen, scharf umgrenzten Gedankenkristallen, wie die Kälte der Luft das Wasser der Wolken in kristallene Sterne verwandelt.

Wer rasch geht, sieht viel; wer viel sieht, denkt viel; wer viel denkt, lebt viel.

Ernst Wichert.

Heinrich Hertz.

Der erste Tag des Jahres 1894 brachte der deutschen wissenschaftlichen Welt einen schweren Verlust, den Tod des noch jugendlichen, in seiner Bedeutung aber bereits den allerersten Größen seiner wissenschaftlichen Sphäre an die Seite zu setzenden Physikers Heinrich Hertz. Der Lebenslauf des jungen Gelehrten bietet in seinem äußeren Verlaufe kaum etwas dar, was ihn von dem anderer mit Talent und Arbeitskraft ausgerüsteten Berufsgenossen unterschiede. Im Jahre 1857 in Hamburg als Sproß einer angesehenen Bürgerfamilie geboren, widmete Hertz sich anfangs, seit dem Jahre 1875, dem Studium der Ingenieurwissenschaften, wandte sich aber später ausschließlich dem physikalischen Gebiete zu. Nachdem er die Hochschule München besucht, promovirte er 1880 in Berlin und wurde Assistent bei Helmholtz, den er von jeher als Lehrer besonders verehrt hatte. Drei Jahre später habilitirte er sich in Kiel für theoretische Physik, 1885 wurde er zu einer ordentlichen Professur an die technische Hochschule in Karlsruhe berufen, wo er ein Jahr blieb. Dann übernahm er als Nachfolger von Clausius den Lehrstuhl für Physik an der Universität Bonn, wo leider nach allzu kurzer Wirksamkeit ein vorzeitiger Tod seinem Streben ein Ziel setzte. Je schlichter die äußeren Lebensverhältnisse des jungen Forschers sich gestalteten, desto reicher ist seine innere Entwicklung zu nennen. Das von ihm speziell gepflegte Gebiet war dasjenige, dem sich während der letzten Jahrzehnte die Beachtung der ganzen gebildeten Welt zugewandt hatte, das der Elektrophysik, und auf diesem trat er als Pfadfinder und Entdecker mit Erfolgen hervor, wie sie vor ihm nur von Forschern wie Faraday, Ohm oder Ampère gezeitigt worden waren, ja sein experimenteller Nachweis von der Wellennatur der elektrischen Kraftentwicklung darf an Folgeschwere vielleicht auf eine Stufe mit der Großthat gestellt werden, die Robert Mayer mit der Enthüllung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie vollbracht hat. Ueber das Wesen der Elektrizität befanden wir uns bis in die allerjüngste Zeit hinein noch fast völlig im Dunkeln. Hatte Faraday auch schon wie vorahnend die elektrische Kraft als eine endliche, das heißt als eine von ihrem Ausgangspunkte sich von Atom auf Atom fortpflanzende erkannt, und waren seine Anschauungen von seinem Landsmann Maxwell weiter ausgebildet und schließlich sogar mathematisch genau formulirt worden, so fehlte es doch bis auf die Hertzschen Versuche nicht an Anhängern der alten, von Newton namentlich bezüglich des Lichtes verfochtenen Theorie, wonach die Elektrizität wie das Licht eine fernwirkende, das heißt sprunghaft sich von ihrem Ausgangspunkte bis zu ihrer Wirkungsstelle durch den von ihr unbeeinflußt gelassenen Raum verbreitende Kraft sei. Maxwell hatte geradezu die Behauptung aufgestellt, die elektro-magnetischen Wirkungen würden nicht nur wie die Lichtwirkungen durch den Aether übermittelt, sondern es seien beides Bewegungen der gleichen Art, und sich dabei auf den thatsächlich früher schon erbrachten Nachweis gestützt, daß die elektrische Wirkung sich mit der gleichen (oder doch der nahezu gleichen) Geschwindigkeit verbreitet wie die Lichtwirkung. Allein der kühne Forscher war trotz alledem über eine bloß rechnerische Beweisführung nicht hinausgekommen. Seit er im Jahre 1865 mit seiner elektromagnetischen Lichttheorie hervorgetreten, wurde allerwärts rege daran gearbeitet, die experimentelle Bestätigung seiner Hypothese zu erbringen, und wohl nirgendwo lebhafter als in dem physikalischen Institute in Berlin unter Helmholtz. Was indes trotz allen Mühens dem Meister nicht gelingen wollte, das erreichte der geniale Schüler, freilich nicht mühelos und noch weniger mit einem Schlage, sondern unter Aufbietung einer geradezu phänomenalen Geistesarbeit, durch eine Reihe mit zäher Energie fortgesetzter und durch eine glückliche Verbindung von induktiver und deduktiver Methode geleiteter Einzelforschungen, wobei ihm, wie er selbst in seiner Bescheidenheit sagt, ein glücklicher Zufall den richtigen Weg wies. Seinen Ausgangspunkt nahm er von den sogenannten Nebenfunken, das heißt sekundären Erscheinungen, die bei elektrischen Entladungen vorkommen und bestimmte Wirkungen auf benachbarte Leitungen ausüben. Diese Wirkungen trug er kein Bedenken als elektrische Schwingungen aufzufassen, und nun suchte er, von Experiment zu Experiment fortschreitend, sie auf alles das zu prüfen, was die Lehre von der Wellenbewegung an die Hand gibt, bis er auf der denkwürdigen im Jahre 1889 zu Heidelberg abgehaltenen Naturforscherversammlung mit seinen Demonstrationen die wissenschaftliche Welt in Staunen setzen, ja wenn wir den richtigen Ausdruck wählen sollen, geradezu verblüffen konnte. Hier zeigte sich, in einer Handgreiflichkeit, die jeden Zweifel ausschloß, die elektrische Energie als eine in Schwingungsform sich von Atom auf Atom übertragende Kraft, der elektrische Strom wurde wie der Lichtstrahl von einem in großen Dimensionen hergestellten Hohlspiegel reflektirt, durch eine vorgeschobene Wand wurde seine Schattenwirkung, durch ein Gitter, wie bei der Projektion des Gitterspektrums, seine Aberration, durch ein kolossales Erdpech-Prisma seine Brechung gezeigt und durch hervorgerufene Polarisationserscheinungen die transversale Natur seiner Schwingungen dargethan. Waren das alles Analogien, die eine mit der des Lichtes parallel laufende Wirkung nicht verkennen ließen, so wurde der Erfolg des Experiments jedoch erst gekrönt und die Vermutung zur Gewißheit erhoben durch die Demonstration der nur der Wellenbewegung eigentümlichen Interferenzerscheinung auch bei den sich kreuzenden elektrischen Strömen. Man bedenke, was das bedeuten wollte! Wenn zwei gleiche Wellensysteme sich schneiden, und zwar so, daß je ein höchster Punkt, ein Wellenberg, mit einem tiefsten, einem Wellenthal, zusammentrifft, so ereignet sich etwas, was sonst im ganzen Gebiet der Naturerscheinungen nicht mehr vorkommt: es wird — als einzige Ausnahme von dem Mayerschen Gesetze — nicht Energie in Energie umgesetzt, sondern Energie durch Energie vernichtet, weil an den Stellen des Zusammentreffens die Wellenbewegungen sich gegenseitig aufheben. Wie bei der Wasser-, der Luft- und der Lichtwelle, so wies Hertz nach, tritt auch bei der elektrischen das Interferenzphänomen hervor; Aberration, Brechung und Polarisation lassen sie als Aetherschwingung erscheinen und so vermag über ihre Natur nicht mehr der leiseste Zweifel obzuwalten. Der kühne Forscher ging in seinen Demonstrationen aber noch weiter, er bestimmte die Schwingungslänge der elektrischen Wellen und zeigte, daß sich dieselbe bis zu einem Meter und darüber hinaus erstrecken kann. Wärme-, Licht- und elektrische Strahlen erscheinen somit ihrem Wesen nach als identisch und nur verschieden je nach ihrer Wellenlänge, die allerdings, wenn man bedenkt, daß sie bei den Lichtstrahlen nur nach Tausendstelmillimeter bestimmt werden kann, bei der elektrischen bis ins Riesenhafte anwächst. Trotz alledem bleibt die Reihe eine einheitlich fortschreitende, und wenn wir früher uns sagen konnten, daß das Lichtphänomen sich nur aus dem Wärmephänomen entwickeln könne, weil die Erzeugung der Lichtstrahlen das Vorhandensein der Wärmestrahlen zur Voraussetzung hat, so leuchtet nach der Hertzschen Beweisführung ein, daß alle Wärmewirkung (und daher auch alle Lichtwirkung) an das Vorhandensein frei sich bethätigender elektrischer Energie gebunden ist, da Wärmestrahlung nur aus elektrischer Strahlung hervorgehen kann.

Heinrich Hertz

So sehen wir, wie der kühne junge Forscher das Problem von dem einheitlichen Charakter aller Naturkräfte um einen mächtigen Schritt seiner Lösung entgegengeführt hat. Seine Arbeiten sind durch sein jähes Hinscheiden unterbrochen worden, allein er hat sie weit genug gefördert, nicht nur um seinen Namen eine unvergängliche Stelle in der Geschichte der Wissenschaft zu sichern, sondern auch um dem von ihm begonnenen Werke den Ausbau durch die Hand berufener Nachfolger zu sichern. r. b.

Die Güte.

Von

August Niemann

Wenn ich alles Wissen hätte und hätte allen Glauben, hätte aber der Liebe nicht, so wäre ich ein klingendes Erz und eine tönende Schelle, sagt der Apostel. Was hier Liebe genannt wird, ist dem Sinne nach wohl eigentlich die Güte, wie denn die christliche Nächstenliebe überhaupt wesentlich in der Güte besteht, nämlich in einer Gesinnung, die aus Wohlwollen, Nachsicht, Bereitwilligkeit zum Helfen und zum Verzeihen zusammengesetzt ist. Bei einigen Menschen ist die Güte vorwiegend das Ergebnis ihrer Intelligenz. Sie sind von überlegenem Verstande, sind auch stolz und lassen deshalb Beleidigungen nicht an sich kommen, während sie zugleich einsehen, daß sie sich durch Güte Freunde erwerben, durch Härte aber Feinde. Diese haben Mitleid mit den Schwächeren, weil es ihr Selbstgefühl befriedigt, wenn sie ihnen helfen. Aber bei anderen Menschen wieder entspringt die Güte einem angeborenen Triebe, der Glück verbreiten will, der nicht auf das eigene sieht, sondern fremdes Unglück bemerkt, schmerzlich empfindet und es sogar aufsucht, um es zu lindern.

Die Güte ist die köstlichste Eigenschaft des Menschen, sie ist das Verbindende und Vereinigende der menschlichen Gesellschaft, ohne die Güte wäre das Menschengeschlecht nur das schlimmste, weil schlauste Geschlecht von Raubtieren, in beständigem Kampfe aller mit allen begriffen.

Indessen sehen wir, daß die Güte für sich allein, ohne Beihilfe anderer Eigenschaften, nicht durchaus lobenswert und verehrungswürdig ist. Wo nicht eine gewisse Kraft der Güte zum Rückhalt dient und eine gewisse Klugheit am Steuer sitzt, artet die Güte zur Schwäche aus und richtet Unheil an. Namentlich ein Mann in hervorragender Stellung, insbesondere ein Herrscher, darf nicht allein gütig sein. Er muß gegen die Schlechten streng sein können, damit sie nicht die Guten unterdrücken. Er muß überhaupt das für die Gesamtheit Nützliche von dem Schädlichen unterscheiden können und dem Gärtner gleich auch beschneiden und ausrotten können, was in der menschlichen Gesellschaft nicht mit Güte möglich ist. Macchiavelli schrieb unter Beziehung hierauf, der christliche Glaube hätte gute Menschen zur Beute von tyrannischen und ungerechten Leuten gemacht — eine Aeußerung, die er selber verantworten mag.

Eine unendliche Reihe von Abstufungen gibt es unter den Charakteren, je nach dem Grade ihrer Mischung mit Güte. Ganz ohne diese Eigenschaft ist wohl kein Mensch, aber es gibt viele Leute, bei denen die Dosis so gering ist, daß sie schon die von Macchiavelli gebrauchten Bezeichnungen ungerecht und tyrannisch verdienen. Daß Bösartigkeit, im Gegensatz zu Güte, positiv sein könnte, will ich nicht behaupten, obwohl es vielfach gesagt wird. Ich möchte lieber sagen, die Güte gewisser Leute sei so klein, daß man in der Regel nur Böses an ihnen bemerkte. Und mir scheint das eine Schwäche zu sein, wenngleich boshaftes Reden und Betragen sehr oft den Anschein einer Kraft hat.

Bei näherer Betrachtung finden wir nämlich, daß die Bösartigen unglückliche Naturen sind. Es sind Leute, die das Leben schwer nehmen, die alles schwarz sehen, die voll Mißtrauen sind und in dem Gedanken, anderen ginge es besser, nur sie selbst seien vom Unglück verfolgt, von Neid und Mißgunst verzehrt werden. Oft sind sie wirklich vom Schicksal geschlagen, sind häßlich, mißgestaltet, ohne Talente, arm, auch wohl kränklich. Nun vergleichen sie immer ihr Los mit dem der anderen Menschen und finden ihren einzigen Trost in der Schadenfreude. Ein Beispiel für einen solchen bösartigen Charakter hat Shakespeare in seinem Richard III. aufgestellt, der gleich zu Anfang der Tragödie mit der Erklärung auftritt, er wolle sich an der Menschheit dafür rächen, daß er mißgeschaffen und häßlich sei.

Das ist nun ein extremes Beispiel. Glücklicherweise gibt es nur äußerst wenige Charaktere wie Richard. Glücklicherweise sind unter den häßlichen, armen und mißgestalteten Menschen viele, die so viel Milch der frommen Denkungsart, so viel Weisheit und Güte besitzen, daß sie liebenswürdig und verehrungswürdig erscheinen. Aber es gibt doch sehr viele Männer und Frauen, deren Charaktermischung so unglücklich ist, daß sie mehr der düstern als der hellen Seite des Lebens zugewandt sind und daß sie, in Betrachtung ihres eigenen Unglücks verharrend, anderen Leuten nichts Gutes gönnen. Sie werden leicht aggressiv und peinigen ihre Gesellschaft. Sowohl als Freunde wie als Gatten, ja schon im oberflächlichen Umgange sind sie unleidlich, verbreiten sie eine Atmosphäre von schlechter Laune, Unbehagen und Streit um sich.

Während der Gütige allen Dingen die beste Seite abzugewinnen sucht und seiner Gesellschaft ein heiteres Gesicht zeigt, freundliche Worte gibt, ungeschickte oder beleidigende Wendungen überhört, kleine Aufmerksamkeiten und Geschenke mit Dank annimmt, da er auf die Gesinnung, nicht auf den materiellen Wert sieht, mit Rat und That dem Bedrängten beisteht, thut jener Bösartige von dem allem das Gegenteil. Er wittert Unheil, er zeigt eine finstere oder spöttische Miene, er stachelt mit seinen Bemerkungen, er nimmt leicht übel, er macht auf die vorgefallenen Beleidigungen aufmerksam und er erschwert anderer Leid dadurch, daß er gleich einer Fliege immer auf die wunde Stelle kommt.

Je intimer der Umgang ist, desto unangenehmer und peinlicher zeigt sich die Bösartigkeit einer solchen Natur, und leicht kann der Gütige, wenn er nicht zugleich stark und klug ist, dann von dem Bösartigen unterjocht werden. Alle seine Sanftmut kann des anderen Galle nicht tilgen, und da das Leben auch im besten Falle viel Schweres, viel Unglück mit sich bringt, scheint der giftige Schwarzseher sehr oft im Recht zu sein und kann sich dann höhnisch über des anderen Optimismus und Einfalt, wie er dessen Güte nennt, erheben und ihn selbst verzagt und bitter machen. Güte soll sich deshalb hüten, von der Bösartigkeit in Fesseln geschlagen zu werden. Der Gütige soll sich vom Mitleid nicht zu weit hinreißen lassen, sondern seine Selbständigkeit bewahren und die Mienen und Worte des Freundes oder Gesellschafters nicht beachten, wenn er deren üblen Einfluß fürchten muß.

Ich rede hier nicht von der ganz schlimmen Bösartigkeit, die sich darin zeigt, daß jemand geradezu darauf ausgeht, durch Verleumdung, Betrug, Diebstahl oder Mord den Nächsten zu schaden, sondern nur von den geringeren Graden, die sich im Gegensatz zur Güte tagtäglich im gesellschaftlichen Leben kund geben. Jene hervorragend schlechten Handlungen sind ja selten, wie auch die Güte nur selten Gelegenheit hat, sich in Lebensrettung und großen Aufopferungen der Person und des Vermögens kundzuthun. Aber im gewöhnlichen Leben zeigt sich der Gegensatz unaufhörlich und hat darum eine große Bedeutung, namentlich im Umgange der Männer und Frauen mit einander.

Die Frauen sind wesentlich, wie Schiller es in seinem herrlichen Gedichte ausspricht, verehrungswürdig, weil sie himmlische Rosen ins irdische Leben flechten. Die schönste unter den himmlischen Rosen aber ist die Güte. Sie

Frauen bösartig, so ist der Anblick noch abschreckender, als wenn Männer es sind. Dazu haben sie im häuslichen Leben weit mehr Macht zur Bösartigkeit als die Männer, während die Männer wieder in großen und öffentlichen Angelegenheiten die größere Macht besitzen. Die Frauen finden das Feld ihrer Thätigkeit im Hause und in der Familie, sie haben den Frieden und das Glück der Dienstboten, der Kinder und endlich des Mannes selbst in der Hand. Welch unzählige Gelegenheiten, Güte zu zeigen! Welche Gelegenheiten aber auch, dem Zorn, der Zanksucht, der Unzufriedenheit, dem Ausbruch des Neides freien Lauf zu lassen. Die bösartige Frau ist unzufrieden mit ihrem Lose und beneidet ihre Freundinnen, sie sieht alle Schwächen bei ihren Kindern, ihren Angehörigen und ihrem Manne, und sie rückt sie allen, hauptsächlich aber dem Manne, immer wieder vor. Sie macht ihn darauf aufmerksam, welche Erfolge andere Männer haben, und sie erzählt ihm, was die Leute hinter seinem Rücken Übles von ihm reden, indem sie ihn auffordert, das nicht auf sich sitzen zu lassen oder auch jenen beipflichtet. Sie geht finstern Gesichts umher und erzürnt sich, wenn der Mann sie trösten will. Der Mann aber fühlt sich, wenn er guten Charakters ist, verantwortlich für das Glück seiner Frau und ganzen Familie, und wird traurig, wenn er klagen und zanken hört, ohne daß er helfen kann. Ist er von großer Güte, so wendet er alles auf, um seiner Gattin ein Glück zu verschaffen, das doch unerreichbar ist, da die Unzufriedenheit in ihrem Charakter liegt, und das macht ihn unglücklich, zumal wenn er allmählich wirklich glaubt, er sei im Unrecht, sei ein schlechter Mensch. Deshalb ist es für den Gatten einer bösartigen Frau sehr gefährlich, gütig zu sein, wenn er nicht zugleich Scharfblick und Energie besitzt. Und es ist schwer für einen Mann, im Hause beständig energisch zu sein, weil er sich im Hause von seinen Berufsgeschäften erholen will, weil das Haus sein Ruheplatz, der Schauplatz seiner Freuden sein soll. Daher kommt es denn, daß viele sonst sehr tüchtige Männer, angesehene Beamte, ja Kriegshelden, wenn sie eine bösartige Gattin haben, daheim nur eine unbedeutende Rolle spielen und geradezu die schweigsamen Unterdrückten sind. Bösartigen Männern, auch wenn sie in ihrem Berufe wenig taugen und ihre Familie ins Elend bringen, passirt so etwas nicht. Sie bekriegen die bösartige Frau mit den eigenen Waffen, und für die gütige Frau sind sie eine schlimme Geißel.

Verständige Leute sehen deshalb, wenn es sich um Verlobung und Heirat handelt, weniger auf Rang und Stand, Schönheit, Geld oder einflußreiche Verwandte, als auf den Charakter. Und da junge Leute wenig Erfahrung haben, ist es sehr nützlich, wenn ältere mitsprechen. Der gütige Charakter ist bei Mann und Frau die sicherste Bürgschaft ehelichen Glückes. Und er ist nicht so schwer zu erkennen. Die Güte ist dem Menschen ins Gesicht geschrieben, sonderlich ins Auge. Leider geht es aber bei den Verbindungen oft nach dem Schriftwort: Die Kinder der Finsternis sind klüger als die Kinder des Lichtes. Denn selten wählt ein bösartiger Mann eine bösartige Frau, der es weniger schaden würde, sondern in der Regel weiß er einen wahren Engel zu berücken. Und ebenso gehen den bösartigsten Frauen meistens gerade die gütigsten Männer ins Netz.

Notizblätter.

Bühne.

— Die Stuttgarter Hofbühne hat in der ersten Jahreswoche mit dem „Siegfried“ das letzte noch ausstehende der großen Wagnerschen Nibelungendramen gebracht, so daß in der Folge die vier Werke auch hier in cyklischer Reihenfolge erscheinen können. Ungleich den an anderen Bühnen gemachten Erfahrungen brachte der schwierigste und, der landläufigen Auffassung nach, auch undankbarste Teil der Tetralogie hier verhältnismäßig am leichtesten und raschesten zum Siege vor; die Vorstellung begegnete von ihrer ersten bis zur letzten Scene der regsten Teilnahme und fand eine geradezu begeisterte Aufnahme. Das Verdienst hierfür gebührt unbestreitbar dem musikalischen Leiter des Ganzen, Hofkapellmeister Zumpe, der wie ein genialer Feldherr seine Truppen mit seinem Geiste zu durchdringen, den Schwachen zum Mutigen zu machen, eine einheitliche Streitmacht zu schaffen und so die Siegesbereitschaft an seine Fahnen zu bannen verstanden hat. Was der Vorstellung ihren anziehenden und unwillkürlich fesselnden Charakter verlieh, war ihre geschlossene künstlerische Einheit, die in den Grundzügen wie in jeder Einzelheit alles das zum Ausdruck gelangen ließ, was der Dichter-Komponist gewollt. Von den Darstellern boten ungewöhnlich gute Leistungen Herr Balluff als Siegfried und Herr Bergen als Mime, doch standen ihnen als Mitwirkende, ohne jede Ausnahme, tüchtig zur Seite. Ganz vortrefflich hielt sich das Orchester, das allein mit seiner Darstellung, die manchen Zweifelnden brillanten Aufschluß über den Inhalt und Wert der noch immer so häufig gescholtenen Werke des dem „Zukunftsmusiker“ des Wagnerorchesters hätte geben können.

— Das „Krollsche Theater“ geht als Bühne ein, und damit hört eine den Fremden besonders bekannte Berliner Theaterinstitut zu bestehen auf. Es bildete die Berliner Sommeroper; die Sembrich, Bellincioni, Prevosti, Marcon-Clara, Bötel, d'Andrade und so weiter stellten sich hier dem Berliner Publikum vor. Durch den glänzenden Garten wurde die Annehmlichkeit des Theaters noch erhöht. Ein Versuch des Direktors Engel, auch im Winter zu spielen, scheiterte, obwohl manchmal bemerkenswerte Neuheiten gebracht wurden. Jetzt wird das Gebäude ein Vergnügungslokal großen Stils beherbergen.

— Alphonse Daudet hat seinen Roman „Sappho“ in Gemeinschaft mit Adolphe Belot dramatisirt, und es ist dabei ergangen, wie es eben in solchen Fällen zu gehen pflegt: das psychologische Gewebe des Romans ist zerrissen, das Drama besteht aus fünf locker neben einander gestellten Bildern. Wenn bei der Aufführung im „Neuen Theater“ zu Berlin dennoch der verzweifelte Kampf der Geliebten um ihre Liebe mit erschütternder Wahrheit, allen französischen Theatermanieren zum Trotz, hervortrat, so ist das ein Verdienst des Frl. Sorma, die erst einer außerordentlichen Fülle von Kleinem den dramatischen Skizzen Sapphos wieder zu einer Gestalt von Fleisch und Blut zu machen verstand, das Erlebnis wieder einheitlich, das Undramatische klar, das Matte lebendig gestaltete. Im übrigen sind wir wohl über die Leere des französischen Pathos endgültig hinaus.

— Max Dreyer, als Volksschriftsteller durch verschiedene Arbeiten vorteilhaft bekannt, hat mit dem Lustspiel „Hochzeitsflammen“ einen völligen Mißgriff gethan. Für die Dürftigkeit und Verworrenheit der Handlung konnten einige Anläufe zu derber Charakteristik um so weniger entschädigen, als mehrere arge Geschmacklosigkeiten sehr verstimmend wirkten. Das „Central-Theater“ zu Berlin, dessen Mitglieder sich übrigens mit dem Dreyerschen Stücke die redlichste Mühe gegeben hatten, wetzte die Scharte noch am selben Abende durch die Revue „Berlin 1893“ aufs glücklichste aus. Zwar kehrt sich der auf Pariser Boden erwachsene Gedanke, die Ereignisse des Jahres humoristisch und parodistisch vorzuführen, zweifellos um ergötzlicher anzuhören; der ganze zweite Teil dieser Revue beschränkt sich im Aufzügen, unter denen die Darstellung der politischen Parteien durch leicht kostümirte Damen nicht als sehr feinsinnig bezeichnet. Dafür bietet der erste Teil sehr lustige Bilder aus dem Berliner Straßen- und Vergnügungsleben; und einige hübsche Couplets werden von Frau Dora so vorzüglich zur Geltung gebracht, daß der Erfolg dieser Neuheit ein ganz entschiedener war.

— Frau Malsand hält ihren Gemahl für den „Mustergatten“, ihren Schwiegersohn Jacobin aber für einen leichtsinnigen Lebemann. In Wahrheit ist die Geschichte gerade umgekehrt: Der alte Sünder unterhält Beziehungen zu einer Dame, die nur einen Vornamen hat: Klementine; der junge Ehemann aber liebt sein Frauchen so zärtlich, daß er sogar um ihretwillen das kaum erträgliche, ewige Mißtrauen der Schwiegermama langmütig erduldet. Das verräterische Billet trägt Frau Malsand den Namen Klementine zu, den sie natürlich wieder dem armen Schwiegersohn auf die Rechnung setzt. Bei Klementine trifft sich nun alles: Herr Malsand, um den „Sünder zu entlarven“, Jacobin, um der Gefahr zuvorzukommen, und Malsand — aus Gewohnheit. Schließlich wird die Verwirrung durch einige Lügen zu allseitiger Befriedigung gelöst. Dies ist das launige, vom „Residenz-Theater“ in Berlin eingeführte Stück des geradezu Albin Valabrègue, dessen Fingerfertigkeit sich hier nicht so ganz auf der alten Höhe hielt. Das Tempo des Stückes ist etwas schleppend, die lustigen Situationen liegen manchmal etwas weit aus einander. Dafür brachte sie die launige Darstellung zu recht lebhafter Wirkung. — Voran ging ein Einakter, „Im Negligé“ von Hans von Reinfels, der auf der wenig wahrscheinlichen Voraussetzung beruht, daß ein junger Mann die gefeierte Lebensgefährtin dadurch heraussindet, daß er die Gelenke zweier Damen in ihrem Ankleidezimmer besucht. — Mit einem andern, von der Bühne aufgeführten Einakter, „Trommelkoff“, bewirkte der bekannte Erzähler Fedor von Zobeltitz als Bühnendichter — nicht eben glücklich. Ein junger Lehrer und unfreiwilliger Kenner eines Trommelkofs: ein Mädchen, das durch Kerzen sich zur Schande verführen ließ, sucht sich von ihrer Vergangenheit loszulösen, indem sie den ehemaligen Sündenkreis zurückläßt. Die Entdeckung, daß ebendies Mädchen die Braut seines Freundes ist, führt zum tragischen Ausgange. Der Vorgang ist aber nicht aus dem Charakteren heraus entwickelt, sondern vielmehr nach französischer Manier vorerzählt und wirkt daher durchaus nicht überzeugend.

— Das „Lessing-Theater“ zu Berlin errang einen großen Lacherfolg mit dem Laufs-Jacobyschen Schwanke „Der ungläubige Thomas“. Wie Herr Töll, der an die Wirkungen des Hypnotismus nicht glaubt, die Suggestion, er habe das Gedächtnis verloren, willig hinnimmt, um sie als Vorwand für allerhand tolle Streiche, die ihm sonst verwehrt sind, zu benützen, das ist auch wirklich sehr lustig dargestellt, und Franz Guthery, der Unverwüstliche, that noch das Seine dazu, um den Erfolg vollkommen zu machen.

R. Dr.

Kunst.

— Die Galerie der E. A. Fleischmannschen Hofkunsthandlung in München, welche einen der vornehmsten Sammelpunkte der neuen Kunst, nicht nur Deutschlands, sondern auch niederländischer, französischer, italienischer und spanischer Meister bildet, wird aus Erbschaftsrücksichten aufgelöst und am 12. Februar durch Rudolf Bangel in Frankfurt a. M. öffentlich zur Versteigerung gelangen. Vorzüglich sind die Namen der ersten Künstler Münchens vertreten. Neben einer Miniatur W. A. Kaulbachs, der noch in zwei anderen Bildern seine Darstellung weiblicher Schönheiten bewährt, begegnen wir Defregger mit einer Jündlerszene, Gabriel Max mit einem darstellen Fischermädchen „Zuversicht“ und einigen Köpfen, Diez mit lebendig heiteren Scenen, Brandt mit Reitergruppen historischen Gepräges, Grützner mit einem „Falstaff im Jagdkostüm“ und einer „Weinprobe im Klosterkeller“, Kronberg mit der im Glaspalaste einstimmig gerühmten reizenden Aquarellarbeit „Promenade der Diva“, Kowalski mit packenden Bildern aus dem polnischen Leben, Löfftz, Holmberg, Dürr, Wopfner, dem eben verstorbenen A. L. Zimmermann und seinem Sohn Ernst, Paul Wagner, dem liebenswürdigen Maler der kleinen Welt, Schlesinger, Jolkides. Von Landschaftern brauchen wir nur Ritz, C. Schleich sen., Kubierschky, den Tiermalern Braun, den Rokokoporträtisten par excellence, zu nennen, um die Bedeutung der Sammlung zu kennzeichnen, die neben den erwähnten noch namhafte Künstler des Auslandes umfaßt.

Vereinswesen.

— Die Zahl der Angehörigen des Vereins für Handlungs-Commis von 1858 in Hamburg beträgt jetzt etwa 43,000. Im Jahre 1893 traten 10,298 neue Mitglieder und Lehrlinge bei, gegen 9601 im Jahre 1892. Durch die für Mitglieder und Auftraggeber völlig kostenfreie Vermittlung, die sich auf kaufmännische Stellungen jeder Art erstreckt, wurde am 11. November v. J. die 46,000ste Stelle seit seinem Bestehen besetzt. Im Jahre 1893 allein wurden 4119 Bewerber untergebracht, gegen 3754 im Jahre 1892. Außer seiner kostenfreien Stellen-Vermittlung bietet der Verein unter anderem den Beitritt zu seiner Pensionskasse (Invaliden-, Witwen-, Alters- und Waisen-Versorgung) mit voller Freizügigkeit und den Beitritt zu seiner Kranken- und Begräbniskasse, mit Freizügigkeit innerhalb des Deutschen Reiches.

Schulwesen.

— Das Rauhe Haus bei Hamburg (entstanden aus Fauers Herdt) feierte vor drei Monaten das Fest seines sechzigjährigen Bestehens. Die Anstalt, welche drei- bis vierhundert Bewohner in einigen zwanzig Häusern zählt, erfreut sich eines Weltrufs, und es sind nach ihrem Muster viele Anstalten im Vaterlande und im Auslande begründet worden. Zu besonderer Blüte hat sich die Pensionsanstalt, das Paulinum, entwickelt. Der Unterricht entspricht hier dem einer lateinlosen Realschule mit Berechtigung. Die Knaben wohnen in kleineren Abteilungen, auf einzelne Häuser verteilt. Besonderes Gewicht wird auf körperliche Uebungen und auf eine möglichst sorgfältige Ausnützung der freien Zeit gelegt. Außerdem umfaßt die Anstalt eine besondere Lehrlingsanstalt mit Werkstätten- und Oekonomiebetrieb für vierzig Lehrlinge und ein Alumnat für Knaben, welche Volksschulunterricht genießen, um später ein Handwerk zu erlernen.

Preisausschreiben.

— Die „Deutsche Spediteur- und Rhederei-Zeitung“ in Hamburg hat, wie früher bereits mitgeteilt, drei Preise von 3000, 2000 und 1000 Mark ausgesetzt zur Erlangung eines chemischen Mittels oder einer maschinellen Einrichtung, wodurch die Selbstentzündung von Kohlenladungen in Seeschiffen sicher vermieden werden kann. Von der Seeberufsgenossenschaft, welche die Ernennung der Preisrichter übernommen hatte, sind nun folgende sieben Herren in das Preisrichteramt gewählt worden: Senator Weckl-Bremen, Vorsitzender, Bergrat Direktor Schultz-Bochum, Professor Dr. Weber-Hamburg, Dr. L. Häpke-Bremen, Kapitän Baumbach-Bremen, Kapitän Dreyer-Hamburg, Direktor Middendorf-Berlin.

Für müßige Stunden.

Karnevals-Notenrätsel.

Rätsel.

Als Vogel mit a
Ist im Winter es da,
Am Berge mit e
Ist es schlank wie ein Reh.
Bei dem Menschen mit o
Sitzt es so oder so.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 323:
Das Unglück ist der Prüfstein der Gemüter.

Auflösung der zweisilbigen Charade Seite 323:
Heimdal.

Silbenrätsel.

3, 1
Was sich feindlich nie vereint,
Land und Meer, die stets sich feind,
Wir sie zu verbinden wissen,
Schutz den Schiffen bietend anlehen.

2, 3.
Wohl ein jeder ist entzückt,
Der die Herrlichkeit erblickt,
Wie sie, mannigfach gestaltet,
Ueppig hier Natur entfaltet.

3, 4, 5.
Ob es musikalisch sei
Oder schädlich, einerlei,
Wo ein Kunstwerk dich erfreut,
Uns entsteigt es, wenn der Zeit
Dir auch nicht erkennen mag.
Was im Sinn dem Schöpfer lag.
Doch sobald wir uns besitzen
Auf dein Reden, Handeln, Wirken,
Müssen Vorteil, Sonnenlicht,
Wenn du Treue hältst der Pflicht.

Jederzeit und ohne Fragen
Wir tot aller Welt vertragen.

1, 2, 3, 4, 5.
Eine wunderbare Macht,
Die der Menschengeist erdacht,
Und die ungestüm, gewaltsam,
Nie ermüdend, unaufhaltsam.

Bunte Scharen ohne Zahl
Führt zum Ziele ihrer Wahl,
Und dafür ist ihr das Leben
Aller schlicht preisgegeben.

Fühlst du ein gesundes Gemüt!
Hege immerdar Vertrauen!
Schöne Frühlingsherren, die den Seelen
Und den Herzen gar befehlen,
Haltend sie in fester Bann:
1 und 3 heißt ein Tyrann
Solcher Art im Land der Schatten,
Der dabei doch rechtgelitten.

(M. Sch. Kassel.)

Ergänzungsrätsel.

Die leeren Stellen nebenstehender Figur, welche aus zwei Dreiecken besteht, sollen mit Buchstaben ausgefüllt werden, und zwar so, daß das Dreieck 1, 2, 3 von 1 bis 2 eine Stadt in Spanien, von 2 bis 3 einen Schriftsteller Sachsen, und von 3 bis 1 einen bekannten Musiker ergibt. Das Dreieck a, b, c jedoch soll von a bis b einen mechanischen Gegenstand, von b bis c einen männlichen Vornamen und von c bis a einen geschichtlichen Helden ergeben.

Alt-Berlin und Kölln

auf einem Berliner Kostümfest.

Mit Bildern von A. Hansche.

Unter dieser Devise ging vor kurzer Zeit das Kostumfest der Hochschule für die bildenden Künste zu Berlin in Scene. Die Vereinigung der beiden noch getrennten Städte war das Motiv des von Hr. Wendtland gedichteten Festspiels, zu welchem der Komponist Stiebitz die Musik geschrieben hatte. Um einen richtigen Eindruck der Zeit, in welcher die Handlung spielt, zu geben, schildere ich den ihr vorangehenden Zeitraum hier, im Anschluß an Fidicins treffliche Darstellungen der märkischen Geschichte.

Die alte Berliner Gerichtslaube.

Im neunten Jahrhundert drangen die Deutschen in die östlich der Elbe gelegenen wendischen Marken ein, und unter steten Kämpfen schoben sie ihre Positionen immer tiefer in das einzunehmende Land hinein. Die christliche Kirche in diesen Distrikten einzusetzen und die Bewohner dem deutschen Kaiser zinspflichtig zu machen, war die Aufgabe der Eindringenden. Mit wechselndem Glücke wurde der Kampf geführt, bis es Albrecht dem Bären, aus dem Hause Askanien, gelang, sich festzusetzen; er ist der Gründer des Staates Brandenburg. Mehr und mehr drang er nach Osten vor, aber der Tod ereilte ihn mitten in seiner Thätigkeit und seinen Nachfolgern blieben weitere Kämpfe vorbehalten. Jetzt gingen die Deutschen gegen den „Barnim“ vor, dessen wichtigster Vertheidigungspunkt Kopenick war. Dort residirte der Wendenfürst Jaczo und hielt gleichzeitig den einzigen Spreeübergang besetzt. Um ihn zu umgehen, sperrte man die Spree bei dem wendischen Fischerdorfe Cölln, nahm Zoll von den Schiffen und legte eine Warenniederlage an; so vergrößerte sich der Ort zusehends und baute seine erste, dem Petrus geweihte Kirche. Diese Einrichtungen erforderten naturgemäß die größte Wachsamkeit gegen den wendischen Kriegsfürsten, um das Erreichte zu erhalten. Gegenüber von Cölln, an dem rechten Spreeufer, lag das Dorf Berlin, dessen Bewohner sich gleichfalls von Fischfang und Ackerbau ernährten, und als im Jahre 1230 der Barnim, also auch Berlin, an die Deutschen abgetreten war, besiedelte man auch diesen Ort und gab ihm seiner trockenen Lage wegen bald den Vorzug vor dem sumpfigen Cölln, so daß es schon im Jahre 1253 als Stadt genannt wird. Es wurden Märkte abgehalten, Mühlen gebaut und eine eigene Gerichtsbarkeit eingesetzt. Dann baute auch Berlin seine erste Kirche und weihte sie dem Patron der Schiffer und Kaufleute St. Nikolas. So entwickelten sich beide Nachbarstädte, jede für sich, jede mit ihrem eigenen Recht, Berlin bereits stolz auf die ältere, zurückgebliebene Schwester herabblickend, Cölln neidisch auf das Gedeihen der jüngeren schauend. Aber wie so manches durch die Nothwendigkeit verbunden wird, so haben auch die beiden Städte ihren gemeinsamen Vorteil zuletzt ein, und es erfolgte im Jahre 1307 die Vereinigung derselben durch Markgraf Hermann derselben.

Nun wollen wir uns diese Vereinigung im Festspiel vorführen lassen. Wochenlang vor dem Festabend schon war man mit Dekorationsarbeiten beschäftigt und doch gab es Mühe genug, die Räume der Philharmonie so herzurichten, daß man sich nach Alt-Berlin versetzt glauben konnte. Aber das Werk war unter der Leitung des Ausschußprüsidenten Herrn Riese, gelungen, und wer den breiten Saal an jenem Abend arglos betreten hatte, der erstaunte nicht wenig, wenn er erst jenen Verbindungsweg der Städte, die Brücke, passiren mußte, um in das Parkett langen. Schaute man sich von hier aus um, so sah man einen ganzen Teil des alten Berlin dastehen. Rechts hinter der Brücke klapperte ein städtisches Mühlenwerk, den Mittelgrund füllten hohe Giebelhäuser und Thürme, während linker Hand die Figur des Petrus sich erhob. Den Uebergang von der Bühne zum Saal bildete das alte Berliner Rathaus mit der Gerichtslaube, vor welcher der Roland mit dem Schwerte stand. Doch lange konnte man sich solchen Betrachtungen an exponirter Stelle nicht hingeben, ohne in den Tanzstrudel gerissen zu werden, der schon recht im Gange war und stetig zunahm, bis im tollsten Gedränge der Beginn des Festspiels angekündigt wurde. Der Markgraf kommt heute, hieß es. Jungfrauen erschienen und bekränzten zur Feier des Tages Roland und Petrus, welch' sie von den Jägern des Fürsten überreicht worden, die ihm voraus, um Beute beladen, erschienen und ein frisches Weidmannslied sangen, bald folgte er selbst, in seiner Begleitung Reisige und ein wunderliches Pärchen, das sich ängstlich zu verbergen suchte, der Mann war, wie es schien, ein fahrender Sänger. Mit den an die Jäger gerichteten Worten: „Jungens, das habt ihr gut gemacht, einen Aber, einen Baren und ein“ — „Liebespärchen“, fiel ein Hanswurst ein; der ganze Chor brach in Gelächter aus, und man stellte es sich heraus, daß die beiden fraglichen Gestalten ein durchgebranntes Paar waren; er der Sohn des Berliner Bürgermeisters Ulprecht, sie die Tochter des Bürgermeisters von Kölln, Heinrich Uder. Nach vielen Neckereien der Narren wurden beide in den Hintergrund gedrängt, denn es nahten sich, unter Vortritt eines Fähnrichs, die Stadtväter der beiden Städte zur Begrüßung des Markgrafen, der sie zu vereinigen gekommen war. Der Bürgermeister von Berlin ergriff zuerst das Wort und erregte dadurch den Unwillen der Kölner, die als ältere Ansiedler sich den Vorrang zuerkannten. So entbrannte Streit auf Streit, von launigen Bemerkungen des Hanswurstes unterbrochen, bis der Markgraf zuletzt, an der Gelingung verzweifelnd, erklärte, er wolle mit seiner toten und lebendigen Beute abziehen.

Zahlung der Gewerke.

Die Worte „lebendige Beute“ erregten natürlich die größte Bestürzung, und um Aufschluß gebeten, führte der Graf das bewußte Liebespaar vor; mit Staunen erkannten die Bürgermeister ihre Kinder, und der von Berlin schenkte ihnen auf seinen Sohn, bis der Fürst ihn eines Besseren zu belehren suchte, indem er dem Sänger befahl, eine Probe seiner Kunst zu liefern. Nun folgte unter Begleitung des Orchesters ein Lied, in dem der Sänger seine und seiner Auserwählten Liebe besingt und unmittelbar von diesem persönlichen Verhältnis zu dem Thema der Vereinigung der Städte übergeht. Indem er Berlin als einen Jüngling und Kölln als die Braut darstellt, schließt er mit dem Gedanken, daß doch die beiden Parteien ihr Heil erkennen und den Bund schließen möchten. Stürmischer Beifall lohnt ihn; die beiden Väter sind gerührt und schließen ihre wiedergefundenen Kinder in die Arme. Als dann der Markgraf fragte, ob sie nun einig wären, rief der Bürgermeister von Kölln „Von ganzem Herzen“, der von Berlin aber wollte noch immer nicht. Nach langeren Auseinandersetzungen bestimmte der Graf endlich, daß von nun ab nur ein Rat die beiden Städte regieren sollte, wozu Berlin zwölf, Kölln sechs Ratsmannen stellen müsse, jedoch sollte Kölln die Berliner und Berlin die Kölner wählen.

Mit diesem Ausspruche erklärten sich die beiden Parteien zufrieden und es wurde bestimmt, das gemeinsame Rathaus mitten auf der langen Brücke zu errichten, damit kein Teil zu kurz käme. Unterdessen hatte sich der Festzug geordnet; die Innungen, geführt von den vier Gewerken (das heißt Bäcker, Schuster, Tuchmacher und Knochenhauer) zogen vorüber und brachten Geschenke aus, dann verließ der Markgraf mit seinem Troß über die lange Brücke die Städte.

Der Petrus („Ackerbürger“) auf der Brücke, darunter Zöllner.

Nachdem sämtliche Gruppen in langem Zuge von der Bühne herab in den Saal gestiegen waren, begann ein tolles Leben. Das fahrende Volk machte seine Kunststücke, Marktleute kamen auf einem neu Stil gezogenen Wagen in den Saal gefahren. Tänze und lebende Bilder wurden dargestellt; aus den Buden erschollen die lauten Anpreisungen der Ausrufer; dann allgemeiner Tanzwirbel der nur aufhörte, wenn für Reigentänze Platz geschafft werden mußte. Sehr interessant war der Tanz der Fischer und Schiffer, ebenso wie der altdeutsche Tanz der Edelherren und Damen. In diesem Gewirr von Menschen trieben sich abenteuerlich aufgeputzte Gebilde herum, die Fahrenden, die zum Besuch ihrer Schaubuden animirten. Da sah man eine Riesendame, eine Singspielhalle, ein Wachsfigurenkabinet, die Einrichtung eines Menschen- und vieles andere, das Künstlerlaune erfunden hatte. So ging es weiter, das lustige Treiben, bis in den frühen Morgen hinein; viele blieben so lange, bis sie in

Die Vereinigung der Stadt durch Markgraf Hermann den Langen.

ersten Stellwagen benützen konnten, die von einem Ende der Riesenstadt schnell zum andern eilen. Manchem mag, wie er von seinem Schlaf erwachte, beim Anblick der großen Häuser gegenüber seinem Fenster das Erlebte wie ein Märchen erschienen sein.

Berlin ist eben eine Großstadt geworden, hat aber noch manches alte malerische Stückchen Erde bewahrt, und wer als ein Berliner Kind, mit der Geschichte seiner Vaterstadt vertraut, einmal abends hinter den alten Kirchen umherschlendert, der wird unwillkürlich an die alten Zeiten zurückdenken. **Reinhold Heusler.**

Alt-Berlin und Kölln: Schäfertanz.

Handschriftendeutung.

Alte Ruhe. [illegible]

Edeltraut, Eller. [illegible]

Chr. G. N. L., Ohio. [illegible]

Tochter einer alten Abonnentin in Budapest. [illegible]

F. H. in New-York. [illegible]

W. D. in H. [illegible]

W. V., Salzburg. [illegible]

W. A. W. in D. [illegible]

Lebeling in einem Erstlinen. [illegible]

L. R. in T. [illegible]

V. S. L., New-York. [illegible]

R. T. Graz. [illegible]

Zollkrebs. [illegible]

Heckenröschen in L. [illegible]

Margarethe in Leer. [illegible]

Sophie. [illegible]

H. H. in W. [illegible]

Schwalbe, Rußland. [illegible]

J. G. in M. [illegible]

Elisabeth in Schweden. [illegible]

V. T. St. Petersburg. [illegible]

Eine Schlesierin in R. [illegible]

„Niemals rückwärts“, Rhona, in Hamburg. [illegible]

Annie aus L. Holstein. [illegible]

Beigelegte Schrift aus Hamburg. [illegible] **L. Meyer, Ragaz.**

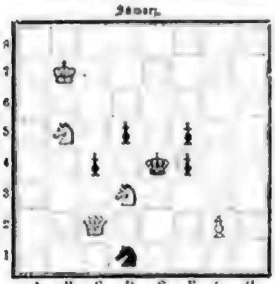
Alt-Berlin und Kölln: Die Roßmühle.

Schach. (Geleitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 16.

Von A. Häsler in Wittenberg.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 13 S. 326:

W. 1) D e 8 — h 8
S. 1) K d 5 — e 4:
W. 2) D h 8 — e 5 †
S. 2) K e 6 — d 3, d 7
W. 3) S g 6 — f 4, D e 3 — e 8 matt.

A.

S. 1) T d 2 — d 4
W. 2) D h 8 — e 5 †
S. 2) d 6 — e 5:, K d 5 — e 6:
W. 3) S g 6 — e 7, D e 5 — b 5 matt.

Auf 1) .... b 6 — b 5 folgt 2) a 4 — b 5: nebst 3) S g 6 — f 4 matt, bezw. wenn 2) .... T d 2 — d 4, 3) D h 8 — g 8 matt; auf 1) .... K d 5 — e 4 und jeden beliebigen anderen Zug schließlich 2) S g 6 — f 4 † nebst 3) T e 6 — e 7 bezw. 3) D h 8 — e 8 matt.

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösungen sandten ein: Gb. G. in St. zu 10 und 11; J. W. in Hedemünden zu 11; H. in Neukirch zu 12.

Briefmappe.

Strebsamer Kunstliebhaber. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Sie in der von Ihnen angegebenen Weise das erstrebte Ziel erreichen können; nur dürfte es schwer halten, hierfür einen gewissermaßen schematisch bestimmten Weg vorzuzeichnen. Es fehlt gewiß nicht an guten, ja zum Teil vortrefflichen Hilfsmitteln, allein die richtige, gerade für Ihren speziellen Fall passende Auswahl zu treffen, ist keine leichte Sache. Einen persönlichen Berater werden Sie überhaupt nicht entbehren können, doch dürften Sie diesen ohne sonderliche Mühe finden. Wenn Ihr Bekanntenkreis Ihnen nicht die Ihnen geeignet scheinende Persönlichkeit bietet, so wenden Sie sich nur an eine Autorität, zu der Sie Vertrauen haben. Bei der vermutlich den landsmannschaftlichen Bestrebungen geeinten Zeitrichtung dürfen Sie einer wohlwollenden Aufnahme durchaus sicher sein.

S. M. in Budapest. Der Gegenstand ist schwer zu verwenden, inhaltlich jedoch zu feuilletonistisch behandelt, als daß er sich zur Veröffentlichung eignete.

Ol. A. Koch in Stettin. Der „Norwegische Inhalator" (Deutsches Reichspatent Nr. 46612) weist bei Behandlung von Erkrankungen in Lunge, Bronchien, Schlund, Hals und Nase erstaunliche Erfolge auf. Im Gegensatz zu den bisher gebräuchlichen Inhalationsapparaten, bei welchen durch die Einatmung die zerstäubte Flüssigkeit schon in Mund und Rachen niedergeschlagen und niemals über den Kehlkopf hinausdringt, bringt der „Norwegische Inhalator" durch eine sinnreiche Einrichtung das Medikament als trockenen unsichtbaren Dampf von außerordentlicher Feinheit mit der eingeatmeten Luft bis in die feinsten Bronchien und Alveolen und übt so direkt seine heilsame Wirkung auf die erkrankten Organe aus. Die Universitätsprofessoren Dr. O. Heiberg und Dr. Lange in Christiania, Professor Dr. Schnitzler in Wien, Dr. ... in Paris und viele andere Aerzte haben dies wiederholt festgestellt. Bei Influenza und Diphtherie zum Beispiel genügte oft schon eine einzige Inhalation von Jodoform mit dem erwähnten Apparate, um die angegriffenen Organe zu heilen.

Frau M. v. J. in M.. Von deutschen Professoren gebildeter Serbe in W., H. Sch. in St., Oskar Sch. in Dresden, V. W. ......t in Wien, A. Kl. in Dessau, Edelrot in R. Beiträge für uns nicht verwendbar.

C. A. R. in Bbr. Briefliche Kritik nicht möglich. Bescheid über eingesandte Dichtungen kann, soweit überhaupt, nur an dieser Stelle erfolgen.

O. W., Zerrital, J. M. Waldenburg. Eine Adresse „Goldwäscher" oder „Tecnalite" führen wir nicht mehr, weshalb wir leider Ihren Wünsche nicht entsprechen können.

J. K. in Innsbruck. Die Vereinigten Staaten verfolgen allerdings in ihrer Gesetzgebung die Tendenz, die einheimische Industrie mit allen Mitteln zu schützen, beziehungsweise sich eine eigene, selbständige Industrie zu schaffen, wobei sie jedoch, wie das gerade die jüngste Zeit gelehrt, den Bogen allzu straff anspannen. Ein Schutzzollsystem, wie Sie es beabsichtigen, ist nicht durchzuführen, da auf Freiheit nicht zu verzichten ist. Die Maßnahmen, die Ihr verstanden, dürfen indes nicht staatlich sanktioniert, sondern nur durch ein Uebereinkommen einzelner industrieller Kreise herbeigeführt sein, da ja auch ein staatliches Einwanderungsverbot nicht besteht. — Handschrift zur Beurteilung übergeben.

U. K. in O. Einstweilen keine Verwendung.

C. L. S. in Oberstein a. d. Nahe, E. R. in Berlin. Dankend abgelehnt.

Richtige Lösungen sandten ein: „Die Neue Ola" in Hamburg (2). „Mars und Mut" in Hamburg. Emilie Schwetz in Grotzsche bei Chemnitz (2). Walter Nold in Köpenick bei Berlin (2). E. Leisinger in Mühlhausen in Thür. (2). Marie Schulz in Leipzig. „Max und Moritz" in Torgau. Marg. v. B. in Tilsit (3). Martha von Rey in Athen (3). „Mascotte" in Sante (2).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Erzählungen eines Offiziers, von Rudolf Lindau. — Fastnacht in Mittenwald, von L. Ganghofer. — Palästina, von K. Jul. Hartmann. — Kaiserswerther ... von den Mimosen, von Wilhelm J. Brandt. — ... — Eine Walhalla deutscher Gelehrter, von Dr. K. H. — Sprüche, von ... Nerrlich. — Großherzog Ernst Ludwig von Hessen und Prinzessin Viktoria. — Die Feldmaus, von O. von Leixner. Fortsetzung. — Vom Fasching in Wien, von Jul. Kasaleck. — Arbeitsleben, von Ossip Schubin. — ... L. H. — Die Gäste, von ... — Notizblätter. — ... Studien. Karneval-Rösselsprung; Rätsel; Auflösungen der Rätsel-Aufgaben Seite 323; Silbenrätsel; Vexierbild. — Alt-Berlin und Kölln auf einem Berliner Kupferstich, von Reinhold Hanicke. — Handschriften-Beurteilung, von L. Meier, Magaz. — Schach. — Briefmappe.

Illustrationen: Vom Fasching in Wien: Mäskerstreich und Ziele. Originalzeichnung von W. Gause. — Fastnacht in Mittenwald. Originalzeichnung von C. Bokelmann-Raterl. — New-York (Mitaden), nach dem Gemälde von ... — Bilder aus Palästina. — Bildnisse von Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen, und Prinzessin Viktoria Melita von Sachsen-Coburg und Gotha. — Auf der höchsten Zeit. Originalzeichnung von M. Wenzel. — Vom Fasching in Wien, mit sechs Bildern von W. Gause. — Bildnis von Heinrich Hertz. — Alt-Berlin und Kölln, mit sechs Bildern von R. Hanicke.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 56, I., l.);
Budapest: Moritz Sebök (V. Franz Josefsplatz 5).

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M 50 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Post- und Schnelldampfer
von **BREMEN** nach
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien
Prospekte versendet
Bremen.
Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**
versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15. — p. Meter. Muster franko.
Schwarze Seidenstoffe
Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

— Goldene Medaille Chicago 1893. —
The „Crandall"
beste und billigste aller
Klaviatur-Schnellschreibmaschinen.
Preis M. 300.—
Prospekte gratis und franko bei
Crandall Machine Co. of U. S.
Europäische Filiale:
Amsterdam, Keizersgracht 302.
Wiederverkäufer gesucht!

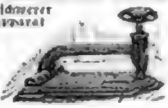
Paulinum
Pensionat des Rauhen Hauses,
Horn-Hamburg.
...
Direktor **Wichern.**

100 seltene Briefmarken: ... nur 2 Mk.!! ... Grosser ausführlicher Katalog mit über 10000 Preisen nur 50 Pf. **E. Hayn, Naumburg (Saale).**

Centralheizungen,
Gas- und Wasserleitungen
... seit 27 Jahren
Hermann Liebold, Dresden,
... Wasserversorgung ganzer Städte. —

Verstellbare Krankenfahrstuhlgestelle ... **Fr. Jekel, Breslau.** ...

Lasch's Heft-Briefblock.
Eleg. Briefbeschwerer
u. Drahtheftapparat
...



C. L. Lasch & Co., Leipzig.
... Drahtheftmaschinen ...

Die neuesten Mittel
gegen
Bleichsucht,
Haemol und
Haemogallol,
entdeckt von
Professor Dr. med. R. Kobert,
...
Käuflich in allen Apotheken und Drogenhandlungen in Form von Tabletten, Pulver oder Chokoladepastillen.

Grosse Kunst-Auktion durch Rudolf Bangel
Frankfurt a. M. Neue Mainzerstrasse No. 66.
Am 12. Februar 1894 gelangt in unserem Gemälde-Saal die
„Galerie Fleischmann in München"
zur öffentlichen Versteigerung. ... enthält Werke der hervorragendsten Meister ...
Rudolf Bangel, Frankfurt a. M., Neue Mainzerstr. No. 66.

Stottern,
... Dresden-Blasewitz ...

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- u. Holzmalerei-Vorlagen.
... **Mey & Widmayer** in **München.**

Champagner-Kellerei
Gegründet 1825
Grempler & Co.
Grünberg in Schlesien
Erste Marken: Landkarte · Medaille · Gold
Zu beziehen durch alle Wein-Grosshandlungen

Berlin ... Hamburg: ... Dresden: ...
Patente
Dr. J. Schanz & Co.
Vergünstigungen wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Höheres Handels-Institut
Villa Longchamp, Ouchy, Lausanne.
Neuere Sprachen. Franz., Engl., Ital., Span., Handelsfächer, Kaufm. Korrespondenz in engl., franz., ital., span. Sprache. ... **Dr. Goergens**, Dir.

Kanarienvögel,
edle Sänger, ...
W. Gonnele, St. Andreasberg i. Harz.

Fabrik geruchloser
Torfmull-Closets.
Anerkannt bestes System.
Carl Fischer, Bremen.
Preisliste gratis und franko. ...

Werthvolles Geschenk
für Alt und Jung, bleibende Wahl.
Symphonion
... Musikinstrumente für Orchester und Haus
Illustrirte Preisliste und Notenverzeichnisse gratis.
Jul. Heinr. Zimmermann,
Musik-Export Leipzig.

... Tam.-Confitüre. ...
C. Kanoldt Nachfolger, Apotheke ...

Apoth. Kanoldt's
Tamar Indien.
... **Confiture laxative** ...

... **Verstopfung.** ...

Der patentirte Norwegische Inhalateur.

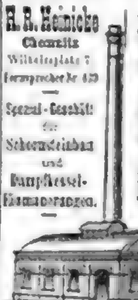
Norwegische Inhalateur

Diphtherie, Bronchial-Katarrh, Lungentuberkulose sowie bei

Influenza.

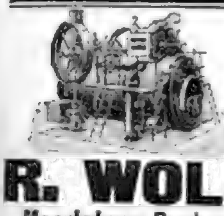
A. Stoss. Zentral-Sanitäts-Magazin, Wiesbaden.

R. R. Heinicke
Chemnitz
Wilhelmsplatz 7
Fernsprecher Nr. 439
Spezial-Geschäft für Schornsteinbau und Dampfkessel-Einmauerungen.



Postdose delik. Magdeburger Sauerkohl Mk. 2.-.
Post ... Post ... Post ...
Probe ...
Magdeb. Cons.-Fabrik S. Pollak. Magdeburg. Preisliste kostenlos.

Man verlange Prospekt mit Abbildung.
Domkowsky & Co., Hamburg.



R. WOLF
Magdeburg-Buckau.
Bedeutendste Locomobil-Fabrik Deutschlands.
Locomobilen
von 4–200 Pferdekraft für
Landwirthschaft
und jegliche Betriebe der
Klein- und Gross-Industrie.
Wolf'sche Locomobilen siegten auf allen deutschen Locomobil-Concurrenzen.

Prämiirt: Brüssel 1876, Stuttgart 1881, Porto Alegre 1881, Wien 1883.

Burk's
Arzneiweine

Mit allen Weinen bereitete Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.
Von vielen Aerzten empfohlen:
Burk's Pepsinwein (Essenz).
Burk's China-Malvasier.
Ein delikates Tonicum.
Burk's Eisenchinawein.
Zu haben in d. Apotheken Deutschlands u. vieler grösseren Städte d. Auslands.
Man verlange ausdrücklich: „Burk's Pepsinwein“, „Burk's China-Malvasier“ etc.
C. H. Burk, Stuttgart.
Export nach überseeischen Ländern.

Zithern
Violinen, alle Streichinstrumente u. Saiten.
Gebrüder Wolff.
Instrumenten-Fabrik, Kreuznach.

Photo-graphische Apparate
Emil Wünsche
Fabrik photogr. Apparate
DRESDEN Moritzstrasse 20. LEIPZIG Salzgässchen 1.

Emil Schäfer, Chemnitz.

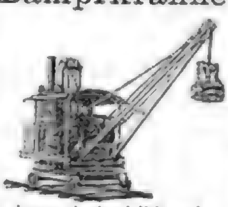
Eisenwerk Joly Wittenberg
Feuersichere patent
Treppen mit Holz oder Marmorbelag
Haupttreppen
Wendeltreppen.
Deutsch. Reichs-Patent.

Billigste Bezugsquelle für
Teppiche
Teppich-Fabrik Emil Lefèvre. Berlin S., Oranienstr. 158.

von Hartungen's Naturheilanstalt
RIVA am Gardasee.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Heu und Stroh

Priestmann's Greifbagger
und fahrbare und feststehende
Dampfkrähne



bauen als Spezialität und halten auf Lager
MENCK & HAMBROCK,
ALTONA-HAMBURG.

Senf-Papier Rueff
anerkannt bester, einfachster und billigster Senf-Aufschlag.
BEI ERKALTUNGEN, SCHMERZEN, CONGESTIONEN etc.
in den Apotheken in Etuis à 10 Blatt oder einzeln.

Bei: **Gicht u. Podagra**
haben sich seit fünf Jahren aufs beste bewährt:
Apotheker Ludwig Sell's
Anthiarthrin-Pillen.
Haupt-Engros-Versand: Apotheker Ludwig Sell, Kempten (Bayern).
Haupt-Detail-Versand: Sternapotheke Kempten.
Schutzmarke.

Tafelwasser I. Ranges
Natürlicher Sauerbrunnen
JUVENTA
Mehrfach prämiirt
zuletzt auf der Weltausstellung in Chicago 1893
Vertreter für Export:
NELSON & MORITZ, HAMBURG.
Vertreter gesucht, wo kein Depôt.
HITZACKER BRUNNENVERWALTUNG, HITZACKER, (Provinz Hannover).

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, abführende Fruchtpastille
GEGEN
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.
Paris, E. Grillon
33, rue des Archives
IN ALLEN APOTHEKEN

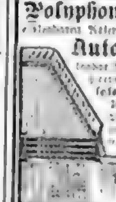
Pharus am Meere des Lebens

Verlag v. J. Baedeker.

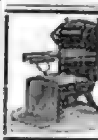
Spargel, Erbsen, Bohnen,
Goebel & Co.,
Konservenfabr. Braunschweig Veltenhof.

HAARAUSFALL!
F. Eiko, Herford.

Polyphon. Autoharp,



A. Zeleger, Leipzig.
Gegründet 1870.



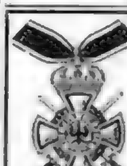
C. Maquet,
Berlin W.,
Heidelberg.
Krankenmöbel, mechan. Schlafsessel.

Geistig Zurückgebliebene
Dr. W. Schröter, Dresden N.

200 Briefmarken,
A. Salvador, Hamburg.

Heilanstalt für
Hautkrankheiten.
Leipzig-Lindenau, Dr. med. Ihle.

Patent 30,927.
Gegen Blutarmut!
Dr. Pfeuffers Patent 30,927. München, den 10. Juli 1884.
Jessler's Ludwigs-Apotheke zu München.
Beim Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Patent.
Preis 3 M., ausreichend für 3–4 Wochen.
In der Münchener Kgl. Universitäts-Kinder-Poliklinik seit Jahren fortwährend in Anwendung.



Cotillon-
Costüme
Dresdner Cotillonfabrik
C. R. Springfeld. Dresden.
Telegramm-Adresse: Cotillonfabrik-Dresden.

Unsere Handlung in alten Meister-instrumenten ist die grösste des Continents.

Alte Violinen
Violas und Cellos
hervorrag. ital. u. deutscher Meister für Künstler u. Dilettanten.
Billigste Preise, streng reelle Bedienung, volle Garantie für Echtheit.
Ansichtsendungen auf Verlangen
Stuttgart Seestrasse Nr. 5.
Hamma & Co.

Blooker's holländ. Cacao

ist die feinste Marke.

J. & C. Blooker, Amsterdam (Holland).
Mitglied der Jury Chicago 1893

In keiner Familie sollte fehlen: **Die Neue Musik-Zeitung.** Illustr. Familienblatt, bringt eine Fülle des besten unterhaltenden Stoffes, Belehrendes aus allen Gebieten der Tonkunst. Ausserdem im Jahre 64 (gr. Oktav-) Seiten eines Musikpieces hauptsächlich Clavierstücke u. Lieder, sowie die Gratisbeilage: William Wolfs Aesthetik der Musik. Preis vierteljährl. (6 Nr.) nur Mk. 1.— Man abonniert bei jed. Buch- u. Musikhandl. od. Postanstalt. Probe-Nummern gratis u. franko durch den Verleger Carl Grüninger, Stuttgart.

Fürstl. Conservatorium der Musik in Sondershausen.
Vorbereitende Ausbildung in allen Zweigen der Tonkunst. 22 Lehrer. Beginn des Sommersemesters am 15. April vormittags 10 Uhr mit der Aufnahme der neuen Schüler. Prospekt und Jahresbericht frei durch das fürstl. Direktor. Hofkapellmeister Prof. Schroeder.

Elegante Bilder-Plakate, Geschäfts- u. Adress-Chromokarten, Umschläge für Preislisten etc.
Reclame-
Stets Neuheiten in feinstem Farbendruck.
Grosser Verlag in Chromo, Relief, Studien, Gratulations-, Neuj., Tisch- und Tischkarten und Programme etc. Kalender und Blocknalender-Bildwerke. Anfertigung aller Spezial-Aufträge für Chromodruck, Plakate, Etiketten etc. Muster stehen auf Verlangen zu Diensten.
Luxuspapierfabrik von Liebich & Kuntze, Leipzig-Reudnitz.
Kunstanstalt für Chromolithographie, feinsten Chromodruck und Prägerei.

Für Kunstfreunde.
Unser neuer Katalog für 1894 mit vielen Illustrationen ist soeben erschienen. Derselbe enthält eine reichhaltige Uebersicht über unsere Photographien und Photogravuren nach Originalgemälden alter u. moderner Meister religiösen, patriotischen, historischen und mythologischen Inhalts: Genrebilder, Jagd- und Sportbilder, Landschaften und Seestücke. Prachtwerke. Der Katalog wird gegen Einsendung von 50 Pfennig (für Inland) und von 80 Pfennig (für Ausland) in Briefmarken franko zugesandt.
Photograph. Gesellschaft, Berlin.

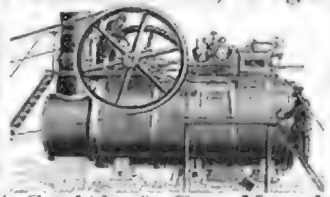
Blutarme Personen werden durch Dr. Bertrand's Eisenwein vermöge seines Gehaltes an leicht assimilirbarem Eisen und Phosphor in kurzer Zeit blühend gesund. Nach 3 Jahren ist es den Verhältnissen Erwähnung thuenden Erfolg durch die Nerven, regelt die Blutzirkulation, weckt Appetit und stählend gesundes Aussehen. Also sind mit das beliebteste Labe- wie nervenstärkende Stärkungsmittel für bleichsüchtige Personen. Preis Fl. 2.— Versand täglich gegen Nachnahme. Allein echt: Kgl. pr. Apotheke z. weiss. Schwan, Berlin, Spandauerstr. 77.

Weber's
Carlsbader Kaffee-Gewürz
ist das feinste Kaffee-Verbesserungsmittel der Welt. In allen geschmackvollen Gewürzbüchsen vorrätig.

HYGIENE DES KOPFES
Schönheit der Haare
EAU DE QUININE
VON
ED. PINAUD
Unfehlbar gegen Schuppen und Ausfallen der Haare
37, Boul^d de Strasbourg, PARIS
Jede ächte Flasche ist mit nebenstehender Unterschrift Ed. Pinaud versehen.
PARIS 1889
GRAND PRIX

Aug. Spangenberg, Berlin SO.,
Strassenfahrstühle, Krankenstühle f. Zimmer, Bett-Tische, Closets, Bidets, Verstellb. Kopfkissen etc. in 20 verschiedenen Lagen. Tragstühle etc.

Reine Schäferhunde
(Beste deutsche Hunderasse).
Prämiirt und prämiirt. Für gute echte Abstammung aller abgegeben. Preise gratis. F. 4460 an Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstrasse 48 etc.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.
Hochdruck- und Compound-Expansions-Locomobilen bis 150 Pferdekräfte.

mit Cylindern im Dampfmasse, mit hydraulisch gedichtet. Ausziehkessel mit 5jähriger Garantie für ihn Feuerbuchsen.
Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Mäuse u. Ratten.
tödten schnell und sicher verrittat durch Freyberg's mehrfach prämiirte und allseitig belobigte Präparate.
Saccharin-Strychninhafer, garantirt tödtende Stärke, garantirt 2 Jahre haltbar, in Tüten je 0.50, 0.75, 1.25 und 2.50 Mark.
Rattenkuchen, Rattentod, sofortige Hilfe bei Ratten-Plage. Dose 0.50, 1.00, 1.50, 4.00 und 12.— Mark. Zahlreiche Dankschreiben. In Apotheken und Zeugnisabdrucken gratis und franco. Freyberg's Präparate sind direkt zu beziehen durch
Freyberg's Fabrik in Delitzsch.

№ 4711
Angenehmstes u. wirksamstes Mittel zur Erfrischung u. Reinigung der Zimmerluft.

EAU DE COLOGNE
(Blau-Gold Etiquette)
von
Ferd. Mülhens, Köln.
Anerkannt als die
Beste Marke.
Vorräthig in fast allen feineren Parfümerie-Geschäften.

PATENTE
RICHARD LÜDERS Civil-Ingenieur in GORLITZ.

Correspondenz, Rechnen, Schönschrift, Alle Arten der Buchführung, Prospect & Probe Gratis, F. SIMON, BERLIN. O. 21, Zu gratis!

Illustr. Briefmarken-Journal. Verantwortlich redigirte Zeitschrift für Marken-Sammler. Jährlich 12 Nummern. Gediegener Neuf. Leipzig.

Man verlange ausdrücklich
Leicht löslicher
CACAO MOSER
Wohlschmeckend rein und gesund
In ORG: PACKUNGEN mit FIRMA. M: 2.90-2.60 Per ½-Kilo ohne.

Zur Kräftigung Kranker und Genesender!
Nährmittel aus Fleisch
SOMATOSE
Aerztlich geprüft und empfohlen als vortrefflich
Feinstes, geschmackloses Pulver, leicht löslich in Wasser, Milch, Cacao, Schleimsuppe gelöst zu nehmen.
Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co., Elberfeld.
wirkend bei Magenleiden, Bleichsucht, Schwindsucht, engl. Krankheit, schwächl. Kindern, Reconvalescenten.
Vorräthig in allen grösseren Handlungen, Apotheken, Drogerien.

Locarno Lago Maggiore
die allerschönste und allerbeste **Winterstation.**
Von allen ersten Autoritäten u. speziell von Kgl. Bayer. Med.-Rat Herrn Univ.-Prof. Dr. A. v. Basten proklamirt: Das vorzüglichste Herbst-, Winter- u. Frühlingsklima Europa.
Mit Verkehrsrede in alphabet. Reihenfolge aufgeführten Hotels werden von Fremden bestens empfohlen:
Pension Behrdere während Hotel Locarno Hotel Schweizerhof
Hotel d'Angleterre Pension Villa Marietta Pension Semadeni-Neuf
Hotel zu Gotthard Pension Villa Righetti Pension Villa Fiorella
Hotel Pension Beau-Rivage Hotel Pension Bellevue
Der Verkehrsverein von Locarno.

Schering's Malzextrakt
ist ein ausgezeichnetes Heilmittel zur **Kräftigung für Kranke und Rekonvalescenten** und übertrifft auch vermöglich als Linderung bei Katarrhen der Athmungsorgane, der Katarrh, Keuchhusten etc. Fl. 75 Pf. u. 1.25 6 Fl. M. 4.— u. 8.—, 12 Fl. M. 7.50 u. 15.—.
Malz-Extrakt mit Eisen gelobt zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei **Blutarmut (Bleichsucht)** etc. verordnet werden.
Malz-Extrakt mit Kalk. Dieses Präparat wird mit grossem Erfolge gegen **Rhachitis (sogenannter englisch. Krankheit)** gegeb. u. unterstützt wesentl. d. **Knochenbildung** bei Kindern. Preis f. beide Präparate: Fl. M. 1.—, 6 Fl. M. 5.25 u. 12 Fl. M. 10.—.
Schering's Grüne Apotheke in Berlin N., Chausseestr. 19 (Vorzüglich Ausschank). Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und grösseren Droguenhandlungen.

Radicale Entfernung der **Hühneraugen** bei Anwendung der **Columbus Plates.** (corrert m. 11 Plates 50 ₰, pr. Brief 10 ₰.)
Kahnemann & Co., Radeberg, Rheinisch in allen Apotheken.

Über Land und Meer.

№ 19.

72. Band.
Sechsundzweiundsiebzigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Bei Post-Aufschlag Mark 3.50.

Erzählungen eines Effendi.

Von

Rudolf Lindau.

II.

Hassan.

Ich habe bereits einige Worte über meinen Aufenthalt in Bagdad gesagt, auf den ich vielleicht noch einmal in späteren Erzählungen zurückkommen werde. Heute möchte ich von einer Begegnung auf meinem Wege von Konstantinopel nach der alten Kalifenstadt sprechen.

Ich verließ Konstantinopel im Frühjahr 1869 im Gefolge des neuernannten Gouverneurs von Bagdad, dem ich als Sekretär beigegeben worden war. Die Strecke von Konstantinopel bis Alexandrette legten wir auf einem Dampfboot zurück; von Alexandrette zogen wir, eine ziemlich zahlreiche Karawane bildend, über Aleppo, Biredjik und Orfa, dem weiten Ziel unserer Reise zu.

In Orfa hielten wir uns einige Tage auf, was mir Zeit gab, die wunderbaren alten Stadtmauern in Augenschein zu nehmen und in der Moschee Abrahams meine Andacht zu verrichten, und von Orfa gelangten wir nach kurzer Reise an einen kleinen Ort, Rezzel-ener genannt, wo meine Aufmerksamkeit durch eine Ansiedlung kürzlich eingewanderter Kaukasier in Anspruch genommen wurde.

Auch mein Vorgesetzter interessirte sich lebhaft für diese Leute, und wir brachten einen ganzen Tag in ihrer Gesellschaft zu. Es waren Tschetschen, ein Zweig des großen Tscherkessenstammes, und, alles in allem genommen, die schönsten Männer, die ich noch gesehen habe: schlank und kräftig zugleich, edlen

G. Chierici: Der böse Mann.

Angesichts und von stolzem Gebaren. Ihr Häuptling, Ali-Bey, der sich gastfreundlich erboten hatte, uns mit den Leuten bekannt zu machen, führte uns seine besten Soldaten, zu Pferde und zu Fuß, vor, und dem Pascha gefielen sie so sehr, daß er sogleich den Entschluß faßte, eine Anzahl von ihnen für militärische Dienste anzuwerben.

Die türkisch-persische Grenze war nämlich zu der Zeit durch große, organisirte Räuberbanden in bedenklicher Weise unsicher gemacht. Ein Stamm namentlich, der der Hamawand, drohte einen ganzen Landstrich zur Wüste zu machen.

Es war eine der Aufgaben des neu ernannten Gouverneurs von Bagdad, dem verbrecherischen Treiben dieser Horden Einhalt zu thun.

Ali-Bey und seine Männer waren schnell bereit, zu marschiren, als sie hörten, sie sollten in den Krieg geführt werden, und nach kurzen Unterhandlungen mit dem Gouverneur übernahm der Häuptling, sich, gegen Zusicherung eines guten Soldes, an die Spitze eines Freicorps von zweihundertundfünzig Reitern zu stellen, das aus seinen Leuten gebildet werden sollte.

Der Gouverneur machte dabei nur den Vorbehalt, daß jeder der anzuwerbenden Soldaten sich zunächst und ehe er in den Dienst träte, bei ihm zu melden haben sollte, um auf seine Kriegstüchtigkeit, wenn auch nur oberflächlich, geprüft werden zu können.

Dies zu thun, überließ der Pascha jedoch mir, und so saß ich am nächsten Morgen, zu früher Stunde, vor der Thür meiner Hütte, um die Meldungen der Freiwilligen anzunehmen und, wenn es nötig sein sollte, eine Auswahl unter ihnen zu treffen.

Die Tscherschen nahten sich mir bald von allen Seiten, wie ausgeflogene Bienen dem Stock, und ich war, als ich mich gegen Mittag zur Mahlzeit zurückzog und eine zweistündige Pause der Anmeldungen ankündigte, bereits an die Zahl von zweihundert gelangt, ohne daß sich mir ein einziger Mann vorgestellt, den ich nicht beim ersten Blick für kriegstüchtig hätte erklären können.

Auch nach Tische folgten sich die Anmeldungen noch ziemlich schnell, bis es gegen vier Uhr, als etwa noch ein Dutzend offener Plätze zu besetzen waren, ruhiger und bald ganz öde wurde, so daß ich mich fragte, ob es mir gelingen werde, die vorgeschriebene Zahl von zweihundertundfünfzig Mann noch im Laufe des Tages voll zu machen.

Da nahten sich mir zwei auffallende, sehr verschiedene Gestalten: ein schöner, junger Mann von zwanzig Jahren, der schönste und größte, den ich im Laufe des Tages noch gesehen hatte, der sich unter dem Namen Salih einschreiben ließ, und dann ein Knabe, der das Jünglingsalter noch nicht einmal erreicht hatte und auf dessen zierlicher Gestalt und feinem Gesichtchen, das unter dem mächtigen Kolpak beinah' verschwand, mein Auge mit Wohlgefallen ruhte. Der Kleine trug die Kriegeruniform seiner älteren Genossen, den Säbel, den Dolch, die Pistole, die Flinte — aber er glich mehr einem zum Scherz verkleideten Kinde als einem Krieger.

Er trat, den Kopf stolz zurückgeworfen, vor den Tisch, hinter dem ich saß, und sagte mit heller Knabenstimme:

„Mein Name ist Hassan. Salih ist mein Bruder."

„Schön, mein Sohn! Und was weiter?"

Er runzelte die Stirn: „Schreib meinen Namen nieder; ich will mit Salih ziehen."

Ich konnte nicht umhin zu lächeln. „Dazu bist Du noch zu klein," sagte ich.

Er sah so ernsthaft aus, daß ich, um ihn zu besänftigen, freundlich hinzufügte:

„Später wollen wir sehen. Man braucht immer Soldaten. Heute bist Du noch ein Kind."

Er erblaßte, trat einen Schritt zurück und sagte mit bebender Stimme:

„Ich werde Dir beweisen, daß ich kein Kind mehr bin."

Und damit wandte er sich trotzig ab und folgte seinem Bruder, der während meines Gespräches mit Hassan diesen ruhig beobachtet hatte und nach meiner Weigerung, das Kind als Soldat anzuwerben — Hassan mochte dreizehn oder vierzehn Jahre alt sein — mit einem eigentümlichen Lächeln davongeschritten war.

Ich sah die beiden noch mit einander sprechen. Es kam mir vor, als ob der große Salih den kleinen Hassan zu beruhigen bemüht war. Dann verschwanden sie aus meinem Gesichtskreis.

Bald darauf erschienen noch mehrere andere Tscherschen, und lange vor Sonnenuntergang konnte ich meinem Vorgesetzten melden, daß das Freiwilligencorps in der gewünschten Stärke von zweihundertundfünfzig Mann vollzählig sei.

Der Gouverneur befahl darauf Ali-Bey, dem Hauptmann der Truppe, sich nach der türkisch-persischen Grenze zu begeben, diese bis zu dem Punkte, wo der Mendeli aus türkischem Gebiet in persisches übertritt, zu rekognoszieren und möglichst von dem Räubergesindel, das dort sein Unwesen trieb, zu säubern und sich sodann zur Berichterstattung nach Bagdad zu begeben. Wir selbst setzten unsern Marsch gen Südosten fort.

In Bagdad liefen bald, nachdem wir dort angekommen waren, Nachrichten vom Kriegsschauplatz ein, auf den sich Ali-Bey mit seinen Reitern begeben hatte. Die Räuber waren den gut berittenen und militärisch ausgebildeten Tscherschen nicht gewachsen, aber sie leisteten aller Orten wütenden Widerstand, und Ali-Beys Weg, bis er den Mendeli erreicht hatte, war eine blutige Straße, auf der in ununterbrochenen Kämpfen hunderte von Hamawand und auch viele seiner Leute gefallen und zahlreiche Tscherscheneiter und Pferde verwundet worden waren. Der Pascha spendete dem tapfern Führer, als dieser sich nach einigen Wochen bei ihm meldete, verdientes Lob und willkommene Belohnung für ihn und seine Leute und ordnete an, daß die Truppe sich einige Zeit in Bagdad ausruhen solle, um ihre Verwundeten zu pflegen und ihre gelichteten Reihen möglichst wieder vollzählig zu machen.

Ich hatte mich nach Salih erkundigt, der mir besondere Teilnahme eingeflößt, und erfahren, daß er, leicht verwundet, am Leben sei und seinen Dienst demnächst wieder antreten werde. Und eines Tages, nachdem ihm meine Erkundigungen wohl hinterbracht worden waren, erschien er bei mir, aber nicht allein, sondern in Begleitung eines winzigen, von der Sonne verbrannten Kriegers, in dem ich sogleich meinen kleinen Freund Hassan wiedererkannte.

„Wie kommst Du hierher?" fragte ich ihn.

„Ich bin Salih gefolgt."

„Als Soldat?"

„Ja, als Soldat, wenn schon mir kein Sold ausbezahlt worden ist; aber ich habe gekämpft!"

„Er hat gekämpft," sagte Salih.

Hassan trat mir einen Schritt näher und seinen Mantel ausbreitend, zeigte er auf mehrere Löcher darin.

„Flintenkugeln," sagte er, „Kugeln der Hamawand, denen ich gegenüber gestanden habe. — Bin ich ein Kind? Frage Salih!"

„Ja," wiederholte Salih. „Er hat gekämpft, wie ein Mann."

„Nun, dann werde ich dafür sorgen, daß Du von jetzt ab auch Deinen Sold bekommst wie die anderen Krieger."

Doch ich konnte nicht umhin, etwas zu lächeln, als ich das Kind Hassan als einen Krieger bezeichnete.

Die beiden Brüder schienen dies ungern zu beachten und entfernten sich gleich darauf.

Um diese Zeit wurde es im ganzen Wilajet bedenklich unruhig. Der Gouverneur, der sich später noch als großer Staatsmann auszeichnen sollte und schon damals überall, wo er auftrat, Spuren seines weitsehenden Geistes und seiner unbeugsamen Energie zurückließ, hatte angeordnet, daß in der seiner Verwaltung anvertrauten Provinz die allgemeine Wehrpflicht eingeführt werden sollte. Diese tief in das Volksleben eingreifende Maßregel war in vielen Teilen des Landes mit starkem Unwillen aufgenommen worden, und in den von den Afek und Dagara bewohnten Landstrichen war es zum offenen Ausstand gekommen.

Der Pascha entsandte sieben Bataillone und die Tscherscheneiter gegen die Rebellen und begab sich persönlich auf den Kriegsschauplatz, wohin ich ihn begleitete.

Am Zusammenfluß des Dagara und des Euphrat stießen wir auf starke feindliche Streitkräfte, und der Oberbefehlshaber unserer Armee hielt es deshalb für geboten, in der Spitze des von den beiden Flüssen gebildeten Dreiecks, in leicht zu verteidigender Stellung, ein befestigtes Lager zu errichten, das unseren Truppen eine Zufluchtsstätte gewähren sollte, falls sie von den feindlichen Massen in offener Feldschlacht zurückgetrieben würden. Nachdem diese Verteidigungsmaßregeln aber getroffen waren, ohne daß uns die Aufständischen dabei sonderlich gestört hätten, ging unsere Armee, am achten Tage nach unserer Ankunft, an der Mündung des Dagara zum Angriff über.

Der Gouverneur und sein Stab nahmen Stellung auf einer kleinen Anhöhe, von der aus der größte Teil des Schlachtfeldes übersehen werden konnte.

Der Kampf währte nur wenige Stunden. Die mit alten Gewehren bewaffneten, undisziplinirten, wilden Horden waren, trotz aller persönlichen Tapferkeit, unsern Soldaten und deren Martini nicht gewachsen. Es war ein ungleicher Kampf, in dem wir auf tausend Schritt sicher töteten, während es den Aufständischen nicht gelang, sich uns bis auf die geringe Tragweite ihrer Waffen zu nähern.

Die Rauchwolken entfernten sich mehr und mehr, und bald konnten wir deutlich erkennen, daß der vollständig geschlagene Feind in wilder, ungezügelter Flucht allein noch sein Heil suchte.

Da löste sich von der Hauptmasse unserer Armee, die, Front gegen den fliehenden Feind, dem Gouverneur und dessen Stabe den Rücken kehrte, eine Abteilung ab. Eine mächtige Staubwolke, die immer größer und dichter erschien, nahte sich uns in Windeseile, und bald erkannten wir in dieser Wolke die blitzenden Uniformen unserer wilden Tscherscheneiter. Jetzt waren sie nur noch wenige hundert Schritt von uns entfernt, gleich darauf dicht vor uns. Den blutigen Säbel im Munde oder ihn mit wüstem Geschrei in der Rechten schwingend, wilden Blicks, die Gesichter mit Staub bedeckt und von Pulverdampf geschwärzt, sahen sie auf ihren, mit Schweiß bedeckten, keuchenden Rossen, furchtbar und schön aus. Die unter ihnen mit dem Säbel im Munde hatten die rechte Hand zum Gebrauch der Waffe nicht frei, denn ein jeder schwang darin das abgeschlagene Haupt eines Rebellen. Sie nahten sich, einer nach dem andern, in sausendem Galopp der Anhöhe, auf der der Pascha stand, parirten dort kurz ihre sich wild bäumenden Tiere und schleuderten als Huldigung die blutige Trophäe dem Gouverneur, der hervorgetreten war, um sie zu begrüßen, vor die Füße. „So ergehe es allen Feinden des Großherrn!" hörte man sie schreien. Dann sprengten sie, einen Halbkreis beschreibend, davon, um sich der Anhöhe gegenüber wieder zu sammeln und dort ordnungsmäßig aufzustellen.

Plötzlich erblickte ich auf einem mächtigen Pferde einen kleinen Reiter, der im vollen Lauf seines Tieres auf uns zujagte. Er sah womöglich noch wilder als seine Kampfgenossen aus. Die Augen blitzten in erstaunlichem Feuer, im Munde hielt er den Säbel, die Nasenflügel flogen wie die eines abgehetzten Tieres, das Gesicht war mit einer Kruste von Staub und Blut bedeckt, die die Züge darunter kaum unterscheiden ließ. Aber ich erkannte sie. Das war mein Freund Hassan! Und jetzt hatte auch er mich erblickt, und gegen alle Sitte ritt er am Pascha vorbei, machte vor mir, der mehrere Schritte neben und hinter diesem stand, Halt, und ein abgeschlagenes Rebellenhaupt, das sich in seiner winzigen Faust ausnahm wie der Kopf Goliaths in der Faust Davids, mit wütender Geberde hin und her schwingend, als wolle er mich damit treffen, rief er, es mir vor die Füße schleudernd, mit zitternder, zorniger Stimme, Thränen der Aufregung im Auge: „Bin ich ein Kind? Bin ich ein Kind?" und sprengte, sich auf den Hals seines Pferdes legend, wieder davon.

Die Schlacht, unter dem Namen Gefecht von Dagara bekannt, entschied über das Schicksal des Aufstandes, dessen Hauptmacht sie vernichtete. Mehr als fünfhundert Leichen des Feindes bedeckten den Wahlplatz. Von den Unsrigen waren nur wenige gefallen. Am meisten hatten die Reiter gelitten, die in der Wut der Verfolgung mit dichteren Massen des fliehenden Feindes handgemein und von diesen niedergemetzelt worden waren. Auch der große, schöne Salih war bei dieser Gelegenheit gefallen; Hassan, der an seiner Seite gefochten hatte, war unversehrt entkommen.

Der ganze Feldzug war in fünfundzwanzig Tagen beendet. Dann war die Ruhe im Wilajet wieder hergestellt; aber sie war teuer erkauft worden.

Die Aufständischen hatten, auch als der Kampf schon gegen sie entschieden war, noch immer Vorstöße gegen die Truppen gemacht, und bei einigen Ueberfällen war es zu blutigen Scharmützeln gekommen, in denen viele der unsrigen gefallen und verwundet worden waren. Diese, die Verwundeten, hatte man in einem Militärhospital untergebracht.

Auf dem Heimmarsch nach Bagdad hielt es der Pascha für seine Pflicht, einen Umweg zu machen, um das Hospital zu besuchen, das in Hillé, Babylon gegenüber, errichtet worden war. Ich begleitete ihn wie gewöhnlich.

Wir schritten, vom Generalarzt geführt, langsam durch die langen, mit Leidenden gefüllten Säle. Hin und wieder blieb der Gouverneur stehen, um mit einem der Verwundeten zu sprechen und ihm und seinen nächsten Nachbarn einige Worte des Trostes zu sagen.

Da hörte ich, als der Pascha gerade mit einem schwerverwundeten Tscherkessen sprach, mit kaum vernehmlicher, leiser Stimme meinen Namen flüstern. Ich wandte mich um. Auf der andern Seite des schmalen Ganges, der die Betten in zwei Reihen teilte, lag in einem dieser Feldbetten der kleine Hassan. Er war sauber gewaschen und trug ein weißes, reines Hemd, und ich erstaunte wieder über die große Schönheit der feinen, kindlichen Züge. Aber wie elend sah mein armer Hassan aus! Nichts erinnerte an den wütenden Knaben, der mir das blutige Haupt eines Afel vor die Füße geworfen hatte. Hassan war jetzt totenbleich, die großen, schönen Augen lagen tief eingefallen in dunklen Höhlen, und um den kindlichen Mund, mit den blutlosen Lippen, spielte ein mildes, müdes Lächeln.

Er winkte mir, mehr mit den Augen, als mit der Hand: „Herr!“

„Ja, lieber Hassan.“

„Salih ist gefallen.“

„Ich weiß es.“

„Ich habe ihn gerächt.“

„Du hast recht gethan.“

„Herr . . .“

„Ja, lieber Hassan.“

Mit einer Bewegung, die ihm schwer wurde und ihn sichtlich schmerzte, öffnete er das Hemde und entblößte seine Brust und ich sah einen Verband, der, nach seinem Umfang, auf eine große Wunde auf Schulter und Brust schließen ließ.

„Bin ich ein Kind — bin ich ein Kind?“ fragte er ganz leise, traurig, rührend.

Ich war dem Weinen nahe. „Du bist ein ganzer Mann,“ sagte ich ernst.

Darauf schloß er mit einem glücklichen Lächeln die schönen, müden Augen.

III.

Salibah.

Dies ist eine Liebesgeschichte — ein Teil der Geschichte meines Herzens. Wenn Sie mich anhören **und verstehen** wollen, so dürfen Sie mir nicht in **die müden** Augen blicken oder meinen grauen Bart **betrachten**. Sie müssen versuchen, sich in die Zeit zurückzuversetzen, da auch Sie jung waren. Sie liegt nun schon weit hinter uns. Und doch ist mir **alles, was** ich Ihnen erzählen will, so nah, als **wäre es** soeben geschehen, und die Ereignisse stehen **klar und** fest vor meines Geistes Augen. Das aber, **was ich** gestern erlebt, habe ich heute fast vergessen, **und ich** muß eine Anstrengung machen, um mich **dessen wieder** zu erinnern.

Damals — ich spreche von der Zeit, als ich in **Bagdad** lebte, also im Jahre 1869 — wohnte in **der alten** Kalifenstadt ein vornehmer Gast, Ikbal-el-Devlet, **ein** ehemaliger indischer König, der, von den **Engländern** entthront und mit einem großen, wahrhaft **königlichen** Jahresgehalt in den Ruhestand **versetzt**, seiner Heimat den Rücken gekehrt und sich **in der Türkei** niedergelassen hatte, weil er sich nicht **daran gewöhnen** konnte und wollte, in ein neues **Verhältnis** zu seinen Unterthanen zu treten, die sich **ihm früher** nie anders als auf den Knieen, die **Stirn gebeugt**, in tiefster Ehrfurcht zu nahen gewagt **hatten**, und jetzt das Recht haben sollten — **wenn auch** nicht anzunehmen war, daß sie davon **Gebrauch** machen würden — gehobenen Hauptes an ihm **vorüberzugehen**. Auch wollte Ikbal nicht Unterthan der englischen Regierung werden: jede andere, und wäre es die eines Negerstaates gewesen, war ihm lieber.

In der Türkei war der heimatlose König in gastfreundlichster Weise aufgenommen worden. Man hatte ihm alle möglichen Erleichterungen geboten, damit er sich den Wohnsitz, der ihm am besten gefiel, suchen könnte, und schließlich, nachdem er sich in verschiedenen Wilajets umgesehen, hatte er sich in Bagdad niedergelassen.

Stadt und Land waren zwar, wie er mit königlicher Offenheit aussprach, nicht annähernd so schön, wie sein früherer Wohnort, aber es war warm und still in Bagdad und im Lande rings umher, man ruhte des Nachts auf Terrassen unter sternklarem Himmel als erhabenem Dach, die Wasser des Tigris erinnerten ihn an einen Strom, an dessen Ufern sein herrliches Schloß gestanden hatte, und dann — England war weit von Ost-Mesopotamien.

Ikbal-el-Devlet hatte sich zunächst einen alten, großen Palast in Bagdad zum Aufenthaltsort ausersehen. Aber bald war es ihm in der Stadt zu lebhaft geworden und er war bemüht gewesen, außerhalb derselben ein seiner würdiges Unterkommen zu finden, und so war er eines Tages nach Ktesiphon gelangt, dessen großartige Ruinen aus der Sassanidenzeit ihm gefallen hatten.

In dieser Gegend war dann in kurzer Zeit, mit verschwenderischem Aufwand großer Kosten, ein leichtes, weitläufiges Gebäude aus dem Boden gewachsen, das, nach den Ideen und Bedürfnissen des alten Königs erbaut, ihm und seinem Hofstaat geräumiges Unterkommen gewährte. Er nannte es nach dem nächstgelegenen kleinen Orte „Schloß Grara“, und er verbrachte dort in würdevoller Ruhe, die nur durch Besuche willkommener Gäste unterbrochen wurde, den größten Teil des Jahres.

Ich hatte das Glück, mir das Vertrauen, ja, ich möchte in aller geziemenden Ehrfurcht sagen, die Freundschaft des Königs zu erwerben. Er richtete, ohne daß ich es gewagt haben würde, ein darauf bezügliches Ansinnen zu offenbaren, in seinem Schloß eine vollständige Wohnung für mich ein und sagte mir, ich hätte das Recht, mich als deren Herrn zu betrachten und möchte sie benutzen, wie es mir gefiele. Ich machte davon natürlich nur bescheidenen Gebrauch, aber die Güte des Königs war mir eine Ermutigung, ihm häufig Besuche abzustatten, und ich hatte die Freude zu bemerken, daß ich ihm nie ungelegen zu kommen schien und er stets bemüht war, meine Abreise hinauszuschieben.

Die Entfernung zwischen Bagdad und Grara beträgt, wenn man ein gutes Pferd reitet, etwa zwei Stunden. Meine amtliche Thätigkeit beschäftigte mich selten länger als bis vier Uhr. Dann war ich gewöhnlich mein eigener Herr, und da Ueberraschungen, Befehle aus Konstantinopel, die meine sofortige Anwesenheit auf meinem Posten nötig gemacht hätten, in hohem Grade unwahrscheinlich waren, so benützte ich meine freie Zeit fast immer zu längeren Ausflügen zu Pferde außerhalb der Stadt. In vielen Fällen begab ich mich dann geradewegs nach Grara, wo ich eines freundlichen Empfanges und eines guten Mahles, das ich an der Tafel des Königs, allein mit diesem, einzunehmen pflegte, sicher sein konnte. War das Wetter einladend, so kehrte ich wohl nach dem Essen nach Bagdad zurück, aber häufig blieb ich die Nacht über in Schloß Grara und trat den Rückweg erst am nächsten frühen Morgen an. In beiden Fällen pflegte ich mich bereits am Abend vom König zu verabschieden, da er zu der frühen Stunde, die ich zum Aufbruch wählte, noch in seinen Gemächern verweilte und für mich nicht sichtbar war.

In der ersten Zeit hatte ich Ikbal-el-Devlet stets mit „Eure Majestät“ angeredet, was mir bei der würdevollen, Achtung gebietenden Persönlichkeit des hohen Herrn auch das natürlichste war. Als ich aber vertrauter mit ihm geworden, hatte er mich eines Tages gebeten, diese Anrede fallen zu lassen.

„Sie gebührt mir, nach meinem Empfinden, nicht mehr, denn ich habe aufgehört, ein Herrscher zu sein,“ sagte er, „und sie erinnert mich an Zeiten, als ich dazu berechtigt war. Diese Erinnerung ist heute eine traurige für mich. Es ist mein Wunsch, Sie möchten mit mir wie mit einem Gleichgestellten sprechen.“

Ich hatte mich zunächst noch oftmals versprochen, nachdem ich diese Aufforderung, die ich wie einen Befehl betrachtete, erhalten, aber mit der Zeit hatte ich mich an die äußere Form unseres Verkehrs, wie der König sie gewünscht, gewöhnt, wenn schon ich in meinem Herzen und in meinen Worten niemals die Verehrung außer acht ließ, die der entthronte Monarch mir einflößte.

Der glühende Sommer unterbrach die Regelmäßigkeit meiner Besuche in Grara; namentlich hörte ich auf, dort zu übernachten. Denn die Morgen waren so heiß, daß ich nach einem Ritt von zwei Stunden ermattet und arbeitsunlustig in Bagdad eintraf. Ich ritt deshalb, sobald der König sich zur Ruhe begeben hatte, nach Bagdad zurück. Die Nächte waren verhältnismäßig kühl, und wenn der Mond nicht schien, so machten die großen Sterne den mir und meinem Pferde wohlbekannten Weg hell genug, um die Befürchtung, ich könnte mich verirren, auszuschließen.

Eines Tages, gegen Ende des Sommers, teilte mir der Gouverneur von Bagdad mit, er beabsichtige, dem König Ikbal einen Besuch abzustatten, gleichzeitig forderte er mich auf, ihn zu begleiten.

Wir verließen Bagdad etwas später, als ich gewöhnlich that, wenn ich allein ritt, und langten erst kurz vor der Essensstunde in Grara an. Der König empfing uns mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit und bewirtete uns auf das gastfreundlichste.

Wir blieben lange bei Tafel sitzen, an der erquickende Kühle herrschte, dank einem aus Indien mitgebrachten Punka, dem langen, über dem Tisch schwebenden Fächer, den ein Diener des Königs in fortwährend schwingender Bewegung hielt. Es war schon spät, als wir uns trennten, um uns auf die Terrasse und zur Ruhe zu begeben.

Das Lager des Gouverneurs war in der Nähe des meinigen angerichtet worden.

Die Nacht war unbeschreiblich schön. Der Mond herrschte, wunderbar bläulich silbernes Licht spendend, am wolkenlosen Himmel. Hinter ihm, in unergründlichen Fernen, leuchteten einige der größten und hellsten Sterne matt hervor, kleinen, schwachen Lichtpunkten gleich. Sonst war der Himmel von feierlicher, großartiger Oede. Die weite Landschaft zu unsern Füßen lag in tiefem Frieden, wie in einem feinen, durchsichtigen Nebel aus Silberstaub gehüllt. Das Zirpen, Summen, Singen, Säuseln und Schwirren unzähliger Insekten und Käfer, die des Nachts zum Leben erwachen, erklang wie ein Schlummerlied, das der schlafenden Natur gesungen wurde, ohne deren Ruhe zu stören. Und den Grundton der wunderbaren, leisen, einförmigen Musik, die nie schwächer und nie stärker wurde, bildete das dumpfe Rauschen und leise Plätschern des nahen Tigris.

Wir hatten uns auf unsere Lager ausgestreckt und genossen stumm die berauschende Schönheit der südlichen Nacht.

Da plötzlich drangen wunderbare Töne an unsere Ohren. Wir vernahmen ein Lied, dessen kurze Melodie sich mit geringfügigen Aenderungen häufig wiederholte, und das, von der schönsten Mädchenstimme gesungen, die aus voller Brust kam, nicht nach erbärmlicher Byzantinerart, durch Kehle und Kopf, langsam, getragen durch die stille Nacht zog.

Unwillkürlich richtete ich mich in die Höhe, um besser lauschen zu können, und mein Nachbar that ein Gleiches. Da hörten wir auch das vertraute, schleifende Geräusch, das durch das Reiben gegeneinander der beiden Mahlsteine der uralten arabischen Handmühle verursacht wird. — Und ich sah im Geiste ein vollständiges Bild: ein offenes Beduinenzelt und vor demselben ein Mädchen, das das Mehl zum Brode des nächsten Tages mahlt und dazu singt.

Ruhig, sicher, zog das Lied durch die Nacht.

„Das ist ein schönes Lied,“ sagte mein Gefährte. „Kennen Sie es?“

„Ich kann die Worte nicht verstehen.“

„Es ist ein schönes Lied, auch ohne Worte. Es ladet zur Ruhe ein. Ich werde schlafen.“ Und mein Nachbar legte sich wieder nieder. Nach langer Pause wiederholte er ganz leise: „Ein schönes Lied — ich werde schlafen.“ Und gleich darauf erkannte ich an seinen regelmäßigen, tiefen Atemzügen, daß er eingeschlafen war.

Ich aber lauschte noch lange, lange Zeit, bis der Gesang verstummte. Dann erst suchte ich Ruhe.

Zeltlager bei den Ruinen von Baalbek (Syrien). Originalzeichnung von C. Behrens.

Aschermittwoch-Morgen. Originalzeichnung von E. Bachrach-Barée.

Aber das eine Lied verfolgte mich noch im Traum, und ich war bemüht, es zu suchen und hatte die Melodie gefunden, als ich am Morgen aus dem tiefen Schlaf der Jugend in köstlichen Halbschlaf hinüberschlummerte.

Die Gesellschaft des Gouverneurs gestattete mir, meine Rückreise diesmal um einige Stunden zu verzögern. Der Pascha wollte Grara nicht verlassen, ohne sich persönlich vom König verabschiedet zu haben, was er am vorhergehenden Abend versäumt hatte, und ich blieb mit ihm zurück, so daß ich unsern Wirt noch beim Frühstück begrüßen konnte, ehe ich mich zu Pferde setzte.

Ich sprach sogleich von dem Konzert, das uns am vorhergehenden Abend erfreut hatte.

„Ich bin zu alt, um noch Frauensang zu lauschen,“ sagte der König, „aber ich erinnere mich jetzt, schon manchmal, wenn ich in der Nacht aufwachte, eine schöne weibliche Stimme vernommen zu haben. Sie kommt aus den Zelten, hinter dem Park, wo einige Beduinen seit Anfang des Sommers ihr Lager aufgeschlagen haben. Mich wundert, daß Sie das Singen nicht schon früher gehört haben.“

Ich bemerkte, daß ich seit mehreren Monaten nicht mehr in Grara geschlafen hätte, sondern regelmäßig nach dem Abendessen nach Bagdad zurückgekehrt sei.

„Dann sehen Sie jetzt, was Sie verloren haben, weil es Sie so schnell aus Grara trieb. Nun, kommen Sie heute abend zurück und bleiben Sie die Nacht über hier und hören Sie wieder den gefälligen Gesang.“

„Nicht heute abend,“ antwortete ich, „dazu ist es zu spät geworden; aber morgen.“

Am nächsten Abend war ich wieder in Grara, diesmal darauf vorbereitet, die Nacht über dort zu bleiben. Und als es spät geworden war, vernahm ich wieder den wunderbaren Gesang, der mich entzückte.

Als ich, sogleich am darauffolgenden Tage, nach Grara zurückkehrte, äußerte ich während der Mahlzeit den Wunsch, mir die Sängerin anzusehen. Der König hatte nichts dagegen einzuwenden, doch bat er mich, zwei bewaffnete Diener zur Bewachung mitzunehmen.

„Ich habe noch keine Klagen über jene Leute hinter dem Park gehört,“ sagte er. „Aber Beduine bleibt Beduine. Rauben ist ihm so natürlich, wie dem durstigen Lamm das Blöken.“

Gegen elf Uhr, zur Stunde, wenn der Gesang zu beginnen pflegte, stand ich mit zwei Dienern an der Thür des mit einer hohen Mauer umgebenen Parks und wartete. Bald vernahm ich das Schleifen der Mahlsteine, und gleichzeitig ertönte das Lied. Wir traten vorsichtig ins Freie. Der Mond war inzwischen fünf Tage älter geworden, aber beleuchtete die Landschaft noch immer so hell, daß auf geringe Entfernung alle Einzelheiten derselben deutlich erkennbar waren.

Ich erblickte vor mir eine Ebene, darauf, etwa zweihundert Schritte von der Parkmauer entfernt, ein kleines Beduinenlager, und zwischen dem Lager und dem Park, fast in der Mitte, eine Baumgruppe. Ich sagte den mich begleitenden Dienern, auf mich zu warten und schritt, jedes Geräusch sorgfältig vermeidend, auf jene Bäume zu. Dort herrschte schwarze Nacht; aber am lichten Rande unterschied ich, am Fuße eines mächtigen Baumes, einen alten Brunnen und daneben einen, aus zwei übereinandergelegten flachen Steinen gebildeten Sitz. Dort ließ ich mich nieder und blickte um mich.

Die Zelte, mit Ausnahme eines einzigen, waren dunkel. Aus dem erhellten Zelte drang ein schwacher Lichtschimmer, hell genug jedoch, um mich beim Scheine des Mondes erkennen zu lassen, daß vor dem Zelte eine menschliche Figur saß. Das war meine Sängerin, denn daher kam die Stimme, der ich jetzt zum viertenmal lauschte. Ich schlich mich nun noch näher, aber nach wenigen Schritten wagte ich mich nicht weiter vorwärts, aus Furcht, von der scharfäugigen Araberin gesehen zu werden und sie vielleicht zu erschrecken und zu verscheuchen.

Am nächsten Abend suchte ich wieder ihre Nähe, diesmal ohne Diener, da ich mich keiner Gefahr aussetzte, sobald ich mich nicht zu weit hervor wagte. Das that ich aber nicht, denn ich verblieb im dunklen Schatten der Bäume am Brunnen, wo ich die Gestalt des Mädchens erkennen, jedes Wort, das sie sang, verstehen konnte und gleichzeitig sicher war, weder von ihr gesehen, noch von einem eifersüchtigen oder raublustigen Beduinen überrascht zu werden.

Das arabische Mädchen — der Klang ihrer Stimme deutete an, daß sie ganz jung sein müsse — sang verschiedene Lieder, aber ihr Lieblingslied war wohl das, womit sie sich am ersten Abend in mein Herz hereingesungen hatte, ein Lied, das den schwarzen Helden Antara feierte, der in furchtbarem Ringen Dhamdham, den stärksten Krieger des Stammes Dsobjan, erschlug und als Lohn dafür die Hand der geliebten schönen Königstochter Abla erhielt. Es war eine uralte Weise, mit nur wenigen, aber so feinen Modulationen, von so eigentümlichem Rhythmus, daß ich es wohl im Geiste mitsingen konnte, wenn ich den Vortrag hörte, aber mich, sobald es geendet war, vergeblich bemühte, es zu wiederholen.

Ich bemerkte kaum, wie die Zeit dahinging, während ich am Brunnen dem Beduinenmädchen lauschte, aber Mitternacht mußte längst vorüber sein, als sie sich langsam erhob, einen Augenblick in das Zelt trat und gleich darauf wieder erschien. Sie bückte sich und nahm etwas von der Erde auf, das sie über die Schulter schwang, und dann näherte sie sich der Stelle, von der aus ich sie beobachtete. Mein erster Gedanke war, sie werde zum Brunnen kommen, an dem ich saß, und ich trat schnell und leise hinter einen Baumstamm, so daß ich vom Brunnen aus nicht gesehen werden konnte. Aber sie ging feierlichen Schrittes an mir vorüber. Ich sah ganz deutlich ihre hohe, schlanke Gestalt, und ich erkannte, daß sie über der Schulter einen jener langen Stricke trug, die an einem Ende einen schweren eisernen Bolzen haben und deren sich die Araber zum Fesseln ihrer Pferde bedienen, wenn sie sie im Freien weiden lassen.

Das Mädchen schritt dem Tigris zu, der die entgegengesetzte Seite der Parkmauer bespülte. Ich folgte ihr, sobald ich dies thun konnte, ohne mich der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen, und im dunklen Schatten der Mauer gelangte ich bis auf etwa fünfzig Schritte in ihre Nähe. Dort blieb ich stehen und wartete klopfenden Herzens.

Am Ufer des Tigris angelangt, entledigte sich das Mädchen ihres Gewandes und Kopftuches, trieb den eisernen Bolzen, den sie mitgebracht hatte, in die Erde, und, das andere Ende des langen Strickes ergreifend, glitt sie geräuschlos in den reißenden Strom.

Nach einigen Minuten erklomm sie das Ufer wieder, hüllte sich in ihr Gewand, schürzte das feuchte, lange Haar zum losen Knoten und verbarg es unter dem viereckigen schwarzen Tuch, das, vom Kopf bis auf die Schulter fallend, die Stirn bedeckte, das Gesicht aber frei ließ. Sodann trat sie, langsam, wie sie gekommen war, den Rückweg nach ihrem Zelte an.

Die Mondsichel am stahlgrauen Himmel, die großen stillleuchtenden Sterne, die im magischen Licht der südlichen Nacht gebadete Ebene, und darüber gemessenen, unhörbaren Schritts hinschreitend, hinschwebend, die schlanke Gestalt des arabischen Mädchens! Ich sehe alles wieder vor mir, wie ich es vor vierundzwanzig Jahren sah. — O, die Jugend, o, die schöne Zeit!

Der König lächelte freundlich, als ich auch am nächsten Tage wieder erschien.

„Hätte ich gewußt, daß Nachtigallensang solchen Reiz für Sie hat,“ sagte er, „längst hinge der Vogel im Käfig in Ihrem Zimmer. — Wollen Sie ihn dort finden?“

Ich dankte. Der Gedanke, mir die Sängerin wie eine Sklavin zu erwerben, hatte etwas Abschreckendes für mich. Aber ich wollte sie sehen, mich überzeugen, ob ihr Antlitz ihrer Gestalt und ihrer Stimme würdig wäre. — Bei meinem nächsten Besuche ritt ich nicht sogleich vor das Schloß, sondern machte einen Umweg um die Parkmauer, damit ich bei Tageslicht das kleine Beduinenlager in Augenschein nehmen könnte. Die Lage des Zeltes, vor dem die Sängerin des Abends zu sitzen pflegte, hatte ich mir gemerkt.

(Fortsetzung folgt.)

Der böse Mann.

(Zu dem Bild Seite 393.)

Eine ungeheuerliche Larve vor das pausbackige Gesichtchen gebunden, Vaters alten Filz aufgestülpt und dessen verschlissenen Manchesterkittel umgehängt, erscheint Beppo, der lose Schelm, plötzlich drohend vor den Geschwistern und stört sie mitten in der Mahlzeit, die sie friedlich mit ihren Lieblingsgespielen, den jungen Kätzchen, geteilt. „O, wie schauerlich, ‚der böse Mann‘!“ schreit die kleine Nina entsetzt auf und klammert sich angstvoll an Maietto, der seinerseits halb furchtsam, halb ergötzt verstohlen die seltsame Schreckensgestalt mustert. Die gestreiften Hosen des Ungetüms kommen ihm merkwürdig bekannt vor, und just einen solchen Fleck trägt Beppo am Knie. Erst gestern hat die Mutter damit das Loch geflickt, das den vereinten Anstrengungen beider Brüder seine Entstehung verdankt. Auch die Larve mit dem greulichen Mund und der trotzigen Nase sieht das fürwitzige Bürschchen nicht zum erstenmal. Er weiß ganz genau, daß sie zu dem großen Strohmann gehört, der draußen am Kreuzweg verbrannt werden soll, weil heute Aschermittwoch ist. Seit dem frühen Morgen sind alle jungen Leute in Nachbars Scheune beschäftigt, den Leichnam des Karneval, den sie aus Stroh und Heu mit vieler Mühe hergestellt, aufzuputzen. Sie hängen ihm einen Hering an rotem Band um den Hals, geben ihm eine Papierlaterne in die Hand und schmücken ihn verschwenderisch mit bunten Papierschnitzeln. Das Wunderbarste aber an der ganzen Pracht war die grellfarbige Gesichtslarve, mit der nun der Knirps hier einherstolziert. Noch ist Maietto mit seinen Zweifeln nicht im reinen, da nimmt der „böse Mann“ — 's ist wirklich Beppo — spornstreichs Reißaus, hinter ihm her die Nachbarn auf der Jagd nach der Larve ihres Karnevalspopanz, der, sobald er mit seinem Eigentum angethan ist, feierlich unter lauter Allotria zu Grabe getragen wird. Daß Beppo und Maietto, unbekümmert um das Schwesterchen, nicht die letzten waren im Zuge, versteht sich, angesichts dieser beiden mutwilligen Schlingel, wohl von selbst. R. V.

Reiselager bei den Ruinen von Baalbeck.

(Zu dem Bild Seite 392.)

Mit sehr gemischten Gefühlen blickt in unserer sturmbewegten Zeit das Abendland auf die morgenländische Welt. Viele meinen, sie sei ihres einstigen Reizes entkleidet und zum wüsten Tummelplatze entarteter Völker geworden; anderen schwebt das chaotisch bewegte Bild des Verfalles vor, und wieder andere blicken resigniert in jene ferne Zukunft, da im Osten dieselben großen Wandlungen Platz greifen würden wie im Westen. Nebenher gibt es aber noch immer eine große Gemeinde, die den lebensvollen Erscheinungen der Vergangenheit sich zuwendet, um den Schlüssel zum Verständnisse der Gegenwart zu finden. Nichts ist berückender als dieses Schwelgen in Erinnerungen, von deren Größe wir durch die Spuren einer uralten Kultur überzeugt werden. Deshalb bietet auch die Irrfahrt nach dem Morgenlande so viel Reiz, weil die Wahrnehmungen, die uns beherrschen, etwas Traumhaftes haben. Ein Diorama der Menschengeschichte! Da ist das heitere Inselmeer des griechischen Archipelagus, die Insel der Johanniter, die sonnige Heimat der gottgleichen Heliaden. Auf dem heiteren Meere ist's stille; nur die weißen Segel griechischer Schwammfischer ziehen wie Geisterschiffe dahin, und fern am Horizont, am heiligen Delos vorüber, kräuselt die Rauchsäule eines großen Dampfers, der, von Kretas Gestaden kommend, nach der Küste Anatoliens steuert.

Wir aber durchfurchen die Wasserflur gegen Sonnenaufgang. Bald erscheint ein blauer Streifen und dahinter etwas Weißes, wie der Schaum der Sommerwolken. Es sind aber keine solchen, sondern die breiten Gipfelhöhen des Libanon mit der Schneehaube des Dschebel Sanin, der sich über 2600 Meter über die Spiegelfläche des Meeres erhebt. Alsdann erscheint eine weiße Stadt am flachen Gestade, im weiten Bogen eine schöne, geräumige Bucht umschließend — Beirut, die Eingangsstation Syriens. Wir sehen zuerst die graugelbe Altstadt, von einzelnen weißen Minarets überragt, die alten Hafentürme und Höhen hinauf die lieblichen Gartenvorstädte mit einem Pinienwald zu oberst.

Mit welchen Empfindungen der gebildete Reisende Syrien betritt, läßt sich hier nicht in Kürze zusammenfassen; ebenso wenig vermögen wir den Dingen gerecht zu werden, welche Jahrtausende der Geschichte füllen. Eine Wanderung auf Gräbern übt einen seltsam ernsten Reiz auf den Geist aus. Wir wandeln auf diesem Gräberboden, mögen wir Syrien (und sein südliches Anhängsel Palästina) nach welch einer Richtung immer durchstreifen. Das uralte Damaskus, dessen Gründungszeit niemals ermittelt worden ist, die phönizischen Emporien Sidon und Tyrus, jetzt elende Schifferstädtchen, Antiochien mit seinem großartigen Mauerkranz, das ferne Palmyra im gelben Wüstenozean, wo um die hohen Säulenschäfte des Sonnentempels arabische Horden schwärmen, wie einst die eisernen Geschwader der stolzen Zenobia; die Schlachtfelder der Assyrier, Cheta, Aegypter, Perser, Araber,

Schützen, Tataren, Kreuzfahrer und Osmanen: der Zusammensturz von Städten, Heiligtümern und Kreuzburgen — das alles ist ein unbeschreiblich buntes Mosaik, wozu noch das farbige Kunterbunt der heutigen Bewohner kommt.

Der Einbildungskraft sind die Raumverhältnisse kaum mehr als eine Dekoration, die sich im Nu verschieben läßt. Und was sehen wir hinter derselben? Eine weißgraue Stadt auf erhöhter Bergplatte, die steil in ein sonniges Thal, wo Oelbäume schatten, abfällt. Palmen ragen auf, Minarets und eine mächtige Kuppel, auf welcher der Halbmond blinkt. Das Land ringsum ist dürr und steinig und nur blaugrüne Oelhaine schmücken Hänge und Erhöhungen. Im Thal drunten rauscht's jetzt aus dem Gassengewirre auf und unter Straßengewölben wallen Prozessionen, kaum sichtbar dem Auge des Beobachters, der von mäßig hohem Berggipfel in diese Wunderstadt hinabschaut. Jener Berg ist der Oelberg, die Wunderstadt Jerusalem. Schade, daß die feierliche Stimmung, mit der wir Palästina betreten, durch die elenden Erscheinungen der Gegenwart so empfindlich getrübt wird. Wir klammern uns zwar an die Legende fest und alle Wunder derselben beleben sich in frischer Erinnerung; daneben sind aber die Eindrücke, welche Schmutz, Verfall, Lug und Trug auf Schritt und Tritt hervorbringen, von fast besiegender Macht.

Der gebildete, in der Geschichte sattelfeste Reisende läßt sich aber seine Illusionen nicht rauben.

Der Besuch eines einzigen Ortes kann die Erinnerungen eines Lebens füllen. Wer könnte dies leugnen, hätte er auf steinigem Boden beispielsweise nichts anderes gesehen als den großartigen Trümmersturz von Baalbeck, der auf dem Wege von Jerusalem nach Damaskus liegt? In welcher prachtvollen Gestaltung haben wir uns das berühmte Heliopolis zu denken, da der karge Rest seines Sonnentempels allein einen solch überwältigenden Eindruck macht?

Sehen wir zu, wie es sich damit verhält. Hier standen einst der große Tempel der syrischen Götter und Baals Sonnenheiligtum. Beide Denkmäler rühren übrigens aus römischer Zeit her und nur die wahrhaft grandiosen Cyklopenmauern im Westen der Tempelgruppe sind altsemitischen Ursprunges. Es sind Blöcke von erstaunlichen Dimensionen, jeder durchschnittlich 20 Meter lang, 12 Meter hoch und ebenso breit. Die Mauer ruht auf einem Fundament, das 10 Meter hoch aufragt. Wie diese gigantischen Blöcke — die größten, die man auf Erden kennt und von welchen jeder durchschnittlich 1½ Millionen Kilogramm wiegt — auf solche Höhe emporgehoben und überhaupt hierher geschleppt wurden, wird wohl für immer ein Rätsel bleiben. Das merkwürdigste hierbei ist, daß ein solcher Block noch im unfertigen Zustande in einem Steinbruche bei Baalbeck vorhanden ist, und zwar von noch größeren Abmessungen als jene drei zur Verwendung gelangten ... Wie die Cyklopenmauer zeigen auch die noch aufrechtstehenden sechs Säulen des großen Tempels wahrhaft kolossale Formen. Sie haben an der Basis einen Durchmesser von über 2 Meter und sind über 14 Meter hoch. Sie tragen noch das ursprüngliche Architrav und machen zusammen einen ähnlichen mächtigen Eindruck wie die Schäfte des weltberühmten Säulensaales von Karnak in Oberägypten ... Die Ruinengruppe besteht aus mehreren Abschnitten. Ihre Längenachse geht von Ost nach West; dort befand sich vordem der mächtige Portikus, zu dem eine monumentale Treppe hinaufführte, während sich im Westen der große Tempel mit seiner Rückfront an die Cyklopenmauer anlehnte. Zwischen Portikus und Tempel schieben sich zwei Mittelglieder ein, ein kleiner sechsseitiger Vorhof mit Seitenkammern, und der große Tempelhof, gleichfalls mit Exedra und einer Plattform in der Mitte. Von hier gelangt man direkt in den großen Tempel, dessen gewaltiges Peristyl auf den Langseiten je neunzehn, auf den Schmalseiten je zehn Säulen zählte. Aufrecht stehen, wie bereits erwähnt, nur noch ein halbes Dutzend — Zeugen einer andern Zeit.

Zu diesem Wunderwerk der antiken Baukunst hat sich auf unserem Bilde eine ziemlich anachronistische Staffage angefügt, worüber einige Worte am Platze sein möchten. Es ist eine Stangensche Reisegesellschaft und zwar die erste, welche unter Leitung Karl Stangens eine planmäßig angelegte Reise durch Syrien und Palästina unternommen hatte. Es war dies im Jahre 1871. Bis dahin war eine Tour durch diese Länder gleichbedeutend mit einer Forschungsreise. Touristen (nach herkömmlichem Begriffe) fanden sich nur vereinzelt ein; meistens waren es Engländer und Amerikaner. Daß es ein Deutscher, eben Karl Stangen, war, der die Schwierigkeiten des Verkehrs im Orient nach Thunlichkeit beseitigte und durch Organisierung von Gesellschaftsreisen den touristischen Zug nach Osten sozusagen erst begründete, kann uns nur mit Genugthuung erfüllen. Zwar ist dem thatkräftigen Manne in der englischen Reiseunternehmung Cook & Son ein gleichwertiger Rivale erwachsen, aber Stangens Verdienst wird dadurch nicht im mindesten beeinträchtigt. Eine unabsehbare Schar deutscher Wanderlustiger sind durch Stangen zu Genüssen gekommen, die sie ohne ihn schwerlich jemals eingeheimst haben würden. Und dies gilt nicht vom Orient allein. Aus dem vorliegenden Programm von Karl Stangens Reisebureau (Berlin W., Mohrenstraße 10), der ersten deutschen Unternehmung für Gesellschaftsreisen nach allen Ländern der Erde, entnehmen wir, wie die Sache steht. Im Jahre 1894 werden nämlich unternommen: die 6. Reise um die Erde, die 5. nach Ostindien, die 20. nach Spanien, die 109. nach Italien, die 73. nach Skandinavien, die 135. nach dem Orient und so weiter. Diese Ziffern sprechen wohl für sich und bedürfen keines Kommentars.

v. Sch.-r.

Aschermittwoch.

(Hierzu das Bild Seite 393.)

Verrauscht ist das Fest, zerstoben der bunte, wirbelnde Maskenreigen, der Karneval mit all seiner tollen Lust vorbei und eben schickt sich Frau Urschi, des „Einhorns" wohlbestallte Hüterin, an, mit Hilfe eines besenbewaffneten dienstthuenden Geistes die letzten Spuren des Faschings zu vertilgen. Da — kichernd stößt Kathl die „Frau" in die Seite — entdecken die beiden in einem Winkel des Saales, hinter den breiten Plüschportièren halb versteckt, ein Pärchen, das, vom Tanz und Wein ermüdet, der Heimkehr vergessen hat. Das schwere Haupt herabgebeugt, die Arme schlaff niederhängend, sitzt Pierret in sich selbst zusammengesunken in tiefem Schlafe da. Auch Colombinchen ist eingenickt, während die ringgeschmückte Hand noch das gefüllte Glas hält, das sie in der übermütigen Faschingslaune wohl zu oft zum Munde geführt hat. Das matte, zerzauste Köpfchen aufgestützt, träumt sie vor sich hin und folgt den Bildern, die eine erregte Phantasie ihr neckisch vorgaukelt. Drei-, viermal hatte die niedliche Buchhalterin den flotten adeligen Studiosus auf der Redoute getroffen. Immer und überall wußte er sie zu finden, und nicht bloßer Zufall hatte die zwei heute in der gleichen Versammlung zusammengeführt. „Also ein echtes, rechtes Paar!" begrüßte der Baron lachend seine Tänzerin, der er bei der ersten Quadrille unversehens einen Liebesreif an den Goldfinger der Linken praktizierte. Warum just an den Verlobungsfinger? Die Kleine machte sich, von ihres Verehrers Blicken und Worten ermutigt, ihre Gedanken. Sie wäre ja nicht das erste arme Mädchen, das ein vorurteilsloser Kavalier „zur gnädigen Frau" erhoben, und wenn sie im Gefühl ihrer Selbständigkeit sich auch einmal „ein bißchen was herausnahm", so kann man ihr doch im Grunde nichts Schlechtes nachsagen. Daß sie hübsch, sogar schön war, bestätigte ihr der Spiegel, und so ließ sich wohl hoffen ... noch ein paar Jährchen Geduld und ... „Na, der g'segnete Schlaf kann a net ewig dauern!" erschallt die kräftige Stimme Frau Urschis, die lauten Schrittes näher tritt. Verdutzt fährt unser plötzlich aufgeschrecktes Pärchen in die Höhe. Wie fahl die übernächtigen Gesichter, wie zerknittert und abgenützt die weißen Narrengewänder in der grellen Morgensonne aussehen! Als wollte er die wirr sich kreuzenden Ideen verscheuchen, greift der Pierret nach der Stirne und mechanisch tastet die Hand nach der Tasche. Öd der Kopf, leer der Beutel, und jäh ernüchtert, fröstelnd verbeugt er sich und bittet „das werte Fräulein" höflich um Pardon wegen der „unliebsamen" Verzögerung ihrer Rückkehr. Colombine schaut ihn mit großen Augen an und senkt dann den Blick auf das trügerisch blinkende Schlänglein an ihrem Goldfinger. Stumm und langsam folgt sie zum Ausgang. Frau Urschi und ihre drolle Adjutantin räumen indessen munter scherzend die umgestürzten Champagnerflaschen weg und fegen die verwelkten Blumen und verstreuten Flitter fort. Der Erinnerung an die frohen, glücklichen Stunden des Faschings aber vermag ihr Besen nichts anzuhaben. Sie verklärt, wenn auch Colombinchens und manch anderer leise gesponnener Liebestraum rasch wieder zerflattert, doch noch gar lange das graue Einerlei des Alltags.

Fritz Brenn.

Ulrike von Levetzow.

Zu ihrem neunzigsten Geburtstage am 4. Februar 1894.

Zu den wenigen Auserwählten, denen es vergönnt ist, ein hohes Alter zu erreichen, zählt auch Ulrike von Levetzow, „Goethes letzte Liebe", welche am 4. Februar dieses Jahres auf Schloß Triblitz in Böhmen ihren neunzigsten Geburtstag feiert. Aber nicht ihres Patriarchenalters wegen gedenken wir ihrer heute, sondern vornehmlich deshalb, weil sie einst in der Blütezeit ihres Lebens, durch ihre bezaubernde Anmut und Schönheit das Herz des bedeutendsten deutschen Dichters zu leidenschaftlicher Liebe entflammte und sich dadurch im Herzen der deutschen Nation einen unsterblichen Namen errungen hat. Ihr widmete Goethe eine seiner schönsten Dichtungen, „Die Marienbader Elegie", das tiefinnigste aller Liebesgedichte, welches des Dichters Glaubensbekenntnis über die Liebe enthält und das, wie ein bedeutender Goetheforscher schreibt, „mit dem Namen Ulrike von Levetzow unauflöslich verbunden ist".

Ulrike von Levetzow, die Tochter des mecklenburg-schwerinischen Hofmarschalls von Levetzow, wurde geboren zu Leipzig am 4. Februar des Jahres 1804. Ihre Mutter Amalie, geborne von Brösigke, welche schon im Jahre 1806 mit Goethe in Karlsbad verkehrt hatte, vermählte sich nach Lösung ihrer ersten Ehe mit dem Vetter ihres geschiedenen Gemahls, welcher gleichfalls von Levetzow hieß und später in der Schlacht bei Belle-Alliance fiel. Nach dem Tode desselben lebte Frau von Levetzow mit ihren drei Töchtern den Sommer über gewöhnlich in Marienbad, wo ihr Vater ein eigenes Haus besaß, in dem auch Goethe wohnte, als er sich im Jahre 1822 vom 12. Juni bis zum 24. Juli seiner Gesundheit wegen in dem böhmischen Bade aufhielt. Und in dieser Zeit lernte der Dichter die damals achtzehnjährige Ulrike kennen, deren reizendes Wesen wie ein Zauber auf sein ewig junges Herz wirkte. Ob Goethe schon gleich nach seiner ersten Zusammenkunft mit Ulrike eine leidenschaftliche Neigung zu dem holden Mädchen faßte, ist uns unbekannt, sicher ist jedoch, daß die in erster Jugendschönheit erblühende Jungfrau damals einen tiefen Eindruck auf den greisen Dichter machte. Dies bezeugt auch Goethes reizendes Gedicht: „Aeolsharfen", welches in dieser Zeit entstanden ist.

Dieses Gedicht, dessen beide erste Strophen Goethe am 6. August 1822 in des Kapellmeisters Tomaschek Stammbuch eintrug, kann sich nur auf Ulrike von Levetzow bezogen haben, denn es passen nicht nur einzige Verse ganz genau auf sie und ihre Familienangehörigen, sondern auch die ursprüngliche Ueberschrift: „Liebe-Sehnsüchtiger Zwiegesang unmittelbar nach dem Scheiden" läßt sich nur auf die Trennung von Ulrike in dieser Zeit deuten. Denn am 24. Juli hatte Goethe Marienbad verlassen, um sich nach Eger zu begeben und „nun blieb ihm nur der einzige Genuß, Ulrikens holdes Bild sich ewig zu erneuern". Aber schon im nächsten Sommer zog es den Dichter mit unwiderstehlicher Gewalt wieder nach Marienbad, wo er Ulrike von Levetzow wiederzusehen hoffte. Am 2. Juli 1823 traf Goethe dort ein und nahm in der „goldenen Traube" Wohnung.

Eine Stunde vor ihm war auch Großherzog Karl August von Weimar angekommen und am 11. Juli erschien zu des Dichters größter Freude auch Frau von Levetzow mit ihren Töchtern wieder in Marienbad. Eine außerordentlich vornehme Gesellschaft hatte sich diesmal in dem böhmischen Bade eingefunden; auch mehrere Fürsten waren anwesend, darunter außer dem Großherzog von Weimar Exkönig Louis Bonaparte von Holland, Eugen Beauharnais, Herzog von Leuchtenberg, der Herzog von Württemberg und die Fürstin von Hohenzollern. Natürlich entwickelte sich in Marienbad nun ein reiches Leben und Treiben. Glänzende Feste und Vergnügungen aller Art wurden veranstaltet; Ausflüge in die herrliche Umgegend von Marienbad unternommen und an allem beteiligte sich der alternde Dichter. Sogar den verschiedenen Bällen, welche abgehalten wurden, blieb Goethe nicht fern; auf einem derselben tanzte er selbst die Polonaise mit und in Erinnerung an dieses Vergnügen mag wohl später der Vers entstanden sein:

„So sahst du sie in frohen Tanze walten,
Die lieblichste der lieblichsten Gestalten."

Auf den gemeinsamen Spaziergängen, die der Dichter mit Frau von Levetzow und den Töchtern unternahm, entzückte ihn Ulrikens holdes Wesen immer mehr und bald fühlte er, daß eine leidenschaftliche Liebe sein Herz erfaßt hatte:

„In unsers Busens Reine wogt ein Streben
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: Frommsein! — Solcher seligen Höhe
Fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe."

So schildert uns Goethe in seiner „Elegie" den mächtigen Eindruck, den das holde Mädchen auf ihn machte und dem sich der Dichter nicht entziehen konnte, obwohl er noch kurz vorher sein Verhältnis zu Ulrike „als die Liebe eines Onkels zu seiner Nichte bezeichnete und seine Liebesleidenschaft als einen Hang bekannt hatte, der ihm noch viel zu schaffen machen werde".

Und so war es auch diesmal. Wohl sah Goethe ein, daß er zum Heiraten doch schon zu alt sei und er unterdrückte deshalb seine tiefe Neigung zu Ulrike; aber das Entsagen wurde ihm doch sehr schwer und nur „die edle Tonkunst stillte der Liebe Schmerz und beschwichtigte das beklommene Herz, das allzu viel verloren". Das herrliche Spiel der russischen Klaviervirtuosin Madame Szymanowska linderte damals das herbe Liebesleid des Dichters und zum Dank dafür widmete Goethe der berühmten Künstlerin sein reizendes Gedicht „Aussöhnung", welches nach des Dichters eigenen Worten „die Leiden einer bangenden Liebe" ausdrückt und in dem Goethe in ergreifenden, formvollendeten Versen die Macht der Töne schildert.

Auch der unvergleichliche Gesang der Berliner Opernsängerin Frau Milder wirkte, wie aus einem Brief Goethes an den Komponisten Zelter hervorgeht, damals tröstend auf des Dichters Gemüt und bald wich „Mißmut und Schwere" von seinem Herzen und ein heiterer Friede kam wieder über ihn.

Am 18. August 1823 verließ Frau von Levetzow mit ihren Töchtern Marienbad und siedelte nach Karlsbad über. Auch Goethe begab sich am 25. August dorthin und bezog Quartier in dem Hause, in dem auch die Levetzowschen Damen wohnten. Zwölf Tage verweilte nun Goethe mit Familie von Levetzow in Karlsbad; es war die herrliche Zeit, die uns der Dichter in seiner reizenden Elegie geschildert hat. Goethe verkehrte in dieser Zeit, wie aus seinen Tagebüchern zu ersehen ist, fast den ganzen Tag bei seiner geliebten Ulrike und ihren Schwestern; auf allen Spaziergängen und bei allen größeren Ausflügen war er ihr Begleiter; alle Feste und Vergnügen, die veranstaltet wurden, besuchte er gemeinsam mit ihnen und oft war er bis in die Nacht mit den Levetzowschen Damen zusammen. Er las ihnen seine Gedichte vor, erklärte ihnen interessante Vorgänge in der Natur, beobachtete mit ihnen den herrlichen Sternenhimmel und berichtete ihnen über seine meteorologischen

Digitized by Google

und mineralogischen Studien, mit denen er sich damals viel beschäftigte. Am 28. August, dem Geburtstage des Dichters, weilte Goethe mit Frau von Levetzow und ihren Töchtern in Elbogen bei Karlsbad, um hier ganz in der Stille sein Wiegenfest, welches er geheim zu halten wünschte, zu feiern. Man war recht vergnügt, aber die Damen mußten sehr vorsichtig sein, um nicht durch Worte und Mienen das „öffentliche Geheimnis," wie sie es scherzweise nannten, zu verraten. Goethe empfing als Ge-

Ulrike von Levetzow (in der Jugend).

burtstagsgeschenk von Ulrike und ihren Schwestern ein hübsches Trinkglas, welches noch jetzt im Goethe-Museum zu Weimar aufbewahrt wird. Auch besaß der Dichter zur Erinnerung an die Partie nach Elbogen noch ein Paar Damenhandschuhe mit der eigenhändigen Inschrift „Karlsbad 1823", die sich mit einem Brief, den Goethe zu seinem Geburtstage 1824 von Familie von Levetzow erhalten hatte, in jenem Trinkglase befanden und im Jahre 1885 aufgefunden wurden. Goethes freundschaftliche Beziehungen zu Ulrike von Levetzow und sein vertraulicher Verkehr mit derselben erregten natürlich bei der Karlsbader Badegesellschaft großes Aufsehen. Es entstand das Gerücht, der Dichter habe dem jungen Mädchen einen Heiratsantrag gemacht und der Großherzog von Weimar eine Heirat der beiden betrieben, was jedoch wahrscheinlich niemals im Ernste geschehen ist. Ulrike selbst äußerte sich über ihre Freundschaft mit Goethe nur kurz: „Ich war wohl zu jung, um die Geistesgröße des mich mit Liebenswürdigkeit und väterlicher Liebe behandelnden Freundes zu fassen. Es war eine reiche, schöne Zeit!" (Schröer, Deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts.) In einem Brief aber, mit welchem sie den Dichter zum Geburtstage im Jahre 1827 erfreute, schrieb sie: „Auch Ihr Töchterchen vereinigt ihre Wünsche für Ihr Wohl mit jenen der Mutter und trinkt aus Ihrem Glase, dem Unterpfand Ihres gütigen Wohlwollens, heute Ihre Gesundheit." Und diesen wenigen Zeilen nach zu urteilen, scheint Goethes innige Liebe zu Ulrike von Levetzow wirklich nur die eines Vaters zu seiner Tochter gewesen zu sein. Am 5. September 1823 nahm Goethe Abschied von Frau von Levetzow und ihren Töchtern und reiste nach Eger. Ulrike und der Dichter sahen sich niemals wieder und wie schwer den beiden das Scheiden wurde, geht aus dem ersten Gedichte der „Trilogie der Leidenschaft" hervor.

Aber auch diesmal wurde, wie schon so oft, die Poesie die Befreierin des Dichters. Gleich nach der Trennung von Ulrike, schon auf der Heimfahrt, begann Goethe seine herrliche Elegie, „jenen Spaltling der Goetheschen Liebespoesie", wie Gustav von Loeper treffend schreibt, in welchem der Dichter sein inniges Verhältnis zu Ulrike von Levetzow schildert und mit welchem er zugleich seiner Liebe ein unvergängliches Denkmal errichtete. „Ich schrieb das Gedicht," heißt es in „Goethes Gesprächen mit Eckermann. I. 91. flg.", „unmittelbar als ich von Eger abreiste und ich mich noch im vollen, frischen Gefühle des Erlebten befand. Morgens acht Uhr auf der ersten Station schrieb ich die erste Strophe und so dichtete ich im Wagen fort und schrieb von Station zu Station das im Gedächtnis Gefaßte nieder, so daß es abends fertig auf dem Papiere stand." Am 27. Oktober zeigte Goethe die neue Dichtung seinem Freunde Eckermann, der sich sehr günstig über dieselbe aussprach. Auch Wilhelm von Humboldt, welcher sich im November 1823 mehrere Wochen in Weimar aufhielt, war von der Elegie tief ergriffen, und als dieselbe erschien, da empfand man, daß sie „mit der Perlenschrift der Thränen geschrieben war".*)

Im Februar des Jahres 1843 vermählte sich Frau von Levetzow mit dem Grafen von Alebrsberg, dem Besitzer des in der Nähe von Teplitz gelegenen Schlosses Trilitz. Sie überlebte ihren Gemahl um zehn Jahre und starb am 10. März 1868.

Ulrike, welche längere Zeit Stiftsdame zum heiligen Grabe war und unvermählt geblieben ist, lebt auf Schloß Trilitz, welches ihr nach dem Ableben ihrer Eltern zufiel. Ausgezeichnet durch große Geistes- und Herzensbildung wirkt sie außerordentlich wohlthätig in dem sie umgebenden Kreise. Sie besitzt reiche Andenken an die mit Goethe verlebte Zeit, darunter auch ein Medaillon, auf dem der Dichter sie eine als „liebreizend" bezeichnete, welchem Worte sie „jetzt liebetrauernd" hinzugesetzt hat.

Ulrike von Levetzows innerstes Wesen läßt sich am besten

Ulrike von Levetzow (in späteren Jahren).

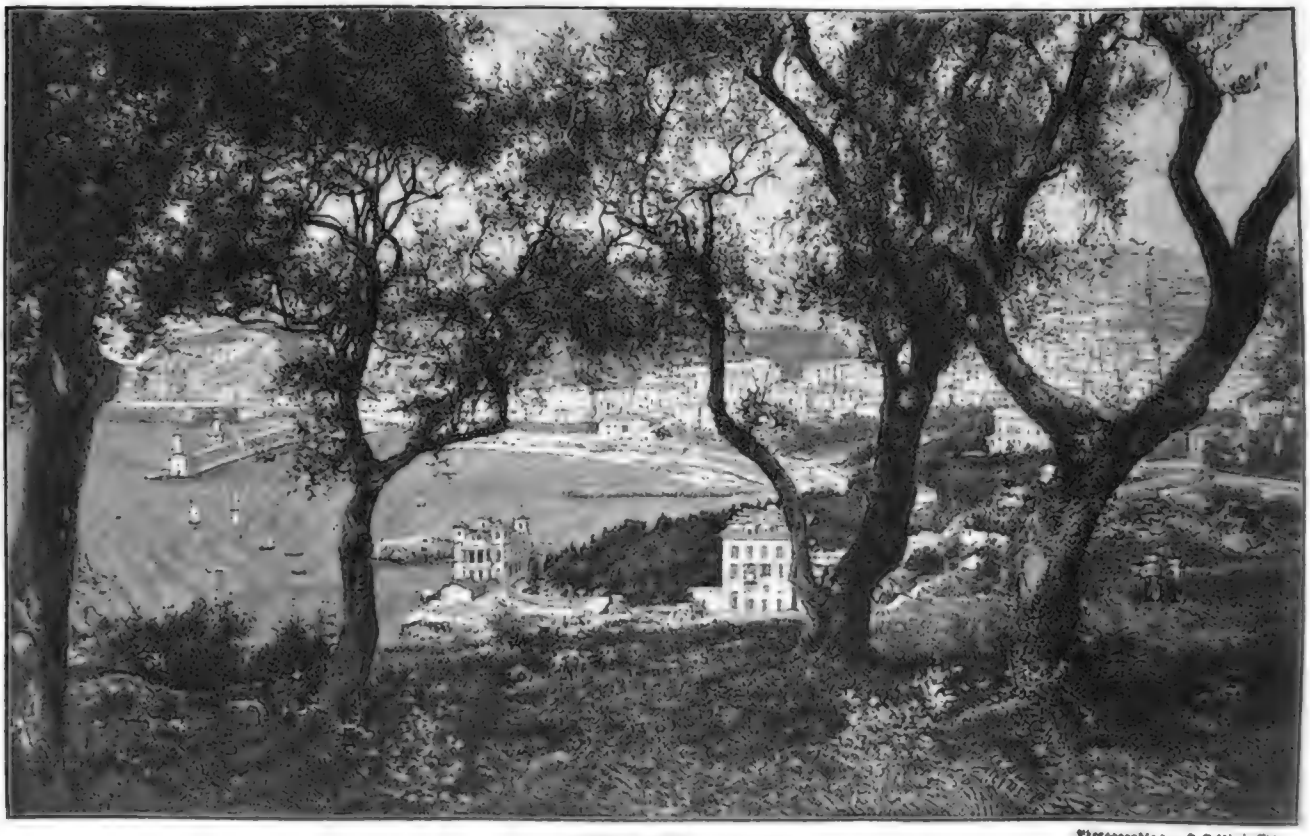
in den herrlichen Worten Gustav von Loepers zusammenfassen: „Sie war immer kindlich und dadurch unüberwindlich, sie war, was sie war, ganz eine ungebrochene, naive Natur und dadurch dem Dichter und seiner ewigen Jugend verwandt!"*)

Unsere Bilder sind zwei im Besitze des freien deutschen Hochstifts in Frankfurt am Main befindlichen photographischen Darstellungen entnommen; die eine, Ulrike in jüngeren Jahren, 1819 bis 1820, wiedergebend, ist nach einem gleichzeitigen Miniaturporträt hergestellt; die andere ist eine Originalaufnahme.

Georg Westendorp.

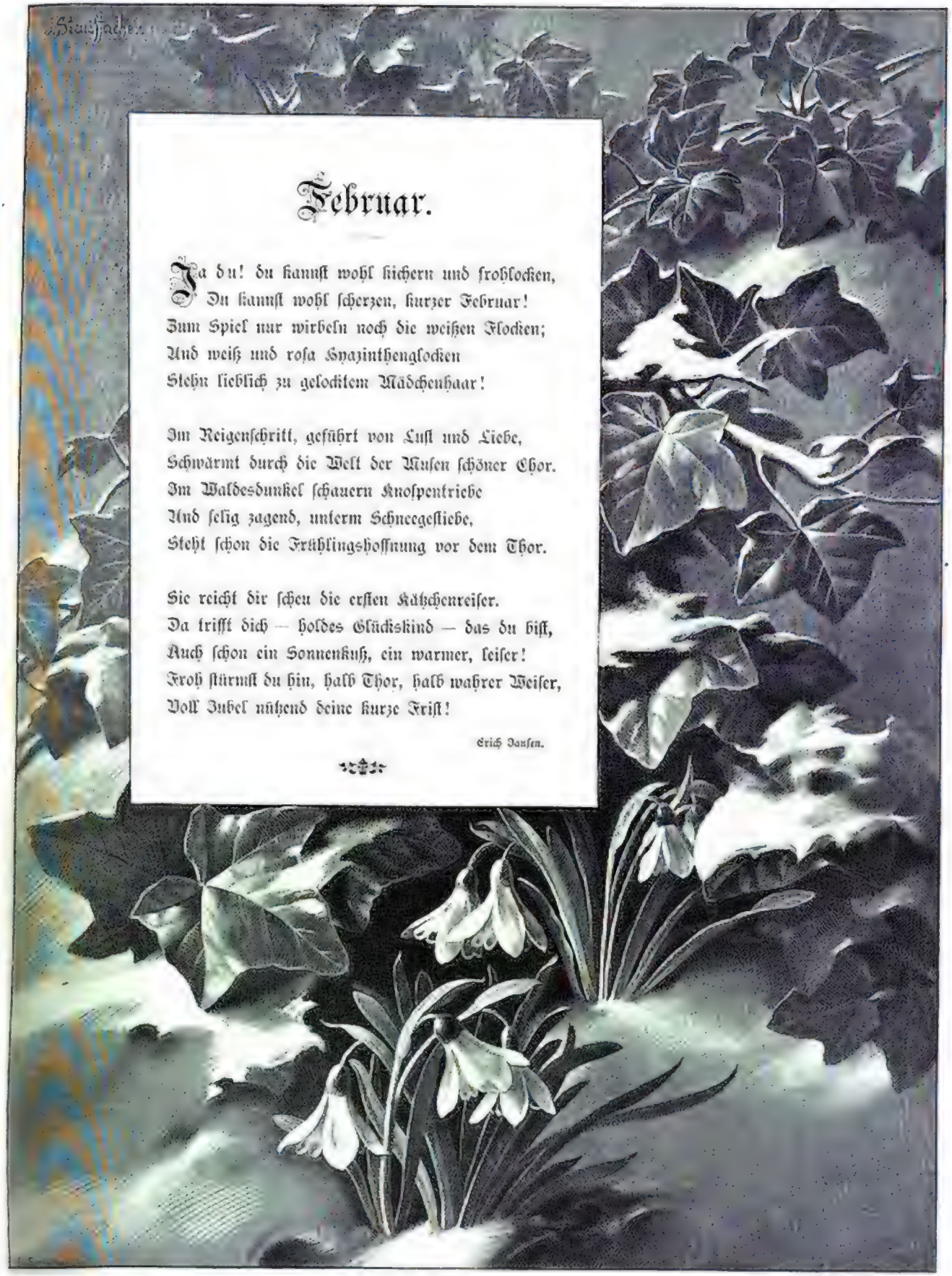
*) Unterhaltung mit Müller S. 119.

*) Goethe-Jahrbuch VIII. 183.



Ansicht von Nizza.

Photogravüre von J. Löhle in Köln.



Februar.

Ja du! du kannst wohl kichern und frohlocken,
Du kannst wohl scherzen, kurzer Februar!
Zum Spiel nur wirbeln noch die weißen Flocken;
Und weiß und rosa Hyazinthenglocken
Stehn lieblich zu gelocktem Mädchenhaar!

Im Reigenschritt, geführt von Lust und Liebe,
Schwärmt durch die Welt der Musen schöner Chor.
Im Waldesdunkel schauern Knospentriebe
Und selig zagend, unterm Schneegesiebe,
Steht schon die Frühlingshoffnung vor dem Thor.

Sie reicht dir scheu die ersten Kätzchenreiser.
Da trifft dich — holdes Glückskind — das du bist,
Auch schon ein Sonnenkuß, ein warmer, leiser!
Froh stürmst du hin, halb Thor, halb wahrer Weiser,
Voll Jubel nützend deine kurze Frist!

Erich Jansen.

Die Feldinger.

Von

E. von Brixen.

(Fortsetzung.)

Nur Ilka unterhält sich in lachender Unbefangenheit mit ihrem Nachbar, als ginge sie das alles gar nichts an. Und Janos dunkle Augen flammen drohend hinüber zu dem Verwegenen.

„Nein, dieser Feldinger! So dreist zu blaguiren!"

„Blague? Darnach klang es nicht, im Gegenteil! Und unter den Augen von Erlaucht noch dazu."

„Der arme, alte Herr, der sich selbst das Kuckucksei in sein Nest geholt!"

„Unerhört, ganz unerhört! Wer da hinter die Coulissen sehen könnte!"

„Und auch die kleine Feldinger, solch raffinirte Kokette! So gut wie versprochen mit dem Polen, und siehe da, es kommt ein Graf gegangen — "

„Ueberhaupt, dies Liebeln in allen Richtungen, gewissermaßen sous bande, amüsant — amüsant."

So flüsterten und kicherten die Damen nach eingenommenem Kaffee noch in dem kleinen Empfangssalon zögernd.

*

Ilka hatte sich in ihrem Boudoir auf die Chaiselongue geworfen und die Augen geschlossen, als wolle sie schlafen, während Nina ruhelos durch das Zimmer irrte und mechanisch aufräumte, was trotz Fannys fleißiger Hände stets unordentlich um Ilka herumlag.

„Kind, thu mir den einzigen Gefallen und setze Dich. Du machst mich nervös mit Deiner Unruhe," bat Ilka müde und streckte ihr ohne aufzusehen die Hand entgegen. „Sag mir lieber gerade heraus, was Du auf dem Herzen hast gegen mich."

„Ich habe nichts auf dem Herzen gegen Dich," sagte Nina leise und trat, ohne die entgegengereichte Hand der Freundin zu beachten, an das Fenster.

Ilka seufzte, schwieg aber.

Ein schmetterndes Trompetensignal klang durch die stille Nacht herüber. Prasselnd stieg eine Rakete über den hohen Parkbäumen in den schwarzen Winterhimmel, zum Zeichen, daß das Eisfest beginnen könne.

„Herrgott, wir müssen eilen, Nina," rief Ilka erregt; „schon acht Uhr. Hast Du Deine Toilette schon bestimmt? Ich trug Fanny auf, das weiße Tuchkleid mit dem petit-gris für mich bereit zu halten, ich habe es noch nicht getragen!"

Ein blasses Gesichtchen wendet sich der Gräfin zu.

„Ilka, ich habe eine große, sehr große Bitte an Dich."

„So zaghaft?" lachte Ilka und nahm das schlanke Kind zärtlich in ihre Arme; „als ob Dir nicht im voraus jeder Wunsch gewährt sei, Herzensschatz."

„Ach, Ilka, ich bin Dir so dankbar!"

„Du mußt aber erst sagen, was es ist, Kindchen."

„Ich möchte nach Haus zum Papa. Ich weiß nicht, was ihm war, vielleicht hat es etwas mit den Brüdern gegeben. Sie sind längst nicht immer, wie sie sein sollten."

„Aber Kind, Nina," stotterte Ilka verdutzt. „Nein, daran dachte ich nicht, das geht natürlich nicht, Nina, bedenke doch —"

„Aber Du hast zugesagt, Ilka."

„Hätte ich das gewußt, natürlich nicht."

„Ich bitte Dich, Ilka, laß mich zu ihm," bat Nina aufgeregt. „Wie könnte ich fröhlich sein, seinen traurigen Abschiedsblick fortwährend im Sinn, er ist so allein, so vergrämt —"

„Aber Du kannst doch unmöglich allein, in der Nacht, in der Kälte —" Sie trat heftig mit dem Fuße auf. „Ach, das ist ja Thorheit! Was würde Onkel sagen — alle Bekannten?"

Nina stemmte sich mit beiden Händen gegen die Umarmung der Slavin.

„Laß mich, ich bitte Dich —"

„Du sagst mir nicht die Wahrheit, was ist doch über Dich gekommen, Nina?"

„Ich habe Heimweh," brach Nina leidenschaftlich aus. „Heimweh nach der ernsten, reinen Atmosphäre zu Haus."

„Nina, Du beleidigst mich," sagte Ilka kalt und stolz.

„Ach, verzeih mir. Aber sieh, ich hatte es hier nicht mehr aus. Ich habe gekämpft und gerungen, und habe mich zu Onkel Schwarzburg geflüchtet in den Frieden seines leidenschaftslosen Greisenlebens, aber es war alles vergebens. Und jetzt ist meine Kraft zu Ende. Oder würdest Du wollen, daß ich mich auch verliere in diesem Spiel mit den Herzen, in diesem Wirrsal von Neigungen? Ich weiß ja nicht mehr, an wen mich halten, wem glauben, wem vertrauen. Daheim an Papas Brust wäre ich geborgen."

Ilkas blonder Kopf senkt sich vor dem jungen Mädchen wie vor ihrer Richterin.

„Nach diesem Geständnis habe ich das Recht verloren, Dich zurückzuhalten, Nina!" sagt sie sehr leise. „Und wenn Du fort willst —"

Laut schluchzend wirft sie sich vor der Chaiselongue nieder und drückt den Kopf in das weiche Eisfell, welches das niedrige Lager bedeckt.

„So weine doch nicht, Ilka, so weine doch nicht so," bittet Nina, über sie gebeugt.

Und sie blieb.

VI.

Ein zweites Signal jubelt durch die Winternacht. Die steigenden Raketen verdunkeln mit ihrem heißen Funkenregen das milde Licht der Sterne. Eine blutrote Glut umlodert die spiegelglatte Eisfläche und die schneeschweren Bäume und Sträucher ringsum. In der Mitte der Bahn auf einer kleinen Estrade hocken die Böhmaken, in ihren Schafspelzen und Krimmermützen phantastisch, ungeheuerlich anzusehen, und fiedeln wacker darauf los. Einladend dufteten die heißen Getränke auf dem in Eile hervorgezauberten Buffet. Mit zufriedenem Blick überschaut der feierliche Haushofmeister seine Leistung.

In der hohen, wohldurchwärmten Halle warten die Herren auf die unpünktlichen Damen.

Der ungeduldige Leopold läßt sich bei Nina melden.

Auch Josef hat seinen Diener — er hat seine Gemächer und seinen Diener in Schwarzburgsau, als sei er schon Sohn des Hauses — mit einem kleinen Strauß zu der Gräfin geschickt.

Sie hat die armen Blumen in den Kamin geworfen, tritt ihm mit gefurchten Brauen entgegen und eilt rasch voran, das Mäschen unter dem Arm, noch im Gehen die Handschuhe überstreifend.

Er folgt ihr die altertümlichen, teppichbelegten, mit Treibhauspflanzen dekorirten Treppen und Flure entlang, die graziöse Erscheinung mit brennenden Blicken betrachtend.

Ilka ist nicht groß. Neben seiner kraftvollen Mannesstattlichkeit scheint sie sogar klein. Aber sie hat eine geschmeidige Gestalt von anmutiger Fülle, und die leichten, wildeleganten Bewegungen einer jungen Tigerin. Etwas von dem gelblichen Licht der falschen Raubtieraugen lauert ja auch in der Tiefe ihres Feuerblickes.

Im Park kam ihnen Janos entgegen. Der Raubreif saß in seinem dunklen Bart und den Brauen. Er sah ganz spaßig aus.

Ilka konnte sich des Lachens nicht erwehren. Aber sie lacht jetzt mehr denn je, sucht Gott und die Welt und sich selbst am meisten mit ihrem übermütigen Lachen zu täuschen.

„Sie schauen gerade aus wie ein kandirtes Weihnachtsmannerl, Oberlieutenant," meinte sie.

„Danke ergebenst," antwortete er mit ironischer Verbeugung. „Wollte nur, ich wäre auch so erwünscht bei Jung und Alt wie mein verzuckerter Doppelgänger."

„Wessen Schuld ist's?"

„Ja, höchstwahrscheinlich die meine."

Josef stapfte ungeduldig den festen Schnee, schlenderte langsam voraus.

„Was hat Ihnen das Leben zu leide gethan, daß Sie sich so gegen unsere Fröhlichkeit stemmen und die Brauen runzeln, wenn wir lachen, Sie Menschenfeind?"

Die strahlenden Augen ruhen sehnsüchtig in den seinen.

„Ist's Nina, die Ihnen Sorgen macht?"

„Nicht Nina — der Freund sorgt um Sie, Ilka," entgegnet er leise.

Ihr frisches Lachen klingt hell durch die Winterstille.

„Geisterseher!"

„Weniger als Sie denken, Ilka. Ich kenne Josef Feldinger und sein wildes, begehrliches Slavenblut, das den Schiffbruch riskirt, um seinen Willen zu haben."

Es ist eine seiner unbegreiflich taktlosen Bemerkungen. Mit erstaunten Augen mißt sie ihn, den Kopf im Nacken.

„Aber die Slavin, Ilka Dombrescu, Gräfin Schwarzburg, weiß, wie sie ihre Frauenehre vor dem Schiffbruch zu wahren hat."

Sie läßt ihn stehen, eilt Josef nach. Er bietet ihr den Arm. Macht's die Glätte oder der Dombrescusinn, daß sie sich dabei so dicht an ihn schmiegt?

Mit fliegenden Pulsen und kochendem Blut kehrt Janos in das Schloß zurück. Er meidet die hell in die Nacht hinausstrahlenden Säle. Von den Erkerfenstern des südlichen Turmzimmers, neben Ilkas kleinem Salon, kann man den Teich übersehen. Dahin geht er.

Die beiden, durch halbgerafft Portièren verbundenen Räume liegen dunkel. Nur ein Kaminfeuer prasselt in dem Boudoir, zuckt in rötlichen Tinten über den reisegrünen Damast der Wände und die vielen unordentlich herumstehenden bunten Sesselchen und Luxusmöbel.

Conas schwanenleichte Gestalt ruht nachlässig in einem niedrigen Sessel, von dem Feuer hell beschienen. Die schlanke Rechte in dem lose herabfallenden tiefschwarzen Haar vergraben, spielt sie träumerisch mit einem Mimosenzweig in ihrem Schoß. Ludwig stützt sich vor ihr an den dunklen Marmorsims des Kamins, spricht leise und eifrig in sie ein. Die Leidenschaft vibrirt durch die geflüsterten Worte, und auch ihr stolzes Lächeln ist fast mädchenhaft süß.

Ihnen den Rücken wendend, preßt Janos die brennende Stirn an die kalten Scheiben, nur die graziöse Gestalt in dem pelzverbrämten, weißen Kleid vor Augen und im Sinn.

Sie läuft immer noch mit Josef, nur mit ihm. Sie kümmern sich um keine Seele, diese zwei. So, als sei das ganze Fest für sie allein in Scene gesetzt. Elegante Läufer alle beide, wiegen und biegen sie sich nach dem Takt der Musik, fliehen und finden sich in wilden, leichten Wendungen.

Man sieht ihnen nach, steckt die Köpfe zusammen. Janos meint fast, die höhnischen Stichelreien über ma tante und mon neveu, meint auch, ihr herausforderndes Lachen, Josefs hastige, leidenschaftliche Ausbrüche zu hören. Und plötzlich hat er sie aus den Augen verloren.

Sie sind allein, abseits in schilfumschlossener Ecke. Sie haben bisher noch kein Wort gewechselt. Da wirft sich Ilka mit einem lauten Aufschrei in das starre Gras.

„Ilka, um Gottes willen, Ilka!"

Er richtet sie auf. Aber sie stößt ihn zurück, das Mäschen vor den Augen.

„Laß mich, laß mich doch endlich!" Ihr Fuß stampft die glatte Tiefe. „O, läg' ich da! Vergessen und tot!"

„Aber ich bitte Dich! So ein Unsinn!"

„Unsinn!" Fast schlägt sie ihm den kleinen Muff in das Gesicht. „Aber freilich Du, was frägt Dein Slavenblut, das falsche, schlechte, nach meiner Ehre und meinem Glück?"

„Slavenblut! Das ist gut!" Und dabei lacht er laut auf. „Und falsch und schlecht, das gefällt mir auch nicht wenig. Nur unsere nahe Verwandtschaft ist schlimm dabei."

„Schweige — Du!" Sie kennt sich nicht mehr in ihrer Erregung. Sie möchte ihn am liebsten umbringen.

Aber er hält, plötzlich ruhig geworden, die drohend geballte kleine Faust fest in seiner Rechten.

„Was that ich Dir, Ilka, daß Du mir solche Kränkungen in das Gesicht schleuderst?"

„Ja, bist Du denn blind und taub? Siehst Du die spöttelnden Blicke, die lächelnden Mienen nicht? Hörst Du sie nicht flüstern und zischeln über Deine einfältige Soldatentreue? Was that ich Dir, hab' ich wohl auch ein Recht zu fragen, daß Du mich so unbarmherzig vernichtest? O, ich möchte in den Boden sinken vor Scham und Gram!"

Ihr Schmerz in seiner Wildheit ist so tief und wahr, daß Josef seine ganze Beredsamkeit aufbietet, sie zu beschwichtigen.

Digitized by Google

Das habe er nicht gewußt und nicht gewollt, bei Gott nicht! Und um es ihr zu beweisen — o, seine Liebe ist opferfähig — will er sich jetzt allen ihren Wünschen unterwerfen. Sogar unter irgend einem Vorwand — Dienstsache oder so — sie und Schwarzburgsau verlassen.

Er kniet vor ihr, löst die Schnallen ihrer Schlittschuhe, küßt die kalten, kleinen Füße, die er in seinen Händen wärmt.

„Du weißt nicht, wie ich Dich liebe, Ilka, nein, Du weißt es nicht."

Dann kommen sie herüber, auf Umwegen, um sich unterwegs in ihre lächelnde Salonruhe zurück zu zwingen.

Ludwig hat seine Geige, die der unwirsche Vater seine größte Fexerei schilt, ergriffen und zu spielen begonnen.

Er führt den Bogen meisterhaft. Alles, was seine unerschütterliche, äußere Ruhe an Gefühlstiefe birgt, all das verschwiegene Dombresenehnen, das glück- und friedlos in ihnen allen stürmt, kommt in seinem Spiel mit packender Gewalt zum Durchbruch. Und unter seiner Künstlerhand jauchzen, frohlocken, klagen und schluchzen die klangreichen Saiten wie ein übervolles Menschenherz.

Leise schleichen Ilka und Josef in das Zimmer, die Röte der Winterkälte noch auf den erregten Gesichtern. Sie bleiben im Schatten, er etwas zurück, hinter ihr, den Arm auf der Lehne ihres Sessels, daß ihr weißer Nacken dagegen lehnt. Die blonde Haarfülle, die ihr jetzt in unordentlichem Lockengewirr um Stirn und Nacken ringelt, streift sein Gesicht. Gierig atmet er den feinen Duft, der sie kaum merklich umgibt.

„Die Wahlverwandten, die sich da in einer Oase des Liebesglückes zusammenfinden," denkt Janos mit unerträglicher Bitterkeit. Er selbst gehört ja nicht in dieses Thelema.

In weicher, schwermütiger Traumverlorenheit singen die Töne durch die atemlose Stille.

„Euer Gnaden, der Berserker ist gesattelt," meldet ein Diener ehrerbietig von dem Erkerzimmer aus.

Der Zauber ist gebrochen, die Träume zerstört. Mit schrillem Mißaccord bricht Ludwig ab. Josef steht geräuschvoll auf und empfiehlt sich.

„Ich danke Dir, Pepi," sagt Ilka sanft und gibt ihm das Geleit bis zur Thür.

„O, bitt' schön, keine Ursach'. Du weißt ja: gehorsam und treu bis in den Tod mit meiner einfältigen Soldatentreue," lacht Josef und preßt seine heißen Lippen in glühendem Kuß auf ihre zuckenden Finger.

Draußen stößt er auf Janos, der ihm ein Zeichen macht.

VII.

Im Billardzimmer stehen sie sich gegenüber. Eine mattbrennende Hängelampe verbreitet unbestimmtes Dämmerlicht, und das dunkle Goldbraun der Tapeten, des Tuches auf der Billardtafel, des Teppichs und der Sessel trinkt das wenige Licht noch auf. Kaum daß man die Einrichtung des langen, schmalen Zimmers, das den Herren oft genug zu lärmender Kurzweil dient, erkennen kann.

Aber zu dem, was jene sich zu sagen haben, brauchen sie kein Licht.

„Ein Wort nur, Josef," sagt Janos mit zitternder Stimme.

„Fass Dich kurz. Berserker verträgt das Warten nicht."

„Kurz und klar. Ich will Dir einen Rat geben: Bleib in Wien, wenn Du erst 'mal dort bist."

Josef sah erstaunt auf.

„Erkläre, was Du damit meinst; ich gestehe, daß ich nicht auf der Höhe der Situation bin."

„Ich meine, daß Deine Gegenwart hier mir lästig ist."

Josef ruckte aus seiner nachlässigen Reiterhaltung auf.

„Das klingt, meiner Seel', nach einer Herausforderung."

„Wie es Dir beliebt."

„Abgemacht! Morgen hören wir weiter von einander!"

Er wendet sich der Thür zu und prallt zurück. Ilka lehnt an dem dunklen Holz, die Hand noch auf der Klinke. Diese Geräuschlosigkeit der Thüren ist wirklich fatal!

„Noch einen Augenblick, Josef, Herr von Santor," sagt sie ruhig, aber die unergründlichen Augen leuchten wie im Fieber.

„Kolossal unangenehm," bemerkt Josef zu Janos, und dann zu ihr: „Ich reite sofort, liebe Ilka, wollte vorher nur — eine Kleinigkeit —"

Ihre Blicke gehen von einem zum andern.

„Ausrede! Es ist etwas Schlimmes!"

„Gott bewahr mich!" lacht Josef. „Ein kleines Geschäft unter guten Freunden. Dem Lulu sein verrücktes Spiel hat Deine Nerven erschüttert. Und nun ist's höchste Post für mich, sonst kriegt der Berserker den Teufel in den Leib."

Und als sie nicht wankt noch weicht —

„Ich bitte Dich, Ilka —"

Auch Janos tritt unruhig näher. Die Situation wird unhaltbar.

„Gräfin, ich beschwöre Sie, was Männer sich in gewissen Momenten zu sagen haben, gehört nicht vor das Forum einer Dame!"

„O, ich kann viel ertragen, und ich will — ich will — ich will wissen!" Der kleine Fuß schlägt ein erregtes Tempo gegen den schweren Smyrna am Boden.

Josef ist an das Fenster gegangen. Mit kaltem, weißem Licht flimmern die Sterne durch die eisige Luft. Vor der Freitreppe bäumt sich sein Liebling, kaum daß zwei Reitknechte im stande sind, das schnaubende Tier zu bändigen. Wenn das noch lange dauert, so bedarf es des Waffenganges nicht mehr. Der Heimritt kann sein Todesritt werden.

Er sieht sich nach Ilka um. Sie ist schöner denn je in ihrer temperamentvollen Erregung.

Das wilde Blut, das sich gegen jeden Zwang bäumt wie unten der Berserker, steigt ihm sinnverwirrend zu Kopf.

Er bedenkt nichts, überlegt nichts, fortgerissen von dem tollen Wunsch, ihr sein Uebergewicht noch einmal fühlen zu lassen, ehe er sich ihrem Willen beugt.

„Verzeih mir, aber Du wolltest es nicht anders!" Mit einem Ruck seines starken Armes hat er sie in einen Sessel gezwungen. Seine begehrlichen Lippen pressen sich heiß auf ihren roten Mund. Lautlos fällt die Thür hinter ihm ins Schloß.

„Der Schurke, der elende —"

Janos wollte ihm nach.

Aber Ilka kommt ihm zuvor. Mit zitternden Knieen bricht sie an der Thür nieder, das Gesicht in den Händen. Langsam löst sich die schillernde Pracht des schweren, seidenweichen Haares, flutet um sie wie ein silberdurchwirkter Schleier.

Janos ist zurückgewichen bis an die Billardtafel, verwendet keinen Blick von ihrer verführerischen Gestalt.

Der Hufschlag eines in rasendem Galopp fortsprengenden Pferdes dröhnt auf der hartgefrorenen Straße — da sieht sie scheu auf, streicht mit beiden Händen das wundervolle Haar aus dem farblosen Gesicht, die stolze, wilde Amazone ein gedemütigtes, hilfloses Weib.

Die Leidenschaft übermannt Janos wie ein Wahnsinn. Ehe sie noch seine Gedanken von seinem entstellten Gesicht zu lesen vermag, hat er sie aufgerissen, schließt ihren Mund mit glühenden Küssen.

„Wahre doch Deine Frauenehre, Ilka Dombresen, Gräfin Schwarzburg, wahre sie, wenn Du kannst!" keuche er. „Aber wo ist Deine stolze Würde? Du bist ja auch nicht besser, nicht reiner, nicht höher, als alle anderen. Dein roter Mund lügt, Deine Flammenaugen trügen, Dein gleißend Haar fängt uns arme Narren."

Mit einem gellenden Schrei wirft Ilka sich zurück, wehrt mit beiden Händen gegen ihn. Ein Schwindel faßt sie. Decke und Wände scheinen über ihr zusammen zu stürzen, eine schäumende Flut sie fortzureißen.

Verständnislos stierte Janos auf die Leblose in seinen Armen, dann ließ er sie in einen Sessel gleiten und stürzte fort.

Ein Diener fand die Gräfin. Er hatte Geistesgegenwart genug, nicht Lärm zu schlagen. Er rief Fanny, die Zofe der Gräfin, und lief dann auf den Gieplatz, Nina zu benachrichtigen.

Eine knappe Stunde später erschien Ilka wieder in den Salons, elegant und fröhlich wie immer. Niemand erfuhr, was sich in dem Dämmerlicht des kleinen Spielzimmers zugetragen.

Nur Nina ahnte die Wahrheit, aber sie wollte Ilka nicht wehe thun und fragte nichts.

Als sie am folgenden Morgen das Erkerzimmer betrat, in welchem sie allein mit dem Grafen zu frühstücken pflegte, fand sie Janos im Erker, ihrer wartend.

„Du hier?" fragte sie mit einem ernsten Blick in sein verstörtes Gesicht. Auch ihr liebes Gesichtchen war sehr blaß und um die hellen Augen lagen dunkle Schatten.

„Ich kam in aller Frühe von Wien herüber, Nina," antwortete er demütig, „und wußte, daß ich Dich hier ohne Zeugen treffen würde. Ich bin im Begriff, nach Sosnowice zu gehen, Nina — aber ich wollte doch — Nina — ein letztesmal — sei barmherzig, Nina, gib mir wenigstens die Hand zum Abschied, weißt Du, so wie man einem Toten die Augen zudrückt, ein letzter Liebesdienst und es ist vorbei."

„Ja, vorbei, adieu!" Das gemütliche Schnarren will nicht mehr über ihre Lippen. Kalt und matt liegen die weichen Finger in seiner braunen Rechten.

Die bleiche Wintersonne spielt durch die bunten Butzenscheiben der Erkerfenster, huscht über den türkischen Teppich und den mit frischen Blumen geschmückten Frühstückstisch.

„Nina, könntest Du mir nicht verzeihen?"

„Du hast mir ja kein Unrecht angethan," antwortet sie ruhig, nur immer seinen Namen vermeidend. „Und weiter mußt Du vor Dir selbst verantworten, was Du gefehlt. Ich habe das Recht verloren, Deine Interessen, Deine Sorgen, Deine Schmerzen auch zu den meinen zu machen, denn gestern — gestern — da habe ich mich — mit Leopold Schradin — verlobt."

Stumm stehen sie sich gegenüber, Aug' in Auge. Nina stützt sich mit beiden Händen gegen den Tisch, daß das feine Porzellan leise klirrt.

„Adieu, Nina," sagt Janos kalt.

Und sie läßt ihn gehen.

VIII.

Kurze Zeit darauf brachen Schwarzburgs ihren Landaufenthalt ab und siedelten in den schönen alten Palazzo Treviani am canale grande in Venedig über.

Die Gesundheit des Grafen sei der Grund dieses Entschlusses, versicherten Ilka und Nina nach allen Seiten hin. Die Aerzte hofften viel für ihn von einem längeren Aufenthalt an der winddurchwühlten, nervenstärkenden Adria. Besonders, da er nun einmal eine so ausgeprägte Vorliebe für die Heimat seiner Mutter, die eine Patrizierin aus dem Geschlecht der Pallanza-Treviani gewesen war, habe.

Auch intendire man durchaus kein Einsiedlerleben. Die mit allem Comfort eingerichtete gräfliche Jacht sei in den Hafen beordert. Man beabsichtige Streifzüge die Küste entlang, nach Fiume, wo der junge Graf Schradin jetzt seinen Pflichten als Seelieutenant nachkam, Abbazia, wo man immer Freunde treffe und weiterhin bis Griechenland und Korfu.

Doch es blieb bei all den schönen Plänen, obwohl die elegante kleine Dampfjacht mit der gesamten Bemannung am Lido ankerte. Die eiserne Willenskraft, mit welcher der Graf sich bis jetzt aufrecht gehalten, verfagte. Ganz plötzlich, sozusagen über Nacht, war er eine Ruine geworden. Und außer kurzen Gondelfahrten in der Mittagssonne und hin und wieder einem kleinen Spaziergang in den giardini publici durften ihm keine Anstrengungen zugemutet werden.

Eine schwere Geduldsprobe für Ilkas Feuertemperament. Aber mit dem allen Slaven eigenen Fatalismus fügte sie sich dem Unvermeidlichen, zügelte den davonstrebenden Schritt an der Seite des dem Grabe zuwankenden Gatten, verträumte ihre Tage auf dem Balkon oder der in den immergrünen kleinen Garten hinausführenden Terrasse.

Wenn die Ungeduld dann einmal gar zu mächtig in ihr fieberte, irrte sie mit der ebenso ruhelosen Nina durch die engen, verbauten Gassen der Stadt, durchstöberte die Kunst-, Glas- und Mosaikläden und kaufte, kaufte. Schöne geschmackvolle Sachen meist, die sich dann unausgepackt in einem Zimmer des Palazzo aufhäuften, vergessen, sobald die Laune vorüber war.

(Fortsetzung folgt.)

Cap. Anſicht von Beaulieu aus.

Alt-Nizza.

Karneval in Nizza.

Mit Bildern nach photographiſchen Aufnahmen von J. Fabbio in Nizza.

Seitdem Viktor Emanuel nach ſeinen Siegen und Niederlagen im Jahre 1859 Nizza feierlich an Frankreich abtrat, iſt es unter Napoleon III. zu dem erhoben worden, was es heute iſt, zu einem Luxuskurort, einer Freudenſtadt. Außer dem Oel-, Wein- und Blumenhandel befaßt ſich faſt die ganze Stadt mit der „Fremdeninduſtrie“, welche wahre Schätze ins Land bringt und weſür dieſe, nebſt der warmen Luft, ihre Karnevalsfeſtlichkeiten bietet. Schon zu Oſtern werden Wettbewerbe eröffnet, auf welche Art der nächſtjährige Prinz und Herrſcher Karneval ſeinen Einzug halten ſoll. Sämtliche Künſtler und Kunſtjünger ſtellen ihre „Ideen“ öffentlich aus, von welchen drei preisgekrönt und zwei meiſt zu einem Plane verſchmolzen werden. Im vorigen Jahre zum Beiſpiel wurde die Hochzeit des nun einundzwanzig Jahre alten Prinzen mit der ſchönen Nizzarden gefeiert. Groß und Klein arbeitete ſchon den ganzen Winter, um irgend eine originelle Figur in dieſem Hochzeitsfeſte darzuſtellen und einen Teil der 100,000 Franken, welche für Preiſe beſtimmt ſind, zu gewinnen. Karren von 20 Meter Länge und 5 Meter Breite werden koreſirt, cachirt und bevölkert und können, wenn ſie Gnade vor den Preisrichtern finden, 4—6000 Franken einbringen. Kleinere Gruppen zu Pferde, zu Eſel, bekommen 1000 bis 2000 Franken, einzelne Masken, wenn ſie ſich einſchreiben und numeriren laſſen 20 bis 100 Franken. Ein Nähmädchen gewann 40 Franken für die Idee „Ein Domino in tauſend Stücken“. Sie hatte wohlgezählte tauſend Läppchen zu einem Dominomantel zuſammengenäht.

Auf zwei großen Wallen, die jeder mitmachen will, herrſcht Farbenzwang. Man kann als König oder Bauer kommen, aber in den zwei Farben, welche der Ausſchuß beſtimmt und jedes Jahr wechſelt.

Während der Faſtnachtstage finden die ſchrecklichen „Confettiſchlachten“ ſtatt. Die gewöhnlichſte Verkleidung dabei iſt, daß der Mann einen Frauendomino, die Frau aber eine Drahtmaske mit Schnurrbart und einen Herrenüberzieher annimmt.

Bollen.

Nach der Verbrennung des Karnevals, welche in der Nacht vor dem Aſchermittwoch ſtattfindet, werden die großen Blumencorſos abgehalten, wobei die Gattner Tauſende verdienen, da nach zweiſtändiger Hinundherwerferei die Straße fußhoch mit den ſchönſten Blumen bedeckt iſt; ſpäter folgen die Regatten und Pferderennen, kurz, ein Feſt jagt das andere und Anna-Nizza preiſt die Adoptivmutter, welche ihm zu dieſem Reichtum verhalf, indem es laut ſchreit: „Vive la France“.

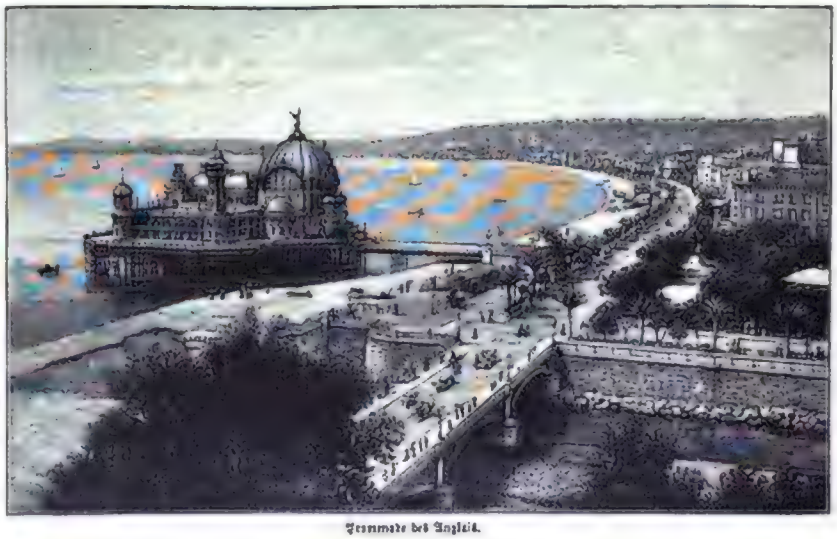
Im Winter bereitet der Eingeborene den neuen Stadtteil Nizzas und die Promenade des Anglais ſehr ſelten. Sie iſt der Tummelplatz der Fremden, welche Bekanntſchaften ſuchen und finden. Nach Süden mit dem Anblick des ewig neuen blauen Meeres, nach Norden mit dem der Rieſenhotels, dazwiſchen die ſtets gehetzten Menſchen, bietet dieſe Promenade ein unvergeßliches Schauſpiel, welches kaleidoſkopartig wechſelt, anzieht und abſtößt. Dieſe Herrlichkeit dauert aber nur

Frauen aus Cap-Ayl.

vier Monate, vom November bis März, dann verlaſſen uns die fremden Gäſte, die meiſt ſchweizeriſchen Wirte und die Pariſer Geſchäftsinhaber.

Jung-Nizza iſt verödet, aber Alt-Nizza lebt auf. Die Nizzarden verlaſſen die kleinen, hügeligen Gäßchen und belagern buchſtäblich den Strand. Niemand arbeitet, denn jeder hat ſeine Großeltern, welche, noch italieniſch geſinnt, nichts mit der neuen Ordnung der Dinge zu thun haben wollen und auf den nahen Hügeln mit Hülfe eines Eſels und Pferdeſeſſes ſo viel Wein, Oel, Artzen, Paradiesäpfel und Pferdebohnen (aus welchen auch Brot gebacken wird) ernten, daß der Städter faulenzen kann. Vormittags plaudert man mit alten Bekannten über die verfloſſene „Saiſon“, ſtattet dem Markte, Friſeur und Apotheker den täglichen Beſuch ab, ſchläft nach Tiſch und zieht um fünf Uhr mit Weib, Kind und Regel, Eſelkorb, Zelt und Fiſchfanggerät an den Strand und lebt bis Mitternacht wie die ſeligen Vorfahren, die freiplündernden Sarazenen. Die Frauen kleiden ſich im bald aufgeſtellten Zelte fürs Bad um, die Männer und Kinder dagegen vor aller Welt. Nur mit den Lendenhöschen bekleidet, ſpazieren ſie ſtundenlang auf und ab, balgen ſich, ſpringen ins Meer, laſſen ſich von der Sonne trocknen, werfen lange Angelſchnüre aus und fangen für das Abendbrot einige köſtliche Fiſche, welche an dem von den Frauen mittlerweile entzündeten Feuer gebraten werden.

Eigentliche Koſtüme werden bei den Nizzarden immer ſeltener, nur hie und da hält eine Trödlerszigeunerin an der Ueberlieferung feſt, daß der Rock von Seide, der Leib von



Promenade des Anglais.

Fischermarkt.

Alt-Arguineo.

Fischerin.

Fischer am Ufer.

Eine Straße in alten Riga.

Et. Gassen.

Sammet sein muß, während der Sommer-, ruhiger Gesellenmacher Kammerade und ungestörtem Treiben kommt. Den Knaben ersten Gapelino tragen nur noch der Knabenmacher. Auch wird nicht nur der Person Rede, deren Kleidungsstücke zu Lumpen herumgehen, bemerkt; sogar die Schmutzigkeit ist hier auf allen Positionen ungehemmt und nicht gewichst von der Hauptstadt der Hellas unserer Residenz Potsdam ab. „Man sieht wenigstens Menschen wie nicht," ist eine stehende Redensart der Residenzler. Die Fischer leiden allerdings von dem, was sich

lebendes Volk. Die großen, krautigen Meerpflanzen, die unter einander, haben eigene Tanzsäle, eigene Kirchen, eigene Festlichkeiten und Wettbewerbe. Die Frauen tragen noch jedere Prunktücher, lange goldene Ohrgehänge, selten eine Kopfbedeckung, die Männer dagegen sind sehr bärtig und tragen jahraus jahrein eine Pelzmütze. Nur wenn Ueberfluß an Fischen, welcher in der Halle nicht angebracht wird, eintritt, kommen die Weiber in die neue Stadt; je zwei tragen einen Korb, eine dritte eine verfluchtliche Wage, und nun schreien sie um die Wette, daß einem die Ohren gellen: O lei belli Sardinaaaaa. O lei belli mulleieeeee; o la bouona buttinaaaaaaa, den Schlußton quetschend aushaltend wie ein Heer von Heiligen.

Die guten Buttina sind der eben ausgeschlüpfte Fischlaich, kaum kenntliche Tiere, welche dem Professor Karl Vogt schon viel Aerger und den Fischern schon viele Standreden am Strande eingetragen haben. Aber das Meer ist frei und der Raub gestattet. Millionen Fische gehen so täglich zu Grunde, daß heißt kommen nicht zur Entwicklung. Die schleimige Masse, welche wie Grützengrütze aussieht, wird als Omelette gebacken oder in Suppe eingetropft und schmeckt nach — Sand. Die Fischer sieht man nun dann in den Straßen, wenn sie das Unglück hatten, einen Hai oder Delphin im Netze zu ziehen, welches dann ganz gewiß eine unbarmherzige mit den Sardellenfang ist. Das ist 2 bis 3 Meter große Tier wird auf einen Karren gebunden, mit Palmenzweigen und einer Irrlolore geziert, der Rachen mit einem Stocke auseinandergezerrt, so daß man die lieb-

schweinchen. Schuhe, Kramwaaren und noch vieles Allerlei kommt da zum Verkaufe. Es hält zur Unterhaltung und bequem zu schwatzen. Hier und da setzen sich ein paar Matrosen zu ihm und laufen ihn von ihrem Wein kosten, wofür er ihnen Schnurren erzählt. Fühlt er, daß der Wein ihn belebt, rafft er hastig seine Siebensachen zusammen, bäckt, so schnell er kann, davon, unterwegs schreiend: „Der Wein ist des Teufels!"

Außer den großen Normalschulen im Frühjahr haben wir alle vierzehn Tage kein festes. Immer wird in Ehren eines andern Heiligen in meistens Nähe von dessen Lieblingsfarbener Kirche ein Volksfest abgehalten, welches immer dasselbe, doch stets ein anderes ist. Der Hauptsache nach Tanzen, Spielen, Schießen, Candidtragen und Preisgewinnen.

sichen Besitzungen betasten kann, und nun schreien die Fischer mit ganzer Lungenkraft: „Guardi guardi, donnez un sous pour le pauvre pêcheur." Jeder bleibt stehen, wendet sich an der Canal des noch lebenden Tieres, welches die grauen Augen rollt und mit dem Schwanze schlägt, und wirft ihm schließlich etwas Geld in den Rachen. Wenn derselbe voll ist, ziehen sie eine Straße weiter, gefolgt von den Zwiebelmuckern, Streichholzverkäufern, savoyischen Kaminfegern und kleinen Blumenmädchen. Diese untere Straßenjugend ist auch in anderen südlichen Städten heimisch, ebenso der Limonadenmann und der ambulante Polentakuchenbäcker, welcher fortwährend „Sorga candia" (warme Kuchen) ruft. Ein Unikum dagegen ist unsere Straßenmarkt Polizei, Polizeidiener. Er ist eine etwa [illegible] zigjährige, magere, lange Gestalt. Stets den Kopf verbunden, mit einem Rock ohne Aermel, die Hose immer zu kurz oder zu lang, statt zweierlei Schuhe an den Füßen, kann man ihm sicherlich im Tage begegnen. Seine lange Nase leuchtet vom spitzen Kinn, der vollständig zahnlose Mund reicht von einem Ohre zum anderen, welchen Anblick selbst den Trübsinn zum Lachen reizt. Stets eilt er geschäftig durch die Gassen, sammelt Cigarrenrauchstumpfe, Papier oder Feigen und merkt alles sinnreichen in seinen Sack, welchen er selten gut zum Kaufen, sondern nehmen sich bezahlen.

Punkt zwölf Uhr, wenn er Mittagessen Mittag anzeigt, macht er einige verschiedene Exercitien, kann wieder, wo immer es sein mag, hält, legt sich dann an den nächsten Brunnen und kramt seinen Inhalt aus. Brot, Käse, Obst, Cigarren, Oele, Zuckerstücken, Zwiebeln, Bonbons, Messer, Gabeln, ein kleiner Mes-

Manches Mädchen wurde Nonne, weil sie aus dem Orakelkorbe eine kleine Madonna zog, oder heiratete den Nachtbesitzer, weil sie eine Orangenblüte in der Tüte fand. Die Burschen bemühen sich unterdessen, ihre Künste zu zeigen und Preise zu gewinnen. Es gibt solche für: Lügengedichte improvisiren, Lieder singen, Gesichterschneiden, Rauchen, Brüllen und Topfezerschlagen.

Jenes von St. Cassian ist deshalb so interessant, weil an derselben Stelle schon vor tausend und zweitausend Jahren Volksfeste stattgefunden haben. Die Kapelle des heiligen Cassian befindet sich auf einem Hügel zwischen Cannes und Frejus und soll ehemals einen Venustempel getragen haben. Vier alte Säulen standen noch und bilden die Vorhalle zu einer angeflickten Kapelle, in welcher nur einmal im Jahre Messe gelesen, sonst aber von einem prächtigen Karmelitermönch bewacht wird. Das ganze Hügelplateau ist mit uralten, mächtigen Parapluiföhren und Cypressen besetzt, in denen unzählige Nachtigallen hausen. Sie sind so zahm wie in Deutschland die Sperlinge und picken den Malern und Dichtern, welche hinaufkommen, die Brotkrumen in nächster Nähe weg, dabei wie Bachstelzen mit dem Schweife wippend und ein vergnügtes, schmatzendes Taktaktsitsitsi ausstoßend.

Sie leben wie im Paradiese, nähren und vermehren sich, da ihnen der Padre Nicolas, trotzdem er geborener Italiener ist, nichts zu leide thut; er bekommt auf seinen wöchentlichen Bettelgängen so viele Tauben und Enten, daß er das kleine Zeug missen kann. Alle Jahre im Frühling schenkt er seiner guten Milchschwester Petronella, welche ihn täglich besucht, einen jungen Vogel, welcher regelmäßig im Herbste eingeht, worüber sich dann stundenlang reden läßt.

Anna Cont.

Ernst Häckel.

Am 16. Februar 1894 vollendet ein deutscher Forscher sein sechzigstes Lebensjahr, der bahnbrechend und erfolgreich wie wenige andere gewirkt hat, Ernst Häckel, der geniale Naturphilosoph, der zur Zeit in Jena den Lehrstuhl Okens inne hat und von dem Altmeister mit der Nachfolge, wie wir wohl sagen dürfen, auch den kühnen Flug und Aufbau der Gedanken geerbt hat. Einer der eifrigsten Vertreter der Darwinschen Descendenzlehre, hat er — vielleicht der erste Fachgelehrte, der sich in Deutschland offen für diese Lehre aussprach — zugleich am rückhaltlosesten die Konsequenzen aus derselben gezogen und zwar gerade in denjenigen Punkten, über die Darwin selbst, sei es aus Opportunitäts- oder irgend welchen anderen Gründen, sich lange in ein eigentümliches Schweigen zu hüllen liebte. Häckel hat sich der Forscherlaufbahn nicht aufgedrängt, sich nicht, wie es in letzter Zeit so vielfach geschehen, für dieselbe trainirt, sondern wurde ihr durch den natürlichen Verlauf der Verhältnisse entgegengeführt. Im Jahre 1834 in Potsdam geboren, studirte er seit 1852 in Würzburg, Berlin und Wien Medizin, daneben allerdings auch Naturwissenschaften, ließ sich aber nach absolvirter Studienzeit in Berlin nieder, um dort die ärztliche Praxis auszuüben. Schlag auf Schlag erschienen damals Darwins epochemachende Schriften, und der junge Arzt sah bald, wo das eigentliche Lebensziel ihm gesteckt sei. Studienreisen führten ihn zunächst während der Jahre 1859 und 1860 zu längerem Aufenthalte nach Neapel und Messina, und dann habilitirte er sich im Jahre 1861 für Zoologie in Jena. Im Jahre 1862 wurde er an der gleichen Hochschule für dieses Fach zur außerordentlichen und 1865 zur ordentlichen Professur berufen. Häckel ist bis heute seinem Jenaer Lehrstuhle treugeblieben, hat aber zeitweilig seine Lehrthätigkeit durch zum Teil sehr weit ausgedehnte Studienreisen unterbrochen. Wie er in seiner äußerst fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit sich nicht nur an seine engeren Fachgenossen, sondern auch an die Kreise aller Gebildeten gewandt hat (unter anderem in seiner vortrefflich geschriebenen, bereits in einer großen Anzahl von Auflagen verbreiteten „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“), so hat er auch fast allenthalben in Deutschland seinen wissenschaftlichen Standpunkt in sehr klar und lebendig gehaltenen populären Vorträgen den weitesten Kreisen gegenüber vertreten.

An exakten Detailforschungen kaum einem der bedeutenderen modernen Naturforscher nachstehend, gründet er sich in seiner Bedeutung gleichwohl weniger auf diese als auf das einheitliche Zusammenfassen alles dessen, was von der neueren Forschung in naturwissenschaftlichen Dingen zu Tage gefördert worden ist. Wenn wir von dem kürzlich uns durch den Tod allzufrüh entrissenen talentvollen Physiker Hertz rühmen konnten, daß er es bei seinen Forschungen verstanden habe, in richtiger Weise die induktive Methode mit der deduktiven zu vereinigen, so ist dieser Ruhm in noch weit höherem Grade dem Jenaer Naturphilosophen zuzuerkennen, denn Häckel ist in der That der erste gewesen, der auf naturwissenschaftlichem Gebiete der spekulativen Forschung die ihr gebührende hohe Stellung angewiesen hat; gerade dadurch ist er zu seinem ungewöhnlichen Erfolge und einer Bedeutsamkeit vorgedrungen, die nicht nur ihm persönlich, sondern der ganzen deutschen naturwissenschaftlichen Forschung zu gute gekommen ist.

Die Darwinsche Descendenztheorie hat durch ihn und seine Methode ihre Festigung und ihre Fortbildungsfähigkeit, zugleich auch einige ihrer wesentlichsten Korrekturen erhalten. Was der ihm gleichstrebende Fritz Müller thatsächlich in den Grundzügen schon festgestellt hatte, wurde von Häckel unter dem Namen des biogenetischen Grundgesetzes (und das ist es, was das A und O seiner Lehre ausmacht) kurz dahin formulirt, daß die Entwicklungsgeschichte des Individuums (die sogenannte Ontogenese) die abgekürzte Wiederholung seiner Stammesgeschichte (der Phylogenese) sei. Wie jedes Lebewesen, von dem einfachsten bis zum kompliziertesten, seinen Organismus aus dem einfachen Keim der Zelle entwickelt, so hat nach dieser Anschauung alles Lebendige auf Erden, Pflanze wie Tier, sein Dasein einstens in einfacher Zellengestalt begonnen. Es hat eine Zeit gegeben, wo pflanzliche und tierische Zellen noch nicht geschieden waren, eine Zeit, wo es noch keine Differenzirung der Zellen, sondern nur einfache Zellenwesen, Protisten oder Protozoen, gab. Heute noch kennen wir derartige Wesen, wie unter anderen die anscheinend nur aus einem Schleimklümpchen bestehenden Amöben, bei denen jeweilige Umformungen der schleimigen Masse den Dienst der Aufnahme-, Verdauungs- und Ausscheidevorgänge versehen. Es sind das Protisten, deren Vorfahren niemals über ein höheres Entwicklungsstadium hinausgelangt sind, während aus anderen sich die Wunder der Pflanzen- und Tierwelt entwickelt haben, dieselben Wunder, die auch heute noch ihr Dasein als einfache Keimzelle beginnen und dann in ihrem individuellen Lebenslaufe alle die Entwicklungen durchmachen, in denen als ständiger Form ihre Vorfahren ihr individuelles Dasein hinbrachten.

Ernst Häckel.

Wie man sich zur Lehre Häckels auch immer stellen und wie sehr man ihren hypothetischen Charakter betonen mag, so läßt sich doch nicht leugnen, daß bis jetzt auch noch nicht annähernd in ähnlicher Weise unter wissenschaftlicher Begründung der Versuch gemacht worden ist, die ganze lebende Welt unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zu sammeln. Jedenfalls hat zur Zeit die Descendenz- und Evolutionslehre keinen hervorragenderen Vertreter als Ernst Häckel. Allenthalben hat auch der kühne deutsche Forscher sich Freunde und Verehrer durch sein offenes, freimütiges Wesen erworben. Bezüglich dessen, was er für richtig und gut erkannt hat, scheut er vor keiner Konsequenz zurück, auf welchem Gebiet es auch sei, wie er das unter anderem, ohne sich dem beengenden Rahmen irgend einer politischen Partei anzuschließen, dem öffentlichen Leben gegenüber mehrfach in mannhafter Weise gethan hat. Dem Sechzigjährigen ist jedenfalls noch lange ungetrübte Wirksamkeit in seiner bisherigen Frische zu wünschen; für die Wertschätzung seines Namens hat er selbst bereits das Erforderliche gethan.

r. H.

Spruch.

Duldung ist ein herrliches Wort.
Glaubt, was ihr wollt!
Ist euer Glaube der rechte Hort,
So thut ihr, was ihr sollt.

W. [illegible]

Unsere Monate.

Monat des Spätwinters.

Von

B. Schlegel.

Mit Jubeln und Jauchzen, mit Geigen und Zinken zieht der Februar ein — in die Festsäle des Faschings. Deshalb kennzeichnet ihn auch im Kalender ein Fastnachtsnarr mit den Symbolen der Narrheit als den Leichtsinnigen unter seinen Brüdern. Da sprudelt und schäumt beim Schmettern der Fanfaren und beim Knallen der Pfropfen das Menschenleben in übermütigster, tollster Laune, unbekümmert um die Natur, der in diesem Monat die Alltagsmenschen wenig oder nichts Gutes zutrauen, weil sie den Februar ganz zum Herrscherhause der Winterkönige rechnen.

Vielleicht muß der Februar den Mummenschanz des Karnevals zur Hilfe nehmen, um seine Ohnmacht in der Herrschaft über die Natur zu verdecken? Er ist am Ende wirklich so arm an Reizen der Natur, daß er fremder Federn bedarf, um sich den Menschen nur einigermaßen angenehm darzustellen? — O nein!

Er ist doch nicht mehr der ganz in Eis und Schnee gehüllte, von Stürmen umbrauste Geselle, als der sein älterer Bruder Januar den Reigen des Jahres eröffnete. Er beginnt schon die despotische Herrschaft des Winters zu erschüttern, die dann unter dem Tauwind des März und dem warmen Regen des April gänzlich dahinschwindet. Er ist, wie Johannes, die Stimme eines Predigers in der Wüste, der dem Erlöser Frühling den Weg bereiten soll, damit er nicht urplötzlich die Welt überrasche.

Unter dem Kuß der mächtiger und mächtiger emporstrebenden Sonne geht es wie ein Zittern durch den Leib der Schläferin Erde; sie beginnt — im süßen Traume noch — sich zu recken und zu strecken, und allerlei leise Anzeichen deuten auf ein baldiges, fröhliches Erwachen. Diese Anzeichen nimmt der Naturfreund mit innigem Entzücken wahr und er genießt dabei schon im Februar Freuden, die um so reiner sind, je seltener und heimlicher sie sich darbieten, und aus denen ihm die tröstliche Gewißheit erwächst, daß sich bald alles, alles wenden muß.

Zarte Kinder Floras sind es vor allem, die im Walde und an geschützten Orten sich hervorwagen, wenn wärmere Strahlen den dichten Schnee gelockert und die harte Erdrinde erweicht haben. Zuerst wohl öffnen sich die Kätzchen des Haselstrauches, die bereits im Herbste sich gebildet hatten und die während des Winters steif und würdevoll an den Zweigenden saßen. Auch die braun gepanzerten Knospen der Samenblüten öffnen sich an der Spitze und strecken mehrere zarte, tiefrote Krönchen aus, um den Goldstaub aufzunehmen, der durch den leisesten Windhauch aus den Staubkätzchen herausgeschüttelt wird, damit Kinder und Eichhörnchen später die süßen Nüsse knacken können. Tief im Hochwalde zeigt sich ein anderes Wunder. Ein kleiner Strauch, der Kellerhals (Daphne mezereum), schmückt seine grünen, blattlosen Ruten mit prächtigen purpurnen Blüten, welche betäubend süßen Duft verbreiten.

Zwei kleine Elfen erheben aus dem schneefeuchten braunen Grunde ihre herrlichen Kronen, weiße Glöckchen, die mit saftgrünen Flecken (Galanthus nivalis) oder gelbgrünen Tröpfchen (Leucojum vernum) geschmückt sind. Verschämt neigen sie sich, als wollten sie um Verzeihung bitten, daß sie so zeitig aufgestanden seien und unbescheiden erscheinen könnten, weil sie nun den Zug der Blumenelfen eröffnen müßten. Gott grüß euch, ihr lieben Blümchen! Läutet hell mit euren Silberglöckchen, damit die Genossen erwachen und sich rüsten, den König Lenz zu empfangen. Und richtig, da sind sie ja! Taubnessel und Vogelmiere, Maßliebchen und Kreuzkraut erheben vorsichtig ihre Blüten am Boden zwischen den ersten grünen Spitzen des Grasteppichs, über den der König einherschreiten soll. Aber so ganz vereinzelt nur erscheinen sie, daß von einem Vollerblühen keine Rede sein kann; sie scheinen nur ihrem Namen „zeitlose Pflanzen“ Ehre machen zu wollen, denn noch ist's zu zeitig für sie. Einige Schneeschauer verdunkeln wieder den Blick der Sonne und legen von neuem eine weiße Decke über die Fluren, als wollten sie — neidisch und mißgünstig — das kaum erwachte Leben wieder ertöten. Die Natur sträubt sich gegen diese Umarmungen des Winters, den sie noch nicht ganz von sich abschütteln kann. Doch immer kräftiger geht sie aus diesem Kampfe hervor, um zuletzt Siegerin zu bleiben.

Als wollte es ihr helfen, stellt sich gar früh schon ein zangenbewehrtes Käferchen (Cantharis fusca) ein, dessen schwärzliche Larve noch vor kurzem über den Schnee kroch. Die Kinder nennen den rot und schwarz Uniformirten „Stadtsoldat“ und begrüßen ihn als einen der ersten Frühlingsboten unter den Tieren, dem bald andere folgen.

Im Waldesraume kann man Scharen kleiner Mücken (Simulia) beobachten. Auch einige Frühlingsfliegen (Phryganea flavicornis und rhombica) haben ihr feuchtes Gefängnis verlassen, in welchem Larven und Puppen, angethan mit dem aus Steinchen, Pflanzenresten und Schneckenhäuschen gebauten Köcher, ihr Leben verbrachten.

Allzu voreilig sind der „kleine Fuchs“ und der schwerfällige Maikäfer gewesen, die dort im Sonnenschein umhertaumeln; beim nächsten Frost müssen sie ihr Leben lassen, oder sie setzen den Redakteur in Nahrung und werden „in die Zeitung gedruckt“.

Auf dem Grunde des Teiches und des Baches regen sich bereits die Larven und Puppen von verschiedenen Netz- und Zweiflüglern (Libellula, Phryganea, Simulia), während ein bejahrter Frosch, der nur den Schlaf des Alters braucht, den Kopf aus dem vom Eise befreiten Wasser streckt, um Luft zu schöpfen, und darauf wieder zurücksinkt in den bergenden Schlamm; denn die Umschau, die er gehalten, befriedigt sein Froschverlangen noch nicht.

Mehr zufrieden mit den gerade im Februar bestehenden Verhältnissen scheinen die wilden Tauben, die Buchfinken und Drosseln zu sein. Sie kommen jetzt gerade in die alte, liebgewordene Heimat, obwohl ihnen da der Tod in mancherlei Gestalt droht. Bei den Rebhühnern finden wir junges Liebesglück, während Wildenten und Wildgänse, sowie die in der Lebensweise ihnen sehr ähnlichen Wasseramseln (Cinclus) schon Eier legen.

In den letzten Februartagen hält ein sehr schmackhafter Bewohner des Waldes seinen Einzug, die Schnepfe.

„Okuli — da kommen sie!“ steht im Jägerkalender.

In manchen Jahren stattet uns im Februar noch eine Schar köstlich geschmückter Fremdlinge einen Besuch ab, der einen sehr praktischen Hintergrund hat. Den zierlichen Seidenschwänzen ist nämlich in ihrer Heimat im hohen Norden die Nahrung ausgegangen und mit wunderbarem Instinkte wissen sie die noch vorhandenen Vogelbeeren aufzufinden und Krammetsvögeln und Staren streitig zu machen, werden dafür aber gleich jenen geschossen und verspeist.

Die schwarzröckigen Standvögel, Raben und Krähen, die tapfer den Winter in nächster Nähe der menschlichen Wohnungen überstanden haben, beginnen jetzt den Nestbau, und das schirkelnde Schimpfen des Gassenbuben Spatz klingt lange nicht mehr so verbittert wie im Anfang des Winters.

Auch unter den Säugetieren gibt es neues Leben. Nicht nur, daß das Eichhörnchen, froh der noch reich gefüllten Vorratskammern, seine Glieder in lustigen Sprüngen probirt, daß Iltis und Wiesel mit neuen Kräften auf die Jagd gehen, nein, es gibt auch Geburtstage genug. Das Wildschwein im dichten Forste, Frau Grimbart in dunkler Höhle, das Schaf im warmen Stalle genießen jetzt Mutterfreuden.

„Die Recken des Nadelforstes“, die Edelhirsche, werfen jetzt ihre vielendigen Geweihe ab, weshalb der Februar den alten deutschen Namen „Hornung“ trägt.

Alles das sind Zeichen einer beginnenden neuen Zeit, als deren schönstes und letztes die gegen Ende des Monats heimkehrende Lerche anzusehen ist.

Sie leiht dem Drängen und Sehnen in der Natur jubelnde Töne, daß auch des Menschen Herz sich wonnevoll der süßen Hoffnung auf einen Ostertag hingeben kann, der trotz der dräuenden Geberden des alten Winters der Erde in Bälde beschieden sein wird.

Glöckchen an Schlitten und Schellen an Karnevals törichter Mütz'!
Klagend hüpft der Humor so durch den traurigen Mond.

Hermann Harder.

Internationales Schlittschuhwettfahren in Davos.

(Hiezu das Bild Seite 403.)

Der Schnee- und Eissport hat in den letzten Jahrzehnten einen ungeheueren Aufschwung genommen, was zum großen Teile den die Gesundheit fördernden Folgen dieser Kunst zuzuschreiben ist. Ueberall haben sich Vereine gebildet, die sich die Pflege dieses Sportes angelegen sein lassen, und in großen Wettlaufen sind schon oft die Kräfte der verschiedenen Vereine und Nationalitäten gemessen worden. So fand am 13. und 14. Januar in Davos ein großes internationales Schlittschuhwettlaufen statt, an dem bekannte Fahrer aus England, Deutschland, Oesterreich und der Schweiz teilnahmen. Bei prächtigem Wetter nahm das Fest den besten Verlauf unter kolossalem Andrang von Zuschauern. Die Rennbahn bot mit ihren großartigen Umgebungen ein reizend bewegtes Bild, wie es Davos noch selten gesehen hatte. Von dem wolkenlosen Himmel herab strahlte bei gänzlicher Windstille die Sonne eine wohlthuende Wärme aus, so daß die Temperatur auf der Bahn in der Sonne + 12 Grad Celsius betrug. Das Eis war sehr hart und gut. Der erste Teil umfaßte sechs Rennen im Schnelllaufen, darunter einen Kunstschnelllauf von 500 Meter. Den ersten Preis im Schnelllaufen, 300 Franken und eine goldene Medaille, erhielt H. Eimbern aus Hamburg, während im Kunstlaufen, das den zweiten Teil ausfüllte, T. v. Földvary aus Budapest den ersten Preis, 500 Franken und eine goldene Medaille, davontrug. S.

Das neue Burgthor in Wien.

Von

Oscar Linden.

(Hiezu die Bilder Seite 404 und 405.)

Der Munifizenz Kaiser Franz Josephs I. verdankt Wien abermals eine neue monumentale Zierde. Es ist dies der Ausbau des Hofburgthores gegen die innere Stadt zu. Fischer von Erlach, der geniale Wiener Baumeister der Barockzeit, konnte aus verschiedenen Gründen den von ihm entworfenen Plan des Burgthores anno 1737 nicht ausführen und mußte ihn später vollkommen aufgeben. Erst im Jahre 1889 wurde der Burghauptmann und Regierungsrat Ferdinand Kirschner vom Kaiser beauftragt, das alte Wiener Burgthor nach den Plänen Fischers zu vollenden. Bei diesem Werke, das nahezu 1½ Millionen Gulden kostete, standen demselben die Architekten Rudolph Fallenböck, Edgar Kovats und der Ingenieur Ferdinand Brunner zur Seite. Im April 1890 erfolgte nach den von Kirschner dem Kaiser vorgelegten Plänen die allerhöchste Entschließung und am 2. Juni desselben Jahres begannen mit dem Erdaushub die Arbeiten, welche Ende August 1893 sich ihrer Vollendung zuneigten, so daß am 8. September das neue Burgthor dem allgemeinen Verkehr übergeben werden konnte.

Bei der Vollendung des mächtigen Fassadenbaues hielten sich die Architekten sorgfältig an die Idee Fischers und die eingebogene Kurve, die Lieblingslinie des Barockstiles, wird hier zum beruhigenden Baumotiv und zu entscheidender Bedeutung für die Perspektivwirkung gegen den Michaelerplatz und die Augustinerstraße, sowie Herrengasse. Die inneren Räume schließen sich links gegen die k. k. Reitschule und rechts an die Appartements des Kaisers an und sind in ihrer Ausstattung vollkommen dem Stile untergeordnet; ebenso die Skulpturen der Gänge. Am prächtigsten aber ist die Portalarchitektur durchgeführt, welche der, vom Hofschlosser J. Biró ausgeführten Eisendekoration zu ihrem vollen Rechte verhilft, indem sie dem Barockstile die weitausgreifendste Phantasie gestattet. An der Vorderfront des neuen Thores ist eine ornamentale Langentafel angebracht, welche die Inschrift: „Franciscus Josephus I. vetus palatii opus a Carolo VI. inchoatum a Maria Theresia et Josepho II. continuatum perfecit. A. D. 1892“ einfaßt. Zu beiden Seiten des Mittelbogens sind trompetende Famen von der Meisterhand Johann Silbernagls angebracht und zwischen ihnen prangt das habsburgische Hauswappen mit der Krone. Die Thore flankiren vier Figuren aus der Herkulessage und zwar: der Kampf mit der Hydra vom Bildhauer Hofmann von Aspernburg; Herkules als Retter der Hesione vom Bildhauer Johann Scherpe; die Befreiung des Prometheus vom Bildhauer Joseph Lax, und der Kampf mit dem Cerberus vom Bildhauer Anton Paul Wagner.

Treten wir in das Innere des mächtigen Kuppelbaues, der einen wirklichen Pavillon mit einem runden Innenraum bildet, so fallen uns daselbst die reichen Trophäen über den Ständern des Mittelbaues besonders auf. Dieser obere Aufsatz, ein Mittelding von Attika und Giebel, ist in seinem unteren Teil durch weit ausgreifende Voluten stilisirt, an deren geschwungenen Seiten sich zwei treffliche, vom Bildhauer Anton Schmidtgruber gearbeitete Viktoren anlehnen. Diesen Giebel schließt nach außen eine prächtige, plastische Gruppe: „Gerechtigkeit, Weisheit und Stärke“ von Johannes Benk ab. Die Flügel des Gesamtbaues krönen, vor dem Kuppelrande, Adler und Trophäen vom Bildhauer Hugo Härdtl und bilden ein frisches, anziehendes Gegenbild zu der alten, vornehmen Dekoration der Kuppel. Diese letztere ist in ihrer Form die sogenannte Zeltkuppel, die wir so oft bei improvisirten Dekorationsbauten und Festzelten, gelegentlich hoher Festlichkeiten, und reich hingezauberter Inscenirungen in Anwendung gebracht sehen. Nach innen wird diese Kuppel durch einen, um den Kranz führenden Ring von etwa 1100 Glühlichtern erleuchtet. Die starkförmig kalkulirte Eisenkonstruktion dieser in ihrer Gesamtheit unendlich künstlerisch wirkenden Kuppel rührt von dem Ingenieur Sigmund Wagner, in der berühmten Firma Gridl, her. Inbetreff der Kuppelkranz, in Form einer Barockvase, durch zwei gefällig bewegte Putten, vom Bildhauer Bendl ausgeführt, flankirt wird.

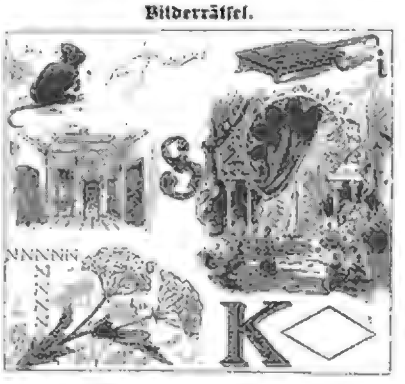
In der inneren Rotunde finden wir die Ueberreste des alten Burgthores mit dem neuen harmonisch verbunden. Besonders schön sind hier die vom Direktor Dr. Kenner entworfenen Skulpturen in den äußeren Durchgängen zur Rotunde. Diese Werke sind eigentlich eine „Pfortensymbolik“, denn sie beziehen sich in sinnvoller Weise auf „Eingang“ und „Ausgang“ und sind Hochreliefs stärksten Grades mit freier, figuraler Behandlung. So der „Auszug des Herrschers in den Krieg“ von Professor Otto König und „Siegreiche Heimkehr“ von Professor Stephan Schwartz. Diese beiden Skulpturen zeichnen sich durch besondere Lebhaftigkeit des Figuralen aus und es ist in Königs Werk der Abschied des Kriegers von Weib und Kind von unendlicher Zartheit der Empfindung. Die allegorischen Figuren in den Nischen der schmalen Quergänge versinnlichen das Wechselverhältnis zwischen Herrschertugend und entgegenkommendem Volksvertrauen. Diese Allegorien tragen die Inschriften: „Pietas Augusti“ von Hans Rathausky; „Providentia Augusti“ von Franz Koch; „Fides publica“ von Wilhelm Seib und „Spes publica“ von Werner David. In den Nischen des früheren Vestibuls der Reichskanzlei haben die Wahlspruchsgruppen jener Herrscher, welche mit dem Ausbau der Hofburg in Verbindung standen, Platz gefunden. Wir sehen hier folgende plastische Figurenpaare welche die Wahlsprüche und zwar für Kaiser Karl VI.: „Constantia et Fortitudine“ von Anton Brenek; für Maria Theresia: „Justitia et Clementia“ von Richard Kauffungen; für Joseph II.: „Virtute et exemplo“ von Karl Weber und für Kaiser Franz Joseph I.: „Viribus unitis“ von Joseph Beyer, versinnlichen.

Ganz besonders aber ist es für die Wiener Lokalchronik von Wert, daß bei dem Umbau des Burgthores den Wienern ein lieber, historischer Platz erhalten blieb. Dieses Plätzchen ist der Raum, wo einstmals der berühmte Eingang ins Burgtheater war und an welchen sich für die jetzige Generation so viele liebe Erinnerungen knüpfen. Regierungsrat Kirschner hat an Stelle dieses Eingangs ein Fenster setzen lassen, dessen obere Nische die Symbole der Schauspielkunst, ausgeführt von Bendl, zieren.

Am 8. September 1893 wurde das neue Burgthor ohne weitere Feierlichkeit dem öffentlichen Verkehr übergeben und an diesem Tage strahlte auch der innere, imposante Raum der Kuppel im hellsten elektrischen Lichte, wobei die architektonische und künstlerische Wirkung des schönen Monumentalbaues zur vollen Wirkung kam. Wiener Kunst

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 343:

Der erste Buchstabe, mittlere Silbe hat oder sich, das letzte in anderer Reihe, kein Zeichen, dagegen unter sich (im Innersten) eine Kegel: Kon — der nächste Silbe muß nun als Zeichen eine Kegel oder sich haben, also: bei, letztere hat unter sich das Zeichen einen Kegel, folglich die nächste Silbe jene die einen Kegel oder sich hat: „Drinnen“ und so fort. Der ganze Text lautet: „Handel bringt selten Gewinn, liegt Schaden, der Weise von Sparta.“

Tauschrätsel.

Bar — Buche — Bohne — Kapsel — Bett — Dinkel — Leid — Hain — Kette — Aller — Matte — Brot — Laba — Igel — Leder — Mais — Loß — Kante — Post — Tree — Saal — Loch — Oran — Sarmans — Haß — Leber — Tiger — Spiel — Sarg — Siegel — Stein — Schwere — Amt — Leiche — Rose — Wein — Alea — Angel — Ledi — Adam — Helfer — Lot — Elbe — Rose.

Von jedem der vorstehenden Wörter soll ein Buchstabe genommen und für diesen ein anderer gesetzt werden, so daß ein neues Wort entsteht. Die zu den neuen Bedeutungen verwendeten Buchstaben ergeben eine Wartburg-Inschrift.

Magisches Kreuz.

In jedem der vier Quadrate sind drei dreisilbige Worte enthalten, und wenn sie richtig gefunden, müssen die horizontalen mit den entsprechenden senkrechten Reihen gleich lauten.

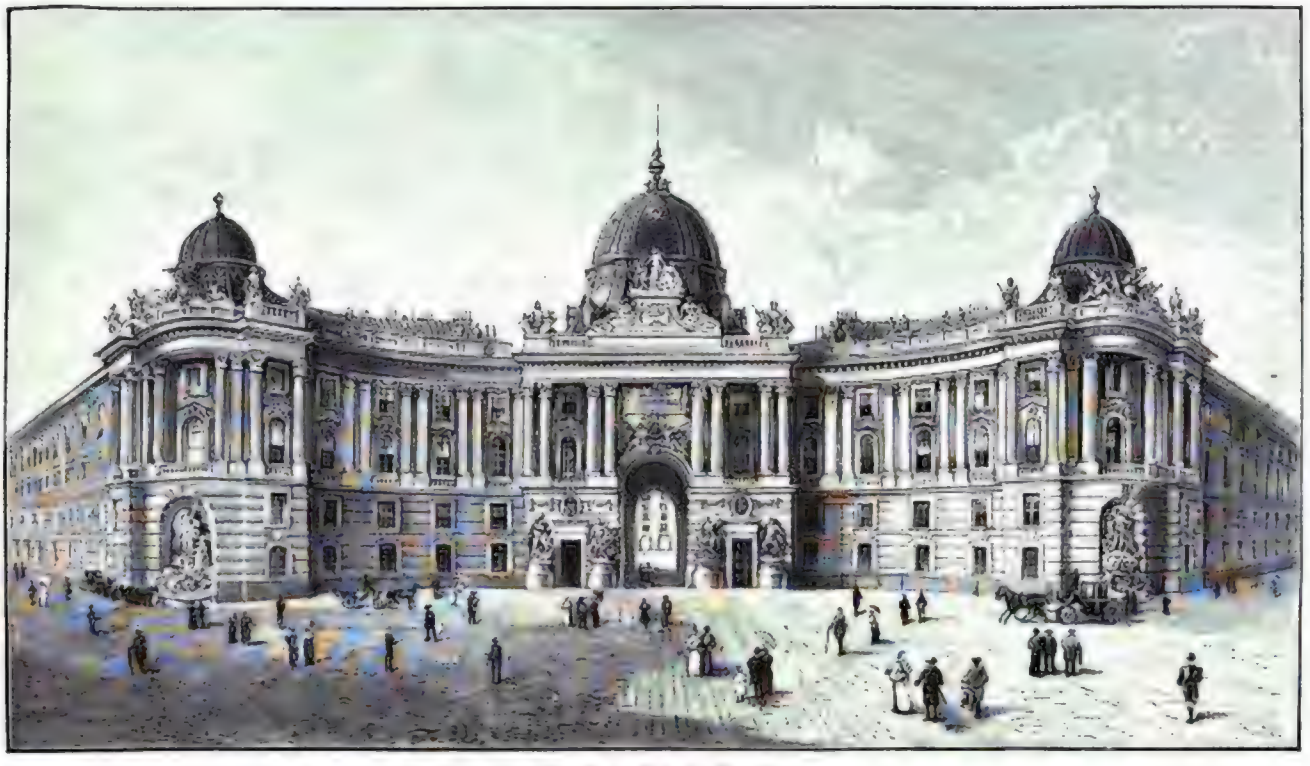
(M. Sch., Wesel.)

[illegible]	der	[illegible]	un	de	[illegible]
den	[illegible]	[illegible]	der	le	[illegible]
[illegible]	ne	[illegible]	[illegible]	der	[illegible]
[illegible]	[illegible]	sang	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	da

Auflösung des Homonyms Seite 343:

Mähler.

Neues Burgthor am Michaelerplatz in Wien.



Gesamtansicht des Michaeler Burgthors.

und Industrie haben eine neue Perle eingereiht in die Schmuckkrone der schönen Kaiserstadt und der kunstsinnige Monarch Oesterreich-Ungarns, welcher die großen Kosten des Baues aus seiner Privatschatulle bestritt, hat seiner Haupt- und Residenzstadt mit dem Ausbau des alten Burgthors abermals ein Geschenk gemacht, auf welches das an Kunst- und Monumentalbauten ohnehin so reiche Wien mit berechtigtem Stolz hinblicken darf. Durch die Vollendung dieses Baues selbst aber ist wieder ein Teil des alten, historischen Wiens vom Erdboden verschwunden und immer mehr und mehr schwinden die engen Gassen und Straßen der alten inneren Stadt, so daß in wenigen Jahrzehnten schon dieser Bezirk Wiens seinen historischen Charakter verlieren und an seiner Stelle ein neuer, lustiger, den modernen Bedürfnissen Rechnung tragender Stadtteil erstehen wird.

Vom internationalen Eisfest in Davos. Originalzeichnung von Jos. Scotti.

Bühne.

— „Die kluge Käthe", ein Lustspiel von Hans Olden, errang am königlichen Schauspielhause zu Berlin einen freundlichen Erfolg, wurde jedoch nach einmaliger Aufführung zurückgestellt, angeblich, weil man an gewissen Aeußerungen über das Gedanken an maßgebender Stelle Anstoß genommen hat. A. Tr.

— Im Wiener Karltheater wurde am 12. Januar „Die Soldatenbraut" zum erstenmal aufgeführt. Das „romantisch-komische Singspiel" in drei Akten ist in Text und Ton von Karl Schoenmann. Der Name ist in Gesangvereinen und Privatgesellschaften durch denselben gewidmete Gelegenheitslieder, auch kleine Operetten und anderes bekannt, trat hier aber zuerst an der Spitze eines größeren Werkes vor die Oeffentlichkeit. Die Aufnahme war beifällig. Ich gebe dem Komponisten den Vorzug vor dem Dichter. Das Ganze verträgt keine strenge Kritik, berührt aber durchaus angenehm und läßt hoffen, dem ersten Versuche dieser Art werde noch manches Bessere auf dem Gebiete der leichten heiteren Musik nachfolgen und zwar auf einer Bühne, an welcher singt, wem Gesang gegeben. Am Karltheater trifft dies in der „Soldatenbraut" nur bei den Damen Stojan und Beckkoh zu, während Herr Wittels den guten Konzertsänger ebensowenig verleugnete als die Herren Knaack und Blasel nach Möglichkeit die guten Komiker. Ein Ballett putzte den dritten Akt hübsch auf.

— Die im Deutschen Volkstheater am 13. vorigen Monats zum erstenmal aufgeführte „Komödie" in vier Akten von Victorien Sardou und Emile Moreau: „Madame sans gêne", ist von der Pariser Aufführung her bekannt. Im Theater der Porte St. Martin machte man sich von der historisch treuen Ausstattung, der Hingestalt Napoleons auf der Bühne, dem intimen Familienleben mit seinen Schwestern und der Beliebtheit von Frl. Réjane als Wäscherin, später als Marschallin und Herzogin, in der Titelrolle großen Erfolg versprechen. Dieser blieb aus, aber die Ausstattung fand allgemeine Anerkennung. In Wien wurde für die Ausstattung mit Ausnahme eines stilgerechten Arbeitszimmers Napoleons nichts Besonderes geleistet, und die Darstellung konnte selbst bescheidenen Ansprüchen nicht genügen. Frl. Odilon paßte eben gar nicht für die Titelrolle, wenn sie auch noch so ungeniert that. Den Beifall weckte die stellenweise Dankbarkeit der Rolle, einzelne Schlager, die nebst den geschickten Aktschlüssen ihre Wirkung nicht verfehlten.

— Am 15. vorigen Monats brachte das Raimund-Theater zum erstenmal den Schwank „Der ungläubige Thomas" in drei Akten von Karl Laufs und Wilhelm Jacoby. Eine Faschingsposse, worin es toll und kunterbunt zugeht und die mehr an „Ein toller Tag" als an die „Pension Schöller" von Laufs erinnert. Dieser lustige Mainzer hat sehr glückliche Einfälle, schießt aber in der Ausbeutung derselben über das Ziel, so daß sie schon vor dem Schlusse des Stückes zu Tode gehetzt sind und nur noch mit Gewalt weiter getrieben werden. Hier handelt es sich um einen Familienvater, dessen Frau und Tochter durch spiritistische Sitzungen ihm das Heim verleiden, der sich scheinbar sein Gedächtnis wegsuggerieren läßt und nun weder Haus, noch Frau und Kinder mehr kennt und als freier Mann sich seines Lebens freuen will. Daraus folgt nun eine Menge komischer Verwicklungen. Hypnose, Spiritismus und Suggestion wird mit Tischrücken und Geisterklopfen über einen Kamm geschoren. Aber die Hauptsache ist, daß man lachen kann, und man lacht über Laufs und Jacoby, nicht über die Darsteller, welche wenig dazu thaten und deren ich überhaupt nicht erwähnen würde, wenn ich nicht der Entrüstung Ausdruck geben müßte, welche mir Frl. Schwarzen bereitete. Diese prächtige Künstlerin im Volksstück verfiel gänzlich außerhalb dieses Rahmens; der rauhe Ton ihrer Stimme, die ganze Erscheinung, sonst so trefflich am Platz, macht sie hier geradezu unmöglich. B.

Briefmappe.

Frau Baronin von M. L. in Sch. Als vorzügliches Tafelwasser möchten wir Ihnen das der Juventaquelle (natürlicher Sauerbrunnen) empfehlen. Die Juventaquelle wurde vor einigen Jahren in dem als Stahlbad bekannten Städtchen Hitzacker (Prov. Hannover) entdeckt und deren Wasser von Autoritäten als eines der besten seiner Art bezeichnet. Es wird mit Genuß, gelegentlich zu trinken, ob Ihnen und Ihrer Familie dieses Tafelwasser mundet.

Richtige Lösungen sandten ein: Antonie Müller in Bern. Marianne v. W. in Triest. Otto Wilke in Wien. Georg Gerlach in Tarnowitz in Schlesien (13). Hermine D. in Würzburg. Minna Schulze in Leipzig. „Mutter Anna" in St. Petersburg. Mercedes Leo Koßl in Newnied (3). Erich Ferund in Bukarest. Anna Mirus in Christiania. Marfa Derfel in Andorra le Viejo (12). A. v. Lublau in Budapest (2). Baronin Th. v. R. in Marburg in Steiermark (3). Pia Delorge in Konstanz am Bodensee (3). Else L. in Frankfurt a. M. (3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Erzählungen eines Offiziers, von Rudolf Lindau, Fortsetzung. — Der böse Mann, von A. V. — Reiseliger bei den Ruinen von Baalbek, von v. Sch.-L. — Aschermittwoch, von Alex Braun. — Blicke der Leveren, von Georg Weisenberger. — Februar, Gedicht von Ernst Zanker. — Die Feldlinge, von G. von Beltzen. Fortsetzung. — Karneval in Riga, von Anna Leer. — Ernst Häckel, von L. H. — Spruch, von W. Eigenbrodt. — Unsere Monate: Monat des Sparvereins, von B. Schlegel. — Internationales Schlittschuhlaufen in Davos, von E. — Das neue Burgthor in Wien, von Otto Lutter. — Für müßige Stunden: Bilderrätsel; Zweisilbig; Magischer Kranz; Auflösung der Rätselaufgaben Seite 383. — Dukaten. — Briefmappe.

Illustrationen: G. Oberkil: Der böse Mann. — Reiselager bei den Ruinen von Baalbek (Syrien). Originalzeichnung von C. Schaml. — Aschermittwoch-Morgen. Originalzeichnung von G. Mutrech-Barrie. — Bildnis von Matth. von Leveren in der Jugend und in späteren Jahren. — Ansicht von Riga. — Februar. Originalzeichnung von J. Sinkfecker. — Karneval in Riga, elf Bilder von J. Faddis in Riga. — Bildnis von Ernst Häckel. — Neues Burgthor am Michaelerplatz in Wien. — Gesamtansicht des Michaeler Burgthors. — Vom internationalen Eislauf in Davos. Originalzeichnung von Jos. Scani.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 66, I. l.);
Budapest: Moritz Recht (V. Arany Janosgasse 8).

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer von **BREMEN** nach

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

ROWLANDS' ARTIKEL

für Haar, Teint und Zähne sind die besten.

MACASSAR OIL stärkt den Wuchs der Haare und verhindert das Ausfallen derselben; auch in Goldfarbe zu haben.

KALIDOR verschönert den Teint, entfernt Sommersprossen, Ausschlag und Runzeln, als unschädlich garantirt.

ODONTO, ein Zahnpulver, macht die Zähne weiß, ... Man verlange bei den Drogisten und Parfümeuren die Artikel von Rowland, 20 Hatton Garden, London.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich** versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15. — p. mètre. Muster franko.

Weisse Seidenstoffe

Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Tafelwasser I. Ranges

Natürlicher Sauerbrunnen

JUVENTA

Mehrfach prämiirt zuletzt auf der Weltausstellung in Chicago 1893

Vertreter für Export
NELSON & MORITZ, HAMBURG.
Vertreter gesucht, wo kein Depôt
HITZACKER BRUNNENVERWALTUNG, HITZACKER. (Provinz Hannover).

Neuerdings erscheint

Die Modenwelt

ohne Preiserhöhung in jährlich 24 reich illustrirten Nummern von je 12, statt bisher 8 Seiten, nebst 12 großen farbigen Moden-Panoramen mit gegen 100 Figuren und 14 Beilagen mit etwa 250 Schnittmustern.
Vierteljährlich 1 M. 25 Pf. = 75 Kr.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Katalog Nr. 4252). Probe-Nummern in den Buchhandlungen gratis, wie auch bei den Expeditionen
Berlin W. 35. — Wien I, Operng. 3.

Gegründet 1865.

Eingang Dlaborsplatz.
Berlin Leipzig. -Str.
Hamburg: Burstah 21.
Dresden: ...

Patente

billigst streng reell sorgfältig schnell
Dr. J. Schanz & Co.
Vergünstigungen wie von keiner anderen Seite. An- und Verkauf von Erfindungen.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen.
Preiskatalog mit 1300 Abbildungen, auch aller Werkzeug u. Materialien. 25 Pf. ...
Mey & Widmayer in München.

Veraltete Krampfaderfußgeschwüre, ... Fr. Jekel. Breslau, Neudorfstr. 2.

Asthma

... Falkenberg-Grünau b. Berlin.

Vorbildungsanstalt für Militär & Marine verbunden mit Pensionat. Stuttgart. ... Dr. phil. Osc. Hanke.

Kriofuttermehl, ...
G. & O. Lüders, ...

C. Maquet, Berlin W., Charlottenstr. 63 und Heidelberg. Bade-Ofen ...

Für 10 Mark versendet die Aachener Tuchindustrie Aachen, ... 3 1/3 m Cheviot zu einem ... Anzug ... Stoffe ... Buckskins ebenfalls zu Diensten.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Über 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.
= Soeben erscheint =
in 5. neubearbeiteter und vermehrter Auflage:
272 Hefte zu 50 Pf. 17 Bände zu 8 Mk.
17 Bände in Halbfranz gebunden zu 10 Mk.
Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.
17,500 Seiten Text. 152 Chromotafeln.
10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Illustr. Briefmarken-Journal. ... Gebrüder Senf, Leipzig.

Geistig Zurückgebliebene ... Erziehungsanstalt ... Dr. M. Schröter, Dresden N., ...

Prof. Dr. Witt,

... „Yost"-Schreibmaschine ... „Yost-Loop-Writer" ...

Die ... Yost-Schreibmaschine hat auch die höchste Anerkennung auf der Weltausstellung in Chicago erhalten.

Den Alleinvertrieb dieser Maschine hat für Deutschland, Schweiz, Finnland, Schweden, Norwegen etc. die Firma ***Shannon Registrator Co. Aug. Zeiss & Co.****, Leipziger Str. 126, Berlin W., und ist dieselbe gern bereit, Maschinen auf Probe zu geben und ausführliche Kataloge zu senden.*

1894 München.

Jahresausstellung

von Kunstwerken aller Nationen

im kgl. Glaspalast

vom 1. Juni bis Ende Oktober.

Anmeldetermin: bis 1. April. Einlieferungstermin: 1.—20. April.

Die Münchener Künstler-Genossenschaft.

Fürstl. Conservatorium der Musik in Sondershausen.

Vollständige Ausbildung in allen Zweigen der Tonkunst. 32 Lehrer. Beginn des Sommersemesters am 13. April vormittags 10 Uhr mit der Aufnahme der neuen Schüler. Prospekt und Jahresbericht frei durch das fürstl. Direktor Hofkapellmeister Prof. Schroeder.

Grossartigste deutsche Publikation in neuerer Zeit!

Spamers Illustrirte Weltgeschichte

Die mildeste aller Toilettenseifen ist

LOHSE's Lilienmilch-Seife

von lieblichem Wohlgeruch; erzeugt nach kurzem Gebrauche rosigweisse, sammetweiche Haut und erhält dieselbe bis ins Alter zart und geschmeidig. Nur echt mit dem in roter Schrift auf dem Etikett befindlichen Namenszug des Erfinders.

GUSTAV LOHSE 45 Jägerstrasse 46, **BERLIN.**

In allen guten Parfümerien, Droguen etc. des In- und Auslandes käuflich

---

Norwegische Inhalateur

Diphtherie, Bronchial-Katarrh, Lungentuberkulose und **Influenza.**

Cotillon-Costüme

Grösste Auswahl — Billigste Preise

Sächs. National Claudius

Dresdner Cotillonfabrik

C. R. Springfeld. Dresden

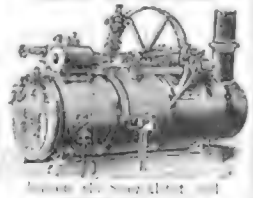
---

200 Briefmarken, alle verschieden, ohne Wiederholung für 2 Mk. franco

A. Balwader, Hamburg.

Locomobilen

mit verbessertem ausziehbaren Röhrenkessel, fahrbar und feststehend



MENCK & HAMBROCK.

ALTONA-HAMBURG

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt

RIVA am Gardasee.

Sonnen- und Dampfbäder, Diätetische und Gewürzmolkenkuren. Wochenpreis von 35 Mark aufwärts. Näheres über Riva in Dr. von Hartungens „Handbuch der klimatischen Heilkunde" bei Isolde (Schaub) Berlin.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

PATENTE

erhält und verwerthet durch

RICHARD LÜDERS Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

Cäsar und Minca

Prämiirt mit gold. u. silbern. Staats- u. Vereinsmedaillen.

Zahnu (Königr. Preussen)

Lieferant Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, Sr. Maj. d. Kaisers von Sr. Kaiserl. Hoheit d. Grossfürsten Paul v. Russland, Sr. Maj. d. Königs d. Belgier, Sr. Maj. d. Königs d. Norweger, Sr. K. Hoheit d. Grossherzogs v. Oldenburg, d. Herzogs Ludwig v. Bayern, Ihr K. Hoh. Prinzessin Franz Carl v. Preussen, Ihrer K. Hoh. Prinzessin Heinrich v. Preussen, Ihrer Hoheit Prinzessin v. Königl. Preussen, reg. Fürsten etc. etc.

Begründet 1808.

offeriren ihre Spezialität in Hühner- und Rehhunden vom gewöhnlichen Glatt- Deck- und Bracken bis zum feinsten Salonhunde, dressirt Vorsteh-, Jagd-, Docks-, Terrier- u. Windhunde, sowie Stammbäume, als auch rohe und junge Thiere jeder, mit Garantie. Preiscourante mit Illustrationen in deutsch. u. franzöz. Sprache fko. gratis.

Eigens gemästete Hunde-Verkaufs-Ausstellung wie mehreren hundert Hunden. (Bahnhof Wittenberg.)

Mustergeschützte ovalförmige Nadeln von Nadelfabrikaten aus den Fabriken von

H. F. Neuss Aachen.

Kosmosnadeln.

Neues Nadelöhr.

Spielend leichtes Einfädeln.

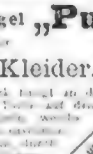
Reformhaarnadeln.

Herausfallen unmöglich Konservirung des Haares

Schutznadeln

von Stahl halten absolut fest. ohne Artikel unentbehrlich in jeder Haushaltung.

Zu haben in allen Kurzwarenhandlungen.



Zimmer-Closets

von 14 M an — Fabrik von **Rasch & Teichmann.** Berlin S.. Prinzen-Strasse 12. Preisliste kostenfrei.

Wertvolles Geschenk

für Alt und Jung, irgends Platz.

Symphonion

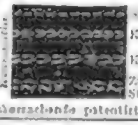
Grösste in der bekannte vollkommenste Musikwerke und unerreichbaren Notenbestand, in jeder beliebigen Musikalie spielend.

Illustrirte Preisliste und Notenverzeichnisse gratis.

Jul. Heinr. Zimmermann.

Musik-Export Leipzig.

„Drei in Einer".



Neueste **Vervollkommnung der Nähmaschine.**

Epochemachende patentirte Erfindung einer deutschen Firma — eine bahnbrechende Frauenbethätigung auf dem Gebiete der Technik! —

Wertheim Electra Triplex

(Dreistichmaschine) D. R. P.

der Deutschen Nähmaschinen-Fabrik von J. Wertheim, Frankfurt a. M.

Die **Wertheim Triplex** macht drei grundverschiedene Nahtarten: **Stepp-, Kette-** und **Zier- oder Stichnaht**; ferner **prachtvolle Stopfen** in Verbindung und Touche **ohne besonderen Apparat.** Der Käufer erwirbt mithin **drei Maschinen in Einer.** Der leicht aufzuhebbare Kettenstich eignet sich für Modenarbeiten, Bordüren- und Hosenarbeiten, Bänder und der Hausgebrauch, wo Bortheilungen gegen feinen Tressen, die nicht eingenäht werden, zu vermeiden sind. Der Stepp- und Zierstich verarbeitet verschiedenartigste Nähmaterial von prachtvollster, unzerreißbarster Kraft. Die **Wertheim Triplex** ist die Maschine der Zukunft. Reflektanten wollen nicht versäumen, unser Gratis-Modell einer Nähmaschine zu besichtigen. Zu haben in den besseren Nähmaschinen-Handlungen event. wende man sich an die Fabrik.

Wichtig für Gicht-, Stein-, Zucker- und Malariakranke.

Das von der Chemischen Fabrik auf Aktien (vorm. E. Schering) in Berlin dargestellte und in den Handel gebrachte

Piperazin Schering

ist bereits von vielen Aerzten — u. a. von Professor Dr. Schweninger — auf Grund der wissenschaftlich klarlegen, mit dem Präparat gemachten Erfahrungen als ein specifisches Heilmittel bei gichtischen und steinleiden erkannt worden.

LAEVULOSE

(unschädlicher u. ernährender Zucker f. Diabetiker-Zuckerkranke), empfohlen von den Gebrüdern Thelen und Langen. — Ferner empfiehlt die gesammte Fabrik

Phenokollum hydrochloricum

als vorzüglich anerkanntes Heilmittel gegen Malaria. — Näheres teilt auf Wunsch die gedachte Fabrik mit. **Piperazin, Laevulose** und **Phenokollum hydrochloricum** selbst sind durch die **Drogenhandlungen** bezw. **Apotheken** zu beziehen. — Der Verkauf der **Laevulose** in und für Deutschland ist einer Firma **Gebr. Stollwerck, Köln a. Rh.,** Obertrauen, und übernahm die Herstellung von **Laevulose-Chocolade**

Neue Preise für **Piperazin „Schering"** ist 50 Pfg. per Gramm, bei 50 Gramm 45 Pfg.

R. Schering, Droguenhandlung, Berlin N., Chausseestr. 19.

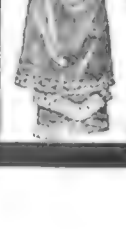
Prämiirt mit der Medaille der Kriegskunst-Ausstellung Köln 1890.

D. R. G. M. Nr. 13188. D. R.-Patent Nr. 72 059.

Kleiderbügel „Puck", einfacher Apparat zum zweckmässigen Aufhängen

für

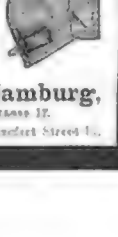
Damen-Kleider.



Ordnung und Raum-Ersparniss im Schrank

von

Hose, Weste, Rock.



Die Hose nimmt in kurzer Zeit die ursprüngliche Form wieder an, erscheint wie aufgebügelt und die von Trägern hervorgerufenen, beim Rock die Hosenträgerfalten, beim Rock die Hosenträgerfalten sind verschwunden. Der ganze Anzug (Hose, Weste und Rock) hängt geordnet zu einander; dort, wo selbst vorher nur der Rock Platz fand, hängen auch Hose und Weste, ohne mehr Raum zu beanspruchen.

Kein abgerissenes Aufhängeöl mehr!

Sowohl Hose als Rock sollten immer nur sehr kurze Zeit am Aufhänger bleiben, da Ausdehnung vermieden wird, während dieses Eigengewicht beim Puck die ganze Form der Kleidungsstücke wieder herstellt.

M. —.60 einfacher Puck, Messingguss } das Dutzend = 10 Stück { M. 5.—
„ 1,20 Puck mit Lasso, Nickelguss } „ 10.—

(Das Lasso-Futter schonen den Rock.)

Prämiirte Patente gesichert, Interessenten gesucht.

Einzige Medaille und Ehren-Diplom der Weltausstellung Chicago.

Kleiderbügel Puck ist der einzige Musterbügel aller Länder, welcher prämiirt wurde

Berlin, Kleine Friedrichstrasse 8. London, 4 & 4 Aldersgate-Buildings

Puck Co., Hamburg,

Grosse Bleichenstrasse 17.

New-York, Frankfurt Street 1.

Grosse Goldene Medaille Berlin 1890, Ehren-Diplom und Goldene Medaille Madrid 1892.

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Conditoreien.

Krankenstühle

mit Zentrifugalbremse. Modell gratis und frei.
Illustrirte Preisliste gratis und franko.
Carl Fischer, Bremen.

Höheres Handels-Institut

Villa Longchamp, Cecby, Lausanne.
Moderne Sprachen. Franz., Engl., Ital., Span. Handelswissenschaften. Kaufm. Korrespondenz in engl. franz. ital. span. Sprache. Vorbereitung für Militär-u. Schul-Ex. und Abit.-Ex. Notther, ehem. Polytechnikum. **Dr. Georgens.** Dir.

Königliches Conservatorium der Musik zu Leipzig.

Die Aufnahme-Prüfung findet Mittwoch, den 26. April, vormittags 9 Uhr statt. Der Unterricht erstreckt sich auf Harmonie- und Compositionslehre, Partitur-, auch auf der Janko-Klaviatur, Orgel, Violine, Viola, Violoncell, Contrabass, Flöte, Oboe, Clarinette, Fagott, Waldhorn, Trompete, Posaune — auf Solo-, Ensemble-, Quartett-, Orchester- und Partitur-Spiel — Schlagzeug. Vollständige Ausbildung zur Oper-, Chor-Gesang und Lehrerberufe, verbunden mit Uebungen im Dirigiren. Vortrags-, Geschichte und Aesthetik der Musik, Italienische Sprache, theoretischen und praktischen Unterricht — und wird ertheilt von den Herren Professor F. Hermann, Professor Dr. E. Papperitz, Organist zur Kirche St. Nicolai, Kapellmeister Professor Dr. C. Reinecke, Professor Th. Coccius, Universitäts-Professor Dr. O. Paul, Professor Dr. E. Richter, Professor F. Wenzel, Professor F. Werder, Musikdirektor Professor Dr. S. Jadassohn, L. Grill, F. Rehling, J. Weidenbach, C. Piatti, Organist zur Kirche St. Thomä, B. Zwintscher, H. Klasse, A. Reichendorff, J. Klengel, E. Holland, O. Schwabe, W. Barge, F. Hummert, F. Weinschenk, K. Müller, P. Quensdorf, Kapellmeister R. Sitt, Hofpianist C. Wendling, T. Coates, O. Ewald, A. Prell, Regisseur am Stadttheater, Fräulein A. Götze, Groschorreglien Sache, Kammersängerin, Herrn Konzertmeister A. Hilf, K. Tamme.

Prospekte werden kostenfrei abgegeben.

Leipzig, Januar 1894.

Das Direktorium des Königlichen Conservatoriums der Musik.
Dr. Otto Günther.

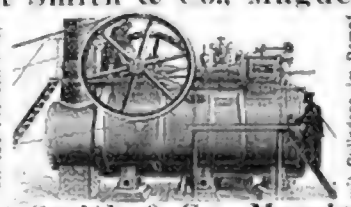
Das beste u. berühmteste Toilletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, abführende Fruchtpastille
GEGEN
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.
Paris, E. Grillon
33, rue des Archives
IN ALLEN APOTHEKEN

LIEBIG Company's FLEISCH-EXTRACT
NUR ÄCHT
wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in blauer Farbe trägt.

Stellung. Existenz.
Prospect gratis. Gratis Prospect. Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Einfachster gründlichster Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Deutsch, Correspond., Contorist.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schreib.
Gratis Prospect. Sofort Zeugnisse.
Adressiren Sie gratis wie franko
Erstes Deutsches Fernlehr-Institut
OTTO SIEDE – ELBING.

GAEDKE's CACAO
in Org.-Packungen à M. 3. 2.00. 2.25 pr. ½ Kilo und lose überall käuflich.
P.W. GAEDKE, Hamburg

Garrett Smith & Co., Magdeburg.
Hochdruck- und Compound-Expansions-Locomobilen bis 150 Pferdekräfte,

mit Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch genietet. Ausziehkesseln mit 5jähriger Garantie für die Feuerbuchsen.
Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Weber's
Carlsbader
Kaffee-Gewürz

Grob erhöhter Braunlweinsteuer

Kornbranntwein

Blutarmut u. Bleichsucht
leiden recht häufig der Anfang für viele andere Krankheiten und führen sogar Siechthum. Deshalb verdient nämlich diesen gefährlichen Zustand in der Gegenwart zu bekämpfen und gehoben
Keyssers unbedingt wirksam
Eisen- sowohl für Kinder wie
Mangan- Erwachsene
Peptonat.
ohne Nachtheil für die Zähne!
Eine Kur dauert 5 Wochen! 2 Flaschen à Mk. 2 sind zu einer Kur erforderlich!
Zu haben in allen Apotheken, wo nicht, kaufe man nur die Original-Packung als ächt, verschlossen und mit Namenszug
Prospekte und ärztliche Atteste gratis und franko
Apotheker **A. Keysser, Döhren bei Hannover.**

Ein Wunder der Industrie

ist es zu nennen der überall weit verbreitete, rühmlichst bekannte **photograph. Apparat**
Phönix
Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche bildet. Vergnügen. Werk- und Mussestunden. Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich. Preis mit Platten, Chemikalien etc. **nur 10 Mk.** Prospekt und Probebild kostenfrei.
Hess & Suttler, Bayreuth.

16 PREIS-MEDAILLEN.
Hygienische absolut säurefreie Präparate.
DENTIFRICES DOCTEUR PIERRE
DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS
Berühmt durch ihre aromatischen und adstringirenden Eigenschaften.
Ueberall erhältlich.

Kinder empfohlene, billige
Spargel, Erbsen, Bohnen.
Goebel & Co.,
Konservenfabr. Braunschweig-Bellenhof.

zu schlank
Laboratorium Versandgeschäft
L. Pietsch, Dresden-Blasewitz.

Unentbehrlich für jeden Haushalt sind!
heizbare Badestühle
Illustrirte Preisliste gratis und franko.
Kosch & Teichmann, Berlin N., 43 Pflugstr. 43.
Fabrik heizbarer Badestühle und Badewannen.

Gicht u. Podagra
Seien Sie seit fünf Jahren zu lesen bemüht:
Apotheker **Ludwig Sell's**
Anthiarthrin-Pillen.
Original-Preis-Brief: Apotheker Ludwig Sell, Kempten.
Central-Depot-Preis: Hirschapotheke Kempten.
SCHUTZ-MARKE L. S.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

CHOCOLADE UND CACAO von hervorragender Qualität zu mässigem Preis.
HARTWIG & VOGEL DRESDEN
CACAO-VERO
Zu haben in allen durch unsere Plakate kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonialwaren-, Delikatess-, Droguen- und Spezial-Geschäften.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

№ 20.

71. Band.
Sechsunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Zuschlag Mark 3.50.

Erzählungen eines Effendi.

Von

Rudolf Lindau.

(Fortsetzung.)

Als ich an den Bäumen, halbwegs zwischen dem Lager und dem Park vorbei ritt, sah ich, mit dem Wasserkruge neben sich, ein braunes Mädchen am Brunnen stehen, in langem, dunkelblauem Gewande aus grobem Linnen, mit dem viereckigen schwarzen Tuch auf dem Kopfe und metallenen Ringen an den Fußgelenken und Knöcheln. Sie hatte die Hände hinter dem Nacken in einander gelegt, und das zurückgebogene Haupt stützte sich leicht darauf. Die schlanken Arme, von denen die weiten Aermel zurückgefallen waren, der feine, runde Hals zeigten sich mir in ihrer entzückenden Schönheit, und das, durch die Haltung der Hände straff über die Brust gezogene leinene Gewand ließ die edlen Linien des jugendlichen Leibes deutlich erkennen. — Die großen flachen Augen waren, da das Mädchen den Kopf zurückgeworfen hatte und geradeaus sah, wie halb geöffnet und von breiten, fast geraden Lidern, mit dichten Wimpern besetzt, verschleiert. Aber der Blick aus den dunklen Augen traf mich wie ein Pfeil, und ich fühlte mich erbeben. Die gleichmäßige, warme Farbe des Gesichts, des Halses, der Arme, der Füße, war um einen Schatten dunkler, als die des frischen Mais. — Ich näherte mich ihr. Das Gesicht, mit der feinen, geschwungenen Nase, dem halbgeöffneten Mund mit den schmalen Lippen, hinter denen nußweiße, kleine Zähne hervorblitzten, war so schön und edel wie die Gestalt.

Die vollendetste Form, in die es dem Herrn gefallen hat, menschliche Schönheit zu bannen, ist die des schönen Weibes aus dem Stamme, dem der Prophet entsprossen ist. Die griechische Venus erscheint bäurisch in Vergleich zu dem strengen Adel der arabischen vollkommenen Gestalt. Die schlanken Glieder, von vollendetem Ebenmaß, doch ohne Fülle, das heiße Blut, das unter sammetweicher, feiner Haut schnell pulsirt, die schmalen Hände und Füße und die feinen Gelenke an Hand und Fuß, der enge Gürtel, der runde, glatte Hals, die elastischen Muskeln von erstaunlicher Schnellkraft, die jeder Bewegung die Weichheit und Rundung des Ganges der Tigerkatze verleihen, die dunklen, flachen, weitsichtigen Augen, die regelmäßigen, starken, kleinen Zähne, die kühn gezeichneten Linien des Antlitzes, die stolze Haltung des Kopfes mit dem schwarzen, dichten Haar — alles dies zusammen bildet ein Schönheitsganzes, dem nichts in der Schöpfung ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann, sicherlich nicht die griechische, weiche Schönheit, weit eher noch die blonde, herrliche, nordische, die der Kampfgenossin todesmutiger Helden und der Mutter unüberwindlicher Recken.

Empfang Bismarcks durch Kaiser Wilhelm II.

Vollkommen, unvergleichlich schön erschien mir damals das arabische Mädchen, das vor mir stand, und heute noch, nach einem Lebensalter, blüht es noch immer in einer Erinnerung als von nie wieder erreichter Schönheit.

Sie verharrte unbeweglich in der von ihr eingenommenen Stellung, als ich verwirrt vor ihr Halt machte. Sie musterte — mit leichtem Spott schien es mir, denn ein stilles Lächeln kräuselte ihre schmalen Lippen — meinen Anzug, den Anzug des türkischen Beamten in Konstantinopel, den sie wohl nie zuvor gesehen hatte, und den kleinen englischen Sattel und das leichte Zaumzeug meines Pferdes.

„Wie heißt Du?“ fragte ich sie.

„Salihah.“

„Woher kommst Du?“

Sie löste den einen Arm, auf dem ihr Nacken ruhte und deutete nach den nahen Zelten.

„Bist Du es,“ fuhr ich fort, „die ich jede Nacht singen höre?“

„Ich singe des Nachts, bei der Arbeit.“

„Weshalb arbeitest Du so spät?“

„Der Tag ist heiß.“

„Du singst sehr schön.“

Sie antwortete nicht.

„Das Lied vom Helden Antara, das singst Du besonders schön.“

Nun wurde sie aufmerksamer. Sie ließ auch den anderen Arm sinken und schaute mich geraden Blickes an. — Wie groß und tief ihre Augen waren!

„Woher weißt Du das?“

„Weil ich Dir jeden Abend lausche, hier, an dieser Stelle. Weil, seit der Nacht, da ich Dich zum erstenmal gehört habe, bis heute, wo ich Dich zum erstenmal am Tage sehe, keine Ruhe mehr in meine Seele gekommen ist, weil ich immer an Dich und an Deine Lieder denken muß.“

Sie lächelte. „Ich habe Dir meinen Namen genannt . . . Wie heißt Du.“

Ich nannte mich.

„Und wo wohnst Du?“

„Ich wohne in Bagdad, aber ich reite jeden Tag herüber zum König Ibal, um abends, wenn die anderen zur Ruhe gegangen sind, Deinem Gesange lauschen zu können.“

„Bei Ibbalel-Devlet wohnst Du? Ich kenne ihn wohl, obschon er mich nicht kennt. Ich komme jeden Morgen in sein Haus und bringe ihm von unserer Milch.“

„Wirst Du heute abend wieder singen?“

„Ja, ich werde wieder singen.“

„Auch das Lied von Antara?“

„Auch das Lied von Antara.“ Sie sah nach der Sonne. „Es ist Zeit zum Heimweg,“ sagte sie.

Sie beugte sich, schwang den Wasserkrug auf ihre Schulter, grüßte mich und entfernte sich langsam. Als sie etwa zehn Schritte gegangen war, blieb sie stehen und wandte sich nach mir um.

„Da Du das Lied von Antara liebst,“ sagte sie, „so werde ich es heute abend Dir singen. Gib acht! Lebe wohl!“

Sie sang am Abend. Ach, so schön, so schön! Es war mir, als müsse meine Seele vor Sehnen und Wehmut vergehen.

Seit jener ersten Begegnung trafen wir uns täglich, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, an dem alten Brunnen, und meine Liebe zu dem schönen Mädchen wuchs mit jedem Tage. Sie blieb ruhig und freundlich, aber sie wurde zutraulicher und erzählte mir von ihrem Leben. — Sie wohne bei ihrem Vater, der Machmud heiße und dessen einzige ledige Tochter sie sei, ihre ältere Schwester wäre mit einem reichen Mann, Hussein, verheiratet und hätte zwei Kinder, ihre beiden Brüder lebten in einem andern Teile des Landes, und sie hätte sie seit langer Zeit nicht gesehen.

Salihah nahm von nun an einen großen Teil in meinem Leben ein, ja, sie füllte es beinahe ganz aus, denn sobald die amtliche Arbeit, die mir oblag, beendet war, hatte ich keinen andern Gedanken, als zu ihr zu eilen, sie zu sehen, zu sprechen und in der Nacht ihrem Gesang zu lauschen.

König Ibal liebte es, mich in freundschaftlicher Weise zu necken. Man merkte mir wohl an, sagte er, daß ich den Teil meines Lebens, in dem sich der Charakter am meisten bildet, im Abendlande verlebt hätte: ich schwärmte ja, wie ein liebeskranker Schüler; wäre ich mein Leben lang in der Türkei geblieben, so würde ich die Schöne, die sicherlich nicht spröde war, längst mein Eigen gemacht haben. — Er mochte recht haben. Aber ich konnte Salihah nicht anders behandeln, als ich es that.

Eines Tages, nachdem ich den Abend in üblicher Weise mit Salihah und Ibal verbracht hatte, erhielt ich, wenige Stunden, nachdem ich nach Bagdad zurückgekehrt war, einen Brief des Königs, und zwar in Versen. Denn Ibbalel-Devlet war ein geschickter Dichter und liebte es in Reimen zu schreiben.

„Armer Verlassener, wie wirst du es tragen? Die Nachtigall, die sich in dein Herz gesungen hatte, ist davongeflogen. — Welche Spur läßt der Flug des Vogels in der Luft? Wie willst du ihr folgen? Welche Spur läßt sein Lied? Es klingt fort in deinem Herzen und du wirst es immer hören. Und so lebt sie noch für dich, aber du wirst sie nicht mehr sehen. Eile zur Stätte, wo ihr Nest stand, eile zum Freunde, der dich trösten möchte. Armer Verlassener, du mußt es tragen.“

Ich war wie betäubt. Obgleich die Sonne noch hoch und heiß am Himmel stand, ließ ich sogleich ein Pferd satteln, und nach anderthalb Stunden setzte ich mein schweißbedecktes Tier hinter der Parkmauer von Grara in Schritt. — Da war der Brunnen, an dem ich die schönsten Stunden meines Lebens — so schien es mir — verbracht, und da war der Platz, an dem das Zelt Salihahs gestanden hatte. Oede und leer! Ich war verzweifelt. Ich begab mich auf mein Zimmer, wusch mein vom schnellen Ritt erhitztes Gesicht und dann ließ ich mich beim König melden, der mich sogleich empfing.

Er erzählte mir, das Lager sei, wie seine Leute ihm berichtet, noch vor Tagesgrauen abgebrochen worden, und schon als ich fortgeritten sei, wären Zelte, Kamele, Pferde, Herden und Leute verschwunden gewesen. — Ich hatte davon nichts bemerkt, da ich am Morgen, wie gewöhnlich, geradewegs durch den Haupteingang zum Park nach Bagdad zurückgeritten war, ohne die Ebene, die sich hinter der Parkmauer erstreckte und auf der sich der Brunnen befand und das Lager gestanden hatte, in Augenschein zu nehmen.

„Wohin mögen die Leute gezogen sein?“ fragte ich.

„Das weiß ich nicht; aber wenn Sie wünschen, so werde ich Boten aussenden, um es zu erkunden.“

Ich dachte einen Augenblick nach und dann, entmutigt, lehnte ich den Vorschlag ab. Ich sagte mir, daß, wenn es Salihahs Wunsch gewesen wäre, mich nicht zu verlassen, so würde sie am letzten Abend von ihrem Fortziehen gesprochen haben. Sie wollte nicht bei mir bleiben, oder sie konnte es nicht. Sie hatte mich verlassen, ohne mir ein Wort des Abschiedes zu sagen. Es war sehr hart, aber ich mußte es tragen und ich trug es.

Der Winter ging langsam dahin. Ich war zunächst allen Zerstreuungen feind. Das Leben ohne Salihah erschien mir freudenlos. Mit der Zeit wurde ihr Bild schwächer. Ich dachte an sie, wie an eine geliebte Tote: mit tiefer Wehmut, ohne Hoffnung, aber ohne nagenden Schmerz. Und dann — Sie teilte das Schicksal aller Toten. Der Platz, den sie in meinem Leben einnahm, wurde kleiner und kleiner. Aber niemals ritt ich nach Grara, ohne mit stillem Sehnen an sie zu denken, und jedesmal besuchte ich den Brunnen, an dem ich so schöne Stunden in ihrer Nähe verlebt hatte.

Es wurde Frühling und plötzlich Sommer. Ich sah den König häufig, wenn auch nicht mehr so regelmäßig wie im vergangenen Jahre. — Da wurde mir eines Tages wieder ein Brief von ihm gebracht. Wieder ein Gedicht! Er kündete mir „die Rückkehr der Nachtigall“ an. „Glücklicher Freund, wie wirst Du es tragen?“

Meine Liebe erwachte, wie aus dem Schlafe geweckt, mit neuen Kräften. Der Tag war noch nicht so weit vorgerückt, daß ich nicht, wenn ich sogleich fortritt, Grara noch eine Stunde vor Sonnenuntergang hätte erreichen können. Ich war noch früher dort und begab mich, ohne vor das Schloß getreten zu sein, nach dem Brunnen. Der Platz war noch leer. Ich stieg ab, stellte mein Pferd in den Schatten der Bäume und wartete.

Da sah ich Salihah, den Wasserkrug auf der Schulter, sich mir nahen. Sie schritt langsam, in der ihr eigenen feierlichen Weise. Ich wagte nicht, meinen Platz im Dunkel der Bäume zu verlassen, aus Furcht, von denen gesehen zu werden, die den Mädchen möglicherweise nachblicken konnten. Mein Pferd wieherte leise, aber Salihah beeilte den Schritt nicht. Und erst, als sie den Brunnen und dessen schützenden Schatten erreicht hatte, stellte sie den Wasserkrug hastig auf den Boden, und mit leisem Aufschrei der Freude, die Arme weit ausgebreitet, eilte sie auf mich zu, und zum erstenmale umfingen mich ihre Arme, und sie küßte mich.

Lange Zeit konnten wir nicht sprechen: nur kurze Worte der Zärtlichkeit kamen über unsere Lippen. Dann sagte ich:

„Wie unglücklich bin ich gewesen. Nun sollst Du mich nicht wieder verlassen.“

Sie nickte.

„Wirst Du mir folgen, wenn ich Dich hole?“

„Ja, ich folge Dir.“

„Wann?“

„Wann Du willst.“

„Morgen?“

„Morgen.“

Darauf verabredeten wir, daß sie mich in der nächsten Nacht, zur Stunde, wo sie, nach vollendeter Arbeit, im Tigris zu baden pflegte, so also, daß ihre Bewegungen keinen Argwohn erregen würden, nach dem Brunnen kommen sollte. Dort wollte ich sie erwarten und zu den Pferden führen, die auf der entgegengesetzten Seite des Parks, von einem Diener gehalten, auf uns warten würden. — Es war eine Entführung nach allen Regeln.

„Weshalb ich die Sache nicht einfacher gemacht und das Mädchen nicht von ihrem Vater gefordert hätte?“

Er würde seine Tochter niemals einem verächtlichen Stadtbewohner, einem „Vavi“, gegeben haben. Ich wußte das von Salihah aus früheren Gesprächen.

Ich bewohnte in Bagdad ein geräumiges, allein stehendes Haus. Unter der zahlreichen Dienerschaft, die ich nach den Sitten des Landes unterhielt, befand sich auch eine ältere Frau, eine Christin, Namens Tusa, ein ruhiges, kluges, stilles Wesen, der ich die Aufsicht über meine Wäsche und Kleidungsstücke überlassen hatte. Sie war mir von meinem Vorgänger, der sie seinerseits von seinem Vorgänger übernommen hatte, als eine ganz zuverlässige, verschwiegene Person empfohlen worden, und sie hatte sich, seitdem ich sie kannte, als eine solche bewährt.

Ich ließ Tusa zu früher Stunde zu mir rufen und sagte ihr, ich würde am nächsten Morgen, vor Tagesanbruch, mit einem arabischen Mädchen eintreffen, in dem sie ihre zukünftige Herrin zu erblicken habe. Es sei mein Wunsch, daß der Aufenthalt des jungen Mädchens in meinem Hause geheim gehalten werde, ich überließe es ihr, die dazu nötigen Vorkehrungen zu treffen. Das ganze Haus, mit Ausnahme der wenigen Zimmer, die ich bewohnte, stehe zu ihrer Verfügung, sie solle sich bemühen, zu meiner Befriedigung zu handeln.

„Ich habe wohl verstanden,“ antwortete sie und entfernte sich.

Als ich gegen vier Uhr von meinem Bureau zurückkam, trat sie in mein Zimmer und bat mich, ihr zu folgen. Sie hatte in einem Teile des Hauses, in dem, außer ihr, niemand etwas zu suchen hatte, und der von den anderen Dienern nicht betreten wurde, zwei Zimmer für Salihah in einer Weise eingerichtet, die alle Ansprüche des Mädchens, das sicherlich nicht verwöhnt war, vollkommen zu befriedigen geeignet erschienen.

„Das ist gut,“ sagte ich. „Nun sorge dafür, daß Du allein diesen Raum betrittst, und daß niemand im Hause bemerkt, daß Deine Herrin hier lebt.“

„Ich werde dafür sorgen,“ antwortete Tusa. Sie schien einige Erfahrung zu besitzen in solchen Sachen, und das wunderte mich nicht, wenn ich daran dachte, wer meine Vorgänger gewesen waren.

Darauf beschied ich den ersten Stallknecht zu mir, einen Mann, der seit einer Reihe von Jahren in meinen Diensten stand und den ich aus Konstantinopel nach Bagdad mitgebracht hatte. Ich sagte ihm, er solle um zehn Uhr abends drei Pferde bereit halten. Er würde mich auf einem Ritt zu begleiten und ein Pferd ledig mitzuführen haben.

„Niemand darf wissen, daß wir heute abend reiten,“ sagte ich.

„Niemand wird es erfahren, Herr.“

Zur bestimmten Stunde war alles bereit, und wir setzten uns zu Pferde. Ich hatte berechnet, daß Salihah gegen ein Uhr frei sein werde. Aber ich wollte bis Grara langsam reiten, um die Pferde frisch zur Stelle zu bringen, damit ich sie auf dem Rückweg nicht zu schonen haben würde. Während des Ritts gab ich dem Diener zu verstehen, warum es sich handelte. — „Niemand weiß von diesem Ritt,“ sagte ich. „Wenn jemand es erfährt, so strafe ich Dich und entlasse Dich aus meinen Diensten.“

„Niemand wird es erfahren, Herr.“

In geringer Entfernung von Grara ließ ich den Mann mit den drei Pferden unter einem Baum zurück. Der Himmel war bedeckt, doch drang genug Sternenlicht durch die Wolken, um den Weg, den ich Hunderte von malen zurückgelegt hatte, für mich genügend erkennbar zu machen. Ich ging verabredetermaßen nach dem Brunnen, und ich vernahm das schleifende Geräusch der Mahlsteine, das, wie gewöhnlich, Salihahs ruhiger Gesang begleitete. Sie sang mein Lieblingslied: die Heldenthaten Antaras. Sehen konnte ich Salihah nicht, dazu war die Nacht zu dunkel. Nach einer Weile, gegen ein Uhr, wurde es still. Ich lauschte aufmerksam. Und plötzlich, schneller als ich gedacht hatte, tauchte des Mädchens hohe Gestalt aus der Nacht hervor und trat auf mich zu. Ich ergriff ihre schmale Hand, die regungslos und kühl in der meinen ruhen blieb. Ich schritt schnell — aber kein Mensch geht einem Araber zu schnell. Sie folgte mir ohne Hast und ohne Mühe.

Der Diener löste die Tücher, die er um die Köpfe der Pferde gebunden hatte, und gleich darauf saßen wir alle drei im Sattel und ritten schnell davon. Salihah saß zu Pferde wie eine Amazone, rittlings, ohne die Steigbügel zu gebrauchen, als wäre sie eins mit dem Tiere unter ihr.

Nachdem wir etwa eine Viertelstunde, nur wenige Worte wechselnd, neben einander hingaloppirt waren, während der Diener uns in gemessener Entfernung folgte, sagte Salihah:

„Ich bin des Sattels nicht gewöhnt. Nimm ihn ab und gib mir eine Decke. Es ist mir bequemer.“

Sobald wir Halt machten, eilte der Stallknecht auf uns zu, um meine Befehle zu empfangen. Salihah sprang vom Pferde, der Mann nahm den kleinen englischen Sattel ab, faltete eine Decke zusammen, die auf seinem Pferde gelegen hatte, befestigte diese mit einem Gurt und Salihah schwang sich wieder auf den Rücken des guten Tieres, das sich der leichten Last, die es zu tragen hatte, zu freuen schien.

„Nun befinde ich mich erst wohl,“ sagte sie.

Wir galoppirten weiter, Seite an Seite. „O, mein Liebling,“ flüsterte Salihah mir zu. „O, mein Liebling!“

Zwischen drei und vier Uhr morgens langten wir in Bagdad an. In der Nähe meiner Wohnung stiegen wir von den Pferden. In meinem Hause erschien alles dunkel, aber sobald wir vor der Thür angelangt waren, wurde diese geräuschlos von Tusa geöffnet, die, eine nur schwaches Licht verbreitende Ampel in der Hand, Salihah in die für sie bestimmten Gemächer führte.

Diesem Abend folgten fünf kurze Monate, die ich wohl als die glücklichsten meines Lebens bezeichnen möchte. Ich wurde Salihah nicht etwa nach einiger Zeit müde, nein, sie wurde mir mit jedem Tage teurer. Was ihre Gesellschaft so angenehm machte, die Eigenschaften, denen ich in erster Linie zuschrieb, daß Salihah mich niemals ermüdete, waren: eine Anspruchslosigkeit, von der man sich in zivilisirten Ländern keinen richtigen Begriff machen kann, eine eigentümliche, stille, gleichmäßige Heiterkeit des Gemüts, die in ihrer Ruhe und Natürlichkeit etwas unbeschreiblich Wohlthuendes hatte und endlich — so unwahrscheinlich dies auch klingen mag — eine Art geistreichen Verständnisses für alles Neue. Ihre Bemerkungen über dies oder jenes, was sie an mir beobachtet oder was Tusa, ihre einzige Gesellschaft, ihr erzählt hatte, überraschten mich nicht selten durch ihre Schärfe und Richtigkeit. Ich konnte mich in Salihahs Gesellschaft nicht nur ausruhen und erfreuen, ich konnte mich auch sehr gut unterhalten.

Ueber Salihahs Zimmer war eine Terrasse, die ich von der über meiner Wohnung erreichen konnte. Ich hatte diesen Teil des Dachs abschließen lassen, und dort erging sich Salihah des Abends. Einigemale forderte ich sie auf, mit Tusa einen Spaziergang zu machen; aber gewöhnlich lehnte sie dies ab. Sie hatte Furcht, sich zu zeigen und sie befand sich am wohlsten auf der hohen, weiten Terrasse, wo sie von niemand als von Tusa oder mir gesehen werden konnte. Manchmal, in tiefer Nacht, wenn alles rings umher ruhte, sang sie mir, mit halber Stimme, mein Lieblingslied vom schwarzen Helden Antara vor.

Im Hause mochte wohl der eine oder andere Diener, auch außer den zwei wissenden, ahnen, daß etwas Neues und Geheimnisvolles in mein Leben getreten sei, aber niemals wurde ich durch fremde Neugier im Genuß meines stillen Glücks gestört, und in Bagdad selbst blieb mein Verhältnis zu Salihah ein Geheimnis.

Der König Iftal, der erkennen mochte, was geschehen sei, sprach mir nie davon. Auch schien er nicht, wie es unter gewöhnlichen Verhältnissen geschehen sein würde, zu bemerken, daß meine Besuche ungewöhnlich selten geworden waren und daß ich, wenn ich zu ihm kam, nach dem Essen nach Bagdad zurück ritt, mochte das Wetter gut oder schlecht sein.

Seit fünf Monaten wohnte Salihah bei mir. Der Sommer nahte seinem Ende, als mir eines Nachmittags gemeldet wurde, ein Beduine wünsche mich zu sprechen. Das war nichts Ungewöhnliches. Ich ließ den Mann in mein Zimmer treten. Er begrüßte mich kurz, wie es die Art der Beduinen ist und kauerte sich dann sofort nieder. Es war ein hagerer, großer Mann, von etwa fünfzig Jahren, finsteren, gebieterischen Angesichts, harter, rauher Stimme. In der Hand trug er die kurze Keule, die die Männer seines Stammes nur selten verläßt.

„Ich bin Machmud,“ sagte er, „der Vater Deines Weibes Salihah. Führe mich in ihre Gegenwart oder bescheide sie hierher.“

Ich war bestürzt. „Ich will sehen, ob Salihah zu Hause ist,“ sagte ich. „Ist sie nicht ausgegangen, so magst Du mit ihr sprechen.“

„Sie ist zu Hause, ich weiß es; aber sprich nur mit ihr, ehe Du mich zu ihr führst. Ich bin ihr Vater, und sie wird sich mir nicht entziehen wollen.“

Ich eilte zu Salihah. „Dein Vater ist hier,“ sagte ich, „er will Dich sprechen.“

„Das hatte ich immer gefürchtet ... O, die schöne Zeit! — Laß ihn eintreten.“

Ich führte Machmud zu seiner Tochter und ließ die beiden allein.

Nach einer halben Stunde konnte ich meine Unruhe nicht mehr bekämpfen und kehrte nach der Thür zurück, die in Salihahs Zimmer führte. Ich hörte niemand sprechen und öffnete die Thür. Salihah saß auf der Erde, das Haupt gebeugt und ich sah, daß sie geweint hatte.

„Nun?“ fragte ich, „was wollte Dein Vater?“

„Er wollte mich sehen.“

„Wie hatte er erfahren, daß Du hier bist?“

„Er wußte es schon längst, durch einen Diener von Grara.“

„Was hat er Dir gesagt?“

Sie sann eine Weile nach, dann antwortete sie: „Es würde Dich nicht erfreuen, es zu hören, und Du kannst nichts zum Besseren wenden. Laß nur!“

„Du weißt nicht, was ich vermag. Ich habe vielleicht mehr Macht, als Du glaubst; vielleicht könnte ich doch noch alles zum Guten wenden.“

„Nein, Du kannst es nicht. Laß nur!“

„Du willst nicht sprechen?“

„Es ist besser, daß ich schweige.“

„Hast Du kein Vertrauen zu mir?“

„Ich habe Vertrauen zu Dir, das weißt Du. Habe Du Vertrauen zu mir. Ich sage Dir: es ist besser, daß ich schweige.“

„Ist das Dein letztes Wort?“

„Ach, Geliebter, zürne mir nicht, quäle mich nicht, behalte mich lieb ... Es ist besser, daß ich schweige.“

Ich kannte den Araber nun schon genug, um zu wissen, daß auch weiteres Drängen in Salihah fruchtlos geblieben sein würde. Die Araber sind nicht Freunde von Kraftvergeudung. Einem schwachen Angriff setzen sie nicht mehr als schwachen Widerstand entgegen, aber dieser Widerstand wächst mit der Stärke des Angriffs, und bei einigen von ihnen wird er zu unbeugsamem Trotz. Salihah wollte mir nicht antworten und würde mir nicht antworten, auch wenn ich alle Mittel, die mir zur Verfügung standen: fortgesetztes Bitten, Versuche der Ueberredung, ja Drohung, angewandt hätte. Im äußersten Falle würde sie mich eher verlassen, als mir nachgegeben haben. Ich sah zu Boden und schwieg.

„Zürnst Du mir, Lieber?“ fragte sie zärtlich.

„Ich zürne Dir nicht,“ antwortete ich; „aber Du machst mich sehr unglücklich.“

„Auch ich bin unglücklich,“ sagte sie entmutigt.

Seit jenem Tage ging eine auffallende Veränderung in Salihahs Wesen vor. Ihre Heiterkeit war verschwunden: sie erschien niedergeschlagen und leidend. Etwas, was ich nicht erkennen konnte, hatte sich zwischen uns geschoben. Aber ihre Zärtlichkeit war unverändert; ja, ihre Traurigkeit verlieh ihren Gefühlen für mich noch größere Wärme, so daß ich ihr nicht zürnen konnte und nur beunruhigt war.

Und dann kam das schlimmste, das ich dunkel geahnt hatte. Gegen Ende des Sommers wurde mir eines Tages, als ich auf meinem Bureau im Gouvernementsgebäude arbeitete, gemeldet, einer meiner Diener wünsche mich zu sprechen. Ich ließ den Mann eintreten. Er bestellte mir, Tusa lasse mich bitten, sogleich nach Hause zu kommen, sie habe mir etwas mitzuteilen, das keinen Aufschub dulde. Ich begab mich eilig nach meiner Wohnung. Tusa trat mir bleich und zitternd entgegen und flüsterte mir zu: „Salihah hat das Haus vor einer halben Stunde verlassen: ihr Vater hat sie abgeholt. Sie hat die Straße nach dem Tigris eingeschlagen. Ihr Pferd steht gesattelt vor der Thür. Sie können sie noch leicht einholen.“

Ich richtete einige schnelle Fragen an Tusa, dann schwang ich mich aufs Pferd und ritt den Flüchtigen nach. Ich erblickte sie jenseits des Tigris, in der Nähe des Grabmals der Sitte Zubeidah, aber ich hielt mein Pferd an, ehe ich sie überholt hatte.

Der Vater und die Tochter gingen, weit und regelmäßig ausschreitend, wie Fußgänger, die ein fernes Ziel vor sich haben, das sie erreichen wollen; aber sie gingen nicht neben einander, sondern in gleicher Höhe, auf der rechten und linken Seite der breiten Straße.

In wenigen Minuten konnte ich sie überholt haben ... Sollte ich ihnen weiter folgen? Salihah war gegangen, ohne mir die leiseste Andeutung zu machen, daß sie gehen werde. Ich hatte am Morgen in üblicher Weise von ihr Abschied genommen und sie hatte keine innere Erregung zu erkennen gegeben. Sie war mir sehr traurig erschienen, als sie mich umarmt hatte, aber daran hatte ich mich leider gewöhnen müssen. Sie hatte mich gewissermaßen freiwillig verlassen, denn bei der Stellung, die ich im Lande einnahm, hätte ihr Vater sie nicht zwingen können, von mir zu gehen, wenn sie nicht darin gewilligt hätte. Salihah war nicht wankelmütig. Sie würde jetzt noch gerade ebenso denken, wie vor einer Stunde, als sie mein Haus verlassen hatte. Sie würde ihrem Vater, nicht mir, auch ferner folgen. Mein Erscheinen würde zwecklos einen für sie und für mich schmerzvollen Auftritt heraufbeschwören. Ich ritt nicht weiter. Ich blieb neben dem alten Grabmal stehen und sah den Davonschreitenden lange, lange nach. Sie schritten, immer durch die Straße von einander getrennt, desselben festen Schrittes weiter. Die großen Gestalten wurden kleiner, undeutlicher und plötzlich waren sie, wie im Boden versunken, in einer Vertiefung der Ebene verschwunden. Ich sah sie nach geraumer Zeit am entgegengesetzten Rande derselben wieder auftauchen, aber nun kaum noch erkennbar, zwei schmalen, starren Strichen gleich. Und bald darauf verschwanden sie meinen Blicken vollständig. Da erst wandte ich den Kopf meines Pferdes nach Bagdad zurück.

Sobald ich auf meinem Zimmer war, rief ich Tusa. Sie konnte mir wenig erzählen. Machmud sei erschienen und habe sich in das Gemach seiner Tochter begeben. Salihah sei noch einmal, auf einige Minuten, in mein Zimmer gegangen und gleich darauf hätten die beiden das Haus verlassen. Salihah sei wohl darauf vorbereitet gewesen, daß ihr Vater sie abholen werde, denn sonst hätte sie kaum so schnell reisefertig sein können. Sie hätte übrigens nichts von den ihr geschenkten Sachen mitgenommen. Alles sei am alten Platze, nur die Herrin fehle.

Ich fragte Tusa, ob Salihah ihr keinen Auftrag für mich gegeben hätte.

Feſtzug des Königs Gambrin

Zeichnung von P. Grot Johann.

„Nein. Sie hat kein Wort gesprochen; sie hat auch mir nicht Lebewohl gesagt, obwohl sie sonst stets freundlich und aufmerksam gegen mich gewesen ist."

Ich ging in das öde Zimmer. Ich hoffte mit der Zähigkeit der Hoffnung Liebender, dort irgend ein Zeichen von ihr zu finden. Nichts . . . Nichts! Da wurde mir so weh ums Herz und mein Leben erschien mir so arm, daß ich es nicht beschreiben kann.

Zu später Stunde begab ich mich zur Ruhe. Als ich den Fuß ausstreckte, fühlte ich am Ende des Bettes einen weichen, elastischen Körper. Ich griff darnach und zog ihn herdor. Es waren, in einen großen, losen Knoten zusammengeschürzt, die langen, schwarzen Haare Salihahs. Sie sagten mir: „Ich werde um Dich trauern wie um einen dahingeschiedenen Gatten." Das Andenken beruhigte mein Herz und machte es noch trauriger.

Herbst und Winter gingen wie im vorigen Jahre, als Salihah mich zum erstenmale verlassen hatte, einförmig und freudenlos dahin, und wie damals gewöhnte ich mich auch diesmal wieder an meine Einsamkeit. Sie mußte ertragen werden — und ich ertrug sie.

Im Frühjahr beauftragte mich der Gouverneur, die Arbeiten an dem großen Kanal von Sallavié in Augenschein zu nehmen und darüber zu berichten. Der französische Ingenieur, der jene Arbeiten leitete, sollte mich begleiten. Wir machten uns am nächsten Morgen vor Tagesanbruch auf den Weg und gelangten gegen Sonnenuntergang in die Nähe des Ziels unserer Reise. Als wir, von des Tages Hitze ermüdet, langsam durch ein Gehölz hochstämmiger Bäume ritten, gewahrte ich vor mir eine langsam dahinschreitende Frauengestalt, die auf der linken Schulter ein kleines, rittlings sitzendes Kind trug. Es war Salihah. Ich erkannte sie sogleich. Ich bat meinen Begleiter, mich zu verlassen und näherte mich der, die ich so heiß geliebt hatte und um die mein Herz noch immer trauerte. Sie wandte sich mit der ihr eigentümlichen Gelassenheit um, als sie Hufschlag hinter sich vernahm, und auch sie erkannte mich auf der Stelle. Sie setzte das Kind, das sie getragen hatte, zur Erde und ich hörte, wie sie ihm sagte, nach Hause zu gehen. Und dann blieb sie ruhig stehen und erwartete mich.

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich betrachtete sie liebevoll; aber in meinem Blick lag wohl auch eine bittere Anklage. Da hob sie das Tuch, das ihr das Haupt und den Nacken bedeckte und zeigte auf ihr kurzes Haar:

„Ich trauere noch immer um Dich," sagte sie leise.

„Warum hast Du mich verlassen?" fragte ich.

Sie erzählte in kurzen Worten, ihr Vater habe ihr bei seinem ersten Besuche gesagt, ihre Schwester sei krank, deren Kinder mangelten der nötigen Pflege; sie, Salihah, sollte kommen und ihnen die Mutter ersetzen. Sie hätte versprechen müssen, es später zu thun. „Was vermochte ich gegen den Willen meines Vaters? Er befahl mir, mich jeden Tag bereit zu halten — und eines Tages kam er, um mich zu holen. Meine Schwester war gestorben, ich sollte sie bei den verwaisten Kindern ersetzen. Ich folgte meinem Vater, schweren Herzens. Er führte mich zwei Tagereisen südwärts. Dann kamen wir an unser Lager, und ich zog in mein altes Zelt . . . Glaubst Du, daß ich an Dich dachte, daß ich um Dich weinte? . . . Ich sorgte für die Kinder und hatte schwere Arbeit zu verrichten für meinen Vater und für Hussein. Mein Vater war finster und sprach nie freundlich mit mir. Große Mühe hatte ich, um ihn nicht durch kleine Versehen zu jähem Zorn zu reizen. Einmal wollte er mich schlagen, aber ich sagte, dann würde ich sterben oder zu Dir entfliehen. Da ließ er mich in Ruhe. Drei Monate später packte ihn das Fieber des Teufels. Wir machten eine Grube und legten ihn in heißen Sand, damit er genese. Aber die Grube wurde sein Grab. Als er den Tod nahen fühlte, befahl er mir, wenn er gestorben sei, die Gattin meines Schwagers zu werden. Und ich mußte es ihm versprechen. Und am nächsten Tage verschied er. Ich aber zog bald darauf in Husseins Zelt, und bin jetzt dessen Frau."

Was konnte, was sollte ich thun? Salihah war für mich verloren.

„Bist Du glücklich?" fragte ich.

„Ich habe viel Arbeit," antwortete sie. „Hussein ist reich, und ich muß auch für seine Kinder sorgen."

„Ich möchte Dir so gern noch eine Freude machen, ehe wir uns trennen . . . Ist es in meiner Macht?"

„Sag mir, wenn Du es in Wahrheit sagen kannst, daß Du mich lieb gehabt hast und mich nicht vergessen wirst."

„Ich habe Dich über alles geliebt, und ich werde Dich nie vergessen."

Da leuchteten ihre Augen in glücklichem Schimmer und sie sagte leise: „Nun hast Du mir große Freude gemacht, und nun will ich gehen. Möge Dein Leben lang und glücklich sein!"

Sie wandte sich ab und schritt davon. Ich blickte ihr nach, ich hoffte, sie würde mir ihr Antlitz noch einmal zuwenden, mir ein letztes Lebewohl zuwinken. Sie that es nicht. Aber plötzlich vernahm ich ihre Stimme, ihre geliebte Stimme. Antaras Lied war es, das sie sang. Es erklang laut und herrlich, meine Brust mit namenlosem Sehnen füllend — wurde schwächer und schwächer — war verhallt. Die Sonne war unter dem Horizont verschwunden. Ein kalter Wind, der mich erschauern machte, fegte durch die Bäume. Es wurde schnell dunkel, und ich fühlte, daß das milde Licht, das meine Jugend erwärmt und erhellt hatte, für immer erloschen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Bismarck in Berlin.

(Hierzu die Bilder Seite 409 und 421.)

Es sind nun bald vier Jahre, daß Fürst Bismarck von seinem Amte und aus Berlin geschieden ist. Seit jenem Tage der Trauer, da der Fürst sein Reichskanzlerpalais in der Wilhelmsstraße verließ und zum Lehrter Bahnhof fuhr, ungebrochene Kraft in den wie aus Marmor gemeißelten Zügen, tiefe Ergriffenheit in den großen, klaren, fest auf die zahllose Lebewohl rufende Menge gerichteten Augen, seit jenem Tage hat das deutsche Volk nicht aufgehört, aus innerstem Herzen den Tag herbeizusehnen, da er nach Berlin zurückkehren und wieder Eintracht sein würde zwischen Kaiser Wilhelm und seinem Altreichskanzler.

In diesen vier Jahren, die nun hinter uns liegen, ist bei allen Vaterlandsfreunden, bei allen, die sich nicht von Parteileidenschaften beherrschen ließen, der Wunsch immer sehnlicher geworden und immer lauter hervorgetreten, daß es zwischen Kaiser und Kanzler zu einer Versöhnung kommen möchte. Und endlich, endlich haben wir diesen Tag der Freude erlebt und allen ist ein Alp von der Brust gewichen!

Die Versöhnung des Kaisers mit dem Fürsten Bismarck ist nicht von heute auf morgen gekommen. Immer wieder hieß es in den letzten Jahren, hochstehende und einflußreiche Persönlichkeiten seien eifrig bemüht, sie zu stande zu bringen. Aber es dauerte allemal nicht lange, so wurde gemeldet, daß solches Bemühen vergeblich gewesen. Da erkrankte Fürst Bismarck ernstlich im verflossenen Sommer, während seines Badeaufenthaltes in Kissingen. Kaiser Wilhelm weilte fernab bei seinem Bundesgenossen, dem Kaiser Franz Josef und nahm teil an den großen Manövern in Ungarn. Er erfuhr von der Bedrohlichkeit der Erkrankung, zog telegraphische Erkundigungen ein, nahm den sympathischsten Anteil an dem Befinden des Fürsten und stellte ihm für die völlige Genesung eines seiner Schlösser zur Verfügung. Fürst Bismarck dankte seinem kaiserlichen Herrn für die bewiesene Huld, wiewohl er von dem Anerbieten des Kaisers keinen Gebrauch machen konnte, da er auf den Rat seines erfahrenen Leibarztes nach seiner gewohnten Winteraufenthalt in Friedrichsruh zurückkehren sollte — der erste Schritt zu einer Annäherung war gethan.

Alle Welt wartete nun mit Spannung, daß diesem ersten Schritte weitere folgen würden, aber es blieb Monate lang davon still. Plötzlich ging die überraschende Meldung durch die Zeitungen, Graf Herbert Bismarck habe auf Einladung des Kaisers am preußischen Ordensfeste teilgenommen. Das war vielleicht ein bedeutsames Zeichen! Unmittelbar darauf kam die überall in Deutschland mit großer Freude aufgenommene Kunde, der Kaiser habe durch seinen Flügeladjutanten, Grafen Moltke, dem Fürsten Bismarck ein Handschreiben übersandt mit seinen Glückwünschen zur Wiederherstellung von der Influenza, unter welcher der Fürst um Weihnachten arg zu leiden hatte, und er habe dem Schreiben eine Flasche edelsten Weins zur Kräftigung beigefügt. Fürst Bismarck dankte dem Kaiser und erwiderte, daß er demnächst seinen Dank persönlich in Berlin abstatten werde. Aber der Kaiser hat in einem zweiten Schreiben, der Fürst möge doch zu seinem Geburtstage nach Berlin kommen und an den Geburtstagsfestlichkeiten teilnehmen. Nun rüstete sich derselbe zur Fahrt nach Berlin, aber er kam nicht zu dem anstrengenden Tage des kaiserlichen Geburtstages, sondern einen Tag vorher, am 26. Januar.

Schon am 25. Januar hatte man den Fürsten in Berlin erwartet. Am 26. früh wußte es die ganze Stadt, daß er kommen würde, und bereitete sich, ihn zu empfangen. Besondere Freude und große Bewegung rief es hervor, daß, wie der „Reichsanzeiger" am 25. Januar abends berichtete, der Kaiser aus eigenstem Entschluß den ersten Schritt zur Versöhnung gethan hatte, und überall fand die Hochherzigkeit des Monarchen freudigste und dankbarste Anerkennung. Mit dem Schnellzuge von Hamburg sollte der Fürst kommen, kurz vor 1 Uhr. Den ganzen Weg entlang, den er zurückzulegen hatte, vom Lehrter Bahnhofe über die Moltkebrücke und den Königsplatz durch das Brandenburger Thor die Linden entlang zum Schlosse standen die Menschen zu vielen Tausenden aus allen Ständen, alle in gehobenster Stimmung, darunter viele Abgeordnete der Parlamente und Hunderte von Offizieren, die ohne Verabredung alle in festlichem Gewand, die Offiziere im Waffenrock mit Helm und Epauletten, erschienen waren. Zahllose Häuser waren geflaggt, überall wehten die Fahnen, an den Schaufenstern sah man die bekannten Büsten und Bilder des Kaisers und des Fürsten Bismarck — es war ein echter, wahrer nationaler Festtag und allenthalben herrschte die gehobene und zuversichtliche patriotische Stimmung, wie sie die größten nationalen Festtage unter dem alten Kaiser Wilhelm dem Ersten ausgezeichnet hatte.

Und nun kam der Fürst! Kaiser Wilhelm hatte ihm seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, auf den Bahnhof entgegengesandt und ihm eine Ehrenescorte von den Gardekürassieren gestellt, wie es sonst nur zum Empfange gekrönter Häupter üblich ist. Schon die Abreise von Friedrichsruh, die Fahrt nach Berlin war eine einzige große Huldigung. Aber nun erst der Empfang in Berlin! Als die Flagge auf dem Lehrter Bahnhof in die Höhe stieg, welche die Ankunft des Fürsten meldete, als gleich darauf sich das Glasthor des Bahnhofs nach der Moltkebrücke öffnete und Fürst Bismarck am Arm des Prinzen Heinrich auf den geschlossenen Hofwagen zuschritt, der ihn zum Schlosse bringen sollte, da brach die Begeisterung los und pflanzte sich fort den ganzen Weg entlang, den der Fürst zurückzulegen hatte! Jeder wollte den Fürsten sehen, ihm zujubeln, durch Hoch und Hurra seiner Freude Ausdruck geben! Jeder hatte das Gefühl, dem großen Helden aus vollstem Herzen danken zu müssen für all das Große, das er zum Heil des Vaterlandes vollbracht, und jeder empfand die Bedeutung seiner Versöhnung mit dem Kaiser für den deutschen Namen und für Deutschlands Macht und Ansehen. Es wäre auch für den Patrioten zu hart und schmerzlich gewesen, wenn das Schicksal den Begründer des Reiches vielleicht eines Tages abgerufen hätte, ohne daß ihm die Versöhnung mit seinem Kaiser zu teil geworden wäre! Man sah dem Fürsten, der Kürassieruniform trug, die Wirkungen der überstandenen Influenza wohl an, die Furchen seines Gesichtes waren noch tiefer gezogen, aber man erkannte an seiner Haltung und dem Blick seines Auges keine Minderung der Frische und der Kraft, die in seinem starken Leibe wohnt. Wir können nicht alle Einzelheiten schildern, wie Fürst Bismarck am Brandenburger Thor, Unter den Linden, an der Ecke der Friedrichstraße und zum Schloß begrüßt und bejubelt wurde. Ueberall brausendes Hoch, von Herzen kommende Freude! Besonders ergreifend war es, wie der Fürst mit dem Prinzen Heinrich die Front der vor dem Schlosse aufgestellten Ehrencompagnie abschritt! Es war wie eine Erinnerung an die großen Tage von 1870, die Deutschland dem Fürsten Bismarck zumeist mit verdankt. Alten Soldaten traten die Thränen in die Augen.

Im Schlosse empfing der Kaiser den Fürsten auf das herzlichste, und dann nahmen der Kaiser, die Kaiserin und Fürst Bismarck zu dreien allein das Frühstück ein. Was mögen da für wichtige und für Deutschland bedeutsame Worte gesprochen worden sein! Hoffen wir, daß daraus Heil und Segen hervorgehen möge! Das Bewußtsein aber, daß Kaiser und Altkanzler wieder einig beisammen seien, lag wie ein Sonnenglanz auf Berlin und ganz Deutschland.

Nur kurze Stunden konnte Fürst Bismarck in Berlin bleiben. Mit dem Hamburger Blitzzuge wollte er um 7 Uhr 19 Minuten nach Friedrichsruh zurückkehren. In den wenigen Stunden, die er in Berlin weilte, fand er aber doch Zeit, viel zu besehen. Er empfing eine Reihe von Besuchen, darunter den des jetzigen Reichskanzlers Grafen Caprivi, und stattete seinerseits der Kaiserin Friedrich in ihrem Palais einen Besuch ab. Das Diner nahm der Fürst in seinen Zimmern im Erdgeschoß des Schlosses ein, mit dem Kaiser und der Kaiserin, dem König von Sachsen, der am selben Tage zur Geburtstagsfeier des Kaisers nach Berlin gekommen war, und dem Prinzen Heinrich. An der Tafel nahm auch eine Deputation von Offizieren des 7. Kürassierregiments aus Halberstadt teil, dessen Uniform der Fürst seit langen Jahren trägt und zu dessen Chef ihn der Kaiser gelegentlich seines jetzigen Besuches ernannte.

Dieselben jubelnden Kundgebungen, mit denen Fürst Bismarck am Mittag empfangen worden war, begleiteten abends seine Abfahrt. Der Kaiser selbst geleitete ihn zum Bahnhof. Zur Abfahrt des Hamburger Blitzzuges trafen Kaiser und Fürst auf dem Lehrter Bahnhofe ein. Kaiser Wilhelm gab dem Fürsten den Arm und geleitete ihn die Stufen der Treppe herab von der Seite der Moltkebrücke her auf den Bahnsteig nach seinem Salonwagen. Es war

Digitized by Google

ein tief ergreifender Anblick, wie der jugendliche Kaiser dann dem greisen Fürsten zum Abschied die Hand schüttelte und ihn mehrmals umarmte und küßte. Diejenigen, denen es gelungen war, auf den Bahnsteig zu gelangen und dem Abschiede des Fürsten Bismarck von seinem Kaiser zuzusehen, waren bewegt und ergriffen, und kaum wagte sich anfangs das Hoch hervor. Dann aber donnerte es in jubelnder Begeisterung durch die Bahnhofshalle: „Seine Majestät der Kaiser und Seine Durchlaucht Fürst Bismarck, sie leben hoch und abermals hoch und immerdar hoch!“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Fürst Bismarck stand vor dem Fenster seines Salonwagens im Kürassiermantel, den Stahlhelm auf dem Haupte, an den er grüßend die Hand legte, indes die Menge in Begeisterung „Deutschland, Deutschland über alles“ sang. Groß und leuchtend schauten seine Augen aus dem wetterharten Gesichte. So fuhr er davon nach seinem Tuskulum im Sachsenwalde. Möge die Versöhnung des Fürsten mit dem Kaiser eine dauernde sein und für das neue deutsche Reich und seine Entwicklung reichen Segen bringen! Sie gereicht beiden zur höchsten Ehre als ein Zeichen hochherziger, wahrhaft großer Gesinnung! Für das deutsche Volk aber war es eine Gnade des Himmels, daß es diesen Tag erleben durfte.

Friedrich Hehn.

Festzug des Königs Gambrinus von P. Grot Johann.

(Hierzu die Bilder Seite 412 und 413.)

Der sagenhafte König Gambrinus, dem die Erfindung des Bieres zugeschrieben wird, ist in Lied und Bild schon oft verherrlicht worden. Nicht nur in Europa wird sein Lob gesungen; in der ganzen Welt, wo Verehrer des edlen Gerstensaftes wohnen, wird sein Name gepriesen als eines Wohlthäters der Menschheit. Die Abbildung eines Festzugs des trinkfrohen Königs in dieser Nummer ist nach einem Entwurfe des genialen Düsseldorfer Geschichtsmalers Philipp Grot Johann hergestellt, der am 26. Oktober 1892 im Alter von 51 Jahren zu früh dem Leben und der Kunst entrissen wurde und sich insbesondere auch durch seine herrlichen Illustrationen zu der Prachtausgabe von Grimms Kinder- und Hausmärchen (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) die Unsterblichkeit gesichert hat.

In dem Friese schildert Grot Johann die Wirkungen des Gerstensaftes auf die Menschen. Da schleppen lustige Kumpane einen Genossen, der elend geworden, vor den König, welcher ihm helfen soll. Der lacht behäbig und verweist mit einladender Handbewegung auf das Allheilmittel, das auch den kranken Jüngling kurieren wird. Er hat aber auch seine Mucken und Tücken, und wie die Temperamente sich im Wein offenbaren — in vino veritas — so thun sie es auch bei dem Biere. Wer von dem Tranke des Königs Gambrinus in genügender Weise zu sich genommen hat, der offenbart sein Temperament, sein eigenstes Wesen, sei er auch sonst noch so verschlossen. Das zeigt Meister Grot Johann in launiger Weise in den Gruppen der rechten Seite des Frieses (in der Abbildung unten). Hier sieht man die Wirkungen des Gambrinustrankes. Der Verliebte ist noch einmal so zärtlich, im Tanzschritt umschmeichelt er sein Mädchen, welches zögernd seine stürmische Liebeswerbung abwehrt. In zwei lustigen Brüdern hat der Gerstensaft bewirkt, daß ihr Frohsinn sich musikalisch äußert: der eine spielt die Fiedel, der andere singt dazu und schwenkt sein Barett lustig mit der Hand. Elegisch-deklamatorisch ist ein anderer geworden, den sein Temperament zu einem Elegiker vorherbestimmt hat und dessen elegische Stimmung der Biergenuß nur steigert. Hinter ihm schreitet der satirische Schalk, der den sonderbaren Schwärmer verspottet und verhöhnt. Daß der Gerstensaft auch die Eigenschaft hat, zum Krakehlen aufzuregen, verschweigt der wahrheitsliebende Künstler nicht, wie wir in einer köstlichen Gruppe dieser Seite des Frieses sehen. Der eine der drei Kneipbrüder ist ein gemütlicher, lachlustiger Gesell, welcher seine liebe Not hat, seine Genossen zur Linken und Rechten, disputierende krakehllustige Kameraden, davon abzuhalten, auf einander los zu gehen. Den Beschluß dieser Gruppe bildet eine Gestalt, die sich als finsteren Misanthropen darstellt, als einen Menschen eben, an dem Hopfen und Malz verloren ist. In der ersten Gruppe des Frieses (in der Abbildung oben) sehen wir, wie die bösen Buben einen guten Alten mitschleppen zum König Gambrinus, trotz der Verwarnung des Vaters, dem die Sache nicht recht geheuer vorkommt, wohl weil er die Segnungen der Erfindung des Königs Gambrinus noch nicht kennt. Frohgemut aber schreitet der ehrsame Bürgersmann mit Eheweib und Kind dem König entgegen. Ein an seinem Gürtel hängender Trinkkrug zeigt an, daß er wie sein Ehegespons dem Trunke hier obliegen will. Im Gefolge des Königs Gambrinus ist Eulenspiegel, der lustige Schalk, der in einem Spiegel einem Jeden die Erscheinungen zeigt, die das edle Getränke hervorgebracht hat und die der Künstler in den geschilderten Gruppen der rechten Seite des Frieses mit so köstlichem Humor schildert.

L. Edler.

Der neue serbische Ministerpräsident Gjoka Simitsch.

Die Befürchtungen, welche wir beim Hinscheiden des früheren Ratgebers König Alexanders von Serbien, Ministerpräsidenten Dokitsch, aussprachen, haben sich nur zu rasch erfüllt. Unter dem Ministerium Gruitsch, welcher letzterem nachfolgte, zeigte die radikale Partei mehr und mehr das Gelüste, von ihrer Herrschaft einen Gebrauch zu machen, der den jungen König ernstlich stutzig machen mußte. Schon der von dem radikalen Ministerium an den Haaren herbeigezogene Streit mit Oesterreich wegen der dem Handelsvertrag zuwiderlaufenden willkürlichen Verkehrssteuer hatte den König verstimmt; Alexander war es, der den Ausgleich mit dem Nachbarreich anordnete.

Ferner hatte die radikale Partei für die Skupschtina einen Gesetzentwurf vorbereitet, wonach die in den Staatsdepots aufbewahrten Waffen der Miliz ausgefolgt werden sollten, was eigentlich nur bei einer Mobilisierung und während der Dauer der Waffenübungen zulässig ist. Mit Recht schöpfte der König Verdacht, da die stehende Armee gegenüber dieser bewaffneten Miliz wehrlos wäre. Er war jetzt entschlossen, mit der radikalen Partei zu brechen, und, unter den serbischen Politikern eines Vertrauensmannes entbehrend, rief er in seiner Not seinen Vater Milan zu Hilfe. Unter dessen Beistand wagte er es, seinen radikalen Ministern eine Reihe von Bedingungen zu stellen, unter denen er allein geneigt wäre, den Radikalen fernerhin die Regierung anzuvertrauen. Diese Bedingungen waren: Das ausschließliche Recht des Königs zur Ernennung des Kriegsministers und der Gesandten, Einstellung des Prozesses gegen das liberale Ministerium Avakumovitsch, Aufhebung des Dekretes der Skupschtina in Betreff der Verbannung des Exkönigs Milan und Ausschließung derjenigen Persönlichkeiten der radikalen Partei, die bekannte Gegner der Dynastie sind. Es war nicht zu erwarten, daß das Ministerium Gruitsch auf diese Bedingungen eingehen werde. Dasselbe erhielt also seine Entlassung und am 24. Januar bildete der seitherige serbische Gesandte am Wiener Hofe, Gjoka Simitsch das neue Ministerium, in dem er selbst Ministerpräsident, Minister des Aeußern und interimistisch Finanzminister, General Zdravkovics, Bautenminister, Staatsrat Svetomir Nikolajevics Minister des Innern wurde; Oberst Milovan Pavlovics den Krieg; Professor Lozanics Handel und Ackerbau, Professor Andra Gjorgjevics Justiz und interimistisch Kultus und Unterricht übernahm. Das neue serbische Kabinet läßt sich am besten als ein der Dynastie sehr ergebenes Arbeitsministerium bezeichnen. Das Ministerium Simitsch kann insofern ein neutrales genannt werden, als keiner der Minister ausgesprochen einer politischen Partei angehört oder sich als Parteimann exponiert hatte. Ministerpräsident Simitsch selbst ist ein gemäßigter Liberaler. Nach Vollendung seiner Studien in Deutschland trat er in das Ministerium des Aeußern, lernte den Dienst nach allen Richtungen hin kennen, stieg bis zum Sektionschef, worauf er diplomatischer Agent in Sofia, später Gesandter in Petersburg und vor drei Jahren Gesandter in Wien wurde. Auf allen diesen Posten hat er Beweise hervorragender Begabung und Arbeitskraft geliefert. Seine Thätigkeit in Wien ist bekannt; er war mit allen Kräften bemüht, die Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien gut zu gestalten. Herr Simitsch ist ein durchwegs versöhnlicher Charakter, der, trotz der heftigen Parteikämpfe in seinem Vaterlande, bei allen Parteien in besonderem Ansehen steht.

Gjoka Simitsch,
der neue serbische Ministerpräsident.

Montreux am Genfersee.

Von

Dr. phil. M. Kronfeld.

(Hierzu das Bild Seite 417.)

Jene Bucht des Genfersees, mit Territet und Montreux, die von Rousseau, Byron und Matthisson besungen worden, hat die Großen aller Nationen von jeher angezogen. Oberhalb Territets, wo kürzlich die Kaiserin von Oesterreich weilte, liegt Glion, durch eine der kühnsten Bergbahnen erreichbar, wo Lothar Bucher seine Augen geschlossen hat. Durch die umgebenden Bergriesen vollständig gegen den Nordwind geschützt und durch die ausgleichende Wirkung der Seefläche erfreut sich diese Gegend einer wunderbaren Milde der Temperatur. In den meist englisch gehaltenen Parks bei den Villen finden wir in der ersten Frühjahrszeit Magnolien, Lorbeeren, Rhododendron ponticum, Aucuba japonica, Evonymus japonicus und zärtliche Nadelhölzer im Freien; duftende Levkojen, daneben Schneeglöckchen, Leberblümchen und Anemonen blühen überall. Haseln und Erlen haben schon zu stäuben aufgehört; die Rasen sind sattgrün. Auf der Terrasse meines Hotels wird mein Auge zunächst durch die ausgedehnte Wasserfläche des Lac Leman gefesselt, der zwischen Montreux und Meillerie seine größte Breite erreicht. Südlich erheben sich Gipfel an Gipfel, eingefaßt von ernstem Tannengrün. Die unvergleichliche Dent du midi mit ihren sieben Zacken thront stolz wie eine Königin. Gegen Westen verschwimmen die sanften Linien des Jura in der Ferne. Der Pèlerin steigt auf vor dem Blicke, Schloß reiht sich an Schloß, und am Ufer schließen sich die Häuser und Häuschen gleich den Perlen auf der Schnur zusammen. Im Osten ragt aus Kastanienwäldern das Schloß Chillon empor, rechts davon erkennt man die Häuser von Villeneuve. Im Norden bekleiden Rebengärten, Buchenwälder und Alpenmatten die Hänge, ein lehrreiches Bild der Vegetationszonen in den Bergen.

Durchschreiten wir Montreux, so erscheint Clarens in ganzer Schönheit. Ein altes Wirtshaus letzter Güte führt „Bosquet de Julie“ im Schilde. Das mahnt an Rousseau, dessen zweibändige „Heloise“ in der Gegend viel gekauft und meist unaufgeschnitten auf das Nachtkästchen gelegt wird. Auch die Industrie macht in Rousseau. Mir war die Leibwäsche ausgegangen. Ich trat in einen Laden, wo mir Kragen mit der Marke Rousseau angeboten werden. Große Männer verleihen kleinen Sachen ihren Wert. So ein „Rousseau, Halsweite 40“ stellt sich auf 1 Franken. In Deutschland sind sogar „Schiller“ und „Goethe“ um ein Drittel des Betrages zu haben. Byron, der ringsum auf Hotelthoren verewigt ist, hat von Clarens ausgerufen:

„O, süßes Clarens, Heimat reiner Liebe!
In deiner Luft scheint Liebeshauch zu beben,
In Liebe wurzeln selbst des Baumes Triebe,
Dem Schnee der Gletscher hat sie Glanz gegeben.“

Nicht weit von Clarens sind die wirklichen Bosquets de Julie mit ihren an den Urwald erinnernden breitschattenden Kastanienbäumen. Den See zu Füßen, alte Schlösser zu Häupten und dazwischen die lauschigen Haine. Bäume stehen darin, die von Jahrhunderten zu erzählen wissen; Epheu mit arm- und schenkeldicken Stämmen schlingt sich auf bis in die Kronen und der Lorbeer wächst wild und heiter für jeden, der ihn pflücken mag. Dieser Genferseeepheu! Was wollen ihm gegenüber die spärlichen Ranken unserer Wälder heißen? Hier bildet der Epheu selbst Bäume, die wahrscheinlich nur, um Liebenden als sinnig Gleichnis zu dienen, andere kraftvolle Stämme umschlingen. So verliert der Wald niemals sein Laub. Sind die Sommerblätter dahin, dann leihen die Kastanien- und Nußbäume ihr Grün vom Epheu aus. Sein Alter bezeugt das Blühen und Fruchten; der Epheu ist hier voller Beeren wie an den Mauern des Heidelberger Schlosses.

Ich und mein Schweizer Begleiter schritten auf der Straße an hübschen Villen vorbei und kreuzten mehrmals die Züge der Mädchenpensionen, die mit sittig niedergeschlagenen Augen die karg bemessene Frist zwischen den Klavierübungen zu Spaziergängen benutzen. Diese Pensionen gehören zum Genfersee gleich den respektablen Hotelrechnungen. Wie herrlich ist ein Morgen am Ufer, wenn die Sonnenstrahlen über den Wellen flimmern, die schneegekrönten Berge in Silber verwandelt sind, Schwäne und blinkende Segel vor dem Auge hinziehen!

Sprüche.

Von

Alb. Roderich.

Der Dichter muß vor allen Dingen
Seinen Leser zum Denken zwingen,
Und ist er von besonderem Wesen,
Dann zwingt er auch den Denker zum Lesen.

Glosse.

Freund X. denkt über viele Dinge
Mit besonderen Schrullen;
So meint er, manche Eheringe
Hätten die Form von Nullen.

J. Popp: Mignon.

Montreux. Nach einer Photographie von J. Jullien in Genf.

Die Feldinger.

Von

E. von Brixen.

(Fortsetzung.)

Oft fühlte Ilka auch den in ihr brodelnden Lebensdrang durch tollkühne Segelfahrten hinaus in das sturmgepeitschte offene Meer jenseits des Lido.

Und bald ging es hier wie in Wien und überall, wo sie sich aufhielt: sie war in jedermanns Mund als la bella stravaganta, und die Offiziere stießen sich und reckten die Hälse, wenn sie in Ninas Begleitung die Musik auf dem Markusplatz besuchte, pendelten dreist hinter ihr drein, wo immer sie ihr begegneten.

Aus Wien kamen kaum Nachrichten. Ab und zu eine militärisch kurz gefaßte Karte des Generals, ein inhaltsloser Schälerbrief von Nikola.

Zufällig, durch eine ihrer ungeliebtesten Freundinnen, die eines Tages wie ein böser Geist im Palazzo erschien, hörte Ilka, was sich seit ihrer Abwesenheit in Wien zugetragen.

Sie hatten sich bei der Abendmusik auf dem Markusplatz Rendezvous gegeben, um „recht ungestört" plaudern zu können.

Ilka hatte sich seufzend gefügt, zergrübelte sich den Kopf, welche Bosheiten die Freundin wohl in petto haben könne.

Ein paar lächelnde Spitzfindigkeiten auf die in nächster Nähe tuschelnden, umschauenden Offiziere empfingen sie. Dann, bei einem Sorbetto, ging es los.

Zuerst von dem bitterernsten Duell, welches sich unmittelbar nach ihrer Abreise abgespielt.

„Ein Duell?"

„Ei, so wissen Sie nicht —?" fragte die andere ungläubig.

Ilka hätte sich ohrfeigen mögen über ihre gedankenlose Frage. Als ob sie sich nicht sagen konnte —

„In der That — ich — ich weiß nicht —"

Die Freundin lächelte malitiös.

Bei den nahen Beziehungen der Familien klang das ja auch unglaublich genug, obwohl es doch die Wahrheit war.

„Man sprach damals von einem Liebeshandel," fuhr die Erzählerin mit einem falschen Blick in Ilkas todbleiches Gesicht fort. „Aber derlei Affairen zwischen Herren pflegt man bekanntlich immer das weibliche Motiv unterzuschieben."

Ilka war zu stolz zu einer Frage, obwohl ihr brennendstes Interesse erregt war. Aber die Freundin, nachdem sie geschickt den Köder ausgeworfen, ließ das arme Opfer zappeln, sprach weiter über Persönlichkeiten und pikante Details, die Ilka interesselos belachte. Bis plötzlich Janos' Name wieder an ihr Ohr schlug.

„Der Aermste hat es definitiv mit dem lieben Gott verdorben. Man spricht von stark derangirten Verhältnissen, so etwas wie eine Konkurserklärung über sein polnisches Raubnest. Thatsächlich hat man ihn seit Ihrer Abreise in Wien nicht mehr gesehen."

„Er wird in Sosnowice sein, hier in Venedig ist er wenigstens nicht," brach Ilkas lange zurückgehaltener Unwille endlich durch. Dann lachte sie. „Denn das wollen die lieben Wiener wohl doch damit sagen!"

„Aber ich bitte Sie, Liebste! Hier! Im Gegenteil —"

„Vielleicht läßt man ihn auch schon drüben in Amerika Steine klopfen. Es gibt ja immer welche, die allzugern schon die Lebenden begraben," lachte Ilka.

Sie trennten sich mit den lebhaftesten Wünschen auf ein baldiges fröhliches Wiedersehen.

Es drückte Ilka fast das Herz ab, so gar nichts Genaueres erfahren zu haben. Aber an wen sich wenden, um unauffällig Auskunft zu erlangen? Sie ließ alle ihre Freundinnen der Reihe nach Revue passiren. Da war keine außer Cona. Und bis zu ihrer stolzen, einsamen Fürstenhöhe drang das böse Lästerung wohl nicht.

Und plötzlich stand es vor ihr: Josef. Der wußte in jeder Affaire, ob Skandal oder nicht, Bescheid.

„Nie, nie!" Sie schrie es laut auf mit einem schreckhaften Zusammenfahren.

Aber der Gedanke war da, quälte und drängte sie, während sie sich in den langen Winternächten in Angstschweiß gebadet, fiebernd in ihrem Prunkbett herumwarf.

Und einmal, eh' der Morgen graute, bei dem flackernden Licht einer Kerze, in der Marmorkälte ihres Schlafzimmers von eisigem Frösteln geschüttelt, hatte sie ihm geschrieben, kurz und hastig, und seine Antwort wie eine Sündenkorrespondenz poste restante bestellt.

Bis zu dem möglichen Eintreffen seines Briefes lebte sie wie im Fieber, zwischen Reue und Ungeduld. Heimlich, wie eine Verbrecherin, stahl sie sich dann aus dem Palast, um durch Seitengäßchen, unter der Felce irgend einer Miets-gondel fast erstickend, die Post aufzusuchen.

Dreimal machte sie den Weg. Immer mit demselben lautschlagenden Herzen, sich von beobachtenden Augen verfolgt wähnend, und von dem abwinkenden Zeigefinger und dem „niente là, niente là, Eccellenza" des indifferenten Schalterbeamten fast zur Verzweiflung gebracht.

Aufatmend hielt sie endlich das erwartete Schreiben in Händen und ließ sich weit hinausfahren auf das offene Meer, um in Ruhe lesen zu können, was der verwegene Mensch ihr schrieb.

Es war ein tief demütigender Brief für sie. Josef, wie er leibte und lebte. In seiner wilden, trotzigen Begehrlichkeit ihre Fragen auffassend, wie sein unzähmbarer Wille es wünschte —

Sorge um ihn — Sehnsucht nach ihm — Liebe für ihn hat er aus jedem ihrer Worte herausgelesen und dankt ihr in überströmender, leidenschaftlicher Zärtlichkeit, daß sie ihm zuerst die Hand entgegenreicht über den Abgrund, der sie trennte.

Aber er habe gewußt, daß es so kommen werde, kommen müsse, er kenne sie ja so genau, sie und jeden Zug ihrer Seele, und so habe er sich in Geduld gefügt, bis sie selbst ihm die Erlaubnis gegeben — —

Ihre Empörung bricht sich in rückhaltlosem Schluchzen. Die kleinen Fäuste bearbeiten in ohnmächtiger Wut die gepolsterten Wände und Kissen ihres engen Gefängnisses. Sie zerreißt die Schmach dieses Briefes mit ihren weißen Zähnen.

Er bittet sie um baldige Antwort.

„Nie, nie, nie!" schreit sie wieder laut auf. „Ich will nicht — will nicht mehr, jetzt nicht mehr!"

Aber er kannte ihre paradoxe, wetterwendische Slavennatur, die das eine will und gerade darum das andere thut.

IX.

Die Wiener Freunde der Schwarzburgs hatten hoch aufgeschaut, als ihnen bald nach Weihnachten Karten, die das feinkolorirte Schwarzburgsche Wappen trugen, eine Einladung zu dem Karneval in Venedig brachten. Eine Notiz in der linken Ecke avisirte, daß am 18. Februar, des Morgens gegen zehn Uhr, ein Expreß auf dem Südbahnhof zur Verfügung der Herrschaften stehen werde.

Man hatte viel geflüstert und die Köpfe über dieser wunderlich amüsanten Idee der Slavin zusammengesteckt, die übrigens nicht von ihr, sondern von dem Josef ausging. Dann aber hatte man doch gern angenommen, und unter viel Gelächter und lauten Ausbrüchen des Schreckens und Vergnügens über die unheimlich sargähnlichen Schachteln, die am Bahnhof der Gäste harrten, die Lagunenstadt gewissermaßen im Sturm genommen.

Außer der Prinzeß Cona, welche, Ludwig als Reisemarschall bei sich, einige Tage früher angekommen war, logirten die Gäste in den Prachträumen des Hotel de l'Europe, da die Räumlichkeiten des Palazzo für alle diese verwöhnten Ansprüche nicht genügt hätten.

Und da war's nun den ganzen Tag ein Kommen und Gehen, eine Lustigkeit vom Morgen bis in die Nacht hinein zwischen dem Hotel und der ein paar Ruderschläge davon entfernten stillen ca nera, wie der Volksmund den Palazzo wohl wegen seiner schwarzgrünen Porphyrsäulen und -simse kurzweg bezeichnete.

Schwarzburgs, das mußte ihnen der hämischste Neid lassen, verstanden es, Feste zu arrangiren. Nie ein Vergnügen bis auf die Neige ausgekostet, immer Abwechslung, immer originelle Ueberraschungen. Und in den Rahmen der südländischen Karnevalsstimmung ließ sich vollends ein buntes Allerlei einfügen.

So wechselten Bälle, Diners, Maskenkorsos, Jacht- und Gondelfahrten, und die fröhliche Leichtlebigkeit und Genußfähigkeit der Gäste unterstützte das liebenswürdige Bestreben der Wirte auf das beste.

Mit Leib und Seele stürzte sich Ilka in das aufgeregte Treiben. Ging wohl auch manchmal zu weit, wenn sie, die schlanken Glieder unter dem Domino verborgen, in Josefs problematischem Schutz die gewagtesten Exkursionen unternahm und sich sogar mitten in die veglioni-Ausgelassenheit der Lokale drängten und vierten Ranges mischte.

Anfangs hatte sie dem Wiedersehen mit banger Scheu entgegengesehen. Aber sein wohlüberlegtes, brüderlich besonnenes Auftreten hatte sie beruhigt.

Dabei war er die Liebenswürdigkeit in Person gegen die Gäste, von rührender Besorgnis für den hinfälligen Onkel.

„Die paar Wochen hinter den hohen Festungsmauern haben ihm mächtig gut gethan," sagte der gedankenlose Leopold zu Nina.

„Festungsmauern? Was meinst Du damit?" fragte sie erstaunt.

Und so erfuhr auch sie die unselige Duellaffaire. Eine Ahnung von etwas unsagbar Traurigem und Schrecklichem, das jenseits des Jubels auf sie lauere, beschlich ihr junges Herz. Freude hatte sie sich ohnehin nicht von den Festlichkeiten versprochen, nur Zerstreuung. Jetzt aber sah sie überall den unter einem schweren Säbelhieb niederbrechenden Freund, vergegenwärtigte sich die Melancholie seiner Einsamkeit in dem unter Schilf und Weidengebüsch verlorenen Polendorf.

Der junge Seemann begriff nichts von dem veränderten Wesen und der gedrückten Schweigsamkeit seiner blonden Braut.

Er quälte sie mit Fragen, forschte und suchte, bis das Dombrescu-Feldingersche Blut in ihr aufwallte und sie sich allen Ernstes dies an ihr Herumkritteln und Herumfragen verbat. Sie sei, wie sie sei und daran sei nichts zu ändern, und wem sie so nicht gefalle, der möge sich doch nach einer andern umsehen, sie habe nichts dagegen.

Und damit verließ sie die Terrasse, wo sie mit dem Verlobten und Josef gesessen hatte.

„Der arme Junge, er thut mir leid," sagte Cona, neben Ludwig in den engen, immergrünen Gängen des Gärtchens promenirend.

„Glücklich genug, von Dir bedauert zu werden, meine Königin," entgegnete Ludwig — das Du der Maskenfreiheit hatten sie nun auch in das tägliche Leben hinübergenommen — und damit hatte er sich mit der Schwester und des Poldls Herzensangelegenheiten abgefunden.

„Gib die Nina auf, wenn ich Dir gut raten soll, Poldl," meinte Josef oben und streckte sich, beide Hände in den Taschen, lang auf seinem Stuhl. „Ihr seid nicht für einander gebacken, ihr zwei, glaub's! Ich hab' nämlich 'nen scharfen Blick in derlei Dingen."

Leopold fuhr mit leichenblassem Gesicht auf.

„Wie kommst Du dazu, mir das zu sagen? Laß Deine Reiterspäße von Nina und mir, ich bitte."

„Reiterspäße! Reiterspäße! Lalalala —" Und Josef pfiff sich ein paar Takte aus seinem lieben Augustin.

„Na, im Grunde hast Du recht," sagte er dann gelassen. „'s ist Deine Sach'. So sieh denn zu, wie Du mit ihr fertig wirst. Ihr jungen Menschen seid 'mal alle so. Der Vernunft und Erfahrung schließt ihr Thür und Thor, und ist's hernach zu spät —"

„Sieh Du zu, daß Du mit all Deiner weisen Vernunft nicht noch selbst Schiffbruch leidest," brauste Leopold auf.

Josef zuckte die Achseln und verließ ihn mit einem mitleidigen Lächeln.

Als er kurz darnach wieder vorüberkommt, sieht er den Poldl, den Kopf in beiden Armen stützend, immer noch regungslos auf demselben Platz, einen Ausdruck leeren Schmerzes in den lustigen, braunen Augen.

Digitized by Google

Und im Garten, im Schatten eines blühenden Lorbeers, sitzt Ludwig und starrt mit demselben leeren Blick einer verschwundenen Gestalt nach.

Ein Lied fährt dem Josef durch den Kopf. Es ist einmal bei einer Musiksoirée im Palast Schwarzburg gesungen worden, und da hat er sich die schwermütige Melodie und diese paar Worte des Textes behalten:

„Sie küßte mich auf Treu' und sprach dabei,
Ich glaubte es nicht, wie gut das klang —
Das Wort: Ich liebe dich
Es war ein Traum."

Singend verläßt er den Palast.

X.

Ein herrlicher Frühlingstag ist über der jubilirenden Lagunenstadt aufgestiegen, Meer und Himmel verschmelzen in einem tiefen südlichen Blau und eine linde, sonnvergoldete Luft umschmeichelt diese ganze Stein gewordene Vergangenheit.

Aber doch klingt etwas wie Wehmut durch diese strahlende Frühlingsschönheit — der Abschied von der tollen Lust und der närrischen Freude vielleicht.

Die Damen der cà nerà sind auf dem großen Mittelbalkon des Palazzo versammelt, lehnen in plaudernden, fröhlichen Gruppen über die teppichbehängte Brüstung und freuen sich auf die bevorstehende Korsofahrt in das herrliche Frühlingswetter hinein und über das amüsante Durcheinander der vielen blumengeschmückten Gondeln auf dem breiten Wasser des canale grande.

Nur Ilka leidet unter dem Druck einer ihr selbst unerklärlichen Beklommenheit, und auf Conas lächelnde Frage nach dem Warum findet sie keine Antwort.

„Vielleicht ist es der Gedanke an die nächste Zukunft," meint sie. „Noch zwei Tage, dann büßen wir alle unter dem Aschenkreuz und Venedig ist la mortà mehr denn je, die Stadt des ewigen Aschermittwochs."

„Ach, wer denkt über das sonnenhelle Heut hinaus!" wehrt Cona fast unwillig.

Sogar ihr stolzer, kalter Ernst hat nur Gedanken für das bevorstehende originelle Vergnügen: ein Blumenkorso in dem blütenarmen Venedig, als Einleitung des mehr volkstümlichen martedi grasso.

Das Programm für den Nachmittag ist mit Schwarzburgscher Verve ersonnen.

Der Zug der Oesterreicher wird sich in der cà nerà formiren und gewissermaßen als geschlossenes Ganzes auftreten, das wahrt inmitten dieser lärmenden, südländischen Ausgelassenheit doch immerhin die Exklusivität. Ein Musikchor in den Schwarzburgschen Farben schwarz-blau-silber an der Spitze, werden sich die Fahrzeuge in Schnabelreihe an der Piazzetta und der Riva vorbeibewegen, um sich dann erst in den Lagunen zu verstreuen. Um sieben Uhr wird ein Diner auf der Jacht die Herrschaften wieder versammeln und die Rückfahrt im Mondenschein gemeinsam gemacht werden.

Mit dem Glockenschlag drei legen die Gondeln in der vorgeschriebenen Ordnung am Palazzo an, ein bunter Blumenflor in allen Schattirungen, manche versteckte oder offene Anspielung in der Wahl der Blumen und der Farben darunter.

Die Prinzeß Cona und Ludwig eröffnen den Zug, Ilka und Josef werden ihn beschließen.

Dem Grafen war dieses Arrangement nicht lieb gewesen. Er hatte gewünscht, daß Ilka den Corso in seiner und des Brautpaars Begleitung besuche, dann aber dem Neffen die Freude nicht stören wollen.

„Ich verstehe nicht, wo er bleibt," sagte er jetzt unmutig, allein mit Ilka und dem Brautpaar zurückgeblieben.

Da hastete Josef aus dem Garten herauf. Er entschuldigte sich lebhaft. Eine Blumenkiste sei eben erst angekommen, das habe ihn aufgehalten.

„Noch mehr Blumen?" fragte Ilka erstaunt. „Du hattest ja schon drei Körbe voll Rosen aus Nizza und Grasse bekommen."

Und Nina, betroffen von dem Ausdruck seines Gesichtes, in dem die Freude eines bösen Triumphes lag, fragte, wo denn die Gondel bliebe.

„Sie kommt sofort, fahrt nur indes los," sagte Josef und furchte die Brauen, denn in demselben Augenblick schoß die unvorsichtige Gondel aus dem engen Kanal, der die Nordseite des Palastes bespülte, und tänzelte kokett auf dem spiegelklaren Wasser, damit man sie auch gebührend bewundere. Uebrigens ein entzückendes Blumenkunstwerk — Rosen, nur Rosen — das düstere Schwarz des Schiffchens ganz verdeckt von dem weichen Mattgelb der vollen Blüten der Maréchal Niel, und zwischen dem bräunlichen Laub graziöse Büschel weißer Margueriten wie von loser Hand hineingesteckt.

Leopold hat Nina in seine anspruchslosere, ganz in grün und weiß gehaltene Gondel geholfen und reicht dem Onkel die Hand entgegen, da fliegt Ilka wie im Wirbelsturme an ihm vorüber. Das kleine Boot schaukelt hoch auf; sie aber lacht, in das dunkle Polster geschmiegt.

„Ich fahre mit euch. Hier bin ich und hier bleibe ich, mögt ihr wollen oder nicht," ruft sie und lacht — lacht hell über die bestürzten Mienen der anderen.

„Aber, liebes Kind, — Josef!" mahnt der Graf, „das geht ja gar nicht, ich bitte Dich."

„Weshalb nicht? Laßt ihn doch nebenher gondeln — oder hintendrein," trotzt sie.

Man kann sie doch nicht mit Gewalt herausholen — ganz unmöglich! Der alte Höfling ist um seine ganze Fassung gebracht über diese Scene, noch dazu vor dem Dienstpersonal.

„Entschuldige, lieber Josef, ich verstehe wirklich nicht, es — es ist mir höchst unangenehm," stammelt er ratlos und legte die welke Hand auf die Schulter des Neffen.

Josef fährt zurück, als berühre ihn ein giftiges Reptil. Ein böser Blick aus den hellen Augen trifft Ilka.

„Bitte, beunruhige Dich nicht, Onkel Schwarzburg, ich kann mich auch allein amüsiren," droht er.

Ilka lacht herausfordernd.

„Nun, dann Glück auf den Weg!" spottet sie, während auch in ihren Augen das gelbliche Licht wetterleuchtet.

„Schilt nicht, weil ich Deine Begleitung wählte, Carlos," bittet sie im Abfahren, schmeichelt die Hand durch seinen Arm, ganz wunderhübsch in der glatten, schwarzen Sammetrobe, die wallenden Federn eines Rembrandt über dem leichtgewellten Blondhaar.

„Hättest Du es nur eher überlegt, Liebe," tadelt der Graf freundlich.

„Als ob ich jemals überlegte!" lacht Ilka. „Es kam so über mich, mit einemmal, le diable slave, weißt Du."

„Zum Teufel mit ihrem diable slave," denkt der Poldl.

Schweigend folgen sie dem Strom der Fahrzeuge, gleichgiltig in der um sie jubelnden Faschingsausgelassenheit.

„Ich bin müd', möchte nach Haus," erklärte Ilka plötzlich übellaunig.

Alle atmeten auf, fühlten sich so fremd und verloren hier — wie ausgestoßen aus dieser Welt der Freude und des Scherzes.

Auch der Graf nickte zustimmend. Das Lärmen und Treiben um ihn her greift ihn an. Zudem ist er erregt und ruhelos. Ein Blitzstrahl der Erkenntnis hat durch seine ahnungslose Vertrauensseligkeit gezuckt. Empört will er die schmählichen Zweifel von sich weisen, aber sie kommen aufdringlich immer wieder zurück, wie die Schatten unvermeidlich im Gefolge des Sonnenlichtes.

Ilka ahnt nicht, was in ihm vorgeht. Nur sein starrer Blick ängstigt sie. Besorgt fragt sie, ob er nicht wohl sei. Aber er beruhigt sie mit freundlicher Antwort.

Sie haben nun das Gewühl hinter sich. An San Giorgio Maggiore vorüber steuert der Gondoliere der Giudecca zu, um durch Seitenkanäle unbehelligt den Palast zu erreichen.

„Già è!"

Der scharf kadenzirte Appell der Gondolieri gellt dicht neben ihnen. Eine Fülle gelber Rosen, ein Regen von Rosenblättern und Margueriten überschüttet sie. Bord an Bord fast schießt die Rosengondel vorbei. Eine niedliche, kokette Italienerin spreizt sich seelenvergnügt inmitten der Rosen und Margueriten. Ihr zur Linken lümmelt Josef, schwenkt grüßend seinen breiten Calabreser, lacht, daß sein festes, weißes Raubtiergebiß unter dem blonden Schnurrbart blitzt.

„War das nicht Josef? Wen in aller Welt hat er denn da bei sich?" schreckte der Graf aus seinen bitteren Gedanken.

Ilka und Nina wechselten einen Blick. Leopold wollte nichts gesehen und gehört haben, obwohl er die nette Cecca, die fiorista von der Piazza, auf den ersten Blick erkannt. Welcher Kavalier hätte die dreiste, kleine Fliege nicht erkannt!

Bei dem Diner auf der Jacht fehlte Josef.

Und am folgenden Morgen beim Dejeuner renommirte er vor der ganzen Tischgesellschaft mit seinen Faschingserlebnissen während des Korsos, und später, am Abend, auf den veglioni in den verschiedenen Trattorien der Stadt.

Tolerant belächelte man seine stark aufgetragenen Stückchen. Der Faschingsteufel fährt ja nur einmal im Jahre in die Menschheit, da drückt man gern ein Auge zu.

Nur Ilka empörte sich gegen seine kavaliere Art.

„Du spartest Dir die Schilderungen Deines Amüsements besser für das Rauchzimmer auf," bemerkte sie spitz.

Es war halblaut, für ihn allein gesagt.

Aber er war ihr noch eine Vergeltung schuldig für gestern — sein Dombrescublut kochte auf.

„Pardon," entgegnete er so laut, daß jedermann ihn hören mußte. „Aber ich ahnte nicht, daß Du Anstoß nehmen würdest, nachdem Du Dich selbst so und so oft an besagten Amüsements beteiligt hast."

Alle horchten auf. Auch der Graf schüttelte seine Apathie von sich.

„Was sagst Du, Josef?" Und die erloschenen Augen richteten sich mit einem sonderbar phosphoreszirenden Leuchten auf den Neffen. „Soll das ein Scherz sein?"

Ilka wollte heftig antworten. Aber Cona erhob sich, trat zu ihr und legte die schmalen Hände mit warnendem Druck auf ihre Schultern.

„Sie müssen dem Karneval allerhand Narreteien zu gute halten, Herr Graf," übernahm sie mit lächelnder Ruhe die Rechtfertigung der jungen Frau. „Am Sonntag, vor einer Portion Orangeneis bei Quadri, bekamen wir plötzlich Lust, uns den Maskentumult in der Stadt anzusehen. In Begleitung unserer Herren riskirten wir auch wirklich einige der bekanntesten Trattorien. Es war ein mäßiger Genuß. Viel Lärm, schwere Luft, geschmacklose Masken. Herr von Feldinger sieht durch den loup, da erscheint leicht alles etwas ungeheuerlich."

Ihr eisiger Blick hielt Josef in Schach.

„Wenn ich nicht irre, erzählte ich Ihnen den Scherz, Herr Graf," fuhr sie fort.

„Ach ja, ich bitte tausendmal um Vergebung," stammelte der Graf. „Mein Gedächtnis läßt mich jetzt manchmal im Stich."

Er schämte sich der Schwäche wie einer Unhöflichkeit.

„Pfui, Herr von Feldinger! So rächt sich kein Edelmann!" sagte Cona und maß Josef mit hochmütiger Verachtung, als sie nach beendetem Frühstück an ihm vorbei aus dem Saal ging.

Die Mißstimmung, die dieser Auftritt verursacht, wich für den Rest des Tages nicht von den Beteiligten. Und der ungewöhnlich schwüle Siroccohimmel, der wie ein bleigrauer Alpdruck über Venedig lastete, trug nicht dazu bei, das allgemeine Unbehagen zu mildern.

Die Nachmittagspost brachte dem Grafen einen Brief des Schwagers.

Er hatte noch einmal geschrieben. Als Sterbender das Opfer des Vaters gefragt. Von den drei Söhnen konnte der Franzl wohl einen hergeben.

Schweren Herzens gab der General endlich seine Einwilligung.

„Ob der Josef alle Deine Hoffnungen erfüllen wird, weiß Gott im Himmel allein," schloß er seinen Brief. „Mir hat er immer nur Mühe und Sorgen gemacht, aber möglich, daß ich seinen Teufelscharakter nicht richtig anfaßte. Jedenfalls kennst Du ihn so gut, wenn nicht besser als ich, der eigene Vater. So möge nur der Himmel verhüten, daß Deine Güte nicht einmal niederträchtigster Undank lohne. Denn der Pepi ist ein leichtsinniger und gewissenloser Mensch, traitabel so lange ihm nichts im Wege steht. Aber der Satan in ihm schlummert nur. Man kann ihm nie trauen. Dies ist meine unmaßgebliche Vatermeinung."

Den Brief in Händen saß der alte Mann lange in regungslosem Sinnen am Fenster seines Arbeitszimmers und sah dem dunkel strömenden Wasser nach.

Bismarck an Kaiser Wilhelm Heinrich

Drei-, viermal hatte er schon die Hand auf die Schelle gelegt, um Josef durch den Kammerdiener zu sich zu beordern — auf sein Ehrenwort will er ihn fragen —

Und immer wieder ließ er die welken, kühlen Finger, in denen der Strom des Lebens nur noch matt pulsirte, sinken, aus Furcht vor dem, was er erfahren würde.

Die Dämmerung verschleierte das lautlos gleitende Wasser, füllte das Zimmer. Ihn fröstelte in der Marmorpracht des kostbar ausgestatteten Gemaches.

Der treue Pakosch trat endlich leise ein, da gab der Graf Befehl, den Neffen zu rufen.

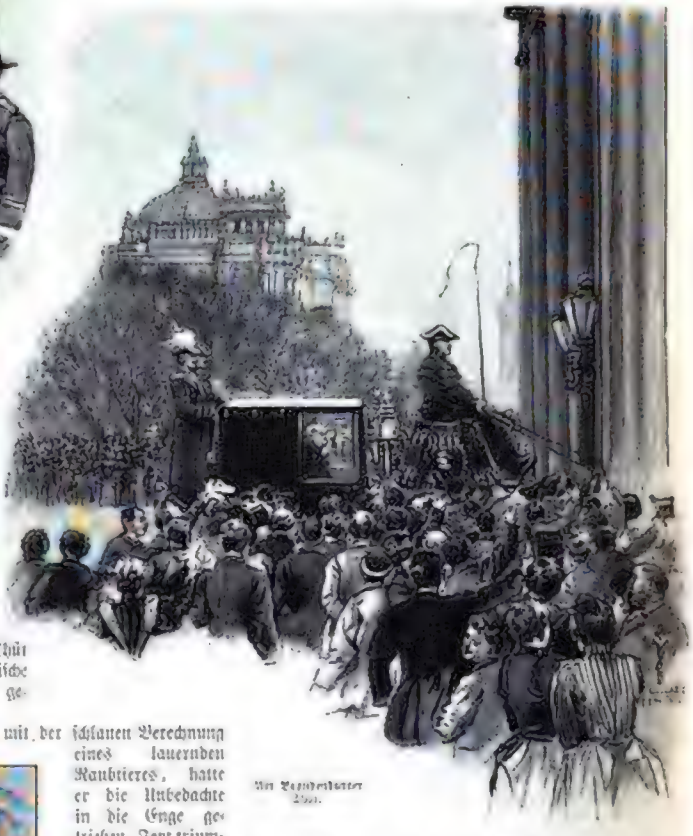
Man suchte überall. Die Diener durcheilten die halbe Stadt, aber Josef war spurlos verschwunden, wie eingeschluckt von den Irrgängen all dieser schmalen Gäßchen und Gäßchen.

Er hatte, während der Onkel einsam grübelte, fast Thür an Thür mit ihm eine stürmische Unterredung mit Ilka gehabt.

„Nina, Nina, geh nicht mit mir ins Gericht,“ schrie Ilka auf. „Wenn Du wüßtest, wie das Leben vor mir liegt, eine lange, lange, endlose Straße in herzertödtender Oede und Verlassenheit, und vor mir und neben mir und hinter mir das Grauen —“

„Ich maße mir kein Urteil über Dich an,“ entgegnete Nina leise. „Nur eins ist mir unfaßbar, erst Janos —“ Sie brach ab, schlug die gefalteten Hände vor die thränenlosen Augen. „Ach, wär' ich doch daheim bei dem Papa.“

An diesem Abend versammelte ein Maskenball



Im Lagunentheater

alle einheimischen und fremden Aristokraten und die Honoratioren Venedigs vom Zivil und Militär zum letztenmal in der ca nera.

Unter einem in dem weißen Marmorfestsaal errichteten Purpurbaldachin thronend, empfingen Graf und Gräfin Schwarzburg in prachtvollen, historisch getreu nachgebildeten Kostümen eines Dogen und einer Dogaressa aus der Tizianschen Epoche ihre Gäste, und eine bunte, phantastische Menge belebte bei den fröhlichen Klängen einer Militärkapelle die vornehmen Marmorsäle.

Ilka war von aufgeregter Lustigkeit. Aber trotz Lachens und Scherzens irrten ihre Augen ruhelos in die Ferne, als suche sie nach einer in dem sie umringenden Menschenstrom verlorenen Freundesseele.

Die Erregung über die Erlebnisse des heutigen Tages bebte noch in ihr, und sie zitterte vor der Entscheidung der nächsten Stunden oder Tage.

Abwesend, wie im Traum, nahm auch Nina an Tanz und Unterhaltung teil. Ihre Augen gingen unaufhörlich von dem verfallenen Greisengesicht des Onkels zu der hohen Gestalt eines schwarzen Domino, der sich scheu in den Ecken herumdrückte, die hellen Augen wie Dolchspitzen unter der dunklen Umrandung der Maske, und weiter zu der schuldigen Freundin. Sie las das eigene Leid in den fieberisch leuchtenden Augen und den beweglichen Mienen der Slavin und der ganze Fastnachtsjubel schien ihr so fade und sinnlos, so unbegreiflich in dieser Welt voll Elend, Angst und Sünde.

Mit halbem Ohr hörte sie dabei auf den Verlobten, der unaufhörlich in sie einsprach, und gab so verkehrte und zerstreute Antworten, daß Leopold endlich kopfschüttelnd und über den diable slave

Schritt für Schritt, mit der schlauen Berechnung eines lauernden Raubtieres, hatte er die Unbedachte in die Enge getrieben. Jetzt triumphirte sein Dombresenblut. Schwach und müde ergab Ilka sich ihrem Geschick — Nina überraschte sie in seinen Armen.

Es fielen böse Worte zwischen den Geschwistern.

„Den Freund aus der Kinderzeit tötest Du mir; machst mich zur Mitschuldigen an Deinem Verrat gegen den besten und gütigsten Onkel; die Achtung vor der Schwester unserer Mutter raubst Du mir,“ warf sie ihm außer sich vor und drohte, als er höhnend spottete, mit dem Vater, dem Onkel —

„Du wirst es nicht thun, um meinetwillen nicht,“ flehte Ilka fast auf den Knieen vor ihr, nachdem sie allein geblieben. — In finsterem Schweigen wandte sich Nina ab.

Allein bei Fürst Bismarck.

Lionel Walden: Mit vereinten Kräften.

seufzend, seine Versuche, Nina aus sich herauszulocken, aufgab.

Ein armenisches Fürstenpaar vollendete soeben unter rauschendem Beifall die hora, die sie vor dem erhöhten Dogensitz getanzt.

Ninas Aufmerksamkeit wurde dadurch von den drei Menschen, denen all ihr Denken galt, abgelenkt.

Als sie aufsah, war Ilka verschwunden. Die Armenierin hatte ihren Platz neben dem Grafen eingenommen. Ihr blonder Partner lehnte an ihrem Sessel. Sie plauderten lebhaft und fröhlich mit dem alten Herrn.

„Wie egoistisch sie in ihrem Glück und ihrer Liebe sind!“ dachte Nina bitter. „Eine Welt könnte um sie in Trümmer gehen, und sie würden es vielleicht nicht einmal bemerken. Wo nur Ilka hin ist, und der Pepi?“

Sie wollte ihnen folgen, aber ein italienischer Kapitän holte sie zu einer Quadrille, und so mußte sie mit der bangen Unruhe im Herzen tanzen und die Qual einer in gebrochenem Französisch geführten Unterhaltung lächelnd ertragen. (Fortsetzung folgt.)

Psychopathische Minderwertigkeiten im Kindesalter.

Von

J. Trüper.

„Psychopathische Minderwertigkeit“ ist ein Ausdruck, der den meisten Lesern neu sein wird. Er ist es auch in der That und wurde zuerst in Anwendung gebracht von dem königlich württembergischen Staatsirrenanstaltsdirektor Dr. Koch in Zwiefalten.*) Doch nicht bloß der Name ist neu, auch der Inhalt des bezeichneten Begriffs bietet ein neues System nervöser und seelischer Anomalien, das Koch zuerst als selbständiges Gebiet innerhalb der Psychiatrie und Neurologie abzusondern, zu umgrenzen und in die rechte Beleuchtung zu rücken versucht hat. Unter dem Ausdruck psychopathische Minderwertigkeiten faßt er nämlich „alle, seien es angeborene, seien es erworbene, den Menschen in seinem Personleben beeinflussende psychische Regelwidrigkeiten zusammen, welche auch in schlimmen Fällen doch keine Geisteskrankheit darstellen, welche aber die damit beschwerten Personen auch im günstigsten Falle nicht als im Vollbesitze geistiger Normalität und Leistungsfähigkeit stehend erscheinen lassen.“

Nicht wenige psychopathisch minderwertige Kinder, obgleich sie in sich geschädigt und gekürzt sind, ragen doch in manchen geistigen Leistungen noch über andere gleichaltrige normale Kinder hervor. Jedoch verhalten sie sich psychisch nicht wie andere. Es ist in ihrem Verhalten etwas, das sie vom Durchschnitt ihrer Altersgenossen unterscheidet, das alle in sich eigenartig, manche sehr auffällig macht. Andere nehmen nach und nach Schwächen und fehlerhafte Eigenschaften an, die sie vordem nicht hatten. Doch können sie weder in dem einen noch in dem andern Falle für schwachsinnig oder für geisteskrank (im eigentlichen und gebräuchlichen Sinne des Wortes) gelten. Ihre Unzulänglichkeiten, Verkehrtheiten und Mängel schaffen zwar oft sehr zu beachtende Hemmungen mancher Art bei ihrem Thun und Lassen und machen sie von klein auf schwer erziehbar, sofern sie nach den Erziehungsplanen und -Methoden für Normale behandelt werden sollen; aber ob die Erschwernis auch weit gehe, so sind sie doch nicht in der Weise geschwächt, gebunden, hingegeben und gehemmt, daß sie die Freiheit ihrer Willensbestimmung und die Bildungsfähigkeit eingebüßt hätten, wie es zum Beispiel bei den schweren Formen der Idiotie, der Epilepsie und anderen eigentlichen Geisteskrankheiten der Fall ist.

Wer kennt nicht aus eigener Anschauung solche eigenartige Kinder, die weder schwachsinnig noch geisteskrank sind, aber dennoch der Pflege und später auch der Erziehung und dem Unterricht viele Mühe und Schwierigkeiten bereiten, wenn Eltern und Erzieher auch nicht immer klar darüber sind, wo die eigentlichen Ursachen liegen? Manchem solchen Kinde stehen Haus und Schule zuletzt rat- und hilflos gegenüber; man verfällt von einem mißlungenen Versuch in einen andern, bis schließlich die geistige und sittliche Regelwidrigkeit sich derart steigert, daß das Schmerzenskind überhaupt nicht mehr zu einem brauchbaren Glied der menschlichen Gesellschaft, wenn auch nur der Familie, zu bilden ist, und es als Degenerirter oder als Geisteskranker geschlossenen Anstalten übergeben werden muß. Wenn eine Statistik der nervös wie geistig und sittlich geschwächten, überreizten, interesselosen, leistungsunfähigen oder gar entarteten und zuletzt moralisch verdorbenen und verkommenen Schmerzenskinder der Familien aller Gesellschaftskreise möglich und vorhanden wäre, so würde man bald begreifen, welche Frage von weitgehendster Bedeutung das Studium der seelischen Fehler und der psychopathischen Minderwertigkeiten im Jugendalter und ihre erziehliche Behandlung ist.

Leider hat aber die literarisch sonst so fruchtbare Pädagogik mitsamt dem öffentlichen Erziehungswesen hier seit je schwere Versäumnisse aufzuweisen. Denn wenn die Pädagogik ein tieferes Studium aus dem Menschen auch in seinen pathologischen Verhältnissen gemacht hätte, so würden – wie der Wiener Psychiater von Krafft-Ebing meint – manche Fehler und Härten der Erziehung überhaupt weggefallen, manche unpassende Wahl des Lebensberufes unterblieben und damit manche psychische Existenz gerettet worden sein.

Eine Art psychopathischer Minderwertigkeit mag das Gesagte uns veranschaulichen. Wir wählen die in gebildeten Familien, namentlich unserer großen Städte, so häufig vorkommende „reizbare Schwäche“.

Die damit behafteten Kinder sind anscheinend „geweckt“ und viel versprechend. Allein die anfangs gesteigerte Erregbarkeit läßt unverhältnismäßig früh nach, und auf stärkere Erregungen und Anstrengungen hin erlahmt gar schnell die geistige Spannkraft, bald andauernd, bald vorübergehend. Die Kinder sind dann „erschöpft“.

Nicht selten macht das Lob, welches man solcher oft in die Augen springender Lebhaftigkeit und Aufgewecktheit eines Kindes schon in der Wiege spendet, die Eltern glücklich und stolz; sie werden ermutigt, das Kind weiterhin geistig recht zu wecken und wecken zu lassen, anfangs durch Necken, Liebkosen, Spielen, Fragen und dergleichen, später durch verfrühten und vermehrten Unterricht, bis es infolge der Ueberreizung allmählich – verdummt.

Im vorschulpflichtigen Alter haben manche solcher Kinder noch Interesse für alles, ja sie hören und sehen und denken und schwatzen in altkluger Weise zu viel über alles und jedes. „Reizende Kinder“ werden sie genannt. Es fehlt ihnen aber schon die Ruhe und die Beständigkeit. Jeder neue Reiz löst unmittelbar eine neue Thätigkeit aus oder regt bei passiveren Naturen neue Gedankenverbindungen, oft sehr phantastischer Art, an; sie sind dem Schmetterlinge gleich, der ruhelos von einer Blume zur andern fliegt. Ist das Kindermädchen oder die Mutter schwach, so zeigt sich nun so leichter Eigensinn, der oft ein Schreien, Hinwerfen, Stampfen mit dem Fuße und ähnliche zwecklose Bewegungen auslöst. Bald sind sie kleine, alles und jedes ungehemmt nachsprechende Papageien, bald ist die Sprachentwicklung auch sehr gehemmt. In der Schule sind sie dem fremden und Gehorsam ernstlich fordernden Lehrer gegenüber anfangs musterhaft artig und fleißig, manchmal auch scheu und stumm; nach einer Ueberreizung in der Schule zu Hause ist das Gegenteil: sehr reizbar und fast nicht zu regieren, und schon in den ersten Schuljahren fangen sie an, Mütter und Schwestern zu tyrannisiren.

Bei der ersten besten Gelegenheit, wie zum Beispiel bei einer Ueberbürdung mit unverstandenem Unterrichtsstoffe, tritt nicht selten eine den Laien verblüffende, unheimliche Erschlaffung ein, ein Herabsinken der Wunderkinder ins Gewöhnliche und unter das Mittelmaß, oder es entwickelt sich gar eine ausgesprochene Psychose, und zwar desto früher und desto gewisser, je mehr man die Sache verkennt und die Kinder, statt sie zu schonen und in sachverständige Behandlung zu geben, noch hineinhetzt, sie überreizt und überheizt mit den schimmernden Geistesgaben, welche ihr Verderben geworden sind, und weil man der vorhandenen Fähigkeiten und der glitzernden Frühreife wahres Wesen nicht erkennt oder nicht zugesteht.

Nicht selten findet man bei solchen Kindern eine Motilitätsschwäche. „Trotz jahrelanger Bemühung unsererseits ist das Kind weder zur rechten Selbständigkeit noch Schnelligkeit beim Ankleiden, beim Schulgang u. zu bringen,“ klagt die Mutter. Und in der That, da lernt man körperlich anscheinend durchaus normale Knaben und Mädchen von vierzehn Jahren und mehr kennen, welche sich noch nicht selbst an- und auskleiden können; keinen Brief zu öffnen und zu schließen wissen; eine angezogene Postkarte nicht abzutrennen verstehen, selbst wenn man ihnen ein Messer in die Hand gibt; keine Lampe anzuzünden und auszublasen vermögen; kein Garten- und Hausgerät handhaben können, auch wenn sie im Garten groß geworden sind; auf dem Eise nicht zu gleiten, mit einem Schlitten nicht zu fahren verstehen und so weiter.

Im Unterrichte begnügt ein solches Kind sich meistens damit, die Worte zu merken, vor allem die gedruckten. Es zeichnet gewöhnlich miserabel, alles unter dem „Schönheits“-Winkel der Schriftlage; es schreibt aber vielleicht gut, manchmal auch herzlich schlecht in unsauberen Heften. Die Dinge betrachtet es als Nebensache. „Man sieht, der Knabe ist zur Sprache begabt, er muß auf die Lateinschule!“

Da sind die Fortschritte dieselben. Wortwissen und Sachkenntnisse gehen immer weiter aus einander. Alles, was wie die Vokabeln und grammatischen Regeln, die Namen und Jahreszahlen in der Geschichte, das Ziffernrechnen, die religiösen Memorirstoffe und so weiter wortmäßig und mechanisch dem Gedächtnis eingeprägt wird, geht anfangs glatt von statten, allein es bleibt mechanisch. Schließlich geht auch hier der Krug so lange zum Brunnen, bis er bricht. Ein wiederholtes Nichtversetztwerden trotz häuslicher Instruktoren mahnt die Eltern, ein anderes Bildungsziel zu suchen, zumal wenn die nervöse Reizbarkeit und die Schwäche des Willens auch in der Schule große Fortschritte in Ungezogenheiten gezeitigt haben.

Nachdem Geist und Wille namentlich durch einseitigen Sprachunterricht noch mehr geschwächt oder gar geschädigt worden, wandern dann diese reizbar schwachen, gleich den allermeisten andern psychopathisch minderwertigen Knaben gewöhnlich vom Gymnasium auf die Realschule. Ein großer Teil findet sich auch hier nicht mehr zurecht; er wird wieder abgeschoben und nun von den Eltern entweder auf eine Erziehungsanstalt mit Berechtigung oder auch auf eine sogenannte „Presse“ geschickt – die letzte Rettungsstation der sozialen Ehre und des Scheines einer privilegirten militärischen Berechtigung! Mit ausgepreßtem Geist, Gemüt und Willen soll nun ein Beruf gewählt und erlernt werden. Darf es uns da wundern, wenn nun auch hier wieder ein großer Teil Schiffbruch leidet, nachdem manche der übrigen schon die Bekanntschaft mit Nervenärzten oder gar mit geschlossenen Anstalten haben machen müssen? Und hätten viele dieser nun auch sozial Minderwertigen nicht durch eine zweckmäßigere Erziehung und einen angemesseneren Bildungsgang von vornherein gerettet werden können?

Auch wir meinen es und wollen darum nicht verfehlen, die Leser aufmerksam zu machen auf eine Schrift, die als Mahnwort an Eltern, Lehrer und Kinderärzte sich wendet, und welcher obige Gedanken entnommen sind.*) Sie gibt uns Aufschluß über das Wesen, die Entstehungsursachen, die Verhütung und die Behandlung solcher abnormen Erscheinungen. Ihr Verfasser schreibt aus seinen Erfahrungen heraus, die er gesammelt hat als Lehrer an öffentlichen Schulen und als Leiter einer im Jahre 1890 von ihm gegründeten eigenartigen Erziehungsanstalt für solche nervöse und psychopathisch veranlagte Kinder. Seine Ausführungen verdienen darum um so mehr Beachtung.

*) Leitfaden der Psychiatrie. 1888. Die psychopathischen Minderwertigkeiten. 1891–1893.

*) Psychopathische Minderwertigkeiten im Kindesalter. Ein Mahnwort für Eltern, Lehrer und Kinderärzte von J. Trüper, Direktor der Anstalt für schwer erziehbare Kinder auf der Sophienhöhe bei Jena. Gütersloh. 1893.

Notizblätter.

Bühne.

– Das Stuttgarter Hoftheater brachte als zweite musikalische Neuheit seit Jahresbeginn die fünfaktige romantische Oper „Der Pfeifer von Hardt“ von Ferdinand Langer. Das Werk des bekannten Mannheimer Komponisten fand freundlich wohlwollende Aufnahme und dürfte sich längere Zeit auf dem Repertoire erhalten, zum Teil allerdings seines lokalpatriotischen Charakters wegen. Wie in früheren Arbeiten („Dornröschen“, „Murillo“) nimmt der Tondichter eine mittlere Stellung zwischen älterer und neuerer Romantik ein, vielfach nach beiden Seiten hin bekannte Anklänge streifend. Unverkennbar ist bei sorgsam ausgearbeiteter Instrumentation das Streben nach dramatischem Ausdruck, doch verliert sich derselbe vielfach in breiter Stimmungsmalerei, wobei die vielen eingestreuten Lieder dem Werke nicht selten geradezu die Signatur der Liederoper verleihen. Ein Hindernis für den Komponisten hat offenbar der Text gebildet, der nichts weiter bietet als notdürftig dramatisirte Scenen aus Hauffs „Lichtenstein“ und vor allem den Fluß einer stetig zielbewußt und folgerichtig sich entwickelnden Handlung vermissen läßt. Die Aufführung war sorgsam vorbereitet und machte bei hübscher, gefälliger Inscenirung einen recht guten künstlerisch-einheitlichen Eindruck. Von den Einzelleistungen ragte besonders die des Herrn Hromada in der Partie des Pfeifers hervor.

– Die Wiener Theater brachten am 30. Januar in Erstaufführungen mancherlei Neues: „Mirjam (das Maifest)“, Oper in drei Akten von Richard Heuberger mit Text von Ludwig Ganghofer wurde in der Hofoper mit großem Beifall aufgenommen. Derselbe galt der Musik, in erster Linie der orchestralen, in zweiter der vokalen – das alternde Libretto hatte keinen Teil daran, bildete im Gegenteil den einzigen Anstoß – sowie den Leistungen der Künstler auf und vor der Bühne, der geschmackvollen Ausstattung und Inscenirung. Die Oper war sorgfältigst einstudirt und an Stelle des plötzlich erkrankten Hans Richter vom Komponisten dirigirt, welcher am Schlusse eines jeden Aktes mit den Künstlern für den Beifall danken und am Schlusse des letzten einen mächtigen Lorbeerkranz in Empfang nehmen konnte. Aller Beifall war wohlverdient, leicht und lieblich quellen die schönen Melodien, und wo man an Richard Wagner erinnert wird, geschieht es nicht zum Nachteile Heubergers. Möge ihm ein günstiges Geschick für seine nächste Oper ein besseres Libretto bescheren! Die Handlung spielt in Deutschland zur Zeit des 15. Jahrhunderts und beginnt mit einem Maifest. Einem reichen Juden Asser Benaja in Reichenberg wurde vor Jahren von einem Junker die Frau entführt. Um die Rache möglichst süß zu genießen, will er sie an deren Nachkommen, dem Junker Oswald (Winkelmann) auslassen. Oswald und Mirjam, des Juden Tochter (Frl. Schläger) begegnen und lieben sich, was sich ja leicht aus Berechnung erklären läßt, aber Mirjam wird schnell mit dem weisen und edelmütigen Arzt Micha (Reichl) verheiratet und läßt sich von dem verkleidet ins Haus geschmuggelten Junker nicht entführen, nicht einmal ein wenig verführen. Des alten Asser Rache zweiter Teil – den ersten bildet die versuchte Verarmung des Junkers – bildet der für diesen bestimmte Giftbecher. Der Giftmischer rechnet zu sehr mit dem Durste des Junkers, denn es ist ganz dem Zufall anheimgegeben, wer das Gift trinken wird. Mirjam ist es, die es trinkt, der edle Jude und der veredelte Junker weinen zusammen an ihrer Leiche und der böse Jude ist um seine Rache betrogen. Das ist die Handlung. Auch die Verse sind nicht alle gut, viele sogar recht kläglich. Die genannten Träger der Hauptrollen, sowie Frl. Mark, die Herren Felix, Horwitz und andere in Nebenrollen verdienen dabei Lob.

– „Der Herr Senator“, Schwank in drei Akten von Franz von Schönthan und Gustav Kadelburg hat im Deutschen Volkstheater gefallen. Senator Andersen (Tewele) drückt durch den Nimbus, welchen ihm seine Senatorwürde verleiht, auf die Familie, sein Schwiegersohn (Tewele) leidet besonders darunter, da kommt ein flotter Berliner und stößt Wandel, erobert sich die ledige Senatorstochter als Braut, führt noch ein glückliches Brautpaar zusammen, und das Stück ist fertig. Abgedroschen wie die Handlung, sind auch die Personen des Stückes, aber einige lustige Scenen und gute Witzworte erregen Heiterkeit, und manche sollte etwas, das schon so oft gefallen, nicht noch einmal gefallen! Schablonenmäßig wie die Figuren waren auch ihre Darsteller, was wir ihnen nicht zum Vorwurf machen wollen. Schade, daß nicht viele Hamburger unter den Zuhörern waren, sie hätten gewiß am meisten gelacht über den entsetzlichen Hamburger Dialekt, der da verzapft wurde. Die verdrehte Senatorstochter wurde von Fr. Odilon sehr ergötzlich und die ledige, der heiratsmüde Backfisch, von Frl. Hausner recht gut gespielt.

Digitized by Google

— Seitdem Viktorien Sardou in „Thermidor" einen der ... Lichtseite der neueren französischen Litteratur gefunden hat, hat er an technischer Geschicklichkeit kaum verloren; er ist nicht mehr dazu gekommen, nichts weiter als ein raffinirter Macher zu sein. Nie früher ist es ihm gelungen, lebendige Menschen zu bilden; ihr menschliches Wesen Glück und Leid wahrhaft darzustellen; und über diesen Mangel hat eine erfolgreiche Reklame nicht hinwegzutäuschen vermocht. Sardou hat einen französischen Moden des neuen Jahrfünfts die Schleppe getragen: er hat mit einigen seiner Werke der archaistisch-historischen Mode Befriedigung geboten; er hat die Jahrhundertfeier der Revolution zum „Thermidor" ausgenützt; er huldigte jetzt dem neuerwachenden Napoleon-Kult mit „Madame Sans-Gêne." Aber wirklichen Erfolg bringt nur wirkliches Kunstwerk, nicht leblose Fertigkeit; und so hat auch das neue Stück Sardous im Lessing-Theater zu Berlin trotz sorgfältiger Vorbereitung nur den Eindruck hervorzurufen vermocht, daß ein geschickter Mann da eine Anzahl geschichtlicher Bilder zusammengestellt habe. Herr Reicher suchte die historische Persönlichkeit des Kaisers auf der Bühne zu vergegenwärtigen; Frl. Jenny Groß gab die Madame Sans-Gêne wohl drastisch genug; aber Derbheit ist ihre Sache weniger als Koketterie, Pikanterie und Sentiment. Die Zeiten sind vorbei, „wo ein neuer Sardou" für uns Deutsche ein Ereignis sein konnte.

In sehr anerkennenswerter Weise bemüht sich Direktor Lautenburg dem „Neuen Theater" ein festes Repertoire moderner deutscher Stücke zu schaffen. Bis jetzt freilich mit geringem Erfolge. Den letzten Versuch dieser Art stellte er mit Max Stempels dreiaktigem Schauspiele „Licht" an. Wenn das Stück vom Publikum so bestimmt abgelehnt wurde, daß es bald vom Spielplane verschwand, so erscheint mir dies Urteil doch zu hart. Der zweite Akt enthält einige Lichtwirkungen, die freilich an Breite und überflüssiger Sentimentalität leiden, aber doch auf dem Grunde einer derben Charakteristik ruhen und mir daher weit gesünder zu sein scheinen, als die ewige fade Situationskomik unserer „Lustspiele." Als Ganzes genommen wird das Stück allerdings durch eine ganz verworrene und manchmal sogar wenig geschmackvolle Handlungsführung unmöglich. Im Mittelpunkte steht die Liebe eines jungen blühenden Mädchens zu einem blinden Manne, die durch die plötzliche Heilung des Blinden einen im Sinne der Romane ganz befriedigenden, künstlerisch dafür weniger Abschluß findet. Zwischen diese Handlung schieben sich im zweiten Akte ausgedehnte Episoden; im dritten Akte drängt sich vollends ein ganz anderer Gegenstand in den Vordergrund. Es konnte Herrn Stempels Werk freilich nicht beleben; ich möchte indes glauben, daß er ein natürliches Talent zu frischen kernigen Schilderungen besitzt, das recht wohl zur Geltung kommen könnte, wenn er nur von den sogenannten „großen Ideen" absähe.

— Am Vormittage dieser Premiere war im alten Theater „Der Affe", das vom „Akademisch-Dramatischen Verein" zur Aufführung gebrachte Erstlingswerk des Herrn Otto Krack durchgefallen. Es hat seinen Titel von der äußeren Erscheinung eines häßlichen Geldmannes, die hin Riesele, ein Künstler, in einem Affenbilde verspottet. Die vermutliche Absicht des Verfassers, Künstlertum und Geldprotzentum in scharfem Gegensatze darzustellen, gelangt nicht zu künstlerischem Ausdrucke.

— Am Drama hängt, zum Drama drängt doch alles. Auch Frau Olga Wohlbrück, eine gewandte, flotte Erzählerin, drängte es, ein Bühnenstück zu schreiben; es heißt „Das Recht auf Glück", wurde im Berliner Theater am 21. Januar aufgeführt und hatte einen warmen Erfolg, der allerdings zumeist auf Rechnung der persönlichen Beliebtheit Frau Wohlbrücks zu setzen sein dürfte. Ihrem Stück muß man jedenfalls Gewandtheit nachrühmen; höher schätze ich die Wärme, die da sich äußert, wo von der Erniedrigung rein strebender Künstler durch die materielle Not gesprochen wird. Die Arbeit leidet jedes durch die Zwiespältigkeit der Absicht: die Verfasserin wollte einen ernsten Gedanken erst durchführen und zugleich dem Unterhaltungsbedürfnisse Befriedigung bieten. Der ernste Gedanke ist das Recht auf Glück, das ein junges, verwöhntes, durch Lebenslust entstelltes, und unter Lieblosigkeit leidendes Mädchen sich erzwingen will, indem sie ihre Hand und ihr Vermögen einem durch ständliche Armut gedemütigten Künstler aufdrängt. So will sie sich wenigstens ein eigenes Heim erkaufen. Aber selbstverständlich verachtet der Künstler bald sich selbst und ist auf dem besten Wege, seine Braut zu hassen, als sie ihm freiwillig sein Wort endlich zurückgibt. Dieser Vorwurf ist trotz vieler Anläufe zur Charakteristik im ganzen doch nach der Schablone des Tendenzdramas gearbeitet und manche psychologische Naivität oder Unwahrscheinlichkeit läuft mit unter. Ueberdies kommen häufig humoristische Scenen dazwischen, die ein bißchen stark, aber im allgemeinen doch ganz lustig sind und die Meinung erwecken, daß Frau Wohlbrück das Zeug zu einem trefflichen Possentalent hat. Diese Ansicht wird durch den dritten Akt bestärkt, in dem ein großes Chauger [illegible] zu allgemeiner Begleitung führt. Die Verfasserin selbst spielte die weibliche Hauptrolle mit reizvollem Können, das freilich für diese fast tragische Gestalt nicht völlig ausreichte. Aber reizend war Frl. Elise Sauer, die an diesem Abend zeigte, daß man sie bisher mit Unrecht hatte ins sentimentale Fach drängen wollen: sie ist eine Naive von ungewöhnlicher Begabung. R. Pr.

Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld", im Raimund-Theater zu Wien zum erstenmal aufgeführt, weckte wehmütige Erinnerungen an bessere Darstellungen, mit Dreiders an Grenzrecht Wurzelsepp und die Anna Birkmeier der Geistinger. Man darf eben in einem billigen Theater nicht erwarten, Schauspieler ersten Ranges zu sehen, und muß sich mit einer befriedigenden Gesamtaufführung, wie sie hier geboten wurde, trösten.

— Von einem bis jetzt, wie versichert, unbekannten Dichter, von Herrn Otto Bender, wurde im Josefstädter Theater eine Posse mit Gesang in drei Akten: „O Sie Schlimmer" gegeben. Das Ding ist lustig, ziemlich gut gemacht und läßt für die Zukunft von dem Dichter Besseres erwarten. Der Beifall galt dem Stück und dem flotten Spiel zugleich.

Im Karltheater gastirten Herr Mounet-Sully und Frau Segond-Weber von der Comédie-Française und ihre Gesellschaft vom 19. bis 22. Januar; sie spielten „König Oedipus", „Ruy Blas", „Hamlet", „Hernani" und „Cid". Die Zeit war für Tragödien und gar für französische — im Fasching — nicht glücklich gewählt. Das Publikum drängte sich auch nicht zu den Vorstellungen, aber die da kamen, ließen es an Beifall für die Vertreter des größten lebenden französischen Tragöden nicht fehlen. Ich konstatiere die Thatsache, mit meinem deutschen Ohre die Bewunderung des französischen Tragöden teilen zu können, wiewohl ich mit deutschem Ohre lieber die Franzosen höre, wenn es sich um Possen, Lustspiele oder Konversationsstücke handelt.

Nach dem Abschied der französischen Gäste konnte man in demselben Karltheater zum erstenmal in Wien über „Charleys Tante" lachen. Der drollige Schwank von Brandon Thomas hat durch seine tollen, ausgelassenen Späße schon fast einen Weltruf und verdient denselben. Das ist ein Stück wie gemacht für den Fasching. Sehr wenig Handlung, aber die tollsten Verwicklungen und Lösungen rasch hinter einander her, und man kommt nicht aus dem Lachen heraus. Girardi hat wirklich eine Tante im fernen Westen und sie kommt auch zum Vorschein, aber vorher erscheint sein Freund Blasel als falsche Tante. Blasel ist hochkomisch in dieser Verkleidung. Auch die übrigen Mitwirkenden, insbesondere die Herren Kneidl, Franke und Kolarisch thaten ihre Schuldigkeit.

Das beste Zeugnis für die zwingende Lustigkeit dieser Posse ist der ungeheure Heiterkeitserfolg unmittelbar nach dem zum erstenmal aufgeführten Genrebild „Tag und Nacht", einem „Wiener Genrebild" mit Gesang nach dem Französischen von D. L. Hein, das ungeheure Heiterkeit entfesselte und ungeheuer belacht wurde. Eine Frau (komische Alte: Fr. Pohl-Meiser) vermietet ein Zimmer an zwei Parteien, von denen jede glaubt, alleiniger Mieter zu sein: an einen Bäcker (Mittler), welcher das Zimmer während des Tages und an eine Kellnerin (Frl. Augustin), die es während der Nacht benützt. Damit ergeben sich natürlich die komischen Verwicklungen. Was aber am meisten bejubelt wurde, war ein Potpourri von Kremsers „Unsere Monumente", wozu Julius Stern eine hübsche Melodie fand, von Mittler allerliebst vorgetragen, und zum Schluß ein Duett (Mittler und Frl. Augustin) in „Schnaase". Alles echt Wienerisch im besten Sinne des Wortes. n.

Kunst.

— Eine Sammlung von 91 Oelgemälden, Eigentum des Begründers und Direktors des Florentiner Kunstvereins, Herrn Art. Wilh. Spranger, eines bekannten Gechinstkritikers, kommt am 12. Februar im Kunstauktionshause Rudolf Lepke zu Berlin zur Versteigerung. Der Besitzer hatte durch seine Bekanntschaft mit der Künstlerwelt, namentlich der italienischen, stets Gelegenheit zur Erwerbung des Besten, und so ist die Sammlung eine Repräsentation des Vorzüglichsten. Kaufslustige wird es interessiren, weiter zu erfahren, daß aus bekannten Gründen die Abgabe jedenfalls zu jedem Meistgebote stattfindet.

Jubiläum.

— Das Stuttgarter „Neue Tagblatt" war unlängst in der Lage, das seltene Fest seines fünfzigjährigen Bestehens zu feiern. Unter den mancherlei Festgaben, die an diesem Tage erschienen, dort in erster Linie die vom Verleger A. Müller-Palm verfaßte „Festschrift" das allgemeine Interesse für sich in Anspruch nehmen. Der Verfasser, der langjährige Chefredakteur des nach von seinem Vater J. G. F. Müller ins Leben gerufenen Blattes, schildert nicht nur die Entwicklung dieses journalistischen Unternehmens aus kleinen und bescheidenen Anfängen heraus, sondern entwirft auch ein sehr anziehendes Kulturbild aus dem Leben der letzten fünfzig Jahre. Wir sehen Stuttgart, die kleine, freundliche süddeutsche Residenzstadt, wachsen und sich zur Großstadt ausdehnen, während wir zugleich die zum Teil stürmisch bewegte Zeit der vierziger, fünfziger, sechziger und siebenziger Jahre durchwandern. Daß es dabei an manch heiterer Episode nicht fehlt, läßt sich denken, und dem Verfasser muß es nachgerühmt als Verdienst angerechnet werden, daß er es verstanden hat, den kleinen Ereignissen dieser Art mit gutem Humor gerecht zu werden. Wir ihm noch eine lange ungestörte Wirksamkeit, so ist dem von ihm geleiteten Unternehmen weitere glückliche Entwicklung auf der bisher verfolgten Bahn zu wünschen.

Geschichte.

— In seinem neuen Werke „Der Volkskrieg an der Loire im Herbst 1870", (Berlin, E. S. Mittler & Sohn) auf das wir schon einmal hingewiesen haben, stellt der so gewissenhafte und unparteiische Beurteiler, Fritz Hoenig, indem er von dem siegreichen Vormarsche der II. Armee spricht, der Mannszucht der deutschen Soldaten ein überaus glänzendes Zeugnis aus. Er schreibt daselbst unter anderem: „Die II. Armee überwand nicht nur alle Schwierigkeiten, sondern, was weit höher steht, sie that dies, ohne daß hierbei Verstöße gegen die Disziplin und Ausschreitungen gegen die Bewohner vorkamen, trotzdem daß der Verkehr mit ihnen nicht immer leicht war, weil der Franzose begreiflicherweise den Deutschen möglichst viele Hindernisse in den Weg legte. Wenn man hiermit den Marsch der Franzosen von Jena nach Lübeck und Stettin 1806 vergleicht und die Tagebücher der Marschälle durchblickt, welche so häufig sich gezwungen sahen, die strengsten Maßnahmen gegen die Beraubung ihrer Mannschaften zu treffen, so hat man nicht nur ein Recht, sondern die Pflicht, die Ordnung bei Organismus der II. Armee zu loben, und selbst der Feind konnte den Deutschen die Anerkennung nicht versagen, daß die Mannschaft überall mit Schonung zu Werke ging und eine musterhafte Mannszucht unter wahrlich nicht leichten Verhältnissen beobachtete. Dies konnte man übrigens aus dem Hin- und Rückmarsch von den Franzosen selbst entsprechen hören. Es soll nicht beschönigt werden, daß der Uebergang der II. Armee von der Ausrüstung eines Sommerfeldzugs zu derjenigen des Winterfeldzugs während der Operationen, sowie das Fehlen der aus dem Lande selbst genommenen und als bewegliche Magazine mitgeführten Verpflegung, endlich die enge Unterkunft in den Ortschaften manche Härten für die Bewohner mit sich brachten, indessen wird eines der schönsten Ruhmesblätter der Deutschen immer darin bestehen, daß dabei Ordnung herrschte und keine persönliche Willkür Platz griff, welche jedesmal das Zeichen einer schlechten Kriegszucht ist und leicht zu vollständiger Verwilderung führt. Der Soldat von 1870/71 war tüchtig, er war aber zunächst ein wohlerzogener, gesitteter Mensch; allein das Verdienst an dieser Gesamterscheinung hat doch hauptsächlich den strengen Begriffen von Sittlichkeit und der mahnenden Pflichterfüllung der höchsten Vorbilder, sowie des Offiziercorps zu."

Schulwesen.

— In der Absicht, den weiblichen Handarbeitsunterricht nutzbringender zu gestalten, die Lust am eigenen Schaffen mehr zu erwecken, und damit auch das Familienwohl wieder fester zu begründen, ist in Köthen (Anhalt) im April 1893 ein „Handarbeits- und Haushaltungs-Institut" mit staatlicher Genehmigung gegründet worden. Dasselbe wird von einflußreichen Seiten unterstützt, ist von einer tüchtigen Vorsteherin — Fräulein M. Aleff — welche auch etwaige Anmeldungen gern entgegennimmt, geleitet und mit einem Pensionat zu mäßigen Pensionspreisen verbunden. Der Lehrplan des Instituts umfaßt Hand- und Maschinennähen, Wäschezuschneiden, Kleidermachen, Putzmachen, Plätten, Unterricht in anderen gewerblichen und kunstgewerblichen Fächern, Unterweisung der Pensionärinnen im Haushalt und Vorbereitung junger Mädchen zu Industrielehrerinnen. Ausführliche Prospekte stehen gern zur Verfügung.

Preisrätsel-Ergebnisse.

Die Lösung des in unserer Nr. 1 enthaltenen Preisrätsels lautet: Im Paradies, Dreßler. — Der Zug nach dem Westen, Lindau. — Gaudeamus, Scheffel. — Auf der Heid', Auerbach. — Der Hungerpastor, Raabe. — Der letzte Hut, Heyse. — Die Schwestern, Ebers. — Eine verrückte Frau, Heiberg. — Mamsell und Lucie, Groß.

Als glückliche Löser erhielten: 1. Preis: F. v. Wallenberg, Assistent, Kl. Wiesbaden b. Oberwyl, Schlesien; 2. Preis: W. Kohl, Lehrer, Lagerlit. 3. Preis: Leopold Riedel, Glasfabrik, Rumpolz b. Gablonz. 4. Preis: Maus und Mali, Hamburg; 5. Preis: Frau v. Berndt, Constantinopel, Pera b. Konstant.; 6. Preis: Marie v. Sternek, Prag; 7. Preis: Frau Luise Brod, Alexandrien, Egypt.; 8. Preis: H. Große, Rega; 9. Preis: Marie Beckmann, München; 10. Preis: Perthaun, k. k. Oberst, Wien; 11. Preis: Frau Amtsrichter Lowenberg, Papenburg a. Ems; 12. Preis: Frau Otto Mors, Alexandrien; 13. Preis: Wagner, Lehrer, Schleswig, Alt-Landsberg; 14. Preis: Frau Hedwig Dudt, Bürger b. Liezen; Frau Anton, Verbaumeister; 15. Preis: v. Lusatis, Schmied b. Hohenstein, Halle; 16. Preis: Frank Reß, Remscheid; Gräfen-Altenburg; 17. Preis: Marie Klein, Försterstellin, Schömberg b. Herrenstadt, Siebenbürgen; 18. Preis: Frau Hauptm. L. Bernard, Oberdorf, Algäu; 19. Preis: Frl. M. Schumacher, Kassel; 20. Preis: Frau M. Schwedler, Münster i. W.; 21. Preis: Ernst Löhe, Langen b. Zittau; 22. Preis: H. Scheckendorf, Eisenbahn-Betriebs-Sekretär, Straßburg i. E.; 23. Preis: Frau Krause, Betriebsdirektor, Chemnitz b. Preis. Eisenbergwerk; 24. Preis: Frl. Louise May, Mannheim; 25. Preis: Julius Otto, Kudersberg; 26. Preis: Strauß, Fabrikbesitzer, Gerbstedt; 27. Preis: Frau Lehrer Ludwig, Leipzig; 28. Preis: Frau Otto Walter, Mühlhausen i. Th.; 29. Preis: Richard Lebeaker, Charleroi, Belgien; 30. Preis: Frl. K. Kranzbühler, Worms a. Rh.; 31. Preis: Major a. D. Sachße, Wiesbaden; 32. Preis: Frl. Olga Schauer, Frankfurt a. M.; 33. Preis: Frau Dr. Oberdörfer, Erlangen b. Nürnberg, Hessen; 34. Preis: Frau Albert Allerding, Lorch a. Rh.; 35. Preis: Otto Cohnen, Karlsruhe i. B.; 36. Preis: Paul Ohle, Lehrer, Berlin N.; 37. Preis: Frau A. Aepli, Hamburg; 38. Preis: Conrad Liebeling, Altona a. E.; 39. Preis: Dr. Albert Schwarz, Kyritz; 40. Preis: Otto Matzerath, Haus Heimbach b. Bilsberg, Rheinland.

Die Namen der übrigen Löser des Preisrätsels bringen wir in einer der nächsten Nummern.

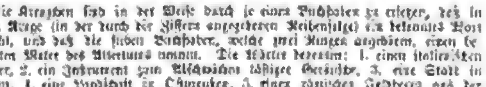
Für müßige Stunden.

Rätselhafte Inschrift.

Rätsel.

Wenn mit einem arabischen Namen
Ein deutsches Flüßchen man vereint,
Ein hoher, oft genannter Berg dann
Im Ranne [illegible] erscheint.

Ringrätsel.



Die Kreuzchen sind in der Weise durch je einen Buchstaben zu ersetzen, daß in jedem Ringe (in der durch die Ziffern angegebenen Reihenfolge) ein bekanntes Wort entsteht, und daß die sieben Buchstaben, welche zwei Ringen angehören, einen berühmten Maler des Altertums nennen. Die Wörter bezeichnen: 1. einen italienischen Dichter, 2. ein Instrument zum Abschneiden lästiger Gewächse, 3. eine Stadt in Italien, 4. eine Landschaft in Ostpreußen, 5. einen römischen Feldherrn aus der letzten Zeit der Republik, 6. ein chirurgisches Instrument, 7. eine Völkerschaft des alten Italien, 8. einen griechischen Philosophen.

Zu verwenden sind: 7a, 3e, 1d, 7e, 1k, 2i, 2k, 2l, 1n, 5n, 2o, 2r, 6r, 3s, 6t, 4u und 2z.

Auflösung des Karnevals-Bilderrätsels Seite 383:

Setzt man von den zwischen den Noten stehenden Figuren stets den Anfangsbuchstaben der betreffenden Namen und liest dann Note für Note Noten und Buchstaben, die darunter ab, so ergiebt sich der Text: „Ach das Leben ist doch schön — im Karneval!" (Die Bildernamen sind: Lever, Note, Trompete, Ohr, Mond, Nase und Violine.)

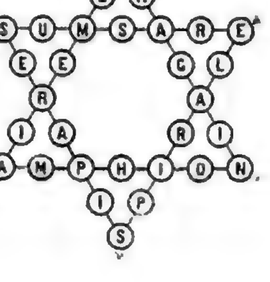
Auflösung des Rätsels S. 383:

Rabe, Rebe, Rübe.

Auflösung des Silbenrätsels S. 383:

Malz, Gans, Mauer, Lacrimose, Leor.

Auflösung des Ergänzungsrätsels Seite 383:



Literatur.

— Noch immer singt es und klingt es in deutschen Liederwald von allen Zweigen, und wenn auch keine weinlich neuen Töne angeschlagen werden, so sind doch die Vollendung der Form, der leichte, ihre Fluß der Empfindung und der klare, prägnante Ausdruck des Gedankens um so mehr anzuerkennen. Welches Aufsehen würden vor hundert Jahren die „Sprossen und Blüten“ von Adolf Grimminger (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.) hervorgerufen haben! Welche Armut und zugleich welche Pracht der Sprache, welcher Reichtum an Gedanken, welche Harmonie zwischen Form und Inhalt! Unsere Zeit ist indes von der Fülle der Lieblichkeit so überfüttert, daß nur noch die Jugend und einige bescheidene Kreise der Frauenwelt für den Lyriker ein Ohr haben und ihm mit Liebe und Verständnis folgen. Grimminger ist aber treu, aller Fremdartigkeit und als Dichter zu derb und charakteristisch, um anders als vom reifen Manne ganz gewürdigt werden zu können. Seine Persönlichkeit kann indes durch diesen schönen Band nur gewinnen und seinen Autor, neben J. G. Fischer in der ersten Reihe der Dichter Schwabens zu stehen, wird niemand mehr bestreiten. — Grimminger ähnlich in Realismus der Gesinnung und der Keinheit und Kraftheit des Ausdruckes ist Heinrich Bulthaupt, dessen Gedichtsammlung „Durch Frost und Gluten“ (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung) schon in zweiter, gänzlich umgearbeiteter Auflage erscheint; während jener aber seine Stoffe fast ausschließlich in der Nähe, in der Heimat sucht und sich mit Vorliebe in sich selbst versenkt, schweift dieser in die Ferne und erzählt von seinen Erlebnissen und Abenteuern in Rußland, Konstantinopel, Griechenland und Italien. „Durch Frost und Gluten“ gleicht daher einem Panorama stets wechselnder, fesselnder Bilder, die er echter Künstler mit scharfem Auge erfaßt und dramatisch ausgestaltet hat. Selbst den Gedichten, zu welchen Bulthaupt die Heimat anregt, ist stets ein dramatisches Element beigemischt, das durch ein starkes Pathos getragen wird. Die Sprache ist immer kraftvoll, voll Schwung und Leben; der zarte Hauch, die subjektivsten Stimmungen, die Grimminger so leicht zu Gebote stehen, fehlen ihr indes. Der jenige, der Bulthaupt als Dramendichter kennt, wird ihn auch als Lyriker leicht wiedererkennen und ihn um so mehr lieben und verehren.

Prinz Heinrich VII. Reuß.

Einer der verdientesten deutschen Staatsmänner und einer der treuesten Anhänger der Bismarckschen Politik, der frühere Botschafter des deutschen Reichs am Wiener Hofe tritt von seinem dortigen Posten ins Privatleben zurück. Am 11. Juli 1825 geboren, verlor Prinz Heinrich VII. Reuß mit sechzehn Jahren seinen Vater, studierte dann 1845 bis 1848 in Heidelberg und Berlin die Rechte, trat 1849 in das 8. Ulanenregiment und 1853 in den diplomatischen Dienst bei der preußischen Gesandtschaft in Wien. Im Jahre 1854 wurde er von Wien nach Dresden versetzt und kam dann als Legationssekretär nach Paris, wo er neun Jahre blieb. Im Jahre 1863 kam er als Gesandter nach Kassel, 1864 nach Brüssel und bald darauf nach München. Den Krieg von 1866 machte er im preußischen Hauptquartier mit und erhielt von dort einen besonderen Auftrag für Napoleon. Am 7. Juli wurde der in den Tuilerien persönlich beliebte Prinz Reuß, wie Sybel berichtet, mit

Prinz Heinrich VII. Reuß.

einem eigenhändigen Briefe des Königs Wilhelm nach Paris gesandt, wo er am 10. Juli gleich nach seiner Ankunft vom Kaiser und dann auch von der Kaiserin empfangen wurde. Er hatte dem Kaiser Napoleon zu erläutern, daß man von ihm bei seiner Vermittlerstelle zunächst entsprechende Vorschläge erwarte, übrigens nicht wohl ohne Zustimmung Italiens eine Friedensbasis annehmen könne. Zunächst verhielt sich Frankreich abwartend, und damit war sehr viel gewonnen. 1867 wurde Prinz Reuß als Gesandter nach Petersburg versetzt, wo er fast neun Jahre verblieb. Als er am 6. Februar 1876 sich mit der weimarischen Prinzessin Marie, der Tochter des Großherzogs und Enkelin des Zaren Paul, vermählte, trat er wegen dieser nahen Verwandtschaft zum russischen Hofe in den einstweiligen Ruhestand und wurde Mitglied des preußischen Herrenhauses. Sein Nachfolger in Petersburg war General von Schweinitz aus Wien. Anfangs 1877 widmete sich Prinz Reuß neuerlich dem diplomatischen Dienst, ging im April als Botschafter nach Konstantinopel und dann während des russisch-türkischen Krieges nach Wien. Seine dortige Wirksamkeit war äußerst erfolgreich. Schon als Mitunterzeichner des deutsch-österreichischen Bündnisvertrages, für dessen Festigung er unablässig wirkte, stand er dem Kaiser von Oesterreich und den Leitern der auswärtigen Politik des Kaiserstaates besonders nahe und seine hohe gesellschaftliche Stellung erleichterte ihm seine diplomatische Thätigkeit aufs wirksamste. In seinen Salons traf man neben den allerhöchsten und höchsten Herrschaften des Wiener Kaiserhauses, neben dem Hochadel Oesterreichs und Ungarns die Spitzen der Wissenschaft und Kunst, sowie die hervorragendsten deutsch-österreichischen Parlamentarier. Der Prinz, wie die Prinzessin widmen ihre Mußestunden gern der Malerei. Vorzügliche Landschaften und Tierstücke des Prinzen und Familienbilder der Prinzessin, welche die Salons schmücken, bezeugen ihren Kunstsinn und ihr künstlerisches Empfinden. Die Nachbildung von zwei zierlichen Radirungen, die der Prinz während seines Aufenthaltes in Konstantinopel gefertigt, mögen von seiner künstlerischen Begabung zeugen.

Prinzessin Reuß hat die Zeit und Kraft, die ihr die Repräsentationspflichten, die Ueberwachung der Erziehung ihrer Söhne und ihre Kunstthätigkeit übrig ließen, ganz ihrer segensreichen Schöpfung, dem deutschen Erzieherinnenheim in Wien, gewidmet. Möge diese Anstalt, für welche sie keine Mühe und kein Opfer scheute, auch nach ihrem Weggang gedeihen und blühen! Und möge des Prinzen langjährige Arbeit in Wien nicht verloren sein und der Boden daselbst auch ferner von Männern bearbeitet werden, die, wie Prinz Reuß, in dem engen Bunde der beiden Reiche das Wohl des deutschen Reichs und Oesterreich-Ungarns erblicken!

z.

Bettelnde Zigeunerin.

Der goldene Kiosk.

Nach Radirungen von Prinz Heinrich VII. Reuß.

Die Seite ist insbesondere den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet. Sie soll Winke und Anregungen zu häuslichem Thun und angenehmer Unterhaltung ertheilen, auf bemerkenswerte Erscheinungen hinweisen, gemeinnützigen Neuerungen den Weg bahnen helfen.

Unter uns.

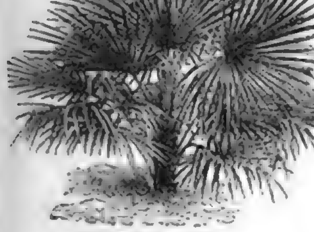
Beiträge aus dem Kreise unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt, Mittheilungen über eigene Erfahrungen, soweit sie sich zur Wiedergabe an dieser Stelle eignen, mit Dank verwendet. Alles hierauf Bezügliche ist zu richten an die Redaktion von „Ueber Land und Meer“ in Stuttgart.

Palmen.

Das Zimmerpflanzenliebhabertum verfügt heutzutage über eine so große Anzahl verschiedenartiger Gewächse, daß es wirklich [illegible], aus der Fülle des Gebotenen eine richtige Auswahl zu treffen. Der eine ist ein Freund von bunten Blumen, ein

Phoenix reclinata.

anderer liebt die wunderliche Formenwelt der Kakteen, ein dritter ergötzt sich an dem kräftig edlen Bau der Palmen und so weiter. Wahre Liebhaberei ist dadurch ausgezeichnet, daß sie stets bemüht ist, von einer Gruppe möglichst viel zusammen zu tragen. Wie der Briefmarkensammler danach trachtet, in seinem Album möglichst alle Postwertzeichen der Erde zu haben, so ist es das Ideal des passionierten Pflanzenfreundes, von denjenigen Gewächsen, welche er sich zu seinen Lieblingen erkoren hat, möglichst alle vorkommenden Formen zu besitzen. Dieses Streben versteht allerdings



Chamaerops excelsa.

nur derjenige, der selbst Liebhaber ist. Glücklicherweise ist die Zahl dieser Enthusiasten eine sehr große und entsprechend dieser Zahl sind auch die Richtungen, nach denen sich die verschiedenen Liebhabereien hinbewegen, äußerst zahlreiche. Neue Liebhaber für eine bestimmte Pflanzengruppe zu werben, die der Schreiber dieser Zeilen zu seinem besonderen Steckenpferde gemacht hat, sollen die folgenden Zeilen dienen. Eins haben die Palmen vor den allermeisten Zimmer-

Cocos Weddeliana.

pflanzen voraus: sie verleihen dem Zimmer, in welchem sie stehen, einen Charakter besonderer Eleganz, der sich durch kaum eine andere Pflanzengruppe erreichen läßt. Dieser Vorteil tritt allerdings erst dann voll zu Tage, wenn die Zahl der Palmen eine nicht zu kleine ist und Exemplare verschiedener Größe zu Gruppen vereint sind. Doch das ist nicht der einzige Vorteil der Palmen. Nicht minder schwer fällt nämlich der Umstand ins Gewicht, daß sich unter den Palmen eine große Anzahl von Arten befindet, welche den mancherlei Unbilden, die nun einmal die menschlichen Wohnräume mit sich bringen, wie Trockenheit der Luft, Staub u., eine ganz [illegible] Widerstandsfähigkeit entgegensetzen. Auch in Bezug auf die Kultur sind viele so anspruchslos, daß sie ganz besonders dazu geeignet sind, die Anfangsgründe der Pflanzenpflege an ihnen zu [illegible]. Während ein Kaktus, eine Azalee oder eine [illegible] es sehr übel nehmen, wenn sie nicht sachgemäß begossen werden, sind gewisse Palmen so unempfindlich, daß sie weder durch ein zu Viel noch durch ein zu Wenig sonderlich berührt werden. Namentlich der erste Punkt ist von hoher Bedeutung, weil erfahrungsmäßig die meisten Liebhaber in der ersten Zeit ihrer Liebhaberei den Pflanzen zu viel Wasser geben. Sie glauben es besonders gut zu machen, wenn sie ihren Lieblingen täglich, womöglich die gleiche Menge Wasser spenden, während doch das Wasserbedürfnis der Pflanzen im allgemeinen ein fast täglich wechselndes, von den mannigfaltigsten Umständen abhängiges ist. Wählt sich der angehende Liebhaber nun zufällig eine etwas schwieriger zu behandelnde Gruppe aus, so hat er sehr leicht Mißerfolge und wird dadurch von der Pflanzenpflege nicht selten vollständig abgeschreckt. Erst die wachsenden Erfolge erhöhen seinen Eifer und machen ihn zum wahren Liebhaber. Nicht minder hoch schätze ich an den Palmen, daß sie verhältnismäßig schnell wachsen. So sieht der Pfleger von Tag zu Tag im [illegible] Glanz seine Lieblinge sich entwickeln, er erntet von Woche zu Woche den Lohn für seine im Grunde genommen so geringen Mühen und das ist ein Ansporn mehr für ihn, neue Formen in seinen Bereich zu bringen. Hunderte von malen habe ich schon von Tag zu Tag die Entwicklung eines Palmenblattes durch Messung verfolgt und immer noch bereitet mir jeder Zuwachs von einem halben Millimeter bis zu einem Centimeter täglich dieselbe Freude wie damals, als ich es das erstemal that. Dieses tägliche Sichbeschäftigen mit den Pflanzen hat aber noch einen ganz besonderen Wert, auf welchen man neuerdings mit Recht großes Gewicht legt. Es ist der erzieherische Einfluß auf die Jugend. Das Kind, das täglich die Pflanze beobachtet, lernt sehen, es gewinnt Interesse an der Natur. Das schnelle Wachstum der Palme ist besonders geeignet, dieses Interesse beständig wach zu halten. Viel Freude bereiten uns ferner die Palmen dadurch, daß ihre Blätter in der Jugend anders gestaltet sind als an alten Exemplaren. Durch die Aufzucht aus jungen Pflanzen oder aus Samen, die gar nicht so schwierig ist, wie viele glauben, erschließt sich uns eine Formenfülle, die hier unbegrenzt erscheint und die doch auf der andern Seite eine gewisse Gleichförmigkeit erkennen läßt. [illegible], [illegible] zuerst gebildet wird, das erste Palmenblatt aus dem Samenkorn. Das zweite, dritte, vierte ist meist nur wenig von diesem verschieden: dann aber erscheinen Wedel, wie man die Palmenblätter nennt, welche [illegible] und in [illegible] Reihenfolge sich der typischen Form nähern. Eine der am besten zu solchen Versuchen geeigneten Zimmerpalmen ist die [illegible], Phoenix [illegible]. Datteln sind jetzt auch in der kleinsten Stadt [illegible] zu haben. [illegible] nachdem die [illegible] mit einer [illegible] bedeckt haben, damit die Sägespäne nicht so schnell austrocknen. Man achte nur darauf, daß die Späne stets gleichmäßig feucht sind. Ein

Areca Baueri.

einmaliges Austrocknen würde die ganze Kultur in Frage stellen. Nach vier bis sechs Wochen zeigen sich kleine weiße Spitzchen an der Oberfläche, ein Zeichen, daß die Samen gekeimt haben. Nun wird der Topf, der bis dahin dunkel stehen konnte, im Winter zum Beispiel in der Nähe des Ofens, an das Fenster gebracht. In kurzer Zeit brechen aus den weißen Spitzen, die sich zuvor noch etwas verlängern, grüne Spitzen hervor, es erscheint überall das erste Blatt. Erst wenn dieses einen Finger lang geworden ist, nehmen wir die jungen Pflänzchen aus den

Kentia Belmoreana.

Sägespänen heraus und pflanzen sie einzeln in kleine Töpfchen von etwa 8 Centimeter oberem Durchmesser in gute Gartenerde, der wir vorteilhaft etwas Lehm zusetzen. Nun brauchen die Pflanzen nur noch regelmäßig Wasser und Licht und mit fortschreitendem Wachstum größere Töpfe. In wenigen Jahren hat man dann große Pflanzen mit mehrfach, vielfach geteilten Blättern. Auch andere Palmen lassen sich leicht aus Samen [illegible], wenn man nur für möglichst gleichmäßige Feuchtigkeit der Sägespäne sorgt. Ein kleines, heizbares Kästchen, wie das untenstehend abgebildete, das für wenige

Miniatur-Gewächshaus. Modell 3.

Mark von F. C. Heinemann in Erfurt zu beziehen ist, erleichtert die Anzucht sehr wesentlich. Palmensamen brauchen oft lange Zeit, manchmal ein Jahr und mehr, ehe sie keimen. Man thut deshalb gut, wenn man sich ausgekeimten Samen kauft,*) der zwar einige Pfennige teurer ist, aber außer der Zeitersparnis den großen Vorteil hat, daß man aus demselben sicher Pflanzen erzielt, was bei gewöhnlicher Aussaat oft fraglich ist, weil die Palmensamen ihre Keimkraft häufig schon nach wenigen Monaten verlieren, wenn sie trocken aufbewahrt werden. Während auch die Palmensamen zum Keimen eine erhöhte Temperatur, so sind doch die Pflanzen namentlich wenn sie erst einige Blätter entwickelt haben, mit gewöhnlicher Zimmertemperatur vollständig zufrieden. Ja, einige Arten hat man in den letzten Jahren sogar, natürlich unter geeigneter Schutzdecke, im Freien durch den strengsten Winter gebracht. Wichtiger ist es, daß man vielen Palmen eine feuchte Luft zuführen muß. Indessen ist ein großer Teil der Palmen so widerstandsfähig, daß sie, [illegible] wenn man sie in den [illegible] außen Zimmer kultiviert. Man soll mit einem täglichen Ueberspritzen mit [illegible] Wasser vollständig zufrieden sind. Das Bespritzen führt man am besten mit einem sogenannten Zerstäuber (Refraichisseur, Hydrophor) aus.

Zerstäuber mit Doppelgebläse und starkem Glas.

Zum Gedeihen der Palmen ist ferner ein heller Standort sehr empfehlenswert. Möglichst einmal jede Woche säubere man die Wedel mit einem trockenen Lappen oder einem weichen Haarpinsel vom Staub und wasche sie danach mit warmem Wasser. Das Verpflanzen kann jährlich vorgenommen werden. Man gibt den Palmen eine ziemlich schwere Erde, alter Lehm von Mauern ist sehr gut als Beimischung zu gebrauchen. Bei dem Verpflanzen hüte man sich, die Wurzeln, welche ziemlich spröde sind, zu verletzen. Sehr empfehlenswert ist eine Beimischung von Hornspänen zur Erde. Während des kräftigsten Wachstums gibt man vorteilhaft wöchentlich einen Dungguß von [illegible]. Man unterscheidet zwischen Fächer- und Fiederpalmen. Bei ersteren bildet das Blatt eine große, am Rande mehr oder minder tief eingeschnittene Fläche, während die Wedel der Fiederpalme, wie schon der Name sagt, federartig geteilt ist. Sehr verschieden ist die Gestalt und die Anordnungsweise der Fiedern. Bald sind sie breit, bald schmal, bald aufwärts, bald abwärts gerichtet, bald nach oben, bald nach unten gefaltet. Die meisten

Chamaedorea elegans.

Palmen kommen im Zimmer nicht zur Stammbildung. Es liegt das daran, daß der Palmenstamm infolge seiner inneren Struktur nicht in die Dicke wachsen kann und daß daher die jungen Pflanzen erst so lange in die Breite wachsen, bis eine genügende Basis für den Stamm gebildet ist. Nur einige Zwergpalmen, wie zum Beispiel die reizende Cocos Weddeliana und der prächtige Rhapis flabelliformis, sowie eine Anzahl Lianen bildender Kletterpalmen, zu denen die [illegible] Chamaedorea-Arten gehören, bilden auch im Zimmer Stämme. Die letzteren sind auch dadurch noch interessant, daß sie leicht und willig im Zimmer blühen und Früchte tragen. Einige der besten Zimmerpalmen, die sich zur Kultur vorzüglich eignen, führen wir im Bilde vor. Außerdem seien noch die folgenden Arten empfohlen, welche aus größeren Handelsgärtnereien, zum Beispiel Haage & Schmidt, J. C. Schmidt, F. C. Heinemann, [illegible] zu billigen Preisen zu beziehen sind: 1. Fiederpalmen: Areca sapida, Kentia Forsteriana, Phoenix dactylifera, Phoenix rupicola, Chamaedorea Ernesti Augusti, Chamaedorea desmoncoides, Cocos flexuosa, Cocos Romanzoffiana, [illegible], Hyophorbe indica und Verschaffelti, Archontophoenix Alexandrae, Seaforthia elegans. 2. Fächerpalmen: Brahea [illegible], Chamaerops humilis, Corypha australis, Livistona Hoogendorpi, rotundifolia und sinensis, Pritchardia filamentosa, Rhapis flabelliformis, Sabal Ghiesbreghtii, princeps und umbraculifera.

Dr. A. T.

*) Die Firma [illegible] in [illegible], Reg.-Bez. Erfurt, liefert solchen angekeimten Samen.

Der Bismarckapfel.

Eine von England nach Deutschland eingeführte neue Apfelsorte, „Bismarckapfel“ genannt, erregt die Aufmerksamkeit der Obstbaumfreunde deshalb, weil der Baum, gleich dem Pfirsich, auf einjährigem Holze trägt. Okulanten bringen im zweiten Jahre Früchte. Keine andere bekannte Apfelsorte hat diese Eigenschaft. Der kräftig wachsende Baum ist von außerordentlicher Fruchtbarkeit, hat schönes Blattwerk und herrlich gefärbte, große Blüten. Die umfangreichen Früchte haben einen süßsäuerlichen Geschmack. R. L.

Eine gute Zimmerpflanze.

Zu den guten Zimmergewächsen gehört auch Vinca rosea L. (Lochneria rosea W.

Vinca rosea L. [illegible]

und Kl.) Immergrün. Diese Pflanze, welche die Abbildung vorstehend im Ganzen und in einzelner Blüte zeigt, wächst aufrecht und wird circa 30—35 Centimeter hoch. Die gegenständigen

Vinca rosea L.
Blume in natürlicher Größe.

Blätter sind glatt und glänzend grün, die Blumen rosenrot. Der Same wird anfangs März gesät und die Pflänzchen einzeln in mit sandiger Dammerde gefüllte Töpfe gesetzt. Die Blüte dauert von Juli bis Oktober. R. L.

Eine gute Frühlingspflanze für Gärten.

Bellis perennis alba gigantea ist eine vorzügliche Frühlingspflanze, die sich sowohl im Habitus als Wuchs und Entwicklung auf eine in die Augen fallende Weise von den anderen bekannten Spielarten unterscheidet. Die auf ziemlich langen, aufrechten Stengeln sitzenden Blumen sind dicht gefüllt, sehr regelmäßig geformt, ungewöhnlich (4 Centimeter) groß, von reinstem Weiß und fein gestreift. Die Blätter sind ebenfalls groß, hellgrün und flach gestellt, so daß sich die Pflanze ganz vorzüglich zu Einfassungen eignet. Höchst interessant und

Bellis perennis prolifera.

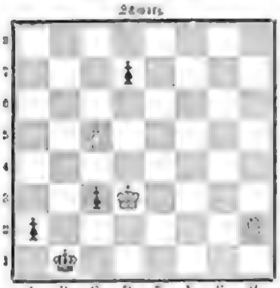
wenig verbreitet ist auch Bellis perennis prolifera, „Henne und Küchlein“ genannt, welche, wie die vorstehende Abbildung zeigt, rings um die große, gefüllte, strahlenförmige Blume kleinere Blüten entwickelt. R. L.

Schach. (Redigirt von E. Schallopp.)

Aufgabe 17.

Von Jos. Wehling in Riga.
(„Rigaer Tageblatt“.)

Schwarz.



A B C D E F G H

Weiß.

Weiß zieht an und gewinnt.

Auflösung der Aufgabe 14 S. 316:

W. 1) S g 4 — e 3
S. 1) K e 4 — f 5
W. 2) D b 6 — d 4
S. 2) beliebig
W. 3) D d 4 — g 4, d 7 matt.

A.

S. 1) K e 4 — d 5
W. 2) D b 6 — d 8 †
S. 2) K d 5 — c 5, e 6, e 4
W. 3) b 2 — b 4, D d 8 — d 7, d 3 matt.

B.

S. 1) S e 7 — d 5 (oder beliebig anders)
W. 2) D b 6 — e 6 (†)
S. 2) beliebig
W. 3) D e 6 — c 4, g 6 matt.

Briefmappe.

Eduard W. 755, J. Street, Wisconsin. Der deutsche Kolonialbesitz stellt sich nach neueren Berechnungen folgendermaßen: 1. Afrika: Togogebiet, Kamerun, Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika, 2,152,100 Quadratkilometer mit 5,110,000 Einwohnern; Ozeanien: Kaiser-Wilhelms-Land, Bismarck-Archipel, Nördliche Salomons-Inseln, Nauru (Pleasant) 251,410 Quadratkilometer mit 400,000 Einwohnern, im ganzen 2,403,510 Quadratkilometer mit 5,510,000 Einwohnern. Die statistischen Verhältnisse wechseln sehr, doch sind sie nirgendwo der Niederlassung von Europäern direkt entgegen. — Die griechisch-katholische Kirche hat denselben Ursprung wie die römisch-katholische und unterscheidet sich auch in ihrem Glaubensbekenntnis heute noch nicht wesentlich von letzterer. Eine Trennung wurde vorbereitet während des 4. und 5. Jahrhunderts durch die mehr und mehr wachsende Rivalität zwischen den beiden großen Bischofssitzen Rom und Konstantinopel. Zu einer eigentlichen Scheidung kam es aber erst im Jahre 1054, als infolge des griechischerseits erhobenen Vorwurfs, der Gebrauch des ungesäuerten Brotes beim Abendmahle sei eine jüdische Ketzerei, von Rom aus der Bannfluch gegen den Patriarchen von Konstantinopel geschleudert wurde. Auch heute noch unterscheiden sich die beiden Kirchen sich weniger durch ihre Glaubenssätze als durch ihre besonderen Gebräuche und Einrichtungen. Die griechische Kirche verwirft die Oberhoheit des Papstes und das Verbot der Priesterehe, bestreitet aber dogmatisch im Grunde genommen lediglich den Satz, daß der h. Geist vom Vater und zugleich vom Sohne (filioque) ausgegangen sei. Näheren Aufschluß über die Unterscheidungen und die Entwicklung der getrennten Kirchenteile müssen Sie in einem Lehrbuche der Kirchengeschichte suchen.

C. Kr. in C. Sie haben den Druckfehler in Heft 5, Jahrgang 1894, richtig herausgefunden; gemeint war thatsächlich das „Helle Ohara“, und so dürfen wir einstweilen unsere Korrespondenz als geschlossen betrachten. Gönnen Sie Ihrem neuen Pegasus etwas Ruhe, dann können wir später, so in ein paar Jährchen, die abgebrochenen Beziehungen wieder aufnehmen.

Christbaumfeind in Budapest. Ihr Eifer gegen die Waldverschwendung in Fichten und Tannen wird wohl „so weit der deutsche Zunge klingt“ wenig Anklang finden. Der lichterglänzende, duftgeschmückte Tannenbaum — der sich billigerweise auch in romanischen Ländern immer mehr einbürgert — ist so eng und seit so alter Zeit mit deutschem Wesen und deutscher Art verknüpft, daß er bisher, in Deutschland wenigstens, noch nicht zum Gegenstande wirtschaftlich-philosophischer Spekulation gemacht worden ist, und wir denken, es ist ganz gut, daß dem so ist. Uebrigens, ebenso à von gestl. — Was die Mythe von dem „einsamen, bedauernswerten“ Junggesellen betrifft, so wissen wir nicht, ob Ihnen in dieser Hinsicht Erfahrungen zu Gebote stehen; uns hat es an solchen nicht gefehlt. Das menschliche Glück nach dem Vorrate an „Viktualien“ abzuschätzen, ist eine Lebensanschauung, der man wenigstens „Methode“ nicht absprechen kann, und Sie wissen ja, manches Ding in dieser Welt hat „Methode“.

H. Sch.... Gr. bei Dürkheim, Rheinpfalz. Wir erteilten Ihnen bezüglich der „verwelkten Blume“ Antwort in der „Briefmappe“ von Nr. 13 (S. 283). Schriftliches können wir Ihnen nur bezüglich Ihrer Einsendung vom 23. v. M. anbieten. Ein direkter Verkehr mit den verehrlichen Einsendern ist uns leider bei unseren geschäftlichen Einrichtungen nicht möglich.

L. E. in Königsberg. Silberne Gegenstände, auch Zinn-Bilder, reinigt man am besten mit Kreide und flüssigem Salmiakgeist welcher das Silber nicht angreift. Nur würde Schlemmkreide, nicht fein pulverisiert, das Silber durch die Reibung natürlich in ganz kleiner Quantität abnützen. Am besten feuchtet man einen leinenen Lappen mit Salmiak an, tupft mit der feuchten Seite über pulverisierte Schreibkreide und reibt die Teile damit ab. Durch das einfache Ueberfahren des Lappens über die Kreide bleiben die Kreideteile zurück und die feinsten Teile werden bloß im Lappen hängen bleiben und so das Silber nicht schrammen.

Kleine Sternschnuppe. Aus Ihrem ebenso liebenswürdigen wie bescheidenen Zeilen geht nicht hervor, welches der beiden Gedichte an Ihrem Orte das große Aufsehen erregt hat. Auf und hat, offen gestanden, keines in dieser besonderen Weise gewirkt. Was nicht ist, kann ja aber noch werden, und aus der kleinen Sternschnuppe entwickelt sich vielleicht noch einmal ein großes, glänzendes Meteor, das dann auch auf uns sicherlich seinen Eindruck nicht verfehlen wird.

M. in St. Dankend abgelehnt.

Fr. Zi.... in Billingen. Die Nachbarschaft der ehrwürdigen Klosterkirche scheint auf Ihre poetische Thätigkeit nicht den üblichen Einfluß auszuüben. Ei, ei, was ist das für ein Bl-mmmlkchen, und was für gewagte Ideeen trägt das junge Ding vor! Emanzipation in Ehren, was recht ist, allein das geht denn doch weit über jede Grenze hinaus!

Fred Landger, N. v. F. in Oly. Als eine gediegene Zeitschrift für die katholische Jugend empfehlen wir Ihnen die illustrierte Monatsschrift „Schutzengel“ (Verlagsanstalt Manz, Regensburg), die bei billigem Preis in reicher Abwechslung alles das bietet, was Sie von dem zu wählenden Blatt verlangen: Belehrung, Unterhaltung und schönen Bilderschmuck, passend für die heranwachsenden Kleinen.

A. R. in Blanken. 1. Wir können uns nicht denken, was Sie unter Liebigs-Bildern verstehen. 2. Anleitung zum Malen auf Porzellan und Glas, von A. Kirste, dritte Auflage, Leipzig, O. Weil, ℳ 1.25 oder Anleitung zur Kabinett-Glasmalerei, von H. Lehnert, zweite Auflage, Berlin, Claesen & Co. ℳ 1.50.

Richtige Lösungen sandten ein: J. Centel in Wilkeskreiko (3). „Die kleine Ella“ in Hamburg (2). Ida Bühler in Eischel (3). Helene Schmidt in Schlegau in Schlesien. Klemens Leo Nodl in Krems(e) (2). R. M. Dafner in Bukarest. Konrad Heller in Jemlicek-Wilten. „Maus und Muff“ in Hamburg. Marianne v. W. in Görlitz. „Seerose“ in Palermo (3). „Maria Magdalena“ in Odessa (3). „Makette“ in Kairo (3).

Für nur 2 Mark vierteljährlich oder 35 Pfennig für das Heft

bringt die

Deutsche Romanbibliothek

XXII. Jahrgang, 1894,

in wöchentlichen Nummern von je 3 Bogen

oder

in vierzehntägigen Heften in elegantem Umschlag

reichste Unterhaltung in den besten neuen Romanen unserer ersten deutschen Schriftsteller, neben einem reichhaltigen Feuilleton.

In den neuesten Nummern haben begonnen:

Ins Bodenlose.	Von Herzen — mit Schmerzen.
Erzählung von	Roman von
F. von Kapff-Essenther.	Anton Smital.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ kann auch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher „Ueber Land und Meer“ geliefert wird. Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum Subskriptionspreis nachgeliefert.

Wir laden alle Abonnenten von „Ueber Land und Meer“ zum Abonnement auf unsere „Deutsche Romanbibliothek“ als überaus billiges und äußerst gediegenes Ergänzungs-Journal freundlich ein. Die Bestellung kann bei der gleichen Buchhandlung, Journal-Expedition oder sonstigen Bezugsquelle gemacht werden, von welcher „Ueber Land und Meer“ geliefert wird. Die Postämter nehmen nur Abonnements auf die wöchentliche Nummern-Ausgabe entgegen.

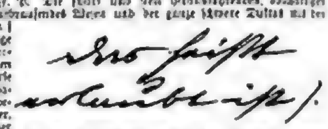
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Handschriften-Beurteilung.

M. Sch. Augsburg. Klüger scheinen als fein oder gewandt, ist der Anlage nach; jedoch höflich, verbindlich, entgegenkommend im geselligen Verkehr. Keine tiefgründige Natur — keine alles beherrschende Klarheit des Geistes, eine gestaltende Assimilationskraft, dagegen Schlagfertigkeit und Verständigkeit.

Dito No. II F. R. Die steil und steif heraustretenden, dabei langen Oberstriche zeigen ausdauernden Stolz und der ganze schwere Duktus mit der tiefernsten verdickten Energie, der lange linke Vorstrich Widerspruch, die kantigen spitzen Winkel Schärfe — folglich ist der Charakter nicht ein unbedingt liebenswürdiger. Dagegen liegt in der schönen Schriftzeichnung ein tiefes Empfinden — in dem Mangel an Haken Unbeständigkeit und in manchen Aufläufen zu Rundungen (m) das edelste Hoheitsgefühl und Wohlwollen. Auch ist Freigebigkeit vorhanden. Ein treuer, zuverlässiger Charakter und kluger Kopf.



Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer

von **BREMEN** nach

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet

Bremen.

Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich

Farbige Seidenstoffe

Tafelwasser I. Ranges

Natürlicher Sauerbrunnen

JUVENTA

Mehrfach prämiirt zuletzt auf der Weltausstellung in Chicago 1893

Vertreter für Export:

NELSON & MORITZ, HAMBURG.

Vertreter gesucht, wo kein Depôt.

HITZACKER BRUNNENVERWALTUNG, HITZACKER, (Provinz Hannover).

HOFMANN's

Haarwellen-Nadeln

Fabrik: B. SIMON.

❊ Mode-Frisur. ❊

Veraltete Branntweinbrennerei, Fr. Jekel. Breslau.

Interessante Bücher etc. etc.

Appy & Co., Amsterdam.

Zweiggeschäft in Berlin Königgrätzerstr. 81.

Flügel, Pianino, Harmonium

anerkannt erstes Fabrikat

„Schiedmayer, Pianofortefabrik“

vorm. J. & P. Schiedmayer, Kgl. Hoflieferanten, Stuttgart.

Hauptniederlage für Harmoniums in Berlin bei Carl Simon, Markgrafenstrasse 21.

Tam.-Confitüre.

C. Kanoldt

Apoth. Kanoldt's

Tamar Indien.

Confiture laxative

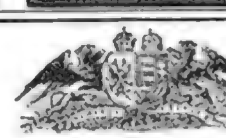
Verstopfung.

Rudolf Mosse

Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,

Andreas Saxlehner in Budapest, kais. und kön. HOF-LIEFERANT.



Analysirt und begutachtet durch Liebig, Bunsen, Fresenius, Ludwig.

Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser ist einzig in seiner Art.

Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.

Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.

Saxlehner's Bitterwasser

Anerkannte Vorzüge:

Prompte, verlässliche, milde Wirkung.

Leicht und ausdauernd vertragen. Gleichmässiger, nachhaltiger Effect. Geringe Dosis. Milder Geschmack.

In den Mineralwasser-Depôts und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen:

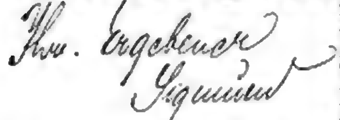
Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung:

Auf jeder Etiquette der echten Hunyadi János Quelle befinden sich Firma und Namenszug „Andreas Saxlehner“

Saxlehner's Bitterwasser

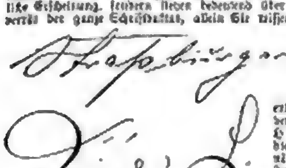
Gerad. Bedeutend Verstandesmäßig — ohne Romantik der Gesinnung und des Auftretens, aber gerade und ehrenhaft.

Sigmund. Sie sind gewandt, biegsam, nicht sehr gewissenhaft und dabei egoistisch.



Das verkehrt die störenden Wirkungen Ihrer Schriftzüge, das Fehlen oder spitze Winkel und das Vorwärtsstreben der Schriftzüge. Sie sind zerstreut — oder oft aus Schwäche (Curven bei dem Vorhergehenden), eitel, egoistisch — oberflächlich, aber angenehm im Verkehr.

Straßburger Kind. Da Sie Honorar eingesandt, hätten Sie ein Privatattest (viel ausführlicher und genauer, direkt per Post) bekommen, wenn Sie Ihre Adresse angegeben hätten! — Sie sind durchaus keine gewöhnliche Erscheinung, sondern stehen bedeutend über dem Durchschnittsmaß, das verräth der ganze Schriftduktus, allein Sie wissen das selbst so gut und sind

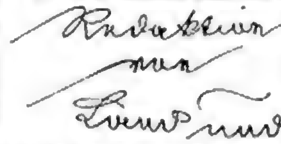


Merkmale so von sich eingenommen, daß man es Ihnen eigentlich nicht auch sagen sollte. Ihr L, dessen Schleife in der Luft hängt und stark entwickelt ist, verräth falsches Selbstbewußtsein; Ihr breit angelegtes H dreistufige Selbstgefälligkeit, die sich gerne hört, und die unnötig langen Querstriche und starke Entwicklung einzelner Züge (K) Eitelkeit. Sie haben viel selbständige Ideen, ein rasches Denken und Urteilen (unverbundene Schrift); eine lebhafte Phantasie (starke Ausladungen). Sie können gelegentlich anspruchslos und anregend sein (zusammengezogene Unterstriche), haben Sinn für Humor (Anstrich im St.), sind aber doch auch oft gedrückt, melancholisch, traurig. Ihr Wille kann sich kräftig äußern — er ist aber mehr passiver als initiativer Natur. Sich unterzuordnen fällt Ihnen schwer, und wenn Sie es thun, geschieht es mehr aus Notwendigkeit, als aus Fügsamkeit. Einerseits geradezu nüchtern, andererseits zu Träumerei geneigt — einerseits nicht ohne Pose, Schauspielerei, andererseits sehr wahr. Aus Neigung oder Prinzip sparsam, der Anlage nach karg, kein ein Charakter, über den noch viel zu sagen wäre, nobel, groß angelegt, aber durch die Verhältnisse in Widersprüche und Konflikte geführt und etwas mißtrauisch geworden.

V. v. W. Sensibel, fest bis zur Sentimentalität (Lage der Schrift), dabei doch ohne höhere Aspirationen (niedere I-Zeichen). Sich gerne unterordnend

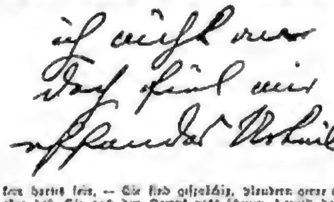
halten (unterstrichene Schrift) und sich leicht mißverstanden. Haben (schwermütige Schrift, leicht verletzt und dann recht schwierig (gedrängte Schriftlage und steife Schrift), egoistisch (Schlußwendungen) und eigensinnig (keine Häkchen in den Endungen). Gar nicht grundsätzlich.

A. M. in G. Widerstreit zwischen Kopf und Herz bringt die wechselnde Lage der Schrift, vom starken Willensausdruck, der lange Anstrich, Aufwärtsstreben das gedrungene Zeichen; Widerstreitende das ferne, Selbstgefälligkeit der hohe Fuß des 2 und bedeutende Eigenart des ganzen Schriftzuges.



H. C., Berlin. Mehr ein feiner, als ein angenehmer Charakter, denn Sie sind kampflustig und verletzen durch Schärfe und oft auch durch Kühle — der Verstand dominirt, aber er hilft Sie auch ab, etwas Unverständiges zu thun. Sie schließen sich schwer an, sind aber treu, wie überhaupt zuverlässig.

Pechvogel in Dorpat. Eine Schülernatur sind Sie nicht! (ganzer Schriftduktus). Sie haben Phantasie (Verdoppelungen im L und so fort), Originalität (schwankt), Logik (verbundene Schrift), Aristokratie (das d mit dem folgenden Buchstaben stark verbunden) und dabei die Neigung, zu dominiren (Abbiegung der Schrift); Ihre Buchstaben sind unten rund und erhöhen die Halme in der Schrift,



folglich sind Sie gutherzig und teilnehmend. Ihr Joch wird also kein hartes sein. — Sie sind gesellig, plaudern gerne (das n in offener Form), aber daß Sie auch den Kampf nicht scheuen, beweist das unter den Strich herabhängende t. Sie sparen — oder weil Sie müssen, der rechte Einteilungssinn fehlt.

L. Meyer, Ragaz.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Erzählungen eines Offiziers, von Rudolf Lindau. Fortsetzung. — Bismarck in Berlin, von Diederich Hahn. — Festzug des Königs Gambrinus von P. Graf Johann, von L. Schütz. — Der neue serbische Ministerpräsident Gjaja Simitsch. — Wanderung am Genfersee, von Dr. phil. M. Kronfeld. — Sprüche, von Alb. Roderich. — Die Feldlinger, von O. von Briesen. Fortsetzung. — Kinderzeitschriften im Kindesalter, von J. Draper. — Notizblätter. — Preisrätsel-Ergebnisse. — Für müßige Stunden: Rätselhafte Inschrift; Rätsel; Ringrätsel; Auflösung der Rätselaufgaben Seite 383. — Literatur. — Prinz Heinrich VII. Reuß, von L. — Natur und: Palmen; Der Blitzableiter; Eine gute Zimmerpflanze; Eine gute Frühlingspflanze für Gärten. — Schach. — Preiskonkurrenz. — Handschriften-Beurteilung, von L. Meyer, Ragaz.

Illustrationen: Bismarck in Berlin, vier Originalzeichnungen von Ewald Thiel. — Festzug des Königs Gambrinus, Zeichnung von P. Graf Johann. — Bildnis von Gjaja Simitsch. — J. Vero: Mignon. — Wanderung, nach einer Photographie von Jullien in Genf. — Vorel Walden: Mit vereinten Kräften. — Bildnis von Prinz Heinrich VII. Reuß. — Der goldene Kiefl und Bewohnte Ziegeneris, nach Radirungen von Prinz Heinrich VII. Reuß. — Unter uns, elf Abbildungen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Einladung zum Abonnement auf

Aus fremden Zungen.

Eine Halbmonatsschrift

herausgegeben von Joseph Kürschner.

Vierter Jahrgang 1894.

Jährlich erscheinen 24 Hefte von je 6 Bogen.

Preis 50 Pf. pro Heft. Vierteljährlich (für 6 Hefte) Preis 3 Mark.

Im neuen Jahrgang dieser mit feinem Blick geleiteten Zeitschrift versprechen gediegene Erzähler sind die meisten Nationen durch hervorragende literarische Schöpfungen großen und kleinen Umfangs vertreten; in denselben werden veröffentlicht u. a. die neuesten Romane von **Emile Zola**, „Lourdes“ und **Alphonse Daudet**, „Das kleine Kirchspiel“; ferner **Guy de Maupassant**, „Stark wie der Tod“ (aus dem Franz.); **Marie Rodziewicz**, „Dewajtis“ (aus dem Poln.); **Neera**, „Addio“ (aus dem Ital.); **Paolo Mantegazza**, „Die Kunst einen Mann zu nehmen“ (aus dem Ital.); **Pierre Loti**, „Madame Chrysanthème“ (aus dem Franz.); **P. Boborykin**, „Wassili Tjorkin“ (aus dem Russ.); **Thomas Hardy**, „Tess“ (aus dem Engl.); **L. Couperus**, „Eline Vere“ (aus dem Holländ.); **M. Jokai**, „Die gelbe Rose“ (aus dem Ungar.); **Sonja Kowalewska**s höchst bedeutende Jugenderinnerungen (aus dem Russ.); daran anschließend eine Biographie derselben von **Anne Charlotte Leffler** (aus dem Schwed.); **Carl Ewald**, „Der Lindenzweig“ (aus dem Dän.); **August Strindberg**, „Der Neubau“ (aus dem Schwed.), und kürzere Erzählungen aus den sonst fremden Sprachen, sowie aus dem Amerikanischen, Spanischen, Norwegischen, Flämischen, Kroatischen, Rumänischen, Ukrainischen, Serbischen, Indischen u. s. f. Kleine Aufsätze, Notizen &c. wird die Rubrik „**Von Diesem und Jenem**“ in abwechslungsweiser Reichhaltigkeit enthalten.

Bestellungen nehmen alle Sortiments- und Kolportagebuchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postämter des In- und Auslandes, sowie jeder Bücheragent entgegen. — Das erste Heft mit ausführlichem Prospekt ist von jeder Buchhandlung zur Einsicht zu erhalten; auf Wunsch auch direkt von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Falsch konstruirte feuerfeste Geldschränke. [illegible] **Ade's Phönix-Geldschränke** [illegible] **Ade's Phönix-Geldschrank** [illegible] „**Leucha**“ [illegible] **Ade** [illegible] **Ade's** [illegible] **unversehrt blieb.** [illegible] **Ade** [illegible] **C. Ade**, [illegible] **Stuttgart-Berlin.** [illegible]

Von allen großen Zeitungen die stärkste Verbreitung im In- und Auslande.

15 mal wöchentlich erscheinend. | Probe-Nummern gratis und franko.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

mit Effekten-Verlosungsliste nebst seinen werthvollen Separat-Beiblättern: Illustrirtes Witzblatt „ULK“, belletr. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“, feuilletonist. Beiblatt „Der Zeitgeist“, Mitteilungen über „Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“.

Man abonnirt bei allen Postämtern des Deutschen Reiches für **1 Mk. 75 Pf.** pro **Monat März.**

Gratis nachgeliefert wird allen neu hinzutretenden Abonnenten der bereits erschienene Theil des spannenden Romans von

Woldemar Urban: „Die Tochter der Sonne“.

ED. PINAUD PARIS, 37, Bd de Strasbourg

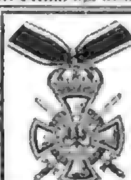
Ed. Pinaud's Berühmte Parfums Violettes de Parme IXORA BREONI BRISA DE LAS PAMPAS BOUQUET THEODORA

Ed. Pinaud's SAVON IXORA [illegible]

PARIS 1889 GRAND PRIX

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen. Preiskourante mit 1200 Illustrationen, auch über Werkzeug u. Materialien, 25 Pfg. Briefmarken. Mey & Widmayer in München.

[illegible] Bruchbänder [illegible] Leibbinden [illegible] Schiller, [illegible] Chemnitz.



Cotillon- und Karneval-Artikel, Touren, Orden, Schleifen, Kopfbedeckungen, Knallbonbons, Attrapen &c. &c.

Größte Auswahl! — Originelle Scherz-National- u. Charakter-**Costüme** sowie Perücken, Bärte, Requisiten &c. &c.

Illustrirte Preislisten gratis und franko zu Diensten.

Dresdner Cotillonfabrik C. R. Springfeld, Dresden.

Telegramm-Adresse: Cotillonfabrik-Dresden.

Selbstunterricht für jedermann.

English Academy.

Methode Dunker-Bell.

Bestes jetzt existirendes und vollständigstes englisches Lehrbuch.

Für jeden auf Wunsch gratis und franko ausführlichste Prospekte mit Probeseiten und zahlreichen Anerkennungsschreiben von Schülern der Methode aus ganz Deutschland &c.

Stettin. Herrcke & Lebeling.

Accord-Zithern

mit mehr als 6 Accorden bezieht man am besten direkt ab Fabrik von

Peter Renk, Leipzig.

Prospekte gratis und franko.

Haar-Feind [illegible] Schwarzlose [illegible] schmerzlos und unschädlich. [illegible] Berlin, Leipzigerstr. 56.

Enthaarung

Billigste Bezugsquelle für

Teppiche

fehlerhafte Teppiche. Prachtexemplare, à 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Prachtkatalog gratis. Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre**, BERLIN S., Oranienstr. 158.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Illustrirte Ausgabe von Wallace, Ben Hur.

Soeben wurde ausgegeben die **erste** Lieferung von:

Ben Hur

Eine Erzählung aus der Zeit Christi

von

Lewis Wallace

Mit Genehmigung des Verfassers frei nach dem Englischen bearbeitet von B. Hammer

Illustrirt von Ant. C. Baworowski

Mit Porträt von General Wallace

Vollständig in 20 Lieferungen. Preis pro Lieferung 50 Pfennig.

Dieses außerordentliche Buch hat schon bei seinem ersten Erscheinen ein ganz ungewöhnliches Aufsehen erregt, und kein Erzeugnis der neueren Literatur fand so allgemeine Würdigung, wie dies treffliche Werk. Die hochinteressante Erzählung ist ein durch seine Farbenpracht fesselndes, in Konzeption und Ausführung gelungenes Gemälde der Zeit Christi und behandelt dieses weltumgestaltende Ereignis in überraschend geistvoller, ergreifender Weise, und zwar in eminent christlichem Sinne. Mit lebhaften Farben schildert der Verfasser den Kontrast der jüdischen und römischen Weltanschauung, der Weltherrschaft und der Sklaverei, der weltlichen und geistlichen Messiashoffnung. „Ben Hur“ ist unbestritten eines der interessantesten Werke der Neuzeit: in Amerika sind vom Original bisher weit über 200,000 Exemplare verkauft und erst kürzlich ist ihm infolge einer von einer New-Yorker literarischen Wochenschrift veranstalteten Abstimmung über die „zehn besten amerikanischen Bücher“ ein Platz unter diesen auserlesenen Schätzen angewiesen worden.

Subskriptionsbedingungen: Unsere illustrirte Ausgabe von „Ben Hur“ erscheint vollständig in 20 elegant broschirten Lieferungen. — Der Preis für eine Lieferung beträgt nur 50 Pfennig. Alle 14 Tage wird eine Lieferung zur Ausgabe gelangen. — Bestellungen nehmen alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes, sowie jeder Bücheragent entgegen. Jede irgend wünschenswerte weitere Auskunft über den Bezug wird jede Buchhandlung, erforderlichenfalls auf direkte Anfrage auch die Verlagshandlung in Stuttgart mit Vergnügen erteilen.

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND Conditoreien.

LOHSE'S MAIGLÖCKCHEN-SEIFE

NUR AECHT

Mit der vollen Firma des Schöpfers der Maiglöckchen-Parfümerie:

Wegen der Fülle und Nachhaltigkeit ihres köstlichen Duftes die beliebteste TOILETTE SEIFE.
Erhält Haut und Teint für ewig jugendfrisch u. rosigweiss.

Königlicher Hoflieferant
GUSTAV LOHSE · BERLIN · 45. JÄGERSTR. 46.

In allen guten Parfümerien, Drogerien, etc. des In- u. Auslandes käuflich.

Locarno

Kopfstation der Gotthardbahn am Lago Maggiore
die allerbeste und allernächste

Winterstation.

Von allen medic. Autoritäten und speziell vom Kgl. Bayr. Med.-Rat Herrn Univ.-Prof. Dr. A. Martin proklamirt: das vorzüglichste Herbst-, Winter- und Frühlingsklima Europas.

Grand Hotel Locarno.

Bester Aufenthaltspunkt an den italienischen Seen.

Aufs beste für den Winteraufenthalt eingerichtet.

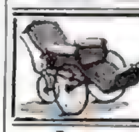
Balli, Direktor.

HAARAUSFALL!

F. Kiko, Herford.

Nur echt,

H. Eicke, Berlin W.



C. Maquet, Berlin W., Heidelberg.

Neuerdings erscheint

Die Modenwelt

Berlin W. 35. — Wien I, Operng. 3.

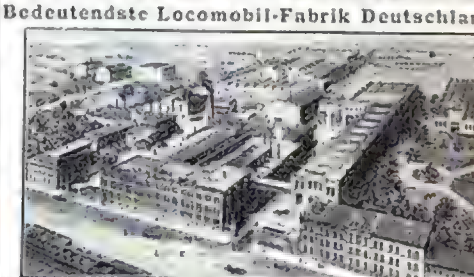
Gegründet 1865.

Kur- und Wasserheilanstalt Brunnthal-München.

Hannover

R. WOLF Magdeburg-Buckau

Bedeutendste Locomobil-Fabrik Deutschlands.



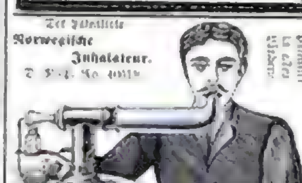
Locomobilen von 4—200 Pferdekraft,
sparsamste, dauerhafteste und leistungsfähigste Motoren für **Landwirthschaft, Gross- und Klein-Industrie.**

Stuttgart.

Neues Tagblatt.

Das verbreitetste Blatt Württembergs und deshalb das für Anzeigen in diesem Bezirk weitaus wirksamste. Abonnements bei allen Postämtern zum Preise von nur ℳ 2.80 vierteljährlich. Inseratenpreis für auswärts 20 ₰ die Zeile, Reklamen 60 ₰.

Tägliche Auflage **32,000** Exemplare.



Der pneumatische Norwegische Inhalateur.

Norwegische Inhalateur

Diphtherie, Bronchial-Katarrh, Lungentuberkulose
Influenza,

A. Stoss, Zentral-Sanitäts-Magazin, Wiesbaden.

Senf-Papier Rueff

anerkannt bester, einfachster und billigster **Senf-Aufschlag.**

BEI ERKÄLTUNGEN, SCHMERZEN, CONGESTIONEN etc.

in den Apotheken in Etuis à 10 Blatt oder einzeln.

Daimler-Motoren-Gesellschaft, Cannstatt

liefert

Daimler-Motor-Boote

in allen Ausführungen.

Vertreter gesucht.

J. M. Grob & Co., Leipzig-Eutritzsch.

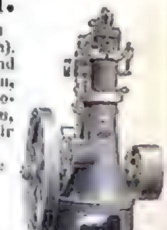
Erste und grösste Spezialfabrik patentirter Petroleum-Motoren (kein Benzin).

Vorzüglich geeignet für jeden Kraftbedarf von 1/2—200 HP, stationäre und Bootsmotoren, complette Motorboote, Umsteuerungen, Locomobilen, Motorwagen, elektrische Beleuchtungswagen, Motor-Locomotiven, Motor-Latrinen-Reinigungswagen, Motor-Sägewagen, Motor-Spritzenwagen, für elektrische Beleuchtungs-Anlagen etc.

Die beste, einfachste und billigste Maschine des Kleingewerbe.

Ueber 2000 Motoren bereits im Betriebe.

Günstige Zahlungsbedingungen, ev. monatliche Ratenzahlung.



Über Land und Meer.

№ 21.

72. Band.
Sechsundvreißigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Erzählungen eines Effendi.

Von

Rudolf Lindau.

IV.

Reiben.

Im Jahre 1871 wurde ich von Bagdad abberufen und mit einer Mission nach Indien betraut. Ich machte mich wenige Tage später auf den Weg, fuhr den Tigris und Schatt-el-Arab hinunter nach Basra und wartete dort auf das englische Dampfboot, das mich nach Bombay führen sollte. Aber als es nach fünf Tagen eintraf, hatte mich ein heftiges Fieber gepackt und aufs Krankenlager geworfen, so daß ich nach Bagdad melden mußte, ich wäre vorläufig unfähig, meine Reise fortzusetzen.

Mein Zustand verbesserte sich auch während der nächsten Tage nicht, und da ich mir mein Fieber sicherlich in dem ungesunden Basra geholt hatte und annehmen durfte, daß ein Klimawechsel mir wohlthun würde, so übersiedelte ich eines Tages, an dem das Fieber mich frei ließ, nach dem wenige Stunden südwestlich von Basra gelegenen Orte Zobeir.

Dort fand ich ohne große Mühe eine luftige, freundliche Wohnung, in der ich mich, dank der Tüchtigkeit meines Dieners Osman, der mich seit Konstantinopel begleitete, ziemlich behaglich einrichten konnte. — Mit meiner Genesung ging es jedoch nur sehr langsam vorwärts, und da es in Zobeir an ärztlicher Pflege, die mir Vertrauen eingeflößt hätte, gebrach, so schrieb ich dem Gouverneur von Bagdad und bat ihn um die Erlaubnis, dorthin zurückkehren zu dürfen. — Die Genehmigung meines Gesuchs traf mit umgehender Post in Zobeir ein. Ich mußte dort jedoch noch einige Zeit verbleiben, um mich auf dem Dampfschiff, mit dem ich meine Rückreise antreten wollte, einschiffen zu können.

Zwei Tage vor meiner Abreise, während eines Spazierganges am Ufer des Schatt-el-Arab, hörte ich plötzlich jämmerliches Weinen und Schreien. Ich näherte mich schnell dem Orte, von dem die Klagen kamen und stand bald vor einem ziemlich großen arabischen Boote, das dicht am Ufer lag, mit dem es durch eine lange, schmale Planke verbunden war. In dem Fahrzeug stand ein kräftiger, hagerer Mann, der mit der flachen Hand, aber heftig und augenscheinlich ergrimmt auf etwas, das zu seinen Füßen lag und ich vom Ufer aus nicht sehen konnte, einhieb. Ich betrat das schmale Brett und war in wenigen Schritten an Bord des Kahn. Der Mann drehte mir den Rücken zu und bemerkte mein Kommen gar nicht... Vor ihm lag der dunkle, sich in Schmerzen windende und krümmende Körper eines etwa zehnjährigen Knaben.

„Halt!“ rief ich entrüstet. „Willst Du aufhören, das Kind zu mißhandeln?“

Nach einer Photographie von Lafayette in Dublin.

Prinzessin Alexandra von Wales.

Der Angeredete wandte sich schnell nach mir um und maß mich dann langsam von Kopf bis zu Füßen.

„Wer bist Du?“ fragte er mit rauher Stimme. „Was hast Du mir zu befehlen? Geh Deiner Wege! Ich rate es Dir!“

„Ich bin jemand, der Dich bestrafen lassen kann, wenn Du ihm nicht gehorchst,“ antwortete ich. „Quäle den Knaben nicht weiter oder Du wirst es bereuen.“

Der Mann zuckte die Achseln und lachte höhnisch. „Und wenn ich Dir jetzt gehorche — kannst Du mich bestrafen, für was ich morgen oder später thun werde?“

Das Kind war davon gekrochen, sobald der Mann sich von ihm abgewandt, und hatte sich in den Hinterteil des Boots geflüchtet, wo es zwischen den zwei großen Wasserkrügen zusammengekauert dasaß und, die Hände vor dem Gesicht, krampfhaft, aber nur leise schluchzte. Es war halbnackt, kümmerlich mit elenden Lumpen bedeckt und entsetzlich abgemagert.

„Was hat das Kind gethan, daß Du es so hart züchtigst?“ fragte ich wieder.

„Was es gethan hat? . . . Es ist mir ein Greuel . . . von früh bis spät . . . Der elende Mischling! Aus Erbarmen habe ich ihn zu mir genommen, und nun verwünsche ich meine Gutmütigkeit. Ich möchte, ich hätte ihn nie gesehen! Wäre er nur erst wieder fort aus meiner Nähe! Er ist zu nichts gut, der Schwächling! Er ist mir nur eine Last!“

„Wie bist Du zu dem Knaben gekommen?“

„Mein Bruder sagte, er wäre sein Sohn. Seine Mutter hat keiner von uns gesehen. Was mag das für ein Weib gewesen sein?“ Er lachte höhnisch. „Blickt auf das schwarze Kind! . . . Sie ist längst tot, so hörte ich von meinem Bruder; dieser aber ist vor sechs Monaten gestorben, und seitdem ist sein Sohn bei mir. Lange werde ich ihn hoffentlich nicht mehr zu ernähren haben.“

Ich blickte wieder nach dem armen Verwaisten. Sicherlich war er nicht reiner arabischer Abkunft: wohl ein Mischling, so erschien es mir, von Araber- und Negerblut. Aber seine dunkle Farbe allein war vom Neger; die schlanken, sehnigen Glieder, die feingeschnittenen Gesichtszüge, die gut geformten, keineswegs aufgeworfenen Lippen, das straffe lange Haar bekundeten den arabischen Vater. Er hatte die Hände jetzt vom Gesicht genommen und blickte mich jämmerlich, Beistand und Mitleid erflehend, an.

„Höre!“ sagte ich dem Schiffer. „Ich werde Dir den Knaben abnehmen. Er kann mit mir gehen.“

Das Gesicht des Mannes veränderte sich im Augenblick: statt des Zornes blickte jetzt Habsucht und Schlauheit daraus.

„Was willst Du für den Knaben geben?“ sagte er. „Er ist gesund und stark. Bewundere seine Zähne!“

„Du wolltest ihn ja los sein. Ich will Dich von einer Last befreien; aber ich kaufe keinen Sklaven.“

„Dann bleibt er hier,“ sagte der Mann; „und ich werde doch noch meine Freude daran haben, ihn zu erziehen . . . Hierher Reihan! Schnell! Hörst Du mich? Soll ich Dich etwa holen?“

Der Knabe, Angst in den Mienen und in jeder Bewegung, näherte sich dem Schiffer, und wieder streifte mich der jammervolle Blick seiner großen Augen.

„Ich will den Knaben nicht kaufen,“ sagte ich; „aber da Du arm scheinst und wohl geldbedürftig bist, so will ich Dir ein Geschenk machen, wenn Du das Kind mit mir gehen läßt.“

„Was willst Du mir geben?“

Ich zeigte ihm einige Goldstücke.

Er streckte gierig die Hand aus. „Gib mir das Geld und nimm den Schwarzen. Und möge mit ihm Glück in Dein Haus ziehen.“ Er wandte sich an das Kind: „Reihan, Du ziehst mit dem Herrn! Er ist fortan Dein Herr! Möge es Dir wohl gehen!“

Das Kind schlich gesenkten Hauptes an seinem Onkel vorbei und folgte mir ans Land. Dort übergab ich es dem Diener, der mich begleitet hatte, und den ich gleichzeitig beauftragte, mit dem Kleinen in den Bazar zu gehen und ihm dort zu kaufen, was er an Kleidungsstücken benötigen würde, um mich später nach Bagdad zu begleiten. — Darauf setzte ich meinen unterbrochenen Spaziergang allein fort.

Der Tag war schön und warm, und ich blieb länger im Freien, als ich ursprünglich beabsichtigt hatte. Als ich in meine Wohnung trat, sah ich Osman, den ich hauptsächlich wegen seiner großen Gutmütigkeit lieb gewonnen hatte, neben Reihan stehend, freundlich und aufmunternd auf diesen einsprechen. Aber das Kind, beide Hände vor dem Gesicht, schien nichts zu hören, nichts hören zu wollen, weinte bitterlich und wiederholte nur immer unter heftigem Schluchzen, daß es „nach Hause“ gehen wollte.

Ich versuchte nun meinerseits, das Kind zu beruhigen, aber meine Bemühungen hatten nicht mehr Erfolg, als die Osmans. „Nach Hause,“ schluchzte Reihan, „nach Hause,“ — und das war alles, was ich aus ihm heraus bekommen konnte.

Ich wurde etwas unwillig: nicht, daß ich dem Knaben zürnte, aber es jammerte mich, ihn in sein Elend zurückgehen zu lassen. Aber er wollte nicht bei mir bleiben. Was sollte ich mit ihm anfangen?

Ich beauftragte Osman, ihn zu seinem Onkel zurück zu bringen und diesem zu sagen, ich hoffte, er werde wenigstens einen Teil des Geldes, das ich ihm gegeben hatte, dem Kinde, dem er es verdankte, zu gute kommen lassen. Aber ich machte mir klar, daß meine Ermahnungen wahrscheinlich auf taube Ohren fallen würden; und mißmutig setzte ich mich zu Tische.

Nach einer Stunde etwa kam Osman, den Kleinen an der Hand führend, zurück. Der Onkel sei nicht mehr aufzufinden, berichtete er mir. Die anderen Schiffer hätten ihm erzählt, er sei, gleich nachdem wir gegangen, stromabwärts davongefahren. — Wohin? das hatte niemand sagen können.

Reihan, der nicht mehr weinte und aufmerksam zugehört hatte während Osman sprach, trat jetzt schüchtern auf mich zu, küßte mir die Hand und sagte: „Ich werde nicht mehr weinen. Behalte mich bei Dir.“

Und damit war unser Bündnis geschlossen.

Zwei Tage später schiffte ich mich mit Reihan und meiner Dienerschaft an Bord eines englischen Dampfers ein, der uns in sechs Tagen nach Bagdad brachte. Dort übergab ich das Kind einer weiblichen Dienerin Tufa, von der ich schon in einer früheren Erzählung als von einer guten und zuverlässigen Person gesprochen habe. Sie nahm sich auch des Kleinen liebevoll an, und in wenigen Tagen hatte ich die Freude, ihn fröhlich mit den anderen Kindern des Hauses spielen und laufen zu sehen. Mir näherte er sich stets ehrerbietig und zutraulich zugleich, denn er verstand, daß ich ihm wohlgethan hatte und fühlte, daß ich ihm wohlwollte, und er zeigte mir seine Dankbarkeit durch kindliche Zuneigung, die auf mein Herz, das noch unter dem Schmerze eines großen Verlustes litt, wie heilkräftige Medizin wirkte. Reihan wurde mir in kurzer Zeit lieb und wert, so daß ich ihn wie einen Sohn behandelte.

Da sich mein Aufenthalt in Bagdad verlängerte, und ich die Zeit meiner Abreise nicht bestimmen konnte — denn das Fieber, das ich mir in Basra geholt hatte, wollte mich nicht verlassen — so schickte ich Reihan in eine Schule. Er kam traurig, mit verweinten Augen, daraus zurück. Seine Mitschüler, Araber und Türken, hatten ihn als einen „Schwarzen“ verhöhnt, und er fühlte sich unglücklich in ihrer Gesellschaft. Ich tröstete ihn. Er solle nur Geduld haben. Das werde sich in einiger Zeit ändern. Aber da das Kind täglich traurigier wurde, so entschloß ich mich, nach einigen Wochen, es aus der Schule zurück zu nehmen. Ich zögerte um so weniger, dies zu thun, als es in meiner Absicht lag, nach Konstantinopel zurückzukehren. Ich hatte dorthin über meinen Gesundheitszustand berichtet und gleichzeitig gebeten, meiner Mission in Indien entbunden zu werden. Einige Wochen später traf die Genehmigung meines Gesuchs in Bagdad ein, und bald darauf verabschiedete ich mich vom Pascha und trat, nach zweijähriger Abwesenheit von Konstantinopel, die Rückreise dorthin an.

Die Araber sind geborene Reiter. Nach einigen Tagen saß mein kleiner Reihan zu Pferde, als hätte er sein junges Leben lang nichts anderes gethan, und hübsch sah er dabei aus in seinem blauen Anzuge und der roten Kappe, unter der sein dunkles Gesicht mit den großen Augen und den blitzenden Zähnen kindlich froh hervorleuchtete. Meine sämtlichen Diener, Osman an der Spitze, hatten ihn in ihre Herzen geschlossen, und es gelang seiner Liebenswürdigkeit sogar, sich später mit dem mürrischen Stallknecht Manßur zu befreunden, der mit keinem der Diener sprach, aber Reihan sein Wohlwollen dadurch zu erkennen gab, daß er ihn von Zeit zu Zeit auf sein Lieblingspferd, den stolz dahinschreitenden Dginn, setzte.

In Konstantinopel war es meine erste Sorge, nachdem ich meine amtlichen Obliegenheiten erfüllt hatte, Reihans Erziehung ernstlich ins Auge zu fassen. Ich brachte ihn zunächst in der Elementarschule der Ruschdie unter; aber es erging ihm dort ähnlich wie in Bagdad. Seine dunkle Farbe machte ihn zum Gegenstand des Spottes der weißen türkischen Kinder, und die Lehrer, obgleich er ihnen von mir warm empfohlen worden war, und sie ihn als einen ihrer besten Schüler bezeichneten und lieb gewannen, waren nicht im stande, ihn gegen die Angriffe zu schützen, denen er seitens seiner Schulkameraden ausgesetzt war, sobald sie den Rücken gekehrt hatten.

Desto mehr Freude machte sich Reihan außerhalb der Schule, wo man anfing, ihn als meinen Adoptivsohn zu bezeichnen. Mein Vater, meine Geschwister, alle meine Freunde gewannen den aufgeweckten, gutgearteten Knaben lieb, und als ich im Jahre 1872 mit einem Auftrage der Regierung nach Wien gesandt wurde, gestattete mein Vater bereitwilligst, daß der nun elfjährige Reihan in sein Haus zöge.

Das wohlverdiente Ansehen, dessen sich mein verehrter Vater erfreute, übte nicht nur auf die Lehrer, sondern auch mit der Zeit auf Reihans Schulkameraden einen dauernd günstigen Einfluß aus. Als ich nach achtzehn Monaten aus Oesterreich und Italien nach Konstantinopel zurückkehrte, fand ich Reihan frisch und gesund wieder. Die innige Freude, die er zu erkennen gab, als wir uns wiedersahen, hatte für mich etwas ungemein Wohlthuendes.

In einem vertraulichen Gespräch, das ich bald darauf mit meinem Adoptivsohn hatte, bat er mich inständigst, seine Erziehung doch zu einer vollständigen zu machen, ihn von der Ruschdie fortzunehmen und ihm in dem großen Gymnasium von Pera, im Galata-Serai, Aufnahme zu verschaffen. Ich gab dazu gern meine Zustimmung. Darauf besuchte Reihan jene Schule acht Jahre lang und verließ sie erst im Jahre 1881, nach glänzend bestandener Prüfung und mit dem Diplom eines Baccalaureus. Er sprach das reine Türkisch der guten Gesellschaft, war des Französischen vollkommen mächtig und besaß gründlich alle Kenntnisse, die von einem auf unserer besten Schule ausgebildeten Schüler erwartet werden können.

Zu der Zwischenzeit hatte ich mich verheiratet und war nach Kadiköi*) gezogen, aber Reihan wohnte noch immer bei mir. Es galt nun, ihm eine Stellung zu finden. Dies war nicht sonderlich schwer bei seiner Tüchtigkeit, seiner Beliebtheit, seinem guten Rufe und dem Schutze, dessen er sich seitens einflußreicher Persönlichkeiten erfreute. Und so wurde Reihan, wenige Monate nachdem er Galata-Serai verlassen hatte, von einer großen türkischen Verwaltung auf einen verantwortlichen Posten nach Kartal entsandt.

*

Kartal, am Marmarameer gelegen, ist eine belebte Station der anatolischen Eisenbahn. In der Nähe des Bahnhofsgebäudes, auf einer kleinen Anhöhe, befindet sich eine Terrasse, die weite Aussicht auf die schöne Landschaft gewährt und von der aus man auch die in Kartal ankommenden und von dort abreisenden Fremden beobachten kann.

Unsere Frauen und Mädchen haben nicht so verschiedenartige Zerstreuungen wie die des Westens. Ihr Leben, das kein beklagenswertes ist, und das sie, auch wenn sie freie Wahl hätten, schwerlich mit der Unruhe, den Anstrengungen, der Aufregung eines abendländischen Frauenlebens vertauschen würden, fließt ruhig dahin — ohne verwirrende Freuden und ohne nagenden Schmerz. Nur wenige sehnen sich nach den gesellschaftlichen Genüssen der europäischen Frauen, die sie vom Hörensagen kennen; für die meisten haben diese Genüsse sogar etwas Beängstigendes. Sie befinden sich wohl im sicheren Harem, in Gesellschaft nächster Verwandter, lieber Freundinnen und einer treuen Dienerschaft. Langeweile ist ihnen

*) Kadiköi, eine Vorstadt von Konstantinopel, und diesem gegenüber am anderen Ufer des Bosporus gelegen.

ebenso fremd wie leidenschaftliche Aufregung. Die Zerstreuungen, die sie suchen, sind einfach, natürlich, harmlos. Bei schönem Wetter lieben sie es, im Freien zu sein. Der blaue Himmel, die helle Sonne, das blitzende Meer, die grünen Hügel, die dunklen Cypressen erfreuen ihre Augen und Herzen.

Die Terrasse über dem Bahnhof in Kartal ist sehr beliebt als Versammlungsort türkischer Frauen. Stundenlang kann man sie dort in größeren Gruppen oder vereinzelt auf ihren Teppichen sitzen sehen. Sie bilden in ihren weißen, hellblauen, hellgrünen, lila und rosa Gewanden ein freundliches Bild in der freundlichen Landschaft — und sie blicken nach dem Meere, dem Himmel, den schnell dahinziehenden Wasservögeln, den ankommenden und abfahrenden Reisenden und nach den Vorübergehenden.

Ich will keineswegs behaupten, daß in der Türkei ebenso viel „kokettirt" werde wie im Abendlande. Unsere Sitten und Gebräuche begünstigen diesen Zeitvertreib nicht, und unsere sittlichen Anschauungen — ich spreche von den besseren Klassen der Gesellschaft — sträuben sich dagegen. Aber ich möchte in dieser Beziehung einer Auffassung entgegentreten, die außerhalb der Türkei, in Europa, tief eingewurzelt, aber dennoch eine irrtümliche ist.

Man nimmt im Westen an, daß das, was man dort unter dem Worte „Liebe" versteht, bei uns nicht bekannt sei. Das ist ganz falsch. Die türkische Liebe gleicht wohl nicht ganz der abendländischen, aber die beiden unterscheiden sich von einander nicht mehr und namentlich nicht wesentlicher, als zum Beispiel die englische Liebe von der französischen. Türkische und abendländische Liebe sind innigst verwandt.

Reihan gehörte zu den jungen Männern von Kartal, die, so oft günstiges Wetter Mädchen und Frauen ins Freie lockte, auf der Terrasse spazieren gingen. Und nach wenigen Wochen hatte sich zwischen ihm und einem jungen Mädchen, das er dort regelmäßig antraf, ein geheimnisvolles Verhältnis gebildet. Sie hieß Nuriéh, war die Tochter eines Gutsbesitzers und erschien Reihan über alle Beschreibung liebenswürdig und schön. Der Schleier, den sie trug, war so fein und durchsichtig, und er war so leicht und lose über das liebliche Gesichtchen gelegt, daß er weder die schönen Augen, noch den frischen Mund verdeckte, und wenn Nuriéh nur eine kleine Bewegung machte und den Kopf etwas in die Höhe hob, so wurde ein rundes, rosiges Kinn und der Ansatz eines schlanken, weißen Halses sichtbar. — Die Frauen und Mädchen, die auf dem Lande und in kleinen Städten wohnen, folgen nämlich nur sehr nachlässig der häßlichen, byzantinischen Mode, sich streng zu verhüllen, der viele Frauen in Konstantinopel gehorchen müssen.

Wie Reihan und Nuriéh mit einander bekannt wurden, wie es ihnen gelang, sich gegenseitig ihre Liebe zu gestehen, ohne daß die aufmerksame Mutter, die Nuriéh stets begleitete, es bemerkte, das ist ihr Geheimnis geblieben. Aber die Liebenden stießen dabei sicherlich nicht auf allzu große Schwierigkeiten. Jeder junge Türke weiß Mittel und Wege zu finden, einem jungen Mädchen einen Brief zukommen zu lassen, und wenn diese seine Verbündete wird, so entspinnt sich leicht ein lebhafter Briefwechsel zwischen den beiden, den das Geheimnis, mit dem er umgeben bleiben muß, nur noch reizender macht.

Kartal ist eine Stunde Eisenbahn von Konstantinopel entfernt. Reihan besuchte mich in regelmäßigen und nicht zu entfernten Zwischenräumen. Ich bemerkte nach einiger Zeit, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Seine gleichmäßige, frische Heiterkeit, an der ich früher meine Freude gehabt hatte, war verschwunden. Er war jetzt still, in sich gekehrt, träumerisch, und sein Gesundheitszustand verschlechterte sich zusehends. — Ich erkannte bald, daß da ein Mädchen im Spiele sein müßte, und forderte Reihan mit väterlicher Freundlichkeit auf, sich mir anzuvertrauen. Er that es. Stammelnd und verlegen gestand er mir seine Liebe für Nuriéh und flehte mich an, um ihre Hand für ihn anzuhalten.

„Du liebst das Mädchen?" fragte ich ihn.

„So, daß ich nicht ohne sie leben möchte, und nicht ohne sie leben könnte."

„Und Nuriéh?"

Er zögerte — dann sagte er: „Ich glaube, sie liebt mich."

„Glauben! . . . Weißt Du es?"

„Das will ich Dir schreiben, sobald ich nach Kartal zurückgekehrt bin."

Ich blickte ihn nachdenklich an. Sein Gesicht nahm plötzlich einen unbeschreiblich traurigen Ausdruck an.

„Ich weiß, was Du denkst," brachte er leise hervor.

„Nun?" fragte ich.

Er streckte mir mit schneller, leidenschaftlicher Bewegung seine Hände entgegen: „Sie sind von dunkler Farbe!" rief er, in Thränen ausbrechend. „O, ich Unglücklicher! Ich Unglücklicher!"

Er hatte niemals die traurigen Erfahrungen vergessen, die er als Kind in Bagdad und in der Rüschdieschule gemacht hatte. Sie hatten ihn, Fremden gegenüber, von großer Zurückhaltung gemacht. Auf zutrauliche Freundlichkeit antwortete er in herzgewinnender Weise. Die stummen Blicke eines Unbekannten aber erzeugten bei ihm sofort peinliche Verlegenheit. Meine Verwandten und Freunde wußten es und nahmen gerne jede Rücksicht auf seine bis zum Krankhaften gesteigerte Empfindlichkeit.

„Mein geliebter Sohn," sagte ich milde, „beruhige Dich, Du stehst in Gottes Hand und mußt Dich in das Schicksal, das er für Dich bestimmt hat, ergeben."

Er versuchte, sich zu ermannen, während ich ihm freundlich die dunklen Hände streichelte, und es gelang ihm.

„Ich will versuchen, mein Schicksal unter allen Umständen ruhig zu ertragen," sagte er; „aber ich bitte Dich, versuche, es zum Guten zu wenden."

„Was ich für Dein Glück thun kann, das thue ich gern, darauf kannst Du Dich verlassen."

Er küßte mir ehrerbietig und dankbar die Hand und entfernte sich.

Nach einigen Tagen bekam ich einen Brief von ihm aus Kartal. Er enthielt nur wenige Zeilen: „Ich wußte, als ich neulich mit Dir sprach, daß Nuriéh mich liebte; aber ich wußte nicht, ob ich das Recht hatte, es Dir zu sagen. Jetzt weiß ich es. Lies den einliegenden Brief und dann — ich bitte Dich darum — komme bald nach Kartal und hilf mir."

Der Brief, auf den Reihan hinwies, war von seiner Geliebten und machte einen günstigen Eindruck auf mich. Er lautete: „Ich habe gegenüber Deinem Vater und Wohlthäter, um dessen Schutz auch ich bitte, nichts zu verheimlichen. Du darfst ihm sagen, daß ich Dich liebe, so wie Du mich liebst."

Wenige Tage darauf reiste ich nach Kartal ab. Reihan erwartete mich an der Bahn und erzählte mir in kurzen Worten, was ich wissen mußte, um mit Achmed Effendi, dem Vater Nuriéhs, sprechen zu können.

Ich begab mich zu diesem und stellte ihm, sobald wir uns begrüßt hatten, mein Anliegen vor. Ich sagte dabei, Reihan sei zwar nicht mein leiblicher Sohn, aber ich liebte ihn wie einen solchen und würde ihn, dem entsprechend, bei seiner Verheiratung behandeln.

Achmed Effendi hörte mir aufmerksam zu, ohne mich zu unterbrechen. Als ich ausgesprochen hatte, sagte er: „Ich kenne Reihan. Er erfreut sich eines guten Rufes."

„Darf ich dann hoffen, daß Sie ihm Ihre Tochter zur Frau geben werden?"

„Das kann ich nicht thun," antwortete er.

„Warum?"

Achmed Effendi strich sich nachdenklich den Bart. Dann sagte er, ohne mich anzublicken: „Ich möchte Sie nicht kränken. Sie lieben Reihan wie einen Sohn. — Aber er ist nicht Ihr Sohn . . . Er ist nicht von Ihrem Blute . . . Er ist . . . ein Farbiger . . . Einem Schwarzen kann ich meine Tochter nicht geben. — Das ist unmöglich . . . Ja Herr, wie ich sagte: das ist unmöglich!"

Er sprach mit solcher Ruhe und Bestimmtheit, daß ich sofort erkannte, meine Bemühungen, ihn zu einer andern Ansicht zu bekehren, würden erfolglos sein. Aber ich hatte Reihan versprochen, mein bestes für sein Glück zu versuchen — und das that ich. Meine Worte fielen auf taube Ohren. Ohne auf meine Reden einzugehen, beharrte Achmed Effendi dabei, es sei ihm unmöglich, seine Tochter einem farbigen Mann zu geben. Und mit diesem Bescheid mußte ich ihn schließlich verlassen.

Reihan vernahm meinen traurigen Bericht, ohne ein Wort zu sagen. Er hatte wohl nichts Besseres erwartet. Er dankte mir für meine Bemühungen und sagte ernst: „Mein Schicksal ist hart; ich werde versuchen, es zu tragen."

Bei dem nächsten Besuche, den er mir in Nadiken machte, sprach er nicht von Nuriéh, dann teilte er mir schriftlich mit, deren Eltern hätten Kartal verlassen und sie sei mit diesen nach Brussa gezogen.

Ich freute mich darüber, denn ich glaubte, er würde die abwesende Geliebte vergessen; aber darin hatte ich mich geirrt. Bald darauf überraschte mich Reihan eines Tages durch einen Besuch, den er nicht vorher angekündigt hatte. Er erzählte mir, es sei in Mudania ein Beamter seiner Verwaltung gestorben, und er beschwor mich, meinen ganzen Einfluß einzusetzen, um ihm diesen Posten zu verschaffen.

„Du willst nach Mudania, um in die Nähe von Brussa zu kommen," sagte ich.

„Ja."

„Aber was willst Du in Brussa? Achmed Effendi wird nie darein willigen, Dir seine Tochter zu geben. Du wirst Dein Unglück, sie nicht zu besitzen, nur schärfer fühlen, wenn Du sie siehst."

„Das Unglück ist noch das einzige Glück, das ich besitze. Ich bitte Dich, so sehr ich kann, verhilf mir zu dem Posten in Mudania."

Ich konnte dem nicht widerstehen und verwandte mich für Reihan in dem von ihm gewünschten Sinne. Meine Bemühungen hatten Erfolg. Reihan wurde bald darauf nach Mudania versetzt.

Nun verkehrte ich längere Zeit nur schriftlich mit ihm. In einem seiner Briefe teilte er mir mit, Khiamil-Bey, den er auch schon in Kartal angetroffen habe, befinde sich in Brussa.

Dieser Mann war, so zu sagen, Reihans böser Geist. Er war es gewesen, der in der Rüschdie die Schüler gegen „den Schwarzen" aufgehetzt, Khiamil-Bey war es in erster Linie zuzuschreiben, daß Reihan schon als Kind unter seiner dunklen Farbe zu leiden gehabt hatte. Auch in Galata-Seraï, wo die beiden wieder zusammen getroffen waren, hatte mein Sohn viel von Khiamil-Beys Feindschaft zu erdulden gehabt. Einmal war es sogar zu einem offenen Kampf zwischen ihnen gekommen, aus dem Reihan mit zerschlagenem Kopfe halb tot nach Hause getragen worden war. Khiamil-Bey wurde deswegen von der Schule verwiesen, und ich lebte, bei seinem heimtückischen Charakter lange in Furcht, daß er Reihan durch gedungene Leute heimlich nachstellen und ihm schweres Leid zufügen würde.

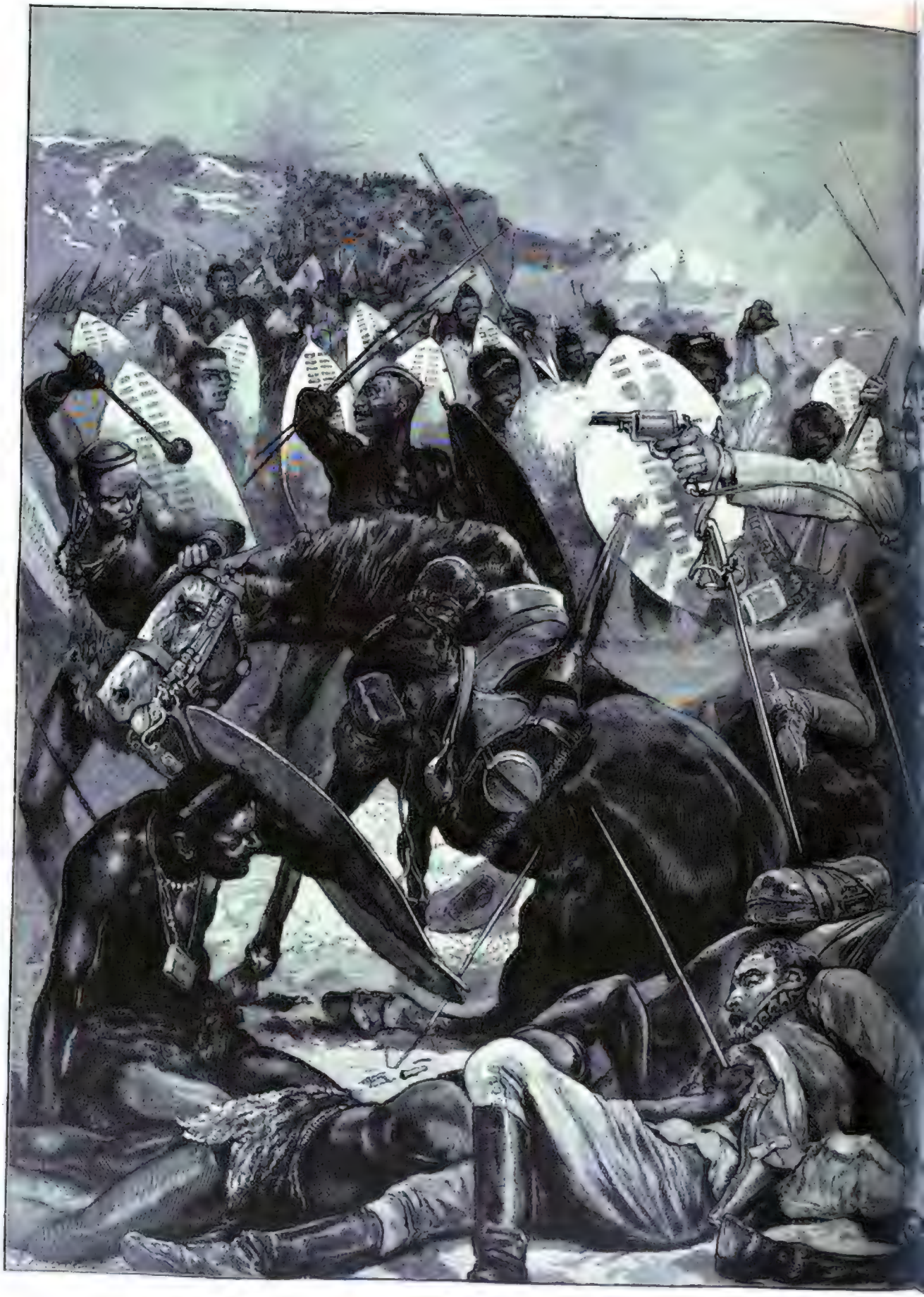
Die Anwesenheit in Brussa des verworfenen jungen Mannes beunruhigte mich dermaßen, daß ich Reihan schrieb, es sei mein Wunsch, er möchte Mudania verlassen, um Khiamil-Bey aus dem Wege zu gehen. Ich machte mich anheischig, seine Versetzung auf einen Posten in einem anderen Teile des Reichs zu erwirken.

Die Antwort, die ich wenige Tage später auf diesen Brief erhielt, betrübte mich in tiefster Seele. Reihan schrieb:

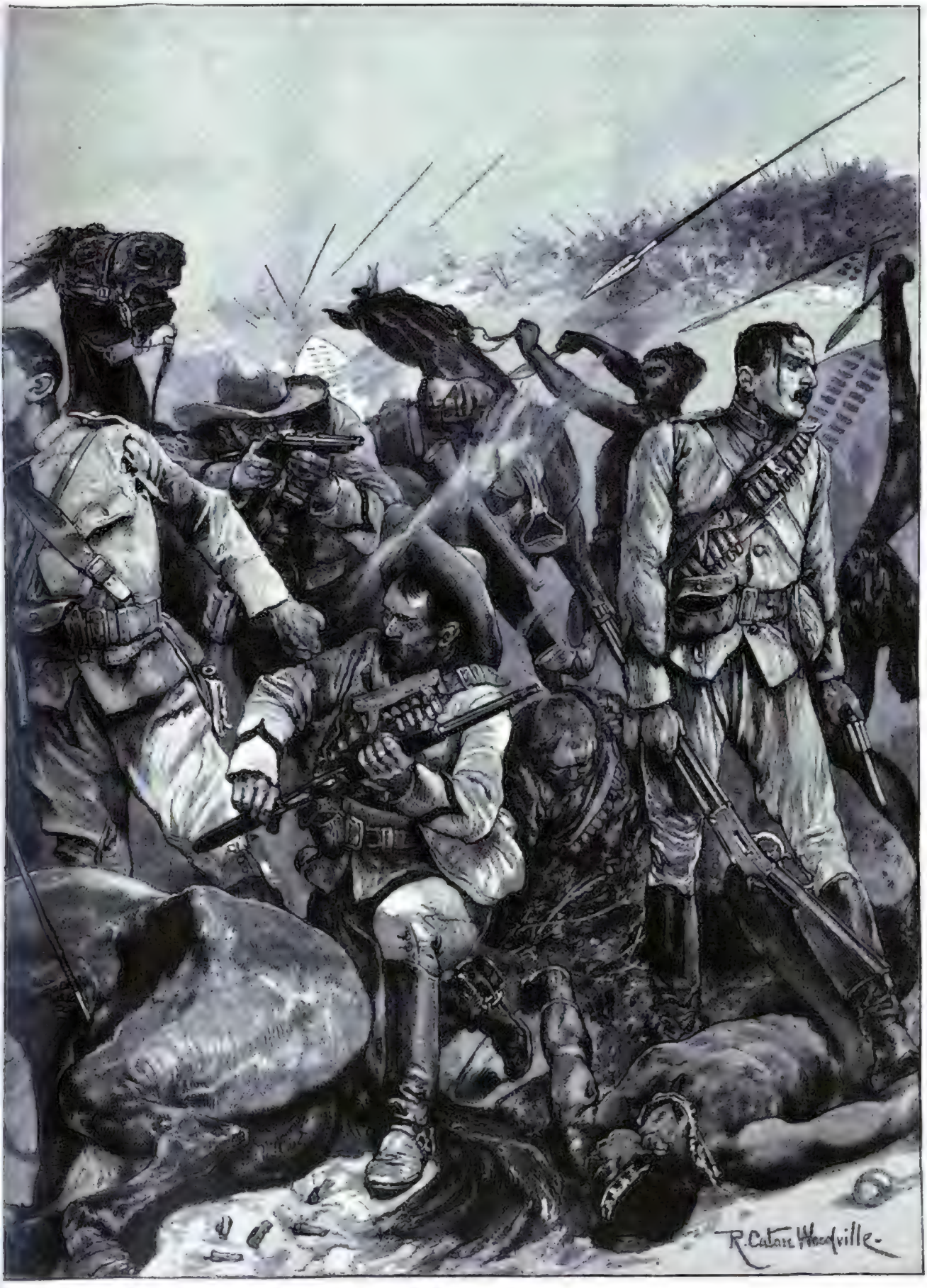
„Khiamil-Bey hat mir schon das Schlimmste angethan, was er mir zufügen konnte. Ich habe nichts mehr von ihm zu befürchten, denn er hat mich ganz unglücklich gemacht. Er heiratet Nuriéh. Nun wünsche ich mich fort von hier — rasch, bald! Ich nehme einen kurzen Urlaub und werde in wenigen Tagen bei Dir sein."

Ich erschrak, als ich Reihan bald darauf wiedersah. Er war kaum vierundzwanzig Jahre alt, aber er erschien gänzlich gebrochen. Still und teilnahmlos, zum Jammer der Meinigen, die ihn alle zärtlich liebten, irrte er im Hause und Garten umher.

Ich hatte Kadiken verlassen und lebte am unteren Bosporus in dem freundlichen Dorfe Arnaut-Keu. Es war im Frühling. Alles in der Natur erwachte zu neuem Leben — aber Reihan, mein armer, geliebter Sohn ging mit schnellen Schritten dem Tode entgegen. Er klagte nie, aber er versuchte auch nicht, gegen den verzehrenden Schmerz, der an ihm zehrte, anzukämpfen: er ließ sich sterben, eines Lebens müde, aus dem ihm das Liebste genommen war. Und eines Tages legte er sich gänzlich ermattet nieder, um sich nicht wieder zu erheben. Die Aerzte, die ihn behandelten, nannten seine Krankheit ein Nervenfieber. Er starb an



Auf dem Rückzug



vor den Matabeles.

gebrochenem Herzen, sechs Monate nach Khiamil-Beys Verheiratung mit Nuriëh.

Wir begruben ihn auf der Spitze des hohen Hügels hinter meinem Yali, unter dunklen Cypressen und frischen, blühenden Blumen. Mein ganzes Haus trauerte um ihn, und ich beweine ihn noch heute.

Sommer und Herbst gingen dahin. Eines Tages erfuhr ich, Nuriëh sei von Khiamil-Bey geschieden, der sie schlecht behandelt habe, und wohne jetzt wieder bei ihren Eltern. Da mußte ich lebhaft an meinen armen Reihan denken, dessen höchstes Glück es gewesen wäre, Nuriëh glücklich zu machen. Aber ich vergaß ihn auch sonst nicht. Oftmals bestieg ich den Hügel von Arnaut-Keu und setzte mich an seinem Grabe nieder, um seiner an dem Orte, wo wir ihn begraben hatten, ungestört gedenken zu können. Um mich her blühten die Rosen und in den Bäumen sangen und zwitscherten die Vögel. Unbeschreiblich schön und friedlich ist die Stätte, wo Reihan ruht.

In einer Herbstnacht entlud sich ein heftiges Gewitter über den Bosporus, von dem auch Arnaut-Keu heimgesucht wurde. In meinem Garten richtete es große Verwüstungen an. — Als ich einige Tage später den Gärtner dort beschäftigt fand, sagte ich ihm, er müsse in der ersten freien Stunde auf den Hügel gehen, um auch nach Reihans Grab zu sehen.

Am Morgen darauf meldete mir der Mann, er habe meinen Befehl ausgeführt, aber am Grabe nichts zu thun gefunden. Jemand müsse vor ihm hinauf gegangen sein: frische Blumen seien gepflanzt, niedergewehte Sträucher wieder aufgerichtet, gebrochenes Geäst sorgfältig beseitigt: alles sei in Ordnung und in gutem Zustande.

Ich erkundigte mich im Hause, wer Reihans Grab gepflegt hätte. Keiner von den Meinen war seit dem Gewitter auf dem Hügel gewesen.

Wenige Tage später wollte ich selbst wieder einmal nach dem Grabe sehen.

Es war ein feierlich stiller Herbstabend. Die Vögel des Waldes hatten sich schon zur Ruhe begeben, dicht über den Spiegel des Bosporus zogen lange Reihen unruhig flatternder Wasservögel ihren Niststätten am schwarzen Meere zu, die untergehende Sonne machte das Meer erglühen und spiegelte sich blendend rot in den Fenstern der Häuser von Skutari, so daß es schien, als loderte dahinter helles Feuer.

Bei einer Wendung des Pfades, den ich langsam emporstieg, erblickte ich Reihans Grab. — Ich blieb stehen. — Am Fuße des Steins, der sich darüber erhebt, kauerte eine weibliche Gestalt. Die Hände in den Schoß zusammengelegt, das Haupt gesenkt, glich sie in ihrem weiten, hellen Gewande einem Marmorbilde, so unbeweglich saß sie da. Die Jaschmak verhüllte nur unvollkommen ihr weißes, stilles Antlitz. Einige Schritte davon, auf einer niedrigen Bank am Wege, saß eine ältere Frau und schaute, ebenso stumm und unbeweglich wie die jüngere, nach Asien hinüber.

Ich schlich geräuschlos davon und machte erst auf der Mitte des Abstiegs wieder Halt. Dort ließ ich mich nieder. In Reihans Leben gab es nur eine, mir unbekannte Frau, die um ihn trauern konnte: Nuriëh! Ich wollte sie sehen. Ich wartete lange. Dämmerung und Nacht kämpften schon mit einander, als ich über mir leichte Schritte hörte, und bald darauf erschien Nuriëh, von der älteren Frau gefolgt. Die Augen zu Boden geschlagen, lautlos, zog sie, einer Geistererscheinung gleich, vor mir vorüber.

Liebt man im Abendlande inniger und treuer, als Reihan und Nuriëh sich liebten?

(Fortsetzung folgt.)

Prinzessin Alexandra von Wales.

(Hiezu das Bild Seite 429.)

Prinzessin Alexandra, die Gattin des Prinzen von Wales, wurde am 1. Dezember 1844 zu Kopenhagen als älteste Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark geboren. Ihre Verheiratung mit dem Erben der großbritannischen und irischen Krone fand am 10. März 1863 zu Windsor statt. Wie ihre jüngeren Schwestern Dagmar und Thyra, von denen die erstere mit Kaiser Alexander III. von Rußland und letztere mit dem Herzog Ernst August von Cumberland vermählt ist, galt Prinzessin Alexandra als eine Frauenschönheit hervorragenden Ranges. Bekannt ist die Liebe, mit welcher die hohe Frau an ihrem erstgeborenen Sohn, dem im blühenden Jünglingsalter verstorbenen Herzog von Clarence hing. Seit dem Tod desselben hat eine schwermütige Stimmung sich ihrer bemächtigt, die sie nur selten verläßt. Auch auf unserem Bilde, das nach einer der jüngsten photographischen Originalaufnahmen hergestellt ist, tritt dieser Zug der Trauer erkennbar hervor, zugleich aber auch das geistig bedeutsame Wesen, das der noch immer schönen Frauengestalt einen so eigentümlichen Reiz verleiht.

General Hans Herzog.

Die Schweiz beklagt den Verlust des am 27. Januar in seiner Vaterstadt Aarau verstorbenen, hochverdienten und allgemein beliebten Generals Hans Herzog. Im Jahr 1840 war derselbe zum Lieutenant der Artillerie ernannt worden. Nach einigen Jahren Dienst bei seiner Waffe rückte er 1844 zum Oberlieutenant, 1846 zum Hauptmann, 1850 zum Major im Artilleriestab und 1855 zum Oberstlieutenant vor. Als er im Jahre 1860 vom Bundesrate zum Obersten

General Hans Herzog.

ernannt wurde, ward mit dieser Ernennung gleichzeitig auch die Wahl als Inspektor der Artillerie verbunden, und noch im gleichen Jahre wurde Oberst Herzog in ehrenvoller Mission nach England entsendet. In dieser Eigenschaft als Inspektor der Artillerie verblieb er bis zum Inkrafttreten der neuen Militärorganisation von 1874, wo Herzog vom Bundesrate neuerdings als Waffenchef an die Spitze der Artillerie gestellt wurde, eine Stellung, in der er bis zu seinem Tode verblieb. Als Inspektor und Waffenchef der Artillerie hat er seine Waffe auf eine Höhe gebracht, daß sie den besten Artillerien Europas an die Seite gestellt werden durfte. Welch hohes Vertrauen die Schweizerbehörden in seine Fähigkeiten setzten, beweist seine Ernennung zum Oberbefehlshaber der schweizerischen Armee bei der Grenzbesetzung im deutsch-französischen Krieg 1870/71, wo General Herzog seiner schwierigen Aufgabe mit großer Umsicht oblag, so daß ihm damals und seither öfters Auszeichnungen zu teil wurden. General Herzog befand sich auch unter der bundesrätlichen Abordnung, die im letzten Mai das deutsche Kaiserpaar in Luzern begrüßte, bei welchem Anlaß Kaiser Wilhelm sich wiederholt mit ihm unterhielt. Der Kaiser hat denn auch sein herzliches Beileid am Verluste des auch in ganz Deutschland hochgeschätzten Schweizer Generals ausgedrückt.

Sprüche.

Wie man die Sinne ersprießlich brauche,
Das deutet der Geist mit leisem Hauche.
Doch mancher hört sein Flüstern nicht,
Sieht tausend Lichter, doch kein Licht.

•

Freudenglocken
Läuten überall.
Gott gebe die Ohren,
Zu hören ihren Schall!

W. Gerhardt.

Auf dem Rückzug vor den Matabeles.

(Hiezu das Bild Seite 432 und 433.)

Die „British South Africa Company“ hatte, als sie im Namen der „Zivilisation“, unterstützt von den Bewohnern des Matschonalandes, mit ihren Miettruppen den Eroberungskrieg gegen den Matabelekönig Lobengula unternahm, leichte Erfolge errungen, so lange die Engländer im flachen Lande hinter ihren Wagenburgen hervor mit den Maximgeschützen die nur mit Speeren (Assagais) bewaffneten Krieger hundertweise niederschießen konnten. Dies hat sich aber plötzlich geändert, als am Ende des Monats November Major Forbes mit 150 Reitern und 100 Fußgängern von Buluwayo aufbrach, um Lobengula nachzusetzen, der sich in den dichten Buschwald zurückgezogen, welcher sich von Emhlangeni bis nach dem Schangani und weiter nördlich bis zum Zambesi erstreckt. Als die Verfolger ganz nahe an den Kraal des Königs heran gerückt waren, erhielten sie plötzlich von allen Seiten Feuer aus dem Busche und die Assagais der Matabeles sausten auf sie nieder. Die Maximgeschütze erwiesen sich im Busch als unnütz, und es hieß nun Tag für Tag kämpfend den Rückzug nach Buluwayo auszuführen. Die Company hat trotzdem eine Bekanntmachung erlassen, worin Matabeleland für offen erklärt und den Teilnehmern am Feldzug die Erlaubnis gegeben wird, vom 25. Dezember an sich Grundbesitz und Goldclaims auszusuchen. Es scheint demnach, daß die Gesellschaft den Feldzug für beendigt ansieht und das Land für sicher genug hält, um den Landwirten und Bergleuten zu gestatten, vereinzelt auszugehen, um ihrem Berufe zu folgen. Sie hat übrigens auch noch beschlossen, 600 Polizisten zu unterhalten, und hofft damit die Matabeles im Notfalle im Schach zu halten.

Oeffentlicher Schreiber in Barcelona.

(Hiezu das Bild Seite 436.)

Der arme Pepe steht seit Monaten bei seinem Regiment in Melilla, und wenn auch seit dem Abschlusse des Waffenstillstandes mit den Marokkanern für sein teures Leben keine Gefahr mehr droht, so verdient der Tapfere doch, daß sein Schatz in der Heimat treulich seiner gedenke. Leider hat aber Paquita die edle Kunst des Schreibens nicht erlernt, und wenn sie ihm versichern will, daß sie an keinen andern denke als an ihn und nicht das geringste Gehör den Liebesverlangen des Handlungsbeflissenen Lorenzo im Nachbarhause schenke, so muß sie sich an einen öffentlichen Schreiber wenden, der ihr einen langen, langen Brief an den Geliebten aufsetzen soll. Sie hat sich zu dem Geschäft einen recht alten ausgesucht, vor dem sie sich nicht zu schämen braucht.

Aber Alter schützt vor Thorheit nicht und ein feuniches Lächeln spielt über das runzelige Gesicht des Schreibers, während das lebfrische Mädchen ihm die süßesten Gefühle ihres liebeerfüllten Herzens in die Feder sagt. Doch wollen wir hoffen, daß er zur Freude und zum Troste Pepes wahr und verständlich genug Paquitas Herzensgedanken verdolmetscht.

An ein Kind.

Von

A. von Berchtold.

Wie schön du bist: in leichten Wellen fällt
Dir ums Gesicht das blonde, duft'ge Haar,
Und mit den Augen, rührend rein und klar,
Blickst staunend du in diese bunte Welt;

Um dich fließt noch in reinem Glanz das Licht,
Das heil'ge Licht von Gottes Hand entfacht,
Das nur aus eines Kindes Auge lacht
Und aus dem Auge, das im Tode bricht. —

Wie bangt mir doch: wohl kommt auch dir der Tag,
Wo Dunkel sich auf all dies Leuchten legt,
Und dieses Herz, von Zweifeln wild bewegt,
„Wohin? Wohin?!“ aufseufzend fragen mag.

Bald kommt der Tag, wo dieser süße Mund —
Die Knospe, atmend holden Lenzes Hauch —
Von Leid erzählt und — von Begierden auch,
Von einer Seele kampfesmüd und wund —

Dann halt sie, Herr, und dann verlaß sie nicht,
Und küßt sie einst der Allversöhner Tod,
Laß ihren Blick — nach Irrtum, Fehl und Not!
Noch einmal leuchten in so reinem Licht!

Der Entenfall.

(Hiezu das Bild Seite 433.)

Viardot erzählt in der Vorrede zu seinen „Souvenirs de chasse", der Phrenologe Gall habe ihm nach Betastung des Kopfes sofort erklärt: „Ich bin sicher, Sie sind Jäger," weil er das Organ der Mordlust, aber auch zugleich dasjenige des Wohlwollens bedeutend entwickelt gefunden habe. Nach dieser phrenologischen Rechnung wäre also Mordlust + Wohlwollen = Jagdlust. Allerdings vermögen wir einige Richtigkeit dieses Ausspruchs den romanischen Jägern aller Stände gegenüber nicht zu leugnen; beim deutschen Weidmann, wie er glücklicherweise noch in den weitesten Kreisen vertreten ist, trifft sie keineswegs zu. Hier haben wir entschieden mit mehreren anderen und rühmlicheren Größen zu rechnen.

„Um Tigern gleich zu werden
In Wäldern weit und breit,
Hab' ich Dianens Orden
Mich wahrlich nicht geweiht;
Nein — einem edlern Triebe
Dank' ich mein grün' Gewand,
Nur dir, Natur, zu Liebe
Wählt' ich den Jägerstand!"

So singt von Wildungen. Wir sagen uns: Einerseits erfordern Feld- und Waldkultur gebieterisch eine beständige Beschränkung des Wildstandes, andererseits wohnt der Jagd und ihrer Erhaltung innerhalb dieser Schranken eine hohe, nationalökonomische Bedeutung inne, und aus vernünftiger Vermittlung dieser nur anscheinenden Gegensätze entstehen die Regeln für Abschuß und Hege je nach Tierart, Oertlichkeit und Jahreszeit. Ich betone „anscheinende Gegensätze"; denn die Statistik lehrt, daß der Jagdertrag ebensowohl mit der Steigerung der Bodenkultur überhaupt als selbst mit der Fruchtbarkeit der einzelnen Jahrgänge wächst. Die Jagd, ehedem die vornehmste Nahrungsquelle aller Völker, erhält uns ferner, so manchen ungesunden Einflüssen höchster Zivilisation gegenüber, eine naturgemäße männliche Uebung und Erholung, indem sie Muskeln und Nerven kräftigt und von schädlichen Ueberreizungen ablenkt; sie erweitert täglich unsere Kenntnisse von der gesamten Natur durch deren unmittelbare Beobachtung und füllt unser Herz mit den lieblichsten und erhabensten Bildern, ganz zu geschweigen von dem materiellen Nutzen der Wildbretlieferungen, der Hebung einer eigenen, ihr dienenden Industrie und einer durch sie beschäftigten Bevölkerung. Also nicht das Töten an sich ist die Absicht des Jägers; denn ein guter Jäger ist auch ein guter Heger. Beim Erlegen des Wildes ist er nach seinen Regeln auf rasche und schmerzlose Abschneidung des Lebensfadens bedacht, und nicht das Verenden seiner Beute erfreut ihn, sondern die gelungene Ueberlistung oder Ueberwältigung der Flüchtigkeit, Sinnesschärfe, Verborgenheit oder Kraft des Wildes mittels seiner geistigen und technischen Leistungen, kurz, der Triumph nach bestandenem Kampfe, der nicht immer ein körperlicher zu sein braucht. Denn in unserem Sinne ist der Hase dem Jäger gegenüber ebensowenig wehrlos als der Löwe. Die Verehrer von „des ernsten Kriegsgottes lustiger Braut" bilden daher nicht den schlechtesten Teil unserer Nation, und sie lassen auch ihre Nebenmenschen neidlos die angeborene Jagdlust befriedigen, sei diese auf Geld, Frauengunst, Orden und Titel, oder auf Steine, Käfer, Dosen, Siegel, Münzen, Handschriften, Bücher, Briefmarken und so weiter gerichtet.

Besonders tritt das zutreffende dieser Erwägungen hervor, wenn wir uns anschicken, über die Jagd der Enten zu sprechen, eines Wildes, das weder kulinarisch noch pekuniär, weder nach seiner Nützlichkeit, noch nach seiner Schädlichkeit bedeutend genannt werden kann. Und doch, welchen Strapazen, ja Gefahren setzt sich der Weidmann aus, sie zu erbeuten! Weite Gänge in voller Nacht, durch tiefen Schnee, über tückisches Eis, Durchnässungen im Fluß- und Seewasser, Versinken in breiigem Moor, die Möglichkeit der Erkrankung und Verunglückung seiner eigenen Person oder seines treuen Begleiters, des Hundes — all dieses wagt er mutig an die Erbeutung von einigen gelockten Schwanzfedern des Erpels. Auch hier sehen wir das Vergnügen aus dem siegreichen Kampfe gegen eigene Bequemlichkeit, gegen die große Sinnesschärfe, Scheuheit und Flüchtigkeit des Wildes, aus den die Jagd begleitenden Natureindrücken entspringen, wogegen die Aussicht auf einen zungenreizenden Braten ganz zurücktritt.

Die Entenjagd fand durch unsere fortschreitenden Kulturverhältnisse leider eine wesentliche Einschränkung, freilich damit bei den Kennern auch eine gesteigerte Wertschätzung. Selbst an den Seeküsten, wo früher Hunderttausende von Enten mittelst Netzen, Angeln, Schlingen, Fallen und Schießgewehr erlegt wurden, haben sie sich infolge der gemehrten Küstenschiffahrt und des Leuchtturmwesens außerordentlich vermindert. In einer Nacht töten sich Hunderte von Zug- und Strichvögeln aller Art durch Anfliegen an eine einzige dieser Riesenlaternen. Und nun vollends im Binnenlande! Ich habe an den beiden größten Strömen Deutschlands, am Rhein wie an der Donau, und an deren Nebenflüssen gejagt, aber alljährlich und überall wurden der Kanalisierungen, der den Ufern parallellaufenden Straßen und Eisenbahnen, der Schiffe, der wasserverpestenden Fabrikanlagen, der rohrniederschlagenden Bauern, der beutegierigen Hinterlader und der nestplündernden Strolche mehr, der Enten aber weniger. Zudem haben unvernünftige Entwaldungen und besonders ausgedehnte Waldstreunutzungen so manchen Wasserlauf des Gebirges in eine dürre Steinrinne verwandelt, während die Kulturfanatiker der Ebene nicht minder Moore und Teiche entwässerten, und dadurch nicht nur die Nahrungs- und Brutstätten des Wassergeflügels, sondern auch — was nachgerade zum Bewußtsein kommt — die natürlichen Wasserreservoirs des Flachlandes und die Gelegenheiten zu höchst lohnender Fischzucht verwüsteten. Gutgemeinter Eifer hat endlich die naturnotwendigen Inundationsgebiete der Flüsse derart eingeengt, daß hiedurch ebenfalls die freien Tiere dem andringenden Menschen weichen mußten, daß andererseits aber zeitweise Ueberschwemmungen nur um so verheerender auftreten, wenn der durch rasche Schneeschmelze und Regengüsse gestärkte Wassergott unter dem dämonischen Hohngelächter des nächtlichen Sturmes die Dämme bricht und das Grundwasser anbaut, die kleinlichen Menschen und ihre Habe wie leichten Staub hinwegspülend. Angesichts dieser Umwandlungen hat der Verfasser oft herzlich einstimmen müssen in den Kobell'schen Stoßseufzer: „Besser kann's werden in der Welt, schöner wird's nicht!"

Doch unterdrücken wir unfruchtbare Klagen, und erheben wir uns vielmehr in einer postiereicheren Erinnerung, sowie an dem Troste, daß die gewaltige Natur sich nur bis zu einem gewissen Grade vom Menschen-Stöpslein beeinflussen läßt, aber schließlich stets dessen Meisterin bleibt, und ziehen wir uns für einige Zeit in eine minder kulturbeleckte Gegend zurück, wo sich an und auf einem schilfgesäumten, mit Wasserlinsen und Rohrdickichten überdeckten trägen Flüßchen, Altwasser oder Teiche mit warmen Quellen und von mäßiger Tiefe, von nährenden Feldern und friedlichen Wäldern begrenzt, eine unglaublich bunte Tierwelt tummelt! In dem das Bett des Gewässers auskleidenden Pflanzengewirre regeneriert sich beständig eine Unmasse von Insekten, Weichtieren und Fischchen, den gründelnden, sowohl pflanzen- als tierverzehrenden Enten zu willkommener Nahrung. Das ist das Dorado der Wildenten. Hier bleiben sie das ganze Jahr, hier brüten sie sowohl zu Boden als zu Baume, und hieher locken sie auch die zahllosen durchziehenden Stammesverwandten des höheren Nordens, welche im strengen Winter die offenen, nahrungspendenden Gewässer des milderen Binnenlandes aufsuchen, oder welche der erwachende Frühling in ihre nordische Heimat zurückruft. Wirft man hier noch im Rucksack mitgebrachtes Getreide, Malz, Brot, Kartoffeln, Eicheln, gelbe Rüben, Obst und dergleichen in mehreren Rahmen von rohem Holz aus (damit sie das Wasser nicht verschwemme), sorgt man für Ruhe, unverändertes Aussehen der Umgebung und Erhaltung der Rohr- und Schilfdickichte, erbaut man seine Jagdschirme schon im zeitigen Sommer, damit sich die Enten daran gewöhnen, und bejagt man diese höchstens einmal wöchentlich, dann mag man wohlverdiente Freuden einer guten Entenjagd genießen. Denn leicht sind diese Vögel vergrämt, wenn sie zu oft beschossen werden. Sie umkreisen sichernd die verdächtigen Schirme und fallen entweder gar nicht oder außer Schußweite ein, wenn sie diese besetzt finden. Dann lassen sie sich auch nicht durch das sonst lohnende Zuteilen herbeiforcieren, sondern verlassen lieber das betreffende Wasser.

Es ist nicht meine Absicht, die verschiedenen Methoden der Wildentenjagd (Beschleichen, Treiben, Anfahren im Kahne, Jungenten- und Mauserentenjagd, Fang mit Angeln, Netzen, Lockenten) hier abzuhandeln; ich möchte besonders den passionierten Jäger und den Naturbeobachter einladen, mich einigemale zum Ansitze auf den Früh- und Abendfall in den Schirm zu begleiten.

Ein wundervoller Wintertag geht zur Rüste; wir winden uns auf holperigen Feldwegen durch die flache, einförmig weiße Landschaft, bis endlich schneebeladene Gebüsche auftauchen, welche unser Ziel, das offene Wasser, bezeichnen. Hier liegen auf beiden Ufern in der beiläufigen Entfernung von je 50 Meter anscheinend Reisigbündel, rauh und verwittert, soweit sie die Schneelast überhaupt erkennbar macht, welche sich indessen bei näherer Betrachtung als kleine Schießhütten entpuppen. Sie sind über einem in den Erdboden gegrabenen, mit Brettern und Heu ausgelegten Loche errichtet, geben dem Jäger und dem Hunde Raum und ermöglichen das Schießen sowohl auf die Wasserfläche als gegen den Himmel. Sogar eine primitive Sitzbank fehlt nicht. An geeigneten Stellen haben wir durch Zusammenbinden des Gezweiges noch einfachere Schirme extemporiert. Langjährige Beobachtung hat ergeben, wo warme Quellen das Wasser eisfrei halten, und die Gerinne der Enten in den Wasserlinsen lehren, wo sie gerne einfallen. Hier wurden die Schirme errichtet. Rote und gelbe Lichter der scheidenden Sonne spielen auf Eiszapfen und in Schneekristallen und reflektieren sich auf der vom Abendhauche erzitternden Wasserfläche. Jeden Augenblick wird die Natur stiller und dunkler, aber nur, um bald wieder im Aufleben nächtlichen Tierlebens zu zeigen, daß sie niemals stirbt. Da ertönt vom fernen Dorfkirchenturm die Ave-Mariaglocke, und bereits blitzen einzelne der größeren Sterne auf. Was sehen und hören wir da nicht alles! Im Felde lockt der Vater Rebhahn seine Kette zusammen, Fasanen und krächzende Raben streichen dem Auenholze zu, ein Fischreiher kehrt vom verderblichen Tagwerke seinem Schlafplatze im Walde zu, abgelöst von dem nun regsamen Fischotter, dessen Pfeifen und Plätschern ihn dem Ohre verrät, wenn ihn auch das Auge nicht erblickt; dort naschen noch Rehe an den saftigen Salweiden, dort Freund Lampe hoppelt noch, dürftige Aesung suchend, kreuz und quer, und wahrhaftig! am jenseitigen Ufer schnürt der rote Freibeuter Reineke einher. Denn das offene Wasser sorgt immer für seine Tafel: Maus oder Hase, Zaunkönig oder Fasan ist ihm stets willkommen, ja, auch er ist Fischer und Entenjäger, und nicht ohne Erfolg. Nun elektrisiert uns vernommener pfeifender Flug. Es sind die Enten, welche ein paarmal sichernd herumkreisen und dann lärmend vor uns auf dem Wasser einfallen. Aber sofort tritt Todesstille ein, denn abermals sichern sie aufmerksam. Endlich beruhigen sie sich, schwimmen zusammen und beginnen zu gründeln, ab und zu in schnatternder Unterhaltung, woraus die quakenden Baßstimmen der Entvögel sich hervorheben. Diese letzteren, an ihrer glanzvollen Uniform leicht kenntlich, sind stets in Ueberzahl vertreten und darum besonders eifrig aufs Korn zu nehmen, wenngleich eine absolute Schonung der weiblichen Enten unthunlich bleibt. Bum! Zwei zusammenrinnende Erpel ergab mein Schuß. Nun stiebt die angstvolle Schar laut auf, und der zweite Lauf holt noch eine Ente aus der Luft herab. Abermals Todesstille ringsum. Doch nicht lange währt es, und neue Entenscharen fallen beim Schirme an. Diesmal eröffnet mein Freund erfolgreich das Feuer, und ich schieße noch zwei aus dem an mir vorbeistreichenden Schofe herab. So geht es fort, bis „endlich die willkommne Nacht aller Fehd' ein Ende macht." Bei Vollmond aber tritt kaum eine Unterbrechung der Jagd ein, indem der Frühfall sich an den Abendfall anreiht. Nun werden unsere Enten, soweit möglich, gesammelt: netto 16 Stück wohl genießbare Stockenten, und die Nachsuche auf einige angeschossene wird für morgen früh verabredet. Den Frühfall indessen schenkten wir uns diesmal, denn es ist spät und finster geworden, und wir haben bis an unseren häuslichen Herd noch 1½ Stunden lang Schnee zu stampfen.

Dagegen eilen wir eines andern Morgens durch die noch im tiefsten Schlafe ruhende Stadt wieder unseren Schirmen zu. Bleierner Nebel erschwert unsere Orientierung, bleiern schimmert endlich die Wasserfläche vor uns, und eisig durchzieht uns die scharfe Morgenluft im ruhigen Harren im Schirme. Doch bald treten die Umrisse unserer Umgebung schärfer und farbiger hervor, die Nebel ballen, schaukeln, senken und heben sich wie von Riesenhänden bewegt, lichte Streifen am östlichen Himmel künden des machtvollen Tagesgestirnes Nahen, und wärmer durchströmt das Blut unsere Glieder, als wir wieder das Anstreichen und Quaken der Entenschwärme vernehmen. Und sowie einige Schußhelle das Zielen ermöglicht, folgt Schuß bald auf Schuß, bis keine neuen Wanderer mehr einfallen. Heute erlegte unser Freund auch einen starken Otter, und mir bescherte Diana unter anderen eine nur selten in das deutsche Binnenland verschlagene circumpolare Anas spectabilis, L. Hei, wie unter den schönen Erinnerungen das Frühstück im traulichen Heim schmeckte!

Stets mag man bei den Wasser- und Moorjagden darauf gefaßt sein, irgend einem gefiederten Sonderlinge oder verschlagenen Irrgaste zu begegnen: nicht nur sind interessante Bastardierungen unter den verschiedenen Entenarten keineswegs sehr selten, sondern der hohe Norden und Nordosten, ferner der innere Südosten und selbst amerikanische Küsten senden uns zuweilen, außer den heimischen Eisvögeln, Birkhühnern, Schnepfen und Bekassinen, auch noch andere fremde Enten, dann Säger, Gänse, Kiebitze, Strandläufer, Wasserhühner, Steißfüße, Möwen, Schwäne, Nacht- und Silberreiher, Rohrdommeln, schwarze Störche, Kormorane, Kraniche, allerlei Raubvögel, selbst Pelikane, Ibisse und Flamingos. Wo es noch Biber gibt, da mag zuweilen sogar ein solcher Zimmermann dem Schützen zur Beute fallen. Für den passionierten rüstigen Weidmann bleibt jedoch die Wasserjagd der allerinteressanteste Sport.

In praktischer Beziehung erwähne ich noch, daß bei Schnee ein weißer Anzug dem Jäger in der That sehr nützlich wird, falls er über keine ihn verbergende Schirme verfügt, und daß das Zielen in der Dämmerung wesentlich leichter und richtiger erfolgt, wenn man ein am offenen Ende zusammengedrücktes gewöhnliches Zündhütchen auf das Flintenkorn setzt. Eine große Schwierigkeit bietet die Habhaftwerdung der geschossenen Enten, sogar abgesehen von den angeschossen verschlüpften. Einen edlen, namentlich einen glatthaarigen Hühnerhund sollte man hiezu nur in der wärmeren Jahreszeit oder, im Winter, nur hart am seichten Ufer verwenden, im übrigen Pudel oder polnische Wasserhunde. Sodann sollte man im Wasser des Reviers einen oder mehrere Kähne bereit liegen haben, um damit die erlegten Enten zusammenzuholen. An schmalen Wassern mögen hiezu lange, mit einigen Widerhaken versehene Stangen genügen oder Holzkugeln mit mehreren Haken, welche man an langen Leinen nach den toten Enten wirft. Bei scharfem Froste lasse man sich das Einschlagen und Offenhalten von Wuhnen nicht verdrießen und füttere dort fleißig. Gerne steigt durch dieselben auch der Otter aus und ein und kommt so zum Schusse. Zum Schlusse möchte ich den Wasserjäger bitten, sich nicht durch die alte Fabel vom „Verbeißen" der angeschossenen Enten unter Wasser von gewissenhafter Nachsuche abhalten zu lassen. Da der Tod alle Muskeln, also auch die der Kiefer, lähmt, so muß eine verendete Ente ihren etwaigen Halt notwendig loslassen und wieder an die Oberfläche kommen, wenn auch oft genug an sehr versteckten Orten.

Und damit ein herzliches „Weidmannsheil!" für den Leser, wenn er das dem unendlichen formen- und farbenreichen Meere vergleichbare Moor durchschreitet oder im einsamen Schirme der einfallenden Wasservögel wartet! Leser.

Digitized by Google

A. Beaury-Saurel: Oeffentlicher Schreiber in Barcelona.

Die Vervielfältigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

G. von Maffei: Entenfall.

Die Feldinger.

Von

E. von Brixen.

(Fortsetzung)

Ilka hatte die Säle verlassen. Der dringenden Bitte einer unbekannten Maske nachgebend, war sie heimlich in den Garten geschlüpft.

Es war ein verschwiegenes Eckchen, dieser Garten. Eines jener kleinen, immergrünen, duftererfüllten Verstecke, wie man sie ab und zu, doch selten, in Venedig findet.

Einzelne, in dem dunkelgrünen Ast- und Rankengewirr verlorene Lampions erfüllten den engen Raum mit geheimnisvollen Schatten.

Hier befand sich Ilka einer unter Maske und Domino versteckten Gestalt gegenüber.

„Wer sind Sie, was wollen Sie?“ rief Ilka erregt. „Weshalb diese Geheimnistuerei?“

„Solltest Du mich wirklich nicht erkannt haben, schöne Dogaressa?“ klang es spöttisch unter der Maske. „Rate nur!“

Sie erbebte bis in ihr innerstes Herz bei dem bekannten Klang dieser Stimme.

„Nein, nein, ich könnte irren, quälen Sie mich nicht!“

Ein spöttisches Lachen antwortete. Maske und Domino fielen. Ein Offizier in dem Interimsrock der Linie stand vor ihr.

„Jesus Maria — Janos Santor!“ schrie Ilka wie wahnsinnig auf.

„Janos Santor in leibhaftigem Selbst, gnädigste Gräfin.“

„Ja, aber um Gottes willen — Sie — und was — was soll diese Verkleidung? Das ist ja ein Hohn — —.“

Halb bewußtlos beugte sie sich nach dem Domino, wollte ihn wieder um seine Schultern legen.

„Es ist alles in Ordnung, Frau Gräfin, beunruhigen Sie sich nicht,“ wehrte er ab. „Ich bin dienstlich hier — um mich abzumelden nämlich.“

„Ich verstehe nicht.“

Ilka sank auf eine Bank nieder.

Schwarz und sternenlos hing der Siroccohimmel über dem Palast und durch die drückende Nachtschwüle ging der ferne Südwind mit leise klagendem Aechzen.

Ueber ihr breitete ein süßlich duftender Lorbeer seine weißblühenden Aeste und der schwere Goldbrokat ihres Kleides floß bei jeder ihrer Bewegungen knisternd und raschelnd über den Kies des Weges. Totenblaß hob sich ihr Gesicht von dem schwarzgrünen Hintergrund der Lorbeer- und Taxushecken.

„Ich will es kurz erklären, Gräfin,“ sagte Janos, vor ihr mit dem Knie auf einem Gartenstuhl, mechanisch auf und ab wiegend, während er sprach. „Gut, daß es hier so dunkel ist, der Gardistendünkel ist ist doch noch nicht ganz tot in mir, fast schäme ich mich dieses Ehrenrockes — Kommis nannten wir ihn in unserem Reiterhochmut.“

„Aber um Gottes willen, Janos, was ist geschehen, daß Sie — Sie —“

„Die Sünden der Väter, Gräfin, nichts weiter. 's ist ein grausamer, unbarmherziger Fluch — dies alte Judenwort. Der Starost — Janos sprach nie von ihm als seinem Vater — Gott verzeih mir's, man soll von einem Toten nichts Uebles sagen — aber er hat es verschuldet, in Paris und Monaco, mit seinem leichten, verliebten Polenblut.“

Er sprach leichthin, in dem alten Konversationston, dabei fortwährend auf und ab wiegend:

Wie ein Schwindel kam es über sie, sie wußte nicht, ob von dem süßstarken Duft des blühenden Baumes oder der mechanischen Bewegung vor ihren Augen. Aus meilenweiter Entfernung schlug seine Stimme an ihr Ohr, durch die Melodie der Tiroirs und das Gewirre vieler lachender Stimmen hindurch.

„Er hat sich mit einer Pistolenkugel aus der Affaire gezogen, als er von dem Leben nichts mehr zu hoffen hatte,“ fuhr Janos ruhig fort. „Ich habe meine Sohnespflicht gethan und ihn begraben. Das war das letzte, was mir in Sosnowice zu thun blieb. Auf allen beweglichen und unbeweglichen Besitz hatten die Gläubiger bereits Hand gelegt.“

„Und nun?“ fragte Ilka tonlos.

„Das fragte ich mich auch, als ich in Sosnowice Abschied von der Mutter Grab nahm, Gräfin. Ein ruinirter Edelmann paßt nicht in die Garde. Einen andern Beruf wählen? 's hält schwer für einen Verabschiedeten. Das Elend einer ausschließlichen Soldatenerziehung! In keine andere Lebensstellung taugt man hinein. So bat ich Majestät um meine Versetzung in die Linie. Anfangs wollten Majestät nichts davon wissen, boten mir hochherzig einen Zuschuß aus der Privatschatulle —“

„Weshalb erfuhren wir nichts davon? Wir, Ihre Freunde?“ fragte Ilka leise.

„Ich danke Ihnen für das gute Wort, Gräfin: einem Unglücklichen ist die freundliche Absicht schon viel wert, selbst wenn die Selbstachtung ihn zwingen müßte, die Hilfe abzulehnen.“

„Und konnte auch mein Schwager nichts für Sie thun?“

„Ich habe seine Hilfe nicht beansprucht. Wir sind uns fremd geworden in letzter Zeit, sehr fremd, durch mancherlei. Außerdem hatte ich nur den einen Wunsch, so schnell und so weit als möglich fort von Wien. So habe ich alle Schiffe hinter mir verbrannt und bin auf der Reise in meine neue Heimat hinten im Böhmerland. Ihnen, Gräfin, darf ich gestehen, mit den Gefühlen eines Verurteilten — Spießbürgertum und Kleinstädterei waren mir von je zuwider. Aber das Leben ist oft stärker als unser Wille. Nur eines brachte ich nicht über mich — fort, ohne eine letzte Aussprache mit Ihnen, ohne Ihre Verzeihung, Ilka, für den elendesten Verrat, den Freundesvertrauten je erfahren. Und dann — doch wozu? Fort damit, wie mit dem Rest, in das große Massengrab der Erinnerungen! Leben Sie wohl, Ilka.“

Er beugt sich tief, berührt ihre eiskalte Hand mit seinen Lippen. Da sieht sie auch die klaffende Narbe quer über seine Stirn.

Ihre vertrockneten Lippen finden kein Abschiedswort, keinen letzten freundlichen Wunsch für seinen einsamen Weg. Mit wankenden Schritten begleitet sie ihn bis an das Gartenpförtchen.

Da läuft ein schmaler Gang, von einem Serviceausgang des Palastes bis an ein diskretes Treppchen ganz unten, hin. Und dann der enge, tote Kanal und eine hohe Mauer. Die Nacht ist undurchdringlich hier, totschweigend und gefährlich.

In diesem Dunkel verschwindet er. Schattenhaft schießt eine Gondel vorüber. Gleich darauf taucht eine hohe Gestalt vor ihr auf.

„Erschrick nicht, ich bin es,“ flüstert Josef hastig und aufgeregt und zieht die Bebende in seine Arme. „Ich hasste nicht, Dich schon zu finden. Eben erst trug ich dem Pakosch auf, Dich zu benachrichtigen und stahl mich dann über die Servicetreppe aus dem Palast. Ich will fort.“

„Fort!“ Fast fügt sie ein erlöstes „Gott sei Dank!“ hinzu.

„Ich muß mit dem Vater sprechen, die Sache ist ja eine reine Unmöglichkeit — ich, Graf Schwarzburg! Fast wär's zum Lachen! Doch ich habe keine Zeit, das Signal zum Demaskiren wurde schon gegeben und unten wartet der Paolo. Wir müssen Abschied nehmen.“

„Nein, nein, um Gottes willen, nein! Du darfst nicht fort!“ schreit Ilka, von wahnsinniger Angst erfaßt.

Er mißversteht noch immer.

„Ich muß, Geliebte!“

„Ach, ich bitte Dich, ich beschwöre Dich — ich lasse Dich nicht hinaus!“

Sie klammert sich an ihn. Die Dunkelheit verbirgt ihm die Todesangst des bleichen Gesichtes.

Ein stolzes Lächeln spielt um seinen Mund. Gewonnen!

„Leb wohl, Ilka, für kurze Zeit nur noch. Du meine Seele, mein Himmelreich.“

Er preßt sie fest an sich, schließt ihren Mund mit atemlosem Kuß.

„Ilka, Unselige! — Josef, Du Elender!“

Ein Schlag trifft ihn ins Gesicht, daß er taumelnd zurücktaumelt. Minas jugendkräftiger Arm reißt Ilka an sich.

„Fort, schnell! Fliehe! Hier, aus dem Pförtchen.“

Sie drängt sie nach dem dunklen Gange. Doch es ist zu spät.

„Bleibt! Bleibt alle!“ Hochaufgerichtet, flammenden Zorn in den matten Augen steht der Graf vor den Schuldigen. „Es ist mir nichts mehr zu verheimlichen, meine Schande ist mir offenbar!“

Er tritt dem Neffen, der steif und trotzig, die Hände auf dem Rücken, vor ihm steht, einen Schritt entgegen, hebt die Hand.

„Fluch und Schmach über Dich, Josef von Feldinger —“ er bricht ab, wankt, greift mit zusammenhanglosem Stammeln an die Stirn, seine Augen rollen in ihren Höhlen, dann schlägt er die Luft mit den Armen und stürzt mit verzerrten Zügen und dumpfgurgelndem Röcheln am Wegrand nieder.

Josef schüttelt zuerst das lähmende Entsetzen von sich. Aber als er hilfreich zuspringen will, wirft sich Nina über den Onkel. „Zurück, Du, sein Mörder!“

Ilka ist neben dem Gatten zu Boden gesunken und klammert sich an Nina, als sei das schlanke, blonde Kind der letzte Fels, der ihr Halt gewähren könne in dieser Sturmflut, die ihre Ehre und ihr Leben vernichten.

Und während in den die Nacht durchstrahlenden Sälen der Fastnachtsjubel ununterbrochen rauscht, schaffen die Diener mit leiser, heimlicher Vorsicht den letzten Grafen Schwarzburg bewußtlos und sterbend hinauf in seine prunkvollen Gemächer.

Josef ist allein in dem dunklen Gärtchen geblieben, geht mechanisch zwischen der Terrasse und dem Lorbeerbaum auf und ab.

Der Schlag der Schwester brennt noch auf seiner Wange, und unbewußt streicht er von Zeit zu Zeit mit dem Handrücken darüber hin, als könne er so Schmach und Schande fortwischen.

Sein scheuer Seitenblick streift jedesmal im Vorbeigehen das tote schwarze Wasser des engen Kanals, auf das ein roter Lampion ein zitterndes, blutiges Schlaglicht malt. Dann schüttelt ihn ein Frost. Aber er denkt nicht daran, das Pförtchen zu schließen.

„Wo ist Onkel Schwarzburg? Was ist geschehen? Ich konnte das Gefasele vom Pakosch nicht verstehen?“

Ludwig kommt mit erschrockenem Gesicht die Terrasse herunter.

„Onkel ist tot. Man hat ihn hinaufgeschafft, und ich muß fort, es ist die höchste Zeit.“

„Besinn Dich, was Du redest,“ fährt Ludwig auf. „Hier ist der Fasching aus.“

„Es ist die Wahrheit,“ antwortet Josef mit unstätem Blick und kurzem, heiserem Lachen. „Ja, Deine Kavalierverbindlichkeit fühlt sich vielleicht unangenehm berührt. Aber die Wahrheit ist eben oft von erregender Roheit. Umgebracht habe ich ihn nicht! Sein Mörder — das ist leicht gesagt — sein Mörder! Hier lag er, Du kannst die Stelle noch erkennen.“ Er weist auf die geknickten Blüten einer Blumenrabatte, hart am Rande des kleinen Rasenplatzes. „Und dort haben wir gestanden, Ilka und ich, nicht weit von dem widerlich riechenden Baum. Mir ist wahrhaftig ganz übel davon.“

„Josef!“ Ludwig packt den Bruder mit beiden Händen an der Brust und schüttelt ihn wie ein Kind. „Ich schlage Dich zu Boden wie einen Hund, wenn Du noch ein Wort in diesem Tone zu sagen wagst.“

Josef befreit sich mit einer ungeduldigen Bewegung aus Ludwigs Fäusten.

„Vergreif Dich nicht noch 'mal an mir, das rate ich Dir,“ sagt er. „Ich bin Dir keine Rechenschaft schuldig. Wer wagt überhaupt, mich anzuklagen? Fern lag mir wahrhaftig der Gedanke, dem alten Manne die paar letzten Lebenstage zu mißgönnen. Seine Uhr war doch abgelaufen, einige Wochen bestenfalls für ihn einige Monate, dann wäre Ilka frei geworden, konnte ohne Schuld die meine sein — sagtest Du etwas?“

„Nein — nichts.“

Sie stehen immer noch vor der verwüsteten Rabatte an dem Pförtchen.

Ludwig hört auf das leise Glucksen der kurzen Wellen an dem marmornen Steg und beobachtet das Spiel des roten Lichtes auf der schwarzen Wasserfläche. Seine unerschütterliche, korrekte Ruhe hat ihn ganz verlassen vor dieser Ironie des Schicksals, die ihn mitten aus dem bunten Karneval des Lebens vor den Schlußakt eines Menschenseins gestellt.

Mit scharfem Schlage künden die schweren Hämmer der Eisenmänner vom Uhrturm die zwölfte Stunde.

Digitized by Google

und gleich darauf dröhnten die Mitternachtsglocken vom Markusturm dumpf rollend in die Nacht hinaus.

Ein Windstoß fegt heulend durch das starke Laub, faßt die kleine Thür und wirft sie krachend ins Schloß. Die Brüder fahren schreckhaft auf und sehen sich mit denselben verstörten Blick in die hellen Augen.

XI.

In den Sälen war das allmähliche Verschwinden sämtlicher Familienglieder im Augenblick des Demaskirens nicht unbemerkt geblieben.

Anfangs erwartete man eine Ueberraschung. Hier und da fiel ein Wort von der Adoption als vollendeter Thatsache. Dann wurde man unruhig. Flüsternde Gruppen bildeten sich. Die näheren Bekannten versuchten, von den Lakaien Aufschluß zu erhalten.

Aber die vortrefflich geschulten, diskreten Diener wichen den vorsichtigen Fragen aus, obwohl ihre klassen, ängstlichen Mienen deutlich Auskunft ertheilten.

Als dann nach kurzer Zeit unruhiger Erwartung Ludwig und Leopold im schwarzen Gesellschaftsanzug die Säle betraten, verstummte wie auf Kommando Musik, Tanz und Gelächter.

Jeder drängte heran, schüttelte ungläubig den Kopf, als sie in leiser, aristokratischer Art um Entschuldigung wegen dieser peinlichen Störung baten — eine leichte Erkrankung des Grafen — unbedeutlich, nur in Anbetracht seines hohen Alters müsse man darauf bedacht sein, ihn zu menagiren. — —

Eilig und lautlos entfernte sich einer nach dem andern aus dem Haus des Unglücks, vom Wasser aus noch einen scheuen Blick nach den matt erleuchteten Fenstern im ersten Stock werfend, wo ein alter, müder, schwerenttäuschter Mann die letzten röchelnden Atemzüge that.

Und bald lag der lichterhelle Marmorpalast verlassen und totenstill wie ein verwunschenes Zauberschloß.

In dem großen Festsaal, gegenüber dem flammenden Rot und Gold des Thronhimmels, hatte sich Ludwig erschöpft und gebrochen in einen Fauteuil geworfen. Eine egoistische Scheu vor allem, was unschön ist und leidet, hielt ihn dem Sterbebett des Onkels fern.

Auch Josef hatte ein unüberwindliches Grauen aus dem Dunkel hereingetrieben.

Er wollte fort. Das war seine fixe Idee, obwohl er den Schnellzug, der bald nach Mitternacht über Pontebba ging, nicht mehr erreichen konnte.

Mit kindischer Hastigkeit stellte er den Diener zur Rede, der ihn mit dem Glockenschlag zwölf an der letzten Treppe des schmalen Weges erwarten sollte und jetzt mit erhitztem, ängstlichem Gesicht vor ihm stand.

„Euer Gnaden wollen gnädigst verzeihen," entschuldigte sich der Mann ehrerbietig; „zehn Minuten vor zwölf Uhr kam der Paolo mit der Gondel und wir fuhren sofort an die Treppe. Gleich darauf kam ein Herr den schmalen Weg von der Gartenpforte her und stieg ein. In der Dunkelheit, da Euer Gnaden befohlen hatten, die Laterne auszulöschen, meinten wir, das sei der gnädige Herr. Und erst an der Bahn erkannten wir, daß es der Herr Baron von Santor war, da kamen wir sofort zurück, Euer Gnaden —"

„Es ist gut," unterbrach Ludwig, ihn mit einem Blick in Josefs entgeisterte Züge entlassend.

Froh, so leichten Kaufes davon zu kommen, entfernte sich der Diener.

„Was sagte er? Ich hab' mich wohl verhört — oder nannte er wirklich Santors Namen?" wandte sich Josef mit fahlem Gesicht an Ludwig.

„Es war so, Santor. Ich wußte auch nichts von seinem Herzlein. Aber ein Irrtum ist kaum möglich, der Verbacher kennt ihn genau!"

„Es hat auch seine Richtigkeit. Er war hier!" mischte sich der hereintretende Leopold arglos in das Gespräch. „Komisch, gelt? Du, so in aller Heimlichkeit — er war im Garten mit Ilka, kurz bevor — Ich suchte Nina, da sah ich sie. Aber ich wollte nicht stören und drückte mich."

„Janos Santor — unten — bei ihr —" stotterte Josef und taumelte naiv wie ein Betrunkener durch den Saal; „bei ihr — im Garten — bei ihr —"

Er knittert den weichen Filzhut in den nervösen Fingern, lallt unausgesetzt ein kaum verständliches: „Bei ihr — bei ihr —"

Und dann schlägt er sich vor die Stirn und bricht in ein schallendes Gelächter aus.

„Also das war's, das! Und ich Narr, ich Gisel, ich bildete mir ein — o, Weiberlist! O, Weibertreue! — das, das! Hahaha!"

Das Gesicht in beiden Händen fällt er auf den Stufensitz des Thrones hin. Sein ganzer Körper schüttelt, man weiß nicht, ob vor Lachen oder Weinen.

„Herrgott, Lulu, hätt' ich mir doch lieber die Zunge abgebissen, als den Verräter zu spielen," flüstert Leopold.

Aber Ludwig schüttelt den Kopf mit einer verzeichnenden Geste über seine Stirn. „Laß mich allein mit ihm — 's ist am End' besser," meint er.

Leopold wendet sich dem Ausgang zu.

Da stürzt Nina ihm entgegen, durch die immer noch strahlend erhellte Flucht der Säle. Cona folgt ihr. Beide haben lange, dunkle Abendmäntel über die spitzenbesetzten Negligés geworfen und die feinen blassen Gesichter halb unter den Capuchons verborgen.

„Schnell, Lulu, Du mußt mit!" ruft Nina und umklammert den Arm des Bruders mit beiden Händen, „schnell, die Gondel wartet!"

Sie hat Janos' Namen gehört und will ihm nach. Aber sie hat keine Minute zu verlieren, unterwegs wird sie ihm erklären —

„Und Du darfst auch nichts dagegen haben, Poldi," wendet sie sich mit rührendem Kinderlächeln an den Verlobten, „denke doch, der Schanerl, der mich als kleines Kind auf seinem Arm getragen — mein lieber, mein alter Freund — "

Josef hat aufgehorcht, als er den Namen des Gehaßten hörte.

Jetzt steht er langsam auf und tritt heran.

„Was willst Du, wohin willst Du?"

Seine braune Faust packt ihren weißen Arm. Eine rachsüchtige Wut, die keine Schonung kennt, hat sich seiner bemächtigt. Soll er denn allein alle Schmerzen einer verratenen Liebe leiden?

„Laß mich, Du! Rühre mich nicht an!" schreit Nina und wirft sich zurück.

Aber er hält sie mit brutaler Gewalt, lachhöhnisch.

„Dem Janos nachlaufen willst Du? Laß ihn, den Schuft! Weißt Du denn überhaupt, was er hier wollte? Wen er suchte? Dich nicht, das ist sicher, aber Ilka — ja, Ilka — und unten im Garten, da haben sie sich versteckt —"

„Du lügst! Was liegt Dir daran? Du hast ja keine Ehre und kein Gewissen," schluchzt Nina ohne Thränen, streckt dem älteren Bruder hilfeflehend die Rechte entgegen. „Hilf Du mir, Lulu, sage ihm, daß es nicht wahr ist — nicht wahr sein darf!"

„Es ist wahr!" brüllt Josef mit rotunterlaufenen Augen. „Frage den Verbacher, frage den Poldi! Erst der Janos und dann ich — und Gott weiß, wen sie noch uns mit ihren falschen Lippen küssen wollte! Aus einem Arm in den andern, wie eine Straßendirn — pfui!" er spuckt auf den Boden, „mehr ist's nicht wert! Und jetzt, wenn Du noch Lust hast, geh!"

Er schleudert sie von sich und setzt sich, den Kopf in beiden Armen, wieder auf der Thronstufe nieder.

Cona hat Nina in ihre Arme genommen.

„Still, Kind, weine nicht — es ist ein Mißverständnis — er weiß in seiner Verzweiflung ja nicht, was er sagt," tröstet sie freundlich.

„Ach ja — ein Mißverständnis — es mag sein — aber es thut doch zu weh — mein alter, lieber Schanerl!"

Willenlos läßt sie sich zu einem der kleinen Purpurdiwans längs der Spiegelwände des Salons führen, weint herzbrechend.

Ludwig hat sich mit finsterem Blick zu Josef gewandt.

Da zittert ein dünner, heller Ton durch die aufgeregte Nacht, nähert sich dem Palast.

„Herr Oberlieutenant!" — der alte Palosik steckt den weißen Kopf durch den Spalt einer Seitenthür. „Wenn Euer Gnaden sich bemühen wollten — Hochwürden, der Herr Pfarrer von Sankt Marien, für Erlaucht —"

Seine schwache, alte Stimme bricht in bitterem Weinen.

„Du — Pepi!" Ludwig rüttelt den Bruder an der Schulter.

Der Jammer spricht ihm aus Josefs hellen Augen entgegen — da wollen die scharfen Worte nicht über Ludwigs Lippen.

„Nu, Pepi!" sagt er noch einmal in ganz verändertem Ton und reicht ihm die Hand.

Seine feinen Finger krachen unter Josefs leidenschaftlichem Druck, dann verläßt er den Saal.

Leopold hat einen letzten Versuch gemacht, sich Nina zu nähern.

Aber mit einem Aufschrei birgt sie das blonde Köpfchen in Conas Schoß. Es ist aus — hoffnungslos aus.

Scharf dringt der Glockenton durch die Totenstille des Hauses.

Die Dienerschaft hat sich vor dem Zimmer ihres Herrn versammelt.

Am Sterbebett, neben Ludwig, kniet Ilka, das Gesicht in den Händen, ohne Thränen, ohne Klage, in dem alles überwältigenden Bewußtsein ihrer nicht mehr zu sühnenden, schweren Schuld.

Ein Schauer durchbebt ihren schlanken Leib, als der Geistliche mit murmelnder Stimme die lateinischen Formeln der Sterbesakramente spricht und zum Schluß das pax domini sit semper vobiscum an ihr Ohr schlägt — ein schwerer Gegensatz zu ihrem eigenen friedlosen, qualdurchzuckten Herzen.

Heulend fährt der Sirocco um den verödeten Palast. Aber darüber hinaus tönt der schrille, durchdringende Klang des Meßglöckchens — das Grabgeläut aller irdischen Träume, Hoffnungen und Entwürfe.

XIII.

Das Wappenschild der Schwarzburg ist über der offenen Gruft des letzten Grafen Schwarzburg zerbrochen. Ein alter Name aus dem Geschlechtskalender gelöscht — dann ist der Strom des Lebens auch darüber fortgerauscht.

Das leichtlebige Geschlecht der Gegenwart vergißt gern, rasch. Andere Persönlichkeiten, andere Ereignisse traten in den Vordergrund der Salongespräche. Der Tote und seine Witwe sind bald zu den Erinnerungen, in das große Massengrab, gelegt.

Kaum daß ab und zu, wenn einer von der Reise kam, und die beiblütige Slavin hier oder da, in Paris, in Nizza, an den Seen gesehen haben wollte, die Rede auf das Früher kam, und man sich fragte, zu welchen Exzentrizitäten sich Ilka nun durch ihre Millionenfreiheit hinreißen lassen werde.

Man that ihr bitter unrecht.

Menschenscheu und krank, in einer Stimmung, die oft an Wahnsinn grenzte, versteckte sie sich in Schwarzburgsau. Nina teilte ihre Einsamkeit und Trauer.

An der Vergangenheit rühren sie nicht. Sie liegt hinter ihnen wie ein gähnender Abgrund, nach dem man aus Furcht vor Schwindel nicht mehr zurücksieht.

Nur wenn Ninas frommes Kindergemüt häufiger als sonst Trost in dem kleinen Dorfkirchlein suchte, höhnte Ilka:

„Was hilft Dir Beten? Kannst Du einen Toten damit zurückrufen? Oder ein verloren Glück?"

„Die Toten nicht und auch nicht das Glück," entgegnete Nina sanft. „Aber sieh — denen, die draußen stehen in Sorgen und Not, im Kampf mit dem Leben und der Sünde, den Vätern, den Brüdern, allen, die wir lieben," mit einem Beben der süßen, traurigen Stimme, „muß der Gedanke, daß wir ihrer im Gebet denken, Trost und Kraft geben, auch wenn sie selbst glauben und beten längst verlernt!"

(Fortsetzung folgt.)

Diner-Toilette.

(Siehe das Bild Seite 445.)

Diese elegante Toilette ist aus blauem Sammet. Das Leibchen ist auf dem Rücken geknöpft, während es vorn umgelegt ist. Ein Besatz aus alten Spitzen bedeckt die weiten Aermel und verläuft in einer Draperie, die durch eine Agraffe zusammengehalten wird. Der mit Fransen besetzte Gürtel ist aus farbiger Seide, mit phantastischen Blumen bestickt. Er endigt in einem breiten Streifen, der unten breiter ist als oben und eine Schärpe vorstellen soll. An der Taille ist er durch ein Bouquet lebender Blumen belebt. Die Handschuhe sind von weißem schwedischem Leder, als Halsschmuck dient ein Perlenkollier.

Digitized by Google

Armenball.

Münchener Fasching.

Mit Bildern von Franz Aulino, Hermann Stockmann, Joseph Danberger und A. Langhammer.

Es hat dem Münchener Fasching nie an lustigen Einfällen und drolligen Gestalten gefehlt, die halb und halb zufällig während der drei letzten Tage des Karnevals in der Maximilianestraße zum allgemeinen Gaudium zusammenzutreffen pflegten. Gelegentlich stellten auch Studenten, Klubmitglieder oder sonst fidele Gesellen eine komische Gruppe, und in den letzten Jahren kam sogar frischweg aus dem Stegreif eine Art eigentlicher Maskerade zu stande. Diese ungesuchten Erfolge gaben Münchens nimmermüden, erfindungsreichen Mattres de plaisir zu denken. Hier lag der Keim zu Großem. Man brauchte ihn nur mit dem nötigen Aufgebot von Zeit, Geld und Witz zu pflegen und bald sollte der Karneval an der Isar so munter gedeihen wie am Rhein. Wo die Vereinsmeierei so üppig ins Kraut schießt und allein fünfzig „gemütliche" Verbindungen jeder Spielart, „Spezi", „Spinner", „Raucher", „Bruder", ja sogar „Schwestern" blühen, war unbedingt der Boden zur Entfaltung echter, rechter Faschingslust. Mit etlichen wohlgelungenen, durch Kunst und Humor ausgezeichneten Narrenabenden, die zum Teil auch tüchtige Närrinnen zuließen, trat der „Kleine Rat", der unter dem Vorsitz Kaspar Braunß, des Vaters der „Fliegenden", seit Jahresfrist emsig zu stillen gewirkt hatte, zuerst vor die Oeffentlichkeit. Allenthalben wurden Hilfstruppen für seine narrische Majestät angeworben, dessen Hofstaat in einem Erdgeschoßstübchen, nächst dem Ratskeller, seinen Sitz aufschlug und sich gar bedachtig anschickte, zu raten und zu thaten.

Während sich also unter dem Schleier des Geheimnisses eine glanzende Verherrlichung des Prinzen Karneval vorbereitete, schwang dieser bei Tanz und Fest das schellenklingelnde Scepter. Hier ist nicht der Ort, all der Bälle in Gala, Frack und Schleppe zu gedenken, die das Entzücken des Backfisches, den Schrecken des Papas und den Triumph des Leutenants oder auch des minder schneidigen Kavaliers bildeten, falls er heiratsfähig erscheint. Weder in die höchsten Kreise, wo Brillantdiademe funkeln und Ordenssterne leuchten, wollen wir hinaufsteigen, noch hinab in das weltentlegene Reich der Redouten. Ebenso wenig können wir verweilen bei dem sogenannten „Dingerlbalken", wo die Kathi und Resi „Maschkera gehen" und die „verehrliche Nachbarschaft" im altmodischen Hochzeitsstaat sich aus Gehöftsradfuhren mit sauerem „Boeuf à la mode" und noch saurerem Wein den Magen verdirbt.

Einen Ball jedoch gibt es in München, der all die verschiedensten Elemente der Gesellschaft im denkbar schönsten Raum, dem in einen riesigen Prachtsaal umgewandelten Hoftheater, vereinigt, das ist der Armenball. Wohl ist er „gemischt", aber in der besten Bedeutung des Wortes. Vollzählig findet sich, den Prinzregenten in heiterer Leutseligkeit an der Spitze, der Hof ein. Da wetteifern in den ersten Rängen an Reichtum des Geschmeides und der Toilette die Damen der haute finance mit denen des Adels. Da

Fremdenloge-Redoute.

Maskenzug auf dem Marienplatz in München.

Elektrizität.

Jahrmarkt und Karneval.

zeigt das Privatiersstöchterlein, das aus Mangel an Herrenbekanntschaften „sonst nirgends hinkommt", das frische Gesichtchen und den funkelnagelneuen Maskenanzug der großen Welt zum erstenmal neben einem „echten" Künstlerkostüm, das durch Eigenart des Schnittes ersetzt, was ihm etwa an Glanz der Farbe abgeht. Da endlich verhüllt, wer besser erscheinen will, als der schon vom Hauch der Verleumdung gestreifte Ruf — ein wirklicher Makel verspert natürlich unbedingt den Zutritt — Gestalt und Antlitz sorgsam in einem lostbaren Domino. Kopf an Kopf füllt die festlich gerüstete Menge das Haus. Plötzlich lichten sich bei der Melodie „Guter Mond, du gehst so stille", die Nebel, welche die Bühne decken. Der Mond taucht lächelnd auf. Aber bald wird's ihm unbehaglich zu Mute. Der Tausend, was zieht er für ein schief' Gesicht! Die Nähe der immer mehr ihm auf den Leib rückenden Erde ängstigt ihn und mit Recht. Schon prallt sie mit ihm zusammen, ein fürchterlicher Krach, und — aus dem gebrochenen Mond ergießen sich die Scharen seiner Bewohner. Aber schnell gesammelt ziehen sie hinab in den Saal, voran der Abendstern, gefolgt von den wunderlich ausgerüsteten Trabanten, den seichen Amazonen und all dem kuriosen Mondvolk. Nach dem launigen Festspiel beginnt die Polonaise, deren Vortritt der Prinzregent mit der Infantin Eulalia führt. Die hohen Herrschaften lassen sich das fröhliche Getriebe wohl gefallen und nicht nur verharren die Prinzen bis gegen elf Uhr in scherzhaften Gesprächen mit jedem und jeder im Saal, sondern auch die diamantbekrönten Köpfchen der Prinzessinnen, die einen wiederholten Rundgang nicht verschmähen, werden von Zeit zu Zeit sichtbar. Wer des im Gedränge ohnedies ziemlich erschwerten Tanzes müde ist, zieht sich ins Vorzimmerchen zurück, wo der Abenteuerlustige die Züge seiner schönen Maske zu erspähen trachtet und in der glücklichen Eroberung, wenn nicht die eigene, ihm in ehelicher Treue und Eifersucht nachgefolgte Gattin, vielleicht eine ehrsame, alte Jungfer entdeckt, die ausging, „um auch 'mal das Grusein zu lernen".

Perlenschnuren gleich, reihen sich an den niedrigen lauschigen Laubgängen langsam Maskte Glückwünschen. „Unvergleichlich", mit voll befriedigt Lentach dem Kollegen Detzgner zu, während eine stumme Atemnächterin sich angesichts „der beiden großen Feinz" den Kopf zerbricht, „welcher der größer ist." Gut, daß sie beide da sind und noch manch anderer schätzenswerte Meister. Sämtliche schönen Künste sind hier fröhlich gesellt. Die Bühne hat ihre auserlesensten Betreterinnen, die Universität ihre erlauchtesten Zierden entsendet und erstaunlich, wie gut beide sich mit einander vertragen. Der Nationalökonom hält im Kreise eines munteren Musikerhausleins ein Privatissimum bei Champagner und Kaviar; der Rhetoriker ist jener medizinischen Soubrette gegenüber am Ende seiner Weisheit angelangt; die königliche Hoheit, von ein paar reizenden Dominos in die Enge getrieben, beugt huldigend das Haupt. Weder Rang noch Ruhm vermögen der hier allein selig machenden Münchener Gemütlichkeit Eintrag zu thun. Bis zum hellen Morgen währt der Tanz, der trotz des drückenden Endes des überfüllten Saales gar [illegible] Worte Zeuge des Geistes und der Kunst in seinen Reigen zieht.

Am Faschingsmontagnachmittag kommt die öffentliche Unart lichkeit in dem lange vorbereiteten, [illegible] geglückten großen Maskenzuge zu ihrem Rechte. „Heut eh! Der „Kleine Kerl" hat sein' Sach' brav gemacht," tönt es von den Lippen der Tausende, die Schulter an Schulter [illegible] der verkündeten Wunder gewärtig. „Ah, die prächtige Karre[illegible]", von sechs Pferden mit reichen Schabracken gezogen, von einem Bruder Lustig in mittelalterlicher Tracht gelenkt und von allerlei Narrenvolk aus alter Zeit begleitet. „Glückhafte Schiff von Fischart" entwissert der entrückte Zuschauer auf dem malerisch wallenden gelbroten Segel. „Und erst der Prunkwagen Seiner närrischen Tollität des Prinzen Karneval!" Hochragend, gold und milchweiß, Kranz, Pierretten, die aus glänzenden Mörsern ein Studentenfeuer auf das Volk entladen, flatternde Wimpel, Banner, aufsprühende bunte Papierraketen — man hat nicht Augen genug, die phantastische Herrlichkeit alle zu bewundern. Scheu folgt der unter einem Regen von Blumen und Zuckerkuchen vorbereitenden Narrengarde eine gewaltige Sphinx, umgeben von Beduinen. Dann gibt eine Vereinigung des weiblichen Kunstgewerbes, recte der leiblichen Berufsvertretungskünste, so da sind Zahn-, Bader-, Haarfrisurwirkung und dergleichen mehr, Anlaß zum Loben. Eine Vogelstange zu Pferde und die mutteln Velozipedvor Faltträgern erregte, wie vergangene elektrische Kraft stets wirkungsvoll auf die zweifelhaften Beleuchtungsproben der Münchener Elektrizität. Künstlerischer Geschmack zeichnen die Illuminationsgruppen, die Chinesen und vor allem das Landsknechtelager aus. Ein torpedoähnliches, lenkbares Luftschiff „Ferania" läßt das Leste von der Zukunft dieses „überdurchschnittenen" Verkehrsmittels hoffen. Ein allerliebstes lustiges Eisenbahnspiel mit einem winzigen Handkontit erregt den Jubel der Kleinen, und die Großen werden nicht müde, den fast eine Stunde dauernden Zug zu bestaunen und zu bellatschen. Ein vielversprechender Anfang des öffentlichen Maskenlebens!

Aber endlich nimmt auch die „Hetz" ein Ende.

Glomm hat den letzten Heller aus der Tasche geschüttelt, sich einen gar lob tumorenden, pechschwarzen Nater geholt, die leere Flasche und die verunkte Karre liegen am Abend und auf Autor, der schlimme Schalk, der jahraus, jahrein ungestraft sein herzenbetörendes Unwesen treibt, freut sich, indem er den übel mitgenommenen Recket gehörig am Ohr zupft, daß der Münchener Fasching 1894 mit all seinem Schabernack nun aus und gar ist.

Alex Braun.

Graf Edmund Zichy.

Graf Edmund Zichy, eine der bekanntesten Persönlichkeiten Wiens, ist am 27. Januar im Alter von 83 Jahren am Schlagfluß gestorben. In Wien erzogen, diente er bis 1832 bei der Reiterei, machte sodann langjährige Reisen, trat während der galizischen Wirren 1846 wieder als Rittmeister in das Heer ein, bekämpfte 1848 die revolutionäre Richtung in Ungarn und zog sich dann dauernd

Graf Edmund Zichy.

nach Wien zurück, wo er sich fortan als eifriger Förderer der Kunst und des Kunstgewerbes bethätigte. Er vertrat Oesterreich vielfach auf auswärtigen Ausstellungen, war Mitglied des Kuratoriums des österreichischen Museums, Mitbegründer des orientalischen Museums in Wien und beteiligte sich als Verwaltungsrat an vielen finanziellen Unternehmungen. Er hinterließ nebst einem höchst bedeutenden Vermögen eine wertvolle Sammlung von Bildern, Büsten, Münzen und Altertümern.

Bühne.

— Eleonora Duses Gastspiel, das zugleich ihren Abschied von der Bühne überhaupt bedeutet, hat die etwas schwerblütigen Münchener in einen wahren Taumel des Entzückens versetzt und das sonst nur von dem bedächtigen Klatschen gleichmäßiger Abonnenten widerhallende Hoftheater zum Schauplatz frenetischer Beifallsalven und stürmischer Huldigungen verwandelt. Der unvergleichlichen Kunst begegnete unerhörter Jubel. Einmütig ergingen sich Kritik und Publikum in Lobpreisungen der Generaldirektion, deren Umsicht und Rührigkeit diesen unvergeßlichen Genuß just der Theaterschluß vermittelt hatte. Welch ein Glück, die Duse noch gesehen zu haben! Daß „sie“ die größte Künstlerin unserer Zeit ist, stand fest und nur ob sie als „Kameliendame“, „Fedora“, „Cortegiana“, „Locandiera“ oder „Magda“ am größten gewesen, darüber gingen die Meinungen auseinander. Gewiß war sie vorzüglich — meistergiltig als graziös kokette, verschmitzt verliebte Wirtin Goldonis; aber die eigentliche Bedeutung der Duse liegt nicht in der meisterhaften lebendigen Verkörperung irgend einer Rolle, sondern darin, daß sie das Prototyp unserer nervös überreizten, seelisch angekränkelten Zeit gibt, daß ihr Wesen den Brennspiegel bietet, in dem alle Strahlen unseres Geistes- und Gemütslebens sich sammeln, daß jeder und jede in ihr, nicht ohne leichten Schauer, das Widerspiel des eigenen Innern findet. Darum ist Eleonora Duse, die mit erschütternder, fast unheimlicher Wahrheit die Natur wiedergibt, das heißt unsere moderne, nicht interessante als erschreckliche, durch einen pathologischen Zug entstellte Natur, — nicht die reine Menschennatur an sich — die eigentliche, die echte Künstlerin des fin de siècle, wie Sophie Schröder in der abgeklärten Ruhe und Schönheit ihres Spiels die der klassischen Zeit. Der Dichter bietet ihr nur den farblosen Umriß, den sie mit wunderbarer Genialität zu einem rührenden Seelengemälde ausgestaltet. Sie spielt sich selbst und je mehr Raum die Rolle der Entfaltung ihrer Eigenart gewährt, desto überwältigender ist die Wirkung auf den Zuschauer. Die größte erzielte sie als „Magda“, das Weib, das viel erlebt und viel erduldet hat, und als „Kameliendame“. Bezeichnendere Bravourleistungen sind ihr wohl selbst in der Heimat nie gelungen als bei ihrem letzten Auftreten in München. Man hat ihr das Scheiden schwer gemacht, und mit Dank und Ehren überhäuft, verläßt Eleonora Duse die Stätte ihres letzten Triumphes, um in Aegypten die schwer geschädigte Gesundheit neu zu kräftigen. R. B.

— Die jüngste Novität „Madame Agnès“ von J. B. de Turique, welche das Stuttgarter Hoftheater als „Lustspiel“ gebracht hat, ist in der That eine Posse derbster Art und somit in dem Rahmen einer Hofbühne nicht passend. Zunächst erinnert das Stück, und nicht zu seinem Vorteile, an Sardous „Divorçons“. Während aber Sardou bis zum Schlusse unwiderstehlich zu fesseln weiß, gähnt uns bei Turique im letzten Akte unwiderstehliche Langeweile an. Während der die Handlung leitende Ehemann Sardous mit Geist und Witz sein Weibchen zum Guten wendet und die geliebte Frau zurückgewinnt, führt Turique die ziemlich plumpe Intrigue, welche nicht zu durchschauen nur einem so ungewöhnlich dummen Ehemanne gelingen kann, durch eine höchst zweifelhafte Schwiegermutter. Während uns bei Sardou die handelnden Personen im Verlaufe des Abends sympathisch werden, sind wir froh, diejenigen Turiques nicht länger hören, noch sehen zu müssen. Befremdend wirkte auch die Besetzung der Hauptrollen in dieser Posse durch den ersten Helden und die erste Heldin des Theaters. Man kann es den beiden nicht verdenken, wenn es ihnen nicht gelang, sich im Handumdrehen den

lichen Ton, welcher die in dieser Posse auftretenden Personen kennzeichnet, eine, natürlich anzueignen. Zwei Heldendarsteller sind getrodelt, in hohen Tönen aufgetragen und haben infolge dessen die vielen Stellen, welche durch ein leichtes Darüberhinweggleiten vielleicht weniger verletzend gewirkt hätten, nicht zum Vorteile des Ganzen, noch in der Betonung unterstrichen. In Anbetracht der aufgezwungenen und darum besonders schwierigen Aufgaben verdient das Spiel der beteiligten Schauspieler trotzdem Lob; der größte Anteil hieran gebührt Herrn Frenburg, welcher den beschränkten Ehemann spielte, und Frl. Dumont that ihr Möglichstes, um die naive und doch aber durchtriebene Frau glaubhaft erscheinen zu lassen. Frl. Steinau hatte großen Heiterkeitserfolg und zeigte sich wieder als vortreffliche Schauspielerin. Sehr gut war Frl. v. Tiedtke als lebhaftige Kokette, dagegen spielte Herr Willführ seine Episodenrolle zu unbedeutend. Ganz entsprechend spielten Frl. Gräfin und Herr Treß ihre kleinen Rollen. Das große Gartenfest, von welchem im Stücke so viel die Rede ist, hätte eine etwas elegantere Inscenierung wohl vertragen können. Sieb.

Die Einzugsfeierlichkeiten in Gotha.

Mit Bildern von Arthur Geyer.

Seit Monatsfrist war man in Gotha bemüht, ein Fest zu rüsten, um den Herzog Alfred und die Seinen in der thüringischen Residenz zu empfangen. Zwar herrschte der Winter im Lande, aber zum Willkomm holte man von den Bergen die immergrünen Tannenwedel, Zeichen der Treue, und in prächtigem Schmuck stand schließlich die Stadt da, gleich geziert in den Straßen, die der herzogliche Zug durchfahren sollte, wie in den bescheideneren Gassen und Gäßchen.

Am 31. Januar zogen die herzoglichen Herrschaften, mittags zwölf Uhr, ein. Schon auf der Bahnfahrt hatten sie vielfach die Beweise der Treue und Anhänglichkeit entgegengenommen, die Waldbewohner von Zella, Oberhof, Gräfenroda, Ohrdruf und so weiter hatten ihre Grüße dargebracht.

Und nun Gothas Gruß! Wie wogte die Menge in den Straßen, freudig erregt bei musterhafter Ordnung, unter den feiertäglichen Städtern die Staatstrachten der Dorfleute. Im regnerischen Winde wehten die Flaggen, deutsche, gothaische, englische, russische, und nachdem die städtische Deputation „an der Schwelle der Stadt“ durch Finanzrat Dobel ihre Huldigung gesprochen, begann der Einzug. Voran reitende Postillone, dann das berittene Geleit der Fleischer, die, bekanntlich seit länger denn hundert Jahren eine aristocratie de cervelas in Gotha, guter Ueberlieferung nach das Privileg haben, solchen Festzug zu eröffnen.

Im ersten herrschaftlichen Wagen saßen der Herzog und die Herzogin, der Erbprinz und die Prinzessin Viktoria, im zweiten folgten die Prinzessinnen des herzoglichen Hauses und Fürst Hohenlohe-Langenburg, im dritten und vierten der russische und englische Gesandte, Prinz von Ratibor und die ehrwürdige Excellenz Schrabisch, den viele mit Freude bemerkten. Rittmeister von Stark geleitete zu Pferde den herzoglichen Wagen. Eine Bürgerkavalkade in stattlicher Haltung beschloß den Zug.

Die Stadt, die schon ohne Triumphpforten dem Eintretenden den schönsten Eindruck bietet, mit ihren Villen, Palästen, öffentlichen Gebäuden, bot ein herrliches Bild, und fast wäre es ungerecht, bei dem Wetteifer aller dies oder jenes hervorzuheben, das Erfurterthor etwa, das Rathaus oder am Moloninsplatz den originellen Schiffsbau, der mit seinen Wimpeln den Herzog grüßte, welcher nach mancher Seefahrt als ein deutscher Fürst seinem Lande zum Segen das Steuer des Herzogtums zu führen kam.

Am Rathause sprach Oberbürgermeister Liebetrau, schlicht, wie es ihm freier Bürgersinn, historische Erinnerung eingab. Herzlich dankte der Herzog, und wenn man nach den Motiven sucht, aus denen heraus dem Herrscherpaare ein solcher Empfang bereitet war, so war eines der ersten das Gedächtnis des „unvergeßlichen Vaters“, des Prinzgemahls Albert, dessen der Herzog auch pietätvoll in seiner Erwiderung erwähnte.

Das deutsche Lied empfing allenthalben den fürstlichen Einzug, Dichter und Komponist, A. Voigt und E. Rabich, gaben das beste. Als aber der Zug die letzte der Pforten an der Burgfreiheit durchzog, begrüßte eine liebliche Jungfrau die Herzogin nach russischem Brauch; sie überreichte, was den Völkern dauernd und den Fürsten eine Würze sein soll alle Tage:

„Was Nährern soll der Lebenlauf,
Vom Feld- zum Alendtisch — Salz und Brot.“

und die hohe Frau dankte gerührt.

„Nimm, erlauchtes Paar,“ sprach sodann die Geberin, „auch unseren jubelnden Heimatsgruß, der laut ins Land schallen möge, huldvoll an, den deutschen Gruß:

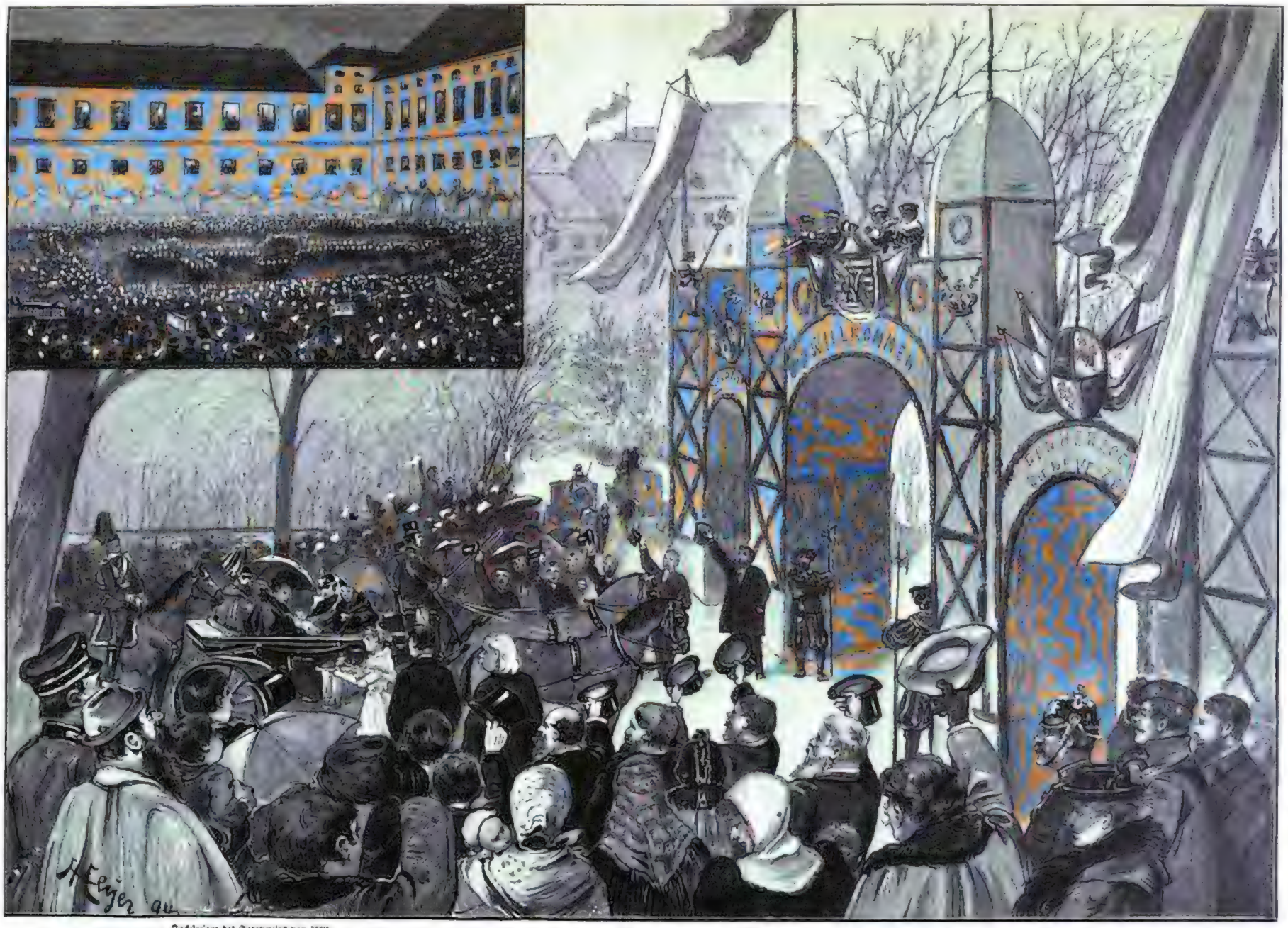
„Grüß Gott, tritt ein, bring Glück herein,
In Glanz und Glück steh Schloß Friedenstein!“

Nun zogen Herzog und Herzogin ein im Friedenstein, der ehrwürdigen Friedensburg Ernst des Frommen. Hier erklang abends die Serenade, ein stattlicher Fackelzug erfüllte den weiten Schloßhof und ein Fackelreigen stellte schöne, sinnige Bilder, das evangelische und das russische Kreuz unter anderem. Viel Freude erregten die Embleme der einzelnen Gewerke im Zuge, zum Beispiel der Miniatur-Friedenstein der Zimmerleute, mit seinen ungezählten, erleuchteten Fensterchen. Unterdessen bereitete die Stadt eine prächtige Illumination, während deren unter lauten Hochrufen die herzogliche Familie die Stadt durchfuhr. So ward aus Abend und Morgen der erste Tag. Am Abend des 1. Februar fand eine Defilierkur statt, am zweiten eine Galavorstellung: „Hans Heiling“. Im Friedenstein herrscht wieder frohes Leben, ein Fürst zog dort ein, der im Sinne des Schloßerbauers landesväterlich zu regieren versprach, Gottesfurcht und Vaterlandsliebe zu befestigen und seiner Bürger Wohlfahrt allerwegen zu mehren:

„So schlinge zwischen Fürst und Volk aufs neue
Sich fort und fort das Band der Lieb' und Treue!“
(Ludwig Storch, Friedenstein.)

Richard Petermann.

Der Einzug der herzoglichen Familie in Gotha. Am ersten Thor.



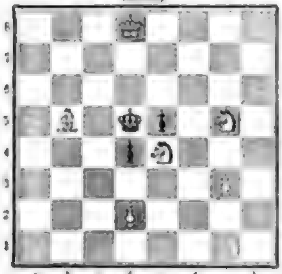
Zuckerlegen des Turnvereins von 1800.

Einzug des Herzogs Alfred von Coburg in Gotha.

Diner-Toilette.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 18.
Von A. Pater in Wien Ebmeth.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 15 S. 366:

W. 1) D d 7 — d 6
S. 1) f 4 — f 3
W. 2) D d 6 — g 6 †
S. 2) K e 4 — d 5, f 4
W. 3) e 2 — e 4, e 3 matt.

A.

S. 1) S e 5 beliebig
W. 2) D d 6 — c 6 (:) †
S. 2) K e 4 — f 5
W. 3) D c 6 — g 6 matt.

Auf 1) .... K e 4 — f 5 oder c 4 — c 3 folgt sofortiges Matt durch D d 6 — g 6 bezw. d 3.

Schachliteratur.

— Die Schachliteratur hat eine wesentliche Bereicherung erfahren durch die dritte Auflage des Morphy-Buchs: „Paul Morphy. Sein Leben und Schaffen. Von Dr. Max Lange. Dritte, stark vermehrte Auflage. Mit Bildnis und zwei Tafeln. Leipzig, Veit & Cie." Der rühmlichst bekannte Verfasser hat hier alle irgendwie bekannt gewordenen Partien des Meisters zusammengetragen und mit treffenden Anmerkungen versehen; die Partienzahl hat sich von 273 der zweiten Auflage — erschienen 1881 — auf 364 erhöht; außerdem sind noch eine Anzahl von Partien aufgeführt, bei denen es nicht ganz sicher feststeht, ob sie von Morphy gespielt worden sind. Die Lebensbeschreibung, die in ihren einzelnen Abschnitten durch die zugehörigen Partien illustriert wird, hat durch den 1884 erfolgten Tod des Meisters ihren Abschluß erhalten; der Abschluß der Schachlaufbahn erfolgte bereits im Jahre 1869, aus welchem die letzten von Morphy gespielten Partien datieren. Fast alle hervorragenden Namen der Schachwelt — denn mit fast allen hat Morphy gekämpft — finden sich in dem Buche durch geistvolle Partien vertreten, das sich hierdurch, sowie durch die gediegene Einführung und Ausarbeitung zu einer reichen Quelle der Belehrung und Anregung für den Schachfreund und Schachjünger gestaltet.

— Eine fernere wertvolle Bereicherung der Schachliteratur stellt die sechste Auflage des v. d. Lasaschen Leitfadens dar. „Lehrbuch des Schachspiels. Auf Grund des gegenwärtigen Standes der Theorie und Praxis bearbeitet von C. v. Bardeleben und J. Mieses. Zugleich sechste Auflage des v. d. Lasaschen Leitfadens. Leipzig, Veit & Cie." Die Bearbeiter sind zwei der hervorragendsten unter den deutschen Meistern jüngerer Schule, gleich bedeutend in praktischer Handhabung des Spiels wie in seiner theoretischen Durchforschung. In vier Abschnitten behandelt das Buch: die Grundregeln und Gesetze des Spiels, die Spieleröffnungen, die Endspiele und das Schachproblem, überall dem Stande der neuesten Forschungen und Untersuchungen Rechnung tragend. Wir empfehlen es als einen sicheren Wegweiser auf allen Gebieten des königlichen Spieles.

Briefmappe.

O. R...tt. in Hamburg. Wollen Sie sich an Frau Lina Morgenstern, Berlin SW., Großbeerenstraße, wenden. Dieselbe wird Ihnen jedenfalls gern jeden gewünschten Aufschluß geben.

Professor M. in Wien. Was am Nordpol erforscht ist, frühere Routen von Forschern und was Nansen mit seiner Expedition beabsichtigt, das alles finden Sie ungemein deutlich und klar auf einer farbigen Karte, betitelt: „Dr. Fridtjof Nansens Polarexpedition" im Verlag von Cammermeyers Buchhandlung in Christiania (Preis 60 ₰) dargestellt.

E. W. in Stuttgart. Zu Ihrem Zwecke können wir Ihnen den zum Jahreswechsel erschienenen Insertionskalender für 1894 der Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse empfehlen. In diesem sehr handlichen, übersichtlich aufgestellten Hilfsbuche finden Sie neben dem Titel einer jeden Zeitung den Preis einer Annoncen- und Reklamezeile, die Spaltenbreite und die Auflage der Blätter sowie die Erscheinungszahlen der Erscheinungsorte angegeben. Durch einen besonderen, im Katalog befindlichen Normalzeilenmesser wird Ihnen eine Handhabe zur sicheren Berechnung der Insertionskosten geboten. Sehr erwünscht werden Ihnen jedenfalls zwei Rubriken sein, die in der jetzigen Ausgabe zum erstenmale erscheinen. Die eine derselben gibt (für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz) die politische Haltung der einzelnen Zeitungen an, während die andere Aufschluß darüber erteilt, wie viele Inseratenspalten die Annoncenseiten der verzeichneten Blätter enthalten. Ueberhaupt werden Sie in diesem Kataloge einen zuverlässigen Führer und treuen Ratgeber für alles in das Annoncenfach Einschlagende finden.

Mehrere Einsender. Ueber poetische Beiträge, die von uns nicht erbeten sind, können wir kein anderes Urteil abgeben als es dieser Ruhe, auch ist es uns absolut unmöglich, Manuskripte derartiger Einsendungen zurückzusenden. Eine Beifügung von Rückporto hat daher ganz und gar keinen Zweck.

L. Sch. in München. K. K. in Ostrowo. La..... (russischer Poststempel). R. Br. in Köln a. Rh., A. Leher in Wien, G. F... in Budapest. Nicht verwendbar, auch nicht für Namensrätselecke.

Richtige Lösungen sandten ein: Ida Riecker in Kötzschau bei Meißen (3). Franz Keller in Wien (3). R. v. Vakan in Budapest (2). Max Holtermann in Hannover (3). „Raub und Wahl" in Hamburg (3). Adolf Wagner in Prossnitz. Klemens der Kehl in Neuwied (4). August Edelkamp in Hamburg (2). „Die kleine Ella" in Hamburg (3). Walther und Käthe Nehl in Köpenick bei Berlin (6). Emilie Schmelz in Großer bei Ottobeuren. Adele Hoffmann in Crefeld. Baronin Th. v. B. in Marburg in Steiermark (3). Anna u. Kr. in Riga (3). Die Delonge in Konstanz am Bodensee (3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Erzählungen eines Offiziers, von Rudolf Lindau. Fortsetzung. — Prinzessin Alexandra von Wales. — General Hans Herzog. — Sprüche, von M. Eigenbrodt. — Auf dem Aufzug vor den Moratoleles. — Oeffentlicher Schreiber in Barcelona. — An ein Kind. Gedicht von A. von Berchfeld. — Der Entwendete, von Lever. — Die Jeddinger, von E. von Dilgen. Fortsetzung. — Diner-Toilette. — Münchener Fasching, von Fritz Brentano. — Graf Edmund Zichy. — Pilze. — Die Einzugsfeierlichkeiten in Gotha, von Richard Habermann. — Schach. — Schachliteratur. — Briefmappe.

Illustrationen: Prinzessin Alexandra von Wales. — Auf dem Aufzug vor den Moratoleles. — Bildnis von General Hans Herzog. — A. Besnard-Saurel: Oeffentlicher Schreiber in Barcelona. — G. von Mayel: Entwendet. — Münchener Fasching, mit Bildern von Franz Reiling, Hermann Stockmann, Josef Damberger und A. Langhammer. — Bildnis von Graf Edmund Zichy. — Die Einzugsfeierlichkeiten in Gotha, mit Bildern von Arthur Lange. Diner-Toilette.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

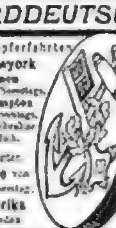
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 50 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

NORDDEUTSCHER LLOYD
Schnelldampferfahrten nach Newyork von Bremen Dienstags und Sonntags, von Southampton Mittwochs und Sonntags, von Genua via Gibraltar zweimal monatlich.
Postdampferfahrten nach Baltimore von Bremen jeden Donnerstag. nach Südamerika von Bremen jeden Sonntag, von Antwerpen jeden Mittwoch.
Postdampferfahrten nach Ostasien von Bremen über Antwerpen, Southampton, Genua, Neapel alle vier Wochen, Mittwochs. nach Australien von Bremen über Antwerpen, Southampton, Genua, Neapel alle vier Wochen, Mittwochs.
Nähere Auskunft ertheilt Nordd. Lloyd, Bremen.
BREMEN.



Velvetine vorzügl. Lindener Fabrikat.
Schwarz und farbig zu Mk. 1.40—4.10 das Meter. Seidene Ballstoffe von Mk. 1.00 an u. alle anderen Seidenstoffe. In jedem Maß direkt zu beziehen von
von Elten & Keussen, Seidenwaarenfabrik, Crefeld.
Man verlange Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 18. — p. mètre. Muster franko
Braut-Seidenstoffe
Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Cotillon- und Karneval-Artikel, Touren, Orden, Schleifen, Knallbonbons, Attrapen etc. etc.
Größte Auswahl! — Originelle Scherz-, National- u. Charakter-**Costüme**
sowie Perrücken, Bärte, Kronen etc. etc.
Illustrirte Preislisten gratis und franko zu Diensten
Dresdner Cotillonfabrik
C. R. Springfeld. Dresden.
Telegramm-Adresse: Cotillonfabrik-Dresden.

LOHSE's weltberühmte Spezialitäten für die Pflege der Haut:
EAU DE LYS DE LOHSE
weiss, rosa, gelb, seit sechzig Jahren unübertroffen als vorzüglichstes Hautwasser zur Erhaltung der vollen Jugendfrische, sowie zur sicheren Entfernung v. Sommersprossen, Sonnenbrand, Röthe, gelben Flecken und allen Unreinheiten des Teints.
LOHSE's Lilienmilch-Seife,
die reinste u. mildeste aller Toilettenseifen, erzeugt nach kurzem Gebrauche zart-weisse, sammetweiche Haut.
Beim Ankauf meiner Fabrikate achte man stets auf die Firma
GUSTAV LOHSE, 46 Jägerstr. 46 BERLIN.
Kgl. Hoflieferant.
In allen guten Parfümerien, Drogerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

Illustr. Preisliste u. Notenverzeichnis gratis.

Höheres Handels-Institut
Villa Longchamp, Ouchy, Lausanne.
Neuere Sprachen, Franz., Engl., Ital., Span., Handelsfächer, kaufm. Korrespondenz in engl., franz., ital., span. Sprache. Vorber. f. Militär- u. Schul-Ex. incl. Abit.-Ex. Dr. Goergens.

Paulinum
Pensionat des Rauhen Hauses, Horn-Hamburg.
Christliches Elternhaus, Schule mit Berechtigung, Individuelle Behandlung. Nachhilfe für Zurückgebliebene. Sorgfältige Körperpflege. Prospekte durch den Direktor
Direktor Wichern.

BERLIN W., Zietenstrasse 22.
Militär-Pädagogium
Dir. Dr. Fischer,
3 Jahre 1. Lehrer des verstorbenen Dr. Killisch. 1893 bestanden 1 Abiturient, 26 Fähnriche, 2 Primaner, 4 Einjährige.
3 Monaten.

Reisfuttermehl,
G. & O. Lüders, Dampfreismühle, Hamburg.

Von allen großen Zeitungen
die stärkste Verbreitung im In- und Auslande.
13mal wöchentlich erscheinend.
Probe-Nummern gratis und franko.
Berliner Tageblatt
und Handels-Zeitung
mit Effekten-Verloosungsliste sowie seinen werthvollen Separat-Beiblättern: Illustr. Witzblatt „ULK", belletr. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle", Feuilleton-Beiblatt „Der Zeitgeist", Mittheilungen über „Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft".
Man abonnirt bei allen Postämtern des Deutschen Reiches
für 1 Mk. 75 Pf. pro Monat März.
Gratis nachgeliefert wird allen neu hinzutretenden Abonnenten der bereits erschienene Theil des spannenden Romans von
Woldemar Urban: „Die Tochter der Sonne".

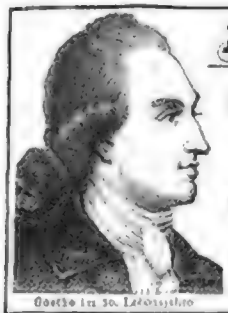
ROWLANDS' ARTIKEL
für Haar, Teint und Zähne sind die besten.

MACASSAR OIL fördert den Wuchs der Haare und verhindert das Ausfallen derselben.
KALIDOR verschönert den Teint, beseitigt Sommersprossen, Röte und Sprödigkeit.
ODONTO, ein Perlen-Zahnpulver, macht die Zähne weiß, bewahrt dieselben und verhindert deren Verderben. Man verlange bei allen besseren Drogisten und Parfümeuren die Artikel von Rowland, 20 Hatton Garden, London.

Ein Wunder der Industrie
ist zu nennen der überall weit verbreitete, bekannte photograph. Apparat
Phönix
Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt, durchaus kein Spielzeug! Jedermann kann damit ohne alle Vorkenntnisse vorzügliche Bilder erzeugen.
nur 10 Mk.
Prospekt und Probebild kostenfrei.
Hess & Sattler, Bayreuth.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.
Zu Puddings, Milchspeisen, Sandtorten etc. u. zur Verdickung von Suppen, Saucen, Cacao etc. vortrefflich.

Zacherlbräu-Flaschenbier-Export, A. Holle, München,
versendet gegen Nachnahme das in der Brauerei auf Flaschen gefüllte echte
Salvator-Bier
Preis per Kiste, incl. Verpackung ab München
24 Flaschen ℳ 12.— 36 Flaschen ℳ 24.50 48 Flaschen ℳ 32.—
Wiederverkäufer erhalten Rabatt.
Vor Imitationen wird gewarnt.



Leixners Verlag von OTTO SPAMER in Leipzig.

Deutsche Litteratur-Geschichte.

Geheftet Mk. 14. — In Prachtband Mk. 18.

Auch in 35 Lieferungen à 40 Pfg. leieferbar.

Mit über 400 Abbildungen im Texte, 50 zum Teil farbigen Beilagen, worunter Faksimile-Nachbildungen von Manuskripten und Handschriften, Bücherdrucken, Holzschnitten, Kupferstichen und vielem anderen.

Goethe im 30. Lebensjahre

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Über 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint: =

in 6. neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text. 272 Hefte zu 50 Pf. 17 Bände zu 8 Mk.

152 Chromotafeln. 17 Bände in Halbfrz gebunden zu 10 Mk.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts Leipzig.

10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Technikum Hildburghausen — Gründliche Fachschulen für Maschinentechniker etc. Bauwesen & Bauwerker etc.

Illustr. Briefmarken-Journal.

Aug. Spangenberg, Berlin SO.

Strassenfahrstühle, Krankenstühle f. Zimmer Bett-Tische, Closets, Bidets Verstellb. Kopfkissen z. Schreiben in verschiedenen Lagen. Tragstühle etc.

Krankenstühle

Carl Fischer, Bremen.

200 Briefmarken,

A. Salvador, Hamburg.

Prof. Dr. Witt,

Den Alleinvertrieb dieser Maschine hat für Deutschland, Schweiz, Finnland, Schweden, Norwegen etc. die Firma Shannon Registrator Co. Aug. Zeiss & Co., Leipziger Str. 126, Berlin W., und ist dieselbe gern bereit, Maschinen auf Probe zu geben und ausführliche Kataloge zu senden.

SEIFE SUNLICHT SEIFE

Weniger Arbeit

KEIN KOCHEN

Kein Rückenweh

Keine wunden Hände

KEIN REIBEN

Grössere Bequemlichkeit

SEIFE SUNLICHT SEIFE

KEIN ASTHMA MEHR.

Augenblicklich behoben.

Dr. Clérys Asthmatinum.

Springbrunnen, Rasensprenger mit Garten-Figuren, Denkmäler: A.-G. Schäfer & Walcker, Berlin SW.

Rudolf Mosse

PATENTE sowie auch vorprüfung durch RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt RIVA am Gardasee.

Lumpen

C. Maquet.

GAEDKE'S CACAO

in Orig.-Packungen à M. 3, 2.50, 2 pr. ½ Kilo und lose überall käuflich.

P.W. GAEDKE, Hamburg

Das beste u. berühmteste Toilletpuder VELOUTINE FAY EXTRA POUDRE DE RIZ mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS

Loden ist das billigste und gesundeste Tragen.

Loden Manufactur München

Loden für Damen und Herren. Grösstes Special-Geschäft des Artikels. Imprägnir-Anstalt.

Loden Manufactur München

Weltpatent. „Triumph Loden Reform Costume." Das eleganteste u. d. praktischste Kleid der Welt. Damen-Regenmantel von Loden.

Loden Manufactur München

Hohenzollern-Mäntel, Havelocks, Wettermäntel, Joppen, Sport- und Touristen-Anzüge.

Loden Manufactur München

Illustrirter Preis-Courant, Prospecte und Muster franco.

DR. HOFMANN'S Haarwellen. Nadeln

Fabrik: B. SIMON.

Mode-Frisur.

Zimmer-Closets von 14 M. an. Fabrik von Kosch & Teichmann, Berlin S., Prinzen-Strasse 43. Preisliste kostenfrei.

Stellung. Existenz. Prospect gratis. Gratis Prospect. Briefl. prämiirter Unterricht. Prospect franco.

BUCHFÜHRUNG

Stenographie. Schnell-Schön-Schrift.

Gratis Prospect. Gründ. garantirt.

OTTO SIEDE – ELBING.

Stottern

Hysterie, Geschlechtsleiden, Nervenleiden, Onanie-Blutwallungen und die Zwangsanstalt Bergstotterfurt, Westf. Hoovers noch Heilung. Prospekte gratis. Herrliche Lage. Atteste, elastisch durch R. M. Kaiser illustrirt, umgearbeitete, Aufl. Incognito.

Hinterlassenschafts-Auktion.

Kosmosnadeln.

Reform Haarnadeln.

Schutznadeln

CHOCOLADE UND CACAO — HARTWIG & VOGEL DRESDEN — CACAO-VERO

Zu haben in allen durch unsere Plakate kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonialwaren-, Delikatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Conditoreien.

Griechische Weine.

Gegründet 1. Mai 1840.

Probekisten griechischer Weine von 12 grossen Flaschen:

Marke **A.** in 2 Sorten, Claret und süss	M. 18.—
Marke **B.** in 2 Sorten, Claret und süss	„ 18.60
Marke **C.** in 4 Sorten, Claret und süss	„ 20.40
Marke **D.** in 12 Sorten, herb, Claret und süss	„ 19.—
Marke **F.** in 2 Sorten, herb und süss	„ 12.—
Marke **G.** in 3 Sorten, herb und süss	„ 12.

Deutsche und französische Weine in reicher Auswahl.

Probekiste deutscher Weine von 20 grossen Flaschen:

Marke **E.** in 4 Sorten, weiss und rot . . . M. 20.

Im Fass (nicht unter 20 Liter)

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an.
Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an.
Ich bitte meine ausführliche Preisliste zu verlangen!

G. E. Höfgen

Dresden-N., Königsbrückerstr. 7
Fabrik für
Kranken-Fahrstühle

bequem, leicht, sämtlich solid gebaut, u. von Kranken selbst zu handhaben, in verschiedenen Systemen, m. Gummi- oder Stahlfedern, Preise von 16.—250 Mk.

Kinderwagen

mit und ohne Gummi-Federung, das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder. Preise v. 12.—120 Mk.

Bettstellen

für Kinder bis zu 12 Jahren, äusserst elegant und praktisch, in verschiedenen Grössen. Sicherste Lager-stätte, besonders für skrofulöse Kinder. Preise v. 12—40 Mk. Illustrirten Prospekt gratis und franko.

Export. Express. Detail.

Nur 34 Pf.!!!

sichert bei allen Postanstalten und Landbriefträgern für den Monat März die täglich in 3 Gross grosser Format erscheinende illustrirte Zeitschrift

Berliner Morgen-Zeitung

mit „täglichen Beilagen" und reichhaltigen Ergänzungen

Ihre 148000 Abonnenten,

die noch keine andere deutsche Zeitung je erlangt hat beweisen damit, dass die politische Haltung und das Gebiet, welches sie für Haus und Familie an Unterhaltung und Belehrung bringt, ihnen Beifall findet.

Probe-Nummern erhält man gratis durch die Expedition der „Berliner Morgen-Zeitung", Berlin SW.

Inseratenpreis trotz der gr. Auflage nur 50 Pf. pro Zeile.

Fürstl. Conservatorium der Musik in Sondershausen.

Vollständige Ausbildung in allen Zweigen der Tonkunst. 32 Lehrer. Beginn des Sommerhalbjahres am 12. April vormittags 10 Uhr mit der Aufnahme der neuen Schüler. Prospekt und Jahresbericht frei durch den fürstl. Direktor Hofkapellmeister Prof. Schroeder.

Versand-Geschäft

Kunstfeuerwerk

Land-, Wasser-, Salon- u. Garten-Feuerwerk, Magnesiumfackeln, sowie bengal. Beleuchtungsartikel — empfiehlt und versendet Preislisten gratis

J. F. Elsfeld.

Pulver- u. pyrotechn. Fabrik a. Silberhütte-Anhalt.
Wiederverkäufer werden gesucht.

Fabrik-Geschäft

Asthma

sofort heilbar. Broschüre gratis. Chem. Labor. Rattenberg-Grünau b. Berlin.

Eingang Portalle Platz.
Berlin Leipzigerstrasse 43
Hamburg: Barkhof 2a.
Dresden: Seestrasse 2.

Patente

Dr. J. Schanz & Co.
Vergünstigungen
Ab- und Verkauf von Erfindungen.

HAARAUSFALL!

Ausfall beruht, wissenschaftlich behandelt, auf Mangel der Haarwurzeln. Preis 10000 Mark à Sortiment. Langjährige Erfolge, zahlreiche Anerkennungen. Prospekte gratis u. franko.

F. Kiko, Herford.

Stilvolle Landsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen.

Weber & Biedermann in München.

Weber's Carlsbader Kaffee-Gewürz

Bestes eingeführtes, leichtest. **Spargel, Erbsen, Bohnen,** alle Früchte u. in Essig und Gläsern, garantirt frisch gekocht und haltbar, empfiehlt **Goebel & Co.,** Konservenfabr. Braunschweig-Bettenhof. gegr. 1870. — Preisl. fr. gern z. Z.

Gicht u. Podagra

Seit fünf Jahren in besten Besitzt: Apotheker Ludwig Sell's

Anthiarthrin-Pillen.

Preis 4 Mark. Broschüre gratis. Garantirt unschädlich. Erhältlich in den meisten Apotheken.

Haupt-Depot: Apotheker Ludwig Sell, Kempten (Allgäu).
Depot-Zweig-Depot: Stern-Apotheke Kempten.

SCHUTZ-MARKE L. S.

In den Apotheken:

ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
Segen
HUSTEN u. HEISERKEIT
75 Pfennige.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille
GEGEN
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.
Paris, E. Grillon
33, rue des Archives
IN ALLEN APOTHEKEN

16 PREIS-MEDAILLEN.

Hygienische absolut säurefreie Präparate.

DENTIFRICES DOCTEUR PIERRE

MARQUE DE FABRIQUE
DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS

Berühmt durch ihre aromatischen und astringirenden Eigenschaften.
Ueberall erhältlich.

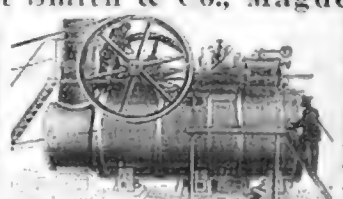
Dampframmen.

Direct wirkende Patent-Rammen.
Direct wirkende *Lacour'sche Rammen.*
Rammen mit stehender Welle.
Rammen mit liegender Welle.
Kreissägen zum Abschneiden von Pfählen unter Wasser.
Spülvorrichtungen für Rammen
Alle Systeme und Grössen auf Lager.

MENCK & HAMBROCK,
ALTONA-HAMBURG.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Hochdruck- und Compound-Expansions-Locomobilen bis 150 Pferdekräfte.



mit Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch gedichtet, Ausziehkesseln mit 3jähriger Garantie für die Feuerbuchsen.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Wichtig für Gicht-, Stein-, Zucker- und Malariakranke.
Das von der Chemischen Fabrik auf Aktien (vorm. E. Schering) in Berlin dargestellte und in den Handel gebrachte

Piperazin Schering

ist bereits von vielen Aerzten — u. a. von Professor Dr. Schweninger — auf Grund ihrer ausgedehnten praktischen Erfahrungen bei den Präparaten genommen Erfahrungen als ein ausgezeichnetes — schnell und sicher wirkendes — erkannt worden.

LAEVULOSE

unschädlicher u. ernährender Zucker f. Diabetiker-Zuckerkranke), empfohlen von den Geheimräten Ebstein und Leyden. — Ferner empfiehlt die gesammte Fabrik

Phenokollum hydrochloricum

als vorzüglich anerkanntes Heilmittel gegen Malaria. — Näheres steht auf Wunsch die gefällige Fabrik und **Piperazin, Laevulose** und **Phenokollum hydrochloricum** selbst sind durch die **Drogenhandlungen** resp. **Apotheken** zu beziehen. — Der Verkauf der **Laevulose** ist und für Deutschland ist der Firma **Gebr. Stollwerck, Köln a. Rh.,** übertragen, und hat [illegible] Laevulose-Chocolade übernommen.

Man verlange ausdrücklich **Piperazin „Schering"** ist à 10 Pfg. per Gramm, bei 50 Gramm à 9 Pfg.
E. Schering, Drogenhandlung, Berlin N., Chausseestr. 19.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.
№ 22.

72. Band.
Sechsunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Erzählungen eines Effendi.

Von

Rudolf Lindau.

V.

Hallidje, die Ruferin zum Streit.*)

Im südlichsten Teile Mesopotamiens stehen seit Jahrhunderten die Zelte des mächtigen Stammes der Muntevsik; soweit die Ueberlieferung zurückgeht, gehorchen seine Mitglieder den Söhnen derselben Häuptlings- (Hamuley) Familie, die ihren Stammbaum in gerader Linie auf den Propheten zurückführt. — Die Muntevsik sind noch heute so strenggläubige Sunniten wie ihre Vorfahren, die vor einem Jahrtausend, und darüber hinaus, unter den ersten Kalifen fochten und starben.

Den Mittelpunkt des über eine weite Oede verbreiteten Volkes bildet der Ort Sukkeschineh im Bezirk von Schatra gelegen, oberhalb des Zusammenflusses des Euphrat und des Tigris.

Die einzelnen Lager der Muntevsik stehen weit von einander entfernt, denn das Land, das sie bewohnen, ist unfruchtbar, und bei naher Nachbarschaft würden ihre Herden aus Mangel an Nahrung zu Grunde gehen.

Gegen Ende der Sechziger-Jahre teilten sich drei starke Scheich in die Herrschaft über die Muntevsik. Es waren die beiden Brüder Manßur und Nasir und deren Neffe Fehid, die freundschaftlich neben einander lebten, und deren Stärke, wenn sie sich in gemeinsamer Gefahr vereinigten, groß genug war, um die feindlichen Absichten benachbarter Stämme in Schach zu halten. — Einige raublustige Horden, die vor etwa zwanzig Jahren, als Manßur nach dem Tode seines Vaters zur Regierung gelangt war, im Vertrauen auf die Unerfahrenheit des jugendlichen Häuptlings einen Einfall in das Land gewagt hatten, waren dafür grausam gezüchtigt worden. Man erzählte sich noch immer in den Zelten von dem furchtbaren Gemetzel, das der todesmutige junge Führer unter seinen Feinden angerichtet, und wie er alles, was sie an Herden und sonstigen Schätzen besessen, als Siegesbeute von seinem ersten Kriegszuge heimgeführt hatte. Seitdem war sein Ruf als Krieger auf der Höhe geblieben, die er zu Beginn seiner Regierung erklommen hatte; gleichzeitig pries man ihn als weisen Richter und eifersüchtigen Hüter der Vorrechte seiner Familie und seines Volkes.

Nasir, der jüngere Bruder Manßurs glich diesem und war, wie alle Mitglieder seiner Familie, von

*) Die Sitte einiger arabischen Stämme, die Männer vor einer Schlacht durch Redner oder, noch gewöhnlicher, durch Rednerinnen, zum Kampfe aufzureizen, ist uralt und bestand lange Zeit vor Einführung der mohammedanischen Religion in Arabien. Sie hat sich aber auch seitdem ungeschwächt aufrecht erhalten, da sie mit verschiedenen Stellen des Korans in Einklang zu bringen ist (Kap. IV V. 86, Kap. VIII. V. 66). Die Feierlichkeit des Rufens zum Streit und was damit zusammenhängt, wird mit dem Namen Ummarieh bezeichnet.

A. Humborg: Scharfer Meerrettich.

gebieterischem Ansehen und großer Körperkraft: ein gewandter Reiter und Jäger, ein kühner Soldat, ein frommer Moslem. — Fehid endlich, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren war in der Verehrung Manßurs und Nasirs aufgewachsen und bemühte sich, in die Fußstapfen seiner Onkel zu treten. Die drei zusammen leiteten die öffentliche Stimmung in Süd-Mesopotamien.

Als im Jahre 1869 der Gouverneur von Bagdad ein neues Militärgesetz zur Ausführung bringen wollte, da brach, wie ich schon an anderer Stelle erzählt habe, ein weit verbreiteter Aufstand im Wilajet aus. — Des Paschas erste Sorge mußte sein, sich der Muntefik zu versichern, und mir ward der ehrenvolle Auftrag, dies ins Werk zu setzen. — Ich begab mich deshalb sogleich und in thunlichster Eile nach Sukkeschineh; aber so sehr ich auch die Reise beschleunigte, so war doch die Nachricht von den beabsichtigten Aushebungen und dem Widerstand, der dieser Maßregel von einem Teil der Bevölkerung entgegengesetzt wurde, geraume Zeit vor mir in das Hauptquartier der Muntefik gelangt.

Wichtige Nachrichten reisen schnell in Mesopotamien, auch da, wo es weder Posten noch Telegraphen gibt. Reitende Boten auf schnellfüßigen Rossen bringen sie von einem Lager zum andern, und in kürzerer Zeit, als man es für möglich halten sollte, weiß das ganze Land, was in Bagdad geplant wird, und welche Haltung die Bevölkerung dem gegenüber einnimmt.

Ich fand den Scheich Nasir, den ersten, mit dem ich in Sukkeschineh zusammentraf, so gut unterrichtet, als wäre er von einem Gesandten in Bagdad von allen Vorgängen in der Hauptstadt des Wilajet verständigt worden, und er konnte mir sogar lächelnd sagen, er habe vor drei Tagen erfahren, daß ich ihm die Ehre erweisen würde, ihn im Auftrage des Pascha aufzusuchen.

Die Auseinandersetzungen, auf die ich mich auf der Reise von Bagdad nach Sukkeschineh sorgfältig vorbereitet hatte, wurden dadurch teilweise überflüssig. Ich mußte mir nun sagen, daß Nasir, in Uebereinstimmung mit Manßur und Fehid bereits zu festen Entschließungen gekommen sein würde, und ich durfte mich nicht der Hoffnung hingeben, darin durch Ueberredungskunst eine Aenderung herbeiführen zu können. Zu meiner Beruhigung erfuhr ich bald darauf, daß das auch nicht nötig sei. Bald, nachdem ich dem Scheich die Grüße des Pascha überbracht und ihm als Zeichen der freundlichen Gesinnungen, die dieser für ihn hegte, einen Koran und ein Festgewand, Hilad überreicht hatte, erklärte mir Nasir, er beuge sich, wie es dem Moslem ziemt, dem Willen des Kalifen sowie dem seines Vertreters, des Pascha; Manßur und Fehid dächten wie er, und der Gouverneur könnte mit Sicherheit auf die treue Unterstützung des ganzen Stammes der Muntefik rechnen; er würde sofort seine Reiter zusammenberufen und sodann mit denen seines Bruders und seines Neffen vereint, gegen die Aufständischen vorgehen; sollte in Bagdad ein gemeinschaftlicher Kriegsplan entworfen sein, so würde der Pascha die drei Scheichs seinen Befehlen gehorsam finden.

Das war sehr erfreulich, und ich zweifelte auch nicht an Nasirs Aufrichtigkeit, doch glaubte ich nicht, meine Mission schon als beendet betrachten zu dürfen: ich wollte von Manßur und Fehid die Bestätigung der Worte Nasirs hören. Dieser billigte meine Absicht, seinen Bruder und seinen Neffen aufzusuchen, um, wie ich vorgab, auch diesen die Grüße und Geschenke des Pascha zu überbringen, und, da meine Pferde von langem und schwerem Ritt abgetrieben waren, so stellte er seine eigenen Tiere zur Verfügung für mich und meine Begleitung. — Er hatte mir wohl das beste ausgesucht, was er in seinem berühmten Stall finden konnte, so daß ich die nicht unbedeutende Entfernung zwischen seinem Lager und dem Manßurs in acht Stunden, wie im Fluge, zurücklegen konnte.

Auch dort fand ich gastfreundliche Aufnahme, so daß ich schon am nächsten Morgen weiterreiten konnte, um mich zu dem dritten Scheich der Muntefik, zu Fehid, zu begeben. Bei diesem blieb ich mehrere Tage, keineswegs, daß er mir größere Schwierigkeiten gemacht hätte als sein Onkel, sondern nur, weil ich in ihm einen so liebenswürdigen Wirt fand, daß ich seiner Einladung, längere Zeit bei ihm zu bleiben, bereitwillig nachgab.

„Sie dürfen uns nicht verlassen," sagte Fehid, „ohne dem Aufbruch gegen den gemeinsamen Feind beigewohnt zu haben. Wohl scheint alles in Ordnung, und das Wort Manßurs und Nasirs ist wie ein Fels; aber für den Sterblichen ist die nächste Stunde unsicher. — Wer weiß, was in wenigen Tagen nicht alles vorfallen kann! Das beste wäre, Sie statteten dem Pascha schriftlichen Bericht ab und ritten mit uns bis in die Nähe von Bagdad. Sie können im Lager der guten Sache vielleicht besser nützen als in der Hauptstadt."

Diese Worte machten mich etwas besorgt; aber auf meinen fragenden Blick antwortete Fehid lächelnd: „Fürchten Sie keinen Verrat! Die Muntefik sind treu. Und wollten sie Verrat üben, würde ich, ihr Scheich, Sie warnen! Meine Worte entspringen dem Wunsche, Sie in meiner Nähe zu behalten."

Das beruhigte mich. Ich folgte seinem Rat und blieb bei ihm, mich ganz seiner Gesellschaft widmend, nachdem ich einen ausführlichen Bericht an den Pascha aufgesetzt und durch einen sichern Boten abgesandt hatte.

Man lebt bei einem Scheich natürlich wie bei einem Nomaden, im Zelte; aber man darf sich die Wohnung eines arabischen Häuptlings nicht etwa so denken, wie die Zelte, in denen hohe Offiziere europäischer Armeen während eines Feldzuges kampiren. Das Zelt eines reichen Scheich ist ein förmliches Gebäude, das, auf zahlreichen Säulen getragen, verschiedene große und kleine Gemächer enthält, worin für den, der nicht durch bequeme Lehnstühle verwöhnt ist, und der von Jugend auf gelernt hat, auf dem Boden zu sitzen, sogar ein gewisser Comfort herrscht.

Nun sind die Wände aus starken Geweben aus Kamel- und Ziegenhaaren, von denen das eine oder das andere Stück, je nach dem Stande der Sonne und der Richtung des Windes in die Höhe gehoben oder bei Seite geschoben wird, um Thüren und Fenster zu ersetzen und Licht und Luft in die Gemächer dringen zu lassen; auch sind die „Säulen" nichts weiter als mehr oder weniger lange und starke Stangen, auf denen sich das leichte Dach stützt und die, wenn das Lager aufgebrochen wird, auf dem Rücken eines geduldigen Kamels nach einem andern Lagerplatz geschafft werden können.

Ich hatte bei Fehid mein eigenes Schlafgemach, dessen Boden mit weichen, dicken Teppichen und zahlreichen großen und kleinen Kissen bedeckt war, und in dem ich ebenso gut geruht haben würde, wie in meinem eigenen Zimmer in Bagdad und in Konstantinopel, wenn ich nicht durch die Hitze, die sich verbreitete, sobald die Sonne über dem Horizont erschienen war, immer schon bald nach Tagesanbruch von meinem Lager verscheucht und in das kühlere Hauptgemach des Zeltes getrieben worden wäre. — Dort traf ich gewöhnlich mit Fehid zusammen, in dem ich einen aufmerksamen Zuhörer fand, wenn ich ihm die Wunder des Abendlandes beschrieb. Aber ihn begehrte nicht darnach. — Was konnten die schönsten Städte des Westens dem Enkel Mohammeds bieten, was ihm die Freiheit der Wüste, die weiten Horizonte seiner sonnigen Heimat ersetzt hätte? — Er pries nur das Leben, das er führte: die Kriegszüge, die Jagden, die Festspiele zu Pferde, die Versammlungen ernster Männer, die beraufchenden Freuden, die Allah dem Gläubigen schon auf Erden gestattet, und die erhebenden Hoffnungen des Moslem, die das Leben verschönern, und von denen die beklagenswerten Bewohner der großen Städte kaum eine dunkle Ahnung zu haben scheinen.

Es war nicht meine Absicht, den Seelenfrieden des überzeugten Mannes zu stören, und ich schwieg zu seiner Rede, wenn ich nicht meine Zustimmung dazu aussprach. Das gefiel ihm, und er neigte sich mir mit großer Freundlichkeit zu und zeigte sich froh, wenn er mir eine Gefälligkeit erweisen konnte.

Eines Morgens wurde ich noch vor Sonnenaufgang durch Lärmen und Rufen geweckt, und als ich mich darauf von meinem Lager erhob und Fehid aufsuchte, teilte mir dieser mit, es seien soeben Boten von Manßur und Nasir eingetroffen, um ihn einzuladen, an einer Zusammenkunft der Scheichs teilzunehmen, die bei Manßur stattfinden und in der über den nahe bevorstehenden Aufbruch der Reiter von Muntefik beraten werden sollte.

Meine Vorbereitungen zur Abreise waren schnell getroffen, die Pferde wurden vorgeführt, und gerade als die Sonne über dem Rand der Wüste sichtbar wurde, ritt ich mit Fehid, an der Spitze einer Truppe von etwa hundert Beduinen davon. Der Tag drohte heiß zu werden, und wir jagten wie der Sturm dahin, um möglichst viel Weg zurückzulegen, bevor sich die Sonne hoch erhoben hatte. — Fehid wandte sich von Zeit zu Zeit und blickte nach seinen Leuten, die uns, trotz des schnellen Laufs, in einem dichten Haufen folgten. Es war ein schöner Anblick: die langen, hagern Männer mit den gebräunten, strengen, ruhigen Gesichtern, dem Abba, dem Mantel der mesopotamischen Araber auf den Schultern, den keffieh auf dem Haupte, und die mächtige Lanze in der Faust. — Und wie ihre edlen Rosse, ohne getrieben zu werden, dahinflogen! — Ein Lächeln des Stolzes und der Befriedigung lag auf dem Antlitz des jungen Häuptlings an meiner Seite. — Er beobachtete mich einen Augenblick; dann sagte er:

„Sie werden nicht zurückbleiben, wenn Sie es nicht wollen; Sie könnten uns alle überholen, wenn das Ihre Absicht wäre. Sie reiten das schnellste Pferd in der Wüste."

Ich freute mich, dies zu hören, aber hütete mich wohl, den Versuch zu machen, meine Ueberlegenheit zu zeigen. — Wir ritten übrigens nach meinem Geschmack schnell genug.

Dreimal während des Rittes wurden die Pferde auf Fehids Befehl, jedesmal etwa eine Viertelstunde lang in Schritt gesetzt; während der übrigen Zeit ging es ununterbrochen im „Idgar" vorwärts, dem Galopp, der den arabischen Pferden die bequemste Gangart zu sein scheint, und den sie stundenlang ohne bemerkbare Ermüdung aushalten. Kurz vor Mittag langten wir in Sukkeschineh an, wo wir vor Nasirs Zelte abstiegen.

Ich wurde dort mit dem feierlichen Ernste begrüßt, der den gesellschaftlichen Verkehr der Araber unter einander und mit Fremden kennzeichnet, und eingeladen, an den Unterhandlungen teilzunehmen, sobald dies mein Wille sei. Ich zog mich auf kurze Zeit zurück, um mich zu erfrischen, denn der schnelle Ritt bei stechender Sonne hatte mich etwas ermüdet, und dann gesellte ich mich wieder zu meinen Wirten.

In dem Zelte waren außer den drei großen Scheichs, Manßur, Nasir und Fehid noch etwa dreißig kleinere Häuptlinge versammelt, alle hagere, sehnige, kriegstüchtige Männer, mit scharfgezeichneten Zügen, auf denen großer, fast finsterer Ernst lagerte. Aus Nasirs Reden entnahm ich, daß sämtliche Häuptlinge ihre Zustimmung zu dem Aufruf der drei großen Scheichs gegeben hatten, so daß diese mir versprechen konnten, viertausend Reiter zur Unterdrückung des Aufstandes ins Feld zu führen; etwa tausend der Muntefiks, sagte mir Manßur, befänden sich bereits auf dem Vormarsch, die anderen machten sich bereit zu folgen; in vier Tagen sollte das ganze Heer, mit allem was an Lasttieren dazu gehörte, zwei Tagereisen nördlich von Sukkeschineh versammelt sein.

Nachdem das Uebereinkommen, dem tagelange Unterhandlungen vorangegangen waren, zu stande gekommen war, erschienen zwei neue Gestalten in unserm Kreis: ein stattlicher Mann von vielleicht fünfzig Jahren, der sich nach kurzem Gruß zwischen den Häuptlingen niederkauerte, und ein auffallend großes, schönes Mädchen von etwa achtzehn Jahren.

Fehid, neben dem ich saß, beugte sich zu mir und flüsterte mir zu: „Geben Sie acht! Das ist Hattidja Binti Ibrahim, die Ruferin zum Streit. Auch ich sehe sie heute zum erstenmal. Man sagt, niemand könne ihrer Beredsamkeit widerstehen. Der Mann, der sie begleitet, ist Ibrahim, ihr Vater!"

Hattidja trat jetzt in die Mitte des Kreises und blieb vor den drei Scheichs stehen. Sie überragte die sitzenden Männer um die Hälfte ihres schlanken Leibes, und sie hatte die großen, dunklen Augen geradeaus gerichtet, so daß sie niemand anblickte. Ihre schmalen, hohen Füße standen gerade neben einander, die Arme und die ausgespreizten langen, hageren Finger hielt sie fest an den Körper gepreßt; die Schultern hatte sie in die Höhe gezogen. Nichts bewegte sich an ihr. Gesichtszüge und Gestalt waren starr wie von Stein; auch der Ausdruck des elfenbeinfarbenen Antlitzes war von toter Ruhe.

Ihre Tracht war die gewöhnliche der arabischen Mädchen: ein dunkelblaues, leinenes Gewand, mit

digitized by Google

weiten Aermeln, das auf die Füße hinabfiel, und ein viereckiges, schwarzes Tuch, das Stirn und Haar bedeckend, bis auf die Schultern reichte. In den kleinen Ohren und um die feinen Knöchel und Handgelenke trug sie schwere metallene Ringe. Sie war die auffallendste weibliche Erscheinung, die ich gesehen habe; nicht so vollendet schön wie Salihah, aber von fast beängstigender Größe und Majestät.

„Hattidja, Tochter Ibrahims," sagte Mansur; „großer Ehre sollst Du teilhaftig werden!"

Sie rührte sich nicht, und ihr starrer Blick blieb unverwandt, hoch über Mansurs Kopf weg nach dem Ende des Zeltes gerichtet.

„Du bist auserkoren, unsere Männer zum Streit zu rufen, wie alter Brauch es heischt und wie auch der Prophet es befohlen hat. Wirst Du dieser Aufgabe gewachsen sein?"

„Mit Allahs Hilfe!"

Sie sprach laut und klar, aber ihre Stimme war befremdlich eintönig, ohne irgend welches Heben oder Fallen des Tones. Mich überlief es dabei kalt, als hätte ein höheres Wesen gesprochen.

„So sei in drei Tagen an der Stelle, wo die Männer von Munteyfik sich versammeln werden und sprich zu ihnen!"

„Ich werde dort sein."

Sie wartete einige Sekunden unbeweglich, dann, als sie annehmen durfte, alles vernommen zu haben, was der Scheich ihr zu sagen hatte, wandte sie sich ab, steif und starr, wie aus einem Stück und schritt unhörbar dem Ausgang des Zeltes zu. Als sie gegangen war, mußte ich unwillkürlich aufatmen, als sei ich von einem Druck befreit.

„Nun?" fragte mich Fehid, „was sagen Sie zu Hattidja?"

„Sie ist ein außergewöhnliches Wesen. Sie erscheint mir wie ein übernatürliches Wesen."

„Sie werden sie hören!"

Zwei Tage später befand ich mich mit Fehid auf dem Sammelplatz der Munteyfik — Mansur und Nasir hatten noch in Sukkelschineh bleiben wollen, um den Abmarsch der Truppen bis zum letzten Augenblick zu überwachen.

Am Morgen des dritten Tages holte mich Fehid ab. „Hattidja wird jetzt reden," sagte er; „kommen Sie!" und er führte mich nach einem großen, freien Platz in der Mitte des Lagers.

Dort fand ich etwa dreitausend Mann versammelt, einige zu Pferde, die meisten, wie Fehid und ich, zu Fuß, und in der Mitte der Menge, auf einem riesigen, mit prächtigen Decken behangenen Kamel stand Hattidja. Sie war nun in kostbare Gewänder gehüllt, Geschenke der Frauen der Scheichs, und sie trug schwere goldene Reifen an Armen und Füßen und in den Ohren fein gearbeitete alte Ringe aus edlem Metall. Sie glich einer Königin!

Lange blieb sie unbeweglich stehen, den Blick in die Ferne gerichtet. Unter ihr vernahm man das dumpfe Summen der leisen Unterhaltungen der Tausende von Versammelten. Plötzlich kam Leben in die starre Gestalt Hattidjas. Sie bewegte die Arme rhythmisch, wie beschwichtigend von oben nach unten. Darauf wurde es in dem weiten Kreise ganz still. Da begann sie zu reden. Anfänglich in derselben eintönigen, geisterhaften Weise, in der sie vor den Scheichs gesprochen hatte; später menschlich werdend, mit immer steigender Leidenschaftlichkeit, bis sie, zum Schluß Worte des Koran ausrufend, die dem, der für den heiligen Glauben stirbt, die höchsten Freuden des Paradieses versprechen, wie vom Geiste der Verehrsamkeit beseelt, wie die verkörperte Beredsamkeit vor uns stand.

Ihre Rede ist wenig ohne ihre Weise und ohne ihre Erscheinung. Sie sprach von den Pflichten des Moslem; sie pries todverachtende Tapferkeit, ohne die es keine Glaubenstreue gibt, als die schönste Tugend des Mannes, für die Allah im Paradiese und schon auf Erden den herrlichsten Lohn bestimmt habe. Sie warf den kleinen Kopf zurück und breitete die Arme weit im Kreuz aus:

„Hier steh' ich!" rief sie, „Hattidja Binti Ibrahim, eure Rufern zum Streit! Schaut mich an, Männer von Munteyfik! Ich bin jung, ich bin stark, ich bin schön, ich bin reich! Weil ich als die begehrenswerteste Jungfrau des Stammes erscheine, deshalb haben mich die Scheichs zum Ummarsch hierherberufen! . . . Hiermit weihe ich mich dem unter euch, den die Scheichs mir nach dem Siege als den Tapfersten zuführen werden. Ihm will ich folgen, ihm ein treues Weib, eine gehorsame Magd sein! — Männer von Munteyfik, grabet in eure Herzen die Worte des Propheten: ‚Glaubt ihr, daß die, so einem Pilger Wasser bringen und in heiligen Moscheen beten, vor Gott angesehen sind, gleich denjenigen, die für den Namen Gottes ihr Blut vergießen? — Wer um Gottes willen seine Heimat verläßt, um für Gottes Glauben zu kämpfen, den wird der Herr vor allen glückselig machen. Er wird für alle Ewigkeit in Gärten wohnen, in denen Wasserbäche rauschen und wird für immer teilhaftig bleiben der Freuden des Paradieses. Wer aber seinen Lohn schon in diesem Leben haben will, der soll auch den erhalten! Kämpft für Gott! Tötet seine Feinde, wo ihr auf sie stoßet.' — Und nun zieht in die Schlacht, zum Siege, zum Lohn des Sieges in dieser und in jener Welt! Hattidja, die unter euch weilen, vor jedem Kampfe zum Streite rufen wird, wird ihre Augen und ihr Herz an eurem Mute laben!"

Langsam senkten sich die Arme und legten sich nachlässig an die Seite des schlanken jungfräulichen Leibes. Nach und nach schien der ganze Körper zu erstarren; die Füße, gerade neben einander gestellt, schlossen sich fest an einander an; die Arme erschienen wie an den Leib angegossen; die Finger spreizten sich langsam weit aus einander und blieben dann unbeweglich; die Schultern, der ganze Körper reckten sich in die Höhe, der Blick der weitgeöffneten, dem Osten zugewandten Augen wurde starr und so, in derselben Haltung, in der sie vor den Scheichs gestanden hatte, aber noch größer und schöner, einer wunderbaren, geheimnisvollen Bildsäule gleich, die sich dunkel und schwarz vom weißen, heißen Himmel abhob, verharrte sie, bis sich die Menge zu ihren Füßen langsam und stumm verlaufen hatte. Dann ließ sie sich wie tot von dem Kamel, das sich auf Befehl seines Führers niedergelegt hatte, zur Erde gleiten, wo sie von ihrem Vater empfangen wurde, der ihr einen dunklen Abba überwarf und sie in sein Zelt führte.

Drei Tage später befand ich mich in Gesellschaft des Scheichs, an der Spitze von viertausend Beduinen auf dem Vormarsch. Wir ritten im Schritt schweigsam neben einander her. Ich war jung und suchte nach Zerstreuung. Fehid, der jüngste der drei Scheichs, ein Mann in meinen Jahren, war bereit, mir dabei zu helfen. Gegen Abend des ersten Tages schon schlug er mir vor, mich mit Hattidja bekannt zu machen. Ich nahm dies gern an.

„Wenn Sie sich dem Mädchen vertraulich nähern wollen," sagte er darauf, „so dürfen Sie nicht als Fremdling vor ihr erscheinen. Ueberhaupt werden Sie es bequemer finden, mit den Beduinen als Beduine zu reiten. Machen Sie sich den unsrigen gleich, so lange wir Sie zu den unsrigen zählen dürfen. Es ist noch ein weiter Weg bis Bagdad. Wann Sie wollen, so werde ich Ihnen, sobald wir Halt gemacht haben, die nötigen Gewänder geben."

Am nächsten Morgen erschien ich in der Tracht, die alle anderen wie ich trugen. Der lange Abba, der eng anschließende Keffieh, die schwere Lanze gaben mir zwar während des ersten Tages viel zu schaffen; aber da wir im Schritt marschierten, so konnte ich meine Unbeholfenheit verbergen und nach einiger Zeit hatte ich mich an die neue Tracht gewöhnt.

Mansur und Nasir begrüßten mich lächelnd, als ich mich ihnen zum erstenmal als Beduine näherte. Die anderen Araber schienen die Veränderung, die in meinem Aeußern vorgegangen war, nicht zu bemerken. Ich ritt das beste und schönste Pferd der ganzen Truppe. Das flößte den Letzten wohl Achtung vor mir ein.

Als wir nach der Mittagsrast wieder aufgebrochen waren, führte mich Fehid zu Hattidja. Sie saß rittlings auf einem ruhig dahinschreitenden Pferde und hatte nichts mehr von der begeisterten Priesterin, als die sie mir zuerst erschienen war, an sich. Jetzt war sie einfach ein schönes arabisches Mädchen.

Fehid gab den Ton an, in dem sich unsere Unterhaltung entspann. Er sagte dem Mädchen, die Liebe um sie verzehre mich: ich erwachte mit dem Namen der Tochter Ibrahims auf den Lippen und schlief mit dem Seufzer „Hattidja" ein. Sie sollte mich hören und sie müsse mich erhören, wenn sie mich nicht grausam in den Tod aus Liebesgram treiben wollte.

Hattidja lächelte dazu und sagte, sich freundlich zu mir wendend: „Nun, so sprich! Ich werde Dich hören; aber wenn Du noch nicht vergessen hast, was ich vor vier Tagen gesagt habe, so wirst Du wissen, daß ich Dich nur erhören darf, wenn Du mir nach der Schlacht von den Scheichs als der Tapferste zugeführt wirst."

Ich spreche arabisch; aber meine Aussprache ist nicht die der Munteyfik, und auch meine Sprechweise mußte wohl für das Mädchen, das noch niemals ihre Heimat, die Wüste, verlassen hatte, etwas Befremdliches haben. Sie lächelte zunächst und bei einigen gewagten Wendungen der blumenreichen Rede, in der ich ihr, zum großen Ergötzen Fehids, meine Liebe gestand, begann sie laut zu lachen. Es verletzte meine Eitelkeit nicht, da ich selbst im Scherz sprach. Unsere Unterhaltung währte lange Zeit und ehe ich mich von Hattidja entfernte, sagte ich, daß ich sie am nächsten Tage wieder aufsuchen würde, womit sie in freundlicher, herzgewinnender Weise ihr Einverständnis aussprach.

Seit dieser ersten Zusammenkunft verbrachte ich täglich mehrere Stunden an Hattidjas Seite, gewöhnlich in Fehids Gesellschaft, der an unserer Unterhaltung großen Gefallen zu finden schien, wenn schon er selbst sich nur wenig daran beteiligte.

Eines Tages stieß ein vierter zu uns, ein junger Beduine Namens Schenan, der Sohn eines kleinen Scheichs, der Hasail, eines Stammes, der nördlich von dem Lande der Munteyfik haust und dessen Haltung gegenüber der Regierung von Bagdad in dem Augenblick noch eine zweideutige war. Schenan ritt ein schönes Pferd, und die Art, wie sein Keffieh auf dem Kopfe befestigt, und der leichte helle Abba über seine Schultern geworfen war, zeigte mir, daß er eine bei den arabischen Kriegern ungewöhnliche Sorgfalt auf sein Aeußeres legte. Als er mich sprechen hörte, wandte er sich schnell und augenscheinlich überrascht nach mir um, denn er hatte sogleich erkannt, daß ich ein Fremder sei, und als er vernahm, wie ich mit Hattidja scherzte, da verfinsterte sich seine Miene.

Fehid gab mir zu verstehen, daß Schenan sich wohl in das schöne Mädchen verliebt habe und in mir einen Nebenbuhler erblicken mochte. Aber das reizte mich nur, meinen Scherz noch weiter zu treiben.

„Es bleibt also bei unserer Abmachung," sagte ich zu Hattidja, als käme ich auf eine ältere Unterhaltung zurück, „daß, wenn die Scheichs mich und einen andern als die Tapfersten der Truppe bezeichnen und es Dir überlassen, welchen von uns beiden Du folgen willst — Du mich erwählst!"

„Es bleibt dabei," antwortete Hattidja anscheinend ernsthaft.

Schenan musterte mich hochmütigen Blicks: „Du willst den Preis der Tapferkeit erringen?" fragte er.

„Ich will es versuchen," antwortete ich.

„Ich zweifle nicht, daß Du ein mutiger Krieger bist," fuhr Schenan fort; „aber wirst Du mit unsern Waffen kämpfen können?"

Ich war mir bewußt, daß ich die lange, schwere Lanze nicht mit der Sicherheit des Beduinen trug, und ich verstand, daß Schenan darüber spotten wollte. „Ich werde auch mit euren Waffen kämpfen," antwortete ich, „übrigens bleiben mir noch andere —" und ich deutete auf meinen Revolver.

Schenan wollte mich reizen, aber er bemühte sich, diese Absicht unter anscheinender Ruhe und unter Höflichkeit im Ton seiner Rede zu verbergen:

„Die Pferde der Wüste haben eigentümliche Gewohnheiten," sagte er. „Kennst Du diese Gewohnheiten, wirst Du auf einem unserer Pferde reiten können?"

„Das will ich Dir zeigen, wenn Du es wünschest," antwortete ich. „Ich bin bereit, mit Dir um die Wette zu reiten, so weit Du willst!"

Schenan blickte argwöhnisch nach meinem Pferde. Auch er ritt ein edles Tier, aber er konnte nicht verkennen, daß es dem meinen nicht gewachsen war. Doch durfte er meiner Forderung nicht auszuweichen versuchen; auch mochte er seiner großen Reitkunst vertrauen. Er blickte sich um, ein Ziel suchend.

„Du siehst jene Anhöhe," sagte er, auf einen Sandhügel deutend, der für einen Fußgänger wohl eine halbe Wegstunde von uns entfernt lag.

Ich nickte.

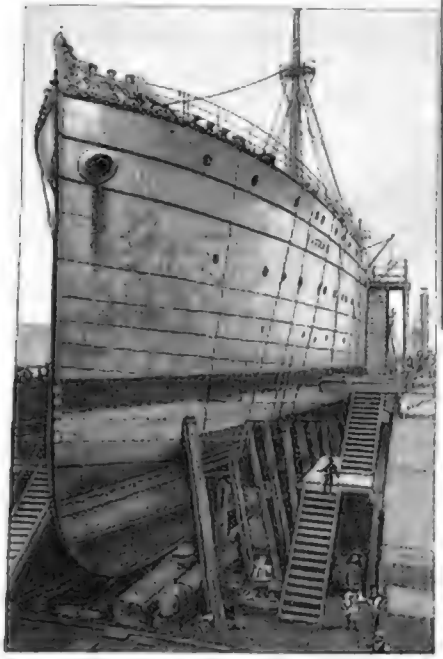
Digitized by Google

C. Heinisch: Motiv aus Kleden.

„Wir wollen jenen Hügel von links nach rechts einreiten, und wer darauf zuerst den Saum von Hattidjas Gewand ergreifen kann, der sei der Sieger. Fehid, gib Du das Zeichen zum Abreiten.“

Hattidja klatschte vergnügt in die kleinen Hände und Fehid gab uns sofort das erbetene Zeichen.

Ich wollte mir zunächst Rechenschaft von der Schnelligkeit des Pferdes Schenan ablegen und bemühte mich nicht, von Anfang an einen Vorsprung zu gewinnen; als wir aber etwa bis zur



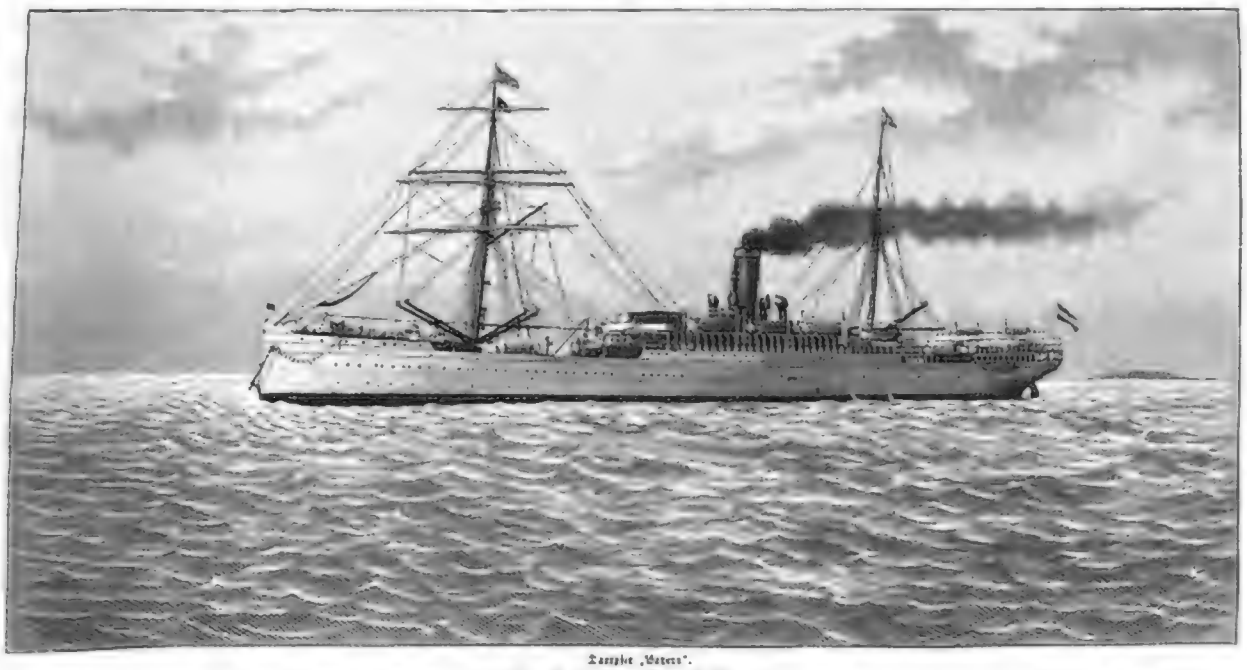
Auf der Werft „Lutlan“.

Dampfer „Bayern“ in Bremerhaven, begriffen.

Mitte der Bahn zum Hügel gelangt waren und ich deutlich erkennen konnte, daß Schenans Pferd bereits sein Aeußerstes leistete, während mein edles Tier sich mühelos an seiner Seite hielt, da überkam mich die Lust, meinen Gegner für seinen Spott empfindlich zu züchtigen, und das stolze Roß mit den Schenkeln berührend, trieb ich es in ungestümem Lauf vorwärts. Schenan blieb weit hinter mir zurück. Ich ritt dicht vor dem Hügel, als ich schon auf dem Rückwege war, noch einmal an ihm vorbei; aber er hatte den Kopf abgewandt und wollte mich nicht sehen. Als ich nahe bei Hattidja angelangt war hielt ich mein Pferd an und blickte mich um: Schenan hatte das Rennen längst aufgegeben und näherte sich im Ilgar-Galopp einem andern, entfernten Teile des Zuges.

Ich wußte, daß ich mir einen Todfeind gemacht hatte; aber das brauchte mich nicht zu beunruhigen, so lange ich der Gast des Scheichs und damit Gast des ganzen Stammes der Muntevsik war.

Seit jenem Tage vermied es Schenan, mit mir bei Hattidja zusammenzutreffen; mehreremale jedoch sah ich ihn das Mädchen verlassen, wenn Fehid und ich sie aufsuchten. Ich ließ dies unbeachtet und fuhr fort, täglich eine Zeit lang neben ihr her zu reiten: aber der Streit mit Schenan hatte den harmlosen Charakter unseres Zusammenseins gestört. Hattidja schien nicht mehr geneigt, mit mir zu scherzen, und auch ich hörte bald auf, an dem alten Ton unserer Unterhaltungen Gefallen zu finden. Nach und nach vergrößerte Hattidja die Entfernung zwischen uns mehr und mehr, und ich mußte an eine Königin denken, die nach erteilter Audienz einen Gesandten, mit dem sie freundlich gesprochen hat, plötzlich in Gnaden entläßt, nachdem sie seine Huldigungen als etwas Selbstverständliches entgegengenommen hat. Hattidja „entließ“ mich so zu sagen. Ob das auf Schenans Veranlassung geschah, weiß ich nicht; auch grübelte ich nicht weiter darüber nach. Das sonderbare Wesen, das ich im Zelte des Scheichs und als Ruferin zum Streit kennen gelernt und das in dieser Eigenschaft einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, hatte trotzdem mein Herz nicht berührt. Ich war keineswegs in



Dampfer „Bayern“.

Vom Norddeutschen Lloyd in Bremen.

sie verliebt und ich konnte mich ohne Schmerz von ihr trennen. Doch besuchte ich sie noch regelmäßig während des Marsches, schon weil ich den Schein vermeiden wollte, als habe ich mich durch Schenan von meinem Platz in ihrer Gunst verdrängen lassen.

Und dann kam der Tag des Abschieds! Wir waren, am linken Ufer des Euphrat marschierend, auf einen Punkt gelangt, wo es aus strategischen Gründen zweckmäßig erschien, den Hauptteil unserer Armee zurückzulassen. Ich hatte beschlossen, von dort nach Bagdad zu gehen, um dem Ponba mündlichen Bericht abzustatten über meine Thätigkeit in Süd-Mesopotamien, sowie über die Stimmung daselbst und in den Landstrichen, durch die unser Zug gegangen war. Manßur hatte den Wunsch zu erkennen gegeben, mich zu begleiten, und ich hatte ihn noch ermuntert, dies zu thun, weil ich mir von der Anwesenheit des mächtigen Scheichs in Bagdad einen entmutigenden Eindruck auf die Aufständischen versprechen durfte.

Am Vorabend des zu unserer Abreise festgesetzten Tages begab ich mich in gewohnter Weise zu Hattidja. Ich hatte mir nicht etwa vorgenommen, in dieser oder jener Weise von dem Mädchen Abschied zu nehmen, denn ich verließ sie leichten und freien Herzens, und es war unabsichtlich, daß ich wieder in den scherzenden Ton verfiel, den ich bei unserer ersten Zusammenkunft, auf Veranlassung Fehids, angeschlagen hatte. Ich sprach in übertriebener Weise von dem Schmerz, den ich empfände, mich aus ihrer Gegenwart entfernen zu müssen und flehte sie in der Sprache eines Verliebten an, mir bis zu unserm Wiederzusammentreffen ein liebendes Andenken zu bewahren.

Sie ließ mich sprechen, ohne mich mit einer Silbe zu unterbrechen und blickte starr und kalt, so, wie ich sie in Nasirs Zelt zum erstenmal gesehen hatte, vor sich hin. Ihr unfreundliches Schweigen überraschte mich, ja, es machte mich verlegen, und so sagte ich nach einer längeren Pause in verändertem, in ernstem Tone:

„Habe ich Dich verletzt, Hattidja, so geschah es wider meinen Willen. Ich möchte als Freund von Dir scheiden!"

Da antwortete sie leise, in der befremdlichen, eintönigen Weise, die ihr in Augenblicken zurückgehaltener Erregung eigen zu sein schien: „Wärst Du mein Freund, so würde Dir das Scheiden kein Scherz sein."

Ich wußte kaum, was ich darauf antworten sollte. Hattidja erschien mir plötzlich anders, als ich sie seither gesehen hatte und näherte sich meinem Herzen, das bis dahin unberührt von ihr geblieben war. Ich brachte mit einiger Verlegenheit hervor, daß meine geringe Gewandtheit im Gebrauch ihrer Sprache mich vielleicht manches hätte sagen lassen, was ich in meiner Muttersprache nicht oder jedenfalls anders ausgedrückt haben würde. Und ich setzte freundlich und herzlich hinzu, sie solle mir nicht zürnen.

„Ich zürne Dir nicht," sagte sie, und nun blickte sie mich mit ihren großen, netten, arabischen Augen fast traurig an. „Du darfst mir auch nicht zürnen. Es war nicht meine Absicht, Dich zu kränken."

Unsere Unterhaltung hätte vielleicht eine bedenkliche Wendung genommen, denn nun fühlte ich mich mit großer Gewalt zu dem schönen, eigentümlichen Mädchen hingezogen, und es drängte mich, im Ernst zu wiederholen, was ich kurz vorher scherzend gesagt hatte, sie zu bitten, mir ein liebendes Andenken zu bewahren; aber wir wurden durch Fehid unterbrochen, und so verließ ich Hattidja mit freundlichem Gruß und Wunsch.

Während der nächsten Tage dachte ich nur wenig an sie. Es war doch nur eine zufällige Erregung gewesen, die mich zu ihr hingezogen hatte und meine Gedanken waren bald wieder ganz frei, so daß ich mich ausschließlich mit den Obliegenheiten meines Dienstes beschäftigen konnte, die gerade zu der Zeit vielseitig und hie und da auch wichtig und aufregend waren. (Schluß folgt.)

Spruch.

Wer murrend durch das Leben geht,
Weil es Leid hat und Gebrechen,
Gleicht einem, der die Rosen schmäht,
Weil ihre Dornen stechen.

Alb. Roderich.

Scharfer Meerrettich.

(Hiezu das Bild Seite 446.)

Der Pater Guardian, Pater Augustinus und Pater Bonaventura haben gestern eine Partie im Brettspiel gemacht und dabei, da Pater Bonaventura zurzeit das Amt des Küchenmeisters verwaltet, verabredet, daß es heute die vielgerühmte Fastenspeise des Klosters, Karpfen in Meerrettich, geben solle. Pater Bonaventura besitzt für das Küchengebiet einen besseren Ruf als für den Spieltisch, denn trotz der Makellosigkeit seines Lebenswandels — so behaupten wenigstens seine beiden Kloster- und Altersgenossen — ist er von einer gewissen Neigung zur „Glücksverbesserung" nicht frei zu sprechen. Wie dem auch sei, der Tag der berühmten Fastenspeise ist angebrochen, und in der dem Mittage vorangehenden Erholungspause sind der Guardian und Pater Augustinus in der Klosterküche eingetroffen, ersterer, um dort das ihm ärztlich verordnete Gläschen Stärkungswein einzunehmen, letzterer, um ihm dabei Gesellschaft zu leisten, beide aber auch noch zu einem andern Zweck. Pater Bonaventura ist eben mit den Zurüstungen zu dem berühmten Fischgerichte beschäftigt, und reibt eifrig an seinem Meerrettich. Das Gespräch zwischen den drei Grauköpfen ist bald ein sehr belebtes — aber weh Dir, ach, weh Dir, armer Pater Küchenmeister, Du mußt die ganzen Kosten der Unterhaltung bestreiten! Die Spielgenossen sind hinter die Schliche des Glücksverbesserers gekommen und halten sie ihm nun vor, Zug für Zug, und zwar so, daß eine Widerlegung gar nicht möglich ist. Ach, wie ist doch der Meerrettich so scharf, der arme Bonaventura kann gar nicht zum Wort kommen, die Thränen laufen ihm die Backen herab — der Fuchs ist gefangen! „O, der scharfe Meerrettich!" kichert Pater Augustin. „Ja, ja," fällt der würdige Guardian ein, „scharf, wie das Strafgericht über den Sünder es sein soll!" Und damit ist die heilig-unheilige Heiterkeit unter dem frommen Trio entfesselt. Coelestin unterdessen, der Novize, der Küchenjungendienst versehen muß, hat die köstlichen Fischleckereien probiert und kann bekunden, daß sie „zum größeren Teile" vortrefflich ausgefallen — waren.

In Rieden am Staffelsee.

(Hiezu das Bild Seite 452.)

„Wie hübsch!" Der entzückte Ruf meines Weibchens galt dem Staffelsee, dessen blaugrau glitzernde, hier und dort von dunklen Inselchen betupfte Fläche sich plötzlich am Ende des Parkwegs vor uns ausbreitete. „Reizend!" jubelte sie und ich nickte bestätigend mit einem glücklichen Blick auf den lieben Blondkopf, der so neugierig nach allen Seiten guckte, daß der frische Frühlingswind ihm die Locken zauste und die Backen rot färbte. „Wie viele kleine Inseln! Und die schönen Berge!" Sie wußte ihrer Freude an der im ersten Hauch des knospenden Grüns doppelt lieblichen Gegend kein Ende. „'s sind im Westen und Osten," belehrte ich mit dem Ton überlegener Weisheit, der einem jungen Ehemann so wohl ansteht, „die Ammergauer Berge, der Heimgarten und der Herzogenstand. Mit dem Glas kannst Du genau den Reitweg erkennen, den König Ludwig II. anlegen ließ und als schwärmerischer Jüngling so oft bei Mondschein und Sterngefunkel hinangesprengt bis zum Gipfel, wo das Kreuz in die Wolken ragt. Dort drüben aber, ganz unten, halb versteckt zwischen Schilf und Röhricht, liegt Rieden!" — „Wo? Wo?" und sofort war Marthas Interesse auf das nördliche, flach abgesenkte Ufer des Sees gerichtet. — „Rieden," wiederholte ich, von stillen Gedanken ergriffen, „mei Hoamet!" Vor zwanzig Jahren war ich fortgezogen, ein armer Schlosserjunge, das Ränzel auf dem Rücken. Heute führte ich, ein berühmter Techniker mit goldenen Patenten, mein geliebtes Weib heim. Freilich nur, damit sie mein altes „Mutterl" und mei „Dorfl" kennen lernen sollte; denn unseres Bleibens war in der ländlichen Einsamkeit nicht mehr. Bald war ein Nachen zur Abfahrt gerüstet und eine stämmige Schifferin ruderte uns kräftigen, gleichmäßigen Ruderschlags hinaus in die sonnige Flut. „No is scho' staad," meinte die redselige Frau, „aber aufs Monat kema scho' d' Fremden, alle Jahr mehra, weil unsa See ein eisena Gehalt hat und die Quellen im Bad erst recht." In der That ist der Stahlgehalt dieser Quellen wie des Sees selbst ein beträchtlicher, und seit die Bahn von Weilheim bis Murnau und Partenkirchen den kattunverhangenen „Zeiserlwagen" abgelöst und die Nähe von Oberammergau aller Welt dies prächtige landschaftliche Kleinod verraten hat, kommen die Gäste zu Haufen an den Staffelsee. Ich gedachte der Zeit, da König Ludwigs glänzendes Bergespann allein die einsamen Bergstraßen ringsum belebte, als ein schmetternder Jodler meine Erinnerungen unterbrach. Er schallte von einer Fähre herüber, die, mit Fahnen geschmückt und einer Anzahl Kühe befrachtet, breitspurig dahinzog. „Der Jackl mit 'n Preisvieh von der Insel," erklärte unsere Fährerin und erging sich im Lobe der auf der Insel, dem größten der sieben Eilande des Sees, betriebenen Musterwirtschaft. Sie deutete nach den Stallungen, während ich nach der uralten Waldkapelle suchte ... Aber da grüßte in der Ferne auch schon Rieden mit seinem bescheidenen Kuppeltürmlein. Bald stieß unser Kahn ans Ufer und Arm in Arm schritten wir dem in der hellen Mittagssonne schimmernden Dorfe zu. Es ist so stille, daß die Hühner sich auf der Gasse breit machen und nur eine alte Frau steht am See und scheuert emsig. Sie ahnt nicht, wie nahe der lang ersehnte Sohn und die „gnä' Frau Tochter", denen zu Ehren sie alles blitzblank fegt und putzt. Schon harren sie ihres Willkomms in Rieden, der lieben Heimat.

Alex Braun.

Ein Meisterwerk deutscher Schiffsbaukunst.

(Hiezu die Bilder Seite 453.)

Der deutsche Schiffsbau hat in den letzten Jahren einen ganz außerordentlichen Aufschwung zu verzeichnen gehabt. Die Technik des Kriegsschiffsbaues, der schon früher in erfreulicher Weise den deutschen Werften eine große Zahl von Bestellungen zugeführt hatte, hat in den letzten Jahren auch auf dem Gebiete der Handelsschiffahrt das Uebergewicht Englands verdrängt, und es ist der deutschen Technik der ihr gebührende Anteil von inländischen Rhedereien zugewiesen worden.

Im Laufe der letzten acht Jahre hat allein der „Norddeutsche Lloyd in Bremen auf deutschen Schiffsbauwerften für beinahe 40 Millionen Mark Schiffe neu erbauen lassen, und im vorigen Jahre hat dieselbe Gesellschaft nicht weniger als zehn Dampfer bei deutschen Schiffsbauanstalten in Neubau, beziehungsweise Umbau gehabt. Unter den Umbauten befinden sich nun zwei, welche in einem solchen Umfang zum erstenmal überhaupt zur Ausführung gelangt sind. Diese Umbauten betreffen die in der ostasiatischen Reichspostlinie des Norddeutschen Lloyd beschäftigten Dampfer „Bayern" und „Sachsen".

Beide Dampfer wurden im Jahr 1886 auf der Werft des „Vulkan" in Bredow bei Stettin erbaut und verfügten über einen Raumgehalt von 4500 Tonnen bei einer Maschinenstärke von 5000 Pferdekräften; sie gehörten also zu den größten transatlantischen Dampfern. Im Verkehr mit Ostasien nun, in welchem die deutsche Reichspostlinie bekanntlich einen ganz hervorragenden Rang einnimmt, hatten die Schiffe sich zu klein erwiesen, insbesondere war der Laderaum gegenüber dem Frachtangebot zu geringfügig. Der Norddeutsche Lloyd beschloß daher, die Schiffe verlängern zu lassen. Solche Verlängerungen sind nun bereits schon früher im Schiffsbau zur Ausführung gekommen; Dampfer der Peninsular and Oriental Co. sowie anderer Gesellschaften wurden dieser Prozedur unterworfen, doch handelte es sich dabei regelmäßig um verhältnismäßig kleine Dimensionen, die Umbauten selbst fanden insgesamt auf englischen Werften statt. Die Umbauten von Dampfer Bayern und Sachsen sollten die Schiffe um nicht weniger als 50 Fuß verlängern und in der Mitte der Dampfkessel vorgenommen werden.

Für die Ausführung wurde die Werft von Blohm und Voß in Hamburg ausersehen, deren gewaltiges Schwimmdock sich am besten für die vorzunehmende Arbeit eignet. Beide Schiffe wurden nach einander im Dock mittschiffs vor der Maschine senkrecht durchschnitten, so zwar, daß die einzelnen Verbände zweckentsprechend gelöst wurden. Dann wurde das Vorderteil auf einer hydraulischen Schlittenvorrichtung nach vorne gezogen, der neue Schiffsteil in einer Länge von 50 Fuß aufgebaut und die einzelnen Schiffsteile dann unter zweckentsprechenden Verstärkungen der Verbände wieder zusammengefügt. Der ganze technisch außerordentlich schwierige Umbau nahm beim Dampfer Bayern nicht ganz sechs Monate, beim Dampfer Sachsen nur vier Monate in Anspruch.

Der praktische Erfolg der Verlängerung besteht zunächst in der außerordentlichen Vergrößerung des Laderaums. Nicht weniger als 2400 Kubikmeter, das heißt die Kapazität eines kleineren Ozeandampfers, sind dadurch den Schiffen neu hinzugefügt worden. Gleichzeitig aber wurden die Kajüteeinrichtungen gänzlich verändert. Der erste Salon (Umbau von J. C. Pfaff in Berlin) liegt jetzt mittschiffs auf dem Oberdeck vor der Maschine, über demselben, auf dem Promenadendeck, liegen die Konversationsräume; hinter der Maschine, ebenfalls auf dem Promenadendeck, der Rauchsalon I. Klasse. Das Promenadendeck des I. Salons ist jetzt 180 Fuß lang. Der im letzten Drittel des Schiffes, ebenfalls auf dem Hauptdeck gelegene Speisesaal und der Rauchsalon II. Klasse sind gegen früher auf das Doppelte vergrößert. Alle Passagierkabinen haben neue Verbesserungen für die Tropenfahrt erhalten. Bayern und Sachsen fassen jetzt je 112 Passagiere I. Klasse und 64 Passagiere II. Klasse. Auch für das Zwischendeck sind besondere Zimmer zu je 10 Personen eingerichtet. Im Ganzen faßt das Zwischendeck etwa 400 Personen.

Die Salons sind in dem bekannten reizvollen Barock- und Rokokostil durchgeführt, in einer gegen die Schnelldampfer des Lloyd etwas vereinfachten Form, und in durchaus hellen Farben gehalten.

Der deutsche Schiffsbau hat mit beiden Umbauten eine ungemein hoch anzuschlagende Probe seiner Leistungsfähigkeit abgelegt, und die Veränderungen, welche die Passagiereinrichtungen erfahren haben, lassen es als sicher erscheinen, daß in noch höherem Grade als bisher die deutsche Reichspostlinie sich die Gunst des reisenden Publikums erwerben wird. Unter den in der ostasiatischen Fahrt beschäftigten Dampfern aller Nationen ist gegenwärtig keiner, welcher an Comfort sich mit den deutschen Dampfern zu messen vermag.

Dr. Kerbaut.

Digitized by Google

Sonntagmorgen-Andacht am Starnbergersee.

(Hiezu das Bild Seite 444.)

Das kleine Kirchlein kann die Menge der Beter nicht fassen, die aus den weit zerstreuten Einzelgehöften, ja sogar vom jenseitigen Ufer des Sees herbeigeströmt sind zu Hochamt und Predigt. Wer sich nicht zeitig eingefunden, muß vor der Pforte stehend seine Andacht verrichten. So geschieht es fast regelmäßig dem Schifferhies, der sich an den vielen Wirtshäusern unterwegs stets versäumt, und der Kramerjackl find't auch kein Platzl mehr im Kirchenschiff, weil er dem dritten „Sammaländer" noch der Seemüllerin ein paar Pfund Kaffee abgezogen hat. Die Töchter und Mägde vom Haldenhof haben sich zu lange bei der Ueberfahrt auf dem im goldigen Frühlicht schimmernden See verweilt und lauschen nun, um die verlorene Zeit wieder einzubringen, mit doppelter Andacht den aus der Kirche ins Freie schallenden Worten der Predigt. „So ihr nicht verstockten Herzens seid, so liebet einander," tönt es eindringlich an ihr Ohr, und wie ist ihnen das Gebot des Herrn so leicht verständlich erschienen. Ergebungsvoll neigen sich die jugendlichen Köpfchen unter der reichen Pelzhaube wie unter dem schlichten schwarzen Kopftuch. Der Haslerfranzi freilich zwischen den beiden schönen Bauerstöchtern erscheint das göttliche Geheiß schwerer zu erfüllen, denn sie hat neben dem täglichen Druck der harten Arbeit nur zu oft schon die wuchtige Faust des Eheherrn empfunden. Auch die Austraglerin, die auf dem Grabhügel kauert, weil die alten Füße zum Stehen nimmer taugen wollen, erblickt in dem Spruch des Evangeliums eine gar ernste Pflicht und fleht brünstig um ein „friedvoll Gemüt". Der Herr weiß ja, wie sauer ihr, seit „eingeheirat' is", Mißgunst und Herzenshärte den kurzen Lebensrest machen. Die Predigt ist zu Ende und ein Vaterunser beschließt den Gottesdienst. In vielstimmigem Gemurmel, das nur manchmal zur Deutlichkeit sich erhebt, löst es sich von den Lippen der Gemeinde. „Gib uns unser täglich Brot!" bittet inständig die kleine Mirl, während die Mutter, einsam an der Kirchhofmauer sitzend, gedankenvoll fortfährt: „und vergib uns unsere Schuld" . . . Hell leuchtet die Frühlingssonne, leise schwanken die kaum knospenden Zweige im Morgenwind, und die Natur selbst scheint teilzunehmen an der frommen Sonntagsfeier. A. V.

Hans von Bülow.

Mit Hans von Bülow, der am 12. Februar dieses Jahres in Kairo, wo er Heilung gesucht, den Folgezuständen eines schweren Nervenleidens erlag, ist einer der genialsten Musiker unserer Zeit zu Grabe gegangen. Nicht unbedeutend als Komponist, hervorragend als Meister des Klaviervortrags und kaum erreicht als Orchesterdirigent, durfte er mit Recht unter seinen Mitstrebenden eine der ersten Stellen beanspruchen. Was Bülow vor so vielen anderen begabten Musikern auszeichnete, war der Umstand, daß in ihm sich kritische Schärfe und technisches Können mit einer seltenen Gefühlstiefe verbanden, so daß nicht leicht jemand wie er im stande war, uns musikalische Gedanken zu versinnlichen und uns Wesen und Geist von Tonschöpfungen zu erschließen. Am 8. Januar 1830 in Dresden als Sohn des nicht unbegabten, mit Tieck befreundeten Novellisten, des herzoglich Anhalt-Dessauischen Kammerherrn Karl Eduard von Bülow geboren (seine eigenen vollen Vornamen lauteten Hans Georg), verriet er frühe schon musikalische Begabung, so daß er bereits mit neun Jahren den Unterricht Wiecks im Klavierspiel und Eberweins in der Komposition genießen konnte. Nach vollendetem Gymnasialkursus, den er in Stuttgart durchmachte, wo er auch zuerst öffentlich als Klavierspieler auftrat, bezog er 1848 die Universität Leipzig, um die Rechte zu studieren, gleichzeitig aber auch, um unter Hauptmann kontrapunktische Studien zu machen. Im Jahre 1849 verließ er Leipzig und ging nach Berlin, wo die politische Bewegung der Zeit nicht spurlos an ihm vorüberging; Mitarbeiter der demokratischen „Abendpost", trat er als Vorkämpfer für die neue deutsche Musikrichtung und die Ideen Wagners und Liszts auf. Nachdem er im Jahre 1850 in Weimar einer Lohengrin-Aufführung beigewohnt hatte, sagte er sich endgiltig von dem juristischen Studium los und widmete sich ganz der Musik, die er bisher nur als Liebhaber betrieben hatte. Er suchte zunächst Richard Wagner in Zürich auf und begab sich 1851 zu seiner letzten Ausbildung nach Weimar zu Liszt, dessen Tochter Cosima später seine Gattin wurde. Nach einer Kunstreise, die ihm in Wien, Pest, Dresden, Karlsruhe, Bremen, Hamburg und Berlin Ehren über Ehren brachte, übernahm er von 1854 bis 1864 die Stelle eines ersten Klavierlehrers an dem Sternschen Konservatorium in Berlin. Kunstreisen führten ihn inzwischen nicht nur nach verschiedenen Teilen Deutschlands, sondern auch nach den Niederlanden und nach Rußland. Im Jahre 1864 siedelte er, von Wagner berufen, nach München über, wo er erster Kapellmeister am Hoftheater und Direktor des Konservatoriums wurde. Hier leitete er die ersten Vorstellungen von Wagners „Tristan und Isolde" und „Meistersingern". Um seine durch die anstrengende Arbeit und Familienzerwürfnisse — seine Frau Cosima war inzwischen von ihm geschieden worden, um die Gattin Richard Wagners zu werden — zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, verbrachte er die Zeit von 1869 bis 1873 in Florenz und unternahm dann, von dem größten Erfolge begleitet, Konzertreisen nach England und Amerika. Im Jahre 1877 übernahm er die Hofkapellmeisterstelle am Hoftheater in Hannover und 1880 die Leitung der Meininger Hofkapelle. Bis zu welcher vollendeten Höhe er diesen kleinen Orchesterkörper gebracht, haben am besten die mit demselben unternommenen Kunstreisen dargethan. Von Meiningen, wo er sich in zweiter Ehe mit der talentvollen Schauspielerin, Fräulein Schanzer, vermählte, siedelte er nach Berlin über, um dort, wie auch in Hamburg, seine ganze Meisterschaft als Leiter der großen philharmonischen Konzerte zu entfalten. Auch als Schriftsteller hat Bülow vielfach die Eigenart seiner Persönlichkeit bekundet; schlagfertig, witzig, zum Exzentrischen hinneigend, wurde er gern bis zur Satire scharf, verleugnete niemals aber die Ritterlichkeit, die den Grundzug seines Wesens bildete. War er auch von menschlichen Schwächen nicht frei, so konnten diese doch die in ihm sich aussprechende Genialität in keiner Weise verdunkeln. Um das deutsche Musikleben hat er sich große und bleibende Verdienste erworben, die auch von seinen Gegnern, so erbittert sie sein mögen, nicht in Abrede gestellt werden. -a-

Hans von Bülow.

Unmöglich.

Von

Ernst Eckstein.

Der Ausspruch des alten Lateiners: „Wie viele Dinge wurden so lange für unmöglich gehalten, bis sie geschehen waren," ist der Anwendung fähig auf die meisten der sogenannten Unmöglichkeiten.

Unmöglich ist nur das, was einen logischen Widerspruch in sich schließt. Es ist unmöglich, daß irgend wann und irgend wo im Weltraum vier und vier sechs gäbe. Die Behauptung jedoch, es sei unmöglich, daß jemals ein Mensch vierhundert Jahre lang lebe, erscheint nur von dem Standpunkte des Alltäglich-Wahren und der vorhandenen Erfahrung statthaft; dies Unmöglich bedeutet soviel wie „im allerhöchsten Grade unwahrscheinlich". Denn um eine solche außerordentliche Langlebigkeit zu erzielen, bedürfte es nur der Veränderung gewisser Faktoren, der Steigerung alles dessen, was Widerstandskraft heißt, der Verminderung alles dessen, was den Alterungsprozeß im Organismus befördert. Ob derartige ungewöhnliche Daseinsbedingungen irgend einmal für ein bestimmtes Individuum vorkommen werden, darüber läßt sich etwas Positives nicht aussagen, wie es denn auch a priori nicht klar ist, weshalb sich die Ausnahme gerade nur bis zu einer bestimmten Grenze von der Norm soll entfernen dürfen.

Genau so verhält es sich mit gewissen Möglichkeitsleugnungen, die zwar einen gewaltigen Apparat empirischer Wissenschaft vor sich herschleppen, aber der Logik trotzdem ungescheutlich ins Antlitz schlagen. Hierher zählen wir vornehmlich die mit so lächelnder Zuversicht vorgetragene Behauptung, da oder dort im Weltraum sei ein organisches Leben unmöglich, entweder weil die Temperatur zu hoch oder weil sie zu niedrig sei. Der Gelehrte, der dies behauptet, meint hier in der That „schlechthin unmöglich", nicht etwa „höchst unwahrscheinlich", wie der Statistiker und Anthropologe, wenn er die Möglichkeit der vierhundert Jahre verneint. Er gibt uns sogar eine scheinbar unwidersprechliche Darlegung der physikalischen Gründe, aus denen er die Unmöglichkeit ableitet. Er sagt etwa: Bei einer Temperatur von sechzig, hundert, zweihundert, dreihundert Grad unter Null erstarrt das Wasser, das in den Gefäßen der Organismen kreist; anderer wichtiger Vorgänge nicht zu gedenken: der ewige Tod ist also notwendigerweise der stete Begleiter so niedriger Temperaturen.

Die Folgerung wäre ja unanfechtbar, wenn die Prämisse unanfechtbar wäre: daß überhaupt nur das Wasser als flüssiges Agens der Träger organischer Zirkulationen sein kann, die das Phänomen des Lebens erzeugen. Diese Prämisse ist richtig für unsere irdische Welt, wo selbstverständlich das organische Leben mit all seinen Erscheinungen sich dem Medium anpaßt, in welchem es zur Entwicklung kommt, einer Temperatur also, die beiläufig zwischen 60 Grad Celsius unter und über dem Nullpunkte schwankt; ob sie indes für alle Räume des Universums Geltung behalte, das scheint mir doch außerordentlich fraglich.

Ein Blick auf die Aggregatzustände verschiedener Elemente gibt in dieser Beziehung zu denken. Wird nämlich die für unsere tellurischen Verhältnisse niedrigste Temperatur (— 60 Grad) noch weiter erniedrigt, und zwar sehr stark erniedrigt, so entstehen unter dem Szepter einer so niedrigen Temperatur plötzlich neue, bisher unbekannte Flüssigkeiten, die in unserer irdischen Welt nur als Gase vorhanden waren.

So wird zum Beispiel bei sehr niedriger Temperatur, die, um auszureichen, noch der Beihilfe eines erheblichen Druckes bedarf, Wasserstoff zu einer stahlblauen Flüssigkeit, die ihre kleinsten Teilchen ebenso glatt verschiebt, wie unser Wasser, das bekanntlich aus Wasserstoff und Sauerstoff zusammengesetzt ist.

Bei — 140 Grad Celsius und einem Drucke von 525 Atmosphären wird auch der Sauerstoff zu einer Flüssigkeit verdichtet, deren klare Farblosigkeit stärker noch als das Stahlblau des verdichteten Wasserstoffes an unser Wasser erinnert.

Die Kohlensäure — ein aus Kohlenstoff und Sauerstoff zusammengesetztes Gas, die gaumenerfrischende Zugabe jedes Quellwassers, der prickelnde Geist der Säuerlinge und des Champagners — wird schon bei einem Drucke von 36 Atmosphären und bei einer Temperatur von 0 Grad flüssig.

Kurz, theoretisch ist die Möglichkeit nicht zu leugnen, daß es irgendwo eine Welt gebe, in welcher die meisten der uns bekannten Gase flüssig wären, unsere Flüssigkeiten dagegen schwer schmelzbare Körper und einige unserer Gase noch gasförmig, und sonach im stande, eine — vielleicht nicht einmal notwendige — Atmosphäre zu bilden.

Eiweißverbindungen würden freilich in einer solchen Welt die Basis der Organismen nicht wohl abgeben können. Aber müssen es gerade Eiweißverbindungen sein, weil auf der Erde — und vielleicht in unserem Planetensystem — allerdings das Leben an diese Körper gebunden scheint? Die Naturwissenschaft lehrt die unendliche Anpassungsfähigkeit der organisierten Materie. Diese Anpassungsfähigkeit muß auch der sich organisierenden innewohnen: nur so erklärt sich, daß schon die erste Zelle Bedingungen vorfand, die ihr die Weiterentwicklung ermöglichten.

Weshalb soll nun die gestaltende Urpotenz nicht auch da wirken und schaffen, wo Bedingungen obwalten, die von irdischen himmelweit abliegen?

Weshalb soll es undenkbar sein, daß bei Temperaturgraden, deren Niedrigkeit jede Vorstellung übersteigt, dennoch Zellen sich bilden?

Weshalb soll es undenkbar sein, daß irgendwo im Kosmos ein vegetativer Saft, ein animalisches Blut sich entwickelt, dessen Hauptbestandteil nicht unser irdisches Wasser, sondern eine jener thatsächlich nachgewiesenen und auf künstlichem Wege sogar für uns Erdenbewohner sichtbarlich dargestellte Flüssigkeiten wäre, die wir unter normalen Verhältnissen nur als Gase kennen?

Eine weitere Erwägung: Der Gedanke, der sich unwillkürlich uns aufdrängt: es müsse in dieser hypothetischen Welt enorm kalt sein, und das instinktive Gefühl, ein Wachsen, Gedeihen und Blühen sei in einer so wahnsinnigen Kälte nicht vorzustellen, ist lächerlich. Er bedeutet nur eine Uebertragung unserer subjektiven Anschauung auf das Objekt.

Kalt ist die Umgebung für einen Organismus, wenn sie ihm die Wärme entzieht; für uns also ist die winterliche Atmosphäre allerdings so kalt, daß wir uns durch Umhüllung des Körpers mit schlechten Wärmeleitern vor der Erstarrung schützen müssen. Einem Organismus jedoch, der eine Eigenwärme von 200 Grad unter Null besäße, würde eine Atmosphäre von 240 unter Null nicht empfindlicher sein als uns eine solche von 3 Grad unter Null, denn 3 unter Null bedeutet eine Temperatur, die ebenfalls 40 Grad niedriger ist, als unsere Blutwärme (37 Celsius); eine Atmosphäre von 190 unter Null würde ihm tödlich heiß erscheinen. Unsere Hand natürlich, wenn sie erstarrte Kohlensäure zwischen die Finger drückt, bekommt infolge des plötzlichen ungeheuren Wärmeverlustes Blasen, weil die Gewebe durch das Gefrieren der in ihnen

enthaltenen Flüssigkeitsmengen zerstört werden. Eine Hand aber, die eine Eigenwärme von 200 Grad unter Null besäße, würde mit dieser erstarrten Kohlensäure umspringen können wie unsereins mit lauwarmem Wasser, hingegen an unserem irdischen Eis und Schnee sich schmählich verbrennen; das heißt die in unserem Eis und Schnee enthaltene Wärme würde einen ähnlichen Einfluß auf die unendlich viel kältere Hand ausüben, wie eine heiße Ofenplatte auf uns. Wir sehen, auch hier ist alles nur verhältnißmäßig.

Item: So wenig sich etwas Bestimmtes über die Wirklichkeit einer solchen Verschiebung der Lebensbedingungen aussagen läßt, ebenso wenig läßt sich etwas Stichhaltiges gegen ihre Möglichkeit vorbringen; denn alle Erfahrungen der exakten Chemie liegen innerhalb unserer Lebensbedingungen.

Schwieriger noch als die Vorstellung einer Welt von wesentlich erniedrigter Temperatur wird uns die Vorstellung einer Welt von wesentlich höherer Temperatur. Aber auch gegen ihre Möglichkeit läßt sich a priori nichts einwenden. In ihr würden sich die Aggregatzustandsverhältnisse nach der entgegengesetzten Richtung verschieben. Ein Teil unserer Flüssigkeiten würde sich dort in gasförmigem Zustand befinden, während ein Teil unserer festen Körper — wer kann wissen, unter welchen Modifikationen? — sich als Flüssigkeiten darstellen würden. Da sich das chemische Verhalten der einzelnen Körper bei verschiedenen Temperaturgraden jetzt verschieden gestaltet; da zum Beispiel eine Anzahl chemischer Verbindungen bei gewissen Temperaturgraden zerfallen: so erschrickt sich hier der kühnen Seglerin Phantasie eine unendliche Perspektive.

Um der exakten Chemie auch den Schein der Einspruchsberechtigung gegen die Theorie, dergleichen sei möglich, zu rauben, brauchen wir nur die angenommenen Temperaturen stark über diejenige Grenze hinaus zu steigern, die sich im chemischen Laboratorium oder sonst wo auf Erden jemals erreichen läßt. Wie sich die Körper nämlich bei fortschreitender Erhitzung oder bei fortschreitender Abkühlung verhalten werden, darüber kann die Chemie a priori gar nichts aussagen. Sie berichtet hierüber nur an der Hand der Erfahrung, und ist fast nie in der Lage, den Grund der Erscheinungen oder gar ein Gesetz nachzuweisen.

Hiefür ein Beispiel: Schwefel ist bei einer Temperatur von 50 Grad unter Null beinahe farblos, wird bei gewöhnlicher Temperatur gelb und harzglänzend und schmilzt bei + 111,5 Grad zu einer dünnen, klargelben Flüssigkeit. Noch stärker erhitzt, färbt er sich rothraun und wird dickflüssig. Abermals stärker erhitzt wird er gelb und bei immer wachsender Temperatur wiederum dünnflüssig, diesmal jedoch ohne Klarheit und ohne Gelbheit. Bei + 448,4 Grad siedet der Schwefel und bildet einen rothraunen Dampf.

Hier zeigt sich also ein unausgesetzter Wechsel der physikalischen Eigenschaften, je nachdem die Temperatur sich erhöht; und zwar tritt dieser Wechsel keineswegs in bestimmten, leicht zu berechnenden Stufen und Staffeln auf, sondern scheinbar ganz willkürlich, mit Rückschlägen in früher bereits ähnlich dagewesene Zustände, jeder Berechnung spottend.

Wer also möchte voraussagen, wie sich die uns bekannten chemischen Elemente verhalten würden, wenn man ihre Temperatur auf Grade erhöhte, oder, was uns hier näher angeht, herabdrückte, die jenseits aller Erfahrung liegen? Vermag doch die Wissenschaft diese Prognose nicht einmal innerhalb einer Temperatur von 500 Grad für den eben als Beispiel zitirten Schwefel zu leisten: die Daten, die wir dem Leser mitgeteilt haben, sind rein empirisch; nie hat ein Forscher sie etwa vorausgeahnt oder vorausberechnet; ja, die Chemie ist nicht einmal in der Lage, uns das innere Wesen dieser Vorgänge anschaulich zu machen, geschweige denn, sie an der Hand des Causalitätsgesetzes einleuchtend zu erklären.

Was also ist „unmöglich"?

Im Charlottenburger Mausoleum.

Der Wunsch Kaiser Wilhelms I., dereinst zu Füßen seiner entschlafenen Eltern zu ruhen, ist schon längst in Erfüllung gegangen. Auch die Kaiserin Augusta ist in das stille Mausoleum zu Charlottenburg eingekehrt. Eine Erweiterung der schönen Grabkapelle, die so friedlich am Ende der schwermütig und ernst wirkenden Lanzenallee des Charlottenburger Schloßparkes liegt, mußte unternommen werden, um für die irdischen Reste der Entschlafenen genügenden Raum zu schaffen. Zu diesem Zweck wurde nach dem Entwurfe des Hofbauinspektors H. Ende der frühere Kapellenbau um fast das Doppelte seiner bisherigen Ausdehnung nach rückwärts vergrößert und unter der Kapelle

Erzengel für die Vorhalle des Mausoleums in Charlottenburg.

Modellirt von Professor Erdmann Encke.

in einer Tiefe von 4 Metern eine würdige Grabkrypta angelegt. Schon am 9. März 1890 konnte der im Januar des Jahres 1889 begonnene Bau feierlichst geweiht werden.

In der erweiterten Kapelle, welche ihre klassisch-edle aus hellenischem Geiste geborene Architektur beibehalten hat, sind die beiden berühmten Rauchschen Sarkophage der Königin Luise, die seit dem 23. Dezember 1810 im Mausoleum ruht, und König Friedrich Wilhelms III. mit den Füßen zum Altar aufgestellt worden — jener der Königin links, jener des Königs rechts vom Eingange aus dem Vorraume. Zu jeder äußeren Seite des Sarkophags ist die zugehörige marmorne Inschrifttafel, die sich früher in dem Vorraume befand, in den Fußboden eingelassen worden, und zwar genau über den unten in der Krypta stehenden Särgen. Zwischen den Fußenden der Sarkophage und der Apsiswand ist so viel Raum gelassen worden, um dort die beiden Sarkophage für das entschlafene Kaiserpaar aufstellen zu können.

Mit der Herstellung dieser Sarkophage war Professor Erdmann Encke in Berlin, der Schöpfer des Marmordenkmals der Königin Luise im Tiergarten, seitens Kaiser Wilhelms II. betraut worden. Auch wurde dem Künstler aufgetragen, für den Vorraum der Kapelle die Figur eines Erzengels zu schaffen, der in ernster, mehr kriegerischer Haltung als Wächter der Gruft beider Herrscherpaare, in deren Leben die größten Kriege dieses Jahrhunderts gefallen, zu gelten habe. Des Meisters Arbeiten, ausgeführt in edelstem karrarischem Marmor, nähern sich jetzt der Vollendung, so daß in einigen Monaten nach einer noch zu erwartenden Bestimmung des Kaisers die feierliche Weihe der Kunstwerke, die wir in Abbildungen vorführen, im Mausoleum stattfinden kann.

In gewaltiger Kraft und Größe steht die geflügelte Gestalt des Erzengels in emit ritterlicher Kriegstracht mit nach hinten geworfenem Mantel da. Mit der Rechten hat der edle Streiter für Wahrheit, Ehre und Recht das flammende, in Vergoldung gedachte Schwert gezeichnet; an der Linken trägt er den Rundschild, jederzeit bereit, gegen die andrängenden Mächte der Finsternis zu schützen und zu schirmen. Stolz und ernst blickt das ideal schöne Haupt, unter dessen Helm das Haar herniederwallt, auf den Beschauer. Heiliges, Feierliches, Unsterbliches entströmt dem herrlichen Kunstwerk und verleiht höhere Weihe dem schönen Raum, durch dessen Decke violettes Licht auf den schimmernden Marmor fällt.

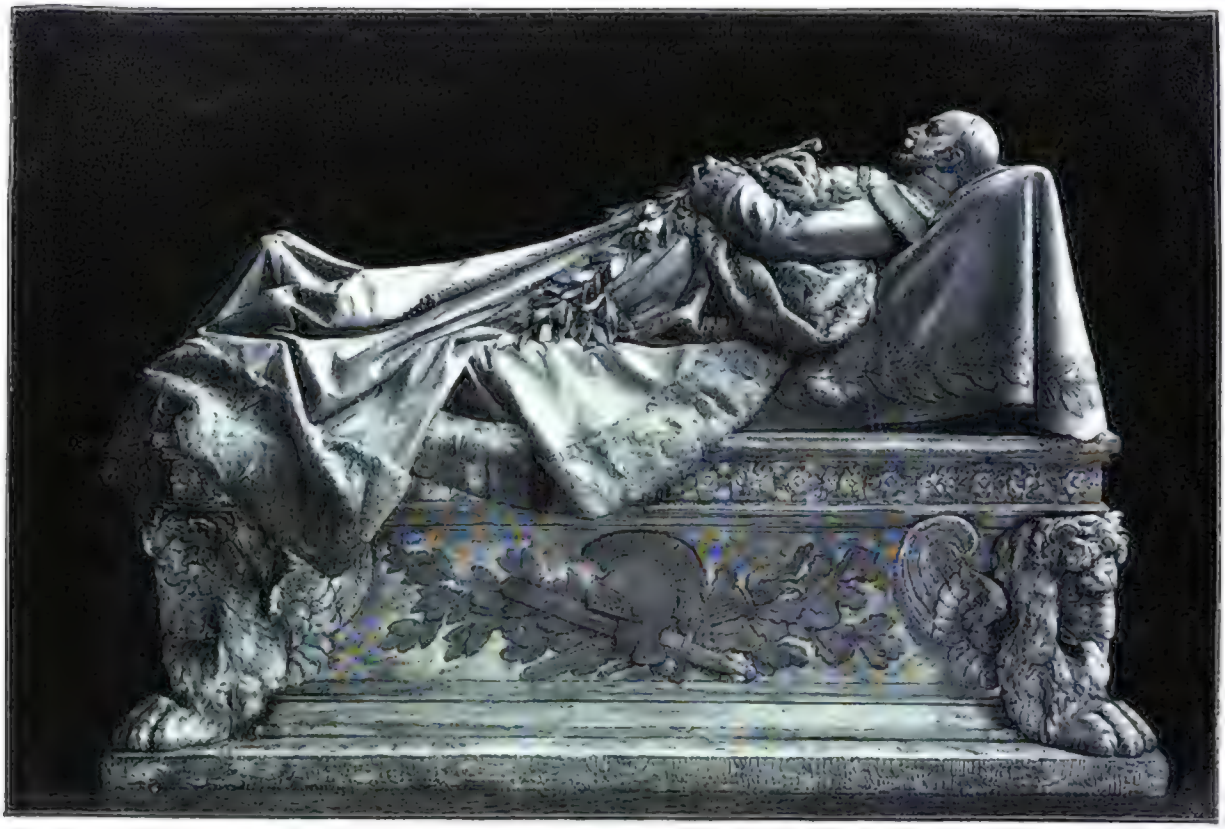
Und nun die Sarkophage. In Wettstreit zu treten mit den Rauchschen Meisterwerken war ein kühnes Beginnen. Aber Ende hat alle Erwartungen erfüllt — durchgeistigt ist der Marmor, den er gemeißelt; ein stilles, edles Leben pulsirt in dem Stein; sie scheinen zu schlafen, diese Gestalten, und keine Beute der Vernichtung zu sein. Was der Künstler geschaffen, reiht sich würdig den Meisterschöpfungen Rauchs an.

Auf dem mit einer Lorbeerbordüre umgebenen Polstertuche ruht der Kaiser in der Uniform des ersten Garderegiments zu Fuß. Friede ruht auf dem mild verklärten Antlitz, in dem hohe Porträttreue mit einem weise abgemessenen Maß seiner Idealisirung verbunden ist. Ueber des Kaisers Gestalt ist in monumental wirkendem Faltenwurf der Hermelin gebreitet. Auf des Kaisers Brust ruht das lorbeerumwundene Reichsschwert, über dessen Griff die Hände gefaltet sind. Die Kaiserin ist dargestellt im Witwenschleier; in schweren, schönen Falten fällt er herunter. Das Diadem und der goldene Myrtenkranz, dieser ein Hinweis auf die goldene Hochzeit der Entschlafenen, schmücken das schöne Haupt. Milde Ruhe und tiefgeistiges Leben atmen die Züge — sie schläft, die Kaiserin, und der Tod hat keine Macht über das Kunstgebild. Mit gefalteten Händen hält die Schlafende das Kruzifix auf der Brust. Blüten und Blätter der Passionsblume sind ihr als Schmuck beigegeben.

Verhältnißmäßig einfach sind die Sarkophage, auf denen die Gestalten ruhen. An den Ecken sind die geflügelten Halbgestalten trauernder Löwen angebracht und in den Friesen beider Hauptgesimse zieht sich ein ornamentales Band hin, zu dem als Motiv die Kette des schwarzen Adlerordens benützt ist. An den beiden Langseiten des Sarkophags des Kaisers sind in Reliefs die Zeichen des Krieges, Helm, Schwert und Kriegssockel mit Lorbeer- und Eichenblättern, sowie jene des Friedens, Turnierhelm, Spinnrocken und Hammer, gleichfalls mit Lorbeer- und Eichenblättern, angebracht. Entsprechend weist der Sarkophag der Kaiserin den Glaubenseifer, beziehungsweise das rote Kreuz mit Palme und Lorbeer auf. Das feine Maß und der Rhythmus der Rauchschen Sarkophage ist auch auf diese neuen übergegangen.

Harmonisch werden sich Meister Enckes Schöpfungen in den weiträumigen Raum einfügen und bis in ferne Zeiten die Gemüter der zu dieser stillen Stätte hinpilgernden Menschen erheben und erbauen.

E. S.



Sarkophage Kaiser Wilhelms I. und der Kaiserin Augusta für das Mausoleum in Charlottenburg.
Modellirt von Professor Erdmann Encke

Die Feldinger.

Von

E. von Brixen.

(Fortsetzung.)

Der General war der einzige, der jederzeit freien Zutritt hatte. Er kam jetzt auch oft, sparte sich die Zeit an seinem Schlaf ab.

Die aufgelöste Verlobung war seiner strengen Rechtlichkeit und seinem maßlosen Vaterehrgeiz ein harter Schlag gewesen. Aber für die Tochter hatte er nur zärtliche, ermutigende Worte.

Und wenn er sie jetzt sieht, so still und traurig, und das liebe, bräunliche Gesichtchen, schmal und verhärmt, da möchte sein Vaterherz vor Leid fast vergehen. Manchmal zieht er sie dann wohl auf seinen Schoß, als sei sie noch die kleine Soldatenbirn von früher und vertröstet sie — er, der Sechziger, ihre jungen achtzehn Jahre — auf kommende, bessere Zeit.

Die Feldinger unter einander sahen sich, seit das Palais Schwarzburg nicht mehr der Mittelpunkt ihrer Zusammenkünfte war, selten.

Josef verwilderte vollständig, kam aus einer Disziplinarstrafe in die andere, und sein Verhältnis zu dem Vater wurde auch dadurch nicht gebessert.

Nach Haus kamen beide Brüder nur noch dienstlich — es war auch zu ungemütlich da. Der Vater immer übellaunig, immer am Nergeln und Zanken mit dem Nikola, der schlecht lernte und jeden freien Augenblick über dem Zeichenbrett verhockte.

Maler wollte er werden, der dumme Junge. Und der Alte wetterte und tobte, riß, wenn er ihn beim Zeichnen ertappte, die Zeichnung von dem Brett, schlug in den Knaben ein, um dann die fertige oder unfertige „Manscherei" doch heimlich in einem großen, stets verschlossenen Schrank drüben in seinem Zimmer aufzuheben.

„Unsinn — Maler werden! Eine ganz verrückte Idee! Der Vater hat recht, sie Dir auszuprügeln," sagte Josef, den der Zufall einmal zum Zeugen einer dieser peinlichen Scenen gemacht hatte. „Werde Du nur Soldat, wie der Lulu und ich — da hast Du Deine sichere Zukunft!"

„Und Schulden dazu, als plus der Sicherheit," spottete Nikola, „und wenn's weder ein noch aus will, eine geladene Pistole als letzte Chance."

Josef konnte sich das dumme Wort nicht aus dem Sinn schlagen. Er mußte immer wieder daran denken, als er gegen Abend in seine Kasernenwohnung zurückging. Und so viel Mühe er sich gab, es los zu werden, es heftete sich an seine Fersen, peinigte ihn, wie ein unheimliches Schreckgespenst.

Als er über den Franzensring bog, bemerkte er einen Trupp Kameraden, die unter lebhaften Diskussionen einer Hofequipage nachschauten.

Mehr um sich zu zerstreuen, als aus Neugier trat er heran und fragte, was es denn da Interessantes zu sehen gäbe.

Ein verlegenes Schweigen antwortete ihm und er, in seiner augenblicklichen, überreizten Empfindlichkeit, legte dieser Zurückhaltung sofort eine bestimmte beleidigende Absicht unter.

„Pardon!" spottete er, „aber wer kann ahnen, daß hier auf offener Straße konspirirt wird? — Servus!"

Er wollte weiter. Aber die Offiziere, redlich bemüht, ihr kameradschaftliches Verhältnis erträglich zu erhalten, umringten ihn.

„Meine Rede davon! Jeder kann hören, was wir sprechen. Schließlich ist die Sache so offiziell, daß wir auch vor Dir nicht damit zurück zu halten brauchen — ganz Wien weiß ja, daß heut bei Hof die Verlobung publizirt wurde. Und soeben fuhr das Brautpaar vorüber, die schöne Gona eisiger denn je!"

Josef wurde erdfahl unter der Sonnenbräune.

„Das ist ja eine alte Geschichte," sagte er dennoch hochmütig.

„So alt, daß sie an Altersschwäche beinah in Vergessenheit kam," lachte ein Unbedachter.

Josefs helle Augen maßen den Sprecher mit finsterem Blick.

„Ich bin bereit, einem schwachen Gedächtnis nachzuhelfen," drohte er, die Hand auf dem Degengriff.

„Unsinn, Feldinger! Wer wird gleich jedes harmlose Wort ‚aufmutzen'," verwies ein Aelterer, „Du kannst Deine Geschicklichkeit jetzt im Dienst besser bethätigen. Morgen haben wir Ordre zu den Scharfschießübungen."

Die Offiziere griffen lebhaft nach der Ablenkung.

„Ein ganz verteufelter Dienst," meinte ein anderer. „Es gibt immer Tölpel und Unvorsichtige, die einem im ungeeignetsten Moment vor die offene Mündung platzen. Voriges Jahr passirte ja das Malheur mit dem kleinen Kopach — erinnert ihr euch?"

Sie erinnerten sich natürlich alle.

„War bei dem wohl mehr eine diskrete Manier, sich p. p. c. zu drücken," bemerkte einer der Herren.

Diese unglückliche Wendung des Gespräches, gewissermaßen als Fortsetzung seiner eigenen grüblerischen Gedanken, brachte Josef außer sich.

„Wie kann man nur so hirnverbranntes Zeugs reden," brauste er auf.

Die Offiziere schwiegen. Wenn er durchaus Krakehl haben wollte — Aber ein Oberlieutenant, der ihm näher stand als die übrigen, faßte ihn unterm Arm und schlenderte mit ihm davon.

„Geh nach Haus, Feldinger, leg Dich aufs Ohr und verschlaf's, das wird Dir gut thun," sagte er ruhig. „Wir wissen ja, daß Du im Grunde ein guter Kerl bist und so halten wir Deine Heftigkeit Deiner augenblicklichen Disposition zu gute. Aber einmal könntest Du doch an den Verkehrten geraten und darum möcht' ich Dich warnen. In einem Konflikt hättest Du alle Vorgesetzten gegen Dich — das bedenk! Und nichts für ungut, daß ich ein offenes Wort mit Dir rede — bin Dein alter Freund, das mußt Du ja wissen! Und jetzt laß mich 'ne Ek mit Dir pendeln."

Sie trennten sich vor der Kaserne mit schweigendem Händedruck.

Oben wartete Ludwig auf den Bruder.

„Ich habe Dir eine Mitteilung zu machen, Pepi," begann er ohne Umschweif.

„So? Na, dann 'mal los," entgegnete Josef und kramte hinter einem halbgeöffneten Spiegelschrank.

„Es ist aus und Amen mit mir," sagte Ludwig kurz.

„Wegen der Treulosigkeit eines Weibes? Die Welt ist voll hübscher, lustiger Mädels," höhnte Josef und schmetterte die Schranktür zu, daß das Spiegelglas der Länge nach splitternd barst.

„Wegen Schulden! Sie haben ein Kartell geschlossen, meine Gläubiger, obenan der Jude Narons, und wenn ich binnen vierundzwanzig Stunden meine Wechsel nicht einlöse, reichen sie die Schuldanklage bei dem Regiment ein. Und ich weiß keinen Ausweg, suche auch keinen, die Welt ist mir zum Ekel geworden und das Leben — und die Menschen —"

Er sagt das alles in seinem ruhigen, leidenschaftslosen Ton, als handle es sich um eine Einladung zu einem Diner, streckt sich dabei mit verschränkten Armen auf ein Ruhebett und stützt den Kopf gegen die mit verwegenen Sportsbildern dekorirte Wand. Ueber ihm voltigirt eine kurzgeschürzte Kunstreiterin in mehr als indezenter Pose auf einem bäumenden Araber. Der Anblick des frivolen Bildes widert Josef plötzlich an. Er reißt es von dem Nagel und kehrt es unsanft gegen die Wand.

„Wie hoch belaufen sich Deine Wechsel?" fragt er zaghaft.

„Es reicht wohl in die Hunderttausend," antwortet Ludwig in seinem öden Ton — die Liaison mit der vornehmen Dame hat ihn ruinirt.

„Daß sich Gott erbarm'! Da ist ja keine Hilfe möglich!"

„Ist auch nicht!"

Josefs schlotternde Kniee versagen ihm den Dienst. Er bricht schwer auf einen Stuhl nieder. Eine schwüle Stille legt sich zwischen sie.

Bis das ruhelose Slavenblut Josef wieder vom Stuhl aufreißt, und er, die nervösen Finger auf dem Rücken, das Zimmer in allen Richtungen durchkreuzt, und ab und zu ein Bruchstück aus seinem Lieben Augustin pfeift, dessen Text sich diesmal mit herber Realistik der trostlosen Situation einweiht.

Die Nacht dunkelt herein. Der Bursche bringt die Lampe, fragt, ob Seiner Gnaden auf dem Zimmer zu speisen befehlen.

Gedankenlos bejaht Josef. Aber weder er, noch der Bruder rühren an den aufgetragenen Speisen.

Sein alter Leichtsinn bricht noch einmal durch. Er bleibt vor Ludwig stehen.

„Einer unserer Vorfahren muß ein arger Sünder vor dem Herrn gewesen sein, daß wir noch immer daran auszubaden haben. Es thut mir bei Gott leid um den Kommandirenden, wenn ich an seine grauen Haare denke und die unstäten Augen. Aber was hilft's? Was hilft's?"

Er läuft wieder die Kreuz und Quer, von der Thür zu den Fenstern, von Wand zu Wand.

„Ich könnte," überlegte er in halblautem Selbstgespräch, „den Berserker — der Erzherzog Johann nähme ihn gleich — sein Adjutant ließ 'mal so ein Wort fallen — damals lachte ich ihn aus! Mein Berserker war mir nicht feil, Ilka hat ihn ja für mich ausgesucht, aber jetzt, natürlich, bei so veränderter Sachlage —" Und plötzlich mit einem jubelnden Aufrucken: „Du, Lulu, ich hab's! Ich hab's!"

Er bleibt vor dem teilnahmlosen Menschen stehen und erklärt ihm ein langes und breites. Er wird zu den Juden gehen, für ihn gut sagen, oder die Wechsel auf sich umschreiben lassen. Noch weiß niemand so recht, wie die Geschichte liegt — es wird schon gehen. Und er — er hat so viel am Vater gesündigt — da kann er gut machen —

„So sag doch endlich ein Wort, Lulu, bist ja der reine steinerne Gast; hast Du mich denn überhaupt verstanden?" schüttelt er den Bruder ungeduldig aus seiner Stumpfheit aus.

Ludwigs helle Augen streifen ihn mit totem Blick.

„Natürlich hab' ich verstanden. Aber ich habe Dir ja schon gesagt, ich habe keine Courage mehr."

Er wirft sich auf dem Ruhebett aus, dreht sich der Wand zu und gibt keinen Laut mehr von sich.

Josef setzt sich an den Tisch, stemmt den Kopf in beide Fäuste und will nachdenken, aber nur ein Punkt läßt sich aus dem Chaos seiner wirbelnden Ideen: der Ludwig vor dem Kriegsgericht und im Auditorium der Vater, mit den scharfen, hellen Augen über den breiten, grünen Tisch hin unverwandt den Sohn fixirend.

Die eintretende Nachtstille verwirrt allmälich sein Denken — das Bild verwischt — all die bekannten, strengen Gesichter verschwimmen — der grüne Tisch versinkt, und an der Stelle, wo Ludwig gestanden, gähnt eine Kluft. Nur der helle Blick bleibt, dringt durch die Nacht und die Träume in sein schuldbewußtes, friedloses Gewissen hinein.

Die schmetternden Trompetenstöße der Reveille, Signale und Kommandorufe im Hof und auf den langen Gängen, das ganze geräuschvolle Treiben eines erwachenden Kasernements endete ihren kurzen, ungemütlichen Schlaf.

Sie reckten gähnend die Steifheit aus den Gliedern, blinzelten schlaftrunken gegen das grell hereinflutende Morgenlicht. Allmälich kam ihnen dann auch die Erinnerung an das, was wie ein unbewußter Alpdruck mit ihnen wach geworden.

Nur daß sie vermieden, noch einmal darauf zurückzukommen.

Ludwig verschwand im Schlafzimmer des Bruders und kleidete sich mit peinlicher Sorgfalt für den Dienst. Ueber diesen Aeußerlichkeiten fand er auch seine selbstbeherrschende Kaltblütigkeit wieder.

Mit ein paar anerkennenden Worten schlürfte er eine Tasse starken, schwarzen Kaffees, ein Kochkunststück von Josefs Burschen, und verließ dann bei dem ersten Appell zum Aufsitzen das Zimmer mit einem kurzen „B'hüt Dich Gott, Pepi!"

Er kam noch einmal zurück.

„Du, Pepi, beinah hätt' ich vergessen, über das, was Du da gestern sagtest — es hat ja Zeit bis heut mittag mit meinen Drangsalern — und ich hab', glaube ich, 'nen besseren Ausweg gefunden."

„Meiner Ansicht nach thut Eile not," entgegnete Josef, „laß mich immerhin versuchen!"

„Aber der Dienst, Mensch — der Dienst! Willst Du Dir denn wieder Aerger auf den Hals laden?"

Digitized by Google

„Bah — etwas mehr oder weniger auf mein Sündenregister verschlägt nichts. Ich kann die Angst um Dich nicht abschütteln, Lulu. Herrgott, wenn Deine Eristenz in Frage käme!"

„Sei ohne Sorge, ich schaffe Rat!"

Das zweite Signal ertönt.

„Ich habe keine Zeit, Dir zu erklären," sagt Ludwig ruhig, die Rechte des Bruders mit festem Druck umschließend. „Nur thu mir die Liebe an und unternimm nichts, bis Du mich wiedergesehen."

Gleich darauf rücken die Schwadronen mit klingendem Spiele zum Thore hinaus.

Leise pfeift Josef die in der Ferne verklingende Melodie nach.

XIII.

Es war ein drückend schwüler Tag geworden. Die Sonne brütete durch einen weißlichen Dunstkreis und am Horizont, nach Süden zu, ballte sich drohend schweres Gewölk zusammen.

Große Schweißtropfen auf der Stirn, dirigirte sich Josef am späten Vormittag in schlankem Trabe dem Schießstand zu.

Er hat sich stark verspätet und ist eines schneidigen Empfangs seitens seines Eskadronschefs sicher. Aber ihm schadet das nicht mehr. Das Opfer seiner Bruderliebe ist gebracht. In dem eisernen Geldschrank eines dumpfigen Wucherer-bureaus liegt ein mit seiner breiten, großen Schrift unterzeichneter Schuldschein — Ludwigs Wechsel sind Staub und Asche. Es sind zwar noch einige kleinere Posten vorhanden, ein paar lumpige tausend Gulden hier und da — aber die können einem Menschen wie dem Ludwig nicht den Hals brechen.

Der Berserker wurde unruhig, je näher er dem Ziel kam, scheute bei dem geringsten Anlaß, war stellenweise nicht vom Fleck zu bringen.

„Schon zum Einstellen geblasen?" fragte Josef, den Berserker hinter sich her am Zügel auf den Schießplatz zerrend, einen herbeieilenden Soldaten. „Oder was ist da eigentlich los?"

Schon von weitem war ihm das ungewöhnliche Aussehen des sonst um diese Zeit bunt belebten, von Uniformen und Gewehrläufen blitzenden Platzes aufgefallen. Jetzt standen sämtliche Schießstände verlassen. Offiziere und Mannschaften drängten sich um irgend einen Mittelpunkt, und über der weiten Heide und über all diesen Menschen lastete unheilvolle Totenstille.

Der Mann wich scheu aus. Er versehe Ordonnanzdienst und sei eben erst herausgekommen — der und der, von der somdovicelten Eskadron, dem Herrn Lieutenant zu Befehl.

Von einer plötzlichen namenlosen Angst erfaßt, stürzt Josef den Gruppen zu.

Man will ihn zurückhalten; die Kameraden, die verstört herumstehen, eilen ihm entgegen. Aber er wehrt alle ab, drängt vor.

Im ersten Augenblick sieht er nichts, als eine große Blutlache auf dem weißen Heidesand, und einen Kameraden, der da kniet und einen andern stützt.

Und dieser andere ist Ludwig — Ludwig, mit zerfleischter Brust, wie ein Erekutirter, den Tod im Gesicht, und mit den schmalen, weißen Händen unbewußt tastend, als suche er einen letzten Anhalt gegen den rasend schnellen, rettungslosen Sturz in eine bodenlose Tiefe.

„Jesus Maria — Lulu — Bruder!" gellt es über die Ebene, daß das Echo von dem fernen Waldrand klagend wiederhallt. „Lulu!"

Josef ist neben ihm in dem blutgetränkten Sande niedergebrochen.

„Lulu — Bruder!" schluchzt er händeringend, halb wahnsinnig vor Schmerz. „Warum hast Du mir das angethan!"

Ein Krampf zuckt durch Ludwigs schönes, schon erstarrendes Gesicht, so, als ob er durch die Bewußtlosigkeit des Sterbens die bekannte Stimme noch vernähme. Dann bäumt er auf, und mit einem letzten, schweren Seufzer stirbt er.

Es war wieder totenstill geworden. Nur in langen Zwischenräumen hörte man durch das elende, kindische Weinen des trostlosen Josef das dumpfe Grollen eines langsam aufsteigenden Wetters.

Die älteren Offiziere traten zusammen und hielten flüsternd Rat.

Zwar hatten sie sofort eine Estafette an den Regimentskommandeur abgeschickt. Aber bei der weiten Entfernung konnte sich dessen Ankunft um Stunden hinausziehen und der Tote unmöglich so lange auf freiem Felde bleiben.

Doch keiner wagte, dem ahnungslosen Vater mit dieser Meldung vor Augen zu treten.

So ließen sie das Los entscheiden.

Und während der, den es getroffen, davonsprengte, setzten die übrigen den Gefallenen auf einer aus Gewehren zusammengesetzten, mit Mänteln bedeckten Tragbahre, schlugen seinen Reitermantel um ihn und nahmen ihn in ihre Mitte. Und so brachte man ihn nach Hause.

Im großen Saal des ersten Stockes, der sonst zu den Empfangsfeierlichkeiten diente, setzten die Soldaten auf des Generals Befehl die Bahre nieder.

Draußen warteten alle. Die Offiziere, Josef unter ihnen, vor der Saalthür. Unten, Gewehr bei Fuß, die Soldaten.

Grabesstille brütet über dem großen Gebäude. Nur das eintönige Aufstoßen der Schildwache hallt von den gewölbten Steinfluren wider, und der Regen klatscht in schweren Tropfen gegen die hohen Fenster. Und von Zeit zu Zeit zerreißt ein greller Blitz, dem dröhnender Donner folgt, das graue Steindunkel und beleuchtet mit halbem Licht all diese ernsten, bleichen Gesichter.

Wohl eine Stunde warten sie so in der schwülen Lautlosigkeit der Gegenwart des Todes.

Da tritt der General aus dem Saal. Sein dunkles Gesicht ist wie in Stein gemeißelt. Mit trotzig stolzer Ruhe streifen die hellen Feldingeraugen die Wartenden.

Nur als sein Blick die von stattlicher Mannesschönheit strotzende Gestalt des Sohnes trifft, zuckt er auf.

Es ist wahr — er hat ja noch einen, zwei Söhne sogar; fast hat er die Lebenden über dem Toten vergessen.

Sein Jammer über den da drinnen bricht in offenem Widerwollen gegen diesen hier aus, der seiner ehrgeizigen Vaterliebe so wenig gilt.

„Warum er? — Warum von euch beiden gerade er?"

Josef, der vortreten, ihm entgegen will, weicht zurück.

Aber schon hat sich der General besonnen, zwingt sich mit übermenschlicher Anstrengung zurück in seine steinkalte Fühllosigkeit.

„Ich danke Ihnen, meine Herren!" Seine klare Kommandostimme dringt hell bis in die fernsten Gänge. „Ich danke Ihnen. Denn das — das war wohl auch ein schlimmer Gang für Sie!"

Er erwidert die tiefen Grüße der Offiziere, winkt der salutirenden Mannschaft ab — sie sind entlassen.

Gott sei Dank für sie und ihn!

Und dann war alles vorüber, und nur die große Leere der Trauer geblieben.

„Geh nur wieder hinaus zur Ilka. Denn sie ist nur eine schwache Frau, sie würde Dich vermissen," hatte der General einige Tage nach der Beerdigung selbstentsagend zu der Tochter gesagt und mit einem verhaltenen Seufzer ruhig hinzugefügt. „Mich nimmt jetzt ohnehin viel Arbeit in Anspruch!"

Nina fragte nichts. Sie umarmte ihn nur mit ihrem traurigsten Lächeln und küßte ihn zärtlich. Sie wußte, daß er die kriegsgerichtlichen Verhandlungen über Ludwigs Tod meinte.

Kurze Zeit darauf trat dasselbe Kriegsgericht noch einmal über Josef zusammen.

Wie er es mit ahnender Scham für den Bruder gefürchtet — der Vater als Vorsitzender in dem Auditorium.

Aber die scharfen, hellen Augen, die ihn über den grünen Tisch hin unverwandt fixirten, haben ihre Macht über ihn verloren. Sie verwirren ihn nicht mehr. Sie schüchtern ihn nicht mehr ein.

Er bejaht nur immer, bejaht alles, dessen er angeklagt wird. Man hätte ihn des Brudermordes beschuldigt, und er hätte mit derselben Ruhe der Verzweiflung bejaht — bejaht — bejaht.

„Du, Feldinger," sagte der Regimentsadjutant, als er ihn im Wagen aus seinem strengen Untersuchungsarrest in eine der letzten Verhandlungen begleitete. „Ich möcht' Dir fast 'nen Rat geben — hast vielleicht jemand — Freund oder so — hm — na, Du weißt am End', was ich meine — der sich höheren Ortes Deiner Sache annehmen könnte, bevor man das Urteil spricht!"

„Nein," entgegnete Josef kurz. „Weiß nicht, wie Du darauf kommst. Ich hab' niemand. Und wenn's wäre, ich würd's nicht 'mal wollen. Was ich thue, das verantworte ich auch. Noch nie hat sich ein Feldinger weibisch hinter andere verkrochen."

„Hast recht. Mag Gott Dir in Deinen Richtern gnädig sein," sagte der Adjutant und drückte ihm mit feuchten Augen die Hand.

XIV.

Mit schlichtem Abschied entlassen.

Er kommt zum erstenmal zur Besinnung, seit ihm am Morgen die fatale Sentenz in den Ohren gellungen.

Mit schlichtem Abschied entlassen.

Er hat gewußt, daß es so kommen werde, kommen müsse — er, Josef von Feldinger, vom ersten Augenblick an. Aber es ist doch ein ander Ding, dann davor zu stehen, vor diesem Riß durch ein ganzes Leben, getilgt von der Ehrenliste, aus der Gemeinschaft mit allen anständigen Menschen hinausgestoßen, kassirt, mit dürren Worten.

Und achtundzwanzig Jahre alt und nichts, nichts rein nichts, worauf eine neue Eristenz zu gründen.

Seit das Urteil sich mit Blitzesschnelle im Kameradenkreise verbreitete, sind sie alle, einer nach dem andern, gekommen, ihm die Hand zu drücken und ihre Hilfe anzubieten.

Da hat einer einen Magnaten im Ungarland zum Onkel, der auf seinen Domänen einen Kerl wie den Pepi Feldinger sicherlich verwerten kann, und Ungarn, ein feines Land, mit seinem Feuerwein und den feschen, blitzsauberen Mädeln.

Ein anderer erinnert sich eines Vetters, irgendwo drüben in Amerika, Kalifornien oder so, der aus alter Anhänglichkeit schon 'was für einen fidelen Wiener thun würde.

Der dritte kennt jemand — auch einen um die Ecke Gegangenen — der in dem topographischen Bureau von Brasilien gelandet sei. Der Pepi könne zwar keinen geraden Strich ziehen, aber als Distanzreiter hätten die Brasilianer vielleicht Verwendung für einen schneidigen Kavalleristen.

Kurz, jeder weiß etwas. Sie wollen alle noch gleich heut schreiben.

Dann sind paarweis oder in kleinen Rotten die Leute seiner Compagnie angetreten. Sie drücken sich linkisch an der Thür herum, stoßen sich unter einander mit dem Ellenbogen, weil keiner zuerst reden will. Verlegen bieten sie ihm ihre Dienste an, falls Seiner Gnaden der Herr Lieutenant noch Befehle habe. Stotternd und stammelnd bittet mancher um ein Andenken — eine Kleinigkeit, die der gnädige Herr nicht mehr brauche, die man aber doch in Ehren halten wolle.

Dem kassirten Offizier war's ganz wunderlich zu Mute geworden.

Bisher ist ihm die Uniform eine Zwangsjacke, das Regiment mit seiner Rücksichtnahme und Kameraderie eine Art Galeere gewesen. Jetzt kommt ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß ihm damit der Heimatboden unter den Füßen weggerissen, und er ein Fremder in der weiten Fremde geworden ist.

Ein Kamerad fällt ihm ein, dem es auch so ergangen war wie ihm, der vorher nicht genug räsonniren konnte und der hernach, wenn er nur von ferne einen Trommelwirbel oder einen Trompetenstoß hörte, die Ohren spitzte wie ein alter Kavalleristengaul und stramme Diensthaltung vor den ehemaligen Kameraden annahm, um dann zusammenzusinken wie ein Alter und schwerfällig fortzuschleichen.

„Ah bah! Wozu daran denken, da doch nichts mehr zu ändern ist!"

Er sähet von dem Ruhebett, auf dem damals der Ludwig gesessen, auf.

Zwei Koffer stehen mitten im Zimmer. Der eine für die Zukunft, der andere für die Vergangenheit.

(Schluß folgt)

Theodor Billroth.

Der größte deutsche Chirurg, Hofrat Theodor Billroth, ist am 6. Februar an Entartung des Herzens plötzlich in Abbazia gestorben, wohin er sich an Weihnachten begeben hatte, um in der dortigen Luft eine Linderung seines schon seit 1887 datierenden Leidens zu suchen. Billroth war auf der Insel Rügen in der Stadt Bergen als Sohn eines evangelischen Predigers am 26. April 1829 geboren. Zuerst gab sich seine Begabung für Musik kund, der sich ganz zu widmen ihn der Rat seiner Mutter abhielt. Doch blieb er dem Studium der Musik sein ganzes Leben lang getreu und brachte es in derselben zu großer Vollendung und Kennerschaft. Er widmete sich 1848 dem Studium der Medizin zuerst in Greifswalde, dann in Göttingen und Berlin und hatte die damals hervorragendsten Vertreter der medizinischen Wissenschaft in Deutschland zu Lehrern, die Chirurgen Baum und Langenbeck, die ihn für ihr Fach gewannen, den Physiologen Rudolf Wagner, der ihn in die Geheimnisse der Mikroskopie einweihte, ferner Johannes Müller, Frerichs, Lohe, Schleiden, Gräfe und andere. Schon während seiner Studienjahre kam Billroth zweimal nach Wien, zuerst 1851 und dann, bereits als Doktor, 1853, um hier bei Oppolzer, Heikl, Hebra zu hören. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde er Assistent des berühmten Chirurgen C. v. Langenbeck, an dessen Seite er sechs Jahre lang wirkte. In dieser Zeit begründete er seinen Ruf als ausgezeichneter Chirurg und Operateur und wurde 1859 im Alter von dreißig Jahren als Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik an die Universität nach Zürich berufen, wo er nicht nur mit den dort wirkenden Gelehrten, sondern auch mit Richard Wagner in ein inniges Freundschaftsverhältnis trat.

Theodor Billroth.

In Wien führte er auf seiner Klinik jene schwierigen Operationen aus, welche das Staunen der gesamten wissenschaftlichen Welt erregten und dem Laienpublikum geradezu unglaublich erschienen. Dazu gehörte die von Billroth zuerst an Menschen gemachte Exstirpation des Kehlkopfes, ferner die Resektion des Magens zur Heilung des Krebsleidens. Er besaß eine leichte und rasche Hand, eine zuversichtliche Kühnheit, die zumeist von Glück begleitet war, einen seltenen Scharfblick und dabei eine Sicherheit und Ruhe, die den Kranken rolles Vertrauen einflößten. Beim Ausbruche des deutsch-französischen Krieges zog ihn das patriotisch-nationale, wie das wissenschaftliche und humanitäre Interesse auf den Kriegsschauplatz, wo er in den deutschen Feldspitälern zum Heile der Verwundeten selbst Hand anlegte und für eine rationelle Pflege und Behandlung der Wunden wirkte. Durch die in jenem Kriege gemachten Erfahrungen wurde Billroth die hervorragendste Autorität auf dem Gebiete der Kriegschirurgie, der Wundbehandlung und des Feldspitalwesens. Von ihm rühren jene Reformen her, denen die Rettung vieler tausend verwundeter Opfer des Krieges zu danken war. Früchte der in jenem Kriege gesammelten Erfahrungen waren Billroths epochemachende Schriften über den Transport Verwundeter und über die Behandlung der Schußwunden, sowie seine chirurgischen Briefe aus den Lazaretten von Mannheim und Weißenfels.

Ein bleibendes Denkmal seiner Thätigkeit in Wien hat Billroth in dem Rudolphiner-Hause in Döbling hinterlassen, durch dessen Gründung er eine seiner wichtigsten Ideen verwirklicht hat – nämlich die rationelle Verwertung der weiblichen Krankenpflege und die Heranbildung der Frauen für den humanen Beruf als Pflegerinnen Kranker und Verwundeter. Das Rudolphiner-Haus, welches am 19. Oktober 1885 eröffnet wurde, ist eine Musteranstalt in ihrer Art, welche das Vorbild für viele ähnliche Stiftungen geworden ist. Billroths „Handbuch für Pflegerinnen" ist in alle Sprachen der zivilisirten Welt übersetzt worden. Sein Hauptwerk: „Die allgemeine chirurgische Pathologie und Therapie", ist in neun fremde Sprachen übersetzt worden und hat im deutschen Original schon zahlreiche Auflagen erlebt.

Mit Fitha gab er das „Handbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie" heraus. Dabei war er ständiger

K. Schaltdeiß: Sonntagmorgen-Andacht am Starnbergersee.

Mitarbeiter aller hervorragenden medizinischen Fachblätter.

Einer der hervorragendsten Schüler Billroths, Professor Dr. A. Weiller in Graz, schrieb in einem seinem Meister gewidmeten Nachrufe: „Warum gerade Billroth es war, der, wie selten einer unter seinen Standesgenossen, in allen Welten genannt und gekannt ist? Die chirurgischen Entdeckungen allein sind sicherlich nicht im stande, einem Namen eine solche Bedeutung zu verschaffen! Der Grund liegt vielmehr darin, daß Billroth in seinem Gedankenfluge der Schöpfer großer und allgemeiner Ideen auf dem Gebiete der Medizin und Hygiene geworden ist! Zu einer Zeit, als die ganze Bakterienlehre noch im Trüben fischte, stellte Billroth mit Erfolg Untersuchungen über eine Bakterie der Wunde an, die noch ihm bis zum heutigen Tage Streptokokkus genannt wird. Das war vor — zwanzig Jahren! Andere epochemachende Untersuchungen stellte Billroth über das Fieber an, sowie über die Geschwülste und so weiter. Noch in einer andern Richtung, auf dem Gebiete der Krankenpflege, brachte Billroth allgemeine Grundsätze zur Geltung und Durchführung. Die peinliche Fürsorge für das Wohl und die Pflege der Kranken galt ihm als oberstes Gesetz. Erst in den letzten Jahren beschäftigte sich Billroth mit allgemein biologischen Fragen. Mit dämonischer Raschheit erfaßte Billroth neue Gedanken, und mit fieberhafter Lust verarbeitete er dieselben oft spät bis nach Mitternacht! Aber auch mit gewaltiger Zähigkeit verfolgte er einen solchen Gedanken, wenn er ihn für gut hielt, auch wenn sich dagegen ein allgemeiner Widerspruch erhob. Aber er irrte sich auch selten in der Auffassung. Gerade darin aber lag sein beständiger Fortschritt und der seiner Schüler, weil er niemals zurückzuschreiten hatte, niemals Umwege machte. Darin liegt aber auch das Verständnis für das unbegrenzte Vertrauen seiner Schüler zu seinen Aussprüchen und die Quelle der Bewunderung und Anhänglichkeit seiner Schüler und Freunde, die von ihm wußten, daß er sich selten irre."

Aber nicht bloß seine Schüler und Freunde trauerten an seinem Sarge. Seine zweite Vaterstadt Wien, die ihm so viel verdankte und in deren Gesellschaft er einen so hervorragenden Rang einnahm, hat ihm durch ein großartiges Leichenbegängnis und Verleihung eines Ehrengrabes geehrt. Die Kaiser Franz Josef I., Wilhelm II. und viele andere deutsche Fürsten haben in warmen Worten ihr Beileid seiner Familie ausgedrückt und die Wiener Universität wird in ihrer Ehrenhalle sein Brustbild aufstellen.

Demnächst wird „Ueber Land und Meer" seinen Lesern noch das Bild: „Billroth im Operationssaale" bringen.

Ferida, die Tochter Emin Paschas.

Akka-Mädchen.

Wer diese seltsamen, kleinen Menschenkinder, die dem Pygmäenvolke der Akka im dunkelsten Afrika entstammen, hier sitzen sieht, wie sie so sittsam und zierlichst, eine Näharbeit in der Hand haltend, den Unterweisungen der freundlichen Schwester lauschen, der ist vielleicht begierig, etwas mehr zu hören von den beiden schwarzen Täubchen, die sich Chicanaio und Asvini nennen, und keineswegs Kinder sind, sondern vollständig ausgewachsene, ungefähr zwanzigjährige Frauen. Gern bin ich bereit, die Wißbegierde zu befriedigen und die Situation, die ich persönlich belauscht habe, näher auszumalen:

Ort der Handlung: Blankenburg im Harz, Garten der Enkeleinschen Nervenanstalt.

Schwester Amalie, die sich einst in Ostafrika, wo sie als stets hilfsbereite Krankenpflegerin bei der Schutztruppe thätig war, auch darin geübt hat, mit allerlei Negervolk umzugehen, hat sich dieser beiden kleinen Wilden aus dem fernen Weltteile liebevoll angenommen und macht eben den Versuch, ihnen die schwere Kunst des Nähens beizubringen. Wohlgefällig lächelt die zur Rechten sitzende Chicanaio; stolzes Selbstbewußtsein erfüllt ihre Seele, denn eben hat ihr die weiße Bibi (Herrin) ein Lob gespendet: „Msieri sana, Chicanaio, u me fanga vema kazi goko" (Sehr schön, Chicanaio, Du hast Deine Arbeit gut gemacht) hat sie gesagt, allerdings dabei den guten Willen für die That nehmend, denn ungeschickt genug ist das Werk der schwarzen Händchen ausgefallen. Die phlegmatischere und weniger intelligente Asmini kann der ungewohnten Arbeit keinen Geschmack abgewinnen und sie besitzt nicht den Ehrgeiz, es ihrer Gefährtin, die triumphierend ob des empfangenen Lobes zu ihr herüber blinzelt, gleichzuthun. Träumerisch blickt sie in die Ferne. Gedenkt sie vielleicht sehnsuchtsvoll der heimischen Palmenwälder, die sie einst — nicht mehr denn 18 Monde sind seitdem verstrichen — in ungebundener Freiheit, den Tieren des Waldes gleich, durchstreift,

Akka-Mädchen.

noch unbeleckt von Europens übertünchter Höflichkeit und verfeinerter Kultur, wo ein Blätterschurz um die Lenden die einzigste Bekleidung bildete und ein paar durch ein in die Oberlippe gebohrtes Loch gezogene Strohhalme den einzigsten Schmuck? — Ja, was konnte sie nicht alles träumen und denken, die Kömini, wenn sie fähig wäre, mit dem Denk- und Erinnerungsvermögen eines europäischen zwanzigjährigen Fräuleins auf ihr schicksalreiches Leben zurückzublicken. Ich hege aber die bestimmte Vermutung, daß ihr Gedankenflug nicht höher geht wie der eines sechs- bis siebenjährigen Kindes, dessen Körpergröße sie auch ungefähr erreicht hat. Die Worte, in die sie nach langem, gedankenvollem Schweigen ausbricht: „Sasa bivi chacula, Bibi, halafatchesa (Jetzt essen, Bibi, nachher spielen) bestätigt die Richtigkeit meiner Vermutung. — Die Nähstunde wird geschlossen, und wie ein paar recht übermütige, lebensfrohe Kinder springen Schwester Amaliens Schülerinnen auf, um sich nach der zwangsweisen Ruhe nun gehörig auszutoben.

Obwohl die Kleinen, wenn Schwester Amalie oder ich sie in der in ganz Mittel-Afrika verbreiteten Suahelisprache anredeten, ganz verständig antworteten, bedienten sie sich doch unter sich eines Dialektes, den wir nicht verstehen konnten. Dadurch wurde es erschwert, einen tieferen Einblick in das Seelenleben der beiden Pygmäen zu thun. Ich vermeide absichtlich den Ausdruck „Zwerginnen“, da Chicannio und Kömini, deren Gesichter, die den ausgeprägtesten Negertypus tragen, allerdings unser Schönheitsgefühl nicht befriedigen können, doch, was die Körperformen anbetrifft, durchaus proportionierte, wohlgebildete Persönchen sind. Sie entwickeln sogar viel natürliche Grazie in den Bewegungen, so daß man ihren Spielen mit Vergnügen zusah.

Ueber sie selbst und dem schon Herodot bekannten Pygmäenvolke im Innern Afrikas ist bereits viel geschrieben worden, seitdem Dr. Stuhlmann die beiden interessanten Menschenexemplare nach Berlin brachte. So möchte ich nur erwähnen, daß die Vorstandsdamen des „Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien“ sich der beiden Kleinen, deren Gesundheit nach einer Schaustellung in Berlin etwas angegriffen war, mit lebhaftem Interesse annahmen und veranlaßten, daß sie zur Erholung nach Blankenburg gebracht wurden, wo sich die Leiter der Erziehungsanstalt in freundlichster Weise bereit erklärten, sie einige Zeit aufzunehmen. Hier, wo sie sich im großen, schönen Garten nach Herzenslust frei herumtummeln durften, schienen sie sich äußerst wohl zu fühlen und machten den Eindruck ein paar glücklicher Kinder, die sorglos und unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft in den Tag hinein lebten. Strahlend legten sie sich die hübschen Kleidchen mit den roten Kanten an, die man ihnen schenkte, schienen aber der Ansicht zu sein, daß dies noch nicht genüge, um ihren äußeren Menschen in das rechte Licht zu setzen. Aus eigener Initiative vervollständigten sie den Putz, wanden sich weiße Tücher um den Kopf und steckten Blumen und Federn in das krause Wollhaar. Wenn dann der Schmuck recht bunt und phantastisch gelungen war, so wußten sie, o, diese schlauen Evastöchter! den Moment wohl abzupassen, wo sich gerade recht viele Kurgäste im Garten aufhielten, um vor den erstaunten Blicken einigemal wohlgefällig auf und ab zu wandeln.

Doch wir alle, die wir Interesse an dem originellen Pärchen genommen hatten, sollten bald die Erfahrung machen, daß solche, den afrikanischen Urwäldern entsprossene Wildlinge, wenn sie auf europäischen Boden verpflanzt werden, nicht im Handumdrehen ihre ursprüngliche Natur ändern. Die angeborene Wildheit brach eines Tages mit erschreckender, elementarer Gewalt hervor. Die kleinen Schwarzen versuchten mit großen Messern, deren sie sich in der Küche bemächtigt hatten, auf ihre Umgebung loszustechen, und als man ihnen klar machte, daß solche Scherze nicht erlaubt seien, und ihnen das gefährliche Spielzeug entwand, geberdeten sie sich wie Rasende, warfen sich wie ungezogene Kinder schreiend auf die Erde und schlugen nach allen, die sich ihnen nahten. Da die kleinen Unholde wiederholt solch wenig angenehme Scenen aufführten, konnte ihres Bleibens nicht länger sein in einem Hause, in dem Nervenleidende Erholung und Ruhe suchten. Es wurde bei Dr. Stuhlmann in Berlin angefragt, was aus seinen Schützlingen werden solle, und dieser hielt es für das Beste, sie mit nächster Gelegenheit nach dem dunklen Weltteile zurückzubefördern.

•

Noch eine andere Tochter des schwarzen Erdteils weilt gegenwärtig bei uns in Deutschland: Ferida, die Tochter Emin Paschas. Am 26. November 1884 erblickte sie das Licht der Welt. Ihre Mutter, die zweite Frau Emin Paschas, war eine Abyssinierin Namens Safaran. Nach deren 1889 erfolgtem Tode kam Ferida nach Bagamoyo, wo sie auch verblieb, als ihr Vater von neuem in das Innere des dunklen Erdteils zog. Von dort aus wurde sie dann durch die Schwester am deutschen Hospital daselbst, Fräulein Lies Bader, zu der in Neisse lebenden Schwester Emin Paschas, Fräulein Melanie Schnitzer, gebracht, die kürzlich mit ihrem kleinen Pflegling nach Berlin zum ständigen Aufenthalte übergesiedelt ist. Ferida erregt natürlich die allgemeine Teilnahme im höchsten Maße. Sie ist von außerordentlich zarter Körperkonstitution. Ihre Augen erglänzen im tiefsten Schwarz, und ihr dichtes, rabenschwarzes Haar umspielt ihre Stirn in niedlich feinen, natürlichen Löckchen. Ihre wunderbare Hautfarbe, ein helles, aber trotzdem gesättigtes, ganz mattes Gold, von stahlblauen Aederchen durchzogen, eine Art Terracottafarbe, ist schon erheblich gebleicht. Die Kleine fühlt sich sehr wohl und hat sich in die neuen Verhältnisse schon gut eingelebt. Seltsamerweise findet sie keinen Geschmack an den Spielen ihrer Altersgenossinnen, und ebenso wenig beachtet sie das ihr massenhaft zu Gebote stehende Spielzeug und die Puppen. Vor Fleisch und Kartoffeln hat sie einen unüberwindlichen Widerwillen, dagegen liebt sie Eier-, Milch- und Mehlspeisen. Unterricht erhält sie privatim im Hause. Sie ist übrigens ein kleines Sprachgenie; denn sie spricht außer arabisch, ihrer Muttersprache, das in Ostafrika übliche Kisuaheli, außerdem französisch, italienisch und natürlich auch deutsch.

H. v. B.

Friedrich Spielhagen.

(Zum 24. Februar 1894.)

Und ob ich jedes Wort für wahr,
Das je du sprachst, gehalten,
Daß „wenn man fünfundsechzig Jahr',
Gehöre zu den Alten“ —
Nein, lieber Meister, nimmermehr
Vermag ich das zu glauben!
Nichts wird von deinem Bilde hehr
Der Jugend Glanz uns rauben.

Schwand auch dem ruhigern Gemüt
Die Lust, zu fabuliren,
Sind neue Reize gleich erblüht,
Die deinen Pfad zu zieren.
Ob „Sonntagskind“, ob „Sturmesflut“,
Ob Fülle süßer Lieder:
Es klingt die echte Dichterglut
Im erst' und letzten wider.

Gealtert nicht, nur abgeklärt,
Gleich edlen Weines Feuer,
Vergessen nicht, stets neu verehrt,
Bleibt deine Kunst uns teuer.
Wer so der Zeiten Lust und Leid
In seinem Werk gesungen,
Der ist den Besten seiner Zeit
Ins tiefste Herz gedrungen.

Wer so, voll edler Vornehmheit,
Stets dem Gemeinen wehrte,
Vermittler doch im Tagesstreit,
Den Weg der andern ehrte;
Wer so der Freiheit manches Jahr
Ihr Banner vorgetragen:
Dem werden heut und immerdar
Die freien Herzen schlagen.

Nie wirst du alt! Nur deine Hand
Greift immer weich're Töne.
Was stets vor deinem Geiste stand:
Das Urbild ew'ger Schöne —
In immer süßern Worten malt's
Dein Stift uns allerwegen,
In immer weichern Farben strahlt's
Aus Deinem Werk entgegen.

Und wo dein lichter Schönheitstraum
Sich in ein Herz ergossen,
Wie ist's im sonst so dunklen Raum
Da blühend aufgesprossen!
Es bebte wie des Glückes Kuß
Ihm oft im Innern wieder — —
Es sinkt als leiser Liebesgruß
Zu deinen Füßen nieder.

M. Gerbrandt.

Bühne.

— Auf Situationskomik laufen ja die modernen französischen Lustspiele alle hinaus; nur durch die Witzigkeit der Grundidee und durch die Geschicklichkeit, mit der die Situationsscherze unter der Hand verbrämt werden, unterscheiden sie sich von einander. In diesem Sinne ist „Lolotte“, Einakter von Meilhac und Halévy (aufgeführt im Berliner „Residenz-Theater“) ein feines Stück. Eine Marquise bittet eine Schauspielerin zu sich, um sich von ihr eine Rolle einstudieren zu lassen; es gilt eine lange und recht langweilige Kellerszene auf der Bühne; erst als die Dame vom Theater in dem Liebhaber der Frau Marquise den ihrigen erkennt, gibt es einen kurzen, drastischen und lustigen Abschluß, indem die Schauspielerin alle feinen Manieren mit einemmale abwirft und mit natürlicher Frechheit ihre Rechte geltend macht. Aber dies Ende macht noch nicht alles gut. — Um so kläglicher ist der „Herr Coulissier“ von Blum und Toché, den das „Zentral-Theater“ in recht flotter Darstellung mit diesem Stücke herausbrachte. Der Herr Coulissier ist ein Mann, der bei beschränkten eigenen Mitteln recht oft gut zu speisen wünscht. Er läßt sich daher allerwärts einladen und übernimmt zum Danke dafür die dienenden kleinen Dienste eines [illegible] Herrn für alles. Dieser Unglücksmensch besitzt ein Büchlein, in dem er sich, um nirgends anzustoßen, all die kleinen Schwächen und Geheimnisse seiner Bekannten aufschreibt; von denen darf er nicht reden, wenn er nicht um seine Einladungen kommen will. Er hat sich darin auch unter anderen Notizen über zwei Ehemänner gemacht, von denen jeder mit der andern Frau Beziehungen anzuknüpfen wünscht. Dies Heft kommt durch eine unglückliche Verkettung in die Hand des einen dieser Herren; und die Hetzjagd nach dem Buche, im Verein mit den daraus sich ergebenden Folgen, bildet nun den Gegenstand zweier Akte, die außerordentlich geschickt gearbeitet sind und durch immer neue glückliche Einfälle das Publikum in größter Heiterkeit erhalten. Ein alter General, dem seit Jahren die Ohren vermeintlich werden und der nun in dem armen Coulissier den lange gesuchten und tödlich gehaßten Uebelthäter zu finden glaubt, bildet eine besonders ergötzliche Episode; Herr Müller gab diese Figur mit voller Komik.

— Wenn „Gisela“, ein vieraktiges Schauspiel von Else von Schabelsky, bei seiner Erstaufführung im „Neuen Theater“ zu Berlin und weiterhin sogar bei einem Teile der Kritik Beifall gefunden hat, so ist dieser Beifall doch wohl mehr auf allgemeines Interesse für die Dame, die sich ja als Verfasserin, Uebersetzerin und Schriftstellerin mannigfach bekannt gemacht hat, zurückzuführen. Das Stück selbst ist ja zweifellos sehr ernst gemeint und die Anklage gegen die niedere Pöbelhaftigkeit, die in ihm liegt, an sich gewiß sehr gerechtfertigt; leider ist es nur als Kunstwerk nicht ernst zu nehmen, weil es gegen den ersten Grundsatz der Kunst: „Bilde, Künstler, rede nicht!“ verstößt. In diesem Schauspiel wird sehr viel geredet, nur geredet. Anstatt die Idee ihres Stückes aus den Charakteren der handelnden Menschen heraus zu entwickeln, hat die Verfasserin die Personen nur dazu benützt, um sie gewisse Anschauungen über Politik und soziale Angelegenheiten vortragen zu lassen, die nur abstrakt recht hoch und daher uninteressant erscheinen. Ebenso formlos ist der Charakter der Titelheldin geblieben, der uns nur in einigen rednerischen Leistungen auseinandergesetzt. Diese Gisela ist eine von denen, die, wie die Schriftstellerin so leichtfertig sagt, „das Stärke haben“. Aus Adelskreisen hervorgegangen, ist sie entschlossen, die zu ihrem Nutzen zu sehen, die sie vordem verachtete, und zu diesem Zwecke gibt sie sich zur Geliebten eines Fürsten her. Ich leugne keineswegs das Recht ausgezeichneter Kraftnaturen, sich über die gesellschaftlichen Schranken hinwegzusetzen; aber um eine solche Kraftnatur überzeugend zu gestalten, dazu reicht doch Fräulein von Schabelskys Können bei weitem nicht aus, und ihre Gisela bleibt darum, wie wir sie kennen, eine gewöhnliche Dirne. Wenn dann die Gisela schließlich ihren Gatten, der den entrüsteten Ehemann spielen will, mit cynischer Offenheit auf die unbestreitbare Thatsache hinweist, daß er seine ganze Laufbahn nur ihrer „Stärke“ verdankt, so kann dieser Abschluß nur komisch wirken.

Unter jubelnden Beifallskundgebungen eines Publikums, dessen Wunderseligkeit nicht ernst genug gerügt werden kann, ging im „Neuen Theater“ Max Halbes „Amerikafahrer“ zu Ende. Ablehnung verdiente der mißglückte letzte (dritte) Akt; als Ganzes ist das Stück meines Erachtens nicht gerecht und anderseits beurteilt worden. Schneidermeister Belvin hat ein frisches, hübsches Mädchen durch die Angabe, er besitze zweitausend Thaler, sich als Frau gewonnen. Aber diese Angabe war eine Lüge und neben dem mürrischen Manne führt das Mädchen ein freudloses Leben. Um sich ein wenig schadlos zu halten, treibt sie ein loses Spiel mit zwei Liebhabern, die sie an der Schnur zappeln läßt. In seiner Ungeduld, den Mann los zu werden, beglückt der eine dieser Liebhaber Belvin mit einem Billete nach Amerika. Der wackere Schneidermeister und Rotweintrinker hat oft damit gedroht und renommiert, nach Amerika zu gehen; jetzt muß er schließlich halb mit Gewalt abgeschoben werden. Die Liebhaber aber haben sich doch verrechnet: die Frau behält und plagt sie jetzt hin und her, und ehe die noch zu Atem gekommen sind, ist der alte Belvin wieder da, weil er zur Auswanderung nicht zugelassen wurde. Dies ist der Inhalt. Halbe nennt sein Stück ein Scherzspiel; und in diesem Sinne muß man es denn auch beurteilen. Wenn die, die sich an den Zweideutigkeiten der französischen Stücke am meisten freuen, dem Werke Cynismus vorwerfen, so ist dies ganz unangemessen. Das Recht, das derbe Leben derb fröhlich zu behandeln, das Recht des Aristophanes, Molière, Shakespeare, Hans Sachs, das wird man dem modernen deutschen Dichter wohl auch lassen müssen. Wahr ist, daß Halbe nicht genug Reichtum an Einfällen, nicht genug Keckheit und Saftigkeit besitzt, daß besonders der letzte Akt einfach langweilig ist. Wie viel lustige, humorvolle Situationen dennoch im Stücke sich befinden, das hätte sich gleich ganz anders gezeigt, wäre nicht, wie leider festgestellt werden muß, die Darstellung völlig verfehlt gewesen. Meines Erachtens ist hier ein Weg betreten, der uns zu einem gesunden Lustspiel führen kann, über das, wie Schopenhauer gesagt hat, auch verständige Leute zu lachen vermögen. Und in diesem Sinne halte ich den „Amerikafahrer“ für dasjenige Stück der laufenden Spielzeit, das nächst „Hannele“ — freilich in weitem Abstande — am meisten Bedeutung besitzt.

— Die „Neue Freie Volksbühne“ zu Berlin, die sich unter Dr. Willes Leitung von der alten Volksbühne abgezweigt hat, um der Vergewaltigung durch eine politische Partei zu entgehen und sich nur der Beförderung der Volkskunst zu widmen, dient ihrer Aufgabe treu und eifrig. Am 1. Februar brachte sie sogar eine Premiere heraus, Johannes Schlafs „Meister Oelze“; und sie stellte damit eines der wenigen wirklich naturalistischen Werke unserer modernen Dramatik dar. Die Handlung ist ganz geringfügig. Meister Oelze hat seinen Stiefvater vergiftet, um alleiniger Erbe zu werden, und seine dadurch benachteiligte Stiefschwester setzt nun alles daran, ihm das Geständnis seiner Unthat abzuringen. Sie steigert seine Gewissensbisse auf so hoch, daß er einen Schlaganfall erleidet, dem er schließlich erliegt; das Geständnis aber geht nicht über seine Lippen. — Diese Handlung ist auf drei Akte verteilt, und bezeichnenderweise bedient sich der Verfasser jedesmal, wenn er sie bewegen will, alter, ja melodramatischer Mittel. Die Charaktere sind durch zahlreiche Einzelbeobachtungen geschildert, die aber eigentlich weder sehr fein noch plastisch sind und schließlich nur ermüden, anstatt ein rundes Bild zu geben. Ist aber auch die eine oder andere Gestalt recht klar gelungen, ist auch stellenweise unstreitig Stimmung geschaffen, so wird man dennoch das Talent Schlafs als episch, vielleicht sogar als lyrisch anzusprechen haben. Herr Lessing hatte die Vorstellung gut vorbereitet.

R. Dr.

Dr. Emanuel Herrmann.

In den Lauf dieses Jahres fällt ein Jubiläum eigentümlicher Art: der fünfundzwanzigjährige Geburtstag der Post- oder Korrespondenzkarte. Vielfach wird die Einführung dieses wichtigen Hilfsmittels des schriftlichen Verkehrs, ohne das wir uns heutzutage ein zweckdienliches Briefpostwesen kaum mehr zu denken vermögen, irrtümlich immer noch dem deutschen Generalpostmeister Stephan zugeschrieben, während die Korrespondenzkarte, die allerdings Stephan früher einmal angeregt hatte, von Oesterreich aus nach Deutschland eingeführt und von dem dermaligen k. k. österreichischen Ministerialrate und Professor der Nationalökonomie Dr. Emanuel Herrmann in ihrer jetzigen Gestalt zuerst in Vorschlag gebracht worden ist. Von Geburt Kärntner, war Herrmann nach beendigtem akademischen Studium zuerst im Regierungs-Finanzdepartement thätig und ließ sich später als Dozent für Nationalökonomie an der Universität Graz nieder. Zum Professor seines Faches an die Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt berufen, siedelte er dorthin über und trat hier unter anderem (in der Wiener Zeitung am 26. Januar 1869) mit der Idee der Korrespondenzkarte hervor, die dann bald darauf auch verwirklicht wurde (1. Oktober 1869). Im Jahre 1872 wurde Professor Herrmann von dem damaligen österreichischen Handelsminister Banhans zur Teilnahme an der Kommis-

Digitized by Google

zur Ausarbeitung eines neuen Gewerbegesetzes eingeladen, um bald darauf unter gleichzeitiger Ernennung zum Sektionschef ein besonderes Departement des Finanzministeriums zu übernehmen. Seit 1884 wirkt er als Ministerialrat und Professor der Nationalökonomie an der k. k. technischen Hochschule in Wien. In Deutschland wurde die Korrespondenzkarte im Jahre 1870 eingeführt. Zu welcher Bedeutung sie sich hier entwickelte, mag man daraus entnehmen, daß

Dr. Emanuel Herrmann.

allein während des Kriegsjahres 1870 über 10 Millionen Feldpostkarten zwischen den im Felde Stehenden und ihren Angehörigen ausgetauscht wurden. Unser Bild stellt Professor Herrmann in dem Lebensalter dar, in welchem er an der Militär-Akademie in Wiener-Neustadt thätig war.

Preisrätsel-Ergebnisse.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: [illegible]

Die Medizin der Naturvölker.

Es ist eine Thatsache, die heute bereits allen halbwegs Aufgeklärten geläufig ist, daß der Mensch nicht plötzlich und unvermittelt in jenen sozialen und kulturellen Zustand eingetreten ist, mit welchem „die Geschichte" beginnt, sondern daß bereits lange Jahrtausende vor jedem geschriebenen Dokumente die Keime der späteren Zivilisation sich allmählich entwickelten.

Diese Thatsache, auf welcher eine neue, umfangreiche und höchst interessante Disziplin, die Urgeschichte, beruht, hat die Frage nahe gelegt, ob denn auch die Medizin und die Hygiene, diese par excellence modernen Wissenschaften, von den Urvölkern in einer ihrem intellektuellen Zustande entsprechenden Weise gepflegt wurden.

Um diese Frage zu beantworten, mußten die prähistorischen Funde, die Gebräuche der heutigen Naturvölker und schließlich auch gewisse Sitten der niederen Schichten der zivilisirten Völker untersucht werden. Dieser mühevollen Arbeit hat sich der bekannte Berliner Sanitätsrat Dr. Max Bartels unterzogen; ihm verdanken wir jene hochinteressanten Aufschlüsse über die Urgeschichte der Medizin, mit denen wir uns im Folgenden zu beschäftigen gedenken.

Auf den ersten Blick erscheint die Medizin der Naturvölker als ein wirres Gemisch von Aberglauben und Gespensterfurcht, von Unverstand und Roheit, als ein Werk von gewissenlosen Betrügern, nicht zur Heilung, sondern zum Verderben der Leidenden ersonnen.

Untersucht man sie aufmerksamer, so fällt zunächst ihre Verwandtschaft mit der Heilkunst unserer Volksärzte ins Auge. Die Wilden haben Besprecher, Gliederleger, Streichfrauen, Kräutermänner und Medizinmänner, die „das böse Wesen" vertreiben, ganz wie der Pater Kapuziner auf dem Lande; und alle diese primitiven Heilkünstler verbinden wohlweislich ihre Zaubereien stets mit der Darreichung medikamentöser Tränke, mit der Anwendung der Kaltwasser- oder Schwitzkur — ganz wie die „weisen Frauen".

Wer aber das logische Gerüste prüft, das diesen Heil- oder Schutzprozeduren zu Grunde liegt, wer sich die Mühe nimmt, die medizinischen und chirurgischen Manipulationen der Wilden auf ihren wissenschaftlichen Charakter und ihren therapeutischen Erfolg hin zu untersuchen, der muß überrascht gestehen, daß die Medizin der Naturvölker sich der neuesten Heilmethoden: der Suggestion, der Hypnose und der Massage in weitestem Umfange bedient, daß sie sich an die schwierigsten Operationen heranwagt, und daß sie überhaupt ihre Therapie und Prophylaxis nach denselben logischen Gesetzen einrichtet wie die heutige Medizin — nur ohne die Kenntnisse derselben zu besitzen.

So wie die heutige Medizin, in Therapie und Prophylaxis, bei der Heilung und bei der Vorbeugung der Krankheiten sich nach der Aetiologie, das heißt nach der Erkenntnis der Ursachen der Krankheiten richtet — ebenso hängen alle medizinischen und hygienischen Operationen der Naturvölker mit ihren Vorstellungen von dem Wesen und den Ursachen der Krankheiten zusammen; sie sind, wie unsinnig und lächerlich sie uns heute vorkommen mögen, höchst logische und vernünftige Folgerungen aus der primitiven Aetiologie.

Ueber die Ursachen der Krankheiten haben die Naturvölker ihre eigenen Ideen: sie halten sie zumeist für das Werk von Dämonen. Dies kann uns nicht überraschen, wenn wir uns erinnern, daß noch Martin Luther folgenden Ausspruch gethan: „Ueber das ist kein Zweifel, daß Pestilenz und Fieber und ander schwer Krankheiten nichts anders sein, denn des Teufels werke." Die fruchtbare Phantasie der Naturvölker hat nun jeder Krankheit ihre besondere, menschenähnliche Gestalt gegeben. Der Dämon des Unterleibstyphus heißt bei den Singhalesen Mahakola-Yakschu; er trägt achtzehn abscheuliche Masken, welche die verschiedenen Stadien dieser Krankheit darstellen.

Mit den Dämonen ist jedoch die Aetiologie der Naturvölker nicht erschöpft. Hie und da findet man Vorstellungen, welche unseren heutigen Erkenntnissen vorgreifen. Viele Indianerstämme, die Kaffern, die [illegible] und die Annamiten halten Tiere, zumeist Würmer, für die Ursache mancher Krankheiten. Sie behaupten, daß diese Würmer nach dem Tode ihres Wirtes in den Körper eines nahen Verwandten oder Freundes des Verstorbenen hineinkriechen. Ist das nicht das erste Aufdämmern der Idee von den Parasitenkrankheiten?

Eine ihrem Wesen nach ganz zutreffende Vorstellung ist auch die von den Fremdkörpern als Ursachen der Krankheiten. Nur daß die kleinen Knochen- oder Holzsplitter, die in den Körper eindringen und oft lästige Krankheiten hervorrufen, in der Phantasie der Naturvölker die Gestalt von Tierklauen, Stachelschweinen, Erdklumpen und Steinen annehmen.

Auch in dem Glauben an „böse Winde" steckt ein gut Teil richtiger Erkenntnis: sie sind die Träger der heute näher erforschten Miasmen.

Schließlich findet man auch bei vielen Naturvölkern das Bewußtsein, daß die Krankheiten mit einer unzweckmäßigen Ernährung in Zusammenhang stehen. Die Bewohner der Liang- und Sermatainseln, sowie die des Gerong-Archipels wissen, daß der Genuß von spanischem Pfeffer und von gewissen Fischarten einen Aussatz hervorrufen kann.

Diesen aus Aberglauben und richtigen Beobachtungen zusammengesetzten Vorstellungen über die Ursachen der Krankheiten entspricht das gesamte Heil- und Schutzverfahren der Naturvölker. Es ist klar, wenn die Mehrzahl der Krankheiten durch böse Geister entstehe, so muß die Mehrzahl der Heil- und Schutzprozeduren auf die Vertreibung der Dämonen gerichtet sein. Die Medizinmänner wenden zu diesem Zwecke zwei Methoden an: die Geisterbeschwörung und den hypnotischen Schlaf oder die Suggestion. Die erste dieser Prozeduren ist so allgemein bekannt, daß wir sie hier nicht näher zu erörtern brauchen. Viel interessanter ist die Untersuchung des hypnotischen und suggestiven Verfahrens der Medizinmänner.

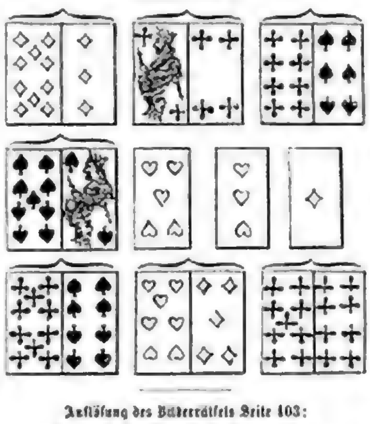
Um das Bett des Kranken herum pflegt der Medizinmann mit seinen Gehilfen Tänze aufzuführen. Hiebei stoßen sie einen gleichförmigen Gesang aus, schütteln ihre Rasseln und schlagen Trommeln; dies alles, in monotoner Weise ausgeführt, muß eine hypnotisirende Wirkung ausüben. Der Kranke schläft ein und erwacht gesund.

Glaubt der Patient, daß ein Fremdkörper die Ursache seiner Leiden ist, so legt der Medizinmann seinen Mund an die schmerzende Stelle, um den Körper herauszuziehen. Hierauf holt er — o Wunder! — aus seinem Munde einen Stein hervor, oder er zieht aus seinem Aermel Tierkrallen, Menschenknochen, ja manchmal ganze Stachelschweine heraus und präsentirt sie dem Kranken. Der Patient hält sich nun für befreit, und dieser Glaube verhilft ihm zur Heilung.

Ein eigentümliches, auf Suggestion beruhendes Heilverfahren ist das Aufstellen des Patienten innerhalb eines Trockengemäldes, das auf dem Boden einer Medizinhütte

Für müßige Stunden.

Kartenrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 403:

Regenrock ist besser als Tausendguldenkraut

Dreisilbige Charade.

Die erste steckt im Eise
Und ruht in Gold und Erz,
Sie hält sich zu den Weisen,
Doch wiegt sie jedes Herz.

Ob auf des Berges Gipfel
Die beiden letzten stehn,
Ob sie des Waldes Wipfel
Geheimnisvoll umwehn;

Ob hoch im Meer sie tanzen,
Ob in dem grünen Rhein —
Wohl dir, kennst du sie beide
Und ziehe das Glück mit ein!

Das Ganze such im Süden
Wo die Orangen blühn,
Und trage deinen Frieden
Bei dunkler Augen Glühn!

(M. Sch. Kassel.)

Auflösung des Tauschrätsels Seite 403:

Ider — Note — Zeche — Neger — Bett — Tinkel — Leit — Lehr — Wesie — Alter — Wese — Rock — Tala — Egel — Nixe — Mund — Elf — Kiste — Pelz — Oper — Zelt — Bach — Gran — Sternen — Salz — Feuer — Oper — Tuch — Tant — Seyl — Stern — Strand — Name — Läke — Reis — Weih — Brei — Regen — Lotz — Garn — Heller — Eve — Ende — Rebe.

Das reiche Kind
Ist oft gefüttert mit Herzeleid.

Auflösung des magischen Kreuzes Seite 403:

[illegible]

Massage in Japan.

ausgeführt ist. Von mächtiger suggestiver Wirkung müssen auch die Gebete der Naturvölker sein.

Die Navajó-Indianer richten folgendes Gebet an den großen Berggeist Djilyi Nerjâni:

Nagender in den Bergen!
Herr der Berge!
Junger Mann!
Oberhaupt!

Mahâkala Halscha mit seinen 18 ihn begleitenden Krankheitsdämonen.

Ich habe dir ein Opfer gebracht!
Stelle mir meinen Körper wieder her!
Stelle alle meine Schönheit wieder her!

Weniger erfolgreich werden wohl die bei Epidemien an die Krankheitsdämonen gerichteten Ansprachen sein. Auf den Watubelainseln macht man dem Dämon folgende freundliche Vorstellung:

Medizintanz der Winnebago-Indianer

„Herr Seuche! Hier habt Ihr jetzt keine Wohnung mehr! Zieht fort nach einem günstigeren Orte!"

Auf der Insel Buru gibt man der Krankheit zu verstehen, daß die Mittel der Bevölkerung bereits erschöpft sind:

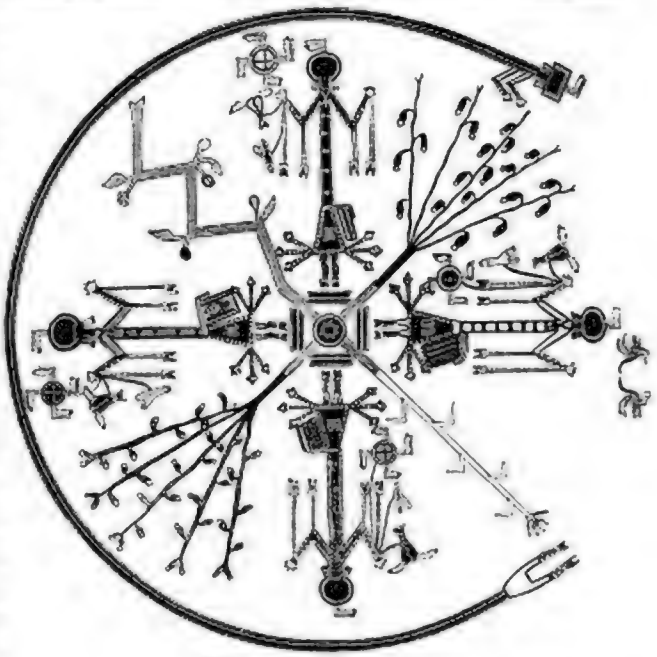
„Herr Großvater Pocken! Geht gutwillig weg! Wir haben Euch Speisen für die Reise zurechtgelegt! Wir haben Euch nichts mehr zu geben!"

Neben diesen Gebräuchen, welche der Dämonenglaube der Naturvölker mit sich bringt, benützen die Wilden eine Reihe Prozeduren, deren therapeutische und prophylaktische Bedeutung zweifellos ist. So verordnen die Medizinmänner der Indianer sehr oft ein künstliches Erbrechen, das im Heiligtum vorgenommen wird und als eine Art ritueller innerlicher Reinigung zu betrachten ist. Die von ganzen Stämmen zu gewissen Zeiten ausgeführten äußerst anstrengenden Medizintänze haben eine profuse Transspiration zum Zweck. Ja, neben dieser „versteckten" Schwitzkur ist bei den Naturvölkern auch die „offene" Schwitzkur in Form von trockenen und von Dampfbädern im Schwange. Die meisten Indianerdörfer besitzen Dampfhütten; allerdings dienen dieselben auch als Rathaus und als Kasino. Auch die Massage wurde, lange bevor die Europäer auf sie verfielen, in Amerika und

Trommel und Trommelstock eines Medizinmannes der Indianer von Portland in Oregon.

in Asien betrieben. Sie ist bei den Indianern zumeist „versteckt", das heißt, der Medizinmann sagt seine Zauberformeln her, wobei er den Körper des Kranken knetet. Bei den Japanern jedoch erfreut sich die Massage, Ambuk genannt, seit jeher allgemeiner Beliebtheit.

Zum Schlusse ein Wort über die Aerzte der Naturvölker. Die Männer, denen die Macht zugeschrieben wird, Dämonen zu vertreiben, müssen sich, um Vertrauen zu erwecken, ein außerordentliches und schreckliches Aussehen geben. Um mit Achtung empfangen zu werden, genügt es nicht, wie bei uns, eine schwarze Halsbinde und goldene Brillen zu tragen; man muß Tiger- oder Bärenköpfe aufstülpen und sich mit Schlangen umgürten; die Uhrkette vertreten Krallen und Zähne. Und doch findet man manche verwandte Züge. So heißt es, daß die Medizinmänner der Australneger ihren Einfluß „durch großes Selbstlob, unermüdliches Schwatzen und geschickte Herabsetzung anderer" gewinnen. Ja, der Brotneid geht bei den Sahaptin-Indianern so weit, daß Rivalen dem Patienten oft anraten, den ihn behandelnden Arzt zu töten, da er einen unheilbringenden Zauber anwende. Stirbt ein Patient, so hat der Medizinmann nur



Rituelles Gemälde der Navajó-Indianer.

ein Mittel, um der Rache der Familie zu entgehen: er redet ihr ein, daß der böse Einfluß eines mißgünstigen Konkurrenten dieses traurige Schicksal verursacht habe. So geht er heil aus und jener wird getötet.

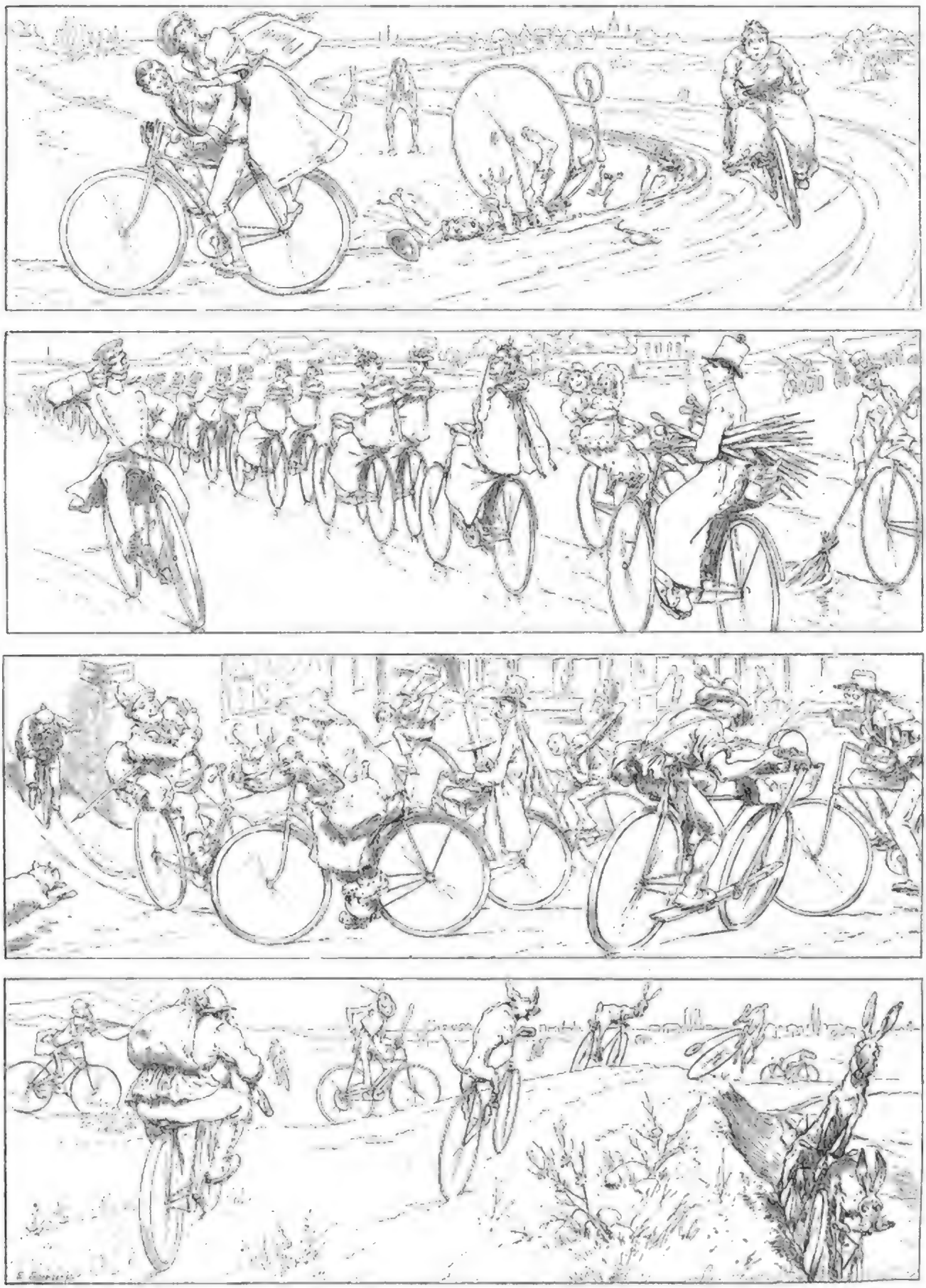
Das Werk, welchem wir diese gedrängte Schilderung der medizinischen Gebräuche der Naturvölker entnehmen, verdient es, von allen Freunden der Geschichte, der Völkerkunde und der medizinischen Wissenschaft mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Und gibt es wohl einen Gebildeten, der nicht eines dieser Fächer mit Vorliebe studiren würde? Eine vorzügliche Ausstattung und ein reiches, interessantes Illustrationsmaterial, von welchem wir hier einige Proben gegeben, macht die Lektüre des Bartelsschen Buches*) zu einem wirklichen Vergnügen.

Dr. A. S.

*) „Die Medizin der Naturvölker. Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medizin", von Dr. Max Bartels, Sanitätsrat in Berlin. Mit 175 Bildern. (Th. Grieben's (L. Fernau) Verlag in Leipzig.)

Medizinmann der Schwarzfuß-Indianer.

Die Zukunft des Zweirads. Originalzeichnungen von A. Schmidhammer.

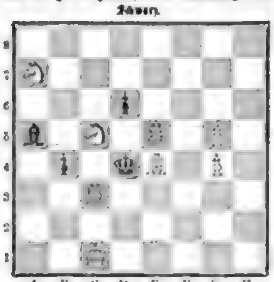


Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 19.

Von Dr. A. v. Gottschall in Naumburg a. S.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 16 S. 386:

W. 1) D c 2 — d 2
S. 1) c 4 — d 3 :
W. 2) D d 2 — b 4 †
S. 2) K e 4 — e 3, e 5 (d 5 — d 4)
W. 3) D b 4 — e 1, e 7 (d 4 :) matt.

A.

S. 1) S beliebig, f 4 — f 3, c 4 — c 3 (d 5 — d 4)
W. 2) S d 3 — c 5 †
S. 2) K e 4 — e 5 (d 3)
W. 3) D d 2 — d 4 matt.

Schachbriefwechsel.

Zur Aufgabe 13 haben wir nachträglich zu bemerken, daß nach 1) D e 8 — d 8, b 6 — b 5 der von uns angegebene Zug 2) a 4 — b 5 : wegen der Entgegnung K d 5 — e 4 ! nicht zum Matt führt, vielmehr durch 2) T c 6 — e 7 zu ersetzen ist.

O. in Neustrelitz. Nr. 11 lösten Sie richtig, Nr. 14 dagegen nicht. Ihre Spielweise 1) K e 1 — e 2 : scheitert an S e 7 — c 6 2) S g 4 — e 3 : S c 6 — e 5!

Lyon (saluto de bienvenue). Lösungen zu 13 und 14 richtig; doch ist Ihre Bezeichnungsweise (zum dritten Teile) sehr umständlich und schwer verständlich.

O. H. in Königsberg i. Pr. Nr. 13 und 14 gleichfalls richtig; die Depeschenweise ist aber etwas zu kurz. Man weiß gar nicht, für welche Gegenzüge Ihre zweiten Züge gelten sollen.

K. M. in Gelsenkirchen. Ihre „Lösung" zu Nr. 14 ist keine. Sie müssen Schwarz nicht bloß die schlechtesten, sondern auch die besten Züge thun lassen, und auch gegen die besten soll Weiß das Matt erzwingen.

Dr. G. in Nordhausen. In Nr. 14 scheitert Ihr Zug 1) K e 1 — e 2 : an der Entgegnung S e 7 — c 6, die das „Matt im dritten Zuge" verhindert. Nr. 13 lösten Sie richtig.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Br. in Nordhorn zu Nr. 11, 12, 13, 14, 15 und 16; Ed. V. in St. zu 12; O. in Sahil zu 12 und 15; V. T. in Fürstenberg (Mecklenburg) zu 13 und 15; J. U. in Dresden zu 13, 14, 15 und 16; O. in Neustrelitz zu Nr. 15.

Notizblätter.

Ausstellungen.

— Der übergroße Andrang zu den Münchener Jahresausstellungen von seiten der Künstlerschaft aller Nationen hat denselben einen Umfang verliehen, der bei ihrer Gründung nicht beabsichtigt gewesen ist und auf die Dauer auch als undurchführbar erscheint. Die Generalversammlung der Genossenschaft hat deshalb einstimmig beschlossen, die Jahresausstellungen wieder auf jenes Maß zu beschränken, wie sie ursprünglich geplant waren und wie das Programm der ersten derselben im Jahre 1889 lautete: „Die eigene Produktion in ihren bedeutendsten Erscheinungen zu vereinigen, wobei zugleich die Beteiligung auswärtiger Künstler mit hervorragenden Werken erhofft und erbeten wird". Die in vierjährigen Perioden sich wiederholenden großen internationalen Kunstausstellungen, welche mit Unterstützung der königlich bayrischen Staatsregierung veranstaltet werden und deren nächste im Jahre 1896 stattfindet, sollen dagegen in möglichster Ausdehnung aufrecht erhalten bleiben und den weitesten Künstlerkreisen Gelegenheit bieten, mit ihrem Schaffen in den Wettstreit der Nationen einzutreten. Die Ausstellung soll am 1. Juni eröffnet werden.

Musik.

— Das unter dem Protektorat des Königs von Württemberg stehende Konservatorium für Musik in Stuttgart hat im vergangenen Herbst 110 Zöglinge aufgenommen und zählt jetzt im ganzen 446 Zöglinge. 141 davon widmen sich der Musik berufsmäßig, und zwar 67 Schüler und 74 Schülerinnen, darunter 32 Nicht-Württemberger. Unter den Zöglingen im allgemeinen sind 277 aus Stuttgart, 61 aus dem übrigen Württemberg, 7 aus Preußen, 7 aus Bayern, 6 aus Baden, 3 aus Elsaß-Lothringen, 1 aus Hamburg, 1 aus Mecklenburg, 1 aus Oldenburg, 2 aus Thüringen, 2 aus Oesterreich-Ungarn, 19 aus der Schweiz, 1 aus Belgien, 1 aus Frankreich, 3 aus Italien, 27 aus Großbritannien und Irland, 1 aus Rußland, 1 aus Schweden und Norwegen, 17 aus Nord-Amerika, 4 aus Süd-Amerika, 2 aus Asien, 1 aus Australien. Der Unterricht wird von 29 Lehrern und 5 Lehrerinnen erteilt, und zwar im laufenden Semester in wöchentlich 691 Stunden.

Litteratur.

— Kaum ein Zweig der Sportübung hat im Laufe der letzten zwanzig bis dreißig Jahre so an Beliebtheit und Ausdehnung gewonnen, als die Alpinistik. Das Bergsteigen ist zu einer wirklichen Kunst ausgebildet worden, welche die höchsten Spitzen und steilsten Wände überwindet; selbst vor den Schrecken des Winters im Hochgebirge scheut der kühne und geübte Bergsteiger nicht mehr zurück; und mit ihm geht der photographische Apparat, um das, was das Auge staunend bewundert, für spätere Zeiten und für die Mitwelt festzuhalten. Als einer der kühnsten und geschicktesten dieser Kletterer war in Fachkreisen Theodor Wundt längst bekannt. Sein Werk: „Die Besteigung des Cimone della Pala" trug seinen Namen auch in das große Publikum hinaus. Jetzt ist ein zweites Werk: „Wanderungen in den Ampezzaner Dolomiten" (Berlin, Raimund Mitscher) von ihm erschienen, das die Aufmerksamkeit jedes Alpenfreundes auf sich lenken wird. Noch nie ist das Hochgebirge — wenn auch nur in einem Teil — so klar und anschaulich geschildert worden, als in diesem schönen Foliobande. Wundt ist nicht nur Bergsteiger, sondern auch ein geistvoller Schriftsteller und vor allem ein sehr geschickter Photograph. In mehr als hundert Bildern werden die Ampezzaner Dolomiten dem Leser vor Augen geführt und vom Gipfel bis zum Fuße lernt dieser die kleine und große Zinne, den Kristallin, den Monte Cristallo, den Piz Popena, die Rothwand, den [illegible], die Tofana, den Monte Pelmo, die Croda da Lago und die [illegible] mit ihren Felsnadeln und Eiswänden im Sommer und im Winter kennen. Der Text ist nur knapp gehalten, aber er sagt alles, was die Bilder noch zu sagen übrig lassen. Er ist zugleich in der Form so frisch und lebendig, daß er nicht nur unterrichtet, sondern auch angenehm unterhält. Das Werk füllt wie wenige eine Lücke in unserer Litteratur aus und erweckt den Wunsch, daß die Walliser Alpen, das Berner Oberland, die Ortler- und Oetz-Gletschergebiete bald eine ähnliche Darstellung finden, wie Wundt sie hier von den Dolomiten gegeben hat. -a-

— Einen sprechenden Beweis für die zunehmenden geistigen Wechselbeziehungen zwischen Italien und Deutschland gibt der Roman „Hermann Raeli" von F. de Roberto (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Während noch bis vor zwanzig Jahren in Deutschland außer dem Decamerone kaum ein anderes Werk der erzählenden Litteratur unseres Nachbarlandes gelesen wurde als Manzonis Verlobte, erscheint jetzt ein junger italienischer Autor, der selbst in seiner Heimat erst eben bekannt wird, auch bereits in deutscher Uebersetzung; und dieser Autor selbst ist so ganz deutsch in seinem Denken und Fühlen, in seiner Geistesbildung, daß man ihn fast für einen Landsmann halten könnte. Auch der Held des Romans, nach welchem dieser betitelt ist, hat bezeichnend genug eine deutsche Mutter, und der Einfluß des deutschen Bluts macht sich überall bei ihm geltend. Er ist Idealist, zum Grübeln geneigt, eine durchaus innerliche Natur. Das Verhängnis will es, daß er nach manchen Enttäuschungen, die ihn nur noch düsterer gemacht und noch mehr verschüchtert haben, ein Mädchen kennen und lieben lernt, das unter einer reinen, ätherischen Erscheinung eine befleckte Vergangenheit verbirgt. Trotzdem Massimiliana seine Liebe erwidert, versagt sie sich ihm, um nicht auch ihn mit dem Fluch ihres Lebens zu belasten; er erfährt, weshalb sie ihn zurückweist, und tötet sich. Der Roman ist durchaus psychologisch, arm an Handlung und starken Effekten, trotzdem fesselt er von der ersten bis zur letzten Zeile auf das lebhafteste und der tragische Schluß wird auch den weniger empfänglichen Leser erschüttern. -4-

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Seitenstück zu Kürschners Reichstag!

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Das preußische Abgeordnetenhaus 1893/1898.

Von

Joseph Kürschner,

Herausgeber des Staats-, Hof- und Kommunal-Handbuchs des Reichs und der Einzelstaaten, sowie des „Neuen Reichstags".

Ein Büchlein kleinsten Formats in origineller Ausstattung, enthaltend:

Porträts und Biographien der Mitglieder des preußischen Abgeordnetenhauses, sowie Nachrichten über die Verfassung, die Geschäftsordnung, Bureaux etc. etc., statistische Zusammenstellungen über Alter, Beruf, Konfession, Parteiangehörigkeit der Abgeordneten, das neue Wahlgesetz, Register etc. etc.

Preis solid geheftet in schwarz-weißem Umschlag nur 30 Pfennig.

Auch dieses Buch zerfällt, wie der „Neue Reichstag", in einen allgemeinen und einen biographischen Teil; der erstere enthält außer Angaben über die Verfassung, Geschäftsordnung, statistischen Notizen der verschiedensten Art, auch das neue Wahlgesetz, das jetzt so häufig citiert wird und trotzdem Vielen in seinen einzelnen Bestimmungen gar nicht bekannt ist; der zweite Teil umfaßt die Biographien und Porträts der Abgeordneten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Statt Pepton! — Statt Leberthran! — Statt Eisen!

Dr. med. Hommel's Hämatogen

(Haemoglobinum depurat. sterilisat. liquidum).

Ein neues, vollkommenes blutbildendes Nähr- und Kräftigungsmittel für Kinder und Erwachsene.

Wir geben nachstehend eine Anzahl ärztlicher Gutachten wieder, welche wir der besseren Uebersicht halber schematisch geordnet haben. Ueber die Wirkung von Dr. med. Hommel's Hämatogen bei

Blutarmut, Bleichsucht, Nervenschwäche (Neurasthenie), Migräne.

Herr Prof. Dr. Kraus in Leipzig: „Das Hämatogen hat sich bei zwei an Blutarmut leidenden Damen und an vier jüngeren Mädchen meiner Klinik als **kräftigend und leicht verdaulich bewährt.**"

Herr Geheimrat Prof. Dr. Victor Meyer in Heidelberg: „Ihr Hämatogen hat in meiner Familie **bei Bleichsucht sehr gut gewirkt.**"

Herr Prof. Dr. Goldzieher, Chefarzt des [illegible] in Budapest: „Bestätige Ihnen mit Vergnügen, daß Ihr Präparat sich in allen [illegible]"

Herr Dr. Lewy, Redakteur des „Medico" in Berlin: „Die Erfolge mit Dr. Hommel's Hämatogen haben mich durchaus befriedigt. **In einigen Fällen von Bleichsucht war die Wirkung eklatant.**"

Herr Dr. Meyer in Ratenburg a/S.: „Dr. Hommel's Hämatogen wandte ich bei einer jungen Dame an, die seit **mehreren Monaten** allen **gewohnten Mitteln trotzender hochgradiger Bleichsucht** litt. Der Erfolg war ein **geradezu ungewöhnlicher. Alle Beschwerden schwanden in kurzer Zeit,** [illegible] **blühendes Aussehen** [illegible] **vollkommen geheilt.** [illegible] bei Chlorose **jetzt nur noch Ihr Präparat** [illegible]."

Herr Dr. Rosenfeld in Berlin: „Bei einem sehr herabgekommenen Patienten, [illegible] **daß er seinem Berufe,** [illegible] **wieder versehen konnte.**"

Herr Dr. Heldgen in Freilingen: „Von dem in Ihrem Laboratorium hergestellten Dr. Hommel's Hämatogen **kann ich nur Ausgezeichnetes** berichten. Ich behandelte damit eine Patientin, welche schon lange an starker Bleichsucht litt [illegible] **Ihr Hämatogen leistete geradezu Erstaunliches.** [illegible] und das **subjektive Befinden war so vorzüglich, daß Patientin sich für vollständig gesund hielt.**"

Herr Dr. Erdmann in Charlottenburg: „Von der vortrefflichen Wirkung Dr. Hommel's Hämatogen habe ich mich in meiner eigenen Familie überzeugt [illegible] **ihren früheren Appetit u. ihre frühere Frische völlig wieder erlangt hat.**"

Appetitlosigkeit, schlechter Verdauung, Magen- und Darmkatarrh etc.

Herr Dr. Arno Kräfte, Redakteur der Aerztl. Rundschau in München: „**Die Wirkung insbesondere auf Steigerung des Appetits war in allen sechs Fällen eine überraschende.**"

Herr Stabsarzt Dr. Klein in Liebenthal: „Dr. Hommel's Hämatogen hat sich bei **meiner Frau, deren Verdauung gänzlich darniederlag, vortrefflich** bewährt."

Herr Stabsarzt Dr. Lang in Kempten: „Mit Dr. Hommel's Hämatogen habe ich sehr günstige Erfolge erzielt [illegible] in einem Falle von **hochgradiger Blutarmut mit vollkommen darniederliegender Verdauung und Erbrechen** ic. **vorzüglich,** [illegible]"

Herr Geheimer Sanitätsrat Dr. Jaschkewitz in Berlin: „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß Ihr Hämatogen [illegible] **schwächlichen Magen Erwachsener und dem ganz junger Kinder sehr gut vertragen wird, eine Eigenschaft, die sehr hoch zu schätzen ist.**"

Herr Dr. Mumm in Süderau: „Dr. Hommel's Hämatogen hat bei einem an **Appetitlosigkeit leidenden Knaben** von 8 Jahren seine **wunderbare Wirkung** schon am zweiten Tage nach Gebrauch bewährt."

Herr Dr. Pawlowsky in Friedrichshof: „Mit Dr. Hommel's Hämatogen habe ich bei einem [illegible] Kinde, das seit Wochen an **gänzlichem Appetitmangel** litt [illegible] einen so **eklatanten Erfolg** erzielt, daß [illegible]"

Lungenleiden, Herzleiden.

Herr Dr. Schultz in Hamburg: „Dr. Hommel's Hämatogen ist mir [illegible] **vorzüglich bekommen.**"

Herr Dr. [illegible] in [illegible] a/Taunus: [illegible] **Bei beginnender Lungentuberkulose,** [illegible] **Ausgezeichnete Resultate** sah ich bei Kindern, bei denen in Folge von [illegible]"

Herr Dr. [illegible] in St. Goarshausen: „Der Erfolg mit Dr. Hommel's Hämatogen [illegible]"

Herr Dr. Herfarth in Glogau: [illegible] **selbst erprobt,** [illegible] **Katarrhs** [illegible] **kann dessen appetitanregende Wirkung nur rühmend anerkennen.**"

Herr Dr. Nicolai in Greußen i. Thür.: „In einem Falle von **Lungenschwindsucht,** [illegible] **überraschend gute Dienste** geleistet."

Herr Dr. Schumann in [illegible]: [illegible] **chronischem Herzleiden** [illegible] und **konnte in kurzer Zeit eine nicht unerhebliche Zunahme des Körpergewichts konstatiert werden.**"

Herr Dr. [illegible] in [illegible]: „Dr. Hommel's Hämatogen [illegible] **mit sehr günstigem Erfolge. Das Fieber verschwand schon nach einigen Tagen, der Kleine bekam sichtbar Farbe, aß wieder tüchtig, hustete kräftiger und erholte sich zusehends, so daß er heute als vollkommen wiederhergestellt gelten kann.**"

Herr Dr. [illegible] in **Hannover:** [illegible] **das Allgemeinbefinden entschieden gebessert.**"

Kinderkrankheiten.

Herr Dr. Bierbach in Berlin: „Geradezu **staunenswert waren die Erfolge in der Säuglingspraxis, wo schwere Fälle von Pädatrophie** in wenigen Wochen beseitigt, **Schwächezustände nach schweren Krankheiten** behoben wurden und überhaupt die **Ernährung im allgemeinen im besten Sinne sich beeinflußt** zeigte."

Herr Dr. Hüttner in [illegible]: „Mit der Wirkung von Dr. Hommel's Hämatogen bin ich sehr zufrieden. Ich gab es einem **sehr blutarmen Mädchen mit hochgradigen skrofulösen Halsdrüsenschwellungen** [illegible]"

Herr Dr. Wolff in Karlsruhe: „Ihr Hämatogen habe ich **mit sehr gutem Erfolg** bei einem ganz herabgekommenen Kinde angewendet. **Das Kind hat innerhalb 8 Tagen um 340 Gramm zugenommen.**"

Herr Dr. Denker, Kinderarzt in Hamburg: „Mit Dr. Hommel's Hämatogen habe ich in einem Falle von **schwerer Rhachitis einen durchschlagenden Erfolg** gesehen."

Herr Dr. [illegible]: „Ich habe mit Ihrem Hämatogen in einem Falle von **skrofulöser Augenentzündung,** [illegible] **glänzende Resultate** bei einem Kinde erzielt."

Herr Dr. [illegible] in Berlin: „Ihr Hämatogen hat in **einem Falle von hartnäckiger Rhachitis** bei einem **zweijährigen Kinde vortrefflich** gewirkt. [illegible]"

Herr Dr. [illegible]: [illegible] **4 Monate alten atrophischen Kinde** [illegible] **Der Erfolg war ein ausgezeichneter.** [illegible] **Der Appetit ist ausgezeichnet, vorher vorhandenes Erbrechen hat gänzlich aufgehört.**"

Herr Dr. Hermann in Potsdam: „Ich habe Dr. Hommel's Hämatogen [illegible] bei Kindern von 1 bis 6 Jahren [illegible] **Ich bin so sehr mit dem Mittel zufrieden,** [illegible] bei den betreffenden Krankheiten kein **anderes** [illegible]"

Prospekte mit Hunderten von nur ärztlichen Gutachten gratis und franko.

Preis per Flasche Mark 3.—. Depôts in allen Apotheken, wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns. (Bei 2 Flaschen Porto und Verpackung frei.)

NICOLAY & CO., Chemisch-pharmaceutisches Laboratorium, HANAU.

Briefmappe.

Mademoiselle B. in Paris, Rue de Ponthieu. Die Damen Werner [illegible] haben in früherer Zeit zu unseren Mitarbeiterinnen gezählt, [illegible] die Schriftstellerin, welche zur Zeit Romane bei uns veröffentlichen. [illegible] den Durchsicht einiger der letzten Jahrgänge Aufschluß.

E. Z. in Budapest. Dankend abgelehnt.

[illegible] in Ragaz. Die Urkunden sind in der von Ihnen gewünschten Art [illegible], doch kann Ihnen nähere Auskunft darüber nur ein Sachverständiger geben. Wenden Sie sich an einen solchen, etwa Architekt Dr. [illegible] in [illegible].

A. E. N. O. W. Cigarrenabschnitte werden, [illegible] zu wohlthätigen Zwecken gesammelt werden [illegible], von einzelnen Tabakfabriken erworben. [illegible] der Wohlthätigkeit und nicht um ein Geschäft zu handeln. Für verbrauchte Postwertzeichen gibt es eigene Handlungen, zu verwerten [illegible].

Gymnasialdirektor B. in C. Sie irren sich, die in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, erschienene billige deutsche Shakespeare-Ausgabe ist [illegible], sondern enthält, von Professor Oechelhäuser im Auftrage der deutschen Shakespeare-Gesellschaft herausgegeben, den unverfälschten Schlegel-Tieck'schen Text. Diese Ausgabe darf mit Recht als die „Vulgata" des deutschen Shakespeare-Textes angesehen werden und empfiehlt sich wie keine andere zur Verbreitung in Schülerkreisen, zumal der beispiellos billige Preis — 3 M für den durch ausgezeichnete und elegant gebundene Exemplar — in der Anschaffung kaum ein Hinderniß entgegenstellen dürfte.

[illegible] in München. Nach den neuesten Untersuchungen (vergl. Seyler, Geschichte der Heraldik, E. Bucht) ist der Ursprung des Wappenwesens in die Zeit um 1150 zu setzen. Als ältestes Siegel mit Wappenbildern gibt [illegible] an: Das des Herzogs Berthold IV. von Zähringen vom Jahre 1152; das des Grafen Arnold von Lenzburg vom Jahre 1156; das des Grafen [illegible] von [illegible] vom Jahre 1163; des Grafen Emich von Leiningen vom Jahre 1165. Der älteste bekannte Helmschmuck ist der des Königs Richard I. von England, 1187—99. Diese Notizen wie alles übrige, was Sie zu wissen wünschen, haben Sie in A. M. Hildebrandts „Wappenfibel" (Frankfurt a. M., Heinrich Keller). Das Werkchen enthält in gedrängter Kürze eine Darstellung des gesamten Wappenwesens und zeichnet sich durch absolute Zuverlässigkeit aus.

Herrn B. v. Hdg. in E. (Moravia). Versuchen Sie sich mit dem „Reichsfortschritt" (Berlin, Julius Springer), das Ihnen auf den gestellten Aufgaben durch Tabellen gute Dienste leisten wird. Sie können danach bequem Ihre Route zusammenstellen und sich auf die Genauigkeit der Angaben verlassen.

Richtige Lösungen sandten ein: „Kompaß und Sternzelt" in Hamburg. „Nord und Süd" in Hamburg. „Die Kitte Alte" in Hamburg. Fr. Keller in Wien (3). Antonie [illegible] in [illegible]. A. v. [illegible] in Budapest (4). Otto [illegible] in Ohlau in Schlesien. [illegible] in Aachen (2). Clemens [illegible] in [illegible] (2). [illegible] in [illegible]. Adele Hoffmann in Krefeld (3). A. B. im Chalet Viktoria in der Schweiz (3). I. Graf von [illegible] auf Schloß [illegible] in Tirol (2). Maria R. R. in Tiflis (3). „Marie Magdalena" in Odessa (3). „Makaria" in Kairo (3).

Gesundheitspflege.

Frau Oberförster Gr. in Paderborn. 1. Ohne persönliche Untersuchung läßt sich in diesem Falle kein Rat erteilen. 2. Bei Neigung zu Fettsucht sind besonders mehl- und zuckerhaltige Speisen und Getränke zu vermeiden: Mehlspeisen, Kartoffeln, Kuchen, Puddings, Torten, Konditorwaaren, süße Saucen, alkoholische Getränke, zu viel Fett und Milch. [illegible] und gekocht genossen werden; von Gemüsen sind Spargeln, Blumenkohl, Rosenkohl, grüne Salate, von Fleisch alle Arten erlaubt. Suppe dagegen nur wenig. 3. [illegible] 4. Derartige Einreibungen sind zu empfehlen. Dr. [illegible].

Inhalts-Uebersicht.

Text: Erzählungen eines Effendi, von Rudolf Lindau. Fortsetzung. — Spruch, von Alb. Roderich. — Schweizer Wetterstich. — Im Kuchen am Stephanstor, von Alex Braun. — Ein Meisterwerk deutscher Schiffbaukunst, von Dr. [illegible]. — Sonntagmorgen-Andacht am Starnbergersee, von R. B. — Haus von Bülow, von -h-. — Unmöglich, von Ernst Eckstein. — Im Charlottenburger Mausoleum, von G. B. — Die Heldinger, von C. von Zeitzen. Fortsetzung. — Theodor Billroth. — Alte Mädchen, von H. v. R. — Friedrich Spielhagen, Gedicht von A. Gerhardt. — Bühne. — Dr. Emanuel Herrmann. — Preisräthsel-Ergebnisse. — Die Wedigen der Naturvölker, von Dr. A. N. — Für müßige Stunden: Rösselrätsel; Dreisilbige Charade; Auflösung der Rätselaufgaben Seite 443. — Schach. — Kompläsner. — Literatur. — Briefmappe.

Illustrationen: A. Hausberg: Schweizer Wetterstich. — C. Heinisch: Wenn und Wenden. — Ein Meisterwerk deutscher Schiffbaukunst, mit drei Abbildungen. — Bildnis von Hans von Bülow. — Im Charlottenburger Mausoleum. Entwurf für die Denkmäler Kaiser Wilhelms I. und der Kaiserin Augusta, modelliert von Professor Erdmann Encke. — Bildnis von Theodor Billroth. — R. Schultheiß: Sonntagmorgen-Andacht am Starnbergersee. — Gerda, die Tochter Emin Paschas. — Alte Mädchen. — Bildnis von Dr. Emanuel Herrmann. — Weibliche der Naturvölker, mit sieben Abbildungen. — Die Zukunft des Zweirads, Originalzeichnungen von E. Schlittgen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11).
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße [illegible]);
Budapest: Moritz Hecht (V. [illegible] 5).

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

NORDDEUTSCHER LLOYD

Schnelldampferfahrten nach Newyork von Bremen Dienstags u. Samstags, von Southampton Mittwochs und Sonntags, von Genua via Gibraltar [illegible]
Postdampferfahrten nach Baltimore von Bremen jeden Donnerstag
nach Südamerika von Bremen jeden Sonntag, von Antwerpen jeden Mittwoch
Reichs-Postdampferfahrten nach Ostasien von Bremen über Antwerpen, Southampton, Genua, Neapel alle vier Wochen, Mittwochs.
nach Australien von Bremen über Antwerpen, Southampton, Genua, Neapel alle vier Wochen, Mittwochs
Nähere Auskunft erteilt Norddeutscher Lloyd, Bremen.
BREMEN

DER GUTE TON

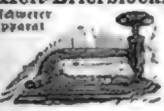
in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben von *Franz Ebhardt*. 12. verb. Aufl. Prachtwerk in 8°, Gedr. in 2 Farb. a. Velinpap. m. viel. Vign. 47 Bog. eleg. geb. m. Goldschn. 10 Mk.
II. Teil. Unserer Frauen Leben. 3. verb. Aufl. 30 Bog. geb. 6 Mk.
Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt portofrei v. Verl. JULIUS KLINKHARDT in Leipzig u. Berlin W.

BERLIN W., Zietenstrasse 22.
[illegible]
Militär-Pädagogium
von
Dir. Dr. Fischer,
[illegible] Jahre 1. Lehrer des verstorbenen Dr. Killisch, [illegible]

Höheres Handels-Institut
Villa Longchamp, Ouchy, Lausanne.
Moderne Sprachen, Franz., Engl., Ital., [illegible] Dr. Georgens, Dir.

Springbrunnen, Bekrönungen und Garten-Figuren, **Denkmäler!** A.-G. Schäffer & Walcker, Berlin SW., Lindenstraße 18.

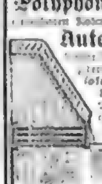
Illustr. Briefmarken-Journal. [illegible] Gebrüder Senf, Leipzig.

[illegible]sch's Heft-Briefblock. Briefbeschwerer [illegible] Heftapparat [illegible]

[illegible] Lasch & Co., Leipzig. [illegible] Drahtheftmaschinen und Drahtklammern [illegible]

Kalte Füße
und viele andere körperliche Leiden werden durch den Gebrauch meiner galvanischen elektrischen Stiefel-Einlegesohlen D. R. Pat. [illegible]
Schwerin i. Mecklbg. **Hermann Eichler,** Hofschuhmacher Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin u. Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Hessen u. bei Rhein.

Reine Schäferhunde
(beste deutsche Hunderasse).
[illegible] Offerten unter P. 6660 an Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 erbeten.

Besser eingemachte, delikate
Spargel, Erbsen, Bohnen,
[illegible]
Goebel & Co.,
Konservenfabr. Braunschweig-[illegible] [illegible]

Polyphon, [illegible]
Autoharp, (oder Wanderzither) [illegible]

A. Zuleger, Leipzig. Gegründet 1870.

[illegible]olf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
[illegible] schwarze, weisse und farbige [illegible] jed. Art v. 65 Pf. bis M. [illegible] p. meter. Muster franko.
Schwarze Seidenstoffe
[illegible]

☞ NEUHEIT! ☜

Nr. 1881 Brosche 800 f. Silber vergoldet M 11.— Nachliefertbar m. [illegible]
Versand gegen Nachnahme oder vorherige Barsendung, auch Marken. Illustr. Prachtkatalog [illegible] gratis u. franko.
Carl Holl in Cannstatt, Goldwarenfabrik.

Beste u. billigste Bezugsquelle!
MUSIK Instrumente
Jul. Heinr. Zimmermann, Musik-Export, Leipzig. Illustrierte Preisliste gratis.

Neuerdings erscheint
Die Modenwelt
ohne Preis-Erhöhung in jährlich 24 reich illustrierten Nummern von je 12, statt bisher 8 Seiten, nebst 12 großen farbigen Moden-Panoramen mit gegen 100 Figuren und 14 Beilagen mit etwa 240 Schnittmustern.
Vierteljährlich 1 M. 25 Pf. = 75 Kr.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Katalog Nr. 4252). Probe-Nummern in den Buchhandlungen gratis, wie auch bei den Expeditionen
Berlin W. 35. — Wien I, Operng. 3.
Gegründet 1865.

Paulinum
Pensionat des Rauhen Hauses. Horn-Hamburg.
[illegible]
Direktor Wichern.

Fabrik geruchloser
Torfmull-Closets.
Anerkannt bestes System.
Carl Fischer, Bremen.
[illegible]

Zweimal prämiirt mit ersten Preisen.
Violinen,

sowie alle sonst. Streichinstrumente. [illegible] **Zithern** in allen Formen, Guitarren u. [illegible]
Gebrüder Wolff, Instrumenten-Fabrik, Kreuznach.

Hierdurch gestattet sich der Unterzeichnete Ihre Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, daß der „Allgemeine Verein für Deutsche Litteratur" gegenwärtig folgende hochinteressante neue Werke erscheinen läßt, die an die Vereinsmitglieder, elegant gebunden, zu einem bedeutend ermäßigten Preise franko geliefert werden.

An indischen Fürstenhöfen. Von Otto E. Ehlers. 2 Bde. 7[illegible] Seiten. Eleg. geb. Ladenpreis 14 Mk. Für Vereinsmitglieder 9 Mk.	**Im Sattel durch Indo-China** Von Otto E. Ehlers. 2 Bde. Eleg. geb. Ladenpreis ca. 14 Mk. Für Vereinsmitglieder 9 Mk.
Mein Leben u. mein Wandern. Von H. Brugsch-Pascha. 400 Seiten. Eleg. geb. Ladenpreis 7 Mk. Für Vereinsmitglieder 4,50 Mk.	**Aus meinem Leben.** Von Eduard Hanslick. 2 Bde. Eleg. geb. Ladenpreis ca. 14 Mk. Für Vereinsmitglieder 9 Mk.

Mit Rücksicht darauf, daß vorstehend angeführte Werke, wie alle Vereinsbände, an die Vereinsmitglieder zu einem so niedrigen Preise abgegeben werden, daß ferner der Beitritt in den „Allgemeinen Verein für Deutsche Litteratur" — ohne jedes Eintrittsgeld — zu jeder Zeit erfolgen kann, daß die Verpflichtung zur Mitgliedschaft sich nur auf eine Serie von 4 Bänden erstreckt, und überdies jedes nicht konvenierende Werk ohne Nachzahlung gegen eine der früher erschienenen 70 Vereinspublikationen umgetauscht werden kann, glaubt die Vereinsleitung jedem Gebildeten den Beitritt in den Verein warm empfehlen zu können.

☞ Ausführliche Prospekte mit Statut und Verzeichnis der bisher erschienenen Werke stehen jedem Interessenten gratis und franko zu Diensten. ☜

Berlin W., Steglitzerstraße 90. **Allgem. Verein für Deutsche Litteratur.** Dr. Hermann Paetel.

Blutarme schwache nervöse Personen [illegible] Dr. Lorenzoni's Eisenpulver versuchen. Glänzend bewährt seit 28 Jahren, ist es das vorzüglichste Kräftigungsmittel, stärkt die Nerven, regelt die Blutzirkulation, schafft Appetit und Wohlbefinden [illegible] Grosser Erfolg nach 3 Schacht. Allein echt: Kgl. pr. Apotheke z. weiss. Schwan, Berlin, Spandauerstr. 77.

Hübsche Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen. Preiskourant mit 1000 Abbildungen, auch über Werkzeug u. Materialien, 50 Pfg. Briefmarken. Mey & Widmayer in München.

Accord-Zithern
mit mehr als 6 Accorden [illegible]
Peter Renk, Leipzig.
[illegible]

Centralheizungen,
Gas- und Wasserleitungen
fertigt seit 27 Jahren
Hermann Liebold, Dresden,
[illegible]
— Wasserversorgung ganzer Städte. —

☞ Billigste Bezugsquelle für ☜
Teppiche
[illegible] Teppiche, Prachtexemplare, à 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Prachtkatalog gratis. Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre,** BERLIN S., Oranienstr. 158.

Interessante Bücher etc. etc.
viele hervorragende Neuheiten. Neuen Katalog 20 Pf. 25 Mitth. 10 Pf. Grosser Rabatt. Grössten, ältesten und reellsten Geschäft. Appy & Co., Buchh., Amsterdam.

Versand-Geschäft
MEY & EDLICH
Königl. Sächs. Hoflieferanten
LEIPZIG-PLAGWITZ.

Der Frühjahrs-Katalog
ist erschienen
und wird auf Verlangen portofrei zugesandt.

Alle Aufträge über M. 20.— werden portofrei ausgeführt.
Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen.

Konfirmationsgeschenk!
Vater Unser
in Bildern von Paul Thumann.
Für Protestanten (I. Aufl.):
Mit einer Dichtung von Martin Luther.
Für Katholiken (3. Aufl.):
Mit einer Dichtung von F. W. Weber.
Verlag von Adolf Titze in Leipzig.

N° 4711
Angenehmstes u. wirksamstes Mittel zur Erfrischung u. Reinigung der Zimmerluft.

EAU DE COLOGNE
(Blau-Gold-Etiquette)
von
Ferd. Mülhens, Köln.
Anerkannt als die
Beste Marke.
Vorräthig in fast allen feineren Parfümerie-Geschäften.

Tafelwasser I. Ranges
Natürlicher Sauerbrunnen
JUVENTA
Mehrfach prämiirt
zuletzt auf der Weltausstellung in Chicago 1893
Vertreter für Export:
NELSON & MORITZ, HAMBURG.
Vertreter gesucht, wo kein Depôt.
HITZACKER BRUNNENVERWALTUNG, HITZACKER, (Provinz Hannover).

Locarno Lago Maggiore
(direkte Wagenverbindungen)
die allernächste und allerbeste **Winterstation.**
Von allen medic. Autoritäten u. speziell vom Kgl. Bayr. Med.-Rat Herrn Univ.-Prof. Dr. A. v. Martin proklamirt: Das vorzüglichste Herbst-, Winter- u. Frühlingsklima Europas.

Der Verkehrsverein von Locarno.

HOFMANN's
Haarwellen.
Nadeln

Mode-Frisur.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Dr. Cléry

IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.

Heilanstalt für
Hautkrankheiten.
Leipzig-Lindenau, Dr. med. Ihle.

Automat. Kistenöffner.
H. Hommel in Mainz.

Zimmer-Closets
von 14 M. an i. d. Fabrik von
Kosch & Teichmann,
Berlin S.,
Prinzen-Strasse 43.
Preisliste kostenfrei.

Berlin, Hamburg, Dresden
Patente
Dr. J. Schanz & Co.
Vergünstigungen

PATENTE
RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur
in GÖRLITZ.

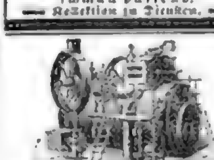
Neueste, beste & billigste
KLAVIERSCHULE
WOHLFAHRT
118 Seiten, Prachtausgabe
Mk 3, gebunden 4,50
VIOLINSCHULE
HOHMANN-HEIM
164 Seiten, Prachtausgabe
Mk 3, gebunden 4,50
Verlag P. J. Tonger, Köln.

Trotz erhöhter Branntweinsteuer
noch zu alten Preisen.

Die Klosterbrennerei
in Kloster Walkenried
bei Nordhausen a. Harz.

Eisenwerk Joly Wittenberg
Feuersichere patent
Treppen mit Holz oder Marmorbelag
Hauptreppen
Wendeltreppen.

Die
Aachener Tuchindustrie
Aachen
zu Fabrikpreisen



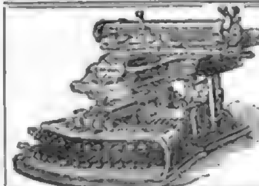
R. WOLF
Magdeburg-Buckau.
Bedeutendste Locomobil-Fabrik Deutschlands.
Locomobilen
von 4—200 Pferdekraft für
Landwirthschaft
und jegliche Betriebe der
Klein- und Gross-Industrie.
WOLF'sche Locomobilen siegten auf allen deutschen Locomobil-Concurrenzen.

Kolossaler Ulk für Herren!
Verlängerungs-Nasen
mit Brille!

Schiel-Pincenez
Beide Gegenstände liefere ich gegen Einsendung von M. 1,10 in Briefmarken franko in Carton.
H. C. L. Schneider, Berlin.

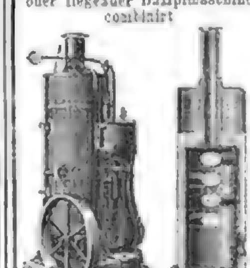
---

100 seltene Briefmarken
50 Pf. E. Hayn, Naumburg (Saale).



The „Crandall"
beste und billigste aller
Klaviatur-
Schnellschreibmaschinen.
Preis M. 300.—
Crandall Machine Co. of U. S.
Europäische Filiale:
Amsterdam, Keizersgracht 302.
Wiederverkäufer gesucht!

Stehende geschweisste
Querrohrkessel,
allein und mit stehender
oder liegender Dampfmaschine
combinirt



MENCK & HAMBROCK,
ALTONA-HAMBURG.

Violet PARIS
Pflege der Haut. Schönheit des Teints:
ROYAL THRIDACE SEIFE
VELOUTINE SEIFE
zu haben in allen Parfümerie- u. Coiffeurgeschäften

Stuttgart.
Neues Tagblatt.
Das verbreitetste Blatt Württembergs
Tägliche Auflage **32,000** Exemplare.

Patent-Springfeder-Matratzen
von
Westphal & Reinhold
BERLIN SO., Rungestrasse 30.
Anfertigung in jeder Grösse.

Jede Garantie wird gewährt.
Anerkannt die besten u. billigsten im Gebrauch!
Wer sich davon abraten lässt, schädigt sich selbst.
Wo keine Niederlagen, direkter Versand ab Berlin.

Ueber Land und Meer.

71. Band.
Sechsundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Kaiser und Bismarck. Originalzeichnung von Th. Volz.

Erzählungen eines Effendi.

Von

Rudolf Lindau.

(Schluß)

Der Ritt nach Bagdad, den ich in Gesellschaft Manßurs und dessen Sohnes Soliman, sowie einiger fünfzig Reiter, der Leibgarde Manßurs, in verhältnismäßig kurzer Zeit zurücklegte, verlief ohne bemerkenswerten Zwischenfall. Wir hatten die schwerfälligen Lastiere mit den Zelten zurückgelassen und lagerten des Nachts unter freiem Himmel; aber das Wetter war milde, und ich schlief nach des Tages Anstrengung unter der sternbesäten Decke des südlichen Himmels so sanft und fest, wie ich je in weichem Bett unter einem Dach geruht habe. Die Nächte waren von großer Schönheit und die vollständige Stille auf viele Meilen rings umher, die erst gegen Morgen durch das leise Wiehern einiger der Pferde unterbrochen wurde, hatte etwas eigentümlich Erquickendes. Nachtruhe in der Wüste! Das läßt sich nicht beschreiben und ich begreife jetzt wohl die Geringschätzung des Beduinen für den „Badi“, den Stadtbewohner, der die schönste Hälfte des Lebens, die wahre Ruhe der Nacht, wenn nur die Sterne am Himmel Wache halten, nicht genießen kann.

Der Gouverneur von Bagdad, der durch meine schriftlichen Berichte von der Lage der Dinge, südlich und westlich von Bagdad, unterrichtet war, hatte nur auf Manßurs und meine Ankunft gewartet, um seine kleine Armee, die aus zweitausend Fußsoldaten und den von ihm angeworbenen zweihundertundfünfzig Tteifchenreitern bestand, mit den Hilfstruppen zu vereinigen. Alles war bereits marschbereit, als wir uns bei ihm meldeten, und wenige Tage später verließen wir die Hauptstadt des Wilajet, um mit den Munteffiks an einem vorher bestimmten Sammelplatz zusammenzutreffen. Manßur und ich befanden uns nun im Generalstabe des Pascha. Ich hatte selbstverständlich die Beduinenkleider, die ich auf dem Marsche von Sukkeschineh bis Bagdad getragen, wieder abgelegt.

Unser Weg führte durch ein ödes Land, dessen Einförmigkeit nur hie und da durch die großen Kanäle, Harks genannt, unterbrochen war.

Diese Wasserstraßen, ohne die ein großer Teil Mesopotamiens verdorren müßte, geben der Landschaft einen eigentümlichen Charakter, da sie dem Auge zunächst in Gestalt unübersehbar langer, regelmäßiger Doppelmauern aus Sand sichtbar werden. Wenn man sie auf der Landkarte verzeichnet sieht, so nehmen sie sich dort wie Zuflüsse des Euphrat oder des Tigris aus, aber thatsächlich werden sie von diesen Strömen, in die sie zu münden scheinen, gespeist und verschwinden nach längerem oder kürzerem Laufe im Sande der Wüste. Viele von ihnen sind uralt; andere stammen aus jüngster Zeit, alle werden, ohne daß es besonderer Befehle der Regierung bedürfe, sorgfältig unterhalten, denn ihr Bestehen ist eine Lebensfrage für die Araber, die in ihrer Nähe wohnen. Im Sommer sind diese Kanäle häufig ausgetrocknet, aber sobald der Euphrat und der Tigris eine gewisse Höhe erreichen, werden durch die Harks große Wassermassen bis weit in das Innere der Wüste geleitet.

Die Unterhaltung der Harks in gutem Zustande erfordert mühselige und häufige Arbeiten. Diese Kanäle sind nämlich fortwährend der Gefahr der Versandung ausgesetzt und müssen deshalb unausgesetzt überwacht und gereinigt werden. Die ausgebaggerten Sand- und Schlammmassen werden an die Ufer geworfen, und dort haben sich auf diese Weise im Laufe der Zeit — der Jahrhunderte bei den alten Kanälen, wie zum Beispiel der Harun-el-Harks, der von Harun al Raschid erbaut worden ist — zwei mit dem Hark gleichgerichtet laufende Mauern oder vielmehr ganz regelmäßige Hügelreihen gebildet, die in einzelnen Fällen eine Höhe von zwanzig Fuß und darüber erreichen. Diese beiden Sandmauern, die von großer Festigkeit sind, bilden, mit dem Kanal in der Mitte, einen Sattel, der fast in allen Fällen, auch bei verhältnismäßig neuen Harks, tief genug ist, um die flache Ebene, die er durchschneidet, derart in zwei Teile zu trennen, daß die, die sich dem Hark von der einen Seite nähern, erst im letzten Augenblick, das heißt nachdem sie den ersten Sandhügel erklommen haben, sehen können, was auf der andern Seite vorgeht. Die Harks spielen deshalb auch eine nicht unwichtige Rolle bei den „Gazwat“, den kleinen Kriegen, die sich die arabischen Stämme unter einander liefern.

Unsere Armee marschirte in südwestlicher Richtung von Bagdad auf Babylon und Hilleh zu. Ich hielt mich während des Marsches gewöhnlich in der Nähe Manßurs, nicht nur, weil ich auf Befehl des Paschas darauf zu achten hatte, daß die Wünsche des Scheichs stets möglichste Berücksichtigung fänden, so daß ich gewissermaßen der persönliche Adjutant Manßurs war, sondern auch, weil der Beduinenhäuptling, in dessen Zelt ich gerastet, in mir einen Freund erblickte, während er den anderen Mitgliedern des Generalstabes mit förmlicher Zurückhaltung gegenüberstand. So kam es, daß wir zwei uns bei dem sichern Marsche in der weiten, öden Ebene auf größere Entfernungen von der marschirenden Truppe trennen konnten.

Eines Tages näherten wir uns in dieser Weise einem zwischen hohen Hügeln eingeschlossenen Hark. Unsere Pferde erklommen die steile Anhöhe wie die Ziegen. Ich ritt neben Manßur. Plötzlich, in dem Augenblick, als wir auf dem Rücken des Hügels angekommen waren, hielt Manßur sein Pferd kurz an. Ich that ein Gleiches, und da erblickte ich, etwa zwanzig Fuß unter uns, auf dem jenseitigen Ufer des ausgetrockneten Harks, in einer Entfernung von höchstens fünfzig Schritt, eine Truppe Bewaffneter, die unser Kommen seit langer Zeit erspäht haben mochten und die uns nun, die Flinten auf die Stelle gerichtet, wo wir von der entgegengesetzten Seite des Hügels auftauchen waren, erwarteten. Es waren Aufständische; wohl ihrer vierzig an der Zahl, wild aussehende, kriegerische Männer, viel mehr Räubern als Soldaten gleichend, und mein erster Gedanke, als ich sie erblickte, war, Kehrt zu machen; denn ein Kampf gegen die zwanzigfache Uebermacht hätte keinen andern Ausgang als unsern Tod haben können. Ehe die Aufständischen aber den tiefen sandigen Hark überschritten und den Hügel erklommen hatten, auf dem wir standen, konnten wir längst in der Ebene sein und bereits weit genug, um nichts mehr von ihren Flinten zu fürchten zu haben.

Aber der Scheich dachte nicht an Flucht. Er richtete sich, in den Steigbügeln stehend, hoch über dem Sattel empor, und, den rechten Arm mit gebieterischer Geberde ausstreckend, rief er mit lauter, fester Stimme:

„Halt, Moslemin! Habt Geduld und erfahrt, wer vor euch steht ... Ich bin Manßur, der Sohn Essads, Sohnes Omars, des Sohnes Alis, Sohnes Abdullahs, des Sohnes Etrems —“ und nun folgte eine weitere, lange Aufzählung von Namen, von denen ein jeder feierlich ausgerufen wurde, gleichsam als sollten die Ahnen und Urahnen des alten Scheichs zum Schutze ihres bedrängten Enkels herbeibeschworen werden — nach einem Namen endlich machte Manßur eine längere Pause und dann, dröhnender Stimme, die ausgestreckte Hand drohend schüttelnd, rief er: „der aber war der Sohn Mohammeds, des Propheten! Gepriesen sei er in Ewigkeit!“

Die Aufständischen zauderten noch etwa eine halbe Minute — die Gewehre hatten sie schon vorher gesenkt — dann wandten sich einige und schlichen, sich duckend, heimlich davon; bald folgten diesen die übrigen, aber schon laufend und gleich darauf jagten sie alle, wie von einem mächtigen Feinde geschlagen und verfolgt, in wilder Flucht davon und verschwanden in dem engen, krummen Wege des ausgetrockneten Harks, feigen Raubtieren gleich, die in ihre dunklen Höhlen zurückgetrieben worden sind.

Manßur sah ihnen nicht einmal nach. Er ritt sein Pferd gelassen hinunter, erklomm das jenseitige steile Ufer des Harks, und erst als wir auf dem Rücken des zweiten Hügels angelangt waren, ließ er seine scharfen Blicke über die weite Ebene schweifen, die sich vor uns ausbreitete. Sie war leer. Mir aber war, als hätte ich ein Hurdel Wölfe vor dem Löwen fliehen sehen.

Wenige Tage später erreichten wir, am Ufer des Euphrat entlang marschirend, Hillah, Babylon gegenüber gelegen, aus den Backsteinen der alten Stadt erbaut und ringsum von deren ungeheuren Trümmerhaufen umgeben. Dort ruhten wir einige Tage, um den Munteffiks, mit denen wir, trotz der großen Entfernung, durch berittene Späher eine gewisse Fühlung aufrecht erhalten hatten, Zeit zu geben, gleichzeitig mit uns Dagara zu erreichen, in dessen Nähe der entscheidende Schlag gegen die Aufständischen geführt werden sollte.

Der Dagara ist ein uralter, vom Euphrat gespeister Hark, der in der Nähe seines Ausflusses aus dem Euphrat einem Strome gleicht. Da, wo die Spitze des Dreiecks, dort, wo der Dagara aus dem Euphrat austritt, um sich westlich in die Wüste zu ergießen, befindet sich ein leidlich gut unterhaltenes Fort, das zur Zeit von einer Compagnie türkischer Fußsoldaten besetzt war.

Am Abend des dritten Tages brachten unsere Späher die Meldung nach Hillah, daß die kleine Feste von den Aufständischen hart bedrängt wird, daß die Besatzung heldenmütigen Widerstand leiste, aber der Gefahr ausgesetzt erscheine, sich aus Mangel an Lebensmitteln, namentlich an Wasser, demnächst ergeben zu müssen.

Der Pascha befahl darauf sofortigen und schleunigen Vormarsch, und trotz der großen Hitze wurde unsere Armee so schnell vorwärts getrieben, daß wir noch vor Abend des nächsten Tages in Sicht der Feste von Dagara anlangten. Die Aufständischen, die das Fort belagerten, flüchteten sich in wilder Hast jenseits des Flusses, sobald sie uns erblickt hatten; aber unsere Truppen waren von dem Gewaltmarsch von Hillah nach Dagara zu ermüdet, als daß an eine sofortige Verfolgung des Feindes hätte gedacht werden können. Die Offiziere begnügten sich damit, einige notdürftige Anordnungen zu treffen, um den Aufständischen entgegentreten zu können, falls diese einen Ueberfall in größerem Maßstabe beabsichtigen sollten. Die Gefahr eines solchen Ereignisses war jedoch gering, denn schon waren vereinzelte Beduinen eingetroffen, um zu melden, daß die ganze Armee der Munteffiks noch im Laufe der Nacht vor Dagara eintreffen würde.

Inzwischen hatte sich der Befehlshaber des befreiten Forts beim Pascha gemeldet, um diesem einen kurzen Bericht über die Belagerung und über den Zustand der Garnison abzustatten. Seit sechs Tagen schon hatte diese empfindlichen Mangel gelitten und während der letzten vierundzwanzig Stunden vollständig gefastet.

Der Pascha befahl, daß die ausgehungerten Leute sofort mit Speise und Trank versehen werden sollten, aber noch, bevor etwas für sie geschehen konnte, eilten sie, so schnell ihre matten Füße sie tragen konnten, aus den geöffneten Thoren der Festung dem Euphrat zu, wo sie sich niederwarfen und, wie Tiere, das halbe Gesicht im Wasser, gierig tranken. Dann erhoben sie sich und ich bemerkte, daß fast alle dieselben Bewegungen machten: sie atmeten tief auf, stießen die Luft geräuschvoll wieder von sich und dabei bogen sie die ausgebreiteten Arme mehreremale zurück, wie um sich die Brust zu erweitern.

Spät am Abend desselben Tages hatte ich noch Gelegenheit, Fehid zu begrüßen, der mit dem ersten größern Trupp Munteffiks in Dagara eingetroffen war. Er gab mir Nachrichten von Hattidja, ohne daß ich ihn nach dem Mädchen gefragt hatte; aber er wußte wohl, daß sie mir Teilnahme einflößte. Sie sei traurig, sagte er, und er habe nicht wieder mit ihr scherzen können, wie auf dem Wege von Sukkeschineh, aber sie sei fast jeden Abend vor den Leuten aufgetreten und diese lauschten ihr wie einer vom Herrn Begeisterten. Ihr Ruhm als Ruferin zum Streit werde ewig dauern. Schenan sei oft in ihrer Nähe, aber sie zeige sich ihm gegenüber streng und unfreundlich.

Ich habe bereits gesagt, daß Hattidja mein Herz nicht gefangen genommen hatte und daß es mir leicht geworden war, mich von ihr zu trennen. Meine Gedanken hatten sich seitdem nur noch dann mit ihr beschäftigt, wenn ich mich von allen dienstlichen Obliegenheiten frei fühlte. Aber während des langen, einförmigen Rittes durch die Wüste vor Bagdad bis Hillah, weit vom Kriegsschauplatze und in Gesellschaft des schweigsamen Manßur, war mir Zeit geworden, an alles mögliche zu denken, und da hatte ich auch gründlich über meine Beziehungen zu Hattidja nachgedacht.

Der Gedanke, sie könne meine Frau werden, lag mir fern; auch machte ich mir klar, daß Hattidja, in der Freiheit der Wüste aufgewachsen, sich im Harem wie in einem Gefängnis fühlen, Heimweh bekommen und wohl daran sterben würde. Denn sie war nicht aus dem Stoff, der sich geschmeidig in viele Formen schmiegen kann. Sie war starr, von den Naturen, die eher brechen, als daß sie sich biegen lassen. Ebenso wenig durfte ich daran denken, sie zu meiner Geliebten zu machen. Darin würde sie nicht gewilligt haben, und sie war nicht feil. Ibrahim war stolz auf seine schöne, im ganzen Lande berühmte Tochter und rechnete sicherlich auf einen reichen Schwiegersohn aus dem Stamme der Munteffiks, dem er selbst angehörte.

Aber was hatte ich bei Hattidja zu suchen, wenn ich mir sagen mußte, daß ich sie weder als Frau noch als Geliebte heimführen würde? Mit ihr scherzen, wie ich es zu Anfang unserer Bekanntschaft gemacht hatte? Das war nach unserer letzten Zusammenkunft, unmittelbar vor meiner Abreise nach Bagdad, nicht mehr statthaft. Sie hatte es sich, wenn nicht in Worten, so durch ihre Haltung verboten. Ernste Absichten heucheln, um mich zu vergnügen, auf die Gefahr hin, ein stilles Herz zu beunruhigen, ist aber nicht meine Art, und ich sagte mir, daß ich dem Frieden des arabischen Mädchens gefährlich werden könnte. Man wirbt in Mesopotamien nicht in derselben Art um Frauengunst wie im Westen; Hattidja hatte sicherlich noch nie ein heimliches Wort von einem Mann gehört, und ein solches Wort würde sie erschreckt und wehrlos gefunden haben.

Unter diesen Umständen hatte ich es für gut befunden, meine Beziehungen zu dem Mädchen als abgebrochen zu betrachten. Doch hielt ich es für unnütz, mit Fehid davon zu sprechen.

Schon am nächsten Morgen jedoch sah ich Hattidja wieder. Die Männer waren zusammenberufen worden, nun nun, angesichts des nahe bevorstehenden Kampfes, von der Ruferin zum Streit ermahnt und ermutigt zu werden. Ich hätte mich nicht von der allgemeinen Versammlung der Krieger ausschließen können, ohne daß dies Mansur und Fehid, neben denen mein Platz war, aufgefallen wäre.

Als ich mich, in Begleitung der beiden großen Scheichs, dem Kreise von Beduinen näherte, in dessen Mitte ich Hattidja, in festlichen Gewanden, schon von weitem erblickt hatte, wurde uns ehrerbietig Platz gemacht, so daß wir in die unmittelbare Nähe des Mädchens gelangten. Sie schien mich aber nicht zu sehen. Ihr Blick war wieder fest und unverwandt über unsere Köpfe hinweg in die Leere gerichtet. Doch hatte sie unser Kommen bemerkt, denn bald nachdem wir uns in erster Reihe unter ihren Augen aufgestellt hatten, breitete sie die Arme, Schweigen gebietend aus und begann zu reden.

Sie sprach in derselben Weise wie hinter Sukkeschineh, aber mit weniger Leidenschaftlichkeit, und ich bemerkte, daß sie sich nicht, wie es damals geschehen war, dem Tapfersten als Lohn versprach. Sie pries die Männer glücklich, in deren Mut es läge, sich Gottes Lohn auf Erden und das Paradies im ewigen Leben zu erobern; sie ermahnte die zum Kampf Ausziehenden ihr ewiges Glück nicht durch Kleinmut, durch Sorge um ein unsicheres, kurzes Leben hienieden zu verscherzen. „O, wäre ich ein Mann! O, könnte ich kämpfend sterben! O, ihr Glücklichen! Zieht hin und seid eures Glückes würdig!“

Ihre Rede, der die Männer ehrerbietig zuhörten, war kurz; doch konnte ich bemerken, daß sie einen tiefen Eindruck auf alle Anwesenden machte, die sich, als die Ruferin geendet hatte, in ernstem Schweigen zurückzogen. Ich wandte mich, einer der letzten, mit Mansur und Fehid von ihr ab. Meine Augen suchten gegen meinen Willen die ihrigen, aber ihr Blick blieb starr und unverwandt auf den im Sonnenuntergang erglühenden Abendhimmel gerichtet, und ich wagte nicht, den Zustand der Ekstase, in dem Hattidja sich zu befinden schien, zu stören. Wieder sah ich sie, einer Bewußtlosen gleich, in die Arme ihres Vaters gleiten und mit diesem verschwinden.

Im Laufe der nächsten Tage wurde unsere Heeresmacht noch um ein Bedeutendes vermehrt. Es trafen fünf Bataillone regelmäßiger Truppen aus Diarbekr bei uns ein, so daß unsere Gesamtstärke damit auf die für die dortigen Verhältnisse bedeutende Höhe von zehntausend Mann stieg. Die Stärke der Aufständischen südlich von Bagdad konnte nicht mit Bestimmtheit festgestellt werden, doch waren wir ziemlich sicher, daß die uns auf etwa sechs Wegstunden gegenüberstehenden feindlichen Armee nicht mehr als höchstens zehntausend Mann, darunter vielleicht zweitausend Reiter zählen dürfte. Da aber der Aufstand noch immer um sich griff und nicht selten in gänzlich unvorhergesehener Weise hier und dort aufloderte, so hielt der Pascha es für geboten, unsere Stellung im Dreieck des Euphrat und des Dagara zu einer möglichst sichern zu machen, und zu dem Zweck wurde nicht nur eine starke Linie aus Mauern und Wällen unterhalb des Lagers vom Euphrat bis zum Dagara gezogen, sondern der Dagara selbst wurde in geringer Entfernung von seinem Ausfluß aus dem Euphrat unter meiner Leitung abgedämmt, so daß sich dort bald genügend große Wassermassen stauten, um das Lager, zwischen Euphrat und Dagara, von der Wasserseite für die Aufständischen, die nur geringe Angriffsmittel besaßen, uneinnehmbar zu machen.

Nachdem diese Verteidigungsarbeiten getroffen waren, bei denen uns der Feind wohl hie und da beunruhigt, aber nicht wesentlich gestört hatte, konnte der Pascha der nächsten Zukunft mit großer Ruhe entgegensehen, denn es war kaum denkbar, daß die Aufständischen es wagen würden, unsere starke Macht in der festen Stellung, die sie eingenommen hatte, ernstlich anzugreifen. Sie begnügten sich damit, uns jede Nacht durch Hausgeschrei wach zu halten, gelegentlich wechselten unsere Vorposten einige Flintenschüsse mit ihnen, aber zu einem entscheidenden Schlag wollte es der Pascha erst kommen lassen, nachdem er die vereinzelten kleineren Herde des Aufstandes erstickt hatte. Zu dem Zweck wurden täglich Abteilungen von den Munteffikbeduinen nach den gefahrdrohenden Ortschaften entsandt, und jedesmal wurden diese, bevor sie abzogen, von Hattidja in der bereits geschilderten Weise zum Kampfe ermutigt.

Unsere ganze Macht war jetzt in dem Flußdreieck auf einen verhältnismäßig kleinen Raum zusammengedrängt, und von jedem Punkte des Lagers aus war es immer leicht erkennbar, wann und wo Hattidja sich zeigen werde. Gewöhnlich sprach sie auf einem offenen Platz, in der Mitte des Lagers, und immer hatte sie zahlreiche Zuhörer. Die Türken und Tscherkessen kamen wohl mehr aus Neugierde und weil das Zuhören die Einförmigkeit des Lagerlebens unterbrach; die Munteffiks umstanden die Rednerin in ernster Andacht. Ich selbst versäumte keine Gelegenheit, sie zu hören, aber ich hatte mich ihr nicht wieder in der alten Weise genähert. Sie wußte mich unter ihren Zuhörern, denn ich erschien gewöhnlich in Begleitung Fehids, dem immer ein Ehrenplatz in der Nähe der Rednerin eingeräumt wurde. Aber Hattidjas und meine Blicke begegneten sich niemals, obgleich meine Augen unverwandt auf sie gerichtet waren, während sie sprach.

Das bunte Lagerbild, aus Türken, Tscherkessen und Munteffiks gebildet, die Türken in Uniformen europäischen Zuschnitts, die Tscherkessen in reicher, kaukasischer Rüstung, die Beduinen in ihre langen Abbas gehüllt und mit dem nomadenhaften Keffieh bedeckt, und in der Mitte dieser kriegerischen Gestalten das schlanke, schöne arabische Mädchen, mit ihren hieratischen Bewegungen wie eine Erscheinung aus uralter Zeit — dies Bild hatte einen unwiderstehlichen Reiz für mich. Aber auch Hattidja zog mich an, wenn schon ich mir verboten hatte, mit ihr zu sprechen.

Eines Tages, als ich mich wieder mit Fehid nach dem Platze begeben hatte, wo Hattidja reden sollte, und dort, den Beginn ihrer Ansprache abwartend, ruhig dastand, wurde ich plötzlich von jemand, der sich an mir vorbeidrängen wollte, in so unsanfter Weise gestoßen, daß ich sogleich eine böswillige Absicht der rohen Handlung annehmen mußte. Ich wandte mich entrüstet um — da stand der bleiche, schlanke Schenan vor mir und maß mich spöttischen, herausfordernden Blickes. Ich versetzte ihm einen heftigen Stoß vor die Brust, so daß er mehrere Schritte zurücktaumelte und dann, in unmittelbarer Nähe des Platzes, wo Hattidja stand, niederfiel.

Hattidja hatte bereits die Arme erhoben, um in der ihr gebräuchlichen Weise Schweigen zu gebieten. Sie ließ sie jetzt wieder sinken, augenscheinlich, um den Ausgang des Auftrittes abzuwarten, der sich vor ihren Augen abspielte.

Schenan sprang vom Boden und stürzte wütend auf mich zu, aber sogleich blieb er wie angewurzelt stehen und sein bleiches Gesicht wurde noch bleicher. Fehid stand vor ihm und bedeutete ihm mit einer stummen Geberde, den Frieden nicht weiter zu stören. Da erkannte ich, an der Majestät seiner Geberde und dem hohen Ernste seines Antlitzes, daß Fehid der Neffe Mansurs, wie dieser ein Enkel des Propheten und der Sprößling eines alten, mächtigen Herrschergeschlechtes sei. Schenan wäre getötet worden, hätte er sich an dem Scheich inmitten seiner Getreuen vergreifen wollen. Sein Zorn nahm ihm nicht vollständig die Sinne. Er trat wortlos zurück, wandte sich ab und verschwand in der versammelten Menge. Ich sah darauf Fehid einige Worte mit einem seiner Leute wechseln und diesen Schenan folgen.

„Was haben Sie angeordnet?“ fragte ich.

„Dem Mann aus Hasaill anbefohlen, sofort das Lager zu verlassen. Sie werden ihn nicht wiedersehen. Ich bedauere, daß Sie in meiner Gegenwart beleidigt worden sind, glücklicherweise nicht von einem Munteffik!“

„Das hat nichts zu bedeuten,“ antwortete ich. „Ich habe Schenan genügend gezüchtigt und seine Verweisung aus Hattidjas Nähe ist ebenfalls eine schwere Strafe für ihn, denn nur aus Eifersucht hat er sich gegen mich vergangen.“

Dies alles hatte nur wenige Minuten gedauert. Jetzt begann Hattidja zu sprechen:

„Vergeßt der Worte des heiligen Koran nicht: ‚Das Paradies, größer als Himmel und Erde, gehört, die denen verzeihen, die sie beleidigt haben!‘“

Fehid blickte mich bedeutsam an.

„Ich verzeihe,“ sagte ich. „Thut ein Gleiches und laßt Schenan in Frieden.“

„Ich zürne ihm nicht,“ antwortete Fehid, „aber sein Wohl erheischt, daß er das Lager verläßt, denn er würde sich an Dir rächen wollen, und dann müßte ich ihn töten lassen, weil Ordnung und Gerechtigkeit es erheischen würden!“

Zwei Tage später verließen die Mehrzahl der regulären Truppen und die Tscherkessenreiter das befestigte Lager, um gegen die Aufständischen vorzugehen. Ein Bataillon Fußsoldaten und etwa tausend Munteffiks, unter dem Befehle Fehids, blieben zum Schutze des Lagers zurück. Die übrigen Beduinen waren unter Mansur und Nasir gegen kleinere aufständische Haufen im Süden unserer Stellung ins Feld gezogen und sollten diese verhindern, sich mit der Hauptmacht, die der Pascha niederwerfen wollte, zu vereinigen.

Von der Schlacht am Dagara, die mit einem vollständigen Siege für uns endete, habe ich schon gesprochen, als ich die Geschichte meines kleinen Freundes Hassan erzählte.

Am Abend nach der Schlacht bezog der Generalstab des Paschas seine alten Quartiere im befestigten Lager, um dort weitere Nachrichten über den Eindruck unseres Sieges auf die Aufständischen abzuwarten. Schon am nächsten Morgen erfuhren wir, daß diese, bis auf geringe Ausnahmen, vollständig entmutigt seien und daß die mächtigsten Scheichs unter ihnen noch im Laufe des Tages im Lager von Dagara eintreffen würden, um ihre Unterwerfung zu erklären und um Gnade zu bitten.

Einige Stunden später, als ich mich mit einer kleinen Anzahl türkischer Offiziere und mehrerer Scheichs, darunter Mansur und Nasir, im Zelte des Gouverneurs befand, wurde diesem gemeldet, die Führer der geschlagenen Aufständischen seien eingetroffen und erwarteten die Befehle des Paschas. Dieser ließ sie sogleich eintreten.

Es waren acht Scheichs, würdevoll in Haltung und Geberden, die langsam eintraten, einen Augenblick am Eingang des Zeltes verharrten und sodann, als sie Mansur erblickt hatten, auf diesen zuschritten, um sich vor ihm zu demütigen, indem sie dem Sitzenden das Knie küßten.

Der Pascha runzelte die Stirn, und herrischer als es des ruhigen Mannes Art war, sagte er mit lauter Stimme: „Kommen die von den Truppen des Kalifen geschlagenen Rebellen, um meinem Freunde, dem ältesten Scheich der Munteffik, zu huldigen?“

Da erhob sich Mansur, schritt schnell auf den Pascha zu, ergriff, sich tief verbeugend, dessen Gewand

Digitized by Google

Walther Firle: Erste Kommunion.

Photographie-Verlag der Kunst- und Verlags-Anstalt von Dr. G. Richter & Co. in Dresden.

A. F. Seligmann: Billrothscher Hörsaal im Wiener allgemeinen Krankenhause.

und führte es an seine Lippen. Dann sagte er, sich halb an die Beduinenhäuptlinge wendend: „Du bist zu groß, Pascha, Vertreter des Kalifen, als daß diese kleinen Scheichs es wagen dürften, sich Dir zu nahen. Ich, Mansur, der Sohn Essads, der Enkel des Propheten, überbringe Dir die Unterwerfung der Aufständischen . . . Lang lebe unser großmächtigster Herr, der Kalif!“

Die Beduinenhäuptlinge senkten die Köpfe und kauerten sich sodann schweigsam nieder, worauf der Pascha sie durch eine Handbewegung feierlich begrüßte.

Damit durfte der Aufstand als beendet betrachtet werden, doch verblieben wir noch einige Tage im Lager von Dagara, da der Pascha die Rückkehr der von ihren verschiedenen Zügen noch nicht vollzählig zurückgekehrten Munteofils abwarten wollte. Er wünschte diesen dadurch eine Aufmerksamkeit zu erweisen und noch mehr an sich zu fesseln, denn er konnte über die Zustände in Süd-Mesopotamien nur dann ganz beruhigt sein, wenn er mit Sicherheit auf die Freundschaft der Munteofils rechnen durfte.

Wenige Tage später waren die Munteofil wieder vollzählig im Lager von Dagara vereint. Ihre Verluste waren nicht bedeutend gewesen, und sie hatten hie und da gute Beute gemacht. Sie kehrten in gehobener Stimmung nach ihrer Heimat zurück. Der Aufbruch sollte nunmehr stattfinden, der Rückmarsch nach Sukkeschineh auf dem rechten Ufer des Euphrat erfolgen.

Ich gab den drei Scheichs, nachdem sie sich in herzlicher Weise vom Pascha verabschiedet hatten, das Geleit bis zum Ufer des Stromes, wo die Beduinen bereits marschfertig versammelt waren. Sie standen nackt neben ihren ungesattelten Pferden, den langen Abba in Form eines ungeheuren Turbans um den Kopf gewickelt, die schwere Lanze und den Säbel, ihre einzigen Waffen, in der Linken, und warteten der Befehle des Scheichs. Auf ein gegebenes Zeichen schwangen sie sich zu Pferde und in fünfzig langen Reihen, von achtzig bis hundert Pferden, traten sie in die Fluten des Euphrat. Die Pferde gingen willig, ohne bemerkbare Unruhe vor. Als das Wasser ihnen bis zur Hälfte des Leibes gestiegen war, schwangen sich die Reiter ab und schritten, die rechte Hand auf den Widerrist gelegt, in der Linken die lange Lanze, den Säbel im Munde, gegen den Strom ankämpfend, neben ihren Tieren her, bis beide, Pferd und Reiter, Grund verloren und von da ab den Uebergang, neben einander hinschwimmend, vollendeten. Durch die Luft erscholl aus tausend Kehlen der langgezogene, rauhe Ruf: „Taal! Taal! Taal!“ — „Komm, komm, komm!“ womit die Reiter die Pferde und sich unter einander ermutigten.

Man hatte zum Uebergang eine möglichst ruhige Stelle des Flusses gewählt, doch war auch dort die Strömung noch immer eine gewaltige und es dauerte lange, bis die ersten Reiter wieder festen Boden am jenseitigen Ufer unter sich hatten und die Pferde langsam ans Land führten. Eine Zeit lang war fast die ganze Breite des Stromes mit schwimmenden Pferden und schwimmenden, „Taal“ rufenden Männern bedeckt.

Als die letzten Reihen heranrückten, um in den Euphrat zu steigen, bemerkte ich eine kleine Gruppe, aus drei Männern, einer Frau und vier Pferden bestehend, die unter einigen Tarfabäumen, in geringer Entfernung vom Ufer, Schatten und Kühlung gesucht hatten. Der Tag war sehr heiß. Ich schritt auf sie zu und erkannte Hattidja und ihren Vater Ibrahim. Hattidja hielt das Gesicht von den fortziehenden Beduinen abgewandt, so daß sie auch mich nicht kommen sah. Das lange, schwarzblaue Gewand, das sie trug, war, gegen den Gebrauch, durch einen schmalen Gürtel zusammengehalten und zeigte das edle Ebenmaß ihrer schlanken Gestalt; das Kopftuch, das sonst auf die Schultern herabfiel, war unter dem Kinn in einen Knoten geschürzt. Noch ehe ich die Gruppe erreicht hatte, erhoben sich die vier, ergriffen die Halfter ihrer Pferde, um sich der letzten Reihe Munteofils anzuschließen, die soeben langsam aufmarschirt kam. Nur wenige Minuten blieben mir, um von Hattidja Abschied zu nehmen, und der Abschied wurde mir schwer.

Ich begrüßte sie freundlich und ernst.

„Warum habe ich Dich nicht mehr gesehen, seitdem Du uns verließest, um mit Mansur nach Bagdad zu gehen?“ fragte sie sogleich.

„Ich habe Dich gesehen, so oft Du vor den Leuten sprachst.“

„Ich weiß es. Aber warum hast Du Dich von mir fern gehalten?“

Wir waren kaum noch zwanzig Schritt vom Euphrat entfernt. In wenigen Augenblicken mußte ich mich von Hattidja trennen, um sie wohl nie wieder zu sehen. Das ließ mich alle meine guten Vorsätze vergessen.

„Ich habe Dich geliebt, Hattidja,“ sagte ich; „aber da ich Dich nicht heimführen konnte, so war es besser, mich Dir nicht mit unerfüllbaren Wünschen zu nähern . . . Der Herr behüte Dich!“

„Du hast mich wirklich geliebt?“ fragte sie.

„Ja, ich habe Dich geliebt. Der Herr behüte Dich!“

Wir waren an den Euphrat gelangt. Hattidja wandte sich stumm von mir ab, und ohne mich noch einmal anzublicken, schwang sie sich leicht auf das große, edle Roß, das sie am Halfter geführt hatte und das, wie ich später erfuhr, ein Geschenk Fehads war. Ihr Vater und dessen zwei Begleiter saßen bereits zu Pferde, und die vier traten nun langsam in den Euphrat. Hattidja blieb von mir abgewandt. Ich blickte ihr in tiefer, schmerzlicher Erregung nach. Jetzt glitten die vier von den Rücken ihrer Pferde in den Euphrat und da, zum letztenmale sah ich Hattidjas edles, schönes Antlitz. Sie hatte sich nach mir umgewandt und hob, langsam winkend, den nackten, schlanken Arm, und aus ihrem weit geöffneten Mund zog wie ein Hilferuf ein Schrei über das Wasser: „Taal . . . Taal . . . Taal!“

Nordseebad Sylt.

Von **Hermann Heiberg.**

Westerland Sylt! Ein Zauberwort für alle diejenigen, die für Vereinsamung in einer Welt des Friedens und in einer Welt großartiger Naturerhabenheit die Kraft des Körpers und die Ruhe der Seele zurückgewinnen wollen. Sylt, die meerumspülte, zauberreiche Nordseeinsel an der Westküste Schleswigs, der Wallfahrtsort aller derjenigen, die im Sonnenschein, von Thymianduft umweht, auf der stillen Heide oder im Schatten der mächtigen Dünen ihren Genesung zur Gesundheit. — Blick in die Strandstraße.

dankenswig beglückigen, auf der Höhe der Klippe aber von dem Stammutem der See sich umrauschen lassen wollen.

Hier weht die milde, weiche und doch so kräftige Luft, die alles Unreine verscheucht, die Lungen erquickend durchströmt, die Nerven stählt, den Appetit schärft, das Gemüt erheitert, kurz, den Menschen wieder hoffnungsvoll und lebensfroh macht, ihn nach der Rückkehr befähigt, den Kampf mit den Daseinspflichten aufzunehmen.

Luft und Wasser, die Urelemente, sind die Erhalter des Lebens, bilden die großen, ewigen Medikamente für Körper und Seele. Und alles ist seit den letzten Jahren gethan, um dieses Luft- und Seebad den höchsten Ansprüchen anzupassen. Einst ein Badeort, den ein paar hundert Gesundheitsbedürftige besuchten, ist's heute eines der ersten Weltbäder, zu denen an die zehntausend jährlich pilgern, um immer wiederzukehren.

Als Ausgangspunkt gilt Hamburg, die mächtige Seehandelsstadt, deren Besuch schon allein lohnt. Hier besteigt man entweder einen jeden Montag, Mittwoch und Freitag im Sommer über Gurhafen, Helgoland seinen Weg nehmenden Salonschnelldampfer und fährt für den Preis von 21 Mark (Kinder die Hälfte) direkt nach Sylt, oder man nimmt den Landweg über Schleswig, Flensburg, beziehungsweise Hysum. In beiden Fällen erreicht man das ammutig gelegene Sondern, benützt die Bahn nach Hoyerschleuse, und besteigt einen sogenannten Wattendampfer, der dann seinen Kurs nach der Insel richtet.

In Hoyer schwirren schon die ersten Möwen mit ihren schneeweißen Leibern durch der Luft. Hier dringt schon der Duft der See empor, vermag der Blick hinüber zu schweifen auf das Meer.

Und dann zum Dampfer Sylt!

Die Wellen plätschern ihre sanfte Musik. Allmählich aber zischt und rauscht es. Die Festlandküste verschwindet dem Auge, und während das Schiff durch den Strom kämpft, erheben sich die sanften Linien, die Umrisse der höheren Inselteile Sylts. Da schimmert die Lister Dünenhalbinsel dunkel vielett, hier springt das Meerjungkliff auf und endlich sehen wir schon den Keitumer Kirchturm. Zuletzt stoppt der Dampfer. Die Landungsbrücke in Munkmarsch, umringt von Schiffen, Wagen und Menschen, ist erreicht, und rasch geht's in das Privatlogis oder ins Hotel in Westerland, dem Endziel der Reise.

Ein stattliches Dorf ist's, mit ebenen Straßen, freundlichen Bauernhäusern und zweistöckigen Gebäuden, Hotels, Restaurants, Verhallen, Vergnügungslokalen und Verkaufsläden mit Bazaren. Buntes Leben, wohin man blickt! Tausende drängen sich. Diese eilen an den Strand, jene suchen die stillen Plätzchen im Innern des Eilandes oder in

Blick auf Westerland.

den Sandbastionen mit dem Ausblick über die See. Den Hauptvereinigungspunkt aber leidet unten, hinter den Dünen, von denen man auf bequemen Treppen hinabsteigt, der Strand, der wunderbare, weißschimmernde Sandstrand mit seiner blauen Hintercoulisse, der Nordsee, die schäumende weiße Wellen kräuselt, auf die die Sonne ihre unnachahmlichen Goldlichter wirft. Und langgestreckte Hallen und Säle zur leiblichen und geistigen Erfrischung längs der ganzen Linie, und weiter unten am Wasser zahlreiche Strandkörbe und Zelte. Vor uns ein wimmelndes Durcheinander von Herren, Damen, Mädchen, Kindern, Ammen. Links das Frauenbad, rechts das Bad für Männer. Köpfe tauchen auf aus der Flut. Eilig nehmen dem Meer Entstiegene den Rückweg durch den weichen Sand zu den Badehäusern. Ein fortwährendes Hinundher. Während des ganzen Tages lebendige Bilder; ein Rendezvous für vergnügte Menschen, die hier baden, wandern, Sandburgen aufrichten, schaufeln, graben, so den Körper stählen, aber auch konversiren, Abreden treffen, frühstücken, ausruhen, sich von lustiger Musik umrauschen und den Blick hinüberschweifen lassen über das grandiose, geheimnisvoll majestätische, ewige, wunderbare Meer.

Daß man überdies in Schleswig-Holstein ganz vorzüglich ißt, weiß alle Welt. In den Hotels: Hotel Royal, Hohenzollern, im Deutschen Kaiser, im Viktoria, Prinz Heinrich, Stadt Hamburg, Christinenhöhe, Grand Hotel ist für den Gaumen Gutes, in den eleganteren das Beste aufgetischt. Wohnungen mit Verpflegung sind in diesen und den Privatpensionaten zum täglichen Preise von 4 Mark 50 Pfennig, wöchentlich von 30 Mark ab zu haben. Um zwei und um vier Uhr wird gespeist, im Abonnement zum Preis von 2 Mark 50 Pfennig, in den kleineren Restaurants und Gastwirthschaften billiger.

Eine Badedirektion, ein Badeverwalter, ein Vorsteher der Wohnungsbeschaffungsstelle, ein Leiter der Vergnügungen, ein Leiter der Kurkapelle, ein Direktor des Kurtheaters, das täglich seine Pforten öffnet, ist vorhanden. Die Gesammtleitung des im Jahre 1893 in den Besitz der Gemeinde übergegangenen Bades ruht in den Händen des Herrn Oberstlieutenants außer Dienst von Schöler.

Reunionen, Konzerte, Bälle, Wagenausflüge werden veranstaltet. Zweimal tönen die Klänge der Strandkapelle über das Meer; allabendlich findet ein Konzert im Kurhaus statt. Schießstände, Spielplätze für Kinder und Erwachsene sind eingerichtet. Boote zu Meerausfahrten stehen zur Verfügung, Seevogel- und Seehundsjagden gewähren einen besonderen Reiz. Lesehallen, Spielzimmer und Leihbibliotheken sind geöffnet. Eine Anzahl erfahrener Badeärzte horchen auf die Wünsche der Kranken. Warme Bäder sind zu haben. Die Kinderheilstätte mit ihrer vorzüglichen Einrichtung bietet den Kleinen einen besonderen Erholungsort, und endlich sorgt ein katholisches und evangelisches Gotteshaus für die sonntägliche Erbauung.

Ueberaus Interessantes wird dem Kurgast durch den Ausflug ins Innere geboten. Das ist das Dorf Wenningstedt, malerisch um einen kleinen stillen See gruppirt, mit massiv gebauten, von anmuthigen Garten umgebenen, grün und weiß angestrichenen Häusern. Es wird von denen als Aufenthalt gewählt, die sich ganz von allem lauten Treiben absondern wollen.

Denghoog, eine riesige alte Grabstätte, fesselt das Interesse. Nicht minder lockt das mächtige rote Kliff, zu dem bei Sturmflut die Wogen emporspritzen.

Und an der äußersten Spitze der Insel die Lister Tiefe mit dem Königshafen, das Dorf List, die Lister Dünen, die an Gerhartigkeit und Romantik ihresgleichen suchen, und endlich die Vogelkoje, die zum Beginne der Entenfangzeit geöffnet ist. Sie liegt wunderbar poetisch und ist schon wegen ihrer praktischen Einrichtungen besuchenswert.

Ueberdies lohnen Ausflüge nach den kleinen Waldungen, nach dem Lornsen und Viktoriahain, nach dem Leuchtturm, nach Keitum, nach dem Kirchhof, nach Tinnum, Morsumkliff und über die Insel hinaus mit Dampfer nach Sylt auf Föhr, nach Amrum, Helgoland und Kopenhagen.

Erste Kommunion.

(Siehe das Bild Seite 472.)

Die weihevollste Stunde im Leben des jungen Christen ist fraglos die feierliche Aufnahme in die Gemeinschaft der Gläubigen durch die erste Kommunion. Mag die bedeutungsvolle Handlung in der prunkvollen Kathedrale oder in der schlichten Dorfkirche vor sich gehen, immer wird das Andenken an sie ein ergreifendes, lange nachwirkendes bleiben, wie einst ja der erste Napoleon, als er auf der Höhe seines Feldherrnruhmes stand, bei dem Austausche von Erinnerungen mit Mitgliedern seines Stabes gestanden haben soll, niemals habe er ein reineres Glück empfunden, als an dem Tage seiner ersten Kommunion. Vielleicht steigert der schlichte Charakter des stillen, kleinen Dorfkindleins noch den Eindruck der Handlung; jedenfalls hat der Maler Walther Firle es auf seinem von uns wiedergegebenen Bilde verstanden, uns ihre Bedeutsamkeit unter denkbar einfachsten Verhältnissen auf das lebhafteste empfinden zu lassen.

Kaiser und Bismarck versöhnt!

(Siehe das Bild Seite 469.)

Versöhnt! O endlich ist der Bann gebrochen,
Der auf dem Reich gelastet bang und schwer;
Der Kaiser hat das Friedenswort gesprochen,
Beflügelt eilt es über Land und Meer.
Und wo in Treue deutsche Herzen schlagen,
Wo unsre Sprache tönt so inhaltsschwer,
Da wird das Wort von Mund zu Munde getragen
Und alles jauchzt: Dem Kaiser Heil und Ehr'!

In jener ewig unvergessnen Stunde,
Da Bismarck seines Kaisers Hand umfing,
Schloß sich des jungen Reiches tiefste Wunde,
Sein heißes Sehnen in Erfüllung ging.
Versöhnt! So hallt es jubelnd auf und nieder,
Es hat der Himmel wieder sich erhellt;
Das deutsche Reich hat seinen Bismarck wieder
Und voll Erwartung lauschet rings die Welt.

Versöhnt! So hat noch nie ein Wort gezündet,
Das eines edlen Recken Mund entlohnt;
Den Frieden hat es unserm Reich verkündet,
Fest steht und treu die deutsche Nation.
Dem Kaiser unsres Herzens Dank wir zollen,
Im hellsten Glanz des Reiches Sonne scheint;
Wie nun in Zukunft auch die Würfel rollen,
Wir Deutsche fürchten Gott, doch keinen Feind!

Friedrich Kucker.

Billroths Operationssaal.

(Siehe das Bild Seite 473.)

Der große Chirurg Billroth, dessen Verlust die gebildete Welt beklagt, ist auf dem Gemälde A. F. Seligmanns, das wir unseren Lesern vorführen, in seinem Spitalkittel am Operationstische dargestellt, auf welchem der narkotisirte Patient von den Assistenten kunstgerecht hingelagert wurde. Rechts die Assistenten Dr. Baron Eiselsberg, Dr. Josef Winter, etwas weiter Dr. Dittel und der seit Entstehen des Gemäldes verstorbene Professor Salzer. Links wird dem Meister von Dr. Vötsch eine Pincette gereicht, indes Dr. Heidenthaler den an den Füßen des Kranken beschäftigten Spitaldiener beaufsichtigt. Auf der schmalen Bank, ungefähr einen Schritt vom Tische entfernt, sitzt neben zwei bekannten Aerzten Herzog Dr. Karl Theodor. Kaum ein Laut stört und unterbricht die Thätigkeit des Chirurgen. Höchstens hört man ein leises: „Eine Pincette!" oder: „Haben Sie eine Klemme bei der Hand?" Der die Instrumente behütende Arzt reicht das Verlangte lautlos aus den Karbolschüsseln dem Operateur, während ein vierter die Schwämme hütet und zählt. Billroth richtet sich aus der gebückten Stellung etwas auf — ein Schimmer von Befriedigung zieht über das edle Gesicht, auf welchem die Schweißtropfen perlen, die einer der Assistenten dem Meister mit dem Lindentuche wegwischt. Die Operation ist gelungen — Billroth wäscht die Hände, richtet noch ein paar Worte an das Auditorium und entfernt sich, das königliche Bewußtsein im Herzen, einen Menschen das Leben gerettet zu haben.

Bilder aus Friedrichsruh.

(Siehe die Abbildungen auf Seite 476.)

Am 26. Januar dieses Jahres besuchte Fürst Bismarck seinen Kaiser in Berlin und drei Wochen und drei Tage darauf, am 19. Februar, machte ihm der Kaiser seinen Gegenbesuch in Friedrichsruh. Die Zeitungen haben davon berichtet, wie der Bahnhof und der Weg zum Schlosse unter den Augen des Fürsten festlich geschmückt wurden, wie dann der Fürst den Kaiser empfing und ihn wieder zur Abfahrt geleitete, und wie begeistert die Huldigungen für Kaiser und Fürst sich bei der Menge gestalteten, die trotz verfagter Extrazüge überaus zahlreich auch aus der Ferne zusammengeströmt war. Ganz Deutschland aber richtete seine Blicke auf das Herrenhaus im Sachsenwalde, in welchem der Kaiser für einige Stunden der Gast seines alten Kanzlers war.

Kommt man mit dem Zuge der Hamburger Bahn von der Berliner Seite, so sieht man zur rechten Hand wenige hundert Schritte hinter dem Stationsgebäude, hart an der Eisenbahn, ein einfaches, schlichtes Herrenhaus, unscheinbar an Größe und Formen gegenüber den stattlichen Schlössern mecklenburgischer Landherren, an denen man kurz vorher im Obertrittenlande vorübergefahren ist. Das Herz schlägt höher, das Auge öffnet sich weit, um im raschen Fluge den Eindruck des vollen Bildes zu gewinnen und ein Gefühl sympathischer Begrüßung eilt hinüber zu dem Heim des alten Fürsten, das ihm nach den harten Kämpfen seines vielbewegten Lebens die behagliche Muße auf dem Lande in stiller Waldeinsamkeit gewährt.

Das Schloß des Fürsten Bismarck im Sachsenwalde ist in den letzten vier Jahren das Ziel der Wanderung vieler Tausende von Deutschen gewesen, die dem politischen Heros der Nation noch bei seinen Lebzeiten wenigstens einen kleinen Teil ihrer Dankesschuld abtragen wollten. Zahllose Deputationen hat er immer mit der gleichen Güte empfangen und Hunderte seiner Landsleute sind seine Gäste gewesen. Wer auch bei ihm war, alle waren darin einig, daß ein so liebenswürdiger, freundlicher Empfang ihnen und in befreundetsten Hause nirgends besser zu teil geworden ist. Fürst Bismarck war und blieb eben bei all seiner Größe doch immer der schlichte, anspruchslose und liebenswürdige Mensch, der mit seiner einfachen, offenen Art jedem gewinnt, jeden versteht und in jedem gleich das Gefühl erweckt, verstanden zu werden. So ist es mit dem Fürsten allen ergangen, die zu ihm kamen, den Süddeutschen wie den Sachsen, Thüringern und Rheinländern und besonders auch seinen niederdeutschen Nachbarn, aus Schleswig-Holstein, aus seinem hannoverschen Wahlkreise, aus Oldenburg, Braunschweig und Lippe. Wenn der Fürst sie in seinem Heim begrüßte, sie bewirtete, in fröhlicher Tischplauderei nach ihren Verhältnissen sich erkundigte und dazu seine Pfeife rauchte, dann schwand bei seinen Gästen die Befangenheit, das Herz ging ihnen auf und sie sahen in dem großen Manne auch den guten und liebenswürdigen Mitmenschen, der an allem Anteil nahm und der zu ihrem Erstaunen das praktische Leben so gut und besser verstand als sie selbst.

Und wie gesiel erst den Besuchern die Fürstin, die ihnen so ganz als die gute, sorgende Hausfrau erschien, die bei aller Teilnahme am Gespräch doch von ihrem teuren Gatten kein Auge ließ und die, wie das Ohr entzückt vernahm, dann den großen, schier übergewaltigen Mann wohl mit der traulichen Anrede: „Hör doch 'mal, Alterchen," auf etwas Interessantes aufmerksam machte.

Von denen, die den Fürsten Bismarck in den letzten Jahren besuchten, haben in der freudigen Aufregung und der erwartungsvollen Stimmung, den großen Staatsmann Auge in Auge zu sehen und ihm aus nächster Nähe gegenüber zu treten, wohl nur wenige alle die Einzelheiten der Einrichtung und Ausstattung seines Schlosses in sich aufgenommen und im Gedächtnis behalten. Namentlich das Eßzimmer, ein Raum von mittlerer Größe, vornehm und doch anheimelnd, mit hohen Fenstern und einem wundervollen Ausblick auf die schönen Bäume des Schloßgartens und des anschließenden Sachsenwalds, macht einen herrlichen Eindruck. Schlicht und einfach ist das Empfangszimmer. Ein mächtiger Tisch zeigt in ausgelegter Holzarbeit Schild und Wahlspruch des Bismarckschen Stammwappens, die einfachen Bücherschränke lassen durch ihre Glasscheiben vorwiegend Literatur für das Wirtschaftsleben erkennen, Bücher über Land- und Forstwirtschaft, Gartenbau und so weiter. Ueberhaupt tritt die Vorliebe des Fürsten für das Landleben und die Landwirtschaft an Bildern und vielen Stücken der Einrichtung hervor. Im linken Flügel des Hauses liegen Vorzimmer und Arbeitszimmer des Fürsten, Räume, die in ihren Maßen an die Zimmer im Schlosse Babelsberg erinnern. Einen besonders sympathischen Eindruck macht das Arbeitszimmer des Fürsten, das wohl in allen, denen es vergönnt war, einzutreten, das Gefühl erweckte, in ein Heiligtum zu gelangen. Es ist ein wohliger, gemütlicher Raum, in dem Bücher und Zeitungen ein ungestörtes Dasein führen, wie etwa in dem Arbeitszimmer eines Geheimrats.

Wohl wenige Landherren kennen ihren Besitz so genau und wissen ihn so wirtschaftlich zu bewirtschaften und auch zu verwerten wie Fürst Bismarck. Seine Einrichtungen und Anlagen, wie seine Schneidemühlen, Ziegelein und so weiter, sind Musteranlagen und in der ganzen Gegend weit berühmt. Das Thun und Treiben des Landedelmannes und die Freude an der Natur, das sind zwei starke Lebenselemente im Dasein des Fürsten Bismarck. Sie ermöglichen ihm auch, die Entbehrung der aktuellen Politik jetzt zu ertragen. Das traurige Geschick aber, das dem deutschen Volke seinen ersten Kanzler zu einer Zeit raubte, wo es ihn noch so nötig brauchte, hat doch auch das eine Gute gehabt, daß die Deutschen ihren Bismarck am Abend seines Lebens auch noch in seiner ganzen Liebenswürdigkeit und Größe als schlichten Mitbürger in seiner ganzen Häuslichkeit kennen lernten und daß sie in dem großen Menschen auch einen Freund gewonnen.

L. S.

Aphorismen.

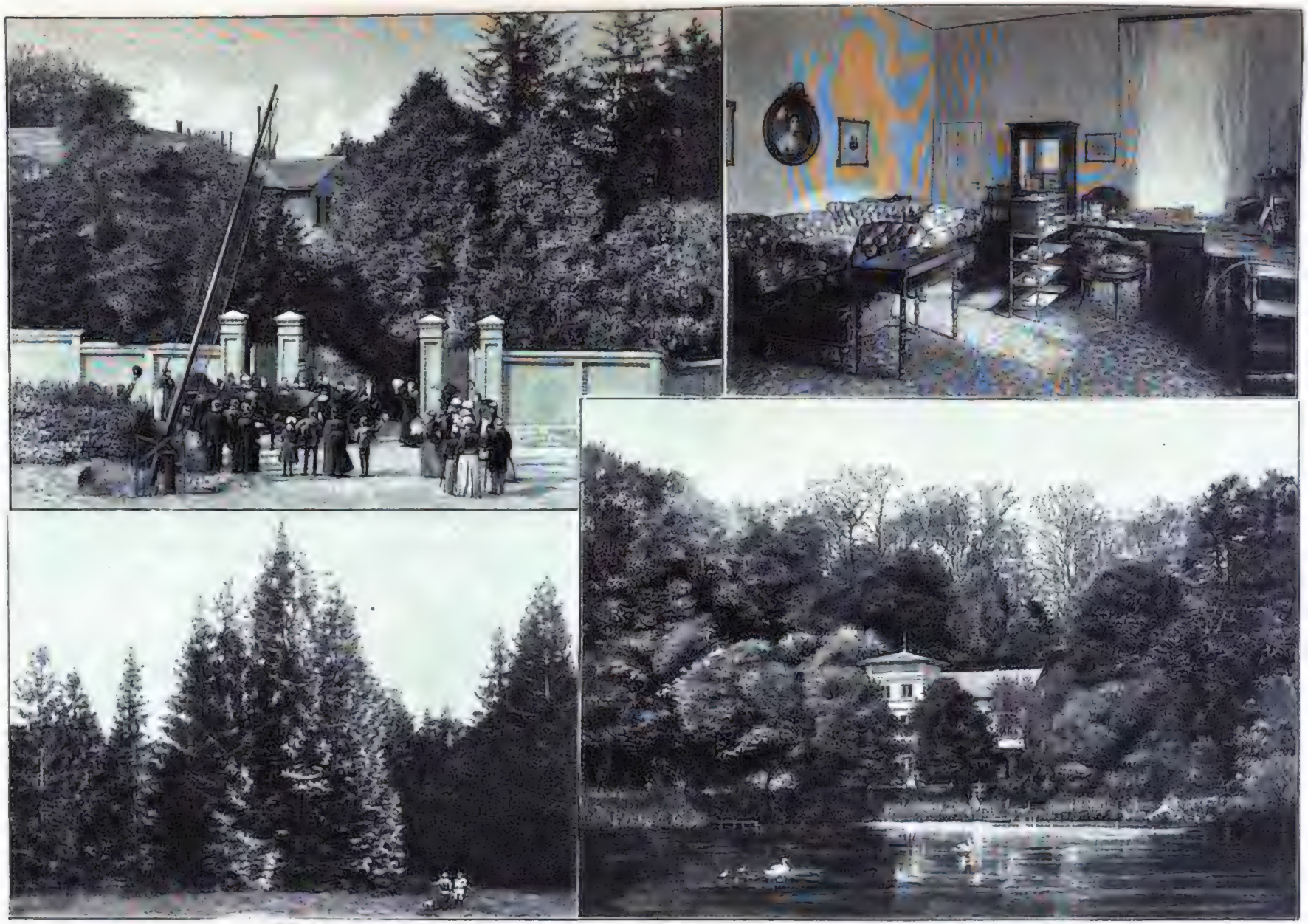
Von

Ewald Löscher.

Die eifersüchtigen aller Nachbarinnen sind Klugheit und Güte. Beide wohnen Wand an Wand im menschlichen Herzen, und dennoch kommt es kaum jemals zu einem harmonischen Verhältnis zwischen ihnen. Jede sucht der andern bei dem Herrn des Hauses den Rang abzulaufen und möchte ihn gern unter ihren ausschließlichen Einfluß bringen. In den meisten Fällen aber gelingt dies nur der Klugheit, und die Güte zieht sich trauernd in ihr Kämmerlein zurück.

Der wahre Naturfreund erhebt und begeistert sich an der Pracht der göttlichen Schöpfung auch zur Winterszeit und baut damit seinen reinen, der Natur entnommenen Freuden eine Brücke von Sommer zu Sommer. Die, seien es auch nur kurze Momente reinen Glückes, welche winterliche Ausflüge und Wanderungen in die Natur von Zeit zu Zeit ihm gewähren, bilden die Pfeiler dieser Brücke, zwischen denen freilich oft genug eine wilde Hochflut winterlicher Leiden und Unbilden sich hindurchdrängt.

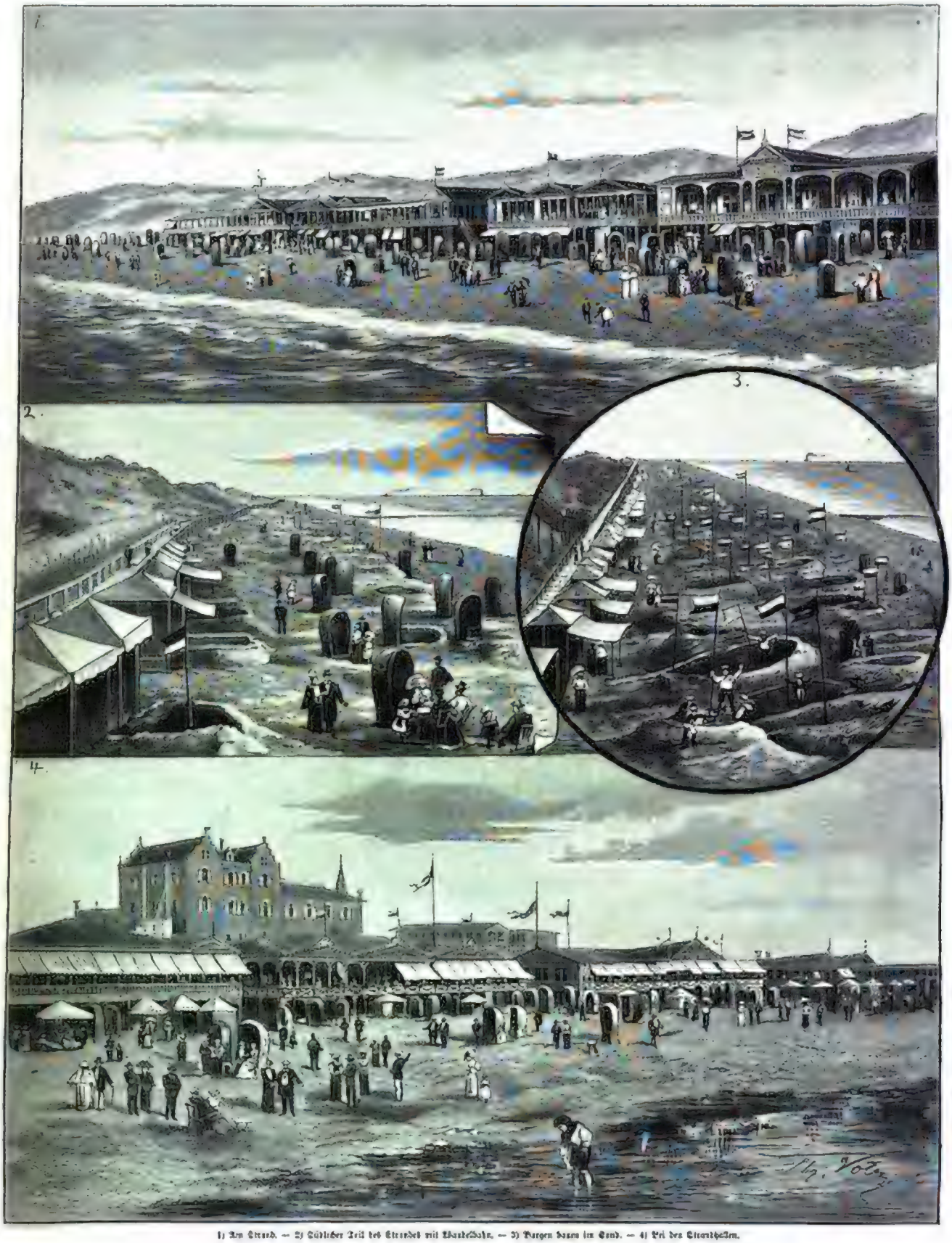
Digitized by Google



Aufsatzt des Fürsten und der Fürstin.
Die steinerne Lohe (Sachsenwald).

Arbeitszimmer des Fürsten.
Schlußpark (Tannenhaus).

Bilder aus Friedrichsruh. Nach photographischen Aufnahmen von Strumper & Cie. in Hamburg.



1) Am Strand. — 2) Südlicher Teil des Strandes mit Musikhalle. — 3) Burgen bauen im Sand. — 4) Bei den Strandhallen.

Bilder vom Nordseebad Westerland auf der Insel Sylt.

Die Feldinger.

Von

E. von Brixen.

(Schluß.)

In hastiger Eile holt Josef von Feldinger aus Schränken und Schubfächern seine bewegliche Habe herbei — sortirt.

Wäsche, Zivil, seine Jockeyanzüge und, als letzte Chance, ein paar geladene Pistolen in silberbeschlagenem Ebenholzkasten, auch ein Geschenk Ilkas — für die Zukunft.

Der zweite Koffer ist für seine Militäreffekten bestimmt, die will ein Freund zum Trödler schaffen.

Und als er jetzt zum letztenmal die goldglitzernden Monturen zur Hand nimmt, da durchzuckt ihn der Jammer seines Daseins mit solcher Wucht, daß er sich Gewalt anthun muß, um nicht loszuheulen wie ein Schloßhund.

Er läßt alles stehen und liegen, wirft sich wieder auf das kleine Lager, über dem die verwegenen Sportsbilder noch unberührt hängen, und starrt mit gefalteten Händen und brennenden Augen in die flackernde Kerze, die das wüste Zimmer und sein verstörtes Gesicht nothdürftig erhellt.

Spät am Abend kamen die Geschwister nach ihm sehen.

Sie hatten die ganze Tragweite seines Unglücks noch nicht erfaßt und standen erschüttert, als sie ihn schon im Aufbruch fanden, ohne daß er dabei den geringsten Anhaltspunkt für seine Zukunft hatte.

Aus Gutmüthigkeit, um ihrer traurigen jungen Gesichter willen, nahm er es leicht, bat sie, ihm packen zu helfen. Und so wirtschafteten sie zu dreien in der grenzenlosen Unordnung seiner Sachen, und ab und zu pfiff sich Josef eine seiner leichtfertigen Melodien und zum Schluß auch noch 'mal den Lieben Augustin.

„Nicht wahr, Du versprichst mir, nicht ohne Abschied fortzugehen," bat Nina, als alles besorgt war und es Zeit für sie und Nikola wurde, heim zu gehen, „nicht fort, womöglich nach diesem fürchterlichen Amerika, ohne daß wir es wissen!"

„I, Gott soll mich bewahren," beruhigte Josef und preßte die zierliche Gestalt der Schwester fest an seine breite Brust. „Fort von euch armen beiden Kleinen ohne ein ‚B'hüt's Gott!'"

Und, einen Augenblick allein mit dem jüngsten Bruder, während Nina noch ein paar herumschleppende Sachen fortträumte: „Bist jetzt der letzte Feldinger, denke daran!" sagte er, beide Hände auf den Schultern des schmal aufgeschossenen Jungen, „Dir lege ich sie alle ans Herz — den Vater, die Schwester — und Ilka. Mach Du gut, was ich an ihnen allen gesündigt!"

Er begleitete sie noch an den Fiaker, und dem im Nachtdunkel sich verlierenden Wagen nachsehend, überlegte er, was ihm nun eigentlich noch zu thun bliebe.

In dieser Nacht fiel der Schildwache vor der Kommandantur eine hohe Gestalt auf, die lange Zeit regungslos an einem der Bäume der Ringallee lehnte und unverwandt herüberstarrte.

Oben, im Arbeitszimmer des Generals, ist noch Licht, und hinter den geöffneten Fenstern geht der alte Soldat mit gebeugtem Rücken ruhelos auf und ab — auf und ab — auf und ab —

Und am folgenden Morgen in der dämmernden Frühe wurde der Thorwächter von Schwarzburgsau durch ein unbändiges Schnaufen, Scharren und Stampfen vorzeitig aus seiner süßen Ruhe aufgeschreckt.

Als er seine Loge verließ, um dem unwillkommenen Störenfried seinen Standpunkt klar zu machen, fand er den Berserker gesattelt und gezäumt an einem der dicken Eisenstäbe des Gitterthores festgebunden.

Neben ihm, im Grase, lag ein vergessenes Taschentuch. Es war zum Auswinden naß, obwohl ringsum auf Busch und Strauch kein Tropfen Tau schimmerte.

Das war das letzte Lebenszeichen von dem Josef.

XV.

Die alte Marusia, die slavische Wärterin a. D. der Kinder, die nun das Gnadenbrot bei dem General aß, meinte, der Schlag solle sie rühren, als an einem hellen Frühlingsnachmittag, wohl zwei Jahre nach diesen Ereignissen, Janos wie aus dem Boden gewachsen vor ihr in dem düsteren Steinflur der Kommandantur auftauchte.

„Jesus Maria, der Schanerl, der Pan Santor, Seine Gnaden der Herr Oberlieutenant!" schrie sie und schlug die welken Hände über dem Kopf zusammen.

„Er selbst, Alte. Haben uns lange nicht gesehen, gelt? Wie geht's hier? Alles wohl?"

Sie führte ihn mit wankenden Knieen ins Wohnzimmer.

Verändert hatte sich da nichts. Nur eine öde Unwohnlichkeit lag über dem Raum, so, als höre man hier nie ein frohes Wort, ein junges Lachen.

Eine Staffelei stand an einem der Fenster und auf dem Tisch, neben ein paar Militärhandschuhen, lag zwischen Büchern und Zeitungen ein Skizzenbuch.

Janos nahm es zur Hand und blätterte darin.

Ein kerngesunder Soldatenhumor wehte ihm daraus entgegen. Und die in kräftigen, flüchtigen Strichen hingeworfenen, oft karikirten Skizzen, Typen aus dem Kasernenhof, Episoden vom Exerzierplatz, Straßenbilder und Werkstscenen verrieten Malerhand und Malerauge.

„Ach, du grundgütiger Himmel, Schanerl," schluchzte die Alte neben ihm in ihre Schürze hinein, „ach, du mein allerliebster Heiland, waren das Zeiten, schwere Zeiten! Unsere lieben, prächtigen Buben, Schanerl — ach Gott, was sag' ich da! Verzeihens nur der gnädige Herr!"

„Laß es immerhin beim Schanerl, wenn's Dich tröstet, Marusia," beruhigte Janos.

Herrgott, die Zeiten, da ihm dies glatte, gemüthliche „Schanerl" eine Quelle wüthendsten Aergers gewesen war! Die alten Zeiten, in denen die Marusia heulend zum Vater lief, die drei wilden Rangen zu verklagen, die ihr mit nimmersattem Jungenhunger die Vorräthe aus Küche und Keller stahlen und ihr überhaupt die Seele aus dem Leibe kujonirten.

Dann ging es hinüber zum Vater.

„Seh 'mal an, der Schanerl," sagte der General und stand langsam von seinem Schreibtisch auf. „Ja, was bringt Dich denn her?"

Janos küßte nach alter Gewohnheit die Hand des Pflegevaters, tieferschüttert über die Veränderung, welche die kurze Zeit über den kaum Sechzigjährigen gebracht.

„Hast lang nichts von Dir hören lassen," fuhr der General gleichgiltig fort. „Wie geht's auch?"

Ein bitteres Lächeln spielte um Janos' Mund. Nichts von sich hören lassen! Zwei-, dreimal und noch öfter hatte er geschrieben und nie eine Antwort.

Aber er kämpfte seinen Groll nieder.

„Ich bin Hauptmann und habe einen kurzen Urlaub, und so wollte ich sehen —"

„Schon gut, schon gut," unterbrach der General und räusperte sich die Stimme klar. „Also Hauptmann? Na, ich gratulire, denn das ist schnell gegangen. Du bist doch — wie alt bist Du eigentlich?"

„Zweiunddreißig —"

„Na ja — natürlich — so alt! Aber da stehst Du Dich doch gut im Avancement."

Sein Blick streifte ihn, steinhart und steinkalt.

Janos fragte nach den Kleinen, zuerst nach Nikola, und dann, mit belegter Stimme, auch nach Nina.

Auf einer geschnitzten Staffelei, neben dem Schreibtisch des Generals, stand ein lebensgroßes Brustbild des Mädchens. Eine Rothstiftzeichnung in wunderbar feiner, lebenswarmer Wahrheit.

Janos trat vor das Bild.

„Hat der Nikola gemacht," erklärte der Vater nicht ohne Stolz. „Er hat Talent, der Bub!"

„Ach ja!" Janos erinnerte sich an die vielen unleidlichen Scenen von früher. „Maler wollte er ja werden!"

„Vorläufig drillt er Rekruten, so lange es geht. Ich laß ihm den Willen! Man erreicht mit Zwang doch nichts von ihnen, wie sie da sind. Als ich einen Soldaten aus ihm machen wollte, schrie und heulte er. Und als ich es satt hatte und sagte: ‚Thu, was Du willst', da mit einemmal war er Feuer und Flamme fürs Militär. Aber 's wird nicht halten. Mir hat 'mal 'ne schwarze Hexe prophezeit, ich werde der letzte Feldinger sein, den sie im Soldatenmantel zu Grabe tragen, und weiß Gott, das Teufelskraut hat immer recht!"

Die Hände auf dem Rücken steht Janos noch immer vor dem Bilde.

Unter dem krausen Haargewirr lachen ihm glückliche Augen entgegen. Das ganze liebe Gesichtchen ein Sonnenstrahl.

Ein schwerer Seufzer hebt seine Brust, daß der General erstaunt aufsieht.

„Na, was ist Dir?"

„Nichts, nichts! Ein gutes Bild! Und glücklich und blühend sieht sie aus!"

„Warum auch nicht? Die Nina ist jung und hat ein ganzes Leben vor sich, da vergißt sich's leicht. Sie hatte ja auch immer ein fröhliches Gemüt und im Unglück den echten Feldingermut. Es war ja eine dumme Geschichte damals, die Sach' mit dem Poldl," fuhr er mit einem flüchtigen Blick auf Janos fort, „eine ganz dumme Geschichte! Und dann das alberne Geschwätz — wie's immer geht nach so einer aufgelösten Verlobung. Es that mir auch leid um den Poldl. 's war ein braver Mensch! Anfangs und in seinen Briefen wollte er auch noch alle Schuld auf sich nehmen. Aber als er bei mir war, ehe er auf seine Reis' ging, da hat er hier vor mir bitterlich geweint, wie ein kleiner Schulbub, wohl eine ganze Stunde lang, da merkte ich — Aber aus der Nina kein Wort herauszubekommen! Sie können ja alle nicht zur rechten Zeit reden, meine Kinder! Und jetzt will mich bedünken, sei Nachricht kam, daß er auf dem Heimweg ist — doch ich will nichts sagen, ich könnte mich irren!"

Janos stöhnte, die Hand vor den Augen.

Da wurde der General aufmerksam.

„Sag 'mal, ich hab' immer den stillen Verdacht gehabt, als hättest Du etwas mit der Sache zu thun gehabt."

„Nein, mit der Sache nichts. Nur, daß ich Nina liebte — liebte, und da verlobte sie sich mit dem Leopold."

„Soll das ein Vorwurf für meine kleine Nina sein?" Der General schlägt die geballte Faust schwer auf die Schulter des Polen. „Hatte sie Dir Treue versprochen, wenn man fragen darf?"

„Es gibt eine Treue auch ohne Versprechen," fuhr Janos auf.

„So? Ei, seh 'mal an, wie Du so schön die Worte setzen kannst, Janos Santor," höhnte der General mit beißendem Spott. „Für andere, nicht für Dich! Oder war das vielleicht Treue, daß Du hinter meinem Rücken Nina, die ein vertrauendes Kind war, in den Mund der Leute brachtest? War das Treue, die Affaire mit dem Pepi, um, Gott weiß, was für einen infamen Liebeshandel, und Dein Verhältnis zu Ilka, und die Rolle, die Du in dem Leben dieser armen, irregeführten Frau spielen wolltest? So antworte doch, Janos Santor; rechtfertige Dich, wenn Du kannst!"

Und als Janos vernichtet schwieg, vor der Wucht dieser Anschuldigungen —

„Ja, Du hast wohl gemeint, ich sei ein schwachköpfiger Greis, daß mir dies alles verborgen bleiben könnte und Du mir trotz alledem von Liebe und Treue in Verbindung mit Nina sprechen dürftest?" fuhr der General in steigender Erregung fort. „Aber nichts da, Herr Janos von Santor. Das Kind ist mir zu teuer für solche Liebe! Und darum rate ich Dir, laß die Hand von ihr. Ich will keine Thränen mehr in ihren hellen Augen sehen, und um Dich würde sie weinen müssen, viel weinen. Denn nicht auf den Knieen könnte sie sich meine Einwilligung zu einer Ehe mit Dir erbetteln! Und das ist mein letztes Wort in dieser Sache gewesen. Mich hat das Leben genug geelendet, jetzt will ich Ruhe für die Kinder und für mich. Wir zwei aber, Herr Janos von Santor, wir sind wohl fertig mit einander, für alle Zeit und Ewigkeit!"

An einen der granen Steinpfeiler gelehnt, die das Treppenhaus tragen, trocknet Janos eiskalte Tropfen von seiner Stirn, ringt nach Ruhe und Fassung.

„Du, Schanerl!"

Er fährt auf.

Ein baumlanger, breitschultriger Artillerist steht vor ihm.

„Ich komme von Felixdorf — die Marusia sagt mir —"

Sie fallen sich in die Arme und weinen wie Kinder.

„Herrgott, auch noch! Heulen wie ein altes Weib!" ermannte sich Janos ärgerlich.

Auch der andere wischte schnell seine Thränen weg.

„Es kommt wohl 'mal so über einem, daß man

nicht anders kann," entschuldigte er. „Und das Zusammensein mit dem Vater war schwerlich erfreulich für Dich. Aber trag's ihm nicht nach, Schaneri, er ist ein alter, wunder Mann!"

„Von Nachtragen ist auch keine Rede, nur daß —" Janos brach kurz ab. „Laß Dich lieber 'mal anschauen, Kleiner, wie Du aussiehst."

Lachend unterzog sich Nikola der Prüfung.

„Hast Dich ordentlich herausgemausert," meinte der Pole, „warst früher immer ein mückiges Kerlchen, so eine Art Schwindsuchtskandidat mit der heiseren Stimme und dem Gehüstel. Du, Soldat! Wer hätte das gedacht!"

„Ist im Grunde doch nichts Rares. Wir Feldinger gehören in die Armee, wie das Amen in die Kirche."

„Und Du bist zufrieden dabei?"

„Ich hab' mich eingelebt," sagte Nikola, „obwohl es mir im Anfang bluisauer wurde. Wenn man ein freies Künstlerblut in sich fühlt, und dann dies Schweigen, Sichducken, Hinabwürgen, und das bedingungslose Aufgeben der eigenen Persönlichkeit — ich hab' mir oft die Lippen wund gebissen, aber ich wollte! Und allmälich erkannte ich das Gute an dieser strammen Zucht und da lernte ich mich unterwerfen und ich glaub' nicht, daß ich schlechter dadurch geworden bin!"

„Dank schön für den Vortrag."

Lachend gehen sie hinüber in das Wohnzimmer.

Nikola erzählt dem Freunde, was hinter seinem zwanzigjährigen Leichtmut schon wie ein böser Traum verwunden liegt: von dem Tod des Onkels, von den Brüdern. Dann von seinem einsamen Leben zu Haus, ganz auf die alte Maruša angewiesen und von des Vaters wachsender Verbitterung und Reizbarkeit.

Neben ihm auf dem Sofa, die Hand über den Augen, hört Janos zu. Ihm ist, als rede der Pepi in seinem breiten, gemütlichen Dialekt. Aber es wirkt eher traurig als irritirend.

„Merkwürdig, wie ihr euch ähnelt," sagt er endlich.

„Ja, fast möcht' ich sagen leider! Denn der Pepihabitus an mir stört den Vater, wenn er mich ansieht. Den Lulu deckt der Rasen, da hat Hoffen und Wünschen von selbst ein End'. Aber der Pepi —"

Die alte Maruša schluft ab und zu, stellt mit der Umständlichkeit des Alters eine Flasche Adelsberger und zwei Gläser auf den Tisch, manchmal ein Wort einflechtend, mit dem Schurzzipfel eine einsame Thräne wegwischend. Streichelt wohl auch mit der verrunzelten Hand über den blonden Kopf des jungen Offiziers, mit einem: „Mei Büberl, mei arm's Büberl," was der sich mit einer Art schweigenden Hinabwürgens geduldig gefallen läßt.

Von Nina sprechen sie nicht, obwohl ihr Name auf beider Lippen brennt. Aber keiner will anfangen.

Und so bricht das Gespräch plötzlich ab, und man hört lange Zeit nichts als den zitternden Atem der Alten und das lebensmüde Ticken einer altmodischen Wanduhr und ihr verlorenes Echo aus einer Ecke.

Janos steht endlich schwerfällig auf.

„Es wird Zeit für mich!"

„Was? Schon fort? Und hast noch kein Wort über Dich und wie's Dir da hinten bei Deinen Böhmaken geht, verlauten lassen?" hält Nikola ihn zurück.

Sein feiner, intelligenter Künstlerblick hat längst den Unterschied zwischen dem Janos von heut und dem eleganten Gardeoffizier von früher herausgefühlt. Ein Lied von Sorgen und Herzeleid, von den schon stark ergrauenden Haaren bis zu den groben, doppelsohligen Stiefeln herab.

„Da ist auch nichts zu sagen," entgegnet Janos reizbar. „Am Tage Dienst, und ein einsamer Abend. Und so jahraus, jahrein."

„Hast Du denn keinen Freund? Keinen Umgang? Keine wahlverwandte Seele?"

„Umgang, soweit ich als Kamerad verkehren muß, wohl. Aber Männerfreundschaft war nie mein Fall und die Freundschaft mit Frauen hat mir übel mitgespielt."

„Ist ja auch eine Gefahr. Freundschaft und Liebe wohnen Thür an Thür, da verfehlt man wohl 'mal den Eingang. Und jetzt, wohin?"

„Zurück, zu meinen Böhmaken. Hab' ja sonst nirgendwo mehr Heimatrecht."

„Ich dachte nur so — Schwarzburgsau vielleicht."

Aber Janos fuhr so heftig auf, daß Nikola still wurde.

Nachdenklich begleitete er ihn zur Bahn.

XVI.

Und dann trägt ihn die rasende Eile des Expreß durch das im rotgoldigen Glanz der sinkenden Sonne sich weitende wohlbekannte Hügelland wieder zurück zu seinen Böhmaken.

In der Ferne leuchten die stumpfen Türme eines Schlosses im Abendrot.

„Schwarzburgsau!" schreien die Kondukteure und reißen die Coupéthüren auf. Einige Augenblicke hastet das Kommen und Gehen der wenigen Passagiere. Dann krachen die Thüren wieder zu, die Lokomotive ruckt, zischend und pustend.

„Schaneri! Hier! Hier bin ich!"

Eine schlanke Gestalt schießt über den Perron, springt behend an dem schon abrollenden Zug hinauf, von seinem starken Arm gefaßt und geborgen.

„Mein Alter! Mein Lieber! Bei Dir! Bei Dir!"

Sie hängt an seinem Halse atemlos und rot erhitzt, wirft das liebe bräunliche Gesichtchen, um das die Fülle der krausen Blondhaare immer noch so launisch wild lockt, zurück, streichelt und küßt unter glückseligem Jubel sein dunkles Gesicht.

Sie ist noch in Halbtrauer, weiß mit schwarz, von einfacher Eleganz und reizend wie immer. Er kann sich nicht satt sehen an der geliebten jungen Gestalt.

Zusammen drücken sie sich dann in eine Ecke und die Worte sprudeln ununterbrochen von ihren Lippen. Da liegt ja so viel, was er nicht weiß, zwischen jener venezianischen Schreckensnacht bis zu ihrer letzten Aussprache mit Ilka, vor noch nicht langer Zeit.

Sie hat auch sofort den alten Ton der Sosnowicer Zeit wiedergefunden und ihre herzerwärmende Zärtlichkeit, ihr naives Kindervertrauen zu ihm.

Mit einem Lächeln, durch welches mehr als einmal ein verhaltenes Schluchzen zuckt, hört er zu. Wirft wohl auch 'mal eine Frage dazwischen. Will sogar über ihren tollkühnen Satz in den fahrenden Zug hinein schelten, wobei er mit zitternder Hand das wirre Goldhaar von der feingezeichneten, weißen Stirn streicht.

Sie lacht. Als ob man ihr Zeit gelassen, sittsam als Dame der großen Welt einzusteigen! Als ob sie überhaupt Zeit gehabt, zu überlegen! Es sei ja alles solch eine Jagd nach dem Glück gewesen, von dem Augenblick an, als man ihr in Schwarzburgsau Nikolas Depesche brachte, bis zu ihrem Zurbesinnungkommen in seinen Armen. Sie habe nicht einmal Zeit gehabt, Hut und Handschuhe mitzunehmen. Da sei es doch wirklich nicht schön von ihm, gleich wieder zu brummen.

Er thut es auch nicht mehr, sagt überhaupt nichts mehr, daß sie endlich erstaunt fragt, ob er denn da hinten im Böhmerwald sein Deutsch verlernt habe.

Er schüttelt verneinend den Kopf.

Sein Deutsch verlernt, nein, das ist's nicht. Auch nicht die kränkende Erinnerung an den unversöhnlichen, ungerechten Groll des Vaters.

Andere Gedanken wollen ihm das Glück des Wiedersehens verkümmern.

Er denkt an seine armselige Existenz, ohne Freunde, ohne Freude. Illas in langer, herzertötender Oede hingedehnte, grausame Strafe.

Die Ehen einiger, wie er, mittelloser Kameraden, fallen ihm ein.

Den Hauptmann haben sie abgewartet und dann geheiratet. Und jetzt ist ihr Leben eine Reihenfolge harter Kämpfe und Entbehrungen. Das Notwendige darben sie sich am Munde ab, um nur den Anforderungen ihres Standes nach außen hin gerecht werden zu können. Und ihre Frauen haben abgearbeitete, rauhe Hände und schaffen daheim wie Dienstboten, vom Morgen bis zum Abend.

Unwillkürlich preßt er Ninas weiches, arbeitsungewöhntes Händchen fester in seinen beiden Händen.

Sie, der verwöhnte Liebling ihrer vornehmen und vermögenden Verwandten, in solchen Verhältnissen! Er kennt die weichlichen slavischen Naturen der Feldinger. Die haben sie von der Mutter geerbt, wie den pikanten Teint der Brünetten zu dem blonden Haar. Das sind keine Pflanzen, in ein ander Erdreich versetzt zu werden. Sonnenschein, Glück und Frohsinn sind ihnen Lebensbedingungen. Im Kampf mit den Sorgen und Leidenschaften des Lebens gehen sie zu Grunde, sterben und verderben am Heimweh nach dem Glück.

Der Kondukteur taucht am Fenster auf, fordert die Billete.

In ihrer Erregung hat Nina nicht daran gedacht. Janos erklärt dem Manne: sie wollen nur bis zur nächsten Station mitfahren, sie müssen heut noch zurück nach Wien.

Er spricht mit sehr bedeckter Stimme, den Rücken gebeugt, als sei er totmüde.

Forschend ruht Ninas heller Blick indes auf dem Jugendfreund. Und da entgeht auch ihr die große Veränderung in ihm nicht, die tiefen Linien, die seinem Gesicht wie mit scharfem Griffel eingegraben sind, auf der Stirn, um die Augen, und von Nase zu Mund die tiefe Bitterkeitsfalte. Und die grauen Haare, die stark mitgenommene Uniform, sein bedrücktes Schweigen.

Aber sie will sich nichts merken lassen, zupft nur rechts und links in wachsender Erregung an seinem schlottrigen Waffenrock, wedelt mit ihrem feinen Battisttüchelchen den Reisestaub von seinem Kragen und seinen Schultern, streicht liebkosend über sein borstig kurzgeschorenes Haar, will ihre tiefe Erregung noch einmal weglachen.

„Du, Schaneri, weißt Du, Alter, nett war das nicht von Dir, mich da mit dem Rest in das Massengrab zu werfen, nein, gar nicht nett. Und jetzt, nun ich mich glücklich aus dem Graus herausgearbeitet — halte mich, halte mich fest, sonst —"

Die süße Stimme bricht in bebendem Aufschrei. Sie fällt mit dem blonden Köpfchen an seine breite Brust und schluchzt, schluchzt — sie kann sich nicht mehr beruhigen.

Aber diese Thränen sind mild und weich wie ein Frühlingsregen.

*

Es war schon spät am Abend, als Nikola den General in der Einsamkeit seines Zimmers aufsuchte.

Der General war ungehalten über die Störung, denn er hatte sich in eine ernste Arbeit vertieft, die er heute noch beendigen wollte.

Doch Nikola kehrte sich nicht an den unfreundlichen Empfang. Er weiß ja, daß die alte Wunde heut wieder von neuem zu bluten angefangen. So lehnte er nur mit seiner echten Pepihaltung gegen den Schreibtisch und stotterte etwas von einer Nachricht über Nina aus — nein — nicht aus Schwarzburgsau.

„Was für eine Nachricht? Was soll die Geheimnisthuerei? Eine Nachricht von der Nina, als bedeute das schon an sich ein Unheil," brauste der General heftig auf.

„Kein Unheil! Aber sie kommt heut nach Haus!"

„So, sie kommt?" besänftigte sich der Vater sofort. „Das konntest Du ja gleich sagen! Daß die Maruša nur alles zurechtmacht für sie. Denn sie wird wohl über Nacht bleiben."

„Jedenfalls, Papa — aber dann — sie kommt nämlich nicht allein, sie — ja, sie kommt mit dem Janos!"

„Wa—a—as?" brüllte der General und stürzte mit erhobener Faust auf den Sohn los, daß der zurückwich. „Ich verbitte mir solche Späße!"

„Papa, was denkst Du von mir! Da, sieh selbst!"

Er reicht dem Vater ein offenes Telegramm.

Mit einem Fluch reißt es der General an sich, stiert lange darauf.

Dann stürzt er wie ein gefällter Baum über seinem Schreibtisch nieder, den Kopf in beiden Armen vergraben. Und nach langer, langer, totschweigender Zeit zittert ein weher Ton von Wand zu Wand, wie das klagende Aechzen eines zu Tode getretzten Edelwilds. Er, der starre, harte Mann, der nie weinen konnte, nicht am Sarge seines treuen Weibes, nicht vor der Gewehrbahre seines gefallenen Lieblingssohnes, nicht über dem grausamen Urteil, das er dem eigenen Kinde sprechen mußte, jetzt weint er. Weint alle Härte, allen Trotz, alle langgenährte Bitterkeit und Unversöhnlichkeit aus seinem leidensmüden Vaterherzen.

Leise ist Nikola zu ihm getreten und streichelt mit schüchterner Liebkosung den tiefgesenkten, weißen Kopf, während sich hinter ihnen vorsichtig die Thür öffnet und ein blondes Köpfchen, ein glückstrahlendes Gesichtchen schelmisch durch den Spalt lugt.

Großfürstin Xenia und Großfürst Alexander Michaelowitsch.

Wer wird des Zaren Schwiegersohn werden? Die ohne Zweifel nicht bloß dynastisch und gesellschaftlich, sondern auch politisch interessante Frage, ist lange Zeit offen geblieben und außerordentlich verschieden diskutirt worden. Einmal verstieg sich die kühnste Kombination sogar so weit, der Kaiser Alexander III. wolle in das alte Geschlecht der Romanows einen Sohn Jung-Italiens hineinheiraten lassen und einen Viktor Emanuel, den kunftigen „Zweiten" dieses Namens, den Erben und Nachfolger König Humberts, zu seinem Eidam erküren. Dann wieder hieß es, auf diesen Platz, so nahe seinem Herzen, werde kein anderer gelangen, als der Sprößling seines „besten Freundes", nämlich der Erbprinz Danilo von Montenegro. Des weitern kam für die durchaus „etwas Wasserwellenden" ein dänischer Neffe des Zaren, der bekanntlich in Kopenhagen, im Schoße der Familie seiner geliebten Gattin, so gern ausruht von Regierungssorgen und politischen Schrecken, das heißt Prinz Christian, ältester Sohn des Kronprinzen von Dänemark, in Betracht.

Nichts von dem allen. Der russischen Kaiserpaar, Alexander III. und der auch heute noch immer schönen Maria Frodorowna, mit Heimatsnamen Dagmar, der als Schleswig-Holstein-Glücksburgische Prinzessin Geborenen, sind bekanntlich fünf Kinder in ihrer beglückten Ehe geschenkt: der Zarewitsch, Großfürst Georg, über den freilich ein schweres Leiden gekommen, sowie ein dritter Bruder, der jetzt fünfzehnjährige Großfürst Michael. Zwischen die Geburt Georgs und Michaels fiel diejenige einer ersten Prinzessin: es erblickte die Welt am 6. April 1875 die Großfürstin Xenia Alexandrowna. Diese vier Sprossen ihrer Verbindung lebten dem damaligen russischen Thronfolgerpaar, als durch die Ermordung Alexanders II. der Zarenthron auf den dritten dieses Namens überging. Im nächsten Jahre, 1882, vermehrte sich dann noch die kaiserliche Familie um eine zweite Tochter, die also jetzt noch nicht zwölfjährige Großfürstin Olga, die bedauerlicherweise durch eine bei dem bekannten Eisenbahnattentat, das ihrem Vater galt, empfangene Verletzung des Rückgrats in ihrem gesunden Wachsthum unterbrochen ist. Unangehalten und blühend konnte sich dagegen Großfürstin Xenia entwickeln; sie ist zum echten Kinde und Ebenbilde ihrer vornehmen, graziösen Mutter, zur anmutreichen Jungfrau herangeblüht, die jetzt nahe vor ihrem neunzehnten Geburtstag steht, und so durfte der Zar, welcher kein Freund eines allzu frühen Verlöbnisses, denn in der That zur Brautgamsmagd für sie schreiten. Und der mächtige, selbstherrliche russische Kaiser, der nur seinen Willen kennt, der aber ein ausnehmend zärtlicher Gatte und Vater ist, hat dabei sein Ohr lediglich der Stimme geliehen, die im Herzen der Tochter sprach. Längst hatte dieses im stillen gewählt und seine heimliche Liebe einem ritterlichen Anverwandten, einem jungen Vetter des Zaren, gegeben. Nun ist das Glück eingezogen in die bald hoffende, bald sagende Braut: der kaiserliche Vater hat die Hände der Liebenden in einander gelegt.

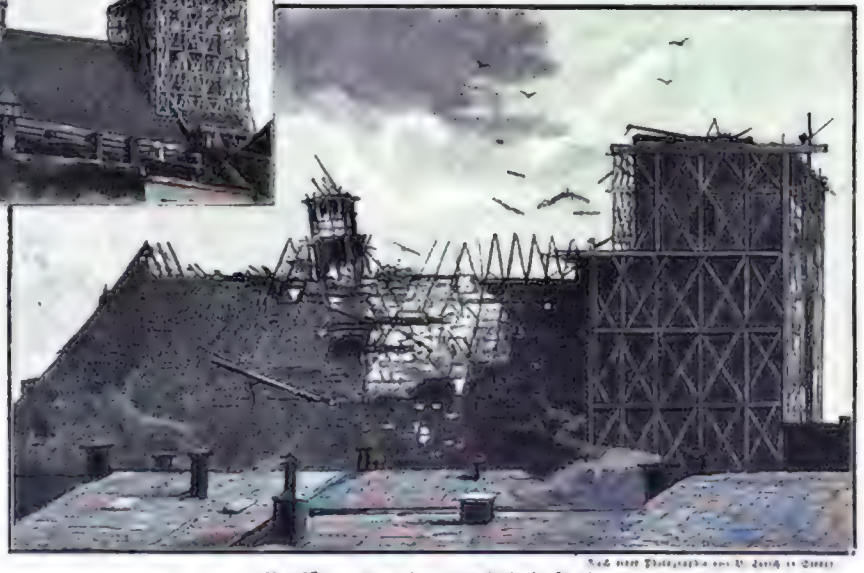
Großfürstin Xenia und Großfürst Alexander Michaelowitsch.

Zwar, die offizielle Verlobung oder „Obrutschenie", wie es im Russischen heißt, das heißt die nach russischem orthodoxem Ritus zu vollziehende kirchliche Verlobung, hat noch nicht stattgefunden, wenn auch die Verlobung selbst bereits durch den Regierungsboten notifizirt wurde und die Glückwünsche der verwandten Herrscherfamilien schon eingelaufen sind, so in erster Linie auch die Gratulation des deutschen Kaisers für die Braut, als die Urgroßnichte des hochseligen Kaisers Wilhelm I. von Schwesterseite her. Der kirchlichen Einsegnung der Verlobten geht erst die sogenannte „Obmolonta" voraus. Es heißt, daß die kirchliche Einsegnung der Verlobten am 25. März alten Stils, das heißt also am Geburtstag der Großfürstin Xenia stattfinden werde, und daß zur Feier des Tages ein glänzendes Ballfest in Aussicht genommen sei. Der kirchlichen Verlobung dürfte voraussichtlich noch im Herbst dieses Jahres die Hochzeit selbst nachfolgen.

Wer ist nun aber der glückliche Verlobte, von Großfürstin Xenia Geliebte, der zukünftige Zaren-Schwiegersohn? Auch ein Russe, wie gesagt, einer der Großfürsten und zugleich der Sohn einer deutschen Mutter, die freilich nicht mehr am Leben ist. Großfürst Michael, der jüngste Oheim des jetzigen Kaisers und früher lange der Statthalter im Kaukasus, hatte als Gattin die Prinzessin Cäcilie von Baden heimgeführt, des gegenwärtigen Großherzogs jüngere Schwester. Diese, in der russischen Herrscherfamilie seitdem die Großfürstin Olga Feodorowna genannt, beschenkte ihren Gemahl mit sechs Söhnen und einer Tochter, welch letztere, Großfürstin Anastasia, die regierende Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin geworden ist. Der nunmehrige Verlobte der Zarentochter ist der vierte jener sechs Söhne, der am 13. April 1866 geborene Großfürst Alexander Michaelowitsch.

Kaiser Alexander III. hat gerade diesem seinem Vetter, der, beiläufig, an Jahren ja sein eigener Sohn sein könnte, im besonderen Maße seine Zuneigung geschenkt, er zog ihn in seine unmittelbare Nähe — um so leichter konnten sich eben die Herzen der jetzt Verlobten finden — und machte ihn zu seinem persönlichen Adjutanten. Es wird ein Ehepaar sein, ganz zu vergleichen mit dem, welchen Erzherzogin Maria Valeria von Oesterreich, Kaiser Franz Josephs jüngere Tochter, mit dessen Vetter, dem Erzherzog Franz Salvator, hat schließen dürfen. Großfürst Alexander Michaelowitsch gilt als besonders befähigter Offizier, er ist mit Leib und Seele Militär, und seine Zukunft im Heer und im Zarenreich möchte unbezweifelt noch eine glänzende werden.

Wir sagten schon, daß seine Mutter, die deutsche, badische Prinzessin, nicht mehr unter den Lebenden weilt. Wir erinnern an ihren jähen, auf der Reise in die geliebte Krim, im Eisenbahnwaggon und unter eigentümlichen Umständen erfolgten Tod. Es ist dann konstatirt worden, daß ein Herzschlag die stets Leidende hingerafft hatte. Großfürst Alexander wird der zweite der sechs Brüder sein, welcher eine Ehe schließt. Sein nächstälterer Bruder, Großfürst Michael Michaelowitsch, vermählte sich vor mehreren Jahren mit Gräfin Sophie Merenberg, der Tochter des Prinzen Nikolaus von Nassau und der ihm morganatisch angetrauten Natalie von Puschkin, also mit einer Enkelin des revolutionären russischen Dichters Alexander Puschkin, was die Ehe dem Zaren anfangs mißliebig machte — Differenzen, die aber später ausgeglichen worden sind.



Eingestürzter Turm der Jakobikirche in Stettin.

Eingestürzter Turm der Jakobikirche in Stettin.

Der orkanartige Sturm, der am 12. Februar dieses Jahres über fast ganz Deutschland wütete, richtete ganz besondere Verheerungen in Stettin an. Die im Sommer vorigen Jahres auf dem Turme der St. Jakobikirche errichtete neue, im Gerüst noch freistehende Spitze, die erst in dem kommenden Frühjahre eingedeckt werden sollte, wurde von dem daherbrausenden Orkane in die Tiefe herabgeweht. Hatte man den Vormittag über nur das in der Tiefe dumpf widerhallende Pfeifen und Tosen des Windes vernommen, so sah man mittags um ein Uhr den mächtigen Turmhelm plötzlich sich neigen und in der vollen Achse des Kirchenschiffs in das gewaltige Dach einschlagen, dieses sowie den Dachreiter zum großen Teil zerschmetternd. Unsere Abbildungen veranschaulichen die Kirche in ihrem Zustande vor und nach der Katastrophe.

In Friedrichsruh.

Am 20. Februar war es das drittemal, daß Kaiser Wilhelm II. dem Fürsten Bismarck in seinem Tusculum Friedrichsruh einen Besuch abstattete.

Zwischen diesem letzten Besuche und den beiden ersten, am 31. Juli und am 29. Oktober 1888 liegt ein ernstes Stück Zeitgeschichte, das für das deutsche Reich wenig Erfreuliches gebracht hat.

Möge daher die Hoffnung aller wirklichen Vaterlandsfreunde in Erfüllung gehen und die Versöhnung der beiden Männer für die deutschen Lande der Beginn einer neuen, glücklichen Aera werden.

Die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Kaisers hatte das für gewöhnlich so stille Friedrichsruh in lebhafte Aufregung versetzt. Von nah und fern strömten Neugierige herbei; doch war durch die Gendarmerie und die aus einigen Nachbarorten herangezogene Feuerwehr bereits nachmittags 4 Uhr das Schloß im Umkreise von etwa 300 Schritten vollständig abgesperrt. Der Fürst in Uniform und in seinem neuen grauen Mantel gehüllt, überzeugte sich selbst von den getroffenen Vorkehrungen, sorgte indes dafür, daß das Volk in seinen Bewegungen nicht allzusehr behindert werde.

Pünktlich zur festgesetzten Zeit lief der Zug ein und hielt dicht vor dem Schlosse. Der Kaiser, der am Fenster seines Salonwagens stand, trug Marineuniform. In seinem Gefolge befanden sich die Flügeladjutanten Major Graf von Moltke und Contre-Admiral von Senden-Bibran, der Chef des Zivilkabinets von Lucanus, Oberst von Scholl, Leibarzt Dr. Leuthold und Hausmarschall Freiherr von Lyncker.

Der Kaiser umarmte und küßte den greisen Fürsten und schritt darauf mit ihm dem Schlosse zu, wo die Fürstin den Monarchen in dem gelben Zimmer begrüßte. Bei der dann folgenden Tafel saß der Kaiser zwischen dem Fürsten und der Fürstin. Die Unterhaltung war eine lebhafte, und der Kaiser zog alle Anwesenden ins Gespräch. Er stellte dem Fürsten auch zwei Soldaten, die er aus Berlin mitgebracht hatte, in der neuen leichten Feldausrüstung vor.

Nach Tisch zog sich der Kaiser mit dem Alt-Reichskanzler zu einer längeren Unterredung unter vier Augen zurück.

Punkt 9 Uhr gab der Monarch das Zeichen zum Aufbruch und ging, von dem Fürsten geleitet, zum Salonwagen. Schon bei Anbruch der Dunkelheit waren das Bahnhofsgebäude und die Post festlich erleuchtet worden, und jetzt empfing die aus dem Schlosse Tretenden ringsum Lichterglanz und jubelnder Zuruf.

Die Volksmassen durchbrachen das Spalier der fackeltragenden Gendarmen und Feuerwehrleute und umringten den Kaiser und Bismarck, die sich wiederholt zum Abschied die Hände schüttelten.

Unwillkürlich mußte der Kaiser von dem offenen Wagenfenster aus danken, wodurch sich die Abfahrt um einige Minuten verzögerte.

Nur mit großer Mühe gelang es dann den Feuerwehrleuten, dem greisen Fürsten einen Weg durch die freudig erregten Menschenmassen zu bahnen, und noch lange tönten ihm, als er im Schlosse verschwunden war, begeisterte Jubelrufe von außen nach.

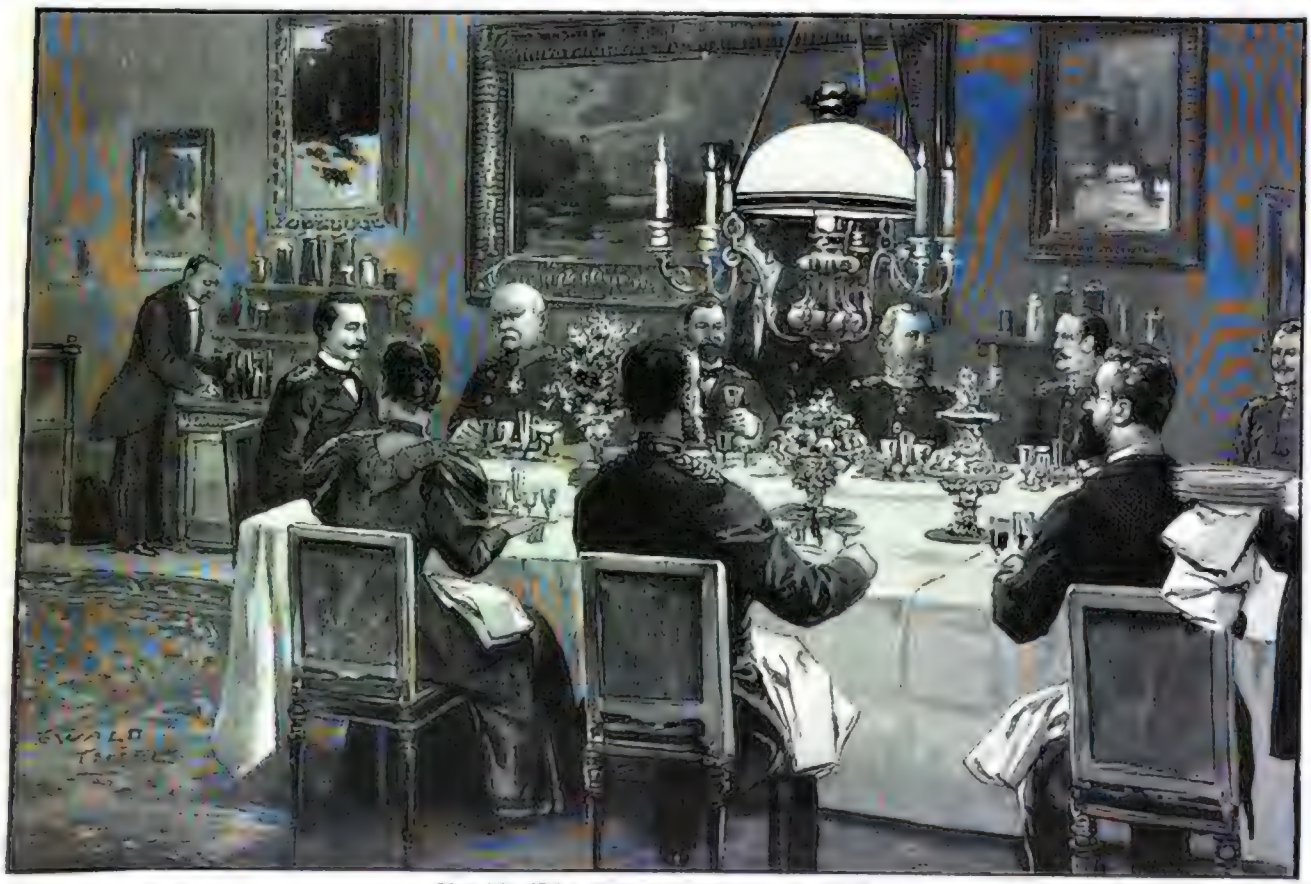
Kaiser Wilhelm II. in Friedrichsruh.

Märchen.

Sie warf im weißen Hute
Sich unter Lärchen hin
Und spielt' im Uebermute
Die Waldeskönigin.

Ich sprang, wo ich gepflücket
Ihr Blumen, auf, davon,
Ich stand vor ihr verrücket —
Der Märchenkönigssohn.

Franz Herold.



Diner beim Fürsten Bismarck. Originalzeichnung von E. Thiel.

Die Bedeutung des russischen Handelsvertrags.

Die Bedeutung des Handelsvertrags, welchen abzuschließen das Reich mit Rußland im Begriffe steht, ist eine außerordentlich hohe. Bekanntlich verfolgte das Reich seit 1879 eine Schutzzollpolitik, welche mit den Jahren immer mehr ihre Ausdehnung fand und schließlich die Zölle, welche auf der Einfuhr der Lebensmittel ruhten, bis zu einer selbst den Anhängern eines gemäßigten Schutzzolles bedenklich erscheinenden Höhe brachte. Mit dem Jahre 1892 änderte das Reich seine Handelspolitik; der Umstand, daß die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und Frankreich sich mit Zollschranken umgaben, welche die Einfuhr ausländischer Fabrikate in größtem Maße erschwerte, mußte das Reich auf die Notwendigkeit hinweisen, der deutschen Industrie, welche auf die Ausfuhr unbedingt angewiesen ist, neue Absatzgebiete zu erschließen, und dafür Sorge zu tragen, daß ihr die bereits vorhandenen erhalten blieben; politische Gründe sprachen außerdem dafür, der politischen Allianz mit den beiden übrigen zum Dreibund gehörigen Staaten ein wirtschaftliches Bündnis hinzuzufügen. Demgemäß wurden zunächst die Zoll- und Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn und Italien abgeschlossen, es folgten dann diejenigen mit der Schweiz und Belgien. Im Jahre 1893 wurden weitere Schritte gethan, um das mitteleuropäische Vertragssystem, wie es durch diese Verträge geschaffen war, weiter auszubauen, der Vertrag mit Oesterreich erheischte eine Regelung der Handelsbeziehungen zwischen dem Reiche und den übrigen Donaustaaten, also Serbien und Rumänien. Nach nicht unerheblichen Kämpfen wurden zu Ende des Jahres 1893 auch diese Verträge von dem Reichstage angenommen, während gleichzeitig die Annahme eines Vertrags mit Spanien ohne Schwierigkeit erfolgte. Die bedeutendste Zollermäßigung, welche Deutschland in diesen Verträgen einräumte, war die Herabsetzung des Weizen- und Roggenzolles von 5 auf 3,50 Mark für je 100 Kilogramm, eine Ermäßigung, die neben Oesterreich-Ungarn vor allem den Donaustaaten zu gute kommt. Natürlich mußte das Augenmerk der deutschen Politik darauf gerichtet sein, auch mit dem großen Nachbar des Reiches, mit Rußland, in ein Vertragsverhältnis zu kommen; als Absatzgebiet für die Erzeugnisse der deutschen Industrie ist Rußland von großer Wichtigkeit, der Wert der von Deutschland nach Rußland eingeführten Fabrikate betrug im Durchschnitt der letzten Jahre 200 Millionen Mark; die Steigerung der Ausfuhr ist möglich, weil die russische Industrie noch unentwickelt ist und mit den Industrien der westeuropäischen Völker nicht zu konkurrieren vermag; die russische Einfuhr nach Deutschland, deren Wert stets höher war wie derjenige der deutschen Ausfuhr, so daß also Deutschland an Rußland zu zahlen hatte, besteht vor allem aus Naturprodukten. Die Schwierigkeiten, mit Rußland einen Vertrag auf günstiger Grundlage abzuschließen, waren ungemein groß; einmal hatte die Regierung dabei mit dem starken Widerstande eines großen Teils der landwirtschaftlichen Bevölkerung, insbesondere der in den östlichen Provinzen wohnhaften, zu kämpfen, welche von einer Ermäßigung der Getreidezölle, auch Rußland gegenüber, schwere Nachteile für sich befürchtete, sodann ist in Rußland in den letzten Jahren das System des äußersten Schutzzolles in konsequenter Weise ausgebildet worden, im Zusammenhang mit der Richtung der allgemeinen Politik, welche die Absperrung gegen das Ausland auf allen Gebieten durchzuführen bemüht ist. Trotz dieser Schwierigkeiten, welche durch den Ausbruch eines Zollkriegs zu Ende des vorigen Jahres nicht unerheblich vermehrt wurden, gelang es der Leitung der deutschen Politik, mit Rußland einen Vertrag abzuschließen, welcher für die deutsche Industrie zwar nicht die Erfüllung aller ihrer Wünsche, aber doch die Erfüllung eines großen Teiles derselben enthält und ihr im einzelnen ganz hervorragende Vorteile bietet. Rußland hat durch denselben Deutschland die Rechte der meistbegünstigten Nation gewährt, es hat für eine große Anzahl deutscher Fabrikate die bestehenden Zölle wesentlich vermindert, für eine Anzahl anderer die Zölle für eine Reihe von Jahren festgesetzt oder, wie der Kunstausdruck lautet, gebunden. Deutschland gewährt dafür Rußland für die Einfuhr der Agrarprodukte den ermäßigten Zoll, welchen es Oesterreich-Ungarn und den Donaustaaten bereits zugestanden hat. Welche Bedeutung Rußland für die deutsche Industrie als Absatzland besitzt, mag, abgesehen von der vorhin erwähnten Ziffer, auch noch aus folgenden Angaben entnommen werden. Von sämtlichen nach Rußland eingeführten Fabrikaten stammen aus Deutschland bei Büchern 85 Prozent, bei musikalischen Instrumenten 80, bei Seiden- und Wollwaren 80, bei Maschinenteilen 70, bei Schreibmaterialien 60, Uhrenwaren 65 und so weiter. Rußland bezieht außerdem aus Deutschland den Hauptteil der von ihm gebrauchten chemischen Produkte, Farbstoffe, ferner einen erheblichen Teil der Eisen- und Hüttenprodukte, Maschinen, Wagen, Kurzwaren und dergleichen mehr. Die Fortdauer des Zollkriegs hätte nun ohne Zweifel die Folge gehabt, daß der deutschen Industrie das russische Absatzgebiet verloren gegangen wäre. Rußland hat im vorigen Jahre mit Frankreich einen für die Industrie dieses Landes günstigen Handelsvertrag geschlossen und es ist nicht zu bezweifeln, daß es, dank dieser begünstigten Stellung, dem französischen Gewerbefleiß gelungen wäre, Deutschland die Absatzgebiete nach Rußland vollständig zu entreißen. Damit wäre aber dem deutschen Wirtschaftsleben ein überaus schwerer Schlag versetzt worden, viele Fabriken hätten ihre Thätigkeit vermindern, zahlreiche Arbeiter entlassen müssen, die Bedeutung Deutschlands als Industriestaat wäre zu einem guten Teile wieder in Frage gestellt worden, und ohne der Landwirtschaft besondere Vorteile zu verschaffen, hätte man der Industrie die denkbar schwersten Nachteile zugefügt. Die Rücksicht auf diese unabwendbaren Folgen der Fortdauer des Zollkriegs hat die Reichsregierung bewogen, den Vertrag mit Rußland abzuschließen, und daß sie daran gut gethan, beweist nicht nur die beifällige Aufnahme, welche derselbe in den Industrie- und Handelskreisen gefunden hat, sondern auch die Mißstimmung, die man darüber in Frankreich empfindet. Deutschland ist heute nicht mehr der Staat, der es nach den Befreiungskriegen war, damals stand es auf der Entwicklungsstufe des Agrikulturstaates, von einer über den inländischen Bedarf hinausreichenden Erzeugung industrieller Produkte war noch nichts zu bemerken, der Ackerbau bildete die hauptsächlichste und wichtigste Erwerbsquelle und die heimische Landwirtschaft genügte der Nachfrage nach Getreide vollkommen. Dieses Verhältnis hat sich in durchgreifender Weise geändert; heute bedarf Deutschland der Einfuhr ausländischen Getreides, um seinen Bedarf zu decken, heute ist es ein Industriestaat ersten Ranges, der vielleicht in nicht allzu langer Zeit der erste sein wird, ein Industriestaat, der auf die Ausfuhr mit Notwendigkeit angewiesen ist. Ein Industriestaat ist aber verpflichtet, für Absatzgebiete zu sorgen, will er nicht wirtschaftliche Katastrophen von unabsehbarer Tragweite heraufbeschwören; ein Industriestaat darf keine Politik verfolgen, welche seinen wichtigsten Erwerbszweig lahm legt und dem Untergang zuführt. Der Abschluß eines Vertrags, welcher dem deutschen Gewerbefleiß ein ungeheures Gebiet eröffnet, das von einer kaufkräftigen Bevölkerung bewohnt wird, darf deshalb als eine den Wohlstand des gesamten deutschen Volkes befördernde That betrachtet werden, und es ist zu hoffen, daß mit ihr auch diejenigen sich aussöhnen werden, welche jetzt noch zu ihren Gegnern gezählt werden müssen. Neben der wirtschaftlichen Bedeutung hat aber der Abschluß dieses Vertrags auch eine politische: die Erhaltung des europäischen Friedens wird durch ihn wesentlich befestigt und verstärkt, die Hoffnung jener Kreise gemindert, welche des Glaubens waren, den russischen Staat in absehbarer Zeit zu einem Kampf auf Tod und Leben mit Deutschland bewegen zu können.

Litteratur.

— Rudyard Kipling hatte sich durch seine Novellen [illegible] aus dem indischen Volksleben bereits zu einem der Lieblinge der englischen Lesewelt gemacht, als er durch seinen Roman „The Light that failed" als ein durchaus originelles Talent sich entpuppte, das eines eigenartigen englischen Einflusses nicht bedarf, um dennoch die höchsten Wirkungen zu erzielen. Der Roman wurde auch in Deutschland vielfach besprochen und zum Teil begeistert anerkannt. Jetzt liegt er unter dem Titel „Erloschenes Licht" ([illegible], Deutsche Verlags-Anstalt) auch in einer guten Uebersetzung vor und erlaubt auch denjenigen, welchen der englischen Sprache nicht ganz mächtig ist, ihn kennen zu lernen. Der Stoff ist dem [illegible], daß bis zum Ueberdruß behandelten Künstlerleben entnommen, aber Kipling hat es verstanden, ihm völlig neue Seiten abzugewinnen und sich von jeder Schablone fern zu halten. Der Held ist keine jener süßlichen Künstlergestalten, die mehr durch ihre [illegible] und ihr Gebaren als durch ihr Können zu wirken lieben; er ist ein derber, nüchterner Soldat im Kampfe ums Dasein, der sein Werben davongetragen hat und nur eine Devise kennt: „[illegible]". Im Feldzug im Sudan hat er Gelegenheit, als Zeichner für ein großes englisches Blatt sich einen Namen zu machen; nach England zurückgekehrt, gelingt es ihm auch jetzt noch viele, eine harte [illegible] und Entbehrungen in Ruhm und Wohlstand [illegible] umzuwandeln, eine glänzende, glückliche Zukunft thut sich vor ihm auf. Da erblindet er an den Folgen einer Kopfwunde, die er einst im Feldzuge sich zugezogen hat. Von allen verlassen, ohne Hoffnung, sucht der blinde Mann in neuen Kämpfen im Orient den Tod und findet ihn. Der ganz eigentümliche, packende Reiz dieses Werkes liegt nicht in seinem Stoff, sondern in der Behandlung desselben, dem Helldunkel der Beleuchtung, dem Gepräge der Form, der strengen, realistischen Charakterschilderung, die vor keiner Unklarheit und Schönheit weiß. Man merkt überall, daß Kipling gar kein Vorbild hat und kennt. Er packt mit der unfehlbaren Sicherheit des großen, ursprünglichen Talents und Leben und was er zu Tage fördert, ist Leben und wirkt wie die Natur selbst. T.

März.

Das junge Moos bedeckt die feuchte Erde,
Das Hälmchen springt.
Ein unerschöpflich tiefgeheimes Werde
Das All durchdringt.

Der See liegt spiegelblank mit glatter Fläche,
Das Eis zerbricht.
Als Perlenschnur die Kette frischer Bäche
Den Fels umflicht.

Sie brechen sich, befreit aus Bergesriegeln,
Hellzuchzend Raum.
Es kann die Sonne sich aufs neue spiegeln
In ihrem Schaum.

Ein feierlicher Ton wie Flötenklingen
Zieht himmelwärts.
Die Knospen lispeln und die Vögel singen:
Willkommen, März!

Axel Wiedstern.

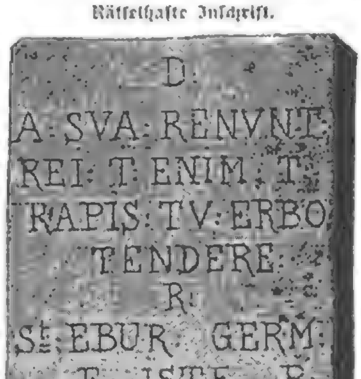
Notizblätter.

Bühne.

— Mit dem neuartigen Trauerspiele „Die Nordische Heerfahrt" hat die Stuttgarter Hofbühne auf eines der Werke aus Ibsens früherer Schaffensperiode zurückgegriffen, auf eines jener Werke, die noch kaum etwas von dem künftigen Dramaturgischen

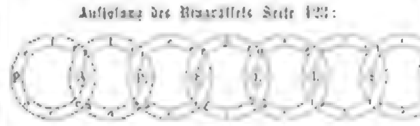
Für müßige Stunden.

Rätselhafte Inschrift.



Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 423:
[illegible]

Auflösung des Bivarallels Seite 423:



1. Petrarca, 2. Aristides, 3. [illegible], 4. [illegible], 5. Lucullus, 6. [illegible], 7. [illegible], 8. [illegible]

Anagramm.

Wird je zwei der nachfolgenden Worte eines, durch Umstellung der Zeichen, eins gebildet, und sind alle Bedeutungen richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben ein Sprichwort.

[illegible] — Erde,	ein Bildhauer.
[illegible] — Rest,	eine geistige Regung.
[illegible] — Rent,	ein berühmter Forscher.
[illegible] — Mast,	eine sprichwörtlich alte Persönlichkeit.
[illegible] — Nero,	ein Kind.
[illegible] — Heddel,	eine unbekannte Person.
[illegible] — Ser,	eine mythologische Gestalt.
[illegible] — Tuch,	eine Leidenschaft.
[illegible] — Hain,	eine traurige Stätte.
[illegible] — Bor,	eine schön gelegene Stadt.
[illegible] — Scheune,	ein Schriftsteller.
[illegible] — Fies,	ein Bauwerk.
[illegible] — Laib,	ein gefährlicher Mensch.
[illegible] — Esser,	eine Insel.

Viersilbige Charade.

Das fragmentarisch Welt und Leben,
Darüber mag es Zweifel geben,
Die ersten aber als Fragment
Gewiß ein jeder anerkennt.

Zuweilen durch Metamorphose,
Umgeben sie zu besserm Lose,
Verbreitend edler Werke Flug,
Doch leider oft auch Lug und Trug.

Natur und Kunst mit ihren Schätzen
Die andern in Entzücken setzen,
Und zu erlangen, was sie reizt,
Wird nicht mit Geld und Mühe gegeizt.

Das Ganze würde sie entrüsten,
Wollt' es sich als Kenner brüsten:
Auch denkt es daran sicher nicht,
Der Wortlaut hat hier kein Gewicht.

Nicht völlig, trotz der niedern Stufe,
Fehlt die Kennerschaft dem Berufe,
In dem es seine Thätigkeit
Den ersten widmet weit und breit. (M. Sch. Kahl.)

Auflösung des Rätsels Seite 423:
Gemse — Gaz — Genenz.

Digitized by Google

Gesellschaftsschilderungen abtun lassen, sondern uns den berühmten norwegischen Schriftsteller einfach in dem Lichte des praktischen Theatermannes zeigen. Ein solcher war Ibsen, als er das obengenannte Trauerspiel schrieb, und als ein Theaterstück, und zwar als ein zum Teil recht wirksames, nicht aber als ein Kunstwerk im höheren Sinne, tritt sein Werk vor uns hin und kann nur in dieser Auffassung beurteilt werden. Ibsen stützt sein Trauerspiel auf Motive der nordischen Sigurdsage, wie sie in nordischer Ueberlieferung erhalten sind, behandelt dieselben aber in durchaus freier Weise. Theatermäßig wirksam sind namentlich der zweite und dritte Akt mit ihren großen Konflikten, während die Exposition langatmig und verworren anmutet und der Schluß mit seiner starken Heftigkeit abstoßend und — ernüchternd wirkt. Die Aufführung ließ bei ausgezeichnetem Zusammenspiel das Wirksame des Stückes gut hervortreten. Eine Gestalt voll Mark und Kraft schuf Herr Salomon aus dem greisen Nordlandhelden Oernulf, leidenschaftlich bewegt war die, der Brunhild unserer deutschen Sage entsprechende Hjördis des Fräulein Tunnert(?), lieblich anmutig die Dagny des Fräulein Dessler(?) und ritterlich-vornehm der Sigurd des Herrn Freiburg vor der Gunnar des Herrn Oesterreich. Auch zwei kleinere, anderwärts vielfach vernachlässigte Rollen, der junge Thorolf und die Bauernepisode des Kare, wurden von Fräulein Gjeld und Herrn Lepante recht gut gegeben. — Die Oper hat nunmehr Rubinsteins „Makkabäer" in ihr Repertoire aufgenommen, und zwar in einer Besetzung, die unter Hofkapellmeister Zumpes temperamentvoller Leitung nach jeder Richtung hin befriedigen konnte und dementsprechend auch sehr warm aufgenommen wurde. Die hauptsächlichsten der Solopartien waren mit Fräulein Hecker (Leah), Herrn Brüll (Judah), Fräulein Ulbrich (Noemi), Fräulein Walter (Kleopatra), Herrn Kromeda (Antiochus) und Herrn Heinhold (Eleazar) in außergewöhnlich glänzender Weise besetzt. Der zuletzt genannte Sänger, ein auf dem Boden der Bühne erst seit kurzer Zeit heimischer Anfänger, entwickelte ein Tenororgan von seltener Schönheit und feinem Tonfall, das für die Zukunft das Beste zu versprechen scheint. Nicht unerwähnt dürfen bei dieser Choroper par excellence die Leistungen des Chorpersonals bleiben, die ihren Höhepunkt in dem Gebetchor vor der ersten Verwandlung des zweiten Aktes fanden. Auch in ihrem äußeren Gewande mit durchweg neuen Szenerien und Kostümen präsentierte die Vorstellung sich sehr günstig. -h-

— Hermann Sudermanns „Heimat" hat nun nach langer Weltreise — Berlin und München haben es schon vielmals als „casa paterna" gesehen — endlich auch in Wien eine Heimat gefunden. Am 30. Januar wurde das Drama im Raimund-Theater zum erstenmal aufgeführt und mit stürmischem Beifall aufgenommen. Der Mittelpunkt des Stückes bildet bekanntlich der Konflikt zwischen den bornierten, pflichtstrengen Ehrbegriffen eines pensionierten Oberstleutnants in einer Provinzialkleinstadt und den freien Lebensanschauungen seiner Tochter, die aus dem Vaterhause verstoßen, nach Jahren als berühmte Sängerin wiederkehrt. Ich hatte für den Erfolg gefürchtet, weil ich den Darstellern dieser gegensätzlichen, zu tragischem Schluß drängenden Anschauungen nicht die Kraft zutraute, ihre künstlerischen Aufgaben zu lösen. Nun ist Herr Ranzenberg, der wie ein Pfarrer sprach, noch hinter meinen Erwartungen zurückgeblieben, während Frl. Barkany(?) dieselben weit übertraf; sie zeigte sich von einer ganz neuen Seite durch gelungenen Konversationston und an entscheidenden Stellen heißes Temperament und glühende Leidenschaft, so daß ihr als Magda der Löwenanteil des Beifalls wurde. Gut spielte auch Herr Hering den Regierungsrat von Keller, Magdas Verführer, den feurigen Schwärmer; Frl. Schönchen(?) machte aus der Tante Franziska eine Karikatur, hatte aber die Lacher auf ihrer Seite; Herr Klein als Pfarrer sprach sehr gut, natürlich und ohne alle Salbung, hatte aber eine unglückliche Maske gewählt; Frl. Kronh(?) als Magdas Schwester Marie, fand im Verlauf ihrer Rolle einen wohltuenden, warmen Herzenston. Wenn ich noch Herrn Schildkraut in der kleinen Rolle des Oberlehrers beim Kartenspiel lobe, so habe ich alles Gute, das sich der Darstellung nachsagen läßt, gewissenhaft erwähnt. Der Rest ist Schweigen. Aber eingeschlagen hat das Stück, obgleich oder vielleicht weil es wenig oder gar nichts von dem hat, was den Dichter von „Ehre" und „Sodoms Ende" berühmt machte.

— Zwei Tage nach dem Erfolg im Raimund-Theater hatte das Deutsche Volkstheater mit „Wiener Leut'", Volksstück in zwei Abteilungen (sieben Bildern) von Ada Christen, einen entschiedenen Mißerfolg. An die begabte Dichterin der „Lieder einer Verlorenen" konnte höchstens der verlorene Abend erinnern. Daß es keine „Wiener Leut'" sind, welche da vorgeführt werden, ist noch der geringste Fehler des „Volksstücks". Der Sohn eines Schlossers hat im dänischen Feldzug einen Arm verloren, wird vom Vater als „Krüppel" zuerst schlecht empfangen, nach einer Weile gut behandelt, findet lohnende Arbeit und eine hübsche Frau, wird auch Vater eines Kindes. Der brave Mann liebt seine hübsche Frau sehr, aber die hübsche Frau liebt nur sich selbst, wird kühl und kühler, kalt, abstoßend, schließlich graust es ihr vor dem Armstumpf des Mannes, der sich bei dem unverblümten Geständnis ihres entschiedenen Widerwillens gegen ihn zu einem Schlage hinreißen läßt; sie verläßt Mann und Kind und wird Probiermamsell in einem eleganten Modegeschäft. Der Mann ist blind für andere Mädchen, welche ihn wirklich lieben, und tötet sich, weil er die geliebte Frau nicht wiederhaben kann. Die hübsche, herzlose Frau, welche wir hier schon als 16jähriges Mädchen kennen lernen, ist eine interessante Novellenfigur — das Stück ist nach einer Erzählung der Dichterin, „Jungfer Mutter", gearbeitet — widerstrebt aber der Verkörperung auf der Bühne. Die Darstellung war unschuldig an dem Mißerfolg. Compietro(?) war als unglücklicher Ehemann vortrefflich, ebenso Frl. Bauer als seine Frau nach Möglichkeit gut. Ueberhaupt verdient die Darstellung Lob, wenn man von der unglücklichen Maske des Herrn Martinelli als Schlosser, dem unmöglichen Dialekt des Herrn Greißnegger als Lohnmanipulant(?) und der poetischen Sprechweise des Frl. Hell als Modefräulein absieht.

— Durch den Tod der Frau Berg verlor das Volkstheater eine vielfach verwendbare Schauspielerin, eine jener Bühnenkräfte, die man wenig schätzt, solange man sie hat, und schmerzlich vermißt, wenn sie fehlen.

— Bei einer Wohltätigkeitsvorstellung im Theater an der Wien — Nachmittags-„Matinée" — am 2. Februar wurde „Der Hexenprozeß", historischer Schwank in einem Akt von Eduard Pötzl zum erstenmal aufgeführt. Der bekannte Wiener Schriftsteller erschien hier zum erstenmal auf der Bühne. Die Handlung spielt in Wien vor mehr als 200 Jahren. Ein Hexenprozeß und ein Liebesverhältnis werden darin zu glücklichem Ende geführt. Die angeklagte Hexe entpuppt sich als verkleideter Sackpfeifer, als „der liebe Augustin", (Lewinsky) und erregt selbstverständlich große Heiterkeit. Bei der beabsichtigten Erstaufführung im Volkstheater werde ich wohl noch Gelegenheit haben, davon zu sprechen. Gleichzeitig wurde „Der Eber" von Alexander Bisson(?) gegeben, welcher im Hofburgtheater am 5. Februar mit „Liebe" von Harry(?) und G. A. Pealsot(?) zur Erstaufführung gelangte. Das einaktige Lustspiel „Der Eber" ist leichte, leichte, französische Ware — eine verheiratete Frau zittert vor den blutigen Folgen der Begegnung ihres früheren Verehrers mit ihrem Gatten, während der Verehrer längst Gatte einer andern und niedlichen Frau geworden war — von den Herren Reschel(?), Hartmann, Thimig und den Damen Bleibtreu, Hrala(?) flott gespielt, wurde amüsant befunden, dagegen der dreiaktige englische Schwank „Liebe", von Oskar Blumenthal bearbeitet, entschieden abgelehnt. Der Direktor einer Versicherungsgesellschaft (Reuzler?) hat eine wertvolle Niobe-Statue (Frau Schratt), welche lebendig wird und allerlei Schabernack treibt. Der Direktor stellt sie als die erwartete Gouvernante vor, in deren schon angekommene Kleider sie gesteckt wird. Als nun nach allen angerichteten Verwirrungen die wirkliche Gouvernante eintrifft und der Direktor sich gar nicht mehr zu helfen weiß, erwacht er — alles war ein Traum. Der niedlichste Traum der allerjüngsten Bühnendichtung dies wohl sein mag! Die Bühnenleitung wollte wohl dem Fasching Rechnung tragen. Wäre es nicht besser und lustiger gewesen, die Operette „Galathée" spielen zu lassen! Blumenthal wollte die derbe englische Posse verfeinern und hat so viel daran abgerieben, daß nichts übrig blieb, er wollte verwitzen und hat „verwitzt". Die derbste Kritik wurde in dem Beifall laut, der den Worten folgte: „Eine Statue lebendig geworden? einen solchen Blödsinn wagen Sie uns aufzutischen —" Und doch war der Abend kein verlorener. Frau Schratt als Niobe bietet reichen Ersatz durch wunderbares parodistisches Spiel und herrliche Erscheinung für die Armut des Stückes; auch an Frau Mitterwurzer konnte man seine Freude haben. m.

— Zellers jüngste Operette, „Der Obersteiger", hat nun auch im „Theater Unter den Linden" einen durchschlagenden Erfolg errungen, den sie zu gutem Teile der ausgezeichneten Darstellung verdankt. Lauberts(?) Regie war musterhaft. Herr Braff aus München gab die Titelrolle mit großer Verve, Liebenswürdigkeit und Geschmack, die Damen Camillo, André und Gerson-Gandoskofer(?), sowie Herr Steinberger — alle waren mit größter Meisterschaft und Liebe bei der Sache. Ein frischer Zug ging durch die Vorstellung, die sich nun wohl sehr oft wiederholen dürfte. A. Fr.

— Die Brüsseler Flamen feierten durch Festmahl und Festvorstellung in der Flämischen Schaubühne ihren verdienstvollen Bühnenschriftsteller-Rektor De Tière. Zur Aufführung gelangte sein Lustspiel „Rosa Kate"; nach dem zweiten Aufzug ehrten ihn die flämischen Vereine auf der Bühne durch Ansprachen und Ueberreichung von Festgaben.

Kunst.

Merkwürdige Schicksale hat das von uns kürzlich veröffentlichte Bildnis des Grafen Edmund Zichy von Makart gehabt. Vor längerer Zeit hatte die gräfliche Familie durch den Pester Maler Kordos zwei Kopien desselben anfertigen lassen. Diese gingen bei einem Schloßbrande zu Grunde. Kein besseres Schicksal blühte einer neuen Kopie dieses Malers; eine Wagendeichsel fuhr in dieselbe hinein, als sie über die Straße getragen wurde. Als nun kürzlich der Maler das Original zur Kopierung durch einen Diener abholen ließ und dieser mit demselben auf einem Omnibus über die Pester Kettenbrücke fuhr, entführte ein Windstoß das Bild und schleuderte es in den Donaustrom, in dem es, wohl auf Nimmerwiedersehen, versank.

— Am 16. Februar sind 50 Jahre verflossen, seit der Münchener Kunstverein gegründet worden auf Anregung von Gärtner, Peter Heß, Dom. Quaglio und Josef Stieler, die schon im November 1823 eine Anzahl kunstliebender Männer um sich geschart hatten, um mit ihrer Hilfe die von der Last und Not der napoleonischen Zeit schwer darniedergedrückten Künste wieder „emporzubringen im Vaterlande". Bescheiden war der Anfang, stetig aber der Fortgang des jungen Unternehmens, das sich heute zum größten und leistungsfähigsten seiner Art entwickelt hat. In der Wohnung des Lithographen Winter wurden regelmäßig Ausstellungen von Kunstwerken veranstaltet, die vom Februar bis Juni 1824 neben 52 Gemälden 7 Bildwerke und 7 Stichproben umfaßten. Fünf Gemälde(?) um den Preis von 116 Gulden gelangten zur Verlosung unter 189 Mitgliedern. Bereits im folgenden Jahre hielt König Max den Verein nicht nur seines wiederholten Besuches, sondern sogar des allerhöchsten Protektorats würdig. Den eifrigsten Gönner fand der Verein an Ludwig I., unter dessen bis 1868 währendem Walten er zum Spiegelbild des hohen künstlerischen Aufschwungs der bayerischen Hauptstadt ward, und die Zahl seiner Mitglieder auf mehr als 2200 stieg. Seine in stetem Wechsel, nun seit langem allwöchentlich sich erneuernden Ausstellungen haben den Sinn und das Verständnis für Kunst in breite Schichten der Gesellschaft getragen und der Pflege künstlerischer Bestrebungen viele Millionen Mark zugeführt. Es gab eine Zeit, da aller schaffende Fleiß der Kaufkraft der Kunstliebhaber nicht zu genügen vermochte. Sie ist leider vorbei; aber mehr denn je gilt, trotz Glaspalast und Secession, der Kunstverein, der mittlerweile auf 6000 Mitglieder angewachsen ist und dank der Rührigkeit seines tüchtigen Geschäftsführers, Hofrat Wolfert, über 6000 Werke jährlich in seinen stattlichen, aus eigenen Mitteln 1891 durch Professor Thiersch erbauten Räumen beherbergt, als wichtigster Faktor im Kunstleben Münchens. Abgesehen von seinen bekannten Zuwendungen für die wertvolle Sammlung und die jährliche Verlosung, die 1890 gegen 80,000 Mark betrugen, ist er von günstigstem Einfluß auf die Entwicklung der heimischen Kunst, weil er den neutralen Boden für den Wettbewerb der Parteien bietet. Hier gelangen neben den bewährten Alten die neuerungslustigen Jungen zu ihrem Recht und wird im Vergleich beider Richtungen dem Unbefangenen ein selbständiges Urteil möglich. Kein Münchener Künstler der letzten siebenzig Jahre, dessen Werke nicht im Kunstverein die Generalprobe der Oeffentlichkeit bestanden, und die Namensverzeichnisse der Jahresberichte bergen ein schönes Stück deutscher Kunstgeschichte. Karl Peters(?).

Versteigerungen.

Die Kunstsammlung des bekannten Berliner Sammlers Adolf von Liebermann wird zu Berlin im Gerlach'schen Hause den 13. März und die folgenden Tage durch J. M. Heberle versteigert. Der prachtvoll ausgestattete zweibändige Katalog weist Gemälde auf von A. Achenbach, Boldini, Brozik, K. Becker, Hegnet(?), Knaus, v. Lenbach, P. Meyerheim, Munkacsy, Scherres(?), A. Eckh(?); „Die Vision des h. Franziskus von Murillo", ein herrliches Blumenstück von Verbruggen und so weiter; sowie prächtige Erzeugnisse der Kunst und Kunstindustrie, zum Teil Gegenstände aus dem Nachlasse Ludwigs II. von Bayern, herrliche Buchdeckel in Email- und Edelmetallfassung, kostbare Kirchengewänder, Schränke, Tische und Truhen.

Beim Salvator.

Münchener Stimmungsbild von Alex Braun.

Mit Bildern von Ferd. Leeke.

's ist Sonntag vor Josephi (19. März), ein Vorfrühlingstag voll Duft und Glanz. Zwar stehen die Bäume in der Maximiliansstraße noch kahl, aber draußen an der Isar deckt schon ein grüner Anflug den Grund, die warmen Sonnenstrahlen sprengen die Knösplein im Gesträuch, locken da und dort neben Anemonen und Schneeglöckchen tiefblaue Gentianen hervor und die Vögel jubilieren hoch oben in der milden Luft zwischen dem sachte im fahlen Azur zerfließenden Gewölk, als gälte es just heute, die aus dem Süden heimkehrenden Freunde zu begrüßen. Kein Wunder, daß an solch einem Tage ganz München isarwärts zieht. Seit den ersten Mittagsstunden sind die dem Strome zuführenden Trambahnwagen überfüllt und in breiten Scharen drängt das Volk über die Brücken nach der Au, dem malerisch jenseits der Isar sich anbauenden ältesten Vorort Münchens. Doch merkwürdig! Nicht dem schön bepflanzten, lenzfrischen Uferhang wenden sie sich zu, sondern alle, weß' Zeichens, Alters und Geschlechts auch immer, marschieren stracks den Hügel, Nockherberg genannt, empor. Dort oben fließt der Quell des Heils, dem sie sämtlich zustreben, der Salvator. Also ein Gesundbrunnen, etwa gar ein Allheilmittel? Nichts anderes. Das köstliche Doppelbier, das seit dritthalbhundert Jahren an dieser einst kraft kurfürstlichem Privileg dem Orden des hl. Franz von Paula verliehenen Braustätte gebraut und nachgerade in der ganzen Welt geschätzt wird, übt noch heute wie dazumal „gar wunderliebliche Wirkung" auf des Menschen Körper und Gemüt, macht Lasten und Gebresten vergessen — kurzweg hält Leib und Seel' zusammen. „Sothanes Bier" mußte den 1627 aus Italien nach dem unweit des Lustschlosses Neudeck eben gegründeten Kloster berufenen Paulanermönchen Ersatz leisten nicht nur für den heimatlichen Wein, sondern auch für alle Entbehrungen, welche ihre dürftige Fastenkost ihnen auferlegte. Kein Bier in Stadt und Land, noch „so bei Hof gebraut wird, war von gleicher Annehmblichkeit. Denn die Patres hantirten nach einem besonderen Geheimnis, so sie der Beihülf eines engelländischen Bruders verdankten und so ihnen lehrete, fürtreffliche Würz dem Trank beizumengen und ihn auf selbige Art zu sieden, daß er dem Gaumen süeß mundet und sanft wie Oel den Schlund hinabrinnt." Alljährlich beim Feste ihres Ordenspatrons strömte das Volk herzu und letzte sich nach vollbrachter Andacht an dem freigebig verabreichten Biere. Sogar der kurfürstliche Hof, der regelmäßig die eine Oktave währende Gedächtnisfeier des hl. Franz von Paula besuchte, ließ sich den berühmten Klostertrunk, Salvator geheißen, in Hulden schmecken. Zum Glück hat das probate Rezept der Patres gleich ihrer Braustätte selbst und allen ihr anhaftenden ehrwürdigen Bräuchen den Wandel der Zeiten überdauert. Das Paulanerkloster samt der Kirche mit ihrem nun längst verschwundenen Turmknopf in Gestalt eines Priesterbaretts, welch „rare Sach' von allen Fremden nit ohne Wundern gesehen ward", ist nach der Säkularisation (1799) den Zwecken einer Strafanstalt dienstbar gemacht worden. Die Brauerei der Mönche aber ging nebst deren ausgedehnten Garten, „Obs, Kuchen und Blumenstücken", 1813 in die Hände eines wackern Münchener Brauers Franz Xaver Zacherl über. Sein nach getreulich überlieferter Regel und Vorschrift für die Oktave des alten Ordensstifters

bereitetes Bier bewährte in dem Ehrentitel „Zacherlöl" alle Qualitäten des berühmten Trunkes, der von Zacherls Erben und Nachfolgern, den Gebrüdern Schmederer, bis zur Stunde in unveränderter Weise gebraut wird. Nach wie vor wandert das Volk mit Weib und Kind um die Mitte März hinüber in die Au, wenn nicht mehr zum frommen Fest, so doch zu den von alters her nach Germanenbrauch reichlich gespendeten Trinkopfern, und nach wie vor find't das Salvatorbier, dessen erstes Fäßlein, wie einst, alljährlich dem bayrischen Hof bestimmt ist, in Stadt und Land, ja in der ganzen Welt „an Annehmblichkeit und Gutt" nit seinesgleichen.

Gastlich öffnet auf der Höhe des Nockherberges der Salvatorkeller seine Riesenhalle. Aber wo wäre ein Saal, groß genug, die Tausende und Abertausende zu fassen, die hier herzstärkende und erquickende Labung suchen? Glücklich,

Im Salvatorkeller zu München.

Fidele Brüder.

der arglose Träger des verpönten Cylinders noch das mahnende „Hut ab!“ eines wohlmeinenden Nachbarn vernommen, sitzt ihm die Angströhre „kraks“, von einer kräftigen Faust eingeschlagen, bereits auf der Nase. „'s nächstemal, lassen's den Deckel daheam,“ lacht gutmütig der Vollstrecker des Salvatorgesetzes, „und jetzt macha's (eilen Sie), daß eini kumma. G'rad' wird a'papft.“

Dieser gepriesene Moment des Anzapfens ist eigentlich während des ganzen, zum Jammer aller Zecher, nur auf knappe zwei Wochen bemessenen Salvatorausschankes in Permanenz erklärt. Kaum aufgelegt sind die Fässer, deren ein Dutzend gleichzeitig fließt, schon wieder ausgetrunken und so rasch sie unter den flinken Händen wohlgeschulter Schenkkellner einander folgen, vermögen sie doch die begehrlichen Kehlen nicht alle schnell genug zu befriedigen. Jeder, der da eintritt, bringt ja einen „schönen“ Durst mit. „Aber wie tan sie füllen?“ fragt alles der Neuling und schaut verwundert auf das bunte, summende Gewirr, das die unabsehbar weite Halle bis zum letzten Winkelchen füllt. „Allaweil lustig, allaweil fidel“, schwetternd ihm die Blechmusik entgegen, und aus den zur Wölbung emporschwebenden bläulichen Rauchwolken leuchten großblumige Guirlanden und allerlei goldene Schleifen und Herale zwischen dunklen Tannengewinden. Hochstämmige Nadelbäume schmücken die Wände und mengen ihren würzigen Hauch mit dem Dunst der Speisen. Brezeln, Blumenstrauchen, Krachmandeln fliegen, von galantem Mutwillen geschleudert, durch die Luft, treffen oder verfehlen zum allgemeinen Gaudium die Schönen, denen sie zugedacht sind. Beim Salvator erkennt der Münchener rückhaltlos das gleiche Recht der Frauen an, was diese sich gar wohl zu nutze machen. Selbstverständlich begleitet die „Mearin“ oder „Hoabrin“ ihren „Alten“, weiß sie ja ihren „Stein“ (Maßkrug) so gut zu heben, als er, und daß beide die Kinder nicht daheim lassen, kann ihnen doch niemand verdenken. Der Peperl „schlaft ganz schö in seinem Riff' und die drei anderen san schon brav, wann's an Salvator kriegn.“ Aeltere, sittenstrenge weibliche Jugend erscheint in kleinen Gruppen, frisch blühende, etwas verurteilslosere am Arm des Auserwählten. Das zärtliche Weibchen will den Gatten nicht allein lassen und eine andere, zur Spezies Hausdrache gehörig, „waaß mir, daß der Mo nit g'viel derwischt.“ Selbst die „Gnädige“ schaut sich neugierig die „Geschichte“ an und die bildhübschen Bürgerstöchterlein sitzen beim „Vatterm“ und spähen verstohlen nach den flotten Studenten aus der Tanzstunde. Aber wo sie herausfinden aus der Menge lachender, bierseliger Gesichter. „Sauce, meine Herren, Sauce,“ warnt, je ein halb Dutzend überschäumender Maßkrüge in den hoch erhobenen Händen eine drallé Kellnerin und rotbebänderten weißem Häubchen auf dem festen Kopfe. „Moane Affalin?“ schmeichelt, Biermarken ausbietend, eine der zahllosen Händlerinnen. „Sax ichs verstehen, knagn lauter große,“ lautet die lustige Antwort eines stillvergnügten, bärtigen Weidmanns. Ein paar bekannte Bühnenkomiker geben Schnadahüpfeln zum besten,

Ganz gemütlich alt geben.

während ein Professor seinen Nachbarn, Charkutier (Schweinemetzger) vom Platzel, in einen etymologischen Streit verwickelt. „Nix da,“ widerspricht dieser. „Dös woaß unseroans besser. Salvator kimmt von ‚Sankt Vata'. So haben wenli dö Paulaner ihren Ordenspatron gtaufen. Deretwegn wird dös Bier no allaweil um die Zeit ang'schenkt, wo's Patrocini g'feiert wor'n is.“ — „Aber,“ behauptet sophistizierend der bayrische Geschichtsforscher, „ich halte diese Erklärung für wissenschaftlich ungenügend, die Korruption des Wortes ‚Sankt Vater', selbst zugegeben, daß es in dem angedeuteten Sinne gläufig war, für unwahrscheinlich. Aus den Werken des Jesuitendichters Vierlings erhellt dagegen der unzweifelhafte Zusammenhang eines hier erwähnten ‚Templum Salvatoris' mit der ‚Villa Albertina', der fürstlichen Einsiedelei, aus der das anfänglich den Augustinern bestimmte, dann den Basilianern und schließlich den Paulanern eingeräumte Neudecker Kloster in der Au hervorging. Bedenkt man nun, daß die Salvatorfeier meist vor Ostern begangen wurde, so liegt die Vermutung nahe —“ „Meinetwegen liegt dö, wo's mag,“ unterbricht, den Krug zum Munde führend, der erfahrene Biertiefer. „So viel is gewiß, dös sag' i Euchna, daß an besseren und süffigeren Tropfen net gibt als an echten Salvator. Darfst trinka, was schmeckt, kriagst kein Kopfweh. Aber an echta muaß sei, a Zachtelöl, kean nachg'machten Plempl (klägliches, dünnes Getränk.)“ — „Zweifellos wird auf Grund ununterbrochener Tradition in der Schwedenreichen Brauerei ...“ wagt unser Historiker zu bemerken. — „Der Salvator schmeckt a so braun wia bei dö alten Paulaner“, entscheidet der Charkutier die Streitfrage. „Damit is basta, und jetzt geben's an Fried' mit Gahrene Sprüch', Preßt! Verstanden?“ Der Professor stößt an, trinkt und nickt überzeugt. „Famoser Stoff!“ Ja, ja, „beim Salvator“ heißt, woher auch die Bezeichnung stammen mag, der Inbegriff urgemütlicher Fidelität.

wer auf den Bänken im Freien noch ein Plätzchen ergattert, oder doch, wenn nicht sich selbst, so doch den schweren Maßkrug auf irgend einem leeren Fuß oder umgestürzten Narren niedersetzen kann. Indes kämpft sich's augenscheinlich, trotzdem der Winterfrost kaum dem Boden entwichen ist, ganz bequem auf dem blanken Kies des Hofes und der Baumstämme bieten, sobald der Mensch ins Schwanken gerät, willkommene Stütze. Mit erstaunlicher, allerdings von Zeit zu Zeit durch einen gebrüllten Schimpf aufgefrischter Langmut halten etliche Gendarmen mitten in dem

Hinundherwogen von Gästen, Kellnerinnen, Packträgern und Hausierern den Eingang zur Halle so gut als möglich frei. „Rechts gehen, meine Herrschaften, rechts“, schallt es wieder und wieder aus dem Getöse hervor, und unter Scherzen und Rippenstößen brechen sich die unablässig in hellen Haufen Zuströmenden Bahn. „Hendeln, ganz frische Hendeln!“ lockt hier eine leider schon etwas heisere Sirenenstimme, während geschäftige Finger die appetitliche Ware über einem lustigen Flackerfeuer am Spieße drehen. Daneben brodeln „Dicke“ und „Dünne“ (geräucherte Würste) in einem Kessel, nehmen „Heringe, echte Nürnberger gebratene“ und Käse aller Sorten Ohr und Nase in Anspruch, türmen sich Berge von schmalzgebackenen Nudeln, Laugenbretzeln, Semmeln, Rettichen, Orangen. Endlich ist nach mancher Anfechtung der Eingang zum Saal erreicht. Wohl dem, der vorsorglich oder zufällig sein Haupt bescheidentlich mit einem niedrigen Hut bedeckt hat! Der Volkswitze duldet in diesen heiligen Hallen keinen „Schlot“, und ehe

Bock der fünften Maß.

Briefmappe.

Bismarckmappe. Die Entfremdung zwischen dem deutschen Kaiser und dem Reichskanzler hat der Firma Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart, die bisher in Leder und Stoff die Bismarck-Mappe herstellte, veranlaßt, eine Bismarck-Mappe in Papier zu fabriziren. Diese Mappe ist in Folio-Format gehalten und enthält auf der Vorderseite ein Porträt des Fürsten Bismarck, auf der Rückseite ein Porträt des Kaisers Wilhelm I. Die Mappe ist mit einem Gummiband versehen und kostet 1 Mark.

Kurt Dreg. Wer selbst Raum hat, das „Festspiel" nicht verwenden, wollen es aber gerne noch zu freundlicher Aufbewahrung annehmen.

B. L. in L. Wollen Sie bei Ihrer literarischen Thätigkeit beharren und leben Sie unseren Rath hören, so versuchen Sie es einmal mit einem Gedichte, worin weder von Ihren eigenen Ach, Ihren Herzen, Ihren Schmerzen, noch von Lieb, von den Rosen, von den Knospen, von der vergangenen Jugend, von Mondenschein und ähnlichen Dingen die Rede ist. Möglich, daß es dann geht. Wer's nicht, wer's nicht!

O. St. in Hellingen bei L. Ihre Dichtungen sind durchaus sehr gut gewesen und enthalten in dieser Hinsicht alle Elemente. Der poetische Gehalt hat jedoch zu wenig Originalität, um eine Veröffentlichung rechtfertigen zu können. Bitte, zu warten.

H. U. ..... E. .... Die uns übersandten Gedichte scheinen wohl an gewissen Formfehlern vom künstlich leichten Stich. Deren ästhetisch tadelnswerthe Form ist aber nicht die Armseligkeit des idyllischen Inhalts. Trotz derselben hält vor allen Dingen der Grad dichterischen Selbstständigkeit, der aller Form überlegene Originalität verleihen kann.

Mabel in Stuttlitz. „Die Sterne" und „Aus lieben Tränen" haben Ihnen Gedichte entsprechend verwendet werden. Um aber die Erzählung zu entdecken, müßten wir Ihnen sie kennen; der Inhalt wurde uns Gedichte fehlen.

Brillengläser empfiehlt der Optiker Hillmerstube, „Hochlicht" (Besitzer Ihre alte aber brauchbare.

Richtige Lösungen senden ein: Meister Adolf in Rixdorf bei Berlin (1. 1878 Stadt in Morrow, Missouri, N.-A. Alex Richter in Rehefeld bei Altenberg (Sa.). J. Cetzel in Tschirnitz (Böhmen). Ida Wall in Aussig (Böhmen). Antonie Sperr in Hermsdorf in Thüringen. Otto Pfeiffer in Chemnitz (Sachsen). Hedwig Hellwig-Wildy in Zürich (Schweiz). O. Postknecht in Straßburg i. Elsaß. Bureau Th. & B. in Marburg in Steiermark (Oesterreich). Anna v. Sr. in Riga (Russland). Anna v. B. in Montauk in Hessen (Deutschland).

Norddeutscher Lloyd Bremen.

Schnelldampferfahrten nach Newyork von Bremen Dienstags und Samstags, von Southampton Mittwochs und Sonntags, von Genua an Gibraltar zweimal monatlich.

Postdampferfahrten nach Baltimore von Bremen jed. Donnerstag; nach Südamerika von Bremen jeden Samstag, v. Antwerpen jed. Mittwoch; nach Ostasien von Bremen über Antwerpen, Southampton, Genua, Neapel, alle vier Wochen, Mittwochs. nach Australien von Bremen über Antwerpen, Southampton, Genua, Neapel alle vier Wochen, Mittwochs.

Näherer Auskunft ertheilt Norddt. Lloyd, Bremen.

Moosdorfs Dampf-Schwitz-Apparat verbesserte Konstruktion D. R. G.-M.

von Herrn Sanitätsrat Dr. Koch geprüft und Ausstellung in Berlin mit ... empfohlen und auf der ... Ausstellung ... Erfolg ...

Dieser Apparat entspricht allen berechtigten Anforderungen. Er ist in der Hitze verstellbar, läßt sich ganz transportiren und in jedem Zimmer aufstellen. Der Badende sitzt auf einem bequemen Stuhl, die Füße ruhen auf einer Holzbrücke. Das Untertheil von Zinkblech dient bei einer Quellwaschung zum Auffangen.

Das Schwitzbad, regulirend angewendet, wirkt als ein Wundermittel, namentlich in den verschiedensten Erkältungskrankheiten, indem es die Krankheitsstoffe entfernt und einen Ausgleich sämmtlicher Säftemassen erzielt. Ganz besonders wertvoll wirkt es aber die Umstand, dass da es sehr gelenkbeleben Nachkrankheiten bei Influenza nicht eintreten, sobald durch gesteigerte Schweißbildung und gesteigerte Hautthätigkeit erzielt ist.

Selbst beim Gesunden werden fortwährend schädliche Ausscheidungsstoffe durch Haut und Lungen ausgeschieden, wodurch der Körper rein und erhalten kann. Organisches Lebensalter, wo bei es das Schwitzbad, das in gesunden und kranken Tagen als Universal-Mittel nach vollkommen bewährt hat.

Unser Apparat ist der einzige, welcher ohne Hilfe zu benützen ist. Mit Hilfe des „stummen Diener" — eine ... — kann auch der Kranke ohne Hilfe sich ... Der Apparat ist so vollständig, dass weder Dampf entweichen noch kalte Luft eintreten kann, wie bei anderen Apparaten, welche dieser Vollständigkeit vollständig werthlos macht. — Mit Hilfe des Dampfverteilers wird der ganze Körper — auch die Füße — von Dampf umgeben und auf die ... Thermometer kann man die Temperatur ...

Jedem der komplexen Apparate ... Dampfverteiler, Dampfzuführung, Dampfverteiler, Thermometer, stummer Diener und Heizlampe **Mark 36.–**, Verpackung Mk. 2.–. Ausführliche ... Anweisung liegt jedem Apparat bei.

Interessante Broschüre mit vielen Anerkennungsschreiben sowie der wissenschaftlichen Abhandlung „Das Schwitzbad in Hause" von **Dr. Kühner** versenden gratis

Moosdorf & Hochhäusler, Fabrik sämtlicher Badeapparate. Berlin S., Kommandantenstrasse 60.

Echter Türkis-

Ring, 8kar. Gold, in matt oder glanz.

Nr. 1738. Mk. 15.

Weite durch Papierstreifen einzusenden. Nachnahme oder Einsendung. Gegen Nachnahme, bar oder Marken. Von 20 Mark an Franko-Zusendung. Illustrirter Katalog gratis und franko.

Carl Holl in Cannstatt

Goldwarenfabrik.

Stotterer

erhält, schnell und sicher e. solid natürl. Sprache in der Anstalt von Rudolf Denhardt, Eisenach i. Th. Herrl. Lage. Einzige Anstalt Deutschl., die wiederholt staatlich approz., zuletzt d. K. u. K. Kaiser Wilhelm II. Prosp. gratis. Heilt auch Heilung. Siehe R. Denhardt's Bücher „Stotterer" etc. Keil's Nfl., Verl. Leipzig.

Krankenstühle

mit Zentral-Heizung. Allein. erprobt. Unentbehrlich für Schul- und Krankenzimmer.

Carl Fischer, Bremen.

Illustrirte Preisliste gratis und franco.

HYGIENE DES KOPFES
Schonheit der Haare
EAU DE QUININE
VON
ED. PINAUD
Unfehlbar gegen Schuppen und Ausfallen der Haare
37, Boul^d de Strasbourg, PARIS
Jede ächte Flasche ist mit nebenstehender Unterschrift versehen. Ed. Pinaud
PARIS 1889
GRAND PRIX

Militär-Feldstecher

... Theater ... Reg. Reform ... M. 6.–, Regl. Reform ... mit 8 Linsen M. 9.–, Illustr. Preisliste über alle ... Artikel gratis.

O. H. Meder, optisches Institut, Leipzig, Markt 11 (gegründet 1850), Armee-Lieferant.

200 Briefmarken, alle ... Werthe, ... 10 Prozent ... M 1.–, ... ca. 30 St. **A. Salvador, Hamburg.**

Illustr. Briefmarken-Journal, ... Welt, 6 in jed. No. enthalten, ... gratis, gratis u. franco. Probe-No. 12 Pf. (10 Kr.). Preis-Cour. ... **Oscheatzer Verl. Leipzig.**

Die Feinste aller Toilettenseifen ist

LOHSE's Lilienmilch Seife

von lieblichem Wohlgeruch; erzeugt nach kurzem Gebrauch eine rosigweisse, sammetweiche Haut und erhält dieselbe bis ins Alter zart und geschmeidig. Nur echt mit dem in roter Schrift auf dem Etikett befindlichen Namenszug des Erfinders „Lohse"

GUSTAV LOHSE 45 Jägerstrasse 46, **BERLIN.**

In allen guten Parfümerien, Drogerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

Höheres Handels-Institut
Villa Longchamp, Ouchy, Lausanne.

Neuere Sprachen: Franz., Engl., Ital., Span., Handelswissenschaften, kaufm. Korrespondenz in engl., franz., ital., span. Sprache. Vorber. f. Militär- u. Schul-Ex. und Abit.-Ex. Vorber. f. d. Polytechnicum. **Dr. Goergens.** Dir.

VIOLINEN

Bögen u. Saiten, ... alle Instrumente für Orchester und Haus. **Jul. Heinr. Zimmermann,** Musik-Export, Leipzig.

Adolf Grieder & Cie., Anilinstoff-Fabrik-Union, **Zürich**

... schwarze, weisse und farbige ... jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15.– p. Meter. Muster franko.

Foulard-Seide

KEIN ASTHMA MEHR.

Augenblicklich behoben.

Dr Clery

Stellung. Existenz.

Prospect. Gratis. Gratis. Prospect.

Deutscher geprüfter Lehrmeist.

BUCHFÜHRUNG

Stenographie. Schnell-Schön-Stolzi.

Gratis. Prospect. Gratis.

Neues System Kaufm. Schul-Institut OTTO SIEDE – ELBING.

Zacherlbräu-Flaschenbier-Export, A. Holle, München,

Salvator-Bier

... 12 Abtheil. ... M. 1.– ... M. 2.10 ... M. 3.–

Zu beziehen in der Restauration Bismarck ... Zu haben ... Einladungen ...

PARIS

GRANDE MODEMAGAZINE

Printemps

Kostenfrei

versenden wir den Illustrirten Katalog, in deutscher Sprache, enthaltend die neuen Modekupfer für die Sommer-Saison, auf frankirtes Anfragen an

JULES JALUZOT & Cie
PARIS

Muster der grossartigen Sortimente des Printemps ebenfalls gratis. Um genaue Angabe der gewünschten Sorten wird gebeten.

EXPEDITIONEN NACH ALLEN WELTTHEILEN.

Bestellungen erfolgen portofrei von 25 Fr. an und auf Wunsch auch zollfrei mit einem Aufschlag von 15 %.

Correspondenz in deutscher Sprache

Bürgermeister Prix von Wien.

Doktor Joh. Nepomuk Prix, seit November 1889 Bürgermeister der Stadt Wien, ist plötzlich gestorben. Es scheint, daß seine zeuft kräftige Natur den Aufregungen nicht ganz zu widerstehen vermochte, welche ihm die maßlosen Angriffe seiner persönlichen und der Gegner jedes Fortschrittes in der Kaiserstadt verursachten. Seine Lebensbeschreibung hatten wir schon anläßlich seiner Wahl gebracht. Ein anderer soll nun die Ausführung der großen Stadterweiterungs-Arbeiten leiten, die dieser liberale Bürgermeister verständnis- und kraftvoll vorbereitet hatte.

Dr. Johann Nepomuk Prix.

Handschriften-Beurteilung.

B. Ein alter Abonnent. Gutes gibt noch viele. Begleitung unentgeltlich. Ein Herr und seine Charakter, gute Beobachtung und Kombination, feine Ideale, aber unpraktisch, und Wert jegliche Praxis; feine Zeichnerei und Schwärmerei, Sonderer gesunder Realismus; ein energischer Wille, der auch das oft angeborene Empfinden beherrscht; Neigung andere zu protegiren und durch persönliche Eingenommenheit.

Dr. K. K. 484. Gebildet, intelligent mehr Kopf, als Gemüthsmittelmäßig, ausgeglichen, angenehm, gutartig, etwas pedantisch, schulmeisterlich, es viel Wert legen auf das Aeußere, aber doch praktisch, ja in manchen geradezu nüchtern. Viel Gemüt und ein lebensfreudiges Temperament; Neigung zu Gemütlichkeit. Ruhebedürfnis, lebhafter Geist neben Sinn für anständige und bürgerliche Einrichtungen; doch muß das Geistige dabei auch befriedigt werden. Etwas bequemlich und eigenbrötlerisch u. s.

Nicht Alle u. Darauf, Chicago. Das Material, je 3 Briefe, ganz ungenügend. Erforderlich sind ca. 20 Zeilen — feine Kapseln, feine Karten, wenn möglich. Auf dem Umschlage wird die Erledigung stets abgewickelt. Honorar M. 3.00 = ℔ 1 für Doppelporto — rückfrankirt — M. 2.20 = Gratis 40 für einfaches — und noch bedeutend mäßigerer als im Buch. Mit Verbindung des Urteils Preis je doppelt (literarisch und interessant für Kaufleute oder Bäcker, die einen Begriff von Vorgehen des Geschäftes bekommen wollen). Adresse: L. Meyer, Graupzig, Nagas (Schweiz). Briefliche gratis und franko.

K. G. aus Kassel. Eitel, genau benannt sein wollen, jedoch nicht ohne Gedankentiefe — feiner Distinktion ist vorhanden. Gewandtheit, Gewandtheit und Savoir faire, aber auch Freude am Genuß. Auch Konversationstalent.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Grabbergen einer Offizier von Rudolf Lindau. Schluß. — Handschrift Gift. von Hermann Heiberg. — Erste Kommunion. — Kaiser und Bismarck verehrt. Gedicht von Friedrich Kaeffer. — Illustrirte Chronik-Kalender. — Bilder

aus Friedrichsruh von D. H. — Theaterbrief. von Rudolf Lothar. — Die Heidelberger von C. von Brigen. Schluß. — Großherzogin Luise und Großherzog Alexander Nikolajewitsch. — Eingesandter Turm der Jakobskirche in Ulm. — In Friedrichsruh. — Märchen, von Franz Herold. — Die Bedeutung des russischen Handelsvertrags. — Literatur. — Mitg. Gedicht von Karl Friedrich. — Rätselblätter. — Für müßige Stunden: Silbenräthel-Aufschrift; Logogramm; Viersilbige Charade; Auflösung der Rätselaufgaben Seite 424. — Beim Solotter. Mündener Schmuggelfall von Theo Bierz. — Briefkasten. — Dr. Johann Nepomuk Prix. — Handschriften-Beurteilung von L. Meyer, Rossa.

Illustrationen: Kaiser und Bismarck. Originalzeichnung von Th. Dolz. — Walther Zurk: Erste Kommunion. — K. H. Seelmann: Silvesterabend im Wiener allgemeinen Krankenhause. — Nordseebad Gelt. Hohe Wellungen. — Bilder aus Friedrichsruh, nach photographischen Aufnahmen von Strumper & Co. in Hamburg. — Bildnis von Großherzog Louise und Großherzog Alexandrowitsch. — Eingesandter Turm der Jakobskirche in Ulm. — Kaiser Wilhelm II. in Friedrichsruh. — Bilder vom Fürsten Bismarck. Originalzeichnung von C. Abel. — Beim Solotter, mit fünf Bildern von Fritz Lenk. — Bismarcklinde. — Bildnis von Dr. Johann Nepomuk Prix.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Kaiserliche redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 10).
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 56, I. L.).
Budapest: Moritz Jokai (V. Unoer Josefsgasse 6).

Illustrirte Insertions-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung.

Filialen: Berlin, Berlin, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Grossartigste deutsche Publikation in neuerer Zeit!

Spamers illustrirte Weltgeschichte

Prof. Dr. O. Kaemmel und Dr. E. Steinhäuser.

Band V. (mit Cyper) Verlag von OTTO SPAMER in Leipzig.

Schreib-Maschinen.

Die Yost-Maschine wurde laut Telegramm vom 17. Februar d. J. nach eingehender Prüfung vom Kaiserlichen Patentamt in Berlin als die beste eingeführt.

Die General-Vertretung A. Beyerlen & Co., Stuttgart.

BERLIN W., Zietenstrasse 32, im eigenen, nur für Unterrichtszwecke eingerichteten Hause.

Militär-Pädagogium von Dir. Dr. Fischer,

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

= Soeben erscheint = in 5. neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

Über 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

17 Bände in Halbfrz. gebunden zu 10 Mk.

Prachthefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

ROWLANDS' ARTIKEL

für Haar, Teint und Zähne sind die besten.

MACASSAR OIL

KALIDOR

ODONTO,

Prof. Dr. Witt,

Kur- und Wasserheilanstalt Prospekte Brustthal-München kostenlos.

Asthma

Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Hochdruck- und Compound-Expansions-Locomobilen bis 150 Pferdekräfte.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille GEGEN VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.

Paris, E. Grillon 33, rue des Archives

IN ALLEN APOTHEKEN

CHOCOLADE UND CACAO vereinigen vorzügliche Qualität bei mässigem Preis.

HARTWIG & VOGEL DRESDEN

Ausgezeichnet durch feinsten Aroma und grosse Ausgiebigkeit, daher billig.

CACAO-VERO

Zu haben in allen durch unsere Plakate kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonialwaren-, Delikatess-, Droges- und Spezial-Geschäften.

Erstes Deutsches Tuch-Versand-Geschäft

Gegründet 1876. **Oettinger & Co., Frankfurt a. Main.** Diplomirt 1883.

Buckskin, Tuche, Velour, Kammgarn und Cheviots à Mk. 1,75 Pfg. per Meter

Alle zu den allerbesten Qualitäten.

Muster umgehend franko.

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der überaus weit verbreitete, rühmlichst bekannte photograph. Apparat

Phönix

Es ist der praktischeste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen (Brust- und Momentaufnahmen).

Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich. Preis mit Platten, Chemikalien etc. nur 10 Mk.

Prospekt und Probebild kostenfrei.

Hess & Sattler, Bayreuth.

Kartoffel. **Stärkefabriken** Weizen.

unübertroffen in Leistungsfähigkeit.

Einrichtung und Umbau nach meinem vereinfachten **billigen und bewährten System.**

W. H. Uhland, Spezial-Ingenieur für Stärke-Industrie, Leipzig.

Mais. Man verlange Prospekte! Reis.

Interessante Bücher etc. etc.

viele hervorragende Neuheiten. Neues Katalog 20 Pf. 25 Mmkl. 40 Pf. Grosser Rabatt. Grösstes, älteres und renommirtes Geschäft **Appy & Co.**, Buchh., **Amsterdam.**

Mustergeschützte sensationelle Neuheiten von Nadelfabrikaten aus den Fabriken von

H. F. Neuss Aachen.

Kosmosnadeln.

Neues Nadelöhr. Spaltend feinstes Nadelöhr.

Reformhaarnadeln.

Herausfallen unmöglich Konservirung des Haares.

Schutznadeln

von Stahl halten absolut fest. Obige Artikel essentiell praktisch in jeder Haushaltung. Zu haben in allen Kurzwarenhandlungen.

Kalte Füsse

und viele andere Uebelstände werden meistens sofort und sicher bei Gebrauch meiner galvanischen elektrischen Einlege-Sohlen D. R. Pat. a. Jeder ein bis vielmaliger elektrischer Strom, von einer gar anderen Seite gesandt, die Zehen sind besser und angenehm, passen in jeden Schuh oder Stiefel, daher die Füsse sind warm und trocken und aber auf die Dauerhaftigkeit im ganzen Körper einen wohlthuenden, erquickenden Erfolg, natürlich Gicht und Rheumatismus schwinden meiner Mittel durch Prospekte, die so gerne Ihnen gratis und franko sende.

Schwerin **Hermann Eichler,** i. Mecklbg. Hofjuwelier Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin u. Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Oldenburg u. der Abreise.

Reisefuttermehl,

100 M. 5.— frs. zur wasserreise.

G. A. O. Luders, Dampfmühle, Hamburg.

Das beste u. berühmteste Toilletpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ

mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Versand-Geschäft

MEY & EDLICH

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Der Frühjahrs-Katalog

ist erschienen und wird auf Verlangen portofrei zugesandt.

Alle Aufträge über M. 20.— werden portofrei ausgeführt.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Entöltes Mastprodukt. Für Kinder und Kranke mit Milch gekocht speziell geeignet — erhöht die Verdaulichkeit der Milch.

Neueste, beste & billigste **Klavierschule Wohlfahrt** 115 Seiten Prachtausgabe Mk. 3, gebunden 4,50

Violinschule Hohmann-Heim 154 Seiten Prachtausgabe Mk. 3, gebunden 4,50

Verlag P. J. Tonger, Köln.

PATENTE erhielt und verwerthet durch **Richard Lüders**, Civil-Ingenieur in Görlitz.

Eingang Dönhofs-Platz. Berlin: Leipzig- & Kommandit.-Str. Hamburg: Barstab 23. Dresden: Seestrasse 5.

Patente

billigst streng reell u. sorgfältig erhielt

Dr. J. Schanz & Co.

Vertretungen wie von keiner anderen Seite.

An- und Verkauf von Prioritäten.

J. B. GRAESSER Glasfabrikant **ZWICKAU i/S.**

Hoflieferant Sr. Königl. Hoheit Prinz Friedrich August Herzog zu Sachsen.

liefert **Glaswaaren** in Crystall u. Halbcrystall decorirt u. geschliffen für Wirthschafts-Gegenstände

Prachtkatalog auf Verlangen franco.

Technikum Hildburghausen. Getrennte Fachschulen für Maschinentechniker etc. Bauwerks- & Bildhauer etc.

Bester engmaschiger, billiger **Spargel, Erbsen, Bohnen,** alle Früchte etc. in Dosen und Gläsern, garantirt stets gleich und bester, empfiehlt

Goebel & Co.,

Konservenfabr. Braunschweig-Bettenhof.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Hochrand- und Holzmalerei-Vorlagen.

Preiscourants mit 1200 Illustrationen, auch über Werkzeuge u. Materialien, 25 Pfg. Briefmarken

Wm. A. Wildmoser in München

Stottern heilt C. Denkardt's Anstalt Dresden-Blasewitz und die Zweiganstalt Bergstadt Soest, Westf. Honorar nach Heilung. Prospekte gratis. Herrliche Lage. Aeltestes, staatlich durch S. M. Kaiser Wilhelm I. anerkanntes Anst. Deutschlands.

Ansicht

Prohmeyer & Gotze Maschinenbau-Schule Mechan. Maschinenbau-Unterricht

Weber's Carlsbader Kaffee-Gewürz

in Reformhäusern, Droguen- und Delikatess-Handlungen zu haben.

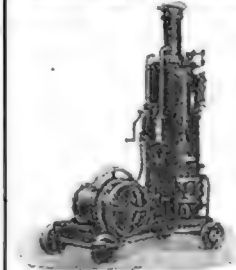
Schöne Form der Brust

erzielt man durch den Gebrauch der „Pilules Orientales" ohne Nachtheil für die Gesundheit in 2 Monaten. Man verlange Broschüren bei Apotheker Reisen, 199 rue Montmartre, Paris, gegen gleichzeitige Einsendung von Mark 4.60 per Flasche mittelst Postanweisung.

C. Maquet, Berlin W., Charlottenstr. 61. Heidelberg. Krankenfahrstühle f. Strasse u. Zimmer Krankenwagen.

Verrollte Krampfadern-Strümpfe, Kniestücke, Bäuche. **Fr. Jekel,** Breslau, Neuestr. 3. Zahlreiche Dankschr.

Fahrbare und feststehende **Dampfwinden,** Dampfkabel, Dampf- und Lufthaspel



liefern als Spezialität und halten auf Lager

MENCK & HAMBROCK, ALTONA-HAMBURG.

Wichtig für Gicht-, Stein-, Zucker- und Malariakranke.

Das von der Chemischen Fabrik auf Aktien (vorm. E. Schering) in Berlin dargestellte und in den Handel gebrachte

Piperazin Schering

ist bereits von vielen Aerzten — u. a. von Professor Dr. Schweninger — auf Grund der ungewöhnlich günstigen, mit dem Präparat gemachten Erfahrungen als ein spezifisches Heilmittel bei gichtischen und Steinleiden erkannt worden.

LAEVULOSE

(unschädlicher u. ernährender Zucker f. Diabetiker-Zuckerkranke), empfohlen von den Gebrüdern Eberstein und Leyden. — Ferner empfiehlt die gesammte Fabrik

Phenokollum hydrochloricum

als vorzüglich anerkanntes Heilmittel gegen Malaria. — Näheres theils auf Wunsch die gefällige Fabrik mit, **Piperazin, Laevulose** und **Phenokollum hydrochloricum** selbst und durch die **Drogenhandlungen** bezw. **Apotheken** zu beziehen. — Der Vertrieb der **Laevulose** in und für Deutschland ist der Firma **Gebr. Stollwerck, Köln a. Rh.,** übertragen, und hat dieselbe die Herstellung von **Laevulose-Chocolade** übernommen.

Mein Preis für **Piperazin „Schering"** ist 50 Pfg. per Gramm, bei 20 Gramm 45 Pfg.

H. Schering, Drogenhandlung, Berlin N., Chausseestr. 19.

16 PREIS-MEDAILLEN.

Hygienische absolut säurefreie Präparate.

Berühmt durch ihre aromatischen und astringirenden Eigenschaften.

Ueberall erhältlich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

№ 24.

72. Band.
Sechsundzweiundsiebzigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Das Ehepaar Weigand.

Erzählung

von

Rudolf Golm.

I.

Doktor Paul Weigand wurde sich von Tag zu Tag klarer bewußt, daß er Helene Tubing liebte. Da das Gehalt seiner Staatsanstellung zur Erhaltung seiner Familie reichte, beschloß er, sie um ihre Hand zu bitten.

Helene, die die Liebe Doktor Weigands aus ihrem reinen Herzen voll erwiderte, fiel ihm stürmisch um den Hals, als er ihr erklärte, er könne ohne sie nicht leben; sie weinte, ja schluchzte vor Freude.

Es war doch auch wirklich rührend, daß er sie trotz ihrer Armut zum Altar führen wollte.

Nur ein kurzer Brautstand ging ihrer Trauung voraus; Paul wünschte ein möglichst kurzes Verlobtsein, da ihm die Zwitterstellung, zu der dieses zwingt, verhaßt war, und Helene fiel der Abschied vom Hause ihres Onkels, wo sie die letzten Jahre als elternlose Waise zugebracht, keineswegs schwer.

Am Abend nach der Vermählung sagte Paul zu ihr, die Welt würde in ihnen einst das Schauspiel von Philemon und Baucis wiederholt sehen, und sie besiegelte diesen Ausspruch mit einem heißen Kuß.

Das erste Jahr ihrer Ehe verlief so wolkenlos, daß es ihnen schien, als ob sie eigentlich immer glücklich gewesen wären. Die Gegenwart leuchtete so hell, daß sie sogar die Vergangenheit in der Erinnerung verklärte.

Sie lebten so gut unter einander, weil das Gegensätzliche in ihren Charakteren gerade das richtige Maß hatte. Sie schätzte an ihm die Festigkeit und Energie, die ihrem weichen Herzen fremd war, und ihn erfreuten an ihr eine Anzahl von Eigenschaften, die ihm nicht innewohnten, deren Fehlen er aber stets beklagt hatte. So bildete jeder für den andern eine Vervollständigung seines eigenen Selbst. Auf solche Weise hatte Paul die innige Anziehung von Extremen immer verstanden und ein solches Extrem hatte er auch in seiner Gattin gefunden.

Alle Welt war von Helene entzückt, vom Ehepaar Weigand begeistert. Ihr einfaches Wesen, ihre selbstlose Sanftmut, ihre ruhige Heiterkeit; sein charmantes Benehmen, sein männlicher Geist, sein ungebundener Frohsinn: eine Musterehe, das war das einstimmige Urteil.

Eine Zeit lang hielten sie sich möglichst zurückgezogen von der Gesellschaft, das Glück hatte sie egoistisch gemacht. Als aber das zweite Jahr ihrer Ehe zu Ende ging und kein Kind neues Leben in ihre Vereinigung brachte, schwand allmälich der Wunsch nach stetem Alleinsein, und sie besuchten und luden häufig Bekannte.

Fred. Leeke: Ein Windstoß.

Jetzt trat Paul auch wieder einem seiner Universitätsfreunde, der seit kurzem zugleich Amtsgenosse war, näher. Dieser nahm die Einladungen Doktor Weigands stets gerne an und war bald kein seltener Gast in seinem Hause. Helene äußerte anfangs, Doktor Bürger sei ihr nicht recht sympathisch; sie unterhalte sich zwar gerne mit ihm, ein völlig offenherziger Ton könne aber in ihr Gespräch nie kommen, weil sie kein Vertrauen zu ihm habe. Paul zerstreute diese Bedenken sofort, indem er erklärte, ihm sei es früher mit Doktor Bürger gerade so ergangen, aber er habe sich in den letzten Jahren sehr verändert, man könne ihm jetzt ganz ohne Argwohn entgegentreten. Helene war gewohnt, das Urteil ihres Gatten als unträglich zu betrachten, und sie nahm sich daher vor, Bürger nur so zu sehen, wie ihn ihr Paul schilderte. Wenn sie über vieles auch ihre eigene Ansicht hatte, so konnte sie doch nicht lange einer entgegengesetzten Ueberzeugung ihres Mannes widerstehen. Wie die Pflanzen sich stets dem Lichte zuwenden, so bewegte sich ihr Denken und Fühlen immer in der Richtung seines Geistes.

Sie kam Bürger nunmehr immer auf das herzlichste entgegen, und bald fiel ihr dies sogar leicht. Bürger hat eine umfassende Bildung, konnte reizend erzählen und war eine interessante Erscheinung. Was sie an ihm aber noch immer störte, waren seine Augen; sie leuchteten in einem geradezu unheimlichen Glanze. Aber er ließ sie selten auf ihr ruhen und sie vergaß deshalb darauf bald, auf sie zu achten.

So vergingen mehrere Wochen.

Eines Abends, als Bürger wieder bei Weigands war, sah Helene besonders anmutig und lieblich aus. Sie hatte zu Ehren des Namensfestes ihres Gatten eine neue Toilette angelegt, die sie reizend kleidete. Sie trug eine rosenrote Taille auf einem schwarzen Rock. Ihr goldblondes Haar, ihr blühender Teint, ihr mildes Auge, all das lag mit dem Rosenroten in herrlicher Harmonie. Auch die schönen Linien ihrer eleganten Gestalt erschienen durch den rosa Atlas in idealster Rundung. Ihr Anblick war Paul ein herzerfreuender; er fühlte sich dadurch, sowie durch das opulente Souper mit besten Weinen in animiertester Stimmung. Bürger jedoch war von Helene geradezu fasziniert. Er konnte sein Auge nicht von ihr abwenden, sein Blick wurde durch den Tokayer, den er trank, immer ausdrucksvoller. Er schwelgte in Wohlbehagen. Einzig Helene befand sich unbehaglich. Dennoch aber ließ sie sich durch die Weinlaune der beiden Männer hinreißen und war gesprächig.

Bürger bemühte sich, seinen reichen Geist im hellsten Lichte strahlen zu lassen. Er sprach mit vom Wein erregter lauter Stimme über die verschiedensten Dinge in höchst interessanter Weise.

Stets wußte er mit neuen Blitzen und Funken die Unterhaltung zu beleben, so daß sie sich in raschem Flusse fortbewegte.

Er sprach auch über Liebe und blickte, als er die höchsten Ideale berührte, mit starrem Auge Frau Weigand an. Eine Wolke huschte über ihr Antlitz; Paul lächelte selbstgefällig vor sich hin.

Um zwei Uhr verabschiedete sich Bürger; Paul ersuchte ihn um recht baldiges Wiederkommen und Bürger versprach es freudig und ging. Helene hatte bei seinem Händedruck im Innersten geschauert; in Paul war der letzte Rest von seiner ehemaligen schlechten Meinung über Bürger geschwunden.

„Nun, ist er nicht ein reizender Mensch," sagte Paul zu Helene, als sie wieder allein waren; „haben wir uns heute mit ihm nicht prächtig amüsirt?"

Helene zögerte mit der Antwort.

„Nun, Kindchen, wenn Du etwas gegen ihn auf dem Herzen hast, so sage es doch; Du weißt, ich höre Deine Meinung stets gerne. Sprich offen, Kind!" Und er legte seinen Arm um ihre Mitte, zog sie an sich und blickte in ihr blaues Auge.

Sie saßen jetzt recht gemütlich auf dem Sofa beisammen.

„Weshalb schweigst Du? Vor mir kannst Du alles ruhig sagen."

„Siehst Du," begann sie endlich darauf hin, „es ist mir nicht leicht, zu sprechen, denn was ich sagen will, läßt sich schwer in Worte bringen. Ich habe es mehr gefühlt als gesehen und fürchte deshalb etwas Unbegründetes zu äußern. Und das sollte man nie —"

„Sei doch nicht so ängstlich, Kleine," ermutigte er sie; „ihr Frauen erkennt oft durch das Gefühl richtiger als wir mit unserer gepriesenen Vernunft. Im übrigen," setzte er leicht lächelnd hinzu, „kann ich mir wohl denken, was Du mir mitteilen willst."

„So hast Du es also auch bemerkt," rief Helene rasch.

„Ja, gewiß," erwiderte Paul und lachte mit deutlich sichtbarem Vergnügen. „Gewiß, ich habe gesehen, mit welchen Blicken Dich Bürger betrachtete, aber das gerade freute mich. Siehst Du, Du gefällst mir doppelt, wenn ich bemerke, daß Dich ein anderer bewundert."

Paul litt wohl zuweilen an der Eifersucht, doch liebte er es, mit derselben zu spielen. Dies fiel ihm auch leicht, weil ihm seine Frau nie den geringsten Anlaß bot. Nachdem er sie heftig umschlungen und geküßt, fuhr er fort: „Ja, ich bin doppelt glücklich, wenn ich sehe, daß mich andere beneiden. Alles Glück ist ja nur der Besitz von etwas, das viele sehnlich und vergebens wünschen." Helene, die seine Liebkosungen diesmal, ohne sie zu erwidern, entgegennahm, erklärte ihm auf diese Worte hin, sie beklage es, daß seine Liebe zu ihr größtenteils auf Eitelkeit beruhe.

Dieses Thema war von ihnen schon oft besprochen worden und brauchte nur berührt zu werden, um eine lange Debatte herbei zu führen.

Auch diesmal ging darin das Gespräch über Doktor Bürger unter, und bis tief in die Nacht hinein philosophirten sie über die Frage, welche die wahrste und unerschütterlichste Liebe sei. Es war drei Uhr vorbei, als Helene fand, daß es die höchste Zeit sei, sich zur Ruhe zu begeben.

Trotz ihrer Abgespanntheit konnte sie aber lange nicht einschlafen. Immer wieder kam ihr Doktor Bürger in den Sinn und hielt ihr Denken wach. Sie konnte sich von der Ahnung nicht befreien, daß ihr von ihm Böses drohe.

Seine glühenden Augen sah sie im Dunkel und es erschreckte sie die Leidenschaftlichkeit, mit der sie auf sie gerichtet waren. Jetzt sah sie ihn im Geiste in ganzer Gestalt. Einen Vergleich mit ihrem Gatten konnte sein Aeußeres nicht ertragen, ohne dabei zu verlieren. Wohl war sein langes, bleiches Gesicht interessanter, seine tiefschwarzen Augen schöner als die ihres Gatten, aber der dünne Schnurrbart und ein böser Zug um die Lippen gaben seinen Mienen oft den Ausdruck der Schlechtigkeit. Paul sah viel edler aus mit seinen wohlgenährten Backen, die ein heller Bart umsäumte, mit seinem imponirenden und ruhigen braunen Auge. Auch seine Gestalt stach vorteilhaft von der hageren Erscheinung Bürgers ab. Bürger hatte etwas Dämonisches. Wieder sah sie seine hellgrauen, unheimlichen Augen.

Am nächsten Morgen erwachte sie bereits sehr früh; sie stand auf und begab sich ins Speisezimmer.

Dort traf sie auch Paul schon angekleidet; auch er hatte nicht gut geschlafen.

Die Morgenzeitung war noch nicht gebracht worden, und sie nahmen ihr Gespräch vom vorigen Abend wieder auf; man kam wieder auf Bürger. Helene erklärte, daß sie der Egoismus von ihm abstoße. Er scheine nur für sich selbst warme Empfindungen hegen zu können, der Allgemeinheit und seinem Nächsten aber kalt gegenüber zu stehen. „Ich glaube, was er gestern vom Neid sprach, läßt sich auf ihn selbst beziehen. Es gibt, sagte er, einen Neid, der auch die edelsten Naturen zuweilen befällt, wenn sie sich nach dem Besitz von etwas sehnen, das Eigentum eines andern, einen Neid, der begehrt, ohne zu mißgönnen; aber es existirt auch ein solcher, der Zerstörungswut ist, der alles verlangen möchte, was ihm unerreichbar ist. Damit hat Bürger recht. Aus seinen eigenen Augen sah ich ihn leuchten, es war die Mißgunst selbst."

„Aber findest Du es nicht sehr begreiflich, daß er mich um Dich beneidet?"

Helene schwieg.

„Nein, so schlecht," fuhr er fort, „darfst Du ihn nicht beurteilen. Auch wenn selbst etwas Mißgunst in seinem Innern vorhanden sein sollte, könnte man ihm es nicht übel nehmen. Du weißt, die Aerzte haben die Zeit seines Lebens für eine karg gemessene erklärt und gesagt, daß sie nicht für die Dauer eines Jahres zu garantiren vermöchten. So ein Ausspruch wirkt zerstörend auf einen Menschen. Ich finde es nur selbstverständlich, daß Bürger so sehr auf Genuß erpicht ist und seine Person beharrlich in den Vordergrund rückt."

Sie sprachen noch lange weiter; die Debatte spitzte sich schließlich so sehr zu, daß Helene sich hinreißen ließ, zu erklären, es werde ihr in Zukunft schwer werden, Bürger mit Freundlichkeit entgegen zu kommen.

„Ich werde ihn nicht mehr einladen," erwiderte Paul sofort.

Helene bereute ihre übereilte Aeußerung, sie wollte ihren Mann nicht um einen ihm angenehmen Gesellschafter bringen.

„Ich kann mich ja zwingen," rief sie lebhaft, „mit ihm liebenswürdig zu sein. Du weißt, Dir zu liebe bringe ich alles zu stande."

Es folgte nun ein edler Wettstreit. Jeder nahm den früheren Standpunkt des andern ein. Sie behauptete, sie könne sich getäuscht haben, er entgegnete, er kenne ihre Opferwilligkeit, er werde jedoch ein derartiges Opfer weder verlangen noch annehmen.

Nach vielen Hin- und Widerreden unterlag endlich Helene als der schwächere Teil.

Als Paul sich anschickte, ins Amt zu gehen, war der Beschluß feststehend, daß Bürger nicht mehr aufgefordert würde, ihr Haus zu besuchen.

Er freute sich über die Wendung, die das Gespräch genommen, und über den Abschluß, den es gefunden hatte, weil ihn Helenens Worte über das Unheimliche der Augen Bürgers beunruhigt hatten.

In ihr walteten ob des Beschlusses zwiespältige Empfindungen.

II.

Doktor Bürger hatte ein äußerst scharfes Auge, das ihn befähigte, mit einem Blick die verwickeltsten Situationen zu überschauen. Das allmähliche Kälterwerden seines Kollegen entging ihm daher keineswegs. Er bemerkte es sogar gleich am nächsten Tage, als ihm Weigand sagte, er werde ihn leider in der nächsten Zeit nicht bei sich empfangen können, da er einige Veränderungen in seiner Wohnung vornehmen müsse, die große Unordnung verursachen würden.

Er fand ihn zwar noch ebenso freundlich wie früher, aber in seinem Ton lag etwas, das darauf hindeutete, daß sich eine Wandlung vollzogen, und Bürger ahnte, daß irgend etwas vorgefallen sei.

Er nahm sich darum auch vor, Weigands nicht eher zu besuchen, als bis sie ihn formell dazu auffordern würden.

Eine Woche verging, die Einladung aber kam nicht.

Weigand vermied, ihm zu begegnen; wenn er ihn zufällig traf, so eilte er, von ihm fortzukommen. Seine Freundlichkeit glich nunmehr schon der Wintersonne, die Strahlen sind da noch ebenso hell, scharf und stechend wie im Sommer, aber sie wärmen nicht mehr. Bürger war über dieses Benehmen anfangs nur verwundert, mit der Zeit aber empörte es ihn. Die Gründe, die er sich für dasselbe gab, brachten ihn gegen Weigand auf.

Er hatte ihn nie geliebt, weil sein Leben immer ein glücklicheres war als das seine. Er hatte diesen Menschen ohne Leidenschaften sogar stets beneidet. Als Weigand heiratete, war er in einer andern Stadt, aber allseitig schrieb man ihm, welch ein reizendes Wesen dessen junge Gattin war. Als er zurückkehrte, führte der erste Weg zu seinem ehemaligen Universitätsfreunde. Trotzdem er ihm nicht übelwollte, sah er fast mit Unbehagen alle Berichte über Frau Weigand in allerhöchstem Maße gerechtfertigt.

Diese Frau mit den blonden Haaren und dunklen Augen, mit der schlanken, eleganten Erscheinung erweckte sein lebhaftes Gefallen, und nach und nach versetzte ihn ihre anmutige Art sich zu geben, die edle Weiblichkeit ihres Denkens und Fühlens, ihr heiterer und gemütvoller Geist in ein Entzücken, das er noch nie empfunden.

Die Erwägung, daß dieses einzige Wesen Weigand gehöre, der zeitlebens nur glücklich gewesen war, entfaltete ein Feuer in ihm, wie es nur in unglücklichen Naturen zu lodern vermag.

Doktor Bürger war kein schlechter Mensch, er konnte fremdes Glück sehen, ohne Zerstörungswut zu fühlen; trotz seines Egoismus besaß er Charakterstärke, und er hätte es nie über sich gebracht, jemand,

mit dem er freundschaftlich verkehrte, die Ehe zu brechen. Er war auch bei Frau Weigand fest entschlossen, nie seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen und in ihrem Hause über die Stellung als dritter niemals hinauszustreben. Aber daß man ihm jetzt dieses bescheidene Glück auch nicht gönnen wollte; daß Weigand aus ängstlicher Selbstsucht, aus Engherzigkeit seine Besuche nicht mehr wünschte, daß er beim Besitz des unendlichen Meeres dem andern nicht einen einzigen Tropfen gönnen wollte und seine Frau, die ihm ganz angehörte, ihn nicht einmal in stummer Verehrung anblicken lassen wollte, das erregte eine Revolution in seinem Innern, und hell und laut schrieen die wilden Elemente nach grimmiger Rache.

Es entstand in ihm ein Haß gegen Weigand, der von Tag zu Tag wuchs, und es war kaum ein Monat seit jenem Abende verflossen, als sich auch schon eine offene Feindschaft zwischen den zwei Männern gebildet hatte.

Anfänglich bemühte sich Bürger, auch Frau Weigand in seinen Haß mitzuziehen, allein es gelang ihm nicht, und gerade wenn seine Wut gegen Paul am heftigsten schäumte, war seine Liebe zu Helene am stärksten. Er hatte sie jetzt bereits fünf Wochen nicht gesehen; in der ersten Zeit trachtete er nach keiner Begegnung, so sehr er sich auch nach einer solchen sehnte; aber seit kurzem fiel es ihm täglich schwerer, sich zu beherrschen.

Eines Tages brachte er es nicht mehr zu stande; von da ab begann er ihren Anblick zu suchen.

Er bemühte sich, ihre Wege zu kreuzen, und es gelang ihm.

Er grüßte sie stets sehr ehrerbietig und zuweilen glaubte er in ihren Mienen bei der Erwiderung seines Grußes einen schmerzlichen Zug zu entdecken, der etwas wie Bedauern über den Bruch zu enthalten schien.

Dies spornte ihn an, die Begegnungen zu pflegen.

Er hatte seit kurzem wegen seiner immer schlechter werdenden Gesundheit seine endgiltige Entlassung genommen und konnte sich vollständig seinen Wünschen hingeben.

Der Entschluß, aus dem Amte zu scheiden, war ihm nicht sonderlich schwer gefallen; er verfügte über ein großes Vermögen und hatte nur gearbeitet, um sich eine geachtete Stellung in der Welt zu erringen. Diese hatte er erreicht, nun wollte er ruhen. Er fühlte, daß der Ausspruch der Aerzte, die ihm nur eine karg gemessene Lebensdauer prophezeiten, sich in Kürze bestätigen werde; die kleine Spanne wollte er noch genießen, sie sollte der Jagd nach dem Glück gewidmet sein.

Des Glückes Ziel, das seinem Auge vorschwebte, war Helene.

Er war überzeugt, daß er nie dahin gelangen werde, und doch malte er sich in farbenprächtigen Träumen immer wieder die erhabene Wonne und unendliche Seligkeit aus, die ihm der Besitz des geliebten Weibes gewähren würde.

Er sah sein Bild die schönen dunklen Augen der angebeteten Frau mit einem schimmernden Glanze verklären, er sah ihr beglücktes Lächeln bei seinem Eintreten. Er hörte ihre süße, silberne Stimme ihm sagen, wie sie ihn liebe, er hörte ihr fröhliches, melodisches Lachen, er fühlte ihre weiche Hand, ihre vollen Arme, er fühlte ihre brennende Wange, ihren glühenden Kuß.

So träumte er bei wachem Geiste.

Und diese Träume wurden immer häufiger und häufiger, immer verlockender und verlockender.

Ein letztes Glück! Er wollte versuchen, es zu erringen; und er nahm sich vor, Helene bei der nächsten Begegnung anzureden und ihr in flammenden Worten seine tiefe Liebe zu gestehen, die sie aus seinen beständigen Verfolgungen längst erraten haben mußte.

Sein Beschluß stand fest, alles wollte er wagen, das Höchste daran setzen, keine Gefahr scheuen, um seine Träume zu verwirklichen. Ein letztes Glück! Um dieses zu erkämpfen, ist jedes Mittel erlaubt. Ein letztes Glück! Er hielt sich berechtigt, es zu fordern.

Frau Weigand war ihrem Manne anfangs für das Opfer, das er ihr durch die Aufgabe des Verkehrs mit Bürger gebracht, dankbar, und sagte ihm oft, wie hoch sie es ihm anrechne, daß er ihren Wunsch nicht unerfüllt gelassen habe.

Als aber dann zwischen Paul und Bürger jene offene Feindschaft entstand, die sie heraufbeschworen zu haben sich anklagte, da überkam sie ein unangenehmes Gefühl, sie empfand gewissermaßen Reue, ihrer Meinung freien Ausdruck gegeben zu haben, und es entwickelte sich in ihr eine Unzufriedenheit mit sich selbst, die sie häufig nachdenklich und verstummt machte.

Dies fiel auch ihrem Manne auf und oft fragte er sie um den Grund ihrer Mißlaune, sie aber konnte sich nie entschließen, sich ihm darin zu vertrauen.

Sie fürchtete, er könnte sie mißverstehen, und Mißverständnisse suchte sie ängstlich zu vermeiden; sie hatte im Leben oft genug die Erfahrung gemacht, welchen unangenehmen Eindruck jedes ernste Mißverständnis hinterläßt, gleichviel, ob es aufgeklärt wird oder nicht.

Ihre Unruhe wuchs, als sie später Bürger auf ihren Spaziergängen immer wieder begegnete und in seinen Mienen las, wie er sie liebte und sich nach ihr verzehrte.

Sein leidendes Aussehen erweckte ihr Mitleid und sie machte sich stetige Vorwürfe, ihm großes Unrecht angethan zu haben.

Daher kam es, daß sie seinen Gruß mit einer gewissen Innigkeit erwiderte und ihm zuweilen einen flüchtigen Blick zuwarf, der ihm vielverheißend erscheinen mußte.

•

Am 15. März war Helenens dreiundzwanzigstes Geburtsfest. Doktor Weigand beeilte sich, am Abend früher als sonst heimzukommen, weil in seinem Hause alle derartigen Feierlichkeiten erst nach erledigter Amtsthätigkeit begannen. Als er gegen fünf Uhr mit Geschenken beladen seine Wohnung betrat, traf er seine Frau noch nicht an.

Dies verwunderte ihn, weil er sonst bisher gewohnt war, von ihr an diesem Tage in festlicher Kleidung begrüßt zu werden.

Er legte seine Gaben auf einen mit Blumen reich geschmückten Tisch, besah die Speisetafel, die auf seine Anordnung ebenfalls in reichstem Glanze prangte, und freute sich, alles in bester Ordnung zu erblicken. Unterdessen war es halb sechs geworden. Er dachte nach, wo sie wohl so lange bleiben mochte, und fragte das Mädchen, ob seine Frau beim Fortgehen keine Botschaft für ihn zurückgelassen habe.

Das Mädchen schüttelte den Kopf und ging. Paul war von Helene die peinlichste Pünktlichkeit gewöhnt; als eine weitere halbe Stunde verging, ohne daß sie kam, wurde er unruhig und besorgt, es möchte ihr ein Unfall zugestoßen sein.

Der Zeiger rückte auf ein Viertel sieben vor; die Köchin ließ melden, das Diner liefe Gefahr zu verderben, wenn nicht bald aufgetragen werden könne; er fragte, ohne darauf zu hören, nur nochmals, ob denn seine Frau gar nichts geäußert hätte, bevor sie das Haus verlassen, und blickte wortlos vor sich hin, als diese Frage wieder verneint wurde.

Da klingelte es; Paul sprang auf, das Mädchen eilte hinaus, sie öffnete die Thür, es war Frau Weigand.

Paul ging ihr entgegen, freudig, daß sie endlich gekommen, verstimmt über ihr langes Ausbleiben.

Helene bat ihn um Verzeihung wegen ihrer Verspätung, sie hätte viel einzukaufen gehabt, überall lange warten müssen, viele Bekannte getroffen, von denen sie aufgehalten worden sei, kurzum, sie brachte allerlei Entschuldigungsgründe vor.

Paul bemerkte eine gewisse Veränderung an ihr, sie sprach rascher als gewöhnlich, ihre Bewegungen hatten etwas Hastiges an sich, das mit ihrer sonstigen Ruhe kontrastirte, und im ganzen schien sie von einer Verlegenheit beherrscht, die sie mühsam zu verbergen suchte. Als sie ihn bald nach der Begrüßung auf einige Augenblicke allein ließ, um ein wenig Toilette zu machen, vergrößerte sich seine Verwunderung über all das, was er eben gesehen, und er fühlte sich von der Seltsamkeit der ganzen Erscheinung betroffen.

Ein Unbehagen stieg in ihm auf, das er zu seinem Schrecken als mit der Eifersucht nahe verwandt erkannte.

Er beschloß es sofort energisch niederzukämpfen, insbesondere, da er es selbst als vollständig unbegründet zurückweisen mußte.

„Ich bin nicht nur ein Narr,“ sagte er zu sich selbst, „ich bin auch ein Schurke. Weil meine Frau einmal eine Stunde später kommt als sonst, stelle ich sofort entehrende Zweifel an. Und ich wage zu behaupten, ich wäre frei von Eifersucht. Ich bin es nicht. Meine Frau aber ist ein Engel. Und doch!“ stieg es wieder in ihm auf, weshalb diese merkwürdige Verlegenheit.

Weiter gingen jedoch diesmal seine Gedanken in dieser Richtung nicht; er fühlte plötzlich einen heißen Kuß auf seiner Wange, und als er sich umwandte, umarmte ihn Helene mit Heftigkeit, sie war, unbemerkt von ihm, eingetreten.

Sie überreichte ihm ein kleines Paket; verwundert öffnete er es und erblickte ein kleines Messerchen aus Silber, wie er es sich schon lange gewünscht.

Diese Aufmerksamkeit berührte ihn so angenehm, daß die Freude darüber ihn alle düsteren Erwägungen von vorhin vergessen ließ, und er lachte herzlich darüber, daß er an ihrem Geburtstage beschenkt wurde.

Nunmehr führte er sie an das blumengeschmückte Tischchen, wo alle Gaben für sie bereit waren.

Mit Entzückung und Rührung nahm sie jedes einzelne Geschenk in Augenschein, und nicht genug Worte konnte sie für die Reichlichkeit und Sinnigkeit der Bescherung finden.

„Du wirst Dich meinetwegen noch in Schulden stürzen,“ hielt sie ihm vor. „Du verwöhnst mich zu sehr.“

„Nun,“ erwiderte er heiter, „gar so arg ist es ja nicht. Und was den Bankerott anlangt, so hat es ja die Gesetzgebung, Gott sei Dank, so eingerichtet, daß man nicht alles pfänden kann. Ein Juwel wird mir immer bleiben. Dich werden meine Gläubiger nicht mit Beschlag belegen.“

„Sehr galant, werter Gatte. Aber ich glaube, die Bankerotte würden sich in unerhörter Weise vermehren, wenn die Gesetzgebung diese weise Einrichtung nicht getroffen hätte.“

Paul lachte. Wieder besah sie die Geschenke, nochmals dankte sie ihm dafür innig.

Auch er nahm von neuem sein Messerchen vor. Jetzt erst bemerkte er sein Monogramm.

Sein Antlitz strahlte, ohne ein Wort zu sagen, eilte er auf sie zu, küßte sie auf die Stirne und lange hielt er sie umschlungen. Es war ihm, als ob er ihr Abbitte thun müßte. Er ließ aber kein Wort davon verlauten und fragte nur, auf das Monogramm deutend: „Darauf hast Du wohl so lange warten müssen?“

Einen Augenblick des Zögerns, dann bejahte sie es.

Nun waren alle seine Zweifel geschwunden.

Er klingelte, das Mädchen begann aufzutragen. Paul schäumte von Lustigkeit über, auch auf Helenens Stirn schwanden die Wolken allgemach, und der Champagner, der das Mahl beschließt, traf ein fröhliches Paar.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Windstoß.

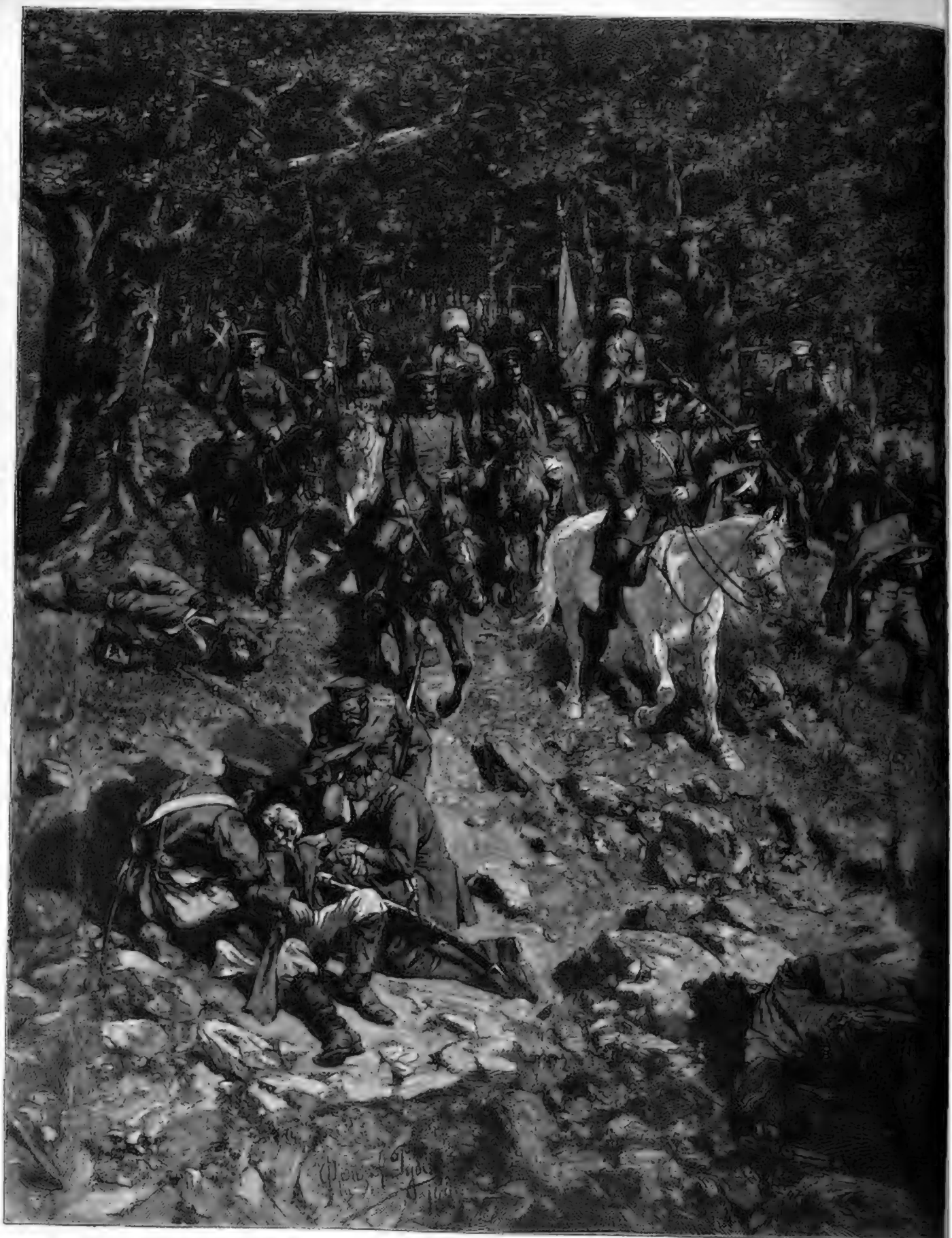
(Siehe das Bild Seite 49[illegible].)

Fest auf seinen zwei Füßen steht das Münchener Kind, das soeben, den schweren Marktkorb am Arm, heimwärts vom Viktualienmarkt eilt und am Karlsthor mit lebhafter Genugthuung sieht, wie der Schirm der Alten neben ihr in die untere Hälfte eines Luftballons sich verwandelt. Eigentlich unnötigerweise; denn Fräulein Linerl ist überzeugt, daß solch ein Drach' zum Fliegen einen Luftballon gar nicht nötig hat. Sie kennt die Nachbarin ganz genau, und wenn Kriegsjahre doppelt zählen, so war sie bei ihr gerade vierzehn Tage im Dienst, bis sie ihr diesen und die Freundschaft infolge einer Differenz über die Zeit, deren ein ordentliches Mädchen zum Einkaufen bedürfe, kündigte. Wenn es noch so sehr stürmt und regnet, auf Regen folgt Sonnenschein und auf die sechs Werktage ein fröhlicher Sonntag. Dann harrt ihrer der schmuckste schwere Reiter, und wenn sie mit ihm auf dem Arzberger Keller bei den Klängen des neuesten Walzers dahinschwebt, dann vergißt sie allen Aerger und die harte Woche erscheint ihr als eine Vorbereitung zu einem um so fröhlicheren Sonntag.

Bekanntschaften.

Wir sagen, wir lernen die Menschen kennen,
Wenn sie uns ihren Namen nennen.
Der aber irrt sich, der also spricht. —
Wir kennen die eignen Freunde nicht!
Im Lauf der Jahre kaum will sich's schicken,
Daß wir den Nächsten so klar durchblicken,
Um nur zu sagen: Ganz entfernt
Hab' ich den Menschen jetzt kennen gelernt!

Frida Schanz.



Prof. Franz Roubaud: Einzug

Photogravüre-Verlag von Franz Hanfstängl in München

in Dargo (Kaukasien) 1845.

Unsere Monate.

Monat der Lenzstürme.

Von

B. Schlegel.

Der deutsche Monat läßt sich in Einzelbildern schwer darstellen, ohne daß Rückerinnerungen und Vorwegnahmen sich einschlichen in die Schilderung. Am meisten gilt dies sicher für den März. Denn wenn er in vielen Gegenden unseres Vaterlandes bereits Frühlingsmonat ist, gehört er wiederum in anderen zu den Wintermonaten, so daß man recht gut im März eine Reise aus dem Frühling in den Winter unternehmen könnte.

Im ganzen und großen aber ist er eine Zeit des Kampfes zwischen Frühling und Winter, eine Periode des stürmischen Uebergangs.

Vom römischen Kriegsgott Mars hat er seinen Namen erhalten, und als Kriegsgott tritt er auf. Märzblümchen sind seine Wappenbilder, Lanze und Schwert sind die Sonnenstrahlen und Schneeschauer und brausende Stürme sind Knappen und Reisige.

So erscheint er zum Kampfe bereit mit den winterlichen Frost- und Reifriesen, die nicht weichen wollen, sondern immer von neuem Feld und Wald mit Schnee bedecken und Teich und Strom in Eisfesseln schlagen.

Aber der März läßt heute die Westwinde sausen und morgen die Sonnenstrahlen spielend den weichen Schnee umschmeicheln. Da rollen von Dächern kleine Lawinen oder stürzen mit Gepolter größere Flöße herab, kleine Klümpchen purzeln von Bäumen und Sträuchern, und das grasgrüne oder braune Fleckchen, das unter dem Schnee hervorschaute, wächst von Tag zu Tag. Wo der Schnee in Haufen gelegen hat, in Gräben, an Hängen, da bilden sich im kleinen „Gletscherthore“, aus denen die „Gletschermilch“ hervorrinnt, ebenso schaumig, doch nicht so krystallklar und grün wie in den Regionen des ewigen Schnees, sondern trübe und lehmfarbig. Der Transport der kleinsten Teilchen, wodurch die Erdoberfläche eine allmähliche Umbildung erleidet, beginnt im März hier oder an den Abhängen der Berge und Hügel und wird im Thale und in der Ebene in immer größerem Maßstabe fortgesetzt. Dort hat der stattliche Strom sein Bett, in dem er während des Winters unter einer mächtigen Eisschicht ruhig geschlummert zu haben scheint. Jetzt rieseln von allen Seiten die Bächlein ihm zu, die größeren Wasserläufe bringen vermehrte Wassermassen von den fernsten Gebirgen und schwellen ihn an. Dem gewaltigen Drucke von unten vermag die oftmalige durch den Tauwind mürbe gemachte Eisdecke nicht mehr Widerstand zu leisten: sie hebt sich, und das donnerähnliche Getrach beim Bersten derselben ist weithin durch die stille Nacht schauerlich vernehmbar. Die ganze Masse wie von einer Riesenfaust zertrümmert, teilt sich in viele größere und kleinere vielgestaltige Schollen, die sich erst langsam, dann schneller und immer schneller drehen und bewegen, an einander drücken, wieder bersten, sich über einander und durch einander schieben und heben, um endlich in gewaltiger Flucht vom Strome fortgerissen zu werden. Kurz, das braust und brodelt und wallt in dem eisigen Wasser wie in einem Hexenkessel.

Oft auch stauen sich an einer Biegung des Stromes die Massen zu gewaltigen Mauern und Wällen von so grotesker Wildheit, daß alle Cyklopen- und Teufelsmauern ihnen weit nachstehen, daß die ausschweifendste Phantasie nichts Wilderes und Kühneres ersinnen könnte.

Die von überall her zuströmenden Wasser schwellen den Strom so sehr an, daß er sein Ufer verläßt und die Schollen über das angrenzende Gelände hinwegträgt. Dabei reißt diese die verschiedensten Gegenstände mit fort, die den Eisgang wohl für den unbeteiligten Beschauer zu einem recht interessanten, für den betroffenen Besitzer aber zu einem überaus betrübenden Ereignisse machen können.

Kehrt der Strom dann in sein Bett zurück, so bleiben hier und dort Eisschollen am Ufer liegen, an welchen die Sonne ihre Kraft noch lange erproben muß. Beim Tauen zerspalten sich diese Schollen in stengelige, den Säulen des Basalt ähnliche Körper, welche deutlich erkennen lassen, daß das Wasser thatsächlich krystallisirte, als es zu menschenfeindlichem Eise gefror.

Der Eisgang, diese Hauptschlacht, die im März zwischen Lenz und Winter geschlagen wird, gewährt selbst auf minder großen Flüssen einen Anblick, der durch sein schaurig wildes Durcheinander imponirend, ja in Momenten der Steigerung geradezu überwältigend wirkt.

Die Eisbahn im Frühjahr und das Gewitter im Sommer sind für uns Bewohner der gemäßigten Zone die beiden grandiosen Naturereignisse, die die Seele mit Ehrfurcht vor der in der Natur sich offenbarenden Allmacht erfüllen und zugleich die Weisheit bewundern lassen, die durch solch furchtbare Empörung der Elemente bessere, schönere Zeiten herbeiführt. Denn sind fließende und stehende Gewässer vom Eise befreit, dann nehmen auch im Wasser die Ereignisse den Lauf, der durch den immer siegreicher vordringenden Frühling geboten wird.

Die Fische und Amphibien haben im Schlamme den Winter verträumt; sie erwachen jetzt zu neuem Leben. Einige Raubfische, Hechte, Aeschen, Kaulbarsche, auch bereits die Karpfen, bevorzugen unter lustigem Plätschern und Springen das wichtige Geschäft des Laichens. Freilich wird der Unkundige wenig davon wahrnehmen, wenn er sich nicht gerade mit der ausgesprochenen Absicht zu beobachten an milden Frühlingsabende vielleicht an den stillen Weiher des Waldes begibt. Am Ufer zeigt das Schilf seine grünen Spitzen, die Iris läßt ihre Schwerter erstehen, Rohrkolben und Kalmus, die durch die Fluten gelockert oder losgerissen waren, setzen sich wieder fest im feuchten Grunde. Die im Herbste hinabgesunkenen Keimknospen der Wasserlinsen (Lemna) erheben sich zur Oberfläche und bilden eine neue Generation.

Viel auffälliger noch sind die Veränderungen, die der März auf Feld und Flur hervorbringt. Kaum zeigte sich im Walde das erste Braun unter den Büschen und Bäumen, als auch schon die März- und Schneeglöckchen hervorsprossten, und bald standen sie da in ihrem prächtigen weißen Flor.

Sobald die Temperatur der Luft ungefähr 8 bis 10 Grad erreicht, oft schon Mitte März, erscheinen die Kinder des Frühlings in hellen Haufen. Ueberall trifft das Auge auf die lila und weißen Perigone der Buschwindröschen (Anemone). Dort hebt aus einem Rasen von Lungenkraut (Pulmonaria) der Lerchensporn (Corydalis) seine violetten Trauben über das gemeine Volk empor. Hier prangt der Schmarotzer Schuppenwurz (Lathraea) mit seinen bleichen Blüten, während am Bache das zierliche Milzkraut (Chrysosplenium) golden leuchtet, freilich übertroffen von den Goldröschen des Feigwarzenkrautes (Ficaria), das dort, wo der Bach den Wald verläßt, um sich zwischen dem ersten üppigen Grün der Wiese dahinzuschlängeln, erfolgreich mit der festen Sumpfdotterblume (Caltha) um den Vorrang streitet. Die vom vorigen Jahre her in der Erde liegenden Keimknöllchen der Ficaria brechen jetzt ebenfalls auf und bilden Blätter und Wurzeln, um es erst im nächsten Jahre der Mutterpflanze an Blütenpracht gleichzuthun.

Auf der Wiese hat sich eine recht wohlthuende Veränderung vollzogen. Wie ein grüner Hauch verdecken die neuen Sprossen das weite Gras und den kahlen Boden. Dazwischen erscheinen die blauen Blüten zeitiger Ehrenpreisarten (Veronica) und die holden Maßliebchen mit ihren weißen, rot angehauchten Strahlen. Am Bache erheben sich inmitten der großen Pflanzenkolonien die rosigen Pyramiden der Pestwurz (Petasites), und am Hange stehen auf kurzen, gedrungenen, schuppigen Stengeln die goldgelben, duftenden Blüten des Huflattichs (Tussilago).

Im Gras garten erblühten neben den Schneeglöckchen die grüne Nießwurz (Helleborus), der Frühlingssafran (Crocus) und die gelbe Narzisse. Auch in reizenden Formen bereits prangt der erste Frühling: am Wegrande bewundert der Kunstsinnige die zierlich zusammengesetzten Federn der Schafgarbe (Achillea) und am Waldsaume die regelmäßigen Blattquirle des Klebkrautes (Galium).

In der dichten Hecke, in der ein Schwarzdornstrauch sein Kleid aus Blütenschnee bald über die dunklen, dornigen Zweige werfen wird, blühen die blauen Leberblümchen (Hepatica), ja an sonnigen Stellen versucht schüchtern ein liebliches Veilchen, ob es sich in der neuen Welt wohl leben lasse, und verrät sich dem Suchenden durch seinen süßen, hoffnungerweckenden Duft. Das Himmelschlüsselchen (Primula) aber, der kleine Elf mit dem Schüsselbunde aus gelben Blüten, erschließt bei seinem Erscheinen vollends das Reich des Frühlings.

Auch die „Großen im Reiche der Natur“, die ernsten Bäume, bleiben nicht unberührt durch das Nahen des Frühlings. Wandeln wir gegen Ende März durch den Wald, so vermeint vielleicht der Unkundige, noch keine Spuren der Erneuerung zu finden. Und doch sind seit dem Sommer des vorigen Jahres die Geschenke bereitet, die uns jetzt dargeboten werden: die Knospen, die durch den jetzt eintretenden Saftstrom geschwellt werden, um die Blüten, die zwar bescheiden auftreten, aber dennoch durch die Mannigfaltigkeit der Formen Bewunderung erregen. Man untersuche nur die Kätzchen der Erle und Birke, der Esche und Hagebuche, die jetzt Blütenstaub verstreuen, während vom Haselstrauch nur noch einzelne leere Raupchen herabnicken, die ihren Lebenszweck bereits erfüllt haben. Auffälliger glänzen an Weiden und Pappeln die silbernen „Schäfchen“, die weiblichen Blütenkätzchen, die eben die braune Hülle durchbrochen haben. Ueber dem ganzen Gewirr von Aesten, Zweigen, Knospen und Kätzchen erscheint in den Strahlen der sinkenden Sonne ein wundersamer, grün-violetter Schimmer, die Morgendämmerung baldigen frohen Erwachens.

Beachtung verdient im März auch die niedere Pflanzenwelt. Die Flechten von Steinen und Bäumen erscheinen lebhafter gefärbt; sie haben sich satt getrunken an der frischen feuchten Frühlingsluft. Einzelne Moosarten aber (Polytrichum, Phascum und Hypnum) tragen schon Blüten — wenn man Antheridien und Archegonien so nennen darf — und sogar Früchte.

Den Vorboten der erwachenden Tierwelt, die der Februar wohl gnädig empfing und dann heimtückisch durch einen Nachtfrost oder ein gewaltiges Schneegestöber vertrieb oder gar töten ließ, folgen jetzt andere, kräftigere, zahlreichere.

Aus den warmen Bienenstöcken fliegen die fleißigen Immen zu den Frühlingshonigstauden; die Hummeln, Fliegen, Käfer, die in vollkommenem Zustande überwintert haben und teils durch die Sonnenwärme, teils auch durch die in die Erde eindringende Feuchtigkeit geweckt werden, feiern mit lustigem Gesumm und Gebrumm ihre Auferstehung und schauen nach einem ersten Imbiß aus, den ihnen heute Mutter Natur willig darbietet in Pflanzenröhren, Honig oder Kerbtieren, den sie aber morgen launisch unter Schnee versteckt.

Auch aus der Puppenhülle befreien sich jetzt im März viele Kerfe, die zu zart sind, um gleich den roten, schwarzpunktirten „Soldaten“ oder „Franzosen“ (Pyrrhocoris apterus) zwischen Baumrinde oder in Mauerritzen zu überwintern. Einige Frühlingsfliegen (Phryganea), Perlfliegen (Chrysopa), Mücken (Bibio marci) und andere erscheinen scharenweise, damit es den aus dem Süden zurückkommenden Zugvögeln, allen den Kiebitzen, Regenpfeifern, Brauneller, Bachstelzen und Rotschwänzchen nicht an passender Nahrung fehle.

Der Zaunkönig, der Wasserstar, der Eisvogel haben ihr Nest ihre junge Brut, welche mit Insekten gefüttert sein will. Die Mitglieder der schwarzen Sippe, die Raben und Krähen, brauchen ebenfalls Fleischnahrung für ihre Jungen und nehmen Würmer, Schnecken und Engerlinge, so viel sie immer auftreiben können.

Zahlreiche andere Vogelfamilien nisten jetzt: Hänflinge, Amseln, Drosseln, Ammern, Finken, Stare, ja selbst das zöbelhafte Geschlecht der Sperlinge wetteifert mit einander in der Sorge um die zukünftige Familie.

Dazu ertönt aus der niedrigen Hecke der liebliche Gesang der Grasmücke, des Zeisigs unter den Vögeln, aus dem Waldgrunde das Flöten der Amseln und Drosseln, und auf dem Felde vernimmt man den wunderbar belebenden Triller der Lerche, oft ohne des kleinen Sängers persönlich ansichtig zu werden.

Einen ganz eigenartigen Reiz aber gewährt es, im Vorfrühlinge das Liebesleben der Vögel zu beobachten. Das allerliebste Gebaren der kleinen Singvögel im Mai, das Schnäbeln der Tauben, das steife Scharren des Hahnes kennt wohl jeder aus eigener Anschauung. Im Walde und auf der Heide finden zu dieser Jahreszeit ganz andere, viel bedeutendere Liebeskämpfe und Liebestänze statt, durch welche sich die Männchen um die Gunst der Weibchen bewerben. Die Schnepfen lassen ihr unmelodisches „pfiep“ und „quap“ ertönen, während sie mit einander mit an die Brust gelegtem Schnabel in drolliger Weise umherhüpfen. Das Unglaublichste aber in dieser Beziehung leisten Auer- und Birkhahn, welche gegen Ende des März ihre Balze beginnen. Ersterer wählt eine stämmige Kiefer zum Balzorte. Meint er vor unliebsamen Ueberraschungen sicher zu sein, so beginnt ein Würgen, Grunzen, Wetzen, Schleifen, Rauschen, Schnalzen und Schnappen, daß der harmlose Wanderer, der etwa am frühesten Morgen durch den Wald gehen müßte, seinen Glauben an das wütende Heer bestätigt finden würde. Dazu ist der Vogel in formwährender Bewegung: er zittert, hüpft, tanzt, dreht Schwanz, Hals und Augen in einer Verzückung, die ihn alles um sich her vergessen läßt. Noch viel toller aber treibt es sein Vetter Spielhahn auf dem Erdboden im knospenden Birkenhaine.

Als Frühlingsherolde in doppeltem Sinne mögen noch die fremden Gäste erwähnt werden, die Seidenschwänze, Krammetsvögel, Enten und Wildgänse, die den Winter teilweise bei uns verbrachten und nun in ihre nordische Heimat zurückwandern. Sie finden bei uns alles, was ihnen die Heimat lieb und wert machen könnte, in größerer Fülle und suchen doch die unwirtlichen Gestade des Nordens wieder auf, gerade wie die Zugvögel Mitteleuropas, die die herrlichen Gegenden am Nil, Tiber, Ebro und Guadalquivir mit dem schlichten deutschen Walde vertauschen. Wer löst dies Rätsel der Natur?

Mit demselben Rechte, wie die zurückgekehrten Vögel, als Zeugen gelten die wieder erwachten Säugetiere des neuen Lebens, das der März hervorruft, um so mehr, als viele von ihnen jetzt Elternfreude genießen. Der Dachs verläßt seine Lagerstätte in dunkler Höhle; das flinke Eichhörnchen wird wieder die Beute des noch gewandteren Marders; der Igel erjagt das erste Mäuslein; der Hamster inspizirt „seine“ Saatfelder und verspricht sich bei angestrengter Arbeit eine reiche Ernte. Kehren wir von unserem Frühlingsausfluge abends heim, so umschwebt uns unhörbar ein unheimliches, geisterhaftes Wesen, das sich bei näherer Untersuchung als eine Fledermaus entpuppt, die ihr Jagdgebiet erweitern will.

Nicht entfernt mit derselben Berechtigung können als Frühlingsherolde die Sprößlinge der Haustiere, vierfüßiger sowohl als Vögel, betrachtet werden; denn ihnen bereitet die sorgsame Hand des Menschen ein schützendes, wärmendes Obdach und die tägliche Nahrung, so daß sie von den Unbilden der Witterung nichts zu leiden haben, wie die Tierwelt im Freien. Es vollzieht sich ja im März ganz bestimmt die entscheidende Wendung zum Bessern: doch „Frühlingsanfang“, der kultur- wie naturgeschichtlich wichtige Termin der Frühlings-Tagundnachtgleiche, steht oft nur im Kalender. Es fällt gar mancher Märzenschnee, den man in solcher Ausgiebigkeit lieber im Dezember und Januar gesehen hätte, und der die charakteristischen Formen der Landschaft, die der März wie kein Monat enthüllte, wieder verbirgt. Bedeckt

nach Märzennebel, dem hundert Tage später ein Gewitter folgen soll und in einem von tausend Fällen auch folgt, an manchen Morgen mit bleierner Schwere die Erde, so ist doch die Herrschaft des Frühlings gesichert; denn mildere Winde verjagen den grauen Gast und warmer Sonnenschein folgt auf das stürmische Toben. Und deshalb, weil der März die Zeit der Stürme, des wilden Kampfes ist, darf er nicht etwa weniger freudig begrüßt werden; er ist doch der eigentliche Lebenswecker, der rechte Frühlingsmonat, der die leise Frühlingssehnsucht, die bange Frühlingshoffnung zur beseligenden Wirklichkeit werden läßt.

Länger weilet die Sonne schon über den keimenden Bäumen,
Herbe verschließt die Natur noch dem Bewerber das Herz.

Hermann Lingg.

Die Einnahme von Dargo.

(Hiezu das Bild Seite 492 und 493.)

Der Haupterfolg in der russischen Eroberungs-, oder nennt man es lieber Kolonisierungspolitik, ist in der Geduld zu suchen, mit welcher man fast ausnahmslos zu Werke ging. Heute ist es Thatsache, daß der Kaukasus vollkommen russifiziert ist; man übersieht aber nur zu oft, mit welchen Opfern an Zeit, Geld und Menschenleben solche so einfach scheinende Thatsachen herbeigeführt wurden. 1783 schon stellte sich Herakleios von Georgien unter Rußlands Schutz und erklärte sich ausdrücklich zum Vasall Katharinas II. Sechzehn Jahre später unterwarf sich der Erbe des eben genannten Königs vollständig dem Kaiser Paul, und man sollte glauben, von da an wäre Georgien, also das Herz des Kaukasus, mit einem Schlage eine russische Provinz geworden, deren Einwohner nichts Besseres wünschten, als endlich die Segnungen des Friedens zu genießen, den sie seit Generationen infolge der ununterbrochenen Einfälle unruhiger, raublustiger Nachbarn entbehren mußten. Das war aber nicht der Fall; von da an entwickelte sich erst recht ein hartnäckiger Kampf, unter dem die Eingeborenen ebenso, vielleicht auch noch mehr, zu leiden hatten, als jene, die es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatten, „die schützende Hand" von diesen prächtigen Landstrichen nicht mehr abzuziehen.

Ursprünglich hatte das mohammedanische Element bei der Sache gar nichts zu thun; es war nicht der Haß des Moslim gegen den Christen, der dabei mitspielte; es waren vielmehr Hof- und Adelsintriguen persönlichster Art, die da gegen Rußland angezettelt wurden, und erst viel später, in den dreißiger Jahren, gesellte sich die Religionsfrage dazu. Da war schon der Antagonismus der Aristokratie gebrochen, da hatte bereits die diplomatische Kunst des Petersburger Kabinets das ihre gethan, um den gefallenen Größen um den Bart zu gehen, sie durch Orden, europäische Titel, Geldgeschenke, Errichtung von Majoraten und so weiter zu gewinnen. Und was die große Masse, die Kleinen, betraf, nun die wechselten, wie das allenthalben gang und gäbe ist, wenn ihre Herren und Gebieter pfiffen.

Da aber tauchte plötzlich die religiöse Frage auf, und da wendeten sich mit einem Schlage die Dinge zum Schlimmeren. Hie Mohammed, hie Christus ... Wie die Pilze wuchsen die Muriden (Wanderprediger) aus dem Boden und zogen durch die unwirtlichen Gebirgslandschaften, um dort zur Auflehnung gegen die christlichen Eroberer anzueifern. Die Hauptgefahr lag darin, daß diese Muriden bestrebt waren, die beiden Erbfeinde, die Schiiten und Sunniten, mit einander zu versöhnen und so alle Mohammedaner unter eine Fahne zu bringen. Bald warf sich einer dieser Muriden zum Führer und Propheten auf, und dieser kühne Mann war Schamyl, der von 1834 bis 1859, also durch ein volles Vierteljahrhundert den Russen im Kaukasus das Leben sauer machte. Erlitt er irgendwo eine Schlappe, so nahm er sich die Sache nicht weiter zu Herzen und auch seine Anhänger verloren nicht den Mut. Was lag ihnen daran, wenn die Gegner endlich das eine oder das andere Felsennest erstürmten und durch Feuer zerstörten. Solche natürliche Burgen und Festen gab es ja in den Daghestanschen Bergen nach Auswahl, und jede solche Einnahme kostete den Christenhunden eine kleine Armee. Aus diesem Grunde plante auch der Vizekönig Fürst Woronzow, wohl der bedeutendste Mann, der je die kaukasische Verwaltung leitete, eine andere Taktik. Ganz allmählich wollte er den eisernen Ring um jenes Gebiet legen, wo Schamyl und seine Genossen ein sicheres Asyl gefunden hatten. Was fruchtete es, einzelne kleine Expeditionscorps dorthin zu senden und dem Feinde preiszugeben, um diesen oder jenen Bergkegel als „erobert" melden zu können. Das war um so weniger ein bleibender Erfolg, da die genommenen Objekte nach und nach wieder in die Hände der Aufständischen fallen mußten, denn die topographischen Verhältnisse waren keineswegs darnach, um eine ständige Verbindung zwischen den einzelnen exponierten Posten und der Hauptbesatzung herzustellen. Er wollte somit langsam die gesamten Streitkräfte vorschieben und so den Kreis immer enger schließen, um zuletzt den Feind in der Rattenfalle zu haben. Dazu gehörte nun aber Zeit und Geduld; man mußte sogar trachten, die Urwälder, wo die Moslims treffliche Schlupfwinkel und Hinterhalte hatten, zu lichten, und das sollte teilweise durch Feuer bewerkstelligt werden; der Kommandierende ließ zu diesem Zwecke sogar Pech in großen Vorräten kommen, um die Füchse auszuräuchern und sie immer mehr und mehr auf die unwirtlichen, deckungslosen Felsgebirge zu treiben.

Da aber verlor man in Petersburg die Geduld. In den Kanzleien, auf den Karten führte sich so ein Feldzug im Handumdrehen durch und diese einfache Theorie sollte auch in die Praxis übertragen werden. Demzufolge kam der ausdrückliche Befehl des Kaisers, eine Expedition nach Dargo zu unternehmen; dort befand sich eine der festen Burgen Schamyls und man meinte, mit der Eroberung dieser werde auch der Widerstand des Guerillaführers gebrochen werden.

Strenge nach den Regeln der Disziplin wurde der Befehl ausgeführt: Dargo wurde unter kolossalen Mühseligkeiten und Gefahren erreicht und — genommen. Der Künstler hat den Augenblick verewigt, wie Fürst Woronzow an der Spitze seines Stabes gegen den eroberten, in hellen Flammen stehenden Aul zieht. Aus dem dichten Buchenurwald folgen die bewaffneten Scharen in hellen Haufen, ein Seufzer der Erleichterung entpreßt sich jeder Brust: Gott sei Dank, der Befehl ist vollzogen, die Beschwerlichkeiten sind überstanden. Aber jede Medaille hat ihre Kehrseite. Keine Spur von Schamyl und den Seinen; der Ort wie ausgestorben. Auf dem Rückmarsch jedoch wurde es plötzlich in den Wäldern lebendig; hinter den Baumstämmen, von den Baumwipfeln, von den Felshöhen blitzt und donnert es und die Kugeln regnen nur so in die Truppen hinein, die nirgends den Gegner aufjagen können und gegen dieses Massacre wehrlos, machtlos sind.

Wäre damals nicht durch einen Tschetschenzen, der den Russen treu geblieben, General Freitag von der verzweifelten Lage des Expeditionscorps eiligst benachrichtigt worden, weder Woronzow noch einer seiner Leute hätten Tiflis je wieder gesehen. General Freitag kam noch rechtzeitig zu Hilfe und brachte durch seinen in der Kriegsgeschichte berühmten Marsch den Argbedrängten Rettung und Befreiung.

A. Gundaccar von Suttner.

In der römischen Campagna.

(Hiezu das Bild Seite 496.)

Zu den beiden von uns kürzlich aus dem Cyklus historischer Landschaften von Kanoldt wiedergegebenen Bildern: „Odysseus auf der Ziegenjagd" und „Amor entflieht", fügen wir heute als drittes: „In der römischen Campagna" hinzu. Das Bild zeigt in hervorragender Weise die großartige Verlassenheit und Oede der Campagna, die einen so tiefen, zugleich bedrückenden und erhabenen Eindruck auf den Besucher macht.

Noch gemahnen die Ueberreste römischer Bauten an jene längst dahingeschwundenen Tage, da die jetzt so wüste, menschenleere und verpestete Gegend noch ein Paradies war und die römischen Kaiser, wie Domitian und Hadrian, prachtvolle Villen mitten in der üppigen Natur angelegt hatten. Melancholisch blicken noch die Trümmer jener glücklichen Zeit den Besucher an. Allerlei Verderben bringende Stürme, die im Laufe der Jahrhunderte über dieses Paradies dahinjagten, haben die Campagna zu dem gemacht, was sie jetzt ist. Aber selbst diese Verwilderung besitzt eine eigenartige Erhabenheit, die der geniale Pinsel Meister Kanoldts in so trefflicher Weise zum Ausdruck gebracht hat.

Die Explosion auf S. M. Schiff „Brandenburg".

(Hiezu die Bilder Seite 500 und 501.)

Am Freitag den 16. Februar begann während des Nachmittags ein Gerücht die Stadt Kiel zu durchlaufen, daß den Panzer Brandenburg, der vor der Föhrde Probefahrten abhielt, ein schweres Unglück betroffen habe, dem eine große Zahl von Menschen zum Opfer gefallen sei. Vier Werftdampfer hatten Befehl erhalten, sich sofort nach See zu begeben, um, wie es hieß, der Brandenburg Hilfe zu leisten. Die hierdurch hervorgerufene Beunruhigung sollte sich bald in großen Schrecken verwandeln, als einige der zurückkehrenden Dampfer an der Wasserallee anlegend, Leiche um Leiche, gegen vierzig an der Zahl, ausschifften, um sie nach dem Marinelazaret zu befördern, wo dieselben aufgebahrt wurden. Bald erfuhr man, daß die Verunglückten das Opfer einer Dampfexplosion geworden waren.

Die Brandenburg gehört zu den Panzern erster Klasse, welche nach ihr den Namen trägt und die stärksten Schiffe unserer Marine repräsentiert. Gleich ihre erste Ueberführung vom Vulkan in Stettin, wo sie erbaut war, gestaltete sich zu einer Probefahrt mit vorzüglichen Resultaten. Nicht nur das exakte Arbeiten der Maschinen, sondern vor allem auch die überraschende Manövrierfähigkeit des Panzers gaben die Gewißheit, daß unsere Marine mit diesem Schiffe einen vorzüglichen Zuwachs erhalten habe. Es folgten nun die üblichen Probefahrten und am Donnerstag den 15. ging die Brandenburg in See, um eine forcierte Probefahrt vorzunehmen, bei welcher an diesem Tage über zehntausend Pferdestärken erzielt wurden. Am folgenden, dem verhängnisvollen Freitag gegen Mittag, als beide Maschinen zur Leistung von etwa siebentausend Pferdestärken aufarbeiteten, hörte man plötzlich einen dumpfen Knall, und aus allen Oeffnungen des Schiffes stieg eine mächtige, weiße Dampfwolke gegen fünfzig Meter hoch in die Luft. Die Maschinen hatten sofort gestoppt. Es war klar, daß unten irgend eine Explosion, irgend ein Unglück stattgefunden habe. Was sich aber dem Auge darbot, als sich der heiße Dampf verzogen hatte und das Eindringen in den Maschinenraum gestattete, das übertraf an Schrecken und Grauen alles, was selbst die schlimmsten Befürchtungen erwarten ließen. Im ganzen Raum war das Leben erloschen, kein Atemzug, keine Bewegung mehr, ringsum am Boden verkrampfte Leichen, in der Stellung, wie jeder gerade vom Tode ereilt wurde, die Mehrzahl die Hände wie zum Schutze gegen das Gesicht erhoben, alle bis zur Unkenntlichkeit verbrannt, einzelne Glieder vom Fleische entblößt, die Kleider vom Leibe gerissen. Eines steht fest und das ist ein tröstlicher Gedanke, die Verunglückten haben keinen Todeskampf zu bestehen gehabt, sie sind sämtlich auf der Stelle durch den, mit fünfzehn Atmosphären Druck ausströmenden, heißen Dampf am Lungenschlag gestorben. Dasselbe Schicksal ereilte die Köche in der Kombüse. Sechs Mann gelang es, sich in einen an der Seite befindlichen und mit einer Platte verschließbaren Raum zu retten, in dem sie bis zu ihrer Rettung eine furchtbare Zeit verbrachten.

Die Brandenburg ist ein Schiff mit zwei Schrauben, deren jede durch eine selbständige Maschine getrieben wird, die ihrerseits wieder durch eine eiserne Scheidewand getrennt sind. An der Steuerbordseite nun explodierte das Absperrventil des Hauptdampfrohres, aus welchen Ursachen und unter welchen Umständen ist noch unbekannt und wird, wenn eine sichere Erklärung überhaupt möglich ist, erst durch eine genaue Untersuchung festgestellt werden. Diejenigen, welche etwa berichten könnten, sind tot, denn sowohl die Ingenieure der Marine, darunter auch der leitende Oberingenieur, sowie diejenigen des Vulkans sind als erste Opfer gefallen. Zwei Punkte stehen aber bereits jetzt schon fest: erstens, daß der Maschine keine übermäßigen Leistungen zugemutet worden sind, indem gerade an dem Tage, an welchem sich das Unglück ereignete, mit weit geringerem Atmosphärendruck gearbeitet wurde, als am Tage vorher, und zweitens, daß irgend eine dienstliche Nachlässigkeit nicht stattgefunden hat, wie das überhaupt bei unserem vorzüglich geschulten Maschinenpersonal gar nicht anders zu erwarten ist.

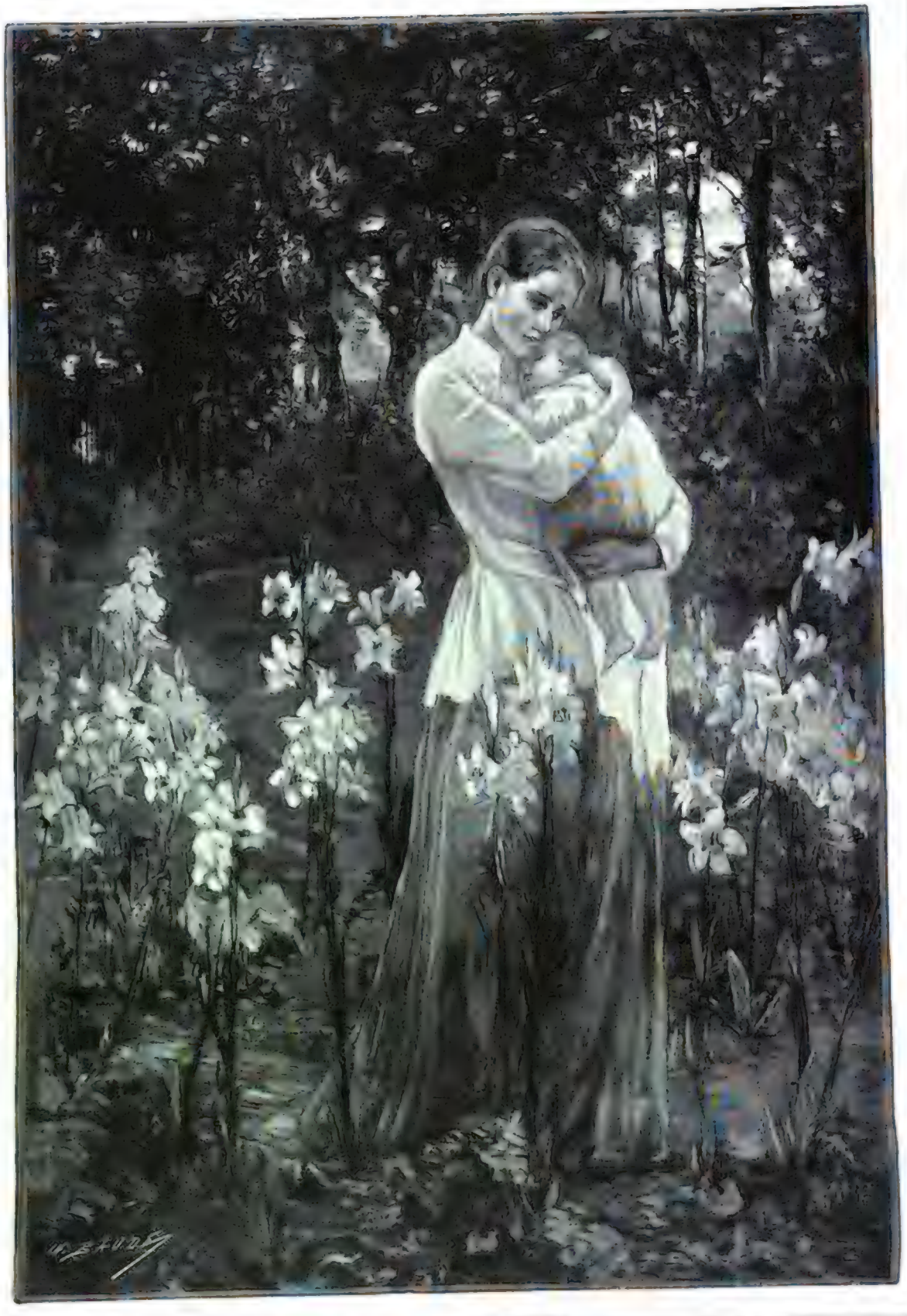
Die so jäh dem Tode Verfallenen sind wie vor dem Feinde gefallen und der Kaiser hat diesem Gedanken auch Ausdruck verliehen, indem er anordnete, daß sie mit allen Kriegsehren bestattet würden. Das Begräbnis fand am Dienstag den 20. Februar, nachmittags statt. Schon lange vorher umsäumte die Bevölkerung Kiels die Straßen, welche der Trauerzug passirte, da der Friedhof selbst durch doppelte Postenketten aufs strengste abgesperrt war.

Um 3 Uhr ordnete sich der Zug vor dem Marinelazaret. Wagen um Wagen, der Sarg mit Flaggen und reichem Blumenschmuck bedeckt rollte hervor, salutirt durch die Mannschaft der Trauerparade. Bei der großen Zahl der Särge waren auch Rollwagen benutzt, auf welchen je fünf derselben standen. Den Zug eröffnete die Kapelle der 1. Matrosendivision und die Leichenparade; zur Seite der Leichenwagen gingen rechts und links Mannschaften der Brandenburg, unmittelbar hinter dem letzten Sarg schritten die gesamte Geistlichkeit Kiels und die Familienangehörigen, ihnen folgte das fast endlose Trauergeleite; als Vertreter des Kaisers der Stationschef Admiral Knorr, als Vertreter des Prinzen Heinrich Hauptmann von Rutzleben, General Graf Waldersee, der Kommandant der Brandenburg Kapitän zur See Bendemann, der Geschwaderchef, Vertreter der kaiserlichen Werft und des Vulkans. Dann folgten die Stadtvertretung und das Offizierscorps; diesen schlossen sich an die Abordnungen der Marinetruppenteile, hundert Werftarbeiter und fünfundzwanzig Militärvereine mit ihren Fahnen.

Den Schluß des Zuges bildete die Gewehrsektion des ersten Seebataillons. Auf dem Garnisonkirchhof angelangt, wurden einundzwanzig Särge in das Massengrab getragen, in das ein für diesen Zweck angelegter Weg hinabführte. Das Grab liegt unmittelbar neben demjenigen der im vorigen Sommer auf S. M. Schiff Baden Verunglückten, dessen Denkstein man auf unserem Bilde die Leidtragenden überragen sieht. Außerdem waren noch an zwei anderen Stellen Gräber für die übrigen Verunglückten gegraben. Der gewaltige, zum Teil aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands gesandte Blumenschmuck, in erster Linie der in Blau und Weiß gehaltene Kranz des Kaisers, bedeckten die Seiten des Grabes. Auf der einen Seite nahm die Geistlichkeit, an der Spitze der Marineoberpfarrer Stellung, auf der andern das Offizierscorps, an ihrer Spitze der Admiral Knorr und die obengenannten Vertreter; auf der dritten Seite hatten sich die Vereine mit ihren Fahnen aufgestellt. Nachdem erst der protestantische und dann der katholische Marinepfarrer ergreifende Reden gehalten hatten, sprach der erstere den Segen über die, den mächtigen Raum des Grabes füllenden Särge — ein Augenblick von tiefgehender Wirkung.

Nach der Einsegnung der übrigen zwei Gräber folgte die dreifache Salve durch die Mannschaften der Brandenburg und damit schloß eine Totenfeier, wie sie Deutschland in Friedenszeiten wohl noch nie gesehen hat.

Edmund Kanoldt: In der römischen Campagna.



Dora Hitz: Abend.

Des Teufels Anteil.

Novelle

von

Nataly von Eschstruth.

I.

Auf dem wildesten, zerklüftetsten und unwirtlichsten Felsen Schottlands thronte Schloß Lilau-Rook.

Düster und schwerfällig, wie die ganze Natur ringsum, lag der mächtige Turmbau hoch droben in den Steinmassen eingekeilt, wie ein vorzeitliches Riesennest, von welchem wilde Unholde herab stiegen, die Thalgründe auszurauben und mit Feuer und Schwert heim zu suchen.

Und ein wildes, wüstes Geschlecht hauste auch heutigen Tages noch auf dem Lilau-Rook. Der Burgherr, welcher mit trotzig finsterer Stirne an dem hohen Bogenfenster lehnte, um hinab auf das brausende Nordlandsmeer zu starren, welches eben so ungefüg und gewaltthätig war, wie er, hatte nichts gemein mit den modernen Edelleuten des neunzehnten Jahrhunderts.

Sir Edward war von Jugend auf ein absonderlicher Gesell gewesen, welchem nichts so verhaßt war, wie der Zwang von Kultur und Etikette, welche in den großen Städten ihre Polypenarme nach ihm ausstreckten. Die Einsamkeit seiner Herrschaft Lilau-Rook, in welcher er allen Leidenschaften ungenirt die Zügel schießen lassen konnte, wo er wüsten und hausen konnte, wie es ihm just in den rohen Sinn kam, die sagte ihm einzig zu, dauernden Aufenthalt daselbst zu nehmen.

Die unermeßlichen Wälder und Felsenschlüfte bargen noch genugsam Wild, seiner nimmer ruhenden Büchse ein Ziel zu sein, die Rosse konnte er bei rasenden Ritten auf seinem Grund und Boden zu Tode hetzen, ohne daß die sentimentale Welt ein groß Geschrei darüber erhob, und in der Umgegend hausten noch etliche gleichgesinnte Genossen, mit welchen er seine unmäßigen Zechgelage feiern konnte, ohne von lästigen Mitmenschen darüber kritisirt zu werden.

Sir Edward hatte sich vermählt, nicht aus Liebe oder dem Bedürfnis, sich einen glücklichen Hausstand zu gründen, sondern lediglich, um seiner Herrschaft den notwendigen Erben zu geben.

Seine Wahl war auf die stille, holdselige Lady Mary gefallen, welche ihm schüchtern und unbedeutend genug erschien, als wesenloser Schatten neben seiner Herrlichkeit zu existiren. Und Lady Mary war thatsächlich nie mehr gewesen, als ein angstvoll fliehender Schatten, welcher nie ungerufen die Wege des Eheherrn kreuzte und nur im geheimen wie ein guter Engel wirkte, die Wunden, welche die rauhe Hand Sir Edwards schlug, nach Kräften zu heilen.

Schneemassen wuchteten auf den Hochgebirgen Schottlands. Eisige Stürme tobten um die Mauern von Lilau-Rook, und das Meer warf seine Wogen so ungestüm gegen die Klippen, als wolle es seine trotzige Stirn daran zerschellen.

Wüst war das Wetter, so wüst wie das Trinkgelage Sir Edwards, welcher heute ein Doppelfest feiern wollte, die Sylvesternacht und die Geburt seines Stammhalters. Drüben, in dem dämmerigen, Schneegetrieb umbrausten Gemach, lag Lady Mary in dem mächtig seidenen Himmelbett, unter Thränen zitternder Angst die Geburt ihres Kindes zu erwarten. Und dieweil sie in verzweifeltem Gebet die Hände rang, schlug ihr Gatte unter zornigem Gelächter den Becher auf den Tisch und schrie: „Wagt's, daran zu zweifeln, daß es ein Sohn sein wird! Ich will und verlange einen Sohn; ich habe keinen Platz in meinem Haus für solches Gewürm, welches sie Mädchen nennen! Einen Sohn, einen Sohn will ich, oder ich will verflucht sein, hört ihr, ihr Laffen? Was gilt die Wette, daß es ein Sohn ist!"

Lärmendes, johlendes Durcheinander. Die weinerhitzten Köpfe glühen, die Augen rollen wie im Fieber.

Da öffnet sich die Thüre, Lady Eveline, die Schwester der Hausfrau, steht hoch und bleich wie ein steinernes Bild auf der Schwelle. Wie mit Zauberschlag verstummt der Lärm, aller Augen starren auf die Botin aus der Wochenstube.

Sir Edward erhebt sich schwankend, seine Stirn brennt, die Adern sind hoch aufgeschwollen.

„Was ist's?" lallt er mit schwerer Stimme.

Eveline hebt furchtlos das Haupt:

„Gottes Gnade hat Dir soeben eine gesunde Tochter geschenkt," sagt sie feierlich.

Totenstille, selbst das Unwetter hält für einen Augenblick den Atem an. Dann gellt ein Hohngelächter durch den Saal; Sir Edward faßt den Humpen und schleudert ihn in wilder Wut gegen die Sprecherin, daß er an dem Steinpfeiler splittert und der rote Wein wie ein breiter Blutstrom die Dielen färbt: „Hol es der Teufel!" schreit er auf, und gleichzeitig donnert und kracht es in den Lüften, als wolle Lilau-Rook schmetternd in die Tiefe sinken. Wie ein grauenvolles Hohngelächter gellt es durch den Sturm, ein Pfeifen, Zischen und Brausen, als sei die ganze Hölle entfesselt, und als das hohe Bogenfenster klirrend auffliegt und ein Windstoß die Lichter auf der Tafel löscht, da schlottern Sir Edward die Kniee, leichenblaß, noch den Fluch gegen sein Kind auf den Lippen, sinkt er vornüber und bricht in schwerem Fall auf die Dielen nieder — der Schlag hat ihn gerührt.

Einsam, todesstill liegt Schloß Lilau-Rook; dumpf und schwer, wie die Schatten eines grausigen Schicksals ziehen die Wolken über die Türme, sich in der schwermütigen Unendlichkeit des Meeres zu verlieren.

Lady Mary lebt still und segensreich auf dem Erbe ihres Kindes, welches in engelhafter Schöne zart und blondlockig wie die Mutter, an ihrer Seite erblüht.

In jener Nacht, als das Furchtbare geschah, als Lady Eveline voll Entsetzen die Hände rang: „Der Unmensch hat das Kind dem Teufel verschworen," ließ die junge Mutter, bebend vor Grauen, einen Priester rufen, auf daß er des Säuglings Stirn mit heiligem Wasser wasche und den Fluch von seinem Haupte nehme!"

Der würdige alte Herr that es, flehte voll Inbrunst an der Wiege des Kindes und sprach: „Lasset es uns dem lieben Herrgott weihen; damit der Böse keine Macht über die Seele gewinne, nennt das Kind ‚Engelina', auf daß dem Teufel sein Anteil streitig gemacht werde!"

Und so geschah es. Mit angstvoll sorgenden Augen beobachtete Lady Mary das Heranwachsen ihres Töchterleins, zitternd in dem Gedanken, dasselbe könne des Vaters Wesen geerbt haben und in Wahrheit eine kleine Teufelin werden.

Aber nein. Nie hatte wohl ein Kinderantlitz so holdselig und fromm in die Welt gelächelt, wie das der kleinen Engelina. Gleichsam als ob Seraphschwingen das junge Leben beschirmten, wuchs sie heran, goldlockig und lilienhaft zart, die verklärte Herzensgüte, Milde und Barmherzigkeit.

Welchen Anteil hatte der Böse an ihr? Nichts deutete darauf hin, und dennoch blickten die Bewohner von Lilau-Rook sorgenvoll und geängstigt auf das liebliche Kind, dessen große Blauaugen, trotz aller Jugend so ernst, beinah schwermütig in die Welt blickten, als ahnte sie es, daß ein unheilvoller, nie zurückgenommener Fluch auf ihrem Köpfchen laste, welcher sie dem Teufel selber verschrieben.

Auf strengen Befehl der Lady Mary durfte vor dem heranwachsenden Kind nie ein Wort von jener grauenvollen Sylvesternacht, da sie geboren, verlauten, und da man die gütige Herrin ebenso liebte und verehrte, wie man einst Sir Edward gehaßt und gefürchtet hatte, befolgte man treulich den Befehl.

So blühte Engelina zu einer wunderholden, aber äußerst zarten Menschenblume empor, und der Wintersturm blies abermals über Schottlands Hochgebirge und wirbelte die Schneeflocken um die Bogenfenster von Lilau-Rook.

Lady Mary war an einem heftigen Fieber, welches sie sich bei einer nächtlichen Schlittenfahrt zu schwer heimgesuchten Dorfbewohnern geholt, erkrankt. Sie lag wieder in den seidenen Kissen ihres Himmelbettes, wie vor siebenzehn Jahren, da sie ihrer Tochter das Leben geschenkt, und starrte mit flammenden Wangen empor in den Baldachin, an welchem die vergoldeten Engelchen mit Blütengewinden spielten. Da man sie schlafend glaubte, hatte sich die Wärterin zurückgezogen, Engelina allein den Platz am Krankenbett überlassend.

Still und öd war es ringsum, ein trauriger Geburtstag, eine kalte, einsame Sylvesternacht. Nur der Sturm sauste um den Felsen und die Wetterfahnen auf dem Schloßdach kreischten wie geängstigte Kinder.

Die Hände im Schoß, hatte Engelina eine Zeit lang regungslos gesessen, ihr Blick schweifte durch das hohe Gemach, über die uralten Möbel, welche wohl schon seit hundert Jahren hier standen, über den mächtigen Schrank mit den buntgemalten Scheiben, hinter welchen heute der Vorhang halb zurückgeschlagen war. Was barg eigentlich der mächtige, geschnitzte Holzkoloß?

Neugierig erhob sich das junge Mädchen, trat lautlos an die Scheiben und blickte hinein. Bücher! große, mächtige, ledergebundene Bände, welche sicher die schönsten Bilder enthalten. Ist es ein Unrecht, dieselben anzusehen? Man hat es ihr nie verboten.

Leise dreht die weiße Mädchenhand den Schlüssel und öffnet die Schrankthür. Es ist, als würde sie magnetisch angezogen, just den einen, feuerroten Band zu fassen und aufzuschlagen. „Die Memoiren des Teufels!" Wunderlich geschnörkelt, wie Feuerflammen anzusehen, stehen diese Worte auf dem Titelblatt, auf einem großen, gemalten Buch, über dessen Rand sich eine ganz außergewöhnliche Männergestalt lehnt.

Starr, wie gebannt, ruht das Auge Engelinas darauf. Der Teufel, ja, das muß er sein. Aber er sieht nicht aus, wie man ihn sonst abgebildet erblickt, sonst hat er doch Hörner auf dem Kopf und einen Pferdefuß, trägt einen feuerfarbenen Mantel oder gleicht in der Gestalt einem Ziegenbock, aber dieser hier, nein, der ist gekleidet wie ein feiner, eleganter Herr, nur die Haare, die sind so sonderbar über der Stirn gelockt, wie zwei Hörnchen und hier, der elegante Stiefel, welcher hinter dem Buch sichtbar wird, trägt zwar keinen Pferdehuf, aber er ist verkrüppelt zu einem Klumpfuß, welcher den Träger sicherlich zwingt, etwas zu hinken. Und nun das seltsame, seltsame Gesicht!

Atemlos schaut Engelina in die faszinirenden Mephistoaugen, welche just auf sie gerichtet sind. Ein schönes, anziehendes Gesicht, aber es liegt etwas unerklärlich Unheimliches darin. Der schwarze Schnurrbart ist spitz aufgedreht, die Augenbogen tief dunkel und etwas schräg gestellt, aber das Lächeln der Lippen, das ist schier unwiderstehlich, wenngleich dem jungen Mädchen vor Grauen dabei das Blut in den Adern erstarrt.

Was liegt nur in diesem Lächeln, in dem flimmernden, zwingenden Blick der schwarzen Augen? Es ist Engelina unerklärlich, das Gesicht ist entschieden schön und fesselnd, aber sie fürchtet sich vor ihm, daß sie zittert. Und je mehr sie ihn ansieht, desto lebendiger, desto unheimlicher wird das Teufelsgesicht vor ihr auf dem Papier. Lacht es nicht wirklich? Nickt es ihr nicht leise zu? Neigt es sich nicht näher und immer näher zu ihr? Entsetzt schritt das junge Mädchen zurück, angstvoll blickt sie sich um, als stehe der Mann mit den schwarzen Augen bereits hinter ihr. Und sie sieht ihn; wo sie hinblickt, begegnet sie seinem lächelnden, nickenden Angesicht. Ist es Spuk?

Horch, wie wunderlich heult und tobt plötzlich der Sturm, so hörte sie ihn noch niemals klingen und schrillen! Wie Lachen klingt's, wie wilde, leidenschaftstolle Musikklänge, die prickeln ihr durch Mark und Bein und benehmen ihr schier den Atem. Und wieder muß sie auf das Bild starren, unsichtbare Gewalten zwingen sie, und die Teufelsgestalt wächst aus dem Buch heraus, lächelt ihr zu und breitet die Arme nach ihr aus. Mit zitterndem Aufschrei taumelt Engelina zurück und flüchtet an das Bett der Mutter, das glühende Antlitz in den Kissen zu bergen. Aufschreckend zuckt die Kranke empor. Die Fieberträume halten sie im Bann, sie schlingt angstvoll die Arme um ihr Kind.

„Sylvesternacht! Sylvesternacht! Heut hat der Teufel Gewalt über Dich! Engelina, wo bist Du? Legt mir meinen Liebling in den Arm, damit ich den gräßlichen Fluch von ihrer Stirn küsse. Hört ihr das Gläserklingen und Lachen? Dort drüben zecht Sir Edward und weiht sein Kind dem Böse-

Digitized by Google

Nun hat der Teufel Anteil an ihr, nun ist sie seiner Gewalt verfallen. Engelina! Engelina! Bete zu Gott, daß er Dich errette! Herr des Himmels, lösche den Höllenfluch von meines Kindes Stirn!"

Aechzend sinkt die Kranke zurück, das junge Mädchen aber starrt sie mit weit offenen Augen des Entsetzens an. Leichenblaß krampft sie die Hände um die Sessellehne. Spricht die Mutter nur im Fieberwahn oder sind ihre rätselhaften Worte Wahrheit, grauenvolle, entsetzliche Wahrheit? Welch ein Fluch lastet auf ihr? Welchen Anteil haben Hölle und Teufel an ihrem jungen Leben?

Von Grauen geschüttelt wankt Engelina in das Zimmer zurück. Sie weiß nicht mehr, was sie thut, sie weiß nur, daß sie Klarheit erlangen will über die Worte der Mutter. Weiß Dally, ihre alte Amme, nicht jedes Geheimnis dieses Schlosses? Ist sie nicht Lady Marys Vertraute, welche jede Regung ihres Herzens kennt?

Dort im Turmzimmer sitzen die Frauen am Kamin und spinnen — Dally soll ihr Antwort geben auf die furchtbarste Frage, welche sie je an einen Menschen gerichtet.

Wie eine Nachtwandlerin wankt das junge Mädchen durch das Schlafgemach nach der Nebenthüre, schlägt den Thürvorhang zurück und bleibt in seinem Schatten stehen, um tief Atem zu schöpfen.

Vor ihr, den Rücken gegen sie gekehrt, sitzen drei alte Frauen vor dem offenen Kaminfeuer, die Hände lässig an das Spinnrad gelegt, weit vorgebeugt, mit angstvollen Augen auf Dally starrend, welche die Hände vor das Antlitz gelegt hat.

Der Sturm tobt im Schornstein, es klirrt und rasselt an den altersschwachen Fenstern.

„Dieselbe entsetzliche Sylvesternacht wie vor siebenzehn Jahren," stöhnt Dally schaudernd; „der Fluch Sir Edwards hat die Hölle entfesselt und mir deucht, der Böse fliegt heute nacht um das Schloß, seinen Anteil an unserm Liebling zu holen!"

„Dally, wie kannst Du so sprechen," bekreuzt sich ihre Nachbarin zitternd; „was könnte der Teufel einem solch reinen, unschuldigen Wesen wie der Engelina anhaben?"

„Weißt Du, was ich weiß, Anny?" murmelt die Alte dumpf. „Hast Du jene Sylvesternacht erlebt, in welcher Engelina dem Teufel verschworen ward? Gott im Himmel mag wissen, wie sich des Vaters Fluch erfüllt, denn erfüllen muß und wird er sich, er ist mit in das Grab genommen."

„Aber ihre Seele ist fromm und heilig, nie wird die Hölle über sie Macht gewinnen. Beten wir nicht jeden Sonntag in der Kirche für das Heil einer bedrohten Seele? Das gilt der Engelina?"

„Gewiß gilt es ihr. Glaube auch, daß der Satan niemals ihre Seele zwingen wird, aber was, was soll sein Anteil sein?"

„Ihr Herz!"

„Ihr Herz? Wie möchte ein Teufel ihr Herz stehlen?"

„Hör an, Dally, mir fällt eine alte Geschichte ein, die man sich in meiner Heimat als Wahrheit erzählt. Zwischen den Jahren — also in der Sylvesternacht — wird alle hundert Jahre ein Engel zur Erde geschickt, eine verlorene Seele zu retten. Der Engel nimmt Menschengestalt an und wird als Mägdlein geboren. Alle hundert Jahre steigt auch der Teufel in Menschengestalt zur Welt und er sucht die Wege jenes Engels zu kreuzen, um ihn für die Hölle zu gewinnen. Nun kämpfen beide um den Sieg. Vermag es der Teufel, das liebe Englein zu verlocken, daß es geheim und in Sünden mit ihm entflieht, so ist es der Hölle verfallen, widersteht es aber seinen Lockungen und führt ihn auf den Weg der Tugend zurück, so ist er dem Himmelreich gerettet. In dem Augenblick, wo der Engel segnend die Lippen des Teufels küßt, ist die Macht des Bösen gebrochen, und seine erlöste Seele fliegt empor zum Himmelreich!"

„Wohl, Anny, sehr wohl! Deine Legende wird heilige Wahrheit sein, und darum gebet acht, unsere Engelina ist von Gott gesandt, und der Teufel wird ihr auf ihrem Lebenswege begegnen, daß sie mit ihm kämpfe um das höchste Ziel. Lasset uns beten, ihr Frauen, daß der Böse nun und nimmermehr seinen Anteil an ihr gewinne."

Die Hände falteten sich, die Häupter neigten sich in inbrünstigem Flehen — draußen um die Schloßmauern aber schrillte der Höllengraus.

„Was schlug eben so schwer in jenem Zimmer herab?"

Dally sprang angstvoll empor.

„An jener Thüre — Herrgott des Himmels!"

Die Portière war herabgerissen, und unter ihren grellroten Falten begraben lag Engelina, bleich und leblos, als habe die Hölle schon jetzt siegreich ihren Purpurmantel um sie hergeschlagen.

*

Lady Mary war gestorben, und ihrem letzten Wunsche gemäß nicht in der Schloßgruft, an Sir Edwards Seite, sondern auf den kleinen, friedlichen Dorfkirchhof gebettet, wo der blaue Himmel ihr zu Häupten lächelt und der Epheu seine Ranken um die Hügel schlingt, wie liebevoll zärtliche Arme einen müden Schläfer halten.

Lady Eveline, auch seit Jahren verwitwet, traf in Lilau-Rook ein, der verwaisten jungen Erbin eine treue Pflegemutter zu sein.

Und der sorgendsten Pflege bedurfte niemand so dringend, wie Engelina, welche schon seit der Krankheit der Mutter eine solch erschreckende Schwermut gezeigt, daß auch der Arzt ihr sein Interesse zuwenden mußte. Ein sich schnell entwickelndes Herzleiden, an welchem auch Sir Edward in letzter Zeit gekrankt, schien ihm Anlaß zu ernster Sorge zu geben.

Die Zeit zog bleiern und öde dahin und es waren schon zwei Jahre nach dem Tode der Lady verstrichen, als der Arzt in langer Unterredung mit Frau Eveline seine Ansicht aussprach, daß eine schleunige Luft- und Lebensänderung zwingende Notwendigkeit für Engelina sei. Ihre Jugend verlange gebieterisch nach ihrem Recht, die Einsamkeit von Lilau-Rook ertöte die Lebensfrische und -lust in ihr; sie müsse Welt und Menschen sehen, sich amüsiren, anregen und sich selbst vergessen. Eine Reise nach Deutschland oder Italien sei das ratsamste; die junge Lady möge selber über das Ziel der Fahrt entscheiden.

Die alte Dame war durchaus einverstanden mit dieser Anordnung. Ihre Nichte befand sich in einem Alter, welches es notwendig machte, daß sie der Welt zugeführt wurde.

Dennoch stieg Lady Eveline etwas sorgenvoll in das Turmgemach empor, der Erbin von Lilau-Rook die große Neuigkeit mitzuteilen. Sie fürchtete ein entsetztes Weigern, Thränen und Widerstand — mit energischem Druck auf die Klinke trat sie ein.

Engelina schrak jählings empor. Sie saß tief über ein großes, rotes Buch geneigt, welches sie erschrocken beim Eintritt der Pflegemutter zuschlug. Heiße Blutwellen stiegen in ihr bleiches, süßes Angesicht.

Wunderbar — Frau Eveline hatte sich völlig getäuscht. Weder ein Erschrecken noch Widerwillen spiegelte sich in den Zügen des jungen Mädchens, im Gegenteil, fast schien es ihr, als leuchte es ganz seltsam erfreut und lebhaft in den blauen Augen auf. „Wenn es sein muß, so laß uns nach Deutschland reisen, Tante! Dort haben die Menschen blondes Haar und helle Augen, in Italien sind sie schwarz wie, wie —"

„Wie die Teufel," lachte die Lady unbefangen. „Gewiß, mein Herzchen, ich bin völlig einverstanden mit Dir. Aber wo möchtest Du wohl zuerst Aufenthalt nehmen? In einer großen Residenzstadt, in Berlin, Wien oder —"

Engelina schüttelte hastig das Köpfchen. „Nein; dort würde mich die Menschenmasse und das Labyrinth der Straßen ängstigen. Mütterchen war auch einmal in Deutschland und zwar in einem Badeort, der hieß Wiesbaden. Dort soll es sehr, sehr schön sein; sie hat mir soviel davon erzählt, daß ich all ihre Lieblingsplätzchen wiedererkennen werde. Dorthin laß uns reisen, wenn ich herzlich bitten darf, und wenn es Dir genehm ist, liebste Tante!"

Die alte Dame küßte freudig erregt die Stirn ihres Lieblings, plauderte heiter und lebhaft noch über die einzelnen Vorbereitungen, und eilte strahlend vor Freude zurück, dem Arzt das unerwartet günstige Resultat ihrer Unterredung zu berichten.

Engelina blieb allein. Sie faltete die Hände um das Knie und blickte nachdenklich hinaus über die dunkelwaldigen Häupter des Gebirges, über die seitwärts blaurollende Flut des ewigen Meeres. Weißschäumend jagten die Wogen dahin, vom Wind gepeitscht, daß es aussah, als seien ihre Schneekämme die flatternden Mähnen von Neptuns wilden Rossen. Wie oft hatte sie ihnen schon sehnsüchtig nachgeblickt, den heißen, brennenden und dennoch nie ausgesprochenen Wunsch auf den Lippen, ihnen folgen zu können in die blaue, grenzenlose Ferne, weit hin, so weit, daß die Türme von Lilau-Rook hinter ihr versinken auf immerdar.

Seit jener unheilvollen Sturmnacht, welche ihr das schrecklichste Geheimnis ihres Lebens offenbart, empfand sie ein unbezwingliches Grauen vor dem alten Schloß, in welchem sie allein, so wähnte sie, der Macht finsterer und unsichtbarer Mächte verfallen war. Die wundersichsten Gefühle stritten in ihrem jungen Herzen.

Abscheu und Widerwillen gegen alles, was der Sünde und ihrem Meister zugehörte, und dennoch eine unerklärliche Vorliebe für das Bild des Mephisto auf dem Titelblatt der Teufelsmemoiren.

Wie mit Zaubergewalt zog es sie an, so mächtig und unwiderstehlich, wie der Magnet das Eisen zwingt. Sie begriff es nicht, und konnte es nicht fassen, daß dieses Angesicht einem Teufel angehören solle, es war so schön, so unsagbar schön. Freilich, in den Augen, da blitzte und glimmerte es, und in dem cynischen Lächeln, da drohte etwas, daß ihr Herz in unerklärlichem Schauder davor zurückschreckte. Etwas Böses, Grausames, Sündhaftes. Und dennoch machte es einen tiefen, dämonischen Eindruck auf sie. Ein schönes Angesicht! Die bestechende Maske für eine verlorene Seele.

Sie ist eine Närrin, daß sie sich durch ein paar gemalte Augen in wüste Fieberträume ängstigen ließ.

Hinaus in die weite, bunte, heitere Gotteswelt! Dort ist der Bann gebrochen, welcher sie hier gefangen hält. Wenn sie den düstern Mauern von Lilau-Rook entflohen, können auch die schwarzen Fittiche nicht mehr über ihr rauschen, welche hier, Verderben drohend, die Türme umkreisten. Entschlossen sprang Engelina empor, atmete tief auf und faßte mit beinah zornigem Griff das rote Buch.

„Fort von Dir! Ich will Dir entfliehen, Du unheimliches Bild, und Dich vergessen, wenn ich Dich nicht mehr sehe. Hier sollst Du bleiben, hier in dem Grabe meines Friedens, welches ich, so Gott will, nie wieder mit Augen schauen werde! Das Weltmeer lege ich zwischen Dich und mich, und alle Engel Gottes werden mich begleiten, mich vor Deiner Macht zu schützen, daß Du niemals einen Anteil an mir habest!"

Sie riß das Bild, gewaltsam den Blick wendend, aus dem Buch und schleuderte es hinaus durch das offene Fenster, dann entfloh sie wie ein gehetztes Reh aus dem Zimmer, ahnungslos, daß der Wind das Bild faßte, es in eines der tiefer gelegenen Fenster hinein zu wirbeln.

Dort kniete bereits die Kammerfrau neben dem offenen Koffer der jungen Herrin, in fliegender Eile zu packen, wie es Lady Eveline befohlen.

Anny hatte just ein Fläschchen Lavendelwasser von dem Toilettentisch genommen und blickte suchend umher, es in ein Papier zu schlagen. Rascheln fiel ein weißes Blatt durch das offene Fenster nieder und Anny griff hastig darnach und lachte: „Du kommst mir just gelegen!"

Gar ein Bild? Ein schöner, junger Herr? Sein Namen scheint darunter zu stehen, aber leider kann die Hochlandsmaid nicht lesen. Es wäre schade, das hübsche Gesicht mit dem flotten Schnurrbärtchen zu zerknittern. Haha, wäre es nicht ein Scherz, das Bild hier oben auf den Koffer zu legen, und es so einrichten, daß es Engelina drüben im fernen Deutschland finden muß? Dann kann man sich wohl eine heitere, kleine Neckerei erlauben und sagen, dies Bild des künftigen Herrn Bräutigams habe eine gute Fee zum günstigen Anzeigen ans Lilau-Rook mitgeschickt.

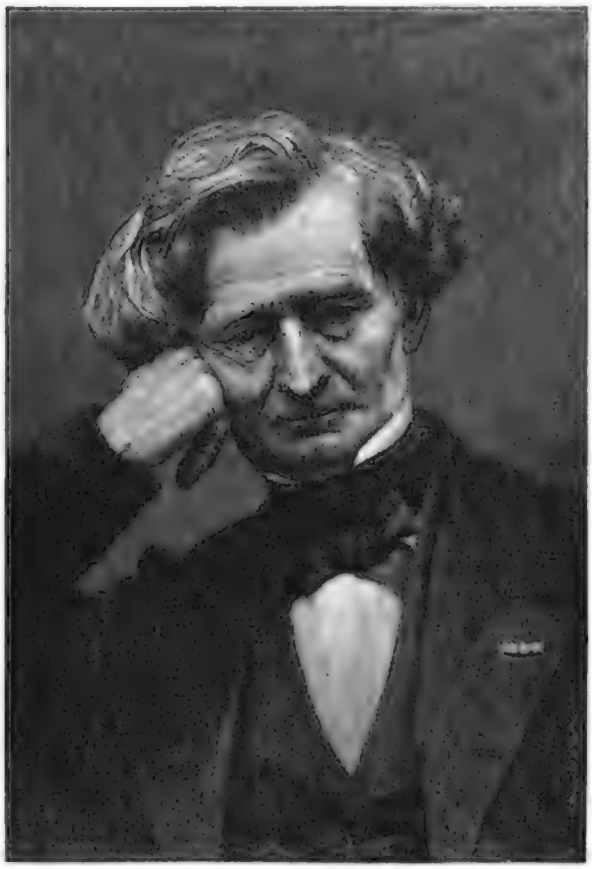
Sie sollen ja alle möglichst lustig und guter Dinge sein, der lieben, jungen Herrin die finstern Gedanken von Hölle und Teufel zu verscheuchen.

Mit verschmitztem Lächeln legte Anny das Bild oben auf in den Koffer und verschloß denselben. Nun sollte sich Engelina 'mal das Köpfchen zerbrechen, wie es dahin gekommen sei; ihre Kammerfrau verriet ihr kein Sterbenswörtchen. (Forts. folgt.)

Hektor Berlioz.

Zu seinem fünfundzwanzigjährigen Todestage, 8. März 1894.

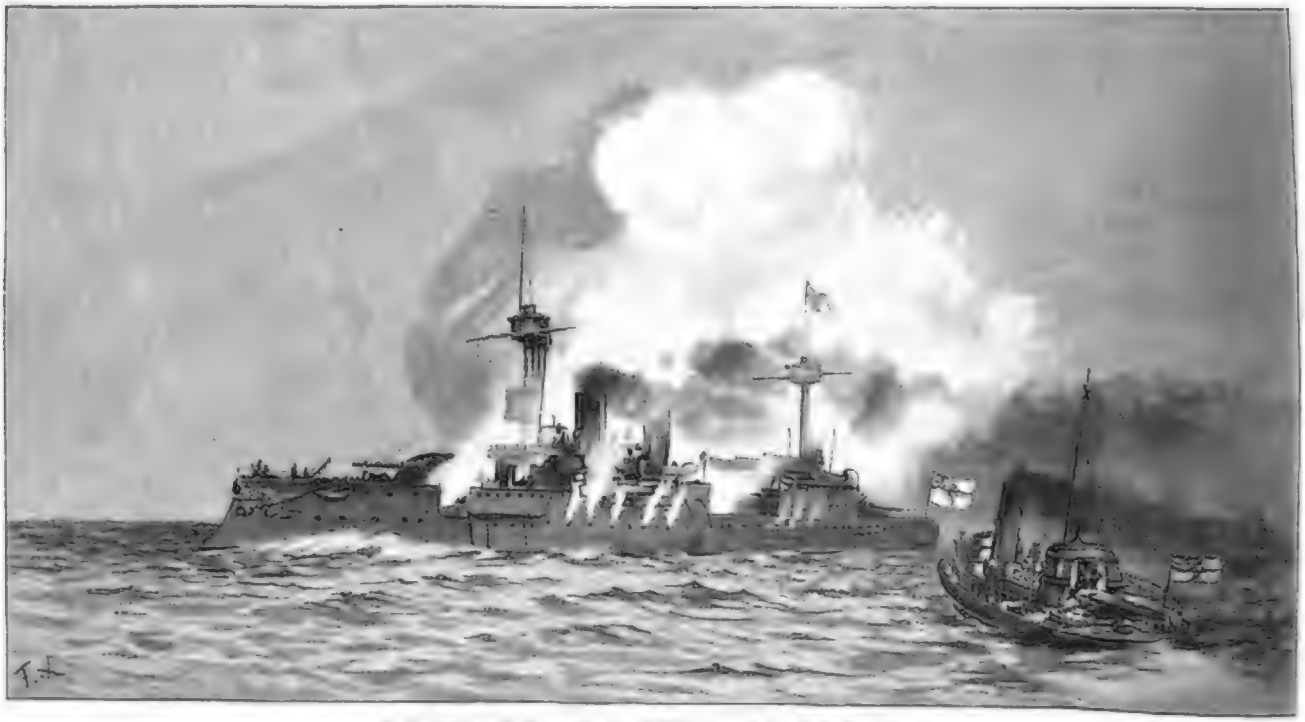
Ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit Hektor Berlioz, einer der gewaltigsten Tonmeister, welche die neuere Zeit hervorgebracht, zur ewigen Ruhe eingegangen. Zur Ruhe! Während seines Lebens war sie ihm nicht beschieden; der große Mann fand eine kleine Zeit, zumal in seinem engern, während des größern Teiles seiner Wirksamkeit von dem spießbürgerlich engherzigen Geiste des Justemilieu beherrschten Vaterlande. Als er müde und matt, ein gebrochener Mann, nach Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen aller Art, seine letzte Stunde herannahen fühlte, entschlüpften unter bitterem Lächeln seinem Munde die Worte: „Nun wird man wohl auch meine Werke aufführen.“ Und man hat sie aufgeführt und unter steigernder Begeisterung immer und immer wieder aufgeführt, selbst in Frankreich, in demselben Frankreich, in welchem zu Lebzeiten des großen Mannes der tonangebende Kritiker (Scudo in der „Revue des Deux Mondes“) einst äußern durfte: „Der Chinese, der sich in seinen Mußestunden an dem Klange des Tamtam ergötzt, und der Wilde, der sich durch das Aneinanderreiben zweier Steine zur Wut entflammt, machen Musik wie Hektor Berlioz sie komponiert.“ Deutschland hat dem fremden Tonmeister von jeher ein besseres Verständnis entgegengebracht, allein trotz der Ehrungen, die ihm hier in reichem Maße zu teil wurden, trotz der mächtigen Förderer, die ihm hier erstanden, hat es auch auf seinem Boden nicht an Stimmen gefehlt, die auf den von Scudo angeschlagenen Ton eingingen, und wenn ein „hervorragender“ deutscher Hofkapellmeister sich das Urteil erlauben durfte: „Berlioz ist einfach ein Narr,“ so haben kritische Organe von Bedeutung und Einfluß lange Zeit lediglich dieses Thema variiert, wenn sie auf die Werke des großen Tonmeisters zu sprechen kamen. In Deutschland durfte allerdings ein besseres Verständnis für die Wirksamkeit des französischen Komponisten vorausgesetzt werden, weil hier, in Beethovens gewaltigen Tonschöpfungen, die Marksteine standen, von denen er bei seinem Schaffen ausging, und hier die von ihm ins Leben gerufene Bewegung schließlich in Fluß und zum endgiltigen Austrag gekommen ist.



Hektor Berlioz.

In gewissem Sinne darf Berlioz als ein deutscher Künstler betrachtet werden, wie man denn jetzt meist kein Bedenken trägt, ihn mit Liszt und Richard Wagner als den Begründer der neuromantischen deutschen Musikrichtung zu bezeichnen. Berlioz kann ohne jede Frage das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, als erster in diesem Sinne gewirkt zu haben, wobei freilich nicht übersehen werden darf, daß er an deutsche Ueberlieferung angeknüpft hat und er in Deutschland mehr als anderswo den Boden für seine Thätigkeit vorbereitet fand. Ohne Richard Wagner indes würde auch wohl Berlioz' Bemühen ein fruchtloses geblieben sein, und ohne Liszt und sein autoritätsvolles Wirken wäre wahrscheinlich Richard Wagner jowohl wie Berlioz niemals zu Anerkennung und Geltung gediehen und es niemals zu einem siegreichen Durchbruche der von ihnen erstrebten musikalischen Ideale gekommen. Es war eine merkwürdige Schicksalsfügung, daß diese drei Männer sich zusammenfinden sollten. Verschieden ihrer Heimat, ihrer Geburt, ihrer Welt- und Lebensanschauung sowie ihrer gesellschaftlichen Stellung nach, schienen sie eher zu allem andern als zu vereinigtem Wirken berufen zu sein. Berlioz, der Vollblutfranzose, Wagner, der Vollblutdeutsche, Liszt, der Kosmopolit, der eine voltaireanischer Freigeist, der andere Philosoph der schopenhauerischen Schule, der dritte gesinnungs- und glaubenstreuer Katholik, gingen sie nicht minder in ihrem politischen Denken wie in ihrem Glaubensbekenntnis aus einander. Berlioz, der sich Schritt für Schritt seine Existenz erkämpfen mußte, blieb bis an sein Lebensende begeisterter Bonapartist; Wagner hatte sich während des Jahres 1848 in Dresden an den Barrikadenkämpfen beteiligt und mußte lange Zeit ein unstetes Flüchtlingsleben führen, um dann freilich der bevorzugte Günstling des genialen, unglücklichen Königs Ludwigs II. von Bayern zu werden; Liszt teilte zwar im Revolutionsjahre am Fuße der von dem Bajjisten Karl Formes verteidigten Barrikade in Wien Geld und Cigarren an die Freiheitskämpfer aus, fand aber unmittelbar darauf in der zwanglosesten Weise den Weg zum Parkett der Salons und der Fürstentäfel und ging als der verwöhnte Liebling der Großen dieser Welt und der — Frauen den sorglosen Weg durch das Leben. Zwischen Berlioz und Wagner ist es persönlich niemals zu eigentlich näheren Beziehungen, geschweige denn zu einem Einvernehmen gekommen; wie es scheint, durch beider Schuld, wenn auch Berlioz, der, von seiner Verbissenheit beherrscht, in dem Mitstrebenden nur den Nebenbuhler erblicken wollte, wohl das meiste dazu beigetragen hat.

Wagner scheint wenigstens eine Annäherung versucht zu haben; er übersandte dem französischen Meister eines der



S. M. Panzerschiff Brandenburg. Originalzeichnung von Ferd. Lindner.

ersten Exemplare der im Drucke erschienenen Tristan-Partitur mit der Widmung:

»A Roméo et Juliette
Tristan et Iseult«,

aber es vergingen Wochen, ehe Berlioz nur Kenntniß von dem Geschenke nahm. Als der französische Komponist im Jahre 1855 in Weimar weilte, führte Liszt dem Freunde an einem Vormittag den „Lohengrin" vor. Berlioz saß mit der Partitur in einer Loge und las eifrig nach. Bei der Schwanenscene jedoch schlug er das Buch heftig zu und eilte davon, wie es heißt, um sich im „Erdspringen" mit Litolff bei einer Flasche Wein von dem empfangenen niederwürfigen Eindrucke zu erholen. Bei einer späteren Anwesenheit in Weimar hörte er sich die Vorstellung bis zum Schlusse an, doch meint Liszt mit der ihm eigenen geistvollen Selbstironisirung in einem seiner an die ungezammte Freunden in Brüssel gerichteten Briefe, seine Werthschätzung des Werkes habe sich nicht höher erstreckt, als die zwischen den beiden Damen, die in seinem eigenen Lebens- und Liebesroman eine so große Rolle gespielt, Relda (der Gräfin D'Agoult) und der Fürstin Wittgenstein, herrschende.

Eine Rechenschaft zwischen Berlioz und Richard Wagner war durch ihre spezifische, künstlerische Begabung ausgeschlossen; sah der französische Tonmeister sich auf das symphonische Gebiet hingedrängt, so hat Wagner von der Zeit seiner ersten Wirksamkeit an das der Bühne als das ihm zugewiesene erkannt. Liszt erschien als der natürliche Vermittler zwischen beiden, er, der genialste Klavierinterpret neben dem bedeutendsten Symphoniker und dem bedeutendsten musikalischen Dramatiker unserer Zeit, und mit einer Uneigennützigkeit, einer Ritterlichkeit und einem Adel der Gesinnung, wie sie uns in der Geschichte kaum zum zweitenmale begegnen, hat er die ihm von dem Geschicke zugewiesene Mission erfüllt. War ihm Berlioz der ältere Freund, so konnte dieser doch das Interesse für Wagner nicht zurückdrängen, noch weniger aber vermochte Wagner bei ihm je die Gefühle für Berlioz erkalten zu lassen. Vereint haben die drei großen Männer den gewaltigen Umschwung im modernen Musikleben herbeigeführt, der, von Deutschland ausgehend und um die Mitte des Jahrhunderts seinen Anfang nehmend, heute als vollendete Thatsache allerwärts anerkannt ist. Man hatte damals für die Neuerung das Schlagwort der Zukunfts- oder, da mit diesem Worte nach

Hector Berlioz.

Wagners ersten Schriften ein etwas anderer Sinn verknüpft wurde, der Programmmusik erfunden, Bezeichnungen, die uns heute kaum mehr verständlich erscheinen wollen, da die einstige Musik der Zukunft längst zur Musik der Gegenwart geworden ist und wir heutzutage symphonische Dichtungen — man denke nur an den, uns den Verlauf eines ganzen Heldenlebens schildernden Trauermarsch in Wagners „Götterdämmerung" — hören und verstehen, ohne daß wir dazu der Unterlegung eines uns den Weg weisenden Textes bedurften. Programmmusik, wenn das ominöse Wort einmal gebraucht werden soll, hat es überhaupt immer gegeben, so lange es symphonische Tondichter gegeben hat, und einer der gewaltigsten Programmmusiker aller Zeiten und aller Völker ist unser großer Beethoven gewesen, der vor seiner berühmten „Neunten" bereits die Eroica und die Pastoralsymphonie geschaffen hatte. Mit der Zeit verallgemeinerte sich das Verständniß für die symphonische Tendichtung derart, daß das Volk da, wo die Meister eine Bezeichnung unterlassen hatten, dieselbe aus sich hinzufügte und beispielsweise Beethoven eine „Mondschein"sonate und Mendelssohn eine „schottische" Symphonie zuschrieb. Ja, derjenige Tonmeister, der am heftigsten gegen die Unterlegung eines bestimmten Programmtextes geeifert, Robert Schumann, mußte es sich gefallen lassen, daß man seinen Werken — es sei nur an die „rheinische Symphonie" oder „Die Rheinfahrt" erinnert — programmatische Bezeichnungen beilegte. Thatsächlich handelt es sich denn auch in der ganzen Sache um ein leeres Spiel mit Worten, und das hat niemand besser erkannt als gerade Berlioz, der in einer Note zur zweiten Ausgabe von „Faust's Verdammung" die Beigabe eines Programmtextes geradezu für einen Nothbehelf erklärte, lediglich bedingt durch den bei dem großen Publikum vorherrschenden Mangel an selbständiger Einbildungskraft. Was Berlioz wie Liszt und Wagner gewollt, war Hebung der Musik gegenüber dem leeren Formalismus, in den sie verfallen war, und in dem sie sich in inhaltlose Tonspielerei aufzulösen drohte, und zwar Hebung durch Durchdringung

Leichenbegängniß der auf dem Panzerschiff Brandenburg Verunglückten. Originalzeichnung von Ferd. Lindner.

mit geistigem Gehalte, damit sie gleich ihren Schwesterkünsten, der Poesie und bildenden Kunst, im stande sei, einen künstlerischen (nicht wie man oft konfus und unlogisch genug behauptet hat, einen poetischen) Gedanken zu verkörpern. Unmittelbar und in ihrer reinen Gestalt, das heißt als Instrumentalmusik, vermag die Kunst der Töne lediglich Empfindungen und Gefühle in uns zu erwecken, aus diesen lassen sich aber Vorstellungen und Vorstellungsreihen und fortschreitend, innerhalb gewisser Grenzen wenigstens, auch Gedanken und Gedankenreihen entwickeln. Hierhin zielte, von Beethovens großen symphonischen Schöpfungen und vor allem der grandiosen „Neunten“ seinen Ausgangspunkt nehmend, das Streben des französischen Künstlers. Meister der Instrumentation, vervollkommnete er vor allem den Orchesterkörper, nicht dadurch, daß er neue Instrumente erfand, sondern daß er alte, halbvergessene, wie das englische Horn und die Schlaginstrumente, wieder zu Anerkennung und Geltung brachte und dem Grundsatze der Polyphonie, das heißt der selbständigen Führung der Instrumentenstimmen, zu seinem Rechte verhalf. So schuf er sich einen Instrumentalkörper und eine Tonsprache, wie sie in gleicher Vollkommenheit noch nicht vorhanden gewesen waren, und es entstanden zunächst seine Konzertouvertüren: „Die Vehmrichter“ und „Waverley“, denen sich später die zu „König Lear“, dem Byronschen „Korsar“ und dem Walter Scottschen „Roten Robert“ anreihten. Bewegten diese Werke sich mehr oder minder alle noch in der alten Form, so sprengte der geniale Künstler in seiner „Symphonie fantastique“ alle Fesseln der Konvention, eine so lebhafte Sprache der Leidenschaft redend, wie sie in Tönen nur ihren Ausdruck finden kann. Um das Charakteristische dieser Tonsprache zu steigern, bedurfte es der direkten Zuhilfenahme des gesprochenen Dichterwortes, wie sie in der mit Chören nach Shakespeares Text untermischten dramatischen Symphonie „Romeo und Julie“ und der dramatischen Legende „Fausts Verdammung“ sich dann auch verwirklichte. Aber auch da, wo er wieder als reiner Symphoniker sich zeigte, wie in seinem „Harold in Italien“ und ebenso in seinen kirchlichen Kompositionen, dem mächtig ergreifenden „Tedeum“ und der nicht minder packenden „Totenmesse“, atmet seine Musik dramatische Kraft und dramatische Lebendigkeit. In seinem eigentlichen Bühnenschaffen trat er indes, darin in entschiedenem Gegensatz zu Wagner bleibend, mehr umformend als umgestaltend auf, die alte Form wahrend, diese aber mit neuem Geiste und mit neuem Leben zu durchdringen suchend. Welche Lebenskraft gleichwohl seinen dramatischen Schöpfungen innewohnt, hat der Erfolg gezeigt, den vor Jahren schon sein „Cellini“ und neuerdings seine „Trojaner“ in Deutschland gefunden, und das gerade in einem Zeitpunkte, in welchem die Wagnerschen Musikdramen hier in ihrem sieghaften Vordringen begriffen waren. Sein reizendes, geistvolles, musikalisches Lustspiel „Beatrice und Benedikt“ (nach Shakespeares „Viel Lärm um nichts“) hat leider in Deutschland, und auch nur hier, 1862 in Baden-Baden und 1863 in Weimar, zwei sporadische, von wenig Wiederholungen gefolgte Aufführungen erlebt.

Ueber das, was Berlioz erstrebt und über sein tragisches Lebensgeschick, gibt er am besten selbst Aufschluß in seinem, im Jahre 1853 an Professor Lobe in Leipzig gerichteten „Glaubensbekenntnis“. „Die Musik,“ sagt er hier mit Worten, die sich fünfundzwanzig Jahre nach seinem Tode nur mit dem Gefühle einer gewissen Wehmut lesen lassen, „ist die poetischste, die mächtigste, die lebendigste von allen Künsten. Sie sollte auch die freieste sein, aber sie ist es leider noch nicht. Daher unsere Künstlerleiden, unsere unverstandenen Opfer, unser Ueberdruß, unsere Hoffnungslosigkeit, unsere Todessehnsucht. Die moderne Musik, die wirkliche Musik (nicht die Kurtisane, der man unter diesem Namen begegnet) ist der antiken Andromeda zu vergleichen, der göttlich schönen, deren Flammenblicke, durch Thränen gebrochen, in vielfarbigen Strahlen sich verbreiten. Am Strande des unermeßlichen Meeres, dessen Wogen unablässig ihre schönen Füße überfluten und mit Schlamm bedecken, an einen Felsen gefesselt, wartet sie auf den siegreichen Perseus, der ihre Fesseln sprengen und das Ungeheuer Routine vernichten soll, dessen Rachen mit seinem verpesteten Atem sie bedroht. Aber ich glaube, das Ungeheuer wird alt. Seine Glieder werden lahm, seine Zähne locker, seine Krallen stumpf. Seine plumpen Tatzen gleiten an Andromedas Felsen ab. Das Ungeheuer beginnt einzusehen, daß seine Anstrengungen, diesen Felsen zu erklimmen, vergeblich bleiben; es sinkt in den Abgrund zurück; zuweilen vernimmt man schon sein Todesröcheln. Wenn aber diese häßliche Chimäre ihrem Geschick erlegen sein wird, dann schwimmt der heiß Liebende zu seiner göttlichen Gefangenen; dann bricht er ihre Ketten, trägt sie hochbeglückt durch die Fluten und gibt sie Griechenland wieder, selbst auf die Gefahr hin, von Andromeda für alle Hingebung mit Gleichgiltigkeit und Kälte behandelt zu werden. Die Satyrn in den Felsenhöhlen verlachen sein feuriges Ungestüm, sie zu befreien. Vergebens rufen sie ihm zu: ‚Du Thor, laß sie in ihren Fesseln! Weißt Du denn, ob sie sich Dir ergeben wird, wenn sie frei ist? Die Majestät ihres Unglücks ist weniger unverletzlich, wenn sie in Fesseln liegt!‘ Der wahrhaft Liebende haßt aber das Verbrechen; er will eine Gunst empfangen, nicht erzwingen. Mit keuscher Hand befreit er Andromeda; mit heißen Liebesthränen bedeckt er ihre unter den Fesseln erstarrten Füße, ja, er würde ihr, wenn er es vermöchte, auch Flügel geben, um ihre Freiheit noch unbeschränkter zu machen.“ L. H.

Bühne.

— Fedor von Zobeltitz zeigte sich in seinem fünfaktigen Schauspiele „Ohne Geläut“ — Uraufführung am 8. Februar am Lessing-Theater zu Berlin — in viel günstigerem Lichte, als vorher in dem Einakter „Dämmerschein“. Es ist ein Stück von kräftigem Realismus, glücklich in der Schilderung der bäuerlichen Verhältnisse und großenteils energisch in der Handlungsführung. Es spielt in der Neumark. Möller, ein ruinierter Grundbesitzer, wirbt um die Hand der reichen Schulzentochter, wird jedoch um seiner Verarmung willen von dem Stiefvater abgewiesen. Aber das Mädchen hält treu zu ihm, bis sie unzweideutig erkennen muß, daß der Mann sie nur um ihres Vermögens willen begehrt. Da weist sie ihn ab, obwohl der Stiefvater dem inzwischen durch eine Erbschaft begüterten Möller nunmehr günstig gesinnt und sie selbst durch einen Fehltritt an ihn gefesselt ist. Und sie findet sich belohnt, indem der Pfarrer in wahrer Liebe zu ihr sie trotz ihrer Vergangenheit bittet, die Geschicke seines bescheidenen Lebens sein zu teilen. Das Stück errang einen warmen und unbestrittenen Erfolg, an dem auch die gute Vorstellung Anteil hatte.

— Zur Fastnacht brachte das Königliche Schauspielhaus in Berlin zwei muntere Stücke, die durchaus den Charakter des Spiels festhalten und weniger die Absicht haben, Menschenschicksale lebensvoll zu verlieren, als in gefälliger Form kunstreiche Begebenheiten vorzutragen. Zugleich erschienen mit ihnen zwei neue Bühnendichter vor dem Publikum. „Die Minnekönigin“ von Hans von Gumppenberg spielt an einem französischen Liebeshofe. Die Königin dieses Hofes liebt ein deutscher Ritter; aber in der Besorgnis, sie schätze an ihm nur die schöne Gestalt und die gewinnende Form, versucht er sie, indem er ihr in bäurischer Kleidung und mit unfeinen Manieren gegenüber tritt. Die schöne Regentin aber hat von seiner Absicht erfahren, und indem sie ihm nun noch übertrumpft und doppelt derb, täppisch und tölpisch auftritt, erkennt er, wie viel von Bewunderung der Form auch in seiner Liebe lag. Auf diesen Umwege finden sich die beiden. Das Stück ist in kühlen Versen geschrieben und hübsch ausgeführt; nur gegen das Ende hin machen sich einige grobe Mittel und manche Längen störend bemerklich. — Emil Gött hat ein Fröschenspiel des Cervantes, „Die Höhle von Salamanca“, seinem dreiaktigen Lustspiele „Verbotene Früchte“ zu Grunde gelegt. Es ist die Geschichte vom eifersüchtigen Ehemann, der durch sein auffälliges Verreisen selbst Veranlassung gibt, daß die lebenslustige Frau in seiner Abwesenheit nach verbotenen Früchten begehrt und sich und ihrer Zofe zwei Liebhaber zum Schmause ladet. Wie nun die Frau die Nichtigkeit dieser Erlöse erkennt, wie sie ihres Unrechts sich bewußt wird, wie der unerwartet zurückgekehrte Gatte mit der Sachlage bekannt gemacht und gleichzeitig zu nachdenklicher Einkehr bei sich veranlaßt wird — das ist alles das Werk eines munteren, gesunden, witzigen fahrenden Schülers, der das ganze Stück belebt. Herr Wolf hat das Cervantessche Spiel geschickt mit Geschick und Laune bearbeitet und eine gute Titelrolle abgelegt, die denn auch sehr beifällige Aufnahme fand. Freilich bot auch die treffliche Frau Conrad als fahrender Schüler eine Meisterleistung, reich an Schattierungen, voll von Feinheiten, getränkt in Liebenswürdigkeit und Schalkhaftigkeit.

— Zu Gunsten der Hinterbliebenen des verstorbenen Karl Meißner wurde im „Deutschen Theater“ eine Wohlthätigkeitsvorstellung veranstaltet, deren Leitung sein Kollege als Berlins unvergeßlicher Komiker Karl Helmerding übernommen hatte. Mitglieder des Deutschen und des Zentral-Theaters wirkten mit; im Mittelpunkte des Interesses aber stand die Aufführung des guten, alten, fröhlichen „Fest der Handwerker“ von Angely, an der unter Helmerdings Regie neben ihm „Alte von Wallner“ — Engels, Formes, Vorlitzsch und so weiter — teilnahmen. Das Haus war ausverkauft, der Jubel des Publikums groß, speziell Helmerding wurde aufs wärmste begrüßt. Die Kaiserin wohnte der Vorstellung bei; bei einer auf Allerhöchsten Wunsch veranstalteten Wiederholung erschien dann der Kaiser, der früher Helmerding den Kronenorden vierter Klasse verlieh.

— Das „Neue Theater“ zu Berlin hat nun endlich einen Erfolg errungen, und zwar mit einem italienischen Drama. Goffredo Cognetti hat in „A Basso Porto“ sein früheres Stück „A Santa Lucia“ fortgesetzt. Im letzteren Drama (das durch die gleichnamige Oper in Deutschland bekannt geworden ist) wird die eifersüchtige Maria die Retterin des Selbstmordes Rosellas, der Geliebten Cicillos. „A Basso Porto“ schildert nun, wie Cicillo alle seine Gedanken darauf richtet, zur Vergeltung Marias Kinder zu verderben: die Tochter will er verführen, den Sohn auf die Galeere bringen. Zu diesem Zwecke bedient er sich auch der Camorra, deren Chef und Verräter er in einer Person ist. Als Maria keinen anderen Ausweg mehr sieht, gibt sie in verzweifeltem Kampfe für das Glück ihrer Kinder Cicillo der Camorra als den lange gesuchten Judas an. Aber zu ihrem Entsetzen trifft ihren eigenen Sohn Luigino das Los, den Verräter zu töten; und um ihn vor der Schuld zu retten, wird sie selbst Cicillos Richterin. Dann gibt sie sich ruhig in die Hände der Justiz: „Die Mutter Gottes selbst hätte das Gleiche gethan, wenn es sich um ihren Sohn gehandelt hätte“. — Das Stück geht in bewegter Handlung vorwärts, hat viel Temperament und erregt Spannung; übrigens ist es nach Art der Jungitaliener gemacht, ziemlich äußerlich, wenig tief und erregt wohl Aufregung, aber nicht echte Teilnahme. Aber Fräulein Bertens' ausgezeichnetes Spiel als Maria, die hübsche Ausstattung, eine Wirtshausscene, in die nationale Gesänge und Tänze eingelegt sind, endlich eine geheime Sitzung der Camorra — das sind Magneten, denen das Publikum schwer widerstehen kann; und so hat das fremdländische Werk jedenfalls einen Erfolg zu verzeichnen, der freilich nicht als ein echt-künstlerischer anzusehen ist. R. Lt.

— Die Wiener Theater brachten in der letzten Zeit nichts Neues. Im Hofburgtheater wurde „König Ottokars Glück und Ende“ mit zwei glücklichen Neubesetzungen gegeben. Fräulein Medelsky spielte zum erstenmal die Kunigunde von Massovien mit großem Erfolge und auch Frau Lewinsky war vorzüglich in der für sie neuen Rolle der Margarete. Die seit lange nicht mehr aufgeführten „Einsamen Menschen“ von Gerhard Hauptmann wurden am 17. Februar mit Frau Hohenfels als Anna Mahr wieder auf die Bühne gebracht. Die Künstlerin spielte diese Rolle zum erstenmal; sie wußte die Studentin der Medizin liebenswürdig zu gestalten und machte die ohnedies fragwürdige Gestalt nur noch fragwürdiger. Der wundervoll gearbeitete erste Akt that wieder seine Schuldigkeit. Die schmerzbewegten Eltern des Helden fielen wieder Frau Hartmann und Herrn Baumeister als Mutter und Vater Vockerat zu. — Die große Neuigkeit am Burgtheater ist der Wiedereintritt Mitterwurzers.

Neu einstudiert wurde die Posse „Arme Teufel“ von Krenn, Lindau und Hinterhuber mit Musik von Kleiber in fünf Bildern im Josefstädter Theater. In der Hölle wird ein Vergnügungszug nach der Oberwelt expediert. Die Reisenden, darunter Satanella (Frau Streitmann), der Heizer Kramvol (Frenk) und des Teufels Großmutter (Frau Tietz) treffen glückliche Menschen, finden aber nur „arme Teufel“. Die Idee ist nicht neu, aber mit Humor ausgeführt. Man unterhält sich ganz gut dabei, besonders bei den Couplets. Die Darstellung war befriedigend. m.

Frida Soyaux-Schanz.

(Hierzu das Bild Seite 501.)

Es mögen nun etwa neun Jahre vergangen sein, seit ich zum erstenmal den Namen Frida Schanz unter einem Gedicht fand, das mich durch quellfrischen Ton, Melodik der Sprache und gedankenreichen Inhalt entzückte. Und da es in jenen Strophen von seligem Jugendübermut widerklang, weniger in Worten, als durch die lebensvolle, hinreißend poetische Stimmung ausgedrückt, welche die Verse durchwehte, erstand vor meinem Geistesauge unwillkürlich das Bild der unbekannten Dichterin: eine hohe, jugendkräftige Gestalt mit dunkellockigem Haupt und sprühenden Schelmenaugen.

Seitdem forschte ich sorgsam in Büchern und Zeitschriften, dem Namen wieder zu begegnen, und zu meiner Freude geschah das oft und immer öfter. Und immer wieder fand ich auch denselben bestrickenden Wohllaut, eine Formvollendung, die an klassische Vorbilder gemahnt, vor allem aber dichterischen Schwung und tiefe weiche Herzenstöne in den lyrischen Ergüssen von Frida Schanz. Als ich dann im Jahre 1888 ihre erste, bei J. J. Weber, Leipzig, erschienene Gedichtsammlung in die Hände bekam, ward ich freilich gewahr, daß der jugendfrische Jubellaut, der in jenem ersten Gedicht erklang, sich gar oft in sehnsuchtsvolle Mollaccorde auflöste. Das aber verlieh den Dichtungen nur einen Reiz mehr und schon jene erste Sammlung bewies, daß Frida Schanz verdient, unseren ersten Dichtern an die Seite gestellt zu werden.

Dann entdeckte ich in Wochenschriften, regelmäßig wiederkehrend und gewiß von einer verständnisvollen Lesergemeinde von Woche zu Woche sehnlich erwartet, eine neue Gabe aus dem reichen poetischen Geistesschatz der Dichterin, — vierzeilige Sinnsprüche, meisterhaft kurz und klar geprägt und von einer Reife der Lebensauffassung und Tiefe der Gedankenwelt, die sich sonst nur in philosophischen Werken findet. Diese Sinn- — man könnte sie ebensogut Weisheitssprüche nennen — sind seitdem als „Vierblätter“ gesammelt*) und bilden ein Brevier für Herz und Gemüt, das in Wahrheit Herzerquickung spendet.

Und zu all diesen glänzenden Vorzügen, die ich an Frida Schanz bewunderte, gesellten sich noch entzückende Grazie und neckischer Humor, welche ich später in den vielgelesenen „Filigran“-Novellen in Versen**) kennen lernte und die namentlich die beiden Dichtungen „Lacertola“ und „Auf Capri“ sonnig durchleuchten. Aber auch für tiefe Tragik finden sich Töne in der Dichterin Seele, wie die ergreifende Vers-Novelle „Die Geige“ beweist.

Da endlich erfüllte ein Zufall meinen langgehegten Wunsch und eines Tages stand ich Frida Schanz persönlich gegenüber — wieder einmal erkennend, wie wenig Verlaß auf Phantasiegebilde! Die Persönlichkeit der Dichterin befand sich nämlich im vollsten Gegensatze zu denselben: eine mittelgroße, zarte Gestalt, ein stilles, liebes Gesicht mit seelenvollen Augen, die ganze Erscheinung von echter Weiblichkeit und edler Einfachheit umflossen — so stellt sich Frida Schanz äußerlich dar und ihr ganzes Wesen entspricht durchaus diesem ersten Eindruck.

Am 16. Mai 1859 zu Dresden geboren, wuchs die Dichterin in einem Gelehrtenheim auf und empfing von ihrer hochbegabten Mutter, der bekannten Jugendschriftstellerin Pauline Schanz, die sorgfältigste Erziehung. Schon früh trat ihr ausgesprochen lyrisches Talent hervor, und kaum dem Kindesalter entwachsen, regte sie mit Erfolg die Geistesschwingen zu freiem Fluge. Im Jahre 1884 mit dem Redakteur Ludwig Soyaux vermählt, entwickelte sich in dieser glücklichen und durchaus harmonischen Ehe das hervorragende Talent der jungen Dichterin nur um so glänzender und trieb die üppigsten Blüten. Auch als Jugendschriftstellerin trat sie jetzt hervor und schwang sich durch ihre klare, liebenswürdige Darstellungsweise, sonnigen Humor und den keuschen, echt weiblichen Hauch, der über ihren Mädchengeschichten lagert, bald zum Liebling aller Backfische auf. Angeregt durch diesen Erfolg unternahm sie in jüngster Zeit die Herausgabe eines in jährlicher Folge erscheinenden Mädchenbuchs, das neben anregender Unterhaltung gediegene Belehrung auf allen Gebieten bietet und dem wir zu Nutz und Frommen unserer jungen Tochter weiteste Verbreitung wünschen.

Seit drei Jahren lebt Frida Schanz in Berlin in einer Häuslichkeit, welcher ihr poetischer Sinn und echte ungeschminkte Liebenswürdigkeit den Stempel traulichster Behaglichkeit aufdrückten. In vollendeter Weise hat sie die schwierige Aufgabe gelöst, eine selten fleißige, stets aufwärts strebende Schriftstellerin und zugleich die sorgsamste Gattin und Hausfrau, die zärtlichste Tochter zu sein. Und damit ist der Reichtum ihres Innenlebens noch nicht erschöpft: für den übergroßen Kreis ihrer Freunde findet sie stets Zeit, Rat und That, und für alle ist der behagliche Theetisch bereitet, an dem es sich so herzerfrischend plaudert!

Was aber der Dichterin vielleicht am höchsten anzurechnen in einer Zeit, in der die kleinsten Talentchen an Größenwahn und Selbstvergötterung leiden, ist eine Bescheidenheit, die fast an Schüchternheit grenzt. Hätte nicht

*) Verlag Bielefeld und Leipzig, 2. Aufl.
**) Im selben Verlage 1891.

ein Zufall mir verraten, in welcher Fülle ihr von nah und fern, ja übers Weltmeer her Zeichen herzlichster Sympathie und Verehrung zugehen — Frida Schanz hätte es gewiß nicht mitgeteilt, denn niemals erwähnt sie ein Wort von ihren großen und schönen Erfolgen. E. W. Zell.

Das Veilchen.

Von

Reinhard E. Petermann.

I.

Aus der eisigen Umklammerung des Winters werden unsere Fluren nicht mit jener sieghaften Plötzlichkeit befreit, welche den Frühling des hohen Nordens auszeichnet, sondern in langsamem Zuge treffen vorerst immer nur Avantgarden des holden Knaben ein und breiten zunächst jene halblenzlichen, schüchternen Zauber über die Gelände, welche wir Vorfrühlingserscheinungen nennen. Langsam begrünt sich in den Gärten der Rasen, das Geknospe des Flieders verbreitet Hoffnungsschimmer, im Walde, dessen Kronen jener eigentümliche Märzenglanz erfüllt, welcher durch das Schwellen der ihre Hüllen spannenden Knospen entsteht, entfalten sich als erste zarte Blütengeheimnisse Florens die Schneeglöckchen und die wie verwunderte Kinderaugen starr zum Himmel blickenden Leberblümchen. Aber erst, wenn es schon überall lebhafter grünt und blüht, erscheint im Freien die lieblichste unserer Frühlingsblüten, das Veilchen, das daher auch seit alters als das Symbol des eigentlichen Frühlingsbeginnes betrachtet wird. Doch gilt dies streng genommen nur für Mitteleuropa.

Im Süden wird vielfach die Rose als Lenzsymbol verehrt. Anakreon singt:

„Kommt der Frühling hold gezogen
Wird erweckt der Rosen Fülle
Von Chariten.“

Schon in Abbazia, am quarnerischen Golfe, blühen die Veilchen gewöhnlich Ende Februar, auf den dalmatinischen Inseln findet sie der Spaziergänger bereits zu Anfang des Hornung in den Macchien, und in Sizilien, sowie in jenen milden Strichen Griechenlands, die, wie Messenien, keinen eigentlichen Winter kennen, beginnt die Veilchenblüte im Januar. Von diesem Monate an tritt die Blume dann sowohl einen Zug nach Norden als auch im Gebirge aufwärts an, und im Mai, ja noch im Juni findet man das Veilchen auf den Höhen des wilden Taygetos, ebenso wie auf dem Schafberg oder Rigi. Für den Süden ist das Veilchen also mehr Winter- als Vorfrühlingsblume; weil es aber dort auch im Sommer — oben auf den Gebirgen — blühend gefunden wird, betrachteten es die Griechen als Symbol der unvergänglichen Naturkraft, machten es zur Lieblingsblume Persephonas und bekränzten damit nicht nur die Thyrsosstäbe der Bacchanten, sondern auch die Sarkophage. So vorstechend war infolge dessen im athenischen Leben das Veilchen, wie es in unseren Großstädten in der Märzenzeit ist und daher nannte Pindar Athen die „Veilchenbekränzte“.

Wie bei den Griechen so dürfte auch bei anderen Völkern der Kultus des Veilchens nicht eingeführt, sondern wie die Blume selbst ursprünglich sein. Wenigstens reicht er überall in graue Zeiten zurück. Am Minnehofe der österreichischen Babenberger zum Beispiel war — wohl im Anklang an eine altgermanische Sitte — schon vor achthundert Jahren die Feier des Frühlingsfestes mit dem Auffinden des ersten Veilchens verknüpft und aus der derb-heiteren Zeit des „Pfaffen vom Kahlenberge“ vermeldet die Chronik sogar eine ergötzliche Geschichte, deren Gegenstand das Veilchen war. Es hatte nämlich einmal Nithart, der Hofnarr Herzog Ottos des Fröhlichen, das erste Veilchen gefunden und war, nachdem er es mit seinem Hute bedeckt, zu Hofe gelaufen, um seinen Fürsten zum Frühlingsfeste zu holen! Der Hof kam, allein unter dem Hute fand sich infolge eines Schabernacks der Bauern kein Veilchen mehr und so fiel der arme Nithart in Ungnade und ward zum „Bauernfeind“.

Heute ist das Auffinden des ersten Veilchens nicht mehr Gegenstand öffentlicher Feste; die Wertschätzung der kleinen violetten Blüte hat aber eher zu- als abgenommen. Unser größter Dichter verschmähte es nicht, das Veilchen als Symbol der Bescheidenheit zu preisen:

„Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt:
Es war ein herzig's Veilchen u. s. w.“ (Goethe.)

während Heine mit seiner Beobachtung eine andere Habituseigentümlichkeit, das Liebliche, Neckische, ja Geistige, das dieser Blüte innewohnt, zum Ausdruck bringt. Er singt von den „Blauen Veilchen der Aeugelein“ der Liebsten, er läßt

„Die Veilchen kichern und kosen
Und schaun zu den Sternen empor.“

Beide dichterischen Verherrlichungen fallen in die Zeit, da in Frankreich auf die Herrschaft der majestätischen Lilie jene des gefälligen, anmutigen Veilchens folgte, das — obgleich schon von Ludwig XVI. sehr geschätzt — doch besonders als Lieblingsblume der Napoleoniden in Mode gekommen ist. Napoleon I. hatte von seiner ersten Gemahlin Josefine die Vorliebe für das Veilchen überkommen und war ihr so treu geblieben, daß er von seinen Soldaten schließlich der „Veilchenvater“ (père Violette) genannt wurde. Die uralten Blumenkulturen der Provence, die wohl in römische Zeit zurückreichen — schon Ovid erwähnt ja, daß seine Landsleute die Olivenhaine vernachlässigen, um Blumen zu züchten — erhielten durch die Modeberühmtheit des Veilchens neuen Aufschwung, und schon seit Dezennien sind die Umgebungen von Grasse, Cannes, Nizza wahre Blumengefilde, in welchen neben Orangenbäumen Lilien, Rosen, Tuberosen und Veilchen auf ausgedehnten Feldern gezogen werden. Die ganze Frühlingszeit über erfüllt ein Odeur de millefleurs die Lüfte, und nicht nur die Landschaft, sondern auch die parfümierte Atmosphäre ist also diesem Tummelplatz der feinsten Pariser Eleganz angemessen. Ja, sogar der Hauptberg der Umgebung, der Mont Venteux, fügt sich harmonisch ein, indem er in seinen Eichwäldern kostbare Trüffel birgt und auf seinen Heiden Lavendelkulturen trägt.

In neuerer Zeit ist das Veilchen bekanntlich die Lieblingsblume der Kaiserin Eugenie gewesen. „Als Kind,“ schreibt die Frau des Schweizer Gesandten Tschudi, „sah man die kleine Eugenie selten ohne ein paar Veilchen im Haar oder ein kleines Veilchenbouquet im Gürtel. Und wenn der Sommer kam und sie unter Spaniens glühendem Himmel seltener wurden, erhielt ein Hirtenknabe den Auftrag, sie ihr von den Höhen der Sierra Nevada herabzuholen. Erwachsen zeigte sie sich beinahe niemals ohne diese Blume, die sie über alles liebte, denn eine Zigeunerin hatte ihr prophezeit, ihr Glück werde mit den Veilchen erblühen. Als Eugenie dann Kaiserin und Beherrscherin der Mode wurde, gewann das Veilchen natürlich große Bedeutung. „Ueberall,“ schreibt Frau Tschudi, „war das Symbol der Napoleoniden zu sehen, ähnlich wie unter Wilhelm I. die Kornblume oder in Japan das jetzt auch bei uns in Flor gekommene Chrysanthemum, man trug Veilchen im Knopfloch, auf den Hüten und auf Balltoiletten und lange war violett die Modefarbe. ‚Extrait de violettes‘ war das Lieblingsparfüm der Damenwelt und wo immer man gehen und stehen mochte, strömte einem dieser Duft entgegen.“ Ja, er drang sogar in die Literatur. In Verdis „Traviata“ heißt die Heldin Violetta, das zugkräftigste Lustspiel G. v. Mosers ist betitelt „Der Veilchenfresser“, und schrieb der Franzose Thierry ein Lustspiel „Der Veilchenstrauß“, so verfaßte Frau von Eschenbach ein Lustspiel „Das Veilchen“. Elise Pollo endlich behandelte in einer Erzählung „Die Veilchen der Kaiserin“ direkt das Veilchen in Verknüpfung mit dem Schicksale Josefinens.

Uebrigens war man, wie ja natürlich, auch früher schon darauf verfallen, literarischen Schöpfungen das Veilchen als Spitzmarke vorzusetzen und schon Mozart zum Beispiel hatte ein Charakterbild Capilleris, „Das Veilchen“, in Musik gesetzt.

II.

Sofern es sich um Kult und Kultur handelt, ist natürlich fast immer das wohlriechende Veilchen gemeint. Die Botaniker nennen es Viola odorata und fassen es gewöhnlich mit dem verwandten behaarten Veilchen, Viola hirta, zu einer Art, dem Märzveilchen, Viola Martii, zusammen. Als charakteristisch für das wohlriechende Veilchen wird — außer dem Dufte — angeführt, daß der ausdauernde, durch die Ueberreste der alten Blattstiele und Nebenblättchen immer knotig gestaltete Wurzelstock lange, kriechende Ausläufer treibt, welche dem behaarten Veilchen fehlen. Es ist indes wahrscheinlich, daß diese Verschiedenheiten nur Varietätsunterschiede sind, die im Verlaufe weniger Generationen durch den Einfluß des Bodens der Seehöhe und dergleichen verwischt werden können. Auch die Sumpf-, Torf- und Moorveilchen sind dem Märzveilchen nahe verwandt und selbst das blasse Hundsveilchen, von dem einige Botaniker wieder das rötlich-violette wilde Veilchen, das rasenbildende Sandveilchen und das blaue pfirsichblättrige Veilchen abtrennen, unterscheidet sich im ganzen Habitus so wenig, daß man wohl sämtliche mitteleuropäischen Veilchen als Varietäten einer Art ansehen darf. Thatsächlich sind auch alle diese Veilchen mehr oder weniger durch Untervarietäten verbunden, ändern, wenn man sie anderen Lebensbedingungen aussetzt, leicht ab und gewinnen oder verlieren den Veilchengeruch, den man als für das wohlriechende Veilchen charakteristisch ansieht.

Etwas größer ist die Verschiedenheit des dreifarbigen Veilchens oder Stiefmütterchens (Viola tricolor), das in der Volksbotanik eine so große Rolle spielt. Nicht leicht hat eine Blume so viele volkstümliche Benennungen als diese. Man nennt sie in Salzburg und Tyrol Frauenschuckerl, Nachtschattl, Stiefkindl, Stiefmutterl, in der Schweiz Denkblümli, Zeitslein, Sammetblümeli, Sammetvioali, Schwögerli, anderwärts Dreifaltigkeitsblümerl und so weiter, Verschiedenheiten der Namen, die nicht übel der Veränderlichkeit der Blume selbst entsprechen.

So groß die Zahl der Varietäten ist, welche unser, vom Feldstiefmütterchen abstammendes Gartenstiefmütterchen durch die Kultur erlangt hat, so groß ist die Zahl der Abarten, in welche sich das wilde Stiefmütterchen infolge der Verschiedenheiten seiner Standorte zerspalten hat. Und dennoch ist es ein echtes Veilchen, wie ein Vergleich des Alpenveilchens (Viola alpina) mit dem zweiblättrigen Veilchen (Viola biflora) darthut. Ersteres ist eine Zwergform des Stiefmütterchens und diesem ähnlich in Form und Buchtigkeit des Laubes, trägt aber durchaus veilchenähnliche, blauviolette Blüten, das zweiblättrige Veilchen dagegen vereint mit herzrunden Veilchenblättern goldgelbe Blüten, die denen unseres Stiefmütterchens ähnlich sind. Dieses schöne Veilchen*) kommt ebenso wie das Alpenröschen auf den höchsten Alpenmatten vor und zwar wächst ersteres gern im Schatten des Krummholzes, während letzteres freie Halden bevorzugt.

Zweifellos ist das Veilchen wie alle anderen Alpenpflanzen ursprünglich Tieflandpflanze gewesen und hat, allgemach erobernd zur Höhe vordringend, auf diesem Marsche durch Anpassung seine heutigen alpinen Formen gewonnen. Mit dem Geröll der Gießbäche, durch den Wind, die Vögel und andere Vehikel aber gelangten alpine Veilchen vielfach wieder auf tiefere Standorte zurück und verloren nun zum Teil die erlangten Eigentümlichkeiten wieder; der zusammengedrängte Stamm schoß wieder auf, die Blätter vergrößerten, die Blüten verkleinerten sich. Während sich beim Zuge des Veilchens zur Höhe die Blütezeit immer mehr verspätete, so daß die höchsten in 2700 Meter Seehöhe vorkommenden Exemplare des Alpenveilchens erst im August blühen, beschleunigen in Alpenpflanzengärten der Ebene verpflanzte Alpenveilchen ihre Blüte wieder. Jedenfalls rangiren die Veilchen vermöge ihrer außerordentlichen Anpassungsfähigkeit zu den vollkommensten aller Krautgewächse. Sie steigen auf die höchsten Gebirge, wozu nach Professor Dr. Mohr nur kleinzellige Pflanzen geeignet sind, und ihre Farbe ist vorwiegend das violette Anthokyan, welches nach Dr. Meyer die eigentümliche Eigenschaft besitzt, die Lichtstrahlen der Hochregionen zu absorbiren und in Wärme umzuwandeln. Dieser Vollkommenheit mag es auch zuzuschreiben sein, daß sich die Veilchen nahezu die ganze Erde erobert haben, wenigstens was die Gebirge betrifft. Der Tifliser Professor Dr. Radde fand die kleine Viola minuta im Kaukasus noch in 3600 Meter Seehöhe am Rande der Gletscher, und in Persien, dessen Dichter das Veilchen Gul-Peigamber (Rosen-Prophet) nennen, kommt es ebenso wohl auf der Hochebene von Teheran, als in den Gebirgen um Schiras vor. (Aus letzteren holt man im Sommer Eis zum Kühlen und Veilchen zum Parfümiren des Sorbets.) Auch auf allen übrigen Gebirgen Asiens scheint das Veilchen vorzukommen. Przewalsky fand auf den Bergwiesen am Nordabhange des Thianschan eine Abart unseres Hundsveilchens (Viola silvestris, var. rupestris) und in der Alpenregion des Tschachargebirges am mongolischen Kukunoor in 3400 Meter Seehöhe die Viola thianschanica. In Afrika sammelte G. Rohlfs Veilchen in der der Sahara nahen Kyrenaika am Abhange des nur 600 Meter hohen Tschebel Achdar (Viola scorpiuroides), während Flegel von unter Brombeerbüschen wuchernden Veilchen überrascht wurde, als er den 4000 Meter hohen Pico Grande von Kamerun zur Hälfte erstiegen hatte. Auch in Nordamerika ist das Veilchen weit verbreitet. In den Umgebungen von Erie im Seendistrikt zum Beispiel gibt es neun Arten; davon ist das hübscheste das gespornte Veilchen, während das am häufigsten vorkommende (Viola cucullata) dem europäischen am ähnlichsten ist. Das wohlriechende Veilchen fehlt allerdings. Selbst in Neuseeland und zwar dort auf den Gehängen des begletscherten Mount Cook wurde vom Reverend Green ein kleines, weißes Veilchen in Mengen gepflückt.

In den Ebenen der Tropen sind die eigentlichen Veilchen durch baumförmige Verwandte ersetzt, zum Beispiel durch den südamerikanischen Orleanbaum (Bixa orellana), dessen fleischige Samen den schönen roten Farbstoff Orlean liefern, welchen die Wilden zur Bemalung des Körpers, die Engländer und Holländer dagegen zum — Färben des Käses verwenden.

Auch unser Veilchen wird nicht nur als Zierde und zur Parfümerie, sondern auch in mannigfacher anderer Weise benützt, zum Beispiel zur Herstellung des blauen Veilchensaftes, des Veilchensirups und anderem. Die arzneilichen Verwendungen früherer Zeit haben jedoch aufgehört, wenigstens bei den Aerzten. Nur das Volk macht noch manchen Ortes Gebrauch von den Wurzeln und Blättern, besonders aber von dem durch eigene kleine Sommerblüten des Veilchens erzeugten Samen, die man für harntreibend hält. Doch muß hier bemerkt werden, daß die vielfach, besonders zur Erzeugung von Zahnpulver benützte Veilchenwurzel nicht vom Veilchen, sondern von einer italienischen Schwertlilie (Iris florentina) stammt. Auch das blaue aus Guyana stammende Veilchenholz hat mit unserem kleinen Frühlingsschatze nichts zu thun.

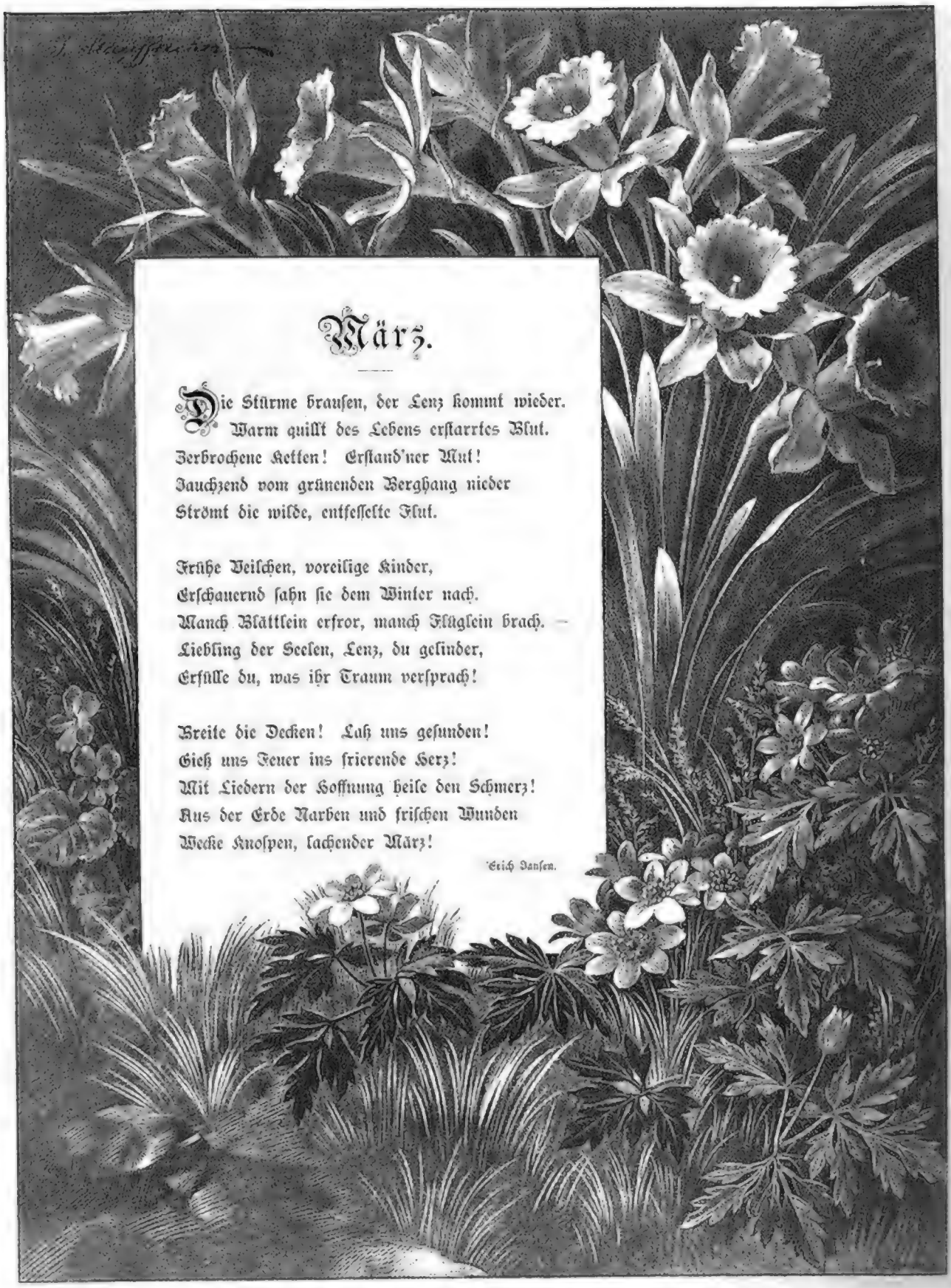
---

*) Kratzmüller hat ihm eines seiner Alpenpflanzenlieder gewidmet, das wir hier mit einigen Aenderungen wiedergeben:

Viola bitlora.

Am Fuße der Schutt, wo in Zackengebirgen
Das Auge nur Felsen und Krummholz gewahret,
Wo wilde Lawinen zur Ruhe sich legen
Nach ihrer den Bergwald zerschmetternden Fahrt,
Dort hegen stets Stürme, die grimmig oft fegen,
Nimmt manchen Liebling als Eigentum zart;
Dort lacht uns manch zierliche Blüte entgegen
Von selt'ner das Auge erfreuender Art.
Dort blüht auch im Frühling der Alpen das holde
Zweiblättrige Veilchen und hält sich versteckt,
Als schämte es sich, so zu gleißen im Golde;
Doch wie es auch schützend das Gesträuch bedeckt,
Der Wanderer findet's und freudig zum Solde
Nimmt er, was ihm goldener Schimmer entdeckt.

Digitized by Google



März.

Die Stürme brausen, der Lenz kommt wieder.
Warm quillt des Lebens erstarrtes Blut.
Zerbrochene Ketten! Erstand'ner Mut!
Jauchzend vom grünenden Berghang nieder
Strömt die wilde, entfesselte Flut.

Frühe Veilchen, voreilige Kinder,
Erschauernd sahn sie dem Winter nach.
Manch Blättlein erfror, manch Flüglein brach. —
Liebling der Seelen, Lenz, du gelinder,
Erfülle du, was ihr Traum versprach!

Breite die Decken! Laß uns gesunden!
Gieß uns Feuer ins frierende Herz!
Mit Liedern der Hoffnung heile den Schmerz!
Aus der Erde Narben und frischen Wunden
Wecke Knospen, lachender März!

Erich Hansen.

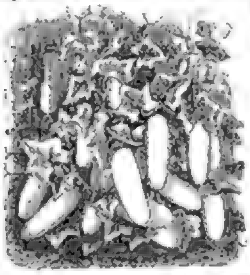
Diese Seite ist hauptsächlich den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet. Sie soll Winke und Anregungen zu vortheilhaftem Thun und angenehmer Unterhaltung ertheilen, auf hauswirthschaftliche Erfahrungen sachgemäß hinweisen, gemeinnützigen Neuerungen den Weg bahnen helfen.

Unter uns.

Wünsche aus dem Kreise unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt, Mittheilungen über eigene Erfahrungen, soweit sie sich zur Wiedergabe an dieser Stelle eignen, mit Dank verwendet. Alles hierauf Bezügliche ist zu richten an die Redaktion von „Ueber Land und Meer“ in Stuttgart.

Die weiße japanische Kletter- oder Delikateßgurke.

Die vor circa drei Jahren vom Privatgarten Gartner in Dresden in den Handel gegebene japanische Klettergurke, die das Gartenbau treibende Publikum anfangs mit Mißtrauen empfing, bewährte sich bisher auf das glänzendste. Sie hat auch trotz der ungünstigen Witterungsverhältnisse des vergangenen Jahres wieder gezeigt, daß sie



eine der besten unserer Gurkensorten ist, und daß sie bezüglich ihrer Härte, ihrer vielen Früchte, deren Wohlgeschmack und Dauerhaftigkeit von keiner andern Gurkensorte des ganzen Landes übertroffen wird. Dieser würdig an die Seite stellt sich nun die weiße japanische Kletter- oder Delikateßgurke, eine Neuheit, die die vorstehende an Fruchtbarkeit, Geschmack und Schönheit des Fleisches sogar noch übertrifft; dieses ist weiß, sehr saftig, erfrischend und wohlschmeckend. Wie die Abbildung zeigt, sind die Früchte von cylindrischer Form, im jungen Zustande milchweiß, später weißgrün. Diese neue Sorte verdient die Beachtung aller Gartenfreunde. Samen davon kann aus der Samenhandlung von Karl Sohst in Erfurt bezogen werden. M. L.

Ein nützliches Gartenwerkzeug.

Die nachstehende Abbildung veranschaulicht ein praktisches Garteninstrument, welches Gartenfreunden, besonders Damen zum Einpflanzen von Blumen aus Töpfen auf Rabatten und Blumenbeete zu empfehlen ist.

Die Handhabung desselben ist sehr einfach: Man öffnet den Cylinder bei a etwas, steckt ihn seiner ganzen Länge nach in den Boden, drückt dann die in dem Hohlraum eingedrungene Erde mittels der Handhaben b fest zusammen, zieht zugleich den Cylinder aus dem Boden und entleert ihn neben dem entstandenen Loch. Das Instrument kann von jedem Schmied oder Schlosser aus starkem Eisenblech leicht, billig und in verschiedenen Größen verfertigt werden. In den meisten Fällen wird ein Cylinder mit 10—12 Centimeter Durchmesser genügen. M. L.

Ein praktischer Gartenkorb.

Die praktische Seite dieses aus Weidenruten oder Stroh geflochtenen Korbes leuchtet auf den ersten Blick ein. Die Anfertigung eines solchen ist für jene, welche mit der Korbflechterei etwas vertraut sind, nicht schwer.

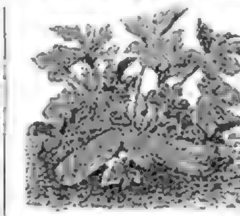
Wie die Abbildung noch zeigt, ist das untere Ende des Stabes mit einer eisernen Spitze versehen, welche durch einen Druck mit der Hand am Griff leicht in den Boden des Platzes, wo Beerenfrüchte, Blumen und so weiter zu finden sind, getrieben werden kann. M. L.

Pflanzenfeinde.

Oder sind sie es etwa nicht, diese nußfarbenen, glänzenden kleinen Schlängelein, die sich so gern in die Blumentöpfe einnisten, die ihre kleinen Kolonien ganz ungestört an die Oberfläche ablegen, nachdem sie im Innern der Erde an den Wurzelballen genügende Nahrung aufgenommen? Viele Leute freilich und unter ihnen ein großer Forscher behaupten, die Regenwürmer verbessern und lockern den Boden auf; wer aber seine Pflanzen liebt, sie beobachtet, der wird bald merken, wie schädlich diese kleinen Ungeheuer sind, wie ihre Windungen zarte Wurzelspitzen zerstören, kräftigere Wurzeln von der Erde entblößen oder angefaulte Stellen am Heilen verhindern. Ist da nicht die Entfernung dieser Störenfriede geboten, wenn wir das Aufblühen und Gedeihen unserer Lieblinge im Auge haben? Manch ein Blumenfreund mag gefragt haben, aber wie? Man rät, bei Pflanzen, die ein Trockenwerden ohne Nachteil vertragen können, nach dem Austrocknen des Erdballens unter und auf den Topf feuchtes Moos zu legen, in welches der Regenwurm alsbald hineinkriecht und entfernt werden kann. Fachleute schlagen auch vor, den Erdballen mit einem Absud von Kastanienblättern oder Nußschalen anzufeuchten, oder auch mit einem Aufguß von gepulvertem Kalk [illegible]. Da nicht jede Blume für diese Medikamente widerstandsfähig ist, [illegible] zu holen. Ein sehr gutes Verfahren besteht auch darin, den Erdballen, der mäßig feucht sein muß, vorsichtig aus dem Topf zu nehmen und mit einem dünnen, etwas gespitzten Stäbchen unter langsamem Drehen [illegible] des Erdballens zu [illegible] und ihn zu nötigen, seine Klause zu verlassen. Jedenfalls thut man gut, diese Operationen erst im Frühjahr vorzunehmen, damit die Wurzelbildung und das Wachstum der Pflanzen nicht gehindert werden.

Eine empfehlenswerte Kürbissorte.

Die Frucht dieses beliebten Gemüses erfreut sich bekanntlich [illegible], weil die Pflanzen einen zu großen Raum beanspruchen. Dem ist nun durch die Einführung der Sorte „Cocozelle von Tripolis“, die nicht rankend wird, abgeholfen. Die Pflanze bildet einen buschigen Bau mit gedrungenen, dicken Stengeln, [illegible] Blättern und reich. Die Früchte sind lang, cylindrisch und erscheinen schon viel früher nach der Aussaat des Samens. Sie geben, jung und zart, bei einer Länge von 25 Centimeter,



in Scheiben geschnitten und gebraten mit Parmesankäse oder Tomatensauce, ein sehr feines Gericht, das sehr wohlschmeckend und gesund, den höchsten Anforderungen entspricht. In der Nähe großer Städte dürfte sich deren Anbau im großen gut rentiren. In Italien werden die in Scheiben geschnittenen Stücke in Oel gebacken. In Ungarn wird der Kürbis verwendet, wenn er noch nicht ganz reif ist, jedoch seine normale Größe erreicht hat und die Schale noch so weich ist, daß sie mit dem Fingernagel leicht durchgedrückt werden kann. In England hat fast jede Haushaltung Kürbismarmelade und eingesottenes Kürbisfleisch. Es ist dies ein Gegenstand, der von unseren Hausfrauen viel größerer Beachtung gewürdigt werden sollte. Bei der großen Menge von Fruchtfleisch, das bei uns gewöhnlich den Tieren zur Nahrung gereicht wird, oder zu Grunde geht, wäre es schon der Mühe wert, die Schmackhaftigkeit dieser Kürbisse, wie sie in England beliebt ist, zu studieren und bei uns einzuführen. Das Einsieden von Kürbisfleischstücken ist ganz ähnlich auszuführen, wie es mit den Melonen geschieht. M. L.

Rhabarber.

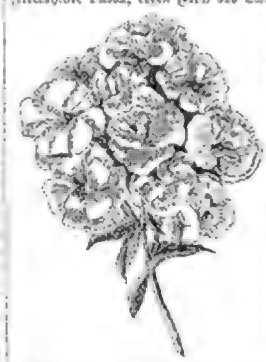
Nicht die Wurzel und die Tinktur meine ich, obschon beide ihre arzneiliche Vollgültigkeit haben; jetzt im Frühjahr wollen wir es mit dem Grün halten und der Rhabarberstaude ihre Blattstiele und Blätter berauben, um die ersteren als gesundes und blutreinigendes Kompot zu genießen. Der Wert, der in der Rhabarberstaude liegt, ist noch viel zu wenig bekannt. Leber-, Gallen- und Gichtleidende besonders sollten sich auf ganz vertrauten Fuß mit dem Rhabarberkompot stellen. Der getriebene oder gebleichte Rhabarber ist der beste. Die Blattstiele werden in Stückchen von 3—6 Centimeter Länge geschnitten und mit Zucker, etwas Rosinen oder Orangenwasser langsam weich gedünstet. Auf ½ Kilo Frucht rechnet man 200—250 Gramm Zucker und eine Tasse aromatisches Wasser. Der ungebleichte, völlig an der Luft aufgewachsene Rhabarber muß vor dem Dünsten geschält werden, da seine äußere Haut faserig und hart ist. Beim getriebenen Blattstiel ist das nicht nötig.

Schutz den Spinnen im Obstgarten.

Die Spinnen sind Raubgliedertiere, die es besonders auf fliegende Insekten abgesehen haben und eine Menge davon töten. Man mag daher die Spinnen da, wo sie lästig sind, vertreiben, man soll sie aber nie vertilgen. M. L.

Phlox Drummondi lutea.

Dieser neue, sehr hübsche, bildgefällige gelbblühende Phlox, dessen Farbe das Bild



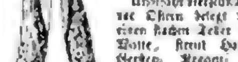
vorstehend zeigt, reproduziert sich nach der Aeußerung des Züchters — Kerfell & Co. in Trautenau, Böhmen — echt aus Samen auf leichtem Boden. M. L.

Zur Pflege der Obstbäume.

Wie dankbar der Obstbaum menschlicher Pflege ist, und wie seine Vernachlässigung sich durch keinen oder nur ganz geringen Ertrag rächt, hatte ich im Herbst vorigen Jahres zu erfahren Gelegenheit in einer Sprache so eindringlich und überzeugend, wie Benjamin Franklins „Hier ist gepredigt“ auf den Ackerbau. In der Nähe des Waldes hat die Stadtgemeinde B. circa 10 Stückchen Land an sanft abfallendem Hügel mit je 8 Bäumen im tragfähigsten Alter bepflanzt. Der Boden ist wenig fruchtbar. Der eine Pächter ließ daher das Grundstück unbebaut liegen und verwildern, ein anderer hatte es wohl mit Gras angesät, wofür aber der Boden gar nicht geeignet war, einige bauten den Boden regelmäßig und pflanzten Kartoffeln und anderes ein. Auf Obstertrag rechneten alle. Im vorigen Herbst boten diese Obstbaumstückchen ein Bild, das jeden Vorübergehenden überraschte. Die Bäume auf bebautem Land bogen zum Brechen voll der herrlichsten Aepfel, während die anderen leer dastanden und ihr Elend und Tatlosigkeit aus den frühzeitig gilbenden Blättern und vielfach schon verdorrten Zweigen zeigten. Eine schwere Anklage gegen die lässigen und unverständigen Besitzer! Denkende konnten sie wohl auch über die Bedürfnisse des Baumes belehrt werden; denn nach einer Reihe von schwerbeladenen Bäumen kam eine solche mit leerstehenden und so fort in regelmäßigem Wechsel, wie wenn mit einer gewissen Absichtlichkeit es so geordnet worden wäre. Jeder Besitzer von Bäumen ziehe daraus für sich die Lehre, daß der Boden, besonders der Rasenboden unter Bäumen im Kreis mit dem Durchmesser der Baumkrone regelmäßig umgegraben werde, damit Luft und Feuchtigkeit desto ungehinderter zu den Wurzeln eindringen und der Boden sich ordentlich [illegible] kann. Durch diese Verwitterung werden dem Baum auch die für sein Gedeihen so notwendigen Nahrungsstoffe zugeführt. O. in B.

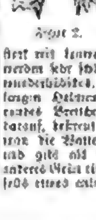
Eine nützliche Einfassung.

Zur Einfassung der Wege im Gemüsegarten können auf Zwergobststämmchen veredelte Apfelbäumchen oder auf Quitten veredelte Birnbäumchen verwendet und derart gezogen werden, wie es Figur 1 zeigt.



Figur 1.

Dazu nimmt man einjährige Veredelungen, die sich leicht biegen lassen und welche bei a — wie Figur 2 veranschaulicht — aneinander gepfropft werden. M. L.



Figur 2.

Ostergeschenk.

Ungefähr vierzehn Tage vor Ostern belegt man einen flachen Teller mit Watte, streut Hafer-, Gersten-, Roggen- und Weizenkörner reichlich darauf, stellt es an das Fenster im warmen Zimmer und begießt es täglich fleißig mit lauwarmem Wasser. Die Körner werden sehr schön keimen, und man hat ein wunderhübsches, grünes Flächchen mit spannenlangen Halmen. Nun nimmt man ein rundes Brettchen, legt das Rasenflöckchen darauf, bestreut es mit gelbem Sand, damit man die Watte nicht durchschimmern sieht und gibt als Abschluß Orchideenblätter oder anderes Grün ringsherum, daß man nötigenfalls etwas entfernen kann. Die Wiese wird nun mit Eierchen belegt und mit Häschen verziert. Darüber spannt man aber ein Sonnenschirmchen und fertigt dasselbe, indem man von Kartonpapier einen runden Teil schneidet, am Rande einige Schnitte macht und dieselben so zusammen näht, daß es schirmförmig wird. Dann schneidet man von jenem sogenannten Kreppapier (man kann dasselbe selbst herstellen, indem man einen Bogen Seidenpapier zusammenfaltet und andauernd durch die Hand zieht) einen etwas größeren Teil als der von Kartonpapier und klebt es hie und da ein wenig an das Untergestell fest, schneidet es keilförmig ein, bohrt dann in die Mitte ein Loch und steckt ein mit rotem Papier umwickeltes Stäbchen durch; oder am Ende desselben befestigt man ein kleines Ei, in das man mit einem am Lichte heißgemachten Nagel ein Loch gebohrt hat. Das untere Ende des Stäbchens wird in die Mitte der Wiese eingesteckt, indem man durch das Brettchen eine Oeffnung bohrt und das Stäbchen, ehe man es einsteckt, mit etwas Leim bestreicht. Das Ganze ist mit wenig Kosten herzustellen und sieht reizend aus. L. T.

Hyacinthus (Galtonia) candicans.

Diese Zwiebelpflanze ist noch nicht so bekannt, als sie es verdient. Eine ihrer guten Eigenschaften ist die, daß sie winterhart ist. In das freie Land gesäter Samen keimt gut und reichlich. Die jungen Zwiebeln überstehen den Winter ganz gut und fangen in

der Regel anfangs März zu treiben an. Vorsichtshalber kann man dieselben Ende November mit etwas Laub decken. Die Abbildung oben zeigt die Pflanze in verkleinertem Maßstab und die weiße Blume in natürlicher Größe. Die Zwiebeln können auch in Töpfen gezogen und gleich den anderen Hyazinthen behandelt werden. M. L.

Der Maitrank.

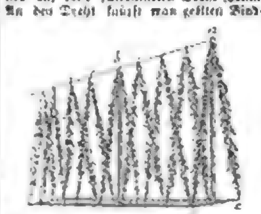
Die Zeit des herrlichen Maitrankes naht heran; liegen doch schon in Delikatessenhandlungen die sauberen Schachteln aus, in denen sich der Waldmeister befindet, dessen aromatisches Kraut die Hauptrolle bei der Bereitung des Maitrankes spielt. Liebe Hausfrau, im folgenden geben wir Dir einige vorzüglich erprobte Vorschriften zu diesem einzigen Trank, den selbst der Junggeselle nicht verschmäht. 1. Eine Maibowle, die nichts zu wünschen übrig läßt, stellt man wie folgt her: Zu 2 Flaschen leichtem Moselwein nimmt man 150 Gramm Zucker und eine tüchtige Hand voll entstielten Waldmeisters. Der mit ein wenig kaltem Wasser befeuchtete Zucker wird mit etwa ½ Flasche Moselwein übergossen, bis er gelöst ist. In dieser Zubereitung läßt man den Waldmeister — in einer fest verschlossenen Terrine — 10 bis 15 Minuten lang ziehen, gießt dann den Rest des Weins hinzu und kredenzt den Maitrank. Ist der Geschmack rein und zart und sein Geruch lieblich duftend, so entfernt man aus dem Trank die Blätter des Waldmeisters. Je älter die Kräuter aufgetreten sind, desto erfrischender schmeckt er. Hat man kein Eis zur Hand, so ist vor dem Auftragen der Maitrank in wohl verschlossener Terrine im Keller aufzubewahren. — 2. In eine Terrine gibt man ein Bündchen entstielten Waldmeister und 200 Gramm Zucker, gießt eine Flasche leichten Rheinwein darüber und läßt eine Stunde alles ziehen. Man kostet dann, und fällt der Geschmack nach Wunsch aus, so füllt man den Maitrank mit einigen grünen Waldmeisterblättchen in die Gläser. Gibt man zur Maibowle noch eine Flasche Champagner oder deutschen Schaumwein, so wird sich Väterchen eine Güte thun. Apfelsinen- oder Zitronenscheibchen, wie es oft in Haushaltungen geschieht, gebe man nicht zum Maitrank, da sonst das herrliche Aroma des Waldmeisters beeinträchtigt wird. H. Kr.

Fruchtpasten.

Man stellt diese Fruchtpasten von den verschiedensten Obstmarmeladen her, besonders aber sind sie von Quitten, Aprikosen oder Pfirsichen vortrefflich. Bereitet man sie selbst, sind sie besser und ungleich billiger, als wenn man sie in den Konditoreien kauft. Man gibt die gut eingekochte Marmelade auf ein mit Staubzucker bestreutes Brett, formt kleine Würstchen daraus, läßt sie, nachdem sie in Zucker gewendet, am Ofen trocknen und rührt dann von Staubzucker, Arak und Wasser einen Guß, in dem man die Pasten umdreht, sodann legt man sie auf eine Gabel, damit sie abtropfen und läßt sie auf einem mit Zucker bestreuten Papier fest werden. Gebe ich sie zum Geschenke, schneide ich von Seidenpapier kleine, runde Blättchen, fälze sie rings herum recht fein mit einem Federmesser und lege in jedes auf solche Art entstandene Papierdöschen eine Paste, fülle sie in eine hübsche Schachtel und immer ist dieses hübsche Geschenkchen, wo ich es brachte, willkommen gewesen. L. T.

Zur Bohnenzucht.

In Gegenden, wo die Bohnenstangen schwer zu bekommen sind, kann man sich leicht dadurch helfen, daß man in der Mitte des Beetes hölzerne Pfähle (Fig. a, b) einbringt und auf diese galvanisierten Draht spannt. An den Draht knüpft man gelben Bindfaden



von entsprechender Länge, bindet denselben unten an 30—40 Centimeter lange Pflöckchen c, d, die man dann derart in den Boden steckt, daß der Faden straff gespannt wird. M. L.

Calla (Richardia) aethiopica als „Winterblüherin“.

Der oft gehörten Klage, daß die jedem Blumenfreund wohlbekannte Calla (besser Richardia) aethiopica im Winter nicht blühen will, kann leicht dadurch abgeholfen werden, daß man die Pflanze Mitte Sommer ins Freie stellt und sie zur Ruhe zwingt, indem man sie nicht mehr gießt und sie vertrocknen läßt. Im August nimmt man den ganz ausgetrockneten Erdballen aus dem Topfe, entfernt mit dem Messer die Brut und die kranken Teile; dann pflanzt man denselben in kräftige sandige Erde, drückt diese fest ein, setzt den Topf der Sonne aus und gießt nach Bedarf reichlich. Die Pflanze läßt man, so lange es die Witterung erlaubt, im Freien stehen, bringt sie dann in ein sonniges Fenster des Wohnzimmers und

gießt sie da je nach Erfordernis. Die Varietät C. aeth. compacta muß ich der oft bekannten Sorten vorziehen. M. L.

Ein praktisches Gestell für Schlingpflanzen in Töpfen.

Die dreikantigen Stäbe (a) können entweder von Holz oder von galvanisierten starken Eisendraht hergestellt werden. Im ersteren Falle werden die eisernen Haken (b) in

gleichmäßiger Entfernung in die Stäbe getrieben, im zweiten sind sie an die Stäbe zu nieten, und zwar in beiden Fällen so, daß die von galvanisiertem Eisendraht verfertigten Ringe (c) wagrecht auf die in gleichmäßigen Entfernungen an die Topfwand gesteckten Stäbe zu liegen kommen. Im Falle die Stäbe und Ringe von Holz verfertigt werden, empfiehlt sich ein brauner Oelfarbanstrich. Zu Ringen eignen sich Weidenruten und spanisches Rohr. M. L.

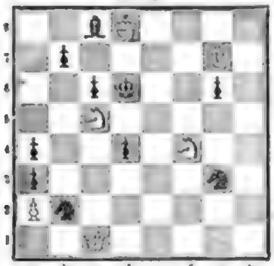
Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 20.

Von Johann Kotrc in Prag.

(„Zlatá Praha“.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 17 S. 426:

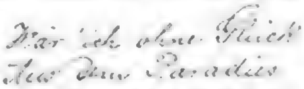
[illegible]

Richtige Lösungen hatten ferner ein: [illegible]

Handschriften-Beurteilung.

Graphologische Auskünfte werden nur unter den schon oft an dieser Stelle — letztmals in Nr. 7 dieses Jahrgangs — bekannt gegebenen Bedingungen erteilt.

[illegible]



[illegible]

Briefmappe.

[illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Weihevolles Festgeschenk für Ostern!

Leben Christi.

Zwanzig Bilder nach Gemälden berühmter Meister.

Mit einem Präludium und zwanzig Liedern

von

Ludwig Ziemssen.

Großfolio. In stilvoller Mappe mit Gold- und Farbendruck.

Preis 20 Mark.

In jedem Haus, das christlichen Sinn pflegt, überall da, wo echte Kunst verständnisvolle Pflege findet, wird dieses Werk willkommen geheißen werden. In weiser, dem Zwecke entsprechender Auswahl sind eine Reihe allererster Gemälde der berühmtesten Meister nachgebildet worden, die fortlaufend und von den weihevollen Liedern Ludwig Ziemssens begleitet, das Leben des Erlösers in seinen bedeutendsten Momenten spiegeln.

Verzeichnis der einzelnen Bildtafeln:

„Mariä Verkündigung“ von **Bartolomeo Esteban Murillo**. — „Die heilige Nacht“ von **Antonio Allegri da Correggio**. — „Anbetung der Könige“ von **Paul Veronese**. — „Ruhe auf der Flucht nach Aegypten“ von **Ferdinand Bol**. — „Der zwölfjährige Jesus im Tempel“ von **Gerard Honthorst**. — „Die Taufe Christi“ von **Guido Reni**. — „Die Versuchung Christi in der Wüste“ von **Ary Scheffer**. — „Die Hochzeit zu Cana“ von **Paul Veronese**. — „Christus und die Schriftgelehrten“ von **Bernardo Luini**. — „Der Zinsgroschen“ von **Tizian Vecellio**. — „Die Auferweckung des Lazarus“ von **Peter Paul Rubens**. — „Das heilige Abendmahl“ von **Lionardo da Vinci**. — „Christus vor Gericht“ von **Antonio Allegri da Correggio**. — „Christuskopf mit der Dornenkrone“ von **Guido Reni**. — „Christus auf dem Wege nach Golgatha“ von **Rafael Sanzio**. — „Christus zwischen den Schächern“ von **Peter Paul Rubens**. — „Die Kreuzabnahme“ von **Peter Paul Rubens**. — „Klage um den toten Christus“ von **Anton van Dyck**. — „Die Grablegung Christi“ von **Tizian Vecellio**. — „Christi Himmelfahrt“ von **Eduard von Gebhardt**.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes.

Schnelldampferfahrten nach Newyork von Bremen Dienstags und Sonnabends, von Southampton Mittwochs und Sonntags, von Genua via Gibraltar zweimal monatlich.

Postdampferfahrten nach Baltimore von Bremen jeden Donnerstag. nach Südamerika von Bremen jeden Sonntag, von Antwerpen jeden Mittwoch.

Norddeutscher Lloyd

Bremen.

Postdampferfahrten nach Ostasien von Bremen über Antwerpen, Southampton, Genua, Neapel alle vier Wochen, Mittwochs.

nach Australien von Bremen über Antwerpen, Southampton, Genua, Neapel alle vier Wochen, Mittwochs.

Nähere Auskunft erteilt Norddeutscher Lloyd, Bremen.

Illustr. Preisliste u. Notenverzeichnis gratis.

Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,

[illegible]

Zweiggeschäft: Berlin Königgrätzerstr. 81.

Flügel, Pianino, Harmonium

anerkannt erstes Fabrikat

„Schiedmayer, Pianofortefabrik“

vorm. J. & P. Schiedmayer, Kgl. Hoflieferanten, Stuttgart.

[illegible]

DER GUTE TON

in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben von Franz Ebhardt. 12. verb. Aufl. Prachtwerk in 8°. Geh. in 2 Farb. a. Velinpap. m. viel. Vign. 47 Bog. eleg. geb. m. Goldschn. 10 Mk.

II. Teil. Unserer Frauen Leben. 3. verb. Aufl. 20 Bog. geb. 6 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt portofrei v. Verl. JULIUS KLINKHARDT in Leipzig u. Berlin W.

Tafelwasser I. Ranges

Natürlicher Sauerbrunnen

JUVENTA

Mehrfach prämiirt

zuletzt auf der Weltausstellung in Chicago 1893

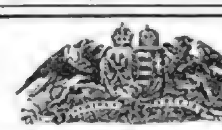
Vertreter für Export:

NELSON & MORITZ, HAMBURG.

Vertreter gesucht, wo kein Depôt.

HITZACKER BRUNNENVERWALTUNG, HITZACKER, (Provinz Hannover).

Andreas Saxlehner in Budapest, kais. und kön. HOF-LIEFERANT.



Analysirt und begutachtet durch Liebig, Bunsen, Fresenius, Ludwig.

Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser ist einzig in seiner Art.

Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.

Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.

Saxlehners Bitterwasser

Anerkannte Vorzüge: Prompte, verlässliche, milde Wirkung. Leicht und andauernd vertragen. Gleichmässiger, nachhaltiger Effect. Geringe Dosis. Milder Geschmack.

In den Mineralwasser-Depôts und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen:

Saxlehners Bitterwasser

Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung: Auf jeder Etiquette der echten Hunyadi János Quelle befinden sich Firma und Namenszug „Andreas Saxlehner.“

ganz besondere Feinfühligkeit zu ihrer Wahrnehmung erforderlich ist. Ueber die Feinfühligkeit muß der „Gedankenleser“ in erster Linie verfügen, dem außerdem jedoch noch ein gutes Teil Geschicklichkeit und Gewandtheit zur Seite stehen müssen. Bisher hat seine wissenschaftliche Ansicht experimentell wie kein [illegible] durch den von ihm [illegible] Apparat, einen Apparat, der auch die kleinste Muskelbewegung graphisch verzeichnet. Gegen seine Behauptungen hat bisher nichts Wesentliches in das Feld geführt werden können.

Junge Abonnentin in Oberstein, Griechischer Strauß in Frankfurt a. M., L. W. in Hamburg, J. B., Hotel „Goldener Engel“ in Prag, A. W. in Wien, K. W., L. der [illegible], Alter [illegible], O. R. in L., Namensschwester Ludwig Fuldas in [illegible], B. G. aus Hamburg, J. [illegible]. Dankend abgelehnt.

Alter Sangesfreund. Unsere Nachfrage war erfolglos. Vielleicht weiß einer unserer Leser, in wessen Verlag vor 50—60 Jahren die Weigl'sche Oper „Nachtigall und Rabe“, dann das Singspiel „Der [illegible] und der Junker“ mit dem „Bettlied“ erschienen ist und wo das Lied „Wie Wellenwallen und wie Glockenwogen“ zu haben?

Kapellmeister W. Das wird ja in Ihrem einsamen Forsthause herrliche Abende geben, wenn — wie Sie denken nach einem Jahr Studium — die beiden Schwestern im Violine und Klavier so weit gefördert sind, daß sie mit dem kleinsten Bruder Trios spielen können. Hohmanns praktische Violinschule in einer [illegible] Ausgabe von Ernst Heim (2 M.) und Wohlfahrts Neue Elementar-Klavierschule nach bewährter Methode (3 M.), beide in P. J. Tongers Verlag, Köln, erschienen, sind Ihnen hiermit empfohlen. Schöne Trios für diese Instrumente nennen wir Ihnen auf Wunsch später.

Richtige Lösungen sandten ein: A. v. [illegible] in Bukarest (3). Heinrich [illegible] in [illegible]. E. [illegible] in Rottweil (2). Fritz Meier in Kassel (3). „[illegible] und [illegible]“ in Hamburg (2). Helene Schmidt in Striegau in Schlesien. Georg Gerlach in [illegible] in Oberschlesien (3). W. [illegible] in Mülhausen im Elsaß (3). Karl und Reinhold [illegible] in [illegible]. Maria v. R. in Tiflis (3). Wanda v. [illegible] in Athen (3). „[illegible]“ in Kairo (3).

Gesundheitspflege.

F. K. in Moskau. Bei einem schon so lange dauernden derartigen Bronchialkatarrh, denn nur um einen solchen kann es sich in diesem Falle handeln, werden Sie mit sogenannten Hausmitteln nur wenig oder gar nichts erreichen. Doch können Sie es ja versuchen einmal versuchen, und zwar möchten wir Ihnen, neben dem allgemein beliebten Brusttee, Haferschleim empfehlen, der sich bei hartnäckigem Husten und zur Lösung des Schleims oft ganz gut bewährt. Man nimmt dazu einen Eßlöffel fein geschroteten Hafergrütze auf 1 Tasse Wasser und trinkt täglich 3—4 Tassen. Ganz ohne Arzneimittel werden Sie jedoch schwerlich auskommen und solche müssen Sie sich eben doch von einem Arzte verordnen lassen. Dr. Schm.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Das Ehepaar [illegible]. Erzählung von Rudolf Golm. — Ein [illegible]. — [illegible], Gedicht von Frida Schanz. — Unsere [illegible]. [illegible] der [illegible], von B. [illegible]. — Die [illegible] von Taege, von R. [illegible] von [illegible]. — In der [illegible] Campagna. — Die Explosion auf S. M. Schiff „Brandenburg“. — Der Teufels Anteil. Novelle von Natalie von Eschstruth. — Hektor Berlioz, von L. H. — Bühne. — Frida Capanz-Schanz, von B. W. Zell. — Das Veilchen, von Reinhard E. Petermann. — März. Gedicht von Erich Janson. — Natur und: Die weiße [illegible] Ritter- oder [illegible]; Ein [illegible]; Ein [illegible]; [illegible]; Eine [illegible]; [illegible]; [illegible] der [illegible] im Ciergarten; Phlox Drummondi [illegible]; Zur Pflege der [illegible]; Eine [illegible]; [illegible]; Hyacinthus (Galtonia) candicans; Der [illegible]; [illegible]; Zur [illegible]; Calla (Richardia) aethiopica als „[illegible]“; Ein [illegible] Gestell für [illegible] in Töpfen. — Schach. — Handschriften-Beurteilung, von L. Meyer, Ragaz. — Briefmappe.

Illustrationen: Ferd. Leeke: Ein [illegible]. — Prof. Franz Roubaud: Einzug der Russen in Derge (Kaukasus) 1845. — Edmund Knoeldt: In der römischen Campagna. — Tora Hitz: Abend. — Bildnis von Hektor Berlioz. — Bildnis von Frida Capanz-Schanz. — S. M. Panzerschiff Brandenburg und Leichenbegängnis der auf dem Panzerschiff Brandenburg Verunglückten. Originalzeichnungen von Ferd. Lindner. — März. Originalzeichnung von J. [illegible]. — Natur usw., mit elf Abbildungen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 11);
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 86, I., I.);
Budapest: Moritz Fecht (V. Franz Josefsgasse 3).

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25,
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sammlung hervorragender Novitäten des Auslandes.

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

Das Reich Gottes ist in Euch

oder

Das Christentum als eine neue Lebensauffassung, nicht als mystische Lehre.

Von

Leo N. Tolstoj.

Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von R. Löwenfeld.

Preis geheftet M. 5.—; elegant gebunden M. 6.—

Dieses hochbedeutsame Werk des berühmten Philanthropen, das bisher in Rußland nur in einigen Abschriften bekannt geworden ist, in Frankreich aber im Auszuge das größte Aufsehen erregt hat, liegt nun in meisterhafter, vom Autor selbst angeordneter Uebertragung zum erstenmal in seiner ganzen Vollständigkeit vor. Das Buch wird nicht nur die zahlreichen Tolstojverehrer, die es längst mit Spannung erwartet haben, sondern jeden Litteraturfreund und Gebildeten aufs Höchste interessiren, da es eine Fülle origineller und anregender Gedanken über das geistige und Kultur-Leben der Gegenwart enthält. In Deutschland wird besonders das Kapitel über die allgemeine Wehrpflicht auch vom Gegner mit Teilnahme gelesen werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Patent-Springfeder-Matratzen

Anfertigung in jeder Grösse.

von **Westphal & Reinhold** BERLIN SO., Rungestrasse 30.

Anerkannt die besten u. billigsten im Gebrauch!
Wer sich davon abraten lässt, schädigt sich selbst.
Preisbuch über Holz-, Eisen-, Engl. Bettstellen etc. gratis.

Jede Garantie wird gewährt.

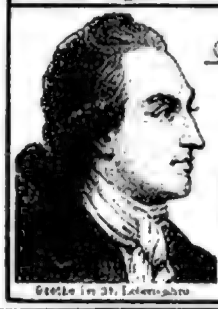
Wo keine Niederlagen, direkter Versand ab Berlin.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15.— p. mètre. Muster franko.

Farbige Seidenstoffe

Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Prächtiges Konfirmationsgeschenk!



Leizners Verlag von OTTO SPAMER in Leipzig.

Deutsche Litteratur-Geschichte. 3. Auflage.

Geheftet Mk. 14. In Prachtband Mk. 18.

Mit über 400 Abbildungen im Texte, 50 zum Teil farbigen Beigaben, wertvollen Porträts, Nachbildungen von alten Manuskripten und Handschriften, Büchertiteln, Holzschnitten, Kupferstichen und vielem andern.

Technikum Hildburghausen. Getrennte Fachschulen f. Maschinentechniker etc. Bautechniker & Bahnmeister etc. [illegible]

Sichere Methode zur Beseitigung der Bleichsucht, Blutarmut, Blutstockung u. und deren Folgen. Gratis und franko. Adressen unter K. Postamt 33, Berlin.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen. Preiscourante mit 1200 Illustrationen, auch über Werkzeug u. Materialien, 25 Pfg. Briefmarken. Mey & Widmayer in München.

Wichtig für Hausfrauen!
Lumpen aller Art werd. angenommen bei Bestellung auf moderne bzw. Stoffe für Männer-, Frauen- u. Kinder-Garderobe, Läufer, Teppiche, Bettvorleger, Portieren, Schlafdecken etc. bereits 1817 [illegible] Kunst-Webwarenfabrik Karl Döring in Mühlhausen in Thür. Muster und Prospekt franko.

Preislisten v. Raritäten u. gewöhnl. Marken [illegible]

Aug. Spangenberg, Berlin SO., Neanderstrasse 3
Strassenfahrstühle, Krankenstühle f. Zimmer, Bett-Tische, Closets, Bidets, Verstellb. Kopfkissen z. Schlafen in 20 verschiedenen Lagen. Tragstühle etc.

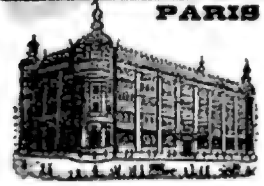
ROSEN
Stämme in allen Höhen und Strauchrosen fürs freie Land in reichster Auswahl, gut bewurzelt. — Katalog gratis. — Hohe und niedere in Töpfen kultivirte Rosen jederzeit versendbar. Sortenechtheit wird garantirt.
Rosen-Spezial-Kulturen Hohenkreuz b. Esslingen a. N.

Ein großes Bild.
Hochfeine große Photographien in bläulich vornehmem Ton, wie Stahl- oder Kupferstich, jedoch unvergängliche Photographie, wird nach jedem mir eingesandten kleinen Bild in großem Format geliefert. — Ueberraschend feine und zarte Töne. — Eine Zierde für jeden Salon. — Briefliche Anfragen an
L. Kauffmann, Porträt-Maler u. Hofphotograph, Kreuznach.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen: Hundertfünfzig Franks, Silberne u. goldene Medaillen und hors concours.
Auskunft gratis und franko.
Man schreibe an Dr. Clery in Marseille (Frankr.).

Höheres Handels-Institut
Villa Longchamp, Ouchy, Lausanne.
Neuere Sprachen, Franz., Engl., Ital., Span., Handelsfächer, kaufm. Korrespondenz in engl., franz., ital., span. Sprache, Vorber. f. alle Militär- u. Schul-Ex. incl. Abit.-Ex. Vorber. f. d. Polytechnikum. Dr. Georgens, Dir.

PARIS



GRÖSSTE MODEMAGAZINE

Printemps

Kostenfrei
versenden wir den illustrirten Catalog, in deutscher Sprache, enthaltend die neuen Modekupfer für die Sommer-Saison, auf frankirtes Anfragen an
JULES JALUZOT & Cie
PARIS

Muster der grossartigen Sortimente des Printemps ebenfalls gratis. Um genaue Angabe der gewünschten Sorten wird gebeten.

EXPEDITIONEN NACH ALLEN WELTTHEILEN.
Bestellungen erfolgen portofrei von 25 Fr. an und auf Wunsch auch zollfrei mit einem Aufschlag von 15 %.
Correspondenz in deutscher Sprache

Berliner Tageblatt

Von allen großen deutschen Zeitungen hat das täglich zweimal in einer Morgen- und Abend-Ausgabe erscheinende „Berliner Tageblatt“ in Folge seines reichen, **gediegenen Inhalts**, sowie durch die **Raschheit und Zuverlässigkeit** in der Berichterstattung (vermöge der an allen Weltplätzen angestellten eigenen Korrespondenten) die **stärkste Verbreitung im In- und Auslande** erreicht. Nicht minder haben zu diesem großen Erfolge die ausgezeichneten Original-Feuilletons aus allen Gebieten der Wissenschaft und der schönen Künste, sowie die hervorragenden belletristischen Gaben, insbesondere die **vorzüglichen Romane** und Novellen beigetragen, welche im täglichen Roman-Feuilleton des „Berliner Tageblatt“ erscheinen: So im nächsten Quartal drei interessante und fesselnde Erzählungen: H. Stahl: „Zwei Seelen“, Konrad Telmann: „Flitterwochen“, August Niemann: „Die Erbinnen“. **Alle** Romane und Feuilletons erscheinen **zuerst** im **B. T.** und **niemals gleichzeitig in anderen Blättern**, wie dies jetzt vielfach üblich ist. Außerdem empfangen die Abonnenten des **B. T.** allwöchentlich folgende höchst wertvolle Separat-Beiblätter: das illustrirte Witzblatt **„ULK“**, das feuilletonistische Beiblatt **„Der Zeitgeist“**, das belletristische Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle“** und die „Mitteilungen über **Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft**“. Die sorgfältig redigirte, vollständige **„Handels-Zeitung“** des **B. T.** erfreut sich wegen ihrer unparteiischen Haltung in kaufmännischen und industriellen Kreisen eines besonders guten Rufes.

(Vierteljährliches Abonnement kostet 5 Mk. 25 Pf. bei allen Postämtern. Inserate [Zeile 50 Pf.] finden erfolgreichste Verbreitung.)

CHOCOLAT MENIER

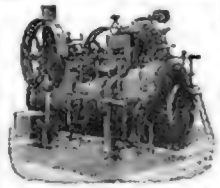
Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Confiserien.

Zu spottbillig. 4. Aufl. Heliowatte-Binden f. Diarrhoe, Erbrechen u. Zahnen nützt je 1 Tag 1.20 M., 1.35 M. Ztg. übl. 10 Mk. 25%, Rabatt, ausf. Zirkul. gegen 60 Pf. Zirkul. a. Dr. Credé, Dr. First, Ingen. Bernhard, Emil Schäfer, Mechanisch-Techn. Institut, Hannover.

MOTORENBOOTE, Gas-Petroleum-Motoren
LOUIS KÜHNE DRESDEN

Moderner Schmuck.

Nr. 1703. **Brosche**, ein Herz, kolier Goldton (ferner dunkelgrün das andere echter Marcasit (rosa) mit 3 echten Perlen eingefasst. Fassung 999 fein Silber vergoldet. Diese Brosche mit ihrer harmonischen Farben-Zusammenstellung macht einen Cherme reizenden Eindruck.
Preis Mk. 20.60 franko.
Gegen Nachnahme, bar oder Briefmarken. Illustrirter Katalog gratis und franko.
Carl Holl in Cannstatt, Goldwaren-Fabrik.



R. WOLF
Magdeburg-Buckau.
Bedeutendste Locomobil-Fabrik Deutschlands.
Locomobilen
von 4—200 Pferdekraft,
sparsamste Betriebsmaschinen
für Gross- und Klein-Industrie sowie Landwirthschaft.
Chicago 1893: 2 Medaillen, 2 Diplome.

Heilanstalt für Hautkrankheiten.
Sorgfältige individuelle Behandlung. Volle Verschwiegenheit. Schönste Aufenthalts-Gelegenheit. Ausführl. Prospekte frei.
Leipzig Lindenau, Dr. med. Ehle.

BAD NAUHEIM.
Töchter-Pensionat
von Zoé Bremer.
Junge Mädchen finden liebevolle Aufnahme in Familie, Sprachen, Musik und Malen, Ausflugstouren im Hause. Gesundheitsgemäße Lage. Schöne, freie Lage. Prospekte und Referenzen durch die Vorsteherin.

Centralheizungen,
Gas- und Wasserleitungen
fertigt seit 25 Jahren
Hermann Liebold, Dresden,
Grosse Klostergasse.
Referenzen von Privaten u. Behörden gratis. — Wasserversorgung ganzer Städte. —

Der Schwarzwald.

Gebirge mit Höhen bis zu 1495 Meter. Unvergleichliche Fernsichten über einen grossen Theil von Süddeutschland und auf die Schweizer und Tiroler Alpen. Prächtige Hochwälder, viele Stunden lang. Romantische Thäler und Felspartien. Höchst interessante Gebirgsbahnen. Grossartige Wasserfälle, viele Gebirgsseen. Wildbäche und Quellen. Jagd und Fischerei. Weltberühmte Bäderorte mit heissen und kalten, salzhaltigen und alkalischen Wassern. Sommerfrischen in allen Höhenlagen. Heilung für Kranke, Erholung für Ermüdete. Treffliche, zu kurzen Wanderungen wie zu längerem Aufenthalt. Bequeme Reiseverbindungen, vortreffliche Strassen und gutgehaltene Fusswege. Zahlreiche Aussichtsthürme an passenden Stellen und Gasthäuser auf den bevorzugten Höhen. Historische, malerische und fürstliche Merkwürdigkeiten, intelligente, gutmüthige und fleissige Bevölkerung. Zahlreiche Hotels für bescheidene und weitgehende Ansprüche. **Verein Schwarzwälder Gastwirte**, gegründet zu dem Zwecke, den Fremdenverkehr zu heben und allen Besuchern zu entsprechenden Preisen eine gute Verpflegung zu sichern.
Auskunft ertheilt und Mitgliederlisten mit Orientirungskarte des badischen und württembergischen Schwarzwaldes versendet unentgeltlich die Geschäftsstelle des Vereins in Hornberg (Schwarzwaldbahn).

Pädagogium Thale am Harz.
Schüler, Deutsche und Ausländer, finden gründliche Ausbildung, gute Pflege und gesunde kräftige Nahrung. Neue Heiz- und Gasanstalten. Turnhalle und eigenes Schwimmbassin. Prospekte und Referenzen. 1. und Unterr. 1900 M. Jährl. Prospekte. **Dr. Lehmann.**

C. Maquet,
Berlin W.,
Charlottenstrasse 63.
Heidelberg.
Krankenmöbel, mechan. Schüttelsessel, Zimmerclosets, Bidets.

Fabrik pharmaceutischer Präparate
Bestes Eisenmittel gegen Blutarmuth, Bleichsucht.
1 Dose 250 Pillen M. 3.50
Zu haben in allen grösseren Apotheken.
Eisenmanganpillen
W. Kirchmann, Apotheker.
Ottensen-Hamburg.

Interessante Bücher etc. etc.
viele hervorragende Neuheiten. Neuer Katalog 30 Pf. 25 Mark. 50 Pf. Grosser Rabatt. Grösstes, ältestes und reellstes Geschäft.
Appy & Co., Buchh., **Amsterdam.**

Weber's
Carlsbader Kaffee-Gewürz in Portionsstücken, das edelste Kaffee-Verbesserungsmittel der Welt, ist in Kolonialwaaren-, Drogerie- und Delikatess-Handlungen zu haben.

KLAVIERSCHULE
WOHLFAHRT
115 Seiten Prachtausgabe
Mk. 3, gebunden 4,50
VIOLINSCHULE
HOHMANN-HEIM
164 Seiten, Prachtausgabe
Mk. 3, gebunden 4,50
Neueste, beste & billigste
Verlag P. J. Tonger, Köln.

Nordseebäder
WESTERLAND und WENNINGSTEDT auf **Sylt**
Jetzt im Besitze der Gemeinde Westerland. Direction: Conrat Ibsen. a. D. v. Schäfer.
Stärkster Wellenschlag der Westküste.
Heilkräftigstes Seebad Deutschlands.
Sommer- und Rundreise-Fahrkarten auf allen grösseren Stationen.
Alles Nähere durch die Seebade-Direction in Westerland-Sylt.

Kalte Füsse
und viele andere Uebelstände werden sofort und für die Dauer beseitigt durch den täglichen Gebrauch meiner ganz neuen, elektrischen Einlegesohlen D. R. Pat. a. Jeden ein Jahr wirkender elektrischer Strom, von einer zur anderen Sohle gehend, den ganzen Körper durchdringt, weckt belebend, erwärmend und belebend auf die Organe auf. Die Sohlen sind bequem und angenehm, passen in jeden Stiefel oder Schuh, halten die Füsse stets warm und trocken und üben auf die Gesundheit im ganzen Körper einen wohlthuenden, erquickenden Einfluss, wodurch Gicht und Rheumatismus gehoben werden müssen. Ueberall durch Postkarte, die ich überallhin gratis und franko sende.
Reisender Hermann Richter,
i. Medina. Holländerdorf No. 821.
Hoflieferant Sr. Majestät des Großherzogs von Oldenburg, Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen-Weimar u. Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Hessen u. b. Rhein.

Stärkste Lithiumquelle der Welt
ist der Salzschlirfer Vonifaciusbrunnen.
Gegen Katarrh, Husten und Heiserkeit, Gicht und Rheumatismus, Blasenleiden, Harn- und Nierensteine, Hämorrhoiden, Verdauung u. — Gebrauchsanweisung, Analysen und Brunnenversand durch die **Brunnenverwaltung in Salzschlirf**, sowie durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken.
NB. Das im Handel vorkommende angebliche Salzschlirfer Salz ist nur künstliches werthloses Fabrikat und den hiesigen Quellen werden keine Salze entzogen.

NEU!

Zauber-Cigarren-Spitze.
Der Rauch zaubert reizende Bilder hervor. Amüsant für jeden Raucher.
Preis Mk. 1.—. Franko gegen Einsendung von Mk. 1.20 (in Briefmarken oder Geld) in Lederetui.
L. Fabian, St. Ludwig (Elsass).

Jod-Soolbad BAD HALL, Ober-Oesterreich.
Stärkste Jod-Soole des Continentes gegen Scrophulose und jene allgemeinen und speciellen Uebel, bei welchen Jod ein wichtiger Heilfactor ist. Vortreffliche Kureinrichtungen (Bäder- u. Trinkkur, Einspritzungen, Inhalationen, Massage, Kefyr-, Sole günstige klimatische Verhältnisse. Salzstation. Kaiserquelle über Lith. u. D. d'Arsonval. **Saison vom 15. Mai bis 30. September.**
Bäder werden auch vom 1. bis 15. Mai verabreicht.
Ausführl. Prospekte in modernen Sprachen durch die Kurverwaltung in BAD HALL.

Brauer-Akademie zu Worms.
Das Unterrichtsprogramm ist zu erhalten durch die Direktion
Dr. Schneider.

Für Kinder gratis ½—1 Esslöffel pro Einnahme 1—1
Tam-Confiture.
In Schachteln à 50 Pf. auch einzeln à 10 Pf. in allen Apotheken.
Nur echt von
C. Hunoldt
Nachfolger,
Apoth. — Gotha.

Apoth. Hunoldt's
Tamar Indien.
Aerztlich warm empfohlen, vorzüglich, mild, pflanzl., sicher und schmerzlos wirkende
Confiture laxative
von ausgezeichnet aromatischem Geschmack eine sehr wohlthätige Reinigung.
Allein echt.
Apothek. — Wirkung.

Seit Jahren in Kliniken und ärztlichen Hand-Attesten gegen
Verstopfung.
Kopfweh, Leberleiden, Hämorrhoiden, Migräne etc. fortlaufend in Anwendung.

Brauer-Akademie zu Worms.
Das Unterrichtsprogramm ist zu erhalten durch die Direktion
Dr. Schneider.

Sunlight Seife.

BESORGT IHRE FRAU SELBST DIE WÄSCHE?

Wenn Sie Ihre Gesundheit und Wohlergehn schätzen, und das Haus von Dampf und schlechtem Geruch frei halten wollen, und zu dem noch Brennmaterial, Soda und Waschpulver zu ersparen wünschen,

SO KAUFEN SIE IHR DIE

Sunlight Seife.

12 Selbst erworbene Medaillen!
Angelgeräte-Fabrikation
H. Stork in München c.
Nordendstr. 3.

Preisgekrönt: London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc. etc.
Grösstes Lager Deutschlands.

Zu haben in den meisten Papier-, Schreibwaaren- etc. Handlungen, sonst direkt.

Leonhardi's Tinten

Spezialität: Staatlich geprüfte u. beglaubigte Eisengallus-(Normal-) Tinten, Klasse I u. II.
Von unübertroffener Güte u. billig, weil bis zum letzten Tropfen klar u. verschreibbar.

Jede Füllung trägt einen Hinweis auf staatliche Prüfung.
Fabrik Dresden, gegründet 1826.

Ueber Land und Meer.

71. Band.
Sechsundreißigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Nr. 25.

Erscheint jeden Samstag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Bei Post-Anstalt Mark 3.50.

Osterzeit!

O wunderreiche Osterzeit,
Da aus des Eises starren Banden
Der Lenz in lichter Herrlichkeit
So wie der Heiland auferstanden.

Sieh hin, das frühe Veilchen blüht,
Und wo nach überwund'nen Tagen
Das erste Grün den Busch umzieht,
Hörst du die Drossel wieder schlagen!

Wohin du blickst, die Wunder winken,
Die das Gemüt allein begreift,
Und klug will dich das Kind bedünken,
Das nach der Kätzlein Eiern schweift.

Martin Greif.

Das Ehepaar Weigand.

Erzählung

von

Rudolf Golm.

III.

Es war an einem Sonntag; heller Sonnenschein lag über der Erde, die Luft war rein und klar und sanfte Frühlingslüfte wehten, jene milden Lüfte, die dem Menschen Lebenslust einhauchen und in ein Gefühl der Selbstzufriedenheit einhüllen, wo er Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart genußvoll und verheißend erblickt, wo er mit jedem neuen Atemzuge sich wundert, daß er je düster gestimmt sein konnte, da doch die Welt so schön, die Natur so freigebig und das Dasein so reich an wonnevollen Augenblicken sei.

Helene stand auf dem Balkon ihres Schlafraumes und blickte traumverloren in die Ferne.

Das Haus, das sie bewohnte, war an einem Flusse gelegen, der unbegrenzt dahinzuströmen schien, das Auge konnte ihm folgen, von keiner Schranke gehindert, denn weit hinaus reichte der Ausblick bis an Wald und Berge.

Und Helene betrachtete das so oft geschaute Bild mit erneutem Wohlgefallen; der Himmel, der sich heute über alles wölbte, war zu schön.

Sie freute sich auf den Spaziergang mit ihrem Manne, den sie vom Amte abholen wollte; sie freute sich, daß sie bereits ihre neue Frühlingstoilette tragen konnte.

Sie war nicht eitel, aber es erfüllte sie mit großer Genugthuung, wenn sie ihm gefiel, wenn sie sah, wie es ihn beglückte, daß sie aller Blicke auf sich zog.

Die Sonne schien ihr plötzlich schmerzlich stechend ins Auge; sie verließ den Balkon und ging in die Stube. Dort nahm sie die Handschuhe aus der Lade, um sich zum Fortgehen zu bereiten.

Eben hatte sie einen derselben angezogen, als sie hastige Schritte vernahm; gleich darauf trat Paul ein.

Sie wollte ihm entgegeneilen, um ihn mit einem Kuß zu begrüßen, doch blieb sie stehen wie festgebannt, als sie sein blasses und verstörtes Gesicht sah.

Erschreckt rief sie: „Um Gottes willen, Paul, wie siehst Du aus? Was ist vorgefallen?"

Er schwieg.

„So sprich, ich zittere."

„Was ich Dir zu sagen habe, betrifft Bürger."

„Er ist doch in Italien."

„Ja, er reiste dahin, weil er hoffte, dort Befreiung von seinen Leiden zu finden."

„Nun und —?" stieß Helene zitternd hervor, von einer fürchterlichen Ahnung erfüllt.

„Nun, und," erwiderte Doktor Weigand in schmerzlichem Tone, „nun, und er hat sie gefunden. Der Arme ist jetzt für immer von jeglichem Leide befreit."

Helene schrie entsetzt auf.

„So ist er tot?" fragte sie nach einer kleinen Pause erregt. „Wann ist er gestorben?"

Paul erzählte ihr nun, daß schon vor einigen Tagen die traurige Katastrophe eingetreten sei, daß er aber erst heute die Nachricht davon erhalten habe.

Frau Weigand hatte ihr Gesicht verhüllt; sie weinte heftig. Ihr Gewissen fühlte sich durch den Tod Bürgers beunruhigt und ihr Mitleid war durch sein so trauriges Ende mächtig angeregt.

Ein peinliches Schweigen war eingetreten.

Paul brach es nach einiger Zeit, indem er sagte, daß sie heute den Spaziergang wohl unterlassen wollten; Helene nickte, sie konnte vor Erregung kein Wort hervorbringen und mühte sich vergebens, ihre Thränen zu stillen.

Mit Hut und Handschuhen saß sie da, regungslos und leise vor sich hin weinend.

Nach einigen stummen Augenblicken begann Paul von neuem, indem er sich ihr näherte:

„So rege Dich doch nicht so sehr auf. Es ist freilich immer entsetzlich, wenn ein Mensch in der Blüte seiner Jahre stirbt, aber schließlich der arme Bürger war an seinem frühen Ende selbst schuld. Er hat seine besten Kräfte in wildem Leben abgenützt."

Helene fuhr fort zu schluchzen.

„Aber, Kind, so beruhige Dich doch," drang nunmehr ihr Gatte in sie; er setzte sich auf die Lehne ihres Fauteuils und versuchte ihr die Hände von den Augen zu entfernen. „Sieh her, Du warst ihm doch früher nie sehr geneigt, ja, Du empfandest sogar Widerwillen gegen ihn, und jetzt geht Dir sein Tod so nahe."

„Das ist's ja, das ist's ja," stieß sie darauf mit thränenerstickter Stimme hervor, „ich habe ihm Unrecht gethan, schweres Unrecht."

„Nein," entgegnete Paul fest, „keineswegs. Man soll zwar Toten nichts Böses nachsagen, aber Du brauchst Dir keinerlei Vorwürfe zu machen, daß Du uns entzweit hast. In seiner Feindschaft erst erkannte ich ihn ganz, und glaube mir, ich bewunderte Deine so rasche und richtige Beobachtung. Es that mir weh, aber ich kann es nicht verschweigen, er war kein guter Charakter."

Paul ging auf den Balkon hinaus; die tiefe Trauer seiner Frau hatte, so sehr er sich auch darüber zu täuschen bemühte, in ihm ein äußerst unangenehmes Gefühl hervorgerufen.

Als Helene sich allein sah, ließ sie noch einmal ihren Thränen freien Lauf; aber nur einige Augenblicke, dann beherrschte sie sich wieder.

Die Frage, ob sie ihrem Manne mitteilen sollte, was zwischen ihr und Bürger vorgefallen, beschäftigte sie aufs lebhafteste. Sollte sie ihm von ihren Begegnungen, von seiner Liebeserklärung, sollte sie ihm alles sagen? Sie konnte sich nicht dazu entschließen, sie fürchtete ein Mißverständnis, und davor bangte ihr. Sie hatte erkannt, was Mißverständnisse im Eheleben bedeuten.

Paul kam wieder ins Zimmer.

„Helene, es ist draußen heute wirklich herrlich, die Sonne ist an unserem Balkon schon vorübergezogen. Komm, setzen wir uns ein wenig in die wunderbare Luft. Sie erfrischt ordentlich und man fühlt sich nach jedem Atemzug gestärkt."

Helene wollte jetzt nicht mit ihm beisammen sein, da sie noch keinen Entschluß gefaßt.

„Es ist mir heute noch zu kalt im Schatten, ich bin sehr leicht gekleidet. Ich bleibe lieber hier."

„Gut, dann darfst Du aber nicht böse sein, wenn ich mich allein hinaus setze. Ich lechze nach solcher Frühlingsluft," und er ging.

Soll ich ihm alles sagen, soll ich es ihm verschweigen, kämpfte es von neuem in ihr, als sie wieder ihren Gedanken überlassen war. Wozu aber davon sprechen. Er glaubt vielleicht, wenn ich ihm alles erzählt habe, daß es nur die Hälfte ist, und zürnt mir. Wie kann er es je erfahren, wenn er es nicht von mir hört? Wozu unnötigerweise seine Ruhe trüben? Und doch, soll die Frau nicht ihrem Gatten alles mitteilen, was sie beschäftigt, soll nicht jede Thatsache, die in ihrem Leben von Bedeutung ist, ihm bekannt sein? Ist es nicht schlecht, wenn man vor einander Geheimnisse hat? Gewiß! Die Geheimnisse sind die Eltern aller Lügen. O, wie ich alle Lügen hasse! Und habe doch selbst lügen müssen. Allein war es nicht um des Guten willen? Aber man soll doch nie lügen. Es ist so häßlich, zu lügen. Armer Bürger! So starb er wenigstens in Frieden. Hätte ich Paul nichts verschwiegen, so wäre er mit einem noch mehr zerrissenen Gemüte aus der Welt geschieden. Ja, ich mußte lügen. Auch für Paul. Welches Unheil hätte ich über ihn bringen können, würde ich an jenem Abend, als ich zu spät kam, den wahren Grund für mein langes Ausbleiben angegeben haben! Ja, freilich, damals konnte ich nicht mehr die Wahrheit sagen, aber früher! Ja, früher! Bei der ersten, zweiten Begegnung mit Bürger! O Gott, so geht es, wenn man seinem Gatten ein Ereignis vorenthält.

Sie verhüllte mit ihren Händen Stirn und Augen und stützte die Ellenbogen auf den Schoß. Paul kam herein; er schüttelte den Kopf, als er sie ansah.

„Die Frauen sind doch ein merkwürdiges Geschlecht," sagte er zu sich, „ihr Mitleid ist stärker als ihr Haß." Er erinnerte sich Bürgers, dieser würde sicherlich hinzugefügt haben: „Ihre Liebe aber ist mächtiger als alles." Er betrachtete sie wieder; „Helene," rief er.

Sie fuhr auf.

„Ist es Dir draußen auch schon zu kalt geworden," sagte sie rasch. „Nicht wahr, die Luft ist nur im Anfang lind?"

„Hast Du Dich schon ein wenig beruhigt, Kind?" erwiderte er. „Ich muß wirklich gestehen, daß mich Dein Schmerz geradezu überrascht."

„Warum?" fiel sie ängstlich ein.

„Nun, weil Du doch nach dem Benehmen, das Bürger zum Schluß gegen mich an den Tag gelegt hat, unmöglich ein wärmeres Gefühl für ihn hegen kannst, um so mehr —"

„Weshalb warst denn Du so verstört, als Du eintrafest," unterbrach sie ihn.

„Ach, das ist etwas ganz anderes. Wir haben uns jahrelang gekannt, haben uns zeitweilig Tage hindurch nicht getrennt, kurzum, wir waren einmal Freunde. Aber Du, Du warst ihm nicht geneigt, selbst als er mir nahe stand und jetzt, nachdem wir in Feindschaft geraten sind, kannst Du Deine Thränen nicht stillen, da Du hörst — Nun ja, gewiß, es ist ein sehr trauriges Geschick, das ihn ereilt hat, und der Tod sühnt alles, aber schließlich —"

„Du kannst meine Gefühle nicht begreifen, lieber Paul; Du weißt nicht, warum ich so leide —" sie war entschlossen, ihm alles zu sagen.

Er ließ sie nicht ausreden. „Ja, ich weiß, Du machst Dir Vorwürfe, uns entzweit zu haben. Ich kann mir das sehr gut vorstellen."

Er sprach weiter, sie aber hörte ihn nicht mehr; diese Ablenkung hatte ihren Entschluß gelähmt. Sie suchte sich von neuem Mut zuzusprechen, indem sie sich die Notwendigkeit eines Geständnisses vorhielt. Paul bemerkte bald ihre Zerstreutheit und brach ab. Er trat zu ihr und küßte sie leise auf die Stirn.

„Helene, geliebtes Kind, betrübe Dich nicht allzusehr, Du bist ohnehin seit einiger Zeit schwächlich; Du darfst Dich nicht aufregen, davon wirst Du noch blässer, als Du bereits bist." Er küßte sie wieder. „Komm jetzt zu Tisch, willst Du?"

„Wie Du wünschst," lautete ihre apathische Antwort.

Er wollte nach dem Mädchen klingeln, da trat dieses ein und brachte einen Brief.

„An Dich," sagte Paul. „Von wem?"

Sie öffnete den Brief, und ihre Miene drückte höchste Verwunderung aus, nachdem sie ihn gelesen.

„Was ist," rief Paul, „von wem ist das Schreiben?"

„Hier, lies es selbst." Sie war gespannt, was ihr Mann sagen würde, sie konnte sich den Inhalt nicht deuten.

„Begreifst Du, was der Notar von mir wollen könne?" fragte sie.

Auch Paul war nicht im klaren. Was konnte vorgefallen sein, daß Doktor Kreutzer seine Frau bat, noch am selben Nachmittag in seiner Kanzlei zu erscheinen.

„Willst Du Dich vielleicht gar von mir scheiden?" versetzte er plötzlich lächelnd.

Helene erwiderte nichts, sie hatte den Brief noch einmal zur Hand genommen. Sie las ihn von neuem aufmerksam durch, fand aber nichts darin, was sie auf irgend eine Spur hätte bringen können.

Sie gingen zu Tisch; alle möglichen Vermutungen wurden während der Mahlzeit ausgesprochen, aber bei keiner erschien es wahrscheinlich, daß man die Frau statt des Mannes berufen würde. Schließlich meinte Paul, es werde das beste sein, wenn er statt ihrer zum Notar gehe. Helene hielt dies anfangs nicht für gut thunlich, stimmte aber bald ihrem Gatten bei. Sie blieb ernst und traurig, böse Ahnungen beschlichen sie.

Sowie sie zu Ende gespeist, brach Paul auf. Beim Fortgehen sagte ihm Helene, sie wünsche, er möge etwas Gutes bringen. Dabei zitterte ihre Stimme.

„Was Du aber ängstlich bist," erwiderte er kopfschüttelnd. Er sagte ihr Adieu und ging.

Helene überließ sich in ihrem Zimmer schmerzlichen Gedanken.

IV.

Auf dem Wege zum Notar grübelte Doktor Weigand noch immer, weshalb dieser wohl seine Frau zu sich berufen habe; noch mehr aber beschäftigte es ihn, daß Helene sich den Tod Bürgers so sehr zu Herzen genommen. Es schien ihm, daß sie heute anders gewesen sei als stets, von einer Unruhe, wie er sie nur noch am Abend ihres Geburtsfestes bemerkt. Diese Beobachtung gab seinem Denken eine Richtung, die ihn nahezu mit Schrecken erfüllte.

„Hirngespinnste, Hirngespinnste,“ stieß er undeutlich hervor. „wie kommt mir nur dergleichen in den Kopf!“ Er suchte sich selbst zu überzeugen, daß keinerlei Grund zum Zweifel an seiner Gattin vorhanden sei. Er führte jenen Abend an seinem Geiste vorüber, erinnerte sich, wie er damals auch grundlos häßliche Gedanken genährt, und es gelang ihm schließlich, die dunklen Wolken, von denen er seinen klaren Blick bedroht glaubte, zu verscheuchen.

Er näherte sich dem Hause des Notars; jetzt bemächtigte sich seiner wieder die Neugierde, was ihn bei diesem wohl erwarte. Er beschleunigte seine Schritte; rasch eilte er die Treppe hinauf.

„Ist Doktor Kreutzer zu Hause?“

„Bitte, nur einzutreten; ich werde ihn sofort rufen.“

Er trat ein; er sah sich im Arbeitszimmer um. Ueber dem Schreibtisch hing ein Vormerkkalender. Er warf einen Blick auf denselben, da fiel ihm das Wort „Bürger“ groß mit Bleistift darauf geschrieben grell ins Auge.

„Bürger und das heutige Datum; es ist offenbar, er will mich wegen Bürger sprechen. Aber man hat ja meine Frau gewünscht! Was hat Bürger mit Helene zu schaffen?“

Die Thür öffnete sich; Doktor Kreutzer kam auf ihn zu und drückte ihm mit Wärme die Hand.

„Guten Tag, Doktor Weigand, ich habe Sie lange nicht gesehen. Mein herzlichstes Beileid — Sie haben einen schweren Schlag erlitten.“

Sie wechselten noch einige Phrasen.

„Ich erscheine hier im Namen meiner Frau,“ sagte endlich Paul, um zur Sache zu kommen.

„Sehr wohl,“ erwiderte der Notar. „Ich habe Ihre Gattin zu mir gebeten, weil ich Testamentsvollstrecker Doktor Bürgers bin.“

Paul lauschte gespannt.

„Es ist nämlich in seinem letzten Willen eine auf Frau Helene Weigand bezügliche Stelle; von dieser wollte ich ihr Mitteilung machen.“

„Nur an meine Frau gerichtete Worte — für mich fand sich nichts vor?“

„Nichts,“ antwortete trocken Doktor Kreutzer.

Paul fürchtete fast, Doktor Kreutzer zu fragen, was diese Worte enthielten. Da begann schließlich der Notar nach einem Schweigen:

„Ja — hm, wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Doktor?“ Paul und der Notar setzten sich.

„Also,“ rief Paul gepreßt.

„Also —“ erwiderte nach einer nochmaligen Pause der Notar. „Was ich Ihnen zu sagen habe, betrifft das Testament des seligen Bürger. Sie sind darin mit einem Legat bedacht.“

„Ich?!“ rief Paul aufs höchste erstaunt.

„Ja,“ entgegnete der Notar und räusperte sich dabei, „das heißt — nicht eigentlich Sie, sondern — sondern — nun, Ihre Frau. Aber das bleibt sich ja schließlich gleich,“ fügte er rasch hinzu.

Weigand blieb sprachlos; jeder Blutstropfen war aus seinem Gesicht gewichen. Endlich ermannte er sich. „Kann man Einsicht ins Testament nehmen?“ brachte er endlich mühsam hervor.

„O, bitte!“ Doktor Kreutzer schloß eine Lade auf und entfaltete ein Papier, das er Weigand vorlegte. Er las den betreffenden Passus. „Ein Legat von hunderttausend Gulden ist auszuzahlen an Frau Helene Weigand, Gattin des Doktor Paul Weigand, wohnhaft — das heißt im vorliegenden Fall so viel, als Sie sind zum Universalerben eingesetzt, oder richtiger Ihre Gattin.“

„Von wann ist das Testament datirt?“ fragte Weigand rasch und sein Antlitz nahm eine flüchtige Röte an.

„Vom Tage seiner Abreise.“

Paul wurde von neuem bleich; er sank in den Stuhl zurück. Der Notar sah ihn verlegen an; eine peinliche Stille trat ein.

„Sie haben einen seltenen Freund verloren,“ sagte er schließlich.

„Ja, mehr, als ich verdient, hat er gethan,“ stotterte Weigand als Antwort. „Herr Notar, ich muß jetzt gehen. Ich bin zu angegriffen, um weiter mit Ihnen sprechen zu können. Alles Nähere werde ich in den nächsten Tagen mit Ihnen erledigen. Meinen Dank, meinen besten Dank. Adieu!“

Mühsam brachte er diese Sätze hervor.

„O, bitte, bitte,“ erwiderte verbindlich der Notar. „Also noch einmal — meine aufrichtigste Teilnahme.“

Die Thür schloß sich hinter Weigand; er war im Stiegenhaus; endlich allein!

In ihm hämmerte und pulsirte es, seine Beine schlotterten, mühsam hielt er sich aufrecht, dennoch stürzte er wie in einem Fiebertraum die Treppen hinunter; ihn jagte eine unbestimmte Angst; es war, als ob er fürchtete, Doktor Kreutzer könnte ihn zurückrufen und die fürchterliche Scene von vorhin werde er dann noch einmal erleben müssen.

Im ersten Stockwerk angelangt machte er Halt; krampfhaft stützte er sich am Geländer; die Dunkelheit im Stiegenhause, die er früher in seiner übererzten Stimmung verwünscht hatte, pries er jetzt; man sollte sein Gesicht nicht sehen; er glaubte, jeder müsse daran erkennen, welche Schande und Schmach er eben erfahren.

„Also, also, ruhig, was ist denn eigentlich vorgefallen?!“

Er führte sich im Geiste jedes Wort, das er vernommen, rasch vorüber. „Nein, nein, es ist alles klar, alles klar.“ Er schlug sich an den Kopf. „Ja, ja, ich begreife, daß es wahr sein muß, aber ich kann es nicht fühlen! Ich fasse es nicht! Weshalb denn nicht? Habe ich nicht selbst gesehen, wie sie geweint hat, als sie Bürgers Tod erfuhr: meint man so um einen Mann, dem man stets abgeneigt war?! Ja, wo waren denn meine Augen, daß ich nicht schon heute morgen erkannte, daß sie seine Geliebte war — seine Geliebte! Helene!“

„Er durfte sie in seinen Armen halten, er durfte — nein, nein, das ist ja nicht möglich!“ Kreischend rief er die letzten Worte laut aus. Es widerhallte im Hause. Er erschrak vor seiner eigenen Stimme und ergriff die Flucht.

„Fort aus diesem Hause, fort ins Freie, man hat meinen Schrei gehört, man wird fragen, was mir geschehen ist; was werde ich antworten?!“ Er eilte hinaus; er kam ins Freie. Die frische Luft und das helle Licht hemmten einen Augenblick den wilden Schritt seiner Gedanken. Die Straße lag einsam da, er sah niemand, auch das beruhigte ihn etwas.

Beim nächsten Hause angelangt blieb er stehen. Seine erste Absicht war, sich rasch in seine Wohnung zu begeben; er verwarf sie. So konnte er nicht vor seine Frau hintreten. Er wollte sich sammeln; nicht wie ein wildes Tier wollte er ihr erscheinen, sondern wie ein strenger, kalter Richter, der das Verbrechen unparteiisch beurteilt und unbewegt straft.

Ein Wagen fuhr lärmend heran; er winkte.

„Fahren Sie, wohin Sie wollen!“ sagte Weigand schroff dem Kutscher, nachdem er ihn zweimal bereits um die Richtung der Fahrt befragt.

„Wie, wohin?“

„So, um den Ring in des Teufels Namen!“ Paul stieg ein, der Kutscher brummte etwas vor sich hin und gab den Pferden den Zügel.

Paul zog im Wagen die Vorhänge vor die Fenster, um von niemand gesehen zu werden; auch im Gesicht des Kutschers glaubte seine übererzte Phantasie ein höhnisches Lächeln bemerkt zu haben, als ob er alles wüßte, was ihn bedrückte.

Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust; seine Erregung, seine Wut, alles löste sich jetzt, wo er sich ganz unbeobachtet wußte, in wüsten Schmerz auf.

„Mein Glück ist zerstört, was auch kommen mag. Wer kann denn ihre Unschuld beweisen? Und wenn sie schwört und beteuert, daß ich ihr unrecht thue, kann ich ihr glauben? Welche Frau thut das nicht, wenn ihre Schande entdeckt ist?! Und wenn ich ihr auch glaube, vor der Welt ist doch ihre Ehre dahin und auch die meine vernichtet, wenn ich bei ihr bleibe! Ja, muß denn die Welt davon erfahren? Gewiß, sie wird es durch Kreutzer. O Gott, o Gott, unglücklich und verhöhnt, das ist jetzt mein Los. Wie mir Doktor Kreutzer seine falschen, stechenden Augen ins Herz bohrte, wie er sich an meiner Verlegenheit weidete! Nun ja, er war ja auch einer von denen, die mich um meine schöne Frau beneideten. Ja, ja, jetzt werden alle triumphiren, die mich in ihrer mißgönnenden Freundschaft davor gewarnt, eine Schönheit zu heiraten. Sie werden sich ihrer Witze und Bonmots erinnern, die sie damals gemacht, und werden nun neue hinzufügen. Sie haben ja recht behalten. Scheuen Sie die Ehe; das Weib ist wohl die Krone der Schöpfung, aber die Dornenkrone. In ernsten Dingen wagt man kein Lotteriespiel; die Treue einer schönen Frau ist ein Haupttreffer, aber es gibt so unendlich viele Nieten. So geistreichelten sie und nun werden sie lachen, denn ihre Prophezeiungen sind ja eingetroffen. Sind sie es denn wirklich? Nein, das kann ja gar nicht sein, so unglücklich kann ich ja nicht werden! Und doch, bin ich's nicht schon? Was nützt in den Augen der Gesellschaft ihre Unschuld, sie wird nicht an sie glauben; die Gesellschaft, die zugleich die gläubigste und ungläubigste ist! Was nützt jetzt alles, frommt mir ihre Reinheit; circulus vitiosus, circulus vitiosus! Da bin ich schon wieder bei dem Ausgangspunkt meiner Gedanken! O Himmel, wenn ich nur das Ganze ruhig überblicken könnte! Wenn alles schon einen Tag hinter mir läge. Aber ich will es versuchen. Meine Frau hat mir bis heute nicht den geringsten Anlaß zur Eifersucht gegeben; ich hegte sie vielleicht trotzdem zuweilen, aber ich hatte kein Recht dazu; Bürger selbst war sie nie freundlich gesinnt und jetzt sollte sie mir mit ihm die Treue gebrochen haben, mit ihm, bei dem ich sie stets zur Liebenswürdigkeit zwingen mußte? Das ist ja sinnlos! Ja, aber wer sagt mir, daß das nicht alles nur Absicht war, daß sie diese Antipathie nicht nur geheuchelt hat, um jeden Verdacht von vornherein abzulenken? Derartiges ist häufig! Ach, und jetzt erinnere ich mich auch, damals am letzten Abend, wo Bürger bei uns gewesen, wie aufgeregt war sie da; mit welchen Augen hat Bürger sie angesehen! Wieder war sie es, die sich bei mir darüber beklagte, um kühn meiner Eifersucht vorzubeugen. Jetzt kommt mir jede Einzelheit ins Gedächtnis. Sie erwiderte damals keine meiner Liebkosungen, ja, schützte sogar Müdigkeit vor. Ach, jetzt bin ich auf der richtigen Fährte; wo war denn meine Vernunft, daß ich noch hoffen konnte! Man setzt eine Frau nicht ohne Grund zur Universalerbin eines großen Vermögens ein! Also, die ganze Zeit getäuscht, hintergangen, betrogen; all mein Glück war nur eingebildet! Ich war ein Tropf, wenn ich in ihr die vollendete Reinheit erblickte, in meiner Vorstellung hätte ich sie in den Armen Bürgers sehen müssen! Helene, mit ihren treuen blauen Augen, sie sollte mir alle meine Liebe so gelohnt haben, sie, die stets die Fürsorge selbst für mich gewesen und der ich fast nie auch nur die harmloseste Lüge nachweisen konnte! Nein, nein, nein! Ja, ja, ja! Weg mit aller Selbsttäuschung, mit aller gleisnerischen Beschönigung, es ist nichts mehr zu ändern, alles ist klar und deutlich. Seine Blicke, ihre Erregtheit und nun das Erbe! Ja, und daß ich das wieder vergaß, ihre Thränen heute bei der Nachricht von seinem Tode! So weint man doch nicht um einen entfernten Bekannten, so weint man doch nicht einmal um einen werten Freund, so schluchzt nur der Schmerz um den verlorenen Geliebten! Aber sie soll's büßen, ich werde keine Schonung üben!“ Er riß das Fenster auf, beugte sich hinaus und befahl dem Kutscher, nach seinem Hause zu fahren. Sie waren zufällig gerade in der Nähe desselben. Die wenigen Minuten, die sie bis dahin hatten, ließen wieder etwas mildere Gedanken in ihm aufkommen. Noch einmal störte ein schwacher Zweifel die Kraft seiner Wut.

Als er ausstieg, war er entschlossen, vorerst eine ruhige Miene zur Schau zu tragen.

Rasch bezahlte er den Kutscher, ohne ihn um seine Forderung zu fragen, mit einer Fünfguldennote. Dieser zog den Hut tief ab und fuhr kopfschüttelnd weiter.

V.

In seiner Wohnung angelangt, besah er sich im Spiegel des Vorzimmers; er wollte wissen, ob ihn der große Schmerz verändert habe. Ein bleiches, verzerrtes Gesicht blickte ihm starr entgegen.

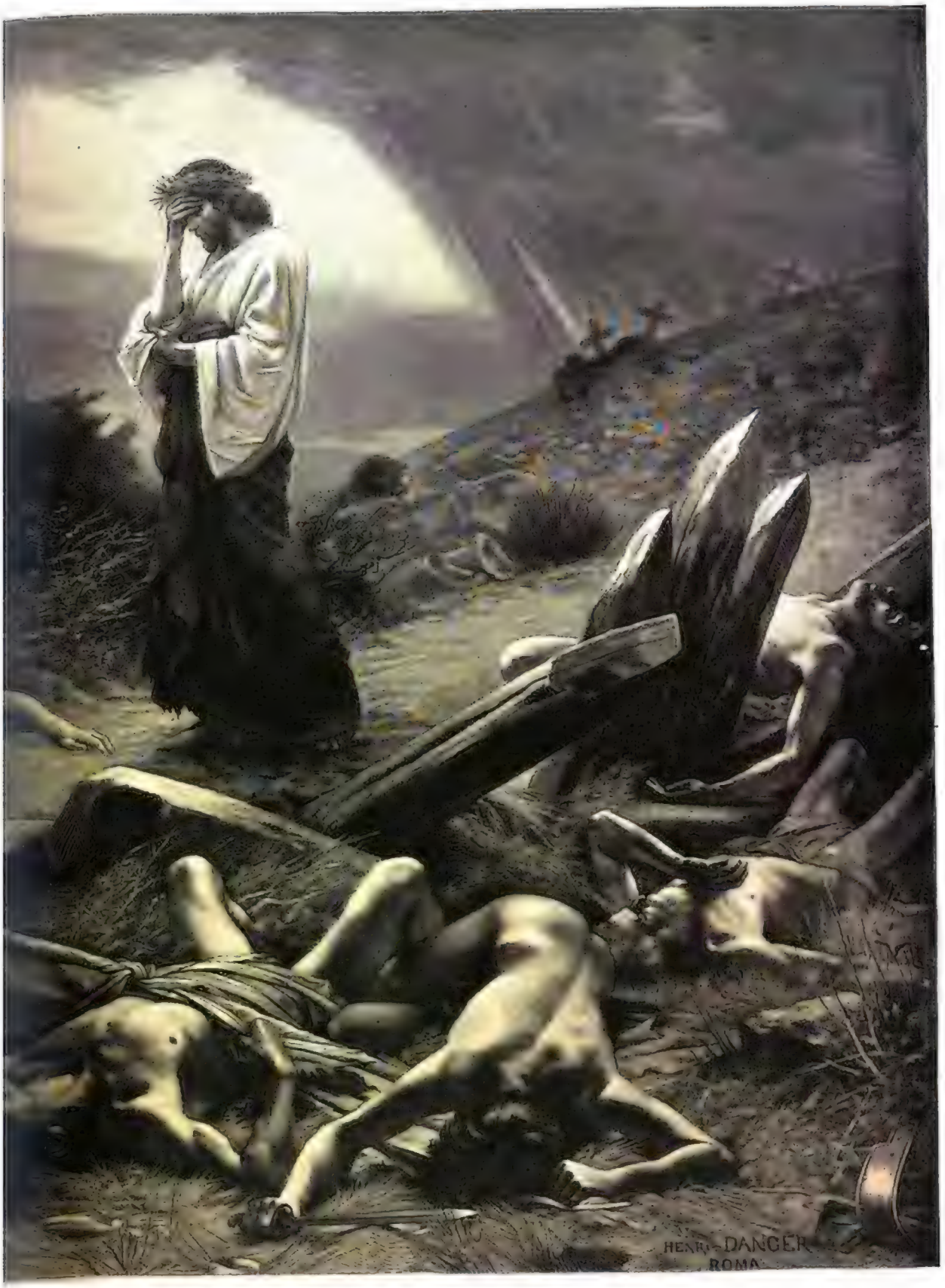
„Das also bin ich, so also sieht ein betrogener Ehemann aus!“ Und er knirschte mit den Zähnen. Das erhöhte noch das schreckliche Ausfehen seines Spiegelbildes und er bemühte sich, zu lächeln, indem er sagte: „Sehr nett, in der That!“

Er ging in das Boudoir Helenens; sie saß auf dem Sofa und blickte ernst vor sich hin. Auf einem kleinen Tischchen, das in der Nähe stand, lag ihr Taschentuch. „Sie weint noch immer um den Geliebten,“ dachte er.

„Helene, guten Tag!“ rief er laut.

„Um Gottes willen, Paul!“ Sie sprang auf und eilte ihm entgegen; sein Gesicht erschien ihr noch verstörter als am Vormittag.

H. Danger: Lieb



nter einander!

Er maß sie durchdringend vom Kopf bis Fuß und schwieg; Schrecken und Verwunderung rangen in ihrem Innern um die Herrschaft.

„Ja, aber, Paul, weshalb siehst Du mich denn so an?“

Er sprach kein Wort.

„Ich bitte Dich, was ist Dir, was ist beim Notar vorgefallen?“ Sie zitterte.

Nach einem letzten strengen Blick sagte er endlich mit kalter, schneidender Stimme: „Dir bringe ich eine freudige Botschaft.“

„Mit dieser Miene eine freudige Botschaft! Paul, warum quälst Du mich so?“

„Nein, nein, im Ernst. Bürger hat nämlich ein großes Vermögen hinterlassen.“

Sie fand alles widersprechend, sie ahnte, daß etwas Schreckliches kommen müßte. „Weshalb aber berief der Notar mich? Was hat das für Bedeutung?“

„Ein kurzer Passus im letzten Willen,“ erwiderte Paul langsam und berechnet.

„Für uns?“

„Für Dich!“

„Paul, wäre es möglich?!“ Sie stürzte sich in seine Arme, um ihr Antlitz zu verbergen, er aber wehrte sie ab.

„Bürger hat Dich zu seiner Universalerbin eingesetzt.“

Helene brach mit einem Schrei zusammen; sie fiel in den Fauteuil, der hinter ihr stand.

Paul blieb wie angewurzelt stehen; das Ganze kam ihm wie ein böser Traum vor.

Nach einigen Augenblicken machte er einen Schritt auf Helene zu; aber er that keinen zweiten, sondern wandte sich um.

Eine kurze Ueberlegung, dann ging er zur Thüre, er wollte das Zimmer verlassen.

Helene blickte auf und rief ihn entsetzt an.

Er kehrte sich zu ihr, dabei dachte er: es ist doch alles Heuchelei; ich fürchtete schon, sie wäre ohnmächtig, indes fiel sie nur auf den Fauteuil, weil sie mich damit zu rühren glaubte.

„Was willst Du?“ herrschte er sie in brüskem Tone an.

Ihre Antwort war neuerliches Weinen.

„Mache mir meinen Vorsatz, ruhig zu bleiben, nicht zu schwer. Dieses ewige Weinen ist mir widerlich. Wenn man das thut, was Du gethan hast, muß man gefaßt sein, eines Tages entdeckt zu werden.“

„Was ich gethan! O, daß Du das von mir glauben kannst! Von mir!“ Und wieder schluchzte sie.

Er betrachtete sie; der Schmerz ließ sie zusammenzucken und bitterliche Seufzer hoben und senkten ihre Brust. Schon war er beinahe zu Mitleid geneigt, doch es stiegen die von der Eifersucht in sein Herz gebannten Bilder in ihm auf. Zornig ballten sich seine Hände, aber er beherrschte sich. Ein kalter Richter will ich sein, ich habe es mir vorgenommen.

Mit erstickter Stimme stieß Helene da plötzlich hervor:

„Du hast meine Liebe nie verdient!“

Dies brachte ihn außer sich. „Wer denn hat sie verdient? Wohl nur Bürger! Du bedauerst vielleicht noch, mir jemals auch nur Liebe geheuchelt zu haben? Du hättest wohl nicht einmal das thun sollen —“ und er redete sich in eine blinde Wut hinein.

Während er so tobte, dachte er wohl, daß er eigentlich gar nicht das sagen wollte, was er da sprach, aber er mußte es trotz seines gegenteiligen Willens; dieser äußerte sich noch, nachdem er überwunden war.

„Genug, genug,“ flehte ihn Helene endlich an, nachdem er die ärgsten Beschuldigungen ausgesprochen. „Ich bitte Dich, laß es genug sein. Ich will Dir alles sagen, Du wirst dann einsehen, wie unrecht Du mir thust.“

„Sprich,“ erwiderte er streng. „Ich werde Dich ohne Unterbrechung anhören.“ Er fühlte sich Richter und wollte es mit Würde sein.

„Sprich,“ schrie er die Zaudernde an.

„Also sieh,“ begann sie furchtsam, da ihr Paul heute Schrecken einflößte, was ihr noch nie widerfahren, „also sieh, ich will Dir jetzt alles sagen, ich habe einen Fehler begangen, ich sehe es jetzt ein.“ Sie stockte, weil er wild lachend aufsprang.

„Weiter! Ich werde Dich nicht unterbrechen, ich habe es Dir versprochen,“ trieb er Helene an.

„Ja, ich sehe es jetzt ein, ich habe nicht so gehandelt, wie ich hätte handeln sollen. Siehst Du, ich habe Bürger auf der Straße oft gesehen — nicht gesprochen, nein, nur gesehen — ohne Dir etwas davon zu erzählen. Aber wozu hätte ich es thun sollen, ich wußte ja nicht, wie alles kommen würde. So lange er unser Haus besuchte, flößte er mir immer Grauen ein, weil er an nichts glaubte und mich stets so ansah, daß ich schauerte. Als ihr euch jedoch dann entzweit hattet, da änderten sich meine Gefühle. Ich bemerkte sein krankes, leidendes Aussehen und mit welch namenlosem Schmerz er seine Augen auf mich heftete. Da begann ich Mitleid für ihn zu fühlen. Aber um Gottes willen,“ unterbrach sie sich selbst, „Paul, glaube nicht mehr, als ich Dir sage; ich gestehe Dir getreulich alles, wie es war, damit Du es genau und ohne Trug weißt, aber ich bitte Dich, füge nichts hinzu!“

Er schwieg.

„Paul, versprich, mir nicht zu mißtrauen! Bei unserem Lebensglück —“

„Bist Du zu Ende?“ antwortete er kurz.

„Aber, Geliebter!“

Dies Wort mißfiel. „Sprich weiter, wenn Du willst, daß ich Dich noch hören soll.“

Helene atmete heftig und schwer und wand sich wie von höchstem Leid zerdrückt; krampfhaft faltete sich die Haut unter den Augen.

„Nein, nein, daß es so weit kommen mußte! So höre mich also weiter an.“ Sie fuhr fort: „Ich hatte bald die Ueberzeugung, daß Bürger mir täglich absichtlich begegnete, und suchte andere Wege, aber umsonst. Er kam immer an mir vorüber. Ich ging einige Tage nicht vom Hause fort; ich mußte ihn vom Fenster aus sehen. Schließlich gewöhnte ich mich daran. Ich teilte Dir nie etwas davon mit, weil ich fürchtete, Du würdest Dich ärgern, und wozu —“

Sein glühendes Auge ruhte auf ihr.

„Nun ja,“ wiederholte sie stammelnd, „und wozu — hätte ich Dir — Aufregung verursachen sollen? Hatte ich nicht recht?“

Sie machte eine Pause, er aber schwieg.

„Jetzt kommt das Schwerste. Um Gottes willen, daß Du mich dabei nicht mißverstehst.“

„Jetzt kommt die kühne Lüge, mit der sie sich zu retten hofft,“ dachte er.

Sie sah ihn noch immer bittend an; ihr Blick flehte um eine Aufmunterung.

„Wenn Du Dich schuldlos weißt, brauchst Du nicht so furchtsam zu sein.“ Paul sagte dies nahezu aus Hinterlist. Er wollte sie zutraulich machen, kam sich aber dabei vor wie ein Folterknecht.

„Also!“ herrschte er sie trotzdem wild an.

„Ich habe Bürger auch einmal auf der Straße gesprochen,“ stammelte sie. „Es war an meinem Geburtstage, als ich so spät nach Hause kam.“

„Wo Du auf mein Monogramm so lange warten mußtest?“ Ein toller Wutausbruch folgte.

Er beschimpfte sie auf das schmählichste; sie verbarg ihr Gesicht in der Lehne des Sofas.

Er schwieg; sie weinte; sein Blut kühlte sich etwas ab, er erinnerte sich, daß er sich versprochen, ein kalter Richter zu sein.

„Fahre fort,“ sprach er mit eisiger Stimme.

Eine kurze Pause folgte; es schien, daß sie sich nicht zum Sprechen ermannen konnte.

Plötzlich erhob sie sich rasch, richtete sich hoch auf und sagte in einem Tone, dem man die erkünstelte Ruhe deutlich anmerkte: „Ich bin fertig. Ich schwöre Dir, daß ich Dich treu geliebt habe bis heute. Aber auch wenn Du mir glaubst, ist ein Zusammenleben zwischen uns nicht mehr möglich. Du hast mich zu tief beleidigt.“

Das schwer verhaltene Schluchzen brach los; sie verließ das Zimmer.

Er blieb einen Moment starr; dann lachte er auf wie ein Wahnwitziger. Er stürzte zur Bibliothek und riß dort ein Buch heraus.

„Kommen in allen diesen Romanen nicht genau dieselben Scenen vor. Eingelernte Phrasen! Und damit glaubt sie mich täuschen zu können! Ach, sie ist klug, sie will jetzt den Spieß umkehren. Ich soll nun vielleicht noch um Vergebung stehen müssen!“ Er warf wütend das Buch an die Wand. „Alter Witz, alter Witz! Ich würde lachen, bei Gott, wenn ich nicht weinen müßte.“

Er schloß sich in sein Zimmer ein und lag bis zum Abend auf seinem Bett. Er stöhnte wie von den heftigsten Schmerzen gepeinigt. Bald weinte er, bald lachte er.

„Kann ich nicht froh sein, daß ich von ihr befreit werde? Verliere ich etwas an ihr? Nein; höchstens ein Ideal, denn sie selbst war doch nie das, wofür ich sie hielt. Ich liebte nur ihren Charakter, der war aber doch bloß in meiner Einbildung so herrlich!“ Dies beruhigte ihn; er lächelte. „Es wird sich wohl ein neues Ideal finden lassen. Gott, wenn sie das gewesen wäre, als was sie mir erschien! Ja, wenn! — Wie kann man etwas wünschen, was nicht existirt? Und doch, sie ist schön! Ja, schön und sanft! Gibt es nur eine, die auch nur scheint, was sie war! Nein! Aber sie war es ja nicht. Wenn aber vielleicht doch —“

So bewegten sich seine Gedanken fortwährend im Kreislaufe; und immer wieder schrie er, wenn er zum Ausgangspunkte zurückgetrieben wurde:

„Circulus vitiosus, circulus vitiosus!“

(Schluß folgt.)

Liebet euch unter einander!

(Siehe das Bild Seite 512 und 513.)

Wenn Schiller seinen Chor in der Braut von Messina singen läßt: „Aber der Krieg auch hat seine Ehre, der Beweger des Menschengeschicks“ so spricht er damit den antiken Standpunkt aus, der ungefähr Vertreter noch in der Gegenwart hat. Es bricht sich aber mehr und mehr von den verschiedensten Seiten her auch die gegenteilige Anschauung Bahn.

Ein furchtbares, aber heilsames Machtwort für den Frieden erhebt unser Bild. Die Schlacht ist vorüber, aber unbegraben liegen die Leichen der blühendsten Jugend wie der kräftigsten Männer weithin übers Schlachtfeld zwischen Dornen und Disteln, allen Schmuck, ja der Kleider beraubt, umkreist von heißhungerigem Aasgevögel. Von der brennenden Stadt, die in einen Schutthaufen verwandelt ist, wälzt sich eine schwere schwarze Rauchsäule herüber. Da kommt in tiefem Weh, wie vom Hügel Golgatha herab, auf dem er den Tod der Liebe gestorben ist, Jesus Christus geschritten; oder mahnen uns nicht die drei Kreuze auf der Höhe an die drei Kreuze des Karfreitags?

Der eine der Erschlagenen umklammert noch die Fahne; sie trägt ein Kreuz an der Spitze. Also ist's wohl gar ein Glaubenskrieg, der hier geführt wird, die fürchterlichste Lästerung gegen den Gekreuzigten.

Ja, Christus hat gewiß in seinem Erdenleben die Greuel vorausgesehen, die auch unter seinem Namen noch geschehen, die in der sogenannten christlichen Zeit nicht bloß die Blätter der Weltgeschichte, sondern auch die der Kirchengeschichte dick mit Blut besleckten. Ja, er hat seine Jünger gelehrt, der Obrigkeit gehorsam zu sein, ob sie die Bekenner seines Namens aufs Marterkreuz schleppt, oder ob sie ihnen befiehlt, mit den Waffen in der Hand den Boden der Schlachtfelder zu düngen; der Tod fürs irdische Vaterland führt sie in ihre himmlische Heimat; sie kämpfen mutig wie nur einer; denn ihr Vater im Himmel waltet über ihnen auch im Pulverdampf und im Einzelkampf. Ja, Christus hat die Kriege menschlicher gemacht und schickt die Samariterliebe übers Schlachtfeld, die die Verwundeten pflegt und den Sterbenden den letzten Trost spendet.

Aber unmenschlich und unchristlich bleibt damit der Krieg doch noch heute und die in Waffen starrenden Millionenheere sind erträglich doch nur in dem Gedanken, daß kein Mensch den Mut hat, solche Massen zu lenken und gegen einander loszulassen. Und hoffentlich wird der Grund nicht für die Notwendigkeit des Krieges ins Feld geführt, daß die Tugend der Tapferkeit ohne ihn aussterben müßte. Der, der uns befohlen hat: „Liebet euch unter einander“, war doch tapferer als alle seine Gegner zusammen. Es gibt eine edlere, höhere Tapferkeit als die, die die Waffen der Zerstörung bedarf. Und gegen Uebervölkerung und andere gefürchtete Schäden, die das Aufhören des Kriegs im Gefolge haben sollen, weiß sich die Natur selber zu helfen, dazu bedarf sie der Beihilfe der Menschheit nicht, die blind gegen sich selber wütet. Zum „Friede auf Erden“ der Christnacht, zum Ostergruß „Friede sei mit euch“ gehört auch die Erfüllung des Prophetenworts, daß die Schwerter zu Pflugscharen und die Speere zu Sicheln gemacht werden. Und als Friedensapostel will auch das vorstehende Bild uns willkommen sein! Noch sind wir ja weit vom Ziel. Aber der Maler läßt den lebendigen Christus über das Leichenfeld schreiten — ein Zeichen, daß die Liebe noch lebt und darum auch mehr und mehr siegt. Steht doch auch über unseres größten Feldherrn Moltke Grab die Inschrift: Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.

Der Festkommers alter Corpsstudenten zu Berlin.

(Hierzu das Bild Seite 509.)

Am 24. Februar d. J. wurde in den Räumen der Berliner Philharmonie der alljährlich wiederkehrende Kommers deutscher Corpsstudenten diesmal in ganz besonders glänzender Weise und unter außerordentlich zahlreicher Beteiligung gefeiert. Aus allen Gauen des Reiches waren die Musensöhne von einst und jetzt zusammengeströmt, um diesem Festtage beizuwohnen, der die Vertreter der Corps fast sämtlicher deutscher Universitäten, zum Teil in sehr erheblicher Anzahl, zusammenführte. Selbst hochbetagte Greise waren unter den Anwesenden, die die Mühen und Umstände einer weiten Reise nicht gescheut hatten; es ging, wenn ich nicht irre, bis zum 127. Semester hinauf, wie sich nachher beim Semesterrufen herausstellte.

Der Beginn des Festes erfolgte unter schmetternder Fanfarenmusik. Die Kapelle des Gardekürassierregiments in Uniform war zur Stelle. Schon frühzeitig hatten sich ringsum die Logen und Galerien mit einem erregenden Flor von Damen, Ehegattinnen, Töchtern und Bekannten der Kommersierenden geschmückt, die an dem lustigen Jockeytreiben der Herren ihre helle Freude hatten. Die Bewegungsfreiheit, die den Zuschauern in den Seitensälen und Galerien eingeräumt war, erhöhte noch wesentlich den Genuß und die Kurzweiligkeit des Aufenthalts.

Der Präses des Kommerses, Staatsanwalt Lodemann, hielt in markiger und zündender Rede den Kaisertoast, worin er nicht verhehlte, des großen historischen Aktes der wenige Wochen zuvor erfolgten Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck zu gedenken, damit ein begeistertes Echo bei allen Teilnehmern erweckend.

Der Kaisertoast blieb die einzige offizielle Festrede dieses Abends. Doch kamen später auch die Vertreter der verschiedenen Universitäten zu kurzen Begrüßungsansprachen zum Wort.

Mächtig brausten alsdann die Festgesänge durch die weite Halle, die, von jungen und alten Burschen mit feuriger Begeisterung angestimmt und von frischer Militärmusik getragen, eine unbeschreiblich schöne Wirkung hervorriefen. Da war bald nichts mehr von gegenseitigem Fremdsein und Zurückhaltung, die Schranken des Philistertums fielen ab, und Alt und Jung war eins.

Ein zwanglos fröhlicher Verkehr beherrschte alsbald die ganze große Versammlung, die nur einmal noch zu feierlichem Ernst sich schickte, als der hehre Weihegesang des Landesvaters mit seinem bedeutungsvollen Feremonell angestimmt wurde. Es geschah diesmal so früh, daß es auch den Damen möglich war, den Gesang mit anzuhören.

Wer so als stiller Beobachter des Festes, wie der Verfasser dieser Zeilen, von der Galerie des Saales aus, die jubelfrohe Menge überschaute, dem mußten eigene Gedanken kommen an einem solchen Tage. Erschien ihm doch die Feier, die er mit ansah, wie eine erhabene Kundgebung zu gunsten eines Strebens nach wahrhaft menschenwürdigen Idealen, die in dem öden Materialismus der Gegenwart erstickt zu werden drohen. Es geht schon heute ein Ahnen und Sehnen durch die Volksseele, daß bessere Zeiten kommen werden, und mich will bedünken, daß unsere deutsche Studentenschaft die Fackeln zu entzünden und den Weg zu zeigen haben wird, der an das Licht führen soll. H. Zimm.

Emil Rittershaus.

(Hierzu das Bild Seite 521.)

Selten hat ein Dichter solche Volkstümlichkeit erlangt wie Emil Rittershaus; nicht bloß in seiner Heimat, Rheinland und Westfalen, erklingen seine Lieder, auch im übrigen deutschen Reich sind sie bekannt und beliebt, und manchem Komponisten sind sie willkommene Unterlagen zu frischen Melodien geworden. Der „rheinische“ Dichter besitzt eben eine merkwürdige Elastizität der Sprache, eine leichte Behandlung des Reims, ein tiefes Eingreifen in das menschliche Gemütsleben und eine freie Auffassung der Zeit und ihrer Verhältnisse, dazu einen glühenden Patriotismus, wie solche Eigenschaften nur wenige Poeten in sich vereinigen. Unterstützt wird er von einem echt religiös-christlichen Sinn, der sich von allen beengenden Fesseln frei hält und nur dem freien Menschentum gilt, und einem warmherzigen Sinn für Familienleben. Seine Lieder sind voll Ursprünglichkeit und im tiefsten Innern empfunden. Man merkt ihnen an, daß sie aus dem Herzen hervorquellen, und so müssen sie wieder zum Herzen dringen. Aller Parteikampf ist ihm zuwider, und ob er auch mit wuchtigen Worten oft genug die extremen Richtungen der Zeit geißelt, er bleibt doch der Apostel der Versöhnung und steht auf der hohen Warte allgemeiner, idealer Anschauung.

Rittershaus ward am 3. April 1834 in Barmen geboren. Er besuchte die dortige Realschule und wurde, aus Rücksicht für das väterliche Geschäft, wenn auch gegen seinen eigentlichen Wunsch und seine Neigung, zum Kaufmannsstand erzogen. Er betrieb früher ein Geschäft in Elberfeld, siedelte aber 1862 nach Barmen über. Auch dort wollte ihm anfänglich das Glück nicht wohl, bis er 1865 ein Agenturgeschäft gründete, dem er noch heute vorsteht. Im Jahre 1854 verheiratete er sich mit Hedwig Lucas aus Elberfeld und fand in ihr eine geistig anregende Lebensgefährtin, die selbst dem Gatten manchen Schatz ihres Herzens spendete. Ihr und seinen Kindern, deren er sechs, drei Söhne und drei Töchter, besitzt, gelten viele seiner warmherzigen Lieder, die von dem Glück seines ehelichen Lebens Zeugnis geben.

Schon in frühem Alter pflegte er Umgang teils mit den Dichtungen eines Freiligrath, Geibel, Grün, Herwegh, Prutz und anderer, teils persönlich mit Oelbermann, Fr. von Sallern, Karl Siebel. Seine im Geschäft des Vaters unternommenen Reisen nach England, Holland, Frankreich, Belgien, der Schweiz und Italien dienten ihm zur Sammlung reicher Welt- und Menschenkenntnis. Er gründete in seiner Heimat ein Lesekränzchen, ein Liebhabertheater, den sog. Wupperbund, schrieb manche, oft scharfe „Korrespondenzen aus dem Wuppertal“. In seinem Hause verkehrten später Vogumil Goltz, Emil Derenthal, Karl Vogt, Marie Seebach, Robert Prutz, Wilhelm Jordan, die Maler Scheuren, Tidemann und andere. Das alles hat auf den lebendigen, sprudelnden Geist von Rittershaus großen, anregenden Einfluß ausgeübt und ihn auf der bewundernswerten Höhe seiner Schaffenskraft erhalten.

Im Buchhandel erschienen von Rittershaus bisher: „Gedichte“ (Elberfeld und Breslau 1854, jetzt 7. Auflage); „Freimaurerische Dichtungen“ (Leipzig 1886, 1.—4. Auflage); „Neue Gedichte“ (Leipzig 1885, 5. Auflage); „Dem Papste“ (Barmen 1878, 30. Auflage); „Für Oberschlesien“ (Barmen 1880); „Am Rhein und beim Wein“ (Leipzig 1885, 3. Auflage); „Buch der Leidenschaft“ (Oldenburg 1889, 4. Auflage); „Aus den Sommertagen“ (Oldenburg 1889, 4. Auflage); „In Wanderliebe und Bruderstreue“ (Leipzig 1893). Außerdem hat er eine Menge einzelner Dichtungen in Flugblättern und Zeitschriften und den verschiedenen Gelegenheiten geschaffen und veröffentlicht. Erinnert sei hierbei nur an das Lied an Germania, bei Einweihung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald, das ebenso wie der Prolog zur Eröffnung des Elberfelder Stadttheaters seinen glühenden Patriotismus und den großdeutschen Staatsgedanken kennzeichnet, den er allezeit im Vertrauen auf die deutsche Kraft besaß.

Wie Rittershaus neben seinen dichterischen Schöpfungen sein kaufmännisches Geschäft nie aus dem Auge verlor, hat er auch als öffentlicher Redner durch seine, namentlich der deutschen Literaturgeschichte geltenden Vorträge in Vereinen sich große Verdienste erworben. Sein vorzüglicher Vortrag und die Kraft seiner Stoffe wußten allezeit seine Hörer in hohem Maße zu fesseln.

Rittershaus hat auch dem Freimaurerbund, dem er seit 1863 angehört, seine Thätigkeit gewidmet und für dessen ideale Entwickelung in Deutschland viel gewirkt. Seit 1878 ist er Vorsitzender des Vereins deutscher Freimaurer.

Wie Rittershaus nicht bloß an den Worten hing, sondern der That huldigte, in der diese einen Widerhall finden sollten, war er in seiner Vaterstadt thätig für manche humanitäre Bestrebungen, die er schuf und teilweise selbst leitete, so den „Allgemeinen Bürgerverein“, eine „Fortbildungsschule“ und andere. Er ist eben ein Mensch im edelsten Sinne des Wortes.

Nicht ohne manche, oft schwere Anfechtung ist Rittershaus' Gesundheit geblieben. Obwohl in der Jugend am Körper schwach, hat er sich durch körperliche Uebungen, wie Turnen, Schwimmen und Reiten, zu stärken gewußt und das hat ihm über alle Unbilden bisher glücklich hinweggeholfen.

Am 3. April 1894 erreicht er seinen 60. Geburtstag. Möge dem echtdeutschen Sänger noch ein fröhlicher und gesunder Lebensabend beschieden werden und seinem treuen, warmen Herzen noch manche herrliche Blüte entsprießen zur Freude des gesamten deutschen Vaterlandes und aller seiner zahlreichen persönlichen Freunde. K. G.

Volksdemonstration in Budapest.

(Hierzu das Bild Seite 521.)

„Politisch Lied, ein garstig Lied!“ Und dennoch wird eine getreue Zeitchronik in Wort und Bild der Hexe Politik niemals völlig aus dem Wege gehen können, weil sie am rührigsten thätig ist, um in das Kaleidoskop der Ereignisse interessante und neuartige Bilder einzufügen. Das von Lied und Klang romantisch verschönte Land der Puszten hat sie sich jetzt zum Schauplatz ihrer feurigsten Thätigkeit auserlesen; seit Monaten spielen sich drunten in Ungarn Scenen ab, welche geeignet sind, die Gemüter aufzuregen und selbst den Stillsten mit hinein zu reißen in den Wirbel des Parteikampfes, der um die kirchenpolitischen Reformvorlagen des liberalen Ministeriums Wekerle entbrannt ist. Das kühne Kabinet hat die weitestgehende dieser Vorlagen, jene auf Einführung der obligatorischen Zivilehe, zuerst im Parlament eingebracht, um die heikelste Schlacht zuerst zu schlagen. Dann erst folgen die minder heftig bekämpften Vorlagen über die freie Religionsübung, über die staatliche Führung der Geburts-, beziehungsweise Taufmatrikeln und über die Rezeption der jüdischen Religionsgenossenschaft. In dieser Voranstellung des schwierigsten und am leidenschaftlichsten angefeindeten Gegenstandes zeigt sich jene mutige, tapfere Zuversicht in die Kraft des Fortschrittsgeistes, welche die Haltung des ungarischen Ministeriums im höchsten Sturme dieser Zeit bewundernswürdig macht.

Die heutige, so haarscharf zugeschliffene Lage ist merkwürdig genug entstanden. Zwischen dem neuen Fürstprimas Vaszary und der Regierung gab es einen Streit über die sogenannten „Wegtaufungen“. Katholische Pfarrer tauften nämlich auch jene Kinder aus gemischten Ehen, die nach dem Gesetze protestantisch werden sollten, katholisch und unterließen es, dem Seelsorger des anderen Bekenntnisses den gesetzlich gebotenen Auszug aus der Taufmatrikel mitzuteilen. Dieser Wegtaufungsstreit wurde nun von der parlamentarischen Opposition begierig aufgegriffen, um das Ministerium zwischen zwei Feuer zu drängen. Alle Parteien, die sich im Wunsche nach Befestigung des fortschrittlichen Ministeriums begegneten, wollten die seit Deáks Zeiten nie entschlummerte Zivilehefrage auf und begehrten eine gründliche kirchenpolitische Reform im Sinne der vollen Anerkennung staatlicher Hoheit. Sie hofften, das liberale Kabinet werde den Monarchen zu dieser, der Kirchenmacht höchst anstößigen Reform nicht bewegen können und darum abtreten müssen. Nun ist aber das scheinbar Unmögliche wirklich geworden. Die Regierung hat nach oben gesiegt, hat ihren Reformplänen die Krone gewonnen und wird zuversichtlich auch nach unten siegen, weil trotz aller Intriguen und Agitationen der Gegner die große Mehrheit des Volkes mit ihr geht. So fromm auch die ungarische Nation ist, sie will doch in Herzenssachen nicht vom Pfarrer gelenkt sein, sie fordert die Möglichkeit einer Verbindung von Angehörigen verschiedener Glaubensbekenntnisse, die heute fast in allen Kulturstaaten vorhanden ist. Bürger und Bauern, Studenten und Handwerker jauchzen in Volksversammlungen der Reform zu.

Selten noch hat sich eine parlamentarische Aktion unter so lebhafter Teilnahme der Massen abgespielt, wie gegenwärtig die Verhandlung des Zivilehegesetzes. Tausende füllen die enge Alexandergasse, in der sich das ungarische Abgeordnetenhaus — ein Interimsgebäude — befindet, und durchfluten die sonst einsamen Parkanlagen des gegenüber liegenden Nationalmuseums. Das Temperament der ungarischen Rasse äußert sich da in kräftigster Form; den hervorragendsten Verächtern der fortschrittlichen Sache braust, wenn sie das Haus betreten oder verlassen, ein Orkan der Begeisterung entgegen, während den „Schwarzen“, wie sie das Volk nennt, unverhohlen die Verachtung bezeugt wird. Selbst die Popularität des Grafen Apponyi ist geschmolzen wie Märzenschnee, und der Liebling der goldenen Jugend, dessen Witz dem greisen Tisza den Weg ins Parlament so oft zu einem wahren Martyrerwege machte, hört nun selbst täglich die „Abzug“-Rufe sich entgegenhallen, während Tisza die Genugthuung erlebt, insofern es ihm Genugthuung ist, daß ihm die wandelbare Gunst der Straßenpöbler wieder lächelt, daß ihm vielleicht dieselben Stimmen zujubeln, die ihn von seinem Platze herabgebrüllt haben. Der Held des Tages ist aber der Justizminister Szilagyi, der Verfasser des heiß umstrittenen Gesetzentwurfes und dessen genialer Verteidiger, dem sich die Freunde begeistert, die Feinde zähneknirschend unterordnen. Szilagyi ist ein Staatsmann, dessen Lebenselement der Kampf ist, der Kampf um große Prinzipien. Nun kämpft er ihn, kämpft ihn kraftvoll und wird ohne Zweifel den Siegeskranz an seine Fahne heften. Das ungarische Volk wünscht ihm den Sieg. Das beweisen die Demonstrationen, mit denen es fast täglich seinen Liebling ehrt und deren eine wir im Bilde festgehalten haben, überzeugt, damit der Mit- und Nachwelt ein interessantes Stück Zeitgeschichte, treu nach der Wirklichkeit dargestellt, zu vermitteln.

Aphorismen.

Der menschliche Geist gleicht einem feinen Fluidum, von dessen ätherischer Masse bei der Berührung von einem Orte nach einem andern immer wieder einige kleine Klümpchen an bekannten Gegenständen und Personen haften bleiben, mit welchen sie uns, wie unsichtbare Spinnenfäden, in Verbindung erhalten. Kehren wir an einen Ort, wo wir früher einmal längere Zeit verweilten, zurück, so finden wir an demselben einen Kreis dort in uns entstandener Ideen, Empfindungen und Erinnerungen, deren wir uns während unserer Abwesenheit völlig unbewußt waren, und die nun wie verlorene Strahlen unseres Geistes in den Mittelpunkt, von welchem sie ausgingen, zurückkehren.

•

Ehrgeizige Menschen bauen an seinem Gebäude lieber, als an dem Tempel ihres Ruhmes. Sie scheuen die Mühe nicht, sich nach dem kleinsten Stein zu bücken, wenn er ihnen geeignet scheint, das Gefüge dieses Gebäudes fester und stattlicher zu machen. Und ist der Tempel glücklich unters Dach gebracht, dann würde ihnen das Opfer ihres Lebens nicht zu hoch dünken, wenn eine Gottheit sie selbst in Stein verwandelte und als leblose Bildsäule in ihrem Heiligtum aufstellte, damit sie als solche noch jahrtausendelang den kommenden Geschlechtern von ihrem Ruhm erzählen könnten.

Emil Ritter.

Lionel Royer: Schlacht bei Eylau.

Episode aus der Schlacht von Eylau.

(Zu dem Bild Seite 516.)

Eine der dramatischesten Episoden der blutigen Schlacht bei Eylau ist auf dem Bilde des französischen Künstlers dargestellt, und zwar nach den Denkwürdigkeiten des Generals von Marbot. Dieser ritt eine Stute, die als die hübsche „Lisette" in der ganzen kaiserlichen Reiterei bekannt war, in dem Augenblick, als die Trümmer des Corps Augereau, erdrückt durch einen Kartätschenhagel, sich bei einem großen Friedhofe zu vereinigen suchten. Das 14. Infanterieregiment stellte einen von ihm besetzten Hügel nur auf Befehl des Kaisers verlassen. Als nun der Schnee einen Augenblick zu fallen aufhörte, sah man dasselbe, ganz vom Feind umzingelt, seinen Adler hochhalten und der Kaiser wollte ihm durch Augereau den Befehl zukommen lassen, in einem kleinen Carré sich zurückzuziehen und von einer ihm entgegen reitenden Kavalleriebrigade aufnehmen zu lassen. Bereits waren zwei Adjutanten bei diesem Unternehmen getötet worden und die Reihe an Marbot gekommen.

„Als er", erzählt Marbot, „den Sohn seines alten Freundes, zu seinem Lieblingsadjutanten herankommen sah, füllten sich Augereaus Augen mit Thränen, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß er mich einem fast sichern Tod entgegenschicke; aber man mußte dem Kaiser gehorchen; ich war Soldat, man durfte nicht einen meiner Kameraden an meiner Stelle schicken, ich hatte dies auch aus Ehrgefühl nicht zugelassen. Aber entschlossen, mein Leben zu opfern, glaubte ich doch, die nötigen Sicherheitsmaßregeln ergreifen zu sollen. Ich hatte bemerkt, daß die vor mir abgeritteuen Offiziere den Säbel in die Hand genommen hatten, ohne Zweifel, um sich gegen die anreifenden Kosaken zu verteidigen, ein unüberlegtes Unterfangen, weil sie dabei Halt machen mußten, um sich gegen eine erdrückende Menge von Feinden zu verteidigen. Ich fing die Sache also anders an, ließ meinen Säbel in der Scheide, und betrachtete mich als einen Reiter, der, um einen Preis beim Wettrennen zu gewinnen, sich so rasch als möglich auf der kürzesten Linie seinem vorgeschriebenen Ziele zuwendet und auf seinem Wege sich nicht um das kümmert, was es links oder rechts gibt. Das gelang mir denn auch vollständig. Lisette, leichter als eine Schwalbe, schien mehr zu fliegen, als zu laufen, sehr über die Haufen von Menschen- und Pferdeleichen, die Gräben, zertrümmerten Lafetten und die verglühenden Biwakfeuer. Tausende von Kosaken durchschwärmten die Ebene. Die einen, die mich bemerkten, machten es wie die Jäger bei einem Treibjagen, die einander auf einen Hasen aufmerksam machen. Aber keiner von ihnen versuchte mich aufzuhalten, erstlich wegen der außerordentlichen Geschwindigkeit meines Rittes und dann wohl auch, weil jeder dachte, ich konnte seinen Kameraden hinter ihm nicht entgehen.

„Ich fand das 14. Regiment im Carré auf der Höhe des Hügels, aber da die Erhebungen sehr sanft waren, hatte die feindliche Reiterei mehrmals gegen das französische Regiment anstürmen können, das nach kräftiger Abwehr von einem Kreise russischer Pferde- und Dragonerleichen umgeben war, einer Art Bollwerk, das jetzt die Stellung für Reiterei fast unzugänglich machte, so daß ich trotz der Hilfe unserer Infanteristen große Mühe hatte, über diese blutige und schreckliche Verschanzung zu gelangen. Endlich war ich im Carré.

„Als Marbot dem Kommandierenden den Befehl zum Rückzug überbrachte, bemerkte ihm dieser, daß seine Hardevell Soldaten, dezimiert durch stundenlanges Feuer russischer Geschütze, unfehlbar verloren wäre, wenn sie in die Ebene hinabstiegen, eine Bewegung, die sie überdies nicht vorbereiten könnten, da eine anmarschierende russische Infanteriekolonne nur noch hundert Schritte entfernt sei. ‚Ich sehe keine Möglichkeit, das Regiment zu retten', sagte der Bataillonschef; ‚kehren Sie zum Kaiser zurück, sagen Sie ihm das Lebewohl des 14. Regiments, das seine Befehle treu ausgeführt hat; und bringen Sie ihm den Adler, den er uns gegeben hatte und den wir nicht mehr verteidigen können; es wäre zu peinlich, ihn beim Sterben in die Hände der Feinde fallen zu sehen." Damit überzog mir der Kommandant den Adler, den die Soldaten, die stolzen Trümmer dieses unerschrockenen Regiments, zum letztenmal mit Hochrufen auf den Kaiser grüßten."

Marbot wollte nun den Adler von der langen schweren Stange trennen, aber in diesem Augenblicke traf eine Kanonenkugel den hinteren Teil seines Hutes und solcher Gewalt, daß er ganz betäubt war und das Blut ihm aus Nase, Augen und Ohren stürzte. Inzwischen war die russische Infanteriekolonne herangerückt, mehrere französische Soldaten drängten sich an die Seiten Lisettes, die merkwürdig ruhig da stand, bis einer der Russen, der Marbot sehen in den linken Arm gestochen, die Stute mit seinem Bajonett in den Schenkel traf. Diese stürzte sich auf ihn, riß ihm mit ihren Zähnen Nase, Lippen, Augenwimpern und die ganze Haut vom Gesicht, schlug und biß nach allen Seiten, und als ein Offizier sie am Zügel festhalten wollte, faßte sie ihn am Bauche, hob ihn mit Leichtigkeit empor, trug ihn aus dem Gewühle bis zum Fuße des Hügels, riß ihm die Eingeweide aus dem Leibe und zerstampfte ihn mit ihren Hufen. Dann raste sie im Galopp bis zum Kirchhofe von Eylau, mitten durch drei Reihen eines französischen Bataillons zurück, um dann, vom Blutverlust erschöpft, mit ihrem Reiter zusammen zu brechen. Marbot beschließt diese für die furchtbare Schlacht von Eylau so charakteristische Episode mit dem Berichte, wie er selbst auf wunderbare Weise aus dem Leichenhaufen durch einen treuen Diener herausgefunden, gleich seiner Lisette verbunden und nach Landsberg gebracht wurde. H—t.

Die drei ältesten Söhne Kaiser Wilhelms II.

Die drei ältesten Söhne Kaiser Wilhelms II.

Die drei ältesten Söhne Kaiser Wilhelms II., Wilhelm, Eitel Fritz und Adalbert, die jetzt nahe an der Vollendung ihres zwölften, elften und zehnten Lebensjahres stehen, werden durch keine Hofetikette in ihrer Jugendlust gehemmt und können sich mit ungestörter Freude ihren kindlichen Spielen hingeben. Die zärtliche Liebe der Eltern gönnt ihnen diese Ungebundenheit, und in der richtigen Kenntnis der ungestümen Liebkosungen seiner „Jungens" äußerte der Kaiser einmal, als ihm eine prachtvolle Robe mit langer Schleppe zum Kauf für die Kaiserin angeboten wurde: „Unmöglich, die Schleppe würde bald in Stücke gehen, es hängen ja immer drei oder vier Jungens an den Röcken meiner Frau!"

Die Erziehung der Prinzen ist dessen ungeachtet streng und militärisch. Der Gouverneur, Major von Falkenhayn, hat für gewissenhafteste Innehaltung des Stundenplanes zu sorgen. Um sieben Uhr früh, gleichviel ob im Sommer oder im Winter, stehen die Prinzen auf, nehmen dann das aus Thee und Gebäck bestehende Frühstück ein, begrüßen hierauf das Elternpaar und begeben sich um acht Uhr in die Unterrichtsstunden, die bis zur Mittagsmahlzeit dauern und durch regelmäßige kurze Turnübungen, durch Reiten oder Spiele unterbrochen werden. Zu Mittag wird in der Regel um halb zwei Uhr gegessen. Den Nachmittag verbringen die Prinzen im Freien mit allerlei körperlichen Uebungen. Um sechs Uhr wird zu Abend gegessen und zwei Stunden später zu Bett gegangen.

Dem Kronprinzen ist eine ausgesprochene Vorliebe für alles Militärische eigen, die jedes andere Interesse überwiegt. Charakteristisch dafür ist die Antwort, die er seinem Lehrer auf die Frage nach den drei wichtigsten christlichen Festen erteilt:

„Geburtstag, Hochzeit und Schrippenfest."

Letzteres wird bekanntlich alljährlich vom Potsdamer Lehrbataillon im Neuen Palais begangen, und die Prinzen nehmen regelmäßig daran teil. Außer den programmmäßigen Lehrstunden erhalten die Prinzen auch Musik- und Zeichenunterricht, für welchen sie alle drei Begabung zeigen. Die größte Ursprünglichkeit, Energie und geistige Regsamkeit besitzt von ihnen Prinz Eitel Fritz, der durch seine drolligen Einfälle seine Geschwister immer zu belustigen und durch seine Schlagfertigkeit auch seinen Eltern manches herzliche Lachen zu entlocken weiß. (Das Bild der drei Prinzen, das wir vorlegen, ist nach einer Photographie von Herrn Eugen Vogel, Hofphotograph in Kassel, gefertigt.) E. v. Z.

Des Teufels Anteil.

Novelle

von

Nataly von Eschstruth.

(Fortsetzung)

Wie eine Erlösung aus qualender Angst überkam es Engelina, als die Rosse ihres Reisewagens ungeduldig ausgriffen, als der graue Turmbau von Lilau-Rook mehr und mehr im Morgennebel versank und die Bergkolosse Schottlands sich als erste Scheidewand zwischen sie und die so bitter verleidete Heimat schoben. Und als gar die blauen Wogen um das Schiff schäumten, das junge Mädchen hochklopfenden Herzens sie zum erstenmal von einem Bord aus schaute, mit dem Empfinden, endlich das Ziel langjähriger Sehnsucht erreicht zu haben, da war es, als streife ein frischer Hauch belebend über das junge Gesicht, all die düsteren Schatten fort zu blasen, welche es so lange beherrscht. Wie ein Kind sich an buntem Spielwerk erfreut, so entzückte sich Engelinas naives Herz an der fremden, lustigen, wundertlich schönen Gotteswelt, und Lady Eveline beobachtete voll inniger Zufriedenheit, wie die stets neu daher wirbelnden Eindrücke alle Gedanken fern hielten, welche bisher den Sinn des jungen Mädchens getrübt. Schnell, viel zu schnell rückte das Reiseziel näher.

Die Herbstsonne vergoldete die Parkwipfel Wiesbadens, als die beiden Schottländerinnen mit dem begleitenden Dienstpersonal in einem der ersten Hotels der Stadt abstiegen. Die ehedem so bleichen Wangen Engelinas waren von zarter Röte überhaucht, die Augen strahlten und die Lippen lächelten, und die Leute, an welchen sie auf Flur und Treppe, mit ihrem kindlich treuherzigen Gruß vorüberschwebte, blickten staunend der süßen Erscheinung nach und hatten das Empfinden, als sei ein guter Genius unter ihr Dach eingezogen.

Wie hell, wie sonnig und froh lachte dem jungen Mädchen die Welt hier entgegen. Sie lehnte an der hohen Spiegelscheibe des Fensters und konnte nicht satt werden, den farbenprächtigen Menschenstrom vorüberwogen zu sehen. Die Parkbäume prunkten in den üppigsten Spätherbstfarben, wie geschmolzenes Silber plätscherten die Springbrunnen über die Marmorschalen, und durch die Säulen der Kolonnaden lockten herrliche Läden mit nie geschauten Wunderdingen.

So lustig hatte Engelina noch nie mit der alten Anny geplaudert, wie heute, und die Kammerfrau kniete vor einem großen Koffer und erging sich in vertraulichen Neckereien, was für schöne Dinge die junge Herrin alle hier erwarteten, wie viel stattliche Kavaliere wohl bald auf der Promenade drunten lustwandeln und sehnsüchtig hier heraufblicken würden.

„Geben Sie nur acht, Lady, welcher der schönste von allen ist. Mich dünkt, eines Tages wird ein Gentleman daher kommen, mit schwarz blitzenden Augen, einem kecken dunklen Schnauzbart und lockigem Haar, und er wird meiner gnädigen Herrin in das Antlitz schauen, daß ihr ganzes Herzlein an seinem Blicke hangen bleibt!“

Engelina zuckte leicht zusammen, zum erstenmal umwölkte sich ihre Stirn.

„O, nicht doch, Anny; keine schwarzen Augen und kein schwarzes Haar, ich mag's nicht sonderlich leiden!“

„Ei, ei! Ihr habt das rechte noch nicht geschaut. Wartet nur, vielleicht erscheint Euch der Zukünftige früher als Ihr ahnt, manchmal spielt der Zufall ganz seltsam, und es hat schon manch Jungfräulein das Bild des Herzallerliebsten eher geschaut, als das Herrchen selbst in Fleisch und Blut!“ Anny griff hastig her und hin. „Um alles, wo hab' ich das Morgenkleid der Lady hingepackt? Will schnell einmal die anderen Koffer aufschließen,“ und huschte hinaus.

Die Tochter Sir Edwards aber stand plötzlich und starrte nachdenklich in die aufsteigende Nacht hinaus. Licht um Licht flammte auf, auch hinter ihr der Salon erstrahlte jählings in elektrischem Glanze. Engelina sah und hörte nichts mehr, nur noch die Worte Annys klangen ihr vor den Ohren: Hat schon manch Jungfräulein das Bild des Herzallerliebsten eher geschaut, wie das Herrchen selber in Fleisch und Blut!

Sein Bild! Wie mit einem Zauberschlage tauchte auch plötzlich vor ihrem geistigen Auge ein Bild auf, welches sie im Trubel der Reise schier vergessen hatte. Das entsetzliche, dämonische Teufelsbild, welches einen so unerklärlichen Eindruck auf sie gemacht. Wie stand es plötzlich so greifbar deutlich vor ihr. Sie schloß wie schwindelnd die Augen und preßte die Hände gegen das Herz. Sie wollte es nicht sehen, sie fürchtete sich vor ihm, und dennoch überkam sie eine heiße Sehnsucht, ein leidenschaftlicher Schmerz, daß sie es vernichtet, daß es ihr für ewige Zeit verloren sei.

Und dennoch, es ist ja gut so, es muß ja so sein; wenn sie es nicht mehr sieht, wird sie aus seinem Bann erlöst sein. Wie war ihre Vorliebe für dieses unheimliche Bild so quälend und beängstigend für sie; es verfolgte sie wie ein böser Geist, der sie ganz zu eigen nahm und alle Lust und Freudigkeit von ihrem Herzen fern hielt. Das ist nun vorbei, für immer vorbei!

Sie atmet erleichtert auf und lächelt wieder, sie blickt wieder hinaus in das fröhliche Geschwirr, in das Lichtermeer zu ihren Füßen. Und dann will sie sich zerstreuen und etwas anderes denken. Anny sucht ihr Morgenkleid? Wo mag es stecken? Mechanisch tritt sie an den Koffer und blickt hinein. Einen Augenblick, dann taumelt sie, wie von einem Faustschlag getroffen, vor, neigt sich und starrt auf ein Bild, welches ihr mit seinen dunklen Augen siegesstolz, triumphirend lachend und faszinirend wie stets entgegenblickt.

Ein leiser Aufschrei. Engelina reißt das Bild mit zitternden Händen empor, drückt es gegen ihr leichenblasses Antlitz und sinkt lautlos mit ihm auf den Teppich nieder.

*

Wie ist dieses Bild in den Koffer gekommen? Anny weiß nicht, ob sie etwas Kluges oder Thörichtes begangen, sie leugnet entschieden jegliches Wissen über die Herkunft des Bildes ab.

Engelina lächelt wie geistesabwesend. Sie ist dem Teufel verschworen, er hat seinen Anteil an ihr und keine Macht der Welt kann sie davon erretten. Und ob sie bis an das Ende der Erde vor ihm flieht, er folgt ihr, das weiß sie jetzt. Darum will sie sich nicht mehr auflehnen gegen ihr Schicksal, sie will es hinnehmen, wie es ihr beschieden ist, und will den Kampf mit der Hölle aufnehmen, ob ihr oder dem Himmelreich der Sieg beschieden sei. Der phantastische, durch allen Aberglauben genährte Sinn der Hochländerin bricht mächtiger denn je hervor, sie kennt ihr Verhängnis und glaubt daran.

*

Die freudige, lebensfrohe Stimmung, in welche die Reise Engelina anfänglich versetzt, erfuhr seit der Ankunft in Wiesbaden einen, für Lady Eveline unbegreiflichen Rückschlag.

Ihre junge Nichte zeigte keinerlei Interesse mehr an irgend welchem geselligen Leben, und führte sie ihr Weg in die lustige Menschenmenge der belebten Straßen, so war es, als irre ihr Blick stets in angstvollem, beinah furchtsamem Suchen von Gesicht zu Gesicht, als bange sie sich, irgend einer entsetzlichen Persönlichkeit zu begegnen.

Am liebsten besuchte sie abendlich die Konzerte im Kurhaus. Seit der Winter seinen frühen Einzug gehalten, spielte die Kapelle in dem großen Saal, und eine beinah leidenschaftliche Vorliebe für die Musik führte Engelina beinah allabendlich auf ihren bestimmten Platz, seitlich auf dem etwas erhabenen Wandpolster, wo ihre Pflegemutter sich nebenbei vortrefflich amüsirte, die stets wechselnde originelle Menge des Publikums zu beobachten.

Wochen waren vergangen. Engelina hob wieder etwas freier und freudiger das liebliche Köpfchen, und hatte sogar freiwillig den Wunsch geäußert, auch einmal das Theater zu besuchen.

Lady Eveline griff diesen Wunsch beinah ungestüm auf.

„Gewiß, mein Liebling, ich werde den Portier sofort beauftragen lassen, uns eine Loge zu besorgen; Anny soll sich augenblicklich nach dem Theaterzettel erkundigen.“

Das junge Mädchen legte zärtlich den Arm um die Sprecherin: „Heute nicht, Tantchen; ich bitte Dich von Herzen! Heute zieht es mich mit ganz rätselhafter Sehnsucht in das Abendkonzert! Das Programm ist ganz herrlich, und diese eine Nummer, die fünfte, die möchte ich unbeschreiblich gerne hören.“ Sie neigte sich zu der Kurzeitung hernieder und blickte gedankenvoll auf diese fünfte Nummer: „Phantasie aus des Teufels Anteil“.

Die alte Dame war zu zerstreut, um darauf zu achten, sie trat etwas erregt an die hohe Spiegelscheibe: „In das Konzert, bei diesem schauderhaften Wetter, Darling? Sieh dieses Schneetreiben, die Straßen stehen völlig unter Wasser! Wir werden die einzigen Menschen in dem ganzen Saal sein.“

„Um so besser, Tantchen,“ schmeichelten die zart rosa Lippen. „Dann haben wir alle schöne Musik ganz allein für uns! Bitte, bitte, bestell den Wagen, ich möchte heute so unbeschreiblich gern zum Konzert. Morgen, übermorgen, so oft Du willst, begleite ich Dich dann auch in das Theater.“ Lady Eveline lachte. „Gern, Du Närrchen. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich — fahren wir!“

Wie geheimnisvoll sauste der Wind um die Wagenfenster. Nicht so stürmische, aber ähnliche Weisen wie in Lilau-Rook.

Engelina betrat beinah ungeduldig den glänzend erleuchteten Kursaal. Sie haßte den Wind und seine unheimlichen Lieder, sie wollte sie vergessen über weit köstlicheren Melodien. Was kann ein zitterndes Herz wohl süßer in Ruhe wiegen, als Musik, wo läßt es sich wohliger sinnen, träumen und die Welt vergessen, als in dem Zauberreich der Töne? Engelinas Augen strahlten auf, als die ersten Klänge ertönen.

Ihr Pflegemütterchen hatte recht. Das Unwetter hat viele Leute im Hause zurückgehalten, so wenig besucht wie noch nie liegt der weite, majestätische Saal vor den Blicken der beiden Schottländerinnen.

Lady Eveline ist etwas müde und abgespannt, sie findet heute weniger Anregung durch das Publikum, lehnt den Kopf zurück und blickt mit halbgeschlossenen Augen in das Lichtgewirr der Kronleuchter empor.

Eine Nummer nach der andern wird gespielt. Plötzlich richtet sich das junge Mädchen an ihrer Seite unruhig empor. „Jetzt kommt Nummer 5,“ sagt sie schweratmend.

„Nummer 5, was ist's?“

„Des Teufels Anteil!“

„Hm; ich kenne es nicht!“

Der Kapellmeister hebt den Taktstock, die ersten leisen Klangwellen schweben durch die tiefe Stille.

Plötzlich ein Schritt. Durch die Mitte des Saals, langsam, hochaufgerichtet schreitet eine schlanke Männergestalt. Ein grauer Wettermantel ist über die Schultern geschlagen; den Hut hält er in der Hand.

Wie von einem Schlag getroffen schrickt Engelina zusammen und starrt auf den Fremden. Ist es ein furchtbarer Traum, welcher sie quält? Jenes schöne, scharfgeschnittene Antlitz, der spitze, hochgedrehte dunkle Schnurrbart, die finstern, etwas stechenden, zwingenden Augen und endlich das lockige Haar, welches in zwei Tollen aufgestellt ist, wie zwei Teufelshörnchen . . . das junge Mädchen kann kaum einem zitternden Aufschrei wehren. Leichenblaß, mit weit aufgerissenen Augen, unfähig den Blick von dem Fremden los zu reißen, starrt sie ihn an. Langsam schreitet er weiter. Er zieht den einen Fuß nach und hinkt etwas.

Endlich setzt er sich auf den ersten Stuhl in der vordersten Reihe nieder.

Auch Lady Eveline hat ihn bemerkt. Sie lacht unbefangen auf. „Sieh doch, Darling, sieh dort! Die Musik spielt des ‚Teufels Anteil‘ und der Mephisto erscheint in Person, sich diesen Anteil zu holen. Bless me! Ich habe ja noch nie im Leben eine solche Teufelsgestalt in Fleisch und Blut gesehen. Er fällt auch den anderen Leuten auf. Die Damen hinter ihm stecken die Köpfe zusammen und kichern!“

Sie bekam keine Antwort, erwartete wohl auch keine — amüsirt neitelte sie ihre Lorgnette vom Armrelf, den Unbekannten noch schärfer zu mustern.

Die Musikklänge brausten wild und wüst um Engelinas Ohr, ebenso sinnverwirrend wie einst in der Sylvesternacht im Krankenzimmer von Lilau-Rook.

Abbazia.

Von

A. v. Schwiger-Lerchenfeld.

Vor etwa zwölf Jahren ging an einem heiteren Wintervachmittage ein fremder Herr den Strandweg entlang, der sich um die nördliche Bucht des Quarnero schlingt, zwischen Ufergebirge und Meer, mit dem Ausblicke auf die blauen Inselrücken, die über die Wasser ragen. Auf dem höchsten Bergeshaupte dieser Gegend, dem Monte Maggiore, glänzte der Schnee; die schroffen Felsen des liburnischen Karst verhüllten die finsteren Wolken des Nordoststurmes, der in den Golf von Fiume hinabrauschte und in die weißen Schaumkränze der Wellen den Flockenwirbel mengte. An jenem Strande aber, mit dem Küstengebirge im Rücken, schwamm ein Hauch wie aus einem Treibhause; das weiche Medium, welches sich erquickend in die Lungen legte, umwehte eine immergrüne Oase, in welcher hochstämmiger Lorbeer schattete, Marschallbäume am Gemäuer hingen, die Sonne auf Aucuben und Viburnen glänzte. Hier fühlte man den Winter nicht. Eine große Stille lag in der Runde, das Meer schlug leise an das Gestade. Aus dem immergrünen Dickicht ragte der Giebel eines Herrenhauses, in dessen Umgebung sich einige dürftige Bauernhäuser an die Fahrstraße hin drückten.

Der fremde Spaziergänger durchwanderte nachdenklich das anmutige Asyl und erwog, wie dieser stille Winkel mit seinen erquickenden Reizen seiner Verborgenheit entkleidet werden könnte. Da war auch schon der Entschluß gereift: das Anwesen sollte käuflich erworben und zu einem klimatischen Kurorte ausgestattet werden. Der fremde Gast — es war der Generaldirektor der österreichischen Südbahn, Friedrich Schüler — legte seiner Gesellschaft das Projekt vor und binnen kurzer Zeit wechselte Abbazia (dies der Name der lieblichen Oertlichkeit) seinen Eigner. Vor genau fünfzig Jahren (1844) hatte ein Herr von Scarpa an dieser Stelle eine Villa aufgeführt, der er den Namen seiner Gattin, „Angiolina", verlieh und welche er mit jenen herrlichen Anlagen umgab, die auch heute noch den reizenden Mittelpunkt der Kuranlagen bilden. Im Jahre 1875 wurde Graf Viktor Oberndorffer Besitzer des weltabgelegenen Maßesitzes, im Jahre 1882 ging er in den Besitz der österreichischen Südbahn über.

Villa Angiolina bei Abbazia.

Mit der „Entdeckung" kam der Aufschwung, man kennt das von der Riviera her, wo ähnliche Wandlungen sich vollzogen. Hier aber halfen, wie beispielsweise bei Mentone und San Remo, die äußeren Umstände mit, vornehmlich das lebendige Interesse des Kurpublikums, dem es in Nizza und Cannes und anderwärts am ligurischen Strande zu eng wurde; in Abbazia lagen die Würfel in der Hand der neuen Besitzerin und es war durchaus nicht ausgemacht, wie sie fallen würden. Heute, nach kaum zwölf Jahren, ist Abbazia ein klimatischer Kurort ersten Ranges und das einzige vornehme Seebad der Adria. In der kurzen Zeit sind wahre Wunder vollbracht worden: Hotels und Villen wuchsen förmlich aus dem Boden, die Dickichte lichteten sich, die Felsentrümmer am Uferrande wichen dem Rührigkeit des Ingenieurs, es entstanden Stege und Promenaden. Mit dem wachsenden Besuche Abbazias, welches alsbald seiner traumerischen Abgeschiedenheit entrückt wurde, drang sein Ruf in die Welt. Der einschmeichelnde Name, die klimatischen Vorzüge und nicht zuletzt die Rührigkeit der Unternehmung haben gemeinsamen Anteil an diesem Wandel der Dinge.

So einfach aber lag die Sache nicht. Die Habsucht der Grundbesitzer schnellte die Bodenwerte ins maßlose; zur Beschaffung des Trinkwassers mußten die nutzbaren Quellen in den alles Tagwasser gierig verschluckenden Schlingen des istrischen Karst erst entdeckt werden, wozu sich nach andere, nicht weiter zu besprechende Schwierigkeiten gesellten. Das alles wurde überwunden und heute ist Abbazia, wie es im geschäftlichen Jargon heißt: „gemacht". Es ist — so weit Oesterreich und teilweise auch Deutschland in Betracht kommen — unter den südlichen Kurorten der erklärte Liebling jener bevorzugten Kreise, denen es frei steht, im Winter ihre Zelte an der „Promenade des Anglais" in Nizza, oder an der „Promenade de la Croisette" in Cannes, auf der Bergkuppe von Capri, oder im Angesichte der königlichen Villa auf Corfu, aufzuschlagen. Unter den fürstlichen Persönlichkeiten patronisirt insbesondere die Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie die quarnerische Riviera, welche alljährlich wiederkommt und sich an den reizvollen Eindrücken dieses bergumschlossenen Golfes erfreut. Die freudigste Ueberraschung aber bildet das Ereignis des Tages: der Besuch des deutschen Kaiserpaares. Damit tritt Abbazias Stern in den Zenith.

Es ist ein Uebelstand, daß die Mehrheit der Menschen den Eindrücken, die sie empfängt, sich nicht zwanglos und unbefangen hinzugeben vermag, sondern die Dinge nach herkömmlichem Maßstabe mißt. So fehlt es auch nicht an zahlreichen Vergleichen zwischen Abbazia und der Riviera. Eine solche Nebeneinanderstellung ist unnütz und entspringt lediglich dem schablonisirenden Geiste unserer alles nivellirenden Zeit. Keinem Vernünftigen sollte es einfallen, derlei Vergleiche aufzustellen. Die borromeischen Eilande im Lago Maggiore, von deren Muschelgrotten der Held des Jean Paulschen „Titan" geträumt, die Hier von Streja und Pallanza, das Promontorium von Bellaggio, mit dem Blicke auf das herrliche Gelände der Tremezzina, der Palmenstrand von Bordighera, San Remos „Madonna della Costa", Mentones Vorgebirge des heiligen Martin, mit all den wundersamen Herrlichkeiten zwischen dem Herkulesfelsen von Monaco und dem nizzardischen Blumenreiche — was soll diese Bildergalerie demjenigen frommen, der sich an irgend einem Plätzchen der weiten, schönen Welt glücklich fühlt? Bedarf man des sonnenumglänzten capreischen Inselidylls, oder der empfehlenswürdigsten Höhe der „Riva", zu der aus der „goldenen Muschel" von Palermo Wellen von Orangenduft emporsteigen, oder der wohligen Lust der exotischen Gärten, um neben all diesen gepriesenen Schaustücken Abbazias anspruchslose Schönheit bezaubernd zu finden?

Abbazia ist kein pompöser Salon wie die Riviera, sondern ein trauliches Boudoir. Die Beschränktheit des Raumes gestaltet die Beziehungen inniger; die Gäste fühlen sich zu einer einzigen Familie vereinigt. Ein traulicheres Stelldichein als den Park der „Villa Angiolina" findet sich nicht leicht. Der hochstämmige Lorbeer umschließt dämmerige Laubnischen, in welche der sanfte Ton des nahen Wellenschlages hereinschlägt. Hier blüht im Winter die Azalee und die Kamelie, das Rhododendron und Viburnum. Eine Auslese seltener Coniferen, darunter die fanatische Balsamtanne, die Himalayazeder, die chinesische Speisetanne, der virginische Wachholder, die Weymouthskiefer und andere umschatten die üppige Wuchterung der immergrünen Vegetationen. Nicht minder schöne Anlagen umgeben die „Villa Mandrein" und die beiden Hotels. Rings um sie und in den Lücken liegt eine stattliche Anzahl von Villen, deren Kette sich nord- und südwärts des Gestades fortsetzt.

Die beste Uebersicht auf Abbazia hat man vom Meere aus. Wer sie vor einem Jahrzehnt genoß, als aus dem Lorbeerdickicht und den Eichenhainen nur etliche Bauernhäuser — und mitten drinnen die „Villa Angiolina" — hervorragten, und sie mit dem heutigen Anblicke vergleicht, traut seinen Augen nicht. Bis zu dem benachbarten Städtchen Volosca ragt Giebel an Giebel über die grünen Wipfel. An dem steuer gänzlich unzugänglichen Klippenufer erstrecken sich nord- und südwärts prächtige Strandpromenaden, von welchen der südliche der von den Anrainern bevorzugte, der nördliche aber, der „Friedrich Schüler Strandweg", unseres Erachtens der malerischere ist. Er umzieht einige anziehende, felsumklüftete Buchten und ist vollkommen windgeschützt und staubfrei. Die südliche Strandpromenade mündet weiterhin in die Uferstraße, auf der man die Ortschaften Ika und Lovrana erreicht — Punkte, bis wohin in Zukunft der Ufergürtel von Bauten und Anlagen sich erstrecken wird. Im Hintergrunde dacht sich das Ufergehänge ab, mit den Steigen, die dort vorerst durch Lorbeerhaine, weiterhin durch Bestände von Sommereichen, an reizenden Aussichtspunkten vorbei bis zur hochliegenden Reichsstraße führen. Hier liegt Veprinac, am Wege zum Monte Maggiore. Er ist der höchste Berg Istriens und liegt noch im Rahmen von Abbazia. Das neue „Kronprinzessin Stephanie-Schutzhaus" nimmt den Wanderer auf, der sich den seltenen Genuß einer Rundschau verschaffen will, die von den Lagunen Venedigs bis zur Tivara, vom schneebedeckten Alpenwall bis zum Inselmeer des nördlichen Dalmatien reicht. Ganz Istrien liegt als Reliefkarte zu Füßen. Der grüne Streifen daran, am blauen Saume des Meeres, mit den Inseln Veglia und Cherso davor, ist das Gestade von Abbazia. Dieses Bild mit seiner abwechslungsreichen Küstenlinie ist unvergleichlich. Auch der Blick von den östlichen Höhen, von Caisua, ist außergewöhnlich schön. Wer dort, an der runden Position der Brustwehr des uralten Bergnestes gelandet, kennt die Szene, die sich abstaffelnden Felsen, das unbeschreibliche Blau des Meeres mit der Silberborte der Brandung am Steilufer von Volosca und Preluca. Den Hintergrund bildet Abbazia mit seiner Pflanzenfülle. Dieses traumhafte Bild ist vom Goldflitter des sonnenbeschienenen Meeres umglänzt und aus verdeckten Tiefen steigen die Gestalten der Vergangenheit, dämmerhaft, wie der weite Gesichtskreis der stillen Flut, an deren Saume das Eiland der kolchischen Medea, die Absyrtusinsel Cherso, wie ein Schemen schwimmt.

Das Anziehende am Bilde von Abbazia ist, daß nicht dessen ganzer Bereich ein Luftgarten ist. Wer landschaftliche Reize liebt, kann diese Neigung hier befriedigen. Am Uferrande weht es zuweilen wie aus einem Treibhause: warm und balsamisch — ein lustiger Golfstrom, in welchem die schlafenden Bienen nach den üppig entfalteten Blüten schwimmen. Während an der klippigen Felsinsel der Küste die korrecalen Wellen donnern, glänzen auf der kroatischen Karella stundenlange Schneefladen. Norden und Süden reichen sich hier die Hände.

Das gesellige Leben in Abbazia läßt nichts zu wünschen übrig. Es ist weit familiärer als an der Riviera, wo die Großartigkeit der Fashion so ungemütlich zu der Heiterkeit des Himmels, des Meeres und in überquellenden Parkgründen verborgenen Wohnstätten kontrastirt. Mit der gepriesenen Vornehmheit des internationalen Kurpublikums, wie es in Nizza, Mentone, San Remo, vor allem aber in Monte Carlo zusammengewürfelt, sich einfindet, verbindet sich die Antückigkeit des Abenteurertumes. Derlei ist der quarnerischen Idylle völlig fremd. Hier hat sich noch kein Nebel des berühmten „Konzuets des Nations" niedergelassen, aus welchem verführerische Grisettenaugen ihre Fangnetze werfen. Das Lachen schöner Mädchen ist so echt und lenzfrisch, wie der Salzhauch, der über die Klippen nach dem Lawn-Tennisplatz in der Glorma herüberweht. Nicht raffinirter Lebensgenuß, sondern heitere Lebensfreude ist der Grundzug, der am Bilde von Abbazia haftet. Es liegt auf österreichischem Boden, womit viel, wenn nicht alles gesagt ist.

Nicht wieder.

Und immer stiller fühl' ich werden
Die Welt in mir, die Welt um mich;
Die Ferne naht mit Geisterpferden
Und winkt und grüßt: „Besinne dich!
Komm mit, komm wieder, wirst genesen,
Ich tauche dir den schweren Sinn" —
So glücklich bin ich dort gewesen
Und möchte heut nicht wieder hin.

Franz Arnold.

Abbazia. Originalzeichnung von Alex Kircher.

Die Tochter Sir Edwards hört sie nicht mehr, ihre ganze Seele drängt sich in ihren Augen zusammen.

Sie sieht nur ihn, ihn — ihn allein. Vor Grauen starrt ihr das Blut in den Adern und dennoch fliegen ihre Pulse wie in Fieberglut.

Er ist's, es hat sich erfüllt; er kreuzt ihren Weg. Wird er sie sehen?

Langsam wendet er das Haupt. Sein Blick wandert in scharfem, beinah feindseligem Mustern von einem Antlitz zum andern. Er stammt auch zu dem Wandpolster empor, und jetzt — jetzt ruht Auge in Auge.

Wie gelähmt, atemlos verharrt Engelina.

Frappirt zuckt das Haupt des Fremden empor, sein Blick schärft sich, es liegt plötzlich etwas zornig Gereiztes, Drohendes darin, dann sieht er, wie dunkle Glut jählings das Antlitz des jungen Mädchens färbt, wie eine süße, haltlose Verwirrung sich darin ausdrückt.

Und der Ausdruck seines Gesichtes wechselt. Er lächelt — teils Spott, teils kühne Ungenirtheit liegt in der Art und Weise, wie er Engelina mustert. Es ist nicht respektvoll, so sieht kein Kavalier eine Dame an.

Lady Eveline läßt die Lorgnette sinken. „Jetzt hat Mephisto uns entdeckt," lacht sie leise, „und er kann Deine blonden Locken nicht genugsam anstarren! Seltsam, der Mann hat ein schönes, interessantes Gesicht, und dennoch liegt etwas ausgesprochen Teuflisches darin! Ich könnte mich fürchten vor ihm. Du nicht auch, Darling?"

Die Gefragte zwingt sich zu antworten; halb abgewendet von der Sprecherin nickt sie tief atmend vor sich hin. „Ja, just so wie er, mag wohl der Teufel in Wahrheit aussehen. Ich sehe ihn nicht an, und dennoch glüht sein Blick auf meinem Gesicht; ich fühle und empfinde ihn."

„Wer mag er sein? Sahst Du ihn nie früher?"

„Nie!"

„Pst, er erhebt sich! Gott erbarme sich, wenn er sich nur nicht hier neben uns setzen will!" Engelina schauert zusammen. „Nur das nicht!" ringt es sich wie ein Aufstöhnen von ihren Lippen. Die Musik hat geendet. Langsam, wie er gekommen, verläßt der Fremde seinen Platz; doch nimmt er diesmal nicht den Weg durch die Mitte des Saals, sondern schreitet um die Stuhlreihen herum, droben neben den Wandpolstern zurück zu gehen.

Er streift hart an Engelina her, und wie er just vor ihr steht, scheint er zu zögern. Sie will ihn nicht ansehen, aber sie muß es; wie eine geheimnisvolle Gewalt zieht sein Auge sie an.

Und sie blickt empor. Entsetzen, Leidenschaft, all die tausend widerstreitenden Gefühle ihrer reinen Seele spiegeln sich in den blauen Augensternen. Das dünkt ihn neu und fesselnd. Er lächelt und sieht sie an, als wolle er mit diesem einzigen Blick Herz und Seele an sich reißen. Wie ein Höllenbrand flammt's ihr entgegen, begehrlich, leidenschaftlich, rücksichtslos, und dennoch sind die Augen so schön, daß ihr Herz unter ihrer Gewalt erzittert. Eine Sekunde nur hat er vor ihr gezögert, dann schreitet er gelassen, den linken Fuß in leichtem Hinken nach sich ziehend, vorüber, ohne noch einmal das Haupt zu wenden.

„Er verläßt den Saal," flüstert Lady Eveline. „Das ist ja unglaublich seltsam. Nur das eine Stück hört er sich an? all right! Der Teufel hat sich seinen Anteil geholt."

Sie folgte ihm mit dem Blick und sieht nicht, wie die Erbin von Lilau-Rook das totenbleiche Antlitz mit geschlossenen Augen zurücklehnt, wie sie voll jähen Schmerzes die Hände gegen das Herz preßt. Nur jetzt, nur jetzt kein neuer Anfall ihres Leidens. Es hämmert und klopft in ihrer Brust, als solle sie zerspringen, glühend heiß steigt es in Stirn und Schläfen empor, und dann wird es plötzlich ganz still, der Herzschlag setzt aus, sie fühlt ihn nicht mehr.

Hat sie noch ein Herz? Nicht mehr, der Teufel holt seinen Anteil.

Erschrocken blickt die alte Dame sie an. „Um Himmels willen, Darling, ist Dir unwohl geworden? Hat der unheimliche Mensch Dich erschreckt?"

Engelina schüttelt, nach Atem ringend, das Köpfchen.

„Laß uns aber heim fahren," bittet sie leise.

Tante Eveline kann es sich nicht versagen, den Portier anzureden, dieweil der Wagen vorfährt.

„Kannten Sie den hinkenden Herrn mit dem schwarzen Schnurrbart, welcher soeben hier heraus trat?" fragte sie.

Der Portier lacht. „Der leibhaftige Satanas, Mylady! Ich habe ihn wohl gesehen, aber ich kenne ihn noch nicht; er hat heute abend das Kurhaus zum erstenmal besucht und sich die Karte an der Kasse gelöst!"

„So so! Seltsame Erscheinung! Ich danke Ihnen, Herr Portier!"

Fieberträume quälten Engelina die ganze Nacht. Sie lachte und weinte in ihre Kissen. Verzweifeln vor Angst und Grauen wollte sie, und dennoch durchrieselte es sie wie ein süßes, wonnevolles Entzücken, wenn sie an seine Augen dachte, daran dachte, daß diese Augen gerade sie unter allen heraus gefunden.

Sie ward nicht krank, wie ihre Pflegemutter gefürchtet; eine beinah aufgeregte Freudigkeit hatte sich ihrer plötzlich bemächtigt, wie bei einem Menschen, der sich in banger, qualvoller Erwartung eines drohenden Unheils schier aufgerieben, und nun die nahende Entscheidung wie eine Erlösung begrüßt. Ob siegen oder untergehen, wenn es nur zu Ende kommt.

An das Theater dachte sie nicht mehr, ihr ganzes Interesse konzentrirte sich in dem Konzertsaal, und da Lady Eveline ebenfalls gespannt war, zu sehen, ob „le diable boiteux" auch heute abend erscheinen werde, war sie gern bereit, Engelina auch den folgenden Abend in das Konzert zu begleiten.

Die Erwartungen wurden getäuscht, der Fremde kam nicht.

„Natürlich, heute ist ihm das Programm zu fromm und gut," mokirte sich Eveline etwas ärgerlich; „ein Teufel hört sich keine Oratorienmusik und keine heiligen Klassiker an. Der Fremde ist ein unheimlicher, unangenehmer Patron, aber ich möchte doch wohl wissen, wo er ist."

Dieser Wunsch sollte jedoch versagt bleiben. Der Fremde war spurlos verschwunden, und so lebhaft ihm die Damen auch auf der Promenade, im Theater und sogar auf einer Reunion nachforschten, blieb Mephisto dennoch so unsichtbar, als habe ihn die Unterwelt wieder verschlungen. Eine fieberische Lebhaftigkeit ergriff Engelina: „Nach ihm nur schau' ich zum Fenster hinaus, nach ihm nur gehe ich aus dem Haus," stand als Motto mit glühenden Lettern über all ihrem Handeln und Thun. Was sie vormals als höchst unsympathisch verwarf, suchte sie jetzt voll beinah krankhafter Unruhe auf. Menschen, Geselligkeit, Vergnügungen, und ihre Begleiterin war zu entzückt darüber, um sich vernünftigerweise zu sagen, daß solch ein übertrieben greller Wechsel nur schädlich auf die sehr zarte Gesundheit des jungen Mädchens einwirken könne.

Und wieder saßen die beiden Damen auf dem altgewohnten Wandpolsterplatz im Kurhaus, das Abendkonzert anzuhören.

Lady Eveline gähnte verstohlen hinter dem Muff. „Unser interessanter Fremdling aus der Hölle ist sicher abgereist. War eine jener Eintagsfliegen, welche Wiesbaden so viel unsicher machen. Ich amüsire mich jetzt über den kleinen amerikanischen Petroleumprinzen, welcher seine beiden Gouverneure ruhelos von einem Platz zum andern durch den ganzen Saal hetzt. Der Vater sieht ausgesprochen wie ein Selfmade man aus, Mutter hat viel Niggerblut, aber enorm viele Brillanten und sehr grellfarbig seidene Toiletten! — Apropos, was haben wir heute für ein Programm?"

Engelina entfaltete es und las vor: „1) ‚Kaiserstadtmarsch' von Eilenberg. 2) Ouvertüre zu „Josef und seine Brüder" von Méhul. 3) ‚Du und Du'-Walzer von Strauß. 4) Phantasie aus ‚Robert der Teufel' von Meyerbeer." Die Sprecherin hielt jählings inne, und auch Eveline horchte hoch auf. „‚Robert der Teufel'? Das wäre ja nach dem Herzen unseres Mephisto! Haha, es wäre ja unglaublich komisch, wenn der Herr aus dem feuerfarbenen Reich sich heute wieder seine Leibmusik anhörte!"

„Das muß sich bald zeigen," atmete das junge Mädchen mit brennenden Wangen auf, „soeben stimmt man schon den Straußschen Walzer an."

„Well, beobachten wir!"

Die Tanzmusik war verstummt, das Stimmengeschwirr der Zwischenpause legte sich, und der Kapellmeister betrat das Dirigentenpult und hob den Taktstock, die ersten Töne der Phantasie klangen durch den Saal.

Da fühlte Lady Eveline die Hand der Nichte mit krampfhaftem Druck auf dem Arm. „Da, sieh da!"

Langsam durch den leeren Mittelgang, genau wie das erstemal, schritt der Fremde. Stolz, finster, wie ein Fürst unter Vasallen. Er nahm in der ersten Stuhlreihe Platz und starrte minutenlang in das Orchester. Dann wandte er mit jähem Ruck den Stuhl schräg zur Seite und blickte lächelnd zu Engelina empor, als sei sie eine gute Bekannte, welche er bestimmt auf ihrem Platz droben erwartet.

„Unerhört!" alterirte sich Lady Eveline. „Der Mensch ist grauenvoll! Entweder haben wir es mit einem Schauspieler zu thun, welcher sich den Scherz macht, dem Kursaal eine eklatante Komödie vorzuführen, oder er ist wahrlich ein böser Geist, welcher hier sein Wesen treibt."

Das junge Mädchen antwortete nicht; regungslos, wie gebannt starrte sie zu dem Fremden hernieder. Ihre Wangen flammten, die Augen strahlten wieder in dem räthselhaften Gemisch von Todesgraun und Entzücken, und die Lippen lächelten wie im Traum.

Auge in Auge. Es war, als sprächen tausend Worte in diesen Blicken hin und her.

Dann verstummte die Musik. Er erhob sich und schritt an ihr vorüber. Wieder lächelte er zu ihr nieder, aber sein Auge war noch ausdrucksvoller, sein Zögern noch auffallender.

„Heute sah er nicht so satanisch aus, wie das erstemal, sein Blick war nicht so böse, aber er phosphoreszirte förmlich bei seinem Aufblitzen. Herr des Himmels, der Mensch ist geradezu unheimlich, aber unglaublich interessant!"

„Tante, glaubst Du wahrlich, daß er dieses ganze auffallende Benehmen nur aus Scherz in Scene setzt?" fragte Engelina sehr erregt; „ich halte es eher für einen Zufall, daß er just nur zu den Musikstücken kommt, welche etwas mit Hölle, Teufel oder Unterwelt zu thun haben."

Die alte Dame zuckte die Achseln: „Das wäre ja zu konstatiren."

„In wiefern?"

„So viel ich hörte, ist Herr Kapellmeister Lüstner einer der zuvorkommendsten und chevaleresksten Herren, welcher bisher stets in liebenswürdigster Weise die Wünsche des Publikums erfüllte, wenn man ihn um eine bestimmte Pièce für das Konzertprogramm bat."

„Ah, willst Du an ihn schreiben?"

„Ich will es, und will ihn sehr dringend bitten, an ein paar sich folgenden Abenden, Nummern aus den Opern: ‚Teufels Anteil', ‚Der Dämon', ‚Robert der Teufel', ‚Mephistopartien aus dem Faust' und so weiter zu bringen. Dann werden wir ja sehen, ob der mysteriöse Gast mit dem hinkenden Fuß sich regelmäßig seinen Anteil holt."

Engelinas Augen leuchteten. „Das ist eine herrliche Idee, liebe Tante. Ich flehe Dich an, laß uns sogleich nach Hause zurückkehren und den wichtigen Brief schreiben."

Im Vestibül wandte sich Lady Eveline wieder an den Portier: „Nun, Herr Portier, haben Sie etwas erfahren, wer der geheimnisvolle Herr mit dem Hinkfuß ist?"

Der Gefragte hob bedauernd die Achseln. „Nicht das mindeste, Mylady. Kein Mensch kennt den seltsamen Herrn, man hört und sieht am Tage nichts von ihm. Heute abend hat er sich übrigens wieder ein Stück angehört, ich bat besonders um seine Kurkarte, doch hatte er leider wieder nur ein Tagesbillet gelöst!"

„Hat er an der Kasse wohl deutsch gesprochen?"

„Allerdings, jedoch mit auffallendem Accent."

„Hm, hm! Also doch wohl Ausländer. Wenn Sie etwas über seine Persönlichkeit erfahren, Herr Portier, würde es mich sehr amüsiren, darüber zu hören!"

„Ich werde mir besondere Mühe geben, Mylady."

Der Brief ward geschrieben, und die beiden Schottländerinnen hatten nicht zu viel von der außerordentlichen Liebenswürdigkeit des Herrn Kapellmeisters gehört. Schon nach zwei Tagen brachte das

Kommers der alten Corpsstudenten in Berlin. Originalzeichnung von H. Lüders.

Abenddprogramm bereits die Lindpaintnersche Ouvertüre zu dem „Vampyr“.

In hochgradiger Erregung warteten die Damen auf den Unbekannten. „Vampyr und Teufel sind so nahe verwandt, daß man sie kaum unterscheiden kann,“ sagte Frau Eveline, „und ich habe das unheimliche Empfinden, als ob der düstere Gesell mit den fürchterlichen Augen kaltlächelnd ein Weib totküssen könne.“

„Ob er wohl kommt?“

Und er kam. Unverändert wie die Abende vorher. Diesmal lag ein wunderliches Lächeln um seine Lippen, und sein ganzes Wesen drückte eine Unruhe aus, wie bei einem Raubtier, welches raublustig im engen Käfig auf und nieder schleicht. Als er an Engelina vorüber schritt, war es, als wolle er sich jählings, voll glühender Leidenschaft zu ihr nieder neigen, wie mit gewaltsamem Ruck riß er sich selber zurück und schritt schneller wie zuvor vorüber.

Engelina befand sich in einer unbeschreiblichen Aufregung, aber nur die stille, dunkle Nacht sah die Qualen, welche sie durchlitt, tagsüber war sie beinah ausgelassen heiter, angstvoll besorgt, Lady Eveline über den wahren Eindruck, welchen die Begegnungen mit dem Fremden auf sie machten, zu täuschen. Es gelang ihr vollkommen, denn die Lady war nicht mit sonderlichem Scharfblick ausgestattet und amüsirte sich selber viel zu lebhaft über das originelle Abenteuer, um seine Wirkung auf das junge Mädchen unparteiisch zu beurteilen.

Die nächstfolgenden Abende brachten das Potpourri: „Der Teufel ist los“ von Hamm, den „Furientanz“ aus Glucks Orpheus, „Der Dämon“ von Rubinstein und abermals eine Phantasie aus „Teufels Anteil“.

So oft die Kapelle die betreffenden Nummern intonirte, war's, als habe sich die Erde geöffnet,

Emil Rittershaus.

den absonderlichen Musikfreund aus den Flammen der Unterwelt emporsteigen zu lassen.

Regungslos saß er Engelina gegenüber, aber seine Augen sprachen immer leidenschaftlicher und glutvoller, je deutlicher er in dem süßen Engelsangesicht des jungen Mädchens las. Und sie verstand diese stumme Sprache ebenso gut, wie er die Antwort auf sein unheimliches Liebeswerben in ihrem Blicke erforschte. Wie konnte es auch anders sein? Ihr ganzes Herz lag offen in dem lieben Kindergesicht. Das einemal trug er eine feuerfarbene Nelke, das anderemal eine brennendrote Granatblüte im Knopfloch. Als er an Engelina vorübergeschritten war, lagen die Blumen jedesmal vor ihren Füßen.

Das erstemal wagte die junge Lady nicht, sie aufzunehmen, das zweitemal that sie es, gleichviel, ob es bemerkt werde oder nicht. Wohl nie hatte sie einen kostbareren Schatz gehütet, als wie diese Granatblüte. Wie ein Feuerstrom ging es von der Blume aus, der ergoß sich voll schwindelnder Glut in ihr Herz und ihren Kopf. Immer tiefer schlug die phantastische Leidenschaft ihre Wurzeln. Engelina zitterte vor Grauen und Entsetzen in dem Gedanken, dem Fremden jemals allein gegenüber zu stehen, und dennoch zog es sie voll fieberischen Verlangens in seine Nähe, als könne sie nur noch in dem Bann seiner verderblichen Augen leben.

All ihr Denken, all ihr Sein gehörte ihm. Die Wahnvorstellung, dem Teufel mit Leib und Seele verschworen zu sein, trieb sie voll bittersüßer Wollust in ihr Verhängnis. War nicht alles eine unerklärlich wundersame Verkettung der Geschicke? Mußte es nicht so kommen? Sollte er nicht, einem Fatum folgend, ihren Weg kreuzen, sie rettungslos in seinen Zauberkreis zu ziehen?

Mag der Sturm sie fassen und hinschleudern, wohin es ihr bestimmt ist — willenlos, ein lächelndes Opfer, fügt sich Engelina.

Näher und näher rückt die Sylvesternacht. Ein großer Maskenball in den Räumen des Kurhauses

Demonstration für das Zivilehegesetz in Budapest. Originalzeichnung von M. Jantzik.

soll sie feiern, und Lady Eveline spricht den lebhaften Wunsch aus, sich solch ein weltberühmtes Fest einmal anzuschauen. Ihre Nichte nickt hastige Zustimmung, obwohl sie sich schon seit Tagen so leidend fühlt, daß sie kaum noch im stande ist, die immer häufiger auftretenden Herzbeklemmungen zu verheimlichen.

„Werden wir ein Kostüm wählen?" forscht Lady Eveline in heiterster Laune. (Schluß folgt.)

Bühne.

— Verdis „Falstaff" hat in München die dem großen italienischen Komponisten gebührende Würdigung, aber keinen eigentlichen Erfolg gefunden. Von dem musikalischen Standpunkt abgesehen, möchte man zu dem Schluß des bäuerlichen Landtagsabgeordneten im Parket kommen, der die Erwägungen der drei Freunde kurzweg abschnitt: „Sagt's was wollt's von dera Musi, mir g'fallt's halt amal net. Die Kumödi aber is schön". Shakespeares goldener Humor hat seinen unverwüstlichen Glanz auch in der neuen Fassung bewährt. Gura, der Darsteller, leider nicht zugleich der Sänger, war ein vortrefflicher Falstaff, die ganze Aufführung befriedigend. Gleichwohl schien das zahlreiche Publikum enttäuscht und mit der Neuheit wird dieser etwas farblose Johannestrieb der Verdischen Muse wohl bald allen Reiz einbüßen. A. K.

— Eine ältere, in Berlin aber noch unbekannte Operette von Suppé, kam mit einem neuen, von Herrn Hirschel geschickt abgefaßten Texte unter dem Titel „Krautjunker" im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zur ersten Aufführung und wurde beifällig aufgenommen. Zu dem lustigen Texte hat Suppé eine Musik geschrieben, die nur in den sentimentalen Stellen nicht Stich hält, im übrigen aber flott, munter, prickelnd ist und durchweg die Feinheit des bewährten Meisters verrät. Die Aufführung war gut; eine frühere Schauspielerin, Fräulein Marianne Rhoden, machte ein günstiges Debüt als Operettensängerin.

— „Die Medici", Leoncavallos neues Werk, gingen am 17. Februar nach mehrmaliger Verschiebung endlich am Königlichen Opernhause zu Berlin erstmalig in Scene, ohne jedoch die vielleicht allzu hoch gespannten Erwartungen voll befriedigen zu können. „Die Medici" sollen das erste Glied einer großen Trilogie aus der florentinischen Geschichte bilden, die den Gesamttitel „Crepusculum" führen wird. Um das Werk gerecht zu beurteilen, muß man sich gegenwärtig halten, daß es im wesentlichen vor den „Pagliacci" entstanden ist, und einen Gegenstand von ganz verschiedener Art behandelt. Wenn es aber Leoncavallo in dem „Bajazzo" zweifellos gelungen ist, einen hochdramatischen Vorgang durchaus einheitlich darzustellen, so hat er für die geschichtlichen Vorgänge in seinem neuen Werke einen ganz eigenen und einheitlichen Stil weder in der Dichtung noch in der Musik zu finden vermocht. Die politischen Vorgänge — die Verschwörung der Pazzi gegen die Medici im Jahre 1478 — sind mit den eigentlich dramatischen Begebenheiten nicht so recht organisch verschmolzen. Der Held des Werkes ist Giuliano Medici, der sich in die zarte, Liebe erflehende, schwindsüchtige Simonetta verliebt, ihr aber um der leidenschaftlichen Fioretta willen untreu wird und schließlich unter den Dolchen der Verschwörer fällt. Die ersten Akte, die die Entstehung der Neigungen Giulianos schildern und sich mehr an das rein Menschliche halten, bieten die schönsten Gaben: Lorenzos und Giulianos Gesänge „Schweigende Waldnacht" und „Die Liebe gleicht dem Maikenkor", das Auftrittslied der Simonetta, das Duett zwischen ihr und Giuliano, Lorenzos Ständchen, ein archaistisch gehaltener Reigen sind Stücke, in denen sich Leoncavallos starke Begabung für das Melodische und die Orchesterführung von neuem hervorragend bekunden. Je länger aber, desto deutlicher nimmt das Werk etwas vom Charakter der „großen Oper" an; Anklänge an Wagner, ja selbst an Meyerbeer werden bemerkbar, und das große Gewühl des dritten Aktes erscheint recht äußerlich auf den Effekt gearbeitet. So schwächte sich der im allgemeinen sehr warme Anteil des Publikums gegen das Ende ab, obwohl die Darstellung in jeder Weise und in allen Teilen dem Werke zu Hilfe kam. Frau Herzog (Simonetta), Frau Sucher (Fioretta), Herr Bulß (Lorenzo) und Herr Sylva (Giuliano), bildeten ein geradezu erlesenes Quartett; neben ihnen ist vor allem der Regisseur, Herr Tetzlaff, und das Orchester, unter Herrn Suchers Leitung, mit rückhaltloser Anerkennung zu nennen.

— Zum Besten der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft brachte das Berliner „Residenz-Theater" in einer Sonntagsaufführung ein dreiaktiges Lustspiel der Herren Eugen Zabel und Friedrich Dernburg „Verfehlter Beruf" heraus. Es ist ein Journalistenstück; doch kann man die in dem Werke auftretenden Journalisten nicht als echte und richtige Vertreter ihres Standes ansehen. Vielmehr ist das Werk mehr als Intriguenstück zu beurteilen: es handelt sich um ein hochgefährliches Schriftstück, das fremde Spione in ihre Hand zu bringen suchen, das aber der Redakteur des „Minutenzeigers" ihnen zu entreißen versteht. Für die lockere Handlung entschädigte der köstliche Dialog, und Friedrich Mitterwurzers flottes, humorvolles und lebendiges Spiel; die Mitglieder des Residenz-Theaters unterstützten ihn wacker, in erster Linie Fräulein Bertens.

— Das „Zentral-Theater" zu Berlin scheint unter der Direktion Schultz sich der löblichen Aufgabe widmen zu wollen, der verwaisten Berliner Posse ein Heim zu schaffen. Mit Costas altem munterem „Blitzmädel" wurde ein recht guter und erfolgreicher Anfang gemacht. Josefine Dora, die Unverwüstliche, spielte die verwandlungsreiche Titelrolle mit allem nötigen Humor; Fritz Helmerding bewies, daß er mit dem Namen auch das charakterkomische Talent seines Vaters in erheblichem Maße geerbt habe.

— „Der Maskenball" (Veglione) heißt das neue Stück von Bisson und Carré, das am Berliner Residenz-Theater einen starken Lacherfolg errang. Als Justaret plötzlich nach Canada gehen muß, beauftragt er seinen Freund Paul Blanchet über Fräulein Suzanne Bejonnet, für die er sich interessiert, Erkundigungen einzuziehen. Paul verliebt sich aber Hals über Kopf selbst in Suzanne; und indem er dem Freunde eine ganze Schandchronik der Familie Bejonnet als Auskunft übermittelt, schlägt er zwei Fliegen mit einer Klappe: Justaret ist ihm sehr dankbar, daß er ihn vor einer übereilten Ehe bewahrt hat; er selbst aber heiratet in aller Stille seine kleine Suzanne. Da, nach drei Jahren führt ein unseliges Verhängnis den ahnungslosen Freund aus Canada nach Hause, zu einem Besuche bei seinem wackeren Paul. Welche verwegenen Streiche der geängstete Paul nun aufbieten muß, um seine Frau und ihren einstigen Verehrer von einander fernzuhalten, das ist überaus lustig geschildert. Schließlich aber fügt es der Zufall, daß sich die beiden auf dem berühmten Maskenballe zu Nizza doch zu Gesicht bekommen; sie erkennen sich aus und entwerfen, um Paul für seine Hinterlistigkeit zu bestrafen, einen Racheplan, dessen niedliche Pointe darin liegt, daß Suzanne sich verkleidet als die Treubrüchige vorstellt, als die sie der falsche Freund denunziert hat. Diese Fabel, mit glänzend munteren Bravourstücken verziert, reicht aus, um das Publikum während zweier Akte in einem Lachen zu erhalten; der letzte Akt fällt nach alter Regel der französischen Possen ab. Schauspielerisch wurde der Erfolg wieder durch Herrn Alexander getragen, der hinreißende Komik mit überzeugendster Natürlichkeit meisterlich zu vereinigen versteht.

— „Timon von Athen", ob er nun ein Werk Shakespeares oder eines anderen ist, zeichnet sich jedenfalls durch Tiefe der Idee, durch den großen Wurf des Ganzen und zahlreiche Feinheiten im einzelnen so aus, daß der Wunsch eines kunstverständigen Mannes, das Werk unserer Bühne zu retten, wohl begreiflich ist. Heinrich Bulthaupt hat diese Aufgabe unternommen und das Ergebnis seiner Bemühungen im „Berliner Theater" vorgestellt. Bulthaupt hat sich nicht damit begnügt, das etwas formlose Stück zu bearbeiten, er hat es teilweise um- und neugedichtet. Im Anfange hält er sich ziemlich treu an das Original; er gibt aber dem Timon eine Tochter Klytia und läßt den Alkibiades den verschmähten Liebhaber Klytias sein, die ihm den Glauben vorzog. Dieser Glauben verläßt bei Timons Glücksumschwung die Braut, und in der Entrüstung darüber stößt ihn Timon wieder. Der Verstoßene nimmt sich Alkibiades an, und so erklärt sich dann sein Bund mit Timon und ihr gemeinsamer Zug gegen Athen. In diesen Teil der Handlung hat Bulthaupt auf seine Weise sicherlich mehr Zusammenhang und Ordnung gebracht; er hat aber auch den Schluß neu gestaltet. In dem von Menschenhaß und Liebe zur Heimat hin und her gezogenen Timon kommt Klytia als Fürbitterin für die Athener; und als Timon erfahren muß, daß die Tochter den niedrigen Verräter noch immer liebt, da läßt er sich durch die Thatsache, daß ein Menschenherz so viel Liebe fassen kann, versöhnen und scheidet in Frieden aus dem Leben. Zweifellos hat dieser Schluß etwas Modernes, und wenn der Charakter Timons von vornherein auf ihn angelegt wäre, so könnte man wohl mit ihm rechnen. Ihn aber einfach auf den ursprünglichen Timon aufzupfropfen, das geht nicht an. Er muß so schwächlich und matt berühren: denn der Shakespearesche Timon ist ein voller Kraftmensch, und er muß in ungebrochenem Hasse unversöhnt hingehen, wie er vorher schrankenlos liebte.

— Das „Schiller-Theater" hat nunmehr auch seine Heimstätte gefunden. Vom September 1894 ist auf drei Jahre das Wallner-Theater für die neue Volksbühne gepachtet. F. Kr.

— In der Wiener Hofoper erlebte am 25. Februar Wagners „Tannhäuser" die zweihundertste Aufführung. Man sah derselben mit Spannung entgegen. Von einer neuen Dekorationsstätte wurde viel gesprochen. Mich hat diese nicht begeistert, dagegen die Gesamtdarstellung zur Bewunderung hingerissen. Hier und anderwärts habe ich die Oper oft und gut gesehen, aber so gut nie. Das herrliche Orchester mit Jahn an der Spitze, die prächtigen Chöre, und sämtliche Rollen mit ersten Kräften besetzt: Winkelmann als Tannhäuser, Reichmann als Wolfram, Schrödter als Walter, v. Reichenberg als Landgraf, die Schläger als Venus — nur die Elisabeth war durch Frau Ehrenstein nicht ebenbürtig vertreten. An lautem Beifall fehlte es selbstverständlich nicht. Am 27. Februar, Erstaufführung der zweiaktigen Volksoper „Der Kuß" von Fr. Smetana (deutsch von L. Hartmann). Die Handlung ist so dürftig, daß eine Erweiterung des Titels wie etwa „ein verweigerter Verlobungskuß" dieselbe erzählen könnte. In der Novelle einer Tschechin, Swetla, wonach ihre Landsmännin, Krasnohorska, das Textbuch geschrieben, hatte der verweigerte Verlobungskuß aber einen Sinn, denn die Braut war nach der Verlobung in die Wohnung des Verlobten gezogen — es war im Lande so der Brauch — und da machte es freilich etwas aus, vor der Hochzeit Vertraulichkeiten zuzulassen; aber in der Oper wird der Kuß von der Braut verweigert, weil sie glaubt, die Frau des verwitweten Bräutigams werde im Grabe keine Ruhe haben, wenn er sie vor der Hochzeit küsse. Darüber entzweien sich die Brautleute; sie versöhnen sich aber schließlich. Wie gut muß die Musik sein, wenn trotz dieser kindischen Handlung — zugegebenermaßen bei Wagner-Enthusiasten — ein so glänzender Erfolg erzielt werden konnte. Freilich fand das Brautpaar in Fräulein Renard und Herrn Schrödter die denkbar beste Verkörperung, auch die Nebenrollen waren mit den Herren Grengg, Ritter, Mayerhofer, Schittenhelm, und mit den Damen Kaulich und Forster glänzend besetzt; letztere erzielte als Magd mit dem Lied am Schluß des zweiten Aktes besonderen Beifall. Alle wurden mit Beifall überschüttet, am meisten Fräulein Renard, die als Marinka zu hören und zu sehen zu den denkwürdigsten Genüssen gehört, welche die Bühne gewähren kann. Musikalisch ist „Der Kuß" kaum schwächer, als die um zehn Jahre ältere „Verkaufte Braut" desselben Tondichters, aber dazu hatte er einen ebenso glücklichen Text als hier einen unglücklichen. Direktor Jahn nahm auch hier wieder an den Ehren des Abends wohlverdienten Anteil. Von den vielen gefälligen Melodien hat das Wiegenlied der Marinka den größten Beifall gefunden. — Der Oper folgte die Erstaufführung eines Balletts „Der Teufel im Pensionat" von A. Langer (Erlanger) und J. Hesreiter für den choreographischen Teil. Ein Husarenoffizier als Teufel (Godlewski) — er trägt die Teufelsmaske von beiden — entführt die hübsche Elise (Fräulein Zeizini) aus der Pension. Schließlich Verlobung mit allerlei Tänzen, bei deren Aufführung sich Fräulein Rathner besonders auszeichnete. Die Neuheit wurde freundlich aufgenommen.

— Im Burgtheater wurde Halms „Wildfeuer" im neuen Hause zum erstenmale gegeben. Nach der beifälligen Aufnahme zu schließen, dürfte es kein Schwieriges sein, daß der dramatischen Dichtung nach fünfzehnjährigem Todesschlaf beschieden ist. Die vor fünfundzwanzig und mehr Jahren so bewunderten Rollen des Marcel (Sonnenthal) und Rene (Fräulein Röckel) thaten auch in den Händen des Herrn Reimers und der Frau Hohenfels noch ihre Schuldigkeit. Auch die meisten anderen Rollen fanden in dem heutigen Personal gute Vertretung. Ob man mit „Wildfeuer" nun auch die vielen Parodien darauf wieder ausgraben wird? Wenn man auch die Gallmeyer und die Geistinger, welche dabei mitgethan, ausgraben, beziehungsweise verjüngen könnte, so würden auch die Parodien wieder gehen. — Dem Auftreten Mitterwurzers als neues Mitglied des Burgtheaters bringt man großes Interesse entgegen. Bis jetzt ist er als Mephisto in „Faust" und als Derblay im „Hüttenbesitzer" aufgetreten. In beiden Rollen fand er viel Beifall; in der ersteren hat er neben vielen geistreichen und einigen genialen Zügen mancherlei Geschmacklosigkeiten, in der zweiten vermochte die vortreffliche Charakterzeichnung nicht die Erinnerung an die herzgewinnende Sonnenthals in dieser Rolle zu schwächen; Frau Schratt, die von Vorstellung zu Vorstellung wachsende Künstlerin, als Claire übertragte ihn schauspielerisch — ein Nachteil nicht nur für den Darsteller der Titelrolle, sondern auch für das Stück.

— Endlich ein neues Stück, zum erstenmal in Wien aufgeführt und zwar am 28. Februar im Raimund-Theater: „Die Liebe von heut'", Volksschauspiel in vier Akten von Robert Misch. Leider läßt sich nicht viel darüber sagen, denn „Die Liebe von heut'" ist genau so, wie wir sie unzähligemale zu allen Zeiten im Leben und auf der Bühne kennen lernten: ein verschuldeter Baron verführt ein Mädchen, verläßt sie und macht eine Geldheirat. Die Verlassene ist gebildet, brav, selbstverständlich tugendhaft und liebenswürdig, Tochter eines Arbeiters, erzogen im Hause ihrer Tante, einer angesehenen reichen Frau, die Gesellschaften gibt und auf einen ihrer Gäste, den erwähnten Baron, für ihre Tochter spekuliert; dieser aber liebt die Nichte und erklärt sie, bei der Liebeserklärung überrascht, als seine Braut; sie wird aus dem Hause gejagt, flüchtet zu ihrem Vater, der Brautstand zieht sich in die Länge, der Baron wird immer verschuldeter und heiratet schließlich die Base der Verlassenen, die früher vielerwähnte Erbin. Das gute Prinzip ist durch die Arbeit und Armut, das böse durch Adel und Reichtum vertreten. Nun enthält das Stück aber in diesem Rahmen gewöhnlicher Bühnenhandlung mancherlei ungewöhnlich Gutes. Es ist eine Sitzung des Arbeiterausschusses, in der über einen Streik beraten wird, eine wunderbar gute Scene mit einigen sehr gelungenen Figuren; die liebesieche Millionärin ist in ihrer rohen Gemeinheit auch eine sehr glückliche Bühnenfigur und wurde als Protzin von Frau Kratzer sehr gut zur Geltung gebracht. Das Stück ist in Deutschland geschrieben, wurde aber für Wien zugerichtet. Leider blieb bei der Darstellung ein Teil noch deutsch. Und das ist so gekommen hin: Herr Kreißig, der treffliche glatte Schurke von Keller aus der „Heimat" heißt in dem Stück von Misch von Feldeck und kann als guter Norddeutscher durchaus nicht Wienerisch; ihm zu lieb darf es auch Onkel Exzellenz, das reichste Seitenstück an Gemeinheit zu der Protzin (Herr Walderdorf) und sein Freund Baron Rafferi — dessen Darsteller aus Schonung ein Geheimnis bleiben möge — nicht. Daß ein so scharfer Kritiker, wie es der Theaterdirektor war, derlei geschehen lassen konnte, ist schwer zu begreifen. Sehr gut war Herr Tiedtke als Arbeiter und Vater der armen Helene, welche von Fräulein Lenius ganz so gut gespielt wurde, als es bei ihrer kühlen Manieriertheit möglich ist. Es ist doch die hübsche Schauspielerin, welche auch, als ich sie zum erstenmale sah, leider so lebhaft an Fräulein Freisinger erinnerte. Von den oben erwähnten Arbeiterrollen sind noch die von den Herren Kegler und Balajthy lobend zu erwähnen. Auch die reiche Erbin fand in Fräulein Walter zutreffende Vertretung. Dagegen waren die Gäste im Salon des ersten Aktes zum Hinauswerfen. Ein Pole unter ihnen erinnerte sich erst nach mehreren Sätzen, daß er polnischen Dialekt sprechen wolle oder solle. Ja, die Dialektstücke haben ihre Schwierigkeiten.

— Am 1. März wurde im Deutschen Volkstheater zum Besten der „Concordia" zum erstenmale aufgeführt: „Vasantasena", Drama in fünf Akten nach einer Dichtung des Königs Sudraka frei bearbeitet von Emil Pohl. Dichtung und Drama sind bekannt. Die schöne, durch Liebesleben reiche Bajadere Vasantasena (Fräulein Sandrock) verliebt sich in den verarmten edlen Brahminen Karudatta (Kühl) und findet dessen Gegenliebe; sie verschmäht die Werbung des feigen, bösen Wüstlings, des Prinzen Sansthanaka (Weisse), der sie erdrosselt und Karudatta des an ihr begangenen Raubmordes anklagt; die nicht ganz Erdrosselte ist längst zum Leben zurückgekehrt, als man ihren Geliebten zum Tode verurteilt. Eine Leichenschau ist doch eine gute Sache. Wie gut wäre sie da am Platze gewesen. Mich erinnerte die Prozedur an eine russische humoristische Kriminalnovelle, in der jemand verurteilt wird, eine Tänzerin, deren Bein man gefunden zu haben glaubte, ermordet zu haben, als die Tänzerin frisch und gesund von einer Reise zurückkehrt. Zum Glück werden nicht alle Verurteilten gehängt und in unserem Stück stirbt niemand, nicht einmal der Bösewicht; der schwache König macht einem guten (Morawetz) Platz; Karudattas Freund (Kutschera) heiratet Vasantasenas Sklavin (Frau Odilon), aus dem Hauptliebespaar wird durch Entsühnung der Bajadere laut Königsspruch ein liebendes Ehepaar. Neben dem siegreichen Liebeskampf geht ein siegreicher Freiheitskampf einher. Und noch etwas muß erwähnt werden: „Das irdene Wägelchen". So lautet der Titel des schwülstigen indischen Originaldramas. Vasantasena findet das Söhnchen Karudattas (von der kleinen Kaul überraschend gut gesprochen) weinend, weil der Nachbarssohn ein goldenes Wägelchen habe und er nur ein irdenes. Die gute Bajadere füllt sein Wägelchen mit ihrem kostbaren Schmuck, womit er sich ein goldenes Wägelchen kaufen könne. So kommt es, daß die scheinbar Erdrosselte ohne ihren Schmuck und dieser im Hause Karudattas gefunden wurde. Letzterer kann hierüber keine Aufklärung geben, weil er von dem Schmucke nichts wußte, und über seine Anwesenheit am Thatort nicht, weil er dort einen Flüchtling, den von Häschern verfolgten künftigen König, verraten hätte. — Ausstattung, Dekorationen sehr schön, die Darstellung nicht. Es wird für unseren Geschmack etwas zu viel deklamiert und im Volkstheater versteht man sich darauf nicht, am wenigsten die Behandlung des Verses; auch im Publikum scheint man sich nicht darauf zu verstehen, sonst hätte es Frau Odilon, welche den Vers am schändlichsten mißhandelt, nicht so lebhaften Beifall gespendet. Verhältnismäßig am besten sprachen die Herren Kühl, Eppens als Oberrichter, Liese als Bettelmönch. Fräulein Sandrock und Herr Weisse verwandten viel Fleiß auf ihre Rollen. Erstere hätte Zeit gehabt, während sie scheinbar tot seitwärts im Gebüsche lag, sich ein wenig abzuschminken, denn es ist doch gar zu unwahrscheinlich, daß ein solcher Todesschrecken die roten Wangen so ganz unverändert läßt. An Beifall fehlte es übrigens nicht, so daß die Künstler und Herr Pohl, ohne zudringlich zu erscheinen, mehrmals hervortreten und sich dankend verneigen konnten.

— Der Plan eines neuen Theaters im dritten Bezirk (Landstraße) nimmt greifbare Formen an. m.

Literatur.

— J. N. Potapenko hat sich durch seinen Roman „Ein Auserwählter" so vorteilhaft bei der deutschen Lesewelt eingeführt, daß sein neuestes Werk „Praktische Lebensweisheit" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) eines lebhaften Interesses gewiß sein kann. Schildert er dort die tragischen Schicksale eines begeisterten Idealisten, eines Apostels werkthätiger Menschenliebe, so gibt er hier das Lebensbild eines klug rechnenden Thatsachenmenschen, der nur persönliche reale Zwecke verfolgt und von Erfolg zu Erfolg schreitet. Der Held, Andrej Nikolajewitsch, beginnt seine Aufzeichnungen, die er selbst als diejenigen eines Vernünftigen bezeichnet, mit seinem 25. Jahre. Er ist noch Student, der mit den Zinsen eines kleinen Vermögens gerade eben seine mäßigen Bedürfnisse bestreiten kann, aber er ist fleißig und nüchtern und mit seinem Lose nicht unzufrieden, weil er weiß, daß er mit seinem klaren Kopf und seinem leidenschaftslosen Temperamente seinen Weg schon machen wird. Er hat eine Geliebte, Nadenka, aber sie ist ihm nichts als ein hübsches Spielzeug, das ihm seine müßigen Stunden angenehm ausfüllen hilft. Da entdeckt er, daß ein reicher Sonderling sich in sie verliebt hat und sie zur Frau will. Er selbst überliefert Nadenka diesem und heiratet eine Schwindsüchtige, um seiner Geliebten den schweren Schritt einer Ehe mit einem Ungeliebten zu erleichtern. Alle seine Berechnungen erweisen sich als richtig. Seine Frau stirbt schon nach zwei Jahren, fast gleichzeitig der Millionär, dessen Erbin durch die klugen Dispositionen Andrejs Nadenka ist. Die Hochzeit der Verwitweten findet nach dem Ablauf des Trauerjahres statt und eröffnet dem klugen Rechner eine glänzende Laufbahn. Andrej würde ganz glücklich sein, wenn er nicht seine kleine Tochter erster Ehe durch den Tod verlöre und nicht die seltsame Entdeckung machen müßte, daß seine Neigung nicht seiner lebenden, sondern seiner schönen, zärtlichen, verstorbenen Frau gehört. Schon dieser eine Zug beweist, daß Andrej nicht der verhärtete Egoist ist, als den er sich selbst schildert; er ist ein echtes Kind seiner Zeit, das den Zeitfluch zum leitenden Prinzip gemacht hat; aber er ist besser, als er selbst sein will: trotz der Erfolge, die er seinen Lebensanschauungen verdankt, bleibt er innerlich unbefriedigt. Der Roman ist eine feine, geistreiche Satire auf die utilitarische Richtung unserer Zeit und ebenso unterhaltend als zum Nachdenken anregend.

Das deutsche Silber in Gefahr.

Von

Wilhelm Fischer.

Trotz der Silberenquêtekommission und den akademischen, fruchtbaren Erörterungen der Bimetallisten im Reichstag, ungeachtet des Silbersturzes, des Kupferkrachs und sonstiger finanzieller Kalamitäten, welche die Goldwährung zum Sündenbock volkswirthschaftlicher Feuerreiter gemacht haben, trotz aller dieser, das Herz eines jeden streitbaren Politikers so sehr erquickenden Thatsachen, die zu breiten Reden und noch breiteren Leitartikeln geradezu verführen, wird man uns Dank wissen, wenn wir an dieser Stelle uns nur mit der Katastrophe in Eisleben, den Gefahren, die dem deutschen Silber, dem „Segen des Mansfelder Bergbaues", dem mitteldeutschen Bergbau selbst, drohen und mit dem Verursacher dieses Elendes, dem „Salzigen See", beschäftigen.

Der Mansfelder Bergbau ist fast so alt wie die deutsche Geschichte; schon bei Eginhard, dem bedeutenden Kanzler Karls des Großen, will man ihn erwähnt finden; thatsächlich aber fällt sein Beginn in die Regierungszeit Otto des Großen, und der heute ausgewühlte Kupferberg war es, der damals die ersten menschlichen Maulwürfe, die Bergleute Rede und Norden, zur „Jagd nach dem Glücke" verführte. In der That, die mächtigen, oft dreißig und mehr Meter hohen Halden der Mansfelder Reviere, die stattlichen Schlackenhügel der jahraus, jahrein lohenden Hüttenwerke erzählen vom Fleiß und vom Schweiß ganzer Generationen von Berg- und Hüttenleuten, sind Denkmäler menschlicher Arbeit! Wer die Sagen der Mansfelder Gegenden kennt, wer die alten Bergleute erzählen hört vom „Schachtlickel", dem neidischen Berggeist, der Wasser und Wetter zur Verwüstung in die Schächte lenkte, der erhält einen Begriff von der gewaltigen Poesie des Bergmannslebens. Und wie interessant dies Leben; wie interessant dies Völkchen, das von jenen Bergleuten abstammt, welche einst von den nutzbaren, aber stets geldbedürftigen Grafen von Mansfeld, die gewaltige Lebemänner unter sich zählten, aus aller Herren Ländern angeworben wurden. Das war von jeher ein lustiges Leben in dieser, durch Industrie und Naturschätzereien gleichermaßen ausgezeichneten Gegend. Die Arbeit war wohl hart und mühselig, aber sie lohnte sich und die Gewohnheit ist auch hier des Menschen Amme. Wie es Soldatenblut gibt, so gibt es auch Bergmannsblut, und der Sohn wird Bergmann mit dem Willen des Vaters oder gegen denselben; er wurde krank werden vor Ekzeeig und Sehnsucht, verweigerte man ihm die Einfahrt in den Schacht, machte man ihm eine Arbeit unmöglich, vor der es tausend anderen graut. Wenn man von einer durch besondere Sitten und Gebräuche, ja, durch eine in fachmännischen Ausdrücken sprachlich fast ganz aufgehende, vor allem aber durch Fleiß und Mut ausgezeichneten Kaste im besten Sinne des Wortes sprechen kann, so darf man es von der Arbeiterkaste der Mansfelder Bergleute, die dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! Mit Recht sympathisirt deshalb der Deutsche mit seinen Bergleuten und ihrem mühsam gefährlichen Beruf. Mit Interesse vernimmt daher jeder Gebildete unter uns neue und wenn möglich gute Kunde von dem materiellen Wohlergehen dieser prachtigen Menschen, die 300 Meter

Das Einfallloch.

Der „Salzige See" bei Eisleben.

tief, eingekeilt in das mineralreiche Gebirge wie der Dotter in das Ei, nach dem deutschen Silber graben.

Und dies Silber ist heute in großer Gefahr; der gesamte Mansfelder Bergbau ist bedroht, und damit die Existenz von 18,000 Berg- und Hüttenleuten. Von jeher war das Wasser der größte Feind des Mansfelder Bergmannes. Die „Mansfeldsche kupferschieferbergbautreibende Gewerkschaft zu Eisleben", die noch vor kurzem zur Gesamtsilbererzeugung der Erde $^1/_{40}$ = etwa 88,000 Kilo und zur Kupfererzeugung Deutschlands 66% = etwa 17,000 Tonnen beitrug, suchte dieser Gefahr durch pompöse Wasserhaltungsmaschinen, die in der Minute 70 Kubikmeter Wasser auffangen, zu begegnen, allein das Wasser ist der Mächtigere geblieben. Der „Einfall" des „Salzigen Sees" durch das „Einfallloch" bei Oberröblingen in die Tiefe; die traurige Thatsache, daß diesem etwa 270 Meter über den „Abbaufeldern" liegenden See von 60 Millionen Kubikmeter Inhalt bis jetzt mehr als 45 Millionen entfallen sind, hat den Bergbau fast lahm gelegt. Heute steht leider fest, daß die Katastrophe in Eisleben auf sogenannte Schlottenbrüche zurückgeführt werden muß; es ist dies auch die Meinung hervorragender Sachverständiger. Und diese „Schlottenbrüche" sind durch die Wasser des „Salzigen Sees" verursacht. Mag auch in den letzten Tagen Ruhe im Erdinnern herrschen, mögen auch die bisher an der Tagesordnung gewesenen Erdbeben und Erdstürze unter Eisleben nachgelassen haben — es ist die Ruhe vor dem Gewitter, und die Gewerkschaft, deren Betrieb schon seit Jahr und Tag mit einer zermalmenden Unterbilanz abschloß, wird kaum in der Lage sein, ob als Eigentümerin des „Salzigen Sees", ob als bergbautreibende Gesellschaft, für die Folgen dieser Katastrophe aufzukommen, hat sie doch die ganze Gegend meilenweit unterminirt. Schon spricht man in gewerkschaftlichen Kreisen von einer force majeure; man spricht sogar von Schlimmerem: von der Einstellung des ganzen Betriebes.

Der „Salzige See" brach bereits in der ersten Hälfte des Jahres 1890 in die Tiefe ein. Die reichsten Schächte der Gewerkschaft, so die Ottoschächte, der Kurlergeschacht, der Chieslydenschacht und andere „ersoffen" plötzlich; der Betrieb derselben wurde eingestellt; eine große Anzahl Bergleute entlohnt; die Gewerkschaft mußte den „Salzigen See" zur Auspumpung ankaufen, da die sofort angestellten Untersuchungen ergaben, daß der gewaltige „Salzige See" — eines der interessantesten Naturereignisse der Neuzeit — sein Wasser in ungeheuren Mengen in die Tiefe absah. Was das bedeutet, wird verständlich, wenn man die fatale Wirkung des Wassers im Gips und den Steinsalzen kennt, eine Gebirgsformation, die zum Zechstein zählt, durch den sich das Kupferschieferflötz wie eine Ader zieht. War schon früher durch die langsame Wirkung des aus alten Harzgrubenbauen stammenden, aber und unter den Abbaufeldern in gewaltigen Massen herziehenden Wassers in diesem „Gebirge" die Bildung großer „Schlotten", das heißt großer Hohlräume, in denen man vor Jahren noch Bälle abhielt und Feste feierte, begünstigt, wird es heute ganz unberechenbare Folgen haben, daß das Wasser des „Salzigen Sees" so lange in der Tiefe wogen konnte. Der heutige See hat, wie gesagt, von seinem damaligen 60 Millionen Kubikmeter Wasserinhalt nur noch deren drei; diese dürften bald ausgepumpt und in wenigen Wochen der See von der Landkarte verschwunden sein; ob es aber gelingen wird, den entfallenen See aus der Tiefe zu heben, das ist die Frage.

Unser Bild gibt einen Blick auf den großen Salzsee. In der linken Ecke desselben ist das verderbenbringende „Einfallloch" bei Oberröblingen; die Erdaushebung in der Mitte des Bildes zeigt den noch im Bau begriffenen Abzugskanal. Der Ankauf des Sees und die Anlagen zur Auspumpung verursachten der Gewerkschaft eine Ausgabe von zwölf Millionen Mark.

Der See liegt südöstlich von Eisleben und hängt nur lose mit dem nördlich von ihm liegenden „Süßen See" zusammen. Mit dem Ankauf und der Auspumpung des „Salzigen Sees" hat die Mansfeldsche Gewerkschaft kein schlechtes Geschäft gemacht. Der Seeboden ist kulturfähig, wie die auf dem freigepumpten Terrain angelegte landwirthschaftliche Versuchsstation beweist.

Wir wollen im Interesse der bedrohten Stadt Eisleben und der wirthschaftlich gefährdeten Gegend hoffen und wünschen, daß es den immensen Anstrengungen der Gewerkschaft und der preußischen Staatsbehörden gelingen möge, diesen „Feind im Innern" zu besiegen und so das deutsche Silber von seinem ärgsten Bedränger zu befreien.

Dazu Glück auf!

Notizblätter.

Preisausschreiben.

— Zur Dreyschöre des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums des Deutschen Brauerbundes und der „Allgemeinen Brauer- und Hopfen-Zeitung" schreibt der Herausgeber der letzteren einen

Preis von 1000 Mark aus für eine Festschrift: Die Entwicklung der deutschen Bierbrauerei vom handwerksmäßigen Betrieb zur Bierfabrikation und zur Groß-Industrie. Dieselbe muß enthalten: 1. Eine Darstellung der wissenschaftlichen Entwicklung der Bierbrauerei. 2. eine Darstellung der wichtigsten technischen, insbesondere auch maschinellen Erscheinungen und Fortschritte auf dem Gebiete der Malzfabrikation und Bierbrauerei, 3. eine Darstellung der Entwicklung und des neuesten Standes der Bierproduktion und des Bierkonsums, sowie des Exportes und Importes von Bier im Deutschen Reiche, 4. eine Darstellung der Besteuerung des Bieres und der Brausteuer-Erträgnisse im Deutschen Reiche, 5. eine sachgemäße Abhandlung über die Zukunft der deutschen Brauindustrie. Die in deutscher Sprache abzufassenden Schriften müssen bis spätestens 31. Oktober 1895 dem Herausgeber der „Allgemeinen Brauer- und Hopfen-Zeitung“ eingesandt werden und sind mit einem Kennworte zu versehen, welches außerdem auf einem verschlossenen Briefumschlag zu schreiben ist. Das letztere hat den Namen des Verfassers zu enthalten. Die verschlossenen Umschläge bleiben bei Nichtprämiierung der betreffenden Schriften ungeöffnet, falls auf den letzteren ersichtlich gemacht ist, wohin sie zurückzuschicken sind. Die preisgekrönte Schrift geht in den uneingeschränkten Besitz der „Allgemeinen Brauer- und Hopfen-Zeitung“ über, welche dieselbe drucken und anläßlich des Jubiläums des Brauerbundes als Festschrift erscheinen lassen wird. Für die Drucklegung erhält der siegende Autor außer dem Preise von 1000 Mark ein besonderes einmaliges Honorar von 60 Mark für den Druckbogen sofort nach dem Erscheinen des Werkes, während der 1000 Markpreis sogleich nach Oeffnung des Siegerumschlags ausbezahlt wird.

Publizistik.

— Mit dem April des laufenden Jahres wird die „Deutsche Revue über das gesamte nationale Leben der Gegenwart“, herausgegeben von Richard Fleischer (früher Breslau, E. Trewendt) in den Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart übergehen. In Tendenz und Erscheinungsweise unverändert, dürfte das Unternehmen durch diesen Wechsel einen erweiterten Leserkreis zugeführt und auch inhaltlich nach mancher Richtung hin bereichert werden. So sind als Beiträge für die Hefte des nächsten Vierteljahrs unter anderem gewonnen: „Crispi bei Bismarck“, Aufzeichnungen eines hervorragenden Mitarbeiters und Reisebegleiters des italienischen Ministerpräsidenten über dessen Aufenthalt in Friedrichsruh und seine Beziehungen zu dem deutschen Altreichskanzler, die interessanten Memoiren des Abgeordneten von Unruh, Aufzeichnungen des Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar, Erinnerungsblätter von Johanna Kinkel, eine Abhandlung über Nansens Nordpolexpedition aus der Feder A. E. Nordenskjölds, Skeptische Betrachtungen der Geschichte von Freiherrn E. von Stockmar, [illegible] eine Fülle fesselnden und anregenden Stoffs, so daß das [illegible] sich bereits in sehr vorteilhafter Gestalt zeigen wird.

Denkmäler.

— Unter dem Vorsitze des Oberbibliothekars Professor Barack hat sich in Straßburg ein Ausschuß gebildet, um dem bekannten Elsässer Patrioten Ehrenfried Stöber und seinen beiden ihm durch Sinn und Streben geistesverwandten Söhnen August und Adolf ein Denkmal zu setzen. Dasselbe soll sich in Gestalt einer Brunnenschale über einem monumentalen Wasserbecken erheben und auf drei Erztafeln in getriebener Arbeit die Charakterköpfe der verdienten Männer zeigen. Unermüdlich für die Erhaltung deutscher Art und deutschen Wesens auf dem Boden ihres Heimatlandes thätig, suchte der ältere Stöber seine Aufgabe hauptsächlich durch seine gemütvollen, zum Teil im Dialekt geschriebenen Dichtungen zu lösen, wie auch sein jüngerer Sohn Adolf vorwiegend als Lyriker sich einen Namen machte, während August Stöber sich große und bleibende Verdienste um die Sagen- und Sprachforschung des Elsasses erworben hat. Namhafte Beiträge zu dem Denkmalsfonds haben bis jetzt der Deutsche Schulverein und der Deutsche Sprachverein in Straßburg gespendet; weitere Gaben werden dankbar von dem Vorsitzenden des Ausschusses angenommen, an welchen man sich zu diesem Zwecke wenden wolle.

Briefmappe.

Th. H.-R. in Gotha. In dem launigen Gedichte spricht sich eine hübsche Auffassung aus, doch fehlt es demselben, wie auch dem ersteren, an der Durchbildung der Form. Das letzte Gedicht macht dazu den Eindruck einer etwas gesuchten Pointierung.

M. G. 127 Metz. Aus den eingesandten Versen spricht ein gewisses Gefühl für poetische Form, doch nur wenig tiefere, über das Durchschnittsmaß hinausgehende Empfindung. Sich durch poetische Arbeiten eine „anständige“, „sichere“ Existenz zu schaffen, dürfte, namentlich zur Zeit, mehr als schwer halten; selbst ausgezeichnete, starke Talente scheitern an diesem Problem. Schon der gelehrte, alte Gellius kommentierte den Vers des römischen Dichters Martial: „Si tibi tam rarus, quam mihi nummus erit“ („Wenn es Dir so sehr wie mir an dem nötigen Kleingeld gebricht“) mit der lakonischen Randbemerkung: „Fatale hoc fere omnium poetarum malum“ („Dieses verhängnisvolle Uebel fast aller Poeten“).

Lohengrin. Die Werke: Rothe, Lehrbuch der Mnemotechnik, 2. Auflage, Hamburg 1858 und Weber-Rumpe, Mnemotechnische Unterrichtsbriefe, Breslau 1882, dürften Ihnen alles das von Ihnen Gewünschte bieten.

J. F. in C. Pferdemodelle, wie Sie wünschen, finden Sie fast in jeder Spielwarenfabrik, in Stuttgart unter anderem bei [illegible].

E. B. Nach den herrschenden Spielregeln kann in dem Spiel Bezique unbedingt sofort Doppel-Bezique gemeldet werden, ohne daß hiezu die vorherige Meldung des einfachen Bezique nötig wäre.

C. D........ in Frankfurt a. M. Uebersetzungen älterer Dichtungen, namentlich solcher, welche der Weltlitteratur angehören, schließen sich von selbst von unseren Blättern aus. Sie werden sich am besten an ein Organ, das litterargeschichtlichen Studien gewidmet ist, wenden.

Deutscher Landsmann. Bilder zur Anschaffung für Ihre projektierte Gemäldegalerie empfehlen — das ist schwer. Da müßten wir Ihren Geschmack, Geldbeutel und Ihre Räume kennen. Am besten, Sie wählen selbst bei dem Besuch in der alten Heimat. Ganz geschickt liegt für Sie Baden-Baden, wo die Galerie von Gebr. Rehnitz ständig unter der Hand verkauft, also nicht versteigert wird.

William. Der Name Shylock in Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ wird deshalb englisch ausgesprochen, weil er ein freilich englischer ist.

Nicolai Sch..... in Wachau. Sie wenden sich am besten an den Verleger, der Ihnen gewiß gern die verlangte Auskunft geben wird.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Ostergruß, Gedicht von Martin Greif. — Das Ehepaar Weigand, Erzählung von Rudolf Golm, Fortsetzung. — Liebet euch unter einander! — Der Festkommers alter Corpsstudenten zu Berlin, von H. Lüders. — Emil Rittershaus, von R. G. — Volksdemonstrationen in Budapest. — [illegible], von Oswald [illegible]. — Episode aus der Schlacht von Eylau, von M—r. — Die drei ältesten Söhne Kaiser Wilhelms II., von B. v. St. — Das Teufelsmoor, Novelle von [illegible]. Fortsetzung. — Bühne. — Litteratur. — Abbazia, von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. — Nicht wieder, Gedicht von Franz Herold. — Das deutsche Silber in Gefahr, von Wilhelm Fischer. — Notizblätter. — Briefmappe.

Abbildungen: Ostergruß! Originalzeichnung. — H. Kaupert: Liebet euch unter einander! — Lionel Royer: Schlacht bei Eylau. — Die drei ältesten Söhne Kaiser Wilhelms II. — Kommers der alten Corpsstudenten in Berlin, Originalzeichnung von H. Lüders. — Bildnis von Emil Rittershaus. — Demonstration für das Zivileherecht in Budapest, Originalzeichnung von M. Jankó. — Abbazia, Originalzeichnungen von Alex Kircher. — Der „Salzige See“ bei Eisleben.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

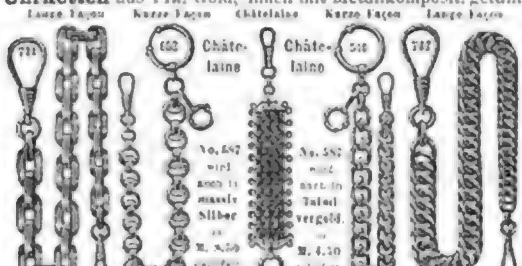
Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 11);
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 66, I, l.);
Budapest: Moritz Hecht (V. Josef Janosgasse 4).

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25,
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Carl Holl, Gold- u. Silberwarenfabr., Cannstatt.
Versand gegen Nachnahme, bar oder Marken. Nichtgefallendes wird zurückgenommen.
Illustrirter Prachtkatalog gratis und franko.
Uhrketten aus 14k. Gold, innen mit Metallkomposit. gefüllt.



Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15. — p. mètre. Muster franko.
Foulard-Seide
Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Grösste Fahrrad-Fabrik Berlins.
200 Arbeiter. Etablirt 1870.
Fabrik der leistungsfähigen
„Derby“ und Criterium-Fahrräder.
1894er Preisliste gratis nur an Wiederverkäufer.
Fabrik für Nähmaschinen-Stahl-Apparate
vorm. J. Mehlich,
Berlin C., Sophienstrasse 21.

Violet
PARIS
Pflege der Haut – Schönheit des Teints:
ROYAL THRIDACE SEIFE
VELOUTINE SEIFE
29, Boul. des Italiens. Zu haben in allen Parfümerie- u. Coiffeurgeschäften.

Moosdorf's Dampf-Schwitz-Apparat verbesserte Konstruktion D. R. G.-M.
von Herrn Sanitätsrat Dr. Koch geprüft und empfohlen und auf der medizin.-wissenschaftl. Ausstellung zu Berlin mit [illegible] ausgezeichnet.

Dieser Apparat entspricht allen berechtigten Anforderungen. Er ist in der Mitte verstellbar, lässt sich ganz zusammenlegen und in jedem Zimmer aufstellen. Der Badende sitzt auf einem beliebigen Stuhl, die Füsse ruhen auf einer Holzrose. Das Unterteil von Zinkblech dient bei einer Ganzwaschung zum Hineintreten.

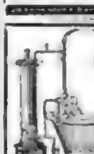
Das Schwitzbad, rechtzeitig angewendet, wirkt als ein Wundermittel, namentlich bei den verschiedensten Erkältungskrankheiten, indem es die Krankheitsstoffe entfernt und einen Ausgleich natürlicher Störungen anbahnt. [illegible]

Selbst beim Gesunden werden fortwährend schädliche Auswurfstoffe entfernt u. wenn [illegible] etwas den Körper [illegible] als hygienisches Lebensmittel, so ist es das Schwitzbad, das in gewissen und kranken Tagen als Universal-Medium sich vollkommen bewährt hat.

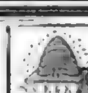
Unser Apparat ist der einzige, welcher ohne Hilfe zu benutzen ist. — Mit Hilfe des „eisernen Dieners“ — eine handschriftliche Vorrichtung im Oberteil — kann sich der Badende den im Gesicht herabperlenden Schweiss selbst trocknen, ein Glas Wasser zum Mund führen, eine Klingel ergreifen etc. Die Konstruktion ist durchaus einfach und solid ohne komplizierten Mechanismus und Thüren. Der Abschluss ist so vollständig, dass weder Dampf entweichen, noch kalte Luft eintreten kann wie bei anderen Apparaten, welche dieser Uebelstand vollständig wertlos macht. — Mit Hilfe des Dampfverteilers wird der ganze Körper — auch die Füsse — dem Dampf ausgesetzt; am Thermometer kann man die Temperatur ablesen.

Preis des kompleten Apparates mit Dampferzeuger mit Spiritusheizung, Dampfverteiler, Thermometer, [illegible] und Holzroste Mark 30.—, Verpackung Mk. 2.—. Ausführliche Gebrauchsanweisung liegt jedem Apparat bei.

Interessante Broschüren mit vielen Anerkennungsschreiben, sowie der wissenschaftlichen Abhandlung „Das Schwitzbad im Hause“ von Dr. Kühner versenden kostenfrei
Moosdorf & Hochhäusler, Fabrik sämtlicher Badeapparate, Berlin S., Kommandantenstrasse 60.



C. Maquet,
Berlin W., Charlottenstr. 63, und Heidelberg.
Bade-Oefen, Bade-Wannen, Sitzbäder, Toilette, Closets.



Velvetine
vorzügl. Lindener Fabrikat.
Schwarz und farbig zu Mk. 1.40—4.10 das Meter. Seidene Ballstoffe von [illegible] u. alle andern Seidenstoffe. In jedem Maaß direkt zu beziehen von
von Elten & Keussen, Seidenwaarenfabrik, Crefeld.
Man verlange Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

Nervöse, schwachbegabte
[illegible] Knaben und Mädchen [illegible]
Trüpers Erziehungsanstalt
auf der Sophienhöhe bei Jena in Thüringen
[illegible] Prof. Dr. [illegible] Prof. Dr. Ziehen. [illegible] Dir. J. Trüper.

Der
Duflot-Wein,
Paris, rue de Turenne 20,
bereitet nach dem Rezept des berühmten Arztes Herrn Dr. Prof. [illegible]
beseitigt in 24 Stunden die heftigsten Gicht- und Rheumatismusschmerzen, befreit von diesen Krankheiten, enthält weder Salicyl noch Colchicum, ist vollständig unschädlich.
Preis Mark Vier pro Flasche in jeder Apotheke in Deutschland.
Engros-Verkauf bei
Oswald Nier in Berlin,
daselbst Broschüren gratis und franko.

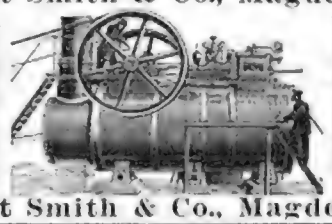
CHOCOLADE UND CACAO
vereinigen vorzügliche Qualität bei mässigem Preis.
HARTWIG & VOGEL DRESDEN
Ausgezeichnet durch feinsten Aroma und grosse Ausgiebigkeit, daher billig.
CACAO-VERO
Zu haben in allen durch unsere Plakate kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonialwaren-, Delikatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.

Baden-Baden.
Gemälde-Galerie Gebr. Redwitz.
Sammlung von Meisterwerken der antiken und modernen Kunst auf der Kunstgewerbeausstellung. — Ausstellung für Damen in Oberlicht-Sälen. — Saisonkarten für Damen 10 Mk. — 24. März bis 30. September. — Letzte Sonntage für die Armen bestimmt.

ROWLANDS' ARTIKEL

für Haar, Teint und Zähne sind die besten.
MACASSAR OIL stärkt den Wuchs der Haare und verhindert das Ausfallen. Preis: 6 M. in Gläsern in Silber.
KALIDOR verschönert den Teint, beseitigt Sommersprossen, Röthe und Gesichtsgrind; ist unschädlich gegen Mk. 3.
ODONTO, ein Perlen-Zahnwasser, macht die Zähne weiß, beseitigt Schmerzen und verhindert deren Verderben. Man benutze beides bester Präparate aus Parfümerien der Welt von Rowland, 20 Hatton Garden, London

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON
Über 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen
= Soeben erscheint =
in 6. neubearbeiteter und vermehrter Auflage:
152 Chromotafeln
17 Bände elegant in Halbleder gebunden zu 10 Mk.
17 Bände broschirt zu 8 Mk.
17,500 Seiten Text.
Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.
10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.
Hochdruck- und Compound-Expansions-Locomobilen bis 150 Pferdekräfte.

mit Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch gepolsterte Auszieh-Kesseln mit 3jähriger Garantie für die Feuerbuchsen.
Garrett Smith & Co., Magdeburg.

MUSIK-Instrumente
Jul. Heinr. Zimmermann, Musik-Export, Leipzig.
Illustrirte Preisliste gratis.

Spargel, Erbsen, Bohnen,
Alle Gemüse in Dosen und Gläsern, garantirt frischen grüßt und billigst, empfiehlt
Goebel & Co.,
Konservenfabr. Braunschweig-Bettenhof.

Stottern,
Schöne Form der Brust
erzielt man durch den Gebrauch der „Pilules Orientales" ohne Nachtheil für die Gesundheit in 2 Monaten. Man verlange Gratisbrief bei Apotheker Kolleau, 199 rue Montmartre, Paris gegenüberstehende Bescheinigung von Mark 440 pro Flasche, mit Photographien.

Briefmarken 25–75% unter Katalog. Preisliste gratis u. franko. Ferd. Redwitz, Briefmarken Blankenburg a. Harz.

Kunstfeuerwerk
Land-, Wasser-, Salon- u. Garten-Feuerwerk, Magnesiumfackeln, sowie bengal. Beleuchtungsartikel
empfiehlt und versendet Preislisten gratis
J. F. Elsfeld.
Pulver- u. pyrotech. Fabriken, Silberhütte-Anhalt.
Wiederverkäufer werden gesucht.

Wichtig für Gicht-, Stein-, Zucker- und Malariakranke. Dieses von der Chemischen Fabrik auf Aktien (vorm. E. Schering) in Berlin dargestellte und in den Handel gebrachte
Piperazin Schering
hat sich bereits von vielen Aerzten — u. A. von Professor Dr. Schweninger — auf Grund der vielfachen günstigen mit dem Präparat gemachten Erfahrungen als ein spezifisches Heilmittel bei Gichtleiden und Steinleiden erkannt worden.
LAEVULOSE
(unzuckerähnlicher u. ernährender Zucker f. Diabetiker-Zuckerkranke) empfehlen von den bekanntesten Ärzten und Leyden. — Ferner empfiehlt die garantirt Fabrik
Phenokollum hydrochloricum
als vorzüglich anerkanntes Heilmittel gegen Malaria. — Näheres enthält auf Wunsch die gedachte Fabrik auch **Piperazin, Laevulose** und **Phenokollum hydrochloricum** selbst und durch die Drogenhandlungen bezw. Apotheken zu beziehen. — Der Vertrieb der Laevulose ist nur für Deutschland und ist der Firma **Gebr. Stollwerck, Köln a. Rh.**, übertragen und kommt dieselbe die Herstellung von Laevulose-Chocolade in Betracht.

Muster für Piperazin „Schering" bei 50 Pfg. per Gramm, bei 50 Gramm 45 Pfg.
E. Schering, Drogenhandlung, Berlin N., Chausseestr. 13.

Grimme & Hempel, Leipzig
Grosse Kunst-Anstalt
Plakate und Reklamekarten

Neuerdings erscheint
Die Modenwelt
ohne Preis-Erhöhung in jährlich 26 reich illustrirten Nummern von je 12, statt bisher 8 Seiten, welche 12 großen farbigen Moden-Panoramen mit gegen 1000 Figuren und 16 Beilagen mit etwa 240 Schnittmustern.
Vierteljährlich 1 M. 25 Pf. = 75 Kr.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Katalog Nr. 4222), Probe-Nummern in den Buchhandlungen gratis, wie auch bei den Expeditionen
Berlin W. 35. — Wien I. Spreng. 3.

Gegründet 1865.

HAARAUSFALL!
F. Kiko, Herford.

Wiesbaden
Dr. med. Fedor Plessner
Kurhaus für Nervenkranke
Morphium-Entziehung.

PARIS

GRÖSSTE MODEMAGAZINE
Printemps

Kostenfrei
versenden wir den illustrirten Catalog, in deutscher Sprache, enthaltend die neuen Modekupfer für die Sommer-Saison, auf frankirtes anfragen an
JULES JALUZOT & Cie
PARIS
Muster der grossartigen Sortimente des Printemps ebenfalls gratis. Um genaue Angabe der gewünschten Sorten wird gebeten.
SPEDITIONEN NACH ALLEN WELTTHEILEN.
Bestellungen erfolgen portofrei von 25 Fr. an und auf Wunsch auch zollfrei mit einem Aufschlag von 15 %.
Correspondenz in deutscher Sprache

Der Norwegische **Inhalateur**
D. R.-P. No. 46619.

hat sich bei Behandlung von Diphtherie, Bronchial-Katarrh, Lungentuberkulose, Influenza, sowie allen übrigen Erkrankungen der Athmungs-Organe ganz vorzüglich bewährt.
Prospekt und Atteste gratis.
Patent-Inhaber:
A. STOSS,
Wiesbaden.

Patent-Springfeder-Matratzen
Anfertigung in jeder Grösse.

Jede Garantie wird gewährt.
von
Westphal & Reinhold
BERLIN SO., Rungerstrasse 30.
Anerkannt die besten u. billigsten im Gebrauch!
Wer sich davon abraten läßt, schädigt sich selbst.
Preisbuch über Holz-, Eisen-, Engl. Bett stellen etc. gratis.
Wo keine Niederlagen, direkter Versand ab Berlin.

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, abführende Fruchtpastille
GEGEN
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.
Paris, E. Grillon
33, rue des Archives
IN ALLEN APOTHEKEN

Kartoffel. **Alle Maschinen** für **Stärkefabriken** Weizen.
Reiben, Kegelmühlen, Extracteure, Siebe, Centrifugen
eigenen, i. T. patentirten Konstruktionen
solid, billig und leistungsfähig
W. H. Uhland, Special-Ingenieur für Stärke-Industrie, Leipzig.
Mais. Man verlange Prospekte. Reis.

Nuss-Haar-Farbe
D. R.-P. 47143
(Paraphenylendiamin)
J. F. Schwarzlose Söhne,
Berlin SW.

Höheres Handels-Institut
Villa Longchamp, Ouchy, Lausanne.
Illustr. Briefmarken-Journal.
Schneider Nachf. Leipzig.

Freudenstadt.
Schwarzwaldhotel.
E. Lutz jr.

GAEDKE'S CACAO
in Orig.-Packungen à M. 1.–, 2.– 2.– per ½ Kilo und lose überall käuflich.
P.W. GAEDKE, Hamburg

Tafelwasser I. Ranges
Natürlicher Sauerbrunnen

JUVENTA
Mehrfach prämiirt
zuletzt auf der Weltausstellung in Chicago 1893

Vertreter für Export:
NELSON & MORITZ, HAMBURG.
Vertreter gesucht, wo kein Depôt.
HITZACKER BRUNNENVERWALTUNG, HITZACKER, (Provinz Hannover).

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Conditoreien.

Mondamin
alleinige Fabr. **Brown & Polson** K. engl. Hofl.

Feinstes Mondamin-Schokolade. Zu Puddings, Milchspeisen, Backwaaren etc. zu verwenden. Zu haben in Kisten, Säcken, Cartons und Blechdosen.

Salzbrunner Oberbrunnen

Seit 1601 medicinisch bekannt. Aerztlich empfohlen bei:
Erkrankungen des **Rachens** und des **Kehlkopfes**, der **Luftröhren** und der **Lungen**, bei **Magen-** und **Darmkatarrh**, bei **Leberkrankheiten**, bei **Nieren-** und **Blasenleiden**, **Gicht** und **Diabetes**.
Zu haben in allen Mineralwasserhandlungen und Apotheken. — Broschüren gratis ebendaselbst und durch
Furbach & Strieboll, Versand der fürstl. Mineralwasser, Salzbrunn i. Schl.

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien. Klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Meereshöhe 443 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige Eisensäuerlinge-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Vorzüglich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Verdauung und Konstitution. Frequenz 5000 Personen à Bade-Kurte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Station Ludwigsdorf-Gemund 4 km. Prospekte gratis und franko.

Neuenahrer Sprudel.

Einzige alkalische Therme Deutschlands, 40° C., von unübertroffener Wirkung bei Husten, Heiserkeit, Erkältungen, Influenza und deren Folgen, bei Magen- und Darmkatarrhen, Appetitmangel, Gallen- und Nierensteine, Gicht, Rheumatismus, Zucker-Krankheit, Frauenleiden etc. Prospekte gratis.

Für Trinkkuren im Hause

Versand von Neuenahrer Sprudel in Flaschen, von Neuenahrer Pastillen gegen Heiserkeit, Husten etc., von Neuenahrer Salz gegen Sodbrennen. Versandangehörige werden durch die Direktion in Bad Neuenahr.

Massenartikel neuer Façon
Neuheiten von Nadelfabrikaten
empfehlen Proben von
H. F. Neues Ancheu.
Kosmosnadeln.
Neues Nadelöhr.
Spielend leichtes Einfädeln.
Reformhaarnadeln.
Herausfallen unmöglich
Verschiebung des Haares.
Schutznadeln
von Stahl halten absolut fest.
Obige Artikel unentbehrlich in
jeder Haushaltung.
Zu haben in
allen Kurzwarenhandlungen.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich beheben
Dr. Clery's Asthmatinen
Pastillen
Asthmatinen
Elixir
Dr. Clery & Schmitz-Berlin

200 Briefmarken, [illegible]
A. Salvador, Hamburg.

Stellung. Existenz.
Prospect gratis
Gratis Prospect.
Erlernen gründlicher Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Gratis Prospect.
Adressiren Sie gefl. wie folgt:
Otto Siede – Elbing.

16 PREIS-MEDAILLEN.
Hygienische absolut säurefreie Präparate.

DENTIFRICES
DOCTEUR PIERRE
DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS
MARQUES DE FABRIQUE

Berühmt durch ihre aromatischen und astringirenden Eigenschaften.
Ueberall erhältlich.

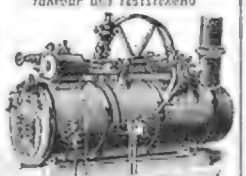
Illustrirte Preisliste. Berlin Ausstellung 8 Klassen. Hamburg Kunstab. Dresden Kunstgew. Sr.
Patente
Dr. J. Schanz & Co.
Vergünstigungen
Ein- und Verkauf von Erfindungen.

PATENTE
RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

Weber's
Carlsbader
Kaffee-Gewürz

ED. PINAUD
PARIS, 37, Bld de Strasbourg
Ed. Pinaud's Berühmte Parfums
IXORA BREONI
HUMA DE LAS PAMPAS
BOUQUET THÉODORA
Ed. Pinaud's SAVON IXORA
Die beste der Welt.
PARIS 1889
GRAND PRIX

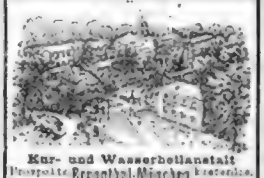
Genuine Calorie Punch
Fabrik für Deutschland:
Lübeck, Gr. Burgstr. 26
Generalagent für Deutschland und Oesterreich-Ungarn:
George Pöllmer, Hameln a/W.

Locomobilen
mit verbessertem ausziehbaren Röhrenkessel, fahrbar und feststehend

bauen als Spezialität und halten auf Lager
MENCK & HAMBROCK,
ALTONA-HAMBURG.

K. Technische Hochschule in Stuttgart.
Die Vorlesungen des Sommersemesters beginnen **am 16. April.** Das Programm wird kostenfrei zugesandt.
Direktion.

Linoleum-Fabrik Rixdorf-Berlin
Jährliche Production 1.500.000 □ Meter.
Dieser Erfolg ist der beste Beweis für die Vorzüglichkeit des Fabrikates.
Die Deutsche Linoleum-Fabrik Rixdorf-Berlin ist die älteste u. grösste des CONTINENTS.

Niederlagen
in allen grösseren Städten Deutschlands.
Man verlange ausdrücklich:
Rixdorfer Linoleum.


Kur- und Wasserheilanstalt Prospekte Braunthal-Mürchen Kreuzenstein, Sonnen- u. Wasserkur, Frühjahrs-Hygiene-Ausstellung London 1891 Engl. Texte. Dr. Lahusen Direkt. Gelli, Barmbeck für Aerzte, Leiten, Kurhäuser Prospekte etc. gratis u. franko.

Briefuttermehl,
C. A. O. Lüders, Bergedorf-Hamburg.

12 Selbst erworbene Medaillen!
Angelgeräte-Fabrikation
H. Stork in München c.
Norden Istr. 3

Preisgekrönt: London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc. etc.
Grösstes Lager Deutschlands. Fabrikate bekannt.
Preisliste mit 300 Illustr. u. Gebrauchs-Anw. to 60 Pfg. (in Marken oder Briefmarken). Wiederverkäufer haben Rabatt.

Schreib-Maschinen.
Die
Yost-Maschine
wurde laut Telegramm vom 17. Februar d. J. nach eingehender Prüfung von **Kaiserlichen Patentamt in Berlin** als die beste eingeführt.
Die General-Vertretung A. Beyerlen & Co., Stuttgart.

Der **Zitherspiel** [illegible]

Das beste u. berühmteste Toilletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit **BISMUTH** roterrivilet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

LOHSE's weltberühmte Spezialitäten
für die Pflege der Haut:

EAU DE LYS DE LOHSE
weiss, rosa, gelb, seit sechzig Jahren unübertroffen als vorzüglichstes Hautwasser zur Erhaltung der vollen Jugendfrische, sowie zur sicheren Entfernung v. Sommersprossen, Leberflecken, Mitessern, Pickeln und allen Unreinheiten des Teints.
LOHSE's Lilienmilch-Seife,
die feinste u. mildeste aller Toilettenseifen, erzeugt nach kurzem Gebrauche rosig-weisse sammetweiche Haut.
Beim Ankauf meiner Fabrikate achte man stets auf die Firma
GUSTAV LOHSE, 45 Jägerstr. 46 BERLIN.
Kgl. Hoflieferant.
In allen guten Parfümerien, Droguerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

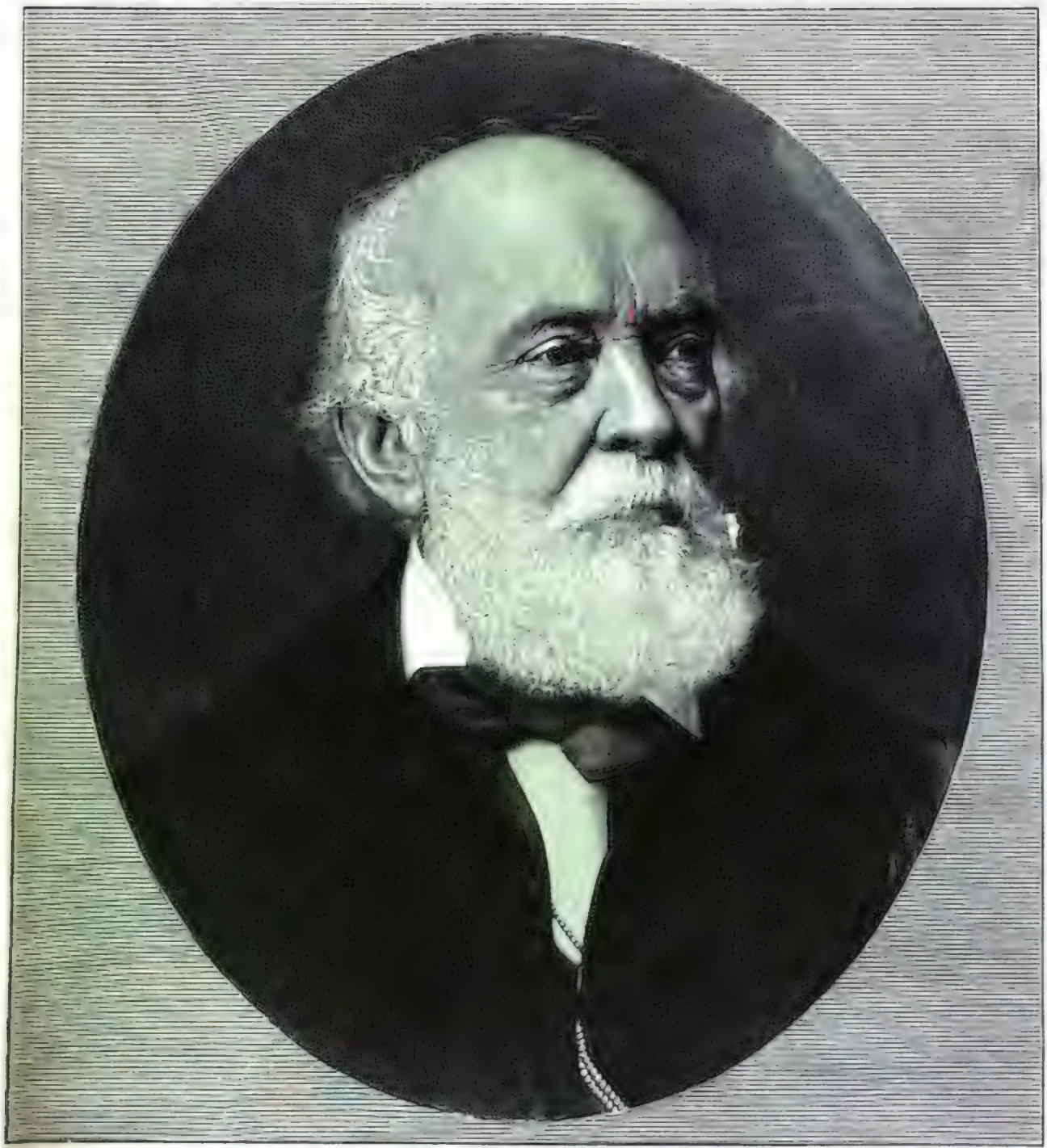
Ueber Land und Meer.

№ 26.

71. Band.
Sechsundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1893–1894.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.



Kossuth Lajos

Nach einer Photographie von Reichenfeld in Zürich.

Das Ehepaar Weigand.

Erzählung

von

Rudolf Golm.

(Schluß.)

VI.

Helene wurde, sowie sie das Zimmer verlassen, vollständig fassungslos. Alles war so plötzlich gekommen, wie bei einem Sturme, der sich zusammenzieht, ohne daß man es gewahrt. Sie war geblendet von den fürchterlichen Blitzen und erschüttert von den entsetzlichen Donnern, die ihnen folgten.

Die Worte, die sie zum Schluß gesprochen, waren ihr förmlich instinktiv in den Mund gekommen; sie begriff jetzt nicht einmal, wie sie die Kraft besessen hatte, solches zu sagen.

Sie wollte sich nicht vergegenwärtigen, was sich eigentlich ereignet, denn eines erfüllte sie ganz, eine Empfindung, das Gefühl: alles ist aus, für immer und ewig aus.

Es entstand eine Leere in ihr, die von Minute zu Minute wuchs.

Eine Stunde verging, ohne daß sie sich ihrer Körperlichkeit bewußt gewesen wäre; sie lag gleichsam ohnmächtig in wachem Zustande. Sie sah nichts von dem, was um sie war, sie dachte nur und fühlte sich gemartert von den schmerzlichen Bildern ihrer aufs höchste erregten Phantasie.

Allmälich erwachte sie aus ihrem Schmerz. Sie sah die Gegenstände im Zimmer aufmerksam an, als ob sie feststellen wollte, ob sie nicht vielleicht bloß geträumt habe.

„Alles Wirklichkeit, ich sehe nichts Verschobenes, jedes Möbel steht an seinem Platze — nein, ich träume nicht."

Nach und nach sammelte sie sich; sie ließ das Geschehene an sich vorüberziehen.

„Warum?" fragte sie sich endlich, „habe ich ihm keinen Aufschluß gegeben, warum ging ich ohne jede Erklärung von ihm? Weshalb that ich das? Ja, wußte ich denn in dem Moment, was ich sprach? Nein! Aber ich war doch wach, ich redete ja sogar mit Ruhe — gewiß, ich habe mit vollem Bewußtsein gehandelt. Er hat mich zu tief beleidigt. O Gott, wie schrecklich beschimpfte er mich. Mein Paul, der mir nie ein hartes Wort sagte. Wenn er so hart war, muß er doch auch gelitten haben! Aber er durfte solches von mir nicht glauben! Für was für eine elende Kreatur muß er mich allezeit gehalten haben, wenn er mich in so großer Verlogenheit und Hinterlist fähig denkt! Habe ich ihn nicht eigentlich auch belogen? Damals mit dem Monogramm! Das war aber doch in seinem Interesse. In meiner ganzen Ehe habe ich mich jeden Augenblick bemüht, für ihn zu sorgen; was ihn bedrückte, fühlte ich mehr als eigenes Leid; jedes seiner Worte nahm ich mir zu Herzen wie ein göttliches Gebot, und nun für alles dies —"

Ihre Gedanken verschmolzen mit neuen Thränen. Sie konnte es nicht fassen, daß sie ihm nichts war, wo er ihr alles gewesen. Und war sie ihm denn etwas, wenn er sie jetzt eine Dirne nennen konnte. Die Erinnerung an dieses, von ihm zwar nur halb ausgesprochene Wort erregte sie aufs äußerste.

„Konnte ich ihm darauf noch eine Beichte ablegen? Nein! Da war alles zwischen uns zerrissen. Man muß sich doch die Achtung vor sich selbst bewahren. Ein Mann, der mich so beschimpft, darf für mich nicht mehr existiren. Und wenn es mich auch zu ihm zöge mit Allgewalt, ich müßte widerstehen. Und wenn ich nicht könnte? Dann müßte ich die Wurzel meiner Liebe ausreißen, auch wenn ich daran zu Grunde ginge. Ja, ich weiß, daß er leidet, ebenso wie ich — ich weiß, daß die Umstände mich in einem zweifelhaften Lichte erscheinen lassen, doch ich darf trotz alledem nicht vergeben. Warum aber nicht, wie lautet der Grund, sowie man die Dinge rein menschlich betrachtet? Wenn ich mich ihm zu Füßen würfe, wenn ich mich nicht eher erheben würde, als bis er mir geglaubt, vielleicht ließe sich sein starrer Sinn erweichen, vielleicht würden dann alle seine Zweifel schwinden. O Gott, dann gäbe es wieder zwei glückliche Menschen!" Sie glaubte Schritte zu vernehmen und lauschte. Wenn er jetzt mit mildem Sinne bei ihr eingetreten wäre! Ach, es hängt auf Erden so viel von winzigen Kleinigkeiten ab, besonders im Eheleben. Ein gutes Wort mehr und ein böses weniger und ein Paar, das der Scheidung nahe war, bleibt zusammen.

Frau Helene dachte sich immer mehr in die Ueberzeugung hinein, daß ihr ihre Ehre nicht erlaubte, ihrem Gatten noch Erklärungen abzugeben. Und wenn auch beide darüber zu Grunde gingen, man durfte sich vor sich selbst nicht erniedrigen. Mit dem Gebote der Ehre und Selbstachtung kämpfte sie ihre Liebe und bessere Vernunft nieder. Die beleidigte Unschuld verbat jegliche Verteidigung. Sie urteilte, daß ein erlösendes Wort unmöglich sei. Alle Wärme erstarrte in ihr zu Eis, der wilden Unruhe folgte Apathie.

Es war dunkel geworden, der Abend hatte sich eingestellt; ein kalter Wind vom offenen Fenster brachte ihr kräftig die Außenwelt in Erinnerung. Sie verließ das Zimmer, ohne eigentlich zu wissen, weshalb. Im Arbeitsraum ihres Mannes brannte Licht, die Thüre stand offen, sie sah ihn leer. Ein Brief auf dem Schreibtisch fiel ihr ins Auge. Er war an sie gerichtet. Sie erbrach ihn. Er enthielt Abschiedsworte Pauls. Das Schreiben begann ohne Ueberschrift:

„Nach dem Vorgefallenen ist ein Zusammenleben nicht mehr möglich. Ich habe an Dich glauben wollen, Du hast dafür gesorgt, daß ich es nicht mehr kann. Ich zähle nicht zu denen, die einen Fehltritt verzeihen, weil ich es nicht ertragen könnte, daß die ganze Stadt mit Berechtigung verächtlich auf unsere Ehe blickt. Sie wird Dich auf alle Fälle für schuldig halten, weil niemand mehr an eine Frau glaubt, die ein fremder Mann zu seiner Universalerbin einsetzt. Ich würde Dir sicherlich das Opfer gebracht haben, den Hohn aller Nebenmenschen zu erdulden, würde treu an Deiner Seite ausgeharrt haben, wenn ich anders urteilen könnte wie sie. Ich habe Dich geliebt, jetzt ist aber jegliches Gefühl für Dich erstorben, jedoch selbst, wenn ich Dich noch in diesem Augenblicke lieben würde, müßte ich Dich, wollte ich nicht ehrlos sein, verstoßen. Vielleicht wirst Du in Zukunft leiden, mich darfst Du nicht anklagen, ich wollte stets Dein Bestes, nur Du — Aber ich will nicht anklagen, nachdem ich gerichtet. Lebe wohl, und willst Du meinen letzten Wunsch erfüllen, so verlasse die Stadt; ich möchte ein Zusammentreffen vermeiden.

Paul."

Die Schrift war zitterig, man sah das Leid des Schreibers.

Helene las den Brief und las ihn immer wieder von neuem. Sie suchte nach einem Wege, der sie zusammenführen könnte, sie fand aber keinen. Sie war überzeugt, daß er sie beglückt in seine Arme schließen würde, wenn es ihr gelänge, sich vollkommen zu rechtfertigen, sie empfand die höchste Seligkeit, wenn sie sich eine Versöhnung und Wiedervereinigung vors Auge rückte, und doch faßte sie den Entschluß, das Haus für immer zu verlassen. Worte haben oft elementare Vernichtungskraft.

Paul kam erst am nächsten Morgen in seine Wohnung; er hatte die Nacht im Hotel zugebracht. Das Mädchen übergab ihm einen Brief seiner Frau, worin sie ihm mitteilte, daß sie seinen Wunsch, die Stadt zu verlassen, erfüllen wollte. Er werde sie nie mehr sehen. Diese Worte erschütterten ihn tief, sein Glaube an sie schien in den nächsten Tagen langsam auferstehen zu wollen.

Es gab Augenblicke, wo er sie suchen wollte, um ihr Abbitte zu leisten.

Nach und nach erfuhr man in engeren und weiteren Kreisen von der Erbschaft der Frau Weigand und ihren tragischen Folgen. Kein Mensch zweifelte daran, daß Helene Bürgers Geliebte gewesen sei.

Auch Paul kamen diese bestimmten Aeußerungen zu Ohren. Sein neuerwachter Glaube erstickte im Keime. Er wurde leidend und nahm einen langen Urlaub; auch er verließ die Stadt. Er reiste nach Italien, dort besuchte er den Ort, wo Bürger gestorben. Er erfuhr jedoch nichts, was ihm hätte Hoffnung schaffen können.

Von seiner Frau hörte er wenig; sie hatte das Erbe Bürgers einer wohlthätigen Stiftung zugewandt, einer weltlichen Gemeinschaft lebensmüder Frauen. Auch sie selbst war in dieselbe eingetreten.

Paul urteilte, sie sei eine reuige Magdalena. Er wäre gern in ihre Arme zurückgekehrt, aber er meinte, seine Selbstachtung verbiete es; er wollte ihr schreiben, aber seine Moral gestattete es ihm nicht. Von Italien kehrte er, durch neue Eindrücke und allmäliches Vergessen des Alten gekräftigt, ins Amt zurück.

Sein Naturell drängte ihn bald wieder zu Frauen.

Ein junges, schönes Mädchen verliebte sich in ihn. Sie dünkte ihm die vollendete Wahrhaftigkeit; das Bild seiner Gattin verblaßte und auch seine größte Liebe zu Beginn der Ehe erschien ihm nur als Selbsttäuschung. Ein nahes Lampenlicht leuchtet uns eben heller als ein ferner Stern.

So verging ein halbes Jahr.

Da erhielt er eines Tages eine entsetzliche Nachricht. Frau Weigand war einer plötzlichen Herzlähmung erlegen.

Paul vergaß alles; er reiste unverzüglich nach ihrem letzten Wohnort.

Bei ihrer Leiche sank er ohnmächtig zusammen. Unter ihren Papieren fand er angefangene Briefe an ihn, die Beteuerungen ihrer Unschuld enthielten. Er begann nun felsenfest an sie zu glauben. Die Briefe erschienen ihm von Wahrheit erfüllt, weil die Schreiberin tot war; der Lebenden hätte er nicht geglaubt.

Alle Mitglieder der Gemeinschaft weinten bei ihrem Begräbnis.

Paul kehrte gebrochen nach Hause zurück. Er sandte dem Mädchen, das ihn geliebt und deren Gefühle er zu erwidern geglaubt, einen Abschiedsbrief.

Einige Tage nach seiner Rückkehr erhielt er von Doktor Kreutzer eine Aufforderung, zu ihm zu kommen. Er eilte sofort hin, von einer namenlosen Aufregung erfaßt.

Als er den Notar erblickte, mußte er sich am Schreibtisch festhalten, um nicht umzusinken; es war das erste Wiedersehen seit damals. Doktor Kreutzer konnte, als er den Zustand Weigands merkte, keine Worte finden, um ihm die Angelegenheit, um die es sich handelte, klarzulegen.

Endlich bestürmte ihn Paul so heftig mit seinen Fragen, daß er gezwungen war, sich zu erklären. Er teilte ihm mit, daß im Testamente Bürgers ein Brief enthalten gewesen sei, auf dessen Umschlag geschrieben stand: „Ein halbes Jahr nach meinem Tode zu öffnen." „In diesem Convert," fügte er bei, „lag ein Brief an Sie; hier überreiche ich ihn Ihnen."

Paul verlor das Gleichgewicht; Doktor Kreutzer stützte ihn. Er durchflog den Brief; beim Schluß verlor er vor Aufregung fast die Besinnung. Doktor Kreutzer ließ den halb Ohnmächtigen nach Hause bringen.

VII.

Zu Hause las Paul den Brief noch einmal und schluchzte und schrie dabei.

Sein Diener kam erschreckt herbei gelaufen; er wies ihn wütend hinaus und schob den Riegel vor die Thüre.

Folgendes enthielt das Schreiben Bürgers:

„Lieber Paul! Lebst Du noch in glücklichster Ehe mit Deiner Helene und ist durch meinen Tod gar keine Trübung in Eure Verhältnisse gekommen, dann belege mich bei Erhalt dieses Briefes mit den verächtlichsten Namen, heiße mich Schurke, Teufel, und ich stimme Dir ohne Zaudern zu, denn ich habe Dir schweres Unrecht zugefügt, da mein Zweifel an Deinem Wert mich ein verwegenes Spiel mit Dir treiben ließ. Stehst Du aber heute einsam da im Leben, bist zerfallen mit der Welt und zerfallen mit Gott, dann fluche mir nicht, auch wenn es Dich dazu drängt, denn Du hast dann kein Recht dazu.

„Wohl ist es wahr, mich trieb mein Neid zu dem, was ich gethan, aber meine Rachsucht war nicht blind, sie hatte die hohe Absicht, ausgleichend auf widernatürliche Gegensätze zu wirken, ich wollte verhindern, daß ein Mann glücklich sei, der es nicht verdiente. Diese Zeilen lassen Dich unberührt oder fügen Dir Böses zu, ganz nach Verdienst. Wenn ich eines bei meiner Handlungsweise beklagte, so war es das Elend, das sie Deiner Frau zufügen würde, aber ich zwang mich, das zu vergessen. Ich hatte

mir es vorgenommen an jenem Tage, als wir uns entzweiten, mich an Dir zu rächen, und da mein Leben leider dazu keine Zeit ließ, so sollte mein Tod ein willkommenes Werkzeug bieten. Aber trotz der Raffinirtheit meines Planes, trotz des gemeinen Neides, der eigentlich sein Finder ist, bin ich doch überzeugt davon, Dir gegenüber mich von jedem Verbrechen reinigen zu können: an Helene habe ich mich schwer versündigt, das leugne ich nicht, und will ich auch nicht verteidigen. Kann sie mir verzeihen, daß ich ihr Scheinglück zerstört, denn ein anderes besaß sie nie, wenn sie durch mich unglücklich geworden, dann ist sie eine große Seele, eine unendlich große Seele, und ich glaube, sie wird es können.

„Warum ich mich Dir gegenüber für schuldlos halte? Lies die folgenden Mitteilungen, und Du wirst es, wie ich hoffe, begreifen:

„An der Universität lernten wir uns kennen. Uns beiden gärte es damals im Kopfe, beide hatten wir Interesse für allgemeine Fragen, beide glaubten wir einst mithelfen zu können an ihrer Lösung, und beide hatten wir starke Neigung für das weibliche Geschlecht. Dies alles bewirkte, daß wir bewußt das blinde Spiel des Zufalls sanktionirten und nicht nur auf einer Bank zusammen saßen, sondern uns auch geistig einander zu nähern trachteten. Dies gelang uns; wir schlossen Freundschaft und bethätigten sie auch. Jeder ließ den andern viel von sich selbst sprechen und jeder beneidete den andern, wenn er irgend einen Erfolg zu verzeichnen hatte. Die meisten Freundschaften sind dieser Art, versuche nicht, der unserigen höhere Motive unterzuschieben. Solche Freundschaften pflegen in der Regel auch lange zu dauern, was psychologisch vollkommen begründet ist. Für mich gab es niemals etwas Ueberflüssigeres als das Wort Seele, Eigenliebe besagt doch ganz dasselbe. Ist denn die Seele unseres ganzen Thuns und Treibens etwas anderes als Eigenliebe? Die Eigenliebe will ihr Spiegelbild sehen, und man nimmt sich einen Freund! Und so waren wir also Freunde.

„Anfangs bewunderte ich Dich und fand es natürlich, daß Du überall mehr galtest als ich. Als ich Dich aber näher kennen lernte, da wurde ich anderer Ansicht. Ich sah klar und deutlich, daß Du Deine Erfolge hauptsächlich dem Umstande verdanktest, daß Du es verstandest, Dich gut in Scene zu setzen.

„Ich sah weiters, daß Du in Dein Innenleben nur einen scheinbaren Einblick gewährtest, daß Du, wo Du sorgenlos thatest, es gar nicht warst, und daß Du Deine inneren Kämpfe nur zur Kenntnis der anderen brachtest, wenn in denselben Dein besseres Selbst als Sieger hervorging.

„Du gabst Dich selten, wie Du empfandest, sondern meist, wie es das Opportunitätsprinzip vorschrieb, trotzdem Du aber dabei nach allen Seiten schillern mußtest, hatte es nie den Anschein, als ob Du in Deinen Ansichten schwankend wärest.

„Das täuschte mich am längsten und ich hielt Dich daher trotz allen Deinen Heucheleien für einen innerlich harmonisch angelegten Menschen, der alles kann, was er will, weil er nur das will, was er kann. Jedoch auch der letzte Rest meiner ehemaligen Bewunderung schwand, als ich Dir zufällig einmal beim Schachspielen zusah.

„Ich bemerkte da, wie Dein ganzes Bemühen darauf ausging, Deinen Gegner durch häufige Gambite über Deine Absichten zu täuschen und gegen Dein Thun blind zu machen. Du gewannst die Partie.

„Da drängte es sich mir förmlich auf, ein Gleichnis Deines Schachspiels mit Deiner Lebensführung anzustellen, und ich fand, daß es in allen Punkten zutraf.

„Auch in Deinem Leben führtest Du fortwährend Gambite aus, opfertest Geringes, um Deine Nebenmenschen über Deine großen Machinationen zu täuschen.

„Ich war nun überzeugt, daß ich in Dir nur einen glänzenden Faiseur erblicken müßte. Ich konnte mich niemals entschließen, eine derartige Rolle zu spielen, weil mich mein Gewissen quälte, wenn mein Betragen nicht mit meinem Empfinden und Denken übereinstimmte; wollte ich glücklich sein, mußte ich meiner Offenherzigkeit und Aufrichtigkeit freien Lauf lassen.

„Ich hatte mir meine festen Ansichten gebildet, und an ihnen hielt ich, mochte es mir nun nützen oder nicht.

„Zur Verstellung konnte ich mich nie zwingen, weil sie mir unsittlich und erniedrigend erschien und weil mich selbstverkleinerische Selbstachtung jeglichen Wohlgefühls beraubte. Ich erinnere mich noch ganz gut, daß wir seinerzeit über dieses Thema sprachen und daß Du erklärtest, leider fühltest auch Du so wie ich, Du wünschtest aber, Du wärest anders. Die Selbstbeherrschung, die von allen Dichtern gerühmt worden, bestehe doch nur in der beständigen Unterjochung des Herzens seitens der Vernunft.

„Obwohl Du es nie zugestehen wolltest, so war und bin ich doch fest überzeugt, daß Du diese Unterjochung stets ausgeübt hast.

„Allerdings in einem Punkte ließest auch Du Dich vom Blute beherrschen: in der Liebe. Das war das einzige Gebiet, wo Du zuweilen natürliche Gefühle zum Ausdrucke brachtest und unmittelbaren Regungen folgtest.

„Aber auch hier nur zuweilen.

„Den meisten Frauen, die Du in Deinem Leben erobert, standest Du kalt gegenüber.

„Du erzieltest dadurch auch die größten Erfolge.

„Das war der erste Anlaß meines Neides. Ich verzehrte mich oft nach Mädchen, legte ihnen mein ganzes Denken und Fühlen dar, ließ sie mich sehen, wie ich war, die Reinheit meines Herzens war offenkundig, umsonst; bevor sie mich noch zu lieben begonnen, wurden sie meiner schon überdrüssig.

„Wie anders war es bei Dir!

„Du brauchtest mit demselben Geschöpfe, das ich vergebens zu ereingen getrachtet, nur einmal beisammen gewesen zu sein, und ihr Herz war voll von Dir. Die treffliche Regiekunst Deiner selbst feierte ihren Triumph. Das Mädchen war Dein, ob Du sie nun wolltest oder nicht. Wie oft ließ ich mich mit Dir in einen Kampf ein, trotzdem ich wußte, daß ich unterliegen würde, nur um aus dem Schmerz, den mir Dein Sieg verursachte, zu lernen, aber so grausam ich dabei gegen mich selbst vorging, es half nichts.

„Die häufig sich wiederholenden Niederlagen steigerten nur meinen Neid, der sich schließlich in Ekel vor mir selbst verwandelte. Ich schildere Dir meine Gefühle während der Universitätsjahre so ausführlich, weil sie allein Erklärung für mein jetziges Thun geben können, da sie sowohl meine Stellung Dir gegenüber bestimmt, als auch überhaupt die Bildung meines Charakters wesentlich beeinflußt haben.

„Ich kam vollgestopft mit vorweltlichen Idealen aus der strengen Zucht des Gymnasiums, ohne vom Leben mehr zu wissen, als was ich durch die verhaltene Glut in meinem Innern ahnend erriet, hinaus in die zügellosere Freiheit.

„Das erste gewaltige Neue, was sich mir enthüllte, war die Liebe. Ich lernte das Weib kennen, ich erfuhr den Genuß; er blieb unter meiner Erwartung.

„Das Ideal der Liebe war bald zerronnen: Stück für Stück schwanden auch die übrigen. Es dauerte nicht lange, da sah ich ein, daß die Schule mich mit Irrlehren genarrt, daß man mich in ihr nicht unterrichtet hatte, mit der Wirklichkeit zu rechnen.

„An dieser falschen Mathematik der Thatsachen krankte ich mein ganzes Leben.

„Trotzdem ich wußte, daß es keine Liebe gebe, wie sie in den Schulbüchern geschildert wird, wie ich sie durch diese träumte, jagte ich ihr nach.

„Das war aber gefehlt: ich nahm die Liebe zu ernst. Auch daran war aber meine Gymnasialbildung schuld: Horaz, Ovid, Virgil hatten mich verdorben.

„Du warst zwar stets ein guter Schüler gewesen, aber hattest Dich nie bemüht, in die einzelnen Gegenstände einzudringen, und bliebst durch diese Oberflächlichkeit vor dem schädlichen Einfluß der heutigen Schule bewahrt: Du nahmst auch hier das Leben von der praktischen Seite.

„Du erblicktest in der Liebe ein heiteres Spiel, vielleicht ein solches, wo man viel gewinnen kann, aber immer nur ein Spiel. Hattest Du Dich einmal ernstlich verliebt, so warst Du eben vom Spiel hingerissen worden.

„Etwas Großes erschien Dir aber die Liebe nie. Deshalb heucheltest Du auch bei der Liebe ohne die geringsten Skrupel. Ein Spiel muß man zu gewinnen trachten, jegliche List ist erlaubt, wenn man nur nicht falsch spielt. Daß Du das jemals gethan hast, glaube ich nicht. Falschspielen hätte man Dir nachweisen können, das erlaubte Deine Vorsichtigkeit nicht. Und so warst Du also überall vom Glück begünstigt.

„Ich hätte Dir dies nicht geneidet, wenn mich nicht eine Beobachtung, die ich damals machen mußte, im tiefsten mit Ingrimm erfüllt hätte.

„Es war die Thatsache, daß man Dich allgemein für einen weitaus besseren Charakter hielt als mich. Diese Erfahrung hatte die denkbar schädlichste Einwirkung auf meine Sittlichkeit.

„Heute weiß ich, wie meine ganzen Seelenvorgänge sich entwickelten und bedingten. Ich weiß es, seitdem ich Galeotto gesehen. Man hat mich so lange den schlechteren von uns beiden genannt, bis ich es thatsächlich geworden bin.

„Ich will es nicht leugnen, daß Du den umgekehrten Weg genommen hast wie ich, und daß auch Du heute ein ganz anderer bist, als Du es zu unserer Universitätszeit warst.

„Du hattest im Laufe der Jahre erkannt, wie leicht man durch Heuchelei und kluge Zweischneidigkeit die Menschen täuschen und sie dadurch beherrschen kann. Da fand eines Tages Deine Eitelkeit darin keine Befriedigung mehr.

„Du lerntest ein Mädchen kennen, das Dir als Sinnbild der Einfachheit und Geradheit erschien.

„Die Gegensätzlichkeit ihres Wesens gegenüber dem Deinen und die Uebereinstimmung mit Deinem neuesten Ideal zog Dich mächtig an und Du heiratetest sie trotz ihrer Armut, weil Du durch sie eine geistige Neugeburt Deines Selbst erwartetest.

„In dieser Hoffnung scheinst Du Dich nicht getäuscht zu haben. Als ich Dich bei meiner Rückkehr in unserer Vaterstadt zum erstenmale wiedersah, war ich im höchsten Maße über Deine Veränderung gegen frühere Zeiten erstaunt.

„Es kam mir vor, als ob Dir nichts mehr von Deiner ehemaligen Eitelkeit innewohnte, als ob Du Glück darin fändest, Dich Deinen natürlichen Gefühlen hinzugeben, und als ob Dein ganzes Streben nur auf die Zufriedenheit Deiner Frau gerichtet wäre. Was ich dabei empfand, war mir noch viel schmerzlicher als seinerzeit die fürchterliche innere Leere, wenn Du ein Mädchen gewannst, um das ich mich vergebens bemühte. Dabei litt nur meine Eitelkeit, aber diesmal war es der ganze Mensch, der sich bis ins Tiefste zerstört fühlte.

„Die Wunden, die damals meiner Eitelkeit geschlagen worden, konnte mein Charakterbewußtsein heilen, hier hatte ich keinen Balsam. Bei meinen nächsten Besuchen ward es mir immer klarer, daß Dich die Liebe dieses engelreinen Wesens sichtlich geläutert hatte, daß Du durch sie ein anderer geworden, ein Besserer.

„Dein Ehrgeiz hatte sich auf edle Dinge gelegt. Du setztest Deinen Stolz darein, ein guter Gatte zu sein, man sollte in der Stadt von dem herrlichen Zusammenleben des Ehepaares Weigand sprechen. Du wolltest als ein völlig glücklicher Mann gelten.

„Aber vielleicht auch dachtest Du gar nicht so weit, Deine Frau füllte Dich aus, Du lebtest nur ihr — Du warst eben ein anderer geworden, ein Besserer.

„Und ich! Mich hatte das Leben schlecht gemacht.

„Ich hatte zu hohe Anschauungen von dem Wörtchen Ehre und ging daran zu Grunde: ich war ein verkommener Idealist.

„In meinem Nachlasse befindet sich eine Novelle dieses Namens; sie ist zu einer Zeit geschrieben, als ich mich noch der Hoffnung hingab, ich hätte dichterisches Talent, und mir dadurch Befreiung von meinen Leiden versprach. Wie habe ich geirrt!

„Noch eine letzte gute Regung beherrschte mich, als ihr beide mir so viel Liebe entgegen brachtet. Ich beschloß als bescheidener Zuschauer an eurem Glücke teilzunehmen und das wilde Feuer, das in meinem Innern loderte, zu dämpfen; kein Flammenschein, kein Aufzucken einer Leidenschaft sollte von euch wahrgenommen werden.

„Ich wollte Euer Freund sein, mich ebenso wie Du zur Höhe der Selbstlosigkeit aufschwingen, indem ich meine Seligkeit bloß in dem Wohl von anderen, mir Nahestehenden, suchte. Es gelang mir, mein Neid schwächte sich ab: edlere Gefühle zogen in mir ein. Ich schmeichelte mir mit dem Gedanken, daß, wenn sich eine wahre Freundschaft zwischen Helene und mir entwickeln würde, mein Glück ein reineres wäre als das Deine.

Josef Wopfner: Dolzfischen am Bodensee.

F. Andreotti: **Blumen für Lieder.**

„Das war freilich nur eine kindische, ja alberne Selbsttäuschung, aber ich hatte damals eben die Kraft zur Selbsttäuschung erlangt, und darin allein besteht ja alles Glück.

„Da kam jener verhängnisvolle Morgen nach dem so wunderschönen Abend. Ach, jener Abend, welch ideale Freude gewährte er mir, wie fühlte ich mich da eins mit euch; alle zersetzenden Gedanken schwiegen. Endlich war er nach langer Zeit wieder einmal zur Ruhe gekommen, dieser unermüdlich in mir arbeitende Verstand; endlich war ich einen Augenblick allein, befreit von jenem entsetzlichen Beobachter, der alles begrinst und verhöhnt; eine unendlich wohlthuende Wärme breitete sich aus; mein Herz schlug, es sprach, sprach herrlich schön und alles sonst schwieg. Die Ruhe war göttlich.

„Und dann der Morgen drauf; ich wußte damals sofort, daß alles zwischen uns für immer aus sei, daß Du mir Dein Haus verschlossest, weil Du ganz allein Dein Glück genießen wolltest. Glaube mir, es kostete mich zu jener Stunde viel Selbstüberwindung, gleichgiltig zu erscheinen.

„Mein innerer Feind rächte sich nun an mir, er preßte und peinigte mein Herz, er grinste und höhnte wieder und bekrittelte verächtlich jede meiner Bewegungen; diesen zersetzenden Verstand, wie habe ich ihn verflucht.

„Ich mied Dich, Du ließest es geschehen, ich legte Haß gegen Dich an den Tag, Du gingst achtlos darüber hinweg; endlich gab ich meinem Grimme in Worten Ausdruck. Da erfolgte jener fürchterliche Streit, in dem Du mir alles sagtest, was ich mir seit Jahren stets selbst vorgeworfen, von dem ich aber glaubte, daß nur ich es wüßte. Ich höhnte wütend Deine innere Harmonie. Du erwidertest mit großer Ruhe: ‚Lerne Dich selbst beherrschen, und Du wirst sie mir nicht zu neiden brauchen. Werde ein Mann. Du bist es zeitlebens nicht gewesen.‘

„Mit diesen Worten verließest Du mich rasch; wir sprachen uns nie wieder.

„In höchstem Zorne wollte ich Dir nach einigen Augenblicken nacheilen und Dich herausfordern, aber ich traf Dich nicht mehr; später gab ich die Idee eines Duelles auf.

„Das kam so. Mein Arzt erklärte mir, nachdem ich ihm das Ehrenwort der Wahrhaftigkeit abgenommen, daß ich nicht mehr lange leben würde; ich fühlte mich auch selbst sehr leidend.

„Der Gedanke einer furchtbaren Rache stieg lebendig in mir auf: ich beschloß, Deine innere Harmonie auf die Probe zu stellen, und setzte Deine Gattin in meinem Testamente zu meiner Universalerbin ein. Lebend oder tot wollte ich Dir Dein Ehegluck rauben.

„Ich verließ das Amt. Die kurze Zeit, die mir noch auf Erden vergönnt, wollte ich zur Erstrebung meines Zieles benützen. Obwohl ich fest überzeugt war, daß ich es so, wie ich wünschte, nicht erreichen würde, gaukelte mir doch meine gereizte Phantasie die seligsten und frivolsten Bilder vor.

„Ich verfolgte Helene; wir begegneten uns täglich. Ich grüßte sie, ihre Erwiderung war freundlich; sie schien mich zu bemitleiden. Am Tage vor meiner Abreise sprach ich sie an; nach inniger Bitte gewährte sie mir eine kurze Unterredung.

„Ich gestand ihr meine Liebe; sie hieß mich schweigen.

„Ich nahm von ihr Abschied und schwur ihr, nie einer zweiten ein Aehnliches zu sagen, ich würde an meiner Liebe zu ihr sterben. Ihr Gesicht nahm einen schmerzlichen Ausdruck an; sie glaubte mir. Sie bat mich, ihr zu verzeihen, sie habe mir unrecht getan und ich sollte mir um Gottes willen nichts zu leide thun. Dann gab sie mir ein herzliches Lebewohl und reichte mir die Hand. Ich führte sie an meine Lippen und wiederholte, daß ich sterben müsse.

„Erzählen Sie Paul nichts von unserer heutigen Unterredung, dies ist meine letzte Bitte!‘

„Sie nickte. ‚Versprechen Sie mir dafür, mich zu vergessen und fröhlich zu werden!‘ Auch ich nickte. Ein letzter Blick, und sie verschwand.

„Am nächsten Tage reiste ich nach Italien. Ihr Mitleid hatte ich erreicht, das war alles. Helene ist eine edle Seele, ein herrliches Wesen. Wenn sie durch mich —

„Mir gilt es gleich, ich habe Rache geschworen —

„Nun liegen die Motive meines Handelns klar und offen vor Dir, nun weißt Du, warum ich gethan, was ich gethan.

„Vielleicht ist es mir gelungen, Dir zu beweisen, daß Deine innere Harmonie nur eine eingebildete war, daß auch Du nur stark warst, weil keine Versuchung an Dich herantrat; vielleicht erkennst Du heute, daß es nur die Umstände sind, die einen Charakter bilden und bestimmen.

„Hast Du Deine Frau, als Du von ihrer Erbschaft erfuhrest, verstoßen und ist dieses einzige Weib darüber zu Grunde gegangen, dann habe nach diesen Eröffnungen Selbstbeherrschung genug, um weiter zu leben, sei Mann genug, um eine innerlich harmonische Natur zu bleiben, und habe die Verstellungskraft, haltlose Menschen zu verachten. Versuch es, ob Du's kannst. Gelingt es Dir nicht, dann denke an die fürchterlichen Worte, die Du einst einem im Lebensmeer Gescheiterten an den Kopf warfest, als er verzweiflungsvoll mit den Wellen rang.

„Er ging unter, trachte, daß Du oben bleibst. Lebe wohl!“

Paul hatte eben die letzten Worte gelesen; ein fürchterliches, hohles Lachen erschallte aus seinem Munde, dann starrte er mit gekniffenen Lippen vor sich hin und atmete tief; seine Mienen drückten namenlosen Schmerz aus.

„Das also ist das Ende der Tragödie?! Jetzt weiß ich alles. Was habe ich gethan, was habe ich gethan!? Hat Bürger recht, bin ich selbst schuld an all meinem Elend!? Mußte ich an sie glauben trotz allem und allem!? Helene, Helene!“ Er schluchzte, wie ein mit dem Tode Ringender röchelt. Flüche auf Bürger mengten sich bald in seine Thränen. „Helene, Helene!“ Ein neuer, schrecklicher Ausbruch folgte. Nun blickte er mit verglasten Augen, mit versteinertem Antlitz den Brief an, der vor ihm lag.

„Ja, freilich, Du mußtest mich hassen, ich begreife es, aber nur weil Du mich falsch beurteiltest. Welch Bild hast Du Dir von meinem Charakter entworfen. Du nahmst Motive für mein Handeln an, die mich gar nicht bewegten. So war ich nicht, wie Du mich glaubtest. Für jede meiner kleinsten Regungen nahmst Du Gründe, wo sich doch alles unbewußt vollzog. Ach, jetzt sehe ich klar, warum es gute und schlechte Menschen gibt; die guten sind gut, weil sie alles in günstigem Lichte sehen, und die schlechten nur schlecht, weil sie die anderen schlecht glauben. Falsche Bilder erregen sie zur Rache. Sie mißverstehen uns und darum hassen sie uns. O Gott, welch fürchterlicher Schlüssel für das ganze Weltgetriebe! Bürgers grüblerischer Sinn sah in allen Menschen Grübler. Ich werde hilflose Menschen nie wieder verachten. Ich werde mich bemühen, mich ihnen in meiner wahren Gestalt zu zeigen. Bürger hat mich nicht verstanden, darum führte er den schweren Schlag gegen mich; ich habe Helene falsch beurteilt und sie zu Grunde gerichtet.

„Unverstand, Mißverständnisse allüberall, allüberall —

„Was bleibt mir jetzt noch übrig, verstehe ich mich noch selbst, erkenne ich mich erst jetzt völlig, habe ich alle Selbsterkenntnis verloren — was bleibt mir noch übrig —“

Er ergriff die Feder und schrieb sein Testament; er vermachte sein ganzes Vermögen der weltlichen Gesellschaft lebensmüder Frauen.

„Unverstand, Unverstand! Aller Haß ist Mißverständnis!“

Ludwig Kossuth.

(Siehe das Bild Seite 529.)

Unter den zahlreichen großen Politikern, welche Ungarn besitzt, haben zwei Persönlichkeiten einen klingenden Namen in der ganzen gebildeten Welt: Deak und Kossuth. Diese Staatsmänner repräsentiren zwei verschiedene Richtungen ... Deak wollte sein Vaterland von dem auf ihm lastenden Drucke befreien, Kossuth wollte es unabhängig machen. Deak strebte darnach, Ungarn im Vereine mit Oesterreich mächtig zu machen, Kossuth war bemüht, Oesterreich zu entmächtigen und Ungarn zu erhöhen, der erste wollte das Mögliche, der zweite das Unmögliche.

Und während Deak, betrauert und beweint von einer ganzen Nation dahin gegangen, lebt Kossuth noch in Turin, fern von seinem Vaterlande. Trotz der greisenhaften Schrullen, in welchen er sich in der letzten Zeit dann und wann gefiel, hat aber die magyarische Nation ihren Führer des Freiheitskampfes nicht vergessen, dessen flammende Beredsamkeit Heeresmassen elektrisirte und der mit dem süßen Wohllaut seines Organs Cyper um Cyper erwarb. In mancher Hinsicht erinnert der Lebenslauf Gambettas an die Jugendjahre Kossuths. Beide waren anfangs gesuchte Advokaten und beide, von denselben politischen Ideen angefeuert, haben ihre größten Erfolge ihren glänzenden Reden zu danken.

Kossuth wurde am 16. September 1802 in Monok (Zemplíner Komitat) in Ungarn geboren. Er entstammt einem alten adeligen Geschlechte und erhielt von seinen Eltern eine sehr sorgfältige Erziehung. Seiner Neigung entsprechend studirte er die Rechte und wurde schon 1824 Advokat. Obwohl erst zweiundzwanzig Jahre alt, war er ein sehr gesuchter Rechtsanwalt und ein beredter Redner. Kossuth sprach bei öffentlichen Gelegenheiten, in Komitatsversammlungen, bei Duketten; er gewann dadurch Sicherheit und Schlagfertigkeit. Im Jahre 1832 erschien er im Landtag und die Ruhe seines Auftretens, die gewinnende Art seiner Manieren und die glänzende Rhetorik machten ihn bald bekannt. Er gab als Abgeordneter eine „Landtagszeitung“ heraus, welche in geschriebenen Exemplaren erschien, um der damals ungemein lästigen Zensur zu entgehen. Die Zeitung konnte nun dem Blatte nichts anhaben; die Regierung jedoch verbot es und machte Kossuth einen Prozeß, welcher schließlich zur Folge hatte, daß Kossuth wegen Hochverrats zu vier Jahren Haft verurteilt wurde. Die 1840 erfolgte allgemeine Amnestie befreite Kossuth aus dem Kerker, in welchem er drei Jahre geschmachtet hatte. Nachdem Kossuth die Freiheit wiedererlangt, wurde er Redakteur des Tagblattes „Pesti Hirlap“ und er bekundete nun ein glänzendes Talent. Seine Artikel aus jener Zeit sind bis zur Stunde mustergiltige Muster in der ungarischen Journalistik geblieben. Doch schon im Jahre 1844 mußte er infolge lokalistischer Intriguen die Redaktion niederlegen und wurde Abgeordneter. Das Pester Komitat hatte ihn gewählt und Kossuth spielte bald eine erste Rolle im Parlamente. Er vertrat die liberalen Ideen, forderte die Befreiung des Bauernstandes, die Preßfreiheit und stellte es als eine Bedingung der Existenz des Landes auf, das nationale Element zu pflegen. Seither sind diese Gedanken verwirklicht und der Ruhm der Initiative gebührt unstreitig Kossuth. Wenn er später noch weiter ging und eine selbständige Regierung für Ungarn, ferner ein verantwortliches Landesverteidigungsministerium verlangte, so sehen wir heute auch diese Wünsche realisirt und daß all dies und noch mehr möglich geworden, ist nicht zum geringsten Teile das Verdienst Kossuths. Gewiß, die Mäßigung Deaks hat Ungarn zu einer angesehenen Stellung in Europa verholfen, doch Deaks Werk ist nur möglich geworden, weil Kossuths Arbeit vorausging.

Die französische Februarrevolution brachte auch in Ungarn eine totale Umwälzung zuwege. Kossuth hatte sich in diesen stürmischen Tagen durch Klugheit und Besonnenheit ausgezeichnet und er trat im September 1848 an die Spitze des neuen Landesverteidigungsministeriums. Er kämpfte mit einem verhältnismäßig kleinen Heere gegen die österreichische Armee und die jubilierende Bewegung. Die ungarischen Soldaten vollbrachten Wunder der Tapferkeit und Kossuth besaß die große Kunst, ein von Kriegsnot und Elend heimgesuchtes Land in dem Glauben zu erhalten, daß nur er das Heil und die Zufriedenheit des Landes sein könne. Das Glück auf dem Felde blieb ihm kurze Zeit treu, doch in der Diplomatie hatte er nur wenig Erfolg. Intime Freunde Kossuths haben uns Mitteilungen über die diplomatischen Unterhandlungen gemacht, welche er mit Napoleon III. und Viktor Emanuel pflegen und aus diesen allerdings vertraulichen Mitteilungen erhellt, daß Kossuth den Krieg mit Oesterreich erst begann, als ihm von fremden Mächten Hilfe zugesagt wurde, welche jedoch im entscheidenden Augenblick ausblieb. Kossuths herrliche Tage waren die ersten Monate des Jahres 1849. Er beantragte im Reichstage zu Debreczin die Entsetzung des „Kaiserhauses Habsburg-Lothringen“ und proklamirte die Unabhängigkeit Ungarns. Sein Redestrom riß die Majorität fort und Kossuth wurde unumschränkter Herr der Lage. Am 14. Mai leistete er bereits den Eid als Präsident Ungarns und im Juni desselben Jahres hielt er seinen glänzenden Einzug in der ungarischen Hauptstadt. Dies war der Höhepunkt seiner Macht. Nun ging es aber abwärts. Die Russen und Oesterreicher erdrückten mit ihrer Uebermacht die ungarische Armee, die versprochene Hilfe blieb aus und Kossuth flüchtete. Auf türkischem Gebiet wurde er verhaftet und in Kutahia in Kleinasien interniert. Seine Gattin Therese Meszlényi und seine Kinder folgten ihm dorthin, doch wurde Kossuth infolge Intervention Englands und der Vereinigten Staaten am 9. September 1851 in Freiheit gesetzt. Er bereiste nun England und Amerika und diese Reise glich einem Triumphzuge. Sein Vogtetter Franz Pulszky erzählte mir einmal eine Anekdote, welche sich auf den Aufenthalt in Amerika bezieht und ich will dieselbe hier wiedergeben.

Kossuth wurde in Cincinnati besonders herzlich empfangen. Die Menge jubelte ihm zu, Mütter brachten ihm ihre Kinder entgegen, damit er sie segnete und holde Jungfrauen wünschten nichts sehnlicher, als eine Locke von seinem Haare. Doch den letzten Wunsch wollte Kossuth durchaus nicht erfüllen. Eines Tages umdrängte ihn eine Deputation und eine junge Lady schnitt rücksichtslos eine Locke vom Haupte des großen Patrioten. Als der Raub vollbracht war, trete e-

aber auch schon die junge Dame, denn sie bemerkte jetzt, daß Kossuth — eine Perücke trug. Der ehemalige Gouverneur gerieth in Zorn, doch bald gewann die klüge Ueberlegung Oberhand: er lieh sich eine neue Perücke machen. Dieselbe wurde gebracht und als Kossuth die Rechnung verlangte, lehnte der Perückenmacher mit Stolz jede Bezahlung ab. Ein solches Werk belohnt sich selbst. Wenige Tage später verließ Kossuth die Stadt und zog weiter nach dem Westen. Hier las er die Einundsiebzig Zeitung, in welcher der Magistrat die Kosten aufzählte, die der Besuch Kossuths der Stadt gemacht (denn er und seine Begleitung waren Gäste der Stadt) und unter den verschiedenen Summen gewahrte er zu seinem Entsetzen auch den Posten: eine feine Perücke zu 20 Dollar.

Kossuths Aufenthalt in England und Amerika hatte nicht jenen Erfolg, welchen er erhoffte. Die Aufnahme war überall glänzend, doch die gewünschte Unterstützung wurde nicht gewährt. Unmutig zog sich Kossuth nach Italien zurück, wo er bald in Turin, bald in Voraccone und später wieder in Turin sein Heim aufgeschlagen hat. Er organisirte 1859 und 1866 ungarische Legionen, die unter Garibaldi gegen Oesterreich kämpften. Die Amnestie lehnte Kossuth ab und obwohl er wiederholt zum Abgeordneten gewählt und zur Rückkehr nach Ungarn aufgefordert wurde, blieb er standhaft. Von Zeit zu Zeit schrieb er Briefe oder hielt Reden an seine Freunde, welche bewiesen, daß er den politischen Idealen seiner Jugend auch im Greisenalter treu blieb. In all seinen Enunciationen zeigen sich tiefe Bildung, glänzender Stil und edle Gedanken. Der Abgeordnete Helfy, welcher Kossuth in den letzten Jahren wiederholt besuchte, erzählte mir, daß derselbe stets sehr geistreich war und den Tod ruhig erwarte. Er arbeitete bis in die letzte Zeit an seinen „Erinnerungen", einem interessanten Memoirenwerk, dessen bisherige Publikationen in Ungarn großes Aufsehen erregen.

Die schönste Kossuthfeier fand in Ungarn im September 1892 als Vorfeier zum neunzigsten Geburtstag des greisen Patrioten statt und der Glanz dieser Feier vergoldete sicherlich den Lebensabend des großen Mannes. J. H.

Am schwäbischen Meer.

(Hierzu das Bild Seite 533.)

Das Schicksal der ausgedehnten Waldgebiete, daß ihnen nur noch der Name bleibt, der an die einstigen Urwalddickichte erinnert, teilt auch der „Bregenzerwald". Jahrhunderte hindurch ist geschwendet und gerodet worden und die Thäler sind in fruchtbare Wiesengründe verwandelt, die Hänge in wohlbestandene Alpen; dazwischen ist, die freundlichen Ortschaften schützend, nur ab und zu ein Hölzchen eingestreut und geschont geblieben. Weit hinten aber, wo die mächtigen Köpfe ragen, von denen die Rinnen zu den Flußbetten hin abstürzen, wo Gams und Hirsch haust in wilder Einöde, da steht auch noch Wald, echter, herrlicher Wald.

Alljährlich wird freilich ein gut Stück weiter davon abgetrieben, um manche tausend Gulden wandern Stämme hinaus in den Bodensee. Die Rinnsale werden oben geschwellt und wenn Hochwasser eintritt, nimmt es den gesammelten Vorrat hinüber zur Aach und diese schwemmt ihn weiter thalab. Bleibt eine Zeit lang das Hochwasser aus, dann kann es allerdings geschehen, daß ein ganzer Schlag wie der vor einigen Jahren am „Hohen Ifer" vorgenommene, unverflößt zu Grunde geht. Es verkauft da oben Holz im Schätzungswerte von fünfundzwanzigtausend Gulden.

Was aber glücklich abgeht, vom Wasser mitgenommen wird und sich auch unterwegs nirgends anhängt, das treibt auf langem gewundenem Weg allmählich hinaus bis in die „Harder Bucht" des Sees und wird hier an der Mündung der „Bregenzer Ach" vom weiten Holzrechen gefangen. Es sind das nicht etwa Gitterwerke, sondern nur die auch an anderen Seen gebräuchlichen Hürde aus an den Köpfenden an einander gehängten Balken, welche zusammen einen weiten Ring bilden, der, wenn einmal ganz mit Holz gefüllt, als „Floß" im Schlepp an jene Stelle gezogen wird, wo die Stämme verladen oder verflößt und verscheitert werden.

Zuweilen kommt es aber wohl auch vor, daß dieser der Natur so mühsam abgenommene Schatz dem Menschen noch in der Stunde, wo er ihn sicher geborgen glaubt, von wilden Elementargeistern wieder entrissen wird. Ein Sturm schnaubt heran, wühlt die Wogen auf und diese zerbrechen die Fesseln und geben den gefangenen Baumen die Freiheit zurück. Da wimmelt es dann mit einemmale auf dem See von „Hölzern", die zwischen den Schaumkämmen der gelbgrünen, glasigen Wellen auftreiben, die Schiffahrt gefährden, da sie, in die Radschaufeln der Dampfer geklemmt, arges Unheil anrichten können, und in die Brandung geschleudert, mit blinden Stößen gegen einander wüten und an die Ufermauern prallen.

Es ist dann keine leichte Arbeit, all dies entrommene Holz, das nur allzu gern als herrenloses Strandgut betrachtet wird, wieder einzufangen, Stamm für Stamm, Scheit für Scheit, bei fortdauerndem Weht oder Fohn oft unter eigener Lebensgefahr der um ihr bißchen Habe besorgten Leute. Einen solchen Moment hat in vortrefflicher, dramatisch wirkender Wiedergabe unser Künstler hier dargestellt. K.

Wie und was sollen unsere Töchter lesen?

II.

Wie ich in meinem ersten Artikel bemerkt habe, betrachte ich das Lesen guter Bücher nicht bloß als ein Bildungsmittel für den Geist, sondern als ein unerläßliches Studium für den Gebildeten.

Wir haben damit begonnen zu erörtern, wie unsere Töchter lesen sollen und in welche Gebiete der Lektüre sie einzuführen sind. Wir haben uns mit dem Roman zu beschäftigen und wollen daher die einzelnen Autoren streifen, deren Kenntnis nötig ist, ehe wir zu den neuesten Schöpfungen der belletristischen Literatur übergehen.

Die gebildeten Mütter mögen mir verzeihen, wenn ich auch Werke und Verfasser nenne, die ihnen das Wort „selbstverständlich" entlocken. Ich kann bei einem organischen Aufbau dieser Quadern nicht entbehren.

Unsere Vielgeschäftigkeit, die fieberhafte Thätigkeit, die schnelle Produktion für den literarischen Markt lassen all zu leicht die halbvergangene Zeit, die als Untergrund für die Kenntnis unserer Periode unentbehrlich ist, vergessen.

Freilich schreibt man nicht mehr wie man schrieb. Jedes Vierteljahrhundert nimmt eine andere Form für den Ausdruck des Gedachten an. Die Periode der Briefmacht ist beispielsweise halb vorüber, wir haben keine Zeit mehr zu Briefen à la Sevigné und auch weniger Veranlassung dazu, weil die Presse durch ihre Mitteilungen an die Gesamtheit die Mitteilungen an den einzelnen fast überflüssig macht und der Briefwechsel nur für das rein persönliche Moment unentbehrlich bleibt.

Es wird demnach notwendig sein, unseren Töchtern eine Vorstellung von jener schreibfreudigen Zeit zu geben und da wüßte ich nichts Besseres zu empfehlen, als Schillers Briefe (herausgegeben von Fritz Jonas, Deutsche Verlags-Anstalt), die Briefe Goethes an Charlotte von Stein, an das „Kind" Bettina von Achim Arnim.

Diesen fast klassischen Zeugen der Vergangenheit reihe man noch Lessings Briefe an Eva König und Humboldts „Briefe an eine Freundin" (Charlotte v. Diedeke) an.

Schärfer noch tritt der Unterschied in der Schreibweise beim Roman hervor. Um unseren Töchtern den Unterschied zwischen moderner und älterer Schreibart vor Augen zu führen, lasse man etwa Thomas Arnau von den einst so beliebten Erzählungen einer Henriette Paljow lesen, erlasse ihnen jedoch die Epigonen der sentimentalen Werther-Periode, die mühseligen Bücher der nun vergessenen Karoline Pichler.

Nehmen wir mit der Reihe moderner Romane neuerer Autoren, so halten am Eingange in das mit Kostbarkeiten gefüllte Schloß des Romans Gutzkow und Holtei, zwei ganz verschiedene Geister die Ehrenwache im Burghof. Man muß sie kennen, ehe die Zugbrücke niederfällt und der Fremdling Einlaß erhält.

Es wäre kaum möglich, daß irgend ein Autor in unserer Zeit ein Buch schriebe, dessen Erscheinen ein solches Aufsehen hervorriefe, wie dies bei Gutzkows „Die Ritter vom Geiste" der Fall war. Seit Werther hat kein Roman so eingeschlagen. Allerdings wurde auch Holtei viel und gute gelesen, aber seine Bücher waren nicht epochemachend, sie sprachen zum Gemüt, man weinte und lachte und ging zur — Tagesordnung über. Anders war es mit den Rittern vom Geist, welche die ganze Gesellschaft erschütterten und zum geflügelten Wort für das Jahrhundert geworden sind. Reife, denkende Mädchen würde ich ohne weiteres mit den Rittern vom Geist vertraut machen, jedoch nicht ohne vorher die Geschichte der Geheimbünde, der geheimen Gesellschaften des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, sowie der Freimaurerlogen erzählt zu haben.

Gutzkows Dramen wollen wir in einer Studie erörtern, welche der Bühne gehören soll. Von den prosaischen Werken möchte ich einige Novellen, sowie das Büchlein „Die kleine Narrenwelt" als Lektüre vorschlagen. Die Lektüre „Der Ritter vom Geiste" ist gleichsam eine grammatische Schulung für den Tendenzroman. Mit dieser einen Schulung sei es genug. Der Zauberer von Rom, Hohenschwangau, werden kaum mehr interessiren.

Holteis Name ragt wie eine alte Säule noch in unsere Periode. Sein bestes Werk „Die Vagabunden" möchte ich nicht gestatten. Auch Holtei schrieb ein Buch, das ein geflügeltes Wort aufnahm und popularisirte: „Nobiesse oblige." Das verdienstvolle Werk und die gemütvollen Romane Christian Lammfell, die Eselstreiter, werden mit Nutzen und Vergnügen gelesen.

Von älteren Autoren empfehle ich den trefflichen Stilisten Max Waldau (Aus der Junkerwelt).

Diejenigen, welche Gustav Freitag noch nicht kennen, möchte man von Herzen um den Genuß in dessen Werke einzudringen, beneiden. „Soll und Haben", „Die verlorene Handschrift" können nur gute und edle Gedanken erwecken. Soll und Haben hat bei seinem Erscheinen das größte Aufsehen gemacht und gilt als Muster- und Meisterroman. Wenn auch die „Ahnen" nicht alle hochgespannten Erwartungen erfüllten, so wird die Lektüre derselben die Phantasie dennoch heiß bewegen und unser Herz mit einem Strom von Liebe für das schöne deutsche Vaterland durchfluten.

Freitag versteht stets Spielhagen, unter dessen Büchern jedoch sorgfältig gewählt werden muß, ehe wir sie jüngeren Mädchen in die Hand geben. Man beginne mit „Hammer und Amboß", das gegenreichen und mächtigen Eindruck hervorbringen muß und gehe zu den kleineren Schriften, „Klara Vere de Vere", „Auf der Düne", „Was die Schwalbe sang", über; sie werden nicht bloß unterhalten, sondern auch Geschmack und Urteil bilden. Die „problematischen Naturen", „Durch Nacht zum Licht", „Die von Hohenstein", „Was will das werden?" lassen sich nicht ohne weiteres empfehlen. Hier müssen Mütter und Erzieherinnen selbst entscheiden.

Berthold Auerbach hat vorzugsweise die Dorfgeschichte in der Literatur gepflegt und uns dieser sein beliebtes Buch „Auf der Höh" entwickelt. Auerbach kann unbedenklich zu den geeigneten leidenden Autoren gezählt werden.

Die Gegner von Ebers haben seine Gelehrsamkeit angezweifelt und behauptet, daß seine Romane den Sinn für geschichtliche Studien abschwächen. Ich glaube das Gegenteil. Ebers hat durch die Popularisirung, welcher er das Altertum unterzogen, für die Welt der Gebildeten und insbesondere für die erwachsende Jugend nur Köstliches geleistet; er hat das Verdienst, entschwundene Zeiten uns wieder gegenwärtig gemacht, den Sinn für die Kultur des Altertums auch im Laien erweckt zu haben. Freilich ist Ebers kein Mann der Leidenschaft. Sein ruhiger Puls, sein klarer Verstand, vereinigen sich mit angeborener Würde und helfen ihm dazu, auch über Bedenkliches — siehe „Der Kaiser", „Serapis" — mit Anmut hinweg zu gleiten. Ebers bedarf keiner Empfehlung, alle Welt hat ihn gelesen, alle Welt liest ihn noch immer.

Eine Charakteristik unserer Romanschriftsteller ist ohne Anführung von Paul Heyse nicht denkbar und ohne Nennung von Gottfried Keller unvollkommen. Paul Heyse, unter feinster Stilist, ist im allgemeinen kein Schriftsteller für die Jugend. Er behandelt so viele Probleme des menschlichen Lebens, Liebens und Hassens, daß jedes Buch ganz besonderes Interesse beansprucht. Welche Mutter würde nicht gerne Heyse lesen und nicht gerne selbst für ihre Tochter wählen! Ich nenne als ganz unbedenklich den Roman „Die Stiftsdame", „Weihnachtsnovellen".

Gottfried Kellers einfache, kraftvolle Schreibart ist gerade für die Jugend ganz empfohlen.

Ich möchte es nicht unterlassen, gerade die moderne Jugend auf Oskar von Redwitz hinzuweisen. Alle Werke des genannten Dichters atmen reine und poetische Weltanschauung. Was ihnen zuweilen an pikanter Würze abgeht, ersetzt reichlich die vornehme Gesinnung. „Hermann Stark", „Hans Wartenberg", „Hermen", „Glück" sind Angebinde, welche unsere Töchter nicht verschmähen dürfen. Gewaltig und kraftvoll wirkt Konrad Meyer, dessen „Jung Jenatsch" vorzugsweise empfohlen sei.

Wir haben viele nichtgenannte Schriftsteller nicht vergessen, doch wurden wir durch eine weitergehende Nomenclatur weit über den Zweck dieser Studien hinausschießen.

Wir bewegen uns bereits auf dem vertrauten Boden moderner Zeit und wollen, ehe wir zu den Neuesten übergehen, noch das Neue vornehmlässigen. Von den Schriftstellern, die wir jetzt nennen, können durchaus nicht alle Werke jugendlichen Menschen als geeignete Nahrung dienen.

Edmund „Claudius" und „Prutzius" haben gleich Ebers' Büchern für die Jugend auch kulturhistorische Bedeutung, zahlreiche Novellen und Skizzen gewähren harmlose Unterhaltung. Gänzlich ungeeignet für die Jugend ist Richard Voß nicht allein wegen seiner Stoffe, sondern mehr noch wegen seiner ungesunden Weltanschauung und seines aufwühlerischen Gefühlslebens. Um Jenen kennen zu lernen, gebe man die „Namenlosen", „Mimatta", „Parthenia" in die Hand.

Paul Lindau, Hans Hopfen, Wilbrandt und Wildenbruch setze ich durchaus nicht auf den Index. Ich kann ihnen aber noch weniger eine allgemeine Empfehlung voranschicken, ich muß auch hier sagen, die Mütter mögen erst lesen und die Mutter mögen entscheiden.

So wie Leop. Kompert den armen, gedrückten Schacherjuden und dessen mühselbeladenes Werk in die Literatur einführte, so wie er neue bedeutsame und doch so eigenartigen jüdischen, reichen Handelsmann, dessen wohlgemachte, wackere Ehehalfte von dem dunkelhaarigen Töchterlein zu erzählen wußte, so hat Rosegger, der Bauernpoet, aus seiner Berg- und Waldheimat kraftige Gestalten ihr Leben und Hassen abgelauscht und wie kaum ein zweiter es verstanden, die Natur dieser Menschen wieder zu spiegeln. Freilich eignen sich nicht alle diese Dorfgeschichten dazu, von jugendlichen Lesern aufgenommen zu werden, doch möchte ihnen niemand die Geschichten des Waldschulmeisters verlagen.

Die Romane Roseggers „Die Gottsucher", „Martin der Mann" (übrigens sein schwächstes Buch) bleiben der Lektüre in einer späteren Lebensperiode vorbehalten.

Da wir das Gebiet der Dorfgeschichten streifen, seien noch Maximilian Schmidt und Ludwig Ganghofer erwähnt und empfohlen. Die Empfehlung des letzteren gilt gleichfalls nur für seine Schöpfungen dieser Art, nicht für seine neuesten Romane. Wenn junge Damen mit dem Verlagen so manches Werkes unzufrieden sind, so mögen sie sich mit der Versicherung trösten, daß ich eben darum hier, ihnen wahlhaft genußreiche Stunden zu verschaffen, indem ich sie auf Hans Hoffmanns gewaltiges und herzerschütterndes Buch „Der Landsturm" sowie auf dessen prachtige Schöpfung „Das Gymnasium zu Stolzenburg" aufmerksam mache und ihnen

des großen Realisten Sudermann Roman „Frau Sorge“ nennt. Wenn die beiden letztgenannten Schriftsteller das Gemüt erheben lassen, so wollen wir die Abschiedsstimmung durch den Hinweis auf Alexander von Roberts und Ferdinand von Saar beseitigender und erfrischender gestalten.

Und nun geht hin in den Deutschen Dichterwald; wohl wachsen neben saftigen Früchten auch Galläpfel und Holzbirnen auf grauen Zweigen. Wenn ihr aber kundig die Stämme wählt, deren Aeste euch Schatten spenden, so findet ihr für die jungen Menschen, für diese Lieblinge der Schöpfung, goldene Früchte und Nüsse aus dem Feenreich, ihr findet die Aepfel der Hesperiden und die Nuß, welcher die Märchenprinzessin das Gewand entnahm, indem sie sich den Prinzen eroberte.

Klara Schreiber.

Lord Rosebery,

der neue englische Premierminister.

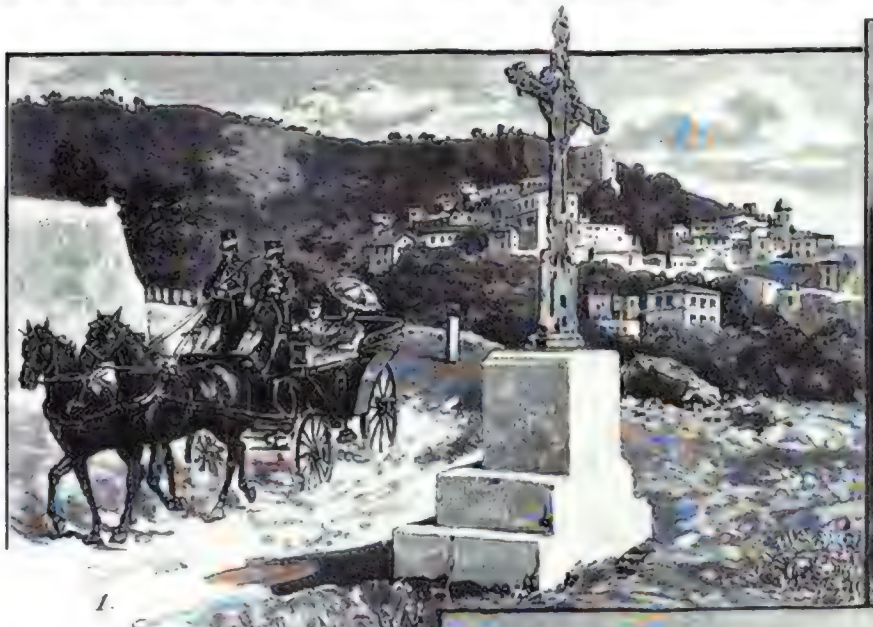
Gladstone, der hochbetagte englische Staatsmann, the great old man, wie seine Anhänger ihn mit Vorliebe zu nennen pflegten, hat trotz aller entgegenstehenden Meldungen, die in jüngster Zeit auftauchten, nunmehr dennoch seiner leitenden Stellung im Ministerium seines Heimatlandes entsagt. Den zunehmenden Gebrechen des Alters sollte schließlich der Sieg über die geradezu unbeugsam scheinende Energie des mehr als Achtzigjährigen verbleiben. Zu seinem Nachfolger ist Lord Rosebery, der bekannte Schwiegersohn des Londoner Rothschild ernannt worden. Der neue englische Premierminister hat mehrfach schon im Dienste der Krone gestanden und namentlich Stellungen im Ministerium unter Gladstone eingenommen.

Lord Rosebery.

Archibald Philipp Primrose Lord Rosebery ist 1847 als Sohn des Lord Dalmeny in London geboren und erbte bereits im Alter von einundzwanzig Jahren, da sein Vater frühzeitig verstorben war, von seinem Großvater die Peerswürde. Sein Erziehungs- und Bildungsgang war der in England übliche. Politisch bekannte Lord Rosebery sich von jeher zu den Grundsätzen der liberalen Partei, wie denn seinen Bemühungen hauptsächlich der große Wahlsieg Gladstones im Jahre 1880 zu verdanken war. Im folgenden Jahre trat er als Unterstaatssekretär des Innern in das liberale Ministerium und 1886 übernahm er unter Gladstone das Ministerium des Aeußern, doch blieb er in beiden Stellungen nur kurze Zeit, kehrte aber mit Gladstone nach dem Siege der Liberalen 1892 in die Regierung und zu seinem zuletzt innegehabten Posten zurück. In der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Englands hat Lord Rosebery entschiedenes Geschick bekundet und sich dadurch unstreitig eine große Anhängerschaft verschafft. Seine Popularität reicht übrigens über die Kreise des politischen und Parteilebens hinaus bis in die der Lebe- und Sportswelt, in welcher er stets viel verkehrt hat. Unter seiner Führung wird die seitherige englische Politik weder im Innern noch im Aeußern eine Aenderung erleiden; nur die etwas weitgehenden Gladstoneschen Reformpläne und namentlich die Home-Rule dürften einstweilen auf unbestimmte Zeit vertagt werden.

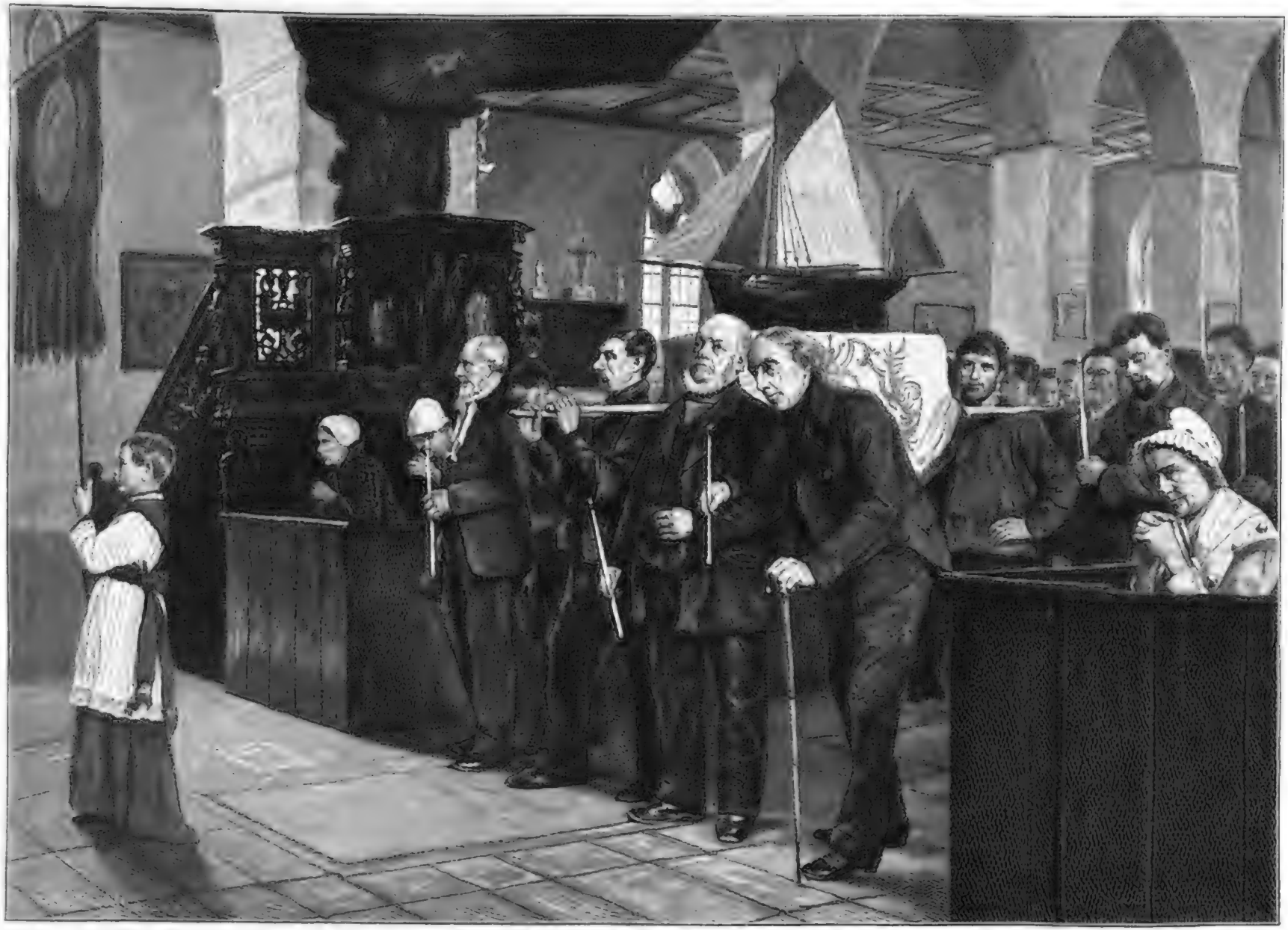
Kap Martin.

Das infolge des Aufenthaltes des österreichischen Kaiserpaares vielgenannte Kap Martin ist ein Ausläufer der Meeralpen und liegt direkt unter dem durch seine Riviera-Idylle bekannt gewordenen Felsennest Roquebrun zwischen Mentone im Osten und dem Felsen von Monte Carlo im Westen. Es hat im Laufe der Zeiten seinen



1) Cypressen der Ruine Gisbach auf der Corniche. — 2) Wohnung des Oesterreichischen Kaiserpaares auf Kap Martin. — 3) Schattenseite von Mentone.

Mentone.



E. Godding: Erfüllung eines Gelübdes.

Des Teufels Anteil.

Novelle

von

Nataly von Eschstruth.

(Schluß.)

II.

Einen Augenblick schaut das junge Mädchen nachdenklich vor sich hin. Dann recitirt sie mit traumverlorenem Lächeln: „So laßt mich scheinen, bis ich werde — zieht mir das weiße Kleid nicht aus," und dann hebt sie mit aufleuchtendem Blick das Köpfchen: „Ja, Tante, ich möchte ein Kostüm tragen, jenes, welches meinen Namen in sich schließt. Laß mich eine Engelsgestalt sein. Ein schlichtes, weißes Kleid, ein Paar Flügel, eine Lilie in der Hand. Gerade in der Sylvesternacht möchte ich dem Himmel näher sein, gebe Gott, daß er auch mein ‚ewig Vaterhaus' werden möge!"

Lady Eveline ist zu lebenslustig und oberflächlich, um solch ernste Worte zu beachten. Sie ahnt nicht, daß Engelina jemals Kunde von dem Fluch des sterbenden Vaters erhalten, sie selber hat die aufregende Episode jener Nacht im Wirbel der Jahre beinahe vergessen.

Die Idee, ein Engelkostüm zu tragen, entzückt sie. „Es paßt einzig für Dich, Darling, ganz wie geschaffen bist Du dazu. Gib acht, es wird große Sensation erregen. Ich werde natürlich den Domino tragen, aber für die Jugend ist es doppelt amüsant, in einem originellen Kostüm zu gefallen. Weiß das, weiß das, Darling, ich war auch einmal jung und die Maskenbälle der Königin waren das herrlichste, was ich je erlebte."

Sie nickte lächelnd vor sich hin, versenkte sich in die lieben Erinnerungen und ward nicht müde, davon zu erzählen; Engelinas Hände ruhten gefaltet im Schoß, sie hörte stille zu, aber ihre Gedanken flogen weit hinaus in die dämmernde Welt, wie sturmverschlagene Vögelein, welche sehnsüchtig zwischen Himmel und Erde irren.

o

Die Kurhaussäle strahlten in blendendem Licht. Prinz Karneval hatte seinen rosenbekränzten Thron darin aufgeschlagen und für den Sylvesterabend eine große, lustige, schellenrasselnde Cour für alle angesetzt, welche ihm mit lachendem Munde und tanzenden Füßen huldigen wollten. Da strömten sie in bunten Scharen herbei, die Ritter von der Pritsche, vom Domino und der Pappbüste, da rauschten die zierlichen Dämchen einher in Sammet und Seide, einher tanzend aus allen Zeitaltern und allen Nationen, kokett hinter der Maske versteckt, alle vereinigt unter dem Wunderbaum, welcher Gold, Silber, Flitter und Sternlein herniederstreut. Das Champagnerglas schäumt im Wappen, die fliegenden Herzen blühen als Helunzier, und wer gestern unter dem Druck der grauen, nüchternen Alltagswelt geseufzt, dem wachsen heute schillernde Flügel, die tragen ihn hoch hinaus über alle Sorgen, in das Zauberreich jenes Prinzen mit dem Zotusstab, welchem man nur in Lachen und Jubiliren die Steuern bezahlt.

Alle Säle sind geöffnet. Fahnen, Guirlanden und Embleme schmücken Pfeiler und Wände, Walzerklänge schmeicheln, Rosenduft zieht durch die Luft. Es wirbelt und flutet auf und nieder in tollem Maskenschwarm.

Der Hanswurst treibt übermütigen Scherz, mit geschminkten Wangen und kurzen Balletröckchen necken die Kinder der Welt ihresgleichen, raffinirte Toiletten, welche mehr enthüllen wie verbergen, feiern ihre Triumphe, und darum wendet sich unwillkürlich jedes Haupt, als plötzlich durch all diese irdische Lebensluft eine Erscheinung schwebt, welche sich aus weiter, weiter Ferne hierher verirrt zu haben scheint.

Eine schlanke, sylphenhafte Mädchengestalt, das Haupt von langen, blonden Locken umwallt, das Antlitz nur verhüllt durch unsichtbaren Schleier. Ein feines, weißseidenes Kleid, von goldenem Gürtel gehalten, fällt in weichen Falten nieder, goldene Flügel entwachsen den Schultern, und dieselben Lilien, welche das Köpfchen kränzen, blühen in der Hand. Welch ein Kontrast! Die Allongeperücken, Schäferhüte und Narrenkappen umtanzen in jubelnder Huldigung einen solch seltenen Gast im Bankettsaal des Hokus-Pokus.

Die tosende Lustigkeit ängstigt Engelina und benimmt ihr den Atem, sie zieht den orangefarbenen Domino an ihrer Seite schützend mit sich zu dem Wandpolster, von droben einen Ueberblick über die Menge zu gewinnen. Sie möchte nicht lange hier bleiben, sie fühlt sich heute kränker und müder wie je. Lady Eveline ist ganz in ihrem Element. Sie neckt sich mit einem Matrosen, welcher vorzüglich englisch spricht und ist sehr überrascht, als derselbe sie ungenirt mit Namen nennt. Woher kennt er sie? Wer ist er? Sie will es um jeden Preis erforschen.

Vom Orchester erklingt die Straußsche Diabolinpolka. Engelina kennt sie und blickt jählings empor. Eine Hand faßt in leidenschaftlichem Druck die ihre, eine Stimme flüstert die deutschen Worte leis und ungestüm in ihr Ohr: „Nun bist Du mein!"

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckt es sie, jählings wendet sie das Haupt. Hinter ihr steht Mephisto. Das feuerrot geschlitzte Sammetgewand umspannt knapp seine schöne Figur, der spitze Hut mit den Hahnenfedern züngelt wie eine Flamme auf dem dunkellockigen Haupt und durch die schwarze Halbmaske glühen sie zwei Augen an, als wollten sie in durstigem Blick ihr Leben trinken.

Er ist es.

Engelina erzittert so heftig, daß ihr die Stimme versagt. Sie will ihre Hand losringen, sie stößt wie in einem Aufschrei die englischen Worte über die Lippen: „Gib mich frei!"

Nur fester hält er sie. Seine Hand ist kalt, und dennoch strömt's wie Feuer von ihr aus.

„Nein, ich lasse Dich nicht," flüstert er in geläufigem Englisch zurück, „und wenn Du selbst zurückstehen wolltest in die Einsamkeit von Lilan-Rosk, ich folge Dir und halte Dich fest, ich nehme Dich zu eigen für alle Ewigkeit!"

Betroffen starrt sie ihn an. „Woher kennen Sie Lilan-Rosk?" stammelt sie.

Ein leises, wunderliches Lachen. Kosend legt er ihre Hand auf seinen Arm und führt sie, ohne daß sie es merkt, Schritt um Schritt in das Gewühl der Tanzenden.

„Woher ich Sir Edwards verlassenes Felsennest kenne?" flüstert er, tief zu ihr geneigt. „Sieh mich an, Engelina! Auch ein Teufel trägt Schwingen an den Schultern, mit welchen er über Land und Meer in alle Welten fliegen kann. Warum schrickst Du zurück vor mir? Glaubst Du, Dein Engelgewand reiße einen Abgrund zwischen Dich und mich? Mit nichten! Auch Satanas war vor langen, langen Jahren ein Engel Gottes, ehe er herabstürzte aus der lichten Höhe, und die, welche er in seine Arme zieht, holt er mit besonderer Vorliebe aus seinem verlorenen Paradies!"

Sie bleibt schwer atmend stehen, wie im Schwindel klammert sie sich an seinen Arm.

„Und warum that er es? Warum? Was that ihm die Unschuld zu leide, daß er sie um Glück und Frieden, um Heil und Seligkeit betrügen will? Sieh, dort führet gar manch verlorene Seele ihren Reigen! Sie wird Dir entgegenstürmen mit offenen Armen, lachend bereit, Dir zu folgen! Warum verschonst Du sie und streckst Deine Hände nach mir, die mit allen Fibern ihrer Seele nach dem Himmelreich verlangt?"

Einen Augenblick starrte er schweigend zu ihr nieder, der rührende Klang ihrer Stimme, das Zittern ihrer zarten Gestalt bannte momentan auch seinen Fuß. Ein wildes, zorniges Feuer flammte aus seinem Auge.

„Eine verlorene Seele," lachte er schneidend auf. „O, Engelina, was meinst Du, ob ich nicht einst um solch ein Kind der Welt in heißer, treuer und lauterer Liebe geworben. Aber sieh, diese Satanellas sind oft noch schlechter, noch verworfener wie der Teufel selbst. Sie belügen und betrügen, sie brechen Schwüre und Herzen, sie sind falsch bis zum Verbrechen, wehe dem, der seine Seele an solch ein Weib gehängt" — ein Klang maßloser Erbitterung, ein Stöhnen wilden Hasses bebte durch seine tiefe, volltönende Stimme, dann preßte er die Hand, zur Faust geballt, gegen die Stirn und schwieg sekundenlang. Leise, düster fuhr er fort: „Wenn eines Menschen Herzblut vergiftet, wenn sein Glauben an alles Gute gemordet und er in Wahrheit zu dem Teufel ward, welcher er sein Leben lang geschienen, dann braucht er die Sünde nicht mehr in jenem flittergoldbehangenen Schwarm hier zu suchen, er trägt sie selber in der Brust. Dann gerade reizen ihn Tugend und Unschuld an zu wildem Begehren, weil er sie von sich warf und sie dennoch beneidet und haßt. Es gibt keine Tugend und keine Unschuld mehr, und auch Dein weißes Engelsgewand ist erborgter Schein, ist eine Maske, welche Du trägst, weil sie für Dein Antlitz paßt." Er faßte jählings ihre beiden Hände und preßte sie mit beinah schmerzendem Druck in den seinen. „Warum bist Du brav, fromm und gut geblieben, Engelina? Weil die Versuchung niemals Deinen Weg gekreuzt! Lerne erst die Liebe und die Leidenschaft kennen, dann wird sie Dich auch herabreißen von Deiner lichten Höhe, dahin, wo sie auch mich in die Höllentiefe schleuderte!"

Sie hob das Köpfchen, unwillkürlich zog ihre Hand den Schleier etwas tiefer von dem glühenden Antlitz herab, und ihre großen, seelenvollen Augen blickten strahlend zu ihm auf. „Die Liebe? Die heilige, goldgetreue Liebe sollte mich herabziehen, anstatt mich zu erheben? O, welch irriger Glauben, welch eine absonderliche Ansicht. Wenn es nichts auf der Welt gäbe, mich vor Hölle und Verderben zu retten, die Liebe könnte es einzig und allein, und die wahre Liebe ist so zauberstark, daß sie nicht mich allein auf reiner Höhe festhält, sondern auch gesunkene Seelen zu sich empor zieht in ihr verlorenes Paradies!"

Er schüttelte schier ingrimmig das Haupt. „Wenn Du einen Mann wahrhaft liebest, mit aller Glut, mit allen Fibern Deines Herzens liebtest, würdest Du ihm nicht willig folgen, gleichviel wohin er Dich führt, zum Himmel oder zur Hölle?"

Sie legte die gefalteten Hände schlicht über die Brust. „Nein," flüsterte sie leise, aber fest entschlossen; „würde ich das thun, so wäre ich nur durch die Leidenschaft verblendet, aber ich würde ihn nicht wahrhaft lieben, denn die wahre Liebe währt selbst über den Tod, und denkt nicht nur an ein irdisches, vergängliches, sondern an ein ewiges Glück! Ist es nicht der Liebe heiligste Pflicht, nicht nur das Herz, sondern auch die Seele zu läutern? Und wäre es ein Teufel selber, dem ich diese Liebe weihte, so würde es dennoch meiner Seele höchstes Streben sein, zu retten, anstatt mit ihm zu verderben!"

Sein Haupt sank tief, tief zur Brust. „Das sind Worte, Engelina, nur Worte, und ich weiß, wie solche Worte lügen können."

In jäher Erregung faßte sie seine Hand. „Gebe Gott, daß ich diese Worte durch die That bekräftigen kann!"

Er fuhr außer sich empor. „Welche That!" rief er mit heiserer Stimme. „Was willst Du für einen Mann thun, wenn Du ihm nicht folgst? Himmel und Hölle führen weit aus einander, und was nicht Hand in Hand denselben Weg geht, ist getrennt für alle Ewigkeit!"

„Und steht das Himmelreich nicht allen offen, die es suchen?" flehte ihre süße Stimme.

„Ich suche es nicht mehr, ich kann nicht mehr zurück, es ist zu spät. Welche That der Liebe könnte da ein Weib noch für mich thun?"

„Sie kann sterben für Dich, und durch ihr geopfertes Leben Deine Seele in Ewigkeit erretten!"

Er zuckte zusammen und starrte sie an, es lag ein wundersamer, überirdischer Klang in ihrer bebenden Stimme. Sie waren in das Konversationszimmer getreten, der bunte Menschenschwarm strömte nur promenirend durch es hin, auf den Divans war es einsam und still.

Tief erschöpft sank das junge Mädchen darauf nieder; um leichter atmen zu können, zog sie mit unsicherer Hand den Schleier ganz hernieder und schloß momentan die Augen.

Er setzte sich neben sie nieder und nahm abermals ihre Hand in die seine. „O, daß ich glauben könnte, Engelina; daß mein armes, gemordetes Herz noch einmal vergessen und aufleben könnte! Sieh, ich bin heute abend hierher gekommen, damit die Hölle ihren Triumph feiern könne, und nun tratst Du mir so unerwartet in den Weg und versperrst

mir mit Engelsschwingen den Weg zum Abgrund. Warum das? Ich suchte Dich nicht, heute abend am wenigsten. Du ahnst es nicht, was mich hierher geführt, Du weißt nicht, an welchem Scheideweg ich stehe, Du hältst voll süßen Glaubens eine Hand" — er unterbrach sich und neigte sich in starrem Schauen vor, ein Schüttern und Beben ging jählings durch seine Gestalt, als rase ein Sturmwind über eine Eiche. Er erhob sich, sein Atem rang sich zischend von seinen Lippen, ein gurgelnder, wilder, halb erstickter Aufschrei; blitzschnell flog seine Hand an den Dolch im Gürtelgehänge. So stand er wie ein Raubtier, welches sprungbereit sein Opfer erwartet.

Durch die Saalthüre war ein junges Paar getreten. Eine schlanke Männergestalt im blauen Domino und ein junonisch schönes, imposantes Weib im prunkenden Gewand einer Königin Elisabeth. Alles atmet Leben, Glut, Leidenschaft und ungestümes Verlangen an ihr. Sie hat momentan die Maske abgenommen, lacht mit zaubrischem Blick zu dem Herrn an ihrer Seite auf und ruft lachend: „Nein, amico, nicht hierher! Drüben winken die Champagnerbüffets!"

Wie das Aufstöhnen eines verwundeten Stiers klingt es von Mephistos Lippen: „Alexandra!" und dann ein wilder Fluch — der Dolch blitzt aus der Scheide.

Aber er kann nicht vorstürzen wie er will. Eine weiße, zitternde Mädchengestalt wirft sich an seine Brust und klammert voll Entsetzen die Arme um seinen Hals. Die Engelsflügel flimmern vor seinen Augen, weiße Lilien schmiegen sich an sein Angesicht. Er kann nicht vorwärts, ohne Engelina rüde von sich zu reißen und zur Seite zu schleudern.

„Laß mich, laß mich!" knirscht er außer sich.

„Nein, ich lasse Dich nicht," haucht sie, ihn mit der Kraft der Verzweiflung noch fester umschlingend; „denn, was Du thun willst, ist ein Mord und liefert Leib und Seele dem Verderben! Fort die Waffe! Um Gottes Barmherzigkeit willen, um meinetwillen, Herzlieber, laß ab von dieser grauenvollen That!"

Wie ein Schrei der Todesangst klingt es, und Mephisto läßt schlaff die Arme sinken und bricht wie ein Sterbender auf den Diwan nieder. Die Maske fällt hernieder, als er das totenbleiche Antlitz aufschluchzend in die Polster drückt.

Lachend, ahnungslos schwebt Königin Elisabeth mit ihrem Tänzer in den Saal zurück.

Engelina bricht zitternd auf die Kniee und bebt sekundenlang die gefalteten Hände, dann richtet sie sich auf, legt die Hand auf das Haupt des Fremden und flüstert in tiefstem, innigstem Schmerz: „Du armer, armer Mann!"

Da hebt er das Antlitz und starrt sie an. „Du bist noch bei mir, Engelina? Du bist nicht voll Grauen und Entsetzen geflohen?" murmelte er.

Sie lächelt, ein Blick unaussprechlicher Liebe bricht aus ihren Augen. „Wo gehörte ich in diesem Augenblicke mehr hin, als an Deine Seite," sagte sie schlicht, und sie faßt seine Hand und spricht feierlich: „Nun ahne ich es, was Dein Herz vergiftet und Dich der Hölle verschrieb, aber ich weiß auch, daß Deine Seele nicht verloren ist, daß Gott mich gesandt hat, sie zu suchen und zu retten, sie heim zu führen, kraft meiner treuen Liebe!"

Wie ein Ertrinkender krampft er sich an ihre Hände. „Engelina, Deine Worte, ist's nur ein Fieberwahn, kann es wahr und wahrhaftig sein, gerade jetzt, gerade in diesem Augenblick — o, Herrgott im Himmel, ich verdiene es nicht!" Und wie in einem Rausche seligen Entzückens reißt er sie an seine Brust und murmelt mit versagender Stimme: „Hast Du mich lieb, Engelina? Mich, den Namenlosen, Entsetzlichen, den Teufel in Menschengestalt?"

Leichenblässe bedeckt ihr Antlitz, schwarze Schatten wehen vor ihren Augen, sie preßt die Hände gegen das stürmende Herz, und dennoch lächeln ihre Lippen wie in seligem Glück: „Ich habe Dich lieb, lieb bis in den Tod!"

Da neigt er das Antlitz; die schwarzen, unstät flammenden Augen glühen näher und näher, das schöne, unheimliche Teufelsgesicht, in welchem noch die sündige Leidenschaft all ihre Spuren zurückgelassen, sinkt tiefer und tiefer zu ihr herab.

„Willst Du mein sein, Engelina?"

Sie vermag kaum noch zu sprechen. „Droben in der ewigen Heimat," haucht sie, „um Deiner Seele willen gehe ich, folge mir nicht nach, Herzlieber!"

Da fühlt sie zwei heiße, zuckende Lippen auf den ihren. Todesgrauen schüttelt sie, ein Gefühl unaussprechlicher Seligkeit raubt ihr den Atem. Das Herz schlägt wild auf — dann ein Zusammenschrecken und Aufzucken, und gleichsam, als ob ihre Seele langsam in dem Kuß entschwebte, steht das Herz still, ganz still.

Musikklänge jubeln auf, der Fremde aber schrickt empor und starrt auf die schwer und schwerer in seinem Arm zusammensinkende Engelsgestalt.

„Engelina!" schreit er gellend auf, „Engelina!" Gleichzeitig hört er Lady Evelines hastigen Schritt hinter sich. „Gott im Himmel, sie ist bewußtlos! Tragen Sie das unglückliche Kind zu meinem Wagen!" ruft sie entsetzt.

Mephisto neigt sich und hebt die süße, traurige Bürde auf seine Arme. Thränen stürzen aus seinen Augen; auf Umwegen erreicht er die Garderobe und die Equipage der Schottländerin.

Erstaunte Blicke folgen dem seltsamen Paar, dem Teufel, welcher den lieblichsten aller Engel im Arme trägt.

Mephisto bettet das junge Mädchen in die Wagenpolster, neigt sich und preßt noch einmal in wildem Schmerz die Lippen auf das kühle, friedlich lächelnde Antlitz. Dann springt er zurück und starrt Lady Eveline mit düstren Augen an.

„Schnell nach Hause!" ruft diese, bebend vor Angst. „Es ist ein Anfall ihres alten Herzleidens."

Er schüttelt mit zusammengebissenen Zähnen das Haupt, macht eine heftige Bewegung, als wolle er sprechen und stürmt durch die Schar der heranbrängenden Menge davon. Noch einmal glüht der rote Sammet seines geschlitzten Wamses im Laternenschein auf, dann schlägt die Dunkelheit der Nacht über ihm zusammen.

*

Im duftigen, warmen, rosig erhellten Teppichgemach liegt „Königin Elisabeth" der verflossenen Maskenballnacht im Schaukelstuhl. Die Füße, in golddurchwirkten Pantöffelchen, ruhen auf dem Kopf der mächtigen, sibirischen Wolfsschur, ein weißes Spitzenneglige umwogt in koketter Pracht die wundervolle Figur. Neben ihr auf der Chaiselongue raucht ein Herr im seidenen Schlafrock die erlesensten Cigarretten.

An die Thüre klopft es, ein Diener überreicht auf silberner Schale etliche Briefe.

Angenehm überrascht streckt sich die schneeweiße, diamantenfunkelnde Frauenhand darnach aus, und das hochfrisirte Haupt neigt sich eifrig vor, die Adressen zu lesen.

Ein jähes Zusammenschrecken, ein leiser Aufschrei des Entsetzens. Totenbleich starrt das schöne Weib auf den Briefumschlag nieder.

„Was sieht Dich an, Alexandra? Siehst Du am hellen Tag Gespenster?" lacht ihr Gatte, aber er richtet sich besorgt auf und schaut über ihre Schulter. Auch er entfärbt sich. „Diantre! Ein Brief von Demetri, und so wahr ich lebe, an unsere richtige Adresse gelangt!"

„Von Demetri!" schaudert die junge Frau zusammen, „nun Gnade uns Gott, er hat unsere Spur gefunden!"

„So werden wir dieselbe neuerdings verwischen, die Welt ist ja groß genug dazu!"

„Umsonst! Ich fühle und empfinde es, daß er bereits in unserer Nähe ist."

„Laß ihn kommen, ich werde ihn empfangen!"

Sie schüttelt mit einem Ausdruck der Todesangst das Haupt. „Er kommt, um zu rächen, er führt hinterlistigen Stoß!"

„Gemach, gemach, Herzlieb! Vor allen Dingen laß uns diesen ‚Brief aus der Hölle' öffnen!"

Sie vermag es nicht, ihre Hände zittern wie Espenlaub. Gelassen greift ihr Gemahl darnach und reißt mit schroffer Hast den Umschlag ab. Ein umfangreicher Brief. Seltsam.

„Lies vor! Verheimliche mir nichts," flieht sie leise, „ich bin ja seit Jahresfrist auf das Entsetzlichste vorbereitet!"

Er setzt sich neben die Bittende, ruhig und gelassen liest er vor: „Wenn diese Zeilen in eure Hände gelangen, habe ich Wiesbaden bereits verlassen, und nur einer wunderbaren Gnadenfügung Gottes habt ihr es zu danken, daß es geschehen. Lachende, leichtsinnige, schöne Sünderin! Du ahntest es nicht, daß gestern nacht nur zwei Engelsschwingen meinen Dolch vom Herzen der Königin Elisabeth trennten. Ich habe ihn für Dich bereit gehalten, in wildem, rachedurstigem Haß, seit jener verfluchten Nacht, wo Du unselig Weib mich in Wahrheit zu dem Teufel gemacht, dessen Gestalt zeitlebens mein Fluch gewesen! Ich habe Dich geliebt bis an die Grenzen des Wahnsinns, ich habe selbst in meiner verspotteten Mißgestalt als Mephisto den Himmel offen gesehen, als Du mit süßem Liebeswort mir ewige Treue geschworen, als Du eingewilligt, mein Weib zu werden. Elende! Du hast mich voll Lug und Trug zum Paradies gehoben, um mich voll teuflischer Grausamkeit desto sicherer zur Hölle zu stürzen! Wer war von uns die verlorene Seele? Ich, der seit Kindesbeinen an wegen meines Aeußern gemieden, verspottet, gekränkt wurde, oder Du, die mit falschem Heiligenschein der Welt eine große Komödie voll Tugend und Engelsgüte vorspielte? Die Welt hat ihn gelesen, Deinen Abschiedsbrief, als Du heimlich mit einem Geliebten mein Haus verließest und mir als einzig Lebewohl nur das Bekenntnis zurückließest: Du habest Dich in jugendlicher Verblendung, nur um des elenden Reichtums willen dem Teufel Demetri verschrieben, welchen Du nie geliebt, wohl aber stets gefürchtet und verabscheut habest! Das war Dein Nachwort zu Deinem Ja und Amen vor Gottes Traualtar! Was Du mir in jener fürchterlichen Nacht angethan, magst Du einst vor Gott dem Herrn verantworten, wenn er meine gemordete Seele von Dir fordert! Wenn ich ehemals nur ein Teufel schien, so hast Du in Wahrheit einen Satanas aus mir gemacht. Du hast meinen Glauben an alles Gute und Edle getötet, Du nahmst mir das Himmelreich, darum wählte ich nun freiwillig die Hölle. Schlecht und verworfen war ich, seit Du mich dazu gemacht; was ich seit jener Zeit gesündigt und gefehlt, ist Dein Werk und wird auch Dir einst angerechnet! Meine Liebe zu Dir starb, wie alles in meinem Herzen, was lauter und fromm gewesen. Ich habe Dich verflucht, und Dir und dem Schänder meines Hauses Rache geschworen. Ruhelos und unermüdlich durchkreuzte ich die Welt, um eure Spur zu finden, bis ich sie hier entdeckte. Wenn meine unheimliche Mißgestalt ehemals mein Schmerz und Unglück war, so ward sie jetzt zu einer Maske, welche ich mit teuflischem Behagen trug, welche ich bis in die feinsten Züge der Verworfenheit ausarbeitete, darnach lechzend, an Leib und Seele zu sein, was ich so lange schuldlos geschienen!

„Ich fand euch in eurem strahlenden, gewissenlosen Glück, und ich umkreiste euch, wie der Böse sein Opfer. Sterben! Nur sterben? Mir schien jeder Tod zu barmherzig für euch, ich sann auf Qualen, die ich euch bereiten wollte, auf ein tropfenweises Verbluten, so wie ich an meinem Elend stückweise zu Grunde gehe! Der Himmel aber erbarmt sich selbst der Teufel, wenn falsche Liebe sie dazu gemacht. Was taugt jenes Gotteswunder für eure tauben Ohren? Wisset nur, daß sich ein großes, unfaßliches Gnadenwunder an mir vollzog. Du, Alexandra, hattest den Teufel Demetri nur gefürchtet und verabscheut, ebenso wie alle anderen Weiber der Welt, welche zu eitel waren, meine Mißgestalt an ihrer Seite zu ertragen! Und darum sandte Gott einen Engel aus dem Himmel, daß er sich meiner erbarme, daß er mich liebe, treu liebe bis in den Tod. Die Liebe hat gesühnt, was die Liebe an mir verbrochen, ich bin versöhnt mit Gott und meinem Schicksal, mag dasselbe noch so todestraurig sein, wie es ist. Das Vergangene liegt hinter mir, ich habe in der gestrigen Nacht die Teufelsmaske von mir geworfen, die der Seele wenigstens, meinem Körper haftet sie als Scheinwesen an, bis die Hand des Todes mich von ihr erlöst. In mir ist's stille geworden, wie in einem Grab, Gottes Engel hat mir den Weg zur Heimat gezeigt. Was ihr mir auch angethan, Alexandra und Feodor, was ich auch um eurewillen gelitten, es soll vergessen und vergeben sein. Ihr tragt ein Gewissen in der Brust, das wird mich rächen, früher oder später, ich lege es in Gottes Hand. Lebt — lebt unbedroht von

mir, ich kann euch nicht segnen, aber ich will euch auch nicht mehr fluchen! Demetri."

Der Leser ließ tief atmend den Brief sinken; Alexandra hatte ihr Antlitz in die seidenen Kissen gedrückt und weinte bitterlich.

Feodor biß einen Augenblick nachdenklich die Zähne zusammen, dann hob er entschlossen den Kopf. „Möglicherweise ist der Brief Wahrheit, wahrscheinlicherweise jedoch nur eine Falle, welche unsere Wachsamkeit einschläfern soll. Art läßt nicht von Art, und was als Teufel geboren, trägt niemals wieder die Lilienkrone der Seraphine. Auf jeden Fall beobachten wir nach wie vor die äußerste Vorsicht: ich werde augenblicklich schellen, daß die Koffer gepackt werden!"

Der junge Russe riß stürmisch an dem Schellenzug. Nichts kam ihm willkommener, als dieser jähe Aufbruch. Warum hatte Alexandra gestern abend so auffallend viel mit dem jungen Minnesänger getanzt, gelacht und gescherzt? Der Kerl hatte verteufelte Augen im Kopf, je nun, und daß man Alexandra über Nacht verlieren kann, wußte ja keiner besser wie er. Willkommener Vorwand beständiger Todesangst! Nun hat er ein Recht, das junge Weib in tiefste, weltvergessenste Einsamkeit zu vergraben. Steht nicht manch altes, weltvergessenes Schloß im schottischen Hochgebirge? Dort will er der Liebe ein Gefängnis bauen. Fürchtet er sich vor Weiberlaunen und Thränen, vor Ueberdruß und Langeweile? Nein, er fürchtet nur die Marder, welche um sein Nest schleichen.

Da schillert die Schlange durch das Paradies, welche einst Demetri rächen wird.

•

Die Kirchthüren von St. Peter in Rom stehen weit geöffnet. Eine bleiche Frauengestalt in tiefer Trauerkleidung schreitet durch das Portal — Lady Eveline. Müde wankt sie durch die knieende, betende Menge nach einer kleinen Seitenkapelle, wo auf einem Marienbild eine auffallend schöne Engelsgestalt den Lilienzweig vor der Himmelskönigin neigt. Das süße, von goldenen Locken umwallte Antlitz hat eine wunderbare Aehnlichkeit mit Evelina — die Lady kann nicht satt werden, es anzuschauen und in leidenschaftlichster Selbstanklage davor die Hände zu ringen. Sie war stets allein in der kleinen Kapelle; heute weicht sie jäh zurück, ein Mönch kniet vor dem Bild und betet. Sie tritt wartend zur Seite. Wunderbar; warum starrt er so regungslos auf das Bild, warum krampft er die Hände so leidenschaftlich um den Betschemel?

Lady Eveline blickt schärfer in das farblos starre Angesicht, und ein jähes Zittern des Schrecks durchläuft ihre Glieder. Träumt sie? Ist es ein Trugbild? Dieses selbe fanatische, düstere Angesicht, die eingesunkenen, schwarzlodernden Augen; ist er es wahr und wahrhaftig? Der Beter erhebt sich — ja, er ist es, den Fuß nach sich ziehend, hinkt er an der schwarzgekleideten Frauengestalt vorüber.

Ihre jähe Bewegung läßt ihn aufschauen. Auch er zuckt zusammen und starrt sie an wie eine Erscheinung. Er öffnet die Lippen, als wolle er in jäher Erregung zu ihr sprechen, dann schüttelt er abermals mit einem todtraurigen Ausdruck das Haupt, auf welchem die lockigen Teufelshörnchen der Tonsur gewichen, hebt die Hand und beschreibt das Zeichen des Kreuzes wider sie.

Im nächsten Augenblick ist er in der ab- und zuströmenden Menge der Kirchenbesucher verschwunden.

Das Andrauy-Mausoleum in Corte-Zeredes.

Vor dem Bild der Mutter Gottes und dem lieblichsten aller Engel jedoch liegt ein Strauß frischer Lilien, auf dem glänzen helle Tropfen, Thränen, wie sie eine zum Tod getreue Liebe weint.

Vorbei.

Das ändert heiße Reue nicht,
Wenn Lieb' der Liebe Treue bricht;
Bei solchem Voneinandergehn
Hofft keines auf ein Wiedersehn.

Fritz A. Pleitgen.

Erfüllung eines Gelübdes.

(Hierzu das Bild Seite 537).

Es war ein böser Tag gewesen für die Leute, die daheim geblieben waren, und die auf der „Wilde Mumm" Angehörige hatten. Am frühen Morgen war sie hinausgegangen auf die hohe See zum Heringsfang; denn die Nordsee brachte in diesem Jahr eine überreiche Ernte. Es hatte freilich nicht ganz gut ausgesehen im Westen; es kraute da etwas. Aber wer nicht wagt, gewinnt nicht, und sie waren hinausgegangen mit dem sogenannten Kutter, den schon so mancher Sturm abgewettert hatte. Aber als mit Sonnenuntergang der Ostwind losgebrochen war, als ob er ein Vorbote des jüngsten Gerichts wäre, da hatte kleides Entsetzen die Frauen am Land gepackt. Sie wußten, was solch Wetter draußen auf der Nordsee bedeutete, und händeringend hatten sie auf den Dünen gestanden und hatten verzückt, den aufgepeitschten Wasserdampf mit den Blicken zu durchdringen, ob sie das Segel nicht schauen möchten, das vielfach gerefft, wer dem die Wilde Mumm heimsteigen möchte zum sichern Hafen.

Aber vergebens! Drei Tage und drei Nächte hatte das Wetter getobt, und drei Tage und drei Nächte hatten die Frauen und Kinder im Regensturm draußen oder in Schutze des Kirchleins auf den Fliesen vorm Altar gekniet im heißen Gebet, und manch eine Kerze und manch ein bunter Strauß war der heiligen Jungfrau, der Retterin aus Not, geweiht worden: da ward's endlich still . . .

Und am vierten Morgen war sie erschienen fern auf der See, der noch Hochgehenden, erst fern am Horizont und allmälich langsam näher kommend, die Wilde Mumm, aber zerschlagen und zerzaust vom Sturm, ohne Klüverbaum und Mast, wie trauernd zum Lande streckend, getrieben von den mühsam rudernden Männern . . . und endlich machte sie fest im stillen Wasser und die Leute, die mit dem Tode draußen gekämpft, stiegen an Land. Da gab's ein großes Freuen. Aber viel reden thaten sie nicht, wie sie einander in die Arme sanken, die, welche gewartet hatten, und die, welche gekommen waren.

Sönke Joerjen, der Graubartige, den die See groß gewiegt, und der sie kennen gelernt hatte im hohen Nord und im fernen Süden, saß am Abend auf der Deichbank und hatte die Pfeife angezündet. Behaglich dehnte er sich und blies die blauen Wölklein des guten Knasters weit von sich.

„Das sag' ich Dir, Mutter," schloß er seine Erzählung, „und wenn ich hundert Jahr alt werden sollte, solch Wetter möchte ich derdwand nicht wieder erleben. Das war ein Wirbelsturm vom Atlantik her, der sich durch den englischen Kanal geklemmt hatte, und ein Wunder ist's, daß wir alle am Leben sind. Aber wir haben auch das unsrige gethan; und doch lagen wir dreimal zum Kentern vor Topp und Takel. Da haben wir der heiligen Jungfrau die „Wilde Mumm" zu eigen gelobt, wenn sie uns noch diesmal aus der See nach Haus brächte, und sie hat's gethan, und wir wollen nun unser Wort halten. In der Kirche soll das Modell aufgehängt werden, das Inel Nieuerts lauen will, und wir wollen mitgehen, wenn sie's hineintragen im feierlichen Zug und unsere Herzen mit Freuden anzünden. Als wir das zweitemal kentern wollten, da schrie Pieter Volkers, er wolle eine Kerze stiften, die so lang wäre wie der Mast, der aber

Bord gegangen war. Aber vorhin sagte er, so hätt' er's nicht gemeint: er hätte den Stumpf im Sinne gehabt, der im Boot geblieben."

Er lachte behaglich und klopfte die Pfeife am Ofen aus, in dem der Theekessel behaglich zu summen anfing. G. W.

Mausoleum des Grafen Julius Andrassy.

(Hierzu das Bild Seite 540.)

In Tóke-Terebes, zum Andenken des weiland Grafen Julius Andrassy, wurde ein Mausoleum errichtet, das gleichzeitig die Familiengruft bildet. Entfernt von jedem Geräusch, zwischen dichten Eichenstämmen, bei einem künstlich angelegten Teich, befindet sich die Ruhestätte des Grafen. In hübschem gotischem Stil ausgeführt, ragt dasselbe hoch auf, von einer vergoldeten Kupferkuppel gekrönt.

Besuchstoilette.

Einige Treppen führen zum Innern des Mausoleums, welches überraschend schön und mit den äußeren Verhältnissen in vollkommener Harmonie steht. Die Sonne, die mit vollen Strahlen durch die Riesenfenster des Inneren leuchtet, strahlt auf einen wunderbaren Sarkophag, der zu der schönsten Schöpfung der ungarischen Bildhauerkunst gehört und von Georg Zala verfertigt wurde. Dem Riesenfenster gegenüber wird das von M. Munkácsy gemalte Bild: „Die Herabnahme des Christus vom Kreuze" angebracht werden. Die Schöpfung des Mausoleums ist vom Baumeister Arthur Meinig. R.

Besuchstoilette.

Die Jacke, im Genre Directoire, ist aus hochrot und hell havannafarbig gestreifter Seide. Die faltigen Revers sind mit einer leichten Stickerei verziert, von denen sich in

hübscher Wirkung das faltige Chemisette aus hell havannafarbigem Seidenmusselin abhebt. Der Rock ist ganz einfarbig aus Havannaseidenstoff. Der hochrote Sammethut ist mit weißen Federn ausgeputzt. Handschuhe aus hellem schwedischem Leder vervollständigen diese hochelegante geschmackvolle Toilette.

Blumen für Lieder.

(Hiezu das Bild Seite 533.)

Wer singt von Lenz und Blütentagen
Berauschender als Pier Gianini?
Wer kann die Laute voller schlagen?
Wer wüßte süßre Melodien?
Wer sänge feurige Canzonen
So siegesstolz, so kühn und heiß?
— Wer aber weiß so hold zu lohnen,
So reich, wie es Concetta weiß?

Statt Worten, die im Hauch verblassen,
Ein Blumenmeer, das prangt und flammt,
Hellrote Oleandermassen
Und dunkler Nelken tiefen Samt;
Grellpurpurne Geraniendolden,
Rot lodernden Campagnamohn,
Und wilden Goldlack, dunkelgolden,
Ein königlicher Sängerlohn!

Ein ganzes Blumenmeer — für Lieder!
Wie drängt mein Herz nach solchem Heil!
Wann wird vom Flor des Südens wieder
Nur eine Blüte mir zu teil?
Ein Zweig von Romas Rosenmengen,
Wie ich sie mitnahm, als ich schied!
Sorrent, von deinen Blütenhängen
Ach, nur ein Veilchen für dies Lied!

Frida Schanz.

Notizblätter.

Bühne.

— Die gewaltige Oper „Mara" von Ferdinand Hummel (Text von Axel Delmar) hat auch auf der Stuttgarter Hofbühne einen, äußerlich wenigstens, recht guten Erfolg erzielt. Der offenbar begabte Komponist folgt den Spuren Mascagnis und Leoncavallos und sucht vor allem durch ein lautes Farbenkolorit zu wirken. Das Textbuch, mehr die aufregende Episode einer tragischen Handlung, als diese Handlung selbst bietend, vernachlässigt im Streben nach dem packenden Theatereffekt die eigentliche dramatische Steigerung und vermag mit seinen etwas gesuchten krassen Gegensätzen nur wenig zu befriedigen. Die Musik tritt am günstigsten in den lyrischen Stellen des Werkes hervor und verdankt ihre Wirkung auch wohl überwiegend diesen, während der dramatische Ausdruck mit seinen gewaltsamen Mitteln das Ohr stellenweise geradezu betäubt. Die Vorstellung nahm unter Hofkapellmeister Zumpes Leitung bei entsprechender Inscenierung einen guten Verlauf.

Musik.

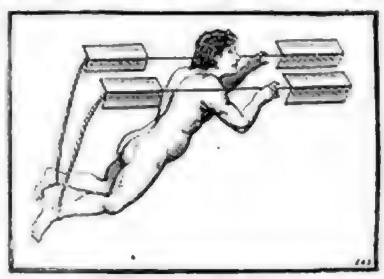
— In Stuttgart haben während dieses Winters die Abonnements-Konzerte der Königlichen Hofkapelle und der Königlichen Hofbühne unter Hofkapellmeister Zumpes Leitung die gleiche Anziehungskraft bewährt, wie in dem vorhergehenden. Unter den zu Gehör gebrachten Neuheiten errang einen unbestrittenen Erfolg die Ziegfeld zur Aufführung gelangende „Frühlings-Symphonie" von J. J. Abert, dem früheren Leiter der Stuttgarter Hofkapelle. Das Werk zeichnet sich bei wirkungsvoller Instrumentation durch klaren Gedankengang und gefälligen Melodienfluß aus. Es schildert das Erwachen der Natur aus dem starren Winterschlafe zu Leben und Lebensfreudigkeit. Von den vier Sätzen „Erwachen der Natur", „Junger Frühling", „Zwiegespräch in Flur und Wald" und „Frühlings Sieg" sprach namentlich der zweite sehr an mit der Variation eines Tanzmotivs, das auch in dem reich und glänzend gehaltenen Finale wiederkehrt. Dem anwesenden Komponisten wurden nach der Aufführung seines Werks besondere Ehrungen bereitet und er mit dem wohlverdienten Lorbeer geschmückt.

Auswanderungswesen.

— Die erste Abteilung der freiländischen Pioniere ist am 28. Februar dieses Jahres mit dem Schiffe „Bundesrat" der Deutschen Ostafrikalinie von Hamburg aus nach Lamu an der Ostküste Afrikas abgegangen. Zweck des Freilandunternehmens ist bekanntlich die Gründung eines sozialen Gemeinwesens der vollkommenen wirtschaftlichen Gerechtigkeit und Freiheit in den Hochlanden des äquatorialen Afrika.

Briefmappe.

C. K. in Stettin. Die Flugmaschine scheint allerdings schon die Geister früherer Jahrhunderte beschäftigt zu haben, wenn hierbei auch nicht die mythische Ueberlieferung von Dädalus, wie sie im alten Griechen-



land, oder die von Wieland dem Schmied, wie sie im germanischen Altertum vorhanden war, zu rechnen ist. Der älteste Versuch mit einem willkürlich gehandhabten Flugapparat scheint in das siebzehnte Jahrhundert zurückzugehen. In Paris war im Jahre 1678 viel die Rede von einer Flugmaschine, mit welcher ein Schlosser Namens Besnier Versuche angestellt haben soll. Von diesem Apparate gab das „Journal des Savants" vom 12. Dezember eine Beschreibung sowie die Zeichnung, die wir nach der französischen Zeitschrift „Nature" vorstehend bringen. Nach diesem Bilde kann man sich allerdings eine Wirksamkeit des Apparats nicht recht vorstellen, doch bezeichnen die Zeitgenossen bereits die Zeichnung als sehr mangelhaft. Wie es in der englischen Nummer des „Journal des Savants" heißt, hat Besnier nicht behauptet, daß er sich mit seiner Maschine von der Erde in die Luft erheben oder sich mit derselben längere Zeit in der Luft halten könne, doch wollte er im stande sein, von einem etwas erhöhten Ausgangspunkte aus mit Leichtigkeit über einen Fluß gewissen Abstand zu setzen, wie er das auch mehrfach gethan haben will. — Im Jahre 1742 bediente sich ein bekanntes Original des Hofes von Versailles, der Marquis von Bacqueville, mit der Anfertigung einer Flugmaschine, die er selbst zu erproben versuchte. Er kündigte an, daß er von seinem in Paris am Quai des Théatins gelegenen Hotel den Flug unternehmen und über die Seine herüber bis zum Tuileriengarten fliegen wolle. Das Experiment wurde in Gegenwart einer großen Zuschauermenge wirklich gemacht. Zur angekündigten Stunde ließ der Marquis sich mit seinem Flügelapparat sehen. Es scheint sich thatsächlich um einen solchen gehandelt zu haben; die Flügel hatten ein gleichartiges Gerüst, waren so, wie man sie bei den Engeln abgebildet sieht, und hatten ihrer Größe nach im Verhältnisse zu der Last, die sie tragen sollten. Von der Zinne des Hotels ging auf eine Terrasse hinaus, und von dieser Terrasse aus begann der Marquis seine Luftfahrt. Er kam glücklich bis zum Ufer der Seine, fiel dann aber auf ein Waschschiff und brach sich ein Bein. — Uebrigens handelt es sich auch bei dem Bacquevilleschen Versuch nicht um ein eigentliches Fliegen, sondern um ein Herabgleiten von einem erhöhten Ausgangspunkte durch die Luft. Die Flügel des Bacquevilleschen Apparates sind dementsprechend auch nicht den Vogelflügeln, sondern eher den Flughäuten der sogenannten fliegenden Säugetiere, wie der Fledermaus, nachgebildet, bei denen ja auch von einem eigentlichen Fliegen nicht die Rede sein kann.

Gr....... Dirschfeld bei Elsterwerda. Neufundländer und Bernhardiner sind zwei Hunderassen, die auch durch fortdauernde Kreuzung entstandene Hunderassen. Der Neufundländer gilt als ein Kreuzungsprodukt des großen Pudels und des französischen Hühnerhundes. Die Engländer fanden ihn 1622 in Neufundland noch nicht vor, er muß daher erst später dorthin gebracht worden sein. Er ist ein starker und kräftiger Hund mit breitem, langem Kopfe, etwas verdeckter Schnauze, mittelgroßen, glatt anliegenden Ohren, breiter Brust, kräftigem Hals, ziemlich hohen, starken Beinen, dichtem, langem, glattem Pelze, ziemlich langem, zottigem Schwanze und stark ausgebildeten Schwimmhäuten. Die Färbung ist gewöhnlich schwarz, mit braunem oder weißem Flecken über den Augen, doch kommt auch schwarz-braune und braun-weiße Färbung vor, ebenso schwarz-braune oder weiße Gleichfärbung. Der Bernhardiner ist ein großer, langhaariger, schwerer Hund von [illegible], doch etwas der Dogge sich nähernden Gestalt. Die alte Rasse ist ausgestorben, doch wird jetzt im Bernhardins-Hospiz mit Erfolg eine neue gezüchtet. Aus einer Kreuzung des Neufundländers mit dem Bernhardiner ist der äußerst gefällige Leonberger Hund hervorgegangen. Für das Alter des Hundes geben Anhaltspunkte die Zähne, doch sind diese sehr unzuverlässig, am sichersten schließt man nach dem ganzen Verhalten auf das Alter des Hundes, bei dem in der Regel mit dem 10. bis 12. Jahre der Kräfteverfall schon eintritt.

G. G. in Danzig. Der lästigen Rattenplage werden Sie wohl am besten durch die von dem Apotheker G. Freyburg in Delitzsch bereiteten Rattenkuchen entgehen. Ueber dieselben haben sich in letzter Zeit viele landwirtschaftliche Zeitungen sehr anerkennend ausgesprochen, so die „Landwirtschaftliche Tierzucht", Burgkau, die „Landespresse", Berlin, und das „Organ der Königlichen Landwirtschaftsgesellschaft zu Hannover". Auch sind denselben andere Auszeichnungen zuteil geworden, unter anderem das Ehrenkreuz und die goldene Medaille der im Jahre 1893 unter dem Protektorate der Königin von England veranstalteten Ausstellung für Gesundheitspflege, Medikamente und Nahrungsmittel. Den Vorzug vor den vielen Präparate vor anderen ähnlichen voraus haben, besteht darin, daß sie Ungeziefer binnen kurzer Zeit töten, für andere Tiere dagegen und namentlich für Geflügel unschädlich sind. Der Fabrikant weist darauf hin, daß man die Kuchen stets in etwas reichlicher Anzahl hinlegen solle, damit möglichst alle Ratten, auf deren Beseitigung es abgesehen ist, davon fressen.

D. F..... in Metz. Für die zuletzt gesandten Beiträge haben wir leider keine Verwendung.

v. M. in M. Soll gelegentlich gern zu passender bildlicher Darstellung benutzt werden.

Ein Wiener. Wenn es richtig ist, daß Sie „schon lange" Abonnent von „Ueber Land und Meer" sind, so kann Ihnen unsere Publikation über L. A. Frankl, Jahrgang 1893, Band 63, Nummer 19 nicht entgangen

sein. Wir geben hier nochmals Bildnis und Unterschrift des zum Todesgegangenen und bitten Sie im übrigen, sich aus der früheren Nummer welche alle Ihre Fragen beantwortet, zu unterrichten.

G. C. in R. Schlesien. Wir verweisen Sie auf die in Nummer 7 unseres Blattes enthaltene Vorschrift, die Sie erst erhalten müssen, bevor wir Ihrem Wunsche nachkommen können.

Herrn J. W. L. in M. Ein ganz prächtiger Gedanke, diese deutsche Zeitschrift draußen in der neuen Welt einzubürgern. — Schnadahüpfln, deutsche Trutzliedchen und Spiele an Wände erhalten Sie demnächst durch die begonnene Vermittlung. Die Sammlung „Sammlung der beliebtesten Tiroler Alpenlieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung oder Gitarre" in 6 Heften mit 54 Nummern ist im Verlag von Johann Groß in Innsbruck erschienen. Da finden Sie all die genannten Lieder in leichter, angenehmer Spielart auch in Arrangements für Zitherbegleitung, für Violine, Männer- und gemischtes Quartett. Wir wünschen all seine dem Sängerkranz [illegible] und mit den deutschen Liedern einen Händedruck wechseln. Aber herzlich landsmannschaftliche Grüße!

Richtige Lösungen sandten ein: Mina in Rebeka (?) Konstanz; Bernh. Weiland in Leip. „Die kleine Ella" in Hamburg (2). August Ebersbach in Breslau. G. S. in N. Schlesien. „Anna und Emma" in Hamburg (4). Arthur Dörner in Crefeld. Ernst Geisler in Tübingen, Kamil Seiler in Innsbruck-Wilten (2). „Little Mary" in Dresden. O. Beisinger in Mülhausen i. Els. Ida Dichler in Erfurt (2). „Anden und Melda" in Riesa (3). „Maud und Eleonore" in Glasgow (2). „Mutter Kora" in St. Petersburg (3).

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.

Wechselrätsel.

Mit a wird's jeder gerne meiden,
Und doch ist's vielen ein Magnet,
Weil manches körperliche Leiden
Nach seinem Einfluß widersteht.

Mit i es nimmer Gutes kündet,
Selbst Herzensangst liegt oft darin,
Und auch moralisch sich verbindet
Dem Wort kein zweideutiger Sinn.

Mit e ist es ein Tag im Frieden,
Bei dem nie Blut der Kämpfer rann;
Der letzte war es, den hienieden
Graf Moltke still vergnügt gewann.

(M. Sch., Kassel.)

Auflösung des Karten-Orakels Seite 463:

Bezeichnet man die Buchstaben des Alphabets von a–z (j mit inbegriffen) fortlaufend mit 1–26, so hat jeder Buchstabe seine bestimmte Zahl. Die Doppelkarte: Carreau 10 und Carreau 3 = 13 ist daher = M. Herz 5 = e, und so fort. So behandelt geben alle Karten den Namen: Monte 13, 15, 14, 20, 5 Carlo 3, 1, 18, 12, 15.

Auflösung der dreisilbigen Charade Seite 463:

Sevilla.

Umwandlungsrätsel.

Vota	. . . .	Planet.
Ebe	. . . .	Stadt in Oberitalien.
Alba	. . . .	Fluß in Deutschland.
Usch	. . . .	Militärisches Personal.
Magd	. . . .	Ueberlieferung.
Trio	. . . .	Göttin.
Krad	. . . .	Bergrücken.
Elen	. . . .	Futterpflanze.
Ills	. . . .	Weiblicher Name.
Efan	. . . .	Fluß in Deutschland.
Reto	. . . .	Tonleiterstufe.
Gerz	. . . .	Vorderasiatisches Hochland.
Geld	. . . .	Salzlösung.
Kilt	. . . .	See im Schwarzwald.

Jedes der vorstehenden Wörter zur Linken soll in ein neues Wort mit denselben beiden mittelsten, dagegen anderen Anfangs- und Endbuchstaben umgewandelt werden. Die Bedeutungen der neuen Wörter sind rechts angegeben. Die Anfangs- und Endbuchstaben der neuen Wörter, von oben nach unten gelesen, ergeben ein Sprichwort.

Worträtsel.

Wirfst du in einen See
Ein Königsberger Kind,
Wird eine Linie daraus —
Nun such und sag's geschwind.

Homonym.

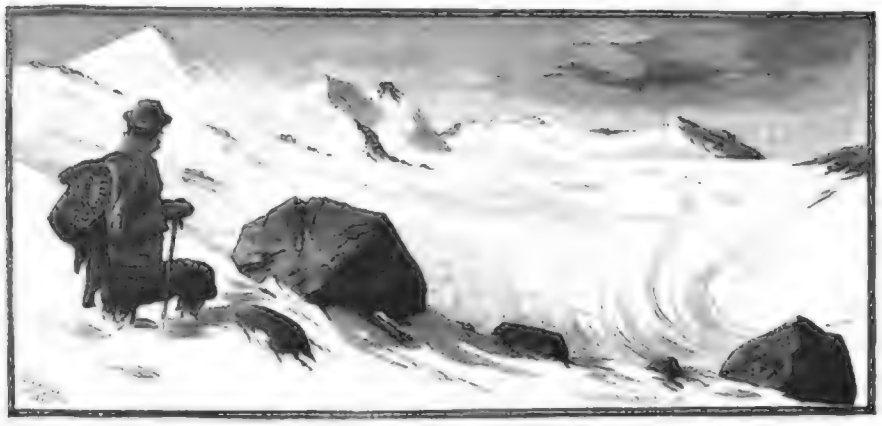
Uebertragend durch besond're Gabe
Viele Meer leicht beschwingtem Art,
Wird von ihr Verdienst mit dem Talente
Oder Dankbarkeit doch nie gepaart.

Leidenschaftlich huld'gend düsterm Glanze
Wohl zum Diebstahl gar er sie verführt,
Und trifft Schuldlose dafür die Buße,
Ihr Gewissen nicht einmal sich rührt.

Bis in Schreckensnamen sie geborgen,
Seelenlos eilend durch die schöne Welt,
Ob des Vaters, ob der Treuen Sorgen
Ihren Namen auf den Weg gesellt.

Nur zu Zeiten klagend aus den Wellen
Reißt ein Schlummerlied aus Ufer dringt,
Das den Namen eines edlen Helden,
Den dem Tode sie geweiht, erklingt.

(M. Sch., Kassel.)



Blick auf das Hochjoch.

Eine Wintertour über das Hochjoch.

Von **Emil Terschak.**

Mit Original-Illustrationen des Verfassers.

Was, Du willst jetzt im Februar auf das Hochjoch? Du bist wohl verrückt? Bedenke doch nur, im Winter ist noch kein Tourist hinüber!“ Meine Mitgenossen und ich bekamen viele derartige Bemerkungen zu hören, wir fanden es aber nicht nöthig, uns dadurch in unserem Vorhaben stören zu lassen.

Wir waren uns wohl bewußt, daß wir großen Anstrengungen entgegen gingen, daß uns so Manches gerade während der Tour viel Mühe bereiten würde, aber wir glaubten darin den Bergsteiger nie zu erkennen, wenn er sich durch

solche Hindernisse, wie sie uns in den Weg traten, zurückschrecken ließe. Am 1. Februar früh Morgens waren wir, ich, mein Bruder M. Terschak, M. Huber, Th. Baumgartner und ich, zum Münchener Bahnhof gegangen, um die Letzteren zu einem herzlichen „Glückauf“ zu begrüßen.

Nach kurzer Besprechung mit ihnen, in welcher Weise die Verbindung, nach einem Ruhetag, aber doch bald, mit

uns aufrecht zu erhalten sei, da wir ja Jeder einen Apparat mit sich führten, der uns jeden Augenblick über unsere Lage Aufschluß geben könne, bestiegen wir den Zug, der uns nach Innsbruck bringen sollte. Wir hatten uns Alle mit Skiern versehen, um diese Art der Fortbewegung auf Schneefeldern zu versuchen, da wir uns sagten, daß wir, wenn wir auf dem Hochjoch selbst auf Schwierigkeiten stoßen würden, wir dann immer noch Zeit genug hätten, die Skier wieder abzuschnallen.

Unser Programm war ursprünglich, mit Schneeschuhen (Ski) die Ueberquerung auszuführen, doch wer da sehen wird, lieber Leser, zwangen uns höhere Gewalten, diesen Plan aufzugeben. In Innsbruck hatten wir eine Stunde Aufenthalt und es war mir dadurch die Gelegenheit gegeben, mit meinem treuen Begleiter durch das Judenreich der Dekonalen, Fuhrer Franz Fidell, zusammenzutreffen und einen kleinen „Plausch“ zu halten. Von Innsbruck bis Oetzthal wurde uns die Fahrt etwas lange, doch alles nimmt ja einmal ein Ende, auch wir kamen mit einstündiger Verspätung um 10 Uhr 10 Minuten nachts auf der Station Oetzthal an. Den Abend verbrachten wir in gemütlicher Gesellschaft beim Bahnrestaurateur Hans Hammerle, welcher an „Stammtisch“ jeden Nachmittag, Sonntags ausgenommen, zu finden ist, wir bedauerten nur, in Folge der Zeiten verhindert zu sein, einen Abend mit der ganzen Tour eine gemütliche Plauderstunde bereiten zu können, da wir uns sagten, daß wir nach einer solchen Tour, wo wir vielleicht kaum zum Essen kommen, uns nach einer warmen Mahlzeit sehnen würden, und so verabredeten wir, daß wir nachmittags um 5 Uhr abgeholt werden sollten.

Nach den Strapazen des Tages und der Nacht gönnten wir uns einen Morgenschlaf, welcher uns bis 8 Uhr früh ausdehnte, und um 9 Uhr 15 Minuten saßen wir in Sölden im Wagen, um uns nach Vent bringen zu lassen. Das Wetter war prachtvoll, der Himmel wolkenlos, die Sonne schien warm, und so ließ sich denn die Fahrt recht gut an. Wir hatten schwere Rucksäcke, welche gerade nicht angenehm zu tragen waren, außerdem noch die auf die Dauer schwer werdenden Ski; zum besonderen Vergnügen gehört es überhaupt nicht, die Schneeschuhe zu schleppen! Es war also gar nicht zu verwundern, daß wir schon wieder Hunger und Durst verspürten, als wir um 9 Uhr 15 Minuten nach Cey kamen, doch wurde die Magenangelegenheit rasch erledigt und um 9 Uhr 45 Minuten weiter gegangen. Gleich hinter den Häusern von Cey dehnt sich ein ziemlich großes Schneefeld aus, die Ski wurden angeschnallt und wir glitten leicht dahin; ich will gleich hier bemerken, daß die Ski nun auf immer größeren Strecken zu gebrauchen waren, nur dort, wo das Terrain mit denselben nicht bezwungen werden konnte, gingen wir. Um 12 Uhr 15 Minuten war Umhausen erreicht und es wurde hier bis 1 Uhr 45 Minuten Mittag gemacht; die Landschaft, welche bisher etwas monoton gewesen, wird nun interessanter, links und rechts des breiten Thales ragen die Berge immer höher hinauf, hie und da schimmern uns blaugraue, gefrorene Wasserfälle durch die beschneiten Fichten entgegen; die Scenerie wird so, daß man die Langweiligkeit eines Landstraßenmarsches kaum mehr empfindet. Längenfeld, woselbst wir um 4 Uhr 20 Minuten ankamen und um 5 Uhr 30 Minuten weiter gingen, liegt sehr hübsch; besonders im Winter machen diese Gebirgsdörfer alle einen gemüthlichen Eindruck; man empfindet aber schon durch das Sehen aus einer gewissen Entfernung, daß die Stuben überheizt sind, daß es nach nassen Kleidern und nach kleinen Kindern riecht.

Als wir Längenfeld verließen, lag das Thal schon in blaugrauer Abenddämmerung, rasch wurde es Nacht und ziemlich ermüdet kamen wir um 9 Uhr in Sölden an. Herr Gruner, der Besitzer des „Gasthofes zum Alpenverein“, empfing uns mit wohlthuender Herzlichkeit; mit lebhaftem Interesse erkundigte er sich nach unserem Vorhaben, und bis tief in die Nacht hinein saßen wir in interessante alpine Unterhaltung vertieft beisammen. Den nächsten Tag [illegible]

In der Schlucht von Vent.

Vent.

12 Uhr 30 Minuten kamen wir nach dem reizend gelegenen Dörfchen Zwiefelstein und verzehrten hier im Freien sitzend unser einfaches, kaltes Mittagessen; die Temperatur war in der Sonne 15 Grad R. Behaglich rauchten wir noch eine Cigarre und in heiterer Stimmung verließen wir um 1 Uhr 30 Minuten das einsame Dorf, uns nun auf immer schlechter werdender Straße in ziemlich tiefem Schnee nach Heiligenkreuz hinaufarbeitend. Der Wein des Herrn Kaplans von Heiligenkreuz genießt einen gewissen Ruf und es wäre von uns unverantwortlich gewesen, diesen gepriesenen Tropfen nicht zu prüfen; die Prüfung fiel so günstig aus, daß wir von 3 Uhr 15 Minuten bis 5 Uhr sitzen blieben.

Schneearbeit.

Wieder lag das Thal in kalter Abenddämmerung; der Himmel hatte sich mit einer einförmig grauen Wolkendecke überzogen, in der ganzen Landschaft war eine solch trostlose Stimmung, daß wir wortlos weitergingen. Immer tiefer wird der Schnee, immer enger das Thal; vor uns schieben sich die Steilwände scheinbar unlöslich zusammen, man glaubt hier nicht mehr weiter zu können, und doch ist dies der Winterweg für Menschen und Tiere nach dem im Winter weltverlorenen einsamen Bergdorf Vent. Wir passiren eine unheimliche Schlucht; nur mühsam finden wir ohne Laterne die Spuren des Weges. Nicht lange kann der Vorausgehende seine Pflicht als Führer erfüllen, es muß abgewechselt werden, denn das scharfe Schauen in der Dunkelheit auf die Wegspur im Schnee macht beinahe blind. Langsam keuchen wir vorwärts; fremd ist uns die nächste Umgebung im Winterkleide, sehnsüchtig wünschen wir die Häuser von Vent herbei. Da blitzt es durch die Dunkelheit auf, scheinbar auf der Schneefläche liegt das kleine Licht, rascher schreiten wir aus, und bald sitzen wir in der gemütlichen Stube des liebenswürdigen Herrn Curaten Danner, wir haben Vent um 7 Uhr 15 Minuten erreicht.

In der Mausfalle (Bett der Rosener Ache).

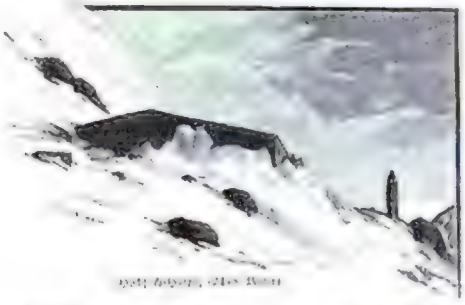
Die Nacht von Samstag auf Sonntag herrschte heftiger Schneesturm, und es war unmöglich, am Sonntag die Wanderung über das Hochjoch anzutreten. Nachmittags machten wir einen Orientirungsmarsch auf die Rosener Alm bis zum Platteibach, um uns von dem Zustande der Rosener Ache zu überzeugen. Der Sommerweg war wegen großer Lawinengefahr nicht zu begehen, wir mußten versuchen, im Bett der Rosener Ache, welche leider nicht ganz zugefroren war, die Zunge des Hintereisgletschers zu erreichen, um dann links über steile Hänge zum Hochjoch-Hospiz zu gelangen. Der Zustand des Bachbettes ließ uns den Entschluß fassen, die Schneeschuhe in Vent zurückzulassen; es wäre unmöglich gewesen, mit den langen Ski über die Löcher im Eise und unzähligen, nur leicht verschneiten Steinblöcke zu kommen; die Ski übers Hochjoch zu tragen ist kein Verdienst, nur eine erbärmliche Plackerei.

Der 5. Februar brach mit wenig bedecktem Himmel an, wir hofften alle, einen schönen Wintertag zu bekommen und waren in unserer Hoffnung auch nicht getäuscht. In Begleitung der zwei Venter Führer Scheiber und Fiegel, welche wegen Lawinengefahr nur ungern mitgingen, verließen wir um 7 Uhr 15 Minuten Vent. Bald war die letzte menschliche Wohnstätte, die Rosener Höfe, erreicht und wir gingen in den von uns gestern getretenen Spuren weiter. Auch im Winter hat das Wandern im Hochgebirge seinen Reiz, besonders Morgens und Abends kann man sich an prächtiger Lichtstimmung erfreuen, unter Tags ist die Luft von unbeschreiblicher, kristallklarer Reinheit. In kurzer Zeit standen wir im Bachbett der Rosener Ache und was wir sahen, war keineswegs verlockend; kleine und große Löcher in dem manchmal kaum tragfähigen Eise, in welchem das schwarze Wasser unheimlich gurgelte, mit pulverigem Schnee überdeckte Steinblöcke und mit blankem Eise überzogene Felsen, das war unser Weg. Es wäre dies alles eine Spielerei gewesen gegen die auf der linken Seite über uns liegende Lawinengefahr; löste sich über uns eine Lawine, so würden wir im tiefeingerissenen Bachbett rettungslos verschüttet worden sein. Fünf Stunden mußten wir in dieser Mausfalle gehen, langsam, vorsichtig jeden Schritt prüfend, es wird uns jener Marsch unvergeßlich bleiben. Natürlich benutzten wir die Schneereifen, brachen aber trotz dieser Hilfsmittel durch den pulverigen Schnee und oft auch durch das Eis.

Beim Bergsteigen ist der unangenehmste Twann der Magen, er zwang uns bei der Einmündung des Vernagtbaches in die Rosener Ache im tiefen Schnee von 10 bis 11 Uhr Frühstücksrast zu halten. Frisch gekräftigt

Wie ein Maulwurf (Bett der Rosener Ache).

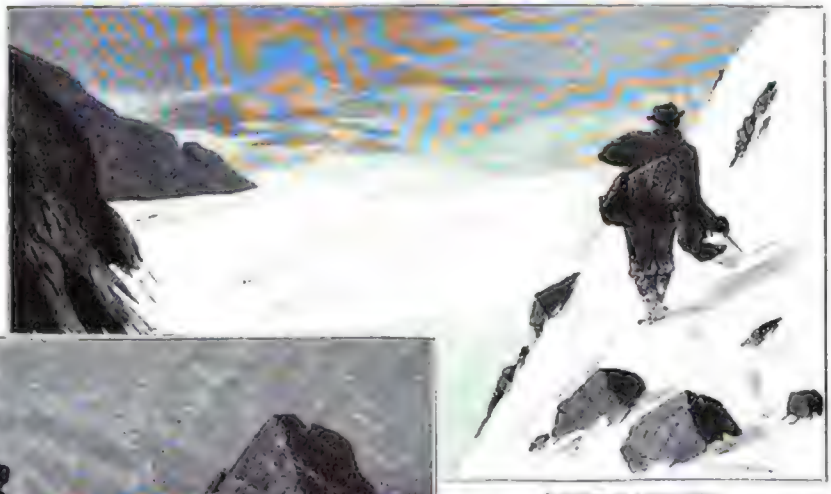
Hängen und Bangen in schwebender Pein (Bett der Rosener Ache).



kämpfen wir weiter bis zur Enge des Hintereisgletschers, dann stiegen wir ohne Schneereifen links ziemlich steil über Felsen, Schnee und Eis gegen das Hoijitz hinauf, bei welchem wir um 2 Uhr 45 Minuten anlangten. Die weit voraus gehenden Führer hatten bereits den etwa 1 Meter 20 Centimeter hohen Schnee von der Thüre weggeräumt und in der Küche Feuer gemacht, so daß wir uns sofort Suppe und Thee kochen konnten.

Nacht war's; wellenlos wölbt sich über die eisgegiselte Bergwelt der Himmel, unzählige Sterne funkeln herunter auf das halb in Schnee vergrabene kleine Häuschen; gespenstisch, übernatürlich ragen die Berge zu dem sternbesäten Firmament empor, ein Rauschen und Flüstern geht durch die Natur und läßt uns empfinden, wie armselig klein wir Menschen sind. Wir schauen die Pracht einer sternklaren Winternacht und genießen in vollen Zügen Unvergeßliches, denn wer könnte einen solchen Moment vergessen? Da steigt aus den eisigen Gletscherspalten ein flimmerndes Traumbild empor, der Lenz ist's, der blütengeschmückte Lenz mit seiner linden Luft, seinem Blütenzauber und Vogelsang; ja, bald wird er kommen der Lenz und der Berge eisige Fesseln sprengen, bald wird auf lichtumflossener Höhe die blumenbekränzte Bergfee thronen und uns überschütten mit einem Regen von Almrosen und schimmerndem Edelweiß. Bald werden Tausende von Menschen hineinwandern in die hehre Gebirgswelt, sich dort geistige Frische, körperliche Gesundheit zu holen, um dann den Kampf mit unserer schnelllebenden Zeit von neuem zu beginnen. Habe Dank, du herrliche Bergwelt für all das, was du uns so überreich gibst! Wie oft müssen wir uns fragen, wenn uns die Bergeinsamkeit tief ins Herz greift, sind wir denn auch wert, all den Bergeszauber zu schauen?

Kalter Wind wehte uns entgegen, als wir am andern Morgen um 7 Uhr 15 Minuten das Hoijitz verließen; der Himmel und die Bergespitzen waren von treibenden Wolken verdeckt, die Luft roch nach Schnee. Am Hochjochferner angekommen, schnallten wir die Schneereifen an und nahmen nun das sanft ansteigende Terrain in Angriff; nicht lange dauerte es, so schüttelte Frau Holle ihr Federbett über uns und der eisige Nordwind heulte dazu sein unheimliches Lied. Schneewelle um Schneewelle wurde überschritten, doch im Schneetreiben wurde unser Ziel endlos hinaus gerückt; endlich noch eine kleine Erhebung und „Hurra", das Ziel ist erreicht, der erste touristische Winterübergang über das Hochjoch, 2885 Meter, ist uns gelungen. Wir hätten gerne kurze Rast gemacht, aber es war nicht möglich, sich in dem eisigen Nordwind zu halten, erst auf der Naturser Seite fanden wir zwischen den Felsen ein halbwegs windgeschütztes Plätzchen. Nachdem wir die Rucksäcke ausgepackt, fanden wir unsern Proviant bis auf das Brot halb gefroren; nur kurze Zeit blieben wir stehen und doch war die Kälte so groß, daß die Rucksäcke steif froren und daß wir mit den erstarrten Fingern kaum das Brot brechen konnten. Ueber den Abstieg nach Naturns ist nicht viel zu sagen, es war ein recht mühsames Stück Arbeit im tiefen Schnee, und wir waren alle froh, als wir um 1 Uhr 45 Minuten Naturns erreichten.



Das Ziel erreicht (Hochjoch 2885 Meter).

Nach unserem Programme wollten wir mit den Herren Hofphotograph Johannes und Doktor Christomannos von der Sektion Meran auf dem Hochjoch zusammentreffen, da war jedoch durch den Schneesturm am Sonntag einen Tag Verspätung erlitten, die Herren aber schon wieder nach Naturns abgestiegen waren, zerschlug sich der Plan. Oben auf dem Joch sahen wir ihre halbverwehten Spuren und in Naturns hörten wir, daß die beiden Herren mit sechs Schnalser Fuhrern uns am Tage vorher entgegen gegangen waren. Bei dieser Gelegenheit wurde Herr Doktor Christomannos mit zwei Fuhrern von einer Lawine erfaßt und etwa hundert Meter in die Tiefe gerissen, ohne jedoch den geringsten Schaden zu nehmen. In Naturns wartete auch unser alpiner Freund Liederwald, der Vertreter der Kunstanstalt Brend'amour in München auf uns, der sich die Mühe nicht hatte verdrießen lassen, zwei Flaschen Eberlbier und einige frische Weißwürste als Wunderer „Willkommen" bis nach Naturns hinaufzuschleppen. Da wir aber nicht nach Verabredung eintrafen, sind diese Delikatessen von den andern bei einem fidelen Frühschoppen (2050 Meter über dem Meer) leider selbst vertilgt worden. Schade!

Da die ganze Gesellschaft etwa drei Stunden vor unserem Eintreffen Naturns verlassen hatte, war unsere Losung: „Heute noch bis Meran." Nach hastig eingenommenem Mittagessen eilten wir über „Unser Frau", Marthaus nach Neu-Rabeis, nahmen dort ein Maultierfuhrwerk und fuhren durch das Schnalser Thor hinaus nach Naturns. Neumayer ging in die Glasstube hinauf, und bald hörten wir lautes Hurragejchrei. Er und Freund Liederwald, der in Naturns zurückgeblieben war, begrüßten sich. Vereint fuhren wir nun weiter und kamen um 10 Uhr 45 Minuten in Meran an, von der Sektion Meran herzlichst begrüßt — ebenso bereitete uns am Mittwoch die Sektion Bozen einen unvergeßlichen Abend.

Lieber Leser, wenn du die eisige Pracht eines Wintertages im Hochgebirge noch nicht kennst, so wandere hinein und überzeuge dich selbst; das Geschaute und Erlebte wird dir unvergeßlich bleiben!

Ankunft in Naturns.

Schach. (Redigirt von E. Schallopp.)

Aufgabe 21.

Von Karl Musil in Prag. („Světozor“.)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 18 S. 416:

W. 1) g 3 — g 4
S. 1) d 4 — d 3
W. 2) S g 5 — e 4
S. 2) K d 5 — e 4:
W. 3) L b 5 — c 6 matt.

Oder:

S. 2) K d 6 — e 6:
W. 3) L b 5 — c 4 matt.

Literatur.

— Unsere Heilpflanzen in Bild und Wort für jedermann, ihr Nutzen und ihre Anwendung in Haus und Familie, mit 92 naturtreuen Pflanzenbildern in farbigem Druck, Text von Richard Schimpfky. — so ist ein kürzlich im botanischen Verlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus erschienenes Buch betitelt, das die Kenntniß unserer wichtigsten Heilkräuter, ihr Aufsuchen in Feld und Wald und die Belehrung über ihre arzneiliche Verwendung in der Familie zu verbreiten bestimmt ist. — In gar viele Pflanzen hat der Schöpfer wunderbare Kräfte gelegt und es möchte kaum eine schönere Beschäftigung, namentlich auch für die Jugend, geben, als sich mit diesen Gewächsen bekannt zu machen und zu erlernen, wie sie uns zur Erhaltung und Befestigung der Gesundheit und zur Bekämpfung von Leiden dienstbar gemacht werden. Den schönen, überaus getreuen Bildern ist die Beschreibung nach Vorkommen, Vor., Blütezeit, dann Geschichtliches, auch Sagenhaftes und eine ausführliche Belehrung über die Anwendung beigefügt. Das Buch schließt in sich auch alle von Pfarrer Kneipp empfohlenen Heilkräuter. Ein sehr nützliches Werkchen für jede Familie, nützlich aber auch für Armenvorstände auf dem Lande, weil an seiner Hand Bedürftige zu einem Erwerb durch Sammeln dieser Pflanzen angeleitet werden können.

— Unter den drei hervorragendsten Erzählern Norwegens, Björnson, Kielland und Lie ist der zuletzt genannte in Deutschland der am wenigsten bekannte, trotzdem seine glänzende Erzählergabe, sein liebenswürdiges, heiteres Temperament und sein Stoffgebiet — die Familie — ihn wie in seiner Heimat so auch bei uns zum Liebling des großen Publikums hätten machen sollen. Vor allem bewährt er in der Schilderung des Fischer- und Schifferlebens seine Meisterschaft, die sich wiederum in keinem seiner Werke glänzender offenbart als in seinem Roman „Draugen“, der, nachdem er zuerst in „Aus fremden Zungen“ erschienen ist, jetzt auch in Buchform (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) vorliegt. Er erzählt die Regonautenfahrt des Nejse Jensen Juhl, der als Sohn eines alten Bauerngeschlechts nur schwer, der Not gehorchend, zum Fischer- und Schifferhandwerk sich entschließt, die ganze Welt umsegelt, um schließlich nach jahrelangen vergeblichen Mühen um Geld und Gut einzusehen, daß ihm nur daheim das Glück blüht und der hier als Heringsfischer im Großen durch seine Einsicht und Thatkraft nicht nur sich selbst, sondern auch sein Heimatsdorf tief drinnen im Lofoten zu Wohlstand und Ansehen bringt. Etwas vom Geiste Homers weht durch dieses Buch, eine jugendliche und doch echt männliche Freude an Abenteuern, an den bunten, wechselnden Bildern, wie sie auch die heutige Welt noch vor dem Glücksritter aufzurollen pflegt. Am ansprechendsten und künstlerisch hervorragendsten sind indes dennoch die Partien des Romans, die in Norwegen spielen — sie sind von einer Kraft und Plastik, von einer Poesie der Farbe und Stimmung, die an die besten Werke Bret Hartes erinnern und selbst von dem Meister in der Kunst des Schilderns, Zola, nur selten übertroffen werden. -n.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Das Ehepaar Weigand. Erzählung von Rudolf Hahn, Schluß. — Ludwig Kossuth, von J. H. — Am thränlosten Meer, von R. — Wie und was sollen unsere Töchter lesen? von Klara Schreiber. — Lord Rosebery, der neue englische Premierminister. — Aus Merlin. — Des Teufels Antheil. Novelle von Rudolf von Gottschall. Schluß. — Ostern. Gedicht von Sofie A. Weiland. — Erfüllung eines Gelübdes, von G. H. — Mausoleum des Grafen Julius Andrassy, von R. — Gesellschaftstoilette. — Blumen für Rieder. Gedicht von Julia Schang. — Reisebilder. — Briefmappe. — Für müßige Stunden: Bilderräthsel; Wechselräthsel; Umwandlungsräthsel; Worträthsel; Homonym; Auflösung der Räthselaufgaben Seite 463. — Eine Wanderung über das Hochjoch, von Emil Terschak. — Schach. — Literatur.

Illustrationen: Bildniß von Ludwig Kossuth. — Josef Weckerle: Heylfischen am Bodensee. — J. Andreotti: Blumen für Rieder. — Bildniß von Lord Rosebery. — Ostern, mit drei Bildern. — G. Aeddeng: Erfüllung eines Gelübdes. — Das Andrassy-Mausoleum in Tercke-Terebes. — Gesellschaftstoilette. — Eine Wanderung über das Hochjoch, mit vierzehn Original-Illustrationen, von Emil Terschak.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 11);
München: Alex. Braunschild (Schellingerstraße 66, I. l.);
Budapest: Moritz Hecht (V. Franz Josefgasse 5).

Unseren geehrten Abonnenten

empfehlen wir zum Einbinden des mit dieser Nummer vollständig vorliegenden ersten Bandes dieses Jahrgangs die in unserer Buchbinderei auf das eleganteste ausgeführte

Original-Einband-Decke

zu „Ueber Land und Meer“

in brauner englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf dem Vorderdeckel und Rücken. Der Preis hierfür ist 2 Mark pro Decke; dieselbe Decke, jedoch nur mit Goldrücken, ohne Vorderdeckelvergoldung, ist zu 1 Mark 25 Pfg. zu haben.

Ferner offeriren wir **Mappen** zur Aufbewahrung der Wochennummern in gepreßter Leinwand mit Goldtitel auf dem Vorderdeckel à 1 Mark 25 Pfg., besonders zu empfehlen allen Lesekabinetten, Gasthöfen, Cafés, Restaurationen rc.

(Zu dem Preise der Decken und Mappen kommt in Oesterreich-Ungarn noch ein kleiner Eingangszoll.)

☛ Nur durch die Herstellung in sehr großen Partien können die Preise so billig gestellt werden. Die Einzelanfertigung würde mindestens das Doppelte kosten.

Die Einband-Decken und Mappen können durch jede Sortiments- und Kolportagebuchhandlung, auch durch die Boten, welche die Nummern oder Hefte ins Haus bringen, bezogen werden und liegt dieser Nummer ein Bestellschein zur gefälligen Benützung bei. Die verehrlichen Post-Abonnenten wollen dieselben ebenfalls bei einer Buchhandlung bestellen, da die Postämter Einband-Decken nicht liefern. Auf Wunsch und gegen Einsendung des entfallenden Betrages ist auch die Verlagshandlung in Stuttgart zur Lieferung bereit.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Anzeigen

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

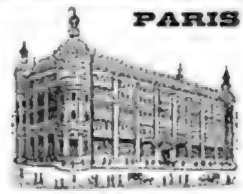
Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Schnelldampferfahrten nach Newyork
von Bremen Dienstags und Sonntags,
von Southampton Mittwochs und Sonntags,
von Genua via Gibraltar zweimal monatlich.

Postdampferfahrten
nach Baltimore
von Bremen jeden Donnerstag;
nach Südamerika
v. Bremen jed. Sonntag, v. Antwerpen jed. Mittwoch;
nach Ostasien
von Bremen über Antwerpen, Southampton, Genua, Neapel alle vier Wochen, Mittwochs;
nach Australien
von Bremen über Antwerpen, Southampton, Genua, Neapel alle vier Wochen, Mittwochs.
Nähere Auskunft ertheilt
Norddeutscher Lloyd, Bremen.

PARIS



GRÖSSTE MODEMAGAZINE

Printemps

Kostenfrei

versenden wir den illustrirten Catalog, in deutscher Sprache, enthaltend die neuen Modekupfer für die Sommer-Saison, auf frankirtes Anfragen an

JULES JALUZOT & Cie
PARIS

Muster der grossartigen Sortimente des Printemps ebenfalls gratis. Um genaue Angabe der gewünschten Sorten wird gebeten.

SPEDITIONEN NACH ALLEN WELTTHEILEN.

Bestellungen erfolgen portofrei von 25 Fr. an und auf Wunsch auch zollfrei mit einem Aufschlag von 15 %.

Correspondenz in deutscher Sprache

Baden-Baden.

Gemälde-Galerie Gebr. Redwitz.

Sammlung von Meisterwerken der antiken und modernen Kunst und des Kunstgewerbes. — Ausstellung zur Saison in Oberlicht-Sälen. — Geöffnet für lebende Meister. — 21. März bis 30. September. — Entrée teilweise für die Armen bestimmt.

Die Kinder genügt ¼—½ ft.-Erwachsene 1—1 Tam.-Confitüre. In Schachteln à 80 Pf., auch einzeln à 15 Pf. in allen Apotheken. Nur echt von C. Kanoldt Nachfolger, Apoth. in Gotha.

Apoth. Kanoldt's
Tamar Indien.
Aerztlich warm empfohlen, erfrischend, rein pflanzlich, sicher und schmerzlos wirkende
Confiture laxative
von angenehm erfrischendem Geschmack ohne jede nachtheilige Nebenwirkung.
Appetitlich — Wohlschm.

Seit Jahren in Kliniken und grösseren Heil-Anstalten gegen Verstopfung, Hämorrhoiden, Leberleiden, Blutandrang, Migräne etc. fortlaufend in Anwendung.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**
versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15 — p. Meter. Muster franko.

Schwarze Seidenstoffe

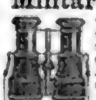
Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

ROSEN

Stämme in allen Höhen und Strauchrosen fürs freie Land in reichster Auswahl gut bewurzelt. — Katalog gratis. — Hohe und niedere in Töpfen kultivirte Rosen jederzeit versendbar. Sortenechtheit wird garantirt.

Rosen-Spezial-Kulturen Hohenkreuz b. Esslingen a. N.

Militär-Feldstecher

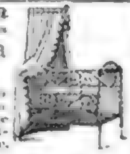


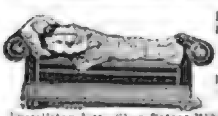
Mit Achromatisch mit 6 Gläsern, in bester Ausführung, für Militär, Reise, Jagd u. Theater ... Mark. Preislisten über alle optischen Artikel franko.

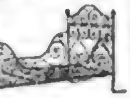
O. H. Meder, optisches Institut, Leipzig, Markt 11 (gegründet 1860). Armee-Lieferant.

Niemand kaufe ein Paneel-Sofa

ohne Jackel's prämiirtes
Patent-Bett-Sofa
„Unicum“
gesehen zu haben, oder Prospekte mit Abbildungen darüber zu fordern.
Patent-Bett-Stühle von 25 Mark an. Patent-Bett-Schränke, Chaiselongue etc.
Abtheilung II.
Eiserne Betten, Englische Betten, Kinder-Betten
Amerikanische Stahldraht-Matratzen.







Gute Verpackung nach auswärts.
Preislisten bitte über Patent-Möbel und eiserne Betten etc. besonders zu verlangen.
R. Jackel's Patent-Möbel-Fabrik,
Grösste Spezial-Fabrik, Berlin SW., Markgrafenstr. 20.

—Baumschlag, Perspektive—
Strelitz i. M.

VIOLINEN

Bögen u. Saiten, ... alle Instrumente für Orchester und Haus
Jul. Heinr. Zimmermann, Musik-Export, Leipzig.

Mäuse u. Ratten

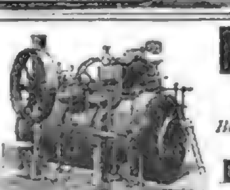
werden schnell und sicher vertilgt durch Freyberg's mehrfach prämiirte und allseitig belobigte Präparate.
Saccharin-Strychninhafer,
in Dosen zu 0.50, 0.80, 1.25 und 6.50 Mark.
Rattenkuchen, Rattentod,
Dose 0.50, 1.00, 1.50, 6.00 und 12.00 Mark. Aufträge von 6.00 Mark an franko.
In Apotheken und Droguenhandlungen verlange man Freyberg's Präparate,
Freyberg's Fabrik in Delitzsch.

Lasch's Heft-Briefblock.

Olga. Briefschreiber u. Drahtheftapparat

C. L. Lasch & Co., Leipzig.
Drahtheftmaschinen und Drahtklammern

R. WOLF



Magdeburg-Buckau.
Bedeutendste Locomobil-Fabrik Deutschlands.
Locomobilen
von 4—200 Pferdekraft,
sparsamste Betriebsmaschinen
für Gross- und Klein-Industrie sowie Landwirthschaft.
Chicago 1893: 2 Medaillen, 2 Diplome.

Erstes Deutsches Tuch-Versand-Geschäft

Gegründet 1876. **Oettinger & Co., Frankfurt a. Main.** Diplomirt 1883.

Sommerstoffe in Zwirn und Leinen, Turn-, Jagd- und Forsttuche à 75 Pfg. per Meter; Cheviots, Tuche, Buckskin, Kammgarn und Velour à Mk. 1,75 per Meter bis zu den allerbesten Qualitäten

Muster umgehend franko.

Aller Ueberschuss den Versicherten.

Dividende für die Versicherten: Nach Plan A (I): 40% der ordentlichen Jahresprämie und extra 20% der abgeretenen ...

Nach Plan B: 3% ... der Summe aller ... Prämien.

Niederer Verwaltungs-Aufwand. Günstigste Versicherungs-Bedingungen ...

Lebens-versicherungs und Ersparnis-BANK in STUTTGART Gegründet 1854.

Unter Staatsaufsicht.

Versicherungsstand: 302 Millionen Mark.

Bankvermögen: 107 Millionen Mark, darunter Extrareserven: 17,5 Millionen Mark.

Seit Bestehen der Bank wurden Ueberschüsse erzielt ... Millionen Mark. Dividenden an Versicherte bezahlt 36 Millionen Mark. Versicherungssummen ausbezahlt ... Millionen Mark.

!!Brillantringe!!

Durch vortheilhaften Einkauf einer grosseren Partie Brillanten I. Qualität vom reinsten Wasser bin ich in der Lage, Ringe, Ohrringe, Broschen, Armbänder, Nadeln etc. mit Brillanten gefasst, zu **ausserordentlich billigen** Preisen abgeben zu können, und sende ich an Personen, deren Stand oder Stellung mit Garantie bietet, auch **Auswahl.** Kataloge gratis und franko.

Carl Holl in Cannstatt, Gold- und Silberwarenfabrik.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Soeben erschienen:

Die Untersuchung von Nahrungsmitteln, Genussmitteln und Gebrauchsgegenständen.

Praktisches Handbuch für Chemiker, Medizinalbeamte, Pharmazeuten, Verwaltungs- und Justizbehörden etc.

Von Gustav Rupp, Laboratoriums-Vorstand der Grossherzogl. Bad. Lebensmittel-Prüfungsstation der technischen Hochschule zu Karlsruhe.

Mit 11 in den Text gedruckten Abbildungen. 8°. In Lwd. geb. Preis 8 M.

Das Buch enthält die genau geschilderten Methoden der Nahrungsmittelchemie in knappem Umfang, sowie alles über den Gegenstand vereinigt, was seither in grossen Werken zusammengesucht werden musste.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Niederlagen in allen grösseren Städten Deutschlands.

Man verlange **ausdrücklich: Rixdorfer Linoleum.**

Ein großes Bild.

Hochfeine große Photographien in bläulich vornehmem Ton. Alle Stillarten ... — L. Kauffmann, Portrait-Maler u. Hofphotograph, Kreuznach.

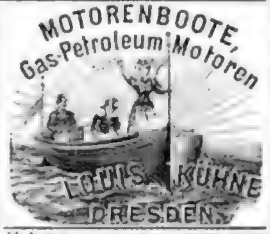
Brauer-Akademie zu Worms.

Das Unterrichtsprogramm ist zu erhalten durch die Direktion Dr. Schneider.

NEU!

Zauber-Cigarren-Spitze.

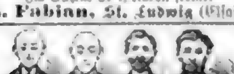
Der Rauch zaubert reizende Bilder hervor. Amüsant für jeden Raucher. ... Mk. 1,25. ... L. Fabian, St. Ludwig (Elsaß).



IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.



HAARAUSFALL!

... Prospekte gratis u. franco.

F. Kiko, Herford.

Weber's Carlsbader Kaffee-Gewürz ist das feinste Kaffee-Verbesserungsmittel der Welt. In allen geeigneten Geschäften vorrätig.

Das Vorlesungs-Verzeichnis der **Universität Greifswald** ... gratis und franko.

Illustr. Briefmarken-Journal. ... Gebrüder Senf, Leipzig.

KLAVIERSCHULE WOHLFAHRT 195 Seiten, Prachtausgabe Mk 3, gebunden 4,50

VIOLINSCHULE HOHMANN-HEIM 164 Seiten, Prachtausgabe Mk 3, gebunden 4,50

Neueste, beste & billigste

Verlag P. J. Tonger, Köln.

Dampfmaschinen eincylindrig und compound, Wand- und Bockmaschinen

in allen gangbaren Grössen auf Lager bei MENCK & HAMBROCK, ALTONA-HAMBURG.

Automat. Kistenöffner.

Spart Zeit, Stiften, schont Kisten, kurzer Gebrauch bezahlt die Anschaffung. Geschmiedeter Zangenmund und Hebel ... Garantirte Ausführung. Original-Amerikanern gleichstehend. — Preis per Stück Mark 6,50 franko Nachnahme. — H. Hommel in Mainz.

Cäsar und Minca

Prämiirt mit gold. u. silbern. Staats- u. Vereinsmedaillen.

Zahna (Königr. Preussen)

Liefer. Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, ... etc. etc.

Begründet 1868.

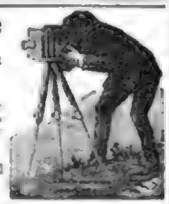
offeriren ihre ... Ulmer Dogge ... Sprache fko. gratis. Eigene permanente Hunde-Verkaufs-Ausstellung von mehreren hundert Hunden. (Bahnhof Wittenberg.)

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der überall weit verbreitete, ... bekannte photograph. Apparat

Phönix

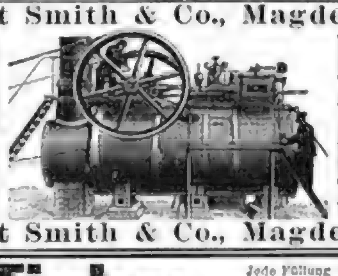
Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** ... erzielen (Zeit- und Momentaufnahmen). Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich. Preis mit Platten ... nur 10 Mk. Prospekt und Probebild kostenfrei. Hess & Sattler, Bayreuth.



Versäumen Sie nicht ausführliche Prospekte über interessante Bücher gratis z. verlangen ... E. Oschmann, Konstanz 9 (Baden).

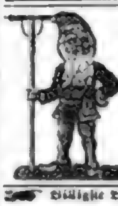
Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Hochdruck- und Compound-Expansions-Locomobilen bis 150 Pferdekräfte,



mit Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch genietet. Auszieh-Kesseln mit 5jähriger Garantie für die Feuerbuchsen.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.



Für den Garten ... Etruria Kunstgewerbl. Anstalt Neuwedell, Bez. Frankfurt a. O.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille GEGEN **VERSTOPFUNG** Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden. Paris, E. Grillon 33, rue des Archives IN ALLEN APOTHEKEN

Zu haben in den meisten Papier-, Schreibwaaren- etc. Handlungen, sonst direkt.

Leonhardi's Tinten

Spezialität: Staatlich geprüfte u. beglaubigte Eisengallus- (Normal)- Tinten, Klasse I u. II.

Von unübertroffener Güte u. billig, weil bis zum letzten Tropfen klar u. verschreibbar.

Jede Füllung trägt einen Hinweis auf staatliche Prüfung. Fabrik Dresden. Gegründet 1826.

Billigste Bezugsquelle für **Teppiche**

Gelegenheitskauf Teppiche, Prachtexemplare, à 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Preiskatalog gratis. Teppich-Fabrik Emil Lefèvre, BERLIN S., Oranienstr. 158.

Blooker's holländ. Cacao

ist die feinste Marke.

J. & C. Blooker, Amsterdam (Holland).
Mitglied der Jury Chicago 1893.

Das **Wildbad** im württbg. Schwarzwald.

Von Carlsruhe in einer Stunde.
Von Stuttgart in 1 Stunde mit der Eisenbahn erreichbar.

Seit Jahrhunderten bewährte Heilquellen gegen chronischen u. akuten Rheumatismus u. Gicht, Nerven- u. Muskelmarkleiden, Ischias, Lähmungen aller Art, örtliche wie allgemeine Folgen von Verletzungen, chronische Leiden der Knochen und Gelenke, chronische Verdauungsstörungen, Katarrhe der Luftwege, Hautausschläge.

Hauptsaison von Mai bis Oktober.
Kurgebrauch während des ganzen Jahres.

Frauenkrankheiten. Erschöpfung der Kräfte etc. — Weitere Kurmittel: Inhalat. u. Heissluftbäder, schwed. Heilgymnastik (System Dr. Zander: Elektrisiren, Massage in dem bekannten Prachtbau „König-Karls-Bad". — Herrliche Tannenwälder und Waldwege, Kurkapelle, Theater und sonstige Vergnügungen aller Art. Jagd auf Hoch- und Niederwild, Fischerei, Comfortable Hotels und Privatwohnungen.

Prospekte und jede gewünschte Auskunft durch die **Königl. Badverwaltung** oder das **Stadtschultheissenamt.**

Bad Neuenahr

Ahrthalbahn, 1 Stunde von Bonn.
Saison 1. Mai bis 30. September.
Einzige alkalische Therme Deutschlands, 40° C.
Vorzüglichste Wirkung bei Hals-, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenkrankheiten, Gallenstein, Gicht, Rheuma, Zuckerkrankheit, Frauenleiden, Influenza und deren Folgen, mit Quellen und den Organismen erkrankt. — Thermalbäder mit kohlensaurer Emanirung, Inhalatorium, Massage, Pneumatische Kuranstalten, Lesesaal, Theater, Promenaden, Croquet und Lawn Tennisplatz etc.

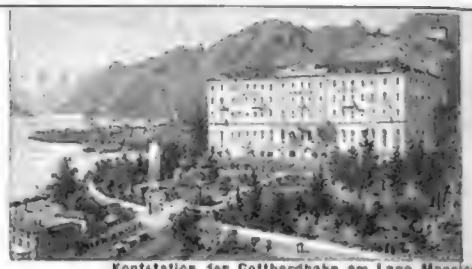
Kurhotel I. Ranges.

Allein im Kurort gelegen, renommirte Küche und Weine. Spezialität Pastetten, Salz überall Laufisch. Prospekte gratis. **Die Direktion.**

G. E. Höfgen
Dresden-N., Königsbrücker Strasse 59
Fabrik für
Kranken-Fahrstühle
bequem, leicht, bewährt, solid gebaut u. von Jedermann leicht zu handhaben, mit Sprungfedern u. Gummirädern zum Preise von 35.— bis 150 Mk.

Kinderwagen
in 4 und 6 Rädern, sowie Sportwagen.
Selbsthelfer, das Vorzüglichste für gesunde und kranke Kinder.
Preise v. 12—120 Mk.

Bettstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren.
Aeusserst elegant, praktisch und solid in verschiedenen Grössen. Sicherster Lagerplatz für kleines Kinder. Preise v. 12—40 Mk.
Illustrirtes Preisbuch frei.
Export. Engros. Detail.



Locarno Kopfstation der Gotthardbahn am Lago Maggiore die allerbeste und allernächste
Winterstation.
Von ärztl. medit. Autoritäten und speziell vom Kgl. Bayr. Hof.-Rat Herrn Univ.-Prof. Dr. A. Martin konstatirt: das vorzüglichste Herbst-, Winter- und Frühlingsklima Europas.
Grand Hotel Locarno.
Bester Aufenthaltspunkt an den italienischen Seen.
Aufs Beste für den Wintersaufenthalt eingerichtet.
Eines der erstklassigsten Hotels des Kontinents in unübertroffener schöner Lage. Grosser Park mit tropischer, subtil. Vegetation. Winterpension. Zentralheizung, Kamine und Chemines in allen 200 Zimmern. Grosse Schlafzimmer. Deutscher Arzt. — Lift. — Post- u. Telegraphenamt im Hause. — Elektrisches Licht überall. — Engl. u. deutsche Kirche. — Privatwagen u. -Wagen. — Küche u. Keller ganz I. Ranges. — Prospekte u. Hof-Rat Martins Broschüre gratis durch Hallh, Besitzer.

Höheres Handels-Institut
Villa Longchamp, Ouchy, Lausanne.
Neueste Sprachen. Franz., Engl., Ital., Span., Handelsfächer, Kaufm. Korrespondenz in engl., franz., ital., span. Sprache. Vorbereitung für Post- u. Telegraphen-Examen. Abit.-Ex. Vorber. f. d. Universitäten. **Dr. Georgens.** Ref.

Stottern
heilt Rud. Dinhardt, Eisenach i. Th. Einzige Anstalt Deutschl., die mehrf. staatlich ausgezeichn., geleitet durch S. M. Kaiser Wilhelm II. Prosp. gratis. Hofrezr. nach Heilerf.

Heilanstalt für Hautkrankheiten.
Gesetzlich staatlich geprüfte Behandlung. Heilt Verfasser. Schwer heilende (Geschwüre) Patienten. Prospekte gratis. **Leipzig-Lindenau, Dr. med. Ihle.**

BAD NAUHEIM.
Töchter-Pensionat
von **Zoë Bromeis.**
Junge Mädchen finden liebevolle Aufnahme in gebildeter Familie. Gründl. Unterricht in allen Fächern. Gute Pflege. Gesunde, freie Lage. Prospekte und Referenzen durch die Vorsteherin.

Blutarme erhalten sofort blühende Personen durch Dr. Dettmeht's Eisenpeptor, verordnet seit 28 Jahren mit bestem Erfolg von Aerzten als das vorzüglichste Kräftigungsmittel, stärkt die Nerven, regelt die Blutzirkulation, schafft Appetit und blühende gesunde Aussehen. Alle sind voll des höchsten Lobes über augenblickliche Dankesbriefen täglich bei. Schon 1,50. Grosser Erfolg nach 3 Selbstbd. Allein echt: Kgl. pr. Apotheke z. weiss. Schwan, Berlin, Spandauerstr. 77.

C. Maquet,
Heidelberg und **Berlin W.,**
Charlottenstrasse 61.
Krankenmöbel, medizin. Schlafsessel, verstellbare Kopfkissen u. Bettbretter, Zimmerklosetts, Bidets.

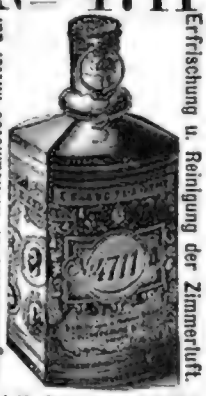
Empfing Diplome Erster Klasse.
Berlin Leipzig Hamburg Dresden
Patente
billigst u. streng reell besorgt u. prozessirt
Dr. J. Schanz & Co.
Vergünstigungen
Wie von keiner anderen Stelle.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Gegen Hühneraugen nur Lebewohl bei Nichtbeachtung! Hühneraugen, Blutarmut, Blutlosigkeit etc. heilt sicher, Blutarmut, Blutlosigkeit etc. mit dem Tiktur, Gesicht und Hände. Broschüre gratis. **H. Poliansi 33, Berlin.**

Möbel-Transport
Vor Vergeudung verlange man Preise, spezielle etc. von
L. Rettenmayer, Wiesbaden
Spezialinstitut für internationalen Möbeltransport, Verpackung und Aufbewahrung, gegründet 1866.

Accord-Zithern
mit mehr als 6 Akkorden bedient man am besten bezieht man am besten direkt von
Peter Renk, Leipzig.
Deutsche Grand und Tafel.

№ 4711
Angenehmstes u. wirksamstes Mittel zur Erfrischung u. Reinigung der Zimmerluft.



EAU DE COLOGNE
(Blau-Gold-Etiquette)
von
Ferd. Mülhens, Köln.
Anerkannt als die
Beste Marke.
Vorrätig in fast allen feineren Parfümerie-Geschäften.

12 Selbst erworbene Medaillen!
Angelgeräte-Fabrikation
H. Stork in München c.
Nordendstr. 3
Preisgekrönt: London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc. etc.
Grösstes Lager Deutschlands fabrikation. Bedarfs.

Photo-
Emil Wünsche
FABRIK
DRESDEN Marienstrasse 20. LEIPZIG Salzgäßchen 1.

Bester eingemachte, delikate
Spargel, Erbsen, Bohnen.
Ohne Zusatz etc. in Töpfen und Gläsern, garantirt frisch gepflückt und leichter, empfiehlt
Goebel & Co.,
Konservenfabr. Braunschweig-Bettenhof.
Gegen 3 Gold. Med. — Zweimal ff. gem. i. Z.

Tafelwasser I. Ranges
Natürlicher Sauerbrunnen

JUVENTA
Mehrfach prämiirt.
zuletzt auf der Weltausstellung in Chicago 1893
Vertreter für Export:
NELSON & MORITZ, HAMBURG.
Vertreter gesucht, wo kein Depôt
HITZACKER BRUNNENVERWALTUNG, HITZACKER, (Provinz Hannover).

Schering's Condurango-Wein
bald in kurzer Zeit bei chronischen Magenleiden, **Magenkatarrh (Magenkrampf)** als Hilfsorganmittel weltberühmte Anwendung.
China-Wein rein und **Eisen.** Vorzüglich im Geschmack und in der Wirkung. Als ausgezeichnet. Mittel von Aerzten bei **Nervenschwäche, Bleichsucht** u. besonders für **Rekonvalescenten** empfohlen. Preis für beide Präparate per Fl. 1,25 u. 3 M., bei 6 Fl. 5 Pf. Rabatt.
Schering's Grüne Apotheke in Berlin N., Chausseestrasse 19.

Griechische Weine
J. F. Menzer
Hofer des Königl. Griech. Erlöserordens
Wein-Grosshandlung
Neckargemünd

Gegründet 1. Mai 1840.
Probekisten griechischer Weine von 12 grossen Flaschen:

Marke **A.** in 2 Sorten, Claret und süss	M.	18.—
Marke **B.** in 2 Sorten, Claret und süss	„	18.60
Marke **C.** in 4 Sorten, Claret und süss	„	20.40
Marke **D.** in 12 Sorten, incl. Claret und süss	„	19.—
Marke **F.** in 2 Sorten, herb und süss	„	12.—
Marke **G.** in 3 Sorten, herb und süss	„	12.—

Deutsche und französische WEINE in reicher Auswahl.
Probekiste deutscher Weine von 20 grossen Flaschen:
Marke **E.** in 4 Sorten weiss und rot . . . . M. 20.—
Im Fass (nicht unter 20 Liter):
Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an.
Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an.
Ich bitte meine ausführliche Preisliste zu verlangen!

behält selbst sonstiges Haar in jedem Wetter. Tausende sind starke „Capillaricin" (Kopfwasser) Org.-z. Thalia à 2,75 u. 4,50 sind in fein. Parfümer. Glashandlungen. Proben gratis. Versandt per Nachn. z. approximativ. Preisliste senden. **F. R. Müller & Co.,** Köln a. Rh.

13. Heft. 1894. Preis 20 Cents.

Inhalt des dreizehnten Heftes.

Text:

	Seite
Osterzeit! Gedicht von Martin Greif	509
Das Ehepaar Weigand. Erzählung von Rudolf Gelm (Fortsetzung und Schluß)	510. 530
Liebet euch unter einander!	514
Der Frakkammers alter Corpsstudenten zu Berlin. Von H. Lüders	515
Emil Rittershaus. Von M. E.	515
Volksdemonstration in Budapest	515
Aphorismen. Von Ewald Löscher	515
Episode aus der Schlacht von Eylau. Von M—r.	517
Die drei ältesten Söhne Kaiser Wilhelms II. Von E. v. St.	517
Des Teufels Anteil. Novelle von Natalie von Eschstruth (Fortsetzung und Schluß)	518. 538
Bühne	522
Literatur	522. 546
Abbazia. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld	523
Nicht wieder. Gedicht von Franz Herold	523
Das deutsche Silber in Gefahr. Von Wilhelm Fischer	525
Notizblätter	525. 542
Briefmappe	526. 542
Ludwig Rosselt. Von J. W.	534
Am schwäbischen Meer. Von B.	535
Wie und was sollen unsere Töchter lesen? Von Klara Schreiber	535
Lord Rosebery, der neue englische Premierminister	536
Von Martin	536
Vorbei. Gedicht von Sofie B. Wieland	540
Erfüllung eines Gelübdes. Von G. W.	540
Mausoleum des Grafen Julius Andrassy. Von K.	541
Gesuchsstellerin	541
Blumen für Lieder. Gedicht von Frida Schanz	542
Für müßige Stunden: Bilderrätsel. — Wechselrätsel. — Zweisilbige Charade. — Homonym. — Auflösung der Rätselaufgaben Seite 463	542
Eine Wintertour über das Hochjoch. Von Emil Terschak	543
Schach	546

Illustrationen:

	Seite
Osterzeit! Originalzeichnung	509
H. Dunger: Liebet euch unter einander!	512. 513
Lionel Royer: Schlacht bei Eylau	516
Die drei ältesten Söhne Kaiser Wilhelms II.	517
Kommers der alten Corpsstudenten in Berlin. Originalzeichnung von H. Lüders	520
Bildnis von Emil Rittershaus	521
Demonstration für das Zivilehegesetz in Budapest. Originalzeichnung von M. Jankó	521
Abbazia. Zwei Originalzeichnungen von Alex Kircher	523. 524
Der „Salzige See“ bei Eisleben	525
Bildnis von Ludwig Rosselt	529
Josef Wopfner: Holzfischer am Gedersee	532
F. Andreotti: Blumen für Lieder	533
Bildnis von Lord Rosebery	536
Miniatur. Mit drei Bildern	539
E. Godding: Erfüllung eines Gelübdes	540
Das Andrassy-Mausoleum in Torke-Terebes	540
Gesuchsstellerin	541
Eine Wintertour über das Hochjoch. Mit dreizehn Originalzeichnungen von Emil Terschak	543. 544. 545

Inhalt des mit diesem Hefte zugleich ausgegebenen **dreizehnten Heftes** (Preis 35 Pf.) des zweiundzwanzigsten Jahrgangs von

Deutsche Romanbibliothek:

Das braune Kuvert. Roman von Franz Wichert. — **Freundschaft.** Roman von J. van Klinckerfues. — **Aus der neuen deutschen Lyrik: Herr Doktor Hurtig.** Von G. Lenz. — **Erinnerung.** Von W. Eigenbrodt. — **Spruch.** Von J. von Freyhold. — **Wüstenlegende.** Von Anna Ecker. — **Schwarzwaldmärchen.** Von Hermann Busch. — **Erste Veilchen.** Von Anemia.

Mosaik: Ein Kaisersarg als Aktientrufe. — **Bittschrift an die Mutter Gottes.**

Feuilleton: Regeneration und Verjüngung.

Den geehrten Abonnenten von „Ueber Land und Meer“

empfehlen wir zum Einbinden des mit diesem Hefte vollständig vorliegenden **ersten Bandes** dieses Jahrgangs die in unserer Buchbinderei auf das eleganteste ausgeführte

Original-Einband-Decke

in brauner englischer Leinwand

mit reicher Gold- und Reliefpressung auf Vorderdeckel und Rücken

nach nebenstehender Zeichnung von Jul. Schnorr.

Preis per Decke, je für 13 Hefte oder 26 Nummern = 1 Band bestimmt, **nur 2 Mark.**

☞ **Auf den Wunsch vieler Abonnenten liefern wir diese Decken in ganz gleicher Ausstattung, jedoch nur mit Goldrücken, — also ohne Goldpressung auf dem Vorderdeckel — zu dem sehr billigen Preise von nur 1 Mark 25 Pf. per Stück.**

Zu dem gleich billigen Preise können auch **Mappen** zur Aufbewahrung der **Wochen-Nummern** in gepreßter Leinwand mit Goldtitel bezogen werden, besonders zu empfehlen allen ☞ **Lesekabinetten, Gasthöfen, Cafés, Restaurationen** ꝛc.

(In Oesterreich-Ungarn kommt zu diesen Preisen noch ein kleiner Grenzzuschlag.)

☞ Nur durch die Herstellung der Decken und Mappen in sehr großen Partien können die Preise **so billig** gestellt werden. Die Einzelanfertigung würde mindestens das **Doppelte** kosten.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämtliche **Kolporteure** und **Boten,** welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung. **Postabonnenten** wollen sich diesfalls an eine Buchhandlung wenden, da durch die Postämter die Decken nicht bezogen werden können. Dieselben werden auf Wunsch gegen frankirte Einsendung des Betrags (am einfachsten in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) auch von der Verlagshandlung in Stuttgart direkt geliefert. Noch bemerken wir, daß die Decken nur in **brauner** Farbe zu haben sind.

NB. Da von anderer Seite ebenfalls Einband-Decken, jedoch **in ganz anderer Ausführung** angekündigt werden, so wolle man zur Vermeidung jeden Irrtums ausdrücklich die **von der Verlagshandlung angekündigten Original-Einband-Decken** verlangen und zu gefälligen Bestellungen den diesem Hefte beiliegenden Bestellschein benützen. Wird dann dennoch eine andere Decke geliefert, als obenstehende Zeichnung ausweist, so ist der Abonnent durchaus nicht verpflichtet, dieselbe anzunehmen, und steht ihm dann immer noch der Weg des **direkten** Bezugs von der Verlagshandlung in Stuttgart offen.

Zum Einbinden **früherer** Jahrgänge können jederzeit auch noch die betreffenden **Decken** nachgeliefert werden.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

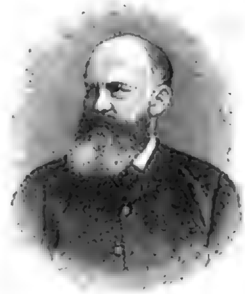
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In unserem Verlage erscheint gegenwärtig:

Gesammelte Werke

von

Georg Ebers.



Mit dem Porträt des Dichters.

Vollständig in 105 Lieferungen von je 5 Bogen Oktavformat.

Preis pro Lieferung 60 Pfennig. — Alle 14 Tage gelangt eine Lieferung zur Ausgabe.

Unsere Ausgabe von **Georg Ebers Gesammelten Werken** wird enthalten:

Eine ägyptische Königstochter. — Uarda. — Homo sum. — Die Frau Bürgemeisterin. — Die Schwestern. — Ein Wort. — Der Kaiser. — Serapis. — Die Greif. — Die Nilbraut. — Josua. — Eine Frage. — Elifen. — Drei Märchen. — Per aspera. — Die Geschichte meines Lebens.

Seit langem steht Georg Ebers in der ersten Reihe derjenigen Dichter, die das Geistesleben des deutschen Volkes durch eine Fülle neuer und unvergänglicher Bilder bereichert und erweitert haben. Die Sympathien für den Dichter sind im Laufe der Jahre ihm dauernd erhalten geblieben, denn Ebers' Werke sind Schöpfungen eines freien Dichtergeistes, der Land und Leute, die er schildert, aus gründlichster persönlicher Beobachtung kennt und seine Gestalten gerade deshalb so glaubhaft und lebendig vor uns hinzustellen vermag, weil er selbst als Mensch, dem nichts Menschliches fremd ist, unter den Menschen der Gegenwart lebt und in der Vergangenheit eben auch nichts anderes sucht als das ewig Menschliche. Daher begreift sich auch die Treue, mit der die deutsche Leserwelt, insbesondere aber unsere Jugend, die sich dem immer jugendfrischen Genius des Dichters so gerne gefangen gibt, Georg Ebers von einem Marksteine seiner schriftstellerischen Laufbahn zum andern nachgefolgt ist.

Subskriptions-Bedingungen:

Unsere Ausgabe von **Georg Ebers gesammelten Werken** erscheint in 105 Lieferungen von je 5 Bogen Oktavformat. — Der Preis einer Lieferung beträgt 60 Pfennig. — Alle 14 Tage gelangt eine Lieferung zur Ausgabe.

☛ **Einzelne Werke aus dieser Gesamtausgabe werden nicht abgegeben.** ☚

Bestellungen nehmen alle **Sortiments- und Kolportagebuchhandlungen** des **In- und Auslandes**, sowie jeder mit einer solchen in Verbindung stehende **Bücheragent** entgegen und liefern auf Wunsch die **erste** Lieferung gern zur Ansicht ins Haus. — Wenn eine Bestellung irgendwie auf Schwierigkeiten stößt, beliebe man sich direkt an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu wenden, welche die Expedition dann vermitteln wird und auch bereit ist, auf alle einschlägigen Anfragen direkt Auskunft zu erteilen.

Urteile der Presse:

In Georg Ebers hat der Mann der Wissenschaft den Dichter zum alten Aegypten geführt und ihm den Tummelplatz für seine Phantasie erschlossen. Ueber den Ruinen des hunderttorigen Thebens, über den Mumiengräbern, den Sphinxen und Pyramiden der antiken Welt baute der Dichter mit schöpferischer Kraft eine ideale Welt auf, die ihr Fundament in der Geschichte Aegyptens hat. Georg Ebers gehört zu den gelesensten und mit Recht gefeiertsten Romanschriftstellern. Er hat unsere Literatur durch ein neues Stoffgebiet voll geheimnisvoller Reize erweitert und seine Stoffe mit dichterischer Kraft und Freiheit behandelt. Er führt uns in eine fremde, längst untergegangene Kulturwelt, zeigt uns eine Fülle rührender und fesselnder Gestalten, läßt Schlachten und große Staatsaktionen an uns vorüberziehen und weiß uns zu bewegen und zu erheben, weil seine Schilderungen glaubhaft, lebendig und schön sind.
Volks-Zeitung, Berlin.

Durch diese Ausgabe ist es jedem ermöglicht, die Werke Ebers', die sich überall als ein Quell unversiegbarer Freude, als eine Zierde jeder Hausbibliothek erweisen, zu erwerben.
General-Anzeiger, Leipzig.

Diese Gesamtausgabe wird gewiß überall begrüßt werden, wo man für gediegene, nicht nur unterhaltende, sondern auch belehrende Lektüre Sinn und Interesse hat.
Schweiz. Familien-Wochenblatt, Zürich.

Der kundige Verfasser schildert uns in „Uarda" Aegypten zur Zeit der Pharaonen in seinem höchsten Glanze, in „Josua" den weltgeschichtlichen Wendepunkt des Auszugs der Israeliten, in den „Schwestern" Aegypten, durchtränkt von griechischer Gesittung, im „Kaiser" das Land, unterjocht von den Römern, in „Serapis" und „Per Aspera" unterwühlt und durchdrungen vom Christentum, in der „Nilbraut" überflutet vom Islam. In wie hohem Grade es dem Dichter gelungen ist, uns die Menschen jener weitentrückten Zeit in ihrem Denken und Fühlen nahe zu führen, trotz der Fremdartigkeit ihrer Tracht, ihrer Sitten und Gebräuche, das beweist der glänzende Erfolg seiner in alle Kultursprachen übersetzten Schriften, die nicht nur heute interessieren, sondern einen dauernden Wert besitzen. Aus diesem Grunde wird auch diese billige Ausgabe der gesammelten Werke von Ebers vom deutschen Publikum gewiß aufrichtig willkommen geheißen werden.
Der Bazar, Berlin.

Die Vorzüge, welche den Werken von Ebers die beispiellose Verbreitung verschafft haben und welche namentlich in der genialen Verschmelzung der Ergebnisse der strengen Wissenschaft mit der leichtbeschwingten Dichterphantasie und in dem edlen, reinen Stil begründet sind, geben den Schriften von Ebers die Berechtigung, in jedem Hause einen Ehrenplatz zu bekommen.
Danziger Zeitung.

Georg Ebers' Werke zählen seit vielen Jahren zu den Lieblingsbüchern der deutschen Familie, sie können jedermann unbedenklich in die Hände gegeben werden und verdienen eine warme Empfehlung in vollem Maße.
Heimgarten, Graz.

Die Romane von Georg Ebers haben einen in Deutschland ganz außergewöhnlichen Erfolg gehabt und sind in vielen Familien eingebürgert. Ihr künstlerischer wie dichterischer Wert steht sehr hoch, und sie geben außerdem einen großen Reichtum historischer Belehrung.
Deutscher Hausschatz, Regensburg.

Seit drei Jahrzehnten zählt Georg Ebers zu den Lieblingsschriftstellern des deutschen Volkes. Seine gehaltreichen Romane, welche zuerst die Geheimnisse des alten Wunderlandes der Pyramiden dem staunenden Publikum erschlossen, haben einen wahren Triumphzug durch die ganze gebildete Welt gehalten. Mit Freuden werden die zahllosen Verehrer und Verehrerinnen des berühmten Autors diese neue Gesamtausgabe seiner Werke begrüßen. Dieselbe verdient, als ein wirklicher Familienschatz, den Ehrenplatz in der Bibliothek jedes deutschen Hauses zu erhalten.
Dresdner Frauen-Zeitung.

Georg Ebers' gesammelte Werke werden von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart soeben herausgegeben, womit gewiß einem lange gefühlten Bedürfnis weiter Kreise entsprochen wird. Zählen doch Ebers' Werke seit vielen Jahren zu den Lieblingsbüchern der deutschen Familie, sie sind durchweht von einem echten Dichtergeist, dessen farbenprächtige Darstellungsweise allem Unschönen abhold ist. Wie trefflich es ihm gelungen ist, die gewaltigen Aufgaben, die er sich gestellt, zu lösen, dafür haben mit lautem Lobe die berufensten deutschen Stimmen und unter den Ausländern diejenige eines Max Müller und S. Birch aus England, eines Chabas aus Frankreich, eines Leemans aus Holland, eines Bayard Taylor aus Amerika gezeugt.
Düna-Zeitung, Riga.

Alleinige Inseraten-Annahmestelle bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und deren Filialen. — Insertionspreis pro fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 60 ₰

Charakter

u. Eigenschaften, Geist u. Herz zc. der Person [illegible] aus d. [illegible] Handschrift. Honorar je nach [illegible] M. 1. 50, 2. 50, 3. 50 [illegible] Marken zc. [illegible]
P. P. Liebe, Graphologe, Augsburg, [illegible]

Über 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.
MEYERS
= Soeben erscheint =
in 6. neubearbeiteter und vermehrter Auflage:
272 Hefte zu 50 Pf. — 17 Bände zu 8 Mk.
KONVERSATIONS-LEXIKON
17 Bände halbleder gebunden zu 10 Mk.
Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.
17,500 Seiten Text. — 152 Chromotafeln.
10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
bewährtes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung bei **Schlaflosigkeit** durch [illegible] **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. [illegible] über Anwendung und Wirkung gratis [illegible]
Bendorf am Rhein. — Dr. Carbach & Cie.

Galvanische Niederschläge

von den in unseren Journalen **„Ueber Land und Meer"** und **„Illustrirte Welt"** erschienenen Illustrationen werden fortwährend zum Preise von 10 ₰ pr. Quadrat-Centimeter abgegeben.

Stuttgart. — **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Neue belletristische Erscheinungen

aus dem Verlage der

Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In engen Schranken.

Roman von

Marie Herbrandt.

Preis geheftet *M.* 3. —; fein gebunden *M.* 4. —

Von Jahr zu Jahr nimmt die Zahl der Frauen in der stattlichen Reihe der deutschen Schriftsteller immer mehr zu, und es sind zum größten Teile sehr charakteristische Erscheinungen und beachtenswerte Talente, die wir auf diesem überreich bearbeiteten Gebiete auftauchen sehen. Frauen, die aus einem reichen Schatz von Erfahrungen schöpfen und gleich mit einem abgeklärten, ausgereiften Erzeugnis ihrer Feder an die Oeffentlichkeit treten. Zu ihnen gehört auch Marie Herbrandt, deren Namen den weiteren Lesekreisen noch ziemlich unbekannt ist, die sich aber mit dem obigen Romane, der Friedrich Spielhagen gewidmet ist, sicherlich viele Freunde erwerben wird. Der Roman hat ein realistisches Gepräge, er führt uns in ländliche Kreise, aus deren engen Schranken sich die handelnden Personen zum Teil herausarbeiten, zum Teil darin zu Grunde gehen. Die Charaktere sind scharf und mit Wärme gezeichnet, und die Handlung hält den Leser bis zum Schluß in lebhafter Spannung.

Um der Liebe willen.

Roman von

Reinhold Ortmann.

Preis geheftet *M.* 4. —; fein gebunden *M.* 5. —

Unter den beliebtesten Erzählern der Gegenwart nimmt Reinhold Ortmann eine der ersten Stellen ein. Was ihm besonders die Gunst des deutschen Lesepublikums erworben hat, das ist die Wärme, mit der er seine Personen zu zeichnen weiß und die sich überall in den Erzeugnissen seiner fleißigen Feder in so wohlthuender Weise geltend macht. Auch der obige Roman zeichnet sich wieder durch diese Gefühlsinnigkeit vorteilhaft vor so vielen anderen Erscheinungen der Tagesliteratur aus. Er spielt in unserer Zeit und führt den Leser in vornehme Kreise. In fesselnder Weise schildert er die traurigen Vorkommnisse in einer adeligen Familie, die in einem verlöschenden Schuß ausklingen. Ortmann hat sich ordentlich hineingelebt in seine sympathischen Gestalten und bietet so wieder ein Werk, das dem Leser manche angenehme Stunde bereiten wird.

Eigenart.

Roman von

A. von der Elbe.

2 Bände. Preis geheftet *M.* 5. 50; fein gebunden *M.* 6. 50.

A. von der Elbe hat sich binnen kurzem die Gunst der deutschen Lesewelt erworben, und ihr neuer Roman ist ganz darnach angethan, die beliebte Schriftstellerin darin zu befestigen, denn er zeigt alle ihre Vorzüge in reichem Maße wieder. Es ist die Geschichte eines jungen Mädchens, der Tochter eines in Brasilien lebenden Deutschen und einer Eingeborenen. Ein unangenehmer Vorfall bestimmt den Vater, sich von seiner noch sehr jugendlichen mutterlosen Tochter zu trennen und sie nach Deutschland zu Verwandten zu schicken. Damit beginnen die Kämpfe des jungen, sehr verwöhnten Mädchens, das mit ihren in kleinen spießbürgerlichen Verhältnissen lebenden Verwandten ihrer Eigenart wegen bald in Konflikt gerät. Sie hat aber auch vieles von dem kernigen Charakter ihres Vaters geerbt und geht daher aus allen unangenehmen Lagen, in die sie sich durch eigene Schuld bringt, siegreich hervor. Auch die anderen Gestalten, die in dem spannend geschriebenen Romane größere Rollen spielen, haben vieles eigenartige an sich, so daß sich der Leser von einer ganzen Gesellschaft umgeben sieht, die aber alle das lebhafteste Interesse in Anspruch nehmen.

Dem Irrlicht nach.

Roman von

Alexander Römer.

2 Bände. Preis geheftet *M.* 5. —; fein gebunden *M.* 6. —

Trotz der praktisch-praktischen Richtung unserer Zeit ist die Begeisterung der Jugend für die Kunst vielleicht niemals größer gewesen als heute; sie gilt indes, bezeichnend genug, mehr der schaffenden als der genießenden Seite: man möchte selbst Künstler sein, und meistens nicht, um einem unwiderstehlichen künstlerischen Drange zu genügen, sondern um sich auszuzeichnen und um die Stirn den goldenen Lorbeer sich zu winden, freilich in mannig unter hundert Fällen mit dem Erfolg, elend zu scheitern. In einem Kreise solcher wollte beKünstler spielt der neueste Roman des rühmlichst bekannten Erzählers. Kommerzienrat Welldorf hat eine Frau mit künstlerischen Neigungen geheiratet und der Kinder dieses Ehepaares, vor allem der Sohn Roderich, arten mehr der Mutter als dem Vater nach. Roderich hält sich zum Komponisten berufen, Sylvia, seine Adoptivschwester, hat eine hübsche Stimme und glaubt auf der Bühne Geld und Ruhm ernten zu können; beide reißen sich aus sicheren, wohlgeordneten Lebensverhältnissen los, um ein Abenteurerleben zu führen. Roderich geht mit sich und der Welt zerfallen unter, Sylvia rettet sich noch eben rechtzeitig mit kaltem Herzen in den Hafen einer Vernunftehe. Eine Reihe von vortrefflich gezeichneten Nebenfiguren beleben die rasch sich entwickelnde, abwechslungsreiche Handlung. Der Roman gibt ein etwas phantastisches, aber geistvolles Kulturbild aus dem bürgerlichen Leben unserer Tage und fesselt sowohl durch den interessanten Stoff als durch die pikante Form.

Der Eisenwurm.

Roman von

Robert Byr.

2 Bände. Preis geheftet *M.* 5. —; fein gebunden *M.* 6. —

Es ist eine besondere Kunst, für einen Roman einen guten Titel zu finden, denn er muß anziehend und zugleich charakteristisch für die Erzählung sein. Einen solchen vielversprechenden Titel führt dieser neueste Roman Robert Byrs. Wir wollen hier nicht verraten, was der Verfasser, der schon lange zu den beliebtesten Erzählern der deutschen Lesewelt gehört, unter diesem eigentümlichen Worte versteht. Jeder Leser des spannenden Romans wird die Erklärung im Verlaufe der Lektüre finden und sich sagen, daß dieser eigenartige Titel außerordentlich treffend ist. Wie bei seinen meisten früheren Romanen hat Byr den Schauplatz nach Oesterreich verlegt, das er als sein Vaterland so gut kennt. Die Handlung spielt sich in Adels- und Offizierskreisen ab, denen er als ehemaliger Militär einst selbst angehört hat. Daher versteht er auch das Leben und Treiben in diesen exklusiven Gesellschaftskreisen, in das er tiefe Einblicke gethan hat, so lebenswarm und anschaulich zu schildern.

Auf Befehl des Königs.

Roman aus der Zeit Friedrichs des Großen

von

Clarissa Lohde.

Preis geheftet *M.* 3. —; fein gebunden *M.* 4. —

Zu den besten Namen in der langen Reihe der deutschen Schriftstellerinnen gehört der von Clarissa Lohde, deren Romane und Novellen von jeher sich einer großen Beliebtheit bei dem deutschen Lesepublikum zu erfreuen hatten. Auch dieser neue Roman aus der Feder der geist- und gemütvollen Verfasserin besitzt alle Eigenschaften, den Lesern einen wahren und nachhaltigen Genuß zu bereiten. Die große, glänzende Zeit des alten Fritz ist es, welche die Verfasserin diesmal zum Hintergrunde einer außerordentlich fesselnden und zum Herzen sprechenden Handlung gemacht hat. In schönster Harmonie gehen dabei Wahrheit und Dichtung Hand in Hand, und viele der Heldengestalten jener großen Tage greifen handelnd in den Gang der spannenden Ereignisse ein, welche von der Verfasserin in ihrer bekannten, Geist und Herz befriedigenden Art und Weise geschildert werden.

Rahu.

Roman von

Oskar Meding (Gregor Samarow).

3 Bände. Preis geheftet *M.* 10. —; fein gebunden *M.* 13. —

Der vor Jahresfrist erschienene hochinteressante Roman Medings „An den Ufern des Ganges", der in der deutschen Lesewelt so berechtigtes Aufsehen erregte, hat eine sehr willkommene Fortsetzung in diesem Roman erhalten. Wie in dem erstgenannten steht auch wieder die gewaltige Gestalt des Gouverneurs von Ostindien, Warren Hastings, dem allein England den Besitz des großen indischen Kaiserreichs zu verdanken hat, im Mittelpunkte der Handlung. Neben ihm nimmt aber das gleiche Interesse der geheimnisvolle Titelheld in Anspruch. Schon in dem ersten Roman hat diese trefflich gezeichnete Figur, die sich aus einem verdächtigen Paria bis zum Vertrauten des gefürchteten Gouverneurs aufschwingt, die besondere Aufmerksamkeit und Teilnahme des Lesers erregt, so daß jeder lebhafte Gemütsbewegung empfinden wird, wenn er in „Rahu" erfährt, wie dem unerschrockenen Manne für alle seine Thaten und Wagnisse die schlechte Belohnung zu teil wird. Alle schriftstellerischen Vorzüge Medings-Samarows treten in Rahu wieder in das glänzendste Licht und werden auch diesem neuesten Erzeugnisse der gewandten Feder des beliebten Autors überall begeisterte Freunde und Leser erwerben.

Die Reiterkäthe.

Roman von

Augusta Bender.

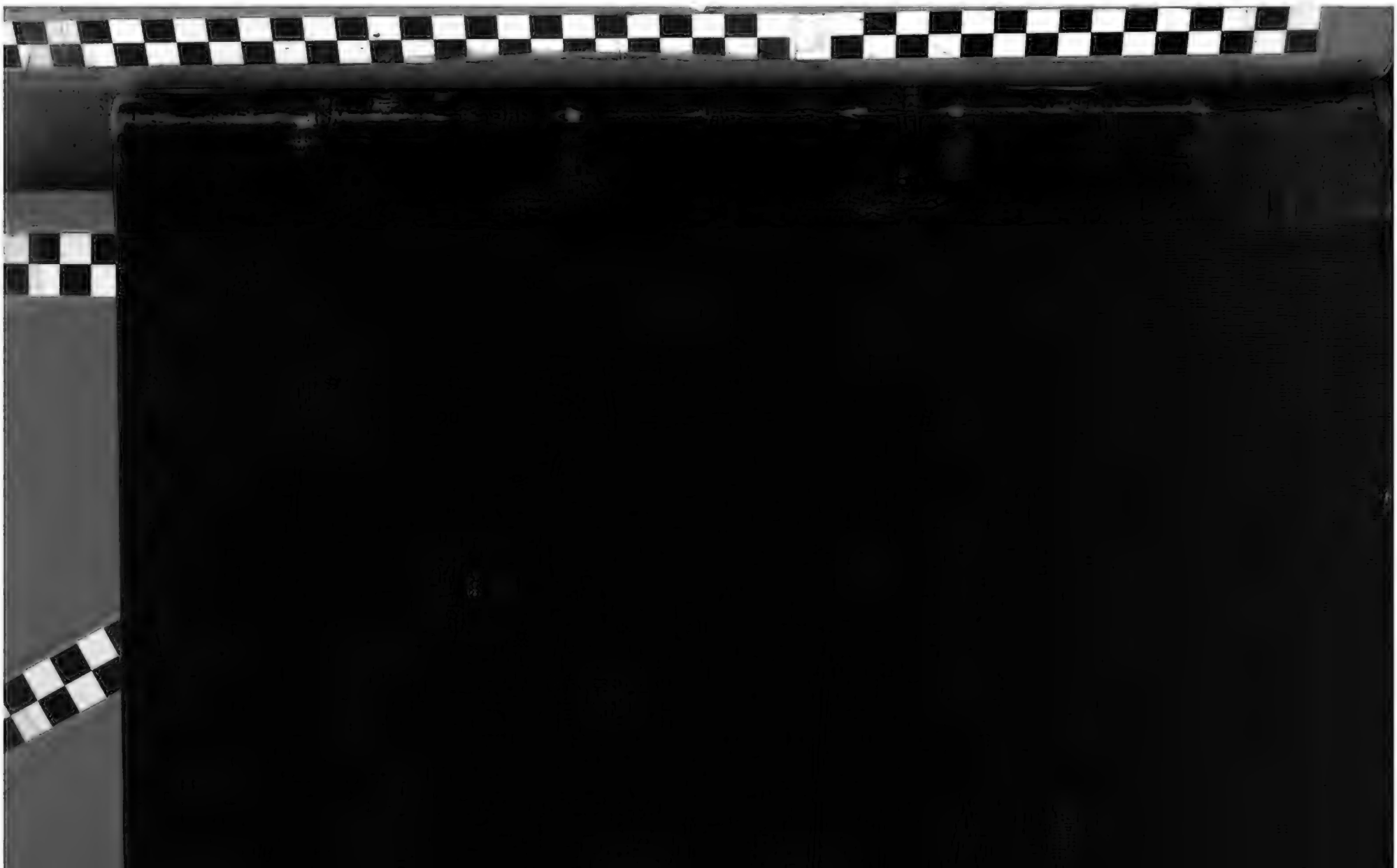
Preis geheftet *M.* 4. —; fein gebunden *M.* 5. —

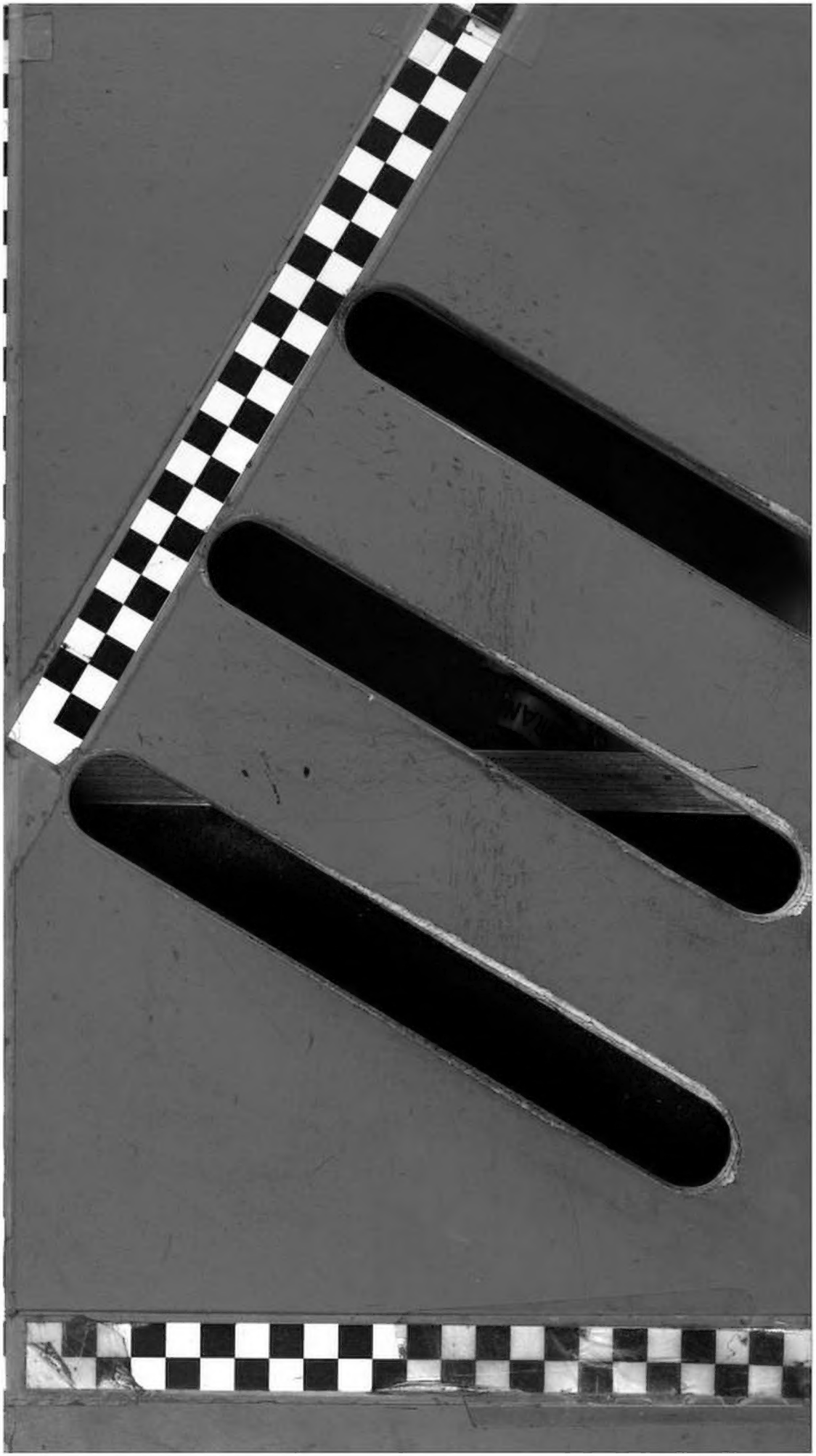
In die Zeit des dreißigjährigen Krieges führt dieses vielversprechende Erstlingswerk einer jungen, talentvollen Schriftstellerin den Leser zurück. Die Heldin, nach welcher der Roman betitelt ist, hat aus Liebe zu ihrem Pflegebruder ihr elterliches Haus im kurländischen Oberheimerthal verlassen und ist, um vielen, der heimlich sich entfernt hat, zu suchen, verkleidet in die Armee des Herzogs Bernhard von Weimar eingetreten. Sie findet Ulrich wirklich, und als er in der Nähe seines Heimatsorts verwundet wird, läßt sie ihn in das Haus ihres Vaters, des Schulzen Weigold bringen. Sie legt nun ihre Männerkleider ab und gibt sich zu erkennen. Ihre treue Liebe findet indes nicht ihren Lohn. Käthe überrascht Ulrich in einem zärtlichen tête-à-tête mit ihrer hübschen Base, und als er voll Reue um ihre Verzeihung und Neigung wirbt, weist sie selbst ihn ab. Er verläßt sie, nachdem er als Sprosse einer vornehmen Familie erkannt worden ist, und fällt schon ein Jahr später in einer Schlacht. Sie selbst stirbt unvermählt. Der Reiz des Werkes liegt weniger in der vielverschlungenen, bunten Handlung, als in der Detailmalerei und der Stimmung, die über dem ganzen äußern Geschehnisbilde liegt. Das Zeitkolorit ist vorzüglich getroffen, die einzelnen Charaktere heben sich scharf und aufsprechend von einander ab, so daß die „Reiterkäthe" trotz der Abneigung, die heute gegen den geschichtlichen Roman, zumal wenn eine Dame ihn geschrieben hat, allgemein herrscht, doch sicher viele dankbare Leser finden wird.

Obige Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04642 8986
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.
27 1899





Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google